Julius Moſen's ſämmtliche Werke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sämmtliche Werke

von

Julius Moſen.

Erſter Band.

Oldenburg.
Verlag von Ferdinand Schmidt.
1863.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von August Grimpe in Hannover.

An ***

Senk' deiner Liebe warmen Sonnenſchein
Zur guten Stunde in dies Buch hinein,
So wird darin dein eigenes Gemüthe
Mit meinem Herzen eine Roſenblüthe.

Inhalt

Fliegende Blätter.

I.

Seite
Der eiſerne Heinrich 1
Zuruf 3
Friſch, mein Lied 5
Meine Eiche 7
Berglied 9
Heinrich Victor von Neuwied 11
Andreas Hofer 12
Donay, der Verräther 14
Der Trompeter an der Katzbach 16
Lied der Deutſchen 18
Gebet vor der Schlacht 21
Die Völkerſchlacht bei Leipzig. 1. 2. 23
Carl Maria von Weber in London 25
Iſt kein Dalberg da? 27
Gott und Vaterland 28
Der Kreuzſchnabel. 1. 2. 3. 4. 30
Der Gefangene 36

Seite
Die letzten Zehn vom vierten Regiment 39
Polonia 41
Weltſünde 43
Antwort 45
Nacht 46
Segenſpruch des Alten 47
Viſion. 1. 2. 50
Denkſpruch 58
In das Gutenberg-Album 59
Letzter Troſt 60
Sünde und Sühne. 1. 2. 62
Der Säbelſchleifer 67
Die Windsbraut 69
Der Schaafhirt 71
Juchhe! Ade! 74

II.

Frühlingslieder:

1. Heraus 79
2. Der Baumeiſter 81
3. Die drei Zauberſtimmen 82
4. Ammerngeſang 84
5. Waldgeſang 85
6. Der blühende Apfelbaum 87
7. Ruhe am See 88
Da drüben 90
Die Nixe 91
Der träumende See 92
Der Mond und Sie 93
Der Nußbaum 94
Roſenblüthe 96
Frühlingsnacht 98

Seite
Am Morgen 99
Der Reuige 101
Eva 102
Der Alpengang 103
Warnung 104
Der Schweigſame 105
Brennende Liebe 107
Das Hänflingsneſt 108
Nachtlied 109
Im Sommer 110
Vor Liebe 111
Freiheit 112
Der vorleſende Schüler 113
Waldeinſamkeit 115
Der Abſchied 116
Ahr 118
An Sie 119
Botſchaft 120
Aus der Fremde 121
In der Villa reale zu Neapel 123
Der Oſtertag in Rom 124
In der Villa Borgheſe zu Rom 125
In die Ferne 127
Ziehende Schwalben 128
Zu Weihnachten 130
An die Ungetreue 131
Des Waffenſchmieds Fenſter 132
König Mark und Iſolde 134
Todtenklage 136
Vorüber 138
Die junge Mutter 140
Die Frühlingslerche 142

III.

Seite

Der Zecher:

1. Als Naturphiloſoph 145
2. Als Myſtiker 147
3. Als Revolutionair 149
4. Als Doctrinair 152
5. Als franzöſiſcher Emiſſair 154
6. Als Seeheld 156
7. Als Legitimer 158
8. Als Raiſonneur 160

IV.

Sehnſucht 163
Decembermorgen 164
Offenbarung der Liebe 166
Die Aloë 170
Frühſommer 172
Bekenntniß 174

V.

Das Steinbild am Dome 177
Der Waſſerkönig 178
Haland, der Junge 179
Heimkehr 182
Der erſtochene Reiter 185
Die Nonne 186
Der Traum 188
Der treue Bote 189

Erinnerung:

1. Kinderjahre 191
2. Das Brautgemach 193
3. Lied von dem traurigen Knaben 194

Seite
4. Der Wittwe Töchterlein 195
5. Die Grabblume 197
6. Herbſtzeitloſe 198
Die Waldblume 199
Die Roſenknoſpe 201
Stimme vom Berge 203
Stimme aus dem Thale 204
Andreasnacht 205
Der Araber in der Wüſte 208
Rabenlied 210
Das Waldweib:
1. Des Knaben Sehnſucht 212
2. Des Knaben Liebe 214
3. Des Knaben Leid 216
4. Des Knaben Tod 218
Der Waſſerneck 220
Fahr' wohl 227
Heinrich der Löwe:
1. Der Schiffbruch 230
2. Der Vogel Greif 232
3. Heimkehr 234
4. Der Löwe 238
Der Rehſchädel 240

Anhang.

Bei der Trauerbotſchaft von dem Verſcheiden J. K. H. Cäcilie, unſerer allgeliebten Großherzogin von Oldenburg, am 27. Januar 1844 245
Prolog zu Leſſing's „Nathan der Weiſe“ 247
Prolog zur Eröffnung des Großherzoglichen Hoftheaters in Oldenburg am 28. September 1845 249

Seite
Prolog zur Eröffnung des Hoftheaters zu Oldenburg am 4. October 1846 252
Der Badegaſt auf Helgoland 254
Zur Begrüßung Sr. K. H. des Erbgroßherzogs von Oldenburg, Nicolaus Friedrich Peter, und J. K. H. der Erbgroßherzogin von Oldenburg, Eliſabeth Pauline Alexandrine, bei Ihrem Einzuge in Oldenburg am 18. Febr. 1852 . . 256
Bei dem Hinſcheiden Sr. K. H. des Großherzogs von Oldenburg Paul Friedrich Auguſt am 27. Febr. 1853. 258
Denkſpruch 260
Denkſpruch 261
Das ſterbende Kind 262
Gruß an Jena 263
Feſtgruß zum 10. November 1859 264
Zum Geburtstage J. K. H. der Frau Großherzogin von Oldenburg 266
Das Dichtergrab am Rhein 268
Gottlieb Fichte 270
Der untergehende Mond 272
An ***. 273
Ludwig Uhland 274
Das Schlachtfeld bei Leipzig 277
St. Johannistag 278

Fliegende Blätter.

Wenn mich die Menſchen faſt zu todt gequälet,
Stieg auf den Berg ich, in den Wald hinein.
Dort haben mir die Bäume viel erzählet,
Sie ſprachen treulich Troſt und Muth mir ein;
Die Aeſte ſtreckten ſie mit allen Zweigen,
Zum: „Grüß' dich Gott!“ mir eine Hand zu reichen.

Und wenn ich nun die Freunde bald erkannte,
So drängten ſie ſich dicht um mich herum,
Und da ich ſie beim rechten Namen nannte,
So blieb auch nicht der kleinſte Wipfel ſtumm,
Sie regten flüſternd ihre tauſend Zungen,
Und mit einander haben wir geſungen.

Doch wenn die Nacht ſich ſtill herabgeſenket,
Und ich mich endlich von den Freunden ſchied,
Hat mir ein Jeder noch ein Blatt geſchenket,
Auf jedem grünen Blatt ein neues Lied
Und in die Bruſt hinein viel neue Träume,
Habt ſchönen Dank, ihr gottvertrauten Bäume!

So komm' ich in das Land herabgezogen
Mit bunten Blättern um den Wanderhut,
Und iſt davon ein Blatt herabgeflogen,
So zeig' es Weg und Steg, haſt du den Muth,
Emporzuklettern, wo die Gemſen pfeifen,
Im Wolkenmeer die Luftpiraten ſchweifen.

Hinaus! Hinauf! Streck' aus die trägen Glieder;
Hier trat der Dammhirſch ſeine wilde Bahn, —
Zehn Schritte noch! Schau' in die Ferne nieder!
Dort liegt die Welt, die Jedem weh gethan,
Dort, wo der Schleier grauer Moderdüfte
Bedeckt die Städte und die Todtengrüfte.

◆

I.

Hoch aus dem Eichenwald
Brauſen die Wetter,
Hoch aus dem Eichenwald
Rauſchen die Blätter.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der eiſerne Heinrich.

Ich weiß von alter Sage,
Von einem treuen Mann,
Ich weiß von ſeiner Klage —
Ein Grauen kommt mir an.

Er trägt drei Eiſenringe,
Drei Ringe um das Herz,
Damit es nicht zerſpringe
Vor allzuſchwerem Schmerz.

Das Herz in Eiſenbinden
Irrt er umher im Land,
Er ſucht und kann nicht finden
Das alte Vaterland —

Wohl in drei Eiſenbändern,
Die halten allzugleich,
Und doch iſt nicht zu ändern
Sein Leid um's deutſche Reich.

2

Er trägt drei Eiſenklammern
Um ſeine Bruſt herum,
Daß ſie nicht ſpringt vor Jammern
Um altes Heldenthum.

Das Herz in Eiſenreifen,
Das immer heimlich kracht,
Sieht man ihn traurig ſchweifen
Im Herbſt in ſtiller Nacht.

O, laß' dein Herz zerſpringen,
Du Mann voll Gram und Leid!
Dein wildes Herz zerſpringen
Zu dieſer böſen Zeit!

Zuruf.

Was grämeſt du dich, mein Gemüthe,
Daß dir ein Saitenſpiel zerſprang,
Und daß vorbei die Roſenblüthe
Und der Schallmeien Maienklang?
Das eigne Herz muß ſich der Mann bezwingen,
Will er das Höchſte und ſich ſelbſt erringen; —
Das Haupt empor.

Noch wölbet ſich der Himmel oben,
Noch brauſt das Meer in Wogen auf,
Noch hängt die Welt in ihren Kloben,
Noch gehet Alles ſeinen Lauf;
Und ſchlügeſt du darein mit Donnerkeilen,
Nicht eine Stunde würde ſchneller eilen; —
Sei unverzagt!

Hinaus, das harte Leben zu erſtreiten!
Abgründe ſtürzen ſich in deinen Weg;
Biſt du ein Mann, ſo lerne vorwärts ſchreiten!
Scheu' nicht die Drachenbrut auf ſchmalem Steg'!
Es ſchiert kein Teufel ſich um deine Zähren,
Zwei Fäuſte haſt du, um dich ſelbſt zu wehren; —
Brich deine Bahn!

Mit Deinem Herzen laß nicht ſpielen,
Reiß' los das Kind vom Weibertand,
Lehr' frei zu dieſer Zeit es fühlen
Und ſchlagen für das Vaterland!
Es ſchreit zu dir — und hörſt du nicht ſein Jammern?
Es will ſich ganz um deine Seele klammern; —
Treu bis zum Tod!

Stehſt du zum deutſchen Sängerorden,
Denk' nicht an Lohn und Lorberkron'!
Das Vaterland iſt Bettler worden,
Was fordert noch des Bettlers Sohn?
Er heiſcht ein Schwert und todestiefe Wunden,
Die ſind ja bald in ſeinem Dienſt gefunden; —
Nur kühn voran!

Die Freiheit ſchenkt nicht goldne Ketten,
Das Vaterland nicht Hof und Haus, —
Lern' auf die Erde dich zu betten
Unter Gottes Himmel hinaus!
Kannſt unter's Haupt dir mit den Händen greifen,
Und laß' vom Sturm ein Wiegenlied dir pfeifen —
Stark, ſtarr und ſtolz!

Friſch, mein Lied.

Friſch, mein Lied, wie Schwerterklang!
Böſem Feind wird angſt und bang;
Steig' empor an allen Ecken,
Deine Stimm' ſei friſch und frei!
Geh' die Trägen aufzuwecken,
Rufe Jung und Alt herbei,
Unermüdlich! Kling' unbändig!
Mach' die Herzen all' lebendig!

Iſt ein Kerker feſt und hoch,
Friſch, mein Lied, erklimm' ihn doch!
Wo unſchuld'ge Männer liegen
Tief in Ketten und in Nacht,
Wie der Engel ſollſt du fliegen,
Der auch Petrus frei gemacht,
Und dein Wort ſoll alſo ſchallen,
Daß herab die Ketten fallen.

Schlag', mein Lied, den argen Knecht,
Dem das freie Wort zu ſchlecht,
Straf' ihn mit dem eig'nen Witze,
Mit dem eigenen Verrath,
Mit der eig'nen Degenſpitze,
Mit der eig'nen Uebelthat!
Wie ein Glas ſein Herz zerſpringet,
Deſſen eig'nen Ton man ſinget.

Friſch, mein Lied, wie Wetterſchein
In die Männerſchlacht hinein!
Wo die jungen Helden ſtreiten
Für das heil'ge Vaterland,
Sollſt du an der Spitze ſchreiten,
Flammen ſprühn in Herz und Hand,
Wo die ſchärfſten Zungen fragen,
Die Kanonen Antwort ſagen.

Meine Eiche.

Auf altem Eichenbaume
Da hab' ich einen Thron,
Dort ſitzt in hellem Traume
Eines freien Mannes Sohn.

Der Baum vom Bergesgipfel
Wuchs frei ins Wolkenreich,
Die Vöglein in dem Wipfel,
Die ſingen allzugleich.

Der Baum auf grüner Höhe,
Der iſt mir Hof und Haus,
Daraus ich weithin ſehe
Auf Stadt und Land hinaus.

Der Baum iſt meine Kirche,
Da ſing' und bet' ich drin,
Schau' über die Gebirge
Zum weiten Himmel hin.

Mein Herz will übergehen,
Ich drücke Hand an Hand,
Mein Gott, laß hier mich ſehen
Einſt frei mein Vaterland!

Berglied.

Aus dumpfer Luft empor zu Bergesgipfeln,
Die matte Bruſt in friſche Luft getaucht,
Dort lauſch' den Stimmen in den Eichenwipfeln,
Denn oben durch die Waldeshöhe haucht
Der Geiſt der Freiheit, und aus Waldesranken
Erſprießen ſtill urkräftige Gedanken.

Und fühlſt du ſchaudernd dort dein inn'res Elend,
Das leere Gaukelſpiel der dumpfen Zeit,
Kommt's über dich wie Todesangſt entſeelend,
Dann gehe mannhaft mit dir ſelbſt in Streit,
Bis du in dir den Geiſt, der dich beſtricket,
Die Lüge ſammt der Feigheit haſt erſticket.

Sei arm und frei! Beim Waſſerkruge heiter!
Und immerdar ein unerſchrockner Leu!
Ein ſtarkes Schwert, für's Recht ein eh'rner Streiter,
Und noch im Kerker, noch in Ketten frei!
Freiſein iſt leicht, kannſt du es fröhlich wagen,
In eig'ner Bruſt die Gottheit ſelbſt zu tragen.

Ich kenne Balſam, Wunderarzeneien,
Für unſ're Seelen, die ſo ſiech und wund,
In einem Zauberworte: Tod nicht ſcheuen!
Ihr Männer, die inwendig ſo geſund,
Was wol im Glänzen eu'rer Augen ſtecket,
Daß es den Teufel in der Hölle ſchrecket?

Es will ein hohes Bild nicht von mir laſſen,
Ein ſchlanker Jüngling, aber todesbleich,
Landflüchtig und verfolgt und ganz verlaſſen,
Du Heldenherz, an Liebe groß und reich,
Ach, Ulrich Hutten! alſo unterliegen
Für Recht und Wahrheit, — heißt im Tode ſiegen.

Heinrich Victor von Neuwied.

Helle Feuerzeichen glühen
Für das deutſche Vaterland,
Heinrich Victor ließ ſie ſprühen
Mit dem Schwert in ſeiner Hand.

Und ſie brennen roſenhelle
Dort bei Ulm und Auſterlitz,
Leuchten an der dunkeln Stelle
Wie ein mitternächt'ger Blitz.

Dieſe rothen Feuerzungen
Sind mit Macht bei Regensburg
Aus des Jünglings Bruſt geſprungen,
Flammen durch die Schmach hindurch.

Figueras kennt den Helden,
Tarragona's Meer und Wall,
Und Sanct Felio weiß zu melden
Von dem blut'gen Heldenfall.

Dieſe heil'gen Feuerzeichen
Leuchten ewig himmelan,
Allen Völkern rings zu zeigen
Heinrich Victor's Heldenbahn!

Andreas Hofer.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutſchland, ach, in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig feſten Schritten,
Ihm ſchien der Tod gering;
Der Tod, den er ſo manchesmal
Vom Iſelberg geſchickt ins Thal
Im heil'gen Land Tyrol.

Doch als aus Kerkergittern
Im feſten Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er ſtrecken ſah,
Da rief er aus: „Gott ſei mit euch,
Mit dem verrathnen deutſchen Reich,
Und mit dem Land Tyrol!“

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unter'm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finſtre Thor; —
Andreas, noch in Banden frei,
Dort ſtand er feſt auf der Baſtei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort ſoll er niederknieen,
Er ſprach: „Das thu' ich nit!
Will ſterben, wie ich ſtehe,
Will ſterben, wie ich ſtritt,
So wie ich ſteh' auf dieſer Schanz'; -
Es leb' mein guter Kaiſer Franz,
Mit ihm ſein Land Tyrol!“

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal;
Andreas Hofer betet
Allhier zum letzten Mal,
Dann ruft er: „Nun ſo trefft mich recht!
Gebt Feuer, ach, wie ſchießt ihr ſchlecht!
Ade, mein Land Tyrol!“

Donay, der Verräther.

Es brennen zu Loretto
Im heil'gen Haus voll Pracht
Viel tauſend güldne Lampen
Und Kerzen Tag und Nacht
Beim Muttergottesbild.

Dort ſollen große Wunder
An Gläubigen geſchehn,
Und manches Glied von Silber
Iſt dort geweiht zu ſehn
Beim Muttergottesbild.

Nur Einen kann's nicht heilen,
Das iſt der Kapellan;
Das Bild ſieht ihn mit düſtern,
Schrecklichen Augen an —
Das Muttergottesbild.

Das Wort von Sandwirth Hofer:
„Ich bin es, den ihr ſucht!"
Das drückt ſein Haupt ihm nieder
Mit felſenſchwerer Wucht
Beim Muttergottesbild.

Von Donay, dem Verräther,
Der Hofer übergab,
Wend't alle ſeine Fürſprach,
Sein gnädig Antlitz ab
Das Muttergottesbild.

Von Donay, dem Verräther,
Läßt nicht der Hölle Graus,
Es würgt ihm ſeine Seele
Mitten im heil'gen Haus
Beim Muttergottesbild.

Der Trompeter an der Katzbach.

Von Wunden ganz bedecket
Der Trompeter ſterbend ruht,
An der Katzbach hingeſtrecket,
Der Bruſt entſtrömt das Blut.

Brennt auch die Todeswunde,
Doch ſterben kann er nicht,
Bis neue Siegeskunde
Zu ſeinen Ohren bricht.

Und wie er ſchmerzlich ringet
In Todesängſten bang,
Zu ihm herüberdringet
Ein wohlbekannter Klang.

Das hebt ihn von der Erde,
Er ſtreckt ſich ſtarr und wild —
Dort ſitzt er auf dem Pferde
Als wie ein ſteinern Bild.

Und die Trompete ſchmettert, —
Feſt hält ſie ſeine Hand —
Und wie ein Donner wettert
Victoria in das Land.

Victoria — ſo klang es,
Victoria — überall,
Victoria — ſo drang es
Hervor mit Donnerſchall.

Doch als es ausgeklungen,
Die Trompete ſetzt er ab;
Das Herz iſt ihm zerſprungen,
Vom Roß ſtürzt er herab.

Um ihn herum im Kreiſe
Hielt's ganze Regiment,
Der Feldmarſchall ſprach leiſe:
„Das heißt ein ſelig End'!“

Lied der Deutſchen.

(Aus „Heinrich dem Finkler".)

Brüder heran!
Vaterland! Vaterland!
Zu dir mit Herz und Hand
Brüder heran!
Brecht durch Tod und Gefahren,
Deutſchlands reiſige Scharen,
Jubelnd die Bahn!

Sachſenland hie!
Springe, du ſtolzes Roß,
Ueber der Feinde Troß
Muthig empor!
Schlachtenfreudiges Sachſen,
Das in Ehren erwachſen,
Sachſenland hie!

Baiern allhier!
Alpen ſo ſtolz und hoch
Bändigt nicht Zaum und Joch,
Baierland hie!
Tod für das Vaterland ſcheuen
Nimmer die Baiern, die Leuen,
Nimmer und nie!

Schwaben allhier!
Schwerter und Schild empor,
Schwabenland ſtolz hervor,
Schwaben allhier!
Sich an dem Dränger zu rächen,
Scharf in das Herz ihm zu ſtechen,
Schwaben allhier!

Franken allhier!
Deutſches Land, Heldenluſt,
Dein mit der nackten Bruſt,
Franken zu dir!
Um das Vaterland ranken
Muß das luſtige Franken,
Franken allhier!

Lothringen hie!
Vaterland! Vaterland!
Reich' uns die treue Hand!
Lothringen hie!
Laß' dein Kind Lotharingen
Deine Kniee umſchlingen,
Lothringen hie!

Deutſchland allhier!
Gott hält uns ſeinen Schild
Hoch mit dem Adlerbild
Ueber das Reich.
Deutſche Schwerter, die flammen,
Leuchten herrlich zuſammen
Alle zugleich!

Gebet vor der Schlacht.

(Aus „Heinrich dem Finkler“.)

Herr und Retter
In dem Wetter,
In der wilden Völkerſchlacht!
Zu dir tret' ich,
Zu dir bet' ich!
Rett' uns, Herr, mit deiner Macht!

Laß' uns knieen,
Zu dir fliehen,
Beten, Herr, mit Herz und Hand:
Nicht vergehen,
Laß' beſtehen
Unſer deutſches Vaterland!

Dich zu preiſen,
Laß' zerreißen
Schmach und Strick und Feindes Tück'!
Führ' hienieden
Deinen Frieden
Deutſchem Land und Volk zurück!

Gib uns Stärke
Zu dem Werke
Unſrer Freiheit, deines Ruhms!
Laß' in Freuden
Uns erſtreiten
Selbſt den Kranz des Martyrthums!

Nicht in Banden,
Nicht in Schanden,
Nicht dem Feind zu Spott und Hohn!
Lieber ſende
Gnädig Ende,
O barmherz'ger Gottesſohn!

Die Völkerſchlacht bei Leipzig.

1.

Es wollten viele treue Geſellen
Sich kaufen ein Vaterland,
Zu Leipzig mit eiſernen Ellen
Ein freies Vaterland.

Dort hat den Frieden gefunden
Wol mancher Mutter Sohn,
Es leuchtet wie brennende Wunden
Ringsum der rothe Mohn.

Was fragt ihr, Todesgenoſſen,
Die ihr da unten ruht:
Was half es, daß gefloſſen
So viel vom rothen Blut?

Wer kann euch Antwort ſagen,
Wer ſagen ſolches Leid?
Wol euch, daß ihr erſchlagen,
Daß ihr erſchlagen ſeid!

2.

Zwei Trompeter reiten zum Thor' herein,
Das iſt ein mächtiges Klingen, —
Sie ſtoßen in die Trompeten hinein,
Als ſollte die Welt zerſpringen.

Geſchlagen war die Leipziger Schlacht,
Die Völkerſchlacht war geſchlagen;
Dahin geſchmettert und umgebracht,
Im Staube die Feinde lagen.

Der Heſſen-Homburg reitet zur Stadt,
Der erſte vor allen den Helden;
Wie das ſo herrlich geklungen hat,
Die fröhlichſte Kunde zu melden!

Ein alter König am Fenſter ſtand,
Er mochte wol ſchmerzlich beten:
„Herr Jeſus Chriſtus, mein Sachſenland,
Nicht gänzlich laß' es zertreten!“

Carl Maria von Weber

in London.

Zu London im Theater Coventgarden
Hob Carl Maria Weber ſeine Hand,
Viel tauſend Menſchen horchten auf und ſtarrten,
Herz, Ohr und Blick zum Einzigen gewandt;
Da ſprühten auf, da ſtürzten auf ſie nieder
In Strömen die Gewalten ſeiner Lieder.

Und Jubelruf ſcholl donnernd ihm entgegen,
Es woben durcheinander Ton und Glanz,
Er wollt' das Herz, das Volk die Hände regen,
Da drückt' ein Gott ihm auf die Stirn' den Kranz;
Er aber ſprach und ſenkt' die Augenlider:
„Viel lieber wär' ich bei den Meinen wieder.“

Und todesmüd kehrt er zum fremden Hauſe
Mit heißer Sehnſucht nach dem Heimatsland,
Wol todesmatt ſitzt er in fremder Klauſe,
Er legt das bleiche Antlitz in die Hand
Und flüſtert bang: „Mir ſchauern Herz und Glieder,
Viel lieber wär' ich bei den Meinen wieder.“

Doch kommt nicht er zur heimathlichen Schwelle
Und nur die Botſchaft: euer Meiſter ruht
Zu London dorten in Moorfields Capelle
Mit ſeiner Sehnſucht, ſeinem einz'gen Gut:
„Gebt mir für meine Liebe, meine Lieder
Nur eine Hand voll Heimatserde wieder!“

Und ſeine Lieder, heil'ge Zornesflammen,
Zum Schwert gewöhnt und an die Völkerſchlacht,
Sie fragen durcheinander und zuſammen
Bei ſeinem Sarg in treuer Todtenwacht:
Wo weilſt du, Sachſen? Blick' nicht ſtolz hernieder,
In England noch ruhn deines Sängers Glieder.

Die Nordſee brauſt, und Wind und Welle fragen:
Löſt Deutſchland nicht die eig'ne Ehre ein?
Herbei, herbei, den Sarg emporzutragen,
Des deutſchen Meiſters heiliges Gebein!
Voran im Zuge klingen ſeine Lieder,
Und in der Heimat ruht der Meiſter wieder.

Iſt kein Dalberg da?

Was jeder Kaiſer ſonſt gefragt,
Von Deutſchland ſei es jetzt geſagt:
„Iſt kein Dalberg da?“

Wer iſt, der meinen König kürt?
Wer iſt es, der das Churſchwert führt?
„Iſt kein Dalberg da?“

Herzöge mit dem Landpanier,
Herzöge vor! Wo weilet ihr?
„Iſt kein Dalberg da?“

Als ſie zerſchlugen meinen Thron,
Als ſie zerbrachen meine Kron',
„War kein Dalberg da?“

Muß ich denn ſein der Hirſch der Jagd,
Der Franken oder Ruſſen Magd?
„Iſt kein Dalberg da?“

Ihr Söhne mit der Eiſenhand,
Wo habt ihr Ehr' und Vaterland?
„Iſt kein Dalberg da?“

Gott und Vaterland.

Abſchied nahm ich von dem Vater,
Wo in heil'gem Waldesgrund
Aus der Erde ſpringt die Mulde,
Und es ſprach zu mir ſein Mund:

„Wer abtrünnig ſeinem Gotte
Und dem alten Vaterland,
Dem verdorrt das Herz im Leibe,
Aus dem Grab' wächſt ihm die Hand.“

Dies war meines frommen Vaters
Letztes, allerletztes Wort,
Und ich zog mit allem Segen
Aus dem Wald der Heimat fort.

Doch wie ich nach Beiden fragte,
Gab die Welt mir Spott und Noth;
Denn der Heiland war gekreuzigt
Und das Vaterland war todt.

Und es lag ſchon längſt im Grabe,
Und ein Stein darauf gerückt,
Auf den ſchweren Felsblock aber
Waren Siegel viel gedrückt.

Denn es geht ein ſeltſam Märchen,
Als ob doch an einem Tag
Das Begrab'ne auferſtände
Wie mit einem Wetterſchlag!

Bei dem Grabe aber halten
Kriegsleut' gar bedenklich Wacht,
Und die Jünger ſtehn von ferne,
Zweifelnd in der Mitternacht.

Ob du, Rehlein, hier im Walde
Wohl von meinem Kummer weißt,
Da aus deinem dunkeln Auge
Eine helle Thräne fleußt?

Der Kreuzſchnabel.

1.

Ich war beim Vogelſteller
Wol oft in frommer Ruh'
Die ganze Nacht im Walde
Und that kein Auge zu.

Er wußt' von jedem Vogel
Ein Liedchen wunderhold,
In der berußten Stube
Wuchs helles Märchengold.

Doch der am grünen Fenſter
Der Vogel purpurroth
Mit ſeinem Kreuzesſchnabel,
Der half von aller Noth.

Wer ſich im Wald beſchädigt,
Dem ſang er zu die Wund',
Und ſelbſt den Fieberkranken
Machte ſein Lied geſund.

Hab' jetzt ein bittres Sehnen,
So einen ſtillen Gram,
Des Vogels Lied zu hören,
Das ſonſt ich oft vernahm.

Könnt' ich ihn ſingen hören
In meiner Seele Schmerz,
Das würde ſicher ſtillen
Mein blutend wundes Herz.

2.

Wenn die Blumen längſt verſtarben
Vor der weißen Winternacht,
Hat ein Vöglein auf der Fichte
Erſt ſein kleines Neſt gemacht.

Ach, ein blutigrothes Vöglein
Brütet in der Wildniß Graus
Unter den beeiſten Zweigen
Still und heiß die Jungen aus!

Kreuzesſchnabel, Wundervogel!
Gar zu oft fällſt du mir ein,
Schau' ich in die ſtarre Wildniß,
In die öde Welt hinein.

3.

Als der Heiland litt am Kreuze
Himmelwärts den Blick gewandt,
Fühlt' er heimlich ſanftes Zücken
An der ſtahldurchbohrten Hand.

Hier von Allen ganz verlaſſen,
Sieht er eifrig mit Bemühn
An dem einen ſtarken Nagel
Ein barmherzig Vöglein ziehn.

Blutbeträuft und ohne Raſten
Mit dem Schnabel zart und klein
Möcht' den Heiland es vom Kreuze,
Seines Schöpfers Sohn befrein.

Und der Heiland ſpricht in Milde:
„Sei geſegnet für und für!
Trag' das Zeichen dieſer Stunde,
Ewig Blut und Kreuzeszier!“

34

Kreuzesſchnabel heißt das Vöglein;
Ganz bedeckt von Blut ſo klar,
Singt es tief im Fichtenwalde
Märchenhaft und wunderbar.

4.

Wie das Vöglein, wol vergebens!
Möcht' ich ziehen aus der Hand
Einen mörderiſchen Nagel
Dem gequälten Vaterland.

Doch benetzt von ſeinen Thränen,
Doch beträuft von ſeinem Blut,
Sing' ich nun betrübt im Walde
Hoffnungslos und ohne Muth.

Rauſcht, ihr finſtern Fichtenbäume!
Brauſe, Gießbach, mit Gewalt!
Daß mein Lied von dieſen Bergen
Nicht in's Thal hinunterſchallt.

Der Gefangene.

Hoch iſt der Thurm, von Stürmen unerſchüttert,
Darinnen das Gefängniß dumpf und tief,
Von Wind und Wolken wechſelnd wild umwittert,
Mit Eiſenſtäben iſt es eng vergittert.

Weit abſeits geht der Tod, der Friedensbringer,
Er ſtört nicht das Werk der Einſamkeit,
Dich nicht im Vampyrwerke, finſterer Zwinger,
Tappt nach dem Herzen dein Polypenfinger.

Nicht ſieht die Sonne, was darin verhohlen,
Kein frommes Auge blicket dort hinein,
Faſt kaum von ferne heimlich und verſtohlen
Einſam vorüberſtreifend tück'ſche Dohlen.

Und nicht das Mitleid nahet ſolcher Mauer,
Davor gelagert ſind nur Spott und Hohn,
Nicht der verfluchten Stelle milde Trauer,
Davor gelagert ſind geſpenſt'ge Schauer.

Wühl' dich hinein in mürbes Stroh und Ketten,
Verlorner Jüngling, elend, wie du biſt;
Vermagſt du vor Verzweiflung dich zu retten,
So wag' mit dem Entſetzen noch zu wetten.

Wer hat an deine Kerkerwand geklebet
Die Charte von dem eh'mals deutſchen Reich?
Barmherzig iſt die Spinne, die dort ſchwebet
Und dieſes Bild mit ihrem Netz verwebet.

Ob auch der Prieſter ſich der Pflicht entbunden,
Dem armen Sünder mit Gebet zu nah'n,
Doch iſt der Dichter an ſein Amt gebunden,
Gott zeigt den Weg, mein Fuß hat ihn gefunden.

Gott zeigt den Weg, [illegible] darf dir alſo ſagen:
Biſt du ob deiner Treue ſo verſtrickt,
Ob deiner Treu' geängſtigt und zerſchlagen,
So lerne: treu dir ſelbſt die Kette tragen!

Verrathen und getäuſcht, verlockt, betrogen
Hat dich ein Traum von neuer Zeit und That,
Haſt du des Ungeheuern dich verwogen,
Bewahr' dich treu, die Treu' hat nie gelogen.

Selbſt deine Thränen, die auf Steine fließen,
Als Männerheere wachſen ſie empor,
Aus Angſtſchweiß, den die Stirne muß vergießen,
Steigen herauf der Zukunft dunkle Rieſen.

Doch hat ein eitler Sinn dich angetrieben,
Hervorzutreten zur Bewunderung,
So iſt der Lohn, der dir gebührt, geblieben:
Es hat die Zeitung doch von dir geſchrieben!

Doch gabſt du dich zum Opfer deinem Gotte,
Der Menſchen ſelbſt bei deinem Volk geſucht,
So mach' zum Oeta deine dunkle Grotte,
Verklärt in Flammen, laß' den Staub der Rotte!

Und hab' ich nicht in deinem Rath verweilet,
Und nicht getheilt mit dir den jungen Ruhm,
Mit Andern jauchzend nicht dir zugeeilet;
Doch hab' ich Einen Schmerz mit dir getheilet.

Die letzten Zehn vom vierten Regiment.

In Warſchau ſchwuren Tauſend auf den Knieen:
Kein Schuß im heil'gen Kampfe ſei gethan!
Tambour, ſchlag' an! Zum Blachfeld laß' uns ziehen!
Wir greifen nur mit Bajonetten an!-
Und ewig kennt das Vaterland und nennt
Mit ſtillem Schmerz ſein viertes Regiment!

Und als wir dort bei Praga blutig rangen,
Kein Kamerad hat einen Schuß gethan,
Und als wir dort den argen Todfeind zwangen,
Mit Bajonetten ging es d'rauf und d'ran!
Fragt Praga, das die treuen Polen kennt!
Wir waren dort das vierte Regiment!

Drang auch der Feind mit tauſend Feuerſchlünden
Bei Oſtrolenka grimmig auf uns an;
Doch wußten wir ſein tückiſch Herz zu finden,
Mit Bajonetten brachen wir die Bahn!
Fragt Oſtrolenka, das uns blutend nennt!
Wir waren dort das vierte Regiment!

Und ob viel wack're Männerherzen brachen;
Doch griffen wir mit Bajonetten an,
Und ob wir auch dem Schickſal unterlagen;
Doch hatte Keiner einen Schuß gethan!
Wo blutigroth zum Meer die Weichſel rennt,
Dort blutete das vierte Regiment!

O weh! das heil'ge Vaterland verloren!
Ach fraget nicht: *wer uns dies Leid gethan?*
Weh Allen, die in Polenland geboren!
Die Wunden ſangen friſch zu bluten an; —
Doch fragt ihr: wo die tiefſte Wunde brennt?
Ach, Polen kennt ſein viertes Regiment!

Ade, ihr Brüder, die zu Tod getroffen
An unſerer Seite dort wir ſtürzen ſahn!
Wir leben noch, die Wunden ſtehen offen,
Und um die Heimat ewig iſt's gethan;
Herr Gott im Himmel ſchenk' ein gnädig End'
Uns letzten noch vom vierten Regiment! —

Von Polen her im Nebelgrauen rücken
Zehn Grenadiere in das Preußenland
Mit düſt'rem Schweigen, gramumwölkten Blicken;
Ein: „Wer da?“ ſchallt; ſie ſtehen feſtgebannt,
Und Einer ſpricht: „Vom Vaterland getrennt
Die letzten Zehn vom vierten Regiment!“

Polonia.

Ein Polenweib in wilder Nacht
Auf einem Hügel ruht;
Ihr Vaterland iſt umgebracht,
Zu Eis ward ihr das Blut.

Ihr Vater ritt ſo hoch voran,
Als Koſciusko rang,
Bis die Kartätſch' in ſeine Bahn,
Und ihm das Herz zerſprang.

Ihr Bruder flog ſo raſch hinaus
Mit Poniatowſki's Glück;
Er aber kehrte nicht nach Haus,
Der Tod hielt ihn zurück.

Ihr Heldenmann ging wiederum,
Als ihn die Freiheit rief,
Doch alle Beide ſind nun ſtumm,
Die Weichſel iſt ſo tief.

Ihr junger Sohn im Walde ſtritt, —
Es iſt die Welt ſo groß, —
Ihr Sohn, den ſie vom Galgen ſchnitt,
Er ruht auf ihrem Schooß.

Nicht ward ihr noch das Auge naß,
Sie klagt nicht ihre Noth;
Sie aber ſinnt mit altem Haß
Dem Ruſſen Schmach und Tod.

Weltſünde.

Ich konnt' nicht ſchlafen, und die Nacht war lang,
So las ich denn in eiſernen Geſchichten
Von vieler Völker Auf- und Untergang,
Ich ſah erſchaffen, wiederum vernichten,
Ich ſaß, die Zweifel in mir ſelbſt zu ſchlichten.

Da plötzlich fuhr ein Dolch mir in das Herz,
Mit ſtarker Fauſt zweiſchneidig durchgeſchlagen,
Und meine Seele riß entzwei der Schmerz;
Doch der mich ſchlug, den hört' ich alſo ſagen:
Das iſt der Schmerz, den einſt Gott ſelbſt getragen.

Ich ſah den Höllenabgrund aller Zeit,
Und die verdammten Seelen drin gebettet,
Die nicht errungen die Unſterblichkeit,
Die ihren Geiſt an ihren Leib verwettet;
Ach, wie ſo gern hätt' Liebe ſie gerettet!

Es wollte Gott zu jedem Volk und Land,
Auch ſelbſt in unſre Zeit herniederſteigen,
Ausſtreckt er weit die heil'ge Gnadenhand;
Doch könnte ſie des Abgrunds Grund erreichen,
Sie fände nur der Seelen ſtarre Leichen.

Gebt mir nur eine Thräne! rufet Gott, —
Die wüſten Augen aber ſind gefroren, —
Nur einen Tropfen Blut mir! rufet Gott.
Es hätt' ein Kieſel eher Herz und Ohren,
An dieſer Zeit iſt Lieb' und Leid verloren!

Antwort.

Willſt du ein Mann ſein? Steh' zum Vaterlande!
Und willſt du groß ſein in der kleinen Zeit?
Löſ' deiner blöden Zunge feige Bande
Und kämpfe für die Wahrheit Heldenſtreit!
Wagſt du zu brechen deine eignen Ketten,
So kannſt du mehr, — dein eignes Volk erretten!

Wer friſch und frei mit Wenig ſich begnügte,
Der hätt' es weit zu dieſer Friſt gebracht!
Den ſtolzen Nacken nicht zum Joche fügte, —
O, Schergenwitz, haſt du an den gedacht,
Der um die Eichenkrone wagt zu werben,
Die Schmach zu dulden und mit Ruhm zu ſterben?

Nacht.

Wie in uralten Nächten oder Tagen
Die Thäler eingehüllt in tiefe Fluth,
Die Berge unter Waſſerbergen lagen;
Und endlos tobte der Gewäſſer Wuth,
So liegt mein Leben nebelhaft umzogen
Im Grauen und im Braus der wüſten Wogen.

Und wie der Rabe aus dem müden Schiffe
Mit heiſchrem Schreie durch die Nebel flog,
Bis ihn der Strudel am verborgnen Riffe,
Den müden Segler doch hinunterzog,
So iſt mein Hoffen und mein einzig Sehnen
Verſunken und geſtorben in den Thränen.

Ich möchte eine Taube nur noch ſenden,
Die mir den Oelzweig brächte in das Haus!
Ob meine Augen ſpähn nach allen Enden,
Sie finden nur den alten wüſten Graus,
Und gräßlich bleiche, halbverweſte Leichen,
Doch nirgendwo das helle Friedenszeichen!

Segenſpruch des Alten.

Es ſteht ſchlimm mit alten Leuten;
Wo biſt du, mein Eduard?
Wo biſt du, mein trauter Uli?
Ich ſitz' hier ſo ganz allein,
Meine Augen ſind erblindet,
Sehe nicht, ob's Tag, ob's Nacht iſt.
Eduard, ſtelle dich zur Rechten,
Uli, ſtell' dich mir zur Linken!
Höret mich, ihr theuern Söhne!
Immer trüber wird der Tag
Und die alte Zeit geht unter
Mit dem alten Gott der Väter
Und der alten ſchlichten Sitte;
Herzlich ſehn' ich mich zu ſcheiden,
Denn für mich iſt hier kein Raum.
Uli, knie' zu meiner Rechten,
Eduard zu meiner Linken!
Von den Bergen bläſt der Sturmwind
Mit Poſaunen und dazwiſchen
Hör' ich fern die Wölfe heulen.

Warum weint ihr?
Als das alte Vaterland
Sie zerriſſen wie ein Band
Und geſpielt mit Treu' und Glauben,
Haben ſie geſä't zugleich
Drachenzähne über's Land,
Jeder Zahn wird einſt ein Mann ſein
Ohne Gott und ohne Glauben,
Doch geharniſcht mit Entſetzen.
Warum weint ihr?
O, vergönnt mir doch den Schlaf
Und die kühle Todtenruh'!
Geb' dir Gott, mein herzig Kind,
Eduard, Eduard viele Gnade!
Du biſt ſanft wie eine Taube,
Ein unſchuldig reines Lamm;
Gebe Gott dir allen Segen!
Du warſt mir in meinem Alter
Eine Blume auf der Aue,
Gott beſcheer' dir ſchöne Tage,
Beſſ're Zeiten nach den ſchlimmen!
Und mein Uli? Weine nicht,
Du viel lecker Herzensknabe,
Du viel wackrer junger Held!
Du warſt mir ein ſtarker Stab
In den ſchwachen, alten Tagen;

Gott geb' dir ſein größtes Heil —
Auf dem Blachfeld — jungen Tod.

Alſo ſprach der graue Held,
Neigt' das Haupt nur ein klein wenig, —
Und der alte Vater war
Heimgegangen zu den Vätern.

Viſion.

1.

Nach Mitternacht, wo ſchon der zweite Schlummer
Dem Menſchen wie dem Thiere wird gegeben,
Der ärmſte Mann erlöſet iſt vom Kummer,
Geängſtigt lag ich zwiſchen Tod und Leben.

Bald ſtand bei mir ein Weſen, nicht zu nennen,
Und wie dies meine Seele kaum geſpüret,
So mußte ſie ſich von dem Leibe trennen
Und ward auf einen Kirchhof hingeführet.

Still war die Nacht und ſtille zum Erſchrecken,
Als wollte ſie die Todten ſo behüten,
Mit Gottes Frieden jedes Grab bedecken,
Mit Gottes Frieden und mit Lindenblüthen.

Da ſah ein mattes Licht ich zu mir brechen,
Und als es wenig heller war geworden,
Tief in ein Grab mit einem Spaten ſtechen;
Mein Führer ſprach: „Der will ſein Heil ermorden!

Er will ein Herz, ein ſchuldlos Herzlein haben;
Denn dieſem dienen muß der Geiſt der Erde,
Er will heraus ſein todtes Kindlein graben,
Damit das Glück ihm wieder dienſtbar werde.“

Zwei Hände ſah ich, einen Sarg darinnen,
Zwei Augen wie die Hölle aufgeriſſen,
Ein todtes Kindlein lag im Sarge drinnen;
Mein Führer ſprach: „Der mordet ſein Gewiſſen!“

Da lag das Kind. Wie goldne Blumenglöcklein
Gingen hervor aus ſeinem weißen Häublein
In träumeriſchen Ringeln noch die Löcklein,
So lag es ſtill wie ein erwürgtes Täublein.

Wie nun ſein Vater ſich darüber bücket,
Da hat auf einmal es die Augen offen,
Daraus hat Gott ihn ſelber angeblicket,
Doch wenig iſt davon der Mann betroffen.

„Du mußt dein Herz, dein Herz mußt du mir geben!“
Die Leiche ſprach: „O Vater, gerne, gerne!
Dort ſteht der Tod, der nähm’ dir ſonſt das Leben!“
Die Unſchuld ſah den Teufel nicht von ferne.

Ich ſaß in einem Thurm am Meer gebunden,
Sah einen Mann ertrinken bei den Klippen;
Doch ſolche Qual hatt' ich dort nicht empfunden,
Als hier, wo reglos waren meine Lippen.

Ich ſah ein ſpitzes Meſſer plötzlich ſchimmern,
Des Teufels rothes Haupt emporgeſtrecket,
Und da geſchah ein Wehſchrei, ach, ein Wimmern,
Das aus dem Traum mich jählings aufgeſchrecket.

2.

Ich wachte nun; doch war von jenen Worten,
Den ſchrecklichen: der mordet ſein Gewiſſen!
Er will das Heil der eignen Seele morden!
Von Furcht und Grauen noch mein Herz zerriſſen.

Doch wieder ließ ich mich vom Schlaf bezwingen,
Frei ward die Bruſt mir wie von Eis und Schollen;
Bald hört' ich liebliche Hoboen klingen,
Sah Bild an Bilder mir vorüberrollen.

Ich ſtand vor einem Schloſſe, hoch und prächtig,
Viel tauſend bunte Lampen mußten flammen, —
Die Stufen breit, die Säulen ſtolz und mächtig,
Die Pracht war mit der Schönheit ſo beiſammen.

Da kamen große Herren angefahren,
Die Roſſe ſchlugen Funken aus den Kieſeln,
So rollten her der Gäſte bunte Schaaren;
Ich fühlt' mein Blut durch alle Adern rieſeln.

Jetzt aber war bei mir das vor'ge Weſen,
Es ſprach die Stimme, die ich ſchon vernommen:
„Nun aber ſollſt du in dem Herzen leſen,
Zu einem neuen Schauſpiel mit mir kommen!“

Ich aber ſprach: „Mein Rock iſt abgetragen,
Das iſt kein Ort für Arme meines Gleichen,
Es würden mich die ſchönen Diener ſchlagen,
Ich wär' beſchimpft und müßte doch entweichen.“

Mein Führer aber: „Brauchſt dich nicht zu ſchämen,
Haſt deinen Rock und Leib daheim vergeſſen!“
Da mußt' ich ſeinen Worten mich bequemen,
Weg war die Furcht vor Röcken und vor Treſſen!

Und langſam ſchlich ich nun hinauf die Treppen,
Da war die Freude überall lebendig,
Auf Silber ſah ich Trachten Speiſen ſchleppen
Und Wein und Becher ſchnell und tauſendhändig.

Es wirbelten Trompeten und Poſaunen,
Seltſame Blumen ſtreuten ſüße Düfte;
Rings war Genuß, nicht aber Zeit zum Staunen!
Es zitterten vor Wonne ſelbſt die Lüfte.

Welch' weiter Feſtſaal hell in Glanz und Kerzen!
Der Tafel zinsbar waren alle Zonen,
Es wiegte ſich die Luſt in ſeinen Scherzen,
Wie ſie nur bei den Erdengöttern wohnen.

Es glänzten da die herrlichſten Geſteine,
Viel zarte Buſen ſchlugen weiße Wellen,
Es ſprudelten die feurigſten der Weine;
Wer möchte ſich nicht gern dazu geſellen?

Die Männer aber trugen ſtolze Orden
An jener Stelle, wo das Herz ſoll ſchlagen;
Wie ſind ſie überglücklich doch geworden,
Daß ſie ſo kleine Kreuzlein dürfen tragen!

Mein Führer ſprach: „Der Wirth von dieſen Allen
Dort oben an der Tafel wortgeſchäftig,
Wie wird dir erſt der hohe Mann gefallen
Vor allen andern ſolcher Schätze kräftig!“

An ſeine Seite kam ich bald zu ſtehen,
Ich heftete mich lang an ſeine Mienen,
Ich hatte früher dieſen Mann geſehen;
Er war es, der im Kirchhof mir erſchienen.

Ich aber lauſchte ängſtlich ſeinen Worten,
Er ſprach ſo fröhlich, überaus behäglich:
„So iſt der Pöbel doch beruhigt worden?
Kanonen helfen, helfen da unſäglich!“

Ein freundlich Lächeln folgte ſolchen Witzen,
Die grünen Gläſer klangen an wie Glocken,
Er küßt der Nachbarin die Fingerſpitzen;
Er ſchürt die Luſt, er läßt den Scherz nicht ſtocken.

Iſt dies die Strafe ſo verruchter Sünden?
Es ſprach zu mir: „Sollſt ſeine Seele ſehen!
Sein innerſtes Geheimniß nun ergründen,
Den Werth des Glückes und der Welt verſtehen!“

Und ſeine Bruſt ward wie ein Glas durchſichtig,
Zuſammen lag die Seele drin gekauert,
Verkrüppelt und verdorrt und gar ſo nichtig,
Daß jetzt mich noch vor dieſem Anblick ſchauert.

Sowie ein Kind vor der Geburt getödtet,
Geſtaltlos, wüſt, dem Nichtſein heimgegeben;
So war der Seelenkeim in ihm verödet;
Ein ewig Sterben; — o iſt dies ein Leben?

Da trieb es mich, ich ſprach ihm in die Ohren:
„Warum haſt du gemordet dein Gewiſſen?
Ach, iſt nun deine Seele doch verloren!
Nicht theil' ich deinen Wein, nicht deine Biſſen!“

Ich ſah zwei Augen gleichwie Kohlen flammen,
Des Teufels rothes Haupt emporgeſtrecket,
Da ſchrak ich heftig in mir ſelbſt zuſammen
Und ward zum andern Male aufgewecket.

Denkſpruch.

Der Dichter wurzle tief in ſeinem Volke
Und ſteig' empor friſch wie ein Tannenbaum,
Mag dann er brauſen mit der Wetterwolke
Und auch ſich wiegen in des Lenzes Traum;
Denn mit dem Weltgeiſt eins in jeder Regung
Fühl' er des Daſeins leiſeſte Bewegung.

In das Gutenberg-Album.

Deutſchland träumt. Vor ſeinen Träumen
Bebt die Welt in allen Räumen,
Stürzt das große Römerreich.
Deutſchland träumt — und ſeine Träume
Wölben ſich wie Rieſenbäume
Zu dem heil'gen Chriſtendom.
Deutſchland träumt. Vor ſeinen Träumen
Rinnt, zerrinnt die Welt in Schäumen
Und das prieſterliche Rom.
Deutſchland träumt, — des Todes Band
Streift Minerva von der Hand;
Deutſchland träumt; — es wird erwachen
Trotz dem Lächeln feiler Spötter,
Trotz dem Wüthen gift'ger Drachen,
Und mit ihm die alten Götter.
Grübelnd und gedankenſchwer
Schmiedet Gutenberg den Speer.

Letzter Troſt.

Arme Seele, findeſt du
Nirgends weder Troſt noch Ruh',
So entflieh' dem dumpfen Hauſe
Ueber Berg und Thal hinaus!
Laß' umrauſcht von friſcher Luft
Weit hinaus die Blicke ſchweifen
Und umweht vom Waldesduft
Von der Stirn die Wolke ſtreifen,
Bis zu einer ſel'gen Blüthe
Sich erſchließet dein Gemüthe.

Arme Seele, findeſt du
Nirgends weder Troſt noch Ruh',
So verſenk' dich in die Nacht,
In der Zeiten alten Schacht,
Weiter geh' mit feſtem Tritt
Ohne Zagen, ohne Grauen. —
Höre ihren Donnerſchritt! —
Weiter, weiter mit Vertrauen!
Bis du ſiehſt vom Angeſichte
Dort den Gott der Weltgeſchichte!

Arme Seele, findeſt du
Nirgends weder Raſt noch Ruh',
So verſenk' dich in dein Herz,
In den allerwildſten Schmerz,
Immer tiefer in die Pein,
Bis ſich jeder Nerv empöret,
Zur Verzweiflung ſtürz' hinein,
Bis du ganz dich fühlſt zerſtöret;
Denn dort muß aus Tod und Schrecken
Gott die Hände nach dir ſtrecken.

Arme Seele, findeſt du
Auch bei Gott nicht Raſt und Ruh',
So bind' dich mit Herz und Hand
An das alte Vaterland,
Kämpfe dort in ſtarrem Muth
Mit des Feindes böſen Tücken,
Laß' dir tief bis auf das Blut
Meuchlings Dorn' und Dolche drücken,
Bis im Brande deiner Wunden
Tod und Ruhe du gefunden!

Sünde und Sühne.

1.

Ueber Berg und Thal gebreitet
Liegt ein Altartuch ſchneeweiß,
Und herein mit Anſtand ſchreitet
Nun der Tod, der ſtrenge Greis;
Beichte will er in der kalten,
Einſam ſtarren Mondnacht halten.

Dunkeln Winterhimmel tragen
Hohe Stämme von Kryſtall,
Deren Wipfel ſein beſchlagen
Sind mit Silber überall;
Unter ihnen Kirchenſtühle —
Grünes Moos und ſammt'ne Pfühle.

Ringsum ſelt'ne Kirchengänger,
In ehrbarem dunkeln Kleid
Die rechtgläub'gen Köpfehänger —
Fuchs und Mard' in Reu' und Leid,
Beichtgebete vor ſich ſummend,
Und der Bär den Grundbaß brummend.

Auch die Kloſterfrau'n, die Dohlen,
Schwarzverſchleiert Falk' und Eul'
Wollen ſich den Ablaß holen,
Selbſt der Wolf kommt mit Geheul;
Denn mit Raub und Mord beladen
Fleht er um des Himmels Gnaden.

Und der Tod hält jetzt die Predigt,
Der beſchließend alſo ſpricht:
„Nie der Sündenqual entledigt
Sterben eu're Seelen nicht,
Weh' euch, denn ihr müßt auf Erden
Noch verhext in Menſchen werden!“

O dies Wort, verdammnißtönend!
Kaum klang in der Nacht es aus,
Als die Sünder angſtvoll ſtöhnend
Stürzten aus dem heil'gen Haus,
Daß der Schnee gleich weißen Flammen
Schlug auf ihrer Spur zuſammen.

2.

Die vor vielen tauſend Jahren
Einſt im Walde Thiere waren,
Sind in Menſchen jetzt geſahren.

Braun der Bär trägt rothen Sammet,
Iſt zur Königswürd' verdammet,
Auf dem Haupt die Krone flammet.

Hund iſt Polizeiminiſter,
Die Geſandten ſein Geſchwiſter, —
Und der Fuchs — Geheimrath iſt er.

Doch der Wolf ein wenig heftig,
Iſt vor Allen wunderkräftig
In dem Steuerſach geſchäftig.

Und der Stier zu Allem nütze
Iſt des Reiches erſte Stütze
An des treuen Heeres Spitze.

Da das Ordensfeſt erſchienen,
Sind ſie hier mit ſchönen Mienen,
Braun, den Bären zu bedienen.

Spricht der Dompfaff: „Sire! ziemlich
Wird das Volk doch chriſtenthümlich,
Nicht für mich, doch iſt es rühmlich.“

Doch der Hund ſpricht ſehr bedächtig:
„Manchmal ſeh' ich mitternächtig
Ein Geſpenſt beinah' verdächtig.“

Spricht der Fuchs: „Und ſehr vermeſſen
Haben Schaafe Salz gegeſſen!“
Spricht der Wolf: „Ich will ſie freſſen!“

Spricht der Luchs: „Ich muß benießen,
Daß zum Aufruhr Eſel blieſen;“ —
Spricht der Stier: „Ich will ſie ſpießen.“

„Freiheitslerchen, junge Dichter,“
Ruft Herr Katz', „o dies Gelichter!“
Spricht der Bär: „Nun, die vernicht' Er!“

Flüſtert Katz: „Wie Honigwaben —
(Ruft der Bär: „Die will ich haben!“;
Wird mein neueſtes Werk euch laben.“

Spricht der Fuchs: „Ich wittre Diebe!“
Brummt der Bär: „Und grauſam liebe
Ich mein Volk mit jedem Triebe!“

Doch der Tod mit ſeinem Troſſe,
Krieg und Peſt, auf falbem Roſſe,
Lächelnd hält er vor dem Schloſſe.

Und er ſpricht: „Kann bald euch ſcheiden
Aus dem Daſein dumpfer Leiden,
Reife Frucht nur will ich ſchneiden.

Durft' nicht ganz mein Amt euch Wichten,
Als ihr Thiere war't, verrichten,
Menſchen kann ich nur vernichten.

Habt zum Nichts im Menſchenſtreben
Abgequält das Waldthierleben,
Eu're Sünden ſind vergeben!“

Und nach wenig ſchnellen Jahren
All' die wunderlichen Schaaren
Koth und Staub und Aſche waren.

Der Säbelſchleifer.

Mich verlangt es gar ſo ſehr
Nach der alten, guten Klinge!
Gebt mir raſch den Säbel her,
Daß ich ihn noch einmal ſchwinge!
Bringt den Schleifſtein mir herein,
Scharf muß jetzt mein Säbel ſein!

Säbel, ſah'ſt ſo traurig aus
Hinter Staub und Spinnennetzen,
Darfſt, mein Säbel, bald hinaus,
Dich mit Feindesblut zu netzen!
Knabe, dreh' mir um den Stein,
Schärfer muß mein Säbel ſein!

Will dich ſchwenken, will dich ſchwingen,
Schwingen mit der treuen Hand,
Das verlor'ne zu erringen,
Das verlor'ne Vaterland!
Knabe, dreh' mir um den Stein,
Schärfer muß mein Säbel ſein!

Um das freie, deutſche Reich,
Ach, um die zertret'ne Ehre,
Nur noch einen guten Streich,
Meine Waffe, meine Wehre!
Knabe, dreh' mir um den Stein,
Schärfer muß mein Säbel ſein!

Brüder, rettet das Panier!
Heldentod iſt zu erwerben!
Brüder, rettet das Panier,
Und dann laßt mich freudig ſterben!
Knabe, dreh' mir um den Stein,
Schärfer muß mein Säbel ſein!

Hör' ich vor dem Thore nicht
Schmetternd die Trompeten blaſen?
War's Kanonendonner nicht?
Hör' ich nicht der Feinde Raſen?
Knabe, dreh' mir um den Stein,
Schärfer muß mein Säbel ſein!

Die Windsbraut.

Der Jäger zog durch Wald und Nacht
Und blies ſein helles Horn,
Es jagt ihn eine dunkle Macht
Empor durch Buſch und Dorn.

Bald kam es ſturmeswild geſauſt
Aus Felſenſchlucht herauf,
Ein Nebelroß kam wild gebrauſt,
Ein Nebelweib ſaß d'rauf.

Das ſprach: „Mein Roß hält guten Schritt
Auf Bergeskupp' und See;
Faß' Muth! Faß' Muth, und komme mit
Hoch über Firn' und Schnee!

Ich hab' ein Rößlein ſchnell und gut,
Herauf, herauf geſchwind!
Wol ſpringt es über Meeres Flut
Und kreiſt im Wirbelwind.

Sein Schnauben bricht den Eichenwald
Und hohe Burgen ein,
Mit ſeines Hufes Allgewalt
Zerſtampft es Fels und Stein.

Mein Rößlein und die junge Zeit,
Die haben muntern Lauf,
Und grauſt dir nicht vor Heldenſtreit,
So ſchwinge dich herauf!“

Es ſteigt das Roß ſo nebelhaft,
Es weht die Mähne lang;
Der Jüngling hoch in wilder Kraft
Sich zu dem Weibe ſchwang.

Das ſprach zu ihm, es ſprach gar laut:
„Hörſt du des Windes Braus?
Ich bin des Tollen tolle Braut,
Zum Meer reit' ich hinaus!“

Hei! wie die Woge tanzt und ſingt
Und ſpringt ſo keck und frei!
Des Jägers Waldhorn oben klingt:
Zum Tod, zum Tod herbei!

Der Schaafhirt.

Schaafhirt bin ich, dienen muß ich,
Und mein Herr, der reiche Wicht,
Stößt oft grimmig mit dem Fuß mich,
Schlägt mich in das Angeſicht;
Schaafhirt bin ich, — König wieder,
Seh' ich von den Bergen nieder.

Niemand weiß, daß ich gefunden
Einen Stein voll Zaubermacht,
Den ich trag' zu allen Stunden
In der Taſche Tag und Nacht;
Einſam zieh' ich durch die Haide
Mit den Schaafen auf die Weide.

Wo vorbei die Wolken ſchaudern,
Streckt wie Stahl ſich meine Hand,
Wo die frommen Vögel plaudern,
Starr' ich weit hinaus in's Land,
Wo die Schaafe fröhlich graſen,
Spring' ich frei auf grünem Raſen.

Aus der Taſche heimlich, blöde
Roll' ich meinen Wunderſtein,
Und verwandelt iſt die Oede
In ein Schloß mit Säulenreih'n, —
Fahnen wehen, Glocken klingen,
Weitauf alle Thore ſpringen.

Schnell die ſeidenen Gewänder,
Reicht mir her den Blumenkranz!
Schlingt mir hier die gold'nen Bänder!
Rührt die Saiten hell zum Tanz;
An dem Brunnen, in dem Garten
Wird mich meine Braut erwarten.

Dort ruht ſie auf grünem Sammet,
Um ſie weht das gold'ne Haar,
Und ihr blaues Auge flammet,
Wie Rubin ihr Mund ſo klar,
Hell wie Schnee die ſchlanken Glieder,
Selig ſink' ich vor ihr nieder.

Und ſie fragt mich: „Offenbar' es,
Geſtern kamſt du nicht, warum?“
„„Samſtag geſtern, Fürſtin, war es,
Ich in Arbeit ſtill und ſtumm,
Von dem Himmel goß der Regen,
Alle Ställe mußt' ich fegen.““

Und ſie ſpricht dann voll Erbarmen:
„Muth und Eiſen machen frei!“
Und an ſich mit beiden Armen
Drückt und küßt ſie mich dabei,
Bis ich aufwach' wie vom Schlafen
Mitten unter meinen Schaafen.

Und zu ihr, zu ihr alltäglich!
Fürſt in Waldeseinſamkeit,
In dem Thal ein Schaafhirt kläglich
In dem ſchlechten Lumpenkleid, —
Und ich weiß nicht: ſoll ich's tragen,
Oder meinen Herrn erſchlagen?!

Juchhe! Ade!

Es zieht ein Burſch zur Stadt hinaus,
In die Seel' ſpringt ihm das Blut;
Ihr Mädchen guckt zum Fenſter 'raus,
Er winkt euch mit dem Hut:
Juchhe! Ade!

Er hat all' Herzeleid erſtickt;
Hoch, Wehr- und Waffenrecht!
In Reih' und Glied iſt er gerückt,
Es iſt der Mord ſein Knecht!
Juchhe! Ade!

Die Sturmglock' brauſet überall
Herunter und hinauf,
Und beim Kanonendonnerſchall
Steh'n alle Schläfer auf!
Juchhe! Ade!

Und wer nichts zu verlieren hat,
Gewinnt wol deſto mehr,
Wohin nur ſchreitet der Soldat,
Trägt er auch ſein Gewehr!
Juchhe! Ade!

Mit Trommel- und Trompetenklang,
Die Hand am Degengriff,
Vorwärts bei Sturm- und Jubeldrang
Und hellem Kugelpfiff!
Juchhe! Ade!

* * *

II.

Verzeiht dem Lenze ſeine Blüthenbäume,
Und läg' für Euch darin auch kein Verſtand,
Verzeiht der Jugend Wanderluſt und Träume,
Wenn nicht, ſo legt dies Büchlein aus der Hand!

Frühlingslieder.

1.

Heraus!

Was iſt das für ein Ahnen
So heimlich ſüß in mir?
Was iſt das für ein Mahnen:
Heraus! Heraus mit dir!
Du Träumer aus der Wintergruft,
Heraus! Heraus zur Frühlingsluft!
Heraus!

Der rothe Finke picket
An's Fenſter wunderlich
Und blickt mich an und nicket,
Als grüßt' er freundlich mich
Und rief: „Du finſtres Menſchenkind,
Heraus zum friſchen Morgenwind!
Heraus!“

Sahſt du das Hirtenknäblein,
Den Lenz, du kleiner Wicht?
Zerbrich mit deinem Schnäblein
Mir nur das Fenſter nicht!
Trieb er ſchon aus dem Weidenhaus
Die Silberſchäfchen klein und kraus
Heraus?

Du meinſt: die Fiſchlein ſpringen
Am warmen Uferrand,
Wir wollten aber ſingen
So frei durch's ganze Land,
Durch grünen Zaun und Blüthenbuſch,
Durch Wälder und durch Auen, huſch
Hinaus?

Ade, mein Frühlingsbote!
Laß' mich, laß' mich allein!
Grämt' ich mich auch zu Tode,
Bei dir könnt' ich nicht ſein;
Denn deine Flügel fehlen mir;
Wie gerne flög' ich doch mit dir
Hinaus!

2.

Der Baumeiſter.

Der Lenz mit ſtillem Wehen,
Der Lenz hat über Nacht
In Thälern und auf Höhen
Sein Zauberſchloß gemacht;
D'rin muß die Sonne tauſendfältig ſcheinen,
Die kann es gut mit allen Weſen meinen!

Wohin mit allen Keimen?
Der Vöglein munt'rem Chor?
Das webt in allen Räumen
Und ſtrömt und quillt hervor,
Die Schmetterlinge mit den bunten Schwingen,
Die Blümlein gar mit ihren goldnen Ringen!

Was muß das Bächlein plaudern?
Das hat im Thal zu thun!
Kein Blättchen darf mehr zaudern,
Das darf nun nirgends ruh'n!
Wie ſoll ich nun in meinen jungen Tagen
Die Erde und den ganzen Himmel tragen?

3.

Die drei Zauberſtimmen.

Zu dreienmalen in der Luft
Tönt ein ſeltſames Klingen,
Davor muß ſelbſt die tiefſte Gruft
Mit ſüßem Schauer ſpringen.

Die Lerche ſingt zum erſten Mal
Im Nebelgrau verborgen;
Sie weckt den erſten Sonnenſtrahl
Zum erſten Frühlingsmorgen.

Dann ruft die Wachtel: „Ich bin da!
Heraus, ihr Apfelblüthen!
Wie heiß iſt es in Afrika,
Ach, in dem fernen Süden!“

Dann aber und zum dritten Mal
Was iſt das für ein Flöten?
Willſt du mich denn mit ſüßer Qual,
Du Wundervöglein, tödten? —

83

Die ſchönſte Blume muß im Thal,
Die Roſe muß erſprießen,
Die Zauberin, die Nachtigall
Im Mondſchein zu begrüßen, —

Ach, ſolch' dreifacher Zauberbann
Muß alle Welt beſtricken!
Ich ſeh' die Welt, ſie ſieht mich an,
Und beide mit feuchten Blicken.

4.

Sommergeſang.

Welch' ein wonniges Träumen
Schwebet auf Wald und Flur!
Rings in duftigen Räumen
Wirkt die milde Natur.

Alles webet und ſtrebet
Fort zu ſüßem Verein;
Ach, was liebet und lebet
Läßt mich ewig allein!

Horch! ein Vöglein ſinget:
„Wie, wie hab' ich dich lieb!“
Singet wieder, das klinget:
„Wie, wie hab' ich dich lieb!“

Heiße Thränen, die rinnen;
Kleiner, fröhlicher Dieb,
Du im Walde da drinnen
Haſt du mich immer noch lieb?

5.

Waldgeſang.

Chor der Bäume.

Ach, ſich regen
Und bewegen
Aus der Erdengruft!
Still ſich ſtrecken,
Hoch ſich recken
In die Luft!
Und wir müſſen weiter dringen,
Erd' und Himmel zu umſchlingen!

Die Eiche.

Die Klüfte durchſchweifen,
In die Wolken greifen,
Ich ſehn' mich hinaus!
Mit den Adlern zu ziehen,
Mit dem Sturme zu fliehen,
Mit Drachen zu hauſen,
Mit Wogen zu brauſen,
Und das quälet mich ſtark,
Und verzehret mein Mark.

Die Fichte.

Reck' überall mein grünes Ohr,
Nach jedem Winde muß ich lauſchen,
Ich ſtrecke meine Hand empor,
Da muß ich durch die Oede rauſchen!

Die Buche.

Nimmer ruh'n!
Immer im Wald zu thun!
Knoſpen pflegen,
Sie zu hegen,
Sich zu regen;
Fern und nah,
Der Lenz iſt da!

Chor der Bäume.

Unſere Mutter lieget unten
Heimlich, gewoltig am ſtillen Ort,
Hat uns auch die Füße gebunden;
Lieſen wir ſonſt Alle fort.

6.

Der blühende Apfelbaum.

O Apfelbaum! Was iſt es wol mit dir?
Wo willſt du noch mit allen Blüthen hin?
Sprich, Apfelbaum, wo ſtehet hin dein Sinn?
Willſt du dich denn in dieſen roſ'gen Gluthen
Mit einem Male ganz und gar verbluten?

In Blüthenwogen brauſt ein Bienenſchwarm,
Der Engel Chorgeſang in meiner Bruſt;
Es ſteht der Baum und ſinnt in ſtiller Luſt,
Als hätt' er wieder in ſo ſel'gen Stunden
Sein Heimathland, das Paradies gefunden.

7.

Ruhe am See.

Einſam oben auf dem Hügel
An des Felſens Ueberhang,
An des Seees blauem Spiegel
Ruh' ich Stunden, Tage lang.

Ueber mir das Laub der Bäume,
Um mich heller Frühlingsſchein,
Wie in's Feenland der Träume
Schau' ich in den See hinein.

Was am Ufer ſteht und wehet
Und den ganzen Himmelsplan,
Was nur dort vorüber gehet,
Zeigt der treue Spiegel an.

Herz, mein Herz, was ſoll dein Schlagen?
Biſt du wieder gar ſo wild,
Daß du nicht vermagſt zu tragen
Wie der See des Himmels Bild?

89

Herz, mein Herz, was willſt du bangen,
Herz, mein Herz, in deinem Weh'?
Sturm und Winter ſind gegangen,
Hell und ruhig ſteht der See!

Da drüben!

Da drüben über'm Walde,
Da ſingt ein Vogel ſchön,
Da drüben an dem Bache
Seh' ich ein Rehlein gehn,
Da drüben!

Und wo der Vogel ſinget
Und wo das Rehlein geht,
Da drüben bei den Tannen
Der Liebſten Hütte ſteht,
Da drüben!

Möcht' mit dem Vogel ſingen
Und zu dem Rehlein geh'n,
Da drüben heimlich lauſchend
Durch's kleine Fenſter ſeh'n,
Da drüben!

Die Nixe.

Mit dem grünen, kleinen Hute,
Mit der Pfauenfeder d'rauf,
Saß ſie da vor mir im Kahne,
Sah ſo liſtig zu mir auf.

In den Händen beide Ruder
Theilte kräftig ſie die Fluth,
Daß ihr ſeid'nes Mieder bebte,
In die Wangen ſtieg das Blut.

Und ſie ſang mit voller Stimme
Mir ein altes Wunderlied:
Wie den Knaben zu bethören
Wär' die Nixe nimmer müd'.

Ruhig lauſcht' ich ſolchen Worten,
Sah ſie an wol unverwandt,
Bis ſie lachend mit dem Kahne
Wieder ſtieß an's feſte Land.

Der träumende See.

Der See ruht tief im blauen Traum,
Von Waſſerblumen zugedeckt;
Ihr Vöglein hoch im Fichtenbaum,
Daß ihr mir nicht den Schläfer weckt!

Doch leiſe weht das Schilf und wiegt
Das Haupt mit leichtem Sinn;
Ein blauer Falter aber fliegt
Darüber einſam hin!

Der Mond und Sie.

Wie iſt ſo ruhig, klar und rein
Dein liebes Angeſicht,
So wie im Lenz der Mondenſchein
Ein träumeriſches Licht!

Ich gehe Nächtens nie allein,
Dein holdes Bild geht mit,
Und ſelbſt der Mond in hellem Schein
Hält mit mir Tritt und Schritt.

Doch geh' ich in mein Kämmerlein
Und drück' die Augen zu,
So ſchwindet zwar der Mondenſchein,
Doch, Liebchen, niemals du.

Der Nußbaum.

Es grünet ein Nußbaum vor dem Haus,
Duftig,
Luftig
Breitet er blättrig die Aeſte aus.

Viel liebliche Blüthen ſtehen d'ran;
Linde
Winde
Kommen, ſie herzlich zu umfahn.

Es flüſtern je zwei zu zwei gepaart,
Neigend,
Beugend
Zierlich zum Kuſſe die Häuptchen zart.

Sie flüſtern von einem Mägdlein, das
Dächte
Nächte,
Tagelang, wüßte, ach! ſelber nicht was.

Sie flüſtern, — wer mag verſtehen ſo gar
Leiſe
Weiſe?
Flüſtern vom Bräut'gam und nächſtem Jahr.

Das Mägdlein horchet, es rauſcht im Baum;
Sehnend,
Wähnend
Sinkt es lächelnd in Schlaf und Traum.

Roſenblüthe.

Das Röslein gar verborgen
In ſeiner Knoſpe ſitzt,
Der neue Frühlingsmorgen
Zum Kuß das Mäulchen ſpitzt;
Doch Röslein mag nichts wiſſen
Vom Blühen und vom Küſſen.

Das Röslein ſitzt gar ſpröde
In ſeinem engen Haus,
Der Mittag iſt nicht blöde,
Strahlt Gluth und Flammen aus;
Doch Röslein mag nichts wiſſen
Vom Blühen und vom Küſſen.

In ſeiner Zelle drinnen
Das Röslein heimlich flicht,
Der Abend kommt zu minnen,
Der Abend weint und fleht:
Ach, alle Blumen müſſen
Am Ende blüh'n und küſſen!

Das Röslein ſteht in Bangen,
Es ſteht in Liebesnoth,
Roth werden ſeine Wangen,
Vor Liebe purpurroth,
Und ſeine Lippen müſſen
Zum erſten Male küſſen.

Zum erſten Male blühen
Mit allererſtem Kuß,
Zum erſten Male glühen
Das holde Röſchen muß;
Denn alle Blumen müſſen
Am Ende blüh'n und küſſen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Frühlingsnacht.

Das Reh guckt an die Kleinen,
Die ſchliefen die ganze Nacht;
Ich habe bei der Meinen
Süß allen Schlaf verwacht.

Die Weinreb' hat die Ohren
Zum Fenſter 'reingethan;
Da ſie kein Wort verloren,
Fing ſie zu blühen an.

Der Mond wollt' endlich ſcheiden;
Ich hab' es nicht geſehn;
Den Blumen und uns Beiden
Voll Waſſer die Augen ſtehn.

Am Morgen.

Mutter.

Was ſollte das zur Nachtzeit ſein,
Das mich nicht ruhen läßt;
In meines Mädchens Kämmerlein
Da rauſchen ſchlimme Gäſt'.

Tochter.

Im Fenſterſtocke haben
Die Bienen eingebaut,
Sie machen ihre Waben,
Da ſummen ſie ſo laut.

Mutter.

Die Bienen, ach, die Bienen klein,
Die waren nicht bei dir!
Mußt gar 'ne andre Stimme ſein
In deiner Kammer hier!

Tochter.

Die Schwalben in den Neſtern,
Die halten keine Ruh',
Sie thaten ſchon ſeit geſtern
Nicht ihre Schnäbel zu.

Mutter.

Und ſind auch nicht die Schwalben ſtumm,
So geh'n ſie doch bei Nacht
Nicht in des Mädchens Kammer um
Und ſchleichen mit Bedacht.

Tochter.

Die Elfen aber ſpringen
Zum Schlüſſelloch herein,
Und ihre Hörnchen klingen,
Da trippeln ſie ſo fein.

Beide.

Die Schwalben, Bienen, Blüthen,
Und gar ein Elfenkind,
Wer mag ſie Alle hüten,
Die heimlich glücklich ſind.

Der Reuige.

Im Betſtuhl knieet die Schöne
Und ſingt gar engelhaft,
Der Orgel heilige Töne
Schwellen
Mit Gotteskraft,
Quellen
Mit Wogenmacht
Donnernd hervor,
Dringen an Herz und Ohr.
Die goldnen Augenlider
Schlägt das Mägdlein nieder;
Geſcheitelt das blonde Haar,
Das Haupt geneigt,
Das Antlitz unſchuldig und klar,
Vor Andacht gebleicht,
Betet es mit Herz und Mund
Mit allen Heiligen im Bund.
Dahinter ein armer Sünder ſteht,
Der in Thränen der Reue vergeht.

Eva.

Sie ſah mich an zuweilen
Mit ſchalkhaft klarem Blick;
Einen Apfel thät ſie theilen
Und brach ein feines Stück.

Und zwiſchen ihre Lippen
Sie eine Hälfte nahm;
Ich aber durfte nippen,
Daß Lipp' an Lippe kam.

Die Mutter ſah herüber
Und zog ein ſchlimm Geſicht;
Mein Glück iſt nun vorüber,
Vergeſſen kann ich's nicht.

Und da der Lenz gekommen,
Blüht wieder der Apfelbaum
Und Eva ſteht beklommen
Darunter in ſüßem Traum.

Der Alpengang.

Des Morgens früh zu guter Zeit
Geh' ich zur Sennerin,
Es iſt das Herz mir himmelweit,
Zieh' ich zur Alpe hin.

Die Morgenſonne ſcheinet hell,
Das Mägdlein ſteht davor,
Als wär' dort oben an der Stell'
Das off'ne Himmelsthor.

Ich ſeh' im rothen Schein ſie ſtehn —
Die Sonne blendet ſehr —
Die Wolken und die Lämmer gehn
Zuſammen um ſie her.

Ein grünes Bändel auf dem Hut,
Am Herzen Röslein roth. —
Ach, wüßt' ich nicht, wie Lieben thut,
Was hätt' es noch für Noth? —

Warnung.

Vor den Fenſtern laßt euch warnen
Junggeſellen weit und breit!
Vor den Netzen, vor den Garnen,
Vor den Mädchen allezeit!

Vor den hellen Roſenblüthen,
Die wo an den Fenſtern ſteh'n,
Müßt ihr Herz und Auge hüten,
Schnell und ſtill vorübergeh'n!

An den Blumenfenſtern lauern
Wilde Jägerinnen dort,
Und die Spinnen an den Mauern
Weben Netze immerfort.

Ach! mein armes Herz gefangen
Hält ein ſolches Fenſterlein;
Bei der Roſe muß es hangen,
Und ihr Sklave muß es ſein!

Der Schweigſame.

Ich wüßte wohl zu ſingen,
Ich ſing' es aber nicht;
Mein Herz das will zerſpringen,
Ihr glaubt es aber nicht.

Schön iſt es gegenüber!
Ihr fraget wer und was?
Seh' immerfort hinüber,
Denn dort iſt dies und das!

Es iſt ein blaues Scheinen!
Fragt mich nur nicht darum!
Ich möchte ſelig weinen,
Ich wüßte ſchon warum.

Bandſchleifen ſeh' ich wehen,
Dort iſt mein Augenziel!
Dürft' ich es nur geſtehen,
Ihr fraget mich noch viel.

O, wollt' ich nur verrathen
Das ſchöne Fernreich!
Ihr käm't doch ungeladen
Vor Liebesluſt zugleich.

Doch nimmer ſollt ihr wiſſen:
Warum? und Was? und Wie?
Doch möcht' ich herzlich küſſen
Nur Sie und immer Sie!

Brennende Liebe.

In meinem Gärtchen lachet
Manch Blümlein blau und roth,
Vor allen aber machet
Die brennende Liebe
Mir Noth.

Wohin ich mich nur wende,
Steht auch die helle Blum';
Es glühet ſonder Ende
Die brennende Liebe
Ringsum.

Die ſchlimmen Nachbarinnen,
Die bleiben neidvoll ſtehn
Und flüſtern: „Ach, da drinnen
Blüht brennende Liebe
So ſchön!"

Brauch' ihrer nicht zu warten,
Sie ſprießet Tag und Nacht;
Wer hat mir doch zum Garten
Die brennende Liebe
Gebracht?

Das Hänflingsneſt.

Feldröslein, wie ſo purpurhell,
Was lachſt du ſo verſtohlen?
Was haſt du denn an dieſer Stell'
So Wonniges verhohlen?

Ein Vöglein klagt ſchon um mich;
Ich habe nun gefunden:
Ein Hänflingsneſt verbirgt ſich
So tief im Graſe unten.

Aus meinen Händen dringt das Blut,
Mich hat der Dorn geritzet;
Wie kommt es, daß die kleine Brut
Hier alſo ſicher ſitzet?

Du banges Vöglein um mich her
Brauchſt ängſtlich nicht zu flehen;
Mein Buſen wird zu wonneſchwer,
Ich muß von dannen gehen!

Nachtlied.

Dürft' ich mit dir dort oben gehn,
Du träumeriſcher Mond,
Ich könnte wohl hinüberſehn,
Wo die Geliebte wohnt!

Zu glücklich iſt die Nachtigall,
Die in dem Lindenbaum
Vor ihrem Haus mit ſüßem Schall
Durchklinget ihren Traum!

Im Sommer.

Durch des Kornes enge Gaſſen
Langſam zieh' ich wol einher,
Wenn die Aehren all' erblaſſen
Von verborg'nem Segen ſchwer;
Und ſo wandl' ich hin und ſinne
Und weiß nicht, was ich beginne.

Und der blaue Himmel webet
Sich herunter licht und warm,
Und die ganze Erde ſchwebet
Bräutlich ſtill in ſeinem Arm;
Ach, inbrünſtig ſüßes Neigen,
Innig Sehnen, glühend Schweigen!

Vor Liebe.

Ich ſaß zu ihren Füßen,
Ich hielt wol ihre Hand,
Ich hätt' ſie mögen küſſen;
Mein Herz hat heiß gebrannt
Vor Liebe.

Sie ſah herab ſo wonnig,
Es war um mich geſchehn;
Ich ſah den Himmel ſonnig
In ihren Augen ſtehn
Vor Liebe.

Zwei glühend rothe Nelken
Trug ſie vor ihrer Bruſt,
Sie durften dort verwelken
In kurzer, ſel'ger Luſt
Vor Liebe.

In Liebespein befangen
Saß ich und ſprach kein Wort,
Und als ſie heimgegangen,
Saß ich noch immer dort
Vor Liebe.

Freiheit!

Im Blumenkelch gefangen
Sie eine Biene trug;
Es glühten ihre Wangen,
Es flatterte das Tuch.

Sie rief: „Ich laß' es brummen,
Und wär' es auch dein Herz!
Es mag auf Freiheit ſinnen,
Es gilt mir Alles Scherz!“

Doch plötzlich war geſprungen
Ein Blumenblatt entzwei,
Die Biene vorgedrungen
So zornig, wild und frei.

Sie hat ſich auch gerochen
An ihrem harten Sinn
Und in die Bruſt geſtochen
Die ſchöne Quälerin.

Der vorleſende Schüler.

Die Mutter war ausgegangen,
Johanna war allein,
Als ich am Abend lauſchend
Zur Thüre trat herein.

Es flammte mir vor den Augen
Das blendende Lampenlicht;
Es glühte gar roſenhelle
Ihr freundliches Geſicht.

Von herrlichen Geſchichten
Trug ich ein Buch bei mir;
Ich las ſo gut ich konnte,
Meine Seele ſchmolz vor ihr.

Mit ſinkenden Augenlidern
Johanna bei mir ſaß,
Von zwölf ſchlafenden Jungfrau'n
Ich unaufhörlich las.

Die Ringelblumen, die Locken,
Träumten in goldiger Ruh',
Die blauen Veilchenaugen,
Die ſielen ihr langſam zu.

Doch immer noch blühte prangend
Der Lippen brennender Mohn,
Das Herz wollt' mir zerſpringen,
Mich trieb eine Angſt davon.

Waldeinſamkeit.

In dem Walde liegt mein Reich,
Unter Tannen ſteht mein Pfühl;
Grünes Moos iſt gar ſo weich,
Grüner Wald iſt gar ſo kühl!

Vögel ſingen auf mich ein,
Rehe ziehen ruhig hin,
Alle möchten bei mir ſein,
Da ich doch ein König bin.

Der Abſchied.

Ach, ſcheiden von der Lieben,
Das thut dem Herzen weh!
Das will mich ſehr betrüben,
Wo ich auch geh' und ſteh'.

Muß oft der Stunde denken,
Wo ich zuletzt ſie ſah;
Sie ſaß mit bitt'rem Kränken
Bei Vater und Mutter da.

Ich ſah ſie dort zerpflücken
Ein Zweiglein Rosmarin;
Aus blauen, milden Blicken
Eine helle Thräne ſchien.

Die Mutter unterdeſſen
Las in dem Bibelbuch;
Ich mußt' die Augen preſſen
Vor wildem Schmerz in's Tuch.

Wie war mir doch beklommen;
Sie barg ihr Angeſicht, —
Ob Abſchied ich genommen,
Weiß ich noch heute nicht.

Ach, dürft' zu ihren Füßen
Mein Herz ich legen hin,
Dorthin, wo ſie zerriſſen
Das Zweiglein Rosmarin!

Ade!

Es pflegt ſich der Saft im Baum gelind'
Zu Knoſpen,
Der eine Tropfen zerſprengt ſich die Rind',
Der Tropfen,
Die Thräne rinnt herab am Baum,
Das helle Blühen war ein Traum,
Ade!

Dies iſt ja im Lenz mein liebſter Geſang,
Im Lenze,
Dabei wird mir in dem Herzen ſo bang,
Im Herzen,
Von Lenz und Wandern ſing' ich gern
Hinaus zur blauen Himmelsfern',
Ade!

An Sie.

Es blüht am Rain der weiße Schlee,
Wohl kommt der Lenz, doch mir iſt weh;
Am Kirchthurm ſeh' ich Schwalben zieh'n,
Könnt' ich mit ihnen heimwärts flieh'n!

Wie iſt mein Liebchen gar ſo hold,
Sein Lockenhaar ſo klares Gold,
Und in den Augen hell und rein
Des ganzen Himmels Widerſchein!

Ich bin von Ihr nun fern, ſo fern!
Wär' bei der Trauten gar ſo gern!
Im Waizen lockt die Wachtel laut
Mich in die Arme meiner Braut.

Vor ihrer Thüre wird ſie ſteh'n,
Hinaus zur Ferne traurig ſeh'n,
Ein Blüthenregen um ſie her;
Wer doch an ihrer Seite wär'!

Botſchaft.

Mondenſchein, ſtiller Mondenſchein,
Eile zu ihrem Kämmerlein!
Du ſollſt ſie oftmals grüßen,
Mondenſchein, darfſt ſie küſſen!
Willſt Du mein Bote ſein?

Nachtigall, traute Nachtigal,
Fliege mit deinem Liederſchall,
Fliege zu ihr und ſage,
Was ich im Herzen trage
Ueberall, überall!

Roſenduft, ſüßer Roſenduft,
Schwinge dich durch die Abendluft,
Eile mit deinem Wehen!
Schmeichler, ſie wird es verſtehen,
Daß dich die Liebe ruft!

Aber der treueſte Bote hier
Plaudert den ganzen Tag von ihr;
Immerfort muß er ſpringen,
Fröhliche Kunde mir bringen,
Eile, mein Herz, zu ihr!

Aus der Fremde.

Wo auf hohen Tannenſpitzen,
Die ſo dunkel und ſo grün,
Droſſeln gern verſtohlen ſitzen,
Weiß und roth die Mooſe blüh'n;
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch ſo gerne.

Wo in's Silber friſcher Wellen
Schaut die Sonne hoch hinein,
Spielen heimliche Forellen
In der Erlen grünem Schein;
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch ſo gerne.

Wo tief unten aus der Erde
Eiſenerz der Bergmann bricht
Und die Zither ſpielt am Herde
In der kurzen Tagesſchicht;
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch ſo gerne.

Wo die Hirtenfeuer brennen,
Durch den Wald die Heerde zieht,
Wo mich alle Berge kennen,
Drüberhin die Wolke flieht;
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch ſo gerne.

Wo ſo hell die Glocken ſchallen,
Sonntags früh in's Land hinaus,
Alle in die Kirche wallen,
In der Hand den Blumenſtrauß;
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch ſo gerne.

Doch mein Leid iſt nicht zu ändern,
Zieht das Heimweh mich zurück,
Treibt mich doch nach fremden Ländern
Unerbittlich das Geſchick;
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch ſo gerne.

In der Villa reale zu Neapel.

Wanderer.

Wo kommſt du her, du grüne Welle
Im Meere herüber ſo ſchnelle?

Welle.

Mich ſchickt her ein ſchönes Kind,
Und mich trieb ein guter Wind,
Hab' dich müſſen
Viel tauſendmal grüßen —
Geſchwind! Geſchwind
Zurück über Sand und Felſenbank!

Wanderer.

Schönen Dank!

Der Oſtertag in Rom.

Ob am grünen Donnerſtage
Auch der Pabſt gar ſehr geflucht,
Hab' ich doch am Oſtertage
Wieder Peters Dom beſucht.

Wenig hat es mich bekümmert,
Wie in ſchwerer, goldner Pracht
Seine Heiligkeit geſlimmert,
Schön das ſchöne Spiel vollbracht.

Denn vor all' den ſchönen Frauen,
Welche Roma zart gepflegt,
Mußt' ich auf die Schönſte ſchauen,
Die mir Herz und Sinn bewegt.

Roſa, mit denſelben Blicken
Drang dein Auge ſonſt zu mir;
Soll es mich nun nicht entzücken,
Find' ich dich in Roma hier?

In der Villa Borgheſe zu Rom.

Durch die ſchönſte Villa Rom's
Zieht ein Wand'rer froh und leicht,
Bis des Tages Strahl erbleicht
In der Nacht des Himmeldoms.

Aus den grünen Feſſeln hebt
Sich die Blume ſtill hervor,
Von des Duftes luft'gem Flor
Steht die Aue leicht umwebt.

Leuchtend ſteht der Mandelbaum
Und des Lorbeers gold'ne Blüth'.
Blauer Himmel, ſüßer Traum
Wölbet ſich durch mein Gemüth.

Amor aber ſteht im Hain,
Lächelnd flüſtert er heraus:
„Fremdling, in dies Götterhaus,
Träumer, wie kamſt du herein?

Kurzen Traum, doch nicht dein Glück
Bringeſt du zu mir daher,
Ließeſt doch dein Herz zurück,
Wirſt es finden nimmermehr!

Hinter Eis und Firnen weit
Liegt wol eine ſchöne Stadt;
Doch in alter, neuer Zeit
Liebe ſtets betrogen hat.

Hinter Tannen rauſcht der Wind,
Kinder ſind veränderlich,
Und ein Mädchen iſt ein Kind
Und ein Kind, das tröſtet ſich."

In die Ferne.

(„Georg Beuler".)

In die Ferne geht mein Sehnen,
Zu den Wolken dringt mein Blick,
Aus dem Auge rinnen Thränen
Um das längſt vergang'ne Glück.

Lüfte, die ihr in den Bäumen
Leiſe flüſternd weiter eilt;
Wißt ihr wohl von jenen Räumen,
Wo die Allerſchönſte weilt?

Weiden weinen an den Bächen,
Quellen an der Felſenwand,
Klagend ſcheinen ſie zu ſprechen
Von dem wunderbaren Land.

Doch mein Leid, wer kann es theilen?
Luft und Welle darf entflieh'n,
Ueber Erd' und Himmel eilen;
Ich nur langſam weiter zieh'n.

Ziehende Schwalben.

Die Schwalben, alle Schwalben
Beim Hirten ſind ſie gern,
Und wenn die Blätter falben,
Zieh'n ſie wol in die Fern';
So gern, ſo gern —
Weit in die Fern'!

Zu jedem Lamme plaudern
Sie noch ein heimlich Wort:
„Wir dürfen nicht mehr zaudern,
Der Winter treibt uns fort,
Von Ort zu Ort
Uns fort, uns fort."

Der munt're Hirte ſinget:
„Seht ihr nach meinem Sinn
Ein Mädchen, ja dem bringet
Die ſchönſten Grüße hin,
Nach meinem Sinn,
Dahin, dahin!"

129

Die Schwalben ziehen munter
Durch grauen Nebelſtreif,
Der Hirte ſtill hinunter
Im erſten Winterreif
Und Nebelſtreif
Und Schnee und Reif.

Die Schwalben kehren wieder —
Des Hirten froher Sinn,
Des Hirten frohe Lieder,
Wo iſt das Alles hin?
Und Alles hin —
Dahin — dahin!

Zu Weihnachten.

Weihnachtsfeſt iſt wiederkommen,
Wo ſo oft beim Orgelklang
Ich mit ihr bei andern Frommen
Sanft aus einem Buche ſang.

Glaubet nicht, daß ſie geſtorben,
Auch nicht, daß mein Paradies
Zeit und Welt mir hat verdorben,
Als mich jedes Glück verließ.

Weihnachtsbaum und helle Kerzen
Und darunter ich und ſie;
Dieſes Bild in meinem Herzen,
Das vergeht, verlöſchet nie!

An die Ungetreue.

Hatt' in's Auge dir geſchaut,
Bis mir aller Sinn verging,
Auf dein Herz hatt' ich gebaut,
Schönes Weib, an dem ich hing!
War ich doch ſo ſehr bezwungen,
Wie ein Kind von dir umſchlungen.

Und ich hätt' dich treu gepflegt
Wohl in Sonn- und Mondenſchein,
Wie ein Küchlein dich gehegt,
Meine Seele war ja dein!
Einen Ring hatt' ich gegeben,
Meine Treue und mein Leben!

Und den Ring haſt du verſä't,
Und er fiel hinein in's Meer,
Und der Wind hat dort geweht,
Kenn' die Stelle auch nicht mehr.
Haſt du mich berauſcht mit Küſſen,
Gott behüte dein Gewiſſen!

Des Waffenſchmieds Fenſter.

Traurig mag ich gern mich ducken
Durch den engen Fenſterrahm,
Auf den Markt hinabzugucken
Theilnahmlos und doch voll Gram.

Und das geht auf allen Gängen
Ohne Raſt und ohne Ruh',
Das giebt ein verwirrtes Drängen
Ueberall und auf und zu.

Flinke Dirnen, edle Frauen
Stolze Herren ſchlau und keck,
Mütterchen ſind auch zu ſchauen,
Ach! und auch ſo mancher Geck.

Vor den Ellen flattern Tücher,
Und der Kaufmann ſteht davor,
Und er denkt an ſeine Bücher,
Und er kraut ſich hinter'm Ohr.

Von den bunten Waaren allen
An den Läden weit und breit
Könnt' mir eine nur gefallen,
Eine nur zu dieſer Zeit.

Mit gar glühend hellem Blitze
Hängt dort vor dem Fenſterlein
Mit der ſchneidend ſcharfen Spitze
Eine Waffe gut und fein.

Und der Waffenſchmied, der ſchmiedet
Dolche wunderſchön und blank
Für die Pilger, die ermüdet,
Und mein Herz iſt todeskrank.

König Mark und Iſolde.

„Iſolde, königliche Braut,
Du zögerſt und bebeſt noch,
Sagt nicht dein eigen Herz dir laut:
Er iſt mein König doch!

Rauſcht mir um meine Schulter nicht
Der Sternenmantel her,
Erkennſt du nicht mein Angeſicht
Und die Stirne gewitterſchwer?“

„„Und wenn ich vor dir zitternd ſteh',
So bin ich ſo herzenskrank,
In Thränen und in Jammer vergeh',
So that das der Zaubertrank.

Der Liebestrank, den mein Mütterlein
Für dich meiner Amme vertraut,
Ich habe verſchüttet den goldenen Wein,
Ich unglückſel'ge Braut!

Und Triſtan, der mich zu dir gebracht, —
Wir haben getrunken zugleich,
Und elend hat er uns Beide gemacht,
Vor Sehnſucht krank und bleich.

Ich armes, ich vergiftetes Weib,
Ich ſchling' mich um deinen Fuß,
Hin iſt meine Seele, hin mein Leib,
Der ſich verzehren muß.““

„Und haſt du nicht den Trank bewahrt
Deinem rechten König und Herrn,
Leichtſinnig verſchüttet auf deiner Fahrt,
So bleibe mir ewig fern.

Ich kenne dich nicht, ſo ſchön du biſt,
Aus dem Herzen reiß' ich dich aus,
Verſagt ſei dir zu jeder Friſt
Meine Hand, mein Bett und Haus.

Thut ihr um ein härenes Gewand,
Die Locken ſchneidet ihr ab,
Eine Lampe gebt ihr in die Hand,
Denn dunkel iſt das Grab!“

Todtenklage.

Noch ſeh' ich deiner Augen große Sterne,
Darüberhin geheime Schatten dunkeln,
Daraus empor unregſam in die Ferne
Erlöſungsdurſtig zu dem Himmel funkeln
Und unverwandt.

Noch ſeh' ich auch die ſanften Räthſelſchauer,
Die heimlich oft um deine Lippen glommen,
Und mild geſenkt dein Haupt zu ſtiller Trauer
Wie eine Blume und doch ſchmerzbeklommen
In deine Hand.

Und deine Stimme hör' ich rührend klingen,
So holde Worte hör' ich dich noch ſprechen,
Als wollten ſie wie Kinder uns umſchlingen
Und dann mit voller Seele durch ſich brechen
Zum Vaterland.

O, war es ſo gemeint, du Lilienbleiche?
Und war es ſo gemeint, du Todentzückte,
Daß in die Stirne tief, du Schmerzensreiche,
Die eig'ne Hand den Dornenkranz dir drückte,
Von uns gewandt?

Wir dürfen nur mit Thränen noch begleiten
Den Nachen, der vom Ufer abgetrieben,
Fahr' wohl! Ein Engel wird die Fahrt geleiten!
Da zieht er hin, — wir ſind zurückgeblieben
Am öden Strand.

Vorüber!

Zwei lichte Augenſterne,
Die geben hellen Schein,
Zwei Räthſel nah und ferne,
Die blicken auf mich ein
Aus heimlich wilden Räumen
Wie ſommernächtig Träumen.

Gar lange möcht' ich ſchauen
In dieſes Sternenreich
Mit kindlichem Vertrauen
So fromm' und ſtill zugleich
Und all' die ſchweren Peinen
Aus meinem Herzen weinen.

Ich wüßt' von wildem Streben
Und von verlor'nem Ziel
Und von verlor'nem Leben
Der Märchen wunderviel,
Daß bei herzinnerem Kränken
Selbſt Sterne unterſänken.

Die Blumen, all' die bunten,
Die um mich leuchtend ſteh'n,
Die wurzeln heimlich unten,
Wo Grabesſchauer weh'n,
Verbergen alle Schmerzen
In hellen Blüthenkerzen.

Doch leuchte ſtill und heiter,
Du freundlich Sternenlicht,
Dir ſtört der Sänger weiter
Den Gottesfrieden nicht;
Laß' ſchnell vor deinen Blicken
Sein Bild vorüberrücken!

Die junge Mutter.

Im hellen Blumengarten
Eine fromme Mutter ſtand,
Ihr herzig Kind zu warten,
Sie wiegt' es mit der Hand.

Die Blüthenzweige fächeln,
Der Knabe regt ſich kaum,
Er blickt mit ſüßem Lächeln
Zum blauen Himmelsraum.

Die gold'nen Löckchen wehen
Ihm um das Haupt zumal,
Was mag das Kindlein ſehen
Im großen Himmelsſaal?

Es ſtrecket mit Verlangen
Die zarten Arme aus,
Den Vater zu erlangen
Dort oben im hellen Haus.

Die Eng'lein all' erſcheinen,
Sie bringen ſel'gen Gruß;
Wie kommt es, daß ich weinen,
So herzlich weinen muß?

Die Frühlingslerche.

Ueber den Schlüften
Wolken und Wettern,
Hoch in den Lüften
Wirbelt mit Schmettern
Jauchzend die Frühlingslerche, mein Herz.

Unten, tief unten
Liegen die Berge,
Meere gebunden,
Kriechen die Zwerge,
Qualvoll das arme Menſchengeſchlecht.

Oben, hochoben
In heiligem Frieden
Bin ich enthoben
Der Knechtſchaft hienieden;
Freiheit iſt oben, Freiheit und Luft.

* * *

III.

Soll ich denn Hut und Stab
Fröhlich nicht ſchwingen?
Droſſel, die Wein genaſcht,
Kann ſie nicht ſingen?

Der Becher.

1.

Als Naturphiloſoph.

Als Gott der Herr vom Himmel ſah
Die Waſſerfluth auf Erden,
So war er ſchnell mit Hülfe da
Und ließ die Rebe werden,
Den Feuergeiſt goß er hinein,
Und heilig, heilig iſt der Wein!

Was tief geſchlafen in der Bruſt,
Das bringt der Wein zum Blühen,
Das weckt er auf zu neuer Luſt
Und heißt es mächtig glühen;
D'rum grüßt mit hellem Becherſchall
Den Sohn der Rebe überall!

Den, der die Welt einſt frei gemacht,
Die ſchöne Welt der Heiden,
Hat nun der Wein zurückgebracht
Mit Poeſie und Freuden; —
Sein Auge flammt, es ſprüht ſein Blut
So ſteigt er aus der gold'nen Fluth.

Sein Herzblut rinnt ſo wunderbar
Hervor ſüß aus den Trauben, —
Den Freiheitstrank ſo hell und klar,
Kein Pfaff' ſoll ihn uns rauben!
Ihr Gottgeweihten all' herbei,
Ihr Leoparden wild und frei!

2.

Als Myſtiker.

Im Pokal, im klaren Weine
Ruht ein Gnadenbild
Wie in gold'nem Heil'genſcheine
Sonnenhell und mild.

Und es wird ein altes Wähnen
D'rinnen wieder jung,
Und es fließen meine Thränen
Der Erinnerung.

Immer tiefer muß ich nippen
In die ſüße Fluth,
Küſſe ſuchen da die Lippen,
Und es wallt mein Blut.

Welch' ein überirdiſch Klingen
Wehet um mich her?
Zu dem Herzen will es dringen
Und mein Haupt wird ſchwer!

Ei, du Traumbild im Pokale,
Wie geſchieht's mit dir,
Daß du nun mit einem Male
Biſt im Herzen hier?

Alte Zeiten leben wieder
In der tiefen Bruſt,
Und es kehren alte Lieder
Und die alte Luſt.

Der iſt nicht ein wack'rer Zecher
In dem deutſchen Land,
Der noch nicht im tiefen Becher
Gleiche Wunder fand.

3.

Als Revolutionair.

Zecher.

Greift, wack're Brüder, zu dem Kruge,
Erwäget wohl die groſse Zeit,
Wie ſie ſich jetzt von altem Truge,
Vom ſchweren Joche rings befreit!
Und wir nur ſollten nicht es wagen,
Nach unſ'rem Zecherrecht zu fragen?
Was ſaget ihr dazu? davon?

Chor.

Rebellion! Rebellion!

Zecher.

Es ſcheint, als wenn die zarten Schönen
Mit ſammt dem edlen Rebenſaft
Das edle Zechervolk verhöhnen,
Das groſse Volk in ſeiner Kraft?
Decretum stat.: die Schönen ſollen
Von nun an uns nur lieben wollen!
Was ſaget ihr dazu? davon?

Chor.

Rebellion! Rebellion!

Zecher.

Und auch der Wirth will oft nicht borgen,
Der Zecher aber braucht den Wein!
Beim Trinken giebt es keine Sorgen,
Der Wirth, der aber ſchenke ein! —
Er mag ſich an der Stirne reiben
Und ruhig, ſittſam weiter ſchreiben! —
Was ſaget ihr dazu? davon?

Chor.

Rebellion! Rebellion!

Zecher.

Sonſt ſaß man ernſthaft in der Runde
Und ſchlich ſich zweifelnd bald nach Haus;
Doch jetzt, jetzt erſt zur Morgenſtunde
Laviren wir ſo ſo! nach Haus;
Die Leute aber ſollen ſagen:
„Der brave Mann kann was vertragen!“
Was ſaget ihr dazu? davon?

Chor.

Rebellion! Rebellion!

Zecher.

Auf tauſend Tafeln ſei geſchrieben
Dies große Wort mit ſüßem Naß,
Mit gold'nem Wein, der übrig blieben
Vom allerbeſten, alten Faß:
Weinkönig ſoll der ſein vor Allen,
Der nie berauſcht vom Stuhl gefallen!
Was ſagt ihr dazu? davon?

Chor.

Rebellion! Rebellion!

4.

Als Doctrinair.

Vin à tout prix!

Was quälte dir dein banges Herz?
„Liebesſchmerz!“
Was machte dir dein Auge roth?
„Liebesnoth!“
Was gab dir Sorgen ohne Zahl?
„Liebesqual!“

Ei, das haſt du ſchlimm bedacht,
Denn ſchon manchesmal
Hat gar grauſam umgebracht
Liebesſchmerz und Qual!

Was heilte dich von deiner Pein?
„Alter Wein!“
Was gab dir dann den beſten Troſt?
„Friſcher Moſt!“
Was ſtärkte wieder deinen Muth?
„Traubenblut!“

Ei, ſo bringt uns ſchnell herbei
Dieſes edle Gut!
Denn nun bleibt es doch dabei:
Wein erfriſcht das Blut!

5.

Als franzöſiſcher Emiſſair.

Ein Geſandter nahet hie,
Frankreich ſchickt ihn her,
Aus Champagne Kellern,
Ach, ſein Leib iſt ſchwer!

Die jeunesse iſt übermannt,
Mit Gewalt berückt,
Unter Kork und Pech gebannt,
Und das Volk beglückt!

Philanthropen groß und klein,
Zeigt euch mit der That!
Frei muß auch der Leichtſinn ſein!
Blei hinweg und Draht!

Dämon! Dämon, komm' herbei!
Geiſterbewegung!
Schäume, ſprudle, werde frei!
Freiheit lebe hoch!

Reicht mir ſchnell das Flötenglas,
Das ſo heimlich klingt,
Da der Kork, ſo feſt er ſaß,
Nun zur Decke ſpringt!

Doch der Kork, o der Tyrann!
Der entrinn' uns nicht!
Vogelfrei für Jedermann
Sei der ſchnöde Wicht!

6.

Ein Trinkſpruch.

(Beim Empfange des großen Pokals.)

Gebt mir her den Sorgenbrecher,
Meinen alten Spießkumpan,
Gebt mir her den großen Becher,
Der fünf Flaſchen faſſen kann!

Schaut ihn an, den ſchwarzen Kämpfer,
Seine Flagg' iſt purpurroth!
Hei! der alte Grillendämpfer
Ueberſiegte alle Noth.

Kennt ihr, Freunde, ſeine Stimme,
Wenn er ſeine Salven gibt?
Wenn vor ſeinem Zornesgrimme
Jeder Feind im Nu zerſtiebt?

Und wie lenkt er auch das Steuer,
Segelt er zum Feindesland?
Vorwärts und hinein in's Feuer!
Admiral iſt er genannt!

Admiral, ſo muß er heißen!
Lauſcht auf ſeinen Wink zumal!
Um das Tafelland zu kreiſen, —
Vorwärts! Vorwärts! Admiral!

Und da kommt er hergezogen
Mit dem Kiel, der ſchneidend greift,
Ueber Strudel, über Wogen,
Daß der Fockmaſt ſelber pfeift!

7.

Als Legitimer.

Gute Nacht, ihr trüben Kerzen!
Gute Nacht, du ſüßer Wein!
Immer ſoll mit leichtem Herzen
Freudevoll gehuldigt ſein
Deiner immer neuen Macht!
Gute Nacht!

Gute Nacht, ihr frohen Seelen!
Meinen Stab — den Stab gebt her!
Denn es läßt ſich nicht verhehlen,
Daß der Kopf, der Kopf zu ſchwer
Und die Füße leicht gemacht;
Gute Nacht!

Wie die Becher angeklungen,
Daß ringsum der ganze Raum
Sich gedrehet und geſprungen!
Oder war es nur ein Traum
Zu der Zeit der Mitternacht?
Gute Nacht!

An der Thür' iſt eine Klinke,
Die ich jetzt nicht finden kann!
Glaubt nicht, Leute, daß ich ſinke;
Standhaft bleibet doch der Mann,
Wenn der Wein auch trunken macht; —
Gute Nacht!

Die Laterne? Was Laterne!
Die Laterne brauch' ich nicht;
Leuchten doch die lieben Sterne,
Und mich kennt das Sternenlicht,
Das mich oft ſchon heimgebracht!
Gute Nacht!

8.

Als Raiſonneur.

(Unterwegs zu den Nachtwächtern:)

Ei, was ſchaut ihr mich denn an,
Daß ich brav getrunken?
Hab' es gar zu gern gethan,
Bin auch nicht geſunken!
Ei, was ſchaut ihr mich denn an? —

(In ſeiner Stube zu ſeiner Frau:)

Sprich, was ſchau'ſt du mich denn an?
Frauen kann ich leiden!
Mag um dieſen ſchönen Wahn
Mancher mich beneiden!
Ei, was ſchau'ſt du mich denn an?

(Im Bette:)

Und was ſchaut ihr mich denn an;
Daß ich gern geſungen?
Iſt davon doch auch kein Span
Wem in's Aug' geſprungen,
Meinetwegen ſchaut mich an!

(Er zieht die Nachtmütze über die Ohren
und verſchwindet unter der Bettdecke.)

IV.

Um Herzen und Hand
Die Treue als Band,
Wer will in Freuden und Leiden
Uns von einander ſcheiden?

Sehnſucht.

Wär' ich der Regen,
Ich wollte mich legen
Der Erde an's Herz;
Wie ſollte ſie blühen
Und jauchzen und glühen!

Wär' ich die Sonne,
Ich ſög' mich vor Wonne
In's dampfende Meer;
Wie ſollt' es da rauſchen,
Um Küſſe zu tauſchen!

Könnt' ich verwehen,
Zu Nebel vergehen,
Zerfließen in Luft;
Ich hielt' voll Erbarmen
Die Welt in den Armen.

So mit dem Herzen
Voll Liebe und Schmerzen
Verglüh' ich allein
Und ſinke in Flammen
Und Aſche zuſammen.

Decembermorgen.

Es ſinkt der Mond hinab im Morgengrau,
Doch nicht der Schlaf auf meine Augenlider;
Und vor der Sonne ſinkt der Nebelthau,
Doch nicht mein Haupt noch auf das Lager nieder,
Mein Leben wird zum Märchen und Gedicht;
Ich ſah zu lang' dir in das Angeſicht.

War ich wohl krank und werd' ich erſt geſund?
War ich geſund und muß ich erſt erkranken?
Mir glüht das Herz und fieberheiß der Mund,
Und durcheinander wogen die Gedanken;
Bin ich unglücklich oder zu beglückt?
Hab' ich doch leis nur deine Hand gedrückt.

Ich weiß es wohl: ermannen muß ich mich
Und feſt die Hand mir preſſen auf die Bruſt,
Ich weiß, ich weiß, verlieren muß ich dich;
Der Schmerz iſt mein, dir bleibe Glück und Luſt!
Ich weiß, mich retten wird mein harter Sinn,
Obſchon ich niemals wieder glücklich bin.

Und wollt' das Schickſal nicht den Lorbeerkranz,
Verſagen nur die Myrthe und die Roſe,
Dem Leben, — nicht dem Tode Licht und Glanz,
Und fielen leuchtend all' die letzten Looſe, —
Doch einſam hin durch Wetter, Schnee und Wind
Schluchzt' meine Seele wie ein armes Kind!

Offenbarung der Liebe.

Geſang der Hirten auf dem Felde.

Herab mit hellen Funken
Aus blauer Himmelsfern'
Iſt in das Thal geſunken
Ein heller Gnadenſtern;
Nun klingen alle Räume,
Es ſingen alle Bäume
Von Liebe, ach von Liebe!

Der Wanderer.

Ihr Schwalben, ihr behenden,
Sagt mir aus allen Enden:
Von Flur zu Flur, von Ort zu Ort,
Was klingt da für ein Wunderwort?

Schwalben.

Ohne Ruh'
Ab und zu,
Haben keine Raſt dazu,
Hungrige Kleinen
Schreien und weinen; —
Fleißig und munter
Hinauf und hinunter!
Die Liebe? ach, die Liebe!

Wanderer.

Ihr Eulen habt um Mitternacht
Darüber lange nachgedacht, —
Habt ihr es nicht herausgebracht
Mit Bedacht — mit Bedacht?

Eulen.

Was haben wir zu ſchaffen
Mit Fragen junger Laffen?
Wir ſitzen und wir ſchwitzen
Und unſ're Augen blitzen,
Wir müſſen uns in eig'ner Bruſt
Noch heute bringen zum Bewußt —
Ja — zum Bewußtſein!

Wanderer.

Du Adler aus den Höhen,
Kannſt du mich hier verſtehen,
So ſprich: was alle Welt erfüllt
Und tief in meiner Seele quillt?

Adler.

Aus Wolken und Wind
Grüß' ich Weib und Kind;
Der Soldat im Streit
Hat wenig Zeit
Zur Liebe — zur Liebe!

Wanderer.

Herr Rabe, Pfaff' und Küſter,
Sieh' nach in dem Regiſter,
Ob irgendwie, ob irgendwo
Ein Wort macht alle Herzen froh?

Rabe.

Nach Gottes Reiche tracht' zuerſt, —
Wenn Du nur ſchon geſtorben wärſt, —
Dann fällt von ſelbſt Dir Alles zu,
Und in dem Grab, im Grab iſt Ruh'.

Wanderer.

Auf meine leiſen Fragen
Hör' ich die Nachtigall
So ſchmerzlich flötend klagen
Mit tauſendfachem Schall,
Hör' aus dem Wald im Laube
Die treue Turteltaube
Mit ſüßen Seufzern girren
Und zum Geliebten ſchwirren;
Und ich frag' jede, jede Creatur,
Und jede, jede liebende Natur:
Was iſt, was iſt die Liebe?

Stimmen aus dem Waſſer.

In Sehnen und Wähnen
Zu rollenden Thränen
Mit allen Sinnen
Zerrinnen —

Stimmen aus der Luft.

Zwei Flammen
In Eine zuſammen —

Stimmen aus dem Walde.

Ertrinken
In Küſſen und Blicken,
Verſinken in Entzücken —

Stimmen aus der Erde.

In Gluthen
Verglühen
In Fluthen
Verſprühen —

Alle Naturen und Creaturen.

Das iſt, das iſt die Liebe.

Die Aloë.

Mein Herz war eine Aloë,
So herb in ſich befangen,
Doch thut es plötzlich mir ſo weh,
Seine Ruhe iſt vergangen.

Nicht du haſt ihm ſo weh gethan, —
Es zuckt in Schmerz und Wähnen; —
Inwendig zündeten es an
Nur deine hellen Thränen.

Nun treibt und drängt es ohne Raſt,
Die Bruſt wird ihm zu enge,
Mir iſt, als wenn in Gluth und Haſt
Es ſelber ſich zerſprenge.

Nun drängt und treibt es wild hervor
In feuerheißem Schmerze,
Nun treibt und drängt es hoch empor
Die flammende Blumenkerze.

Es füllen Glanz und Duft den Raum
In wunderbarem Schrecke,
Und hochaufrauſcht der Blüthenbaum,
Es ſpringt entzwei die Decke.

Er ſtreckt die Arme brennend aus,
Es muß das Dach zerſplittern,
Und ſchon ſeh' ich mit ſüßem Graus
Hochoben die Krone zittern.

Mein Gott, was will das werden noch!
Es muß in dieſen Flammen,
Es muß das arme Herz nun doch
Brechen in ſich zuſammen.

Daran iſt ſchuld dein ſüßer Kuß,
Der ſchnelle, zündende Funken,
Daran iſt ſchuld dein ſüßer Kuß,
Den ich hinabgetrunken.

Frühſommer.

Wie ein See mit Aehrenwogen
Strömt das Saatfeld durch das Land,
Durch des Regens Brückenbogen,
Der darüber kühn ſich ſpannt,
Und die Sonne ſprühet trunken
Um ſich glühend gold'ne Funken.

Blaue Blumen, Augenſterne,
Blaue Flammen hell und rein,
Leuchten heimlich aus der Ferne
Durch der Halme Fluthenſchein
Und wie Mädchenlippen glühen
Mohne, die dazwiſchen blühen.

Aus den grünen Dämmerungen
Weht ein ſüßer Traum auf mich,
Und es ätzt die nackten Jungen
D'rin die Lerche mütterlich,
Doch nun wirbelt ſie ſchon wieder
Hoch herunter ihre Lieder.

Einſt kann Gott mir auch gewähren
Einen Baum mit grünem Aſt,
Oder unter Waizenähren
Voll das Neſt von Luſt und Laſt,
Und mein Angeſicht, das flammet,
Sinkt in grünen Raſenſammet.

Bekenntniß.

So biſt du mein, ich halte dich umſchlungen
In meiner tiefſten Seele mit Gewalt,
In dir hab' ich mein eig'nes Selbſt errungen,
Es ward mein Traum zu freundlicher Geſtalt;
Und als ich mich in dich erſt ganz verloren,
War ich mir ſelbſt gewonnen und geboren.

Es rauſchten wohl, eh' ich dich ſah, die Bäume,
Und Sturm und Wolke zogen d'rüber hin,
Vorbei die Menſchen und die bunten Träume,
Verſchloſſen und gefeſſelt war mein Sinn,
Bis deine Arme plötzlich mich umwanden,
Da hatt' ich mich und alle Welt verſtanden.

Es war mein Blick, eh' ich dich ſah, verhüllet,
Und in mir eine Steppe öd' und leer;
Nun iſt das ganze All von dir erfüllet,
Ich ſehe nichts, was nicht durch dich erſt wär';
Und ſo muß ich mit innigem Entzücken
An meine Bruſt in dir mein Leben drücken.

V.

Ueber zerfall'nem Haus
Träumt die Geſchichte,
Webet das Immergrün
Zarte Gedichte.

Das Steinbild am Dome.

Heilige und Helden ſtehen
Hoch am alten Dom hinan;
Einen nur hab' ich geſehen,
Der mir immer wohlgethan.

Mit dem Mantel, weitgeſchlungen
Wie ein Sätuch um die Hand,
Trug er Schwalben mit den Jungen,
Blumen, Unkraut allerhand.

Und ſo ſteht er ruhig oben,
Hoch im Wetter und im Wind;
Würd' auch ich ſo hoch erhoben,
Blieb' ich doch ein altes Kind.

Meine Lieder, grüne Blätter
Trüg' ich auf zum Himmelsplan,
Riefe ſelbſt in Sturm und Wetter
Vögel noch zu mir heran.

Der Waſſerkönig.

Die Nordſee hat viel Wunder; —
Dort ſaß einmal am Strand
Der Waſſerkönig und rührte
Die Harfe mit der Hand.

Da tanzten um ihn die Fiſche
Und manche Waſſerblum',
Hüpften und ſprangen die Wellen
Wie Lämmer um ihn herum.

Ein Mägdlein ging zur Kirche,
Das ſprach den Harfner an:
„Du wirſt doch nimmer ſelig,
Du ſchöner Waſſermann!

Du wirſt doch nimmer ſelig,
Du armer Waſſerneck!“
Da ſchrie er vor Entſetzen
Und jähem Todesſchreck.

Er rang die weißen Hände,
Er weinte und ſchluchzte ſehr,
Und ſtürzte ſich verzweifelnd
Wieder in's brandende Meer!

Haland, der Junge.

(Englisch.)

Mit Zauberſchuhen ſchreitet geſchwind
Haland der Junge durch Waſſer und Wind —

In das Meer hinunter mit glänzendem Leib
Und trägt heraus das Waſſerweib.

Er hebt ſeine Braut aus der Meeresgruft,
Ihr goldenes Haar weht in der Luft.

Ihre Jungfrauen laut um Hilfe ſchrei'n,
Die Meerſchlange rollet hinterdrein.

Er hebt die Braut mit ſtarker Hand
Und ſich zugleich an das grüne Land.

Da rufen die Nixen die Erde an,
Und Löwen brüllen auf ſeiner Bahn.

Sie rufen die unteren Feuer wach,
Gluthſchnaubende Drachen jagen ihm nach;

Die Alpen rufen mit lautem Schall,
Es wehen und wirbeln die Winde all'.

Sie sind ihm nah, sie heulen laut,
Er schwingt empor die schöne Braut —

Mit blitzenden Schwingen in Sternennacht;
Die Himmelsbrücke erreicht er mit Macht.

Die Planeten schwingen sich im Rad
Und leuchten ihm auf dem rechten Pfad.

Schon flammt ringsum ein schneeweißes Licht,
Die bange Braut verbirgt ihr Gesicht.

Und mitten in den unsäglichen Schein,
Er schwingt sich in die Sonne hinein —

Zur ewigen Mutter auf ihrem Thron,
Dort sitzt sie mit der Strahlenkron'.

Und wie die Braut er zu ihr trägt,
Den Sternenmantel um beide sie schlägt,

Und freundlich über Meer und Land
Streckt sie die hehre Gnadenhand.

Da bäumt ſich zurück des Meeres Fluth,
Verknotet in ſich die arge Wuth;

Da legt ſich der feurige Drachenwurm,
Der Erde Gethier und der Winde Sturm.

Die Königin über Meer und Land
Hält alle Herzen in ihrer Hand.

Heimkehr.

Senne.

Kennſt du das Gebirge dort,
Auf den Gipfeln Glanz und Schnee,
Weiße Schlöſſer ſtehen hoch,
Unten wogt der grüne See?

Wanderer.

Meine Heimath kenn' ich wohl,
Habe mich geſehnt ſo ſehr
Zu den Bergen himmelhoch,
Zu den ſtillen Thälern her.

Senne.

Traurig biſt du, Wandersmann?
Lebt dir keine Freude hier,
Liebchen hold und blondgelockt,
Während treue Liebe dir?

Wanderer.

Kannte wohl vor langer Zeit
Eine Blume weiß und roth,
Schmerzlich hab' ich ſie geliebt,
Doch — nun aber iſt ſie todt.

Mit den Elfen tanzet ſie
In der hellen Mondennacht,
Und ich ziehe traurig hin,
Meine Ruh' iſt umgebracht.

Senne.

Haſt du einen Vater nicht,
Der des Sohnes gern gedenkt,
Sich des Wand'rers innig freut,
Der die Schritte heimwärts lenkt?

Wanderer.

Ueber meines Vaters Bett
Weht ein junger Tannenbaum,
Grüner Raſen deckt ihn zu,
Schenke Gott ihm ſüßen Traum!

Senne.

Haſt du eine Mutter nicht,
Die ſich ihres Kindes freut,
Heimlich und doch freudig hofft
Und dir fromme Thränen weiht?

Wanderer.

Mutterauge wurde roth,
Thränenfeucht die welke Hand,
Nun ich mit dem Harfenſpiel'
Streiche bettelnd durch das Land.

Der erſtochene Reiter.

(Katie's Lied.)

Erſtochen und in Moor und Blut
Der Reiter auf ſeiner Fahne ruht.

Zerbrochen iſt das Schwert in ſeiner Hand,
Vergeſſen iſt er im ganzen Land.

Verlaſſen von ſeinem Roß und Hund,
Seine Braut küßt eines Andern Mund.

Es raſcheln die Blätter bei ſeinem Gebein,
Der Mond zieht vorüber mit ſeinem Schein;

Es hält allein dort treue Wacht
Ein Todesſchauer um Mitternacht.

Die Nonne.

War noch nicht funfzehn Jahre alt,
Als ich ſchon Nönnlein war,
Die Mutter wollt' es mit Gewalt,
Muß weinen immerdar,
Und bin ſo jung, muß ganz allein
Hier ſteh'n im finſtern Kämmerlein.

Voll Blüthen ſteh'n die Bäume all',
Die Vögel ſingen ſehr,
Es treibt ein friſcher Wind manchmal
Ein Blüthchen zu mir her;
Ich leg' es in's Gebetbuch mir
Und ſteh' nun doppelt traurig hier.

Ach! und das Chriſtusbild, das theilt,
Das kennt nicht meinen Schmerz,
Kein heil'ges Gnadenmittel heilt
Ein ſtill gebroch'nes Herz.
Man nennet mich des Himmels Braut,
Der hört und gibt nicht einen Laut.

Steigt dann der Mond um Mitternacht,
Da flüſtert's vor dem Haus
Am Gitter, ach, ſo bang und ſacht:
„Lieb Kindlein, komm' heraus!“
Im Schleier hüll' ich tief mich ein
Und ſchluchze laut in meiner Pein.

Der Traum.

Mir war es wohl im Traume,
Ich ſäh' durch helles Glas;
Dahinter im Blüthenbaume
Ein braunes Mägdlein ſaß.

Und auf die Fenſterſcheiben
Fuhr ſchnell mein Finger hin,
Da fing es an zu treiben,
Als wär' die Welt darin.

Was man nur mag erdichten
Von Blumen bunt und kraus,
Von Helden und Geſchichten,
Kam aus dem Glas heraus.

Und in ſolch' Wunderleben
Senkt' ich mich ganz hinein;
Da ſah vorbei ich ſchweben
Im Sarg das Mägdelein.

Wie kann man nur ſo träumen
In heller Frühlingszeit?
Schallt doch aus allen Räumen
Der Jubel weit und breit.

Der treue Bote.

Wenn im Herbſt die Störche ziehen,
Kommt der eine zu mir her;
Ach, der Glückliche kann fliehen
Ueber Land und über Meer!

Gab ſeit meinen jungen Tagen
Ihm ein Briefchen mit am Band,
Treu hat er es fortgetragen
Zu dem ſchönen Morgenland.

In den Brief hab' ich geſchrieben:
Zöge gerne mit dem Wind,
Dich zu ſehen, dich zu lieben,
Dich, mein Traumbild, fremdes Kind!

Und der Storch war fortgezogen,
Eh' ich noch es recht bedacht,
Kam im Lenz zurückgeflogen,
Hat mir Nachricht ſtets gebracht.

Kommt zurück von ſchönen Ländern,
Bringt mir Nachricht jedes Jahr,
Eine Schrift auf ſeid'nen Bändern
Unerklärlich, ſonderbar.

Und ſo ſitz' ich armer Knabe,
Und der Storch am Fenſter dort
Sieht, ob ich geſchrieben habe,
Denn ſchon morgen muß er fort.

Erinnerung.

1.

Kinderjahre.

(Aus der Novelle: Georg Benlot.)

Wir Kinder wurden verſtändig
Und nannten uns Bräut'gam und Braut,
Wir liebten uns treu beſtändig
Und hatten uns ſelber getraut.

Wir ſaßen ſtille zuſammen
Am Herde; wir ließen die Gluth
Durch unſere Händchen erflammen,
Durchſichtig in ſtrahlendem Blut.

Wir ſaßen heimlich im Garten,
Die Knoſpen, die blieſen wir an;
Wir konnten es nimmer erwarten,
Bis ſelber das Blühen begann.

Maikäfer ließen wir fliegen
Als Boten in's Himmelsgezelt,
Die ſummten, ſchnurrten und ſtiegen,
Und haben auch Alles beſtellt.

Doch wie war plötzlich verſtoben
Das Märchen der goldenen Zeit;
Sie wandelt im Himmelsſaal oben,
Ich unten voll Schwermuth und Leid.

2.

Das Brautgemach.

Helle Kerzenlichter zittern,
Ruhig ſchläft das ſchönſte Kind
Unter Blumen, unter Flittern,
Treuer Liebe Angebind, —

Mit dem kleinen Myrthenkranze
Auf dem ſchlichten, blonden Haar,
Im gar wunderſamen Glanze
Mit dem Antlitz todesklar.

Wie umflorte Engelſchwingen,
Zückt es um die Schläferin,
Und ein leiſes Harfenklingen
Webet durch die Kammer hin.

Mägdlein, daß du finden würdeſt
Solches Brautgemach voll Pracht,
Alſo fürſtlich ruhen würdeſt,
Bräutlein, haſt du das gedacht?

3.

Lied von dem traurigen Knaben.

Ich ſah einen Knaben liegen
Auf dürrem Haideland,
Sein Angeſicht voll Leiden,
Das drückt' er in den Sand.

Es weinten rings die Bäume,
Es rauſchte trüb der Wind,
Und Alles ſchluchzt' und klagte
Um das gequälte Kind.

Die fernen Todtenglocken
Erklangen wie im Traum:
Es hat für dich, du Armer!
Ihr Bettlein keinen Raum!

Ich ſah einen Knaben liegen
Im Wald und Haidegras;
Ein todtenbleicher Engel
Gar freundlich bei ihm ſaß.

4.

Der Wittwe Töchterlein.

Die Wittwe weint die lange Nacht
In ihres Herzens Pein;
Denn, ach! zu Grabe ward gebracht
Ihr einzig Töchterlein.

Sie jammert laut in ihrem Schmerz:
„Du kennſt nicht Menſchennoth,
Du kenneſt nicht ein Mutterherz,
Erbarmungsloſer Gott!“

Wie ſie ſo ruft in bitter'm Leid,
Sitzt vor ihr bleich und hold
Das Kind in ſeinem Todtenkleid,
Im Kranz von Flittergold.

Es ſchaut ſie traurig an und ſpricht:
„Ach, weine nicht ſo ſehr!
Sonſt kann ich zu des Himmels Licht
Aufſteigen nimmermehr.

Mein Kleid iſt ſchwer, mein Kleid iſt naß
Von Thränen ohne Zahl,
Und zieht mich ohne Unterlaß
Zu dir und deiner Qual.“

Da kämpfte ſie mit aller Macht,
Bis ſie den Schmerz verwand,
Und wieder in der dritten Nacht
Bei ihr das Kindlein ſtand.

Sein Antlitz war ſo ſonnenklar
Und leuchtend ſein Gewand;
Ein Licht erglänzte wunderbar
In ſeiner weißen Hand.

Es lächelt ihr ſo ſelig zu
Und ſpricht ſie freundlich an:
„Süß, Mutter, iſt die Grabesruh,
Und Gott hat wohlgethan!“

Wie nun es endlich ihr entwich,
Da betete ſie viel,
Sie lobte Gott inbrünſtiglich
Und ohne End' und Ziel.

5.

Die Grabblume.

Sie that die großen braunen Augen zu,
Zwölf Mägdlein trugen ſie zur Ruh',

Und Engel glänzend in Silberlahn
Gingen mit Fahnen und Lichtern voran.

Aus dem Kirchenfenſter vom Altar herab
Fällt der Kerzenſchein auf das grüne Grab.

Da wächſt heraus eine Blume roth,
Die überwunden den bittern Tod.

Es kommt ein Ritter friſch im Muth,
Der ſteckt die Blume auf ſeinen Hut

Und reitet hinaus in die blaue Fern'
Entgegen dem goldenen Morgenſtern.

6.

Herbſtzeitloſe.

Zeitloſe blüht in Trauern,
Weil ſie ſo einſam ſteht,
Denn mit des Froſtes Schauern
Der Wind von Norden weht.

Die Vöglein ſind gezogen,
Weil es im Winter kalt,
Sie ſind davongeflogen
Wohl über Feld und Wald.

All' Blümlein ſchloſſen trübe,
Weil ſüß die Todtenruh',
Mit ihnen meine Liebe
Die matten Aeuglein zu.

Von Blumen iſt, vom Lieben,
Weil einſam ganz mein Herz,
Zeitloſe mir geblieben,
Zeitloſer Gram und Schmerz.

Die Waldblume.

Im Föhrenwald alleine
Steht eine Blume dort,
Die blüht bei'm Sternenſcheine
An einem düſtern Ort.

Dahin will ich mich ſetzen,
Zur Blume heimlich hin,
Will ſie mit Thränen netzen,
Weil ich verlaſſen bin.

Ihr will ich Alles ſagen,
Was meine Seele quält,
Und will ihr Alles klagen,
Was Allen ich verhehlt.

Und muß ſie einſt erbleichen
Zu einer ſchlimmen Zeit,
So will ich gerne ſchweigen,
Zum Todesſchlaf bereit.

Doch tönt des Lenzes Weiſe
Uns wieder an das Ohr,
So brechen froh und leiſe
Wir als zwei Blumen vor.

Zwei Blumen an der Stelle
In großer Lenzespracht,
Die blühen gar ſo helle
Um jede Mitternacht.

Die Roſenknoſpe.

Im dunkeln Wald verirrte
Ein armer Knabe ſich,
Er warf ſich auf die Erde
Und weinte bitterlich.

Bald ſtand vor ihm ein Kindlein
Mit einem Flügelpaar,
Rings um ſein Haupt erglänzte
Ein Schein gar licht und klar.

Es that ihm in das Körbchen
Ein Tuch ſo weiß und rein,
Dann aber friſche Brödchen
Und Honigſeim hinein.

Es lehrte manches Sprüchlein
Und führt' ihn bei der Hand,
Bis endlich ſo der Knabe
Vor ſeiner Hütte ſtand.

Und eine Roſenknoſpe
Gab es ihm freundlich hin
Und ſprach: „Wenn ſie erblühet,
Dann bin ich ſtets bei dir.“

Als nun des Knaben Mutter
Am Mahle ſich gelegt,
Da hat ſie auch die Knoſpe
In's Waſſerglas gelegt.

Doch an dem nächſten Morgen
War hell und purpurroth
Das Röslein aufgeblühet,
Der Knabe bleich und todt.

Stimme vom Berge.

Wenn ſonſt die Knoſpen geſprungen,
Die Blätter brachen hervor,
So kam der Hirte gegangen
Am Alpenhang empor;
Das Blümlein kennt den Sonnenſchein,
Wo ſollte der fröhliche Hirte ſein?

Es grünet hell auf dem Berge
Für ſeine Lämmer das Gras,
Am Himmel wirbelt die Lerche,
Singt ohne Unterlaß;
Es rauſcht im finſtern Tannenhain:
Wo ſollte mein fröhlicher Knabe ſein?

Und alle Blumen erſprießen,
Es drängt ſich jede herbei,
Den heitern Hirten zu grüßen
Im ſehnſuchtswarmen Mai;
Es möchten ſich Alle mit ihm freu'n,
Wo ſollte der fröhliche Hirte ſein?

Stimme aus dem Thale.

Mein Kamerad war ein Knabe,
Der ſchönſte vom ganzen Reich,
Stark mit dem geſchälten Stabe,
Kein Anderer kam ihm gleich.

Wir trieben auf grüne Matten
Des Bauers Heerden zumal,
Dort ruhten ſie gern im Schatten
Am Bach im kühlenden Thal.

Im Erlengebüſche, verborgen
Von Blättern und ſandigem Gras,
Dem Wellengemurmel zu horchen,
Ich ſtundenlang mit ihm ſaß.

Das war ein heimliches Wehen
Tief unten im ſilbernen Bach;
Wir glaubten, das zu verſtehen,
Was flüſternd er zu uns ſprach.

Er war ein wackerer Knabe,
So ſtille, herzlich und gut!
Er ruhet im feuchten Grabe,
Verſchlungen von dieſer Fluth.

Andreasnacht.

Andreasnacht, Andreasnacht,
Drei Jungfrauen haben ſie durchwacht.
Die wollten gerne wiſſen
Vom Liebſten ſich're Kund',
Der ſie einſt würde küſſen
Auf ihren rothen Mund.

Sie breiteten ein weißes Tuch
Und legten d'rauf das heil'ge Buch,
Die Kelle ſammt der Schüſſel,
Ein Licht gab trüben Schein,
Dabei lag noch ein Schlüſſel
Bei einem Todtenbein.

Die Erſte ſatzt' ſich hin und aß,
Das dort in leerer Schüſſel was;
Sie wollte gerne wiſſen
Vom Liebſten ſich're Kund',
Der ſie einſt würde küſſen
Auf ihren rothen Mund.

Die Thür ging auf, ein Reitersmann
Kam hoch herein und ſchaut ſie an;
Da kehrt ſie um die Kelle
Und lachte ſtill für ſich,
Da ging der Mann gar ſchnelle,
Die Sprach' hielt ſie an ſich.

Die Zwote ſatzt' ſich hin und aß,
Das dort in leerer Schüſſel was;
Sie wollte gerne wiſſen
Vom Liebſten ſich're Kund',
Der ſie einſt würde küſſen
Auf ihren rothen Mund.

Die Thür ging auf, es kam heran
Ein Kater, der miau't ſie an;
Da kehrt ſie um die Kelle
Gar ſchnell und ärgerlich,
Da trollet er ſich ſchnelle,
Die Sprach' hielt ſie an ſich.

Die Dritte ſatzt' ſich hin und aß,
Das dort in leerer Schüſſel was;
Sie wollte gerne wiſſen
Vom Liebſten ſich're Kund',
Der ſie einſt würde küſſen
Auf ihren rothen Mund.

Die Thür ging auf, ein Knochenmann
Starrt ſie mit hohlen Augen an,
Sie kehrt nicht um die Kelle,
Die Hände ſtreckt ſie aus,
Und an derſelben Stelle
Ergriff ſie Todesgraus.

Der Araber in der Wüſte.

Wüſte ſtreckt ſich um mich her
Unabſehbar, tödtlich lang,
Und des Sandes dürres Meer
Woget um mich heiß und bang.

In den tiefen Sand gedrückt
Aechzet ſterbend das Kameel,
Ach! aus ſeinen Augen blickt
Aengſtlich ringend ſeine Seel'.

Und es ſengt durch Mark und Bein,
Muß vergeh'n, verſchmachten hier;
Um zu ſtillen meine Pein
Flüſtert keine Quelle mir.

Muß ich, Zora, ſterben auch,
Zora mit dem dunkeln Haar
Und dem ſtolzen Feueraug',
Deiner denk' ich immerdar!

Meine Zunge, ach! iſt dürr
Wie ein Zweig, den Feuer frißt,
Und mein Auge wirr und irr'
Findet weder Heil noch Friſt.

Nimm, Mahommed, meinen Geiſt!
Daß ich komme zu der Au',
Wo der Gottesbrunnen fleußt,
Und dein Antlitz ich erſchau'!

Rabenlied.

Zwei Raben flogen um einen Stein,
Die hörten nicht auf mit ihrem Schrei'n.

Der eine ſprach zum Geſellen ſein:
„Komm', fliege mit mir zum Rabenſtein!

Auf hohem Rade da ſtecket ein Kopf,
Die Winde ſpielen mit dem Schopf.“

Der andre ſprach zum Geſellen ſein:
„Ich fliege nicht mit zum Rabenſtein.

Der Kopf gehöret 'ner Dirne an,
Die braucht ihn noch ſelber und muß ihn ha'n.

Sie hat ihr Kindlein umgebracht,
Sie brauchet das Haupt noch manche Nacht.

An ihrem Tod hat ihr Buhle Theil,
Sie brauchet das Haupt noch manche Weil'.

Er hat den Eid gebrochen entzwei,
Sie muß ihn mahnen an ſeine Treu'.

Ein Bann iſt an ihren Kopf gethan;
Wir armen Raben, wir dürfen nicht d'ran."

Das Waldweib.

1.

Des Knaben Sehnſucht.

Es tönt im Walde drinnen
So heimlich wunderbar,
Durch Blätter und Zweige rinnen
Verſtohlene Lieder gar.

Der Hirte horcht und ſtehet,
Der Hirte ſteht und lauſcht;
Es flüſtert, ſingt und wehet,
Im Eichenwald es rauſcht.

Hell klingen der Heerde Glocken,
Er fühlt eine ſüße Pein;
Er läßt ſich ziehen und locken
Tief in den Wald hinein.

Welch' zaubermächtig Singen!
O Wundermelodie!
Das Herz will ihm zerſpringen,
Er ſtürzt auf ſeine Knie.

Vom Laube faſt verſtecket,
Vom Goldhaar ganz umwallt,
Ruht auf das Moos geſtrecket
Des Waldweibs nackte Geſtalt.

Es ruht mit gewalt'gen Gliedern
Und ſingt aus voller Bruſt
In unbekannten Liedern
Von überſel'ger Luſt.

Tiefblau die Augen ſcheinen
Und gluthenhell der Mund,
Der Hirte möchte vor Weinen
Vergehen zu dieſer Stund'.

2.

Des Knaben Liebe.

Im Walde ſtand die ſchönſte Magd,
Zwei weiße Hirſche ſprangen
Empor in munt'rer Liebesjagd,
Die Blätter wurden zu Smaragd
Und tauſend Vöglein ſangen,
Daß Berg und Thal erklangen.

Die ſchönſten Blumen, die ſie fand,
Hat ſie alsbald gepflücket;
Das Haupthaar iſt ihr Feſtgewand,
Sie ſtrählt es mit der weißen Hand,
Und wie ſie ſich nun bücket,
Rauſcht ſelbſt der Wald entzücket.

Bethörter Knabe, flieh' und eil'!
Der Augen blaue Sonnen,
Ach, säh'ſt du die, der Seele Heil,
Ach, Knabe, dein unſterblich' Theil
In Schmerzen und in Wonnen,
In Gluthen wär's zerronnen!

Es blickt das Feenweib ihn an,
Er fühlt ſich neugeboren;
Dem Knaben iſt es angethan,
Beſtrickt von Luſt und Liebeswahn,
Dem Feenweib erkoren,
Sind Seel' und Leib verloren.

3.

Des Knaben Leid.

Sie gingen mit einander
So träumend durch den Hain,
Der Knabe wohl in Pein
Die weißen Hände wand er,
Die irren Blicke ſandt' er
Durch Wald und Buſch hinüber;
Ein Marienbild ſah herüber.

Das Waldweib ſprach: „Da drüben
Der Jungfrau ſteinern' Herz,
Das fühlt nicht deinen Schmerz,
Weiß nichts von Kuß und Lieben.
Wie kann dich das betrüben?
Haſt Alles doch empfangen,
Was kannſt du mehr verlangen?“

Er ſaß auf Bergeshöhen
Mit ſeinem Weib zumal,
Aus tiefem Nebelthal
Hört er in bitt'ren Wehen
Empor wie Mutterflehen,
Wie in herzinn'ren Peinen
Ein Kirchenglöcklein weinen.

Das Waldweib ſprach: „Das Klingen,
Das ruft im Dorfe fern
Zum ſtrengen Dienſt des Herrn;
Die Leute müſſen ſpringen,
Viel beten und viel ſingen,
Wie müſſen arme Seelen
In Wort und Wahn ſich quälen!

Wohl dir, daß du vergeben
Des Leibes böſen Gaſt,
Die trübe Seele haſt,
Nun darfſt du ſelig leben,
In Thau und Lüften weben,
Ohne Beten, Knie'n und Büßen
All' Inbrunſt ganz genießen.“

4.

Des Knaben Tod.

Das Waldweib ſang
So mild und bang:
„O Knabe! was weinſt du ſo ſehr?
O Knabe, wie träumſt du ſchwer!
Und hab' dich ſo geliebet,
Und biſt doch ſo betrübet
Bei mir?

Es rauſcht der Wind:
Schlaf' ein, mein Kind!
Mein Knabe, der Winter iſt da!
Mein Knabe, der Tod iſt da!
Ach, zähme deinen Kummer!
Kurz iſt der Todesſchlummer
Im Thal!

Die Augen zu,
Zu ſüßer Ruh'!
Iſt dir es ſo ſchmerzliche Pein,
Im Frühling ein Blümchen zu ſein, —
Oder mit bunten Schwingen
Zu fliegen und zu ſingen
Im Wald?"

Der Waſſerneck.

Der Dichter.

Schleicht nicht dort der Müller wieder
Meinem armen Bächlein nach?
Göß' der Neck doch auf ihn nieder
Hurtig Rache, Noth und Schmach,
Eh' er noch mit ſeinen Tücken
Mag den Waſſergeiſt beſtricken!

O, zerbrich ihm doch die Ruthen
Und zerreiß' ihm auch das Buch!
Zieh' ihn ſchnell in deine Fluthen,
Eh' mit böſem Zauberſpruch
Es dem Alten mag gelingen,
Dich in ſeinen Dienſt zu zwingen!

Der Müller.

Und ſo habe
Ich dich endlich, Waſſerknabe!

Warſt du ſonſt ſo faul und arg,
Muß nunmehr ein Fluthenſchwall
Sprühen in die Räder all',
Sonſt bin ich dir ſelber karg,
Magſt du weinen und dich kränken;
An den Meiſter ſollſt du denken!

Des Müllers Tochter.

Wenn die Sonne untergeht,
Schleicht der Vater in die Kammer,
Und das Bächlein draußen fleht,
Schluchzet wie in herbem Jammer,
Weiß nicht wie!

Und was will der Vater drinnen,
Trug den Waſſerkrug hinein;
Was er da wohl mag beginnen,
Was wohl pocht im Herzen mein,
Wie noch nie?

Der Müller.

In die Radſtub' ſpringt die Fluth,
Schreiet mit Gebraus:
Haſt du noch mein Kind in Hut?
Gib heraus!

Und das treibet und das mehlt
Ohne Ruh' und Raſt,
Und es drängt ſich ungezählt
Gaſt an Gaſt.

Doch der kleine König ſteht
Im kryſtall'nen Glas;
Und der Müller, Müller mäht
Nun ſein Gras.

Des Müllers Tochter.

Ob ich in die Kammer gehe?
Steckt der Schlüſſel an?
In das braune Schränkchen ſehe? —
Was hab' ich gethan!

Ach! was leuchtet hier im Schreine,
Und was funkelt in dem Glas,
Und wie kommt es, daß ich weine?
Und da drinnen, wer iſt das?

Iſt es doch, als wenn ich flöge,
Als ob eine Hand
Mich nun in den Garten zöge!
Da iſt grünes Land!

Heb' ich nun das Glas empor
In den Mondenſchein!
Ach! zwei Augen ſchau'n hervor
In mein Herz hinein!

Meine ganze Jugendwelt,
Und der Knabe gar,
Der am Bach mir zugeſellt
Oft und heimlich war!

In dem Bache war ſein Haus,
Und wenn er mich ſah,
Kam er freundlich gleich heraus,
Lachend war er da!

Der Dichter.

Hältſt dein Heil du in den Händen,
Blicke ſcheu nicht mehr zurück!
Laß' es nicht dabei bewenden
Und vollende ſchnell dein Glück!

Brich entzwei die böſen Schranken
Vor der gold'nen Märchenwelt!
Schwinge dich auf Blumenranken
In das helle Sternenzelt!

Haſt du Muth, dich loszuringen
Von der Erde Qual und Wahn,
Hebet dich auf Geiſterſchwingen
Mächtig Liebe himmelan.

Des Müllers Tochter.

Alſo thu' ich ab den Riegel; —
Wie geſchiehet mir?
Und nun dieſes letzte Siegel; —
Wehe mir!

Der Dichter.

Herrlich ſich ein Jüngling ringet
Aus dem Glas hervor,
Der das zarte Mägdlein ſchwinget
An ſein Herz empor.

Um den weißen Nacken ſchaukelt
Ihm die Lockennacht,
Um die ſchlanken Glieder gaukelt
Der Gewänder Pracht.

Hoch mit funkelheller Krone
Brauſt empor ein Waſſerbaum,
Hebet donnernd auf dem Throne
Beide in des Himmels Raum.

Der Müller.

Schläft die ganze Mühle ein,
Nicket mit dem Kopf?
Sollt' der Neck entronnen ſein
Aus dem Zaubertopf?
Jedes Rad wie eingefroren,
Mühl' und Müller ſind verloren!

Chor der Mäuſe und Fliegen.

In der Mühle wird es aus;
Und wir ſchwänzeln
Und wir tänzeln
Schnell hinaus;
Und wir ſurren
Und wir ſchnurren
Aus dem Haus.
Gab es hier auch gut zu eſſen,
Haben wir es nun vergeſſen;
Müller ade!

Der Müller.

Und was muß ich draußen ſeh'n,
Und das brauſet, — weh und ach!
G'rade nach dem Himmel geh'n
Seh' ich da den Mühlenbach.

Willſt du, Nixe, mir entführen
Auch mein Töchterlein dahin?
Muß ich Alles denn verlieren?
Leute, helft! herbei!

Chor der Geiſter.

Rieſelt, ihr Bäche! Brauſet, ihr Meere!
Leuchte, plötzlicher Wetterſchein!
All' der Geiſter Wolkenheere
Müſſen in den Lüften ſein!

Der Müller.

Geiſter! Gauner! Dichter! Diebe!
Richten mich zu Grund,
Und die Liebe, ach, die Liebe
Iſt mit in dem Bund!

Chor der Geiſter.

Hand in Hand
Ueber Meer und Land!

Der Müller.

Geiſter! Gauner! Dichter! Diebe!

Chor der Geiſter.

Ewig, ewig iſt die Liebe!

Fahr' wohl.

„Sollſt nicht um Liebe leiden den Tod,
Ich will dich retten aus Kerker und Noth!

Der König, mein Vater, zürnet dir ſehr;
Ich liebe dich, rette dich über das Meer.

Ich kenne ein heimlich kräftiges Wort,
Ich werde ein Vogel und trage dich fort.“

Da wurde die Jungfrau ein edler Schwan,
Der Jüngling ſchlang ſich am Hals hinan.

Da flogen die Beiden zur Burg hinaus,
Den Jüngling erfaßt ein tödtlicher Graus.

Sie hielt ihn mit beiden Flügeln bewahrt,
Durch Wolken und Wetter ging ihre Fahrt.

Und als ſie geflogen nur einen Tag,
Der Jüngling nicht mehr ſich zu halten vermag.

Und als ſie flog über Engeland,
Da löſte ſich matt die eine Hand.

Und als ſie flog durch die zweite Nacht,
Da faßt' er ſie an mit der letzten Macht.

Und als ſie flog über den Felſenriff,
In wilder Angſt er nach ihr griff.

Und als ſie ſchwebten über dem Meer,
Da konnt' er ſich halten nimmermehr.

Es ſchlugen die Wellen an ſeinen Fuß,
Da rief er: „O daß ich ſterben muß!

Fahr' wohl! Fahr' wohl, du treuer Schwan!
Aus dem Nebel blickt der Tod mich an.

Dich hab' ich geliebet mit Allgewalt,
Fahr' wohl, du zarte, du ſchöne Geſtalt!

Ich ſtürze hinunter in Todesfluth,
Treue Liebe, treuer Tod thun ewig gut!“

Da löſten ſich ſeine Hände beid',
[illegible] und [illegible] war Herzeleid;

Aus der Tiefe brachen die Wogen hervor,
Es brauſte das Meer, es rief empor:

„Fahr' wohl, fahr' wohl, du treuer Schwan!
Weh dem, der euch ſolch' Leid gethan!

Ich will legen und betten den Knaben dein
Zwiſchen Perlen und helles Edelgeſtein,

Mit blauem Sammet decken ihn zu,
Da ſoll er träumen in guter Ruh'!

Da ſoll er träumen bis zu der Stund',
Wo ihn erwecket dein ſüßer Mund!

Fahr' wohl, fahr' wohl, du ſchöner Schwan!
Weh dem, der euch ſolch' Leid gethan!“

Und weiter träumt das Meer von Raum und Zeit
Im Wogendonner der Unendlichkeit.

Heinrich der Löwe.

1.

Der Schiffbruch.

Meer und Windsbraut Arm in Arm
Tanzen wild den alten Reigen,
Heinrich ſteht im Schiff voll Harm,
Doch das Sturmlied will nicht ſchweigen.

Und er ſprach zum Meer gewandt:
„Gottes Gnade ſoll dich binden!
Ich muß in das heil'ge Land,
Meiner Seele Heil zu finden.

Ueber Braunſchweig halt', mein Gott,
Deine treuen Vaterhände!
Und mein Weib? Barmherz'ger Gott,
Wenn ich meinen Tod hier ſände?

Tolles Meer und ohne Treu',
Heimlich tückiſch, wankelmüthig,
Brich mein Schiff mir nicht entzwei
Mit den Fluthen ſturmeswüthig!“

Doch das Meerweib todtenbleich
Mit den weißgemähnten Roſſen
Steigt empor ſo nebelgleich,
Grün vom Lockenguß umfloſſen.

Und es ruft: „Treuloſer Mann,
Nenne treulos nicht die Wogen,
Der du wichſt vom Heeresbann,
Deinen Kaiſer haſt betrogen!“

Auf die Knie der Herzog fiel
Mit den Mannen in dem Schiffe,
Und mit Krachen trieb der Kiel
Mitten in die Felſenriſſe.

2.

Der Vogel Greif.

Ohne Wolken ſteht der Himmel,
Ohne Welle ruht das Meer,
Doch viel ſchreckliches Gewimmel
Rühret ſich um das Schifflein her.

Grimme Haye, Ungeheuer,
Leichen wittern ſie am Bord,
Und die Raben wie die Geier
Suchen Atzung an dem Ort.

In dem Schiff' am Felſenſtrande
Liegen bleich und ſtarr und ſtumm
Fern von Rettung, fern vom Lande
All' die Männer rings herum.

Unter ausgeleerten Kiſten
Sucht der Steuermann nach Brot,
Will das zähe Leben friſten
Um ein Stündlein herber Noth.

Heinrich wickelt ein die Leichen,
Senkt ſie in des Meeres Grab,
Macht des heil'gen Kreuzes Zeichen,
Möchte ſtürzen mit hinab.

Seine Augen zugedrücket
Liegt er nun im ſchweren Traum;
Plötzlich fühlt er ſich entrücket
Hoch empor zum Himmelsraum.

Flügelſchläge hört er ſchallen,
Rauſchen langen Federſchweif,
Und er ruht in Eiſenkrallen,
Und ihn trägt der Vogel Greif.

Himmelhohe Felſen ragen,
Heinrich hält den Schwertknauf feſt,
Hat den Greif ſammt Brut erſchlagen
Mitten d'rin in ſeinem Neſt.

Ueber Berge, durch die Wüſte
Zog der Held zur heil'gen Stadt,
Und er betete und büßte,
Wo der Herr geduldet hat.

3.

Heimkehr.

Harfen und Schalmeien hallen
Hell zu Braunſchweig in dem Schloß,
Bunte Fähnlein müſſen wallen,
Wimmeln muß ein Dienertroß;
Thronet doch beim Hochzeitsmahle
Heinrich's Wittwe dort im Saale.

An der Thüre gar gewaltig
Still ein hoher Pilger ſteht,
Dem der Mantel weit und faltig,
Dem das reiche Haupthaar weht,
Dem zu Füßen hingeſchmieget
Zahm ein ſtarker Löwe lieget.

Doch ein Diener kommt gegangen,
Weiſ't den ernſten Pilger fort;
Aber der ſpricht ohne Bangen:
„Knabe, mir gefällt der Ort!
Hüt' dich! nebenan die Katze
Kömmt mit einer guten Tatze.“

Und der Jüngling ſchrickt zuſammen,
Als er jetzt in grünem Licht
Sieht des Löwen Auge flammen;
Doch der Pilger freundlich ſpricht:
„Fürcht' dich nicht! doch gib mir Kunde
D'rinnen von der Tafelrunde!"

Und der kluge Knabe flüſtert:
„Unſ're Herrin zart und bleich
Sitzt dort oben gramumdüſtert,
Denn dem Grafen ſtolz und reich,
Der wohl munter ſitzt daneben,
Muß ſie endlich ſich ergeben.

Seit der Welfe fern geſtorben
Auf dem Zug zum heil'gen Land,
Wurde mild und hart geworben
Um der edlen Wittwe Hand;
Endlich vor dem Droh'n der Degen
Scheint ihr ſtolzer Sinn erlegen."

Doch der Pilger forſchet wieder:
„Wer iſt jenes Frauenbild?
Traurig ſieht ſie vor ſich nieder —
Bei der Braut ſo ſchön und mild?" —
„Ihr ſchien einſt der Graf treueigen,
Sprach der Knabe, laßt mich ſchweigen!"

„Eile, ſpricht der Pilger weiter,
Flugs zur Grafenbraut hinein!
Sage ihr: ein Gottesſtreiter
Heiſchet einen Becher Wein, —
Heiſchet ihn um Chriſti willen,
Seines Durſtes Qual zu ſtillen.“

Und der Diener geht in Eile,
Kündet ſeiner Frau die Mähr, —
Bringt dem Mann nach einer Weile
Einen Kelch von Golde ſchwer,
Und der Pilger leert die Schale,
Und der Knabe kehrt zum Mahle.

Doch die ſchöne Braut erſchricket,
Wie ſie in den Becher ſieht,
D'rinnen Heinrich's Ring erblicket,
Der in Gold und Steinen glüht,
Hat ihn bald herausgenommen
Heimlich betend, herzbeklommen.

Ach! ſie ſchluchzet und ſie weinet,
Und ſie ſtürzet nach dem Thor,
Wo der Pilger jetzt erſcheinet,
Mit dem Löwen tritt hervor;
Und ſchon hält er voll Erbarmen
Seine Gattin in den Armen.

Heinrich ruft im Zorn, im Grimme
Den erſchrock'nen Grafen an:
„Kennſt du noch des Löwen Stimme,
Der du ſchlimm an mir gethan?
Graf! inmitten deiner Sünden
Muß dich ſo der Welfe finden?“

Und ein Fräulein rang die Hände,
Das zu ſeinen Füßen lag,
Und der Herzog gar behende
Zu der frommen Jungfrau ſprach:
„Dir ſtell' heim ich ſeine Sache,
Nimm nur nicht zu ſchwer die Rache!“

Rings ein Danken, Jauchzen, Schreien
Und des Volkes Freudendrang,
Geigen tönten und Schallmeien,
Jubelnd die Trompete klang,
Und des Löwen dumpfes Brüllen
Wollte Stadt und Land erfüllen.

4.

Der Löwe.

Im Dom zu Braunſchweig ruhet
Der alte Welfe aus,
Heinrich der Löwe ruhet
Nach manchem harten Strauß.

Es liegt auf Heinrich's Grabe
Gleichwie auf einem Schild
Ein treuer Todtenwächter —
Des Löwen eh'rnes Bild.

Der Löwe konnt' nicht weichen
Von ſeines Herzogs Seit',
Von ihm, der aus den Krallen
Des Lindwurms ihn befreit.

Sie zogen miteinander
Durch Syriens öden Sand,
Sie zogen miteinander
Nach Braunſchweig in das Land.

Wo auch der Welfe wandelt,
Der Löwe ziehet mit,
Zieht mit ihm wie ſein Schatten,
Auf jedem Tritt und Schritt.

Doch als des Herzogs Auge
In Todesnöthen brach,
Der Löwe ſtill und traurig
Bei ſeinem Freunde lag.

Vergebens fing den Löwen
Man in den Käfig ein,
Er brach die Eiſenſtäbe,
Beim Herren mußt' er ſein!

Beim Herzog ruht der Löwe,
Hält jeden Andern fern,
Doch nach drei Tagen fand man
Todt ihn beim todten Herrn.

D'rum mit des Herzogs Namen
Geht ſtolz Jahrhundert' lang
Der Löwe wie im Leben
Noch immer ſeinen Gang.

Der Rehſchädel.

Einſam lag ich im Walde
Im tiefen Schatten da,
Als eines Rehes Schädel
Im Moos ich liegen ſah.

Das zarteſte Gehörne
Stieg bleich und weiß empor;
Der Epheu hielt's umſponnen,
Wuchs überall hervor.

Es brachen große Blumen
Aus dieſem kleinen Haus,
Und aus den Augenhöhlen
Sah'n freundlich ſie heraus.

So ſchienen aus dem Schädel
Zwei blaue Augen klar;
Nicht wußt' ich, ob er lebend,
Ob wirklich todt er war.

Ich ſprach: Wird Tod zum Leben,
Das Leben ſo zum Tod?
Seid ihr ſo eng verſchwiſtert,
Was hat es dann für Noth!

Ob nun, wann ich geſtorben,
Im hellen Jugendgrün
Auf meinem Todtenſchädel
Noch meine Lieder blüh'n?

* * *

Anhang.

Was das Leben
Und Gelegenheit gegeben,
Blumen, die am Weg gefunden,
Bring' ich hier zum Strauß gebunden.

Bei der Trauerbotſchaft

von dem Verscheiden J. K. H. Cäcilie, unserer allgeliebten Grossherzogin von Oldenburg, am 27. Januar 1844.

Hab' ich ſo ſchwer geträumt? Noch rollen mir
Aus meinen Augen ſchmerzlich heiße Thränen,
Und angſtvoll pocht das Herz im Buſen hier,
Durch meine Seele zieht ein trübes Wähnen, —
Es ſchwankt die Erde in den alten Klammern,
Und durch die dunkle Nacht geht herbes Jammern.

Noch ſteht vor mir die fürſtliche Geſtalt,
Es leuchten Ihrer Augen helle Sonnen,
Noch fühl' ich ganz des Zaubers Allgewalt,
Dem noch kein gottbegnadigt Herz entronnen; —
Ich blick' empor, — ich ſehe Sie nicht wieder
Und ſtürze ſchluchzend auf die Erde nieder.

Wär' mir Dein Blick noch einmal zugewandt,
Erdrücken wollt' ich in der Bruſt die Klagen,
Mit Thränen netzen Deine klare Hand,
Dir noch ein Wort zum letzten Abſchied ſagen,
Dann ſtumm in Leid und Trauer mich verhüllen
Und ſtreng mein hartes Schickſal noch erfüllen.

Die Roſe war ſo ſchön, die dort geblüht,
Umhegt von einer Krone gold'nen Reifen,
Ein ſeliges Geheimniß Ihr Gemüth,
Ein Sonnenblick aus dunkeln Nebelſtreifen,
Entzücken über Land und Meer verbreitend,
Doch wie ein Traumbild ſchnell vorübergleitend.

Still geht der Schmerz hinauf zum Fürſtenſaal;
Cäcilie, Du warſt ſo ſehr geliebet!
Allein klagt nicht Dein Fürſtlicher Gemahl;
Wie haſt Du doch ſo ſchmerzlich uns betrübet!
Zum erſtenmal, zum letztenmal, — es brechen
Im Harm die Herzen und die Thränen ſprechen:

Du Wunderblume, die aus Nordlands Schnee
Das milde Haupt zum Licht emporgewendet, —
Ob wir vergehen auch in Leid und Weh', —
Schön wie Du warſt, iſt Dein Geſchick vollendet;
Ein Gott entrückt Dich aus dem höchſten Glücke
In ſchöner Jugend dem umwölkten Blicke.

Im Nachtwind zittert jedes Kerzenlicht,
Es wehen lange Flore in den Lüften,
Und doppelt bleich wird jedes Angeſicht
Im langen Zuge zu den Todtengrüften; —
Doch wenn nun Alle dort vorüberziehen,
Werd' ich noch einſam an dem Gitter knieen.

Prolog

zu Leſſing's „Nathan der Weiſe."

Geſprochen im Großherzogl. Hoftheater zu Oldenburg am 5. December 1846.

Es ſchweigt der laute Markt; der Lärm der Straßen
Verliert ſich wie ein Säuſeln in dem Wald;
Des Tages Arbeit ruht, vielleicht mit ihr
Auch ihre ſtrenge Meiſterin, die Sorge
Um das Alltägliche und um das Nächſte.
Doch wie in nächt'ger Dämmerung zugleich
Das Einzelne verſchwindet, und das Ganze
Im großen Umriß wie ein Nebelbild
Vor das erſtaunte Auge mächtig tritt,
So ſtellt denn auch beim Scheiden eines Tages
Sich vor die Seele unſ're ganze Zeit
Mit ihren Räthſeln, ihren Widerſprüchen,
Mit ihrer Hoffnung oder ihrer Furcht.
Doch ſternenhell iſt wahrlich nicht der Himmel,
Der über uns ſich wölbt, und unerhörte
Gefahren thürmen ſich am Horizonte. —
Was nun als wüſter Traum des Mittelalters
Des Mitleids werth vor Kurzem noch geſchienen,
Der blinde Glaube an die Satzungen
Und die Verketzerung des höchſten Gutes —

Der rettenden, der göttlichen Vernunft,
Die von dem Thier den Menſchen unterſcheidet,
Steht wieder da zum Rieſen aufgeſchwellt
Von allem Gift, das dieſe Zeit erzeugte.
Wer aber unter Euch das ſchwererſtritt'ne
Und heil'ge Recht der prüfenden Vernunft
Bewahren mag und dafür weiter kämpfen,
Der ſchlag' die Augen auf zu unſer'm Feldherrn,
Der vor uns ſiegreich in den Kampf geſchritten,
Der uns gelehrt, wie man für Licht und Wahrheit
Unüberwindlich ſtreiten kann und muß.
Bebt nicht zurück, daß er als Geiſt erſcheint,
Der lebend ſchon ein freier Geiſt geweſen
Und mehr, als Menſch — ein guter Genius
Mit mildem Zuruf: „Menſchen liebt einander
Mit Bruderliebe, wie Ihr Brüder ſeid,
Und ſchlingt um Euch nicht eine and're Kette,
Als die von ſelbſt ſich ſchlingt, legt ihr die Hände
Zum Bund der Menſchheit liebend in einander!
Nur dem, der haſſen will und wieder haſſen,
Dem tretet mit dem Flammenſchwert der Wahrheit
Mannhaft entgegen!" — Unſer Meiſter naht,
Schon hör' ich ſeine Tritte vor der Thür!
Die Götter lieben oft, hier zu erſcheinen
In niedriger Geſtalt; — doch hier im Kreiſe
Des großen Leſſing's Geiſt — Nathan der Weiſe.

Prolog[*]

zur Eröffnung des Großherzoglichen Hoftheaters in Oldenburg am 28. September 1845.

Vier Mondeswechſel lang war das Theater
Die grüne Welt der hellen Sommerzeit:
Ein jeder Baum war klangvoll ein Orcheſter
Von tauſend Vogelſtimmen durcheinander,
Kaum daß die Nachtigall, die ſchmetternde,
Kaum daß ein Paukenſchlag mit Blitz und Donner
Das heit're Tutti unterbrechen konnte.
Als hätt' das Stichwort jedes Ohr gehört,
Kam Alles auf die Scene, um zu ſpielen
Die Rolle, die das Schickſal zugetheilt. —
Und da bedurft' es keines Dramaturgen
Und keiner Studien und keiner Proben,
Selbſt die Couliſſen ſchoben ſich von ſelbſt
Vor und zurück, und ſo natürlich faſt
Trat vor das Auge jegliche Verwandlung. —
Welch ein Theater! Welch ein Wunderſchauſpiel,
Wo alle Möglichkeiten dieſer Welt
In hunderttauſendfach verſchied'nen Scenen,

---

[*] „Der Richter von Zalamea," Schauſpiel in vier Aufzügen von Calderon.

In ſchneidenden Contraſten durcheinander
Und doch zu einem Werk zuſammengeh'n! —
O welch ein Schauſpiel, das den Genius
Der Dichter aller Völker, aller Zeiten
Zum Kinde macht, das an dem Strand des Meeres
Die Fluth ausſchöpfen will mit einer Muſchel! — —
Doch haben ſchon die kleinen Muſikanten,
Die nie abwarten mögen je das Ende,
Verlaſſen Feld und Wald, und leiſe rollt
Herunter ſchon der graue Wolkenvorhang,
Und aus dem Weiten zieht das Leben ſich
Wieder zurück auf dieſen engen Kreis,
In deſſen Mitte auf Euch harrt die Freundin,
Die allerjüngſte Tochter der Natur,
Die Poeſie, die unverwelkliche,
Die ewig jung in wechſelnden Geſtalten
Des Lebens Innerſtes vor Euch entfaltet
Mit immer neuer Luſt: bringt Ihr zurück
Die Liebe und die Freude an der Kunſt. —
Sie kann nicht zweifeln, denn wohin ſie ſchaut,
Blickt ſie in einen Himmel treuer Augen! —
So ſeid auch uns willkommen, ihren Jüngern,
Die gern erringen möchten Euern Beifall
Und wenn auch nur Aufmunterung im Streben,
Die Keiner miſſen kann bei ſeinem Werke,
Das er mit Glück und Freude ſchaffen ſoll. — —

Doch ſchon will unſ're Meiſterin hinweg
Von ihrem Spiegel die Verhüllung ziehen,
Bald blickt Ihr auch hinein! Ihr ſeid in Spanien!
Zu jener Zeit, wo Philipp's Soldateska
Die alten Privilegien der Stände
Und ihren ſtolzen Geiſt gebrochen hatte. —
Doch wie zuweilen noch aus dunklen Wolken
Zum Abſchiedsgruß die Abendſonne tritt,
Um blutig flammend in die Nacht zu tauchen,
So hat der Dichter jener Zeit uns noch
Heraufbeſchworen noch in einem Bauersmann
Des alten Spaniens ungebeugten Sinn,
Um in der Poeſie, dem Reich der Freiheit,
Die heilige Gerechtigkeit zu üben,
Die in der Wirklichkeit am neuen Unrecht
Der Tyrannei ſchon längſt gebrochen war. —
Das iſt der inn're Sinn von dieſer Dichtung,
Die bald lebendig hier erſcheinen wird. — — —

(— Gedämpfte Muſik im Hintergrunde. —)

Doch ſchon erſchallen ſchmetternde Fanfaren,
Es kehrt zurück der ſpaniſche Soldat,
Der Scherge der Gewalt aus Niederland,
Gewöhnt an Frevel, in die eig'ne Heimath.
Bald ſteht man gegenüber Mann dem Mann,
Dem freien Bauer feindlich der Soldat, —
Und ſtarr das Recht im Blut der Miſſethat.

Prolog

zur Eröffnung des Hoftheaters zu Oldenburg am 4. October 1846.

Verſchwunden iſt der gluthenreiche Sommer,
Der wie ein Bannſtrahl auf der Erde flammte,
In ſeine Tapfen iſt der Herbſt getreten,
Schlank, ſchön und heiter mit dem Rebenkranz
Und Thyrſusſtab, wie er in alter Zeit,
Als Dionyſos durch die Städte jauchzte,
Hoch im Triumph auf ſeinem Pantherwagen.
Und wie zugleich ſein feſtlicher Triumph
Vordem die beiden ſchweſterlichen Muſen
Der Bühnenkunſt den Griechen wiederbrachte,
So ſind die Beiden jetzt auch wieder hier,
Wo mit gemeinſamer Liebe ſie die Pflege
Gefunden haben, deren ſie bedürfen,
Um die Geſtalten ihrer liebſten Dichter
Vor Eurem Sinn zu zaubern.

Die beiden Schweſtern ſaßen oft zuſammen
Den Sommer über in der Einſamkeit,
Im grünen Wald, an einem dunklen See,
Tief in Gedanken, wie bei ihrer Rückkehr
Sie ihre Freunde hier erfreuen möchten.

Und lächelnd ſprach die Heit're zu der Ernſten:
„Laß' den Gedanken, der die ſtarre Welt
Des Mittelalters aus den Angeln hob
Und eine neue Zeit begründen mußte,
Wieder lebendig auf der Bühne werden.
In der Zeitfolge, wie er That geworden
In ſeinen Helden durch die deutſchen Dichter.
Ich aber will mit allerſchönſter Willkür,
Damit der Ernſt nicht gar zu ernſthaft werde,
Dazwiſchen bunte Schnörkel und Figuren
Zu dem Ergötzen aller Freunde malen.“ —
Dies war der Rath, er wandelt ſich in That:
Der erſte Blick fällt in das Mittelalter
Und in die alte, heil'ge Oſternacht,
Die einſam Fauſt in Grübelei und Zweifel
An Gott und Welt und an ſich ſelbſt verwacht,
Und der Verſucher, ſeines Blutes Teufel,
Erhebt ſich ſchon im brennenden Gemüthe,
Um eine Welt in Trümmer zu zerſchlagen
Und auch zu knicken jene ſchöne Blüthe,
Die lieblichſte auf Gottes Gartenbeete,
Die Einfalt in der Unſchuld — Margarethe. —
Welch ein Gedicht! gewebt aus Zauberſprüchen,
Aus Seelenangſt, aus Thränen und aus Flüchen!
Laßt willig Euch von ſeiner Macht berücken,
So mag es Euch erſchüttern und entzücken.

Der Badegaſt auf Helgoland.

Die Nordſee lag ſo ruhig
Wie grünes Raſenland,
Und ſtill im Sonnenſpiegel
Mein Fiſchernachen ſtand.

Da wollt' es mich bedünken,
Als wenn eine Blume ging
Herüber langſam näher,
Bis meine Hand ſie fing.

Die edle, hohe Pflanze
Hob ich zum Meer heraus,
Mit ihren Wurzeln ſtand ſie
Auf einem Schneckenhaus.

Wie an der Schraube drehte
Sich zu dem Ring der Ring,
Doch auf dem letzten Knoten
Die Wurzelkrone hing.

Wie viele fromme Häuſer
Nährt doch der Meeresgrund,
Wie ſind die Krebſe und Auſtern
So wunderbar geſund!

Nur dieſer, ihr armer Verwandter,
Schlich von der ſichern Bank
Mit hirnverzehrender Blume,
In der Seele nervenkrank.

Ich hab' ihm eingegraben
Tief einen Namenszug,
Den er zurück hinunter
Mit in die Fluthen trug.

Dahin zieht der Gedrückte
Mit ſeiner Wunderblum',
Der ſo unſelig Beglückte
Im ſchönen Martyrthum.

Wer kann ſein Leiden theilen?
Geneſen wird er nie;
Der Wurm iſt nicht zu heilen
Von ſeiner Poeſie.

Zur Begrüßung

Sr. K. H. des Erbgrossherzogs von Oldenburg, Nicolaus Friedrich Peter, und J. K. H. der Erbgrossherzogin von Oldenburg, Eliſabeth Pauline Alexandrine, bei Ihrem Einzuge in Oldenburg am 18. Februar 1852.

Trompeten ſchmettern und die Glocken hallen,
Auf allen Straßen wird die Freude laut,
Aus allen Herzen will der Ruf erſchallen:
„Der junge Fürſt führt heim die hohe Braut,
Heil Ihnen!“ — Durch den weiten Ehrenbogen
Kommt unſ're Freude, unſer Glück gezogen!

Willkommen, an der Oldenburger Grenze,
In Deiner Heimath an der Nordſee Strand,
Willkommen, wie im allererſten Lenze
Die erſte Blume auf dem grünen Land;
Es ſteht der blaue Himmel glänzend offen,
Wir dürfen auf den ganzen Frühling hoffen!

Willkommen in der Stadt, die Dich geboren,
Mit Deinem Glücke zieh' zu uns herein
Und mit der Fürſtin, die Dein Herz erkoren,
Willkommen, wie der helle Sonnenſchein!
Wir wagen mit dem innigſten Vertrauen
Dem hellen Tag in's klare Auge ſchauen.

Willkommen dreimal in der Deinen Mitte,
Der Schweſter Freude und des Vaters Luſt,
Willkommen wie des Sohnes frohe Tritte,
Der ſeine Braut führt an des Vaters Bruſt!
O, welch ein Augenblick! — im ſel'gen Schweigen
Will ſelbſt der Himmel ſich zur Erde neigen.

Willkommen ſeid im Innern unſ'rer Herzen,
Darin zu walten mit der ſchönſten Macht,
Wie klares Gold und wie der Glanz der Kerzen
Auf grünen Zweigen in der heil'gen Nacht,
Wo Engel ſelbſt mit himmliſchem Entzücken
Die ärmſte Hütte eilen zu beglücken.

Dem Tage Heil, wo Ihr Euch einſt gefunden,
Der feſt das Herz dem Herzen hat vereint!
Der Stunde Heil, die ewig Euch verbunden,
Die als ein guter Stern uns Allen ſcheint;
Unwandelbar wird er hoch oben ſtehen
Und jede Wolke ſoll vorüber wehen!

Bei dem Hinſcheiden

Sr. K. H. des Großherzogs von Oldenburg Paul Friedrich
August am 27. Februar 1853.

Sein Auge, das ſo lang' für uns gewacht,
Hat ſich auf immer nun im Tod geſchloſſen.
Er war ein Stern, in dunkler Erdennacht
Unwandelbar von Licht und Glanz umfloſſen,
Er war ein treuer Fürſt im deutſchen Land;
Nur eine Thräne noch auf Seine Hand.

An Seine Gruft tritt die Erinnerung
Mit ſtiller Trauer immer da zu bleiben,
Um Sein Gedächtniß ewig neu und jung
Mit einem Wort in jede Bruſt zu ſchreiben:
Sein Herz war uns in Liebe zugewandt;
Nur eine Thräne noch auf Seine Hand.

Wie ſchön ſchmückt Seine Stirn der Lorbeer noch,
Den Er in friſcher Jugend ſich errungen,
Als Er zur Rettung von dem fremden Joch
Für Deutſchland hat Sein tapfres Schwert geſchwungen,
Mit Ehren wird Sein Name ſtets genannt;
Nur eine Thräne noch auf Seine Hand.

Geſegnet war Sein Werk zu aller Zeit,
Was Er begann, das ſah Er auch vollenden;
Selbſt in der Tage Haſt und Widerſtreit
Lag feſt das rechte Maß in Seinen Händen,
Bei Seinem Worte hielt Er treulich Stand;
Nur eine Thräne noch auf Seine Hand.

Mit Seinem Namen will ein heller Glanz
Die ferne Zukunft leuchtend noch durchdringen,
Es ſind die Strahlen von dem Sternenkranz,
Den dankbar Kunſt und Wiſſenſchaft Ihm ſchlingen,
Denn alles Edle war Ihm eng verwandt;
Nur eine Thräne noch auf Seine Hand.

Warum wir Alle Ihn geliebt ſo ſehr,
In herben Schmerzen Seinen Tod beklagen,
Und alle Augen ſind von Thränen ſchwer
Im Leide, das wir immer um Ihn tragen?
Von Herz zu Herzen ſchlang ſich feſt ein Band;
Nur eine Thräne noch auf Seine Hand.

So ſcheidet Er von uns — doch iſt zurück
Ein heiliges Vermächtniß uns geblieben,
Bewahren wollen wir das ſchöne Glück:
Den Vater in den Seinen noch zu lieben
Als Seines Segens höchſtes Unterpfand;
Nur eine Thräne noch auf Seine Hand.

Denkſpruch.

Es ſchmähet nur die dunkle Zunft
Die klare, göttliche Vernunft,
Doch abwärts von der göttlichen Natur
Führt nur der Hölle nächt'ge Spur,
Nur an der Hand der Tugend und der Wahrheit
Steigſt du empor zu Gottes Klarheit!

Denkſpruch.

Stets wird bei dir ein guter Engel ſein,
Hältſt du dein Herz von jeder Sünde rein;
Er wird dich dann zum wahren Glücke leiten
Und über dich zum Schutz die Flügel breiten.

Das ſterbende Kind.

Lieb' Mütterlein, recht gute Nacht!
Die Sonne ſinkt herab zur See,
Das kleine Herz thut nicht mehr weh,
Es thut ſich auf die Sternenpracht
Selbſt in der längſten Winternacht.

Lieb' Mütterlein, recht gute Nacht!
Die Wolke flieht, es weht der Wind,
Im Schooß der Erde ruht dein Kind,
Es ruht ſich gut in Gottes Macht
Jahr aus, Jahr ein bei Tag und Nacht.

Lieb' Mütterlein, recht gute Nacht!
Ach! wein' und klage nicht zu ſehr,
Sonſt wird die Erde mir zu ſchwer,
Ich hab' dir ſonſt ja Troſt gebracht,
Warum nicht jetzt in ſolcher Nacht?

Lieb' Mütterlein, recht gute Nacht!
Hat mich geliebt ſo recht dein Herz,
So weih' mir frommen, milden Schmerz,
Und aus dem hellſten Sterne lacht
Dein Kind dir zu in jeder Nacht.

Gruß an Jena.

1859.

Ich kann nicht heute bei euch weilen
In Jena an der Saale Strand,
Nicht Freuden der Erinn'rung theilen
Und drücken eure Bruderhand.

Denn mir ſind ja zu allen Stunden
In Qualen und Schmerzen die Glieder gebunden.
Doch will ich, wenn die deutſchen Fahnen weh'n,
Im Geiſte in eurer Mitte ſteh'n.

Ich bringe einen Becher voll von Wein
Fällt auch eine helle Thräne hinein —
Ich bring' ihn euch, die im Haſſen und Lieben
Dem Ideal ihrer Jugend treu geblieben

Und abermals will ich den Becher heben:
Jena, die alte Muſenſtadt ſoll leben!
Doch ſtets voran in ſchöner Kraft und Tugend
Die deutſche Hoffnung: Die deutſche Jugend!

Feſtgruß zum 10. November 1859.

Wir begrüßen dich, König der Geiſter,
Dich, den Schirmherrn deutſcher Nation,
Dich, des Geſanges gewaltigen Meiſter,
Dich, des Volkes geliebteſten Sohn!

Wir begrüßen Dich an dem Tage,
Wo das Herz voll Jubel ſchlägt,
Wo empor im Flügelſchlage
Dich ein neu' Jahrhundert trägt.

Reiß' entzwei die Wetterwolke
Und erſcheine deinem Volke:

Wie ein Gott mit Speer und Schild
Steht vor uns dein Flammenbild,
Wie ein Gott in ſeiner Kraft
Stehſt du vor uns rieſenhaft.

Ende deines Volkes Irrung,
Der Gemüther Qual und Noth,
In den Aengſten der Verwirrung
Laß' uns hören dein Gebot.

Laß' in einer großen Stunde
Deinen Zauberruf erſchallen,
Daß einander wir zum Bunde
In die Bruderarme fallen.

Brich entzwei des Todes Ketten
Und des Schickſals Tyrannei,
Eil' dein Vaterland zu retten
Und mach' unſ're Herzen frei!

Friedrich Schiller, uns voran!
Dioskure, brich die Bahn!

Wir begrüßen dich, König der Geiſter,
Dich, den Schirmherrn deutſcher Nation,
Dich, des Geſanges gewaltigen Meiſter,
Dich, des Volkes geliebteſten Sohn!

Dioskure, brich die Bahn,
Friedrich Schiller, hoch voran!

Zum Geburtstage

J. K. H. der Frau Grossherzogin von Oldenburg.

1860.

Ich lag in tiefen Träumen,
Da drang zu mir herein
Wie Rauſchen von Blüthenbäumen
Und Licht und Farbenſchein.

Ich hörte Frühlingslieder
Mit meinem innern Sinn,
Es blickt' auf mich hernieder
Die Blumenkönigin.

Sie ſprach: „Ich ſoll dir ſpenden
Den ſchönſten Blumenſtrauß,
Der füllt an allen Enden
Mit Glanz und Duft das Haus!“

Da weckt mich das Entzücken
Zu einem ſchönen Tag,
Vor meinen erſten Blicken
Dein Blumengruß mir lag.

Dank dir, daß du erquickteſt
Mich, den die Krankheit bannt,
Dank, daß du mich beglückteſt
Mit deiner frommen Hand.

Es ruhe Gottes Gnade
Auf deiner edlen Stirn,
Es leucht' auf deinem Pfade
Sein leitendes Geſtirn.

Aus eigenem Gemüthe
Wachſ' friſch und froh hervor
Des Fürſtenhauſes Blüthe
Zu Sieg und Ruhm empor.

Laß' Glück auf Glück ſich reihen,
Wie Duft zum Blumenglanz
Und ſo dein Leben weihen
Zu einem friſchen Kranz.

Das Dichtergrab am Rhein.

1860.

Ich will eine Roſe pflücken,
Die letzte, die ich hab';
Ich komm' damit zu ſchmücken
Eines deutſchen Dichters Grab.

Deß Lied wir oft geſungen,
Den Schläger in der Hand, —
Wie das ſo hell geklungen
Das Lied vom Vaterland!

Hinweg die Todtenklage!
Dies Lied ſoll Wächter ſein
Mit ſeiner großen Frage
Beim Dichtergrab am Rhein,

Bis in der Schwerter Sauſen
Die rechte Antwort grollt,
Wie wenn mit Sturmes Brauſen
Das Meer die Wogen rollt,

Bis alle Feſſeln ſpringen
An einem heißen Tag,
Zerriſſen ſind die Schlingen,
Die Zwietracht und die Schmach.

Die Roſe ſoll er haben,
Des Volkes Herz bleibt ſein,
Den ſie ſo ſchön begraben
Zu Bonn am deutſchen Rhein.

Gottlieb Fichte.

1862.

Am Berghang rauſcht ein Fichtenbaum,
Als wollt' er uns wecken aus ſchwerem Traum;
Mit ſeiner Wurzel Allgewalt
Einen Felsblock hält er feſt umkrallt.

Er drückt den Stein mit aller Kraft,
Bis er ihm Kleid und Nahrung ſchafft,
Seine Krone trägt er hoch hinauf
Den Sturm hält er auf in ſeinem Lauf.

Wolken und Sterne vorüberzieh'n,
Uralte Räthſel durchſchauern ihn,
Räthſelfragen von Gott und Welt,
Und welches Band das Ganze hält?

Zu ſeinen Füßen eine Wiege ſtand
Darüber ſtreckt er die rauhe Hand,
Er rauſcht herunter im Morgenwind:
„Werde einſt ein Mann, du friſches Kind!“

Und der Knabe wurde ein freier Mann,
Der zerbrach der Knechtſchaft Zauberbann,
Denn durch's Leben von Ort zu Ort
Begleitet ihn das kühne Wort.

Es gab zu kämpfen und zu ringen,
Das harte Schickſal zu bezwingen,
Bis er ſich ſelber überwunden,
In eig'ner Bruſt den Gott gefunden;

Bis er gefunden das heilige Recht,
Das zur Freiheit führet König und Knecht
Und in der Freiheit vereint zugleich
Die deutſche Nation zu Einem Reich!

Ein Jahrhundert ruft's dem andern zu:
„Deutſches Volk, was zauderſt du?
Längſt rief zur That dich, deutſche Nation,
Gottlieb Fichte, des Bauern Sohn!"

Der Nebel ſchwindet — der Wahn zerreißt —
Die Sonne ſtrahlt hell — es iſt ſein Geiſt.

Der untergehende Mond.

Es ſcheidet von blühenden Bäumen
Der Mond mit ſeinem Licht
Und Thränen mit ſchmerzlichen Träumen
Zittern durch ſein Geſicht.

Der Mond ſinkt bei den Klippen
Tief in ſein eigenes Weh
Und küßt mit bebenden Lippen
Die fernher wogende See.

An ***

Die weiße Roſe duftet
Entgegen der Sternennacht,
Die all' ihre gold'nen Wunder
Und Märchen mitgebracht.

Die Sterne zieh'n vorüber
In flammendem Gedicht,
Nur einer ſteht im Norden
Unwandelbar im Licht.

Ich liebe den Stern und die Roſe,
Doch mehr noch dein muthiges Herz
Und die Thränen, die du geweinet
Um mich im ſtillen Schmerz.

Ludwig Uhland.

1862.

Was war das für ein Singen
Und Klingen die ganze Nacht,
Als hätten bei einem Todtkranken
Viel tröſtende Engel gewacht?

Bald ging es wie ein Flüſtern
Von einem Bergesquell,
Dann wieder wie Glockenklingen
Von ferner Bergkapell'!

Dann wieder, als hörte man ſingen
Das ſchlachtenmuthige Lied,
Das der junge Siegfried geſungen
Beim Amboß in der Schmied'.

Zuweilen wollt' es tönen
Von fern her wie ein Horn,
Und wie das Wort, das geſprochen
Zum König Bertram de Born.

Oder als weihte der Prieſter
Die Jünglinge zum Tod
Für Vaterland und Freiheit
Im Frühlingsmorgenroth.

Ein ſcharfer Luftzug ſtreifte
Die Harfe an der Wand,
Daß ſie klang wie Todtenklage,
Gerührt von Geiſterhand.

„Uhland iſt von uns geſchieden!“
So rief ich weinend aus; —
Und junge Soldaten zogen
Singend vorüber am Haus:

„Ich hatt' einen Kameraden
Einen beſſ'ren find'ſt du nit,
Die Trommel ſchlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt,

— — — — — —
— — — — — —

Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib' du im ew'gen Leben
Mein treuer Kamerad!“

Und weiter rollen die Wogen
Der heißen, drängenden Zeit —
Sie tragen Uhland's Namen
Hin zur Unſterblichkeit.

Das Schlachtfeld bei Leipzig.

Wo einſt getobt die Völkerſchlacht,
Dämmert jetzt heran die Nacht;
Ueber ungemeſſ'nem Leide
Woget leiſe das Getreide.

Nur noch eine Lerche ſteigt,
Bis die Abendglocke ſchweigt,
Dann — ja, dann naht ſchon hienieden
Gottes Reich mit ſeinem Frieden.

St. Johannistag.

Am Johannistag
Tanzt die Sonn' im Purpurſchein
Mitten in die Welt hinein;
Ueber Meer und Länder
Flattern gold'ne Bänder,
Und Gott ſelber rufet laut:
„An mein Herz, du ſchöne Braut!“

Am Johannistag,
Wenn im Blumenduft
Zittert heiß die Luft,
Wenn die Roſen blühen,
Alle Sinne glühen,
Unter Nachtigallenſchlag
Ich wohl ſelig ſterben mag.

Julius Moſen's ſämmtliche Werke.

Sämmtliche Werke

von

Julius Moſen.

Zweiter Band.

Oldenburg.
Verlag von Ferdinand Schmidt.
1863.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Inhalt.

Seite
Ritter Wahn 1
Ahasver 149

Ritter Wahn.

Erſtes Abenteuer.

Ritter Wahn mit ſeinen Knechten fährt in die Fremde.

Es naht die trübe Mähr' von Neuem wieder,
Die mir die Stirne dunkel oft umwob,
Den Sinn mir band mit Zauber alter Lieder.

Hört denn geduldig ſolche Wunderſage,
Von irrer Wallfahrt, wilder Angſt und Leid,
Von Todesſcheu, von Himmelsluſt und Klage.

Vor Alters lebt' im heitern Land der Griechen
Ein edler Ritter — Wahn ward er genannt —
Gar ſtark gemacht zum Schlagen und zum Siegen.

Gleichwie der Abendſtern, ſo lieblich funkelnd,
War er, in hoher Schönheit und in Kraft
All' die Genoſſen um ſich her verdunkelnd.

In dreizehntauſend wohlverwahrten, ſchweren,
Gewölbten Truhen lag gehäuft ſein Gold;
So hoch in Reichthum ſaß er und in Ehren.

Dreihundert Knechte ſtanden zu Gebote,
Mit denen er in ſeine Schlachten zog,
Ihm alleſammt ergeben bis zum Tode.

Sein Haupt erhob er trutzig und verwegen,
Jeglich' Gebot brach ſeine freche Hand,
Den Gegner trat ſein Fuß und traf ſein Degen.

Einſt ritt er einſam durch das nächt'ge Schweigen
Entlang das Blachfeld, nach geſchlag'ner Schlacht,
Durch lange Schwaden hingeſtreckter Leichen.

Wer mag es wiſſen? Niemand hat vernommen,
Was dort dem wilden Jüngling iſt geſcheh'n;
Denn ganz verſtöret war er heimgekommen.

Seit jenem Tage war er ſtill verſchloſſen,
Ein wunderbarer Geiſt hielt ihn gebannt,
Er ward ſo träg, ſo trüb und ganz verdroſſen.

Von ungeheurer Todesfurcht erfaſſet,
Pocht' ihm in bangen Aengſten nun das Herz,
Kraus war die Stirn, die Wange war erblaſſet.

In ſeine Seele trat nicht eine Freude,
Nicht ein Gedanke an den einen Gott;
Denn er war ungetauft, und blinder Heide.

Es ſtanden ringsumher die treuen Knechte,
In blankem Stahl gewappnet vor ihm da,
Auf langem Schwert geſtützt die harte Rechte.

Er ſchaut ſie an mit ſonderbaren Mienen,
Und ſpricht darauf mit langſam ernſtem Wort:
„Wer mag von euch mir treuergeben dienen?

Nicht gilt es jetzt zu ſtürmen Burg und Mauer;
Ich heiſche noch viel Anderes von Euch:
Ergebenheit, Geduld, Beharren, Dauer.

Ich will von nun durch alle Länder ſtreifen
Oſtwärts, ſo weit das tapf're Roß mich trägt,
Von Schloß zu Schloß, von Land zu Ländern ſchweifen,

Bis unverbrüchlich Einer mir kann ſagen:
Ich kann den Leib dir retten vor dem Tod,
Ich kann die Macht ihm brechen und ihn ſchlagen.

Dem will von Ewigkeit zu Ewigkeiten
Ich dienen mit der kampferſtarkten Hand,
Arbeiten ihm, gewaltig für ihn ſtreiten.

Was nützt die Hand einſt, wenn ſie Würmer nagen?
Was nützet Bruſt, Gebein mir, Fuß und Haupt,
Wenn es zerquetſchet wird, zermalmt, zerſchlagen?

Wer will mit mir, ſagt an, unſterblich werden,
Wer ſtets genießen dieſes heitern Lichts,
Hienieden leben, ewiglich auf Erden?"

Da ſprach zu ihm der erſte ſeiner Knechte:
„Führ' uns, wohin du willſt! wir ſind dir treu,
Im Namen Aller geb' ich d'rauf die Rechte."

Der Ritter war vom Lager aufgeſprungen,
An ſeiner Seite hing ſein langes Schwert,
Und auf das Haupt hatt' er den Helm geſchwungen.

Dann ſchloß er auf die Kammern und Gemächer;
Die Knechte strömten ſtracks ihm hinterdrein,
Und leerten Kiſten, Käſten, Fach und Fächer.

Neun Beutel hielt ein Jeder unter ihnen,
Sechshundert Münzen Gold in jedem Sack!
Wer mag nicht gern ſolch einem Herren dienen?

Dreihundert Schwerter ſchwer mit goldnen Griffen,
Armbrüſte glatt mit Elfenbein belegt,
Und lange Meſſer, ſpitz und ſcharf geſchliffen,

Vertheilt er unter ſie, dazu Gewänder,
Viel Leinenzeug und feingewob'nes Tuch;
Denn Manches heiſcht die Fahrt in fremde Länder.

Nun eilt er fort mit ſeinen Reitern allen,
Beſteigt das Roß, der Ritter ſtark und flink;
Heiſa! wie die Trompeten ſchmetternd hallen!

Er wirft den Riegel an das Thor des Schloſſes,
Den Schlüſſel aber in den nahen Fluß,
Die Kniee drückt er ein am Leib des Roſſes.

Hinziehet durch die Stadt und aus den Thoren
Die Schaar der Reiter unter Sang und Klang,
Es tanzt das Roß, gereizt von ſpitz'gen Sporen.

Zweites Abenteuer.

Der Kampf mit Drachen und wilden Thieren.

So ging es fort und fort und immer weiter.
Vor jeder Königsburg, vor jedem Schloß
Hielt an die mächt'ge Schaar der kühnen Reiter.

Und Ritter Wahn ließ überall verkünden
Sein ſonderbares, eigenes Begehr;
Doch wollte ſich der Helden Held nicht finden.

Nicht Einer mocht' es ihm in Treuen ſagen:
„Ich kann den Leib dir retten vor dem Tod,
Ich kann die Macht ihm brechen und ihn ſchlagen.“

Zwar boten Könige mit großen Ehren
Dem Ritter Wahn viel hohe Würden an,
Doch Keiner konnte faſſen ſein Begehren.

Noch Andre ſpotteten und lachten ſeiner,
Verzogen höhniſch wohl ſogar den Mund;
Doch ſein Begehr erfüllt' ihm auch nicht Einer.

Vergeblich lockte mit viel heißen Blicken
Manch' herz'ge Dame ſüß den kalten Mann;
Nicht eine konnt' ihn feſſeln und entzücken.

So zog denn fort und fort und immer weiter
Nach Oſten hin dem Sonnenaufgang zu
Der Ritter Wahn, mit ihm die tapfern Reiter.

Hin über Berg und Fels ging's über ſteilen
Gebirgespfad und düſt're Bergesſchlucht,
Nach Oſten ſonder Aufenthalt und Weilen!

An ſprang ihn bald die gelbe Brut des Drachen,
Bald wiederum der wilde zott'ge Leu,
Es ſprang ihn an der Wolf mit weitem Rachen.

Was konnte ſich an ſeine Stärke wagen?
Sie färbten alle roth das grüne Gras,
Sie lagen dort von ſeinem Schwert erſchlagen.

Die Knechte glaubten ſich und ihn verloren,
Als er, gleich Kätzlein ſonder Arg und Falſch,
Zwei grimme Tiger faßte bei den Ohren,

Zwängt in die Mäuler ihnen Eichenäſte,
Schnürt feſt die Branken mit gebrechtem Seil,
Und wirft auf's Roß die wohlgezähmten Gäſte.

„Wie mag der Herr ſo böſe Dinge wagen,
Wenn er den Leib will wahren ewig heil?“
So hört er unter ſich die Reiter fragen.

Da wendet er den ſtolzen Blick zu ihnen.
„Ihr Memmen! wollt ihr meiſtern meinen Sinn? —
Spricht er, und ſchaut ſie an mit wilden Mienen. —

Wer ſah mich jemals in der Schlacht erbleichen?
Nur von zwei Dingen fürcht' ich meinen Tod:
Dem Alter muß ich und dem Schickſal weichen.

Allein an Zagheit muß der Feige ſterben;
Und nur der tapf're Mann kann freudiglich
Unſterblichkeit und Lebensheil erwerben.

Vor ſolchen Thieren wird ein Held nie fallen;
Die ſchlag' ich noch mit meiner linken Fauſt,
Und hätten ſie zehntauſend ſolcher Krallen."

Die Knechte, ſo geſcholten, fürbaß ritten;
Die Beſtien ſcharf bewachend mit dem Blick,
Zog Ritter Wahn voraus in kecken Schritten.

Drittes Abenteuer.

Der Kampf mit dem Rieſen.

So trabt die Schaar einher auf ödem Wege,
Als plötzlich, wild und furchtbar anzuſchau'n,
Ein Rieſe fuhr aus dichtem Waldgehege.

Vom Kopfe hing ihm Struppenhaar hernieder;
Sein Bart war feuerfarbig; kaum bedeckt'
Ein rauhes Fell die ungeheuren Glieder.

Er ſchrie vor Wuth. Die glüh'nden Augen quollen
Aus ihren Höhlen vor; den ganzen Leib
Sah man zu Muskelknoten angeſchwollen.

Da bändigt Ritter Wahn ſogleich behende
Sein werthes Roß, das ſcheu ſich bäumend ſtieg,
Mit kräft'ger Fauſt und mit der ſtarken Lende.

„Kannſt du, Herr Rieſe, wohl den Tod bezwingen,“
Spricht er ihn an, „und wahren meinen Leib;
So will ich mich als Knecht an dich verdingen.“

Des Rieſen Antlitz blitzt in wildem Grimme;
Gleich einem zorn'gen Bären ſpringt er vor,
Und ſchreit die Reiter an mit wüſter Stimme:

„Wollt ihr verſuchen, euch mit mir zu meſſen?
Ihr kommt zum Frühſtück eben mir ganz recht!
Vor Mittag ſeid ihr alle ſchon gefreſſen.“

Er ſtampft einher mit ſeinen ſtarken Beinen,
Mit ſeiner Fauſt bricht Felſen er und Baum,
Und wirft um ſich mit Stämmen und mit Steinen.

Die Reiter zagen, flieh'n nach allen Seiten;
Denn Keiner mag mit ſolch unbänd'ger Kraft
Sich meſſend ringen oder Ruhm erſtreiten.

Nur Einer ſtand, der Ritter Wahn und lachte,
In ſeinem Hochmuth ſtand der kecke Held,
Den noch kein Kampf, kein Strauß erbeben machte.

Er nahm herab vom Roß die biß'gen Katzen,
Flink aus dem Rachen riß er das Gebiß,
Und alſobald befreit ſind ihre Tatzen.

Blitzſchnell nun ſchleudert er hinauf ſie beide
Dem hohen Rieſen an den ſtarken Hals:
„Da, rief er, Unthier, haſt du Fraß und Weide!

Es ſind zwei Häslein, hab' ſie heut gefangen,
Hei! laß' dir ſchmecken ſolch ein feines Mahl;
Ein weiches Fleiſch! lang' zu, laß' dir nicht bangen!"

Laut brüllt der Rieſ' in wildergrimmtem Zorne;
Denn ſchneller, als ein mordgewohnter Dolch,
Hängt ihm ein Thier gleich an dem Bruſtbein vorne,

Und an der Kehle klemmt gefräßig beißend
Das andre, hungrig und in toller Wuth,
Den zarten Theil zerfleiſchend und zerreißend.

Welch' grimmig arger Kampf! Welch' ſchrecklich Murren
Der Tiger! Horcht, wie ſtampft der Waldmann auf!
Hei, wie die Thiere ſpringen, würgend ſchnurren!

Der Ritter ſpannt die Armbruſt, ſchießt dem ſtolzen
Geſell jetzt in die zott'ge Bruſt hinein
Den ſtählernen, den Todesbringer, Bolzen.

Und ſieh', der Waldmann fängt an zu wanken;
Obſchon er todtgedrückt das eine Thier
Und es herabwirft mit zerbroch'nen Branken.

Urplötzlich rücklings ſtürzt er von dem Hügel
Gleich einem Baum, den Windesbraut zerbricht;
Da ſtutzt ſelbſt Ritter Wahn und faßt die Zügel.

Denn arg verletzt von grimmen Tigerklauen,
Durchbohrt vom Stahl, vom Fall zerſchellt das Haupt,
War er im Tode ſchrecklich noch zu ſchauen.

Er, welcher lebend nicht den Ritter ſchreckte,
Jagt ihm jetzt todt ein ſolches Grauen ein,
Daß Leichenbläſſ' ihm das Geſicht bedeckte.

Viertes Abenteuer.

Des Rieſen Begräbniß. Des Ritters Trübſinn. Flucht der Knechte und des Roſſes Treue.

Der Ritter ſieht den ungeſchlachten Hünen,
Steht an ſich ſelbſt erſchrocken, daß er ſich
Mit ſolchem Mann zu ſtreiten konnt' erkühnen.

Er ruft den ſcheuen Reitern jetzt entgegen:
„Wart ihr ſo feig vorher, ſo könnt ihr jetzt
Den tapfern Mann doch wohl zu Grabe legen!

Der Adler flattert ſterbend in die Klüfte,
Wenn er den Tod in ſeinen Gliedern fühlt.
Es kriecht der alte Bär in Felſengrüfte,

Um nicht zum Spott des Lebenden zu modern,
Wann die Genoſſenſchaft des Todes kommt,
Um an den Gliedern ihren Theil zu fodern.

D'rum wollen wir mit Steinen ihn bedecken.
Er ſchüttelt ſie wohl leicht von ſich herab,
Wenn ihn ein neu' Jahrhundert wird erwecken."

Die Knechte legten auf ihn Stein um Steine.
So wurden denn die Länge wie die Queer,
Bedeckt des Waldmanns rieſige Gebeine.

Der Ritter ſelber wälzt vom Felſen nieder
Den größten Block, und treibt ihn ſchwer einher
Mit aller Kraft der ſtarkgeſpannten Glieder.

Hebt dann ihn auf das Grab des alten Hünen.
D'rauf legt er einen Becher und ein Schwert,
Um ſeinen Geiſt im Grabe zu verſühnen.

Er aber ſetzt betrübt ſich voll Gedanken
Zu Haupten ihm; im alten Weh
Begann ſein Geiſt von Neuem zu erkranken.

Die Reiter harrten bis zum nächſten Morgen;
Die lange Haide ſah er düſter hin
Mit ſeiner Sehnſucht Qual, in trüben Sorgen.

Die Knechte nah'n und ſprechen ſanfte Worte;
Er hört ſie nicht in ſeinem tiefen Traum;
Er ſchaut und ſtarrt und weicht nicht von dem Orte.

So ſaß er wohl drei Nächte lang, drei Tage;
Sein Auge ſtiert unwandelbar und hart,
Doch hört man keinen Laut und keine Klage;

Er ſchauet nur der Wolken Luftgebilde,
Die durch die Haide flüchtig wechſelnd zieh'n,
Sein Auge ſtarrt, und wird nicht mild, nicht wilde.

Am dritten Tage weckt ihn aus dem Schlummer
Und wüſtem Traum ein Weſen, das zu ihm
Sich ruhig lagernd ſtöhnt in tiefem Kummer.

Nur mälig heben ſich die finſtern Brauen:
Auf ſeinen Schooß gelegt das ſanfte Haupt,
Muß er das treue Rößlein vor ſich ſchauen.

Es liegt vor ihm auf ſeinen beiden Knieen,
Schaut ihn mit mildem Aug' und bittend an,
Als ſpräch' es: „Herr, willſt du von hier nicht ziehen?“

Da wird er heiter, ſtreichelt es zufrieden;
Erhebt ſich gleich, ſein treues Rößlein mit,
Und alle Trauer iſt von ihm geſchieden.

Er ruft die Knechte laut bei ihren Namen;
Doch Niemand gab ihm Antwort auf den Ruf,
Den nur die wüſten Gründe rings vernahmen.

Er faßt das Hifthorn, bläſt in hellen Tönen,
Doch nur der Wiederhall giebt ſie zurück,
Als wollt' er ihn verſpotten und verhöhnen.

„Treulos Geſindel! haſt du mich verlaſſen?“
So ruft er aus; „wärſt du drei Heller werth,
Urſache hätt' ich noch, dich grimm zu haſſen.

Wie Schnee in meiner warmen Hand zergehet,
So iſt der Menſch mit Glauben und mit Treu':
Er bricht ſein Wort, wie Eis, wenn Thauwind wehet.“

Verlaſſen war der Ritter ſo von Allen;
Doch nimmer ließ von ihm der harte Sinn,
Mocht' auch die Welt vergehen und zerfallen.

Behend zu Roß ſpringt er, gefaßt die Zügel,
Und ſtreichet ſanft des Thieres ſchlanken Hals,
Leicht faßt die Zehe nun den blanken Bügel.

Wie ſchnob das Roß! Wie thät ſein Haupt ſich heben!
Die flinken Hufen greifen in den Sand.
Hei, wie die Mähnen lang im Winde ſchweben!

Fünftes Abenteuer.

Fee Morgane.

Ob Regenſtröme gleich vom Himmel floſſen,
Ob aus der dunkeln Wetterwolke gleich
Zu ſeiner Seite Blitze niederſchoſſen,

So konnte doch den Ritter nichts bewegen
Von ſeiner Fahrt nach Oſten abzuſteh'n;
Fort ging's durch Hagelſchauer, Sturm und Regen!

Und mochte brauſend auch ein Strom ihm mitten
Durch ſeinen Weg mit tauſend Wogen zieh'n,
Mit ſeiner Schwimmkraft ward er doch durchſchnitten.

In Angſt und Noth, mit Kämpfen und mit Ringen
Währt ſieben Jahre ſchon die harte Fahrt;
Doch nichts vermochte ſeinen Sinn zu zwingen.

Schon lang' vergeblich war es nachzufragen
Nach jenem Helden, der des Todes Arm
Beſiegen könnte, brechen und zerſchlagen.

Denn, zog er noch ſo müde durch die Wüſte,
Doch fand er nirgendwo ein gaſtlich' Dach,
Noch einen Menſchen, der ihn freundlich grüßte.

So irrt in unwirthbaren, wüſten Oeden
Erſchöpfet Ritter Wahn: der Sonne Gluth,
Des Sandes Brennen ſcheint ihn faſt zu tödten.

Schon auch beginnt das Roß ihm zu ermatten;
Und dennoch rieſelt nirgendwo ein Born,
Und nirgends beut ein Baum ihm kühlen Schatten.

Vom Sonnenglanze wird ſein Aug' geblendet,
Es brennt die Gegend rings in rothem Schein,
Von einem Gluthmeer, Dämpfen gleich, entſendet.

Halb hat der Ritter ſchon ſich aufgegeben;
Denn unbezwingbar ſcheinet ihm die Noth
Und kaum zu retten noch das arme Leben,

Da ſelbſt das Roß wegmüde hingeſunken,
Und er bewußtlos iſt herabgeſtürzt,
Häuptlings, der Mähn' entgleitend, matt und trunken.

Ach! was iſt Noth, wenn man auf Rettung ſinnen,
Was Angſt, die auszuſprechen man vermag,
Der man mit Kraft noch irgend kann entrinnen?

Ja, was iſt Tod im Arm ſogar der Lieben
Noch gegen ſolch' unheilbar ſchwere Pein,
Wo der Verzweiflung ſelbſt nicht Raum geblieben.

Doch ward auch diesmal wahr das Wort erfunden,
Daß uns die Rettung ſtets am nächſten iſt,
Wenn uns am engſten hält die Noth umwunden.

Denn mitten noch in trübem Sinnesbrüten
Gemahnt's ihn plötzlich, als erbrauſt' es laut,
Gleich Büſchen, Stromfluth, Blumen, Baum und Blüthen.

Dann hört ſein Ohr viel tauſend Stimmen ſingen,
Und vieler Vöglein wunderlieben Schall,
Die ganze Luft durchhallend, luſtig klingen.

Er ſieht empor, kann kaum dem Auge trauen,
Welch' hohe Pracht, welch' wunderſchönes Land
Sich aufgethan dem nimmerſatten Schauen!

Vielgrüner, hoher Palmenwald ſchwankt dorten,
Viel Blumen ſteigen himmelhoch empor,
Erblühen blau und röthlich aller Orten;

Springquellen hochaufrauſchend luſtig ſtiegen
Kryſtall'nen Säulen gleich ſo funkelhell,
Als könnte niemals ihre Fluth verſiegen.

Viel grüne Schmetterlinge leuchtend zogen,
In Blüthen hing manch' gold'nes Vögelein
Und ſog und webt' in ſchwanker Wipfel Bogen.

Ei, was da rings für ſüße Früchte hingen
So groß und ſchwer in rothen Goldes Schein,
Indem rings durch die Lüfte Düfte dringen!

Und mitten aus der Bäume grünen Fächern
Ragt hoch in Goldlicht prangend hehr ein Schloß
Mit Säulen, Treppen, und mit Silberdächern.

O, Paradies! glückſelig, wer dich funden!
O, Paradies, glückſelig, wer dich ſah!
Wer müßte dort nicht aller Pein geſunden!

Aufſteht der Ritter, faſſet bei den Zügeln
Das treue Roß; wie ging's hinüber ſchnell
Zu dieſes Eilands bunten Blumenhügeln!

Welch' üpp'ge Fluren, dufterfüllte Matten!
Welch' ſchönes Wechſelſpiel im Farbenſchein!
Und ſaftig Grün, erquicklich tiefe Schatten!

Wie dieß ſo wonniglich den Ritter grüßet,
Da ſchwindet leicht ihm alle Müdigkeit,
Indeß vor lauter Luſt die Bruſt zerfließet.

Er läßt das Roß auf wunderfettem Raſen
Ergehen ſich und ſpringen zügellos
Und in den blätterreichen Stauden graſen,

Steigt nun zum Schloß hinan. Das Thor ſteht offen.
Schnell tritt er ein. O Wunder, das er ſah!
Wie ſteht von all' dem Schimmer er betroffen!

Im allerreinſten Ebenmaße ſchlingen
Sich um den weiten, glanzerfüllten Hof
Zwei weite Gäng' umher in halben Ringen.

Statt Säulen ſteh'n jungfräuliche Geſtalten,
In Marmor ausgehauen, ſchlank und fein,
Die das Gebälk mit zarten Händen halten.

Der Boden, ausgelegt mit Edelſteinen,
Ergötzt das Auge mit manch' ſchönem Bild,
Wo ſanft verſchmolzen ſich die Farben einen.

Smaragde formen grüngerankten Eppich,
Karfunkel ſind als Roſen eingeſtreut
Und bilden kunſtreich buntgeſtickten Teppich.

Hei! wie das ſternenähnlich funkelt, pranget!
Da giebt es, was des Ritters Auge labt,
Was nur der allerkühnſte Wunſch verlanget.

Daß er gekommen in ein Schloß, wo Feen
Gebieten, merkt er wohl, und wagt es kaum
Bis zur lazurnen Treppe hinzugehen.

Er rufet laut, er ſtößt ins Hifthorn ſchnelle;
Niemand erſcheinet, noch erwiedert ihm
Er ruft noch einmal: Niemand kommt zur Stelle.

Er ſteigt hinauf: viel tauſend Lampen ſchimmern,
Obgleich es Tag iſt, längs der Treppe hin,
Daß angeſtrahlt die bunten Pfeiler flimmern.

Und an den Wänden hangen prachtvoll Schilder;
Aus Erz gegoſſen ſteh'n in Blenden hier
Viel edler Herrſcher rieſenhafte Bilder.

Von einem neuen Thor zieht er die Riegel,
Tritt ein und ſtaunend ſchauet er herum!
Denn Deck' und Wände ſind ein einz'ger Spiegel.

Da ſtürzt er taumelnd fort aus ſolchem Schimmer,
Aus dem Geſtaltenmeer des Spiegeltrugs,
Nach einem andern hochgewölbten Zimmer.

Wie viel, wie lange müßt' ich euch berichten,
Sollt' ich erzählen von der Lieblichkeit
Der hier gemalten heiligen Geſchichten!

Bald wähnt man in des Meeres tiefſte Gründe
Zu ſchauen, bald ins fernſte Sternenhaus,
Bald in der Erde gluthgefüllte Schlünde.

Doch mag der Ritter nicht dabei verweilen;
Nicht hält ihn Götter- oder Heldenmähr
Ab von dem Vorſatz, weiter vorzueilen;

Denn endlich hofft er doch den Herrn zu finden;
Der ſolch ein prachtvoll Wunderwerk gebaut,
Weiß auch erſehnte Mähr gewiß zu künden.

Noch eine Pforte thut ſich auf. Verſchieden
Von andern Zimmern war dieß Zimmer ſchier,
Und doch war nie ein ſchön'res wol hienieden.

Mit himmelblauen, goldgeſtickten, langen
Duftart'gen Schleiern war der Boden gar
Bedecket und die Wände rings behangen.

D'raus lachten glühe, friſch gepflückte Roſen;
Windharfen hört man aus den Wänden ſanft
In langen, ſchmelzenden Accorden toſen,

Nach denen Mägdelein mit nackten, weißen
Und zarten Füßlein tanzten leicht und ſchön
Verſchlung'nen Arms in vielverſchlung'nen Kreiſen.

Doch konnte nichts den Ritter Wahn beſtricken;
Denn mächtig zog zur Königin der Schaar
Sein Aug' ein hochbezaubertes Entzücken.

Die ſaß auf einem lichten Blumenthrone,
Aus Tulpen, und aus Lilien aufgebaut,
Aus heller Mandelblüth' und rothem Mohne.

Und ob auch Schleier um ſie loſe floſſen,
Nicht bargen ſie die Reize der Geſtalt,
Die ebenmäßig leicht hin ſchien gegoſſen.

Als Zeichen ihres feenhaften Waltens
Führt Miſtelzweig,, und einen Spiegel ſie
Als Herrſcherin vielfältigen Geſtaltens.

Und vor ihr ſteht des heiligen Grales Schale,
Aus dem hervor ein wunderſeltſam' Licht
Sich blendend bricht in magiſch hellem Strahle.

Der Ritter neiget ſich zu ſanften Grüßen,
Dann, ſcheu Verzeihung flehend, tritt er vor
Und wirft ſich ehrfurchtsvoll zu ihren Füßen.

„Verzeih' dem Wagniß, ſpricht er, Aphrodite,
Wenn ich mich ſtelle deinem Angeſicht
Und nur Gebete ſtatt der Opfer biete.“

Die Fee verſetzt: „Laß' ab von deinem Wahne!
Helene bin ich, ob Frau Venus mich
Auch nennt der Völker Lied, und Fee Morgane.

Vorausgeſehen hab ich längſt dein Kommen,
Und lange hab ich deiner ſchon geharrt;
D'rum ſei zuvörderſt, Ritter, mir willkommen!“

Alsbald nun läßt ſie ihm die Schale reichen,
Willkomm'ner Ankunft ſüßen Labetrunk,
Der heil'ge Gral war's mit ſymbol'ſchen Zeichen.

Wie wird dem Ritter, als er trinkt, zu Muthe!
Ein Feuerſtrom durchglühet ſeine Bruſt
Und miſcht ſich wonneheiß mit ſeinem Blute.

„Helene, ſagſt du? Wahrlich, ja, Helene!
O lebte ſie, ſprach Wahn, fürwahr, du wärſt
Sie ſelbſt, zu der ich mich in Träumen ſehne.“

„Und lebte ſie nicht mehr?“ beginnt zu fragen
Die ſchöne Fee, indem den Schleier ſie
Vom holden Antlitz hat zurückgeſchlagen.

Der Ritter meint in Wonne zu vergehen
Vor dieſem Huldblick, ſtarrt ſie an und ſtaunt,
Wie angezaubert, kann ſich ſatt nicht ſehen.

Sein Auge wurzelt feſt in ihrem ſüßen,
Holdſel'gen Antlitz, das die Locken braun,
Wie Abenddämm'rung ſchleierhaft umfließen,

Des Schwanennackens Schnee, der Schultern Prangen,
Des vollen Buſens ſanft gewölbte Pracht,
Das ſüße Roth der zartgeformten Wangen,

Das Alles iſt ſo leicht, ſo ſchön verwoben,
Als hätt' aus Meeres Schaum ſich eben erſt
Die Minnegöttin ſelbſt empor gehoben!

Der Ritter ſchwelgt mit heiß erglühten Sinnen,
Berauſcht vom Anſchau'n ſolcher Himmelshuld:
Ach wer auch könnte ſoviel Reiz nicht minnen?

„O heil'ger Glut allſel'ge Herzdurchzückung!
Helene! ja, du biſt Helene ſelbſt,
Ruft Wahn; o überſchwängliche Beglückung!

Helene, Freundin, künde mir: berichten
Von deinem Tod die Mähren lügenhaft?
Doch Thor! was frag' ich? Wer mag dich vernichten?"

„Siehſt du die Miſtel hier in meinen Händen?
Entgegnete die Fee; die wahrt mich jung,
Bis ich mit dir vereinigt kann vollenden."

An ihre Bruſt, an ihren Hals geſunken
War Ritter Wahn; ſie bog das zarte Haupt;
Wer hätt' an dieſem Mund ſich ſatt getrunken!

„Noch aber iſt die Stunde nicht gekommen.
Nach Oſten geht, Geliebter, nun dein Weg! —
Sprach ſüß ihr Mund, das Herz ſchien ihr beklommen. —

Doch müſſen einſt wir uns noch wiederſehen,
Um dann vereinet in das Todtenreich
Zu ſtillem Traume ſtill hinabzugehen.“

Sie beut noch einmal ihm die weichen Wangen;
Schwingt dann die Miſtel und — o Wundermähr! —
Schnell war die Fee ſammt Feenſchloß vergangen.

Wie oft ein Wolkenbild vor uns entſtehet,
Das uns entzückt, das aber, kaum geſchaut,
Schon wieder dann in blaue Luft zergehet,

So war die Jungfrau mit des Schloſſes Hallen
In aller Herrlichkeit und aller Pracht
Zergangen, gleich des leichten Rauches Wallen.

Betäubt auf einer grünenden Oaſe
Stand träumend Ritter Wahn, ſein treues Roß
Gelagert neben ihm in hohem Graſe;

Und dennoch lag's, wie Wüſt', ihm vor den Blicken.
Er fühlt ſich an das Herz, an ſeine Stirn'
Und weiß ſich nicht in ſolchen Traum zu ſchicken.

Er fühlt den Trunk noch, den er kaum genoſſen,
Die ſonderbare Gluth, die ihm durch's Herz
In alle Fibern kräftig iſt gefloſſen.

Sein Aug' iſt hell, wie nimmer es geweſen;
Durchſichtig liegt vor ihm der Erde Kern.
Darinnen ſchaut er allerſeltſam' Weſen,

Wie Gnomen unten in den tiefen Grüften
Die Adern der Metalle ſchließen auf,
Mit großen Hämmern ſchmieden in den Klüften;

Wie weiter oben kocht auf manchem Heerde
Der Erdenmännlein Schaar der Wurzeln Saft,
Und weiße Keime pflanzet in die Erde;

Wie unten ſich ergießt durch finſt're Spalten
Ein brauſend' Meer mit einem grauſen Heer
Viel ſchauerlicher, häßlicher Geſtalten.

D'raus ranken aufwärts Bäume von Corallen,
Und er vernimmt, wie hehren Orgelton,
Der Kräfte Walten, wie ein Donnerhallen.

Ja! ſelbſt verſtändlich war ihm, was in Lüften
Die leicht beſchwingten Vögel ſangen fern,
Indeß ſie luſtig durch die Wolken ſchifften.

Doch mitten durch dies Treiben und dies Klingen
Hört er die Fee: „Nach Oſten immer vor
Mußt du, o Held, o mein Geliebter, dringen!“

Da ſchwang ſich auf das Roß der flinke Reiter;
Nach Oſten hin, dem Sonnenaufgang zu
Ging fort und fort die Fahrt und immer weiter.

Doch ob er weiter ward und weit getragen,
Des ſüßen Minnebildes kann er nicht,
Nicht ſeines Liebedurſtes ſich entſchlagen.

„So lebſt auch du, ſo lang' ich leben werde,
Sprach er, Helene, heißgeliebte Braut!
Und lebſt mit mir auf dieſer ſchönen Erde?

Wohlauf! ſo muß ich jene Burg noch finden,
Wo Einer thront, der mit der kräft'gen Hand
Den Tod bezwingen kann und ewig binden."

Sechſtes Abenteuer.

Der Zauberwald.

Und ſo gelangt der Ritter einſt um Abend
In einen Wald. Da wehte mildiglich
Ein linder Luſthauch, Mann und Roß erlabend.

Das ſpäte Dämmerlicht umwebt die Bäume.
Viel Waldesblumen blühen hier allum,
Und hauchen ſüßen Duft durch alle Räume.

Die Rüſtern prangen ſtolz mit ſtarken Zweigen,
Und tragen hoch ihr dunkelgrünes Laub,
Daß ihre Kronen wolkenaufwärts ſteigen.

Die alten Stämme ſteh'n mit grauem Mooſe,
Die gleichen greiſer Männer trägen Reih'n,
Mit langen Bärten bis hinab zum Schooße.

So wie geheimnißvoll'ge Feenlieder,
Tönt durch der Bäume Wipfel Abendluft,
Und flüſternd ſchwanken Blätter auf und nieder.

Da fängt den Ritter heimlich an zu grauen;
Denn immer dichter, dunkler wird der Wald,
Und längſt ſchon war kein Pfad da mehr zu ſchauen.

Die Thiere, die ſich ſonſt zur Flucht anſchicken,
Wenn ſie das Antlitz eines Menſchen ſeh'n,
Neugierig ſteh'n ſie ſtill, ihn anzublicken.

Es will mit luſt'gem Sprung die Hirſchkuh necken,
Es gucken weiße Rehe durch den Buſch,
Und ſelbſt der Haſe mag ſich nicht verſtecken.

Das Roß auch ſpitzet froh gelaunt die Ohren
Und necket ſpringend jetzo rechts, jetzt links;
Der Ritter hält's im Trab mit ſcharfen Sporen.

Er ſprengte durch den Wald ſchon an drei Stunden.
Schon lange war es finſter um ihn her
Und keinen Ausgang hat er noch gefunden.

Dicht, immer dichter wird der Wald und wilder,
Die Buche ſtreckt die knorr'gen Aeſte vor,
Und wild vermählt ſich Ahorn mit der Rüſter.

Von ſeinem Roſſe war er abgeſtiegen,
Haut mit dem Schwert gewaltig ſich die Bahn,
Doch rings um ihn die laub'gen Aeſte fliegen.

Hindurchgezogen, zieht er noch drei Stunden.
Dann ſetzt er endlich ſich. Sein treues Roß
Hat er an einen Ulmenbaum gebunden.

„Wann wird das enden? ſoll ich ſo verderben? —
Spricht er, und ſchüttelt bang das Lockenhaupt; —
Soll ich allhier im öden Walde ſterben?"

Als er ſo ſprach, erblickt' er in der Ferne
Viel Lichter, fliegende wohl kreuz und quer,
Als ſuchten ihren Weg verirrte Sterne.

Es nahte. Hu! Welch' wunderlich' Gelichter!
Langbein'ge Fröſche tanzten um ihn her,
Und trugen auf den Köpfen große Lichter.

Er ſchaute lange nach den wirren Leuchten,
Und ihm gefiel der Weſen buntes Spiel,
Wie ſie ſich neigten, hoben, glitzernd beugten.

„Seid Ihr bekannt in dieſem Waldgehege,
Spricht Ritter Wahn, Ihr Herrlein allzumal,
So zeiget lieber mir die rechten Wege!“

Da ſchießen ſie heran von jedem Ende,
Und tanzen gaukelnd vor ihm hin und her.
Er ſtehet auf, beſteigt das Roß behende,

Und durch den Wald geht's nun mit Windesſchnelle:
Der Ritter eilt erhitzt den Lichtern nach,
Die wunderbar erleuchten jede Stelle.

Halb ſichtbar wird ſo Stein und Stamm in trüber
Beleuchtung, die ſich naht, und näher ſchwebt
Und weht und geht, und flieget ſchnell vorüber.

In ſeines wilden Sinnes heft'ger Regung
Verfolgt die ganze Nacht durch Ritter Wahn
Des Lichtes ſchnelle, zuckende Bewegung.

Jetzt fing es an die Bäume zu bethauen,
Und plötzlich war erloſchen jedes Licht
Im Morgenwinde bei des Tages Grauen.

Siebentes Abenteuer.

Der alte Jrd.

Der Ritter findet ſich in grauſer Wildniß,
Es rauſcht und brauſt der dichte, dunkle Hain,
Der um ihn formt gar wunderſam' Gebildniß.

Gleich einem hohen Haus iſt er zu ſchauen,
Auf Rieſenſäulen ein beweglich' Dach,
Das willig Laub und Aeſte wölbend bauen.

Ein grüner Dämmerſchein bricht durch die Schatten,
Verklärend all' die Pflanzen und das Laub,
So daß ſich ſeltſam Nacht und Tag hier gatten.

Und mitten d'rin, er wußt' es nicht zu nennen,
War's ein gebrochner Stamm, war es ein Greis,
Saß Etwas dort, er konnt' es kaum erkennen.

Er ſchreitet vor, gewahrend einen grauen,
Betagten, hohen, doch gebeugten Mann,
Mit langem Haar und dichten Augenbrauen.

Gleich einem Fichtenſtamm mit grauem Mooſe
Sitzt er mit langen Bartgeflechten hier,
Die niederwallen bis zu ſeinem Schooße.

Ein großes Buch liegt offen vor dem Alten,
D'rin Pflanzen, Thiere, jegliches Geſtirn
Steh'n abgemalt in mancherlei Geſtalten.

Der Ritter ſchauet Alles nach Belieben.
Der Alte wendet fleißig Blatt um Blatt,
Und lieſet eifrig, was da ſtand geſchrieben.

Wahn ſtellt ſich zu des alten Leſers Füßen,
Und da er lieſt und immer weiter lieſt,
So fängt er an recht freundlich ihn zu grüßen.

Der Greis nun blicket auf. „Zu deinem Frommen,
Spricht er, biſt du herein zu meinem Haus,
In meiner Werkſtatt Finſterniß gekommen.“

Der Ritter Wahn fängt höflich an zu fragen:
„Wie heißeſt und was treibeſt du allhier?
Willſt du mir gütigſt eine Antwort ſagen?“

„Ich heiße Ird und lebe ſonder Sorgen,
Antwortete der Greis, muß wirken hier,
In dieſer ſchönen Waldesnacht verborgen.

Die hohe Buche, jedes Moos, die Blume,
Der Hirſch, das Reh im Walde preiſet mich,
Ein jedes Weſen ſpricht von meinem Ruhme.

Doch ſage du, was konnte dich bewegen,
Zu irren alſo weit durch Wald und Nacht?
Was jaget dich herum auf öden Wegen?“

„Mich jaget nichts, ſpricht Ritter Wahn dagegen:
Nur vor dem Tode flieh' ich, mächt'ger Greis:
Denn jeden Andern ſchlägt mein ſcharfer Degen.

Schon lange wandernd ſuch' ich auf den Helden,
Der mich mit ſeiner Hand vor ihm beſchirmt.
Kannſt du mir etwa ſeinen Namen melden?

Und kannſt du ſelber, Herr, den Tod bezwingen,
So will ich mich als allertreueſten Knecht
Um Brotes Lohn allein an dich verdingen."

Der Alte ſchaut ihn an mit ſtarren Blicken,
Als könnt' er ſich mit allem Sinnen nicht
So ganz in ſo ſeltſame Worte ſchicken.

Dann ſprach er: „Dennoch wirſt du, Kind, verweſen.
Verwandelt und verkehret wird zu Staub
Hienieden jeglich' Sein und alles Weſen.

Stets wandelt mitten in dem Firmamente
Der Erde Kugel längſt hinausgerollt,
Erhalten durch den Streit der Elemente.

Doch, löſen friedlich ſich dereinſt die Kämpfe,
Ja, dann verwandelt ſich der Erde Rund
Und ihre Stoffe löſen ſich in Dämpfe.

Aus dieſem Kampfe biſt auch du entſtanden.
Im Kleinen biſt du, was das Weltall iſt,
Worin die Urkraft Erdenmaſſen banden.

So iſt das Leben nichts, als Kampf und Ringen;
Und wenn der Geiſt den niedern Stoff beſiegt,
Muß endlich auch der Feſſeln Laſt zerſpringen.

Wird einſt die Kraft in dir den Sieg erhalten,
Dann fällt dein Leib hin, gähret und verfault,
Um ſich zu ander'm Ding umzugeſtalten.

Du ſiehſt des Waldes ungemeß'ne Räume;
Viel tauſend Jahr lang ſtanden alſo hier
Die ſtarkgewachſ'nen, mark'gen Eichenbäume.

Ein gold'ges Vöglein wirſt du dort erblicken,
Deß Schnabel iſt von klarem Diamant;
Siehſt du es dort am dürren Stamme picken?

Wie lange, glaubſt du, wird es nun wohl währen,
Bis daß es ſolchen hochgewachſ'nen Baum
Mit ſeines Schnäbleins Picken kann verzehren?

Doch wird es picken, bis die ganze Waldung
Rein aufgezehrt iſt, nichts dann übrig bleibt,
Bis auf die kleinſte Blatt- und Laubgeſtaltung.

Iſt ſo vom Wald kein Splitter mehr vorhanden,
Dann zieht das Vöglein ſingend durch die Luft,
Ich aber fall' anheim des Todes Banden.

Wohl werden noch Jahrhunderte vergehen,
Eh' ſtatt des grünen ungemeß'nen Hains
Nur Wüſte rings die trüben Augen ſehen:

Doch nur der Unerſchaff'ne kennt kein Sterben.
Willſt du nun bei mir bleiben, ſollſt auch du
Ein gleiches Lebensziel mit mir erwerben.“

„Ein Ziel? kein ewig Leben? ſprach der Ritter.
Zwar viele Jahre pickt das Vögelein,
Doch endlich pickt es auch den letzten Splitter.

Und immerfort zu ſehen, wie das ſtarke
Gezweig allmälig kleiner wird und kahl,
Den Vogel freſſen ſeh'n am Lebensmarke,

Und dann zu hören gar von Tag zu Tagen
Den diamant'nen Schnabel hell und laut
Selbſt an die allerhöchſten Bäume ſchlagen —

Das füllte ſicher mir den Geiſt mit Schauern
Des Todes; beſſer iſt geſtorben ſein,
Als ſolch ein langes Leben bang vertrauern.

Für deine Güte dank' ich, doch verfluche
Solch banges Leben, das nicht ewig währt;
D'rum biſt du's nicht, den ich ſo lange ſuche."

So ſprach er, ſprang auf's Roß, das fröhlich brauſte,
Das muth'ge Thier, durch Wald und Buſch dahin,
Daß um den Reiter her die Luft erſauſte.

Achtes Abenteuer.

Der alte Baum.

Der Ritter eilte durch den Wald ſo ſchnelle,
Daß kaum die Nacht ſchwand, als er aus dem Hain
Entgegenritt des Tages klarer Helle.

Da breitet ſich ein Thal im Schmelz der Blüthen
Vor ihm, die in der Morgenſonne Strahl
Mit bunten Farben wunderlieblich glühten.

Denn Krokus prangten, röthliche Narziſſen,
Der Lorbeer war geziert mit Blüthengold,
Und ſüßen Duft verbreiteten Meliſſen.

Hell brennt der rothe Mohn an jeder Ecke,
In Blatt und Blüthe glänzt der Mandelbaum
Und ringsum grünt die Staude und die Hecke.

Wie der Citronenhain ſich doppelt ſchmücket
Mit weißen Blumen und mit gelber Frucht,
So zieht der Ritter doppelt auch beglücket.

Wie Silberfüßlein ſah er leis hintanzen,
Bald ſichtbar, bald von Gräſern leicht umſpielt,
Der Bächlein Wellen durch die hohen Pflanzen.

Darüber ſchaukeln bläuliche Libellen;
Von jedem Hügel zieh'n zum Bächlein her
Mit Luſtgemurmel waſſerreiche Quellen.

Bald hüpft die Welle munter über Kieſel,
Zum großen Strome wird der munt're Bach,
Bald wird Gebraus des Wellenlauf's Gerieſel.

Sind's Fluthen, die daher durch Felſen brauſen?
Der Ritter hört' es längſt, gleich Harfenſpiel,
Machtvoll ertönen, wild und wilder ſauſen.

Die Wellen werden ſtrudelnd hingezogen
Durch Felſenklüfte mit erzürnter Fluth,
Verſchwindend in des Felſenthores Bogen.

Er fliegt behend zum Felſenabſturz vornen
Hin durch Geſtrüpp und wild verwirrtem Buſch,
Durch hohen Diſtelwuchs und ſpitz'ge Dornen.

Aus nahen Felſen hört er heller dringen
Und wilde Töne, die er ſchon vernahm,
Zu wilder'n Tonreih'n kühner ſich verſchlingen.

Er ſieht empor. In hellem Scheine blitzet
Ein rieſ'ger Harfenmeiſter, welcher hoch
Auf grauem Felsblock unbeweglich ſitzet.

Dem floß noch weißer, als des Schneees Flocke,
Bis zu den Hüften reich und voll herab
Des ſchlichten Bartes Silberglanzgelocke.

Und ſpiegelähnlich glänzet ihm dagegen
Der kahle Scheitel, wie der tiefe See,
Wenn ihm die Winde nicht die Fluth erregen.

Vom weißen Mantel ſitzt er da umwehet,
Der ſtets verändert ſeinen Faltenwurf
So wie der Sturm ihn peitſchet, trägt und blähet.

Der Greis mit mächt'ger Hand rührt eine große,
Mit Gold bezog'ne Harfe, die er hielt
An ſeine Bruſt gelehnt, in ſeinem Schooße;

Indeſſen unter ihm mit heft'gem Krachen
Die Fluth laut donnernd bricht hervor und wild
Aus einer Felskluft aufgeſperrtem Rachen.

Doch tiefer malt in Silberſtaubes Wogen
In hellem, tauſendfachen Farbenſpiel
Sich zaubervoll ein weiter Regenbogen.

Der Ritter grüßt den Alten ohne Zagen,
Und wagt nach ſeinem Namen und Geſchäft
Ihn freundlich und mit Ritterzucht zu fragen.

„Ich heiße Raum, antwortet er dagegen;
Doch du, wie kommſt du her zu meinem Haus?
Was treibt und jaget dich auf ſolchen Wegen?“

„Wer kann des Schickſals Willen wohl bezwingen?
Sprach traurig Ritter Wahn; und doch verdammt
Bin ich, unausgeſetzt mit ihm zu ringen.

Wohin, und wie ich einſt zu dem gelange,
Wonach die Sehnſucht mir das Mark ausdörrt,
Ich weiß es nicht; doch dies nur macht mir bange:

Dem Tod entfliehend, ſuch' ich mir den Helden,
Der ihn beſiegen kann in ſeiner Macht.
Kannſt du mir etwa, wo er weilet, melden?

Wie Orpheus einſt zum Tartaros gedrungen,
Die früh erblich'ne Gattin hat erlöſ't,
Dem Tod ſie mit der Leier abgerungen,

So kannſt auch du vielleicht den Tod bezwingen.
Kannſt du, ſo will ich deinem Dienſt mich weih'n,
Treu leiſten, was du immer magſt bedingen.“

„Thor! ſprach der Greis, du biſt nicht wohl bei Sinnen!
Ein jedes Ding, ſei's noch ſo ſtark und groß,
Rafft doch der Tod früh oder ſpät von hinnen.

Hältſt du den Tropfen, der im Wind vergehet?
Greifſt du den Sturm, der durch die Wälder fährt?
Bannſt du den Ton, der in der Luft verwehet?

Ein jeglich' Ding folgt ewigen Geſetzen.
Wo iſt der kecke Sinn, die Kraft der Kraft,
Die widerſtreben kann und ſie verletzen?

Doch, willſt du deines Sinnes dich begeben,
Und weiſe dich ernüchtern, kannſt du wohl
Auf lange Zeiten glücklich bei mir leben.

Schau' hin, wie tauſend Wellen eilig gehen
Zu jenem See, der weit hinaus ſich ſtreckt,
Daß deine Augen nicht ſein Ende ſehen!

Aus jedem Felſen ſiehſt du Flüſſe dringen;
Siehſt du, wie luſtig hüpfend, lämmerweiß
Zum See dahin die ſchnellen Wogen ſpringen?

Siehſt du der Wolken Zug und kraus' Gewimmel?
Nicht minder tief iſt auch der breite See,
Als hoch hinauf es iſt zu ihrem Himmel.

Auf dieſem See wirſt du den Schwan erblicken
Mit ſilberweißem, krummgebog'nen Hals,
Hinein ins Waſſer tief und tiefer nicken.

Wie lange, meinſt du, kann der Schwan nun trinken,
Eh' die Gewäſſer in dem mächt'gen See
Auch nur bemerkbar mindern ſich und ſinken?

Doch ſchlürft er immerfort, was kann beſtehen?
Wie lang es währt, ſo nahet doch die Zeit,
Wo alle Fluthen vor dem Schwan vergehen.

Wenn dann kein Tropfen mehr vom See vorhanden,
Dann ziehet ſingend durch die Luft der Schwan,
Ich falle ſterbend in des Todes Banden.“

Der Ritter ſtand und ohne ſich zu regen
Wälzt' er im Sinn erwägend Wort um Wort.
D'rauf ſprach mit feſtem Sinn er ihm entgegen:

„Wohl iſt unendlich tief der See, wohl dringen
Zu ihm viel Ströme; doch was frommt dies auch?
Muß ſie der Schwan am Ende nicht verſchlingen?

Und ſoll mir mit der Fluth allmäl'gem Fallen
Zugleich in meiner Adern Zweiggeflecht
Des Blutes Strömung träg und matter wallen?

Soll ich des See's Bett leerer ſchau'n und trocken,
Und ängſtlich fühlen mehr und immermehr
Herzſchlag und alle Pulſe mälig ſtocken?

Vom Schwane ſeh'n den Lebensſtrom verzehren,
Indem er gierig ſchluckt des Seees Naß,
Und ihn nicht ſchlagen, nicht dem Unhold wehren?

Das wäre ſchlimmer, als Prometheus' Leben,
Der an den Kaukaſos geſchmiedet ward,
Zum ew'gen Fraß den Geiern hingegeben.

Nein, fort in's Weite muß ich wieder eilen.
D'rum, alter Harfner, ſpiel' du fort und fort;
Ich kann hier länger nicht bei dir verweilen.“

Und unverdroſſen ſpielt der Harfner weiter;
Doch ungeduldig mit dem treuen Roß
Jagt weiter oſtwärts toll und wild der Reiter.

Neuntes Abenteuer.

Der alte Zeit.

„Was hilſt mir Alles, bleibt der Tod das Letzte?
Ja! ſinden muß ich deine Burg, o Herr!
Ob ſich das Schickſal ſelber widerſetzte.“

So ſprach der Ritter, ließ dem Roß die Zügel,
Und eilig flog es fort von Flur zu Flur,
Durch Steppen hin und über wüſte Hügel,

Doch ſteiler wurden bald die ſchwier'gen Wege,
Abgründe hielten Roß und Reiter auf,
Und oft erbangt das Thier auf ſchmalem Stege.

Bald ſieht er des Gebirges Zackenecken
Beeiſt ſich ſtrecken, recken hoch hinauf,
Daß ſie den ganzen Himmelsraum bedecken.

Und Wolken ziehen um des Berges Lenden,
Doch d'rob erheben ſich die Zinnen hoch,
Als wollten erſt in Himmelshöh' ſie enden.

Wie's unten nachtet, prangt es tagend oben,
Daß Alles ſteht in Feuer und in Gold,
Als brennten Wälder in dem Aether droben.

In Scharlachgluth, in Purpurfluthen prangen,
In blut'gem Schein die Steppen auf der Höh',
Mit einem Feuermantel weit umhangen.

Wild fegt der Sturmwind, Klippenwände rollen
Lautdonnernd abwärts, und in ihrer Wucht
Lawinen ſtürzen, eisverſteinte Schollen.

Als ob der Hölle Schlund mit Feuerſitzen
Hier aufgebaut wär', glüht es lichterloh
Wie Nordlicht, wie der Wetterwolke Blitzen.

Was mag des Ritters kühnen Sinn erſchrecken?
Er reitet ruhig fort auf ſeiner Bahn,
Wie ſich's geziemt für kampfgeſtählte Recken. —

Am Fuß des Bergs aufglänzet eine Helle;
In ſteter Klarheit und inmitten ſteht
Ein altes Männlein an der hellſten Stelle.

Fortwährend regen ſich des Alten Hände,
Die hohen Sträucher glüh'n im ſchönſten Grün,
Beleuchtet ſteh'n die ſchroffen Felſenwände.

Der Ritter naht und ohne Raſt ſich bücken
Sieht er das Männlein mit dem kahlen Haupt,
Mit runzlichtem Geſicht und krummem Rücken.

Dann wieder beten vor ſich hin andächtig,
Und emſig feilen einen Felſenblock,
Raſtlos, doch langſam und gar wohl bedächtig.

Es zuckt ihm wunderlich im Angeſichte
Wie Wetterleuchten. Selbſt die Feile war
Nicht Stahl ſowohl, als Strahl vom Sonnenlichte.

Als nun der Ritter ſich den Greis beſehen,
Wagt er mit kühnem, unerſchrocknen Sinn
Zum Sonderbaren näher hinzugehen.

Und er beginnt zu grüßen und zu fragen:
„Wie nennſt du dich? was treibſt du hier allein?
Willſt du wohl Antwort mir gefällig ſagen?“

Er ſah ſich um mit Zucken im Geſichte,
Und ſprach: „Zu dienen dir, ich heiße Zeit.
Und fragſt du ferner, was ich hier verrichte?

Nun, dies Gebirge muß ich ganz zerfeilen;
Ich muß und will's, es iſt ſo meine Luſt,
Ich eile, feile ſonder Raſt und Weilen.

Doch willſt du mir nicht auch das Leiden ſagen,
Das dich mir ſcheinet in gar hoher Angſt
Zu meiner Werkſtatt ſelber herzujagen?“

Sprach Wahn: „Ich ſuche mir den mächt'gen Helden,
Der ſelbſt den Tod beſiegt in ſeiner Macht;
Kannſt du vielleicht mir ſeinen Namen melden?“

Des Alten Antlitz wurde gelb und gelber,
Die Falten zuckten ſchneller im Geſicht,
Indem er ſchielend lachte für ſich ſelber.

„Ei, ſprach er, mußt ja doch vergeh'n, verweſen,
Du blödes Menſchlein! Denn verkehrt zu Staub
Wird auf der Erde jeglich Sein und Weſen.

Du ſiehſt am Himmel viel der Sternenkreiſe,
Kryſtallen leuchtet am Gezelt die Uhr,
Und Alles dreht ſich rings in ew'ger Weiſe.

Die Sterne ſind im Auf- und Niederſteigen,
Wo iſt die ſtarke Hand begabt mit Kraft,
Die hemmend eingreift in des Rades Speichen?

Nicht anders geh'n Minuten, geh'n die Stunden;
Ein Ding iſt ſtets des andern treibend' Rad,
Wie's oben wechſelt, wandelt's gleichfalls unten.

Zum Himmel ſiehſt du ſeine Hörner recken
Den Fels, als griff' er in den Mond hinauf,
Um ihn zu faſſen mit den Zackenecken.

Und doch muß meine Hand zu Staub ihn feilen;
Und ob es lang' auch währe, nach und nach
Zerfeil' ich doch der Felſen lange Zeilen.

Wenn endlich nicht ein Steinchen mehr vorhanden,
Dann brennt die Feile mir in meiner Hand,
Ich ſinke ſterbend in des Todes Banden.

Und alſo muß ich unabläſſig feilen —
Ich muß und will's; es iſt ſo meine Luſt,
Ich feil' und eile ſonder Raſt und Weilen.

Wohl wird's gar manchen lieben Tag noch währen,
Eh' dieſes Felſens hochgethürmte Burg
Die kleine ſcharfe Feile wird verzehren.

D'rum willſt du deines Sinnes dich begeben,
Und dich ernüchtern, nun ſo kannſt du auch
Mit mir gewiß am allerlängſten leben."

„Was hilft mir auch das allerlängſte Leben?
Sprach Ritter Wahn; nein, bleiben mag ich nicht,
Kannſt du ein ewig' Leben mir nicht geben.

Meinſt du, ich könne ſtill und ruhig ſingen,
Dem Feilenklingen lauſchen mit dem Ohr,
Mit meinem Auge ſeh'n die Stäubchen ſpringen,

Seh'n deine Hand ſich unabläſſig regen,
Zermalmen Block um Block, das kahle Haupt
Nach ſolch verfluchtem Takte ſich bewegen?

Das mutheſt du mir an, der ich empfinde,
Ein Weſen bin mit Fleiſch und warmem Blut,
Und nicht, wie du, geformt aus Stein und Rinde?“

So tobte Ritter Wolfe mit heiſ'rer Stimme;
Der Alte lacht und wackelt mit dem Kopf;
Wolfe zieht das Schwert erboſt in tollem Grimme,

Faßt an dem Knauf mit ſeinen beiden Händen
Und ſchlägt den Alten auf das kahle Haupt. —
Der feilet fort, und ohne ſich zu wenden.

Und wieder ſchlägt er, daß die Hiebe pfiffen,
Den alten Feilmann auf das kahle Haupt,
Mit ſeinem Schwerte, blank und ſcharf geſchliffen.

Der Alte fühlet nichts, und ohne Weilen
Regt er die dürren Hände ruhig fort,
Thät emſig fort am Felſenblocke feilen.

Dem Ritter fängt der Odem an zu ſtocken,
Er ſchwingt ſich auf ſein Roß, und fliegt davon,
Und ſchaut ſich ängſtlich um und ganz erſchrocken.

Zehntes Abenteuer.

Der Vorhimmel.

Nun fühlt der Ritter tief und ſchwer ein Leiden,
Als führen ſchmerzhaft Schwerter ihm durch's Herz
Und wühlten in der Bruſt mit ihren Schneiden.

Ob er noch weiter vorwärts gehen ſolle,
Ob wieder kehren zum verlaß'nen Dach,
Ob er noch finden würde, was er wolle, —

Dies foltert ihn mit tauſend Qualgedanken.
Da hebt er himmelwärts den düſtern Blick;
O, welch ein irres, zweifelhaftes Schwanken!

„So muß des Geiſtes Feuer doch verlodern?
Sprach er, vergeh'n muß alle Gliederpracht,
Und fühllos liegen, und verweſet modern?“

Indem er ſo verſank in düſt're Träume,
Stieg einen ſchön gebahnten Weg hinan
Sein treues Thier durch hohe, lichte Bäume.

Durch Silberwolken ging hinauf die Straße,
Die Lerche hing ſo leicht im Nebelmeer,
Und weiße Lämmer ſcherzten in dem Graſe.

Sanft ſchlängelt ſich der Pfad hinauf und feiner
Umweht ihn bald die allerklarſte Luft,
Noch bläuer wird der Himmel, und noch reiner. —

Und durch einander wogten bunte Nelken,
Und Blümlein überdeckten ganz das Grün.
Wohl ſah man blühen, nirgends doch verwelken.

Je höher nun hinauf ward immer lichter
Und ſchöner noch die lange Blumenflur,
Und jedes Blümlein wob die Blätter dichter!

Welch' ungeſeh'nes, überherrlich' Prangen!
Und welch' ein Land, ſo licht und glanzerfüllt,
Lag hier vor ihm, von Seligkeit umfangen!

Die Sterne ſelbſt am ſchönen Himmelsbogen,
Sie kamen alſo groß, ſo licht, ſo klar,
Wie lauter Sonnenlichter, hergezogen.

Das Sternenzeichen des hochheil'gen Kreuzes
Hob ſchimmernd an dem Himmel ſich empor
In allen Mächten namenloſen Reizes.

Erſtaunet zog der Ritter auf dem Wege,
Wo rings ein Blumengarten fröhlich lacht
Und ſich entfaltet ohne Kunſt und Pflege.

Der Weg begann noch höher ſich zu winden
Durch Myrrhenſträuche, durch Akazienwald,
Durch blüh'nde Reihen dichtgepflanzter Linden.

Als hemmte nicht die allerkleinſte Lücke,
Hinaufzuwandeln in des Himmels Blau,
Wölbt ſich hernieder eine leichte Brücke.

Die lieben Sternlein nicken hold entgegen;
„Ach wer bei Euch da droben nur erſt wär',
Sprach Ritter Wahn, in Euern Lichtgehegen!“

Und ſieh', noch ſchön're Blumenflore ſchimmern,
Je höher aufwärts ſich der Weg erhebt,
Von Edelſteinen ſieht er Alles flimmern.

Auf dieſer Brückenjoche hohen Bogen,
Auf gold- und ſilberheller Bahn daher
Kömmt voller Sehnſucht Ritter Wahn gezogen.

Die Brücke führt zu wunderſchönen Auen;
Wie blüht der Garten immer klarer auf,
Im hellſten Licht, in voller Pracht zu ſchauen!

Jetzt naht er einem Thor aus Gold gegoſſen:
Wie funkeln deſſen Säulen von Kryſtall,
Von Sonnenglanz und Strahlen rings umfloſſen!

Umhangen iſt's mit vielen, gold'nen Schildern,
Darauf Geſchichten viel und mancherlei
In ſchöngeformten, eingegrab'nen Bildern.

Da ſieht er Männer, die begeiſtert leſen
In einer Schrift, Propheten ſind es wohl,
Nach ihrer Art und dem geſammten Weſen!

Vor einem Mägdlein, das die Hände faltet,
Geneigten Hauptes ſteht mit frommem Gruß
Ein Himmelsjüngling lieblich, ſchön geſtaltet.

Und dann in einem Stall, bei einer Krippe,
Steht wiederum die Maid, ſo ſchön und lieb,
Und küßt ein freundlich' Kind mit zarter Lippe.

Des Kindes ganzen Lebenslauf entſchleiernd
Steh'n rings Figuren, eingeprägt in Gold,
Den Gottesmann in ſchönen Zügen feiernd.

Wie nun ein Dulder ward an's Kreuz geſchlagen,
Schaut Ritter Wahn, wie er begraben ward,
Von Wolken in den Himmel d'rauf getragen.

„Hab' doch ich vormals hievon nichts vernommen,
Sprach er; doch größer, als Achill der Held,
Iſt dieſer Gottesſohn zu meinem Frommen!

So ſagt mir an, ihr ſchöngeformten Schilder,
Wer iſt der Held, der alſo herrlich thront?
Wen feiern wohl die kunſtgeformten Bilder?"

Elftes Abenteuer.

Der Kampf mit dem Tode.

„Was, Ritter Wahn, haſt du denn hier zu ſchaffen?
Rufts' jetzt mit hohler Stimme hinter ihm;
Was haſt du hier am Thore wohl zu gaffen?"

Schnell blickt umher der überraſchte Ritter,
Und vor ihm ſteht ein langer, finſtrer Mann,
Der ſagt: „Ich bin der wohlbekannte Schnitter.

Nicht mehr entrinnſt du meinen feſten Händen,
Aufgeben ſollſt du deinen ſtolzen Geiſt,
Vor dieſem Thore mußt du noch vollenden."

Der Ritter wirft nach ihm mit ſpitzem Speere;
Doch, wie der Mann ausſtreckt die Knochenhand,
Zerbricht der Speer, als ob er gläſern wäre.

Nun will das feſte Schwert der Ritter zücken
Auf ſeinen Feind. Der rührt es lachend an,
Und gleich zerſpringt der Stahl in viele Stücken.

So ſtürzt von Todes Blick das Roß auch nieder;
Da ſpringt der Ritter auf in ſeiner Kraft,
Und faßt den Tod mit aller Macht der Glieder,

So daß die Hippe, die er erſt getragen,
Vom derben Fauſtſchlag auf die Erde fällt,
Ihm unvermuthet aus der Hand geſchlagen.

Jetzt legt der Tod die Hand an ſeine Rippen
Und drückt ihn ſo gewaltig, ringt ſo hart,
Daß bleich ſein Antlitz wird und blau die Lippen.

Ihn aber auf den Schädel ſchlägt der Ritter
Mit beiden Fäuſten ſonder Unterlaß,
Ob auch ſein Stand, wie niemals noch, ſo bitter.

So kämpften wild und zornig beide Ringer;
Des Ritters Harniſch krachet an der Bruſt,
Es krachen d'rüber hin des Mannes Finger.

Umſchlungen fühlt ſich in des Leibes Mitte
Der Ritter. Wie ſo hart iſt dieſer Strauß,
Daß rings der Boden bebt von ihrem Tritte!

Doch wird der Ritter heft'ger und verweg'ner,
Und packet kräftig bei der Kehle feſt
Und immer feſter den gewalt'gen Gegner.

Der Tod beginnt auch heftiger zu ringen,
Ruft: „Sollſt denn du nur leben ganz allein?
Gelang's mir And're doch ſchon umzubringen!“

Mit dieſen Worten ſchlug er, daß die Funken
Vom Harniſch ſtoben, ſo des Ritters Bruſt,
Daß er betäubt zu Boden war geſunken.

Nun drückt der Knochenmann ihn würgend nieder,
Dem kalter Schweiß ſteht auf dem Angeſicht
Und Schauer rieſeln durch die matten Glieder.

Doch, von der Lüfte Strömen angewehet,
Erſtarkt der Ritter in der Todesnoth,
So daß er um ſo kräft'ger nur erſtehet.

So drei der Nächte ringen ſie, vier Tage
In wildem Kampf, wie nimmer noch geſcheh'n,
Und wechſelnd fällt und ſteigt des Sieges Wage.

„O Zeus, im Kampfe laß' mich nicht verderben!
Ruft Ritter Wahn; erbarme dich, o Zeus!
Laß' hier am nahen Ziele mich nicht ſterben!“

Jetzt nun, geſtärkt mit neuem friſchen Blute,
Trifft er den ſchwarzen Mann mit ſeiner Fauſt,
Und rennet hart ihn an mit ſolchem Muthe,

Daß er ihn baß anfänget arg zu nöthen,
Ihn auf den Boden niederſchmettert ſtracks,
Feſt auf ihn knieet, ihn ſogleich zu tödten.

Der Hingeworfne grinſ't mit tiefem Stöhnen:
„Wohl biſt du, Held, der allerſtärkſte Mann,
Und nicht mit Unrecht darfſt du mich ſo höhnen.

Doch kann's dir frommen, mich ſo arg zu ſchlagen?
Bin ich der Tod nicht ſelbſt, du wilder Held?
Laß' ab! ſo will ich mich von hinnen tragen.

Selbſt mit dem Tode haſt du jetzt gerungen,
Und mich gewürget alſo ſchwer und hart,
Daß ich ſo ſchmählich liege hier bezwungen."

Der Ritter läßt ihn los und auf die Arme
Geſtützet langſam ſtehet auf der Tod,
Und hinket fort in tiefem Groll und Harme.

Der Sieger ſchaut in Wonne ganz verloren,
Den Tod hinunterwandeln tief gebeugt,
Und fühlet ſich wie friſch und neugeboren.

Zwölftes Abenteuer.

Der Traum.

Es fühlt der Ritter ſo ſein theures Leben
Gerettet vor des Todes arger Hand,
Sein höchſtes Kleinod wieder ſich gegeben.

Die Arme ſtreckt er aus. Erquicklich hauchen
Des Lenzes milde Lüfte zu ihm her,
Und vor Entzücken funkeln ſeine Augen.

Er wirft ſich nieder, küſſet heiß die Blüthen,
Drückt an die ſtarke Bruſt das Tauſendſchön
Und an die Wangen, die von Feuer glühten.

Die Gräſer nicken um ihn her ſo friedlich,
Die Wieſenblümlein alle ſchau'n ihn an
Mit friſchen Kinderaugen zart und niedlich.

Durchbebt von inn'rer, nie gefühlter Wonne,
Drängt offen er entgegen ſeine Bruſt
Dem milden, warmen Strahl der Lenzesſonne,

Drückt ſein Geſicht, umweht von ſüßen Träumen,
In's Gras, indeß der Nachtigallen Lied
Schallt fern herüber aus den blauen Räumen.

Den Mund umſchwebet ihm ein ſanftes Lächeln,
Als niederregnet gold'ner Blüthenſtaub,
Den Zweige ſtäubend auf ihn nieder fächeln.

Nun mählig ſchließet ihm die Augenlider
Wohlthätig mild des Schlummers ſanfte Hand,
Traumbilder ihm entrollend auf und nieder.

Ihm däucht', es ſchwebt', geſchmückt mit hellem Kranze
Das lockenſchwere Haupt, ein Knabe her;
Umfloſſen ganz von Sternenſilberglanze.

Aus Mondenſchein war ſein Gewand gewoben,
Und wie aus Lilien die Geſtalt geformt;
Auf einem Wolkenſtuhle ſaß er oben,

Der Knabe hielt im Arme eine Cither,
Und ſpielte d'rauf ſo ſchön und ſang ſo klar,
Daß bald vom Schlafe ſanft erwacht der Ritter.

„Wer biſt du, Knabe, der du mir erſchienen,
Sprach er, in ſo liebreizender Geſtalt,
So freundlich und mit ſchönen Gottesmienen?

Biſt Ganymedes du, der Becherträger?
Biſt Phoibos du, der Weithinſchreitende?
Biſt du der Muſaget, der Citherſchläger?“

„Ich bin ein Luftgeiſt, ſteh' dem Schlaf zur Seite,
Antwortet d'rauf der Knabe, löſe gern
Das kranke Herz von allem Schmerz und Leide.

Hab' ſchon dir oftmals willig beigeſtanden;
Hab' oft die wilden Qualen dir verſcheucht,
Die dich ſo grauſam Tag und Nacht umwanden.

Du ſucheſt Jemand: ſchenke mir Vertrauen!
Vielleicht, daß deine Augen dann durch mich
Unſterblich' Heil, ſchmerzhaft erſehntes ſchauen."

Wehmüthig hoffend ſprach der Ritter ſchnelle:
„Ich floh den Tod; er aber ſchlich mir nach;
Da ſchlug ich endlich ihn an dieſer Stelle.

Doch, kann ich jetzt auch noch den Tod beſiegen
In Kraft der Jugend, endlich muß ich doch
Einmal, wie hochbejahret auch, erliegen.

D'rum zog ich aus, um Jenen zu erfragen,
Der ewig mich bewahren mag vor ihm,
Der ihn vernichten kann und ganz zerſchlagen.

O könnteſt du vielleicht von jenem Helden,
Der dort in jenem Himmelshauſe wohnt,
So freudenreiche Kunde mir vermelden?"

Sprach nun der Jüngling: „Willſt du mit mir kommen,
So will ich leiten dich zum höchſten Herrn,
Der ewig lebt zu Aller Heil und Frommen."

Er gab ihm ſeine Hand. Voll großer Freuden
Folgt Ritter Wahn, und vor dem gold'nen Thor
Steh'n heiter'n Muthes alſobald die Beiden.

Dreizehntes Abenteuer.

Eintritt in den Himmel.

Sie pochen an. Aufſchließen ſich die Pforten:
Ein klarer Lichtglanz, wie des klarſten Tags,
Strömt all'erhellend her von allen Orten.

Der Ritter weiß nicht, was ihm da geſchehen:
In dieſen Strahlen, dieſem Flammenmeer
Meint er vor inn'rem Bangen zu vergehen.

Des Leuchtens Klarheit und des Lichtes Blenden
Schlägt ihn zu Boden nieder, das Geſicht
Sucht ſeufzend er zu decken mit den Händen.

Gleich einem Orgelſpiele hört er's hallen,
Dann wieder Flöten, dann Poſaunenton,
Und Harfenklang erquicklich d'rein erſchallen.

So lag er dort mit wehem Herzenspochen,
Betäubet und zerknirſchet war ſein Sinn,
Von Gottes Hand der ſtolze Muth gebrochen.

Doch wie er liegt geängſtigt und beklommen,
Vernimmt er einer Stimme holden Ton;
So liebes Troſtwort hatt' er nie vernommen:

„Steh' auf, o Sohn, und heb' empor die Augen!“
Er ſchlägt ſie auf; doch iſt das Licht ſo hell,
Daß ſie umherzuſchauen noch nicht taugen.

Doch als ihn urſchnell eine Hand berührte,
So daß er, wie durchzuckt von Blitzes Kraft,
Den Leib durchglüht von Feuerſtrömen ſpürte,

Da wuchs der Augen Kraft, er konnte ſchauen.
O, welch ein Schauſpiel! welche Seligkeit!
In Luſt geſchmolzen meint er aufzuthauen.

Lichtſtröme glänzend quillen auf und nieder,
Herunter ſteigen Töne, wie hinauf,
Herüber weh'n der Himmelsſphären Lieder.

Und endlich furchtſam wagt er anzublicken
Den himmliſch hohen Herrn, der zu ihm ſprach
Und ihn durchdrang mit großen klaren Blicken;

Die hohe Stirn umkränzten gold'ne Dornen,
Die Augenſterne waren blau und tief
Und hell, wie zwei noch nie getrübte Bornen.

In ſeinen Händen glänzten Wundenmahle,
Wie an den Füßen und an ſeiner Bruſt,
Karfunkelgleich in purpurrothem Strahle.

„Haſt du, mein Sohn, um Etwas mich zu bitten?“
Sprach er ſo mild und ſanft, daß balſamgleich
Die Worte zu dem wunden Herzen glitten.

Er ſank in ſeine Kniee ganz demüthig
Und ſprach mit leiſem, tiefbewegtem Ton:
„Du biſt, o Herr, barmherzig, mild und gütig.

Du biſt allein der höchſte Held der Helden.
Zu dir, zu dir nur hab' ich mich geſehnt;
Doch wußte Niemand mir von dir zu melden!

Nur du, mir ahnt es, wahreſt mich unſterblich,
Daß nie Verweſung ſchauen wird mein Leib,
Nie Todesnetze werden mir verderblich.

Nie will ich mich von deinem Hof entfernen.
In deinem Dienſte, ſei er noch ſo ſchwer,
Will ich Gehorſam treuer Knechtſchaft lernen.

Willſt du mir deinen Namen, Herr, wohl nennen,
Daß ich, befragt, mit friſchem, freud'gen Sinn
Zu dir mit Freuden möge mich bekennen?“

Und lächelnd ſprach der Herr: „Ich wurde weiland
Auf Erden Jeſus Chriſt genannt, mein Kind,
Für alle Welt ein Retter und ein Heiland.

Wer fromm und treu befolget meine Lehre,
Der kommt herauf zu mir ins Himmelreich,
Daß ich das ew'ge Leben ihm gewähre.“

Beängſtigt ſprach der Ritter und beklommen:
„Schenk' auch, Herr Chriſt, das ew'ge Leben mir!
Hätt' ich bisher doch nichts von dir vernommen.“

Indeß verſammeln nun ſich viele weiſe,
Ehrwürd'ge Männer um den Heiland her,
Und ſtanden glänzend da im hellen Kreiſe.

Da ſprach der Herr: „Ich habe mit dem armen
Und blinden Kinde, da es gläubigſt naht,
Im Geiſte Mitleid, herzliches Erbarmen.“

Zu Einem in dem Kreis der Männer wenden
Des Herren Augen ſich, indem er ſpricht:
„Georg! ich übergeb' ihn deinen Händen.

Du ſollſt ihm Alles treu und kräftig lehren,
Wie er befolge die Gebote mein,
Um meinen Vater würdig zu verehren,

Damit er eifrig möge mit Euch ſtreben,
Nach meinem Wort zu leben für und für,
Daß er erwerben mög' das ew'ge Leben.“

Der Heil'ge naht, der Herr entſchwebt von dannen.
Dem Ritter ward ſo wonniglich und weh,
Daß ihm die Thränen aus den Augen rannen.

Vierzehntes Abenteuer.

Der heilige Georg.

Von nun an ging Georg und [illegible] zuſammen.
Ihm deutet klar die Schrift der heil'ge Held
Voll Salbung und voll heil'ger Gottesflammen.

Der Ritter wahrt die Lehren im Gemüthe,
Damit er eingedenk und dankbar ſei
Für Chriſti Huld und unverdiente Güte.

Der edle Heil'ge nennt ihm alle Männer,
Die auf den gold'nen Stühlen ſitzen rings,
Allſammt des Heilands Jünger und Bekenner;

Auch Vater Abraham und die Propheten,
Blutzeugen, Heil'ge, die andächtiglich
Zu ihrem Heiland fromm entzücket beten.

All' dieſe Hoheit kann der Ritter ſchauen,
Und wonnetrunken irrt des Auges Blick
Durch all' des Himmels ſchöne Wunderauen.

Kann man von Zeit und Wechſel Etwas wiſſen
Dort oben, wo's nicht Zeitenwechſel giebt,
Wenn man den Erdenleiden iſt entriſſen?

Nur wie die Lichter fallen, oder ſteigen,
So wechſelt Farbenpracht um Farbenſchein,
So wechſelt auch das Höchſte mit dem Gleichen.

Wie mit verſchied'nem Lied die Engel feiern
Den ew'gen Gott, ſo ſtrahlet Glanz um Glanz,
Bald deckt ſich Alles wie mit grünen Schleiern.

Dann kommen wechſelnd durch den Himmelsbogen
Vier holde Jungfrau'n, ewig jung und ſchön,
Mit großen Krügen feierlich gezogen.

Die Erſte ſcheinet zart und leicht gehoben,
Trägt einen weißen Krug und ſchwebt dahin,
Von blauer Schleierhülle leicht umwoben.

Die And're ſteigt empor mit ſüßen Mienen
Im grünen Kleid, trägt einen grünen Krug;
Dem Blüthenreiche ſcheint ſie nur zu dienen.

Wenn dieſe wiederum hinabgeſtiegen,
Beginnt die Dritte mit dem rothen Krug
Herauf, empor und dann hinab zu fliegen.

Dann kommt die Vierte ſtill einhergegangen,
Trägt langſam einen ſchwarzen Krug hinab
Und neigt das Haupt mit thränenfeuchten Wangen.

So ſtets von Neuem und in ſtetem Gleiſe
Mit umgeſtürzten Krügen kehren ſie,
Und geh'n und kommen ſtets in ihrer Weiſe.

Der Ritter fragt Georg, den frommen Streiter:
„O, ſage mir, wer doch die Jungfrau'n ſind,
Die ewig wandeln auf der Himmelsleiter?“

„Das ſind der Elemente mächt'ge Geiſter,
Sprach Sanct Georg; ſie walten ewig ſo,
Und preiſen ihren Herrn und Aller Meiſter.

Sie ſind noch immer, wie ſie einſt geweſen,
Die, welche Gott gleich nach den Engeln ſchuf,
Durch ſie zunächſt die ander'n, ird'ſchen Weſen.

Alſo gebahrend ſchaffen ſie und walten
Und gießen neue Kraft durch alle Welt,
Daß immer neu das All ſich kann geſtalten."

Und wieder fraget Wahn: „Was iſt dort oben,
Das meine Augen blendet immerdar,
Das alle Geiſter tief anbetend loben?

Von einem Engelkreiſe wird's umſchwebet,
Die fromm die Hände falten zum Gebet,
Daß, ſchau' ich auf, mein ſchwaches Herz erbebet?

Mit lichtbeglänzten Schwingen weh'n ſie, ſchwimmen,
Wie Speichen um des Rades Nabe her,
Lobſingend laut mit wunderkräft'gen Stimmen.

Georg, mein treuer Waffenbruder, ſage,
Wer iſt es, der mit Sonnenflügeln dort
Vor dieſem Kreiſe ſchwebt mit Schwert und Wage?

Deß Auge ſcharf und doch ſo liebreich blicket,
Daß es, wie tief in jedes Herz geſenkt,
Unwiderſtehlich feſſelt und entzücket?“

Da ſprach Georg: „Wer mag wohl Gott erblicken
Als Erdenkind? Die reinſten Geiſter nur
Vermögen zu ertragen dies Entzücken!

Das iſt der Engel Michael, der ſtehet
Und wägt das Gute mit dem Böſen ab.
Wohl dem, der dort mit ſeinem Thun beſtehet!

Denn einmal kommt der Tag, wo alle Geiſter
Mit ehr'ner Stimme rufet Michael
Zur Rechenſchaft vor ihren Herrn und Meiſter.

Dann birſt aufgähnend auch der Erde Boden,
Auswerfen muß ſie aus dem ſtarren Schooß
All' die Verweſten, alleſammt die Todten.

Gewogen werden dann der Seele Sünden
Und wohl ihr, wenn an jenem Tag ſie nicht
Hinab ſtürzt zu der Hölle Feuerſchlünden!

Du, einſt wie ich, ein Kriegsmann dort auf Erden,
Denk' meines Wortes: beſſer iſt es noch,
Als gottlos ſein, gar nicht geboren werden.“

Fünfzehntes Abenteuer.

Wahn's Heimweh.

„Schau' hin, Georg, was ſteigt mit mattem Schimmer
Dort auf, und geht einher ſo hoch und leicht
Durch vieler Sterne ſtrahlend' Gluthgeflimmer?

Wie wird mir doch in meinem armen Herzen?
Es klingt durch meine Seele wie ein Lied
Von einſt erlebten Freuden und von Schmerzen.

Das ſpricht herauf zu mir, das winkt, das nicket,
Gleich einer Mutter, die ihr Kindlein haſcht,
Und herzig lächelnd an die Bruſt es drücket.

Wie iſt mir doch ſo wohl! Auf jenem Sterne,
Iſt's anders eine Welt, wie and're ſind,
Wär' ich, o Bruder, ach von Herzen gerne!

Jetzt rollt ſie her, die Kugel; und wie helle!
Jetzt hebt ſie ſich empor, und kommt herauf.
Wie ſie ſo ſtattlich ziehet und ſo ſchnelle!“

So rufet Wahn mit freudiger Geberde,
Und Sanct Georg antwortet ihm darauf:
„Kennſt unſ're Heimath du nicht mehr, die Erde?“

„Biſt du's, o Erde? ruft voll Schmerz der Ritter.
Unſterblich bin ich; aber dich zu ſeh'n
So fernab rollen — ach! das iſt zu bitter.“

„Nicht alſo, Freund!“ ſpricht Sanct Georg mit Bangen.
Der Ritter achtet's nicht, und ſpricht ſo fort,
In ſeiner Heimath Schauen ganz vergangen:

„Drei Ketten ſind es, die den Hals mir zieren,
Helene gab ſie mir; doch ſie zu ſeh'n,
Wollt' ich das Kleinod unbeklagt verlieren.

Ob ſie noch weilet in dem ſchönen Garten?
Dort an dem blauen See im weißen Schloß
Steht ſie vielleicht, mich brünſtig zu erwarten.“

„Freund!“ wiederholet Sanct Georg mit Bangen.
Doch hört's der Ritter nicht, und ſpricht ſo fort,
In ſeiner Heimath Schauen ganz befangen:

„Dich einmal nur zu ſchauen noch im Leben,
Traun, alle Hab' und meine rechte Hand
Wollt' ich um ſolches Labſal gern hingeben.

Nur einmal möcht' an deinem Blick mich letzen,
D'ran wollt' ich auch mit freudevollem Muth
Das Licht der Augen unbedenklich ſetzen.“

„Nicht ſo vermeſſen, ſagt Georg mit Beben,
Sprich von dir ſelbſt, o Bruder, ohne Scheu,
Nicht ſo vermeſſen von dem Erdenleben!“

Doch Ritter Wahn läßt ſich dadurch nicht wehren
Zu rufen und mit wilder Leidenſchaft
Das einſt Verlaſſ'ne wieder zu begehren:

„Hör' ich nicht dort das Tönen von Schalmeien,
Nach deren Wohllaut d'runten in dem Thal
Die flinken Mägdlein ſich zum Tanze reihen? —

Fährt fort der Ritter — dort am unter'n Himmel
Wie fliegt der Wolke wechſelndes Gebild!
Ihm gleicht der Menſchen buntes Frohgewimmel.

Mir tönet's wie heran zu meinen Ohren:
Komm' her, noch einmal, einmal her zu uns,
Daß du lebendig wirſt und neugeboren!

Ja wahrlich, meinen Leib' wollt' ich verlieren,
Könnt' ich zu Euch hinunter noch einmal
Mit aller Menſchenluſt und ſüßem Gieren!

Könnt' ich noch einmal auf der Erde wandeln
Dahin am klaren Strome durch die Au,
Das Heil der Seele wollt' ich traun verhandeln."

„Armſel'ges Menſchlein! was haſt du geſprochen?
Ruft ängſtlich Georg; das wird fürwahr
Dereinſt vom ew'gen Gott an dir gerochen."

Sechszehntes Abenteuer.

Urlaub zur Heimfahrt.

Jetzt ſank die Erde, wurde trüb und trüber.
Ganz dunkelröthlich flammt der Kugel Rund,
Wird braun und bräuner, als ſie rollt vorüber.

Da ſtand auf einmal Chriſtus neben ihnen;
Er ſchaute längſt den jetzt Erſchrock'nen an
Voll tiefen Mitleids und mit Trauermienen.

„So willſt du mich verlaſſen, heimwärts wallen?
Sprach er zu Wahn; will dir es hier bei mir,
In meines Vaters Hauſe, nicht gefallen?

Du willſt mit deinem Leib zur Erde kehren?
Thu', was du willſt und magſt! biſt du doch frei,
Und Niemand ſoll dir irgendwas verwehren.“

„Ach, Herr! verſetzet Wahn mit bitt'ren Zähren,
Ich bliebe gern; doch wolle nur einmal
Noch mir zur Heimath eine Fahrt gewähren!“

Da nahm ein weißes Roß der Herr behende
Und ſprach: „Hinauf denn! Nimm, und trag' es dich
Zu deines Wunſches heißerſehntem Ende!“

„Ach! ewig, Heiland, will ich dich verehren,
Sprach Ritter Wahn, doch kann ich auch zu dir,
Wenn ich die Heimath ſah, von Neuem kehren?“

„Wohl! ſprach der Herr, nur darfſt du nimmer weichen
Von dieſem Roſſe, darfſt mir nimmermehr
Von ſeinem Rücken pflichtvergeſſen ſteigen.

Und wirſt du als ein treuer Knecht nie wagen,
Zu brechen das Gebot, das ich gethan,
So wird das Roß dich wieder zu mir tragen.“

„Ich will bei unſerm Vater dir verſprechen,
Stets deines Wortes eingedenk zu ſein;
Verderben will ich, ſollt' ich dir es brechen!“

So ſprach der Ritter, ſchwang ſich, voll von Wonne,
Auf's Roß, das helle leuchtet, wie ein Blitz,
Hell, wie der allerreinſte Strahl der Sonne.

Nun fuhr der Heiland fort mit ernſten Blicken:
„Noch mußt du wiſſen, eh' du gehſt von hier,
Befehligt iſt der Tod, dir nachzurücken.

Steigſt du herab, dann werd' ich dich verlaſſen,
Verfallen biſt du ihm in ſeiner Macht,
Und alſobald mußt ſterbend du erblaſſen.“

Und Wahn verſprach, ein wenig zwar beklommen:
„Nie will ich ſteigen von dem Roß herab,
Und noch erfreuter werd' ich wiederkommen.“

„Bei allen Heil'gen, nein! du wirſt verderben,
Sprach Sanct Georg, ſteigſt du herab vom Roß;
D'rum bleibe hier! Du wirſt gewißlich ſterben.“

Doch Wahn erwidert ſchnell: „Was ſoll ich zagen?
Geht auch der Tod gleich meiner Ferſe nach,
Wird doch das Roß mich wieder zu Euch tragen.“

Der liebliche Johannes naht in Güten,
Und ſchaut ihn an mit ſeinen Augen mild,
Und möchte gern des Ritters Fahrt verhüten.

„Bei deinem Seelenheil! du wirſt verderben,
Sprach er; du ſteigſt von deinem Roß herab;
Bleib' lieber hier! du wirſt gewißlich ſterben.“

Doch Wahn erwidert ſchnell: „Es muß gelingen;
Geht auch der Tod gleich meiner Ferſe nach!
Das Sonnenroß wird wieder heim mich bringen.“

Des Himmels Jungfrau mit dem reinen, klaren
Und lichten Angeſichte ſteht vor ihm,
Und möcht' ihn gern vor ſchlimmem Tod bewahren.

„Bei deinem ew'gen Heil! du wirſt verderben,
Sprach ſie zu ihm, ſteigſt du herab vom Roß;
Bleib' lieber hier! Du wirſt gewißlich ſterben.“

Jetzt ſteigt das Roß, und ſchüttelt ſeine Mähnen.
Nichts hält den Ritter ab, nicht Freundes Wort,
Nicht fromme Bitten, nicht des Himmels Thränen.

Siebenzehntes Abenteuer.

Die Heimfahrt.

Was half dem Ritter Zögern noch und Schwanken?
Er ließ den Zügel ſeinem Feuerroß;
Hin flog es pfeilſchnell, gleich dem Hochgedanken;

So ſchnell nicht ſpringt der Schakal durch die Wüſte
Dem flücht'gen und erſchrock'nen Stiere nach,
Ergrimmt in ſeinem hungrigen Gelüſte.

So ſchnell nicht fliegt der Pfeil von ſeinem Bogen,
Geſchnellet von der Schnur, die Manneskraft
Hatt' angeſtrengt am Stahlbug aufgezogen.

Das Roß enteilt auf Sturm- und Feuerſchwingen,
Ein Schweben iſt ſein Lauf, ein Augenblick,
Ein Hauch, ein Flug ſein Rennen und ſein Springen.

Er fliegt dahin entlang die Bahn der Sterne,
Die um ihn zogen in des Himmels Licht
Durch weite, ſternbeſäte Himmelsferne.

Er ſieht im Flug die wohlbekannte Sonne,
Doch größer noch, als er ſie je geſeh'n,
Und grüßt ſie freudiglich in ſeiner Wonne.

Noch and're Sterne wandeln her, gleich matten
Lichtfunken; ihnen fliegt das Roß vorbei,
Und ſie verſchwinden bald im bleichen Schatten.

Des Ritters Augen funkeln vor Entzücken;
Die Mutter Erde ſieht er unter ſich
Heran ſchon nah und immer näher rücken.

Schon fliegt er durch der Wolken wirres Wogen,
Sein Roß zertheilt den Nebel und den Dampf,
Der ſich vor ſeinen Blicken noch gezogen.

Jetzt ſchaut er ſchon die Flüſſe, ſchaut die Hügel;
Das Blaue grünelt ſchon; da faßt er ſchnell
Mit ſeiner Hand des Feuerroſſes Zügel.

Der Vögel ſangesreiche Schaaren ſchwirren
An ihm vorbei, indem ſie hoch herauf
In frohem Flug mit ihren Liedern irren.

Er fühlt der Erde Luft erquicklich hauchen,
Und ſiehet ſchon der Menſchen Wohnungen
Weit in der blauen Ferne luſtig rauchen.

Was ſah er Alles, was empfand er wieder!
Er bändigt mehr und mehr das ſchnelle Roß
Und tiefer ſchwebt es allgemach hernieder.

Da ragen ferner ſchon der Thürme Gipfel
Und ſtolze Schlöſſer überall hervor,
Es heben ſich empor der Wälder Wipfel.

Schon werden Städte, Dörfer, Meiereien
Gleich Punkten ſichtbar, und wie Striche zieh'n
Halbkenntlich ſich der Häuſer lange Reihen.

Achtzehntes Abenteuer.

Die Heimath.

Bald ſah der Ritter mit den froh'ſten Mienen,
Wie zu der Erde ſich der Zelter ſenkt
Auf Raſengrün vom Morgenlicht beſchienen;

Wie ſchön zum Meer die hellen Spiegelbäche
Vorbei dem Erlenbaum und Weidenbuſch
Sich wanden durch die blumenreichſte Fläche.

In all' der Luſt, in Lenzes klarem Scheinen
Schien dieſer Wellen heller Silberguß
Entgegen ihm vor Freudenweh zu weinen.

Jetzt hielt er glücklich an auf einem Hügel;
Zum letztenmal die Erde recht zu ſchau'n,
Faßt ſtrenger er des Roſſes harte Zügel.

Da zog ein Schäfer ſingend ihm entgegen,
Die Lämmer hüpften ſcherzend hinterdrein,
Und graſten luſtig auf den grünen Wegen.

Gern wär' der Ritter von dem Roß geſtiegen,
Um dieſem Mann, dem erſten, den er ſah,
Mit frohen Grüßen an die Bruſt zu fliegen!

Er ſprach ihn an. Um doch etwas zu machen,
Da er des Reiters Rede nicht verſtand,
Begann der Mann von Herzen recht zu lachen.

Wahn ließ ſogleich den groben Schäfer ſtehen;
Nicht lange währt's, ſo ſah er flink einher
Ein holdes Mägdlein durch die Aue gehen.

Allein, auch ſie vermochte nicht zu faſſen
Den Sinn der Worte, die der Ritter ſprach,
Und unverſtanden mußt' er ſie verlaſſen.

„Verſteht mich Niemand? Kann ich Niemand ſprechen?
Mit keinem Weſen mich verſtändigen? —
So fing er an in Klagen auszubrechen. —

„Wie iſt doch Alles ganz und gar verwandelt
In dieſem Lande, mir ſo wohlbekannt,
Wo ich doch eh'mals auch gelebt, gehandelt?

Wie auch ich ſinne, ſeh', umforſche, denke,
Dieß iſt ja doch mein herzig' Vaterland,
Wohin ich ſpähend auch die Blicke lenke.

Stand dort nicht Pytho mit den ſtolzen Mauern,
Wo jetzt Cypreſſen um die Hütten ſteh'n,
Als wollten ſie der Schönen Fall betrauern?

War nicht die Rennbahn hier, die ſandbeſtreute?
Fuhr ich nicht ſelber mit dem Zweigeſpann
Erhitzt auf leichtem Wagen in das Weite?

Flog nicht die Jugend nackt, im Kampfesſpiele
Schnellfüß'ge Roſſe muthig tummelnd, hin
Wetteifernd bis zum ferngeſtellten Ziele?

Wo ſind die Citherſchläger hingegangen,
Die hier erhoben ihren Wettgeſang?
Wo ſind ſie, die des Gottes Ehre ſangen?

O Phöbos, hoher Gott! du Pfeilverſender!
Haſt du verlaſſen ganz das alte Haus?
Biſt du gezogen wohl in fremde Länder?

Wär's Sünde denn geweſen, dich zu ehren?
Nur arger Trug der Dienſt, der dir geweiht?
Und Lüge gar der Prieſter heil'ge Lehren?"

So ſprechend, ſah er hoch empor ſich heben
Ein Crucifix, am Wege hingeſtellt;
In frommer Ehrfurcht fing er an zu beben.

„Verehrt man jetzt den Herrn, den ich alleine
Zu kennen glaubte, hier im Vaterland,
Ihn droben in dem lichten Himmelsſcheine?

Ihn, der da ſitzt auf ſeinem Strahlenthrone
Mit ſeinen Wundenmalen hehr und klar,
In ſeiner Milde mit der Dornenkrone?"

Und nun begann die Händ' er gleich zu falten
Und ſprach anbetend: „O Herr Jeſu Chriſt,
Laß' über mich des Himmels Gnade walten!"

Und als er hatte das Gebet vollendet,
Kam über ihn ein freudig friſcher Muth,
Und alles Trauern war von ihm gewendet.

So zog er heiter durch die ſchönen Auen:
Es waren mit zerſtörter Bildnerei
Grabmäler, Tempel allerwärts zu ſchauen.

Jetzt ſah er einen Greis, der emſig ſchnelle
Und dennoch wankend kam die Straße her,
Als jagt' und trieb' ihn Etwas von der Stelle.

Ein ſchrecklich' Bildniß war der Mann zu ſchauen
Mit ſeinem irren, grabesdüſt'ren Blick,
Den halb verhüllten, buſch'gen Augenbrauen.

Mit einem Todtenſchädel in den Händen
Blieb keinen Augenblick er ruhig ſteh'n,
Dem Eſpenblatte gleich, das Winde wenden.

Sein Antlitz war gefurcht und ganz zerriſſen,
Gleich einem Berghaupt, das im Lauf der Zeit
Vom Blitz zerklüftet iſt und Regengüſſen.

Gleich einem Feldſtein, der, im Wald verſteckt,
Jahrhunderte vorüberziehen ſah,
Von Mooſen grün und grau allüberdeckt;

So war das Haupt des Alten gramverwittert,
So ſtarr der Bart, ſo rauh die Felſenbruſt,
Daß bei dem Anblick Jeden Grau'n durchzittert.

Den Todtenſchädel immer fort umtaſtend,
Schwankt er, gleich dürrem, ſturmgepeitſchtem Stamm,
Nicht fortbewegt gradaus, wiewohl nicht raſtend.

Und dennoch zuckt' er flackernd fort und weiter
Und ſchwankte ſchattenähnlich hin und her,
Bis vor ihm hielt der ungeduld'ge Reiter.

Und als der Ritter nun den Greis befragte
Um Kunde von der alten Vaterſtadt,
Sah der ihn ganz verwundert an, und ſagte:

„Biſt, Jüngling, du der alten Griechen Einer?
O ſprich, wo kommſt du her? wo willſt du hin?
Denn alſo weiß Altgriechiſch mir wohl Keiner!

Wär' ich nicht Jude, würd' ich wahrlich ſchwören,
Du wär'ſt ein Dioskur, ſtiegſt herab,
Des tiefgebeugten Volkes Fleh'n zu hören."

„Wer biſt du?" ſprach der Ritter ganz verlegen.
„Jeruſalem iſt meine Vaterſtadt!
Verſetzt der Wand'rer trüb und ernſt dagegen;

Wie dreht ſich Alles doch und muß ſich drehen!
Weh', Ahasverus nennt mich die Mähr.
Ach! daß ich ruhen könnte, raſten, ſtehen!

Biſt du Thebaner nicht? Siehſt du dort unten
Die Hütten zwiſchen Trümmern, dicht mit Laub
Des Mauerkranzes, der Rebe rings umwunden?

Du nennteſt Theben? Das hat dort geſtanden,
Und Thiva wird jetzt der Ort genannt.
Thebaner? hab' ich dich ſo recht verſtanden?

Wie ſind die Männer dieſer Stadt vor langen
Und fernen Zeiten, dieſe Heldenſchaar,
Zu ihren Vätern ſtill hinabgegangen!

Glückſel'ges Weſen, dem's vergönnt zu ſterben,
Das von ſich ſchütteln kann des Lebens Laſt,
Das ſchöne Nichtſein endlich zu erwerben!"

Doch ohne hier noch länger zu verweilen,
Begann der Ritter ſonder Antwort ſchnell
Zum vorgenannten Ort hinabzueilen.

Neunzehntes Abenteuer.

Die Vaterſtadt.

Jetzt hielt der Ritter ſtill und ſah nun mitten
Auf einem Felde der Verwüſtung ſich,
Und zwiſchen armen, ſtrohbedeckten Hütten.

Noch ſtanden Säulen da; wie Trauerboten,
Vereinzelt, hoben ſie das ernſte Haupt,
Als ſprächen ſie von längſt verweſten Todten.

Wo einſt die Bühne ſtand mit Kreisemporen,
Lag jetzt ein Marmorblock, ein Säulenknauf,
Dem Waller, wenn es traf, zur Raſt erkoren.

Denk' dir, in deiner Jugend Lenzestagen
Hab' für ein Mägdlein, wundermild und ſchön,
Dein Herz, in heißer Gluth entbrannt, geſchlagen;

Denk', wie ſie dir am Nacken oft gehangen,
Im höchſten Liebreiz mit dem Feuerkuß
Dich wonneſelig weinend oft umfangen;

Und plötzlich wärſt du, fort von ihren Küſſen,
In fremde Länderſtrecken weit, gar weit,
Dem holden, ſchmerzensbangen Kind entriſſen;

Von trüber Sehnſucht wär' dein Herz beklommen
Geweſen und gefoltert lange Zeit,
Und endlich wärſt du nun zurückgekommen.

Du fliegeſt zu dem Hauſe deiner Lieben;
Jetzt trittſt du ein, von ſchmerzlich ſüßer Luſt
Ihr an die liebeglüh'nde Bruſt getrieben.

Du reißeſt auf die kleine Thür der Kammer
Und — vor dir ſteht ein weißumhang'ner Sarg.
Grau'nvoller Anblick! wilderregter Jammer!

Dein Herz, dein Auge ſagte dir: dies bleiche,
Dies todte Weib hier iſt die treue Braut:
Dein ſüßes Liebchen liegt vor dir als Leiche.

Solch ein Gefühl und dem verwandte Schmerzen,
Gepaart mit Aengſten und mit bitt'rem Krampf,
Arbeiten wühlend in des Ritters Herzen.

Herztief beweget war er, ſchwer bekümmert,
Theben zu ſeh'n in wildem Graus zerſtört,
Die Vaterſtadt verwüſtet und zertrümmert.

Die Gärtner, Winzer und die Bauern kamen
Aus ihren Hütten jetzt zum Ritter her,
Und fragten ihn um Vaterland und Namen.

Er ſchaut ſie an, fragt mancherlei verſtöret,
Erhält auch Antwort; doch er ſelbſt verſtand
Die Worte wieder nicht, die er gehöret.

Von ungefähr ſtand mitten unter ihnen
Ein alter Mönch, mit langem, weißen Bart,
Der blickt ihn an mit mürriſch finſtern Mienen.

„Laſſ', Herr, dergleichen Neckerei doch bleiben!
Sprach er auf althelleniſch, doch im Zorn,
Jetzt iſt die Zeit nicht Faſchingſpiel zu treiben.“

„O Greis! erwiedert er, wie liegt ſo ferne
Von meinem Sinne Scherz und höhnend' Wort!
Nur Wahns Behauſung ſäh' ich gar zu gerne.“

Da ſprach der Mönch beſtürzt und ſehr verwirret:
„Zwölfhundert Jahre ſind nun wohl vorbei,
Wenn unſ're Chronik anders nicht geirret,

Daß einſt ein Ritter Wahn iſt ausgezogen
Mit ſeinen Knechten nach Unſterblichkeit,
In ſeiner Hoffnung bitterlich betrogen.

Zwölfhundert Jahre, ſag' ich, ſind ſeitdem verſtrichen,
Zum Kloſter iſt verwandelt ſeine Burg
Im Lauf der Zeiten, da er doch verblichen.

Kein Wort hat jemals wer von ihm vernommen.
Nun, Jeder geht dahin zu ſeiner Zeit,
Und das zu Aller Heil und unſ'rem Frommen.

Wie der in ſeinem Hochmuth iſt verdorben,
Niemand erfuhr es in ſo langer Friſt.
Er ruh' in Gott! Wohl Allen, die geſtorben!“

„Du höchſter Hort, o Jeſu Chriſt, erbarme
Dich über mich! — ruft ſchmerzlich Ritter Wahn,
Und breitet weit aus himmelwärts die Arme; —

O laß' mich einmal wieder zu dir kehren,
Damit ich dich mit meinem ganzen Sein
Mög' ewiglich, mein Gott und Herr, verehren!“

Und alſobald griff aus das Roß und ſchwebte
Leicht gegen Oſten hin, wohin mit Macht
Des Ritters Herz in heißer Sehnſucht ſtrebte.

Zwanzigſtes Abenteuer.

Ird und ſein Tod.

Nur Wüſten trifft er jetzt an allen Enden,
An alte ſchließt ſich neue Wildniß an,
Mag er ſich rechtwärts, mag er links ſich wenden.

Thierſchädel fand er nur, gebleichte Knochen,
Hirſchgabeln und Wolfsrachen, ſcharf gezahnt,
Verwittert all', verſchlämmet und zerbrochen.

Und d'rüber hin jagt heißen Sand der Dünen
Ein ſcharfer Gluthwind, dem die Knochen Spiel;
Da kann kein Halm, noch Gräslein jemals grünen.

Wohl kam den Ritter an ein ſchweres Bangen.
„Wie iſt doch, ſprach er, alle Zeit ſo kurz!
Wie war der Hain ſo groß, als ich gegangen!

Verſchollen iſt das Brauſen ſtolzer Eichen,
Die Ulmen ſind verdorrt in ihrer Pracht,
Hin iſt die Tanne mit den ſtarken Zweigen.

Und in ſo wenig Zeit denn ward's gewähret
Dem Wundervöglein, daß es dieſes Walds
Laubſäulenprachtbau gänzlich hat verzehret;

Sprach doch der Ird, bedünket mich, von langen
Jahrhunderten, bis er dem Tod erläg':
Zwölfhundert Jahre ſind ja nur vergangen."

Indeß er ſpricht, ſieht er wie Nebelgrauen
Ein Weſen kauern auf dem wüſten Feld,
Geſpenſterartig, furchtbar anzuſchauen.

Dem einz'gen Gegenſtand, den er erblickte,
Naht er ſich ſchnell. Der Alte war's, der Ird,
Der ſchläfrig auf ſein Buch hinunternickte.

Des letzten Blattes allerletztes Zeichen,
Der letzten Sehkraft allerletzter Schein
Droht allbereits dem Leſer zu entweichen.

Schon hatt' er abſeits ſich herumgewendet
Und zugeſchlagen ſchon das Wunderbuch;
Da ſprach er ſterbend: „Nun, das war vollendet!“

„Und nicht ein Splitter iſt vom Wald vorhanden,
Sang über ihm ein Vöglein in der Luft,
Verfallen iſt der Ird des Todes Banden.“

Kaum ſah der Ritter ihn dem Tod erliegen,
Fort ſtürzet er, daß Staub und Sand ringsum,
Und hufzerſtampfte Stein' in Wirbeln fliegen.

Nachdem er ſchon durchzogen manche Strecken,
Wagt er noch einmal hinter ſich zu ſeh'n,
Bezwingend in ſich ſelbſt den alten Schrecken.

Da ſah er hinter ſich in dunſt'gen Weiten
Des hag'ren Schnitters düſt're Schreckgeſtalt
Mit langen Beinen unabläßlich ſchreiten.

Erſchrocken bebet Wahn in allen Sinnen,
Daß vor Entſetzen ſträubet ſich ſein Haar;
Wie ein gejagtes Wild ſprengt er von hinnen.

Einundzwanzigſtes Abenteuer.

Raum und ſein Tod.

Obſchon er lange war ſo fortgewandelt,
Kommt er doch aus der Oede nicht heraus,
Die ihn umſtarret ewig unverwandelt.

Zwar fand er Schilf und Gras mit kargen Blüthen,
Doch farblos, grau, verkehrt zu hartem Stein,
Vermocht' es nur die Blicke zu ermüden.

Halb kenntlich lag der Thunfiſch und der Hummer,
In harter Kruſte graulich eingeſargt,
Unregſam und in ewig feſtem Schlummer.

Der Stör, der Hecht, der garſt'ge Fiſch der Tinte,
Der arge Schwertfiſch liegen da gebannt
Starr in verſtein'te, ſchwere Schlammesrinde.

So auch des Seees langgebeinte Spinnen,
Der Froſch, der Krebs, halb ſchauen ſie heraus,
Halb ſtecken ſie in gleichem Banne drinnen.

Wie auch die Thiere ſo gefeſſelt lagen,
Sie ſchienen doch gar kläglich, flehentlich
Mit aufgeriſſ'nen Mäulern dies zu ſagen:

„Wo iſt das Waſſer hin, das hier gefloſſen?
Fließt gar kein Tröpflein für den dürren Gaum?
Wo iſt der Strom, der ſonſt ſich hier ergoſſen?

Wir harren hier mit ausgedorrter Zunge.
Wo iſt die Fluth, der ſüße Lebensquell,
Der uns erweicht die ſteingeword'ne Lunge?“

Da kam den Ritter an ein ſchweres Bangen:
„Wie iſt doch alle Zeit ach!, gar ſo kurz!
Wie war der See ſo groß, als ich gegangen!

Soll auf der armen Erde Nichts beſtehen?
Soll alles Sein und Leben denn zumal
Vernichtet werden und ſo ganz vergehen?

Wer ſtrecket aus die Hand und eilt zu retten
Das arme, das hinfällige Geſchöpf
Vor Allvernichtung, vor des Todes Ketten?

Wie ſelig war ich doch beim Herrn dort oben!
Doch ſei es d'rum! gewaltig iſt ſein Arm,
Und ſeines Worts Macht will ich Schwacher loben,

Viel' Kieſel liegen hier ſo rund gedrechſelt;
Wo iſt des Meiſters Hand, die Solches that?
Wer hat die ſchöne Werkſtatt ſo gewechſelt?

Der Wiederhall des Felſens iſt verklungen;
Wo iſt der Harfner, der ſein hohes Lied
Hier Tagelang und Nächte ſonſt geſungen?

Hat hier der böſe Schwan auch ausgetrunken?
Iſt ſchon geſtorben jener Harfeniſt?"
So ſpricht der Ritter in ſich ſelbſt verſunken.

„Es iſt vom See kein Tröpflein mehr vorhanden,
Sang über ihm ein Schwan in blauer Luft,
Der alte Harfner liegt in Todesbanden.“

Kaum hört den Schwan er alſo traurig ſingen,
Fort ſtürmt er ſo, daß Staub und Sand ringsum
Und hufzerſtampfte Stein' in Wirbeln ſpringen.

Nachdem er ſo durchflogen manche Strecken,
Wagt er noch einmal hinter ſich zu ſeh'n,
Verlachend in ſich ſelbſt den alten Schrecken.

Da ſieht er hinter ſich in dunſt'gen Weiten
Des hag'ren Schnitters düſt're Schreckgeſtalt
Mit langen Beinen unabläßlich ſchreiten.

Erſchrocken bebet Wahn in allen Sinnen,
Daß vor Entſetzen ſträubet ſich ſein Haar;
Wie ein gejagtes Wild ſprengt er von hinnen.

Zweiundzwanzigſtes Abenteuer.

Zeit und ſein Tod.

Ihn trägt das Roß zu neuen Wüſteneien,
Doch an der Erde hanget noch ſein Herz,
Obgleich die Wallfahrt ihn begann zu reuen.

Ein Schwefelrauch qualmt durch die todten Fluren;
Graus und Verwüſtung bauten hier ihr Feld,
Vertilgend alles Seins lebend'ge Spuren.

Vor ſeines Roſſes Tritte bebt der Boden.
Tief unten donnert's aus dem dunklen Reich,
Und qualmend ſchwält herauf der gelbe Broden.

Wahn ſchaut umher; doch nirgends ach! will enden
Die Schreckenswüſte, die von Steppenland
Zu Steppenlande nur ſich ſcheint zu wenden.

Inmitten doch der Oede ſieht er nicken
Ein Etwas, wie bekannt und wohl geſeh'n,
Es iſt ein Greis mit tiefgekrümmtem Rücken.

Zum Alten fühlt der Ritter ſich gezogen;
Denn er erkennt in ihm den Alten Zeit;
Der Druſen letzte thät die Hand noch halten.

Der Alte betet vor ſich hin andächtig
Und an der allerletzten Druſe feilt
Langſam die dürre Hand und gar bedächtig.

Da kam den Ritter an ein wehes Bangen:
„Wie kurz doch, ſprach er, währet alles Sein!
Wie bald iſt dies Gebirge doch vergangen!

Wie glücklich war ich doch beim Herrn dort oben!
Doch ſei es d'rum! gewaltig iſt ſein Arm,
Und ſeines Worts Macht will ich Schwacher loben!“

Indeſſen hört er hell die Feile klingen,
Und unter ihrem harten Ruck und Zug
Sieht er das letzte Brech in Staub zerſpringen.

Der Alte flehet wimmernd um Erbarmen,
Springt auf und rufet: „Ha! biſt du noch da?
So trag' von hinnen mich auf deinen Armen!“

Doch ſiehet Wahn ihn kaum dem Tod erliegen,
So treibt das Roß er an, daß nebelgleich
Aus deſſen Nüſtern weiße Dämpfe fliegen.

Und als er ſo durchflogen manche Strecken,
Wagt er noch einmal hinter ſich zu ſeh'n,
Beſiegend in ſich ſelbſt den feigen Schrecken.

Da ſah er hinter ſich in dunſt'gen Weiten
Des hag'ren Schnitters düſt're Schreckgeſtalt
Mit langen Beinen unabläßlich ſchreiten.

Erſchrocken bebet er in allen Sinnen,
Daß vor Entſetzen ſträubet ſich ſein Haar;
Wie ein gejagtes Wild ſprengt er von hinnen.

Dreiundzwanzigſtes Abenteuer.

Der Fuhrmann und das Kleinod.

Er trabt dahin, verſenkt in düſt'res Träumen,
Obgleich er ſchöne Fluren wieder ſah,
Geſchmückt in Farbenſchmelz und Blüthenbäumen.

Schon ſichtbar wurden graſ'ge Flecken
Mit bunten Blümlein und mit hohem Kraut,
Anmuth'ger Wieſen buntgeſtickte Decken.

Raſch ging's vorüber an den grünen Fluren,
Fort über Raſen, Sand und Stein und Staub,
Bahnlos, wie Blitzesmacht und ohne Spuren!

Doch war er allzulange nicht geritten,
Als er ſo jammervoll es klagen hört,
Daß ihm die Töne bald das Herz durchſchnitten.

Mitleidig blickt er um nach allen Ecken;
Da ſieht die Händ' er einen armen Mann
Nach Hülf' und Rettung bitter klagend ſtrecken.

Das war ein armer Bauer und ihm waren
Des Wagens Speichen in die Erde tief
Bis an die Achſen feſt hineingefahren.

Mocht' auch das Roß aus allen Kräften ſtreben,
Der ſelt'ne Fuhrmann ſchwingen ſeinen Stab,
Es kann den Wagen nur und nimmer heben.

Jetzt war der Ritter näher hingekommen.
Das Männlein ruft, und Wahn verſtand es wohl:
„Du nahſt in höchſter Noth mir juſt zu Frommen!

Hilf mir den Wagen nur ein wenig rücken!
Gewißlich greift mein Roß dann in den Strang,
Und ziehet rüſtig fort von freien Stücken.

Erzeige doch, um Gott, mir den Gefallen!
Mein Wagen wahrt gar einen ſelt'nen Hort,
Und Räuber könnten mich hier überfallen."

Der Ritter ſprach: „Das Roß darf ich nicht laſſen;
Denn, bräch' ich frevelnd meines Herrn Gebot,
So müßt' ich gleich darauf im Tod erblaſſen."

Sprach Männlein: „Ei, wie könnt' ich das begehren?
Behüte, daß du ſteigeſt von dem Roß!
Und dennoch kannſt du Hülfe mir gewähren.

Faß' nur den Wagen an bei dieſem Rade,
Und bücke dich und heb' ein wenig mit,
So zieht mein Roß hinauf zum eb'nen Pfade."

Der Ritter bücket ſich und faßt die Speichen.
Da zog das Rößlein an ſo kräftiglich,
Daß es den Anlauf endlich thät' erreichen.

Sprach nun der Fuhrmann: „Biſt, o Herr, vor Allen
Der bravſte Mann. Sei tauſendmal bedankt
Für ſolch' uneigennützigen Gefallen!

Ja, wüßteſt vollends du, wie ſchöne Habe
Ich in dem Wagen führe wohlverwahret,
Du freuteſt wahrlich noch dich einſt im Grabe.

Es iſt ein Schmuck von weißen Perlenſchnüren,
Und Diamanten, Sapphir'n, und Smaragd,
Wie ſich ein Königskind nur mag erküren.

Wer ſolch ein Kleinod um den Nacken leget,
Dem wird gar wohl und aller Kummer weicht,
Wie groß und vielfach er ihn immer heget.

Der größte Hort iſt's ganz gewiß hienieden,
Den es nur geben kann; ich ſage dir,
Er giebt dem König, wie dem Bettler, Frieden.

Und wär' ein Bräutlein noch ſo treu gemeinet,
Legt ſie den Schmuck an, plötzlich reißt die Luſt
Sie fort vom Bräut'gam, wie er immer weinet.

Und ſäß' ein armes Kind in finſt'rer Kammer,
Und wüßte keinen Troſt ſich in der Welt,
Leih' ihm den Schmuck, gleich weicht ihm aller Jammer.

Das iſt ein Taliſman, bewährt und prächtig!
Ihm beugt in Demuth ſich der Erdenkreis;
Denn ſeine Tugend iſt vor allem mächtig.

Willſt du den Schmuck ein wenig dir beſehen,
So darfſt du nur ein wenig näher noch
Heran zu meinem Wagen einmal gehen."

Der Ritter ſprach: „Ich darf das Roß nicht laſſen;
Denn, bräch' ich frevelnd meines Herrn Gebot,
So müßt' ich gleich darauf im Tod erblaſſen."

Spricht nun das Männlein: „Nur herüberſehen
Sollſt du; halt' nur des Roſſes Zügel feſt,
So brauchſt du deine Pflicht nicht zu verletzen."

„Solch' Wunderkleinod möcht ich freilich ſchauen,
Denkt Wahn; hinüber ſoll ich ja doch nur.
Ei, dürft' ich doch des Mannes Wort vertrauen!"

Der Alte ſpricht: „Armſel'ger Knecht vor allen!
Biſt auch ein Feigling! Komm', und faſſe Muth!
Das lichte Kleinod wird dir wohlgefallen.

Du ſäumſt noch immer? Giebt's da zu bedenken?
Du ſcheinſt zu träumen. — Sieh', das iſt der Baum,
Der daran aufgeht, dich heran zu lenken!" —

„Du kannſt's ja leicht auch aus dem Wagen nehmen,
Wenn dir's beliebet!" ſpricht der Ritter Wahn;
Doch dazu will der Mann ſich nicht bequemen,

Und ſpricht nur: „Ei, wie hell das Kleinod funkelt!
Dein Augenlicht vergehet vor dem Glanz
Der Strahlen, daß ſich Alles um dich dunkelt.

Berühren willſt du nicht der Erde Boden?
Da thuſt du wohl; denn in der Erde Schooß
Schläft unerwecklich ſtill das Heer der Todten. —"

„Der alte Fuhrmann ſcheint mir Recht zu haben,
Denkt Ritter Wahn, und gerne möcht' ich doch
Auch an des Kleinods Lichte mich erlaben."

Das hag're Männlein ſagt: „Ich ſeh', du hegſt
Viel Leides in der Bruſt; geholfen iſt,
Wenn auf das Herz den ſchönen Schmuck du legſt.

Gern möcht' ich dir den Gegendienst erweisen;
D'rum eile, so du willst! Die Zeit verrinnt
Und allzuspäte wird's zum Weiterreisen."

Der Ritter sprach: „Ich darf herab nicht steigen,
Hinüber nicht, noch irgendwie vom Roß,
Sonst müßt' ich gleich darauf im Tod erbleichen."

War dieser Angst die Wache nun auch entgangen,
So blieb doch härt're Probe zu besteh'n;
Denn mächtig aufgeregt ist sein Verlangen.

Doch wie der Alte weiter sich gebahret,
Wie dem Versucher Wache doch unterlag,
Sei für des Liedes Ausgang aufgeſparet!

Vierundzwanzigſtes Abenteuer.

Helene und die Todtenfahrt.

„Auch eine Jungfrau, ſpricht der Mann, ſitzt d'rinnen,
Holdſelig, traun! vor Allen anzuſchauen,
Daß man begehret, ſie allein zu minnen.

Sähſt du den Glanz mit ihrer dunklen Augen,
Die ſehnſuchtsfeucht beſtricken jeden Sinn,
In ſüßer Gier im Herzen feſt ſich ſaugen.

Und ihre Stirn! Ach, holder Wahnſinn gaukelt
Dort auf und ab, wie ſich ein Schmetterling
Im Blüthenkelch der Lilie wogend ſchaukelt.

Ja, haſt du noch ein Röslein nicht geſehen
In hellen Purpurs üppig voller Pracht
Zum erſtenmal halb aufgeblühet ſtehen?

Der erſte Thau fällt in des Purpurs Dunkel;
Da bebt die Roſe wie durchzücket auf,
Und aus dem Roth glüht perlengleich' Gefunkel.

So ihrer Lippen Paar, halb mild, halb ſpröde,
Zur Seligkeit geöffnet halb und halb,
Läßt ſeh'n der Zähne Glänzen gern, doch blöde.

Und wie der Lilie weicher, weißer Sammet
Erglüht im Abendroth, ſo zeigt ſich auch
Der Glieder Schnee, vom Blute leicht durchflammet,

Nie haſt ein hold'res Weib du noch erſchauet,
Nie ward noch eine ſolche Huldgeſtalt
Von der Natur dem Leben anvertrauet.

D'rin ſitzt ſie träumend, wie auf gold'nem Throne;
Denn eine hohe Königin iſt ſie
Und trägt auf ihrem Haupt die gold'ne Krone.

Ich fahre ſie dem Bräutigam entgegen,
Gar viele, ja zwölfhundert Jahre ſchon,
Dem Heißgeliebten an die Bruſt zu legen.

Sie trägt die Zaubermiſtel in den Händen,
Die wahrt ſie ewig jung und ewig ſchön,
Bis ſich der Bräut'gam nahet, um zu enden."

Und Ritter Wahn, von dieſem Wort gefangen,
Hält ſinnend auf das ungeduld'ge Roß,
Durchbebt von Ahnung, wunderſüßem Bangen.

Urplötzlich hebt der Mann das Tuch vom Wagen.
O Wunderſchau! wie kann von ſolchem Bild
Ein Sänger noch, von ſolcher Schönheit ſagen?

Und hätt' ich auch aus heil'gem Gral getrunken,
Ich könnte ſingen nicht ſo hohes Lied,
Mir ſänk' das Antlitz in die Harfe trunken.

Wohl war die allerherrlichſte der Frauen,
Weit über Blüthenſchmelz und Lenzespracht,
Gleich einem lichten Götterbild, zu ſchauen.

Wie ſaß ſie traumvoll in ſo holdem Leide!
Die hochgewölbte, ſchöne Stirn geneigt,
Geſenkt der dunkelbraunen Wimpern Seide.

Ihr Mund ſanft lächelnd — ach, ſo ſchmerzlich ſüße,
Kämpft mit dem Purpurteppich noch an Roth,
Worauf, wie Lilien ſteh'n zwei lichte Füße.

In edle Falten bricht ſich um die Lenden
Ein Feſtgewand ihr, auf dem runden Knie
Geſchürzt nachläſſig von den zarten Händen.

„Helene!“ ruft, von Erdenwonne trunken,
Der Ritter, fiebriſch pocht dabei die Bruſt,
So daß er faſt vom Roſſe wär' geſunken.

Sie ſchaut den Ritter an mit Zauberblicken,
Wehmüth'gen und doch frohen auch zugleich,
Gemacht, all' ſeine Sinne zu beſtricken.

Gleichwie der tiefſte Grund in ſtillem Seee,
So tief geheimnißvoll und ſinnig war
Der Blick, gewebet wie aus Luſt und Wehe.

Sie ſtreckt dem Ritter hold die Hand entgegen,
Blickt zärtlichſtumm und ſehnſuchtsweich ihn an;
Wie könnt' er hier noch ſinnen, überlegen?

Er iſt entzückt, all' ſeine Pulſe jagen,
Sein ganzes Weſen ſchmilzt in Einen Blick, —
Mit einem Schwunge ſteht er auf dem Wagen.

„Holdſel'ge Jungfrau, hab' ich dich gefunden?“
Ruft Ritter Wahn, an ihre zarte Bruſt
Mit zauberhaften Banden feſtgebunden.

Dem Aug' entrollen ſüße Wolluſtthränen;
Er faßt in ſeinem Wonnerauſch ſich kaum,
Muß ſich im Glücke nach noch höh'rem ſehnen.

So jauchzt ein Kind bei giftbeſtreutem Mahle,
Und ſchlürfet gierig ein das ſüße Naß,
Indeß der Tod kredenzt ihm die Schale.

O Küſſeglüthen von ſo ſüßen Lippen!
O Feuerflammen! O! wer wollte nicht
Auch ſelbſt den Tod von ſolchem Munde nippen?!

O, ſel'ge Pein hochſel'gen Luſtumſchlingens!
Wo Aug' an Auge, Lipp' an Lippe ſaugt
In wilder Macht des gluthenvollen Ringens!

„Helene! Mein?" — Er kann nicht weiter ſprechen,
Indeß im Herzen ihm das Blut gerinnt,
Die Lippen ſtammeln und die Augen brechen.

Und als er hinſchmilzt an den Flammenküſſen,
War ihm das Roß, dies Himmelspfand, ſchon längſt,
Und mit ihm er ſich ſelber auch entriſſen.

Helenens dunkle Lockenwogen fluthen
Um ſein Geſicht; mit weichen Händen kühlt
Sie drückend ihm der Stirne Fiebergluthen.

Und leiſe flüſternd ſprach ſie: „Sei willkommen!
Wie hab' ich dieſe Stunde mir erſehnt!
Und biſt du endlich doch zu mir gekommen?

Nun ſoll mein Arm dich tauſend Jahre wiegen;
Dann mit einander ſterben wir, du wirſt
An meiner Bruſt die lange Nacht durch liegen.

Der Ritter war bei den betrübten Worten
Im ganzen Angeſichte weiß wie Schnee,
Vor großem Schreck und wilder Angſt geworden.

Nun ließ der Fuhrmann ſein Gewand auch fallen,
Der hag're Schnitter ſtreckt ſich lang empor
Und ſpricht: „Jetzt endlich biſt du mir verfallen.

Vergeblich diesmal würdeſt du nun ringen,
Jetzt iſt die Reih' zu ſiegen nur an mir;
Denn deine Sünde hilft mir dich bezwingen.

Zwölfhundert Jahr' bin ich dir nachgelaufen,
Und konnte niemals doch ergreifen dich!
Nun iſt's gelungen und ich kann verſchnaufen.

Nun werden deine Lippen zu Sapphiren,
Die Augen zu dem härtſten Diamant;
Und ſo wird dich das ſchönſte Kleinod zieren."

Als er ſo ſprach, erhob ſich Sturmesſauſen,
Der Himmel hüllte ſich in dunkle Nacht,
Und Donner fingen toſend an zu brauſen.

Entfliehen wollte Wahn, doch dräuend hoben
Sich drei Geſtalten neben ihm empor,
Die ſprachen: „Wahn, ſei uns gegrüßt hier oben!“

Er ſtarrt ſie an. Es waren die drei Greiſe
Von eh'mals: Ird, der Raum, zuſammt der Zeit;
Die ſagten: „Kommſt noch eben recht zur Reiſe.“

Tod aber ſprach: „Wie weiland gottvergeſſen,
Adam und Eva von der böſen Frucht
In ſünd'gem Vorwitz haben frech gegeſſen,

So haſt auch du geſündigt und gebrochen,
Was du dem allerhöchſten Herrn und Gott
Aus ganzer Seele haſt gelobt, verſprochen.

Und wie vom Paradies ward ausgetrieben
Das erſte Menſchenpaar, daß Allen nur
Der Sünde Frucht, der Tod, iſt übrigblieben,

So hat auch dich der Herr nunmehr verlaſſen,
Du kenneſt ja den Schmuck, der dir gebührt;
Denn alſobald mußt ſterbend du erblaſſen.“

Und ſieh'! die Erde rings beginnt zu zittern,
Der Himmel beugt ſich tief und ſchwarz herab,
Und brauſet dumpf in rollenden Gewittern.

„O daß ich wich vom rechten Gottespfade!
Ruft Wahn verzweifelnd aus; ich habe ſchwer
Geſündigt, bin unwerth des Himmels Gnade."

Und eine Stimme dröhnt zu ſeinen Ohren,
Gleichwie Poſaunenton, vom Himmel her:
„Weh', Wehe, Wehe dir! du biſt verloren."

Ihn faßt ein ungeheu'rer Schmerz und drücket
Zuſammen ihm das widerſpännſt'ge Herz,
Daß er tief keuchend ſchon beinah' erſticket.

„Ach! bebe nicht, es ſind nur kurze Wehen;
Sprach nun Helene, glaub', zu frohem Traum,
Zur ſtillen Ruh', verſöhnet, ſollſt du gehen.

Auch uns wird einſt der Herr vom Tod erwecken.
Vor ſeiner Stimme werden über uns
Aufberſten auch der Erde ſtarre Decken;

Dann wird verzeihen er reuvollen Sündern,
Die vor ihm knieen in dem Erdenthal,
Erbarmen ſchenken den verirrten Kindern.“

Noch einmal hing ſein Blick an ihren Augen,
Als wollten brechend ſie noch Liebe dort,
Noch Troſt und Heil aus ſolchem Borne ſaugen.

Nun flog ein Zucken ihm durch alle Glieder,
Er ſchlug die Hände vor ſein Angeſicht,
Und ſtürzte ſterbend ihr zu Füßen nieder.

Sie aber hatt' an ihre Bruſt gezogen
Sein Haupt, in weite Schleier es gehüllt,
Und ganz geborgen in der Locken Wogen.

Die Erde gähnet auf mit weitem Munde
Und ſchlingt hinab ihn in die düſt're Nacht,
Die brütend waltet tief in ihrem Schlunde.

Der düſt're Tod trieb an das Roß und unter
Gewitterrollen, brauſendem Geheul
Der Stürme ging die Todtenfahrt hinunter.

So ward dem Ritter Wahn der Tod geſendet,
Den ihm der Herr des Himmels angedroht.
Und ſomit iſt das Lied von ihm geendet.

Ahasver.

Der Bannſpruch.

Erſter Geſang.

Soll ich denn ewig meine Zunge hüten,
Und auf dem Abgrund meiner Seele ſtill
Ein dunkler, ſcheuer Leichenvogel brüten ?

Soll, wenn Ihr in das Herz mir Dolche ſtürzet,
Die Seufzer drängen in ein Honigwort,
Daß Ihr damit die träge Zeit verkürzet ?

Und chriſtlich mild die Frevel Euch vergeben,
All' Eure Tücke, Euern Uebermuth ?
Zum Dank ſei Euch die Hölle d'reingegeben!

Hinweg! Hinweg! an Euch will ich nicht denken,
Die Ihr im Prachtglanz der Verweſung prangt!
In meine Seele will ich mich verſenken,

Starr in die Tiefe meiner Seele ſchauen,
Bis ich aus düſt'rer Nacht das dunkle Bild,
Sich ernſt geſtaltend, ſeh' zum Tage grauen.

Da tritt's hervor; die Sonne muß erſchrecken,
Und über'n Himmel rollt ein Leichentuch
So lang, um noch die Erde zu bedecken.

Entſetzlich Antlitz, tödtlich, ſtarr und beinern!
O der gewalt'ge Sohn der Ewigkeit!
In Trotz und Haß, ich lieb' ihn, da er ſteinern.

Und Ahasver ſeh' ich da vor mir ſchreiten;
Und durch Jeruſalem und durch die Welt
Den einſam Düſteren will ich begleiten.

Den Zorn der Menſchheit auf dem Angeſichte,
Das Herz trägt er gerüttelt voll von Haß,
Trotz gegen Gott bis hin zum Weltgerichte.

Zur Zeit nur eines Volkes Todesſchmerzen,
Zur Zeit die Noth nur einer einz'gen Stadt,
Trägt er den Weltſchmerz bald in ſeinem Herzen.

Zur Zeit iſt eine Hoffnung ihm geblieben,
Ein holdes Kinderpaar im engen Haus,
Genug zum Glücke und genug zum Lieben.

Er hat nur ſich, ſonſt aber nichts verloren
Seit ſeiner jungen Gattin frühem Tod,
Die ihm ein holdes Zwillingspaar geboren.

Ein junger Palmbaum, ſchlank und frei zur Sonne,
So wächſt ſein Knabe Ruben ihm heran
Zu ſeinem Stolz und aller Nachbarn Wonne.

So wie die Blume von dem Aaronsſtabe
Iſt Lea, und ſein Auge hängt an ihr,
Daß ſich ſein Herz an ihrem Anblick labe.

Der Sonne ähnlich, die wie eine glühe,
Hellrothe Roſe bricht am Morgen vor,
So Ruben auch in ſeines Lebens Frühe.

Doch wie der Mond durch Frühlingsnächte träumend
Mit mildem Lächeln durch den Himmel ſchwebt,
Mit Zauberglanz die Silberwölkchen ſäumend,

So klar und freundlich ſah man Lea ſchweben,
Mit ſeid'nen Wimpern ihres Blickes Strahl
Das helle Licht geheimnißvoll verweben.

So wurden ſie und waren Doppelſterne,
Ein Jüngling er und eine Jungfrau ſie,
Mit ihrer Schöne leuchtend in die Ferne;

Und ſelbſt bis zu Pilatus reichem Saale,
Wo dort ein junger Fürſt des großen Roms
Mit ihm zuſammen war bei reichem Mahle

Und alſo ſprach: „Viel großer Schätze mächtig
Biſt du, Pilatus!“ Der entgegnet ihm:
„Dein iſt, was dir gefällt als werth und prächtig!“

Darauf der And're: „Von den Schätzen allen
Ein Jüngling und ein Mädchen haben mir
In dieſer Stadt zu allermeiſt gefallen.“

Pilatus ihm entgegnet ohn' Bedenken:
„Wie biſt du gnädig, o Cäſarenſproß!
Könnt' ich an dich ſo ſelber mich verſchenken!“

Und Ahasver ließ er zur Stund' bedeuten,
Zu ſchmücken ſeine Kinder und zugleich
Zur Fahrt nach Rom ſie Beide zu bereiten.

Stoß' einem Wand'rer plötzlich durch den Rücken
Ein Meſſer in das Herz und wage nun
In's aufgeriſſ'ne Auge ihm zu blicken!

Sieh' d'rin den Todesſchreck, die Angſt unſäglich,
Mit der die Seele ihrem Leib entfährt,
Du haſt vor dir ein Bild noch ſchwach und kläglich

Von Ahasver, der das Gebot vernommen,
Das ſchreckliche, das wie ein Wetterſtrahl
Herunter auf ſein armes Haupt gekommen.

Haſt du noch je den Ruf, den allerbängſten
Des Hirſches auf der Jagd vom Fels gehört
In letzter Noth und in des Todes Aengſten?

So kennen einen Nachhall deine Ohren
Von jenem wilden Wehſchrei Ahasver's,
Dem Wehſchrei, um den Himmel zu durchbohren; —

Geſeh'n vom Auge des Erfror'nen ſchmelzen
Das ſtarre Eis und über das Geſicht
Als eine große Leichenzähre wälzen:

So weißt du, wie geweint und wie gerungen
Hat Ahasver, als er zu ſolcher Zeit
In ſolchem Schmerz die Kinder hielt umſchlungen.

Zweiter Geſang.

Zur Nacht hat Ahaſver den wunderbaren,
Gewalt'gen Jüngling heimlich aufgeſucht,
Der einen wahren Gott will offenbaren, —

Der alles Volk mit Wundern und mit Lehren
Zu einem neuen, unerhörten Heil,
Zum Vater in dem Himmel will bekehren, —

Der alles Volk von Elend und von Sünden
Und von des Todes grimmiger Gewalt
Mit ſeines Wortes Schwerte will entbinden.

Kann ich den Himmel und die Hölle tragen,
Da ich ein Kind von Menſcheneltern bin?
Wie könnt' ich doch das Ungeheure ſagen?

Das ſagen, was Maria's Sohn geſprochen
In jener Nacht zu ihm, der dort in Qual
Der wilden Angſt in ſeine Knie gebrochen?

Wo Ahasver gefleht: „Ich will dir glauben,
Daß du Meſſias biſt, o! laß' mir nicht
Den letzten Troſt, nicht meine Kinder rauben!“

Wo ihm die Füße Ahasver umklammert,
Geſchrieen hat: „Judäa rette du!“
Verzweifelnd hat, vergeblich dort gejammert.

O dieſe Stunde, wo der Herr geweinet
Die Gottesthräne auf des Armen Haupt,
Die dennoch ſtets auf ſeiner Stirne ſcheinet!

Und wo zu ihm geredet hat der Heiland:
„Gott lenkt die Völker und die Könige,
Gedenkt des Wurmes auf dem fernſten Eiland.

So weit geſpannt der blaue Himmelsbogen,
So weit klingt auch die Wage des Gerichts,
Auf der ein jeder Odem wird gewogen.

Jeruſalem, die Zeit iſt angebrochen,
Wo du gerichtet und verworfen wirſt,
Und deine Herrlichkeit wird ganz zerbrochen!

Dem ſchnöden Mammon haſt du dich verhandelt,
Verkauft das Herz, die Seele ganz und gar; —
In Elend wird das Alles umgewandelt.

Es werden um dich deine Feinde ſchlagen
Ein Lager, unabſehbar wie ein Meer,
Und eine Burg mit ihren Kriegeswagen.

O über dich der Rächer in der Rüſtung!
O über dich der Richter mit dem Schwert!
O über dich mit Feuer und Verwüſtung!

Es ſoll kein Stein auf einem Steine bleiben,
Wie eine Heerde Lämmer wird dein Volk
Der Engel Gottes in die Knechtſchaft treiben.

Zerſtreut in alle Welt, an alle Enden
Sollt Ihr austrinken, ach, ein Meer voll Noth!
Zu enden, aber dennoch nicht vollenden.

Wohl Allen, die zu jener Zeit die Zinnen
Jeruſalems nicht vor ſich ſtürzen ſeh'n,
Geſchützt von Gottes Vaterhand von hinnen!“

So ſprach der Herr, doch Ahasver zerſchlitzte
In jähem Zorn ſein härenes Gewand,
Indeß ſein Auge Wetterſtrahlen blitzte.

Er rief ihm zu: „Ja, du haſt auch gelogen!
Du unſer Gott? und retten kannſt du nicht?
Ob Menſch, ob Gott, das Volk haſt du betrogen!“

O Ahasver! mein Auge wird mir trüber,
Mein menſchlich Herz erträgt nicht deine Pein;
Mit eh'rnen Schritten ſchreite jetzt vorüber!

Dritter Geſang.

Lang war die Nacht und öde, grabesſchaurig,
So lag ſie über'm Dache Ahasver's,
Herunter hing der Himmel tief und traurig.

Still war die Nacht, wie ein Bandit verhüllet,
Ein Grauſen ging vor ihren Füßen her,
Mit Mordgedanken ſchien ihr Herz erfüllet.

Kaum mochte ſich der Morgen vorgetrauen
Mit ahnungstrübem, bleichen Angeſicht
Die Thaten einer böſen Nacht zu ſchauen.

Der junge Tag wagt kaum die Augenlider
Hell zu erheben über Ahasver,
Mit ſcheuem Auge forſcht er auf und nieder;

Denn wie das Chaos, aber faſt noch wüſter,
Sitzt Ahasver verſunken in ſich ſelbſt,
Wie ſteingeword'ner Mord und mehr noch düſter.

Hell, aber tödtlich ſtarr und grauſig funkeln
Die Augen ihm, als könnten grell und hart
Sie noch das Licht des Diamants verdunkeln.

Es kommt zuweilen Einem vor im Traume,
Als wäre man aus Zeit und Welt entrückt,
Entrafft zu einem weſenloſen Raume,

Wo in den Nebeln, die zuſammenrinnen,
Die Schrecken einer unbekannten Welt
Geheimnißvoll ſich auseinander ſpinnen;

Da ſchaut ein Blick uns an, — wir müſſen ſchreien; —
Es iſt ein weher Angſtruf der Natur,
Um uns von dem Geſpenſte zu befreien.

Und ſolchen Blick ſah dort der Morgen brechen
Wohl aus dem ſtarren Auge Ahasver's,
Aus dunklen Höhlen wie mit Dolchen ſtechen.

Doch auf den Straßen wachte auf das Leben,
Allüberall des Tages Drang und Lärm;
Nur ſah man nicht zwei Kinder ſich erheben.

Bald kam heraufgeſprengt zum ſtillen Hauſe
Mit heller Schaar der junge Römerfürſt,
Und trat hochherrlich in die düſt're Clauſe.

Er ſprach zu Ahasver: „Viel' Huld und Wonne
Vergönnt die Römergottheit deinem Haus
Und deinem Kinderpaar die röm'ſche Sonne!

Wo birgſt du meinen Ganymed, den Knaben?
Dient er nicht Jupiter, ſo dien' er mir,
Und dieſen gold'nen Becher ſoll er haben;

Zu jeder Zeit mein freundlichſter Genoſſe,
Mit mir durch Roma's Straßen flieg' er hin
An meiner Seite auf geflecktem Roſſe!

Nicht Sclave, meiner Pflege nur befohlen,
Soll er, wenn einſt er Mann geworden iſt,
Das Bürgerrecht ſich in der Feldſchlacht holen!"

Doch Ahasver ſpricht ihm kein Wort entgegen,
Gleich wie aus Erz gegoſſen, ſitzt er da,
Nicht mag der Stern des Auges ſich bewegen.

Da ruft der ſtolze Römer ungeduldig:
„Du ſtarrer Mann, was zweifelſt du an mir?
Der Römerfrage biſt du Antwort ſchuldig!

Wo iſt dein Mädchen, o die Holde, Süße!
Daß ihre ſchlanke, göttliche Geſtalt
Der meeresblaue Purpur hier umfließe;

Daß mit Rubinen, mit der güld'nen Spange
Ich zart ihr Handgelenk und ſanft den Arm,
Den weißen Schnee mit rothem Gold umfange;

Daß ſie, in aller Herrlichkeit zu ſtrahlen,
Die feinen Füßlein, die kryſtallenen
Umſchling' mit dieſen leuchtenden Sandalen!

Ich führ' ſie nicht als Magd in meine Hallen,
Sie ſoll gebieten, wie das Göttinnen,
Wie das der Venus ſelber möcht' gefallen!"

Langſam erhebt ſich Ahasver und Alle
Zieh'n ſich erſchrocken einen Schritt zurück; —
Titaniſch, ſchrecklich ſtand er in der Halle.

Anſah er All' halb trotzig, halb argwöhniſch,
Dann glomm ein Lächeln ihm um ſeinen Mund,
Wahnſinnig faſt, doch mehr noch ſtolz und höhniſch;

Nun aber ſchien er mit ſich ſelbſt zu ſprechen:
„Und wo kein Menſch, kein Gott mehr helfen will,
Da kann doch Einer noch das Unrecht brechen.

Gott oder Götz, was wollen die hienieden?
Um ihre Gunſt hab' ich mich ſatt gebuhlt;
Doch Einer hilft, doch Einer bringt den Frieden.

Umſonſt läßt ſich vom Himmel Nichts erwerben, —
Du treuer Tod, dich ruft man, und du hilfſt; —
O, glücklich iſt der Menſch, er kann noch ſterben!

All' Glück kann uns der alte Gott zerſchlagen,
Nur deinen Troſt, du freundlicher Geſell!
Kann er mit aller Macht uns nicht verſagen.

Von allen Qualen, allen Tyranneien
Kannſt du den Menſchen, ſollſt auch mich, o Tod,
Von Gott und Welt, ſo hoff' ich, bald befreien!“

Nun einen Vorhang zog er von einander;
Auf einem Lager bleich und ausgeſtreckt
Die beiden Kinder lagen beieinander.

Es bebt der Römerfürſt zurück erſchrocken,
Als ſpräng' ein Tigerthier auf ſeine Bruſt;
Es will das Blut in ſeinem Herzen ſtocken.

Die Hand am Schwert, — er kann es doch nicht zücken —;
Sieht er den Vater, bald die Kinder an
Mit wechſelnden, mit wehen Schmerzensblicken;

Dann aber zu dem Lager hingeriſſen
Muß er das ſchöne, todte Kinderpaar,
Ach, Lea's Stirn, die kalten Lippen küſſen.

Lang' ſtand er nun, das Angeſicht verhüllet,
Bis er gewann ein feſtes Römerherz,
Wenn auch vom Leide ganz und gar erfüllet.

Dann rief er: „Was geſcheh'n, will ich vergeſſen!
Ob eine Miſſethat, ob nicht, vollbracht,
Die ſtrengen Götter werden dies ermeſſen.“

Aus ſeinen Augen wollten Thränen rinnen,
Da wandt' er, ſie verbergend, ſich hinweg,
Da wandt' er mit den Seinen ſich von hinnen.

Doch wie das Chaos friedlos, faſt noch wüſter,
Stand Ahasver, verwühlet in ſich ſelbſt,
Wie ſteingeword'ner Mord und mehr noch düſter.

Vierter Geſang.

Zum grünen Oſterfeſt mit jungen Palmen
War ſchon gerüſtet ganz Jeruſalem
Und ſchlug die Harfe an zu Jubelpſalmen.

Ein einzig' Haus, das letzte von der Reihe,
Die Thüre Ahasver's, des grollenden,
Blieb ohne Feſteszier und ohne Weihe.

Und fremder Menſchen Tauſende an Tauſend
Aus Näh' und Ferne walleten einher
Gleich Meereswogen unter'm Winde brauſend.

Da kam herab, das Letzte zu erfüllen,
Zu ſeiner Opferung der Gottesſohn
In ſeiner Demuth auf geringem Füllen;

Und alles Volk ſtürzt jauchzend ihm entgegen
Und breitet die Gewänder vor ihm hin
Und ſtreut ihm grüne Reiſer auf den Wegen.

Nur Einer gegen ſich empört und wüthend,
Nur Ahasver ſaß ſtill in ſich gekehrt,
Ein ſchwüler Tag, Gewitter heimlich brütend.

Und: „Hoſianna!“ hört er tauſendſtimmig,
Er aber fluchte heimlich in ſich ſelbſt,
Doch ſprach er nicht, das Herz war ihm zu grimmig.

Still waren nun des Judenvolkes Horden,
Und überall war's Nacht, o! eine Nacht
Voll bitt'rer Leiden, herber Qual geworden!

Es giebt wohl Nächte, ſo geheimnißvolle,
Wo Einem iſt, als ob ſie die Natur
In ſchmerzlichem Gebet verwachen wolle.

Da kann ſich keines Weſens Auge ſchließen;
Ob fromm, ob gottlos, keine Seele kann
Des Schlafes, des erquickenden, genießen.

In ſolcher Nacht ward Gottes Sohn verrathen
Der Bosheit und der Schlechtigkeit der Welt
Und preisgegeben ihren Miſſethaten.

In ſolcher Nacht fühlt' Ahasver ein Schauern,
Ein Fieberfröſteln ging ihm durch's Gebein,
Und er begann zu ſprechen und zu trauern:

„Wo hat ein Volk ſo Gräßliches erduldet
Als du, o Iſrael! von Anbeginn?
Mit Gottesfurcht haſt Alles du verſchuldet.

Deshalb ſo machtlos, kraftlos, feig und nichtig;
Denn Jedem dient ſtumpfſinnig, wie das Thier,
Der Einem erſt zum Sclavendienſte pflichtig.

So haben wir gefröhnt auf allen Straßen,
So in Aegypten und in Babylon,
So einem Gott gedienet übermaßen!"

Und wie die Sonne tief zu Nebelſee'n,
Verſank in ſich jetzt wieder Ahasver
In endlos, unermeßlich tiefe Wehen;

Doch wie von unterirdiſchen Gewalten
Zuweilen wird die Erde bis zum Kern,
Ihr zuckend' rothes Herz entzweigeſpalten,

So plötzlich ſah er in ſich ſelber drinnen
Des Uebels Urſach', o! ein ewig Leid!
Und weiter ſprach er nun in tiefem Sinnen:

„Die arme Erde! Kurze, ſel'ge Stunden
Hielt ſie in ihrem Arme einen Gott,
Verſtoßen iſt ſie nun und Gott verſchwunden.

Die Erde, vom treuloſen Gott betrogen,
Mit Liebe und mit Thränen hat ſie treu
Ihr armes Kindlein redlich groß gezogen; —

Ihr Kind, der Menſch, den freundlich ſie ernähret,
Was drängt er ſich dem ſtolzen Gotte nach?
Dem Baſtard iſt der Weg zu ihm verwehret.

So von mir werfen will ich ſein Gedächtniß,
Ausreißen aus der Bruſt den Drang zu ihm,
Das väterliche, ärmliche Vermächtniß!

Aus Erde iſt der Menſch und auf der Erde
Und von der Erde lebt er, daß er einſt
Wie ſeine Mutter wieder Erde werde.“

Jetzt ſchwieg er. Bleich und trauernd, wie die Blume,
Die in ſich trägt die heil'ge Paſſion,
Blüht auf der Tag zum großen Martyrthume;

Und alles Volk, gewickelt wie zum Knäule,
Hat ſich zum Richthaus lärmend hingedrängt,
Wo oben ſtand der Heiland an der Säule.

Auf ſeinem Haupt die blut'ge Dornenkrone,
Im Purpurmantel, in der Hand ein Rohr,
So königlich geſchmückt zum Spott und Hohne.

Und Ahasver hört ein unendlich' Schreien:
„An's Kreuz mit ihm! Den König an das Kreuz!“
Und immer mehr den Mordruf ſich erneuen.

Und immer wüthiger hört er es rufen:
„Er hat das Volk verführt! Hinweg mit ihm!“
Da tritt er vor zu ſeines Hauſes Stufen.

Es zog herauf das Volk; es ſchien, als quölle
Mit Hohngelächter an die Oberwelt
Der Teufel Pöbel aus der letzten Hölle,

Um tödtlich den verrath'nen Gott zu ſchlagen,
Der mitten unter ihnen wankt einher,
Der ſich zur Qual das eig'ne Kreuz muß tragen.

Ein Jubelruf ſchallt gräßlich, tauſendtönig:
„Er hat das Volk verführt! Hinweg mit ihm!
An's Kreuz, an's Kreuz von Iſrael den König!“

„Tod dieſem Nazarener, Gott und Allen!“
Schrie Ahasver; da war es todtenſtill
Und vor ihm Chriſtus unter'm Kreuz gefallen.

Und wie die Knechte ihn vom Kreuz entlaſten,
Da flehet Chriſtus auf zu Ahasver:
„Laß' mich an deiner Schwelle wenig raſten!“

Doch dieſer warf ihm zu dies Wort des Spottes:
„Hilft dir dein Vater in dem Himmel nicht
Und nennſt dich doch den Eingebornen Gottes?

Ich ſtoße dich hinweg von meiner Schwelle,
Ob wahr dein Wort, ob du gelogen haſt;
Dir keine Ruhe! keine an der Stelle!“

„Dir keine Ruhe, keinen, keinen Frieden!
Entgegnet ihm der Herr, ſo lebe denn
Das ew'ge Leben ruhelos hienieden!“

Kaum hat der Herr dies ſchwere Wort geſprochen,
So fiel im jähen Schrecken Ahasver
Auf ſein Geſicht; es war ſein Geiſt gebrochen.

Geheimnißreiche, ſchreckenvolle Kunde,
An Ahasver, an mir zieh' jetzt vorbei!
Vorbei, vorbei, gewalt'ge Opferſtunde!

Fünfter Geſang.

Durch Erd' und Himmel ging ein bitt'res Weinen;
Als Chriſtus an dem Kreuze ward erhöht,
Zugleich hört auch die Sonne auf zu ſcheinen.

Und als der Mittler nun im Todesleide
Ausrief: „Es iſt vollbracht!“ und ſo verſchied,
Ging durch das Herz der Erde Schwertes Schneide.

Da ſcholl durch die Natur ein Wehſchrei gräßlich,
So mark- und beindurchdringend, unerhört,
So jammervoll, wildfremd und unermeßlich,

Als wär' ihr ſelbſt durch ihre Seel' geſtochen
Der Todesſpeer, ach! jäh und mörderiſch
Durch ihre warme Mutterbruſt gebrochen!

Und eine Furcht, ein Schauern unbezwinglich,
Und eine ſchwere, große Finſterniß
Sank auf die weite Erde undurchdringlich.

Und wie ein Vöglein in des Geiers Krallen,
Begann der Boden jetzt vor inn'rer Angſt
In ſich zu beben und emporzuwallen.

Da ſchienen aufgelöſet alle Banden,
Es wankte innerlich der Erde Grund,
Aufwachten da die Todten und erſtanden.

„So war er dennoch Gott und mußte ſterben?
Sprach leiſe Ahasver, doch aber ich
Soll auf der Erde nicht den Tod erwerben?"

Doch wie auf arg gefährlich ſchwanker Leiter,
Trieb eine räthſelhafte Macht ihn fort
Durch alle Schrecken vorwärts immer weiter,

Bis er, von Mauern eines weiten Raumes
Umfangen, irrt und wankt von Gang zu Gang,
Wie ein Nachtwandler in dem Bann des Traumes.

Nicht einen Ausweg kann er wiederfinden
In dieſem öden, ungeheuren Grab,
Wohin er ſich auch wenden mag und winden.

Enträthſeln kann er nicht, wie er hereinkam,
Und kann ſich nicht beſinnen, wo er iſt
In ſolcher Schreckensſtunde irr und einſam.

Und wie er weiter tappet an den Wänden,
Da ſtößt er endlich jetzt auf einen Tiſch;
Ein Opfermeſſer hält er in den Händen.

Da ruft er aus faſt zaghaft und beklommen:
„Wie bin ich zu Jehova's Hauſe doch,
In Salomonis Tempel hergekommen?

Hat er in Chriſtus doch gelebt hienieden,
Den Tod erwählt in menſchlicher Geſtalt,
So ließ' ich gern den todten Gott in Frieden.

Furchtbar Geheimniß, löſen wer es könnte!
Im Allerheiligſten hat er gethront, —
Wenn ich hinein mir einen Blick vergönnte?"

In ſeines Herzens heftiger Erregung
Fand er die Stufen, die lebendig faſt,
Wie auch der Boden waren in Bewegung.

Doch als er mühſam ſo ſich dort emporrang,
Zerriß von Oben bis nach Unten aus
Mit einem Donnerſchlag des Tempels Vorhang;

Und ſchrecklich in gewalt'ger Blitzeshelle
Der Engel Michael mit Flammenſchwert
Stand hoch und herrlich auf der heil'gen Stelle.

Auf Feuerwolken ſeine Füße ruhten,
In Feuerwolken hob er ſeinen Arm,
Und alſo ſprach er wie mit Wettergluthen:

„Wen ſuchſt du hier? Der Dämon iſt gerichtet,
Der zorngewalt'ge Dämon deines Volks;
Und ſeine Macht hat Gottes Sohn vernichtet!"

„Jehova?“ rief da Ahaſver mit Schrecken.
Der Engel ſprach: „Ein Abgott war auch er!
Der Gott der Wahrheit muß ihn niederſtrecken,

So ihn, wie alle Götzen dieſer Erde,
Damit aus allen Menſchen nur ein Volk
Und Eins in ihm die ganze Schöpfung werde!

An's Erdenleben haſt du dich verwettet,
Es werde dir zu Theil, was du begehrt,
So ſei an dieſes Leben angekettet!

Vorüber ſpurlos ſollen dir die Zeiten
Vorüberſchreiten machtlos an dir hin,
Vorüber, aber lang wie Ewigkeiten!

Verſagt ſei dir des Todes ſüßer Frieden,
Verſagt des Menſchen letzter Troſt, der Schlaf,
Verſagt von nun an alle Ruh' hienieden!

Doch ſtets zur Gnade offen ſind die Arme
Des Gottesſohnes in dem Himmelreich,
Damit er jedes Weſens ſich erbarme.

So will er dir zur Löſung wiedergeben
Das Räthſel deines eigenen Geſchick's,
Dreimal auch deiner Kinder junges Leben,

Bis du zum Heile deinen Weg gefunden
Mit ihnen hin zu Gottes Vaterbruſt
Und ſo vom Erdendienſt dich haſt entbunden!

Zum erſten Male kann es dir gelingen,
Zum and'ren Male fleh' um Gottes Rath,
Zum dritten Male mußt du es vollbringen.

Sonſt wehe dir! Bis zu dem Weltgerichte
Mußt du dann wandern auf dem Erdenrund,
Bis an das Ende aller Weltgeſchichte."

Da plötzlich löſchten aus die Wunderflammen,
Und ſchrecklich, grauſig, düſter quoll die Nacht
Im wüſten Wirbel wiederum zuſammen.

Die erſte Friſt.

Erſter Geſang.

Es rauſcht der Webeſtuhl der Weltgeſchichte,
Die Weberin Natur wirkt ſonder Raſt,
Vor Gott wird immer ihr Geweb' zu nichte.

Als ſie in unermeßlichem Entzücken
Zum erſten Mal erhob das Angeſicht,
Sah ſie auf ſich ein Sonnenauge blicken.

Von Gottes Armen fühlt' ſie ſich umſchlungen
Und ganz durchzückt von heißem Feuerkuß,
Von ſeiner Liebe ganz und gar durchdrungen.

Sprach Gott: „Du ſollſt an meiner Bruſt vergehen!“
Sprach ſeine Braut: „O laß' in deiner Gluth
Mich nicht verhauchen, mich nicht ganz verwehen!“

Da mochte Gott mit ſeinen Feuerarmen
Die Zitternde zerdrücken an der Bruſt;
In ſeinen Augen ſah ſie kein Erbarmen.

Und ſie entfloh, zerfloß in Luft und Waſſer; —
Da droht' ihr Gott, da ſchrie ſie auf vor Schreck, —
Zu Stein erſtarrend vor dem ſtrengen Haſſer.

Gott rührt ſie an, da fängt ſie an zu träumen
In Blumen und Gewächſen aller Art
Und hochaufrauſchend in des Waldes Bäumen.

Gott rührt ſie an, erwacht ſie vielgeſtaltig,
Im Fiſche ſtumm, im Vogel mit Geſang,
In allerlei Geſchöpfen tauſendfaltig.

Wie möcht' er die Geliebte wirklich haſſen?
Er drückt ſie wieder ſchmerzlich an die Bruſt,
Bis zur Vernichtung muß er ſie umfaſſen.

Doch wie er ſie ſo heftig hielt umfangen,
Sind aus ſo ſchrecklichen Umarmungen
Die Geiſter, die Dämonen vorgegangen.

Die Einen ſtürzten ſtammelnd vor Entzücken
Zu ihrem Gott, auf ewig mit ihm Eins,
Die Andern ſtanden, ohne ſich zu bücken;

Die Andern, die in ihres Geiſtes Schachten
Von Freiheit und in ihr von eig'ner Kraft
Die unermeßliche Entdeckung machten.

Und Engel nennt man, die als Strahlen wallen
Um ihre Sonne, den allmächt'gen Gott,
Die Andern aber ſind von Gott gefallen.

Dämonen, Götter nannten ſich die Andern,
Die durch der Weltgeſchichte heißen Kampf
Bald tief in Nacht, bald hell in Flammen wandern.

Vom Urſprung an begannen ſie zu walten
In eig'ner Kraft und Ebenbilder ſich
Auf dieſer Erde Menſchen zu geſtalten.

So formte Brahma aus des Ganges Schlamme
Der Hindu sanftes, träumerisch' Geschlecht;
Jehova doch sein Volk aus Stein und Flamme,

Jehova mit dem Tigerangesichte,
Wie er noch heute durch die Wüste heult,
Den Talmud lehrend in des Wetters Lichte.

Geschaffen aber — o, so edle Blume!
Ward aus des Meeres allerfeinstem Schaum
Das Volk der Griechen zu des Bildners Ruhme;

Doch bei dem Teut aus wundersamer Ehe
Das [illegible], [illegible] Volk —
Aus Hekla's Feuer und aus kaltem Schneee.

Und jeder Dämon wurde angebetet
Von seinem Volke, das er sich gemacht,
Nach seinem Bild geformet und geknetet.

Doch jetzt entweicht des Friedens süßer Schlummer;
Wehmüthig sieht Gott Alles um sich her
Und seine Brust voll Leid und Angst und Kummer.

Und Alle möcht' er plötzlich niederdämpfen;
Doch die Dämonen in gewalt'ger Kraft
Beginnen hart zu ringen und zu kämpfen.

Ach, und die Menſchen, dieſe allerärmſten,
Drückt ſelbſt die ſchöne Mutter an ihr Herz
Und ſchützt ſie dort am treu'ſten und am wärmſten!

Doch ob ſie in Aegypten grabesſchaurig
Manch' tauſend Jahr', mit ihren Kindern träumt,
Ach, übermaßen weinend, endlos traurig,

Gott ſucht ſie auf, er haßt und muß ſie lieben,
Er ſucht ſie auf, und da vergeht ein Volk;
Nur ſtolze Gräber ſind davon geblieben.

Und ob ſie auch mit dem Hellenenvolke
Zu ihm emporgeblüht ſo lieb und ſüß,
Gott brauſt einher mit ſeiner Wetterwolke;

Gott ſucht ſie auf, da will er ſie erreichen,
Und da vernichtet ſie das eig'ne Werk,
Und weinend nimmt ſie Abſchied von den Leichen.

Und ſelber möchte ſie ſich jetzt zerſtören, —
Vergebens! — gegen die Nothwendigkeit
Kann ſich nicht Gott, darf ſie ſich nicht empören.

Und wie die ſchönſten Kinder nun erſchlagen
Im Krieg mit ihm, der glühend ſie verfolgt,
O, da beginnt ſie ein endloſes Klagen!

Und als von ihren Kindern, allen lieben,
Die wenig liebſten dumpf und ſtill vor ihr
Im Götterzwiſte übrig noch geblieben,

Da will ſie alle allzumal vereinen
Im kleinen, thatendurſt'gen Römervolk,
Die Völker alle nur zum einzig Einen.

Um wiederum den ſtolzen Gott zu rühren,
Will ſie auf einmal alle Kinder ihm,
In ihnen ſich zu ſeinem Herzen führen.

Da will zuerſt ſich Gott herunterbeugen,
Mit einer Jungfrau einen Mittler jetzt,
Den einzig vielgeliebten Sohn zu zeugen;

Und Jeſus ward geboren. Alle Sterne
Erſchallten vor Entzückung, doch vor Schreck
Entwichen die Dämonen in die Ferne.

So wandelt nun der Gottesſohn hienieden,
Von ſüßer Ueberredung träuft ſein Mund
Und predigt von dem Schwert und von dem Frieden.

Er ſagt gar viel von rechter Herzensdemuth,
Und daß der Geiſt ertödten ſoll das Fleiſch;
Da lauſcht ihm die Natur in banger Wehmuth.

Und wieder: daß mit Gott ſie Eins nur werde
Und werden müſſe; denn in Feuergluth
Woll' er ſie doch vernichten ſammt der Erde;

Sammt ihren Kindern, die ſie ſo verwöhne
Und jedem ſchenke eigenes Gefühl
Und Freude auch, die ſeinen Vater höhne!

Und wie ſo leicht des Fleiſches Tod zu tragen,
Leicht aufzuopfern jedes eig'ne Selbſt,
Läßt er geduldig an ein Kreuz ſich ſchlagen.

Und ſchluchzend, zweifelnd an ſich ſelbſt, verhüllet
Sie ihr Geſicht, von unermeß'nem Leid
Die ganze, mütterliche Bruſt erfüllet.

Und wie der Kampf vor alter Zeit begonnen,
So doppelt bitter ſteigt er jetzt empor,
So hat er weiter, weiter ſich geſponnen.

Und Ahasver, der gottverfluchte Streiter,
Der ewige kämpft ewig dieſen Kampf
Durch Blut und Elend immer weiter, weiter!

So roll' denn auf, du ſchreckliche Geſchichte
Von dieſem Kampf! Judäa, ſteig' empor
Auf das Gerüſt, ſtolz zu dem Blutgerichte!

Zweiter Geſang.

Zu einer Säule im Aegypterlande
Vorüberziehen die Jahrtauſende
Und ſpielen um ein Nichts im Wüſtenſande:

Vorüber, aber ohne ſie zu ſtreifen,
Mit einem Zeichen iſt der Stein gefeit, —
Vorüber, um in Nichts zurückzuſchweifen; —

So Ahasver in ſeines Herzens Leere,
So öd', unwandelbar ſtand er allein,
Ein ſtarrer Fels in dem bewegten Meere.

So ungebeugt blieb auch ſein ſtarrer Nacken,
Und ſeine Fauſt geſchmiedet wie aus Stahl,
Um ſelbſt den Tod bis auf den Tod zu packen.

Das Dunkel ſeiner Haare wollt' nicht bleichen,
Aus ſeinen ſtarken Gliedern nicht die Kraft,
Die eherne, gewalt'ge nicht entweichen.

Und alle Muskeln fühlt er noch geſchwollen
Von unbezwung'ner, trotziger Gewalt
Das Blut noch heiß durch alle Adern rollen.

Das Glück der Erde ſtrömt ihm zu in Haufen;
Wär' nur mit dieſem Tande von Metall
Die ſüße Ruhe für die Bruſt zu kaufen!

Und ſterben ſah er alle Zeitgenoſſen
Und wieder ihre Kinder todesalt;
Doch war ſein Leib aus Stein, aus Erz gegoſſen.

Des Lebens Wogen kamen und verrannen,
Sie brauſten auf und fielen in ſich ſelbſt,
Die nächſten ſtürmten wieder ſo von dannen; —

Ein ſchrecklich' Einerlei, ſich ſelbſt verſchlingend,
Ein ſchrecklich' Einerlei, in Haſt und Qual
Nach Rettung ſchreiend und Erlöſung ringend.

Und um die ewig lange Zeit zu kürzen,
Die wüſten Tage hatte Ahasver
Beſchloſſen, ſich in ihren Strom zu ſtürzen.

Er hatte wieder ſo ein Weib erkoren,
Geſtorben war ſie wieder, als ſie ihm
Ein liebes, holdes Zwillingspaar geboren.

So ſah er wiederum die Kinder leben,
So ſah er dennoch Gottes Fluch erfüllt,
So war er dem Verhängniß heimgegeben.

„Und da ich, ſprach er, wieder Beide habe,
Zum Trutz' heiß' Lea dies mein Töchterlein,
Zum Trutze Ruben wiederum der Knabe!“

Und wie die Roſenſtaude, die verblühet,
Mit Dornen ſtarrt, nun aber in dem Lenz
Mit allen Purpurblumen wieder glühet,

So daß man träumt, dieſelben ſind gekommen,
Dieſelben Blumen, die uns ſonſt entzückt,
Die einſt im Laub, wie rothe Lippen, glommen,

So beide Kinder wieder ſeltſam glichen
Den beiden, vor'gen Kindern Ahasver's,
Den Kindern, die in ſchlimmer Nacht erblichen.

O, das Gefühl, gemiſcht mit Luſt und Grauen!
Zog Ahasver die Beiden an ſein Herz,
In ihre Augen ſtarr hineinzuſchauen.

So wurden Beide helle Doppelſterne,
Ein Jüngling er und eine Jungfrau ſie,
Mit ihrer Schöne leuchtend in die Ferne.

In jener Nacht, wo hell von Licht umgoſſen
Der Tempel ſtand, und aus dem Heiligſten
Ein Rufen wie ein Strom iſt ausgefloſſen,

Daß heimlich bebten alle Tempelzinnen,
Daß heimlich zitterte die ganze Stadt, —
Ein weher Donnerruf: „Ich zieh' von hinnen!“

In jener Nacht, wo ein Comet erſchrecket
Jeruſalem und aus des Himmels Zelt
Ein glitzerndes, blutrothes Schwert geſtrecket;

In jener Nacht, wo man — unendlich Grauſen! —
Hin durch die Luft geſpenſtig Heer an Heer
Im Schlachtgewühle ſah vorüberbrauſen;

In jener Nacht, wo, Todesſchreck erregend,
Ein Menſch durch alle Straßen jammernd rief:
„Weh' Euch und mir von jeder Himmelsgegend!“

In ſolcher Nacht ſprach Ahasver faſt bange
Zu beiden Kindern, die er an ſich zog:
„Ihr Beide ſeid geweiht dem Untergange!

Ein großer Gott hat uns den Krieg erkläret,
Der Gott der Nazarener, dem wir nicht
Demüthige Verehrungen gewähret.

Es gilt nicht einen Menſchenkampf zu kämpfen,
Nicht nur mit Rom und einer Römerwelt,
Es gilt den neuen, ſtarken Gott zu dämpfen.

Denn dieſe Schmach vermag er nicht zu tragen,
Daß ihn Jeruſalem mit Spott und Hohn
In menſchlicher Geſtalt an's Kreuz geſchlagen.

Hier, Ruben, du biſt ſtark genug geworden,
Nimm dieſes Schwert mit ſeiner Doppelſchneid',
Das ſcharf genug zum Schlagen und zum Morden!

Den ſchweren Helm ſollſt auf das Haupt du preſſen,
Den eh'rnen Panzer feſt an deine Bruſt;
So ſollſt du dich mit ſeinen Henkern meſſen!

So ſtell' ich dich an meines Hauſes Pforte,
Die Waffe gegen jeden Feind gekehrt,
Der Schweſter und dir ſelbſt zum Schutz und Horte.

Ich aber — hört Ihr nicht die Hörner klingen?
Sie ſchmettern zur Empörung gegen Rom!
Mit ihren Legionen muß ich ringen."

Nun lange hielt die Kinder er umſchlungen,
Dann aber ſtürzt' er in die Nacht hinaus,
Vom Schmerz nicht, doch von Schlachtenwuth bezwungen.

Dritter Geſang.

Zum letzten Mal auf ihrem Marmorthrone
Erhob Jeruſalem das freie Haupt
Im Siegesjubel mit der Tempelkrone.

Zum letzten Mal ſprach ſie von alten Tagen,
Als in den Straßen, vor den Thoren auch
Die Römerſchaaren wurden todtgeſchlagen.

Sie regte rüſtig auch die raſchen Hände,
Und von dem Ambos und dem Hammerſchlag
Erklangen alle Straßen, alle Wände.

Ein jedes Eiſen mußte Funken ſprühen,
Ausſtrecken ſich zum Pfeile oder Speer,
Voraus in Feuer und in Mordluſt glühen.

Und Ruben auch mit rüſtig nackten Armen
Führt ſtark den Schmiedehammer vor dem Haus,
Den müden Gliedern gönnt er kein Erbarmen;

Denn konnte an Judäa's Grenze ſtreiten
Sein Vater gegen Rom, ſo galt es ihm
Zum mindeſten die Waffen zu bereiten.

Und hatte Ruben doch zu ſolchen Stunden,
Und hatte Lea doch zu ſolcher Friſt,
Er einen Freund, und ſie noch mehr gefunden.

Wie Ruben, jung und freudig war Matthias,
Nur ſchlanker noch und feiner an Geſtalt;
Er diente heimlich Chriſtus, dem Meſſias.

Und Siegesbotſchaft kam von Neuem wieder
Von Ahasver und ſeiner Rächerſchaar:
„Wir ſchlagen alle Römer vor uns nieder!"

Doch wie noch jene Fluren, wo die Schatten
Von Sodom in den Sand gezeichnet ſind,
Gern ſpielen mit den Farben ſchöner Matten,

Die Bäume noch mit gold'nen Früchten lügen,
Die vor der Hand, die ſie zu pflücken ſtrebt,
Zu Staub und Aſche durch die Luft verfliegen;

Wie eine Lampe hell noch einmal lodert,
Eh' ſie verlöſcht; wie plötzlich Wangenroth
Oft eine Leiche ſchmückt, eh' ſie vermodert;

So auch geſchieht es manchmal einem Volke,
Und ſo geſchah es mit Jeruſalem
Vor der vernichtungsträcht'gen Wetterwolke.

Wie wenn in ihrem Hunger die Hyäne
Nicht auszulaſſen weiß die wüſte Wuth,
In eig'nes Fleiſch einſchlägt die ſcharfen Zähne;

So plötzlich, wie von Wahnſinn überfallen,
Fing an das Volk jetzt in Jeruſalem
In wüthende Parteien zu zerfallen.

Und die Zeloten ſtürzten vor mit Heulen:
„Den Nazarenern, den Verräthern Tod!
Mit Steinen über ſie, mit Mord und Keulen!“

Schon brüllt der Schwarm der Mörder vor dem Hauſe,
Vergeblich ſpähet Lea nach Verſteck,
Doch näher rollt das wüthende Gebrauſe.

Vergeblich ſucht ſie ſchnell in ſeid'ne Decken
Zu bergen den Geliebten mit Gewalt;
Es werden ihn die Mörder doch entdecken.

„Da Schwert und Schild!“ kampffreudig ruft ſo Ruben
Und rüſtet ſelbſt ſich jetzt in Haſt und Drang;
Es brüllt der Pöbel: „Schlagt ſie todt, die Buben!“

Matthias ſprach: „Um mich ſollt Ihr nicht ſterben!
Und Lea nimmermehr!“ Doch Ruben rief:
„Gott ſei mit ihr, er läßt ſie nicht verderben!“

Matthias aber: „Ach, zu deinen Füßen,
O Lea, laß' im Glauben an den Herrn,
Im Tode alle Sünde mich verbüßen!“

Da plötzlich trat heran ein Gottgeſandter,
Er war gleich einem Engel anzuſchau'n,
Der die Geliebten trennte von einander.

Hell ſtand er da in leuchtenden Gewändern,
In ſtrenger Schöne glänzte ſein Geſicht,
Den Blick des Auges ſah man nicht ſich ändern.

Er ſprach: „Zum Schirm bin Lea ich gegeben!
Ihr Jünglinge, hinaus! Gott iſt mit Euch!
Durch Noth und Tod brecht Euch die Bahn zum Leben!“

Jetzt jählings war die Thüre aufgeſprungen,
Und mit dem Schild und mit dem Schwert zugleich
Zwei Löwenjünglinge hinausgedrungen.

Schwertflammend theilten ſie des Volkes Wogen,
Zwei Wetterkeile fuhren ſchmetternd durch,
Daß Blut und Funken durch einander flogen.

Gebt ihnen Raum! Wer will zu ſtehen wagen?
Vor ihnen Mord und hinter ihnen Tod!
Sie haben ſich zur Freiheit durchgeſchlagen.

Vierter Geſang.

Wie oft ein Spieler um das Letzte wettet,
Daß die Verzweiflung ſeine Würfel rollt,
Und ſo das Glück an alle Würfe kettet;

Doch Alles jetzt ſich zur Entſcheidung dränget,
Und alles Glück und Unglück odemlos
In einen Augenblick hinein ſich zwänget;

Alſo verwegen und in Todeskrämpfen
Rang hier Judäa mit den Adlern Roms,
Ingrimmig hingeſtürzt von Kampf zu Kämpfen.

Im Becher brauſt der Reichthum und das Elend, —
Da wirft der Spieler ſeinen letzten Wurf, —
„Verloren!“ ſchallt es höhniſch und entſeelend.

Denn wie dem Schiff, das ſchon von fern ſich letzet
An ſeiner Heimath, die zum Himmel blaut,
Der Fahrwind jetzt zum Sturme um ſich ſetzet,

So brauſte Titus an mit Legionen
Und ſchleuderte Judäa in den Grund
Und taucht' in Blut die jungen Lorbeerkronen.

Vergeblich warf ihm Ahasver entgegen
Die Samariter, die von Ascalon,
Vergeblich nacktes Schwert auf allen Wegen.

Wie wenn die Senſen im Getreide mähen,
So ſtreckte Rom zu Tauſenden ſie hin;
Die Ernte blieb den Geiern und den Krähen.

Ob Ahasver auch Jotopat verſchloſſen
Und Schaar an Schaar der Stürmenden zu todt
Ach, fürchterlich! mit heißem Oel gegoſſen;

Vergeblich iſt es; Nacht und Schlaf ſo bleiern
Fällt auf die Stadt; es bricht der Morgen an,
Um ſich mit ihrer Aſche zu verſchleiern.

„Der Chriſtengott iſt mächtig auf dem Lande!“
Rief Ahasver, und Joppe's Schiffe all'
Entwichen in das Meer von ihrem Strande —

Vergeblich; Gottes Hand iſt ausgeſtrecket,
Die Schiffe dreht im Sturm ein Wirbel um, —
Von Trümmern, Leichen iſt das Meer bedecket.

Ein Einziger iſt nur dem Tod entkommen,
Ihn hebt und trägt das Meer, und Ahasver,
Lebendig iſt er an das Land geſchwommen.

Wie ſchrecklich will der See Geneſar träumen,
Daß er, wie Moſt vor eines Winzers Fuß,
Blutroth und wild beginnt emporzuſchäumen?

Mit voller Hand Blutwaſſer aus dem Seee
Wirft Ahasver lautſchreiend in die Luft:
„Da haſt du Opfertrank mit Fluch und Wehe!

Stürz' mit Hyänen heulend dich auf Leichen,
Mich ſiehſt du wieder in Jeruſalem,
Muß ich vor dir zu Land und Meer entweichen!"

Jeruſalem, um deſſen Haupt geſchlungen
Gleich einem Dornenkranz, die ſchmerzlichſten,
Geheimnißvolleſten Erinnerungen,

Jeruſalem, von trübem Schmerz erfüllet,
Ach, gottverlaſſen! hat das müde Haupt
Mit Wittwenſchleiern ſchluchzend ſich verhüllet.

Es liegen vor ihm Kinder, Frau'n und Greiſe,
Betäubt vor Schreck und Angſt und inn'rer Pein,
Sie weinen endlos, aber ſchmerzlich leiſe;

Und ſelbſt die Steine möchten in den Mauern
Und ſelbſt die Vögel fliehend durch die Luft,
Ach, alle Weſen mit einander trauern!

Die Zeit bricht wohl von ſelbſt in ſchneidend ſcharfe
Wehklage aus, durch jede Menſchenbruſt
Geht eine Saite ihrer Aeolsharfe.

Die zarteſte klang laut in Lea's Herzen,
In ihrer Kammer rang ſie im Gebet,
Verſunken in unnennbar wehe Schmerzen!

Längſt hinter ihr ſtand wildverſchränkten Armes
Ihr Vater Ahasver; ſie ſah ihn nicht
Fortbetend in der Qual und Laſt des Harmes:

„Gott meiner Väter, haſt du uns verlaſſen?
Iſt zu verſöhnen nicht dein ſtarker Zorn?
Willſt du uns ohne Ende alſo haſſen?

Du haſt von mir den Bräutigam genommen,
Und hat er doch an deinen Sohn geglaubt,
Mit ihm floh Ruben, der nicht wiederkommen.“

„Schweig', Unglückſelige! O du Verlor'ne!
Rief Ahasver, ach, du Betrogene!
Du mir zur Schmach, dir ſelbſt zur Qual Gebor'ne!

Nicht ſollſt du Kind zu dieſem Gotte beten,
Der jetzt dein Volk, das herrlichſte der Welt,
Mit ſeinen Füßen will in Staub zertreten!

Zu ihm noch beten, daß er dich verſpotte?
Komm', Lea, ſtreck' empor die reine Hand
Und ſage ab dem Nazarenergotte!"

Und Lea hob die Hand. Wer darf es wagen,
Mit Menſchenohr zu hören, was ſie ſprach?
Mit Menſchenzunge ſolche Schuld zu ſagen?

Fünfter Geſang.

Aufblickt der Löwe, der im Schlaf gelegen,
Es rauſcht am Baum, an ſeinem Stamm hinauf
Sieht er den Schweif der Schlange ſich bewegen;

Ingrimmig zieht er ſeinen Leib zuſammen,
Er biegt das Haupt, es blitzet ſein Gebiß,
Sein Auge rollt in todeswüth'gen Flammen;

Die Schlange pfeift; es ſpielen ihre Zungen,
Ihr Haupt zuckt über ihm, ſie ſtürzt herab,
Und von zwei Knoten iſt er jach umſchlungen;

So von den Bergen gewaltig hergeringelt
Lag auch die alte Rieſenſchlange Rom
Und hielt Jeruſalem zum Tod umzingelt.

O welcher Wutkampf hat ſich da entſponnen!
Aus tauſend Herzen ſprang ſo hoch das Blut,
Als wären unverſiegbar ſolche Bronnen.

Aufgeht die Sonne, unterſinkt ſie wieder,
Sie ſieht nur Kampf und Fall, ſie ſteigt empor;
Im Kampfe ſinken immer neue Glieder.

Doch in die Mauern jetzt zurückgezwängt
Hat auf die Mauern wieder ſich das Volk
Sowie zu einem Feſtſpiel vorgedrängt.

Zurück! zurück von der hebräiſchen Mauer
Der Römer Drang und Sturm, es prallt zurück
So der Geſchoſſe wilder Hagelſchauer.

Sturmböcke vor! Gewaltig iſt ihr Toben!
Sie wuchten ſchwer, da pochen ſie hinan,
Ein Jubelruf, — und Breſche iſt geſchoben.

Wagt man an einen Bienenkorb zu pochen,
Was Wunder, daß ein Rächerſchwarm ſogleich
Geſchaaret iſt im Hui hervorgebrochen?

Aufgeht die Sonne, untergeht ſie wieder,
Sie ſieht nur Kampf und Fall, ſie ſteigt empor,
Im Kampfe ſtehen immer neue Glieder.

Doch mußte wieder Iſrael entweichen,
Um ſich geſchlungen einen blut'gen Kreis,
Ach, einen Ring von Sterbenden und Leichen!

Und um die zweite Mauer galt's zu wetten,
Mit ſeinen Leibern deckt ſie Iſrael;
Sie iſt gerettet, wenn der Tod ſie retten.

Sturmblöcke vor! Sie fangen an zu pochen,
Geſchwungen hoch, entſetzlich iſt die Wucht,
O weh! die zweite Mauer iſt gebrochen.

Doch wie ein Sturm, der an den Wald ſich ſtämmet,
Und alle Bäume um ſich niederwirft,
Von einem alten Wartthurm wird gedämmet;

So Titus hier. Mocht' er ſich ſelbſt nicht ſchonen,
Doch warf ihn blutend Iſrael zurück,
Ihm blutend hinterdrein die Legionen.

Und Ahasver begann hinab zu höhnen:
„Wohin, Ihr Römer? Iſt die Luft zu ſcharf?
O, lernt Euch an Jeruſalem gewöhnen!

Wollt Ihr um Blutrubine mit uns mäkeln?
Um Tod ſind feil die Steine, zaudert nicht,
An Eure Hälſe ſolchen Schmuck zu häkeln!“

Doch Titus, ſeine Augen finſter rollend,
Und anſchlagbrütend ſaß in ſeinem Zelt
Und ſprach nach langem Sinnen für ſich grollend:

„Und wenn der Baum der Axt nicht unterläge,
Nicht der Gewalt, ſo weicht er der Geduld,
So naſcht ihn doch zu Tod die dünne Säge.

Und wenn die Adler nicht den Steinbock zwingen,
So werf' ich Geier ihm in das Genick,
So muß der Hunger hungrig ihn verſchlingen!“

Es fliegt ſein Wort, mit hunderttauſend Händen
Beginnt das Werk, lebendig jeder Stein,
Gehorſam ſtürzt er aus den Felſenwänden.

Weit von den Bergen eine Menſchenkette
Rollt Blöcke her, die Steine thürmen ſich
Und heben ſich einander um die Wette.

Es fliegt ſein Wort, vor hunderttauſend Hauen
Bricht auf das Land, als gält' es, um die Stadt
Noch eine neue Stadt emporzubauen.

Das Laſtthier ächzt, es regt ſich jede Kelle,
Und jeder Hammer zehnfach auf einmal;
Verändert iſt urplötzlich jede Stelle.

Es ſcheint, als ob auf urgewalt'gen Rücken
Titanen aus der Erde Thurm um Thurm
Im wilden Spiel zum Himmel wollten rücken.

Zugleich wird dieſer Schreckensbau bedecket
Abwechſelnd von dem Heer, und wie ein Ring
Eng um die Stadt mit Macht emporgeſtrecket;

Ein Rieſenkerker, der ein Volk umfangen,
O, eine Kette, und daran die Stadt
Zum fürchterlichen Hungertod gehangen!

Welch Grauſen, wenn man ſolcher Angſt gedenket:
Verſchloſſen in den Sarg drei Ellen tief
Scheintodt zu liegen in die Gruft geſenket,

Und das Entſetzen, aufzuwachen endlich,
Von Luſt und Licht, von Allem abgetrennt,
Betrogen um das Leben alſo ſchändlich!

Ach, Niemand hört das wilde dumpfe Pochen
Und Niemand der Verzweiflung Weheruf!
Zur Menſchheit iſt die Brücke abgebrochen.

So war Jeruſalem nunmehr begraben,
Lebendig eingemauert, ſeiner Noth
Hohnſchrieen nur von Oben noch die Raben.

O, wie wär' ſolches Elend auszuſprechen!
So ſchneidend klingt des Sängers Harfe nicht,
Kaum wagt er noch in Thränen auszubrechen.

Sechster Geſang.

Oft wird ein Schiff zum Wrack vom Sturm zerſchlagen
Und ohne Maſt und Steuer weit umher
Faſt ſchaukelnd von dem Ocean getragen.

Die Schiffer d'rin verdürſtend und verhungernd
Seh'n vor ſich nur das Meer und hinter ſich
Das Heer der Haye ſchwimmen, gräßlich lungernd;

Da überſchleicht ein Wahnſinn ihre Seelen,
Sie wechſeln Blicke, o entſetzlich wüſt!
Und Keiner kann die Mordluſt mehr verhehlen.

Und wie ſie heimlich ihre Meſſer wetzen,
Erſchrickt der Himmel, bäumt ſich auf das Meer,
Und die Natur im innerſten Entſetzen.

So furchtbar ſtille ward es auf den Straßen
Jeruſalems, und Hunger, Noth und Tod
Begannen grauſam ein furchtbares Raſen;

Und zwiſchen Erd' und Himmel lag geſponnen
Ein ſchwärzlichgelber, wüſter Nebeldunſt,
In ſich hineingeknäuelt und geronnen.

Dahinter peſtkrank ſtand in trüben Wolken
Die todesbleiche Sonne, um ſie her
Wie kranke Kinder fieberheiße Wolken.

Auf allen Treppen und aus allen Zimmern
Stieg Tag und Nacht von plötzlich Sterbenden
Zum eh'rnen Himmel Wehgeſchrei und Wimmern.

Und vor den Thüren ſah man noch mit matten,
Langſamen Schritten wieder Andere
Vorüberwanken gleich lebloſen Schatten;

Und wer zu Boden fiel, erſtand nicht wieder,
Zu todesmüd' das Haupt, es waren müd',
Zu todesmüd', zu todesſchwer die Glieder.

Wer auf der Straße fiel, war dort geſtorben,
Zum Sterbekiſſen hat er einen Stein,
Zum Sarg und Grab die Straße nur erworben.

Was iſt der Jugend liebliche Geberde?
Und was des Reichthums Glanz und Herrlichkeit?
Verweſungsfarbenſpiel der armen Erde.

Entſtellt bis zum Entſetzen, weggezogen
Von der Natur war jede Hülle nun,
Die Hülle, die ſo reizend ſonſt gelogen.

Nur Ahasver in dieſen Leichenhallen
Blieb unberühret, nur grimmiger erregt
Und ſprach mit ſich, mit Gott und Welt zerfallen:

„Trägſt du, Natur, nicht Blitze in den Händen,
Dazu das Weltmeer und den Sturm zugleich,
Doch läßt du deine Kinder alſo ſchänden?

Und könnteſt doch mit tauſend Donnerwettern
Die Felſen alle mächtig mit Gewalt,
Dein ganzes Weh' ihm in den Himmel ſchmettern!

Wie eine ſchlechte Magd mit ſeinen Füßen
Stößt er dich weg; denn wieder kommſt du ihm,
Um ſeines Mantels Purpurſaum zu küſſen.“

Doch in den Judenmännern war getödtet
Jeglich' Gefühl, nur nicht der Drang zum Mord,
Starr waren ſonſt die Herzen, ganz verödet.

Doch wie, wenn Thauwind anfängt herzublaſen
Nach langem Winterfroſt, der Strom im Zorn
Des Eiſes Feſſel ſprengt mit heft'gem Raſen,

Und in des Waſſers Drang und ſtarker Dämmung
Rings die Gehöfte, Stadt und Dorf zugleich
Mit einem Mal begräbt in Ueberſchwemmung,

Zuweilen auch mit fürchterlichem Brauſen
Auf einer Scholle eine Wiege trägt,
Darin ein ſchlafend' Kind durch Todesgrauſen;

So donnerte um Lea die Empörung,
So ſangen ihr ein gräßlich Minnelied
Die bandenloſen Geiſter der Zerſtörung.

Ihr langes Haupthaar unterm Kinn gebunden,
Durch die verſchlung'nen Hände hatte ſie
Als wie zu einer Feſſel es gewunden.

Ihr Angeſicht durchſichtig weiß, faſt blendend,
Schien wie der Mond aus dunk'lem Wolkenzug,
Die ſchmerzensvollen Blicke aufwärts ſendend;

Ach, aufwärts und in todesſtiller Klage,
Ach, aufwärts zu dem trüben Ahasver,
Mit weher, doch unausgeſprochner Frage!

Und leiſe ſprach er: „Um das einzig Gute
Beneid' ich dieſen Gott, daß er kein Herz
Und kein Erbarmen fühlt in ſeinem Blute.

O Kind, könnt' ich mein Herz, mein Herz dir reichen,
Um dich zu retten von dem Hungertod,
Wie gern wollt' ich im Tod für dich erbleichen!

Am Todeszucken, ach, unendlich lange,
Am Todeskrampf des Opfers, das ſie ſing,
Freut ſich noch heimlich tückiſch eine Schlange!

Ich kann ihr nicht, ich mag ihr nicht beneiden,
Ihr nicht und Gott nicht die gemeine Luſt,
An ſolchen Todesängſten ſich zu weiden.“

Doch Lea ſchweigt, ſie hat ihn nicht verſtanden,
In wildem Traume zuckt ihr Gehirn
Und in des Fiebers ſchmerzlich ſchweren Banden.

Wie zwiſchen Lilien rothe Mohne blühen
Zur ſchwülen Mittagszeit, ſo brennend heiß
Beginnen ihre Lippen aufzublühen.

„Sie haben auch die Brunnen abgegraben,
Sprach Ahasver für ſich, könnt’ ich ſie nur
Mit einem Tropfen Waſſer noch erlaben!“

In der Verzweiflung endlos wilden Peinen
Brach Ahasver jetzt unaufhaltſam aus,
Ach, in ein unermeßlich herbes Weinen!

Mit Thränen war ihm eine Hand gefüllet,
Und heft'ger weinend ſprach er in ſich ſelbſt:
„Ach, Salz hat Keinem noch den Durſt geſtillet!

Du wilder Gott, haſt du dies Kind gegeben,
Wie du gedräut, um mich zu prüfen nur,
So ſorg' dafür und ſchaff' ihm auch das Leben!"

Aufging die Thür. Da kam hereingeſprungen
Der treue Ruben, und im Freudenſchrei
Hielt Lea und den Vater er umſchlungen.

„Und habt Ihr Durſt — rief er — ich will Euch tränken,
In dieſem hohlen Kürbis bring' ich Wein,
Und darf ich Euch doch dieſes Brod hier ſchenken!"

Und Leben leuchtet auf in Lea's Augen,
Auf ihres Bruders Händen ruht der Blick,
Die in den kühlen Wein den Biſſen tauchen.

Gar freundlich übergab er ihr die Krume,
Die nahm ſie hin und ſie genaß davon
Wie von dem Abendthau die welke Blume.

„Woher bringſt du die wunderbare Gabe?
Fragt Ahasver, wie kommſt du jetzt daher?
Wo weilteſt du ſo lange, holder Knabe?“

Und Ruben ſprach zu ſeinem Vater leiſe:
„Ergriffen auf der Flucht fand ich ſtatt Tod
Des großen Titus Gnade, Trank und Speiſe;

Und ſo entließ er mich auch zu den Meinen,
Um mich mit Euch im letzten ſchweren Kampf,
Mich mit der Vaterſtadt im Tod' zu einen.“

Vor ſeiner Augen wilde Feuerbrände
Schlug Ahasver in unermeß'nem Leid'
So feſt wie Klammern ſeine Felſenhände.

Doch Lea hat den Biſſen kaum genoſſen,
So hatte Ruhe, ſüße Schlafesruh'
Sich über alle Glieder ihr gegoſſen.

In Sommernacht, in luſtlosſüßem Schweigen
Beginnen wohl auf grünem Wieſenplan
Die Feen einen zaubermächt'gen Reigen.

Da hauchen mild und lauſchend alle Bäume,
Und leiſe ſchleichen ſich in jedes Herz
Die guten oder auch viel böſe Träume.

Solch' Schweigen hielt auch jetzt die Drei umfangen,
Ein Jedes ſchien von einem andern Traum',
Nur Ahasver in wilder Qual gefangen.

Da plötzlich hörten ſie von Ferne ſchmettern
Der Römer Schlachtenhörner hundertfach,
Geſchrei und Kampf an allen Enden wettern;

„Horcht, klirren ſchon einher die Sclavenketten?
Rief Ahasver; — zu wenig lebten noch,
Die Mauer zu beſetzen und zu retten!“

Die Arme hat um Lea er geſchlagen
Und Ruben hebt an ſeine Bruſt ihr Haupt,
So ward empor zum Tempel ſie getragen,

Und hinterher in Sturmes Ungewittern
Scholl Tact auf Tact des Römerheeres Schritt,
Daß ſelbſt die Erde nun begann zu zittern.

Siebenter Geſang.

Dort in Jehova's Tempel, wunderprächtig
Wie ein Opal in helles Gold gefaßt
Und aller Herrlichkeiten übermächtig;

Dort in dem Allerheiligſten, wo immer
Mit ſieben Armen hell der Leuchter ſtand
Gleich der Planeten ſiebenfachem Schimmer;

Dort, wo zwölf Brode lagen zum Symbole
Der Himmelszeichen, und im Rauchfaß ſüß
Bei dreizehn Specereien glomm die Kohle;

Dort um den viergehörnten Altar gingen
Die Prieſter unabläßlich rings umher
Im Opferwerk mit Beten und mit Singen.

Wie der Poſaune Donner zum Erſchrecken
Scholl ihr Geſang, als müßt' er alſogleich
Die Gräber ſprengen und die Todten wecken.

So ging ihr Kreis und ſo ſcholl ihre Stimme:
„Gewaltiger in dunkler Wetternacht
Und angethan zur Rache und zum Grimme,

Du gehſt einher und Libanon zerſplittert,
Und Sirion blöckt wie ein junges Reh,
Und Iſrael liegt vor dir da und zittert.

Und deine Stimme häut wie Feuerflammen,
Du ſchüttelſt deine Hand, und Sündfluth ſtürzt
Sich über die Gebirge jach zuſammen.

Barmherziger, halt' an die Wetterwolke
Und ſteig' herab zum Schirme und zum Hort!
O, ſei barmherzig deinem armen Volke!

Gewaltig liegen gegen uns die Heiden,
Mit Hohngelächter gegen dich und uns,
Uns zu verderben; Herr, willſt du es leiden?

Streck' aus die Hand und ſtürze Feuergluthen
Wie Drachen über ſie, ſtreck' aus die Hand,
Erſäufe ſie mit allen Meeresfluthen!

Schütt' hin ihr Blut, daß wir mit bloßen Füßen
Auf Purpur gehen in dein Heiligthum,
Dich, großer Gott, in deiner Macht zu grüßen!"

So gingen ſie, ſo ſangen ſie im Kreiſe,
Von Außen das Geſchrei der Kämpfenden
Begleitete wie Sturmgeheul die Weiſe.

Und wie die Prieſter in dem Opferwerke,
So rang von Außen mit dem Feind' das Volk,
Raſtlos in der Verzweiflung Rieſenſtärke.

Gebrochen war das Thor, noch nicht gebrochen
War Ahasver, weh Jedem, der ihm naht!
Er rollt zurück von ſchnellem Schwert' erſtochen.

Es kam die Nacht, der Kampf ging immer weiter,
Der Morgen kam, o ein entſetzlich Licht!
Es bebten auseinander jetzt die Streiter.

So vieles Elend auf ſo kleinem Raume,
So vieles Blut hat noch ein Teufel nicht
Geſeh'n in ſeinem allerwild'ſten Traume.

Es ſchien, als hätt' in eine einz'ge Schale
Das Elend einer ganzen Jammerwelt
Ein böſer Geiſt geſammelt ſich zum Mahle.

Doch immer gingen noch in ihrem Kreiſe
Die Prieſter um den Altar, ſangen noch
Mit heiſ'rer Stimme ihre alte Weiſe:

„Gewaltig liegen gegen uns die Heiden,
Mit Hohngelächter gegen dich und uns,
Uns zu verderben; Herr, willſt du es leiden?

Streck' aus die Hand und ſtürze Feuergluthen
Wie Drachen über ſie, streck' aus die Hand,
Erſäufe ſie mit allen Meeresfluthen!"

Da wiederum begann der Kampf von Außen,
Ach, wiederum und wiederum der Sturm
In fürchterlicher Melodie zu brauſen.

Die Prieſter gingen rings in ihrem Kreiſe,
Und ihr Geſang war wie der Raben Schrei,
Wie das Geziſch der Nattern ihre Weiſe:

„Schütt' hin ihr Blut, daß wir mit bloßen Füßen
Auf Purpur gehen in dein Heiligthum,
Dich, großer Gott, in deiner Macht zu grüßen!"

Da ſteigt urplötzlich eine Feuerhelle
Im Allerheiligſten im Hui empor,
Von böſer Hand geſtiftet an der Stelle,

Und von des Tempels Zinne ſchallt ein Lachen
So höhniſch, ach, und ſo verzweiflungsvoll:
„Da kommt der alte Gott mit ſeinen Drachen!

Denn ſeine Zunge häut wie Feuerflammen,
Jetzt wär' es Zeit, daß er die Sündfluth auch
Mit einem Nu göß' über uns zuſammen!"

Und Rauch und Feuer mit einander ſteigen,
Erheben ſich gleich einem Rieſenpaar',
Zu tanzen einen fürchterlichen Reigen.

Da ſchrillt ein Jammerſchrei, das Herz zerreißend,
Im Tempel auf; ein Echo ſchlägt ihm nach,
Rings durch die Stadt mit tauſend Stimmen kreiſend,

Ein zweiter Wehſchrei — Erd und Himmel dröhnen,
Und von dem eig'nen Stahle hingeſtreckt
Hört man die Sterbenden im Himmel ſtöhnen.

Sowie der Scorpion den Stachel wendet
Schnell gegen ſich, wird er zum Tod bedrängt,
So hat die Schaar der Rächer drin vollendet.

Nun war es todtenſtill. Mit Sonnenfarbe
Verwandelte ſich jetzt das Heiligthum
In eine große, gold'ne Feuergarbe.

Darüber ſtoben wunderſchöne, viele
Hellbunte Funken, Schmetterlingen gleich,
Die ſich einander jagten wie zum Spiele.

Nun todtenſtill — bis auf des Feuers Kniſtern,
Bis auf das Rauſchen, wenn zur Erntezeit
Die Senſen in dem Weizenfelde flüſtern.

Nun todtenſtill — bis auf des Feuers Praſſeln,
Bis auf das Schrillen, wenn zur Erntezeit
Die Senſen an verborg'ne Steine raſſeln.

Ringsum ſtand ſtarr der Römer Heer voll Grauen
Gleich Marmorbildern, ruhig, hoch und ſtolz,
Als gält' es eine Tragödie zu ſchauen.

Doch unter ihnen ſah man nur den Einen,
Matthias händeringend auf dem Knie'
Und hinter ſeinem Schilde bitter weinen, —

Matthias, der als Chriſt von hier vertrieben,
Als Feind zurückgekommen, dem nun nichts
Von ſeiner Liebe, als das Leid geblieben.

Da plötzlich ſah man auf dem Tempel oben
Aus wilder Feuersbrunſt drei Menſchen noch,
Ach, Lea, Ruben, Ahaſver gehoben.

Und wie erſchrocken alle Flammen wichen
Zurückgebäumt von ihnen, daß ſie dort
Im Feuerſtrome ſchönen Göttern glichen;

Und in Verzweiflung war hineingeſprungen
Matthias in die Gluth, hindurch, empor
Und bis zu ihnen glücklich vorgedrungen.

„Willkommen ſei du zärtlichſter der Freier!“
Rief Ahaſver und warf ihn jäh von ſich
Zurück, hinunter in das wüſte Feuer;

Aufſchrieen ſeine Kinder vor Entſetzen,
Und Beide ſchleudert' Ahaſver ihm nach
Und rief: „Hier, ſchnöder Gott, kannſt du dich letzen!“

Und weiter rief er: „Spring' empor, Verderben!“
Und weiter ſchrie er unterſinkend aus:
„So ſtirbt der letzte Jude, dürft' er ſterben!“

Da ſchlugen bis zum Himmel auf die Flammen;
So traten ſelbſt die Römer ſcheu zurück
Und ſchauderten vor jähem Schreck zuſammen.

Die zweite Friſt.

Erſter Geſang.

Rom über alle Welt hielt ſeine Wache
Und über alle Nationen hin
Lag es geſtreckt, ein giftgeſchwoll'ner Drache.

Berauſcht in Blut, von Laſtern vollgefreſſen,
Von Gräueln ſüß gemäſtet, hatte Rom
Voll, übervoll das Sündenmaß gemeſſen.

Da überfiel es ein geheimes Grauſen,
Und keine Ruhe fand es mehr in ſich,
Nicht Frieden mehr von Innen und von Außen.

Da hört' es, daß ein neuer Gott erſtanden,
Der mit dem eig'nen Tod am Kreuzesſtamme
Die Welt erlöſet aus des Todes Banden;

Da hört' es, daß barmherzig aller Sünden
Der neue Gott die ganze Sünderwelt
Im Glauben an die Gnade woll' entbinden;

Und da begann die Sünderin zu ſeufzen,
Die alte Mörderin, voll Seelenangſt,
Die weißen Hände vor der Bruſt zu kreuzen.

Und Roma ward in Rom von Herzen traurig, —
Die alten Götter ſahen ſtreng herab, —
Unheimlich ward es ihr und todesſchaurig.

Die alte Wölfin ſchlich ſich ſo von hinnen
Und ließ ſich taufen in dem Helleſpont
Und wählte ſich Byzanz zu ſeinen Zinnen.

Laut ſchrie'n des jungen Chriſtenthumes Prieſter:
„Ihr Völker dieſer Welt, ſtürzt betend hin!
Heil Conſtantin, du großer, gotterkieſter!"

Und Julian, der kaiſerliche Sproſſe,
Lag vor dem Chriſtenprieſter zagend da,
Gleich einem Hirſche unter'm Mordgeſchoſſe.

Er ſprach: „Ach, an die Thaten meiner Jugend
Gelegt hab' ich das Richtmaaß der Vernunft!“
Der Prieſter ſprach: „Verflucht ſei deine Tugend!

Nicht der Vernunft und Tugend iſt geſtorben
Der Herr am Kreuz, und dem Gerechten nicht,
Dem Sünder wird das Himmelreich erworben.“

Der Jüngling ſtürzte nieder auf ſein Antlitz
Zuſammenzuckend, ſchaudernd in ſich ſelbſt;
Der Prieſter ſprach: „Ihn packt des Teufels Wahnwitz.“

Und Julian fragt wieder: „Aber ſterben
Den Heldentod, — den Tod fürs Vaterland?“
Der Prieſter ſprach: „Die Hölle wirſt du erben.“

Der Jüngling ſtöhnt: „Mein Vater ward ermeuchelt!“
Der Prieſter ſprach: „Der Chriſt liebt ſeinen Feind,
Vergilt den Haß mit Liebe ungeheuchelt.

Begreif', daß ſchon dein Daſein eine Sünde!
Des Menſchen Leib, die Schlange heft' an's Kreuz,
Daß zischend ſie daran zu Tod' ſich winde!"

Und Julian, von [illegible] erfüllet,
Entwich hinaus und auf die Waldeshöh',
Wo finſt'res Dunkel des Zweiflers Schritt verhüllet, —

Und weiter, bis in mitternächt'ger Stunde
Der [illegible] [illegible] alte Götternacht
Ihn barg in dem geheimnißreichen Schlunde.

Ob dort er einen Götterſpruch vernommen?
Ob dort auf ihn die alte Götterwelt
Mit alter Kraft und Herrlichkeit gekommen?

Wer kann es ſagen? Wem ward wohl gelehret,
Was dort geſchah? Doch ſtill in ſich verſenkt
Und ruhig war der Jüngling heimgekehret.

Und Conſtantin verſchwand mit ſüßem Lächeln,
Die [illegible] [illegible] ſich zumal,
Weihwaſſer auf ſein heilig Grab zu fächeln.

Geſchmückt ward nun Conſtantius mit der Krone,
Die Chriſtenprieſter riefen jubelnd aus:
„Heil immerdar dem Vater und dem Sohne!“

Und Volk um Volk ſtürzt zu dem neuen Glauben,
Nur einer nicht, nur Ahasver noch nicht;
Er läßt ſich nicht das Herz im Buſen rauben.

Zweiter Geſang.

Dort weilt jetzt Ahasver am Meergeſtade
Gedrückt in ſeinem Fluch, doch mag zur Zeit
Er nicht erwählen ſich des Himmels Gnade.

Mit namenloſen, ſchrecklichen Gefühlen
Will ſich ein Meſſer tief in ſeine Bruſt,
Ach! tief und ſchmerzhaft in die Seele wühlen.

Nacht, ſternenloſe Nacht begann zu wehen
Und über ſeinen Scheitel und das Meer
Eiskalt mit Windesſchauern hinzugehen.

Mitleidig ſtiegen in cryſtall'nen Bogen
Und küßten ihm den wand'rungsmüden Fuß,
Lautſchluchzend Fuß und Kniee des Meeres Wogen.

Mitleidig ſenkten feucht die Augenlider
Zugleich ſich ſelbſt die Wolken tief herab,
Ach, händeringend alle zu ihm nieder!

Dahinter furchtſam ſchlichen weg die Sterne,
Leisbetend wallend hin vor Gottes Thron,
Erbleichend in die unermeß'ne Ferne.

Und aus des Dulders Bruſt ſich qualvoll rangen
Viel ſchwere Seufzer, in ihm war es Nacht,
Wie über ihm, ſo ganz von Nacht umfangen.

Wie weit entfernte Donnerſchläge rollen,
Alſo begann auch Ahasver hinab
Zum Meere leiſe vor ſich hinzugrollen:

„Du ſchenkteſt mir, o könnteſt du, Erbarmung,
Gewaltig', allbewegtes Element,
Bewegt, doch treu in großer Weltumarmung!

Und wie wir beide um die Erd' uns ſchlingen,
So können beide wir doch nicht den Tod,
Mit aller Macht doch nicht den Tod erringen."

Wie er ſo ſprach, begann das Meer zu ſchäumen
Und ſich mit einem Wehſchrei hoch empor
Bis in den Himmel jach hinaufzubäumen.

Und Wolke, Woge borſt jetzt auseinander,
Der Tod, der bleiche, ſtieg daraus hervor,
Und Menſch und Tod, ſie ſtanden beieinander.

Sprach Ahasver: „Ich hab' um dich gerungen,
So kommſt du endlich doch?" Es ſprach der Tod:
„Wie gern', o Wand'rer, hätt' ich dich bezwungen!

So große Götter durfte ich beſiegen
Und ſelbſt den größten Gott am Kreuzesſtamm,
Vor dir, o Menſch! allein muß ich erliegen."

Entgegnet Ahasver: „Auf mich zuſammen
Hab' ich geſtürzet ganz Jeruſalem;
Ich kroch ein Salamander aus den Flammen.

In des Weſens höllentiefen Becher
Stürzt' ich mich wild hinein; ich trank und ſchlang
Verdammtes Feuer ein verdammter Zecher.

Dich ſucht' ich dort als dein gar treuer Buhle
Und in Verzweiflung jauchzend wälzt' ich mich
Im heißen Kieſelfluß, im Schwefelpfuhle;

Und mit den Feuerwächtern rang ich ſcharfen
Und mörderiſchen Kampf, bis ſie mich doch
Empor zum Leben an den Himmel warfen;

Und hab' getheilt das Neſt der Rieſenſchlange,
Sie that, was ſie gekonnt, ſie quälte mich,
Bis ihr am Ende ſelber ward zu bange."

Sprach d'rauf der Tod: „Ich hätt', dich gern befreiet
Von aller Lebensqual und kühlend dir
Des Grabes Erde auf das Haupt geſtreuet,

Doch unſ're Mutter iſt von ihm bethöret —
Die wilde Mutter von dem ſtarken Gott,
Noch biſt allein du gegen ihn empöret.

Und unſ're Mutter hat ein Eid gebunden,
Dir zu erneuern ſtets des Lebens Kraft,
Bis du zu ihm dich reuig hingewunden.“

Entgegnet Ahasver: „Weh' über Beide!
Ich hab' [illegible] die ganze Ewigkeit
Ein ew'ger Menſch in Menſchenluſt und Leide.

Zieh' wieder ein in mir, du warmes Leben!
Sei wieder mein, und ganz gehör' ich dir,
In dir zu weben und mit dir zu ſtreben —

Gleich einer Knoſpe an des Waldes Strauche,
Die ſich im Sonnenlichte fröhlich dehnt,
Hervorgedrängt von deinem Schöpfungshauche;

Gleich einem Vogel, der die Nacht verkürzet
Mit ſchmetterndem, unendlichem Geſang,
Bis er in jähem Tod zur Erde ſtürzet;

Heran an meine Bruſt, ihr Erdentriebe!
Ihr Leidenſchaften, mild und ſtark zugleich
In herbem Haß, in Luſt und ſüßer Liebe!

Täuſcht wieder mich wie alle Menſchenkinder;
Ich folge wieder eurer weichen Hand;
Vergeblich ſucht das Licht ein armer Blinder!

Ihr Lenze, öffnet wieder eure Augen
Und träuft herunter euern Thränenthau,
Laßt wieder ſatt am Blüthenduft mich ſaugen.

O Mutter aller Weſen, täuſch' mich wieder,
Wie du dich täuſcheſt, ſinge mir und dir
Leis wieder vor die alten Wiegenlieder!

Laß' mich an deine Kniee wieder drängen,
Hochheilige, an deinem Angeſicht
Mit meinen Augen, meiner Seele hängen

Und heimlich ruh'n an deines Buſens Fülle,
Verbirg vor Gott das ihm verhaßte Kind
Und drück' mein Haupt in deines Schleiers Hülle!

Laß' mich dem Klopfen deines Herzens lauſchen,
Nach deſſen Tact die Schöpfung ſich bewegt,
Laß' meinen Schmerz mit deinem Leid' mich tauſchen!"

Anſah ihn da der Tod in Gram erblichen
Und flüſterte: „Du biſt noch glücklich, Menſch!“
Und ſo im Nebelgrau war er entwichen.

Dritter Geſang.

Gleichförmig wie der Guß von Katarakten,
Roll' hin, o Lied! der Sänger iſt zu ſchwach
Zu widerſtehen deinen Rieſentacten.

Wie der Maſchine ſtarke Eiſenſtampfe
Den vor'gen Schlag mit Schlägen wiederholt,
So hier das Einerlei vom Götterkampfe.

So ſing', o Lied, wie dem gemeinen Leben
Sich wiedergab zu eigen Ahasver,
Zum zweitenmal dem Bannſpruch heimgegeben!

Er hatte wieder ſich ein Weib erkoren,
Geſtorben war ſie wieder, als ſie ihm
Ein liebes, holdes Zwillingspaar geboren.

„Da ich, ſprach Ahasver, euch wieder habe,
O, meine Kinder! wohl, ſo nenne ich
Mein Mädchen Lea, Ruben dich, mein Knabe!“

Und auf den Arm nahm er die beiden Kleinen
Und flüchtete ſich in das wüſte Land,
Geſellte ſich zu Bäumen und zu Steinen.

Im Wald' des Libanons von Kraut umwunden,
Verſteckt von Reben war zu ſich'rer Ruh'
Bald eine Felſenhalle aufgefunden.

Die Kinder wurden dorthinein verborgen;
Und wieder ging er aus, in ſeiner Bruſt
Nicht Qualen mehr, nur treue Vaterſorgen.

Und zu den Bächen, die hinunterrannen
Und fröhlich hüpften über Stock und Stein,
Sprach freundlich er: „Was rollt ihr doch von dannen?“

Und zu den Vögeln, die im Buſche lauſchten,
Fing er zu ſprechen an, bis ſie mit ihm
Die Klänge mit den Worten wieder tauſchten.

Da mußten ſich mit grünen, ſpitzen Ohren
Ringsum neugierig Pflanzen aller Art
Aus lock'rer Erde in die Höhe bohren.

Da ſtanden ſtill die ſchüchternen Gazellen
Und blickten ihn mit ſcheuen Augen an;
Er ſprach zu ihnen: „Kennt ihr mich, Geſellen?“

Es ſtreckten aus der Erde dunklen Ritzen
Die Salamander ihre Köpfchen vor
Und ließen ſchlau die kleinen Augen blitzen.

Die Cedern wehten rings mit grünen Flammen
Und ſteckten heimlich flüſternd unter ſich
Die Häupter gar verwundrungsvoll zuſammen;

Und über ihm als wie im Zauberringe
In tauſend Farben drehten fächelnd ſich
Unzählige, gar ſchöne Schmetterlinge.

Ein Mutterreh ſtand fern in tiefem Trauern,
Zu ihm ſprach Ahasver: „O, fliehe nicht
Und zage nicht! was willſt du ſo dich ſchauern?

Und haben ſie die Kleinen dir genommen,
So ſollſt du Amme meiner Kinder ſein,
Zu meiner Stätte mußt du mit mir kommen!“

Er ging voran, es folgt das Reh von weitem
Und ließ ſich zu der Höhle Ahasver's
Mit gutem Wort und ſüßem Kraut geleiten

Und über beide Kinder niederbeugen,
Mit Mutterſinn die kleinen Dürſtenden
Nach ſeiner Art zu pflegen und zu ſäugen.

Und wie die Tanne in des Berges Grunde,
Wie die Zypreſſe an der Quelle Rand
Gedieh das Kinderpaar von Stund' zu Stunde,

Bis mit dem Reh ſie durch die Büſche ſprangen
Und ſich in froher Jugendluſt und Muth
Von Fels zu Fels wie munt're Gemſen ſchwangen

Und wilde Lämmer haſchten im Geklüfte
Und zähmten ſie und trieben ſie vor ſich
Zu einer Heerde durch die Bergesſchlüfte.

Oft ſaßen auf des Berges Scheitel oben
Die Kinder mit dem Vater, der hinaus
Zur nahen Wüſte hielt den Blick gehoben;

Die Kinder an das Herz, das Haupt des Rehes
Geſchmiegt in ſeinen Schoos, fühlt er noch kaum
In ſeiner Bruſt den Wurm des alten Wehes.

So ſtill zuweilen iſt des Meeres Spiegel
Dahingebreitet wie ein blauer Sammt,
Darauf gedrückt der Sonne gold'nes Siegel.

Unſchuldig wie ein Kind ſcheint es zu träumen,
Mit bunten Muſcheln ſpielt es an dem Strand
Und faßt die Erde ein mit Silberſäumen.

Delphine ſtreichen heimlich durch die Fluthen;
Da wähnt man ſchon, die ſchöne Cypria
Stieg' plötzlich auf aus dieſen Purpurgluthen.

Da kommt die Nacht, mit buhleriſcher Stimme
Berauſchet ſie das Meer, es ſpringt empor
Und ſchreit vor Wolluſt und zugleich im Grimme.

Die Haare aufgelöſt, geſchürzt, faſt nackend
Und ſcheußlich lachend ſtürzt es über ſich,
Mit ſtarkem Arm den wilden Buhlen packend.

Doch Ruhe war noch Ahasver gewähret,
Wie man von Ruhe ſpricht, wenn ein Vulkan
Noch unvernehmbar in ſich ſelber gähret.

Vierter Geſang.

So wieder einſam auf dem Berge oben
Saß Ahasver und ſtarrte fern hinaus,
Verſchlung'nen Armes und das Haupt gehoben.

Und da begann es ihm in's Herz zu ſtechen,
Doch rang er mit dem Schmerz, bis er zuletzt
Gezwungen war, ſo mit ſich ſelbſt zu ſprechen:

„Zerſchlagen iſt der Baum von jähem Hagel,
Geſchlagen aber iſt, Judäa, dir
Ach, mitten durch dein Herz des Todes Nagel!

In Wein gebadet und geſpeiſt mit Weizen,
Geſalbt mit Oel, in ſeidenem Gewand
Warſt du ſo ſchön, geſchmückt mit allen Reizen;

Ein Kornfeld dampfend in gelinden Wogen,
Bewehrt mit Stacheln wie ein Dornenbuſch
Im Blüthenſchneee unter'm Regenbogen;

Zertreten nun gleich einem Wurm im Graſe,
Ermeuchelt rücklings und zur Schmach der Welt
Geworfen auf den Anger zu dem Aaſe;

Und deine Kinder ſind hinausgetrieben
In ſchnöde Knechtſchaft, ach, in alle Welt,
Gezählet zu den Mördern und den Dieben!

Sprich, alter Gott, wo wirſt du nun verehret,
Steh' Rede, ſprich, wo wird noch dein Gebot
Zugleich befolget und zugleich gelehret?"

Bei dieſen Worten dunkelte der Himmel,
Und wie von tauſend Reitern auf einmal
Entſtand vor ſeinen Blicken ein Getümmel.

Ein dunk'ler Punkt begann ſich zu bewegen,
Ein langer düſt'rer Streifen rings darum
Wie eines Rades Felge ſich zu regen.

Gedreht erſt, wie ein Schiff im Sturme maſtlos,
Wuchs es zu einem Thurme bald empor
Und immer höher bis zum Himmel raſtlos.

Nun war es Nacht mit dunk'len Finſterniſſen,
Als wär' vom Himmel jegliches Geſtirn,
Die Sonne mit dem Mond zugleich geriſſen;

Und falbe Blitze fingen an zu zücken,
Und mitten aus dem Dunkel ſchien hervor
Auf Ahasver ein Dämon herzublicken.

Jetzt ward es todtenſtill. Da aus dem Düſtern
Begann es langſam, tief und tödtlich ernſt
In ſeine Seele grauſenhaft zu flüſtern:

„Was ſchmollſt du gegen mich voll Herzbethörung,
O Ahasver, du vielgeliebter Sohn?
Nicht ſchelte mich in deines Sinn's Empörung!“

„Wer biſt du, Geiſt?“ rief Ahasver voll Zagen.
Es flüſtert wieder: „Der das rothe Meer
Zuſammen über Pharao geſchlagen!

Der ich, als Abraham mir zur Beweiſung
Getreuer Knechtſchaft Iſaak dargebracht,
Gegeben habe herrliche Verheißung!

Hab' ich denn nicht geſegnet ſeinen Samen,
Gemehret wie des Meeres reichen Sand
Und groß gemacht und herrlich ſeinen Namen?

Was willſt du gegen mich nun voll Verblendung?
Ich hätte gerne, wenn ich das vermocht,
Verhindert aller Dinge ſchnöde Wendung.“

„Biſt du nicht Gott?“ fragt Ahasver mit Zittern.
Da ſprach es: „Ja! ich bin Judäa's Gott!“
Und weiter ſprach es jetzt mit Ungewittern:

„Doch nicht der Gott, der hier ein Menſch geworden,
Der ſich am Kreuzesſtamme tödten ließ,
Um mich und alles Leben zu ermorden.

Du bebſt, o Sohn, in Schrecken und Erblaſſung?
O, frag' nicht weiter! Das Entſetzliche
Aeonenweit geht's über deine Faſſung.

Weh! dieſer Schimpf, den er mir zugefüget,
Indem er alle Völker dieſer Welt,
Uns alle um das Daſein nun betrüget!

Und meinen Tempel hat er abgebrochen,
Mein treues Volk geworfen vor die Thür,
Doch wehe uns! noch ſind wir ungerochen.

Den alten Bund will ich mit dir erneuen;
Sei jetzt mein Streiter in der neuen Zeit!
Zieh' hin und wappne dich mit den Getreuen!

In dieſer Stunde wird ſein Loos erfüllen
Conſtantius. Die nächſte Stunde fliegt,
In Kaiſerpurpur Julian zu hüllen.

Zieh' über Meer dorthin, wo ſich einander
Begrüßen Orient und Occident,
Zum jungen Herrſcher beider als Geſandter!

Zu Julian, der rüſtig ſich geſchürzet,
Zu ſtreiten mit dem neuen Gott der Welt,
Mit ſeinen Göttern gegen ihn ſich ſtürzet!

Jeruſalem ſoll er mir wieder heben
Und meinen Tempel, daß der neue Gott
Davor in ſeiner Seele ſoll erbeben.

Und mit dir ſein will ich auf allen Wegen
Und mit dir ſtehen vor des Mannes Thron,
Auf deine Zunge rechte Worte legen."

Doch jetzt begann der Nebel ſich zu kräuſeln,
Und wie der Wind mit herbſtlich falbem Laub
Vorüberzog ein leiſes, ſüßes Säuſeln.

Fünfter Geſang.

Es ſitzen wohl in ſchwarzverhang'nem Saale
Verwaiſte Kinder nach der Mutter Tod
Nach dem Begräbniß bei dem Leichenmahle.

Sie ſitzen ſtill bei trüben Kerzenlichtern,
Es rollen Thränen in den gold'nen Wein,
Sie ſeh'n ſich an mit bleichen Angeſichtern.

Da hören ſie der Mutter leiſe Tritte,
Die Thür geht auf, erwacht vom Todesſchlaf
Und lebend ſteht ſie da in ihrer Mitte.

Sie ſpricht: „Ihr Kinder, dürft nicht ſo erſchrecken!"
Da ſtürzen freudeſchreiend alle hin,
Mit Küſſen ihre warme Hand zu decken.

So ſaßen auch in ſchmucklos düſter'n Mauern
Die Völker dieſer Erde bei dem Kreuz,
Um ihr einſames Leben zu betrauern,

Als Julian zum Hades ſtieg hinnieder
Und weckte auf die Mutter Cybele
Und ihre Söhne, alle Götter wieder.

Da jauchzte die Natur in inn'rem Herzen
Und brannte an und ſchwang durch Flur und Hain
Wie Feuerbrände alle Blütenkerzen.

Es ſchien, als wollt' ſie nur noch einmal blühen,
In ſchmerzlich ſüßer Wolluſt ſich nun ſelbſt
In einem Tag verzehren und verſprühen,

Als wollt' den Menſchen ſie noch einmal küſſen,
Das viel geliebte Kind, eh' es von ihr
Auf ewig blutend würde weggeriſſen,

Noch einmal nur in brünſtigem Entzücken,
Umſchlingend halb in Luſt und halb in Schmerz
An ihre Bruſt zum letzten Abſchied drücken!

Da ſchürzten ſich die flüchtigen Najaden
Mit langen Schleiern heimlich im Gebirg',
Zum Tanze all' die ſchönen Oreaden.

Da ſteht am Himmel ſtill, zurückgewendet
Mit ihrem Mond die keuſche Cynthia
Und harret, bis der Reigen ſich geendet.

In ſolcher Nacht ward jener Plan erſonnen
Vom Zug des Kaiſers gegen Perſien,
Aus dem ſein früher Tod ſich hat geſponnen.

In ſolcher Nacht ermattet, ſchlaftrunken
Liegt Julian bei halbverblich'ner Schrift
In Alexanders Heldenlauf verſunken.

Die Lampe glühet matt in dunkler Nacht,
Und ſeltſam ſchimmernd ſchleichen in's Gemach
Des Traumes irre Geiſter leicht und leis.

Sie ziehen von dem Kaiſer Zauberringe;
Da iſt es ihm, als trüg' ihn in die Schlacht
Ein Geiſterroß mit windesſchneller Schwinge.

Vorrücken ſeine Legionen zahllos,
Losſpringt der Perſer zähe Reiterei,
Und da beginnt ein Morden wild und wahllos;

Und wie die Pfeile und die Speere kreiſen,
Und an dem Boden winſeln Tauſende,
Fährt ihm in ſeine Bruſt ein ſcharfes Eiſen.

Da ſteigt ſein Roß, zur Erde ſtürzt es nieder,
Zermalmend tritt ein Huf ihm auf die Stirn,
Es ſinkt der Tod auf ſeine Augenlider.

Die Seele ringt vom Leib ſich zu erretten,
Sie aber liegt gefangen rettungslos ·
Im Banne der Erde, wie in ſchweren Ketten.

O welche Angſt! O dieſe Qual! Dies Ringen!
Todt fühlt er ſich und doch lebendig noch;
Da ſieht er einen Lichtglanz zu ſich bringen.

Vor ſeinem inner'n Auge wird es helle,
Und klar in weißem, ſonnigem Gewand
Ein Götterjüngling ſtehet an der Stelle.

An ſeinen Händen glänzen Wundenmahle,
An ſeinen Füßen und an ſeiner Bruſt
Karfunkelgleich in purpurrothem Strahle.

Der ſpricht zu ihm: „Den Sinnendienſt der Erde
Thu' ab, der todten Götzen Sündenwerk,
Auf daß befreiet deine Seele werde!“

Da wird des Kaiſers Seele arg erſchrecket
Und von dem Schrecken aus ſo böſem Traum
Zu Phoibos Morgenlichte aufgewecket;

Und ſchaudernd ſpricht er: „Ach, was wollte jener
Entſetzliche bei mir? Ihr Götter helft
Mir in dem Kampfe mit dem Nazarener!“

Mit reichem Opfer, wie es ſich gebühret,
Begann der Tag, da ward vor Julian
Der fluchbelad'ne Ahasver geführet.

Da rollten Worte voller Gottempörung,
Wie Felſenblöcke von der Bergeshöh',
Und jedes fand ein Echo und Erhörung.

Sechſter Geſang.

Wie auf der Glucke Ruf die Küchlein eilen,
Die ſich zerſtreut auf weitem Wieſenplan,
Bei ihr das ſich're Obdach ſchnell zu theilen,

So ſah man jetzt auf Julians Geheiße
Judäa's Kinder aus der Knechtſchaft Schmach
Zum Heimatsland gewendet auf der Reiſe.

Wie in dem Lenz die Häher in dem Forſte
Auf altgewohnter Tanne wiederum
Erbauen die vom Sturm zerſtörten Horſte,

So ſah man in Jeruſalem jetzt wieder
Durch Schutt und Trümmer, ach! ein ganzes Volk
In wildem Drange haſtig auf und nieder.

Wie oftmals auch bei frommer Bienenclauſe
Horniſſen eine arge Siedelei
Sich ſchaffen mit verwegenem Gebrauſe,

So ſoll hier wieder auf Moria's Höhen
Dem heil'gen Grabe gegenüber jetzt
Zum Trutz der alte Tempel wieder ſtehen.

Und wie ein Mörder plötzlich wird erſchrecket
Vom Blick des Todes in dem Angeſicht
Des Wand'rers, den er wüthend hingeſtrecket,

Des Blutes Strömung angſtvoll ſucht zu hemmen,
Ihm einzuflößen wieder Odemhauch
Und auch das Haupt, das ſinkende, zu ſtemmen,

So ſucht das Volk, das früher zu vernichten
Judäa hat gewagt, — Judäa jetzt
Aus Staub und Aſche wieder aufzurichten.

Denn ob der Kaiſer ſelbſt ſich ſchon gewendet
Mit ſtarker Heeresmacht nach Perſien,
Doch hat den Buſenfreund er hergeſendet, —

Alypius, den Treuen. Bei ihm waren
Erleſ'ne Männer, die zum Bau geſchickt,
In ſolcher Kunſt gelehrt und wohlerfahren.

Und Ahasver, in ſeiner Kraft unbändig,
Ging an das Werk mit ſeinem ganzen Volk,
Da ward das Werk gefördert tauſendhändig.

Schnell war der Schutt geräumt aus dem Bereiche
Gleich einem Deckel, der vom Sarge fliegt,
Und wie darunter eine Mumienleiche,

So zeiget ſich des Tempels alte Schwelle,
Des Marmorbodens weiter, ſchöner Plan,
Und ſelbſt des heil'gen Altars rechte Stelle.

Da ſtürzt Judäa's Volk aufſchluchzend, weinend,
Bald jauchzend und bald wieder jammernd hin,
Viel Thränen mit dem heil'gen Staub vereinend.

Doch jetzt, geſtählet wie mit Rieſenmächten,
Von Neuem greifen ſie die Arbeit an,
Daß ſchnell das Ungemeine ſie vollbrächten.

Da werden Axt und Hammer raſch gereget
Und aufgerichtet mächtiges Gerüſt,
Und Stein und Balken überall beweget.

Schon jauchzet Ahasver: „Auf deinem Throne
Sollſt du doch wieder herrſchen, Iſrael,
Dem neuen Gott, dem Chriſtengott zum Hohne!

Doch was gelingt dem Uebermuth auf Erden?
Ein jeglich' Werk iſt vom Geſchick bedroht,
Und niedrig kann das Allerhöchſte werden.

Ein Lächeln Gottes, und er hat verwandelt
Den Sinn in Unſinn, und der Weiſeſte
Hat wie ein Kind, o, wie ein Thor gehandelt!

So hier; denn plötzlich bringt er in Verwirrung
Des Baues Ordnung; denn bethört erſcheint
Ein Jeglicher in ſeiner Sinne Irrung.

Kein Balken mag ſich mehr zum andern binden,
Kein Stein ſich paſſen zu dem anderen,
Zum Schlag kein Hammer rechte Stelle finden.

Uneinig mit ſich werden ſelbſt die Glieder,
Mit ſeinem Willen ſelbſt im Widerſpiel,
Das eig'ne Werk zerſtört ein Jeder wieder.

In dieſem Bann beginnt der Bau zu ſtocken,
Ein jeder ſtarrt den andern Nachbar an,
Vor ihm und vor ſich ſelber auch erſchrocken.

Doch bei Alypius ſtand zornerfüllet,
Gleich einer Wetterwolke, Ahasver,
Sein Antlitz bis zum Augenſtern verhüllet.

Und zu Alypius in düſt'rem Zuge
Wie Raben kam der Heidenprieſter Schwarm,
Wahrſagend aus der Vögel irrem Fluge,

Und Andere, hinſtreckend Opferthiere,
Erforſchend großer Götter ſtrengen Sinn
In ausgeriſſ'nen Herzen ſchwarzer Stiere,

Und ſprachen endlich alſo mit Entſetzen:
„Zwei große Götter ſtreiten ſich allhier,
Wer iſt ſo ſtark, des Streites Ziel zu ſetzen?

Der junge Gott hat hier mit Blut gerungen,
Die Erde hat's getrunken, bis davon
Jeruſalem bis auf den Grund zerſprungen.

Doch was mit Blut und Tod nur je gefeiet,
Das machen neue Opfer wieder quitt,
Das wird vom Bann mit Menſchenblut befreiet.

Auch Roma iſt aus Menſchenblut entſproſſen,
Aus Remus' Blut, das ſeines Bruders Hand
Dort auf die neue Mauer hat gegoſſen.

Der Chriſtengott weicht nicht dem Blut der Rinder;
Erlöſt von ihm muß dieſe Stelle ſein
Im Opferblute zwei unſchuld'ger Kinder.“

Und zu Alypius herangezogen
Kam jetzt der Judenprieſter finſt're Schaar
Und ſtand nun ſprechend weit im halben Bogen:

„Es ſollen durch den Aelteſten von Allen
Zwei Opfer von verſchiedenem Geſchlecht,
Die rein wie Tauben ſind, zur Sühnung fallen;

Und zu des heil'gen Tempels altem Grunde
Freiwillig kommen die Erleſenen
Zur Opferung noch vor der Abendſtunde."

Bei dieſen Worten in ſich ſelbſt verloren
Stand Ahasver, zur Erde ſah er hin,
Als gält' es, ſie mit Blicken zu durchbohren.

Doch ſprach er jetzt: „Wollt ihr mir Glauben ſchenken,
So bin ich alt, wie dieſer Gott vom Kreuz,
So will ich heut mit Blut zu Tod ihn tränken!"

Siebenter Geſang.

So wie ein Roß, das eine Mühle treibet,
Zwar vorwärts ſtrebt, doch in des Stranges Haft
Ringsum ſich dreht, im vor'gen Kreiſe bleibet,

So Ahasver, vom Morde ausgegangen,
Muß wiederum ſo in demſelben Ring,
Ach, zu demſelben Punkte hingelangen!

Um zu erfüllen ſeine böſe Stunde,
Steht er wie Abraham, der Opfernde,
Gewaltig da hoch auf dem Tempelgrunde.

Sein Angeſicht brennt wild und feuergluthig.
Das dunkle Haupthaar flattert d'rüber hin,
Im Winde ungeſtüm und meeresfluthig.

Und ob er auch die Arme feſt verſchlungen
Zu enger Feſſel, dennoch iſt damit
Der Drache tief im Buſen nicht bezwungen.

Wie in die Straße Stein an Stein gerammelt,
So ſieht man ringsum Kopf an Kopf gedrängt
Judäa's Volk zum Opferfeſt verſammelt.

Noch ſieht man nicht die beiden Kinder kommen,
Doch Jedem ſtockt der Odem in der Bruſt;
Denn ſolches Opfer macht das Herz beklommen.

Schon rollt die Sonne in den Dampf der Wüſte
Nach Abend zu, wie ein rumpfloſes Haupt
Gefärbt blutroth hinab vom Blutgerüſte.

Doch nirgendwo kann man das Paar erblicken,
Das nach der Prieſter Wort der alte Gott
Hieher zum Opfertode mußte ſchicken.

Da bricht ein Sonnenblick aus düſt'rem Himmel,
Ein gold'ner Weg ſtreckt ſich zu Ahasver,
Und todtenſtille wird des Volk's Getümmel;

Auf einem zahmen Rehe kommt gezogen
Ein Mägdlein, und ein Knabe leitet es;
Vor ihnen theilen ſich des Volkes Wogen.

Nur Ahasver tief in ſich ſelbſt verſenket
Erblickt ſie nicht, ſtarr hält er ſeinen Blick
Jetzt auf das Beil vor ſeinem Fuß geſenket.

Von Ferne freudig ſtrecken ihre Hände
Die beiden Kinder aus nach Ahasver
Und eilen vorwärts auf ihn zu behende;

Denn als er doch zu lange ausgeblieben,
Hat ſie die Sehnſucht aus dem ſicher'n Thal
Weit durch die Wüſte bis hieher getrieben.

Wie jetzt er vor der Bruſt der Arme Riegel
Noch feſter ineinanderſchlägt, ſieht er
Das eig'ne Antlitz in des Stahles Spiegel;

Er fährt zurück, ſein Haupt hat er gewendet; —
Ein Schrei, ein Angſtſchrei! Stöhnend ſtürzt er hin,
Als wär' ein Pfeil ihm in das Herz geſendet.

Vor dieſem Angſtſchrei, dieſem Todesſchrecken
Mußte die Sonne, alle Welt zugleich
Mit Leichentüchern plötzlich ſich bedecken.

Da ſah den Heiland man herab ſich neigen
Aus dieſer Nacht und plötzlich in die Nacht
Zurück mit beiden Kindern wieder ſteigen;

Dicht hinter ihm ſchloß ſich mit Todesgrauſen
Die Finſterniß der Nacht. Wie in der Luft,
So fing es in der Erde an zu brauſen,

Als müßt' der Abgrund eine Höll' gebären,
In Graus und Schrecken an die Oberwelt
Mit Erd' und Himmel jetzt zuſammengähren.

Und donnernd fing es wieder an zu kochen
Und an der Erde Rinde rieſenhaft
Mit ungeheu'ren Hämmern an zu pochen.

Da wie ein Wald vom Sturmwind umgeriſſen
Lag auf dem Angeſichte alles Volk
In Angſt ſich windend und in Finſterniſſen.

Nun wieder wie von mitternächt'gen Eulen,
Von Wölfen, die der Hunger peitſcht im Schnee,
Quoll wild empor ein ſchauerliches Heulen.

Jetzt mitten durch dies Beben, ſolches Stöhnen,
Hört man urplötzlich einen Donnerſchlag
Wie in und zu der Allvernichtung dröhnen.

Mit ihm zerriß die Erde bis zum Grunde,
Und eine Feuerſäule ſchoß empor
Wie eine rothe Palme aus dem Schlunde.

Die Baugerüſte aneinander raſſelnd,
Geſchleudert wurden meilenweit ſie hin,
In Feuer lodernd und mit Funken praſſelnd,

Bis Alles war geſchlichtet und geſichtet,
Und alles Menſchenwerk mit einem Mal
An dieſer Stelle war zu Staub vernichtet;

Bis ſo Jeruſalem der Dinge Wendung,
Und Ahasver in ihr ſo fand zugleich
Der zweiten Friſt entſetzliche Vollendung.

Da löſchten wieder aus die Wunderflammen,
Und ſchrecklich, grauſig, düſter quoll die Nacht
In wüſtem Wirbel wiederum zuſammen.

Die dritte Friſt.

Erſter Geſang.

Vom Südpol aus in ganz geradem Gange
Zieht die magnet'ſche Linie ſich vor,
Doch plötzlich krümmt ſie ſich wie eine Schlange

Vor Indien und ſeinem Archipele —
Dort vor dem Kerker, wo gebunden ſitzt
Die ew'ge Mutter, Weh in tiefſter Seele.

Die Linie möcht' ſich zum Kreis verkürzen
Und in ſich ſelbſt hinein geheimnißvoll
Mit einem Mal in einen Wirbel ſtürzen.

Der große Geiſt hielt dort zuerſt umſchlungen
Sein armes Weib, dort ſind aus ihrer Gluth
Die Erdbämonen allzumal entſprungen.

Als ſo die erſte Schöpfung aufgedampfet,
Hat er, der große, unnennbare Geiſt
Im Zorn das Brautbett in das Meer geſtampfet.

Noch ſieht man dort des Paradieſes Schatten
In jenen Trümmern, die im Meer umher
Erblüh'n, erglüh'n in wunderſel'gen Matten,

Noch herrlich ſelbſt in Aſche und in Lava
Die Inſel Ceylon, dieſes Wunderhaus,
Mit vielen andern Sumatra und Java.

Die Seele ganz erfüllt von Schmerz und Trauer,
Du hohe Mutter! kommt zu dir dein Sohn
Und taucht die Seele ein in deine Schauer.

In Thränen waget er zu dir zu beten,
Auf Ceylons Küſte und vor deinen Thron,
Mit Harfenſchlag dich feiernd, hinzutreten.

Karten im zweiten Bande einzuheften.

Wer hat gehört die Wunderſtimme tönen
Auf Ceylon? Wer? Er hat gehört in ihr
Die Weltgeſchichte auf zum Himmel ſtöhnen.

O dieſe Stimme! ach, ſo herzzerbrechend,
Ein Jammerton, zu faſſen iſt er nicht,
Und glühend dennoch durch die Seele ſtechend!

Dies iſt die Stimme aus gequältem Herzen
Der ew'gen Mutter, wenn zum Klagelaut
Ausbrechen endlich ihres Daſeins Schmerzen.

Oft ſitzt ſie einſam dort und oft zuſammen
Mit den Dämonen, die durch finſt're Nacht
Weit leuchten über Meer wie Feuerflammen.

Und dort verſammeln ſich in weitem Bogen
Der Menſchen Seelen, die dämoniſch ſich
In angeerbter Macht dem Tod entzogen.

In ſolchem Kreiſe wird dort Rath gehalten,
Und nach dem Rathe zieh'n zu neuem Streit
Mit ihrem Heer die ſchrecklichen Gewalten.

Da zuckt die Erde auf in wilder Bebung,
Und auf die Geiſter aller Menſchen kommt
Mit einem Mal elektriſche Belebung.

Dort ward der unerhörte Plan entworfen,
Der in die trübe Chriſtenheit hinein
Die neuen Völker aus dem Wald geworfen;

Zuerſt die Hunnen, vorgedrängt die Gothen,
Die Sueven, die Alanen auch zugleich
Und die Vandalen, der Vernichtung Boten.

Und aus der Erde ſchienen mehr zu wachſen,
Burgunden, Franken ſtürzen ſchnell herbei;
An Meeresküſten wild die wilden Sachſen.

So ſchien gelöſt der Völker alte Feſſel,
Und alle Welt entſetzlich, toll und wüſt
In ſich zu brodeln wie ein Hexenkeſſel.

So kam die Zeit denn wieder zur Gebährung
Und neue Völker treten auf den Plan
Geſtaltet aus ſo wunderſamer Gährung.

Doch wie an's Licht die neuen Völker kamen,
Da beugten ſie ſich alle vor dem Kreuz
Und vor dem neuen Gott und ſeinem Namen;

Als wär' ein Zauber über ſie gegoſſen,
Ein neuer Geiſt auf jedes Haupt herab,
Des neuen Gottes Wundermacht gefloſſen.

Es ſtarb ihr Herz, aufwachte das Gewiſſen;
So von der Mutterbruſt war iedes Volk
Als wie vor Abſcheu plötzlich losgeriſſen.

So war der Plan, der neue Plan zerronnen,
Den die Dämonen in geheimer Nacht
Zu unerhörtem Kampfe angeſponnen.

Da will die alte Roma wieder leben
Und mit dem Crucifix in ſtarrer Hand
Die altgewohnte Weltherrſchaft erſtreben.

Es ſingt Gregor, der Erſte, Siegeslieder
Von Gott und ſeinem Sohn, und die Natur
Stürzt ſo verleugnet auf das Antlitz nieder.

Und hätten die Dämonen nicht gerungen
Mit neuer Kraft, ſo hätte Gottes Sohn
Jetzt ganz das menſchliche Geſchlecht bezwungen.

So ward vermieden noch des Streites Schlichtung;
Noch lebt der Menſch, der Paraſit der Welt,
Vielleicht wär' ihm doch beſſer die Vernichtung,

Daß er mit Gott in Eins zuſammenflöſſe,
Als daß er hier nun zwiſchen Thier und Geiſt
Des kurzen Lebens lange Qual genöſſe, —

Vielleicht Vernichtung gut dem ew'gen Wand'rer;
Doch noch verſaget iſt ſie Ahasver,
Da er noch immer Er und noch kein And'rer.

So wag', o Lied, zu immer neuen Streiten
Den ew'gen Menſchen mit dem ew'gen Leid
In deinen ſchwachen Worten zu begleiten.

Zweiter Geſang.

Der Doppelſtern der Menſchheit war verſchwunden —
Die Freude und die Freiheit, und der Menſch
Verſtrickt in Wahn, in Ketten feſtgebunden,

Und jedes Heil, das Menſchenheil geſunken
In Nacht und Grab und bei dem Todtenkreuz
Scholl melancholiſch der Geſang der Unken.

Da auf der Völker Nacken mit dem Degen
Trat frech der Ritter, und der Prieſter ſprach:
„Wer leiblich duldet, hat des Himmels Segen!“

Doch Ahasver, den Wurm in ſeinem Herzen,
Zieht wandernd fort und fort, von Land zu Land,
An ihm vorüber gehen mind're Schmerzen.

„Wo haſt du deine Kinder?“ alſo fragen
Die Blumen ihn, die tauſend Blumen ihn;
Die Antwort iſt: „Ich hab' ſie nicht erſchlagen!“

Und ſelbſt die Steine ſcheinen gar beklommen
Zu fragen: „Biſt du ganz allein?“ Er ſpricht:
„Der Chriſt hat mir die Kinder hingenommen!“

„Wo haſt du deine Kinder?“ alſo brauſen
Die Bäume ihm, die Bäume aus dem Wald:
„Wo ſind die Kinder?“ hört den Sturm er ſauſen.

„Da ſchreit er auf: „Er hat ſie mir geſtohlen!
Ihr Blumen, Bäume, Flüſſe, ſagt mir an:
Wo ſind' ich ſie, wo ſoll ich ſie mir holen?

Einäugig heller Tag mit frechem Lichte,
Du alte Nacht, ſprecht, kamen Euch nicht wo
Zwei Kinder, meine Kinder zu Geſichte?

So frage ich! Schmachvoll müßt Ihr verſtummen;
Nehmt hin von meinem Fluch ein kleines Theil,
Um ſchaudernd Euch in Elend zu vermummen!“

Und Ahasver ſank auf den Felſen nieder
Auf des Gebirges allerſteilſter Höh',
Dahingeſtreckt die todesgier'gen Glieder.

Der Thaten zwar, nicht der Gedanken müſſig
War er ſich ſelbſt, war Alles ihm verhaßt,
War er des dumpfen Lebens überdrüſſig.

So weilt er dort auf himmelhohem Sitze;
An ſeiner Bruſt zerſchmilzt des Winters Eis,
An ſeinem Haupt verſprüht die Macht der Blitze.

Dort ruht er, wie ein Fels, am Felſen oben
So lange, bis von Dornen und Geſträuch
Er überwachſen war und eingewoben —

So ſtarr und ſtill, daß Adler ſich getrauen,
Die menſchenſcheuen Adler ihren Horſt
Ihm zwiſchen ſeine Füße einzubauen;

So weilt er dort gequält, ſich ſelber quälend
Und ruhelos ſelbſt in der Ruhe noch,
Gramvoll die Schläge ſeines Herzens zählend!

Wie ſeine Blicke ſo in's Leere ſchauen,
Sich bohrend in die öde, blaue Luft
Seh'n ſie herauf die Fahrt der Todten grauen.

Oft ſcheint, als ob das Meer mit allen Wellen
In Wolken ſich verwand'le, die daraus
In Einem fort empor zum Himmel quellen

Und leicht, doch langſam über Berge wallen,
Wo ſie entzündet von dem Sonnenſtrahl
Im Wetter wieder zu der Erde fallen.

So ſah auch Ahasver in langem Zuge
Empor die Seelen der Verſtorbenen
Vorüberzieh'n, wie Kraniche im Fluge,

Und wieder Andere und And're wieder,
Ein wechſelnd' Schauſpiel ohne Unterlaß,
Das wogte furchtbar vor ihm auf und nieder;

Grauſame Könige, umdrängt von Schaaren,
Die ihnen gräulich drohten, die durch ſie
Im Kerker oder ſonſt gequälet waren;

Die ungerechten Richter, engumwunden
Von Schlangen, und von Flüchen ihrer Schuld
Vorbeigehetzt wie von ergrimmten Hunden.

Die Reichen aber, die ſich vollgefreſſen
Von Gold und Koth, wie Kröten müſſen ſie
Sich tief und ſchwer vorüber mühſam preſſen.

Die Höflinge und Schranzen fliehen ſtöhnend;
Denn jeden jagt mit wildem Angſtgeſchrei
Sein Doppelgänger, ſich und ihn verhöhnend.

Die Pfaffen, die voll Trug die Welt belogen,
Verbrennen lichterloh, ihr Herz wie Docht,
Der heimlich ſich voll Fett und Oel geſogen.

Verräther und Meineidige, o gräulich!
Als Ungeziefer nagen ſie ſich auf; —
Die Wolke quirlt vorbei im Hui abſcheulich.

All' dies Geſindel muß ſich ſo zermalmen
In ſeinem Nichts, unſterblich iſt es nicht;
So muß es wieder ſich zu Stoff zerqualmen;

So daß von ſelbſt ſich jede Seele richtet,
Daß, wehe! oft ein dumpfes, ſtumpfes Volk
So in ſich ſelbſt verfault und ſich vernichtet!

Doch And're werden auch vom Tod geleitet
Vorbei an Ahasver, auf deren Bahn
Iſt Sonnenlicht im weißen Glanz gebreitet.

Das ſind die Seelen, die durch Opferungen,
Mit Blut und Thränen und mit Angſt und Schweiß
Die Freiheit und in ihr ſich ſelbſt errungen;

Die Helden, die für's Vaterland geſtritten,
Die ſchönen, jungen Helden und zugleich,
Die für die Wahrheit Noth und Tod erlitten;

Die arme Wittwe, die der Welt verborgen,
Verlaſſen wie ſie war, die Kindlein all'
Erzogen hat mit ungezählten Sorgen;

Jungfrauen auch mit ſtrahlendem Geſichte,
Verklärt durch Liebe oder auch durch Schmerz
Mit wehendem Gewand im Frühlingslichte;

Und Andere, die in den Tod ſich ſtürzten,
Zerbrachen ihres Lebens Tyrannei,
Freiwillig ſterbend ſchnöde Schmach verkürzten.

Und wieder aus der Erde großem Grabe
Führt and're Seelen an die Luft empor
Der ſchöne, bleiche Tod mit ſeinem Stabe —

Am Aelteſten, an Ahasver vorüber,
Am Einzigen, der nicht vollenden kann,
Am Sclaven der Unſterblichkeit vorüber.

Mitleidig, doch von ihm hinweggewendet
Führt er die Seelenſchaar an ihm vorbei,
Führt er den großen Zug, der nie geendet,

Die Geiſter wie die ſtaubbefang'nen Seelen;
Anſchließt ſich ſeinem Zuge Volk um Volk,
Ein Jegliches; nur Ahasver muß fehlen,

Nur Ahasver, der mit gewalt'gem Ringen,
Mit unermeßlich ſtarrem Trutz es wagt,
Den eig'nen Leib zum Sterben noch zu zwingen.

So lange rang in aller Welt er dorten,
Bis faſt allmächtig ward des Willens Kraft,
Das letzte Leben in ſich doch zu morden.

In wüſte Träume, die er dort geſponnen,
War ſeine Seele wie ein Nebelhauch
Ach! übermaßen gräßlich faſt zerronnen.

Ein einz'ger Punkt des Lebens will noch zittern
In ihm allein, doch dieſer einz'ge Punkt
Will dennoch nicht und kann ſich nicht zerſplittern.

Der Punkt fängt an, ſich wieder zu geſtalten,
Cryſtalliſch zucken Linien unter ſich,
Beginnen wieder ſich in's Kreuz zu ſpalten.

Es zuckt der Punkt nach unten und nach oben,
Es krümmt die Linie zum Knoten ſich,
Und eine Blume iſt emporgeſchoben.

Es zuckt der Punkt, freiwillig in Bewegung
Beginnt die Linie in Schlamm und Moor
Im erſten Schmerz von ſelbſt des Wurmes Regung.

Wo iſt der Tod? Wo iſt des Todes Frieden?
Nicht in, nicht auf der Erde? Wo noch ſonſt?
Ach, keine Ruhe, keine giebt's hienieden!

Es zuckt der Punkt zur Luft mit leichten Schwingen,
In dem Inſecte an der Sonne Gluth
Hindurch zu der Vernichtung ſich zu ringen.

Es zuckt der Punkt als Fiſch in tiefem Meere,
Gereizt, daß er von Art zu Art ſich ſelbſt
Verſchlinge, tödte und ſo ganz verzehre.

Wer ſtellt entgegen ſich dem Lebensdrange?
Die Erde? Waſſer? Luft? Sie ſind es nicht, —
Sie haſſen ſich, da kriecht hervor die Schlange.

Es zuckt der Punkt in allen ſeinen Schmerzen,
Mit leichtem Fittig fliegt der Vogel auf,
Mit Klaggeſang und heißem Blut im Herzen.

Wo iſt Vernichtung und in ihr der Frieden?
In keinem Element? An keinem Ort?
Ach Ruhe, keine Ruhe giebt's hienieden!

Im Blut das Feuer, Waſſer, Luft und Erde
Schreit auf der Lebenspunkt im Säugethier,
Daß er vom Daſein nun erlöſet werde.

Doch aller Drang zum Tode wird vergebens,
Von Neuem packt den ew'gen Wand'rer an
Die ſchreckliche Nothwendigkeit des Lebens;

Und wie ein Feuerſtrom mit jähen Flammen
Stürzt ſich der Menſchheit alte Laſt auf ihn
Mit Schmerz und Luſt im Menſchenherz zuſammen.

Dritter Geſang.

Begraben dort in ſolchen wilden Träumen
Weilt Ahasver, da donnert es vor ihm,
Es zittert rings die Welt in allen Räumen.

Da ſtand vor ihm in weißem Wetterlichte
Der zorngewalt'ge Dämon ſeines Volks
Mit todesernſtem dunklem Angeſichte.

Zwei Ungewitter krümmten ſich wie Drachen
Zu ſeinen Füßen, heulten laut vor Wuth
Und riſſen auf die rothen Feuerrachen.

Der Dämon ſprach: „Unmöglich iſt Verſöhnung
In dieſem Streit; heb' deine Augen auf
Und ſieh' zugleich die doppelte Verhöhnung!“

Da wirbelte lauttönenden Geſchmetters
Empor des Frühlings Lerche; es zerriß
Vor ihr mit einem Mal die Nacht des Wetters.

Doch ruhte dort in Klarheit ſtatt der Sonne
Ein göttlich Weib, ach unermeßlich ſchön,
Das Angeſicht voll ſchmerzlichſüßer Wonne!

Von ihrem Haupte quollen Locken nieder,
Wie wogend' Gold in reifem Aehrenfeld;
Aufſchlug ſie jetzt die ſanften Augenlider,

Und, wie durch Wald und Laub der Blick des Seees,
Tiefblau und ſonnig ſtrahlt ihr Augenpaar,
Gleich Alpenblumen aus dem Glanz des Schneees;

Doch mit den Füßen in ein Kreuz geſchlagen
War ſie beſchwert mit ſolcher Kettenlaſt,
Daß es unmöglich ſchien, ſo viel zu tragen;

Und dennoch hielt in Mitleid und Erbarmen
Zwei Kinder ſie geneigt an ihre Bruſt
Zu ſanftem Schlaf in ihren treuen Armen.

„Was haſt du doch ſo Gräßliches verſchuldet,
O Gottesweib! rief ſeufzend Ahasver,
Warum haſt du ſo arge Schmach erduldet?“

Und ſie entgegnet ihm in Flötenweiche:
„Weil ich euch Menſchen mehr geliebt als ihn!“
Und leiſe weinend ſchwieg die Schmerzensreiche.

Doch endlich ſprach ſie weiter: „Sieh', am Leben
Bewahren muß ich beide Kinder dir,
Bis daß er dir ſie wieder heim wird geben!

Du ärmſter Sohn, kannſt du dein Herz nicht zwingen
Und willſt du immer noch im alten Streit
Mit Gottes Sohn, dem Eingebornen ringen?“

„Mit ihm, rief Ahasver, biſt du verbunden;
Und ich bin vaterlos und mutterlos!“
Mit dieſem Ruf war Alles ihm verſchwunden.

Noch aber neben ihm mit düſter'n Mienen
Stand der gewalt'ge Dämon ſeines Volks, —
Der ſprach: „In dieſem Streit will ich dir dienen!

So dien' auch mir! Du ſahſt, wie er gekettet
Die Aermſte dort; ich haſſe ſie und ihn;
Von Anbeginn war ſie an ihn verwettet.

Und hat der Chriſtengott mit Feuerbeſen
Die Kinder Iſaak's weit hinweggefegt;
Doch wieder hab' ein Volk ich auserleſen.

Und iſt mein liebſtes Kind hinausgetrieben
Wie Ismael, ſo iſt doch Ismael
Noch in Arabien mir übrig blieben.

Aufleuchten will ich dort in allen Geiſtern
Gedankenſchnell und löwenſtark zugleich,
In ihnen mich der ganzen Welt bemeiſtern!

Ich will den Enkel Ismael's erküren,
Mohammed ſoll mit dem gefeiten Schwert
Zu meinem Heile alle Völker führen.

Du aber, Mann der älteſten Erfahrung,
Sollſt bei ihm ſein, daß er begreifen lernt
In ſich die neue, große Offenbarung.“

So ſprach der Dämon, als er ſchon zuſammen
Mit Ahasver dahinflog durch die Nacht,
Durch Wetterwolken und mit Blitz und Flammen.

So ſprach er zu dem menſchlichen Genoſſen,
Als durch die Wüſte von Arabien
Sie donnerten auf ihren Feuerroſſen.

Vierter Geſang.

Zu Mekka auf der Erde kühlem Kiſſen
Ruht Hagar, die verſtoß'ne mit dem Sohn
Im langen Schlaf, den Alle ſchlafen müſſen.

Dort über ſich der Kaaba heil'ge Steine
Ruh'n nach ſo herber Noth und ſchwerer Flucht
In Grabesruh' der Wanderer Gebeine, —

Zu Mekka in der Kaaba fromm verehret,
Von Ismael's Geſchlecht, das wie der Sand
Am Meer ſich in Arabien gemehret.

So wollte hoch mit ungezählten Zweigen
Ein jugendfriſcher, grüner Palmenwald
Sich über ihre Gräber brauſend neigen.

Rings aus der Wüſte von den Bergen ziehen
Die wilden Enkel her zu mancher Friſt,
Vor ihrer Ahnen Gräber hinzuknieen.

Doch zu dem Feſt, wo hier die Dichter ſingen
Vor allem Volk, eilt Jeder doppelt ſchnell,
Koſtbar Geſchenk dem Sieger darzubringen.

Und wieder auf langhälſigen Kameelen,
Windſchnellen Roſſen kommen Alle jetzt;
Mohammed nur, der Dichterfürſt, ſoll fehlen,

Der Dichterkönig, der ſo wildbegeiſtert
Mit Feuerworten aller Seelen ſich,
Des Himmels faſt ſich ſelber hat bemeiſtert;

Denn ſeit zu ihm ſich jener Mann gefunden,
Der dunkle Ahasver, ſchien ihm die Kunſt
Und Luſt der ſüßen Lieder ganz verſchwunden.

Ihm iſt ein Gräu'l der alte, wirre Glauben,
Vom rechten einen Gott ſpricht er zum Volk;
Doch dies läßt ſich den alten Wahn nicht rauben.

Jetzt aber ſcheint der neue Streit geſchlichtet;
Mit ſeinen Jüngern und mit Ahasver
Hat nach Medina er ſein Heil geflüchtet.

Hörſt du den Samum aus der Wüſte brauſen?
Staubſäulen ſchreiten rieſenhaft voraus,
Die gleich den Kreiſeln in ſich ſelber ſauſen.

Hörſt du das Land von tauſend Roſſen ſtampfen,
Daß Berge beben? oder will zu Staub
In Rauch und Wirbel ſich die Welt verdampfen?

Wer hält den Halbmond auf in ſeinen Bahnen?
Wild lechzen unter ſeinem Zeichen auf
Zum heißen Himmel blutigrothe Fahnen.

Da ſprengt einher, da naht mit Ungewittern
Das Schrecken Gottes, des Propheten Heer
Mit Donnerruf, daß alle Herzen zittern!

Allah iſt groß! Gewaltig das Verhängniß,
Das Schwert ein Schlüſſel zu dem Paradies;
Erkenntniß ſprengt der Menſchheit das Gefängniß!

Allah iſt groß! Der Weg zu ihm iſt Wahrheit,
Mohammed ſein Prophet, mit ihm, durch ihn
Schwingt ſich der Moslem zu des Himmels Klarheit!

Allah iſt groß! Ein Knecht erduldet Böſes;
Die freie Hand vergilt den Schlag mit Schlag,
Was ſpricht dein Herz? Von Niedertracht erlöſ' es!

Kaum wagt es Mekka, ſich zu widerſetzen
Dem Gotte des Propheten, der einher
Den Weg ſich bahnt durch Blut und durch Entſetzen.

Allah iſt groß! Wer iſt, der ſeiner ſpotte?
Ihr Götzendiener, Heuchler, wehe euch!
Der Moslem kommt, — am Boden heult die Rotte.

Auf dem Kameel' zu ſieben Malen flieget
Mohammed um die Kaaba rings umher;
So hat die Koboldsmacht er dort beſieget.

Doch dann gereinigt tritt mit Dankbezeugung
Vor Gott er in die Kaaba betend ein,
Wie ſelbſt er lehrte, zweimal mit Verbeugung.

Und er gebietet, daß von allen Enden
Die Gläubigen hieher ihr Angeſicht
Zur Kaaba im Gebete ſollen wenden!

Und er gebietet, daß zu einem Ringe
In Brüderſchaft ein jeder Gläubige
Zum Gläubigen unwandelbar ſich ſchlinge!

Mit reinem Herzen, waſſerklaren Händen
Bring' ſein Gebet der Moslem, bring' er auch
Barmherzig dem Bedürftigen die Spenden!

Allah iſt groß, ſo weit ſein Odem wehet,
Mohammed ſein Prophet, ſo weit im All
Die Sonne leuchtet und der Halbmond gehet!

Allah iſt groß! Sein Reich iſt zu erſtreiten!
Der Moslem ſtürzt durch Blut und Tod hinein
Aufjauchzend in das Meer der Seligkeiten.

Fünfter Geſang.

Arabien, jungfräulich unverſehret,
Noch keinem Herrn der Welt hat es gedient; —
Mit Stacheln iſt die Aloë bewehret.

Wer darf ſich um ſo ſpröde Braut bemühen?
Allah iſt groß, Mohammed ſein Prophet!
Vor Inbrunſt muß Arabien erglühen —

Wie eine Roſe, die im Thau geſchwollen
Die Haft zerſprengt, mit engem Purpurkelch
Zur Morgenſonne ſüß emporgequollen.

Die Erde ſelbſt, die erſt vom Schlaf bezwungen,
Fährt jetzt empor und wird zugleich von ihm,
Gluthheiß vom ſchönen Bräutigam umſchlungen.

O Iſaak's Kinder, hört ihr nicht die Stimme
Des alten Gottes jetzt bei Ismael?
Was ſteht ihr noch verſtockt in altem Grimme?

Ihr Perſer, Römer, wollt ihr länger zaudern
Zu glauben des Propheten Herrlichkeit?
Vor ſeinem Zorn ſoll eu're Seele ſchaudern!

Herbei, o Moslem, möchteſt du nicht ſterben,
In deiner Hand das Schwert? Groß iſt der Lohn!
Das Freudenparadies ſollſt du erwerben!

Sprüh' hin, o Blut! Was ſind des Todes Schrecken,
Da lächelnd zu den Sterbenden herab
Die Houris ſüß die zarten Hände ſtrecken!

Die ſchönſten Houris, ſchlank im Reiz der Glieder,
Von goldgeſtickten Schleiern kaum bedeckt,
Sie ſenken ſich zum Sterbenden hernieder;

Ihr Silbernacken glänzt aus Lockenfluthen;
Ob nicht die Lippen Purpurnelken ſind?
Die Augen ſchwarze Sonnen? dunkle Gluthen?

Und, wie zwei weiße ungefleckte Rehe,
So ſpielen ſanft des Buſens Zwillinge,
Zwei junge Zicklein unterm Blüthenſchneee.

Wie lichte Vögel fliegen ſie und ſchweben,
Um mitten aus der Schlacht des Kämpfers Seel'
Empor zum letzten Paradies zu heben.

Da jauchzt des Streiters Seele vor Entzücken:
„Allah iſt groß! Mohammed ſein Prophet!“
So läßt er von den Houris ſich entrücken.

Sie ſind bekränzt mit duft'gen Jasminkränzen,
Die Reizendſte, umſchlungen hält ſie ihn,
Indeß die andern ſüßen Trank kredenzen;

Indeß mit Liedern ſie die Fahrt verkürzen
Und jubelnd Alle dann mit einem Mal
In's Paradies mit ihrem Helden ſtürzen; —

Wo die Granat- und Palmenbäume rauſchen
Zugleich mit ſchönſter Blüthe, heller Frucht
In ew'ger Friſche jeden Sinn berauſchen;

Wo in die Höhe gleich cryſtallnen Thürmen
Springquellen rings mit wunderkühler Fluth
Zu ew'ger Wonne unabſehbar ſtürmen.

O Seligkeit, Entzücken überſchwänglich
In ſolchem Garten, ſolchem Paradies,
Wo nichts mehr endlich, nichts mehr iſt vergänglich!

Dort ruht der Selige auf ſeid'nen Kiſſen; —
Wie eine Perle in der Muſchel noch
Sitzt ihm die ſchönſte Houris jetzt zu Füßen.

In ew'ger Jugend muß hier Alles ſprießen;
Trinkſchaalen bringt, ihr Jünglinge herbei!
Hier darf des Weins der Gläubige genießen.

Mohammed Heil, dem größten aller Fürſten!
Und Abu'l-Kaſem, Achmet nennt er ſich,
Nach dem die Länder, wie nach Regen, dürſten;

Vor dem ſich Legionen Geiſter bücken,
Und unter deſſen Fuß der Erdkreis jauchzt,
Im Jubeldrang aufhüpfet vor Entzücken,

Dem ſich die Wälder und die Felſen beugen —
Allah iſt groß, Mohammed ſein Prophet!
Die Wüſte und das Weltmeer wollen zeugen.

Es knie't vor ihm die Sonne, will er winken;
Er hebt ſie mit der rechten Hand empor,
Den halben Mond, den Mond mit ſeiner Linken;

Indeß die Himmel alle um ihn kreiſen, —
Allah iſt groß, Mohammed ſein Prophet! —
Das will das All, das große All beweiſen; —

Indeß die Sonnen wie die Cymbeln klingen
Und die Planeten wie im Feuerrad
Um des Propheten Haupt im Tanz ſich ſchwingen!

Wer iſt ſo dreiſt ſich gegen ihn zu wehren?
Der Perſerkönig naht mit aller Macht,
Der Chriſtenkaiſer mit den Römerheeren.

Weintrauben in dem Faß, wer will euch ſchützen?
Der Winzer tritt hinein, da tritt er ſchwer,
Daß eu're Seelen blutig um ihn ſprützen!

Mohammed winkt, — mit todesgier'gen Streitern
Stürzt Abu-Bekr in die Gottesſchlacht,
Und Ali, Gottesfreund mit tauſend Reitern.

Mohammed winkt, mit Ahasver zuſammen
Stürzt Amru-Aaz, das ſchnelle Gottesſchwert
Sich gen Jeruſalem wie Blitz und Flammen.

Was helfen dir, Jeruſalem, die Wächter
Am öden Grabe des Gekreuzigten?
Bewacht euch ſelbſt, ihr Spötter! ihr Verächter!

Allah iſt groß! Wer iſt, der ſeiner ſpotte?
Weh über euch! Verleugnet habt ihr ihn!
Der Moslem kommt, am Boden heult die Rotte.

Sechster Geſang.

Rings um Jeruſalem, wie Meereswogen
Im Sturme hochaufſteigend, waren jetzt
Des Moslems Zelte überall gezogen;

Doch hinter ſtarken Mauern eingeſchloſſen
Lag dort das Römerheer, zum Todeskampf,
Zum Martyrthum beim heil'gen Grab entſchloſſen.

So wechſelt jetzt das Schickſal, das vor Jahren
Geſtürzt die Römer gegen dieſe Stadt,
Läßt hier die Römer Gleiches widerfahren;

Und Ahasver, der ſonſt mit Zorn und Trauern
Geſtritten für Jeruſalem, ſteht jetzt
Mit gleichem Sinne ſtürmend vor den Mauern.

O welcher Mordkampf hat ſich da entſponnen!
Aus tauſend Herzen ſprang ſo hoch das Blut,
Als wären unverſiegbar ſolche Bronnen.

Doch, wie die Krähe mit dem Schnabelkeile
An eine Muſchel pocht, bis ſie zerſpringt,
Und ihr der Raub ſo dennoch wird zu Theile,

So ſieht man raſtlos hier den Moslem ſtürmen, —
Allah iſt groß! Mohammed ſein Prophet!
So ſtürmen bei den Thoren und den Thürmen.

Vor ſolchem wilden Andrang ſchwerbeklommen,
Doch wohlverwahrt ſtand noch Jeruſalem; —
Da war die dritte Nacht herangekommen.

Die Nacht, die ſanft die Kämpfenden geſchieden,
Beugt, wie zum Säugling eine Mutter, ſich
Zur Erde jetzt und giebt ihr Schlaf und Frieden, —

Nur Einem nicht, dort ſitzt er voll Gedanken
Vor ſeinem Zelt, er fühlt ſein Menſchenherz
Am Leben und am Menſchenleid erkranken;

Denn ihm will ſich die dritte Friſt beenden,
Die letzte Gnadenfriſt, mit allem Kampf
Vermocht' er nicht, ſein großes Werk zu enden.

Auf ſich gehäuft hat er die Laſt des Lebens,
Sein Volk zu retten, das verirrte Volk!
So lang gerungen, und nun doch vergebens!

Noch eh' er mit dem Heer hierher geeilet,
Rief Ahasver die Kinder Israel's; —
Mit Steinen ward die Antwort ihm ertheilet.

Doch wäre Israel zum Heil gekommen,
Hätt' es den Gott der Väter nur noch jetzt
Und ſeinen Ruf bei Ismael vernommen.

Verſtockt ſind deine Herzen, taub die Ohren,
O Israel! Um dich weint Ahasver;
Denn nun biſt du auf immerdar verloren.

„Um dich, ſprach er, wie viel hab' ich erduldet!
Die Erde und die Hölle aufgeregt,
Zur Strafe ew'ge Wanderſchaft verſchuldet!

So rolle denn hinweg vor meinen Füßen,
Wie eine Kugel in das Nichts hinab,
Dort deine Schmach und Niedertracht zu büßen!“

Indeß ſo Ahasver ſein Volk gerichtet,
War über ihm, gleich einem Tannenbaum
Die dunk'le, friſche Nacht emporgerichtet,

Die heil'ge Nacht, gleich einem Rieſenbaume,
Der alle Zweige hoch zur Kuppel wölbt
Und mit ſich ſelber flüſtert wie im Traume;

Und wie ſich auch die Aeſte rings vergittern,
Doch glitzert überall ein Sternbild durch,
Mit grünem Licht auf zartes Reis zu zittern.

Gleich einer Nonne keuſch in weißen Schleiern,
Zieht über Zion hin der bleiche Mond,
Um mit Gebet die Wanderung zu feiern.

Und Ahasver verfolgt mit ſeinen Augen
Den Gang des Mondes unverrückten Blick's,
Als könnt' aus ſeinem Licht er Tröſtung ſaugen,

Bis er nun ſprach: „Von einer Zeit zur andern
Hab' ich geklagt, daß ich nicht ſterben kann;
Dich aber ſeh' ich immer freundlich wandern.

O Weggenoſſe, nimmer müd' zu lieben
Das wilde Meer, das dir entgegenſchwillt!
Auch mir biſt du derſelbe ſtets geblieben.

Du heller Wanderer auf ew'ger Reiſe,
Mein Meiſter und mein Vorbild ſollſt du ſein
Auf meinem Weltgang in der alten Weiſe!

Zu heftig Lieben war ja doch mein Haſſen,
So will mit treuen Armen unverzagt
Die ganze Menſchheit liebend ich umfaſſen,

Und helfen will ich jedem Volke ringen
Los von des Wahnes Nacht und Sclaverei,
Bis alle Ringe von der Kette ſpringen,

Und alle Menſchengeiſter hier auf Erden
Ein ſeliges, ein herrliches Geſchlecht,
Bis alle Menſchen ſelber Götter werden;

Bis hier bei ihren Menſchenbrüdern wohnen
So gern wie anderswo, noch lieber hier
Verſöhnt die Götter all' und die Dämonen.

In's Auge faß' ich ſo des Streites Ende
Und ohn' Erbarmen ſchreit' ich meinen Weg,
Geſchloſſen um die Waffe meine Hände.

So will ich wieder auf der Erde wandeln
Unſterblich in dem Leib, ſo will ich ſein,
Und ſo den Fluch in Segen mir verwandeln!

Heran, ihr ungebor'nen Millionen,
Die weinend ihr auf dieſe Erde kommt,
Als treuer Vormund will ich bei Euch wohnen!

Ich habe eine Leuchte angezündet,
Ich leuchte vor, o folgt mir Alle nach,
Bis Ihr des Kerkers Ausgang habt ergründet!

So will ich weiter, immer weiter ſchweifen,
Wie eine warme Sonne, über Euch,
Bis Eu're Geiſter wie die Saaten reifen.

Nicht Lohn begehrt von Euch der Ungenannte,
Denn Euer Heil iſt ſeine Seligkeit;
So weiter, weiter geht der Unbekannte.

So darf ich jetzt mit brünſtigem Entzücken, —
Heran, Jahrtauſende im Donnerſchritt! —
An meine Bruſt die Weltgeſchichte drücken,

Die ſchöne, wilde Braut, ſo ſchwer errungen,
Ihr großes Herz pocht laut an meiner Bruſt,
Mit beiden Armen halt' ich ſie umſchlungen,

So heb' ich jubelnd ſie durch Schmerz und Jammer,
So trag' ich jauchzend ſie durch Blut und Tod
Zur hochzeitlichen, bräutlich ſchönen Kammer!"

Da ward ſo ſtill die Nacht, ſo traumbefangen,
Als wäre nun die vielgeſchäft'ge Zeit
In Seligkeit und Ewigkeit zergangen.

Selbſt Ahasver hat ſich das Haupt verhüllet,
Mit einem einzigen Gedanken nur,
Mit aller Zukunft war ſein Geiſt erfüllet.

Kein Lüftlein wagte ſeinen Traum zu ſtören,
Kaum odmete der Wald und Alles ſchien
Auf ein geheimnißvolles Wort zu hören.

Nur manchmal überflog ein ſchnelles Glühen
Den Himmel gegen Oſt, als wollt' er dort
Zu einer Roſenblume auferblühen.

Nun aber aus ſo wunderbarem Weben
Begann ein Zug von Engeln hoch und licht;
Gleich Schwänen, Paar an Paar hervorzuſchweben.

Der Erſte trug zwei Kinder auf den Armen;
Sie ſchliefen ſanft an ſeine Bruſt geneigt;
Er ſah ſie immer an wie voll Erbarmen.

So wob' ihr Zug ſich, wie ein Regenbogen,
Hin nach Jeruſalem, zum heil'gen Grab,
Bis Glanz und Schein zu Nebel war verflogen.

Dies war vollbracht. Gleich einem Leu der Wüſte
Sprang in die Welt der Tag mit gelbem Licht,
Der brüllend ſie mit Mordgeſchrei begrüßte.

Siebenter Geſang.

Beim heil'gen Grab, wo ew'ge Lampen ſcheinen,
Wo nicht des Weihrauchs ſüßer Duft verweht,
Lag ungezählt das Volk in Angſt und Peinen,

Die Hände leidvoll in einander ringend,
Geſunken in die Kniee, in den Staub,
In düſt'ren Litaneien alſo ſingend:

„Erbarm' dich über uns und unſer Flehen,
Dreiein'ger Gott! Nicht unſer Wille, Herr!
Doch deiner ſoll in Ewigkeit geſchehen!“

Und um die Betenden noch mehr zu härmen,
Drang zwiſchendurch von allen Thoren her
Wildfremd des Moslems Ruf, des Kampfes Lärmen.

Gewaltiger ward jetzt des Sturmes Andrang,
So auch die Gegenwehr, bis mit der Axt
Zum Thor der ſtarke Ahasver heranſprang.

Einſchlägt er dort wie heißes Ungewitter,
Steinblöcke rollen ſie auf ihn herab;
Er ſchüttelt ſich, — das Thor zerſpringt in Splitter.

Wer legt den Fachbaum zu der Fluthendämmung?
Wer wirſt dem Wolkenbruch den Zaum in's Maul
Und bricht die Wuth der Länderüberſchwemmung?

Du Hütte mit dem heil'gen Grab am Hügel,
Wird dir nun bange, da Verderben rauſcht
Herüber mit dem grauen Geierflügel?

Wird jetzt die Schaar der Jünglinge dich retten,
Die rings um dich mit Waffen in der Hand
Zum Tode ſich verbrüdern und verketten?

Allah iſt groß! Einher im Löwengrimme
Mit ſeinen Reitern raſſelt Ahasver.
Hier hält die Schaar; er ruft mit lauter Stimme:

„Beim ſcharfen Stahl, den ich geſchwungen habe,
Verlaßt das Grab und zieht in Frieden heim;
Dem Tod geweiht iſt Jegliches am Grabe!“

Ob auch der Tod die Grabeswächter ſchrecket?
Es ſtürzt auf ſie des Moslem's Reiterei,
Und an den Boden liegen ſie geſtrecket.

Und wieder ruft in ſiegesfreud'gem Grimme
Am Thore Ahasver hinab zum Grab
Dem Volke zu mit lauter Donnerſtimme:

„Beim Namen des Propheten, der ſoll ſterben,
Der in dem Grab dem Grabe ſich vertraut;
Von Grab und Tod iſt Tod nur zu erwerben!

Ich ſchwör' bei eu'rem und bei meinem Leben:
Das Licht des Tages ſoll das Leben Euch,
Das Grab den Tod, den ſchnellen Tod Euch geben!“

Dem ſchwachen Volk war da der Muth gefallen,
Und aus dem Grabe ſah man Alle jetzt
Heraus, vorüber, doch in Frieden wallen.

Zwei Kinder aber knieen noch am Grabe
Als wie von kurzem Schlaf, vom Traum erwacht,
Die holde Lea, Ruben auch, der Knabe.

Ein Engel, — ach, zwei große Thränen traufen
Von ſeinen Augen! — ſtand dabei und ſprach:
„In Chriſti Namen will ich ſo Euch taufen.

Die Stunde der Erfüllung iſt gekommen;
In kurzer Zeit und nach viel kürz'rem Schmerz
Trag' ich Euch wieder hin zu allen Frommen."

Der Engel ſchwieg. Er wandt' den Blick nach oben
Und küßte beide Kinder auf die Stirn;
Da plötzlich war von hinnen er gehoben.

Schon näherten ſich jetzt des Feindes Tritte,
Heran kommt Ahasver, der ſie erblickt
Und doppelt dann beeilet ſeine Schritte.

Schon hat er ſie erkannt und ſchon umfangen,
Schon hebt er jubelnd beide hoch empor,
Die freudeweinend ihm am Nacken hangen;

Doch iſt er wieder ſchmerz- und wonnetrunken
Mit beiden Kindern bei dem heil'gen Grab
In Thränen jauchzend auf die Kniee geſunken.

Durch ſeine Seele ſtürzen die Gedanken
Wie ſchnelle Meereswogen, und er ruft:
„O Chriſtengott, ſoll ich dir dennoch danken?“

Doch Amru-Aaz tritt zornig aus den Schaaren
Der Gläubigen, die eng herangedrängt
Verſammelt bei dem heil'gen Grabe waren;

Und Amru-Aaz ſchreit ihm in ſeine Ohren:
„Bei dem Propheten Jeglichem den Tod,
Der bei dem Grabe weilt, haſt du geſchworen!

Was zauderſt du in Feigheit und in Bängniß?
Allah iſt groß! Mohammed ſein Prophet!
Doch unvermeidlich ewig das Verhängniß!“

Da kam auf Ahasver ein grimmig Zittern,
Als müßt' im Aufruhr ſeiner Seele jetzt
Die Bruſt mit einem Aufſchrei ſich zerſplittern;

Und ſtöhnend rief er: „Alſo endlich, endlich
Zum dritten Mal vollendet ſich der Fluch!
Und bin zum dritten Mal verhöhnt ſo ſchändlich!

Heran auf mich mit eu'ren Meſſerſtößen,
Heran auf mich mit euerem Geſchoß!
Wer wagt mein Wort, wer wagt es einzulöſen?

Da ſchwirren Pfeil' um Pfeile auf ihn nieder,
An ſeiner Bruſt zerſplittern ſie wie Glas,
Doch ſtrecken ſie der Kinder zarte Glieder.

Lebendig todt, die Augen ſtarr und offen
Stürzt Ahasver mit ſeiner theuern Laſt,
Als wär' er ſelbſt zum Tode mitgetroffen.

Dort lag er auf den Boden hingeſtrecket,
Mit ſeinem Leibe hielt die Sterbenden,
Die beiden Kinder hielt er ſo bedecket;

Und wie verbluteten der Kinder Wunden,
In Todeswehe, war auch ganz und gar
Zugleich ihm die Beſinnung mit verſchwunden.

Und dennoch wacht er wieder auf zum Leben;
Von Grabesſtille wird er rings umher
Und ganz von Nacht und Finſterniß umgeben.

Er weiß nicht, was er Schreckliches erfahren,
Er tappt um ſich, und ſeine Hände ruh'n
Jetzt auf den Kindern, die geſtorben waren.

Da fühlt er wieder in der Seele Innern
Des unermeßnen Leides, das er trug,
Entſetzliches und gräßliches Erinnern.

Und ſpricht bei ſich: „Das Eine war vollendet!
Das Andere beginnt, das keine Zeit
Und nicht die dunkle Ewigkeit beendet!

Von ihm und ſeiner Gnade losgekettet
Beginn' ich jetzt mit ihm den langen Kampf,
Bis ich von ihm die Menſchheit hab' errettet!

Wen er verfolgt, den ſoll er ewig merken;
Anſag' ich ihm auf immerdar den Krieg!
Losſag' ich mich von ihm und ſeinen Werken

Im Namen aller Erdencreaturen
Vom Menſchenkind bis auf den Stein hinab,
Wo kaum aufzucken noch des Lebens Spuren;

Im Namen aller Kräfte und Gewalten
Bis zum Geſetz hinab, nach welchem ſie
Zum Leben und zum Daſein ſich geſtalten;

Im Namen aller Seufzer, aller Schmerzen,
Vergoſſ'ner Thränen und vergoſſ'nen Blut's,
Gebroch'ner Seelen und zertret'ner Herzen!

So will ich ewig leben, ewig wandern,
Bei euch, ihr Menſchenbrüder, immerdar
Von einer Zeit hinüber zu der andern;

Bis endlich dennoch ſich die Nacht gelichtet,
Bis Er uns reicht die brüderliche Hand
Oder in ſeinem Stolze uns vernichtet.“

So ſprach er, und in göttlicher Durchdringung
Gerieth mit Licht und Klang die Luft um ihn
In zitternde und wunderſame Schwingung.

Es wuchs das Licht, mit ihm die Macht des Klanges,
Als müßt' ſich d'rin auflöſen alle Welt
Zu einem Ton des himmliſchen Geſanges.

Und Ahasver, zermalmt in dieſer Tönung,
Geblendet vom dem ſtechend weißen Licht
Rief aus: „Ach nimmer möglich iſt Verſöhnung!“

Da mildert ſich das Licht, der Töne Wehen;
Er hob ſein Angeſicht, und vor ſich da
Sah er den Gottesſohn in Klarheit ſtehen

Mit tödlich-ſchönem, bleichen Angeſichte,
Mit unregſamen Augen ſtarr und klar,
Als wär' genaht die Zeit zum Weltgerichte.

Die weiße Stirne unter'm Dornenkranze,
Die weiße Stirn', von Lockennacht umwogt,
War eine Sonne fleckenlos im Glanze;

Die Hände mit den roſ'gen Wundenmahlen,
Zu wägen ſchienen ſie die Ewigkeit,
Das große All in ſolchen Waageſchalen.

Kaum wagt es Ahasver, ihn anzublicken
Und doch auch nicht das bange Angeſicht
Vor ihm in Kleinmuth in den Staub zu drücken, —

Vor ihm, der einſt dort in des Kreuzes Laſten
Geflehet um Erbarmen menſchlich mild:
„Laß' mich an dieſer Stelle wenig raſten!“

Den er geſtoßen hat von ſeiner Schwelle,
Der ihn verdammt zu ew'ger Wanderſchaft
Und ihn verfolgt bis jetzt zu dieſer Stelle.

Doch nun beginnt der Gottesſohn zu ſprechen,
Ach, Worte, die wie Blitze durch ſein Herz,
Wie Donner mit Erſchütterungen brechen!

„Gerungen mit der letzten Kraft des Strebens
Haſt du vor mir, doch jetzt nur dir allein
Gelöſt das große Räthſel dieſes Lebens!

Auch ich bin nicht deßhalb herabgekommen,
Den Frieden Euch zu bringen, doch ein Schwert!
Du haſt zuerſt die Fehde angenommen,

In ihr zerbrochen alle ird'ſchen Schranken,
Mir gegenüber haſt du dich geſtellt,
Wie ein Gedanke wider den Gedanken.

So ringe weiter! weiter! Zwiſchen Beiden
Wird einſt, wo ſich vollendet hat der Kreis,
Das allerletzte Weltgericht entſcheiden."

Er ſchwieg und hob die klare Hand nach oben,
Noch einmal ruht auf Ahasver ſein Blick;
Dann aber war von hinnen er gehoben;

Und wie des Abendrothes letztes Flammen,
So fielen Licht und Ton zugleich in ſich
In Nichts und in die Finſterniß zuſammen.

Anmerkungen.

> Wenn aber Mythus und Geſchichte innig zuſammentreffen und ſich vermählen, dann ſchlägt das Epos ſein Gerüſte auf und webt ſeine Faden.
>
> Jacob Grimm.

Die Sage von Ahasver iſt mit meinen früheſten Jugenderinnerungen verwebt. Ich war faſt noch ein Kind, als ſich in meinem Geburtsorte das wunderliche Gerücht verbreitete, daß der ewige Jude durch das Dorf gegangen wäre. Er wurde geſchildert als ein Mann von mittleren Jahren, von rüſtiger Geſtalt und nachdenklich-entſchloſſenem Anſehen. Er ſoll mit einem Reiſemantel bekleidet und ſein Haupt mit einem breitkrämpigen, grauen Hute bedeckt geweſen ſein.

Ein abergläubiger Schäfer wollte mit ihm geſprochen haben. Aus der Verwunderung des Reiſenden, daß auf der Stelle, wo er vor tauſend Jahren nichts als Wald gefunden habe, jetzt ein großes Dorf mit Feldern und Wieſen liege, machte Jener den Schluß, daß dieſer Fremde kein Anderer, als eben nur der ewige Jude geweſen ſein müſſe.

So oft ich ſpäter dieſen Mythus wieder erklingen hörte, kehrte mir auch dieſe Jugenderinnerung zurück, bis ich ſelbſt nach und nach mich freier entfaltete und mein inneres und äußeres Leben mit mythiſchen und hiſtoriſchen Vorwürfen zu erquicken und in poetiſchen Werken zu geſtalten begann.

Dieſe Sage hat ſeit jener Zeit, wo ſie faſt lebendig in meine Knabentage trat, zu zwei verſchiedenen Malen einen bedeutenden Einfluß auf mein Dichten ausgeübt. Im Liede von Ritter Wahn habe ich den Gegenſatz von Ahasver — die zur Vereinigung mit Gott in der Unſterblichkeit ringende Seele — zur poetiſchen Anſchauung zu bringen geſucht, während jetzt in Ahasver die in irdiſchem Daſein befangene Menſchennatur, gleichſam der in einem Einzelweſen verleiblichte Geiſt der Weltgeſchichte, erſt in unbewußtem Trotze, dann endlich mit deutlichem Bewußtſein dem Gotte des Chriſtenthums ſich ſchroff gegenüberſtellt.

Wie nun ein Satz mit ſeinem reinen Gegenſatze menſchlicher Anſchauung gemäß gleiche Ewigkeit theilt, ſo ſtellte ſich von ſelbſt die poetiſche Nothwendigkeit der ewigen Erdenwanderung Ahasver's der göttlichen Ewigkeit des Heilandes gegenüber heraus, ſo daß dieſer über Ahasver nicht ſowohl einen Fluch, als nur einen nothwendigen Richterſpruch — den Bannſpruch — auszuſprechen brauchte.

Das Wort des Heilandes bei dem Kreuzesgange Ahasver gegenüber würde daher nur die Bezeichnung einer ſchon vorhandenen Thatſache, — des ihm in der Perſon Ahasver's entgegentretenden, beſtimmten Gegenſatzes ſein. Die Sendung des Erzengels Michael im ſiebenten Geſange des Bannſpruchs erklärt ſich von ſelbſt als ein Act der Gnade, geknüpft an nothwendige Bedingung, welche Ahasver in der Aufgebung ſeines Principes löſen ſoll.

Daß ich Ahasver mit den Banden des Blutes an die Weltgeſchichte geknüpft habe, bedarf keiner Vertheidigung, denn ihr Fortbeſtehen kann ja nur durch Fortzeugung des Menſchengeſchlechtes bedingt ſein, und wer mit Mark und Bein auf dieſer Erde ſteht, hat durch das Recht ſeiner Geburt ein Befugniß mitzuſpielen in dieſer ewigen Tragödie und ſich wiederzuzeugen in Kindern und ſo einer irdiſchen Unſterblichkeit nachzuſtreben.

Wie aber das deutſche Volk der eigentliche, weltgeſchichtliche Träger des Chriſtenthums geweſen iſt, ſo darf es wiederum in folgerechter Nothwendigkeit die Sage von Ahasver als Nationalmythus in Anſpruch nehmen, ebenſo wie einſt Hellas ſeinen Zeus und den Titan Prometheus.

Zur dritten Friſt, erſtem Geſang.

Vom Südpol aus —
Zieht die magnet'ſche Linie ſich vor,
Doch plötzlich krümmt ſie ſich wie eine Schlange.

Da dieſe Stelle nicht jedem Leſer gleich verſtändlich ſein möchte, ſo mag zur Erläuterung Folgendes dienen:

> Da der Magnetismus der Erde die hauptſächlichſte oder auch wohl einzige, phyſikaliſche Eigenſchaft der Erde iſt, durch welche ſich dieſelbe als ein thätiges Ganzes, mit periodiſch verlaufendem Kreislauf ihrer innern Bewegungen darſtellt, ſo müſſen alle Erweiſungen dieſer Kraft betrachtet werden als die noch ſtummen und unverſtandenen Zeugen eines höhern, allgemeinen telluriſch-

koſmiſchen Lebens, deſſen ahnungsreiche Beziehung zum Leben der Menſchheit jedem unverkünſtelten Naturbewußtſein als ein ſchönes Geheimniß gegenwärtig iſt.

Man hat diejenigen Punkte der Erdoberfläche, welche ſich in irgend einer der Rückſichten, nach welchen der Erdmagnetismus betrachtet wird, gleichartig verhalten, durch Linien unter einander verbunden, und ſo ſind die verſchiedenen, ſogenannten magnetiſchen Linien auf der Erdoberfläche entſtanden. Unter dieſen Linien zeigt diejenige, welche die Punkte der Erde verbindet, in denen die Magnetnadel nach dem wahren oder aſtronomiſchen Norden zeigt, oder diejenige, welche die Linie ohne Abweichung genannt wird, in dem indiſchen Archipel höchſt ſonderbare und unregelmäßige Krümmungen, während dieſelbe Linie auf der entgegengeſetzten Seite der Erde in Amerika in einem höchſt einfachen Zuge von Norden nach Süden läuft. Obgleich dieſe Linie über Vertheilung der magnetiſchen Kraft keinen beſtimmten Anhalt giebt, ſo zeigt ſie doch dort durch ihre unregelmäßigen Windungen an, daß das Zuſammenwirken magnetiſcher Kräfte in jenen Gegenden höchſt complicirt ſein muß.

— Wer hat gehört die Wunderſtimme tönen
Auf Ceylon? —

Die Luftmuſik oder die ſogenannte Teufelsſtimme auf Ceylon iſt ein Phänomen, das den Eingebornen wohl bekannt iſt. In neuerer Zeit haben es viele glaubwürdige Reiſende beobachtet. Es mag die Beſchreibung eines Reiſenden, welcher nach ſeiner Verſicherung ſo lange die ganze Sache für unglaublich gehalten hat, bis er ſelbſt Ohrenzeuge wurde, hier Platz finden:

> „Es läßt ſich dieſe Naturſtimme vorzüglich in ſtillen, heiteren Nächten hören. Sie hat mit elektriſchen Lufterſcheinungen gemein, daß ſie mit Blitzesſchnelle bald wie aus ungeheurer Entfernung, bald ganz in der Nähe vernommen wird. Am meiſten Aehnlichkeit hat ſie mit einer tiefen, klagenden Menſchenſtimme; hierbei aber pflegt ſie, wie alle Naturtöne, eine ſo tiefe Wirkung auf das menſchliche Gemüth zu äußern, daß ſelbſt die ruhigſten und verſtändigſten Beobachter, welche die natürliche Entſtehung dieſer Naturbegebenheit vorausſetzen, ſich eines tiefen Entſetzens und gleichſam eines herzzerſchneidenden Mitleids mit jenen, den menſchlichen Jammer ſo entſetzlich nachahmenden Naturtönen, nicht erwehren können.“

◆

[illegible]

Julius Moſen's ſämmtliche Werke.

Sämmtliche Werke

von

Julius Moſen.

Dritter Band.

Oldenburg.
Verlag von Ferdinand Schmidt.
1863.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Auguſt Grimpe in Hannover.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.*)

Ueber die Tragödie.

Wenn wir die Tragödie nur bei einigen alten und neueren Völkern in weitauseinanderliegenden Zeiträumen ihre wunderbare Blüthe treiben ſehen, daß es ſcheint, als habe in ſolchen Momenten glücklichen Geſchlechtern der Gott der Poeſie nur vorübergehend ſein Antlitz enthüllt, um dann wieder auf Jahrhunderte zu verſchwinden, ſo drängt es von ſelbſt den Denker, nach der Urſache dieſes Räthſels zu forſchen. Unter den alten Völkern iſt es nur den Griechen, unter den neueren auf der einen Seite nur den Spaniern und Franzoſen, auf der anderen den Engländern und Deutſchen vergönnt geweſen, die tragiſche Poeſie aus ſich herauszubilden; alle übrigen Völker, ſo groß und herrlich ſie ſonſt ſein mögen, hatten entweder nicht den Drang in ſich, nach ſolchem Kranze zu ringen, oder traten nach vergeblichem Streben darnach in den Schatten zurück. Ueberblickt man mit einem Augenaufſchlage die Weltgeſchichte und ſieht die Völker und ihre Schickſale ſelbſt wie Tragödieen vorüberziehen, welche ſich nach großen, einfachen Geſetzen entfalten und im Kampfe der Gegenſätze ſich drängen bis zur Kataſtrophe, wo ſie ihr Schickſal erfüllen und untergehen oder zurückſinken in das gemeine Daſein ohne Bedeutung, ſo müſſen wir im Voraus annehmen, daß ſich ebenſo nach großen, durchgreifenden Geſetzen die Geſchichte der Poeſie, das Thatenleben der Seele, entwickeln müſſe. Sehen wir bei den Griechen die Poeſie der alten Welt erfüllt in der Tragödie, ſo dürfen wir annehmen, daß ſie ſelbſt als Volk die höchſte Aufgabe der alten Welt, welche aus der Naturreligion wie aus einem Saamenkorne hervorkeimte und als üppige Palme emporſchoß, gelöst haben.

---

*) Zuerſt abgedruckt im „Theater“ von J. Moſen. Stuttgart 1842.

Das Geiſterleben der alten Völker hat ſich nach denſelben Geſetzen entfaltet, nach welchen der ſchaffende Geiſt der Natur ſich in der Schöpfung der Creaturen geoffenbart hat.

Der ſchaffende Naturgeiſt ſcheint in der Thierwelt in genialem Uebermuthe ein höheres Weſen, als der Menſch iſt, erſtrebt zu haben; denn wir treffen alle Eigenſchaften der Seele und des Leibes, welche im Menſchen harmoniſch verbunden ſind, zerſtreut in einzelnen Thieren und in dem Könige jeder Claſſe viel dämoniſch gewaltiger an, als ſie in irgend einem Menſchen ausgeſprochen ſind. Dadurch, daß alle im Menſchen, zur Harmonie verbunden, vorhanden ſind, muß jede ſich der andern beiordnen und gezähmt, mithin geſchwächt und jede an und für ſich niedriger erſcheinen, als ſie bei dem Thiere vorhanden iſt, in welchem ſie als das hervorragende Kennzeichen ſeiner Claſſe hervortritt. Das Geniale in einem

Menſchen erſcheint, wenn ſich eine dieſer Urgewalten in ihm über die anderen mächtig heraushebt; deshalb wird ein Genie leicht heraustreten in Etwas, das dämoniſch oder beſtialiſch iſt.

Wie nun die Natur ihren Schöpfungstrieb ausprägte in Geſchöpfen mit ſo einſeitig über alle Harmonie hinaus geſteigerten, einzelnen, vorherrſchenden Eigenſchaften, bis ſie dann aus allen dieſen zerſtreuten Gewalten den Menſchen ſchuf, ſo mußte auch die Menſchheit der alten Welt denſelben Entwickelungsgang im Seelenleben durchmachen, bis der Grieche auf dem Gipfel ſeines Daſeins das Rieſige und Thieriſche der alten Götter überwand in den Idealen menſchlicher Geſtalten, indem er zur Weltregierung das Geſetz der Harmonie des menſchlichen, bürgerlichen Daſeins unter der Obhut der Schickſalsmächte erhob und das Wüſte hinunterſtürzte in die Unterwelt. Was ſich, ob in der menſchlichen Seele oder in dem Conflicte menſchlicher Verhältniſſe, dagegen empörte, verfiel dem Verhängniſſe. Aus dieſem Brennpunkte ſeines ganzen Daſeins entzündete ſich der Geiſt ſeiner tragiſchen Poeſie, als die Erfüllung eines großen, weltgeſchichtlichen Daſeins in ſeinem höchſten Entwicklungspunkte. So ſchließt die griechiſche Tragödie in ſich das zur Erfüllung gekommene Seelenleben der ganzen alten Welt, ſowie die Statuen des Apollo und der Aphrodite das Ideal der durch die helleniſche Kunſt zu ſich ſelbſt erlöſten Natur.

Wie aber ſchon im Keime der Pflanze ein Zwieſpalt liegt, welcher das geſunde Wachſen der Pflanze wieder eine Krankheit ſein läßt, welche ihr Abſterben herbeiführt, ſo ſtellte auch derſelbe Zwieſpalt in der alten Welt ſich immer mächtiger heraus, je mehr ſich ihre Idee der Vollendung bei den Griechen näherte. Man kann ſagen, die Naturſeele habe ſich jetzt ſelbſt entzwei geſpalten.

Während ſie aus dem Traumleben der Aegypter in dem Volke der Griechen zum ſchönen Tagleben erwachte und ihrem Ideale zujauchzte, verfiel ſie bei den Hebräern, wie in Verzweiflung an ſich ſelbſt, mit wilden Affecten der Selbſtzerknirſchung in die Clairvoyance des Prophetenthums und ſpann heimlich in Unſterblichkeitsahnungen als Raupe ſich ihr Todtenkleid. Aus der Puppe dieſer lebendigen Leiche ging hervor als wunderbarer Falter das Chriſtenthum.

Man ſagt, daß die, welche im Grabe wieder vom Tode erwacht ſind, nie mehr die Farbe der Geſundheit erhalten, nie wieder lachen und immer als Büßer vor dem Throne Gottes ſtehen, ihm Rechenſchaft zu geben von jedem Odemzuge.

So trat die chriſtliche Religion hervor aus dem Grabe und predigte von der Ueberwindung des Fleiſches und erklärte ihrem andern Ich, dem Ideale creatürlichen Daſeins, als dem Endlichen und Schlechten den Krieg.

Aus dem Kampfe dieſes ſpirituellen und ſenſuellen Principes ging hervor das hiſtoriſche Leben des Mittelalters, welches ſich äußerlich darſtellte in Papſt und Kaiſer und in ihrem Kampfe miteinander um die Weltherrſchaft. Als jedoch das Papſtthum im Blute der Hohenſtaufen ſich zum Tode berauſcht hatte, erſtarrte ihm das eigene Blut in Herz und Adern. Die Ideen, welche das Mittelalter bewegt hatten, wurden zu ſtarren Abſtractionen. Das Königthum ging auf in Deſpotie und Hofceremoniell, indem es das zum willkürlichen point d'honneur und Hoflakaienthume verknöcherte Ritterthum und das in Galanterie und Buhlſchaft umgeſetzte Minnethum in ſeinen Kreis hineinzog. Geiſtliche und weltliche Herrſchaft reichten ſich wie Montague und Capulet in der Todtengruft die Hände, und garantirten ſich ihr Geſpenſterleben durch Polizei und Inquiſition.

In dem verwitternden Saatkorne der petriniſchen Satzung lag jedoch der Keim der pauliniſchen Zukunft, der Geiſt der Forſchung und der Wiſſenſchaft. Unter dem Donner der Pſalmenpoeſie incarnirte ſich Paulus in den Reformatoren, zerſprengte das gothiſche Grabgewölbe des Mittelalters und trat mit Bibel und Schwert in der germaniſchen Welt den romaniſchen Völkern gegenüber.

So hatte das chriſtliche Mittelalter zu Ende des fünfzehnten und Anfangs des ſechszehnten ſich abgeſchloſſen, bei den romaniſchen Völkern, und vor allen in Spanien durch die fertig gewordene Deſpotie der geiſtlichen und weltlichen Gewalt in ihrer Verbindung miteinander, indem zugleich in der Reformation die neue Zeit bei den germaniſchen Völkern der alten Satzung gegenüberſtand.

Auf dieſem Wendepunkte der Weltgeſchichte tritt uns wieder die dramatiſche Poeſie entgegen, faſt zu gleicher Zeit in Spanien und in England, — dort als die Poeſie des fertig gewordenen Abſolutismus der königlichen und prieſterlichen Idee des Mittelalters, — hier als Verklärung des aus der Erſtarrung des Mittelalters durch die Reformation ſich rettenden Gedankens der neuen Zeit.

Dürfen wir daher von einer gleichzeitigen romaniſchen und germaniſch-engländiſchen Tragödie ſprechen, ſo gilt es, beide näher zu charakteriſiren.

Beide verhalten ſich zu einander wie Verſtand zum Gemüthe. Das in der Menſchenſeele Schaffende, Gebärende und Werdende im Ahnungsgefühle des Einsſeins mit dem durch die Natur und die Menſchheit lebendig ſich offenbarenden Gott — iſt das Gemüth; — der Verſtand iſt das Bewußtſein im Genuſſe des Gewordenen durch Anwendung deſſelben im praktiſchen Leben. Das Gemüth gräbt das Gold, ſchmelzt und prägt es, der Verſtand ſteckt das Gold in die Taſche und gebraucht es als Mittel zum Genuſſe des Daſeins. Der Verſtand iſt wie der am Zuckerrohre ſich abſetzende Knoten, das Gemüth wie das Fortwachſen der Pflanze ſelbſt.

Die in den Verſtand aufgenommenen Principien des Mittelalters im Conflicte miteinander oder mit dem gemeinen Leben ſind der Inhalt der ſpaniſchen, ernſthaften Dramen, welche ſich ſelten zur Tragödie zu ſteigern vermögen.

In katholiſchen Kirchen im Altare hinter Glasſcheiben erblickt man zuweilen die von bunter Seide umwickelten und in Gold und Edelſteinen prangenden Todtengebeine eines Heiligen, über das Knochenantlitz eine wächſerne Maske mit Glasaugen zur Verehrung aufgeſtellt. Als eine ſolche pomphafte Leiche ruht das Mittelalter in dem mit rothen Sammet ausgeſchlagenen Sarge der ſpaniſchen Trochäenpoeſie.

Dieſe Verknotung des Mittelalters überwand die unverwüſtliche Lebenskraft der deutſchen Nation in der Reformation, welche der todten, äußerlichen Satzung gegenüber das lebendige, innere Moralgeſetz geltend machte. Die deutſchen Reformatoren trennten jedoch die religiöſe Freiheit von der bürgerlichen des armen Volkes, welches ſich todt rang im unglückſeligen Bauernkriege. Fürſten und Städte beeilten ſich, die Kraft des Landes zu zerbrechen, bis die Nemeſis des dreißigjährigen Krieges Alle darniedertrat.

England hatte jedoch mit beiden Händen praktiſch die neue Idee angefaßt und im Leben geltend gemacht. Mit zwei blutigen Schlägen wird dort das alte Princip überwunden in Maria Stuart und Karl I. In Eliſabeth und Cromwell hat dort das neue Princip des proteſtantiſchen Staates Raum gefunden.

Dieſes neue Princip iſt das Moralgeſetz, eine habeas corpus-Acte, welche das individuelle Daſein Aller in ſittlich-ſocialem Staatsverbande garantirt.

Wie die Harmonie des ſchönen Daſeins in Zügelung ungebändigter, dagegen ſich auflehnender Leidenſchaften, bewacht von den ſtrengen Schickſalsmächten, die Grundlage der griechiſchen Tragödie, ſo iſt das Moralgeſetz die Seele der Tragödieen Shakeſpeare's. Ihr Thema iſt das Individuum, welches in einſeitiger Berechtigung gegen die geſetzliche oder moraliſche Garantie der Geſellſchaft ſündigt und dadurch zugleich das Beil des verletzten Rechtes ſelbſtmörderiſch auf ſeinen Nacken herunterſtürzt.

Hatte früher das religiöſe und politiſche Leben des Mittelalters in den romaniſchen Völkern ſich zum Abſolutismus verknöchert, ſo erſtarrte auch der Proteſtantismus gerade in England, wo er das äußere Leben am innigſten durchdrungen hatte, zuerſt und zumeiſt zu blutleerer Prüderie im Puritanerweſen und in Bibelverbreitungs-Geſellſchaften.

Das wirkliche Seelenleben Englands iſt todt; der Verſtand baut Maſchinen und Dampfſchiffe. Wo das Seelenleben aufhört, bezieht ſich von ſelbſt Alles wieder auf das materielle Intereſſe. Bald nach Shakeſpeare ſank die dramatiſche Poeſie der Engländer herab zum bürgerlichen Rühr- und Schauſpiele ohne hiſtoriſche Bedeutung. Der Gedanke der Weltgeſchichte hatte jedoch in Frankreich und Deutſchland zu neuen Phaſen ſich herangebildet.

Hatte in dem päpſtlichen Chriſtenthume der Keim der Auflöſung und neuer Entwicklung der chriſtlichen Religion verhüllt gelegen, und hatte ſich aus dem pauliniſchen Gedanken die Reformation herausgehoben, ſo lag in dieſer zugleich die Bedingung der neuen Offenbarung des Gottes der Weltgeſchichte. Die griechiſche Bildung hatte in Paulus die chriſtliche Taufe empfangen, indem die alte Welt mit ihren Idealen zu der Idee vom großen, unbekannten Gott, welchen er den Griechen predigt, zuſammenrann, ſo daß darin die im Idealen verklärte Naturſeele der alten Welt, wie das empfangende Weib in den Armen des Mannes, erſtarrte in todesnaher Ohnmacht.

Sie that wieder die erſten Odemzüge, als Mahomed II. Conſtantinopel erſtürmt hatte, und flüchtige Griechen ihre alten Evangelien, Homer und Plato, nach Florenz brachten. Die ideenbedürftige Menſchheit begrüßte jubelnd den anbrechenden Göttermorgen. Florenz wird die Metropolis der Wiſſenſchaften und Künſte. Der Geiſt der Wiſſenſchaft und Forſchung dringt in die Adern des Lebens. Die Univerſität Paris beruft Profeſſoren der griechiſchen Sprache und Beredtſamkeit, und allenthalben entſtehen im deutſchen Reiche Univerſitäten, hervorgerufen vom lebendig gewordenen Geiſte des Alterthums. Dieſer treibt zur Forſchung, dieſe wieder zur Reformation, welcher die Inquiſition mit der Cenſur entgegentritt, und der Kampf der neuen mit der alten Zeit beginnt an allen Enden, bis der Deutſche wie Simſon die Säule des alten Gebäudes in Rieſenkraft zerſchmetterte und ſich begrub unter den ſtürzenden Balken und Steinen des Mittelalters in den Ruinen des dreißigjährigen Krieges. Die deutſche Nation war geſchichtlich vernichtet. Aber der Geiſt der Forſchung arbeitete unaufhaltſam fort. Er darf Formen zertrümmern, weil er andere, gewaltigere ſich ſchaffen muß. Der neuerwachte Gedanke der alten Welt ſuchte ſich ſelbſt zu erfaſſen und ſtudirte Aſtronomie und Phyſik und wendete ſich dann plötzlich auf den menſchlichen Geiſt ſelbſt, die Geſetze des Denkens zu begreifen.

So hatte ſich jetzt der Gedanke der Menſchheit zurückgezogen von dem äußeren, politiſchen Treiben auf das Innere, arbeitend in Bewältigung der Kräfte, welche er gebrauchte, um ſich nach Außen hin geltend zu machen.

Wir ſehen da, wo in der Reihe der Geſchöpfe die Natur einen Uebergang machen will von einer niederen zu einer höheren Weſenreihe, immer ein verzerrtes, abſcheuliches Mittelding erſcheinen, in welches ſich das neue, werdende höhere Weſen verhüllt zu haben ſcheint.

Aus der Todtengruft der Völker kroch im dreißigjährigen Kriege als eine ſolche buntſchillernde, häßliche, behende Rieſeneidechſe das franzöſiſche Miniſterkönigthum mit den klugen Jeſuitenaugen und hungriger, klebriger Zunge, und die Fürſten Europa's beugten ſich vor dieſer Herrlichkeit, ſprachen franzöſiſch und ſuchten ihr gleich zu ſein.

Aber unter dieſer abſcheulichen Hülle zuckte ſchon das Herz der Zukunft, und die franzöſiſchen Dichter zur Zeit Ludwig XIV. ſchufen die franzöſiſche Tragödie mit ihren ſpaniſchen Antitheſen und ihren griechiſchen und römiſchen Helden, welche, den Treſſenhut unter dem Arme und den Galanteriedegen an der Seite, mit Pathos ſprachen von Tugend und Freiheit im Vorgefühl der Revolution.

Durch dieſes zwitterhafte Daſein im Widerſpruche des Inneren und Aeußeren charakteriſirt ſich dieſe ganze Zeit und ſo auch die dramatiſche Poeſie des Volkes, welches durch Sitte und Sprache jene Zeit beherrſchte. Die franzöſiſche Tragödie iſt das ſpaniſche Drama in ſeiner Verderbtheit, aber angehaucht vom Odem der Zukunft.

Je innerlicher und mächtiger die Gottheit der Erkenntniß in dieſer Zeit ſich entfaltete, deſto entſetzlicher verzerrte ſich die äußere Form zu einem gräßlichen Meduſenhaupt. Die Forſchungen in allen Gebieten der Natur und des menſchlichen Geiſtes werden angeſtrengter, eine Entdeckung drängt die andere. Wo die Forſchung nicht ausreicht, da hilft der Zufall, welcher einen Brunnengräber verſinken läßt in das mit Lava bedeckte Herkulanum der alten Welt. Zugleich beginnt das Studium der Weltgeſchichte bei den Engländern und verbreitet ſich von dort über den Continent. Es wendet ſich der Geiſt der Kritik in Frankreich gegen die Zuſtände der menſchlichen Geſellſchaft im bourboniſchen Staate mit Montesquieu, Voltaire und Rouſſeau. Es kämpft zugleich gewaltig und ſiegreich Leſſing in Deutſchland gegen das bourboniſche Frankreich in der Literatur, er zerbricht die geiſtige Zwingherrnſchaft des franzöſiſchen Perrückenthums und begründet das deutſche Nationaltheater, indem er auf der Bühne deutſches Leben und deutſche Ideen dem deutſchen Publikum vorführt. Zugleich erweckt Winkelmann die griechiſchen Ideale und richtet ihre Göttergeſtalten auf vor der ſtaunenden Welt. Indem Carſtens ſie in ſeinen genialen Compoſitionen wieder lebendig macht, begründet er die neue, deutſche Malerſchule, welche ſich heraufzieht bis zu Cornelius und ſeinem Schüler Kaulbach.

Wie eine Nachtigall in düſterem Laubwalde den nahenden Lenz, begrüßte die deutſche Lyrik die aus den Geburtswehen der Menſchheit ſich hervorringende, neue Gottheit, die aus den Schachten der Forſchungen mit klingenden Schritten heraufwandelnde Pallas Athene, welche den ganzen alten Götterolymp in ſich vereinigt hatte und gekommen iſt, die Menſchheit zu erlöſen zu ihrem Ideale.

Da dunkelte die in wechſelnden Fratzengebilden zuckende, elektriſche Wolke der Zwiſchenzeit und zerriß mit den zwei aufeinanderfolgenden Wetterſchlägen des nordamerikaniſchen Freiheitskampfes und der franzöſiſchen Revolution.

Unter den Donnern der kreiſenden Zeit ſchrieben Goethe und Schiller ihre Dramen.

Goethe verleiblicht in ſeinen Geſtalten den auf ein helleniſches Daſein in edler Entfaltung ſeiner Gottähnlichkeit berechtigten Menſchen, welcher durch die ihn emporhebende Idee geiſtiger und leiblicher Schönheit das Barbarenthum von ſelbſt überwindet, wie Iphigenie den König Thoas, oder daran ſcheitert, wie Egmont an Alba. Dieſer Conflict der neuen Zeit mit den Geſpenſtern mittelalterlicher Satzung, geworfen in die Bruſt eines Menſchen, ſteigerte ſich in ſeinem Fauſt zur gewaltigſten Tragödie, welche, wenn auch als Fragment, die deutſche Nation vielleicht je beſitzen wird.

Faßte Goethe das griechiſche Ideal egoiſtiſch als Privilegium hochbegnadigter, menſchlicher Genien auf, welche adlig den barbariſchen Pöbel ſich vom Leibe zu halten hätten, wo er nicht ſelbſt ehrerbietig zurückweicht, ſo erſchien es Schiller in der Freiheit und Unabhängigkeit. Seine Helden kämpfen entweder für die perſönliche oder ſociale Freiheit: Karl Moor für das Ideal der Freiheit und Ungebundenheit des Räuberlebens gegen knechtiſche, heuchleriſche Zuſtände der Geſellſchaft, Marquis Poſa für die Freiheit der Völker gegen den Abſolutismus, Wilhelm Tell für ſeine eigene und die Freiheit der Schweizer gegen die Zwingherrſchaft der Landvögte, die Jungfrau von Orleans für die Freiheit Frankreichs vom engliſchen Joche, Maria Stuart für die perſönliche Freiheit gegen ihre königliche Nebenbuhlerin in Liebe und Herrſcherwürde, oder der Dichter kehrt den Kampf um und wendet ihn gegen die Freiheit für das ſubjective Ideal der Herrſcherwürde in Fiesko, oder er läßt gegen die herkömmliche Oberherrſchaft Wallenſtein ſich auflehnen für das Ideal eigener Herrſcherwürde. Indem Schiller's tragiſche

Helden in Wahn und Irrthum an der Idee, welche ſie trägt, ſich verſündigen, ſtürzen ſie ſich in den Opfertod für das verletzte Ideal. Schiller iſt der Dichter der Freiheit und Revolution, welche ſich ſo in Deutſchland poetiſch erklärte, während ſie in Frankreich ſich hiſtoriſch auslebte.

Es war die Zeit gekommen, wo die durch das Chriſtenthum verklärte Gottheit der Weltgeſchichte zum höchſten Bewußtſein ihrer ſelbſt hinzugedrängt wurde. Indem ſie, wie ein Fechtmeiſter die alten Regeln der Fechtſchule, die politiſchen Phaſen der alten Republiken in der franzöſiſchen Revolution bis zum Imperator recapitulirt hatte, mußte ſie auf dem Punkte angelangen, wo früher Rom die alten Nationalitäten vernichtet und die alte Welt an das Chriſtenthum überliefert hatte. Dieſes hatte wieder die Nationalitäten aufgehoben in der Idee der Gemeinſchaft der Chriſtenheit unter geiſtlicher und weltlicher Oberherrſchaft — unter Papſt und Kaiſer. Jetzt aber war der Proceß der Unterdrückten zur Reviſion gekommen. Während die franzöſiſche Gewaltherrſchaft ſich bis in das Maßloſe ſteigerte und die Völker bis zur Vernichtung ihrer eigenſten Seele hinunterdrückte, zog ſich die Weltſeele auf ihr Innerſtes zurück, fortgrübelnd in den Naturwiſſenſchaften bis zur Naturphiloſophie in Schelling und Novalis, durch welche ſie ſich verſenkte in die gährende Urnacht des alten Indiens, in welcher ſich die alten Nationalitäten geformt hatten. Dieſer heilige Augenblick der Menſchheit iſt gefeiert in den Hymnen an die Nacht von Novalis. Als ſie dort weinend ihre Kindheit wiederfand, da zuckte plötzlich ein elektriſcher Funke durch das deutſche Volk und es wußte zum Erſtenmale die ſelige Gewißheit: daß es ein geborenes Volk, daß es eine Nation ſei. Und es ſtieg mit pulſender Frühlingsluſt empor durch das Mittelalter und eroberte es mit dieſer alten und wieder jung gewordenen Idee ſeiner Nationalität. Dies war die heilige Oſternacht der Auferſtehung der deutſchen Nation von den Todten, in welcher ein Deutſcher dem andern an die Bruſt ſank und: „Bruder!“ rief.

Und jetzt führte zum erſten Male wieder die Gottheit der Weltgeſchichte eine Nation gewaffnet in den Kampf gegen den Unterdrücker, voran ſchritt Schiller's Geiſt mit den tönenden Worten der Begeiſterung, und die deutſchen Jünglinge riefen: „Gott, Freiheit und Vaterland!“ und zerſchmetterten die franzöſiſchen Legionen.

Wir finden in der ganzen Weltgeſchichte immer auf eine Zeit der Thaten eine Zeit der Gedanken folgen, denn neue That wird nur geboren von einem neuen Gedanken.

Während der Zeit, wo die Weltſeele in ſich ſelbſt brütet und den neuen Gedanken der Fortbildung herausarbeitet, werden immer die äußeren, durch die That feſtgeſtellten Zuſtände ſich verwerfen wie gottverlaſſen; ſie ſind wenigſtens von der Gottheit aufgegeben und fallen ab, wie dürre Blätter, wenn der neue Saft den neuen Frühling hervortreibt.

Nachdem der in der Menſchheit ſich entwickelnde neue Gedanke nur zerſtört hatte in der Reformation und Revolution, hatte er wieder die erſte, poſitive Idee darin gewonnen, daß er der in Napoleon erſtarrten Revolution gegenüber die Völker zum Bewußtſein ihrer Nationalitäten gebracht hatte. Dieſes Bewußtſein war aber vermittelt worden durch Recapitulation der Geſchichte des Mittelalters in unermüdlicher Forſchung in allen Zweigen des Wiſſens, in der Poeſie der romantiſchen Schule und in der chriſtlichen Kunſt mit Hinneigung zu den Formen der chriſt-katholiſchen Kirche, in welche die Wurzeln der deutſchen Geſchichte ſich verlaufen.

Dieſe Vermittelung führte die ſogenannte Reſtaurationszeit herbei. Während der in ihr waltenden Reſtaurationsideen ſchrieb Tieck ſeine köſtlichſten, ironiſch lächelnden Tendenznovellen, und Heine, die Spottdroſſel des deutſchen Dichterwaldes, ſang mit höhniſchen Trillern nach allen Volksweiſen; Raupach aber machte die Geſchichte der Hohenſtaufen, wie ſie Raumer erzählt hatte, bühnengerecht. So darf die Reſtaurationsidee hier angedeutet werden.

In Frankreich verwahrte ſich gegen die Reſtauration der fortſchreitende Gedanke der Menſchheit in der Julirevolution, in Deutſchland hatte er ſich in die Philoſophie zurückgezogen. Es arbeitete ſich jetzt daraus hervor der neue, weltbezwingende Gedanke, welcher in den Worten zuſammengefaßt werden kann:

Gott offenbaret ſich durch die Natur an die Menſchheit und in dieſer durch die Weltgeſchichte, welche im Kampfe des Gewordenen und Werdenden ihn dialektiſch entwickelt.

Dieſer Gedanke macht von ſelbſt das menſchliche Individuum zu einem, ſich ſelbſt bewußten, Mitfactor der Weltgeſchichte. Der Weg, auf welchem dieſer Gedanke in die Nation dringt, kann nur die Poeſie ſein; in ihr muß er wieder die Form zu gewinnen ſuchen, welche ihn am lebendigſten in allen ſeinen Wendungen ſichtbar macht. Dieſe Form iſt die Tragödie. Von ihm emporgetragen, muß die moderne Tragödie die eigentlich hiſtoriſche werden.

Goethe und Schiller haben ihre tragiſchen Helden von der Weltgeſchichte losgebunden und zum Träger ihrer individuellen, idealen Gedanken gemacht. So hält ſich Goethe's Egmont ſein Volk mit dem Drange nach religiöſer und politiſcher Freiheit vom Leibe und ſucht ſich mit Spanien zu vermitteln, ſo daß er nur zu Grunde geht in dieſer Hinneigung zur ſpaniſchen Herrſchaft an der Eiferſucht des von ihm im ſchönen Daſein übertroffenen Alba's. So tritt in Schiller's Maria Stuart nirgends die Ahnung hervor, daß in ihr das Princip des abſoluten, romaniſchen Königthums dem neuen, den Geſammtwillen ausprägenden Herrſcherthume in Eliſabeth gegenüberſteht.

Darf man daher ſagen, daß erſt in unſeren Tagen die Geſetze der Weltgeſchichte in das menſchliche Bewußtſein getreten ſind, ſo ſtellt ſich von ſelbſt dem modernen Tragöden die Aufgabe: die Momente der Geſchichte zu ergreifen, wo der ewig lebende Gedanke der Menſchheit potenzirt zur That hervorſpringt. Wo ſich dieſer Gedanke durch die gegebenen Conflicte zur That drängt, muß von ſelbſt ein ſolcher tragiſcher Moment in der Geſchichte entſtehen.

Dieſer ſich unerbittlich bahnbrechende Gedanke der Weltgeſchichte wird für den Helden der modernen Tragödie das ſein, was in der alten Tragödie die Schickſalsidee war.

Wenn man nicht ſagen kann, daß Goethe und Schiller ihre Aufgabe in der Tragödie vollendeter gelöst haben, als Shakeſpeare den Grundgedanken ſeiner Tragödieen, ſo wäre es vermeſſen zu behaupten, daß die Idee der modernen Tragödie klaſſiſcher gelöst werden würde, als dort geſchehen iſt. So viel iſt nur wahr, daß der modernen Tragödie der weiter herausgebildete Gedanke der Gottheit in der Weltgeſchichte zum Grunde liegen wird. Da wir im Anfange dieſer neuen Periode der deutſchen Poeſie ſtehen, welchen klingend und ſingend eine neue Lyrik in mächtigen Liederſchwärmen eben ſo verkündet hat, wie dies bei der früheren der Fall war, ſo kann man auch bis jetzt nur von Anfängen ſprechen. Der große, neue, weltbewegende, formſuchende Gedanke wirft aber die deutſche Dichterjugend mit Macht auf die dramatiſche Poeſie. Es ſchmilzt das Eis, und die Knospen ſchwellen an den entblätterten Bäumen, und die Tage verrinnen, und wer will zweifeln, daß der Frühling kommen wird? —

In der letzteren Zeit will man die Meinung aufſtellen, daß das moderne Drama das ſogenannte bürgerliche ſei und das hiſtoriſche Leben als das unpoetiſche und wenigſtens unintereſſantere dem Familienleben gegenüber bezeichnen. Dieſe Meinung beruft ſich auf Leſſing und ſeinen Ausſpruch: „man thue dem menſchlichen Herzen Unrecht, man verkenne die Natur, wenn man glaube, daß ſie Titel bedürfe, um uns zu bewegen und zu rühren.“ Er hat damit ganz Recht, wenn er mit Ariſtoteles für den Zweck der Tragödie die Erregung des Mitleids und Schreckens hält, er hat Recht, wenn er dieſe Eigenſchaft in dem von England herübergebrachten bürgerlichen Rührſpiele findet.

Dieſe Anſicht Leſſing's war ſeiner Zeit auch ganz angemeſſen; wo er ſagen konnte: „Die Deutſchen ſind keine Nation!“ oder mit andern Worten: ſie beſitzen kein Nationalgefühl, welches ſie aus dem Familienleben heraus erhebt zum weltgeſchichtlichen Zuſammenleben. So lange eine Nation aufgelöſt iſt zu einzelnen Familien und Individuen, können dieſe auch keine höheren Affecte kennen, als Liebe der Geſchlechter, der Aeltern und Kinder und die im gemeinen Leben abgedämpften Gegenſätze von Herrſchaft und Gehorſam, Reichthum und Armuth, Bürger und Adelſtand u. ſ. w.

Nationalleben entſteht erſt dann, wenn die im gemeinen, ſocialen Daſein abgeſtumpften Gegenſätze zur Spitze der Parteifragen und bis zum Selbſtbewußtſein einer Nation der andern gegenüber vorgedrängt werden.

Hier, wo aus dem Conflicte hiſtoriſcher Gegenſätze der Kampf der Waiblinger und Welfen, der weißen und rothen Roſe, der Reichsritterſchaft mit den Fürſten und Städten, der Fürſten und Städte mit den Bauern, der Proteſtanten mit den Katholiken hervorgegangen ſind, tritt die Tragödie in ihr weltrichterliches Recht.

Inſofern die Deutſchen darauf verzichten, eine hiſtoriſchgeltende Nation werden zu wollen, müſſen ſie ſich auch in der dramatiſchen Poeſie nur die Abſpiegelung ihrer Privatempfindungen, deren ſie fähig ſind, gefallen laſſen.

So lange zwei Liebende, welche getrennt werden ſollen, ſich noch hinter dem Rücken der Polizei vergiften können, wird es nie an Stoff zum modernen Trauerſpiele, und ſo lange noch ein reicher Onkel aus Oſtindien kommen und ihnen ein Rittergut kaufen kann, nicht am deutſchen Luſtſpiele und am gerührten Publikum, und den Theatercaſſen nicht an Einnahme fehlen. Hier bedarf es keiner großen Titel der Handelnden im Drama, mit dem eines Hof-Commerzien-Steuerrathes, eines Majors, Lieutenants oder Aſſeſſors kommt man weit genug; kann ein großmüthiger Fürſt dabei noch incognito angebracht werden — denn welcher Hof duldete, daß irgend ein Vorfahr ſeines Fürſten eine hiſtoriſche und poetiſche Bedeutung erhielte?! — ſo iſt das Möglichſte im großen Style erreicht!

Darin hat jedoch die neuredigirte Leſſing'ſche Meinung nur vortheilhaft gewirkt, daß ſie die jambenaustönenden Landräthe und Junker, welche uns vor einem Jahrzehnt als hiſtoriſche Kaiſer und Ritter vorgeführt wurden, um die gewaltigen Parteifragen der Geſchichte zu höfiſchen Complimenten umzuſtempeln, von den Brettern verjagt hat.

Es iſt wenigſtens ſo viel gewonnen worden, daß man lieber Kartoffeln in Schalen, als Attrapen im Schauſpiele haben will.

Daß der Bühnengeſchmack noch von einem Extreme zum andern überſpringen kann, zeigt uns wenigſtens, daß er noch nicht ganz in Opernmuſik zerronnen iſt; wie dies bei Völkern geſchieht, welche ſich wieder zu Individuen auflöſen und wie Schwäne in Melodieen hinſterben.

Fragt Ihr: ob die dramatiſche Poeſie in Deutſchland die ihr eigene, nur eben in der Entwicklung begriffene Knoſpe bis zur Blüthe ausbilden wird? ſo habt Ihr zugleich gefragt: ob Deutſchland eine Zukunft hat; denn die dramatiſche Poeſie iſt das Bild der Sonne, welches ſich vor ihrem Aufgange an den Himmel heraufſpiegelt.

Die Tragödieen, welche hier im Drucke erſcheinen, bedeuten nur Merkmale, welche ein Wanderer im Walde in die Zweige der Bäume ſchürzt für den Nachfolger, welcher die Heerſtraße einſt durch die grüne Wildniß ziehen wird.

Je ſeltener der deutſche, dramatiſche Dichter dieſer Tage tüchtigen Willen zur Aufführung hiſtoriſcher Tragödieen findet, deſto dankbarer bin ich dem Generaldirector der Theater in Dresden, dem Geheimen-Rathe von Lüttichau, welcher „Otto III." und die „Bräute von Florenz" zuerſt zur Darſtellung bringen ließ.

Zugleich hatten die Darſteller mit ſo lebendigem Enthuſiasmus ihre Rollen erfaßt und gegeben, und das Publikum war ſo friſch darauf eingegangen, daß mir die Aufführung dieſer Trauerſpiele auf der Dresdener Hofbühne unvergeßlich bleiben wird.

Da die Tragödien, welche ich nun dem geehrten Publikum überreiche, nicht in der Reihenfolge erſcheinen, wie ſie vollendet worden ſind, ſo erlaube ich mir einige Worte zu meiner Rechtfertigung.

Mit Otto III. beginnt das zweite chriſtliche Jahrtauſend, wegen man das Stück dieſes Titels als Ouverture betrachten kann. —

In Cola Rienzi ſucht die altrömiſche Staatsidee durch Revolution gegen das Mittelalter ſich wieder als moderner Staat zu verwirklichen, ſo daß der Held der Tragödie als Vorläufer des bis zu dieſen Tagen ſich fortſpinnenden Kampfes angeſehen werden kann.

In den Bräuten von Florenz tritt der Moment hervor, wo Florenz nach langem, hartnäckig behaupteten juste milieu zwiſchen der geiſtlich freibürgerlichen Partei der Welfen und dem Waiblingen'ſchen Adel, aus dem dumpfen, chroniſchen Leiden eines gewaltſamen Friedenszuſtandes durch das Schickſal der Liebe Buondelmonte's, eines ſeiner edelſten Jünglinge, in die weltgeſchichtlichen Conflicte hineingeſtürzt wird, um in ſich das ganze mittelalterliche Leben, wie einſt Athen die alte Welt, zur Verklärung zu bringen und abzuſchließen.

In Wendelin und Helene treten die weltgeſchichtlichen Gegenſätze in die neuere Zeit. Dieſes Trauerſpiel iſt ſchon vor vielen Jahren geſchrieben worden. Es war mein erſter Verſuch. Es iſt hier überarbeitet und noch milder Beurtheilung empfohlen worden.

Wenn die Zeit kommen wird, wo der Dichter den Proceß der Weltgeſchichte als Referent von der Bühne herunter dem Publikum vortragen darf, ohne von den Parteien ſelbſt verdächtigt werden zu können, dann wird auf den

Thronen, wie in den Häuſern der Bürger ein geſundes Gewiſſen herrſchen.

Glücklich iſt der Dichter, der dann leben und wirken wird, ihm reiche ich über dieſe Tage hinüber die grüßende Hand.

Julius Moſen.

Inhalt.

Heinrich der Finkler, König der Deutſchen.
Kaiſer Otto III.
Cola Rienzi, der letzte Volkstribun der Römer.

Heinrich der Finkler,

König der Deutſchen.

Ein hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Acten.

Perſonen:

Heinrich, Herzog der Sachſen, hernach König der Deutſchen.
Otto,
Heinrich, } ſeine Söhne.
Wettin,
Bernhard, } ſeine Feldherren.
Mathilde, ſeine Gemahlin.
Hedwig, ſeine Schweſter.
Eberhard, Herzog der Franken.
Burkhard, Herzog der Schwaben.
Arnulf, Herzog der Baiern.
Giſelbert, Herzog der Lothringer.
Wido, Graf.
Der Capellan.
Staudenhein.
Dollinger.
Johanna, ſeine Tochter.
Wolf.
Fink.
Zoltan, König der Ungarn.
Hunnad,
Szabolts, } ſeine Feldherren.
Zwend, König der Wenden.
Wenzeslaw, Herzog der Böhmen.
Ein unbekannter Ritter.

Ein Herold. **Krieger.** Bürger. **Räuber.** Frauen und **Kinder.** Deutſche.
Ungarn. Slaven u. ſ. w.

Erſter Act.

Ein Saal in der Eresburg.

Heinrich. Wettin. Wido.

Wettin.

Der Tag bricht an!

Heinrich.

Und Gott wird weiter helfen.

Wido.

Um Weiber und um Kronen muß man freien;
Die Nacht, doch dich nicht bringen wir zum Weichen.
Dein letztes Wort?

Heinrich.

Zieht ohne mich nach Fritzlar
Und kürt dem deutſchen Reiche ſeinen König!
Doch grüßt mir Eberhard, den Reichsverweſer,
Und ſagt ihm, daß mit Conrad, ſeinem Bruder,
Dem König, auch des Sachſen Feindſchaft
Begraben läg' zu Fulda.

Wettin.

Ob aber das der Reichsverweſer meint,
So lang' Gewalt in ſeiner Hand er trägt?

Heinrich.

Ich denk' nicht d'ran.

Wido.

Den Tag vor Eresburg,
Wo du das Frankenheer erſchlagen haſt,
Das kann kein Menſch, nicht Eberhard vergeſſen.
Von dieſem Blutbad träum' ich manche Nacht;
Zum erſten Mal ſchwamm dort mein Roß in Blut;
Mein blaues Fähnlein war des Schiffes Wimpel.
Das war ein Kreiſelſpiel den ganzen Tag!
Noch ſinget man: „Die Hölle war zu klein,
Für die Erſchlag'nen mußt' ſie weiter ſein!“
Drei Stunden jagt ich ſelbſt den Eberhard,
Bis er im Föhrenwalde mir entwich.
Wie könnte dies uns Eberhard vergeſſen?

Heinrich.

Das Leben, nicht die Lehn an Thüringen,
Das mir am Herzen angewachſen iſt,
Hätt' ich vom König mir entreißen laſſen;
Denn ſeinen Bau vertheidigt ſelbſt der Bär.

Wettin.

Todt iſt der König, Eberhard in Fritzlar,
Und wie er tagt, das wird uns freilich tagen.
Leg' dich mit Thüringen und Sachſenland,
Mit deinen braven Helmen vor die Thore,
Sonſt legt er um den Kopf den Königsreif,
Daß er, wie Froſt und Reif, uns ſchütteln wird!

Wido.

Sprich: „Ja!“ ſo fang' ich dir den harten Eber.

Heinrich.

Behüt' mich Gott, Ihr Leut'! das iſt ein Rath,
Darauf hat Euch kein Heiliger gebracht!
Hei! laßt ſie uns doch kommen, fürcht' mich nicht!
Wer meine Hand nicht will, kriegt meine Fauſt;
Doch mich vergreifen an des Reiches Hoheit,
Landfriedenbrüchig, nein! das thu' ich nicht.
So ziehet ohne mich nach Fritzlar, Freunde!
Doch ſtellt mir an den Reichstag dort die Frage:
Wie lange ſoll man noch im deutſchen Reiche
Um ſchnöde Knechtſchaft, Gold und jede Schmach
Sich von den Heiden betteln und erkaufen
Die freie Gottesluft?

Wettin.

Du wärſt der Mann, du könnteſt Allen helfen!

Wido.

Dich, keinen Andern wollen wir zum König!

Heinrich.

So meinſt du.

Wettin.

Die Sachſen aber laſſen nicht von dir.

Heinrich.

Zu ſchlimmer Zeit ſind gute Freunde ſelten;
Doch dich, Wettin, und Wido ſah ich ſtets
Bei meiner Fahne treu und ehrenfeſt.

(Man hört die Meßglocke.)

Wido.

Gott mit Euch, Herr'n! das iſt die Morgenglocke.

Wettin.

Ein Lebewohl noch deiner hohen Frau

Und großen Dank für freundliches Quartier;
Denn Friedenreich, nicht Fritzlar trifft man hier!
(Alle ab.)

Hedwig (kommt).

Sie riethen hier die ganze Nacht zuſammen,
Und ſprachen ſo gewaltig, daß die Stimmen
Mit Mondenſchein in meine Kammer drangen;
Sie riethen hier, und eines Reiches Schickſal
Saß ſchmerzlich flehend zu der Männer Füßen
Und hing in Todesangſt an ihren Lippen.
Ich hab' den Mann, den ich ſo herzlich liebe,
Ich hab' den Grafen Wido herbeſchieden;
Ich will in ſeine große Heldenſeele
Noch werfen heiße Worte, die ihn ganz
Entzünden ſollen für das Vaterland.
Still, armes Herz! Er naht, der treue Freund.

Wido (kommt).

So darf ich mit dir reden noch einmal,
Um dir ein ſchmerzlich' Lebewohl zu ſagen.

Hedwig.

Du gehſt nach Fritzlar, Freund? O! welches Glück
Wird einem Mann zu Theil, der kämpfen darf
Mit Wort und That für eine beſſ're Zeit!
Geht hin! Vereinigt Euch! Gedenkt der Noth,
Die wir erdulden von den fremden Völkern!
Und ſammelt um Euch die zerſtreute Schaar,
Die Händ' und Herzen hat! Wär' ich ein Mann,
Ich ſpräng' gewappnet mitten unter ſie
Und führte ſie beim hellen Pfeifenklang
Dem Feind entgegen in die wilde Schlacht!

Wido.

Das war ein ſchöner Traum. Er iſt vorbei.
Mein Leben ſand in dir ſein einzig' Ziel;
Gott, Vaterland und alles Herrliche,
Das ſtand in dir mir lieblich vor den Augen.
Fünf Jahre hab ich ſchon um dich geworben;
Noch vorwärts aber kam ich keinen Schritt.
Du, eine Fürſtentochter, ſchön und reich
Und ich ſo arm, wie ein gezogen' Schwert!

Hedwig.

Und haſt du mich denn lieb von ganzem Herzen?

Wido.

Du fragſt?

Hedwig.

O, wend' zu mir dein Auge,
Dein holdes, treues Auge wend' zu mir!
Und nun — ſo reich' mir deine Heldenhand!
Thu' eine große That — und ich bin dein!

Wido.

O, wie geſchieht mir! Träum' ich oder nicht?
Dies Wort, das ich erſehnt ſeit vielen Jahren,
Trifft mich nun plötzlich, wie ein Wetterſtrahl.
Nur eine große That? Um eine Heldenthat?
O, hetze einen Löwen auf mich an,
Mit meinen Händen will ich ihn erwürgen!
Schick' unbewaffnet mich in's Land der Ungarn,
Und heiß' mich ſtehlen ihren Hunyad;
Für dich ſtürz' ich mich freudig in den Tod!

Hedwig.

Daran erkenn' ich dich!
Und nun kein Wort mehr! Wir verſtehen uns.

Wido.

Ich kann nicht von dir ſcheiden, darf nicht bleiben:
Jetzt von dir ſcheiden, da ich dich gefunden?

Hedwig.

Und doch muß es geſcheh'n!

Wido.

O Hedwig! Hedwig!
Wenn ich an einem Tag nun wiederkehre
Und löſe dich mit meinem Herzblut ein?

Hedwig.

Bei dir wird immer meine Sehnſucht ſein!

Wido.

Leb' wohl!

Hedwig.

O Freund! Noch dieſen Händedruck!

(Wido ab.)

Hedwig (allein).

Nun iſt die Bruſt mir leicht und doch ſo ſchwer.
Es iſt mir ſo, als müßt' ich herzlich weinen!
Horch! Wie ſo hell er mit dem Hüfthorn ſchmettert!
Die wilden Männer ſprengen leicht hinaus; —
Schon hör' ich nicht der Roſſe Hufſchlag mehr! —
Ach, Mutter Gottes, hüte ſeine Schritte,
Ihr Heil'gen alle, wachet über ihn!
O, laßt für ihn mich Eure Huld gewinnen;
Denn meine Seele nahm er mit von hinnen!

(Hedwig ab.)

Burghof.

Heinrich. Mathilde.

(Beide auf- und abgehend.)

Mathilde.

Da lebt ein Schweſterlein im Kloſter Herford,
Ein frommes Kind, das ſticket Altartücher
Mit ſeid'nen Fäden und mit Gold und Silber,
Daraus Figuren, lieblich-kleine Vöglein
Und Blumen, ſeltſam' Rankenwerk ringsum,
Oft noch ein heilig' Bildniß, eine Jahrzahl,
Als hätt' es aus dem Paradies heraus
Das Bildwerk ſich erträumt. Ich ſaß gar oft
Dabei und ſah ſolch' heilig' Werk entſtehen.
Nun möcht' ich etwas thun zur Ehre Gottes,
Und ſolch' ein Tüchlein der Sanct Annen weihen
In unſ'rer Burgcapell'; das brächt' uns Segen. —
Du ſchweigſt, mein Heinrich, und in Einem fort
Starrt in die leere Luft dein helles Auge.
Die beiden Grafen haben dich verſtimmt.

Heinrich.

Siehſt du den ſchwarzen Punkt am blauen Himmel?

Mathilde.

Ich ſehe nichts.

Heinrich.

Da! meinem Finger nach.

Mathilde.

Was iſt es denn?

Heinrich.

Der Adler meines Hauſes.

Mit weiten Schwingen ſchwimmt er ſtolz hinüber,
Mit meiner Seele ziehet er nach Fritzlar.

Mathilde.

Man ſoll nicht achten auf den Flug der Vögel.
Bleibſt heute du daheim, mein Herzog?

Heinrich.

Ja!

Mathilde.

Das muß ich Hedwig ſagen.

Heinrich.

Meinetwegen. (Mathilde ab.)

(Der Capellan kommt.)

Heinrich.

Wie, Capellan, zur Reiſe aufgeſchürzt?
Die Augen glänzen dir, als hätteſt du
Geleſen wieder in den Pergamenten.

Capellan.

Ich komm' aus meiner Zelle, vollgeſättigt
Von der Vergangenheit und auch der Zukunft.

Heinrich.

Komm', ſetze dich ein wenig zu mir her! (Sie ſetzen ſich.)
Was meinſt du, hat das Treiben aller Welt,
Das Ringen aller Völker einen Zweck,
Der über dieſes Leben ging' hinaus?

Capellan.

Die Erde, dieſe ewige Maria,
Und Gottes Weib und aller Menſchen Mutter,
Barmherzig ſucht ſie ihre Kinder all'
Emporzuheben an des Vaters Herz;

Doch Volk um Volk entſinket ihrer Hand,
Und ihre Klage heißt — die Weltgeſchichte.

Heinrich.

Doch unſ'res Volkes Schickſal iſt?

Capellan.

Sein Land.
Es ſpringen auf in Mittag, wie drei Hirſche,
Die wunderbar-gewaltigen, drei Ströme,
Der ſchäumende Rhein nach Abend hinab,
Die träumende Elbe gen Mitternacht,
Allbeid' in die wogendonnernde Nordſee;
Die Donau nur ſehnt ſich nach Morgen hin,
Und theilet Deutſchland ab in Nord' und Süd';
Und wie das Land zerreißt ſie auch das Volk;
Sie macht es herrlich, aber immer elend.

Heinrich.

Doch, doch muß Eintracht werden in dem Reiche!

Capellan.

Du aber unſer König, der ſie ſchafft.
O, laß' mich weiter reden; ſieh', es ſteht
Vom Rheine bis zur Nordſee mancher Malbaum,
Der noch die Männer weit und breit verſammelt,
Und mancher Sämann gehet durch das Feld
Und ſtreut die Zukunft aus mit vollen Händen.
Ein ſolcher Sämann iſt dein Capellan.
Deshalb ſiehſt du ihn mit dem Wanderſtab.
Giebſt du mir Urlaub?

Heinrich.

Zieh' mit Gott, mein Freund!

(Capellan ab.)

Staudenbein
(kommt mit einem Vogelkäfig und ſingt).

Der Vogelſteller allezeit
Zieht in den Wald voll Freudigkeit.
Dompfäfflein, ſpitze nur das Ohr!
Du Finke, pink! ſo komm' hervor!
Guten Mor—gen!

Heinrich.

Ein unbefang'ner Sänger, wie ich merke.

Staudenbein.

He da! iſt nicht der Herzog heut' daheim?

Heinrich.

Der bin ich ſelbſt.

Staudenbein.

Du, du der gute Hinz?
Der Sachſenherzog? ja, wär' ich kein Freiſaß,
So wollt' ich dir zu Füßen fallen, Herr!
So wie ein Topf, der aus den Henkeln bricht.

Heinrich.

Behüt' dich Gott! das thut nicht Noth bei mir.

Staudenbein.

Guck' nur den ſchönen Finkenhahn dir an;
Das iſt ein Vogel, und in ſeiner Art,
Wie du! es giebt nicht zwei dergleichen mehr.

Heinrich.

Was willſt du hier? Was ſoll es mit dem Vogel?

Staudenbein.

Sieh' nur, ich bin ein Hirte von dem Harz,
Und trieb zur Weide dreizehn Küh' und Kälber,
Jed' Thier trug auch am Halſe ſeine Glocke,

O, dies war ein Geläut', daß auf dem Felſen
Dazu juchheiete Prinzeſſin Ilſe,
Und tanzte, wie ein Rehkalb, durch die Büſche!
Da ſollt' ich nun beim Blankenburger Graf
Die Lehn gewinnen über meine Lehde,
Und betteln um freiväterliches Gut;
Und ſagt' er mir: er wollte nur mein Beſtes;
Dacht' ich: das Beſte hab' ich ſelber gern.
Zu meinem Melkjung' ſagt' ich vor zwei Tagen:
„He, Melkjung'! laß' dir ſagen: gieb mir Acht!"
Und ging ich in den Wald zum Finkenfang.
Der Oſtwind ging und meine Locker pfiffen,
Das war 'ne Freud', die ging noch über'n Brocken!
Da ſchrie der Melkjung' durch den Buſch daher,
Und fragt' ich: „Melkjung', ei, was ſchrei'ſt du ſo?"
Und ſagt' der Melkjung': „Ach, die Küh' ſind fort,
Die Kalben und die Kälber und die Glocken;
Der Blankenburger Graf hat ſie gepfändet.
Und nur der Ochſe jug nach Schierke 'nauf,
Und brüllet jämmerlich nach Elend 'nunter."
Da ſchrie ich mit dem Jungen um die Wette,
Und ſo lief ich den Blankenburgern nach;
Und traf ſie auch beim Schäbenholz und ſchrie:
„Du ſchäbig' Pack, das ſind ja meine Küh'!"
Da war ich fertig, wie ein todter Specht.
Ein Sumpf war nebenan; da lag ich d'rin!
Und ſprang ein alter Froſch mir auf den Kopf,
Der ſchrie mir in das Ohr: „Gemach! gemach!"

Heinrich.

Das heißt gebadet.

Staudenbein.

Ei, zum Guckguck auch!
Ich kroch nach Haus, und ſagte mir mein Nachbar,
Ein kluger Mann, er hat 'ne ſpitz'ge Naſe:
„Geh' du zum Hinz, und ſag' es nur dem Herzog,
Der hilft!“ und ſagt' ich: „Nun, das thu' ich auch!“
Sagt' mir der Stauf: „Hilft Er nicht, ſag' es Ihr,
Die hilft dir!“ Sagt' ich: „Nun, das thu' ich auch!“
Sagt' mir der Stauf, ich ſollt' dir etwas ſchenken;
Denn große Herren hielten was darauf;
Und hatt' ich nun daheim noch einen Finken, —
Der iſt ein Sänger! Sechsmal: reit herzu!
Und gar den Anſatz und zuletzt den Schnapper!
So, Herzog Hinz, bring' ich dir nun den Hahn.

Heinrich
(betrachtet den Vogel).

Ein ſchöner Vogel! — mit den Purpurfedern
An ſeiner Bruſt, das Köpflein blau, faſt ſchwärzlich!
Die klugen Aeuglein und das munt're Weſen!

Staudenbein.

He, Herzog! Gelt — das iſt ein Finkenhahn?!

Heinrich.

Ich denk' nur, Freund, er iſt kein rechter Sänger,
Es iſt ein Quatſcher und ein Zizigall!

Staudenbein.

Ob aber du den Finkenfang verſtehſt,
Und wie erkennt man einen vor dem andern?

Heinrich.

Paſſ' auf! Paſſ' auf: ob ich die Pfeifer kenne?
Zuerſt: der Kühdieb?

Standenbein.

Meine Küh'! die Küh'!

Heinrich.

Der Sitzauffrüh?

Standenbein.

Der Blankenburger Graf!

Heinrich.

Der Lacher?

Standenbein.

Gott verdamm' ihn, ſtraf' ihn Gott!

Heinrich.

Und dann: — der Findeſie! — biſt du zufrieden?

Standenbein.

Das heißt Verſtand und rechte Finklerart!
Den „Find die Küh'!" wenn den ich finden könnte!

Heinrich.

Wir wollen ſehen! nun, wer kommt denn da!

(Dollinger und Johanna kommen.)

Dollinger (zu Johanna).

Johanna, ſieh', da iſt der große Heinrich,
Der Schlachtenlöwe und der Länder Vater,
Der iſt der Mann, von dem die Harfner ſingen:
Er trüg' auf ſeinem Haupt das deutſche Reich,
Die alte Freiheit und das neue Heil!

Johanna.

Wie ſchön und freundlich ſieht er zu uns her,
Laß' mich zurück, mir wird das Athmen ſchwer!

Dollinger

(tritt zu Heinrich)

Heil dir, mein Herzog!

Heinrich.

Danke dir, wer biſt du?

Dollinger.

Ein Waidmann erſt im grünen Kärnthnerlande,
Bis mich das Ungarnvolk von dort vertrieb,
Zuletzt ein Waffenſchmied in Regensburg;
Mein Name heißt ſchlechtweg: der Dollinger.
Ein Bettler bin ich jetzt. Könnt' ich mein Leid
Mit Worten ſagen, die das Herz durchbohren,
Doch hätt' ich es nicht ausgeſagt genug.

Heinrich.

Verſuch's!

Dollinger.

So wie alljährlich, zog auch heuer,
Als kaum noch König Conrad war begraben,
Ein Schwarm der Ungarn durch das Donauland
Mit Raub und Feuersbrunſt, wie ehedem.
Bei den Verwüſtern aber, o der Schmach!
War Herzog Arnulf, der Geächtete;
Und ſein Gefolg' war dies, das mit Gewalt
Ihn zu uns führte heim nach Regensburg.
Verſchloſſen war das Thor, und auf der Mauer
Stand ich und hieß den Herzog einen Schelm.
Doch Städte machen feig und niederträchtig;
Indeß ich oben den Verräther ſchimpfte,
Ward von den Bürgern aufgemacht das Thor,
Und kaum konnt' ich mich retten mit der Flucht.

Heinrich.

Was willſt du nun von mir?

Dollinger.

Daß du mit Kraft
Des Reiches Feinde vor dir niederſchlägſt,
Und wieder hilfſt dem alten Recht zu Ehren.
Du biſt der einz'ge Fürſt im ganzen Reich,
Der noch ein Herz hat für das arme Volk.

Heinrich.

Iſt irgend wem im Reich von ſeiner Heerde
Ein Lamm geſtohlen, oder ſonſt verlaufen,
So heißt es: „Heinrich, hilf mir! ſuch' es wieder!“
Und hat ein Bube irgend wen geſchlagen,
So heißt es: „Heinrich, hilf mir: ſchlag' ihn wieder!“
Wozu gab Euch der Herrgott ſelbſt die Fäuſte?
Wehrt Euch! das iſt die ganze Zauberei,
Wodurch Ihr Euch vor ſolchem Drangſal rettet!

Dollinger.

Der große Sachſenherzog, der gewalt'ge,
Braucht nur ein Wort zu werfen in das Reich,
So reget ſich das Schwert an jeder Wand,
So thun ſich auf die Thüren und die Thore,
Die Weiler und die Burgen, ſelbſt die Wälder,
Und ungezählte Menſchenwogen ſchwellen
Und brauſen heran.
Dein Name wird ein Strom, — wer mag ihn dämmen,
Und wer ermeſſen ſeine Herrlichkeit?

Heinrich.

Du heißeſt nicht mit Unrecht Dollinger;
Doch ſolcher Worte hab' ich viel gehört,
Nur ſelten eine Männerthat geſehen.
Die flinken Zungen und die faulen Bäuche,
Die eben haben uns zu Grund' gerichtet.

Dollinger.

Und keinen anderen Beſcheid?

Heinrich.

Er iſt es.

Dollinger.

Gedenk' an mich! Fahr' wohl! Johanna, komm'!

(Beide ab.)

Staudenbein.

Sieh' nur, wie da der Fink mit aufgepaßt;
Hört er es zweimal, kann er's auswendig.

Heinrich.

Soll je der Deutſche wieder mannhaft werden,
So darf man ihn mit ſüßem Brei nicht hätſcheln.

Staudenbein.

Der würde wie ein Dompfaff feuerroth.

Heinrich.

Du biſt ein Kauz! Was fang' ich an mit dir?

Staudenbein.

Wenn du mich haben wollteſt, blieb' ich hier;
Ich möchte gern — verſtehſt du mich — nun ja —
Mein Nachbar ſagt: mit rechter Narrethei
Könnt' man es zu was bringen in der Welt;
Die beſte Katze hätt' die längſten Schnurren.

Heinrich.

Ich brauche einen Steller auf den Heerd,
Verſtehſt du was vom Vogelfang mit Garnen?

Staudenbein.

Zeig' mir den Heerd, ich richte dir ihn ein,
Daß du das ganze Reich d'rin fangen kannſt.

Heinrich.

Was du nicht ſagſt?!

Staudenbein.

Ich meine alle Vögel,
Die noch zwei Federn auf dem Leibe haben.

Heinrich.

Komm', ſieh' einmal mein Vogelzeug dir an!
Du und der Fink ſollt bei mir nicht verderben. (Beide ab.)

Der Marktplatz in Fritzlar.

Ein Herold (tritt auf).

Hört! und aber hört! Eberhard, der Franke,
Entbietet ſeinen Gruß dem deutſchen Reiche,
Und thut durch mich allhier zu Fritzlar kund:
Es iſt das Reich zu dieſer Stätt' gemahnt;
Gott ſei allhier mit jedem deutſchen Mann!
Ein Fremdling aber meide dieſe Stadt
Bei Todesſtrafe bis zum nächſten Morgen!

(Trompetenſtoß. — Herold ab.)

(Eberhard mit dem Reichsſchwerte, Burkhard, Wettin mit der Reichsfahne, Wido und viele Ritter aus Franken, Sachſen, Thüringen und Schwaben treten auf nach Volksſtämmen und ihren Panieren.)

Wettin.

Hier ſtoß' das Reichspanier ich in das Land
Für uns zur Freud', dem Feind zu Leid und Tod!
Das Siegeszeichen für das deutſche Reich!

Wido.

Unzählig' Volk vom Rheine und aus Schwaben,
Die Franken und die Sachſenritter auch
Sind da zur Kür; die ungeſtüme Nordſee

Scheint hier in Fritzlar's Gaſſen eingeſperrt,
Unbändig, brauſend, innerlich ergrimmt;
Die Wogen blanker Helme mit den Federn,
Die ſchnell, wie Zungen, in die Lüfte lechzen,
Und all' die plötzlichen Blitze der Schwerter,
Und heimlich donnerndes Brauſen umher!

Eberhard
(Schwingt das Reichsſchwert empor).
Mit uns Gott Vater, Sohn und heil'ger Geiſt!

Verſammlung.
Amen!

Wettin.
Ihr freien Ritter, bildet Euern Kreis!

Eberhard.
Herzög' und Grafen, tretet ein zu mir!
Ich ſtehe hier mit Franken und für Franken!

Wettin und Wido.
So ſtehen wir mit Sachſen und für Sachſen!

Burkhard.
So ſteh' ich hier mit Schwaben und für Schwaben!

Eberhard.
Ich rufe Baiern auf zum erſten Mal! (Trompetenſtoß.)
Ich rufe Baiern auf zum andern Mal! (Trompetenſtoß.)
Ich rufe Baiern auf zum dritten Mal! (Trompetenſtoß.)
Und ſo entheb' ich Baiern ſeiner Stimme!
Ich ſtoß' das Reichsſchwert in den Boden ein.
Ein heilig' Kreuz, ein Zeichen frommer Eintracht,
Das arme und verwaiſte Königsſchwert.
Es heiſcht von Euch, Ihr Männer, ſeinen Träger,
Es heiſcht von Euch, daß Ihr den König kürt,

Der uns zum Siege und zur Freiheit führt!
Viel tauſend Männer ſeh' ich hier vereint
Im Waffenſchmuck; denn Deutſchlands fernſte Gauen
Haben hieher ihr beſtes Blut geſendet;
Denn nichts Geringes gilt es hier zu dingen.
Des Reiches Oberhaupt iſt heimgegangen
Zu Gott, mein Bruder Conrad, alſo hab' ich
Nunmehr als Reichsverweſer angemahnt
Zur Königskür die Männer deutſcher Erde.
Sind Tag und Ort, ſo frag' ich, recht geboten?

Verſammlung.

Recht geboten.

Eberhard.

Und frag' ich: ſeid Ihr Männer recht gemahnt?

Verſammlung.

Recht gemahnt.

Eberhard.

Da nun gefunden, daß ich recht geboten,
So frag' ich weiter: wie ich Frieden wirke?

Wettin.

Du ſollſt verbieten Scheltwort, Schimpf und Hader!

Eberhard.

Verbiet' ich Hochmuth, Scheltwort, Schimpf und Hader
Von dieſer Stelle bis zu Fritzlar's Thor;
Ich ſpreche Frieden über dieſen Tag. (Trompetenſtoß.)
In dieſer Stunde, die uns hier vereinigt,
Ihr Waffenbrüder, muß ſich Großes finden;
Es gilt die Frage: Deutſchland oder keines?
D'rum Waffenbrüder, ernſt, als ſtänden wir
Vor Gottes Weltgericht, laßt Rath uns pflegen;

Wir ſuchen Hülfe, laßt die Noth uns kennen!
Ich heb' das Sargtuch auf von einer Leiche,
Die ſcheintodt liegt, die wir erwecken ſollen,
Ach, unſ're Mutter, unſer Vaterland!
Und ſchweigt es ſtill, doch ſprechen ſeine Wunden,
Wenn nicht zum Ohre, doch zu unſ'rem Herzen
Blutrothe Worte, hörbar nur der Seele!
Vielkühnes Sachſenland, o freudig' Franken,
Du tapf'res Schwaben, all' Ihr deutſchen Männer!
Wir wollen nur das einzig Eine denken:
Wie wir das heil'ge Vaterland uns retten!
Dort an der Donau ſitzt der Ungarnkönig,
Mit ſeinem Säbel ſchreibt er in den Sand,
Und ſein gehöret jedes deutſche Haus,
Ein jeder Grashalm auf der deutſchen Erde.
Und keiner nenn' ein Weib, ein Kind ſein eigen,
Bis es nicht todt in ſeinen Armen liegt.
Nicht zu der Donau, ſeht zur Elbe hin!
Herüber treibt der Slave Schwarm um Schwärme
Aus ſeinem Bienenhaus, dem Steppenland;
Das Wendenvolk hält Deutſchlands Thüren offen,
Der Ungarn Freund und ewig unſer Feind!

Verſammlung.

Ewig unſer Feind!

Wido.

Zerreißt den Strick!

Ein Anderer.

Und ſchlagt ſie todt!

Verſammlung.

Todt! todt!

Eberhard.

Als wär' es nicht genug, daß wir nicht frei,
Daß wir mit Blut und Gut dem Hunnenkönig,
Daß wir dem Slaven ſelber hörig ſind;
Um zu der Schmach die Schande noch zu fügen,
Fährt von dem Eiderſtrom der Nordmann her,
Damit der Allerweltsknecht Allen fröhne,
Jed' fremdes Kind den deutſchen Mann verhöhne.
Selbſt der Franzoſenkönig Carl, der Dumme,
War nicht zu dumm, dem armen, deutſchen Reich
Die linke Hand, Lothringen, abzuſchneiden.

Burkhard.

Ich ſchlag' ihn auf den Kopf!

Wettin.

Er hat ja keinen.

Eberhard.

Groß iſt der Dränger Schwarm und ſchwer die Zeit,
Tief wie das Meer und wie der Himmel weit
Iſt Deutſchlands Noth; doch iſt es nicht verloren,
Wenn es ſich ſelbſt, ſich ſelber nicht verliert.
O, hätt' ich eines Domes Glockenſtimme,
Ich wollte zu Euch ſtürmen Tag und Nacht:
Vereinigt Euch und rettet Euch, Ihr Brüder!
Ach, meine Hand iſt ſchwach, vereinigt aber —
Ach, würden wir doch Eins, Ihr deutſchen Brüder,
Vor unſ'rer Bruſt zerbräche eine Welt!

Wettin.

Wohl Eins! nur Eins! ein einzig deutſches Reich
Und Einen König, der gebieten mag!

Burkhard.

Zum Drechsler, geht zum Drechsler, lieben Leute!

Eberhard.

Und ſo beginnen wir allſammt zu küren:
Gott über uns! So ſchwören wir vor ihm:
Nach Wiſſen und Gewiſſen meine Stimme
Dem beſten, deutſchen Mann im deutſchen Reiche,
Nicht einem Andern aus Vertrag und Lohn,
Nicht nach der Sippſchaft, nicht aus Gunſt und Freundſchaft,
Ich ſage allem Dieſem ab von Herzen:
Ich küre frei nach altem, deutſchen Brauch,
(die Hand auf das Reichsſchwert legend)
Bei Mannes Ehre und bei dieſem Schwert!

Die Verſammlung.

Bei Mannes Ehre und bei dieſem Schwert!

Stimmen der Franken.

Hoch, Eberhard, der deutſche König lebe!

Eberhard.

Ich biete Frieden! hört mich weiter an!

Wido (zu Wettin).

Man hört die Herzen pochen unter'm Harniſch:
Das iſt 'ne Todtenſtill'! das ſchauert mich.

Eberhard.

Als ſchon mein Bruder todeskrank gelegen,
Hieß mich der königliche Mann zu ſich;
Denn ſelbſt im Todeskampfe war ſein Geiſt
Beſchäftigt mit des Reiches Wohl und Wehe,
Und ſprach zu mir: „All' Herrlichkeit der Erde
Wird Staub; vor Gott macht Alles gleich der Tod,
Und nur das Gute, das man thut, das lebt.“

Sprach weiter auch: „Mein Deutſchland ſollſt du retten
Als König nicht, als rechter Rittersmann.
Bei uns, den Franken, iſt nicht Glück noch Segen,
Und bei den Sachſen aber ſtehet Gott.“
Sprach weiter Conrad: „Und nach meinem Tod
Iſt Einer nur im Reich der Würdigſte,
Der Euch erretten wird von Noth und Schmach.
Verſchmäht mir nicht die ſtarke Heldenhand,
Daß ſie nicht Euch, nicht ſelber ſich zerſchmett're.
Nicht du, der Sachſenherzog Heinrich wird
Nach meinem Tode König ſein im Reich.
Du ſollſt des Reich's Kleinodien ihm bringen,
Der erſte Deutſche, der ihm huldiget.“
D'rauf nahm er meine Hand, legt' ſie auf's Herz,
Um meinen Nacken ſchlang er ſeinen Arm,
Und ſprach er da: „So ſchwöre!“ — und ich ſchwur.
Sein Herz ſtand ſtill — ſein Auge war erloſchen;
Und meinen Eid gedenk' ich treu zu halten.

Wido.

Ihr Sachſen, hoch hebt Euren Schild empor!
Wir küren Heinrich! Deutſchlands König lebe!

Wettin.

Heinrich, König der Deutſchen!

Viele Stimmen.

König Heinrich!

Burkhard.

O haltet ein, Ihr Franken, und beſinnt Euch,
Bevor Ihr über Euch den Sachſen ſetzt!
Steht es mit Franken, Schwaben und mit Baiern
So ſchlimm, daß wir durch Wald und Sand und Haide

Zu einem Vogelſteller ſchleichen müſſen,
Dem deutſchen Reiche einen Herrn zu finden?
Ihr ſtolzen Franken, habt Ihr Eure Schmach
Vor Eresburg ſo bald, ſo bald vergeſſen?
Wählt Ihr ihn doch, ſo merket auf mein Wort:
Kein Vogel wird dann mehr im deutſchen Reiche
So hoch ſich ſchwingen, daß ihn nicht der Aar
Mit ſeinen Fängen in der Luft erreiche.

Wido.

Bei Gott! nicht unſern Herzog ſollſt du ſchelten,
Ich möchte ſonſt vergeſſen Zeit und Ort.

Eberhard.

Wohl haſt du Recht: des Sachſen Fauſt iſt hart,
Gewaltig, wie das Harzgebirg, ſein Geiſt;
Ein königlicher Mann auch ohne Krone,
Der dieſe arme und zerfall'ne Zeit
Aus dem Verderbniß retten kann und muß.

Burkhard.

Ich ſag' mich los von ihm, und wie die Donau,
So wenden wir uns von dem Reiche ab.
Schwabenpanier empor! Hier liegt mein Handſchuh.

(Er wirft den Handſchuh; Wido hebt ihn auf.)

Wido.

Es ſoll dich werfen dieſe meine Hand,
Auf deinen Nacken ſetz' ich meinen Schuh;
Löſ' ein den Handſchuh, löſ' den Handſchuh ein!

Burkhard.

Ich geh' zu Arnulf. Gehet Ihr zum Heinrich!
Seh'n wir uns wieder, ſoll es Roſen regnen.

(Burkhard mit Schwaben ab.)

Eberhard.

Hier aber bei dem Schwerte ſteht das Reich.
Dem Sachſenherzog Heinrich meine Stimme!
Wer mit mir iſt, erhebe ſeine Hand;

Wido.

Ein Wald von Händen wächſt um und empor.
Alle für Heinrich.

Verſammlung.

Heinrich, unſer König!

(Trompeten und Poſaunen. — Glockengeläute.)

Wettin.

Das iſt ein guter Klang!

Wido.

Ein freud'ger Donner,
Der durch die Gaſſen wie ein Löwe ſpringt.

Eberhard.

Der Tag iſt aufgelöſt. Nach Staufenburg!
Nach Staufenburg, wo wir den Herzog wiſſen,
Nach Staufenburg, den König zu begrüßen!

(Mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen Alle ab.

Gebirge.

(Nacht.)

Dollinger. Johanna.

Johanna.

Die Nacht iſt ſchlimmgelaunt und wild, mein Vater!

Dollinger.

Sie iſt nicht wilder, als mein eig'nes Herz.

Johanna.

Die Wolken ſchweifen erdwärts durch den Wald,
Geſpenſterartig und mit ſtillen Schauern.

Dollinger.

Es ſind die Geiſter der verſtorb'nen Väter,
Barmherz'ge Weſen ohne Tod und Leben.
Des Reiches Schmach läßt ſie nicht ſchlafen unten;
Sie müſſen weinen um des Berges Gipfel.

Johanna.

Es fröſtelt ſehr; es iſt ſo kalt, ſo kalt.
Laß' uns zu Menſchen kehren, beſter Vater!

Dollinger.

Zu Wölfen lieber und zu wilden Bären,
Die frei und wild in wilder Freiheit leben,
Und für ihr einzig' Gut zu ſterben wiſſen.

Johanna.

Du biſt gewiß recht krank, recht krank, mein Vater?

Dollinger.

Ich trag' ein großes Weh' in meiner Bruſt,
Den Todesſchmerz des heil'gen, deutſchen Reich's.
Ich bin ein Narr, ein Narr ſtirbt nicht daran.
Wie ſollt' ich bei Gedanken bleiben, Kind?

Johanna.

Horch', dies Getöſ'! Es iſt die wilde Jagd.

Dollinger.

Laß' heulen, laß' es pfeifen in der Luft,
Und laß' es in dem Föhrenwalde ſauſen!
Könnt' mit dem Sturm ich, mit dem Sturme raſen,
Durch die Gehöfte wilde Flammen jagen,
Die ganz gemeine, feige Welt erſticken!

Johanna.

Ach, lieber Vater!

Dollinger.

Weine nicht, mein Kind!
Es ſteht gar ſchlimm, gar ſchlimm im deutſchen Reiche.
Heinrich, der Sachſe, hätt' uns retten können,
Nur der allein, der löwenherz'ge Mann;
Auch der iſt für das Vaterland dahin!
Ich möcht' das Herz mir aus dem Leibe reißen!

Johanna.

Vergiß das, Vater!

Dollinger.

Sterben, wenn ich könnte,
Bevor der deutſche Name untergeht!

Johanna.

Der Morgen graut; hier führt ein Pfad in's Thal.

Dollinger.

Wir müſſen höher in's Gebirge ſteigen.

Johanna.

Laß' uns hinunter!

Dollinger.

Komm'! Komm'!

Johanna.

Vater?

Dollinger.

Komm'!

Johanna.

In dieſen Schluchten ſollen Räuber leben.

Dollinger.

Nur brave Leut'! Zu ihnen wollt' ich eben. (Beide ab.)

Vogelheerd am Walde.

Heinrich. Staudenbein.

Heinrich
(hinter einer Reißigwand).

Mach' ſchneller!

Staudenbein.

Hä?

Heinrich.

Es wird ja Tag.

Staudenbein.

Sogleich!

(im Vogelheerd beſchäftigt)

Der Miſtler, ja, der Miſtler lockt gar laut;
Dem Miſtler geb' ich hier den beſten Stand.
Beiß' nur, du Stieglitz! mußt doch an den Sillen;
Nun kannſt du wie ein Röſſel galoppiren!

Heinrich.

Komm'!

Staudenbein.

Gleich.

Heinrich.

Fertig?

Staudenbein.

Ja! Ja!

Heinrich.

Ich höre Droſſeln.

Staudenbein (hinter die Wand).

Die haben lange noch nicht ausgeſchlafen.

Heinrich.

Es kann nicht ſehlen, Vögel giebt es heute.
Der Himmel iſt ſo rein; zerſtreute Sternlein
Seh'n ſo verträumt in's weiße Haus des Waldes,
Wo Silber über Nacht die Elfen ſpannen,
Und Perlenfäden zogen durch die Luft.
Sieh' auf; es röthet ſich der Oſten ſchon.

Standenbein.

An eine ſolche Nacht muß ich gedenken,
Gedenken, da der Harzgeiſt auf mir ritt.

Heinrich.

Was du mir ſagſt?

Standenbein.

Ihr glaubt es nicht, mein Herzog?

Heinrich.

Sprich leiſer und erzähl'!

Standenbein.

Das war 'ne Nacht,
In der ich mich verirrt beim Brockenfeld.
Ich wollt' nach Borkenkrug; du kennſt den Hof!
Dort wo die Radau, Oder und die Kalben,
Wie kleine Kinder, aus dem Mooſe ſchluchzen,
Steht auch das Haus, ſowie ein Mönch, allein.
Und war es Nacht, eh' ich das Haus erlangte.
Da neckt' es mich, und ging ich kreuz und quer,
Bis ich in Wald und Klippen war allein;
Und, ſag' ich, Herr, der Spaß war nicht zu groß!
Ich ſtieg auf einen Baum bis in den Wipfel gar,
Und doch, o Herr, ſah ich nur Wald und Mond;
Und wie im Traume, flüſterten die Bäume:
„Wo iſt denn der her? Wo iſt denn der her?“

Heinrich.

Ich dächte doch!

Staudenbein.

Nun ja! ſo kam mir's vor.

Heinrich.

Das laß' ich mir gefallen.

Staudenbein.

Aber, ſag' ich,
Mir wurde angſt und bang. Doch ging ich weiter
Ueber die Blöcke und Wurzeln des Waldes
Durch Haidekraut und Moor in wüſte Finſterniß,
Wo außer mir kein Menſch noch hingekommen;
Und da ich müd' ward, legt' ich mich und ſchlief.
Auf einmal kehrt' mich etwas hin und her!

Heinrich.

Doch nur kein Geiſt?

Staudenbein.

Nein, nur ein großer Bär!

Heinrich.

Gut.

Staudenbein.

Doch ich war gefeit in dieſer Nacht;
Denn unverſehrt blieb ich vor wilden Thieren,
Die um mich ſprangen, brummten, ſchnurrten, heulten.
Ach, Herzog, beten konnt' ich, wie ein Pfaffe. —
Horcht, alle Vögel fangen an zu locken!
Es iſt ein Scheerenſchleifer mit darunter.

Heinrich.

Spürſt du ihn aus, ſo drück' den Kopf ihm ein!
Nun weiter!

Staudenbein.

Weiter, weiter ging ich fort,
Bis nach und nach die Bäume kleiner wurden,
Erſt Stangenbäumchen, Büſche dann, Geſtrüppe
Und endlich Moos; ſo war ich nun beim Brocken.
Da, Herr, gleich einem Schneeball, einem Vogel,
Der flügellahm, rollt' etwas her zu mir —
Ein Spuck — ſchneeweiß —

Heinrich.

Das war die rechte Sorte.

Staudenbein.

Und ſagt' zu mir: „Ei, guten Abend, Vogler!“
Sagt' ich darauf: „Gott ſei mit dir, mein Freund!“
Und war das Weſen, wie ein kleines Männchen,
Und in ſein Haupthaar, das wie Silber glänzte,
War es gewickelt, wie in einen Mantel. —
Vom Walde drüben lockt ein Amſelhahn.
Wie der verhalt'ne Finke muſicirt!
Der gute Narr ſieht Herbſt für Pfingſten an.

Heinrich.

Er pfeift ſo was von meinem Lebenslauf.
Dein Männchen aber —

Staudenbein.

Sagt' zu mir: „Hä! hä!
Wie wird ein alter Knabe ſchwach und müd'!
Du biſt noch jung, trag' mich vollends hinauf!“
Und hopp! auf meinem Rücken ſaß der Geiſt,
Und ſpornte mich mit ſeinen Ferſen an,
Bis ich am Ende auf dem Brocken oben
Todtmüd' und matt mit ihm zu Boden fiel.

Heinrich.

Das iſt nicht wahr!

Staudenbein.

'ſ klingt mir in die Ohren.
Als wären Droſſeln über'm Walde drüben.

Heinrich.

Du fielſt zu Boden?

Staudenbein.

Und das Männlein mit,
Und ſtreckte ſich das Weſen hoch und höher!
In ſeinem Kopfe drehten ſich zwei Räder,
Zwei blaue Flammen, welche Augen waren;
Und wuchs es rieſengroß, ein Eichenbaum,
Ein Nebelthurm, der in den Himmel ſtieß,
Und faßt' es an den Mond bei ſeinem Horne,
Und ſetzt' ihn auf den Kopf, ſowie 'n Helm.
Hoch über'n Ilſenſtein war das geſchritten.

Heinrich.

Pſt! die Miſtler —

Staudenbein.

Vier Schwärme, tauſend Schocke!

Heinrich.

Sie kreiſen. Pſt!

Staudenbein.

Der Anfall iſt zu hoch!

Heinrich.

So rühr' den Vogel! Gut! ſie fliegen ab.

Staudenbein.

Sie fallen ein, wie Schnee.

Heinrich.

So zieh' doch zu!

Staudenbein.

Der eine fällt, zwei and're, nun die Droſſeln!

Heinrich.

Genug! Zieh' zu!

Staudenbein.

Wir müſſen alle haben —

(Trompetenklänge.)

Daß die Trompet' dir in die Kehle wüchſ'!
Weg ſind die Vögel! daß ich mit der Mütze
Den Störefried erſchlüg'!

Heinrich.

Was ſoll das ſein?
Ein Ueberfall? Nein, nicht möglich! nicht möglich!
Es iſt ja mein Panier! es ſind die Freunde!

Staudenbein.

Die armen Vögel fürchten ſich zu Tod;
Das iſt ja eine Angſt und eine Noth!

(**Eberhard**, **Bernhard**, **Wettin** und **Wido** mit ihrem Gefolge und ihren Panieren treten auf.)

Heinrich.

Eberhard?

Bernhard.

Er iſt es.

Wettin.

Dein Freund mit uns!

Eberhard.

(überreicht Heinrich das Reichsſchwert).

Heil dir, mein König! Herr, mit dieſem Schwerte
Leg' ich das deutſche Reich in deine Hand,

Und wenn du willſt, zugleich mein eigen' Herz!
König der Deutſchen durch die Wahl des Volkes!
Wie das zuvor ein Sterbender gewünſcht,
Wie ich geſchworen, dann es vorgeſchlagen,
Und freie Männer zum Beſchluß gebracht.
So huldigt dir hiermit der erſte Franke! (Er kniet nieder.)
Dem König Heil!

Verſammlung.

Dem Sieger ewiglich!

Heinrich

(Eberhard aufhebend).

Nicht ſo! an meine Bruſt! daß nicht die Männer
Aus meinen Augen ſeh'n die Thränen ſpringen.
Mußt du mich denn vor aller Welt beſchämen,
Mit Edelmuth mich ewig überwinden?
Und machſt mich klein vor meinen eig'nen Augen?
Wie könnt' mir je ein Größeres gelingen?

Eberhard.

Rette das Vaterland!

Heinrich.

Sei mir ein Freund! laß' uns vereinigt bleiben,
Sowie zwei Hände, Diener einer Bruſt,
Die eine decke mit dem ſich'ren Schilde,
Die and're, nackte Hand mit ihrem Schwerte!

(zur Verſammlung)

Wie alle Weſen treu umſpannt der Himmel,
So ſoll der einzige Gedanke:
Für's Vaterland den letzten Tropfen Blut!
Um alle Deutſche, wie ein Ring, ſich ſchließen.
Vom ſchlimmſten Joche ſind wir ſchon befreit,
Sind wir vereint alſo zu aller Zeit.

Eberhard.

Hier meine Hand!

Wettin.

Für dich, und mit dir ewig!

Bernhard.

Gehſt du voran, ich folg' dir durch die Hölle!

Eberhard.

Nach Fritzlar, Heinrich, daß dein edles Haupt
Wir mit der deutſchen Königskrone ſchmücken!

Wido.

Aus dieſes Waldes alter Föhrennacht
Steig' auf zum Ruhm ein Aar in Sonnenpracht!

Staudenbein.

O Vogelheerd, o Vogelheerd, ade!
Der Vogelſteller wird nun gar ein König;
Der erſt' und letzte aber, — denk' ich mir.

Wido.

Das Herz im Leibe möcht' vor Jubel ſpringen;
Voran, Ihr Spielleut', laßt die Hörner klingen!

(Raſche Marſchmuſik. — Alle ab.)

Zweiter Act.

Regensburg.

(Ein Saal.)

Arnulf. Staudenbein, als Herold. Ein ab- und zugehender Mundſchenk.

Arnulf.

Er iſt ein Hexenmeiſter, dieſer König,
Der durch den Wald geht und ſein Hütchen dreht,
Und alle Bäume laufen hinterdrein.
Verdamm' ihn Gott in ſeiner beſten Stunde!
Hat er doch eine Kriegsmacht vor den Thoren,
Wie ich noch nie geſeh'n im deutſchen Reiche!

Staudenbein.

Der König aber läßt dir weiter ſagen:
Es wär' nur zwiſchen dir und ihm der Streit!
D'rum fordert er dich auf, mit ihm allein
Nach deutſchem Rittersbrauch das abzumachen;
Und was der Brauch iſt, ei, das weiß ein Kind!

Arnulf.

Schenk' ein, du Jung'! das iſt doch Königsart!
Das freut mich, daß ein König ſo mich ehrt,

Mit mir im Zweikampf einen Gang zu thun!
Das freut mich von dem Heinrich, Blitz und Donner!
Er iſt ſo recht ein feſtes Königsherz,
Doch was das Beſte bleibt, kein Pfaffenknecht!
Ich hab', weiß Gott, drei Tage lang gelacht,
Als ich gehört, daß er bei ſeiner Krönung
Die Salbe und den Erzbiſchof von Mainz
Drei Schritte von dem Leibe ſich gehalten.
Mein Burgpfaff hat davon das Gallenfieber.
Weiß Gott, das hat von Heinrich mir gefallen!

Staudenbein.

Er wartet deiner draußen vor den Thoren.

Arnulf.

Flink, Jung', ſchenk' ein, deß muß ich mich beſinnen.
Wer bürgt mir aber, daß ich nicht verrathen
Und nicht gefangen werd' und umgebracht?
Denn einem König iſt nicht wohl zu trauen.

Staudenbein.

Du kennſt den Sachſen nicht; und ſollſt du auch
Mit allen deinen Leuten zu uns kommen;
Denn zwiſchen beiden Heeren Ihr allein,
Ein jeder mit drei Rittern, welche zeugen,
Kommt Ihr zuſammen. Alſo wird's gehalten.

Arnulf.

Flink, Jung', ſchenk' ein! das iſt ein ſchönes Stück;
Das hätt' ſo gut ich mir nicht ausgeſonnen!

Staudenbein.

Frag' nach! bei Ulm geſchah es ebenſo,
Als ſich der Schwabe unbedingt ergeben.

Arnulf.

O, dieſe feige Memme, dieſer Baſtard!
Verdamm' ihn Gott! verläßt mich in der Noth,
Der Herrenknecht verdingt ſich an den König,
Und kriecht zu Kreuz, wie eine böſe Sieben.
Nicht wahr, der Sachſe hat's ihm eingetränkt,
Belehnt mit Ketten, mit eiſernem Handſchuh?
Gelt! gelt, ich hab's errathen?

Staudenbein.

Links um, Herr Herzog! nur ein wenig anders.

Arnulf.

Entſetzt des Landes?

Staudenbein.

Vielmehr eingeſetzt.
Denn Burkhard iſt mit Schwaben neu belehnt.
Nun iſt erſt rechte Liebe zwiſchen uns,
Und unſer Lager, nun das iſt ein Himmel!
Niest einer, ſagt der and're: „Helf dir Gott!“
Schenkt einer ein, ſo trinkt der and're aus;
Schläft einer, nun ſo ſchläft der and're mit;
Und Alles nur aus Liebe zu dem König;
Doch Wildpret eſſen wir am allerliebſten.

Arnulf.

Schenk' ein! Schenk' ein! Gott ſegne mir den Trunk!
Der Teufel aber ſteckt in deinem König!
Sag' ihm: er möge noch in Zeiten beichten;
Denn Arnulf ſpaßt nicht, führet er die Klinge.
Denn wo ich hintret', tret' ich auch ein Loch,
Und wo ich hinſchlag', ſchlag' ich auch ein Loch.
Es freut mich aber, daß er ſo viel Muth hat,

Mit mir im Zweikampf ehrlich ſich zu meſſen;
Und ſag' ihm: 's thut mir leid, ihn zu erſchlagen;
'S wär' aber ſo nun einmal meine Art,
Daß meinen Kernhieb keiner kann ertragen;
'S thut mir leid um ihn, das kannſt du ſagen;
Denn iſt er auch mein Feind; ſo bleibt er doch ein Mann!
Du kannſt dich nun zum Teufel ſcheeren, Freund!

Staudenbein.

Du kommſt gewiß?

Arnulf.

Holla! es iſt geſagt.
Laß' in dem Moſthaus dir ein Krüglein Bier
Von meinem Kellner ſchenken! Geh' mit Gott!
(Staudenbein ab.)
He, Jung'! die breiten Schwerter bring' herauf!
Den Hunnenfreſſer und den Baierntroſt!
Doch wart'! ich muß in's Zeughaus ſelbſt hinunter,
Sonſt bringt Ihr doch zuletzt nur Blech und Plunder!
(Arnulf und der Schenke ab.)

Vor Regensburg.

(Ein Platz bei dem Lager des Königs.)

Burkhard. Wettin. Später Staudenbein.

Burkhard.

Mir kommt der König vor, gleichwie ein See,
Unendlich tief und doch dabei ſo klar,
Daß man die Wurzeln der Gedanken ſieht,
Die oben auf, wie helle Roſen, ſchwimmen.

Wettin.

Haſt du ihn je im Sturm, im Zorn geſehen?
(Staudenbein tritt auf.)
Was haſt du, Vogelſteller, hier zu gaffen?
Wer ſteckte dich denn in den Wappenrock?

Staudenbein.

Ha! ſeht mich nur genau an, liebe Herren!
So klein ich bin, ſo hat doch heute ſchon
Ein Herzog mit mir Brüderſchaft getrunken,
Und fraget nur bei Arnulf ſelber nach!
Beim Abſchied fiel er mir gar um den Hals,
Und ſchwur mir zu: daß keinen beſſ'ren Kerl,
Als mich, er je bei einem Krug gefunden!
Dabei hat er geweint, der gute Mann,
Geweint, geſchluchzt: da, ſeht den Aermel an!
Er iſt noch naß von eines Herzogs Thränen!

Wettin.

Kerl, iſt das wahr, ſo freſſ' ich dich lebendig!

Staudenbein.

Nur mit den Gräten nicht, das bitt' ich ſehr!
Geht das ſo fort, ſo weiß ich mir nicht Rath,
Wie all' die Ehr' ich noch ertragen ſoll!

Wettin.

Gieb dich zufrieden! deiner Tugend wegen
Wirſt du einmal gewiß nicht aufgehangen.

Staudenbein.

Habt nur Geduld! denn eine kurze Nacht
Hat einen Bach zum Strome wohl gemacht. (Er geht ab.)

Wettin.

Und Staudenbein, der große, hat's vollbracht.

Burkhard.
Steht nicht der König drüben mit dem Mönch?
Wettin.
Kennſt du des Königs alten Capellan?
Burkhard.
Ich dank' ihm viel; er iſt ein kluger Mann.
Verblendet war ich und dem König Feind,
Als ich vor Kurzem noch bei Weinsberg ſaß
In einer Roſenlaub' mit meinen Fiedlern
Bei Spiel und Trank und freute mich des Lenzes:
Da plötzlich hörten wir ein ſeltſam' Klingen,
Ein Zwitſchern und ein Schrei'n, und ſahen bald
Ein unermeſslich', buntes Vogelheer
Von Oſten fliegen und die Luft verdunkeln.
Doch mitten d'runter, wunderbare Pracht!
Stieg ſonnenklar hervor ein wonnig' Weſen,
Das hatte purpurrothe, lange Flügel,
Das hatt' ein gülden Krönlein auf dem Kopfe.
Wir ſtanden noch und ſtarrten in die Luft,
Da kam auf einmal dieſer Mönch einher,
Grüßt' uns und ſagt': „Das war der Vogel Phönix!
Vom neuen Weltjahr und vom Sachſen Heinrich
Hat er den Leuten einen Gruß zu bringen.“
Da ward mein Herz im Leibe mir gewendet.

Wettin.
Da kommt er ſelbſt herbei. (Der Capellan kommt.)

Capellan.
Gott ſei mit Euch!
Ein jeder Stern möcht' ſich am Himmel freuen,
Sieht er Euch hier ſo brüderlich vereint.

Wie ſchön ziemt, Herzog Burkhard, dir die Stelle,
Die dir gehöret bei dem Reichspanier!

Burkhard.

Wie du geweiſſagt, alſo iſt's gekommen.

Capellan.

Und weiter ſag' ich, was noch nie geſchehen,
Heut' wird des Reiches Einigkeit vollbracht,
Der erſte Schritt zur Weltherrſchaft gethan.

Burkhard.

Du meinſt Italia? (Trompetenſtoß.)

Eberhard.

Der König kommt.

(Heinrich und Wido kommen.)

Wido.

Die Zimmerleut' arbeiten, wie die Bären,
Schon hängt der Mauerbrecher in der Wucht,
Mit Eiſenſtirn' die tauſendjähr'ge Eiche;
Nun hauen ſie von Neuem Holz im Walde,
Zum Sturme einen Räderthurm zu bauen.

Heinrich.

Sehr wohl, mein Freund! doch ſchaue nur hinunter,
Wie ſteht ſo herrlich Regensburg vor uns!
Ja rückwärts ſtürzt die Donau ſelbſt herbei,
Mit ihrem Segen dieſes Land zu tränken!
Wie ſtreben dort die Thürme hoch empor
So, wie ein ſteinern' Dankgebet zu Gott!
Und dieſen Himmelsfrieden ſollt' ich ſtören?
Mordfackeln werfen in mein eig'nes Haus?

Wido.

Doch wirſt du anders nicht den Arnulf zwingen.

Heinrich.

Gott hält ein jedes Herz in ſeiner Hand.
Zu dieſer Stelle war der Mann beſchieden.
(zu den Uebrigen)
Ich hab' Euch herbeſtellt, damit Ihr zeuget
Und ſchlichtet zwiſchen mir und Baiern's Herzog.
(zu Burkhard.)
Soll, Herzog Burkhard, unſer Werk gelingen,
So müſſen wir recht feſt zuſammenhalten.

Burkhard.

Treu, wie ein Thurm, iſt dir mein Schwabenland!

Heinrich (zu Wido.)

Mein Wido, geh' hinunter vor das Thor;
Es öffnet ſich, und Arnulf kommt heraus;
Du ſollſt in meinem Namen ihn begrüßen.
Brich einen grünen Zweig dir aus dem Buſche!
(Wido ab.)

Burkhard (zum Capellan.)

Vertrauen mag ich dir, daß meine Seele
Sich freut, ſeh' ich des Königs Angeſicht
Und ſeine herrliche Heldengeſtalt.

Capellan.

Er iſt ein Bote Gottes dieſer Zeit.

Burkhard.

Geſtützet ſeine Hände auf das Schwert,
Und auf die Erde ſeinen Blick geheftet,
Steht er, wie jetzt, ſo oft gedankenſchwer.
Was ſich da regen mag in ſeiner Seele?

Capellan.

Es träumet der Weltgeiſt da in ihm empor.

Burkhard.

Was willſt du ſagen, Mönch?

Capellan.

Die Weltgeſchichte.

Burkhard.

Ich verſteh' dich nicht.

Wettin.

Sieh', aus dem Thore quillt das Baiernvolk
So, wie ein Strom aus einem Felſenſpalt.
Voran gar ſtattlich woget Arnulf her.

Burkhard.

Wie trägt er hoch und ſtolz ſein Baiernfähnlein!

Wettin.

Es leuchtet ſein Geſicht, wie ein Comet.

Burkhard.

Der arme Herr! das kommt vom Brauhaus her;
Er bläſt zu oft in's Feuer, das er ſchürt;
Da wird das Auge blöd' und hell die Wange,
Die Beine ſtärker und die Füße ſchwach.

Wettin.

Sein Knabe kann die Waffen nicht erſchleppen.

Burkhard.

Zwei Schwerter, lang genug, um aus dem Himmel
Ein blau' Stück Tuch zum Wammſe ſich zu ſchneiden.

Wettin.

Die Baiern halten, und ein rother Hahn,
Beinah' ein Menſch, ach, Arnulf kommt heran!

(Arnulf und einige baieriſche Ritter treten auf.)

Arnulf.

Baierland hie!

Heinrich.

Das iſt nicht wahr! Ich kenne Baiern beſſer,
Als daß es wider Recht und Billigkeit
Gemeinſam' Vaterland verrathen könne;
Du biſt der Arnulf! Sprich, was ficht dich an,
Daß du in's eig'ne Angeſicht dich ſchlägſt?

Arnulf.

Das Baierland will dich zum König nicht.

Heinrich.

Du biſt nicht Baiern!

Arnulf.

Doch ſein Herzog bin ich.

Heinrich.

Und ich dein König, dem du widerſtrebſt!
Ein jeglich' Glied iſt unterthan dem Haupte;
Hätt' aber dich das Reich geſetzt zum König,
Glaubſt du, ich würd' Gehorſam dir verweigern?
So heiſch' ich auch ein Gleiches nun von dir.

Arnulf.

D'rauf ſoll mein Schwert dir eine Antwort ſagen.

Heinrich.

Wie meinſt du, Arnulf, was dir beſſer iſt:
Ob ich dein Freund bin oder feindlich dir?
Noch jetzt dein Freund, ſchäm' ich mich nicht zu bitten,
— Denn ruhmlos bleibt der Sieg im Bruderzwiſt, —
Schäm' ich mich nicht als König dich zu bitten:
Nicht zu ermorden unſer Vaterland!
Es lauern all' die Todfeind' unſ'res Namens
Nur auf den ſchmachvoll blut'gen Augenblick,
Der in das Schwert des einen wirft den andern,

Das arme Reich, das ganz verrath'ne Kind,
Mit ſeinem Namen von der Welt zu tilgen.
Arnulf, laß' einen andern Ruhm uns ſuchen!

Arnulf.

Durch Reichsacht bin zur Nothwehr ich gebracht.
Den Zwiſt hab' ich, weiß Gott, nicht angefacht.

Heinrich.

Die Acht war aufgelöſt im Augenblick,
Wo dir dein König Freundſchaft angeboten.

Arnulf.

Und wenn du mir zu Füßen fieleſt, Heinrich,
Es ſollt' das Herz im Leibe mir nicht zucken;
Und ſchlügſt du in die Erde mich hinein;
Der Baier Arnulf blieb der Alte doch!

Heinrich.

Gott wende deinen Sinn, du harter Mann!
Denn dich, dich ſelber muß ich haben, Arnulf!
Ganz Deutſchland ſtreckt die Arme nach dir aus,
Und ruft wie eine Mutter nach dem Sohne.
Die Männer, die der Heide hat erſchlagen,
Sie jammern unten aus der Erde noch:
„Wie lange ſitzt auf unſ'rem Grab die Schmach?“
Die Wittwen und die Waiſen aber fragen:
„Wo ſind die Ritter, die uns ſchützen ſollen?“
Und all' die Männer, die in Knechtſchaft dulden,
Sie rufen: „Brecht die Ketten uns entzwei!“
Das hör' ich, Tag und Nacht. Mir brennt die Seele,
Hand anzulegen an das Werk der Rettung.
Vom Ungar liegt erwürgt dein Vater Ludolf,
Und ſeine Wunden ſchreien auf zu dir:
„Räch' meinen Tod!“ Iſt dir das Herz ſo kalt?

Arnulf.

Heinrich, was denkſt du denn? Bin ich von Stein?
Hab' ich kein menſchlich' Blut in meinen Adern!
Du weißt es auch, warum ich ſtreiten muß!
Für mich nicht, für des Baiern altes Recht:
Im Lande frei jed' Bisthum zu beſetzen.
Ward ich auch d'rob in's Elend ausgetrieben;
Doch ließ ich nicht von meiner guten Sache.
Zuerſt das Recht, dann Gott und deutſches Reich!
Das iſt mein Spruch; davon geh' ich nicht ab.

Heinrich.

Iſt es um dies? Mit dieſem Handſchlag hier
Auf ew'ge Zeiten ſei mit dieſem Rechte,
Bisthümer dieſes Landes zu beſetzen,
Von mir beliehen, deinem Herrn und König.

Arnulf.

Was machſt du denn aus mir? Weiß Gott!
Nicht deiner Güte kann ich widerſtehen;
Und müßt' der Arnulf ſein der Kinder Spott:

(Auf den Knieen.)

Hoch leb' mein König und mein Baierland!

Heinrich.

Steh' auf, mein Herzog! und du ſollſt es merken!
Daß keinen beſſ'ren Freund, als mich, du je
Für dich und Baiern dir erworben haſt.

Arnulf.

Was werden meine Rittersleute ſagen?

Wettin.

Sieh' um dich! ſuch' die Baiern dir heraus!
Du ſiehſt nur Brüder, ſo die Händ' ſich ſchütteln,

Einander jauchzend in den Armen liegen.
Das, Arnulf, iſt die neue Kriegsart worden,
Den Feind auf einmal ohne Blut zu morden.

Burkhard.

Erſchrick nicht, ſchau' nach Regensburg hinab!
Sie tragen dir die Vorrathshäuſer weg,
Mit Speiſ' und Trank die Heere zu erquicken.

Wettin.

Und wie ſie drinnen mit den Glocken läuten!

Arnulf.

Wie iſt mir doch? Ich werd' noch greinen müſſen.

Burkhard.

Tröſt' dich mit uns! Willkommen hier beim Reich!

Arnulf.

Ich war dir bös', weiß Gott! es ſei vergeſſen!
Seh' nun es ſelbſt, Freund Burkhard, dieſer König
Verhext das Land und thut es Allen an.

Heinrich.

Ich mein' es redlich mit dem deutſchen Reich,
Mit ganzer Seele redlich, lieben Freunde!
Dies iſt die weiße Kunſt, die ich verſteh'.

Arnulf.)

Mein Herz ſammt Regensburg haſt du gewonnen,
Schenk' mir noch eine Gnad' und komm' herein!
Ihr Freund' und Rittersleute, kommt herein!
Und trinkt einmal von meinem Lagerbier!
Ja, König Hinz! darauf verſteh' ich mich!

Heinrich.

Hier kommen neue Gäſte.

Arnulf.

Schaut's doch an!

(Bernhard kommt mit Dollinger.)

Bernhard.

Jetzt bei der Nachhut griffen meine Schaaren,
Die Lüneburger, dieſen fremden Mann;
Er will zu dir; doch ſagen viele aus:
Es wär' der Dollinger, der wilde Räuber!

Arnulf.

Das iſt ein Tag, weiß Gott, voll lauter Glück!
Denn dieſer Dollinger ſaß lange mir
Auf Baiern's Nacken, wie ein böſer Luchs.
Den gottverfluchten Räuber laß' mir ſelbſt;
Er muß zu Tod auf einem Hirſch ſich reiten!

Heinrich.

Biſt du ein Räuber worden, Dollinger?
So iſt dein Leben an das Recht verwettet.

Dollinger.

Ich bin nicht gar ſo ritterlich geſinnt,
Und lieb' den Tod nicht rücklings und nicht rittlings;
Ich aber wollt' Euch ſelber reiten laſſen,
D'rum hirſchſchnell komm' ich her zu Euch geritten;
Denn über hundert tauſend wilde Reiter,
Mordbrenner auch, der Ungarn wüſte Horden
Sind wieder in das Reich hereingefallen.
Ich ſtand in Kärnthen auf dem Glockner oben,
Dort beim Eisglöcklein in der höchſten Höhe;
Rauchſäulen zeigten mir des Feindes Fahrt;
Nach Sachſen hin ſah ich das Unglück ziehen.

Viele Krieger (ſich herbeidrängend).

Weh' über uns!

Andere.

O, Weib und Kind daheim!

Heinrich.

Wie lange warſt du auf dem Weg hieher?

Dollinger.

Zwei Tag' und eine Nacht.

Wettin.

Das heiß' ich reiten!

Heinrich.

So ſind die Ungarn noch in Sachſen nicht;
Auch iſt die Heimath uns in guter Hut,
Ganz Thüringen beſchützt uns Eberhard!

Dollinger.

Ich kann wohl meiner Wege wieder gehen?

Heinrich.

Nein, ſonderbarer Wildfang, nein, du bleibſt!
Ich heb' das Reichspanier! Wer folgt mir nach?

Sachſen.

Wir Sachſen immerdar!

Burkhard.

Mit Schwaben ich.

Arnulf.

Mit achtzehn Fähnlein folg' ich heute noch.

Heinrich.

Auf! laßt uns denn zu Sachſens Rettung fliegen,
Mannhaft zum Tod und herzensſtark zum Siegen!

(Alle ab.)

Gegend bei Wurzen.

(Das Lager der Ungarn.)

Zoltan. Hunyad. Szabolts.

Zoltan.

Was brennt dort drüben?

Szabolts.

Wurzen iſt es, König!
Nur ein paar alte Leute waren d'rinnen,
Die hingen wir vor ihren Häuſern auf;
Sonſt hatten ſelbſt die Hunde ſich verkrochen.

Zoltan.

Doch ließ der Feind ſich nicht herunterlocken?

Szabolts.

Wie ein Geſpenſt, zieht uns der Deutſche nach.
Wo wir uns lagern, liegt er gegenüber,
Und wie ein Dachs iſt er alsbald verſcharrt,
Kaum daß man eine Naſenſpitze ſieht.

Hunyad.

So bindet er zuſammen unſ're Schaaren.
Du ſchweigſt? Uns fehlt es ſchon an Brod und Futter.

Zoltan.

Mein Geiſt iſt ſchwül, wie eine Sommernacht;
Er möchte gern ein tolles Wetter brauen.

Szabolts.

Heiß' mir den Dachs aus ſeiner Schanze ſtürmen!

Zoltan.

Er möcht' dich in den Finger beißen, Kind!

Hunyad.

Hätt' ich die feige Brut auf eb'nem Feld',
Ich wollt' dir eine Haſenhetze halten,
Es ſollten unſ're Alten in den Gräbern
Vor Freude lachen, daß die Erde bebte.

Zoltan.

Laßt unſ'ren Rieſen vor dem Lager ſchimpfen!
Mit ſolchem Rauch, der in die Augen beißt,
Treibt er vielleicht die Immen aus dem Korb.

Szabolts.

Vorhin erſt band ein Deutſcher mit ihm an,
Ein Ritter faſt ſo groß und ſtark wie er;
Doch gleich beim erſten Rennen ſtieß der Rieſe
Den Speer ſammt Schaft ihm durch den Leib hindurch;
Das war ein Loch! Ein Eber ging hinein.
Seitdem kam keiner wiederum heraus,
Erſchreckt vom blut'gen Kopf auf Craco's Speer.

Zoltan (zu **Szabolts**).

Schick' nur den Craco wiederum hinüber,
Daß ſie verzweifeln lernen an ſich ſelbſt. (**Szabolts** ab.)

(zu **Hunyad**)

Sieh', welcher Zug von Roſſen und von Wagen!

Hunyad.

Seh' ich wohl recht?

Zoltan

Es ſind die Slavenfürſten —
Der König Swoob und Herzog Wenzeslaw.
Sie kommen her, das Bündniß zu erneuern,
Um auszurotten alles deutſche Volk.

(**Swoob** und **Wenzeslaw**, koſtbar geſchmückt, treten auf.)

Beide.

Heil dir, o Zoltan!

Zoltan.

Freunde und Genoſſen!

Wenzeslaw.

Land Böhmen bietet immer dir die Hand!

Swoob.

Und alle Slavenſtämme von der Weichſel
Bis zu der Elbe und dem Strom der Saale.

Wenzeslaw.

So ſchenk' ich dir zum Zeichen alter Treue
Zwölf weiße Roſſe, jung und ohne Fehl,
Mit Purpurdecken und mit gold'nen Zäumen.

Swoob.

Doch ich — zwölf Wagen mit der vollen Fracht
Der bunten, woll'nen Zeuge und der Tücher
Mit ſammt dem Zugvieh und den Treibeknechten.

Zoltan.

So geb' ich Euch und Eurem Land den Frieden!

Hunyad.

Habt Ihr nicht Eiſen und auch junges Volk?

Wenzeslaw.

Hetz' nicht den Bären, grab' ihm eine Grube!
So pfeift der Böhm' in ſeinem blauen Land.

Swoob.

Ein Mückenſchwarm kann einen Leu verjagen,
Und Slaviſch ſingt die Elbe bis zum Meer.

Zoltan (reicht Beiden die Hände).

So reichen hier drei Reiche ſich die Hand,

Und dreifach theilen wir das deutſche Land.
Mir laßt die Donau und den Rhein, den Main!

Wenzeslaw.

Laßt mir den Auslauf meiner Berge nur!

Zwoob.

Mir ganz die Saale bis zu ihrer Quelle.

Hunyad (für ſich).

Sie treffen bei dem Ochſenkopf zuſammen.

Zoltan.

Nun laßt zuletzt in rothem Ungarwein
Den Bund geſchloſſen und gehärtet ſein! (Alle ab.)

Das Lager der Deutſchen.

Man ſieht das offene Zelt Arnulf's mit dem baieriſchen Panier.

Heinrich. Eberhard.

Eberhard.

O, wie ein Maulwurf mußt' ich mich vergraben,
Eh' noch dein Banner ſtak auf dieſem Walle!
Vom Harz die Bergleut' waren unverwüſtlich,
Sie ſcharrten ſo, als ſuchten ſie den Muth
Im Mittelpunkt der Welt.

Heinrich.

Ich danke deiner Klugheit;
Denn beſſer iſt zuweilen Pfeile ſchnitzen,
Als Sand zu werfen aus der vollen Hand.

Arnulf (kommt aus dem Zelte hervor).

Der Hunnenrieſe macht uns All' zu Schanden;
Er läſtert wieder gräulich vor dem Lager.

Staudenbein (kommt).

Das heißt bedient! das iſt ein prächt'ger Rieſe!
Kaum reitet Einer an, ſo guckt auch ſchon
Des Rieſen Speerſpitz' aus dem Rücken ihm
Und weiſt der Seel' den Weg in's Himmelreich.
Jetzt eben ging es ſo dem armen Fullen.

Arnulf.

Mein guter Fullen?

Heinrich.

Todt der ſtarke Fullen?

Staudenbein.

Als wär' aus einem Teich der Spund gezogen,
So ſtürzt' ihm auch die Fluth aus ſeiner Bruſt,
Und wie ein Fiſch ſchwamm ſeine Seele hin.

Arnulf.

Nun reit' ich ſelbſt hinaus, weiß Gott! ich ſelber;
Und bring' ich meinen Kernhieb ihm nur an —

Staudenbein.

Und bringt er dich um's Leben, Vater Arnulf —

Arnulf.

So ſoll den Kopf er mit dem Steiße ſuchen!

Staudenbein.

Mit wem ſoll ich denn beten oder fluchen?

Wettin (kommt).

Dort kommt das Ungethüm herangeritten!

Wido (kommt und ruft zurück):

Aus meinem Zelt drei eſch'ne Speere her!

Heinrich.

Ich aber heiß Euch bleiben hier im Lager.

Staudenbein.
Uh, draußen ſteht er, wie ein Kirchenthurm!
Wido.
Auf meinen Knieen bitt' ich dich, o König!
Vergönn' mir einen Ritt mit dieſem Hunnen!
Heinrich.
Laß' doch!
Arnulf.
Ich aber reit' hinaus. Ade!
(Indem er abgehen will, kommt Dollinger.)
Dollinger.
Es wär' doch Schad' um Euer adlig' Blut,
Sollt' es in ganz gemeinen Staub verrinnen;
Mein Leben aber iſt an's Recht verwettet;
So laßt es mich von Neuem denn erſtreiten!
Heinrich.
Du ſtählern' Herz, ſo gehe deinen Gang!
Bring' uns den Ruhm und dir die Freiheit mit!
Dollinger (zu Wido).
Leih' mir dein Hiſthorn!
Wido.
Da, mein Schwert dazu;
Es iſt geweiht, gefeit und hat 'ne gute Schneid'!
Arnulf.
Haſt du ein Baiernherz, ſo ſchlag' den Kernhieb;
Links angezogen, — ſo! — und rechts herunter!
(Dollinger ab. — Burkhard und Andere kommen.)
Burkhard.
Wie ſitzt der tolle Mann da auf dem Hengſt!
Wie Wirbelwind ſtäubt das in's Feld hinunter!

Eberhard.
Bläſt doch der Kerl, als wär' er ein Orkan!

Heinrich.
Es iſt auch was davon in ſeiner Seele.

Staudenbein.
Sie fahren ſchon zuſammen, wie zwei Böcke.

Arnulf.
Die Speere waren Glas. Das war ein Hieb!
Des Roſſes Kopf glattab, wie eine Diſtel!
Nun ſtehen Beide da! Wie ſie ſich dreh'n!

Wido.
Das iſt kein Zweikampf mehr, man ſieht nur noch
Ein ſtählern' Rad, das um ſich ſelber läuft.

Arnulf.
Er iſt aus Baiern, Leut'!

Heinrich.
                                        Ei, braver Dollinger,
Hätt' ich nur tauſend Männer, ſo wie dich!

Wettin.
Seht hin! das Ungethüm ſinkt in die Kniee.

Wido.
Hei, Dollinger, Gott ſegne dieſen Streich,
So über'n Kopf ein wilder Wetterſchlag!

Arnulf.
Das war der Hieb, den er mir abgelernt!

Staudenbein.
Ein Zauberſpuk, zwei Rieſen auf einmal!

Wido.

Vom Wirbel hinunter mitten entzwei
Geſpalten, wie ein dürres Scheit im Walde.

Arnulf.

Horcht, wie die Wolfsbrut in dem Lager heult!
Sie ſprengen heran, ſie ſchießen auf ihn.

Burkhard.

Er ſchüttelt ſich, ſowie ein wilder Bär,
Wenn um den Kopf ein Bienenſchwarm ihm ſummt.

Staudenbein.

Er ſieht verdrießlich aus, und wie er brummt!

Heinrich.

So rettet ihn! Da kommt er ſchon herauf
Mit rothen Augen und mit blut'ger Branke.

Wettin.

Ihr wilden Jungen, bringt ihn her zu uns.

(Dollinger kommt.)

Wido.

Willkommen, Dollinger!

Staudenbein.

Haſt du noch viel
Dergleichen Hiebe zu verkaufen, Alter?

Dollinger.

Soviel du brauchſt!

(Staudenbein mit einer Grimaſſe ab.)

(zu Wido)

Ich dank' dir für dein Schwert, es thut 'n guten Zug.

Wettin.

Hier iſt dein König.

Dollinger.
Heinrich, grüß' dich Gott!

Heinrich.
Du Löwenfauſt! hier haſt du meine Hand.

Dollinger.
Wie ich auch bin, kein ſchlechter Mann ſchlägt ein.

Heinrich.
So bleibe bei mir!

Dollinger.
Nein!

Heinrich.
Was forderſt du?

Dollinger.
Laß' mir die freie Luft im grünen Wald!

Heinrich.
Du eig'ner, wilder Menſch! ſo zieh' in Frieden!

Dollinger.
Leb' wohl! Doch noch zuletzt ein kurzes Wort:
Mach' dich noch heute von den Ungarn los,
Verſtecke dich auf deine beſte Burg;
Denn hier im Lager, hier im deutſchen Lager
Iſt ſoviel Feigheit auf einmal beiſammen,
Es könnt' der Teufel d'ran ſich ſelig mäſten!
Du dauerſt mich. Behüt' dich Gott! leb' wohl!

(**Heinrich** und **Dollinger** zu verſchiedenen Seiten ab.)

Wido.
Da geht er hin, wie dunkle Wetternacht.

Arnulf.
Man ſollt' das Schandmaul mit dem Schwert ihm ſtopfen.

Wido.

Verſuch's!

Eberhard.

Der König ging verſtimmt hinweg.
Er ſchlug den Mantel ſich um ſein Geſicht.

Wido.

Die Sonn' ging unter; 's dämmert ſchon zur Nacht.

Arnulf.

An Baiern iſt die Reihe heut' zur Wacht.
Ich hab' die Wacht; he da! wer wacht mit mir?
In meinem Zelte liegt ein Fäßchen Bier,
Ein Baierbier!

Alle.

Wir wachen all' mit dir!

(Sie gehen in das Zelt, wo man ſie zechen ſieht. Es wird Nacht. Eine Leuchte wird angezündet. Heinrich kommt; hinterher Staudenbein.)

Heinrich.

Wer zupft mich?

Staudenbein.

Ich.

Heinrich.

Was willſt du?

Staudenbein.

König Hinz!

Ich hätt' ſo einen Einfall.

Heinrich.

Einfalt willſt du ſagen.

Staudenbein.

Am Beſten wär's, wir hielten's mit dem Ungar,
Und zehrten mit ihm auf das letzte Blättchen,

Wär' es wo aus, ſo ging es wieder fort;
Und eh' wir fertig würden mit der Welt,
So wär's in Deutſchland hinten wieder grün;
Da fingen wir's von vorne wieder an.
Die Menſchen könnten all' wie Brüder leben,
Und ſängen wir da nichts, als Hoſianna!

Heinrich.

Ich bin für deine Narrheit nicht gelaunt.

Staudenbein.

Wenn du mich nur zu einem Ritter machteſt,
Dazu hätt' ich Verſtand und Witz genug.

Heinrich.

Verdien' dir die Sporen!

Staudenbein.

Sag', wie fang' ich's an?

Heinrich.

Nun, gegenüber liegt der Hunnenkönig.
So geh' hinüber, ſchnall' ihm ab die Sporen,
Und bring' ſie her; du ſollſt mein Ritter ſein!

Staudenbein.

Kann ich mich d'rauf verlaſſen?

Heinrich.

Ganz gewiß.
Was iſt das für ein Lärm im Lager hier?

Staudenbein.

Das iſt beim Baier; der ſchenkt Lagerbier.
Beim Trinkhorn helſen ihm die Fürſten wachen.

Heinrich.

Das muß noch zechen in des Teufels Rachen.

Staudenbein.

Ich will wie Spreu ſie auseinander bringen.

Heinrich.

Was mag nicht Alles einem Schelm gelingen!

(**Heinrich** geht ab. **Staudenbein** ſchleicht ſich an **Arnulf's** Zelt, worin man **Arnulf**, **Wettin** und **Burkhard** ſitzen ſieht.)

Burkhard (ſpielt die Laute und ſingt):

Ich weiß, wo rothe Roſen ſteh'n
Im hohen Schwabenland,
Dahin muß ich auf Wallfahrt geh'n,
Den Becher in der Hand,
Im grünen Schwabenland,
Wo hell Schallmeien klingen,
Juchhe!
Im Tanz die Mägdlein ſpringen
In die Höh'!

Arnulf.

Ja, Schwabe, ſingen kannſt du wie ein Vogel,
Und trink'ſt auch wie ein Finke, trink' doch, Burkhard!

Staudenbein (vor dem Zelte).

Holla! der Hungar iſt da! holla! holla!

Alle (aus dem Zelte hervorſtürzend).

Wo? Wo?

Staudenbein (fliehend).

Da drüben!

Wettin.

'S iſt der Staudenbein.

Arnulf.

Du neunfach umgeſtülpte Narrenmütze!
Lauf' nur, du Schelm! dem Strick entläufſt du nicht.

Burkhard.

Der Himmelswagen hat ſich umgedreht;
Es iſt ſchon ſpät, viel Dank für guten Trank!

Arnulf.

Nun, hat es Euch geſchmeckt, ſo hab' ich mehr.

Burkhard.

Leb' wohl!

Die Uebrigen.

Gut' Nacht! (Alle außer Wettin ab.)

Arnulf.

Ei, macht doch, was Ihr wollt!
Ich hab' das Sachſenland ſo ſatt, wie Milch.
Beim Bierkrug erſt erkennt man ſeinen Freund.
Ein Maulwurf weiß da mehr von Malz und Bier.
Wer hält denn da noch?

Wettin.

Arnulf, gehe ſchlafen!
Ich will für dich mit deinen Baiern wachen!

Arnulf.

Ei ſeht doch da! Denkſt du, ich bin ſo dumm?
Und hab' ich redlich auch mein Theil getrunken,
So ſeh' ich doch dein Herz noch durch und durch;
Ausſtechen willſt du mich bei König Heinrich!
Der iſt ein braver Kerl! und trinkt er wenig Bier,
So trink ich deſto mehr, verſtehſt du mich?
Ich ſeh' ein jedes Keimchen deiner Seele;
Ein jedes Malzkorn ſeh' ich in dir keimen.

Wettin.

Vor Allem Noth thut hier im Lager Fürſicht.

Arnulf.

Ein Biergeſicht? Was wär' ich? he! Wettin?
Was willſt du, Sachſe? he? bin ich zu ſchlecht,
Daß deine Zunge wie ein fauler Hund
In deines Mundes Ofenloche liegt?

Wettin.

Geh' ſchlafen, guter Arnulf! laß' mich wachen!

Arnulf.

Du biſt mein Freund, und ſo ein treues Herz!
Todtſchlagen ließ' ich mich um deinetwegen;
Du meinſt es gut mit mir. In dieſem Lager
Keimt auch kein Körnchen, das es beſſer meinte.

Wettin.

Geh' ſchlafen!

Arnulf.

Geh' doch du!

Wettin.

Du wirſt nicht wachen!

Arnulf.

So laß' mich doch! Ich hab' nicht Luſt zu ſchlafen.

Wettin.

Nicht in die Luft will ich die Worte werfen.
Denk' an des Lagers Sicherheit! Ade! (Wettin ab.)

Arnulf (allein).

Klug iſt Wettin, und doch nicht klug genug!
Die Nacht iſt da zum Schlafen, nicht zum Wachen.
Ihr Leut' aus Baiern, legt Euch auf die Sättel;
Denn ſchläft der Herzog, ſoll das Land auch ſchlafen;
Und wer nichts hat, der kann ſich ja was träumen!

Ich geh' in's Zelt. Schlaf' wohl, du Sternenzelt!
Welt! Zelt? ich glaub', ich fang' zu reimen an;
Da iſt der Burkhard wieder Schuld daran! (Ab.)

Hunyad (ſteigt über den Wall herein).

Die Hand her! So! Macht kein Geräuſch!

Zoltan (ſteigt über den Wall herein).

Den Säbel zwiſchen die Zähne! Herauf!

Szabolts (ſteigt über den Wall herein).

Sind wir im Lager ſchon?

Zoltan.

Kein Menſch zu hören.

Hunyad.

Noch ſchläft die Heerde.

Szabolts.

Doch der Wolf iſt da!

(Es ſteigen fortwährend ungariſche Schaaren über den Wall herein. Einer hilft dem Andern herüber.)

Zoltan.

Drängt Euch zuſammen! und nun vorgebrochen
Mit dem Säbel darein!

Baiern (ſpringen vor).

Wer da? Wer da!

Das Heer der Ungarn.

Hui! hui! der Tod!

Baiern.

Verrath!

Viele Stimmen.

Verloren! Flieht!

Arnulf (vorſpringend).

Baierland hie!

(mit Hunold kämpfend.)

Verfluchter Hunnenhund,
Das iſt mein Kernhieb! Gelt!

(Ein anderer Ungar ſticht Arnulf nieder.)

O weh, genug!

(Arnulf ſtirbt. Seine Leiche wird hinweggeſchleift.)

Hunold.

Ein heißer Blutſtrahl!

Fliehende Deutſche.

Hülfe!

Heer der Ungarn.

Hui! hui! hui!

(Alle ab.)

Heinrich (mit Anderen von der einen Seite).

Heran! heran zu mir!

Wido (mit ſeiner Schaar von der anderen Seite).

Mir nach! hier iſt der König!
Daß ich dich finde in der tollen Stunde,
In dieſem Wolkenbruch der Mitternacht!

Heinrich.

Nicht unter'm Himmel findet unſ're Schande,
Nicht auf der weiten Erde Raum genug!
O Hölle, thu' dich auf! Schluck dieſe Zeit
Hinab, bis dir das Eingeweide birſt!
Wer jagt mir hier ein Meſſer durch das Herz?

Wido.

Du bluteſt, Heinrich!

Heinrich.
Wilder Dollinger,
O nun verfluch' ich dich!
Wida.
Mein Herr und König,
Du kannſt noch Alles retten, rette dich!
Heinrich.
So deck' den Rückzug!
Wida.
Wie ein Fels!
Heinrich.
Burg Werla!
(Heinrich ab.)
Das Heer der Ungarn (aus der Ferne).
Hui! hui!
Wida.
Da bin ich ſchon!
Du friſcher Tod, willkommen! Hand an Hand
Und Fuß an Fuß! Die Speere vorgeſtreckt,
Vorwärts zum Trutz und durch den Drang der Feinde!
(Wida ab.)

Wald.

(Nacht.)

Dollinger (allein).
Schluchze nur, hoher, dunkler, heiliger Wald!
Weine nur, Waldkind, wilder, brauſender Strom!
Decke mich, ſternlos traurige Nacht!
Daß kein Auge meine Thräne ſieht,
Daß kein Ohr meine Klage vernimmt.

Da drunten ſind die Feuer nun verglommen,
Das deutſche Lager iſt vom Feind genommen,
So iſt auf Rettung nimmermehr zu hoffen;
O, wär' doch ich zu Tode mit getroffen!
Was naht ſich? Horch! Täuſcht ſich mein Ohr?
Du ſcharfer Dolch, mein einz'ger Freund, hervor!

Staudenbein (tritt auf).

Trag' keinen trock'nen Faden noch an mir,
Ich armes Ding hab' keinen Odem mehr.
Pfui! heißt das laufen! ach, was da, was da!
Iſt doch der König auch mit ausgeriſſen.
Wer hier? Herr Ungar, ach, erbarmt Euch doch!
Das Lager hat Wettin Euch angezündet!

Dollinger.

Du närriſch Weſen! Was, Wettin, der kluge,
Hätt' dieſen Brand dem Feinde angefacht?

Staudenbein (nachdem er gehorcht).

Horch'! horch'! da kommt der Ungar! Hülfe! Hülfe!

Dollinger.

Schweig' doch! — Der wilde Wido ſpricht da drüben.
Komm', Memme, mit hinüber zu den Männern!

(Beide ab.)

Auf Burg Werla.

(Es iſt Nacht. Lampen brennen.)

Heinrich. Wettin.

Heinrich.

Ob Arnulf todt iſt, todt der tapf're Arnulf?
Von Wido hör' ich nichts.

Wettin.

Zwei flücht'ge Männer —
Muß ich die Botſchaft bringen? — ſagten mir:
„Dahin ſind Beide! Arnulf auch begraben
Von einem Baier nach der Ungarn Abzug;
Doch Wido ſchläft im Schooß des Muldenſtroms.“

Heinrich.

Er war das Herzblatt meiner Lebensblume.
Nicht denken kann ich, daß ſo ſchöne Jugend
Dahin iſt, ach! ſolch' freundliche Geſtalt
Mit ſtolzen und behenden Heldengliedern,
Ein herrliches Gefäß des Schlachtengottes!

Wettin.

Er war ein Held vom Helmbuſch bis zum Sporen!

Heinrich.

So laßt uns ihm die heil'ge Minne trinken!

(**Staudenbein kommt.**)

Wettin.

Wer kommt denn da noch?

Staudenbein.

Guten Abend, König!

Heinrich.

Hier ſieht man recht: ein Unkraut kommt nicht um!

Staudenbein.

Mach', Vater Hinz, nicht ſo ein trüb' Geſicht!
Denn lachen ſollſt du heute noch, mein König,
So lachen, daß dir um ein Bischen Odem
Feil wär' die Welt und d'rin das deutſche Reich!
Zumal, wenn ich ein Ritter werden muß.

Heinrich.

Was kramſt du hier heraus?

Staudenbein.

O, warte nur!
Wir haben ihn ganzbeinig und lebendig!
Kein Härchen thut ihm weh bis auf die Hände,
Die hatten wir mit einem Tuch gebunden.

Heinrich.

Wem? Wem?

Staudenbein (bringt einen goldenen Sporn hervor).

Da iſt mein ſchöner Ritterſporn!

Heinrich.

Wo haſt du dieſes her?

Staudenbein.

Die Pferde waren müd', die mußten ruhen.
So hielten wir im Wald; er lag im Graſe, —
Ei, hat der Schuhuaugen, wie die rollen! —
Gerade wie der Harzgeiſt, den ich kenn' —
Und eine Schnauz', wie eine Fledermaus.
Er that die Augen zu, ich mich hinan,
Und fing den Fuß; herunter mit dem Sporn!
Und auf mein Pferd und her zu dir, mein Hinz!
Sonſt wär' ich mit den And'ren erſt gekommen.

Heinrich.

Mit welchen And'ren?

Staudenbein.

Hä! das weißt du nicht?

Heinrich.

Das mag ein Narr, ich kann das nicht begreifen!

Staudenbein.

Du ſollſt mit deinen Händen das begreifen,
Und lachſt du da dir nicht die Augen klein, —
So bleibſt du König, ich — der Staudenbein! —

(Hornruf von der Warte.)

Heinrich.

Blick' auf! blick' auf! und gieb mir bünd'ge Antwort!

Staudenbein.

Sie kommen ſchon; kannſt ihn nun ſelber fragen.

(Wido mit Zoltan und Gefolge kommt.)

Heinrich.

Biſt du es ſelbſt, mein Wido? Wüßt' ich kaum,
Was mehr mich freuen könnte, als dich ſelbſt,
Dich Heldenſohn an dieſe Bruſt zu drücken,
Dich ſelbſt, dem Tod entronnen, neu gewonnen!

Wido.

Und hier ein Unterpfand des neuen Glückes!
In jener Nacht bei Wurzen, wo die Ungarn
Uns ſchrecklich überfielen, doch auf einmal
Ihr eig'nes Lager angezündet ward —

Staudenbein.

Ich trug im Helm die Kohlen! Hä, Wettin?

Wido.

Da führte die Verwirrung, die entſtand
Und Freund und Feind auf einen Knäuel wand,
Mir dieſen gold'nen Drachen in die Hand!

Staudenbein.

Und das war brav!

Wido.

Er iſt der Ungarnkönig.

Durch Wälder und durch Schluchten ſtahl ich mich,
Bis ich zu dir nach Werla kommen könnte.
So bring' ich dir das königliche Wild!

Staudenbein (den Sporn zeigend).

Da iſt der Sporn von ſeiner linken Ferſ'!

Heinrich.

Du biſt der Ungarnkönig?

Zoltan.

Laß' mich frei,
Ich will die Antwort mit dem Säbel ſchreiben!
Denk' nicht an Frieden zwiſchen mir und dir!
Viel lieber mord' ich mich mit eig'ner Fauſt,
Eh' ich mein Volk an dich verrathen ſollte!
Ich ford're dich zum Kampf auf Tod und Leben!
Quäl' mich im Kerker, tödte mich;
Mein letzter Hauch ſtürzt noch auf dich herab
Das Völkermeer von Mitternacht und Morgen!

Heinrich.

Kein Volk hat tiefe Tapfen noch gelaſſen
Auf dieſer Erde, das dem Raubthier glich.
Wie? iſt denn Euer Land ſo arm und ſchlecht,
Daß Ihr, wie Wölfe, leben müßt vom Raub?

Zoltan.

Wie ich an meinen Mund zehn Finger lege
Und von mir werf', ſo biſt du Deutſcher auch
Zehnzüngig, aber ſchlangenklug dazu!

Heinrich.

Wettin, du ſollſt ihn führen in den Thurm,
Heiß' wohl ihn pflegen, doch mit deiner Wacht!

Für heute g'nug! Spät wird es in der Nacht.
Bleib', Wido! —

(Alle, außer Heinrich und Wido ab.)

Starker Held! Heilbringer! Retter!
Wie ſoll ich dir, wie ſoll das Reich vergelten?
Wenn nur ein Wunſch dir zu erfüllen iſt,
Weich' Gottes Gnad' von meinem Sterbelager,
Wenn ich ihn nicht gewährte! Ford're, Freund!

Wido.

Ich liebe deine Schweſter, gieb ſie mir!

Heinrich.

Heiſch' meine Krone, ja, mein eigen' Herz,
Vom Haupte reiß' ich die, doch aus der Bruſt das and're;
Nur das nicht, Freund; nur das nicht, beſter Wido!
Denn meiner Schweſter Hand iſt ſchon verſagt
An Eberhard, den Franken. Wähl' ein And'res!
Mein Wort, ich kann mein Wort nicht brechen, Wido!
Nimm einen Herzogshut! ein Fürſtenthum!

Wido.

Nur meinen Urlaub.

Heinrich.

Schickſalsſchwere Nacht,
In Leid und Freud', in Allem ungemeſſen!
Laß' ſie vorübergehen! Morgen! Morgen!
Ich hab' dir viel, du haſt mir mehr zu ſagen.
Werd' nicht ſo bleich! heut' biſt du ja mein Gaſt!

Wido.

Gute Nacht!

Heinrich.

Noth thut uns Beiden Schlaf und Raſt.

(Beide zu verſchiedenen Seiten ab.)

(Mathilde und Hedwig treten auf.)

Hedwig.

Er zwingt mich nicht, der edle Eberhard,
So ſoll mich denn mein Bruder auch nicht zwingen.

Mathilde.

Erwachet Heinrichs Zorn, — du weißt es, Schwäg'rin —
Dann mag kein ſtarker Mann ihm widerſtreben.

Hedwig.

Doch ſeine Schweſter, ſeine Schweſter doch!
Er ſoll, er darf zum Treubruch mich nicht zwingen!

Mathilde.

Du gewaltiges, liebes, wildes Mädchen!

Hedwig.

Könnt' ich, wie du, ſo mild ſein und ſo fromm!

Mathilde.

Schlaf, gute Hedwig!

Hedwig.

Schlafe wohl, du Treue!

(Mathilde ab.)

Hedwig (allein).

Ich ſchlafen? Ach, mein Schlaf iſt umgebracht!
Mein Gram wacht auf um jede Mitternacht.
Was ſchleicht noch durch das Haus? Das iſt der Mönch!

(Der Capellan tritt auf.

Capellan.

Maria ſei gelobt!

Hedwig.

In Ewigkeit!

Capellan.

Du biſt noch wach? auch ſah ich hier das Licht,
Ich hört' dich ſprechen, — ſprechen mußt' ich dich,
Und jetzt noch, Fürſtin!

Hedwig.

Gott, was giebt es, Mönch?

Capellan.

Ich hoffe Glück; es liegt in deiner Hand.
Im Kirchlein unten ſitzt ein Rittersmann,
Sein bleich' Geſicht verhüllt in ſeinen Locken.
Ihn kennt dein Herz, das darf ihn nicht verleugnen;
Und täuſcht mich nicht mein Sinn — er kann nicht täuſchen, —
O, Jungfraunherz, ſo ſtark in heil'ger Liebe!
So nütz' den Augenblick, und unten in dem Kirchlein —
Zwei Zeugen bring' ich mit — ach, edle Fürſtin!
Du haſt mir oft vertraut, was dich gequält,
Du mußt mir jetzt vertrauen! Kommſt du, Fürſtin?

Hedwig.

Ich bin bereit! doch dann?

Capellan.

Ach, fragſt du ſo?
Dann Flucht in öden Wald! Mit Euch die Liebe,
Vor Euch die Welt, und über Euch ein Gott!

Hedwig.

Weiß er davon?

Capellan.

Ja!

Hedwig.

Wohl! ich werde kommen.

Dritter Act.

Berggegend an der Elbe.

(Viele Leute ſind mit der Hacke, Schaufel und dem Karren beſchäftigt. — Zimmerleute und Maurer rüſten zu einem Baue zu.)

Staudenbein. Bald nachher **Staz.**

Staudenbein.

So hab' ich eine Feder auf dem Hut,
So hab' ich an der Ferſe auch den Sporn,
So ſteh' ich bei der Finkenritterſchaft!
Horch! wahrlich drüben grölzt mein Wappenvogel;
Ei wollt' ich, könnt' ich, wollt' ich dich doch ſtechen!

Staz (kommt; — er hat um den Hut viele Heiligenbilder).

Geſtrenger Ritter, mit Verlaub!

Staudenbein.

He, nun?

Staz.

Staz heiß' ich mit Verlaub. —

Staudenbein.

Gott tröſte dich!
Denn deine Mutter hielt es mit dem Pfaffen;

Mußt nun die Kirche auf dem Kopfe tragen;
Daß du davon noch nicht den Schnupfen haſt,
Das iſt ein groß' Mirakel! ſagt der Pfaff.

Statz.

Die Bilder ſchenkte mir ein Mönch in Fulda,
Den heil'gen Rochus, Martha, Catharina,
Die Mutter Gottes und Sanct Gabriel.
Sechsmal am Tag' bet' ich die fünfe durch;
Iſt eins nit heim, das and're hört mich doch!

Staudenbein.

O frommer Gabriel!

Statz.

Der bin ich nit,
Da ich ſonſt Flügel hätt'. Doch wollt' ich fragen,
Ob ſo recht wahr, daß mit dem Ungarnvolk
Der gnäd'ge König Frieden hat gemacht?

Staudenbein.

O, Waffenſtillſtand auf neun Jahre nur,
Damit mußt' ſich der Ungarnkönig löſen,
Der König Zoltan, den ich fangen half;
Doch Frieden, aber Frieden gab er nicht!
Zwei Ringer müſſen auch einmal verſchnaufen.
Da ſteh'n ſie bei einander, wie Gevattern,
Und riechen an dem grünen Rosmarin.
Faſt ſtehen ſo mit eingeſtemmten Armen
Der Deutſche und der Ungar vor einander,
Und weiſen, wie zwei Hunde, ſich die Zähne.

Statz.

Und ob ſie auch die Kinder freſſen thun?

Staudenbein.

Hä! Mann und Pferd mit Sattel und mit Zeug.

Statz.

Und ob der König mir den Abſchied gäb'?

Staudenbein.

Da ſchreitet er gerade auf uns zu.

Statz.

O je! da überläuft es mir die Haut.

Staudenbein.

Da biſt du ja ein rechter Ueberläufer!
Weiß Gott, da drüben bei der Elbe, hä!
Da iſt ein ächter Reitzugfink vom Harz,
O tauſend grüne Tannenzweig'! — vom Harz.

(Staudenbein ab.)

Heinrich

(tritt auf, hinter ihm Leute mit der Meßſchnur).

Hieher zieht mit der Meßſchnur, wo das Schwert
Ich eingeſtoßen in des Berges Stirne!

Statz

(auf die Kniee niederfallend).

Ich thu' Euch einen Fußfall, gnäd'ger König!

Heinrich.

Weshalb?

Statz.

Daß Ihr mir wieder meinen Abſchied gebt!

Heinrich.

Wie lang' ſtehſt du beim Heer?

Statz.

Vorgeſtern
Hab' ich mit zu der Fahne ſchwören müſſen.

Heinrich.

Das iſt nicht lang'. Haſt du daheim noch Brüder?

Stah.

Nur ſieben noch. Daß ich die Erſtgeburt,
Das iſt mein Unglück und der Kätherl ihres!
Wir wollten gar zu gern einander freien;
Und wie der Weibel zu uns kam in's Haus,
Sagt' ich ihm gleich, daß ich nit taug' zum Krieg!
Und kann ich die Trompeten nit erhören,
Da fährt mir gleich das Zittern in die Glieder,
Und blieb' ich lieber heim bei meiner Kätherl,
Und kann ich auch das Schießen nit vertragen!

Heinrich.

Ich hab' ein Weib daheim und Kinder auch,
Und doch darf ich nicht meinen Abſchied nehmen,
Und bin ſeit zwanzig Jahren ſchon Soldat.
Tröſt' dich mit mir! Gewöhn' dich an die Waffen!
Nun geh' mit Gott!

Stah.

Wie will ich aber beten
Für mich und Kätherl und für alle Welt,
Daß Gott dem Reich die Friedenszeit erhält! (Stah ab.)

Heinrich (zu den Bauleuten).

Seid munter, Männer! Arbeit ſtählt die Glieder.

(Bernhard kommt.)

Sieh', Bernhard! ſchon zurück aus Lotharingen
Von Herzog Giſelbert? Will er ſich fügen?

Bernhard.

Ich traf ihn beim Bankette mit Franzoſen,
Und wie ich ihn aufrief zu ſeiner Pflicht,

Stieß er mit vollem Glas auf Frankreich an
Und gab mir den Beſcheid: hoch wär' der Himmel,
Doch Frankreich nah, nach Sachſen aber weit!
Nicht anders hat den Abfall er beſchönigt.

Heinrich.

So müſſen wir ihm Sachſen näher rücken;
Denn Lotharingen laß' ich nicht vom Reich.
Eh' ich recht tüchtig ballen kann die Fauſt,
Muß ich die Finger all' beiſammen haben.
Denn, wie das Unglück, rücket auf uns an
Von Mitternacht die Völkerfluth der Wenden
Und naget hungrig an des Reiches Herz;
Wär' dieſe abgedämmt, ſo könnt' der Deutſche
All' ſeine Feinde vor ſich niederwerfen
Und freudig herrſchen in der Weltgeſchichte;
Und gar ſo wenig hab' ich noch gethan!
Es hat das Glück mir eine Friſt gegönnt,
So eine kurze Friſt zu meinem Werk!
Kann ich mein Volk nicht ſtark und einig machen,
O, Gott und Herr! ſo muß es untergehen.
Nicht einen Schritt darf ich vergeblich thun!
Was ich bedacht in langen, bangen Nächten,
Das ſoll geſcheh'n! Ich muß die Freiheit retten!

Bernhard.

Doch murrt das Volk, daß du es aus den Wäldern
Faſt mit Gewalt in Städte treiben läßt.
Am Rheine geh'n viel' unzufried'ne Leute
Zu Dollinger und ſeiner Räuberhorde.

Heinrich.

Wie kränkt mich dieſer Dollinger ſo ſehr,
Und kann ihn aus dem Herzen doch nicht reißen.

Bernhard.
Wie ich hieher ritt, wurde mir geſagt,
Es wären wieder thätig die Lebüſer.
Heinrich.
Wie auch geſchäftig ſind des Reiches Feinde,
Mich ſollen ſie nicht faul und ſchläfrig finden.
In dieſem Kampfe will ich fröhlich ſtreiten,
Bis mir das Schwert und auch der Knauf zerſpringt.
Bernhard.
Ich find' dich hier mit Kelle und mit Hammer.
Heinrich.
Bricht nicht die Elbe hier den alten Damm,
Reißt auf die Thore vor dem Wendenvolk?
So werf' in ſeinen Weg ich einen Stein,
Woran es blutig rennen ſoll die Stirn'.
Bernhard.
Verzeih' mir, König, wenn ich thöricht ſprach!
Heinrich.
Reizt d'rum in mir den böſen Geiſt nicht auf!
Ich muß zum Ziel mit Euch, auch über Euch!
(Zu den Bauleuten.)
Hieher mit Hauen! Grabt mir hier den Grund!
Denn dieſen Felſen will ich herrlich rüſten,
Daß er die Elbe hüte, wie das Reich!
Otto (kommt).
Gott grüß' dich, Vater!
Heinrich.
Otto, werther Sohn!
Otto.
Ich komm' von Merſeburg und von der Mutter.

Wie ſie erfuhr, daß an der Elbe hier
Du neue Stadt und Burg begründen willſt,
Und endlich ſprach: „Ich hätte gar ſo gern
Dem Grundſtein dort ein Denkmal anvertraut!"
Da trieb ich ſie, daß ſie mich zu dir ſchickte.

Heinrich.

Zu rechter Zeit. Hier graben wir den Grund.
Wie geht's daheim?

Otto.

Die Mutter grämt ſich ſehr,
Daß du noch immer zürnſt dem alten Mönch.

Heinrich.

Er that mir weh; ich muß wohl mehr verſchmerzen.

Otto.

Darf ich ihn rufen?

Heinrich.

Wen?

Otto (ſchlägt in die Hände).

Da kommt er ſchon.

Capellan (kommt).

Mein König, ſei barmherzig, wie dein Gott!

Heinrich.

Willkommen, alter Freund!
(Der **Capellan** küßt des **Königs** Mantelſaum.)
O laß' es gut ſein!
Hier werde das Vergangene begraben!
(zu **Otto**)
Doch daß ich hier dein glücklich' Angeſicht
Erblicke, macht das ganze Herz mir weit.
Daß du hier ſtandeſt, als die Nacht des Waldes

Sich angeſchickt, dem neuen Licht zu weichen,
Als in die Wüſtniß, in des Wolfes Lager
Dein Vater einen Bauſtein hat gelegt, —
Mein Sohn! Mein Sohn, vergiß es nimmermehr,
Und ſchirm' die neue Stadt nach meinem Tode!
So rufet mir die Siedler und die Bauleut'!
Hieher wälzt mir den Stein! Gebt mir den Hammer!
(Trompetenſtoß.)
Gott walte gnädig über dieſem Bau!
Was wir mit menſchlich ſchwacher Hand beginnen,
Das heb' er ſtark mit ſeiner Kraft empor!
Jahrhunderten und redlichen Geſchlechtern
Laß' er erbauen ſich're Wohnungen!
Weil aber doch all' Menſchenwerk vergeht,
Und was wir ſorglich bergen in die Erde,
Die Zukunft redlich doch zu Tage bringt,
So geb' ich hier dem Stein mit in die Gruft
Mit meinem Namen dies Gedächtnißtäflein.

Otto.

Im Namen meiner königlichen Mutter
Die güld'ne Spindel! doch für mich den Pfeil,
Mit dem ich geſtern einen Luchs geſchoſſen.

Heinrich.

Ich thu' den erſten Schlag und laß' den Hammer fallen:
Zur Ehre Gottes ſteige Burg und Stadt!
Ich thu' den andern Schlag und laß' den Hammer fallen:
Zu Deutſchlands Glücke füg' ſich jeder Stein!
Ich thu' den dritten Schlag und laß' den Hammer fallen:
Zum Ruhme unſ'rer und der künft'gen Tage!
(Heinrich giebt den Hammer an den Capellan.)

Capellan.

Sanct Afra, ſchirm' den Bau mit deiner Hand!
(Schlag mit dem Hammer.)
Sei Gottes Huld uns ewig zugewandt!
(Schlag mit dem Hammer.)
Hoch lebe Heinrich und das deutſche Land!
(Schlag mit dem Hammer.)

Otto (mit dem Hammer).

Dem Reich zum Schutz! (Schlag mit dem Hammer.)
Dem Land zu Nutz! (Schlag mit dem Hammer.)
Dem Feind zum Trutz!
(Schlag mit dem Hammer. — Trompetenſtoß.)

Heinrich.

So iſt die Zahl der dreimal drei erfüllt!

Otto.

Doch welchen Namen hat die neue Stadt?

Heinrich.

Den Schlüſſel nennt die Wendenzunge Mißni;
Und Mißni nennt der Wende dieſen Ort,
Weil er der Schlüſſel iſt des deutſchen Reiches.
Ich will den Schlüſſel an die Mauer ſchmieden,
Und Mißni — Mißni heißt die neue Stadt.

Wettin (kommt).

Heil dir, mein König, Heil und Siegeskunde!
Ich leg' zu deinen Füßen einen Schlüſſel,
Der ſonſt das Thor von Lebus aufgeſchloſſen,
Nie aber wieder; — Lebus iſt nicht mehr;
Und zu dem Schlüſſel leg' ich eine Kohle;
Denn And'res blieb von Lebus mir nicht übrig.

Heinrich.

Entſetzlich, Freund! doch die gefang'nen Wenden?

Wettin.

Unbändig war das Feuer und der Mord.

Heinrich.

Wettin, du haſt ein fürchterliches Schwert! —
Doch ſei willkommen!
Reicht mir das Fähnlein! Sieh', auf güld'nem Felde
Ein ſchwarzer Löwe mit blutrother Branke:
So grimmig eiſern ſollſt du hier dich lagern,
Dem Wendenvolk und jedem Feind des Reiches
Entgegenſtrecken blutgewohnte Waffe!
Markgraf von Mißni! Hier nimm deine Fahne!

Wettin.

Gehorſam ſchwör' ich dir und treue Folge.

Heinrich.

Iſt mir es doch, als wär' in dieſen Felſen
Dein Name eingehauen tief und ewig,
Als müßte hier noch nach Jahrhunderten
Zum Troſt des Reiches horſten dein Geſchlecht,
Ein ſceptertragend', herrliches Geſchlecht!

Wettin.

Gott kann erfüllen jegliche Verheißung!

Heinrich.

O, möcht' es nie vergeſſen, daß ſein Heil
Eins mit dem Reich und nur mit ihm gedeiht!
Nun aber ziehen wir nach Lotharingen!
Du ſollſt daheim des Reiches Schirmvogt ſein!

Otto.

Nimm mich und meinen Bruder mit in's Feld!
Was Großes möchten wir verrichten lernen.
Feſt ſitz' ich auf dem Roß; ich kann den Speer

Zerſplittern bügelfeſt an einem Pfahle,
Auch jede Wendung mit dem Schilde machen.
Daheim? Daheim? Was thu' ich noch daheim?

Heinrich.

Ein andermal! Ein andermal, mein Sohn!
Nun, Bauleut', an die Arbeit ſonder Raſt,
Damit die Wenden ſehen, wie in Sachſen
Bis in die Wolken unſ're Thürme wachſen! (Alle ab.)

Auf dem Altkönig.

Dollinger (allein).

So ſteh' ich da auf dieſes Berges Gipfel,
Wie eine Wetterwolke donnerbrütend,
Ich Mordgeſelle unter and'ren Mördern!
Was da? bin ich doch frei, ja vogelfrei!
Spielcameraden hab' ich auch genug, —
Die Wolken und die Adler im Gebirg'!

Wolf (kommt).

Lauf du zu Loch'! Siehſt du da drüben Nichts?
Bergaufwärts an der Wetterſcheid' vorbei?

Dollinger.

Der Vogelſteller ziehet an den Rhein.
Es macht der Sachſe ſeine Löwenſprünge.
Sind nun geborgen unſ're wilden Raben?

Wolf.

Wie du gewollt! Dreihundert ſind zerſtreut,
Verborgen rings in Dörfern und in Weilern;
Doch die Verwegenſten, die ſich durch Narben,
Durch Blick, Geberde und durch wildes Weſen

Verrathen hätten, hab' ich hier verſammelt.
Sie fürchten ſich ſo ſchändlich vor dem König,
Daß ſie in ſich, wie Dächſe, kriechen möchten.

Dollinger.

Schmach über ſie! Zieh' unſ're Wachen ein!
Ich ruf' die Männer her; ich muß ſie ſehen! (**Wolf** ab.)
Selbſt dieſe Kerle, wie aus Stahl geſchmiedet,
Sie beugen ſich vor dieſem Wind, mit dem
Vorüberrollt die ſächſiſche Lawine.
Ich aber ſtehe hier in tollen Zweifeln, —
Ein Wandersmann, den ein verflucht' Geſpenſt
Zur Nachtzeit auf den Rabenſtein gelockt.
Iſt das die Freiheit, der ich nachgejagt?
O, wie ein Hirſch, gehetzt in Todesnoth,
So ſchreit in mir die ganze Menſchheit auf.
(**Dollinger** ab.)

(**Heinrich** und der **Capellan** treten auf.)

Heinrich.

So geh' ich in's Gebirge, wie ein Mann,
Der finden möchte ein verlor'nes Kind.

Capellan.

Ich fürcht' mich faſt.

Heinrich.

Wärſt du dahinten blieben;
Mich aber reizet immer die Gefahr.
O, wie ſo wohl thut mir die Bergesluft!
Die Lindenknospen platzen auf und drängen
Grüngold'ne Blätterroſen an die Sonne.
Der König Lenz will ſeinen Einzug halten,
Und eine Pfalz läßt er ſich hier erbauen;

Der Zimmermann, der Specht, klopft an die Bäume,
Und mit dem Grabſcheit ſticht der Dachs den Grund.
Die Bachſtelz' kommt, die Ziegelſtreicherin,
Und der's beguckt, der Guckguck, hinterdrein.
Gar bald muß fertig ſein das grüne Schloß!
Schon zieht einher der Chor der Muſikanten,
Der Hänfling fiedelt und der Finke pfeift;
Auch ſingt die Geiſtlichkeit, die Mönche und die Pfaffen;
Dann kommt der König Lenz verliebt und faul;
Ich aber will ſein treuer Pfalzgraf ſein!

Capellan.

So aufgeräumt ſah ich dich lange nicht.

Heinrich.

Ich denk' an meinen Vogelheerd in Sachſen. —
Altkönig heißet dieſer Berg mit Recht,
Weit herrſcht er über's deutſche Land hinüber,
Wohl gar bis in mein Sachſenland hinein.
Dort einſam aber träumt der blaue Malchen
Und tränket ſeine Hirſche aus dem Main.
O, Taunus, ſchwenke doch den blauen Hut
Und grüße mir das klare Neckarweib!

Johanna (kommt).

Zwei fremde Männer? ach, die Unglückſel'gen!
Ich möcht' ſie näher ſeh'n; ob ſie mich merkten?
(Sie nähern ſich.)
Ein ritterlicher Mann, ſo ſchlank und herrlich,
Steht dort bei einem alten, grauen Mönch.
Die blonden Locken unter'm Helme vor,
Die ſpielen in der Luſt. Er kehret ſich um.

Heinrich (bemerkt ſie).

Ein Mädchen, Capellan, ein Jüngferchen!
Nun, trautes Dirnlein, komm' doch her zu uns!

Johanna (naht ſich ſchüchtern).

Gott geb' Euch ſeinen Segen, liebe Herren!

Heinrich.

Willkommen hier im Grünen, freundlich' Kind!
Gieb mir dein Händchen! Sprich, was thuſt du hier?
Denn dieſer Wald iſt doch nicht deine Heimath?

Johanna.

Ach, eine Heimath für die Heimathloſe!

Heinrich.

Du kleiner Schalk, ſprich nur, wer gab dir denn
So viele Anmuth, ſo ein lieb' Geſichtlein?

Johanna.

Ach, Herr!

Heinrich.

Wie nennt man dich?

Johanna.

Johanna, Herr!

Heinrich.

Dein Vater lebt noch? Iſt er in der Nähe?

Johanna.

Was ſoll ich ſagen? Nein! Ja! Herr, mein Vater?

Heinrich.

Ach ſo? Waldkönigs Töchterlein biſt du?

Johanna.

Du ſpotteſt; dennoch ſteht dein Tod bevor.
Verbergt Euch in den Büſchen! Fliehet! Fliehet!

Faſt iſt es ſchon ein Wunder, daß im Walde
Ihr nicht den Wachen in die Hände fielt!

Heinrich.

Seh' ich ſo furchtſam aus? Sieh' mich nur an!
Heb' nur die Augen auf und ſieh' mich an!

Johanna (ihn erkennend).

Mein gnäd'ger Herr und König! War ich blind,
Daß ich Euch nicht im Augenblick erkannte?
Ich war einmal bei Euch in Eresburg
Mit meinem Vater, als er Hülfe bat,
Als uns der Herzog aus dem Land verjagt;
Ich ſtand im Hofe bei den and'ren Dirnen.

Heinrich.

Seitdem ſind Beide Kön'ge wir geworden:
Ich nur ein deutſcher, er ein Gauner-König.
Ich komme nun freundnachbarlich zu ihm;
Denn hohe Häupter halten gern zuſammen.

Johanna.

Mit Thränen, Herr, fleh' ich zu Euren Füßen:
Seid gnädig und erbarmt Euch meines Vaters!
Schont Euch und ihn! Im Augenblicke kommen
Hieher die Leute! O, mein Herr und König!

Heinrich.

Ich ſeh' ſie dort ſchon ſchreiten durch den Wald.
Wir wollen hinter dieſem Felſenblock
Erwarten ihre Ankunft. Kommt, ihr Lieben!
(Heinrich, der Kapellan und Johanna ab.)

(Bollinger und ſeine Räuber treten auf.)

Bollinger.

Was ſtiert Ihr mich ſo wüſt und finſter an?
Was ſpielt Ihr hier mit mörderiſchen Blicken?

Ihr wähnet wohl, meine Stunde ſei gekommen?
Noch blühen weiß mir meine Fingernägel,
Hoch fliegt der Falke, und noch lebt mein Glück!

Wolf (kommt und ſchleppt Staudenbein herbei).

Da fing ich einen Windhund auf der Fährte!

Dollinger (zu Staudenbein).

Hoho! mein Füchslein, ſteckſt du in der Falle?
Ein Bischen ſpioniert? — Ein Bischen aufgehangen?

Staudenbein.

Hä! doch nur Spaß? Das hieße ſchön
Willkommen heißen einem alten Freund,
Der zum Beſuche kommt! Hä! Guten Tag!

Dollinger.

Du haſt ſo manche Droſſel ſchon erdroſſelt;
Nun aber geht's an deine eig'ne Droſſel!

Staudenbein.

Ich will ja gerne Alles, Alles beichten:
Ich bin ſo ſchlecht, wie eine Heringsſeele,
Die an die Stubendeck' ein Bauer wirft.
Laß' mich nur leben bis zur nächſten Nacht!

Dollinger.

Ich ſage: nein!

Staudenbein.

O, ja doch! eine Stunde?

Dollinger.

Hinweg!

Staudenbein.

So lang', bis ich dir was entdeckt,
Die allernagelneueſte Geſchichte,
Halsbrechend, wie der Ilſenſtein im Harz!

Dollinger.

Ich will nicht.

Staudenbein.

Laßt los! So wiſſ' es denn:
Du biſt ein Lump! ein Bluthund und ein Schuft!

Dollinger.

Das haſt du d'rein! Hinweg!

Staudenbein.

Laßt los! ſo ſag' ich.
Du prahlſt von alten Rechten, Wiedehopf!
Doch ſtinkt dein Unrecht, wie ein Iltisneſt.
So ſag' ich dir: ich bin der Finkenritter!
Ich hab' kreuzweis den Ritterſchlag gekriegt,
Ich leid' mein Recht nur von der hohen Frais!
Ich will mein Recht!

Dollinger.

Das ſollſt du wahrlich haben!
Vor lauter Freiherrn ſollſt dein Recht du leiden.
Ich ruf' Euch, freie Leut', zu Ring und Ding!

Wolf und die übrigen Räuber.

Hier ſtehen wir.

Staudenbein.

Komm' ich denn gar nicht los?

Dollinger.

Ich rufe hier Gericht im Namen Gottes!
Wer ſagt, daß unrecht richte dies Gericht?

Heinrich (vorſpringend).

Das ſage ich und Euer Herr und König!

Staudenbein

Juchhei! Juchhei! nun wieder obenauf!

O, König Hinz! 'n Finken ſollſt du haben,
Wie ein Trompeter ſoll der ſchmettern können.

Heinrich (zu den Räubern).

Gott geb' Euch Glück und Freude, Waffenmänner!

Dollinger.

Heb' Keiner eine Hand empor! Ich will
Hier mit dem König unſ're Sach' verfechten.

Heinrich.

Muß ich dich alſo wiederfinden, Mann?
Wie du vor mir in Eresburg geſtanden
Und mich ermahnt mit vielen heißen Worten,
Das Räubervolk, die Ungarn, zu verjagen;
Und als du dort bei Wurzen hingeſtrecket
Mit ſcharfem, unerhörtem Schlag den Rieſen:
Da ward der Glaube neu in meiner Seele,
Daß es noch Männer gäb' im deutſchen Lande,
Die mit mir ſtehen würden, wenn es gälte,
Das Joch zu brechen.
Wer biſt du nun? O ſchlimmer, als der Ungar,
Und ſchnöder, als der Wende! Dieſe plündern
Und morden nur den Feind, — doch du? doch du?
Und biſt du doch ein Wildfang jedem Feind
Und allem Land ein Gräu'l, — und aber du?
Das wilde Thier der Wüſte kann dich ſchelten,
Ihm fehlet die Vernunft, ihm fehlt ein Gott,
Der ihm das harte Herz im Leibe rührt; —
Der Hunger treibt den Wolf zu Raub und Mord;
Und aber dich?

Dollinger.

Der armen Leute Noth.
Ihr Herren, habt Ihr nicht das deutſche Reich

Wie eine Beute unter Euch vertheilt?
Den alten Baum der Freiheit umgeſchlagen
Und Fußblöck' d'raus dem armen Volk gezimmert?
Nur ein Recht habt Ihr uns nicht nehmen können:
Bei Euren Herzen, die ſo zäh' geworden,
Friſch anzuſprechen mit des Schwertes Zunge.

Heinrich.

Thu' auf dein Auge, ſchärfe deinen Blick!
Ich will dich in die Zukunft ſehen laſſen.
Die Freiheit eines Jägers, eines Hirten
Muß untergeh'n; der iſt nicht mehr zu helfen.
Es iſt nun ſo! Die Waldfreiheit iſt todt.
Doch ich will eine neue Freiheit ſchaffen,
Sollt' ich daran auch Blut und Leben ſetzen.
Gleich Saaten ſprießen auf die neuen Städte,
Darinnen die Gemeinden gleicher Männer.
Du ſiehſt mich an? Verändert ſich mein Auge?
Willkommen, Wildfang aus der alten Zeit!
So werb' ich dich zu meinem Werke an.

Dollinger.

Verſtand ich dich, verſteh' ich dich ſo recht?
So ich der Knechtſchaft nicht entgehen kann,
Will ich dein Knecht und Knecht der Freiheit ſein.

Wolf.

Du ſollſt uns an den König nicht verhandeln.
(Heinrich bläſt auf dem Hüfthorn.)
Was ſoll das mit dem Horne?

Heinrich.

Zauberei!

Viele Räuber.

Wir ſind verrathen! Rings umſtellt von Feinden!
Wir ſind verloren!

Heinrich.

Nein, Ihr ſeid gerettet!
Nun, Dollinger, gieb treu mir deine Hand
Und komm' mit mir! So weig're dich doch nicht!
Drei Worte ſag' ich Euch: Ihr ſeid gerettet!
Mein Merſeburg ſtell' ich in Eure Hand!

Dollinger und die Seinen.

Mit dir! Mit dir und mit dem Vaterland! (Alle ab.)

Wald.

(Zwiſchen den Bäumen ein Blockhaus.)

Wido. Hedwig.

Hedwig.

Ach, nicht ſo finſter, nicht ſo finſter, Freund!
Sieh', wie iſt dir ſo gut der Bau gelungen;
Du haſt ſo ſchön gezimmert unſer Haus!
Wir ſind nun ſicher vor den wilden Wölfen.
Wenn ſie nur nicht zur Nacht ſo ſchrecklich heulten!

Wido.

O, Herr und Gott! dies Elend ohne Ende!
Noch vor drei Jahren, welch ein Unterſchied
Der Zeiten! Damals lagerten am Strome
Des Rheins zwei Völker und zwei Könige; —
Jenſeits die Deutſchen, aufgeſtellt nach Stämmen,
Voran die Herzög', jeder mit dem Fähnlein,
Und dann die Ritter ſtolz auf ihren Roſſen, -

Hoch mit den Speeren, daß man meinen mochte,
Als wogt' ein ſtählern' Aehrenfeld dahin; —
Und auf dem andern Ufer, welch ein Leben!
Die fröhlichen Franzoſen hielten da.
Doch in des Rheines Mitte war mit Kunſt
Auf ſtarken Flößen, welche Anker hielten,
Ein prächtiges Gerüſte aufgerichtet.
Zwei Nachen ſtießen jetzt von beiden Ufern,
Und bald beim Klang der jubelnden Poſaunen
Erſchienen oben beide Könige;
Und wie ſie nun den alten Bund beſchworen,
Und in einander ihre Hände fügten,
Da ſchwenkten beide Völker ihre Fahnen
Und wurden Brüder, wie vor alter Zeit —
Und ich war mitten d'runter hochgeehrt
Und meines Königs Freund; doch jetzt? doch jetzt?

Hedwig.

Sieh', eine Rebhuhnfeder! Wie der ſeid'ne Flaum
Schwimmt in der Luſt!

Wido.

Du biſt zerſtreut, mein Kind!

Hedwig.

Ich ſeh' ſie jeden Tag; ſie zog uns nach.
Darinnen fährt ſo leicht ein kleiner Schiffer,
Zum Segel hat er eine Spinnewebe,
Zum Ruder brauchet er ein Grillenbein;
Die Blum' des Sturmhuts iſt ſein blauer Helm!
Er lacht; ſo lach' doch mit! ſo lach' doch mit!

Wido.

Du kindiſch albern', du geliebtes Weib!

Hedwig.
Das Hütlein iſt es von dem Staufenberg,
Ein närriſch' Ding, und doch ein gutes Herz.
Es hat auch eine feuerrothe Naſe,
Das kommt vom vielen Weine, den es trank
Bei einem großen Feſte auf der Burg,
Als aus dem Hahn am Faſſe, den der Schenk
Nicht zugedreht, der Wein entſtrömen wollte,
Hat ſich das Hütlein ſelbſt hineingeſchraubt,
Und ſo den Wein mit eig'nem Leib gedämmt;
Dabei hat es gekrähet, wie ein Hahn,
Bis ſie am Faß es endlich zappeln ſah'n.
So hat der Schenk es mir gar oft erzählt.
Es brachte jedesmal ein ſelt'nes Glück,
Wenn es den Leuten in dem Haus erſchien.
Wir werden bald nun wieder glücklich werden.

Wido.
Du willſt den Kummer aus der Bruſt mir ſchwatzen;
Doch ſeh' ich dich in dieſem Druck der Armuth,
Verfolgt, geängſtigt und in ſolcher Flucht,
So möcht' ich weinen bitt're, heiße Thränen.
Nicht an Gewalt und vor'ge Herrlichkeit,
An Alles denk' ich, was du nun entbehrſt.

Hedwig.
Dein Herz, o Mann, du gabſt mir ja dein Herz!

Wido.
Horch! horch, ich höre jagen durch den Wald —
Von Zülpich her! — die Rüden geben Laut.
Sie gehen einem Bären auf den Leib.
Wer ſollte jagen in dem wüſten Wald?
Ich muß es wiſſen. Schließ' dich ein im Haus!

Hedwig.

Des Waldes Wipfel beugen ſich von ſelbſt;
Sie fürchten ſich, denn ein Gewitter kommt.
Ich mag dich nicht an dieſem Abend miſſen.
O, nimm mich mit!

Wido.

In wenig Augenblicken
Kehr' ich zurück, und bring' dir Auskunft mit! (Beide ab

Eine andere Gegend des Waldes.

(Nahendes Gewitter.)

Heinrich (allein).

Faſt reut es mich, daß ich den Hirſch gejagt,
Der ſilberweiß mit ſeltſamem Geweih'
Sich mir am Saum des Waldes hat gezeigt.
Ich hör' nicht mehr das Hüfthorn meiner Freunde,
Kein Hundekläffen, — Alles ſtill umher.
Eintönig träumeriſch ruft ſcheu, doch hell
Des Waldes Mädchenſtimme, die Pirole;
Und jetzt wirft doppelt ſchwer ſich mir auf's Herz
Der Wankelmuth der lotharing'ſchen Brüder.
Es kränkt mich ſchwer, daß ich berennen muß
Die Mauern Zülpich's gegen Giſelbert.

(Es wird Nacht. Donner und Blitze.)

So einſam, ſo verlaſſen irrt' ich nie.
Die Nacht bricht nun mit einem Mal herein,
Und ringsum rollen lange Donner her.
Wo nur das Waldhorn klingt, das mich verlockt?

(Wido kommt.)

Wer da? Freund oder Feind? —

(Ein Blitz erleuchtet Beide.)

Wido.

Mein Gott! der König!

Heinrich.

Willſt du mich morden, Wido?

Wido.

O, mein König!
Wie könnteſt du ſo Arges von mir denken,
Von deinem Waffenbruder, der mit dir
In mancher Schlacht gekämpft, von einem Tiſche
Gegeſſen und in einem Zelt geſchlafen?
Ob du mich auch verſtoßen in das Elend,
Verbannt von der Gemeinſchaft mit den Menſchen,
Doch bin ich dir noch treu bis in den Tod!
Gezwungen haſt du mich, mein Weib dazu,
Ja! deine eig'ne Schweſter, bei den Wölfen
Der Wüſte gaſtlich' Dach zu ſuchen;
Doch unſer Bruder wirſt du ewig bleiben!

Heinrich.

Dein Weib?

Wido.

Wir wohnen hier im Walde
Und leben von der Jagd, von Waldesbeeren
Und von den Schwämmen, die im Grunde ſteh'n;
Wir leiden auch — ſoll ich dir dies geſtehen? —
Wir leiden Hunger, wie die Zeit es bringt;
In rauhe Felle ſind wir nur gekleidet;
Mein einz'ger Schmuck beſteht in Tannenreis
Auf meiner Blechhaub'. Dir verbirgt die Nacht
Mitleidig einen jammervollen Anblick.
O, ſähſt du deine königliche Schweſter,
Es müßt' dein Auge ſich mit Thränen füllen!

Was auch die Liebe gegen dich geſündigt,
Laß' nun dein Herz von unſ'rer Noth verſöhnen!

Heinrich.

Ein König wird und darf dir nicht verzeihen.
In meiner Seele haſt du mich gekränkt,
Mit Füßen meine Ehre keck getreten;
Du haſt das Band zerriſſen, das uns einte;
Du ſchiedeſt dich von mir; wir ſind geſchieden!

Wido.

Ich hab' im Hauſe einen zahmen Bären,
Doch da aus Mangel ich ihn hungern ließ,
Und er bei mir die eig'ne Noth gewahrte,
Ging er hinaus, doch gegen Abend kehrte
Das treue Thier zurück, und bracht' ein Reh,
Das es im Wald erjaget, heimgeſchleppt; —
Und dies iſt nur ein unvernünftig' Thier!
Faſt täglich ſchlug ich es mit meiner Peitſche,
Und dennoch trug es Mitleid, als wir darbten.
Ich flehe nicht für mich; ich ſelber wollte
Wohl auch als Bettler ziehen durch die Welt,
An Straßenecken liegen und vor Kirchen,
Gebrechen heucheln und den Hut hinhalten,
Mich heiſcher ſchreien mit: Vergelt' es Gott!
Doch deine Schweſter, ach, mein armes Weib!
Wird mit mir theilen alles Ungemach.
Für ſie allein erheb' ich meine Hände,
Und bitte um Broſamen deiner Gnade.
So bettle ich zum erſtenmal bei dir!

Heinrich.

Verlier' kein Wort! Dein Schickſal iſt entſchieden.

Wido.

So brich herein, du grünes Laubgewölb'!
Ihr ſtarken Stämme, ſpringet auseinander!
Denn, wehe! das Erbarmen iſt geſtorben.
Die Natter ſelbſt führt ihre Brut zur Sonne,
Der harte Stein ernährt ſein kärglich' Moos;
Gefühllos aber iſt der Menſch allein!
So will ich fliehen vor des Menſchen Spur;
Denn jede Tapſe wird ein Peſtgeſchwür!
Vor Kieſelſteinen will ich niederknieen,
Mit meinen Bitten will ich ſie erweichen,
Doch einen Menſchen, einen Menſchen nicht!

(Er will gehen.)

Heinrich.

Du gehſt? Haſt du nicht Urlaub von mir nöthig?
Graf Wido, du biſt mein Gefangener!

Wido.

O, reiz' mich nicht!

Heinrich.

Gieb mir dein Schwert!

Wido.

Dies Schwert, das ich ſo oft für dich gebraucht?
Es iſt vom Roſt, mein Herz vom Gram zernagt.
So nimm auch dies! und lechzeſt du nach Blut:
Hier iſt mein Herz! Ich wehr' mich nicht! Stoß' zu!

Heinrich.

Auch hier im Walde dürfet Ihr nicht bleiben;
Deshalb verbann' ich dich nach Merſeburg, —
Ich meine auf das königliche Schloß, —
Zu deiner Schwägerin und meinen Kindern!
Gelobe Urphed an!

(Wido giebt ihm den Handſchlag.)

Hier aber iſt dein Schwert!
Gebrauch' es nun zu neuer Heldenthat!

(Man hört Lärm und Hörnerklang.)

Ich werd' geſucht; ich hör' den Ruf der Meinen!
So ſcheiden wir!

Wido.

Mein König!

Heinrich.

Zieh' mit Gott!

(Beide gehen zu verſchiedenen Seiten ab.)

Vor Zülpich.

Das Lager der Deutſchen.

(Es iſt Morgen.)

Eberhard. Burkhard.

Eberhard.

O, ſchrecklich' Glück! wenn dieſe große Nacht
Wir mit dem Könige bezahlen müßten!

Burkhard.

Noch immer keine Spur? Es kehret Schaar um Schaar
Vom Wald zurück, doch unſer König nicht.

Eberhard.

So muß das ganze Heer ihn ſuchen geh'n;
Und müßten wir umdrehen Lotharingen,
Und wenden jedes Blatt in dieſem Land!

Burkhard.

Nur die Tiroler und die flinken Schweizer
Erwart' ich noch. Man höret Stunden weit
Den hellen Ruf aus ihren Alpenhörnern.

Das Heer.

Der König! Heinrich, der König! der König!

(Heinrich kommt.)

Eberhard und Burkhard.

Willkommen, König!

Heinrich.

Guten Morgen, Freunde!

Eberhard.

Gott ſtritt für uns und Zülpich gab er dir.

Heinrich.

Wohl ſeh' ich meine Fahne auf der Mauer;
Sie macht mich ſchaamroth, da ich ihr gefehlt,
Als ſie zum Heldenſtreite ſich entfaltet!
Werd' ich je ſtolz, ſo nennet Zülpich mir!

Burkhard.

O, hör' mich an! Spät war ich aus dem Walde,
Wo wir dich lang' vergebens aufgeſucht,
Zurückgekehrt in's Lager, als urplötzlich
Das ſchreckenvolle Wetter brach herein,
Und faſt zugleich auch Herzog Giſelbert
Mit ſeinen Schaaren aus der Stadt heraus.
Bald ſchienen wir faſt ganz und gar verloren,
Da wird auf ein Mal Giſelbert im Rücken
Von neuen Schaaren glücklich angegriffen.

Heinrich.

Die führten?

Eberhard.

Junge Helden, todesmuthig,
Zwei edle Ritter mit den beſten Schwertern.
Da ward der Herzog Giſelbert gefangen,
So aber Zülpich in der Nacht gewonnen.

Heinrich.

Die jungen Helden aber?

Burkhard.

Zu Roſſe ſprengen Beide dort heran,
Und zwiſchen ihnen baarhaupt Giſelbert,
Sie werfen ſich vom Roß. Hier ſind ſie ſchon.

(Zwei Ritter mit geſchloſſenen Viſiren, hinter ihnen Giſelbert, treten auf.)

Heinrich.

Zeigt Euer Antlitz mir, Ihr tapf'ren Recken!
Ihr ſollt an meiner Tafelrunde ſitzen!

Otto (das Viſir öffnend).

Mein Vater!

Heinrich der Jüngere (das Viſir öffnend).

Vater!

Heinrich (Beide umarmend).

Otto, Heinrich, Kinder!
Ihr flücht'gen, jungen Aare, hab' ich Euch?
So laßt Euch preſſen an das Vaterherz!
Darf denn, wie ich, ein Menſch ſo glücklich werden?
Was macht Ihr doch für Streiche?

Eberhard.

Heldenſtreiche!

Otto.

Mit unſeren Cameraden kommen wir;
Wir hielten es in Merſeburg nicht aus.

Heinrich der Jüngere.

Und hier iſt Giſelbert, den wir gefangen!

Giſelbert (tritt vor und knieet nieder).

Ich bringe dir mein ſchuldig' Haupt, o König!

Heinrich.

Ob ich des Lotharingers Wankelmuth
Vergeſſen könnte? Sprich, Abtrünniger!

Giſelbert.

Laß' mich nicht langſam im Verließe ſterben!

Heinrich.

Und wenn ich nun ausſtreckte meine Hand
Und höbe aus dem Staube dich empor?

Giſelbert.

O, deines Spottes hab' ich wohl verdient!
Laß' mir nur ſchnell das Haupt vom Rumpfe ſchlagen!
Auf meinem Grabe wird die Schande liegen,
Und meinen Namen noch im Tode läſtern!

Heinrich.

Steh' auf zu neuem Leben, Giſelbert!
Herzog von Lotharingen! Werd' getreu!

(**Eberhard** und **Burkhard** ſuchen **Giſelbert** aufzurichten.)

Burkhard.

Er kann nicht reden und ihm bricht das Auge.

Otto.

Ermanne dich!

Heinrich.

Laßt ſeine Thräne fließen!
Nicht eine beſſ're ward vielleicht geweint.

Eberhard.

Du haſt mir ſelbſt das Herz erſchüttert, Heinrich!

Heinrich der Jüngere.

Er faßt nach deiner Hand!

Heinrich (reicht ſie ihm).

Sei fröhlich, Herzog!

Giſelbert.

Ich will das Leben, das du mir geſchenkt,
Bezahlen nur mit meinem Tod für dich!

Heinrich.

So führ' ich Lotharingen uns zurück!
So ſind wir Eins! Ein Volk! Ein deutſches Reich!
Nun brauſt heran, Ihr Völker aus der Fremde!
Wär't Ihr ſo zahlreich, als der Sand am Meer,
So viel, als Laubesblätter auf dem Harz,
Und könntet Ihr in Drachen Euch verwandeln,
Sprängt Ihr heran in wüthend tollen Horden,
Wir zagen nicht; denn wir ſind Eins geworden.

Vierter Act.

Bei Würzburg.

(**Heinrich** und **Mathilde** ſitzen auf Königsſtühlen, daneben ſtehen die Reichsritter mit der Reichsfahne.)

Die Reichsritter.

Brüder heran!
Vaterland, Vaterland!
Zu dir mit Herz und Hand
Brüder heran!
Brecht durch Tod und Gefahren,
Deutſchlands reiſige Schaaren,
Jubelnd die Bahn!

Die Sachſen

(ziehen auf mit ihrem Paniere, mit ihnen **Otto**, **Wettin** und **Bernhard**).

Sachſenland hie!
Springe, du ſtolzes Roß,
Ueber der Feinde Troß
Muthig empor!
Schlachtenfreudiges Sachſen,
Das in Ehren erwachſen,
Sachſenland hie!

(Das ſächſiſche Panier wird aufgepflanzt)

Die Baiern

(ziehen auf mit ihrem Paniere, unter ihnen **Heinrich der Jüngere**).

Baiern allhier!
Alpen ſo ſtolz und hoch
Bändigt nicht Zaum und Joch,

Baierland hie!
Tod für das Vaterland ſcheuen
Baiern, die muthigen Leuen,
Nimmer und nie.

(Das baieriſche Panier wird aufgepflanzt.)

Die Schwaben

(ziehen auf mit ihrem Paniere. — **Burkhard** voran).

Schwaben allhier!
Schwerter und Schild empor,
Schwabenland ſtolz hervor,
Schwaben allhier!
Sich an dem Dränger zu rächen,
Scharf in das Herz ihm zu ſtechen,
Schwaben allhier!

(Das ſchwäbiſche Panier wird aufgepflanzt.)

Die Franken

(ziehen auf mit ihrem Paniere. — **Eberhard** voran).

Franken allhier!
Deutſches Land, Heldenluſt,
Dein mit der nackten Bruſt,
Franken zu dir!
Um das Vaterland ranken
Muß das luſtige Franken,
Franken allhier!

(Das fränkiſche Panier wird aufgepflanzt.)

Die Lotharinger

(ziehen auf mit ihrem Paniere. — **Giſelbert** voran).

Lothringen hie!
Vaterland, Vaterland,
Reich' uns die treue Hand!
Lothringen hie!
Laß' dein Kind Lotharingen
Deine Kniee umſchlingen,
Lothringen hie!

(Das lotharingiſche Panier wird aufgepflanzt)

Das ganze Volk.

Deutſchland allhier!
Gott hält uns ſeinen Schild
Hoch mit dem Adlerbild
Ueber das Reich.
Deutſche Schwerter, die flammen,
Leuchten herrlich zuſammen
Alle zugleich!

Heinrich.

Vertrauet hab' ich Gott in mir und Euch,
Und da ich ihm vertraut, gab er mir Kraft,
Das höchſte Kleinod, unſ'res Volkes Ehre,
Tief aus des Meeres Grund emporzuheben.
Doch gilt es nun, das beſte Gut zu ſchirmen.
D'rum hab' ich Euch nach Würzburg hier entboten,
Bereits mit Freuden Euren Rath vernommen,
Daraus nun aber ſollen Thaten wachſen!
Zunächſt, Ihr Baiern, wend' ich mich an Euch!
Ihr habt zu Regensburg auf freiem Felde
Zu Eurem Herzog Heinrich, meinen Sohn,
Gewählt mit Gottes Gnad' nach altem Brauch.
(Das baierſche Panier wird ihm überreicht.)
So tritt denn vor, du meines Herzens Freude!

Heinrich der Jüngere.

Zu deinen Füßen ſieh' mich, Herr und Vater!

Heinrich.

Durch dieſe Fahn' belehn' ich dich mit Baiern.
Verwalte treu des Reiches erſtes Bollwerk,
Sei ſtark im Feld und überall ein Mann!
(Er übergiebt ihm die Fahne.)

Mathilde.

Und ſei der Armen Troſt, der Waiſen Schirm!

So wird der Segen Gottes ſein mit dir.
Er geb' dir Frieden, mein geliebter Sohn!

Die Baiern.

Hoch unſer Herzog! Baierland mit ihm!

Heinrich.

Doch meinen Sachſen, meinen Thüringern
Geb' ich zum Herzog Otto, meinen Sohn.
O, haltet werth mir meinen jungen Helden!
(Otto tritt vor; dem Könige wird das thüringiſche und ſächſiſche Panier überreicht.)
So kniee nieder, Troſt des Vaterlandes!
Ich reiche dir zwei Fahnen auf einmal;
Denn deine Hand umſpannet wohl noch mehr;
So ſei belehnt mit Thüringen und Sachſen!
(Er übergiebt ihm beide Fahnen.)
Ich lege jeden Segen auf dein Haupt
Und alle Hoffnungen des deutſchen Volkes!

Otto.

Zeig' mir die Pflicht! gehorſam bin ich dir.

Mathilde.

Vergiß nicht Gott und ſeine frommen Diener,
Und ſei des Wortes allertreuſter Knecht;
So dienen unſichtbar die Cherubim
Und ſteh'n bei dir mit Schwertern und mit Palmen,
Bis du vollſtrecket das Gebot des Herrn!

Otto.

Knecht keinem Menſchen, aber ſtets vor Gott!

Die Sachſen.

Hoch unſer Herzog, Kriegesfürſt und Sieger!

Die Thüringer.

Landgraf von Thüringen!

Otto.

Ich ſteh' mit Euch,
Und Ihr mit mir, und All' beim deutſchen Reich.

Heinrich.

So treten wir entgegen unſ'ren Feinden:
Dem Ungar, dem entſetzlichſten vor Allen,
Zunächſt dem Wenden, dem gefährlichſten,
Der wie ein bös Gewürm mit tauſend Köpfen
Durch alle Adern nach dem Herzen züngelt;
Der uns verdrängt von unſ'ren beiden Meeren,
Von unſ'ren Flüſſen und von unſ'rem Land,
Und an die Ungarn ewig uns verräth!
Nicht eher, ſag' ich, iſt das Reich gerettet,
Bis dieſer Lindwurm todtgeſtochen iſt.
War ſo das Reich gewillt?

Alle.

Mit Gott! Mit Gott!

Heinrich.

Iſt Bernhard da?

Bernhard (tritt vor).

Gebeut mir, Herr und König!

Heinrich.

Schnell, wie ein Hecht, iſt deine Reiterei,
Sag' ihr, daß ſich der König ſchön bedankt!
Ob ſie ſo brav auch mit dem Feind hanthiert?

Bernhard.

Zeig' ihn!

Heinrich.

In Brandenburg find' ihn und ſchlag' ihn!
Gewinn' das Land, dort ſollſt du Markgraf ſein!

Bernhard.

Für meine Reiter eb'nen Plan und Sand,
Und ich bezwinge beide: Leut' und Land!

Heinrich (zu Wettin).

Wettin, mein Feldherr, dein altſächſiſch' Fußvolk
Iſt die lebend'ge Mauer meines Reiches;
Ich will es lohnen! Zieh' mit Bernhard hin
In's Land der Seen — Eins, wie Griff und Schwert!
Schlagt mir den Feind auf immerdar zu Boden,
Und unter Eure Krieger theilt das Land!
Ich aber ſelber will zum Haupt der Wenden,
Zum ſtolzen Prag, des Schwertes Schärfe wenden!

Wettin.

Grau iſt mein Haupt, mein Schwert dem Feind ein Grauen,
Den Feldzug kannſt du Beiden anvertrauen.

Mathilde.

Und ziehſt du, Feldherr, wieder in den Krieg,
So ſchonſt du gewiß die Waffenloſen!
Auch du, Graf Bernhard, zähme deinen Grimm
Und denk' an Kain und den alten Fluch!
Barmherzigkeit gilt mehr als Heldenruhm.
In keinem Andern kann der ſchwache Menſch
Gleichkommen Gott, dem Urquell ew'ger Gnade,
Doch in dem Einen, der Barmherzigkeit,
Darf er ſich meſſen mit dem Allerbarmer.

Heinrich.

Wir ſetzen nun beiſeit des Reiches Sorgen;
Ihr Pfeifer, blaſt das ganze Volk herbei!

Daß ſich ein Jedes bis zum nächſten Morgen
Bei Trank und Speiſe noch das Herz erfreu'!
Auch meiner Königin heut' will ich zeigen,
Daß ich noch etwas taug' bei Spiel und Reigen.

Alle.
Hoch leb' der König und die Königin!

Heinrich.
Und jeder Mann im Reich von frohem Sinn! (Geht ab.)

Prag.

Auf dem Hradſchin.

(Wenzeslaw geht eine Weile auf und ab und wirft endlich ſeinen Hut zornig auf den Boden.)

Wenzeslaw.
Da lieg', du Dummhut! du haſt Zeit dazu!
Sinn' dir es aus, wie ich das Land mir rette!
Wenn ich diesmal nicht meinen Witz verliere,
So iſt er wahrlich niet- und nagelfeſt.
O, war ich klug, als ich im Glücke ſaß!
Da hört' im Ei ich ſchon den Vogel pfeifen,
Da wollt' ich immer noch geſcheiter ſein,
Mein Reich vergrößern überall hinaus,
Zum Trommelfell ausdehnen, daß darauf
Ich meinen großen Ruhm auspauken könnte!
Da hätt' ich gern das deutſche Reich bezwackt,
Ihm gar zu gern die Naſe abgeſchnitten,
Und nun kann ich den ganzen Kopf verlieren.
(Konrad in geringer Tracht und wildem Aufzuge kommt.)
Wer läßt den Lumpenſchelm mir da herein?

Hunyad.

Und kennſt du nicht in mir den Hunyad?

Wrazeslaw.

In dieſen Lumpen du der Hunyad?
Und ſteckt doch dein Geſicht im Buſche d'rin,
Daß man nur noch die nackten Augen ſieht!
In Gold und Purpur ſah ich dich zuletzt. —

Hunyad.

Wie du mich ſiehſt, zog ich durch Deutſchland hin,
Als Arzeneienhändler ſchlich ich mich
So, wie ein Spürhund, durch das deutſche Heer,
Schnell, wie die Schwalbe, ſchoß ich nun zu dir;
Denn, wie ein Sturmwind, kommt es hinterdrein.
Doch alle Päſſe fand ich unbeſetzt.
Magſt du nicht Teppich' auf die Wege legen,
Damit dich nicht des Feindes Trappeln ſtör'?

Wrazeslaw.

Ja, wenn das Unheil einmal fertig iſt,
So ſind wir Alle überaus geſcheit!
Mit einem Wort: der deutſche König fällt
So unvermuthet, wie die Peſt, mich an.
Nur ſo viel Zeit ließ er mir eben übrig,
Daß ich mein Prag mir noch verwahren konnte.

Hunyad.

O, nun verſteh' ich erſt die große Weisheit:
„Heg' nicht den Bären, grab' ihm eine Grube;
So pfeift der Böhm' in ſeinem blauen Land!"
Noch ſeh' ich, wie du ſchlau den Mund verzogſt,
Als du dies prächt'ge Pfauenrad dir ſchlugſt.

Wenzeslaw.
Das war bei Wurzen, wo dein König Zoltan
Im Bärenbau ſich ſelber fangen ließ.

Konrad.
Du meinteſt wohl: der Deutſche beugte ſich
Vor deiner Ruthe? Siehſt du, kluger Mann!
Er bückte ſich, bis er den Stein gefunden,
Den er nun jetzt dir an die Stirne wirft.

Wenzeslaw.
Es hat der Böhm' ſo einen harten Kopf,
Hufeiſen kann er auf ſich ſchmieden laſſen,
Doch wie ein Amboß bleibt er ungerührt.
Du aber haſt auf mir herumgehämmert,
Daß ich nun plötzlich zu mir ſelber komme.
Ich habe wieder meinen Witz gefunden!

Konrad.
Ich wünſch' dir Glück dazu.

Wenzeslaw.
Ich mir zunächſt. —
Da liegt mein Hut!

Konrad.
Ich ſeh' nicht viel daran.

Wenzeslaw.
So rund wie er, ſo rund iſt auch mein Plan.

Konrad.
Vor Ungeduld will mich das Herz erwürgen;
Es ſteigt mir in die Kehle. Schnell! Mach' ſchnell!

Wenzeslaw.
Nun ſo ein Keſſel iſt mein Böhmenland.
Reiß' nur die Augen auf ſo, wie ein Thor;

Denn Einer von uns Beiden iſt ein Narr!
Nun faß' den Hut dir recht genau ins Auge!
Denk', über dieſe Krempen zieht der Deutſche
Herunter in die Mitte, her nach Prag!
Und denk' dir weiter, dieſe Krempen da,
Die wären die gereizten Slavenvölker,
Die ſich der Deutſche in dem Nacken läßt; —
Du aber brauchteſt deine beiden Hände
Und ſchlügſt zuſammen über ihn den Filz!
Iſt dir nun meine Meinung noch nicht klar?
So ſchau' noch einmal meinen Hut dir an; —
Nun aber ſetz' ich ihn mir wieder auf.

Hunyad.

Das iſt ein Anſchlag, Herzog Wenzeslaw,
Das iſt ein Strick ſo friſch und keck gedreht,
Daß wir daran ein Reich erwürgen können.
O, Wenzeslaw, halt' den Gedanken feſt!
Mir iſt er in die Seele eingebrannt.
Wehrſt du dich nur auf kurze, kurze Zeit;
So müſſen wir an deinen ſtarken Mauern
Den deutſchen König und ſein Heer erdrücken.
Ich fliege fort durch alle Slavengauen
Und rollen will ich vor mir her die Völker,
Wie Ballen Schnee von Berg zu Berg hinab,
Bis die Lawine donnernd niederſtürzt.
Wehr' dich nur einen Mondeswechſel lang;
Denn bald iſt auch die Zeit der Sicht vorbei,
Die Zoltan jenem zugeſchworen hat.
Im Ungarlande ſteht kein Schleifſtein mehr,
Der Tag und Nacht nicht Säbel ſchleifen müßte.
Wehr' dich nur einen Mondeswechſel lang;

Ich will der Knecht von deinem Anſchlag ſein.
Ich kenn' das Zauberwort, das alle Slaven
Mit einem Wetterſchlag empören ſoll.

Wenzeslaw.

So ſpute dich; denn Hülfe thut mir Noth!

Hunyad.

Noch Eins! ich fing ſo Einen von den Deutſchen;
Ich bracht' ihn mit! (er ruft hinaus)
Führt den Gefang'nen ein!
(Staz wird hereingebracht.)
Laß' dieſes Thier vor deinen Böhmen ſeh'n,
Daß ſie das deutſche Volk verſpotten lernen!
Nun aber muß ich eilen, daß die Wälder
Ich noch gewinn', bevor der Deutſche kommt.
Merk' auf den Mond! er wird nicht zweimal neu,
So iſt das Land der Böhmen friſch und frei! (Hunyad ab.)

Wenzeslaw.

Wie nennt man dich?

Staz.

Staz heiß' ich mit Verlaub!
Ich thäte keinem Kinde was zu Leid',
Wenn ich nur nit mit in den Krieg gemußt;
Und wie der Weibel zu uns kam in's Haus,
Sagt' ich ihm gleich: daß ich nit taug' zum Krieg!
Ach, ſollte das mein gutes Mütterl wiſſen,
Wie ſchlecht es mir nun in der Fremde geht!
Mein Eſel, nur mein Eſel dauert mich,
Der mir den Keſſel bei dem Heere trug,
Und wie ein Bruder lebte der mit mir!
Wie wird er ſich nun grämen über mich!
O, gallenbittere Gefangenſchaft!

Wenzeslaw.

Kennſt deinen König du von Angeſicht?
Viel Reiterſchaaren ſeh' ich auf dem Berge
Erſcheinen, weiße Mäntel, helle Helme.
Das nimmt kein Ende
Mit bunten Fahnen an dem blauen Himmel.

Staz.

Und die Trompeten kann ich nit erhören,
Da fährt mir gleich das Zittern in die Glieder!

Wenzeslaw.

Die Erde bebet vor dem Takt der Tritte,
Vor der Gewalt der Roſſe und der Räder.
Zertheilet wird die Wolk' und Eiſenmänner
Brechen hervor, erſchrecklich, wie der Mord; —
Voran gewaltig ſprengt ein Ritter her —

Staz (hinausſpähend).

Heinrich, der Vogelſteller, unſer König!

Wenzeslaw.

Hinab! hinab mit dir! (Staz ab.)
Herauf, ihr Knechte, und beſetzt den Thurm,
Zerbrecht mir hier des Feindes Trutz und Sturm!

(Soldaten ſchreiten über die Bühne. — Wenzeslaw ab.)

Vor Prag.

Heinrich. Otto. Heinrich der Jüngere. Giſelbert.

Heinrich.

Was iſt das für ein übertoll' Gelächter?

Giſelbert.

Ein todter Eſel flog jetzt in die Burg.

Die Schützenmeiſter warfen ihn hinein;
Nun hängt er dort um eines Thurmes Spindel.

(Wolf kommt ſchnell herein.)

Heinrich (zu Wolf).

Was bringſt du ſo verſtört und odemlos?

Wolf.

Nur einen Igel, eine Botſchaft, Herr!
Voll Stachel, ſpitz'ger Lanzen ohne Zahl,
Nur eine Kleinigkeit, die manchen Braven
Vom Roß wird werfen: Bernhard iſt geſchlagen,
Wettin iſt flüchtig, Wallisleben ganz
Zerſtört; die Dänen aber ſind zugleich
In Sachſen eingefallen!

Heinrich.

Unglücksbote,
Halt' ein! halt' ein!

Wolf.

Doch alles Wendenvolk
Iſt dir im Rücken plötzlich aufgeſtanden,
Und abgeſchnitten biſt du von dem Reiche!
Faſt konnt' ich dieſe Botſchaft dir nicht bringen.

Heinrich.

Und wenn die Hölle losgelaſſen wär',
So ſollte mir doch nicht die Seele bangen!
Noch hab' ich meinen Gott und dann mich ſelbſt!
Herzog der Sachſen, Otto, mach' dich fertig,
Mit deinen Reiterſchaaren aufzubrechen!

Otto.

Ich bin bereit.

Heinrich.

Die Würfel rollen, und wir ſind im Spiel,
Zählt mir die Augen, doch den Einſatz nicht!

(Trommeln. — Sturmläuten und anderes Belagerungsgeräuſch wird vorübergetragen.)

Bei Lunkin.

(Kweek, in einem langen, weißen Mantel, einen Kranz von Weidenblättern um das Haupt, und Hunyad, vollſtändig gerüſtet, treten auf.)

Kweek.

Es kommt die finſt're Stunde von Lunkin.

Hunyad.

Du biſt ſo prieſterlich gekleidet, König!
Und auf dem Haupte haſt du einen Kranz?
Gehſt du ſo immer in die Männerſchlacht?

Kweek.

So in den Kampf, — ſo aber in den Tod!

Hunyad.

O, ſtreich' den Todesſchatten von den Augen!

Kweek.

Es ritt der ſchwarze Gott durch unſer Lager,
Und meine Seele nahm er mit hinweg.

Hunyad.

Sieh', deiner Völker unabſehbar' Viereck
Iſt hier ſo rückenſicher aufgeſtellt
Am See, daß ſelbſt die Flucht
Nur mit dem Schwerte kann erzwungen werden.
Wir müſſen ſiegen!

Zwoch.

Wir haben ſo viel Tauſende geworben,
Verhießen große Beute, Sieg und Freiheit, —
Faſt alle Slavenmänner ſind allhier;
Doch keiner wird den Morgen wiederſehen!

Hunyad.

Weh', dieſer Wahn wird uns den Tag verderben!

Zwoch.

Gefräßig iſt das Eiſen und das Waſſer,
Und rothe Saat der Rache bringt die Erde;
Willſt du mir angeloben einen Dienſt?

Hunyad.

Befiehl!

Zwoch.

Wenn du mich nun am Abend finden wirſt
Leblos im Blut, die Wunde durch die Bruſt;
So ſcharr' mich heimlich ein! Gelob' es mir!

Hunyad.

Ermanne dich, o Freund! Die Zahl der Deutſchen
Iſt ſo gering, man könnte d'rüber lachen;
Kann denn der Tropfen auch ein Meer verſchlucken?

Zwoch.

Hier liegen Buchenecker in dem Sand;
So eine Ecker ſteck' mir in die Bruſt,
Damit ſie d'rinnen ihren Keim ernähre,
Aus meinem Grabe friſch und üppig ſteige!
Doch wie ein rother Baum, ſo ſteig' empor
Dem deutſchen Reich die Rache meines Volkes
Mit allen Aeſten in den weiten Himmel,
Mit allen Wurzeln in der tiefſten Erde,
Bis Alles die Jahrhunderte vollbracht!

Hunyad.

Geſchäh' dir ſo, — und müßt' ich wie ein Wurm
Mich ſchmerzhaft winden über dieſes Feld,
So will ich dennoch dein Gebot vollbringen!

Zwoob.

Dieß ſei mein letzter Wille! Hunyad!

Hunyad.

Dort rückt das deutſche Heer zu uns heran;
Voran Wettin, der Leu von Mißniland!

Zwoob.

So eilen wir zurück zu unſ'ren Völkern. (Beide ab.)

(Die Schlachtordnung der Deutſchen rückt heran.)

(Wettin und Bernhard treten auf.)

Wettin (zu dem Heere).

Laßt hell und muthig Eure Augen funkeln,
Wie Sieg und ſcharfgeſchliff'ne Degenſpitzen!
'S giebt einen friſchen Tag! Es wird geſchlagen!

Bernhard (zu dem Heere).

Merkt auf! Ich will jetzt eine Rede halten:
Ihr Cameraden! drüben ſteh'n die Wenden!
Und geht Ihr nicht auf ſie, wie tolle Stiere,
So ſeid Ihr feige Haſen allemal!
Jetzt aufgepaßt, Ihr Lüneburger Leut'!
Wir greifen an, und macht Euch nicht zum Spott!
Wettin drückt nach. Voran mit Gott!

Das Heer.

Mit Gott!

(Alle ab mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen.)

(Otto und Dollinger treten auf.)

Dollinger (zurückredend).

Halt' kürzer an der Stang' die beiden Hengſte!

Otto.

Wir kommen wahrlich mitten in die Schlacht!

Dollinger (wirft ſich horchend auf die Erde).

Ein Mordlärm! Schlachtgeſchrei! Trompetenſtöße!

Otto.

Man wird uns brauchen! (zurückrufend)
Aufgeſeſſen! (Beide ab.)

Otto's Stimme.

Vorwärts!

Vor der Pfalz in Merſeburg.

(Viele Bürger treten auf.)

Erſter Bürger.

Habt Ihr die Ungarn vor der Stadt geſeh'n?
Nun ſind ſie da, nun ſind ſie wieder da!
Sie wollen wieder Geld, woher damit?
Die Zeiten ſind zu ſchlecht; woher damit?
O, arme Stadt! o armes Merſeburg!

Zweiter Bürger.

Wie theuer bieten ſie uns jetzt den Frieden?

Dritter Bürger.

Sie fordern fünf und funfzig Zentner Gold!

Vierter Bürger.

Zentner Gold?

Dritter Bürger.

Fünf und funfzig Centner Gold!

Zweiter Bürger.

Ja, wenn der Himmel wie ein Sack zerriß',
Und alle Sternlein wären neue Gülden,
Da könnten wir die Friedenszeit bezahlen;
So haben wir nur Blut, doch macht es guten Kitt!

Erſter Bürger.

Wir kommen aus dem Krieg ja nicht heraus!
Der König iſt zu plötzlich! ſag' ich Euch.

Vierter Bürger.

O, meine Seel'! er iſt zu ungeduldig.

Dritter Bürger.

Er hat das Geld im Wendenkrieg verthan.
Das Geld iſt weg, nun ſind die Ungarn da!
Wir können nur mit Ferſengeld bezahlen.

Erſter Bürger.

Sie ſind ja alle in den Krieg hinaus,
Wo will da Nahrung kommen in die Stadt?

Vierter Bürger.

Wir ſind einmal geplagt, wir armen Deutſchen,
Wir müſſen uns in Alles ſchicken lernen.
Geduld! Geduld hilft Alles überwinden.
Der Wahlſpruch ſei: allmälig mit Geduld!

Dritter Bürger.

Und unſer König macht uns doch nicht anders;
Wir ſind nun ſo, und bleiben wieder ſo.

Erſter Bürger.

Jetzt hat er erſt die Ungarn bös gemacht.

Vierter Bürger.

Ich ſag' es Euch: er hat ſchlecht angeſchweift!

Erſter Bürger.

Er hat die Sache nicht recht eingefädelt!

Dritter Bürger.

Es fehlet ihm die Borſte an dem Drath!

Zweiter Bürger.

Wißt Ihr, wie man das Eiſen härten muß?
Ihr wißt es nicht, doch iſt die Kunſt gering;
Und König Heinrich, der das deutſche Reich
Zuſammenſchweißt, wollt Ihr den Handgriff lehren?
Grünt nicht ſein Ruhm hoch, wie ein Tannenbaum?

Erſter Bürger.

Ich kann den Ruhm nicht brocken in die Supp'!

Zweiter Bürger.

Der König aber iſt ein kluger Herr!

Erſter Bürger.

So ſchaff' er uns die Ungarn von dem Hals!

Zweiter Bürger.

Du kalter Froſch! Da hier in Königs Namen
Auf Abſchlag etwas Warmes! (Er giebt ihm eine Ohrfeige.)

Die Uebrigen.

Friede! Friede!

(Staudenbein, ganz ſchwarz gekleidet, mit einem langen Trauerflore am Hute, einen Raben in der Hand haltend, tritt auf.)

Staudenbein.

Ihr herzensguten Leut', 's iſt Alles aus!
Und ſo ein Vogelſteller, wie er war!
Kein Vöglein that im Walde ſeinen Pfiff
Von Opperhuſen bis nach Halberſtadt,
Gleich war er da und pfiff die Weiſ' ihm nach.

Zog auf den Harz ein Vogelſchwarm heran
Und ſtumm und tückiſch blieb der beſte Locker.
Gleich pfiff mein guter Hinz ihn ſelber an,
Daß auf die Stange, auf die Rüthlein all'
Die Vöglein niederfielen, wie verhext.
Mein guter Hinz, mein guter König Hinz!

Mehre Bürger.

Und iſt der König todt? der König todt?

Andere.

Da nun lebendig alles Ungarnvolk?

Standenbein.

Und ſo ein Vogelſteller, ach, das Elend!
Mein guter Hinz, mein guter König Hinz!

(Zu dem Raben.)

Mein armes Thier! Gelt! Hans, als ich vom Thurme
Aus deinem Neſt dich holte, warſt du dumm
Und nahmſt doch Lehr' an, bis du ſchreien konnteſt:
„Er kommt, er kommt, der gute König Hinz!“
Jetzt da du ausgelernt, ach, armer Hans! —

Zweiter Bürger.

O, glaubt ihm nicht, er treibt nur Narrethei!

Standenbein.

Jetzt da du ausgelernt, ach, armer Hans!
Und dich empfehlen will bei König Hinz,
Du armer Hans! iſt Alles, Alles aus.
Hä! hä! flieg' fort, flieg' fort, mein guter Hans!
Flieg' auf und in den Himmel mitten 'nein,
Und ſchrei': „Er kommt, er kommt, der gute Hinz!“

(Er läßt den Raben fliegen.)

Da ſetzt das dumme Thier ſich auf das Dach;
Der ſchwarze Kerl hat gar kein Chriſtenthum!

Erſter Bürger.

He! ſchweig' beim Teufel! Iſt der König todt?

Staudenbein.

Kocht Klöſ' und Fleiſch, Ihr braven Bürgerleute!
Putzt Eure Weiber, macht die Gänſe fett!
Es kommt der gute Feind! ach, ſind das Leute!
Wie Engelein mit Harfen und mit Pſaltern.
Da möcht' vor Freud' das Geld im Kaſten ſpringen!
Mein guter Hinz! Mein guter König Hinz!

Stimme des Thürmers vom Thurme.

Der Feind! der Feind! Von Leipzig her!

Viele Bürger.

Der Feind!

(Alle ab.)

(Mathilde und der Capellan kommen aus der Pfalz heraus.)

Mathilde.

In heil'ger Nacht lag' ich auf meinen Knieen,
Und fragte Gott: ſollt' Heinrich es gelingen,
Das deutſche Volk aus ſeiner Noth und Knechtſchaft
Von all' den wilden Heiden zu erretten?
Da trat zu mir heran ein Engel Gottes,
Der ſprach voll Ernſt: „Was zweifelſt du, o Weib?
Denn Alles dies muß vor dem Herrn geſcheh'n!“
Voll Freude wob ich nun auf's Fahnentuch
Das Bild des Engels!

Capellan.

Und noch bangt dein Herz?
Am Altar aufgeſtellt hab' ich die Fahne,
Und alles Volk liegt betend vor dem Bilde,
Als wär' ein Gnadenzeichen ihm geworden.

Mathilde.

Sprich, Capellan, welch ſeltſam buntes Zelt
Seht vor der Stadt, beſteckt mit ſeid'nen Flaggen,
Darinnen Männer, furchtbar anzuſeh'n?
Solch' große Pracht und heidniſch wildes Weſen
Hab' ich mein Lebelang noch nicht erblickt.
Auf weißem Roſſe aufrecht ſtehend, ſah ich
Von ihnen einen reiten rings im Kreis,
Das Trinkhorn ſchwenkend, ſo unendlich lachend,
Daß rings ſich alles Volk davor entſetzte;
Wer ſtöret ſo die Ruhe dieſer Stadt?

Capellan.

Die Ungarn ſind es, Königin! ſie kamen,
Die Schatzung von dem Reiche ſich zu holen.

Mathilde.

O, dieſe Schmach, muß ich ſie noch erleben?
Auch viel Gerüchte haben mich erſchreckt
Von Niederlag' und Flucht der Unſeren,
So halb verlor'ne, dunkle Unglücksworte!

Capellan.

Vertrau' auf Gott!

Mathilde.

So geh' und tröſt' das Volk!

(Capellan ab.)

Mathilde (allein).

Wie kommt es, daß ich jetzt an Herford denke,
Wo ich erzogen ward von frommen Frauen,
Und an den Brunnen dort im Kloſtergarten,
Wo den Gemahl zum erſten Mal ich ſah?

(Marſchmuſik aus der Ferne.)

Horch! horch! was iſt das für ein freudig' Klingen?

Welch' jubelnd' Schmettern! O, mein Gott! mein Gott!
Er kommt! Er kommt, mein Herr! Mein Heinrich! Heinrich!

Heinrich (tritt auf).

Zerriſſen iſt der Strick und alle Netze,
Darinnen ſie mich bald gefangen hätten,
Zerriſſen iſt der Strick und ich bin frei!
Bezwungen iſt das ſchöne Böhmenland
Und Chriſtus, unſ'rem Heiland auch gewonnen,
Und alle Wenden hat der Herr geſchlagen,
Auch noch das Volk der Dänen und ſein König
Sind abgewendet ihrem Heidenthume.
Zwei Markgrafſchaften hab' ich auch dem Reiche
Zu Schleswig und in Brandenburg errichtet.
Bald, bald muß frei ſein unſer Vaterland,
Wie ſchrecklich auch das Ungarnvolk uns droht!

Mathilde.

O, wie iſt doch ſo bleich dein Angeſicht!

Heinrich.

Das thaten Krieg und Sorge miteinander.
Vor Allem freu' ich mich, daß ich dich habe!

Mathilde.

Laß' dich nun pflegen! Komm' herein zu uns!

Heinrich.

O, gar gewaltſam dränget mich die Zeit!
Schon harrt auf den Gefilden dieſer Stadt
Auf mich mein Volk, gleich einem Meere brauſend,
Mein treues, deutſches Volk und ſein Jahrtauſend!

Fünfter Act.

Szer, eine Gegend in Ungarn.

Zoltan. Szabolts. Viele Fürſten der Ungarn und Volk.

~~Zoltan.~~ Szabolts

Erheb' dein Auge, Herr! du haſt das Volk
Der Magyaren her nach Szer entboten,
Zu dieſer Stätte, wo einſt König Arpad
Mit unſ'ren Völkern ſchuf des Landes Recht;
Bis an die Theiß hinüber hält dein Volk!

Zoltan.

So lagert Euch um mich und reicht das Horn
Voll ſüßen Arraks in dem Kreis herum!
Indeß wir mit Geſchichten unſ'rer Väter
Die Zeit ausfüllen.

Szabolts.

O, mein hoher König!
Du runzelſt deine Stirn'; das iſt nicht Freude!
Was grämt dich, Herr?

Zoltan.

Ich denk' an Aſia
Und an den himmelgrüßenden Altai
Und an das grüne Land am Irtiſchſtrom;

Denn dort iſt unſ'rer Ahnen Vaterhaus,
Dort herrſchet noch der Türken ſtarkes Volk,
Von dem wir ſtammen aus dem reinſten Blut.

Szabolts.

O, ſchweige nicht, und neige nicht dein Haupt!

Zoltan.

Welch' brennend' Elend, wenn ſich Brüder zwiſten!
Und doch geſchah es, daß die Magyaren
Auszogen gegen Weſten, um das Land,
Wo Attila geherrſchet, ſich zu ſuchen;
Und gingen über das Uralgebirg'
Schnell, wie die Wolke, doch gewitterſchwer.
Dort aber wählten ſie zu ihrem König
Den tapfern Alom, meinen großen Ahn;
Und Alom führte alles Volk gen Weſten.
Durch Kampf und Mord bis an das ſchwarze Meer,
Und weiter durch die Wüſte bis zur Wolga,
Wo ſie dort kamen in das Land der Ruſſen;
Und weiter zu dem Dnieper bis vor Kiew,
Und Alles beugte ſich vor ihrem Sturme;
Und wanderten ſo fort von Land zu Land,
Bis ſich Havas mit Wald und Wolken zeigte;
Denn hinter den Karpaten lag das Land
Pannonia.
Aufjauchzend ſtürzte hinunter das Volk;
Und Alom gab den Fürſtenſtab an Arpad;
Doch Arpad hob das Schwert und ſchlug um ſich,
Und wie des Mondes Sichel, krümmten ſich
Um ihn die Völker. Arpad war mein Vater.

Fürſten und Volk.

Heil deines Vaters Sohne!

Zoltan.

Mein Vater ſtarb; ich aber ward von Euch
Als Euer König auf den Schild gehoben.
Doch weil ich jung war, blieb nicht träg der Deutſche
Und ſchob ein zahlreich' Heer auf uns heran;
Er wollte gern den wilden Waldſtrom dämmen;
Doch Ihr mit mir gleich einem Hagelwetter
Fuhret hinüber, alles niederſtreckend,
Bis König Ludwig endlich unſ'rem Säbel
Sich und ſein Land auf ewig unterwarf,
Und Zins verſprach, und mehr noch zahlen mußte,
Daß hundert Wägen all' das Gold und Silber
Nicht ſchaffen konnten gen Pannonia!
Denn alſo dienen muß uns alles Volk.
Hernach gewann es Heinrich über uns,
Daß wir neun Jahre Sicht ihm angelobten;
Doch nun zu End' gegangen dieſe Friſt,
Hab' ich zu ihm entſendet meine Boten,
Den alten und den neuen Zins zu holen.
Sie ſind zurück.

Szabolts.

Und bringen ſie das Gold?

(Hunyad mit Gefolge tritt auf.)

Zoltan.

Hier ſind ſie ſelbſt! O, Hunyad, mein Freund!
Trägſt unter deinem Mantel du den Zins
Der Deutſchen? iſt er gar ſo leicht geworden?
So zeig' den Schatz! — Weh', über unſ're Schmach!

Hunyad.

Ich bring' nur das, was ich erhalten konnte,
Nicht mehr und weniger! Da iſt der Zins!

Ein räud'ger Hund! Nichts weiter, weiter Nichts!
Doch läßt dabei der deutſche König ſagen:
Bei uns daheim wüchſ' Gold in jedem Bache,
Und Eiſen nur im armen, deutſchen Land.

König, Fürſten und Volk.

Zu Roß! Zu Roß! die Streitaxt in die Hand!

(Alle mit Ungeſtüm ab.)

Magdeburg.

(Ein Saal.)

Heinrich, krank und geführt von Mathilde und dem Capellan. Otto.

Otto.

O, Vater! du verläßt das Krankenlager,
Und doch ſollſt du dich ſchonen!

Heinrich.

Trauter Sohn!
Es ward mir im Gemache gar ſo ſchwül,
Ich fühle große Angſt, ach, eine Angſt!

Otto.

Wie brennen dir die Hände, lieber Vater!

Heinrich.

Ich armer, kranker Mann! ich höre Nichts
Und weiß Nichts von der Zeit, worin wir ſind.

Capellan.

Das Sprechen greift dich an.

Heinrich.

Ich will ja ſchweigen.

Mathilde.

Soll ich den Seſſel an das Fenſter rücken?

Heinrich.

Nur friſche Luft!

(Das Fenſter wird geöffnet; Heinrich ſetzt ſich davor.)

O, welcher ſüße Sommerabendhauch
Weht durch die off'nen Fenſter zu mir ein!
Wie ſchön iſt doch die Welt, tiefblauer Himmel
Und grüne Erde, blühender Hollunder!
Vorüberſtreifende, ſegelnde Schwalben!
Hätt' ich nur eine Roſe aus dem Garten!

Mathilde.

Ich pflück' dir eine!

Heinrich.

Bleibe bei mir, Freundin!

(Er ſchaut lange hinaus.)

Dort ſteigt am Himmel eine Rauchſäul' auf,
Dort wieder eine and're, jetzt auf jedem Hügel,
Ringsum, ringsum, ſo weit mein Auge reicht!

Ella.

Es ſind wohl Hirtenfeuer.

Heinrich.

Horch! was iſt das?
Sturmläuten hör' ich wahrlich aus der Ferne!

Ella.

Mein armer, kranker Vater, ſchlaf' ein wenig!

Heinrich.

Auf allen Thürmen ſchlagen an die Glocken!
Das ſind die Zeichen, die ich angeheißen,
Wenn eine große Reichsnoth ſich ereignet.

Ella.

Nur heute, Vater, ſchon' dich, heute noch!

Bernhard (tritt auf).
Glück auf, o König! Tag und Nacht bin ich
Mit meinen Lüneburgern friſch geritten.
So ſpreng' ich her zu dir nach Magdeburg.
Ich bringe fünfzehn Fähnlein dir zu Hilfe,
Und morgen kommt die ganze Reiterei.

Otto.
Schweig', Markgraf! Sieht dein ſtumpfes Auge nicht,
Wie krank dein König iſt? Willſt du ihn tödten?

Heinrich (aufſtehend).
Was habt Ihr vor mit mir? ich will es wiſſen!
Bin ich ein Kind, daß Ihr mich gängeln wollt?

Wolf (kommt).
An dich, den König, bring' ich tauſend Grüße
Von deinem Dollinger aus Merſeburg.
Ich ſoll dir ſagen: Offen iſt die Hölle!
Und heulend ſpringen lichterloh heraus
Mit Mord und Brand die Millionen Teufel!
Lauf' du zu Loch! das ganze Volk der Ungarn,
Die Alten mit den Jungen ſind im Reich!
Sie rücken Alle los auf Merſeburg.

Heinrich.
Auf Merſeburg? Dort halt' ich meine Schlacht.

Wolf.
Zu uns hält aber gar ein braver Degen,
Graf Wido ſteht bei uns. Er hat geſchworen,
Nicht ſeinen Helm vom Haupte ſich zu nehmen,
Nicht von der Hüft' den Schwertgurt abzuſchnallen,
Und nicht die Riemen ſeiner Schuh' zu löſen,
Bis wir geſiegt und bis wir frei geworden!

Heinrich.

Mein Roß! die heil'ge Lanze! meinen Helm!

(Helm und Lanze werden ihm überreicht.)

Volk.

Sogar unmünd'ge Knaben zieh'n durch's Land,
Wie Kriegsknecht' ſingend, alte Schwerter ſchwingend.
Sie wollen Alle, Alle für dich ſterben.

Heinrich.

Nach Merſeburg! Nach Merſeburg!

Otto.

Laß' deine Kniee mich umſchlingen, Vater!
Nicht eitle Ruhmbegierde ſpricht aus mir,
Nur treue Sorge: bleib' zurück, mein Vater!
Denn wenn der Tod dich übereilen ſollte,
So wären wir doch alleſammt verloren.
Laß' uns das Werkzeug deines Geiſtes ſein!

Mathilde.

Du biſt ja todeskrank, mein trauter Heinrich!
Beſinn' dich nicht! ach, laß' mit meinen Thränen,
Mit herben Thränen dich erbitten, Heinrich!

Volk (vor dem Schloſſe)

Hilf, unſer Vater! Heinrich! Vater Heinrich!

Heinrich.

Ich hör' den Angſtſchrei meines Vaterlandes!
Laßt mich hinaus! hinaus zu meinem Volk!
Mich reißt empor des Herren ſtarke Hand!
Hier haſt du deinen König, — Vaterland!

(Heinrich und Alle ab.)

Bei dem Scölzig.

(Lager der Ungarn.)

Zoltan. Bald darauf Izabolta, hinter ihm Hedwig (gefangen). Ungarn.

Izabolta.

Hier iſt die blonde Löwin, die beim Sturme
Von Merſeburg ſich uns entgegenwarf.
Sie kämpfte allen Männern mit voran,
Und ihre Kühnheit nur gab ſie gefangen.

Zoltan (zu Hedwig).

Wer biſt du?

Hedwig.

Frau eines Mannes, frei in kurzer Friſt!

Zoltan.

So trotzig auch dein blaues Auge flammt,
Doch biſt du ſchön, von prächtiger Geſtalt,
Werth, daß man mit dir Heldenſöhne zeugt!
Wie ich dich jetzt mit meiner Hand berühr',
So biſt du mein! Führt ſie hinauf in's Zelt!

(Hedwig wird fortgeführt.)

Zoltan (zu Izabolta).

Haſt du um dieſe Gegend dich erkundigt?

Izabolta.

Das Dorf heißt Scölen, dies der Scölzigwald,
Gen Weſten liegt uns Lützen, oſtwärts Leipzig.

Hunyad (kommt).

Im Eilmarſch zog das deutſche Heer heran,
Uns gegenüber hebet es die Schanzen.

Zoltan

Wie ſtark iſt unſer Heer nach deiner Zählung?

Conrad.

Es ſind noch fünfmalhunderttauſend Streiter.

Zoltan.

So reiten wir ganz Deutſchland in den Grund.
Nun weckt die alte Wuth im Lager auf,
Vor der die Sterne an dem Himmel zittern!

(Zoltan ab.)

Izabella (zu Conrad).

Des Panthers Augen leuchten in der Nacht;
Doch glühen deine ſo entſetzlich düſter,
Als wollteſt deine Mutter du erwürgen.

Conrad.

Ich möcht' als Währwolf heulen durch das Feld
Und mordend rennen durch das deutſche Lager!

Izabella.

Dein Antlitz iſt verzerrt und leichenblaß.

Conrad.

Ich bin ſo luſtig, und ſo wüthend luſtig,
Daß meine Seele tanzt, wie eine Hexe!
Hei, bringt zu mir die eingefang'nen Dirnen;
Ich will mit ihnen halten einen Reigen!

Izabella.

Hätt' ich gedacht, daß du nach ihnen frageſt,
So hätt' ich ſie lebendig wohl erhalten.
Nun aber tödtete ſie Haß und Liebe.
Im Walde aufgeſchichtet liegen ſie.

Conrad.

So ſollen tanzen die gefang'nen Knaben!

Izabella.

O, Fürſt! haſt du das Schreien nicht gehört?
Sie ſind verbraucht zum Schauſpiel für das Volk;

Verſchimmeln ließ ich ſie, mit Hunden hetzen,
Den Leib aufſchlitzen und mit Pfeilen ſchießen,
Damit die Leute wieder blutwild wurden.

Hunyad.

So trinken und ſo tanzen wir allein!
Heran zu mir! heran, Ihr Magyaren!
Ihr luſt'gen Magyaren, kommt herbei
Zu Trank und Tanz und fröhlichem Geſang!
Trinkkrüge her! die Krüg', die allergrößten!
Der Hunyad iſt luſtig, kommt herbei!

Viele Ungarn (kommen mit Trinkkrügen herbei).

Fürſt Hunyad! Dein Wohl, Fürſt Hunyad!

Hunyad (ſingt).

Mein ſtarkes Roß kennt ſeinen Mann,
Auf einem Fuß es tanzen kann.
Hui! hui!

Die Ungarn.

Hui! hui!

Hunyad (ſingt).

Mein Schwert hat eine durſt'ge Zung',
Trinkt immer Blut, hat nie genung.
Hui! hui!

Die Ungarn.

Hui! hui!

Hunyad (ſingt).

Mein Helm vor Freude luſtig klingt,
Wenn mitten in den Feind er dringt.
Hui! hui!

Die Ungarn.

Hui! hui!

Hunyad (ſingt).

Herbei! herbei, Ihr alle drei!
Und auf den Feind mit Kampfgeſchrei:
Hui! hui!

Die Ungarn.

Hui! hui! (Alle ab.)

Keuſchberg an der Saale.

(Lager der Deutſchen.)

(Es iſt Nacht. Wachtfeuer brennen.)

Heinrich (allein).

Welch' eine ſelige Auguſtusnacht!
Vor ihr verſtummt der wilde Lärm des Lagers,
Und ſummt nur leiſe, wie ein Bienenſchwarm
In Lindenblüthen oder weißem Klee!

(Dollinger und Johanna, letztere als ein Knabe verkleidet, treten auf. Johanna bleibt einige Schritte zurück.)

Heinrich.

Willkommen, alter Freund! willkommen mir!
Mein Merſeburg?

Dollinger (überreicht die Schlüſſel der Stadt).

Hier ſind des Thores Schlüſſel!
Nicht allen Teufeln auf der ganzen Welt,
Doch meinem König überreich' ich ſie!

Heinrich.

Ich lege ſie zurück in deine Hand.
Wenn dein unbeugſam ehrlich', wildes Herz

Von je nicht hohen Ehrenſtand verſchmäht,
So drückt' ich auf dein Haupt den Fürſtenhut!

Dollinger.

Die Qual, o Heinrich, thuſt du mir nicht an!

Heinrich.

So trage dieſen Siegelring von mir!

Dollinger.

Bis in mein Grab! (zu Johanna)
Johanna denk' daran!

Heinrich.

Der Knabe hier?

Dollinger.

Das iſt mein albern' Mädchen!
Sie ließ nicht nach mit Bitten, dich zu ſehen!
Verkleidet, wie du ſiehſt, kam ſie mit mir.
Du wirſt deshalb nicht zürnen, König Heinrich!

Johanna (vortretend).

O, daß der Augenblick gekommen iſt,
Wo ich dein Antlitz wieder ſehen kann!

Heinrich.

Johanna! komm'! du biſt mir werth!
Johanna, geht dein Frühling nicht vorüber?
Ich hätt' dich gerne ausgeſtattet, Mädchen!
Du konnteſt dich und einen Mann beglücken.

Johanna.

Es wählet manche Jungfrau Chriſtum ſich
Zum Bräut'gam, doch ich — o, Herr und König!

Heinrich.

Du armes Kind! Ja! bleibe mir gewogen
So weltlich fromm, mit ganzem Weſen treu!

Johanna.

Ihr armen deutſchen Mädchen und Ihr Frauen,
Die Ihr in fernen Zeiten nach mir lebt,
Wie bin ich ewig glücklicher, als Ihr!
Ich ſchau' dem großen Heinrich in das Auge,
Ich ſehe ſein lebendig' Angeſicht,
Ich küſſe ſeine edle Herrſcherhand,
Und den Lebenden darf ich ſelber lieben,
Mein Herz um ihn, mein ganzes Herz verbluten!
Ihr Armen aber könnt ihn nur bewundern,
Den herrlichſten, den allergrößten Mann,
Den je die deutſche Heldenerde trug!

Heinrich.

Du biſt ja außer dir! Beſinne dich!

Johanna.

Wohl werden viel Jahrhunderte vergehen,
Doch einen Heinrich bringen ſie nicht mehr,
Den deutſchen Heiland, König Heinrich, Heinrich!
So mild und groß, ſo fromm und ſo gewaltig!

Heinrich.

Das bin ich nicht; du machſt es nur aus mir!
Doch ſollſt du mir gleich einer Schweſter ſein!
Nun geht mit Gott! Grüßt mir die wack're Harſte
Von Magdeburg! ich ſeh' ſie morgen wieder.

Johanna (abgehend).

Ich laſſe meine Seele dir zurück!

Heinrich.

Komm', Dollinger, zu mir noch einmal her!
Iſt nicht bei Euch in Merſeburg mein Schwager?

Dollinger.

Gern hätt' ich dieſen Kummer dir erſpart;
Denn bei uns kämpften heute auch die Weiber
Und deine Schweſter; doch als wir die Ungarn
Gewaltig drängten durch das Maul der Breſche,
Ward ſie von uns geriſſen und gefangen;
Doch wollten wir nicht auch die Stadt verlieren,
So mußten mit Gewalt wir deinen Schwager,
Der uns in's Heer der Ungarn ſchleudern wollte,
Zurücke halten.

Heinrich.

Hedwig? Gott und Herr!

Dollinger.

Dann aber ging er zu dem Ungarkönig,
Um ſie zu löſen! doch, o König Heinrich!
Mit ihrer Leiche kam er nur zurück.
Sie hatte ſelber ſich den Tod gegeben.

Heinrich.

Laß' mich allein! (Dollinger und Johanna ab.)

(Eine Pauſe.)

Heinrich.

Wer ſich dem Dienſt des Vaterlandes weiht,
Der mache ſich gefaßt auf jede Qual;
Denn ſeine Seele ſteht in Blut und Pfeilen,
Gleich einem heiligen Sebaſtian!

Eberhard (tritt auf).

Heinrich, mein König!

Heinrich.

O, mein Eberhard!

Eberhard.

Die Franken, Baiern, Schwaben, Lotharinger,
Wir Alle, Alle eilen dir zu Hülſe.
Bei Döliz auf dem Berge Trebeniz
Sind wir gelagert, ſo gebiete uns!

Heinrich.

O, daß Süddeutſchland mir zu Hülſe kommt!
Leg' deine Hand in meine! Eberhard!
Du ſiehſt mich an? Es drückt mich nun zu Boden.
Verlaß' mich morgen nicht, vieltreuer Freund!

Eberhard.

Ich lieg' gleich einem Schwert in deiner Hand!

(Pauſe.)

Was ſinnſt du, Heinrich?

Heinrich.

Unſ'ren Schlachtplan, Freund!
Wir machen einen Meiſenkloben fertig.
Wie einen Stecken, ſchieb ich aus vom Lager
Die Macht des Heeres gegen Oſten hin,
Indeſſen Bernhard mit den leichten Reitern
Die Ungarn locket auf das blache Feld;
Von Döliz aus ſchiebſt du den andern Stecken
Nur eine Stunde Weg's gerade vor.
Dort machſt du Halt, und ſchauſt gen Mitternacht.
Zu Vogelſang iſt Sonnenaufgang recht,
Da ziehen wir zuſammen unſ'ren Kloben,
Und keine Feder ſoll uns d'raus entrinnen!

Eberhard.

An meiner Falze ſoll es dir nicht fehlen.

Heinrich.

Und keine Feder ſoll uns d'raus entrinnen!

Eberhard.

Es zittert deine Hand?

Heinrich.

Noch darf ich nicht ermatten,
Nur morgen, morgen noch! das iſt genug!
Eil' nun zurück nach Dölig, grüße mir
Den wack'ren Burkhard, Giſelbert zugleich,
Und meinen Heinrich, deine fränk'ſchen Ritter!
Doch morgen laß' dein treues Angeſicht
Mir wiederum begegnen nach der Schlacht!
Auf Wiederſeh'n, mein Freund!

Eberhard.

Leb' wohl! Leb' wohl!

(Morgendämmerung.)

Heinrich.

Vorüber iſt nun balde dieſe Nacht;
Der neue Tag, der neue Tag erwacht!

(Das Heer rückt heran. Voran wird, noch verhüllt, die Engelsfahne getragen; dann folgt Wello mit der Reichsfahne. Der Capellan.)

Wello (zu Heinrich).

Hier iſt das ganze Heer in Reih' und Glied!

Heinrich.

So bete, Capellan, mit lauter Stimme!

(Der Capellan tritt vor — das ganze Heer kniet nieder, Heinrich bei einem Feldſteine.)

Capellan (betet).

Herr und Retter,
In dem Wetter,
In der wilden Völkerſchlacht!
Zu dir tret' ich,
Zu dir bet' ich:
Rett' uns, Herr, in deiner Macht!

(Knieet nieder.)

Zu dir flehen,
Laß' uns knieen,
Beten, Herr, mit Herz und Hand:
Nicht vergehen,
Laß' beſtehen
Unſer deutſches Vaterland!

Dich zu preiſen,
Laß' zerreißen
Schmach und Strick und Feindes Tück'!
Führ' hienieden
Deinen Frieden
Deutſchem Land und Volk zurück!

Gieb uns Stärke
Zu dem Werke
Unſ'rer Freiheit, deines Ruhms!
Laß' in Freuden
Uns erſtreiten
Selbſt den Kranz des Martyrthums!

Nicht in Banden,
Nicht in Schanden,
Nicht dem Feind zu Spott und Hohn!
Lieber ſende
Gnädig' Ende,
O, barmherz'ger Gottesſohn!
Amen!

Das Heer (ſich erhebend).

Amen!

Heinrich.

Der Herr hat uns erhört.

Viele (ſich zum Steine drängend).

O, Wunder Gottes!

Capellan.

An dieſem Steine hat ſich Gott bewieſen;
Des Königs Hand iſt tief hineingedrückt,
Als wär' der Kieſel weiches Wachs geweſen.
Er ſoll ein Zeuge ſein den künft'gen Zeiten
Von König Heinrich und von dieſem Tage!

Heinrich (nimmt und entfaltet die Engelsfahne).

Wer iſt ſo rein und fromm in ſeinem Herzen,
Daß er die heil'ge Fahne vor uns trage?

(Ein unbekannter Ritter im weißen, langen Gewande, auf dem Haupte einen Helm in Geſtalt eines Schwanes, tritt zu König Heinrich.)

Der Ritter.

Ich ſoll ſie tragen.

Heinrich.

Sprich, wer biſt du, Jüngling?

Der Ritter.

Frag' nicht!

Das Heer.

Er kommt vom Herrn!

Heinrich (überreicht ihm die Fahne).

So führe uns!

(Alle ab.)

Am Scölzig.

(Das Lager der Ungarn.)

Zoltan. Bald darauf **Szabolts.**

Zoltan.

Kommſt du vom Feld?

Szabolts.

Wir ſchlagen überall!
Sieg und Triumph! die deutſchen Reiter flieh'n!
Sie griffen an in ſchnellen Sichelbögen,
Doch warfen wir ſie ſchneller noch zurück;
Es iſt, als föchten wir mit Morgennebeln.

(Die Sonne geht auf. Geſang der Deutſchen unter Heinrich)

Sachſenland hie!
Springe, du ſtolzes Roß,
Ueber der Feinde Troß
Muthig empor!
Schlachtenfreudiges Sachſen,
Das in Ehren erwachſen,
Sachſenland hie!

Zoltan.

Welch' ſchändlich' Blendwerk!

Szabolts.

An die Morgenſonne
Steigt dort der Vogel Rock, der ungeheure,
Und ſchreit nach Blut.

Zoltan.

Wir ſind vom Feind umgangen!
Wirf einen Keil von hunderttauſend Aexten
Auf ſeinen Mittelpunkt! Brich durch! Brich durch!

(Szabolts ab.)

(Schlachtgeſang der Deutſchen unter Eberhard)

Franken allhier!
Deutſches Land, Heldenluſt,
Dein mit der nackten Bruſt,
Franken zu dir!
Um das Vaterland ranken
Muß das luſtige Franken,
Franken allhier!

Zoltan.

Was iſt das für ein Toſen in der Luft?

Hunyad (ſtürzt herbei).

Wir ſind in einen Schraubenſtock gerathen,
Der zwiſchen ſeinen Lippen uns zermalmt!

Zoltan.

Zu Szabolts ſchnell! Zu ihm mit meiner Wache!

(Hunyad ab.)

(Schlachtgeſang der Deutſchen unter Heinrich:)

Brüder heran!
Vaterland, Vaterland!
Reich' uns die treue Hand,
Brüder heran!
Brecht durch Tod und Gefahren,
Deutſchlands reiſige Schaaren,
Jubelnd die Bahn!

Szabolts (kommt).

Entſetzlich, König! nicht Lebendige,
Die Leichen der Erſchlag'nen ſind erſtanden:
Der deutſche König bannt ſie aus den Gräbern
Mit einem Speer, den ſtößt er in die Erde;
Sie brechen auf uns ein in Reih' und Glied
Mit böſen Liedern und gefeiten Waffen;
Selbſt ſeine Fahne trägt das deutſche Weib,
Das ſich in deinem Zelte hat erſtochen!

Zoltan.

Schaff' Ordnung! Ordnung bei dem Rückzug! Ordnung!

(Szabolts ab.)

(Schlachtgeſang der Schwaben unter Burkhard:)

Schwaben allhier!
Schwerter und Schild empor,
Schwabenland ſtolz hervor,
Schwaben allhier!

Sich an dem Dränger zu rächen,
Scharf in das Herz ihm zu ſtechen,
Schwaben allhier!

Hunyad (ſchnell heran).

Zur Flucht! Zur Flucht! Die deutſche Windhoſ' wirbelt
Schrecklich zuſammen Streiter, Roß und Wagen,
Und ſtürzt Verwirrung auf Verwirrung hin.
Fürſt Szabolts hat ſich in den Schwall der Feinde
Geſtürzet hoch zu Roß mit all' den Seinen;
Doch ſeine Fähnlein ſind nicht wiederkommen!

Vorüberfliehende Ungarn.

In den Wald! In den Wald!

Hunyad.

Ich will die Flucht dir decken! ſterben! ſterben!
Ich will mich krallen in das deutſche Land!

Zoltan.

Mein Roß!

Hunyad.

Fahr' wohl!

Zoltan (fliehend).

Hunyad! Hunyad! (Ab.)

(Um Hunyad ſammelt ſich eine Schaar der Flüchtigen.)

Hunyad.

Hier will ich feil mit meinem Leben halten!
Schlagt unſ're Bude auf! Hier will ich ſterben!

Schlachtgeſchrei der Deutſchen.

Mit Gott! Mit Gott!

Hunyad.

He da! wer kauft, wer kauft mein Leben ab?
Der Handelsmann aus Ungarland iſt da!

(Staz, Wolf und Andere eilen herbei.)

Staz.

Ich fürcht' mich nit; denn ich bin feſt gemacht!

(Er ficht mit Hunyad.)

Sanct Chriſtoph, hilf!

(Er ſchlägt Hunyad nieder.)

Das iſt von Prag her!

Wolf.

So dumpf' ihn mit der Spad'!

(Er verfolgt die Flüchtigen. Ab.)

Hunyad.

Verfluchter Knecht!

(Staz erſticht ihn und ſchleift ihn fort.)

Eberhard (mit den Franken tritt auf).

Hier ſteckt mein Schwert. Ich geh' nicht weiter vor.
Es iſt des Blutes nun genug geopfert.
Hier naht ein Zug mit nachgeſchleifter Fahne.

(Dollinger und Andere bringen auf einer Trage den Grafen Wido ſchwer verwundet und in einem Mantel verhüllt.)

Eberhard.

Wen bringſt du, Dollinger, auf dieſer Trage?

Dollinger.

Den Grafen Wido. Er iſt ſchwer verwundet;
Er kann nicht ſterben, bis er noch einmal
Erblicket hat des Königs Angeſicht.

(Dollinger und die Anderen mit der Trage ab.)

Eberhard.

Der Glückliche! Zuerſt die ſchönſte Liebe,
Und nun gewinnt er noch den Heldentod!
Der Glückliche! wer muß ihn nicht beneiden?
Denn mit zwei Kronen kann er von uns ſcheiden.

(Ab mit den Seinen.)

(Der unbekannte Ritter mit der Fahne und Otto treten auf.)

Der Ritter.

So ſtell' ich dies Panier in deine Hand!
Wend' dich zurück! Kein Sterblicher darf ſehen,
Woher, wohin die Boten Gottes gehen.

Otto.

Werd' ich dich wieder wenn und wo erblicken?

Der Ritter.

Bleib' Gott getreu! ſo wird er mich zu dir
An einem Tage auf das Lechfeld ſchicken.
Wend' dich!

(Wie ſich Otto wendet, verſchwindet der Ritter. Otto mit dem Paniere ab.)

Merſeburg.

(Ein Theil der inneren Mauer. Man ſieht das offene Thor. Oben auf der Mauer ſteht Johanna in die Ferne ſpähend, neben ihr ſitzt Staudenbein; unten ſtehen Schaaren der Bürger, Weiber und Kinder.)

Ein Weib.

Was ſeht Ihr oben?

Staudenbein.

Staub und wieder Staub!
Wie wenn der Müller ſeine Säcke ſchüttelt.

Johanna.

Es ſteigen hohen Nebelbäume auf,
Und Waffenblitze leuchten plötzlich durch.

Staudenbein.

Die Vogler ſind es, die vom Heerde kommen,
Vom rothen Finkenfang mit Zeug und Stangen,
Der Vogelfang iſt gar ein luſtig' Ding,
Zumal von Weitem bei der Feuereſſe.

Ein anderes Weib.

Schweig' du!

Johanna.

Wie ein Gewitter zieht es jetzt heran.

Staudenbein.

Wie Millionen Störche, weiß und ſchwarz.

Johanna.

Hört Ihr des Heeres donnernden Geſang?

Staudenbein.

Daß ſie nicht pfeiſen! Das gäb' einen Klang!

Johanna.

Ihr Weiber und Ihr Kinder, freuet Euch!
Frei ſeid Ihr alle mit dem deutſchen Reich!

Staudenbein.

Juchhei! Juchhei! ſo ſchreit doch, ſchreit doch, Kinder!

Johanna.

Ich ſeh' die Pracht der Engelsfahne glänzen,
Es ſtrömet leuchtend hinterdrein das Heer,
Entgegen ihm mit Blumen und mit Kränzen!
Es heben flammend Speere ſich um Speer.
Auf, rüſtet Euch zu Feſten und zu Tänzen;
Denn Euer Retter, Heinrich, zieht einher!
Erhebt die Stimmen! Singet Jubellieder!
Denn König Heinrich bringt die Freiheit wieder.

(Nahender Geſang des deutſchen Heeres:)

Deutſchland allhier!
Gott hält uns ſeinen Schild
Hoch mit dem Adlerbild
Ueber das Reich.
Deutſche Schwerter, die flammen,
Leuchten herrlich zuſammen,
Alle zugleich!

(Triumphmarſch. Das Heer zieht zum Thore herein. Voran gehen die Lagermeiſter und Herolde; dann folgen **Otto** mit der Engelsfahne und **Wettin** mit der Reichsfahne, hernach **König Heinrich**, hinter ihm **Eberhard**, **Burkhard**, **Heinrich der Jüngere**, **Giſelbert** und **Dollinger**, dann das ganze Heer nach den verſchiedenen Fahnen der Volksſtämme. Es entſteht großes Volksgedränge.)

Standenbein (oben von der Mauer herab).

Heinrich, der Vogelſteller, lebe hoch!
(Er wirft ſeinen Hut in die Höhe.)
Sonne, fang' meinen Hut! Da iſt er! Hoch!

Johanna und das ganze Volk.

Vater des Vaterlandes! Heinrich! Heinrich!

Das Heer.

Erretter, Kriegesfürſt, Befreier, Sieger!

Eberhard (zu dem Volke).

Erdrückt uns nicht! Zurück! Zurück, Ihr Leute!

Heinrich.

Laß' ſie nur walten, Freund!

Eine Mutter (ihr Kind über ſich emporhebend).

Da, ſchau' ihn an! genau! genau, mein Kind!
Der iſt der Mann, der Alle frei gemacht!
Der große König Heinrich!

Das ganze Volk.

Heinrich! Heinrich!

Burkhard.

Wir ſind gehemmt; es ſteht der ganze Zug;
Die Straßen und die Gaſſen ſind voll Menſchen
Geſtopft; die Dächer werden abgedeckt;
Bis an die Eſſen klettern munt're Buben;
Faſt wird es Nacht von all' den tauſend Hüten,
Die wirbeln in der Luft!
Das iſt ein wunderbar gewalt'ger Tag!

Eberhard.

Es löſt ſich alle Ordnung. Jauchzend ſtürzen
Die Krieger und die Bürger Bruſt an Bruſt.

(Johanna drängt ſich vor und ſchlingt ſich um Heinrich's Kniee.)

Dollinger (ſucht ſie hinwegzuziehen).

Steh' auf, o Dirne! Weine nicht! Steh' auf!

Heinrich.

Laß' ſie gewähren! Laß' ſie! laß' ſie weinen!
Mit ihren Thränen weiht ſie mich zum Tode.

(Zum Volke.)

Vergeßt mich nicht! Vergeßt nicht dieſe Stunde!
Denn denkt an mich, und denkt an dieſes Wort:
Nicht mehr erleb' ich dieſes Tages Feier!
Denn Alles kommt von Gott; ich bin zu Ende.
Verlaßt nicht meinen Otto, meinen Sohn!
Er hat die Kraft; er wird Euch treulich ſchirmen.

Alle.

Verlaß' uns nicht, o König, Vater Heinrich!

Heinrich.

Bewahrt die Eintracht, wollt Ihr ſicher ſein!
Bewahrt die Freiheit, und Ihr habt das Glück!
Doch mit der Zwietracht kehrt das Elend ein;
Und Schmach und Knechtſchaft kommen hinterdrein.
Doch der das Weltall trägt in ſeinen Händen,
Wird das, was er begonnen, auch vollenden!

(Glockengeläute. — Der Vorhang fällt.)

Kaiſer Otto III.

(Zum erſten Male aufgeführt auf dem Hoftheater zu Dresden
am 30. September 1839.)

Perſonen:

Otto der Dritte, römiſcher Kaiſer.
Heinrich, Herzog von Baiern.
Eckart, Markgraf von Meißen.
Bernhard, Kanzler.
Adelbert, Edelknabe.
Crescentius, römiſcher Conſul.
Stephanie, ſeine Gemahlin.
Afra, ihre Dienerin.
Caragna, Crescentius' Bruder.
Coreſo,
Spadone, } römiſche Edle.
Erſter
Zweiter
Dritter } römiſcher Sänger.
Vierter
Fünfter
Ein römiſcher Gewaffneter.
Ein deutſcher Krieger.
Römer und Deutſche. Leichenträger. Volk.

Perſonen des Faſtnachtsſpieles im vierten Acte:

Ein Pilger (Otto der Dritte).
Eine gleiche Maske (Bernhard).
Proſerpina (Stephanie).
Harlekin.
Erſter
Zweiter
Dritter } Pierrot.
Vierter
Fünfter
Sechster
Viele andere Masken aller Art.

Prolog

geſprochen bei Eröffnung des

Großherzoglichen Hoftheaters in Oldenburg

am 27. September 1833.

Schon kürzt die Sonne immer mehr die Bahn
Von Oſt zu Weſt, als hätte ſie genug,
Zu viel der Leiden auf der Welt geſchaut
Und ſehne ſich nach ihren Meereswogen,
Die ihr, wie Kinder, wild entgegenſpringen,
Als bäten ſie die Allwiſſende
Um bunte Reiſemärchen ihrer Fahrt
Und um uralte Sagen und Geſchichten.
Da wird die Nacht hier oben immer länger,
Und preisgegeben, wie das Thier des Waldes,
Wär' jetzt der Menſch der wüſten Einſamkeit,
Stieg' nicht herab zu jedem edlen Volke,
Von deſſen Stirn' hellen'ſche Bildung leuchtet,
Der ewig junge Gott der Poeſie.

Er ſchwingt den Zauberſtab, es thut ſich auf
Das Wunderreich der Farben und der Töne,
Und in den kleinen Umfang dieſer Bühne
Drängt wieder ſich der Geiſt der Weltgeſchichte
In ſeinen höchſten Offenbarungen;
Denn in der Kunſt, im allerfrei'ſten Daſein,
Verklärt die Vorzeit ſich mit ihren Helden,
Daß wir im innerſten Gemüth zugleich
Mit ihnen leben, wie mit Zeitgenoſſen,
Und größer werden in der großen That,
Die wir begreifen und vollbringen lernen.
So mag ſich hier die Gegenwart erkennen
Im Zauberſpiegel der Vergangenheit! —
Doch nicht im Ernſt allein belehrt die Kunſt
Der vielgeſtalt'gen, bunten Bühnenwelt;
Auch in dem Scherz befreit ſie unſ're Seelen
Vom Dienſt des Schlechten und des Nichtigen,
Indem ſie uns die eig'ne Thorheit zeigt
Und ſie erſtickt in ſchallendem Gelächter.
So ſtrenge iſt das Amt der Bühnenkunſt,
Schwer der Beruf des wahren, echten Künſtlers,
Und was im Glanz des Lebens hier erfreut,
Iſt von dem Dichter und von ſeinen Mimen
Oft mit dem beſten Herzensblut erkämpft.
So tritt in dieſen Kreis die Kunſt herein,
Von Neuem Euch mit ihrem Spiel zu feſſeln,
Die deutſche Kunſt in dieſe freie Stätte,
Die ihr an Eurem Herde iſt vergönnt.
Heil Dir, Du nordſeefreud'ge Oldenburg!
Weil Du gewagt, Dich prieſterlich zu kränzen,
Wirſt Du auch Prieſterin des Schönen ſein!

Deutſchland wird ehrend Deinen Namen feiern,
Gelingt es uns, dem Geiſte zu vertrauen,
Der alles Hohe ernſt vollbringen lernt,
Gelingt es nur, die Liebe zu bewahren,
In der die Kunſt allein gedeihen kann,
Und wagt Ihr es, die Kräfte, welche ſtreben,
Mit frechem Sinne zu dem Ziel zu drängen,
Und wo ſie irren, mild und ſtreng zu warnen.
Nur ſchweigen iſt der allerherbſte Tadel!
(Entfernte Muſik eines Marſches hinter der Scene.)
Horch! Kriegeriſcher Marſch! Wir ſind in Rom,
Im kaiſerlichen, doch empörten Rom!
Schon zieht heran der junge, röm'ſche Kaiſer,
Otto der Dritte, aus dem Stamm der Sachſen!
Was hofft die Welt von ihm, er ſelbſt von ſich?
Gebildet und gelehrt und jung dazu,
Wähnt er wohl ſeinen Namen aufzuprägen
Voll Kraft dem neuen chriſtlichen Jahrtauſend.
Romantiſch wie er iſt, wird er begreifen,
Daß man nicht zweifeln und nicht grübeln darf,
Tritt in die Thür der Genius der Zeit,
Daß dieſer Recht hat, Recht hat auf Geſtaltung,
Und daß, verlängert, er gefährlich wird.
Wird er verſtehen, was dem Herrſcher ziemt:
Daß er ſich ſelbſt beherrſche, um zu herrſchen?
(Muſik mehr in der Nähe.)
Die Fahnen wehen und die Hörner klingen,
Er naht gewaltig, Antwort uns zu bringen.
(Während der Vorhang fällt, ſetzt das Orcheſter die Muſik fort.)

Erſter Act.

Ein Zimmer im Palaſte des Creſcentius.

Erſter Auftritt.

Creſcentius. Coraglia (eintretend).

Coraglia.

Creſcentius!

Creſcentius.

Du kommſt in ſpäter Nacht,
Die einſam ich mit mir vollbringen wollte.

Coraglia.

Das erſte chriſtliche Jahrtauſend rollt
Mit dieſer Stunde in die Ewigkeit;
Die Spanne Zeit verleb' ich noch mit dir.

Creſcentius.

Es ſteht im Norden ein Komet am Himmel,
Gleich einem Drachen feurig brennt ſein Haupt
Und droht Unheil unerhörter Art!

Coraglia.

An dieſe Nacht knüpft ſich die Prophezeihung
Vom jüngſten Tag und allen Schreckniſſen,
Die nur der Wahnwitz eines Fieberkranken,
Entzündeten Gehirns erſinnen kann;

Doch dieſe Raſerei hat angeſteckt
Das menſchliche Geſchlecht. Die Häuſer Rom's
Hat dieſer Wahn geleert und auf die Straße
Die Weiber und die Kinder ausgeſät
Mit Männern und mit Memmen durcheinander,
Und alles ſchreit und heult: „Der jüngſte Tag!“

Creſcentius.

Und die Beſatzung auf den Mauern?

Taraglia.

Halt!
Der jüngſte Tag hebt alle Ordnung auf.

Creſcentius.

Die Hauptleut', die Verräther, laß' ich hängen;
Otto der Dritte mit dem deutſchen Heer
Belagert Rom, und ſeine Räderthürme
Sind bis an unſ're Mauern vorgeſchoben!
Ruf' zu den Waffen! Laß' die Trommel rühren!

Taraglia.

Bußpſalmen ſingt der Kaiſer mit dem Heer;
So ſteht die Narrheit überall in Blüthe,
Doch macht ſie reif die Feigheit und den Frieden!
Ohnmächtig ſah man auch dein Regiment
Vor dem Gefühl der allgemeinen Angſt,
Ohnmächtig wird es ſein auch vor dem Wunſch
Nach Ruhe und Verſöhnung mit dem Kaiſer —
Und vor der Hungersnoth, die uns bedrängt;
Denn Hunger bändigt Menſch und Thier zugleich.

Creſcentius.

So wehr' ich mich allein in dieſem Schloß,
Das ich zur letzten Zuflucht mir erbaut

Mit ſeinen Mauern, ſeinen feſten Thürmen;
Ich trotze hier mit meinen eig'nen Leuten
Auf freies Leben oder freien Tod.

Caraglia.

Schaff' kaltes Blut dir an! Es kann dich retten.
Schnell ſende deinen Herold in das Lager,
Verkündige dem Kaiſer dein Begehren,
Mit ihm zu ſolcher Zeit dich zu verſöhnen;
Benutz' den Aberglauben jetzt zum Heil!
Du willigſt ein? Du mußt!

Creſcentius.

Nie, nimmermehr!

Caraglia.

Am Thor empfängſt du deinen alten Freund,
Den Kaiſer, mit der herzlichſten Umarmung;
Die Weiber ſtreuen Blumen, und zur Nacht
Erhellen alle Fenſter ſich mit Lampen,
Te deum ſingt die ganze Kleriſei. —

Creſcentius.

Abſcheulicher! Verrathen ſoll ich Rom?
Mich ſelbſt dazu?

Caraglia.

Du aber brauchſt den Frieden.

Creſcentius.

Dem Kaiſer darf ich vor das Angeſicht
Nie wieder treten; denn es iſt unmöglich.
Ich hatte auf das Crucifix geſchworen
Ihm ew'ge Treue, und vertrauungsvoll
Hat er mich über Rom geſetzt; doch du, Verruchter,
Haſt mich beſchwatzt mit jedem argen Wort,

Bis ich in neuer Meuterei gebrochen
Mein Wort und meinen Eid.

Caraglia.

Doch iſt der Kaiſer
Nur vor der Stadt, nicht in der Stadt gefährlich; —
Denn in den Straßen ſind wir ſeiner mächtig.
Iſt er erſt eingezogen mit dem Heer,
Dann will ſo lang' ich böſe Händel machen
Und Zwietracht aller Art, den alten Haß
Aufreizen, bis in neuem Aufruhr
Das Volk durch die Quartiere raſen ſoll;
Und ſo vernichten wir das deutſche Heer,
Und ſo zerſchmettern wir den deutſchen Kaiſer,
So greifſt du wieder zu dem Regiment.

Creſcentius.

So überſättigt haſt du mich mit Bosheit,
Daß es mir graut vor dir und mir zugleich,
Des Lebens bin ich bis zum Tode ſatt.

Caraglia.

Ich laß' dich nicht, weil du die Volksgunſt haſt,
Die nöthig iſt zu unſ'rer röm'ſchen Sache,
Und ſo gebrauch' ich dich.

Creſcentius.

Aus meinen Augen!

Caraglia.

Muß ich dich noch erinnern an den Preis,
Um den ich dich gekauft? War nicht verlobt
Stephanie erſt an mich von ihrer Mutter?
Als du ſie ſahſt, — du warſt faſt ſchon ein Greis; —

Wer ſing zu jammern an: „Ein armer Mann,
Dem nie die Liebe eine Roſe pflückte?“

Creſcentius.

Das bietet mir ein Bruder, großer Gott!

Caraglia.

Wer drückte damals zärtlich meine Hand
Und flüſterte: „Du wärſt mehr, als ein Menſch,
Ein Heiliger vom Himmel, wenn du noch
Zu meinen Gunſten ihr entſagen könnteſt?“
Ich liebte dieſes Weib, wie ich nur lieben kann,
Mehr doch die Sache Rom's; ich ſprach zu dir:
„Benutz' die Macht, die du vom Kaiſer haſt,
Und reiße Rom von ſeiner Herrſchaft los,
Stephaniens Hand ſei dein!“ und ich hielt Wort.

Creſcentius.

Fluch deiner Hetzerei!

Caraglia.

Spar' deinen Odem!
Die Nacht ergraut ſchon vor dem nächſten Morgen.
Entſchließe dich! Verſöhn' dich mit dem Kaiſer
In einem Judaskuß!

Creſcentius.

In dieſer Stunde,
Mit welcher ein Jahrtauſend von dem andern
Sich ſcheidet, trenn' ich mich von dir auf ewig.

Caraglia.

Creſcentius!

Creſcentius.

In's Zeitenchaos werf' ich
Die alte Sündenlaſt und dich zugleich!

Caraglia.

Du biſt verrückt!

Creſcentius.

Hinweg von mir, du Schlange!

Caraglia.

Weh' dir! du haſt den letzten Tropfen Blut,
Der für dich ſprach in mir, zu Eis gemacht;
Von nun biſt du in meiner Seele todt,
Und über dich hinüber geht mein Weg. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Creſcentius, bald darauf Stephanie.

Creſcentius (allein).

Mir iſt, als wenn ſich von mir löſen wolle
Ein Stück vom Leben um das andere;
Das Gift der Politik hat meine Seele
Mit Fäulniß angeſteckt, daß ſie vor Schmerz,
Wie ein Peſtkranker, um Geneſung ſtöhnt.
Mir würde beſſer ſein, könnt' ich von mir,
Gleich einem Kleide, die Erinn'rung werfen
Und allen Glanz der Herrſchaft mit den Aengſten
Und böſen Ränken, die ſie ſtets begleiten,
Und rein von Allem mit Stephanien dann
In eine Wüſte flüchten; aber ſo
Beſitze ich das ſchönſte Weib der Erde,
Um nur zu wiſſen, was ich doch verloren.

(Stephanie kommt.)

Mein Kleinod und mein Herz!

Stephanie.

Ich fleh' zu dir,
Wie ein geängſtigt' Kind zu ſeinem Vater.
O, dieſe böſe Nacht!

Creſcentius.

Was ängſtigt dich?

Stephanie.

Verſöhn' dich mit dem Kaiſer; denn du darfſt
In Feindſchaft nicht zur neuen Zeit hinüber.
Bedenke, wenn es wahr wär', daß mit ihr
Begänne das Gericht?

Creſcentius.

Bei Gott viel eher,
Als bei dem Kaiſer, kann ich Gnade finden;
Ob ſchlimm, ob nicht, die habe ich verwirkt!

Stephanie.

Nichts iſt unmöglich, was ein Menſchenherz
Gewähren kann. Um einer Ahnung willen,
Um eines Traumes, meiner Schwachheit willen,
Biet' deine Hand dem Kaiſer an zum Frieden!

Creſcentius.

So hat ein Traum dir deinen Schlaf geſtört?

Stephanie.

Ein Traum nur, doch ſo qualvoll, daß noch jetzt
Das Herz mir pocht. Mir war's, als ſtänd' ich
Als Judith vor dem Kaiſer, welcher ſchlief,
Gehüllt in Purpurdecken. Das Gemach
War hell erleuchtet. In der einen Hand
Das mörderiſche Schwert, zog mit der and'ren
Ich ihm die Decke von dem Angeſicht;

Doch, wie den Streich ich jählings führen wollte,
War umgewandelt ſein Geſicht in deines;
So ſchrecklich war das Truggeſicht des Traumes,
Daß ich es nimmermehr vergeſſen werde;
Creſcentius, laß' mich an deiner Bruſt
Die Faſſung wieder ſinden und dich ſelbſt
Mit Bitten und mit Thränenfluth erweichen.

(Geſang aus der Ferne.)

Dies irae, dies illa,
saecla solvet in favilla,
teste David cum Sybilla.

Creſcentius.

Die Prieſter ſingen Pſalmen durch die Stadt,
Den Zorn des Himmels von uns abzuwenden.
So ſcheidet dieſer wunderbare Zeitraum,
Der anhob mit dem Heiland in der Krippe,
Und mit Auguſtus auf dem Kaiſerthrone,
Und dann geweiht mit heil'gem Martyrblut!
Ein Meer von Völkern rollte durch die Welt.
Aus tauſend Wunden blutend, ſtürzt es ſich
Mit dieſen Schmerzenstönen in den Abgrund.

(Geſang aus der Ferne.)

Ich mag dem armen Volk es nicht verargen,
Daß es es der Zukunft jetzt entgegenſchauert,
Ich ſelber fühle eine ſchwere Hand
Auf meiner Bruſt, die mir den Odem hemmt.
Hinaus muß ich; denn fehlen darf ich nicht:
Den bangen Menſchen in der großen Stunde.
Stephanie, kehr' zurück in dein Gemach
Und bete auch für mich; es thut mir Noth.

Stephanie.

Du gehſt von mir?

Creſcentius.

Stephanie, gute Nacht!

Stephanie.

Creſcentius!

Creſcentius.

Mach' mich nicht weich, obſchon
Mir iſt, als riß' uns eine Ewigkeit
Jetzt von einander. Doch auf Wiederſehen! (Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Platz bei dem flaminiſchen Thore.

(Fernes Gewitter.)

Erſter, zweiter, dritter und **vierter römiſcher Bürger.** Später ein **Bewaffneter. Volk.**

Erſter Bürger.

Horch! es fährt unten in der Erde hin; jetzt geht ſie auseinander.

Bürger.

Der jüngſte Tag! Wehe!

Zweiter Bürger.

Wie mit Laſtwägen über Steinpflaſter, rollt es unten tauſend Klafter tief hinüber.

Bürger.

Gott erbarme ſich über uns!

Andere Bürger.

Und unſ're Sünden! (Es blitzt.)

Dritter Bürger.

Ha! das war eine Gluth! Zeichen am Himmel und auf Erden.

Erſter Bürger.

Hört Ihr die Poſaunen? Das Weltgericht!

Vierter Bürger.

Das iſt nicht vom Himmel! Es kommt von draußen vor dem Thore her.

Volk.

Der römiſche Kaiſer!

Vierter Bürger.

Der römiſche Kaiſer! der Kaiſer vor der Stadt! Wer ſind wir? Sind wir nicht Römer und er unſer Kaiſer, und er abgeſperrt von uns, der fromme, gute Kaiſer? Der junge, ſchöne Kaiſerſproß?

Zweiter Bürger.

Gott ſucht Euch heim mit flammenden Ruthen, Peſt, Hungersnoth und Erdbeben, des Aufruhrs wegen! Beſſert Euch! Thut Buße!

Ein Bewaffneter (kommt aus dem Hintergrunde vor).

Ein kaiſerlicher Herold vor dem Thore!

Erſter Bürger.

Wir wollen ihn hören! Wir müſſen ihn hören!

Volk.

Den Herold! den Herold! Laßt ihn herein!

Vierter Auftritt.

Creſcentius. Vorige. Später ein **Weib.**

Creſcentius.

Ihr Raſenden! Seid Ihr noch röm'ſche Männer?
Zieht Weiberröcke an und greift zur Spindel!

Doch Weiber würden ihre Ehre retten,
Ein Teuſel hat zu Thieren Euch verhext,
Zu Roſſen Euch gemacht, die zügellos
Mit ihrem Wagen und dem Lenker ſich
Jäh in den Abgrund ſtürzen und zerſchmettern!

Erſter Bürger (ſtellt ein Weib vor Creſcentius hin).

Da Weib, ſprich für die Roſſe, rühr' die Zunge!

Das Weib.

Um Gottes Barmherzigkeit Willen, wenn Ihr Menſchen ſeid, ſo gebt mir einen Biſſen Brod! Mein Kind! Mein armes Kind!

Creſcentius.

Wollt Ihr mein Herz, — Ihr hattet es ja längſt,
Wollt Ihr mein Blut, mein Fleiſch, ſo nehmt es hin!
Wollt Ihr mein Haupt, — ſeht dieſe grauen Haare,
Die alt geworden vor der Zeit um Euch —
Wollt Ihr mein Leben — — (Trompetenſtöße.)

Volk.

Der Herold! Hört ihn! Hört!

Fünfter Auftritt.

Ein **Herold**. **Vorige.**

Herold.

Der römiſche, gekrönte Kaiſer Otto
Bietet dem röm'ſchen, dem verführten Volke
Zu dieſer Stunde allgemeinen Frieden
Und Gnade Allem, was hier Odem hat,
Wenn noch die Sonne, deren Ankunft ſchon
Den Oſten färbt, mit ihren erſten Strahlen

Den Kaiſer auf dem Capitol beſcheint
Mit neuem Frieden in der neuen Zeit.

Creſcentius.

Verderben über dich! Sag' ihm —

Einige Bürger.

Dem Kaiſer Heil!

Volk.

Brod und Frieden!

Creſcentius.

Stürzt in den Staub, Ihr Knechte des Barbaren,
Verkauft ihm Weib und Kind und Euren Namen!

Erſter Bürger.

Reißt die Thore auf!

(Das Volk öffnet mit Jubelgeſchrei das Thor.)

Creſcentius.

Ich war ein Freund des Volkes, dies mein Schickſal!
Ertränk' dich, Morgenſonne, in dem Meer,
Eh' du die Schande dieſer Nacht erblickſt!
Birſt aus einander Rom, du Grab der Freiheit!
Laß' mich hinunterſteigen zu den Todten! (Ab.)

Sechster Auftritt.

Zum Thore herein zieht das **Heer der Deutſchen** mit Fahnen und Muſik. **Kaiſer Otto, Bernhard, Heinrich von Baiern** und **Eckart von Meißen** erſcheinen, ſpäter ihnen entgegen **Taraglia, Torello** und **Spadone.**

Otto (vortretend).

Ich und die Morgenſonne begrüßen
Dich, den uralten Horſt der Cäſaren,

Ewige Roma, Achſe der Welt!
Rings um mich her die Völker der Erde,
Trag' ich als Atlas das neue Jahrtauſend
Aus der Mitternacht roher Gewalten
An das himmliſche Licht empor!

Taraglia

(mit Torello, Spadone und anderen römiſchen Rittern vortretend).

Dem kaiſerlichen Gnadenwort vertrauend,
Knie't Rom zu Euren Füßen mit dem Ruf:
Hoch lebe Kaiſer Otto, unſer Herr! (Trompetenfanfare.)

Zweiter Act.

Zimmer im Palaſte des Creſcentius.

Erſter Auftritt.

Afra. Stephanie.

Afra.

Was hab' ich nicht gehört, dazu geſeh'n?
So viele und ſo ſtarke deutſche Ritter
In einem Zug je fünf zu fünf auf Roſſen
In Einem fort, endlos zum Thor herein!
Die gelben Fahnen und die hellen Helme,
Die Reiher- oder Pfauenfedern d'rüber,
Die bunten Schilder, and're Gold und Silber,
Die Rüſtungen von tauſendfacher Art
Und prachtvoll doch zugleich, die langen Schwerter,
Die mörderiſchen, über Alles hin
Die Morgenſonne mit der hellen Gluth!
Die Trommeln wirbeln, die Trompeten ſchmettern —
Und ich bin blind und taub! Es ſchwindelt mir!

Stephanie.

Zertreten liegen wir zu ihren Füßen.

Afra.

Voran die Fahnenträger, gleich darnach
Die beiden Seckelmeiſter, die das Geld,

Wie buntes Laub, auswarfen unter's Volk;
Sä'leute waren ſie, und unſ're Schande
Wuchs unter ihren Händen; und ich ſah
Zu Tauſenden das Volk ſich niederbücken,
Sich drängen und ſich drücken! Röm'ſche Leute!
Es blieſen die Trompeter noch dazu,
Daß ihre Backen zu zerſpringen ſchienen;
Dann kamen Ritter, blonde, trotz'ge Männer,
Die Roſſe bebten unter ihren Knieen.
Da zog auch her — was habe ich geſehen! —
Der kaiſerliche Herr! O, dieſe Schönheit
Und kräft'ge Jugend! — Seine Blicke flogen,
Wie braune Adler, über Alle hin —! —
Wie er das Roß zwang, das ſich ſcheuen wollte,
Da ſchien die Stärke ſeiner Muskeln faſt
Die Panzerringe heftig zu zerſprengen.
Ein Jüngling in der erſten, ſchönſten Blüthe
Und röm'ſcher Kaiſer; der Glückſelige!

Stephanie.

Unſinnige! von unſ'rem Unglück ſprichſt du!

Afra.

Merkt auf, Rom wird ſein Grab; er hat etwas
In ſeinem Angeſicht, das jähen Tod,
Gewaltſam frühen Tod dem Mann bedeutet.
Und ſeine Herrſchaft wird zu Ende geh'n
Gar bald mit Schrecken, wie ſie angefangen.

Stephanie.

Sie haben ihren Conſul doch gefangen,
Dieſelben Römer, die er ſo geliebt,
Die auf das Zucken ſeiner Wimpern merkten,

Dieſelben Römer haben ihn verrathen
Und ausgeliefert an den Zorn des Kaiſers.

Afra.

Daß ich auf ewig doch verſtummen könnte!

Stephanie.

Unſelige, was willſt du mir verhehlen?
Du ſchweigſt! Sie wollen ihn ermorden! Weh' mir!
Errettet ihn; ſie ſchleppen ihn zum Tode!
Sie binden ihm die Hände und die Augen —

Afra.

Ihr kommt von Sinnen, edle Frau!

Stephanie.

Er war
So gut und freundlich gegen Jedermann
Und Tag und Nacht für Aller Wohl beſorgt!
Was hat der große Conſul Euch gethan,
Daß jetzt der Kaiſer Gnade üben muß,
Der Einzige, den er auf Gottes Erde
Beleidigt hat? Unendlich ſchmerzt es mich,
Obſchon ich weiß, daß er begnadigt wird;
Denn Kaiſer Otto hat bei ſeinem Einzug
Gleich einem Gott die Sonne ſeiner Gnade
Aufgehen laſſen über alle Römer.

Afra.

Doch wenn Ihr etwas thun könnt für den Conſul,
Verſchiebt es nicht.

Stephanie.

Dein Antlitz zeugt von Sorge,
Und deine Worte beben wie voll Angſt?!

Afra.

Ich möchte ſchweigen und ich darf doch nicht.
Das Volk hat auf dem Capitol errichtet
Ein Blutgerüſt, behängt mit rothem Tuch;
Es ſteht ein Block darauf mit einem Beil.

Stephanie
(ſinkt mit einem Schrei auf die Kniee, das Geſicht mit den Händen bedeckt).

Zweiter Auftritt.

Taraglia. Stephanie.

Taraglia (zu Afra).

Du haſt geplaudert, Thörin! Jetzt hinweg! (Afra ab.)
(Zu Stephanie.)
Stephanie! Hört, Stephanie! Welches Beiſpiel
Gebt Ihr den jungen Frauen alter Männer!
Erlebt' ich's nicht, ich hätt' es nie geglaubt,
Daß bei ungleichem Alter ſolche Liebe
Gedeihen könnte. Du biſt ſehr getreu,
Stephanie!

Stephanie.

Grauſam iſt das Schickſal —

Taraglia.

Hört mich,
Gefällt es Euch!

Stephanie.

So grauſam, daß es noch
Zum Hohne dich mir ſchickt!

Taraglia.

Steht auf und hört!
Iſt Wahrheit Euer Schmerz, ſo zeigt es jetzt!
Vielleicht könnt Ihr noch retten den Bedrohten.

Stephanie.

Taraglia! Dein Geſicht iſt noch, wie ſonſt,
Aus Marmorſtein gemeißelt —

Taraglia.

Und es hat
Euch nie gefallen; doch ich liebte Euch! —
Mit Füßen habt Ihr einſt nach mir geſtoßen!
Doch liebt' ich Euch; — Ihr ſchlugt mir in's Geſicht;
Doch lieben Menſch und Hund die ſtrenge Hand,
Die ſie mißhandelt, und ſo liebt' ich Euch
Nur um ſo mehr; um glücklich Euch zu ſehen,
Schenkt' ich mein Recht auf Euch an meinen Bruder;
Uneigennützig bin ich in der Liebe.

Stephanie.

Wie höllentief iſt deiner Seele Abgrund!

Taraglia.

Wie's Euch beliebt. —

Stephanie.

Wenn Ihr barmherzig ſeid,
So ſprecht, wie iſt Creſcentius zu retten?

Taraglia.

Wie liebtet Ihr den Conſul?

Stephanie.

So, wie einſt
Ich meinen Vater, meine Mutter liebte,
So ganz mit gleichem Herzen.

Taraglia.

Nun wohlan!
So laßt Euch führen auf das Capitol;
Zu Füßen fallt dem Kaiſer und erbittet

Das Leben und die Freiheit Eures Mannes.
Jung, wie der Kaiſer iſt, wag' ich zu glauben —
Soll meine Menſchenkenntniß mich nicht trügen —
Daß er der Schönheit nichts verſagen wird.
Wenn Euch das Herzeleid zu ſehr nicht hindert,
So kleidet ſorgſam Euch in dunkle Farbe —
Unwiderſtehlich iſt betrübte Schönheit — .
Löſt auf die langen Flechten Eurer Haare
Und laßt ſie ringeln über Euren Nacken,
Wie ſchwarze Schlangen über weißen Schnee;
Denn das Nachläſſige gefällt gar ſehr
An jungen Frauen bei Gemüthsbewegung.

Stephanie.

Hör' auf zu höhnen; denn ich folge ſchon. (Ab.)

Caraglia (allein).

Ich haß' die Weiber, doch bedarf man ſie,
Wie die Figur der Königin beim Schach.
Ich danke ihr, daß ſie mir einſt die Liebe
Hat abgewöhnt; doch da einmal der Menſch
Im Leben einer Leidenſchaft bedarf,
Schmackhaft zu machen dieſe ſchaale Speiſe,
So ſpiel' Comödie ich auf dem Theater
Der Weltgeſchichte.
Das Schickſal hält empor die ehr'ne Wage,
Und wirft der Kaiſer tollkühn in die Schaale
Die deutſche Fauſtkraft und die rohe Treu'
Und all' das friſche Jugendblut des Nordens,
So leg' ich in die and're Schaale Rom,
Italien zugleich und den Verſtand,
Der hell ſich umſieht, wie ein Schlangenauge,

Nach der Achillesferſe. Laßt dann ſeh'n,
Wohin die Zunge an der Wage ſchlägt?
Es iſt ein guter, frommer Rath, das Weib
Des armen Conſuls für ihn bitten heißen; —
Sie iſt ſo ſchön, wie nie ein Weib ich ſah, —
Der Kaiſer iſt ein Menſch, ihn rührt die Schönheit. —
Ob ſo? Ob anders? Alles iſt mir recht,
Zu meinem Ziele fördert Gut und Schlecht. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Ein Saal im Palaſte des Capitols.

(In einem Halbkreiſe ſitzen deutſche und römiſche Herren und Ritter, der Kaiſer auf erhöhtem Sitze in der Mitte.)

Kaiſer Otto. Bernhard. Eckart. Heinrich von Baiern. Torello. Spadone und Andere.

Otto.

Um Euretwillen habe ich verlaſſen
Die Heimath und das grüne Sachſenland,
Wo dunkle Tannen auf den Bergen rauſchen
Und unter ihnen Ströme in das Thal,
Und wo das Silber aus dem Moos hervor
Gediegen wächſt und glänzt im Licht des Tages.
Um Euretwillen hab' ich mich geſchieden
Vom mächtigſten der Völker dieſer Erde,
Von meinen Brüdern, deren Haupt die Sonne
Mit ihrem Gold geziert, in deren Auge
Der blaue Himmel ſeinen Schein gegoſſen,
Die ihre Fahne trugen von der Nordſee
Bis zu dem Mittelmeer nach Spanien

Und bis dorthin, wo glühend auf den Scheitel
Senkrecht die afrikan'ſche Sonne ſtrahlt.

Torella.

Des röm'ſchen Kaiſers Heimath nennt ſich Rom,
An dieſem Namen hängt die Weltgeſchichte.

Otto.

Den dumpfen Wiederhall der alten Zeit,
In Blut und Leben wollt' ich ihn verwandeln
Und Rom zu ſolcher Herrlichkeit erheben,
Wie Cäſar und Auguſtus nicht geſehen, —
Für einen Träumer hab' ich Euch gegolten!
Wohlan! So träumt die ſchwüle Wetterwolke,
Eh' ſie mit Gluth und Fluth herunterſtürzt;
So vor dem Sturm das Meer, eh' es voll Grimm
Schlägt donnernd in des Himmels Angeſicht,
So das Gefild, wenn tief in ſeinem Schoos
Erdbeben krampfhaft durch einander kochen,
Nehmt vor dem Träumer Euch in Acht! hier iſt er!

Spadone.

Zürnt nicht dem Volk; es war von ihm verführt,
In deſſen Hand gelegt war die Gewalt,
Es bringt zum Opfer ſeinen Conſul dar.

Torella.

Doch mit dem Frieden allgemeine Gnade
Ward zugeſagt!

Otto.

So iſt es.

Ewart.

Gnade wohl,
Doch dem verführten Volk, nicht dem Verführer!

Otto.
Was drängt Ihr heute mich zum Blutvergießen?
Es iſt kein Tag dazu. Die ganze Chriſtenheit
Erhebt ſich im Gebet zu ihrem Gott;
Der Engel des Gerichts ging uns vorüber.
Ich fühle auch etwas in meiner Seele,
Als ſtänd' der Herr des ſchönen Sternenzeichens,
Das mir aufſtieg zur Stunde der Geburt,
Domo cadente, und ein and'rer Stern
Durchſchneide ſeine Bahn, die Linien
Des Lebens und die Sinne mir verwirrend.
Abwehren muß ich dieſen böſen Einfluß.

Eckart.
Belohnt ſei ſo der Aufruhr, doch die Treue
Des deutſchen Volks getreten in den Staub!

Otto.
Geziemend rede Jeder, was ſich ziemt;
Denn wo die Leidenſchaft den Sinn berückt,
Da werden übermächtig böſe Geiſter!

Bernhard.
So ſprech' ich ruhig, wie zum Tod gefaßt:
Vorgreifen darf die Gnade nicht dem Recht,
Will ſie nicht ſelbſt zu neuem Frevel reizen!
Erſt ſpreche eiſerne Gerechtigkeit,
Dann aber mag des Kaiſers Gnade walten,
Denn an der Grenze zwiſchen Tod und Leben
Gleich einem Engel Gottes ſoll ſie ſteh'n.

Otto.
Nehmt hin das Recht zum Richten, ich zur Gnade!

Heinrich.

Mein kaiſerlicher Herr, ich bitte Euch,
Stellt nicht den Spruch der Gnade auf die Spitze
Des grauenvollen Augenblicks des Todes
Und auf die Schärfe eines Schwertes nicht,
Denn grauſam tückiſch waltet oft der Zufall.

Otto.

Sein Schickſal ruht in meiner Hand beſchloſſen.

(Creſcentius wird herein gebracht.)

Vierter Auftritt.

Creſcentius. Vorige.

Gerbert.

Wer biſt du, Mann?

Creſcentius.

Mein Name ſteht gegraben
Auf Eurer Stirn!

Gerbert.

Wer hat dich angeklagt?

Creſcentius.

Mein Unglück! Wenn Ihr wollt, auch meine That,
Die ich heimſtell' der Gnade meines Kaiſers.

Gerbert.

Bekennſt du, daß mit unerhörtem Meineid
Des Kaiſers Hoheit du verrathen haſt
In doppelter Empörung gegen ihn?

Creſcentius.

Verläugnen möcht' ich nie, was ich gewagt!

Gerhard.

Iſt todesſchuldig der verklagte Conſul
Creſcentius?

Verſammlung.

Des Todes ſchuldig! ſchuldig!

Otto.

So iſt dein Werk vollbracht und bald geſühnet.
Doch wenn ich dich jetzt vor mir ſtehen ſehe
So gar gering, ſo elend, daß der Ärmſte,
Der Unglückſeligſte in meinem Reiche
Nicht mit dir tauſchen möchte ſeinen Namen,
So überſchleicht Melancholie mein Herz;
In dir fühl' ich den Jammer einer Welt.

Creſcentius.

Mein kaiſerlicher Herr, quält mich nicht länger,
Ich kenne Euer hochgeſinntes Herz;
Ihr habt verſprochen allgemeine Gnade,
Ihr ſeid zu groß, als daß Ihr länger zögert,
Mich im Beſondern ihrer zu verſichern,
Obſchon es ſonſt kaum weiter nöthig iſt.

Otto.

Creſcentius, du haſt zu hart gefrevelt.

Creſcentius.

Und um ſo ſchwerer wiegt jetzt Eure Huld!

Otto.

Mein Wort der Gnade galt dem armen Volk.

Creſcentius.

Weh' über mich! Als mich das Volk umringte,
Ergab ich mich der Gnade, nicht dem Rechte;
Nicht hätteſt du lebendig mich geſehen!

Otto.

Einſt hob ich dich aus Schmach und Tod empor,
Bekleidete mit Purpur deine Blöße,
Ich ſetzte dich zu meiner rechten Hand,
Zu meinem Ebenbilde hier in Rom; —
Du wollteſt mich und hatteſt dich verrathen!

Creſcentius.

Nicht weiter! denn ich fühle mich in mir
Den Todesſchauer. Viele unter Euch
Sind Zeuge, daß ich nie den Tod gefürchtet;
Auch jetzt nicht, aber dennoch zuckt die Seele
Und banget in dem Netze ihrer Nerven.
Ein Sterbender kann prophezeien! Hört mich!
Mein Spruch iſt wahrhaft, hör' mich, Kaiſer Otto!
Der Italiener wird zum Deutſchen nie;
Die Freiheit unſ'rer Städte wächſt empor,
Mit Bürgerblut begoſſen, von der Hölle
Erkaufet mit Verdammniß.

Eckart.

Schweig', Verräther!

Otto.

Laßt einen Prieſter kommen, daß er beichte.

Creſcentius.

Nun hab' ich abgeſchloſſen mit dem Leben.

Otto.

Dann aber führt zum Tode ihn hinab.

Creſcentius.

So ſtrafe einen Meineid denn mit Meineid
Und drücke einen Stachel in dein Herz!
Du mordeſt mich, ſo ſeh' mir in die Augen,

Ihr Blick ſoll dich wie ein Geſpenſt verfolgen,
Bis du, wie ich, verderben mußt durch Schuld.

Otto.

Dein Blut komm' über mich! Führt ihn hinab!
(Crescentius wird abgeführt.)
Er ahnet nicht, daß hinter ihm die Gnade
Mit ſanftem Schritte folgt, ihn zu erlöſen;
Denn einſt hab' dieſen Mann ich ſehr geliebt!

Fünfter Auftritt.

Stephanie, verſchleiert, geführt von **Taraglia**. **Vorige.**

Taraglia (zu Stephanie).

Werft Euch auf Eure Kniee und erfleht
Von kaiſerlicher Majeſtät die Gnade! (Er zieht ſich zurück.)

Stephanie.

Zu Euren Füßen liege ich im Staube,
Und ſchüchtern flehend hebe ich mein Auge
Zu Euch empor, und meine Seele zittert
In Angſt und Qual vor Eurer Herrlichkeit;
Doch gnädig leuchtet Euer Angeſicht,
In Eurem milden Auge ruht der Himmel,
Des Mitleid's guter Engel blickt daraus.
Wie das Erbarmen Gott zum Menſchen macht,
So Euch Gott gleich das einz'ge Wort der Gnade,
Das einem Sterbenden das Leben ſchenkt,
Um das ich bettle in der Todesnoth.

Otto.

Erhebe dich. Mich rühret deine Stimme
So wunderſam, daß ſie mir wiederklingt

Im Innerſten der Seele, und mir iſt,
Als flöſſ', wie Oel, ein weicher Traum um mich.
Wer gab dir dieſe Stimme? Sie berückt!
Sprich noch einmal! Nein! Schweige lieber ſtill!
Wer iſt der Freund, der dich hierher geſendet?
Du biſt gefährlich, Weib! Erſchrick nicht, Holde!
Verſchlei're länger nicht dein Angeſicht!
(Stephanie ſchlägt den Schleier zurück.)
Hinweg! Hinweg!

Stephanie.
Ich Unglückſelige!
(Sie ſinkt am Throne nieder auf die Kniee, flehend die Hände emporſtreckend.)

Otto.
Wer biſt du? Nein! Die Antwort will ich nicht,
Geheimnißvolles Wunder, ſüßes Räthſel!
(Leiſe zu ihr.)
Gewiß, ich hab' dich irgendwo geſehen, —
Nein! Nein! Ich habe dich geträumt, geahnet.
Es log das treue Herz im Buſen nicht, —
Zu ſeinem Willen hab' ich die Gewalt; —
Du biſt mein Traum und meine Wirklichkeit!

Stephanie.
Wo bin ich? Wie geſchieht mir?

Otto.
Kennſt du mich?

Bernhard.
Mein hoher Herr!

Eckart.
Wir ſind in Rom, mein Kaiſer.

Heinrich.

Nicht länger zögert! Sprecht das Wort der Gnade;
Denn vor Entſetzen ſchaudern die Minuten!

Bernhard.

Er hört uns nicht! Ein wunderbarer Unfall!
Todtbleich wird ſein Geſicht, und ſeine Hand
Greift krampfhaft in die Bruſt! Mein Herr und Kaiſer!

Otto.

Wer biſt du? Sprich! Wie nennt man dich? Doch nein!
Nein! Nein! Ich will nicht wiſſen, wer du biſt!
Du biſt mein Glück, Fortuna ſollſt du heißen.
Fortuna nenn' ich dich; und neben dir
Iſt alles And're auf der Erde todt!

(Ein Trommelwirbel von Außen.)

Stimmen von Außen.

Betet für die arme Seele! betet!

Otto (aufſchreiend).

Creſcentius!

Stephanie

(ſinkt ohnmächtig nieder, Otto's Füße umſchlingend, der ſich das Geſicht verhüllt).

Bernhard.

Er iſt gerichtet.

Alle (außer Otto und Stephanie).

Amen!

Dritter Act.

Im kaiſerlichen Palaſt auf dem Aventin.

Erſter Auftritt.

Otto. Heinrich. Eckart.

Heinrich.

Am Fuß des Aventin's ſteh'n aufgerückt
Die deutſchen Reiſigen und die Schlachthaufen
Der Hellebarden mit den Bogenſchützen.

Eckart.

Wir harren Eures Wink's; doch wollt Ihr hören
Jubelgeſchrei, das an den Himmel ſchlägt,
So ſprecht zu uns: wir ziehen heim, Ihr Leute!

Heinrich.

Die deutſchen Männer fühlen ſich nicht wohl
In dieſem fremden Land; ſie quält das Heimweh
Zu unſ'ren Bergen und den friſchen Auen.

Eckart.

Und ſelbſt die Hunde machen laut' Gebell
Vor großer Luſt, wenn tiefer Schnee das Land
Weithin bedeckt, daß alle Aeſte krachen,
Und dann der harte Wind mit Schneegeſtöber
Die Raben und die Rehe jagt in's Dorf.

Otto.

Doch hier iſt Rom! Ergreiſt nicht Eure Seele
Ein unnennbarer, ewiger Gedanke
Im Mittelpunkte einer Weltgeſchichte?
Ihr aber ſehnt Euch, wie das Wild, zurück
In Eure Wälder! Ihr verſteht mich nicht.
So ſtehe ich allein in einer Zeit,
Die dumpf ſich ausgährt im Barbarenſinn.

Heinrich.

Verkennt den Deutſchen nicht und ſeine Art!

Eckart.

So ſagt nur, wo Ihr meinen Arm gebraucht,
Hab' ich das Schlachtroß zwiſchen meinen Knieen
Und ſetz' mich an die Spitze meiner Reiter,
So führt mir in die Fäuſte der Verſtand.

Heinrich.

Stützt feſt Euch auf das ſtarre, deutſche Volk,
Denn es iſt treu und gut, und wir gehorchen.

Otto.

Führt jetzt das Heer nach Tuſculum hinüber,
Dort ſchlagt ein Lager auf; denn Rom iſt groß,
Und leicht verdirbt ein Heer ſich in der Stadt;
Schlagt dort das Lager auf! So iſt mein Wille.

Heinrich.

Vertraut Euch nicht dem Italiener an,
Voll Klippen, wie das Meer, iſt ſein Gemüth.

Otto.

Zwölf Boten aber reiten auf und zu,
Die unſere Verbindung unterhalten.

Eckart.

Mein Herr und Kaiſer, meine Zeit iſt um,
Auf die zur Heerfahrt ich verpflichtet war,
Für meine Leute ſpreche ich zugleich.

Otto.

Du, Eckart? Du? — Zieh' heim, ich brauch' dich nicht!

Eckart.

Das war die Meinung nicht. Ich lagere
Mich nicht nach Tuſculum, doch vor die Thüre
Und auf die Schwelle Eures Schloſſes hier;
Ich will Euch doch bewachen und den Römern
Die Zähne zeigen und im Aug' das Weiße.

Otto.

Wir ſcheiden, Eckart, nie mehr von einander.

Heinrich.

Und ich, mein Kaiſer?

Otto.

Dir vertraue ich
Das Wohl des ganzen Heeres und des Reiches.

Heinrich.

So ziehe ich hinüber mit den Deinen;
Doch, wie ein Falk, will ich herunterſpähen,
Um auf den erſten Wink herabzuſtoßen.

(Heinrich und Eckart ab.)

Zweiter Auftritt.

Otto. Ein Edelknabe, ſpäter **Taraglio.**

Edelknabe.

Ein röm'ſcher Ritter bittet um Gehör.

Otto

Das ſei gewährt. (Edelknabe ab, Caraglia kömmt.)

Caraglia.

Erlauchte Majeſtät!
Mich drängt der Pflichten heiligſte zu Euch;
Denn welche Pflicht geht über Bruderpflicht?
Verbrechen nicht und Tod nicht kann ſie löſen.

Otto.

Ihr ſeid der Bruder des verſtorbenen
Creſcentius?

Caraglia.

Und der in ſeinem Namen —
Geruhet Ihr daran Euch zu erinnern —
Im Thore Rom's Euch huldigend empfing.

Otto.

Ihr war't der Erſte, der mich hier begrüßte;
In meiner Gnade ſeid Ihr nicht der Letzte.

Caraglia.

Laßt Eures Mantels Saum mich dankbar küſſen.

Otto.

Ihr trauert und ich trauere mit Euch,
Daß durch Verſchlingung von beſonderen
Und eigenen Umſtänden Euren Bruder, —
Wiewohl er ſchwer ſich gegen mich vergangen, —
Nicht meine Gnade noch erreichen konnte.

Caraglia.

Nehmt gnädig an, daß er die Schuld bezahlt
Mit ſeinem Blut.

Otto.

Ich habe ihm vergeben.

Caraglia.

Macht voll das Maß der Gnade und vergönnt ihm
Ein ſtilles, aber ehrliches Begräbniß;
Gönnt Frieden einem Todten, doch den Seinen,
Die edle Römer ſind und Euch gehorſam,
Die dunkle Ehre, die wir davon haben,
Daß ſeine Leiche chriſtlich wird beſtattet.

Otto.

Thut ganz, wie Ihr begehrt; wir ſelber wollen
Für ſeine Seele Meſſen leſen laſſen.

Caraglia.

Könnt' ich aus Dankbarkeit für ſolche Huld
Zu Euren Füßen ſterben, glücklich wollt' ich
Mit meinem letztem Odemzug mich preiſen. (Ab.)

Otto (allein).

Schwer, felſenſchwer drückt mich die Laſt des Herrſchers,
Die ſonſt ſo leicht auf meinen Schultern wog.
Die eigenen Gedanken ſteh'n empört
Auf gegen mich und ſtreiten wider mich;
Denn unverſchuldet bin ich ſchwer verſchuldet.
Was willſt du, Herz, mit deinen heft'gen Schlägen,
Als wollteſt du zerſprengen meine Bruſt?
Im trüben Feuer brennt mir das Gehirn,
In meinen Ohren tönet ihre Stimme,
In meine Seele brennt ihr tiefer Blick,
Vor meinen Augen ſteht ihr holdes Bild,
Mich aber ſelbſt kann ich nicht wiederfinden.
Er iſt gerichtet! Könnt' ich dieſes Wort,
Den böſen Wurm, aus meiner Seele werfen!
Nicht ſterben ſollt' er; doch, wenn er noch lebte,
So müßt' ich wieder ſeinen Tod begehren;

Und tödten muß ich ihn im Bilde noch,
Das zwiſchen ſie und mich ſich drängen will,
Und noch in ſeinem Schatten ihn vertilgen!
Daß er geweſen iſt, macht mich ſchon grimmig! —
Es giebt Magie, verfluchte Zauberkraft
In Steinen und in Kräutern, in Metallen,
In Schlangenaugen! Wehe über mich!
Und Liebe iſt Magie! Was iſt Vernunft,
Und was iſt Unſchuld? Gottes helle Gnade!
Die Peſt liegt in der Luft! In meinen Adern
Siedet mein Blut! Vergiftet iſt mein Herz!
Aufwachen in mir dunkle, wilde Geiſter
Zu gräßlicher Verwüſtung und Zerſtörung;
Sie jubeln alle laut in mir empor
Und ſchleppen mich gefangen weiter, weiter! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Ein kleines, düſteres Gemach auf dem Capitole.

(Die Leiche des Creſcentius in einem offenen Sarge auf einer Bahre, bedeckt mit einem Leichentuche.)

Taraglia. Spadone. Torello. Später **erſter, zweiter, dritter** und **andere Bürger.**

Spadone.

Behutſam laßt uns ſein! Im Schlaf beſchleichen
Den jungen Löwen! Doch du wirſt ihn wecken;
Und bloßgeſtellt ſind wir dem Gräßlichen.

Torello.

Feig laßt uns ſein und freundlich immer lächeln,
Stößt er uns mit dem Fuß, — und flüſternd ſprechen,

Schlägt er uns in's Geſicht mit frecher Hand:
„Habt Dank für rothe Schminke, hoher Herr!
Dort iſt die gelbe Tiber — werft den Stock
Getroſt hinein, — wir ſchwimmen ſchon darnach;
Das brave, treue Thier, da iſt es ſchon!“ —
Und ſcharfe Zähne gab doch Gott dem Wichte!

Caraglia.

Der Eine iſt zu kalt, zu heiß der And're.
Von Beiden Etwas macht den Apfel reif.

Corello.

Hier kommen and're Bürger.

(Erſter, zweiter, dritter und andere Bürger treten auf.)

Erſter Bürger.

Armer Conſul!

Caraglia.

Hier ruht ein Mann — geſchloſſen iſt ſein Auge,
Das Nächte lang für unſ're Stadt gewacht,
Stumm iſt die Zunge, die für Euer Wohl
So oft geſprochen; ſtarr ſind ſeine Hände,
Die immer offen waren, wohlzuthun.

Zweiter Bürger.

Er war der beſte Herr.

Dritter Bürger.

Der Freund von Allen.

Erſter Bürger.

Laßt uns ſein Antlitz nur noch einmal ſehen.

Caraglia.

Ihr würdet dieſen Anblick nicht ertragen;
Denn ſähet Ihr die mörderiſche Wunde,
Die abgetrennt das edle Haupt vom Rumpf —

Laßt meine Thräne ſprechen; denn verſtummen
Muß meine Zunge; — ſähet Ihr den Leichnam, —
Es möchte gefährlich ſein!

Spadone.

Dem Kaiſer wurde
Rom übergeben auf ſein Kaiſerwort,
Mit dem er Allen Gnade zugeſagt.

Torello.

Hart iſt der Biſſen, pocht Euch auf die Bruſt,
Würgt ihn hinab und ſchreibt an Eure Thüren:
Zum Vogel Strauß!

Erſter Bürger.

Ich würg' ihn ſelbſt hinab!

Caraglia.

Was fällt Euch ein? Vergeßt jetzt, was Ihr denkt,
Denn denkt Ihr d'ran, ſo macht es böſe Träume!
Deshalb dringt nicht in mich, die arme Leiche
Zu zeigen Euren Augen; denn ſie könnte
Euch raſend machen. Tretet ab, Ihr Leute!

Dritter Bürger.

Laßt uns zum letztenmal den Todten ſeh'n.

Caraglia.

Drückt feſt das Herz zurück in Euren Buſen,
Daß es nicht über Eure Lippen ſpringt!
So ſeht denn Alle her — und werdet Stein!
(Er läßt die Leiche ſehen.)

Erſter Bürger.

Er iſt es!

Zweiter Bürger.

Wehe!

Dritter Bürger.
Rache!

Caraglia.
Ruhig, Ruhig!
Ich darf nicht hören und nicht denken auch,
Und ich bin blind und ſtumm! So tretet ab!
(Die Bürger entfernen ſich.)

Spadone.
Sie hielten ihre Zunge mit den Zähnen;
Es brannte heller Zorn in ihren Augen!

Caraglia.
Leicht löſcht man aus ein Feuer, das in kleinen,
Zertrennten Flammen zuckt, doch nicht den Brand,
Der heimlich ſich verbreitet überall.
So laßt uns wie geſchickte Köhler thun,
Anzünden einen Meiler in der Mitte
Und ruhig dann mit frommen Raſen decken.

Vierter Auftritt.

Vierter, fünfter, ſechster und **andere Bürger** kommen.
Vorige.

Corella.
Hier kommen wieder and're gute Bürger,
Recht ehrbar ſanfte Leute, ſtille Mäuſe,
Die ſich hineingehöhlt in fetten Käs'
Im friedlichen Gewerb' mit Weib und Kind!

Caraglia.
Was wollt Ihr, Männer?

Bürger.

Noch einmal ihn ſeh'n.

Caraglia.

Er war Verbrecher in des Kaiſers Augen, —
Und doch bin ich ſein Bruder; die Natur
Kann der Verſtand nicht plötzlich bändigen,
Mir quellen meine Augen aus den Höhlen,
Das Herz will mir zerſpringen!

Vierter Bürger.

Alle Bürger
Bedauern ihn.

Caraglia.

Das iſt Euch noch erlaubt,
Bedauern thut ſo gut und iſt ſo wohlfeil.

Corello.

Geht! Geht! Thut nicht, als ob Ihr weinen müßtet!
Habt Ihr ihn nicht verrathen? mehr als dies,
Ihr habt zu Discantiſten Euch gemacht.

Fünfter Bürger.

Es waren ſchlechte Leute, die ihn fingen.

Corello (für ſich).

Die feigen Schufte, wie veracht' ich ſie!

Caraglia.

Ihr guten Männer und Ihr lieben Freunde,
Ich ſeh' Euch an, Ihr hättet nicht den Mann,
Der Alle Euch in ſeinem Herzen trug,
Verlaſſen in der Noth. Es iſt geſcheh'n.
Die allzugroße, die verruchte Liebe
Zum röm'ſchen Volke hat ihn todt gemacht, —
Das arge Hirngeſpinnſt, daß Rom, wie ſonſt,

Sich wehren könne gegen fremde Völker,
Hat ihn bethört, vom deutſchen Volk und Kaiſer
Sich loszuſagen. Seht, wie er geirrt,
Und ſeht, wie er den Irrthum hat bezahlt.
Ihr ſeid nun gute, deutſche Unterthanen.

Sechſter Bürger.

Man ſagt ſich in das Ohr: der Conſul wäre
Geſtorben nur, weil ſeine ſchöne Frau,
Als ſie um Gnade einen Fußfall that,
Dem Kaiſer mehr gefallen, als ſie ſollte.

Caraglia.

Sprecht nicht davon. Bedenkt, daß ich der Bruder
Des Mannes bin, der hier im Sarge ruht.

Spadone.

Er wär' nicht hingerichtet, hätt' der Kaiſer
Stephanie nicht geſeh'n; das kann man ſagen,
Denn das iſt offenbar!

Fünfter Bürger.

Der gute Conſul!

Vierter Bürger.

Er war ein Conſul noch von altem Schlag.

Fünfter Bürger.

Laßt uns die Leiche ſeh'n.

Vierter Bürger.

Und unſ'ren Vater.

Caraglia (für ſich).

Eiskalte Tröpfe! (Zu den Bürgern.)
Freunde des Geſchied'nen!
Hier iſt der Todte! — O, Ihr ſinnt auf Rache!

Seht dieſes unſchuldvolle Angeſicht;
Die bleichen Lippen ſcheinen noch zu ſprechen
In rechter Wehmuth und in Seelenſchmerz: —
„Wo ſeid Ihr, Freunde?“ — Ballt doch nicht die Fäuſte! —
Da fuhr das rohe Beil in ſeinen Nacken; —
Doch ſeine Freunde? — Knirſcht nicht mit den Zähnen! —
Er iſt gemordet nicht, nur hingerichtet.

Bürger.

Er iſt gemordet.

Vierter Bürger.

Deckt nicht zu den Todten!

Caraglia.

Nein, ich vergaß, daß dieſe Todtenſchau
Das Blut Euch in die Seele jagen muß,
Und ich vergaß, weshalb er ſterben mußte; —
Ein Wort der Gnade hätt' ihn retten können;
Und ich vergaß, wer über ihn gerichtet, —
Der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich mich
Nicht gleich erinnert, wen ich vor mir hatte;
Die beſten Freunde meines armen Bruders!
Und nicht daran gedacht, daß Römerherzen
Gar ſehr geneigt ſind, Blut mit Blut zu zahlen;
Mich nicht beſonnen, daß ein alter Groll
Die Römer haſſen lehrt den fremden Herrn.

Bürger.

Wir haben Meſſer noch!

Caraglia.

Ich bitt' Euch ſehr,
Daß Ihr im Volk bei Euren lieben Freunden
Und Anderen, die meinen Bruder liebten,

Zum Frieden ſprecht, und breitet ja nicht aus,
Was etwa Ihr von ſeines Todes Urſach'
Und anderen Umſtänden ſonſt gehört,
Und reizt mir ja das gute Volk nicht auf;
Vergeſſen ſoll es, was geſchehen iſt!

Vierter Bürger.

Wie Ihr befehlt.

Fünfter Bürger.

Zur Hölle will ich fahren.
Wenn ich nicht rede, wie's um's Herz mir iſt.

Caraglia.

So tretet ab und ſchließt dem Leichenzug
Euch nachher ruhig an. (Bürger ab.)

Torello.

Du mahnſt zum Frieden?

Caraglia.

Man muß das Volk behandeln wie ein Kind,
Das nach Verbot'nem immer lüſtern iſt.
Wenn bleich und ſtill herunterglüht die Sonne,
So brütet ſie ein Ungewitter aus.

Spadone.

Du biſt ein Meiſter in der Politik.

Torello.

Wir deine Schüler.

Caraglia.

Leichenträger naht!
(Leichenträger treten vor.)
Erhebt den Sarg und tragt den Conſul hin,
Zum Todtenamt in ſeine Hauskapelle,

Wir folgen Euch. Uns ſteht es Allen an,
Zu bergen die Geſichter in die Tücher.
Mir iſt, als wenn zu ſchluchzen ich vermöchte.
(Die Leichenträger mit dem Sarge und Alle ab.)

Fünfter Auftritt.

Im Palaſte des Creſcentius.

Stephanie. Afra.

Stephanie.

Brich ein, kryſtallenes Gewölb' des Himmels,
Und ſtürz' die Sonne, alle Sterne nieder
Auf mein verruchtes Haupt! Ihr Elemente,
Werft ab die Feſſel, wüthet durch einander,
Denn die Natur iſt wider ſich empört!
Todſünden, jauchzet lachend durch die Welt;
Die Tugend iſt abtrünnig von ſich ſelbſt,
Und buhlt an Straßenecken! Mord und Luſt,
Schwingt Eure Fackeln! Tanzet um mich her;
Ich ſündhaft' Weib bin Eure Königin!

Afra.

Ihr ſchadet Eurem ſchönen Angeſicht
Mit dieſer Trauer, dieſer Raſerei.

Stephanie.

Hier iſt mein Herz, ſtoß' mit dem Meſſer durch!
Ermorde mich! ich bitte knieend dich!

Afra.

Das Leben iſt ein ſchönes, liebes Gut,
Und lernen muß man, wie man es genießt.

Stephanie.

Wer zeiht mich eines Fehls in meinem Wandel?
Ich habe gern Almoſen ausgetheilt
An Kirchenthüren, in einſamen Hütten,
Geſpeiſt Pilgrime an den hohen Feſten,
Geſtiftet viele Meſſen in die Kirchen!
Zu Tauſenden Wachskerzen angezündet
Auf heiligen Altären, und vom Beten
Sind häufig meine Kniee wund geworden;
Was hilft mir Alles, undankbarer Himmel?
Wo iſt dein Frieden? Wo iſt deine Hülfe?

Afra.

So viele gute Werke!

Stephanie.

Weinet! Weinet
Um mich, Ihr reinen Seelen, die Ihr noch
Das Herz in ſüßer Unſchuld habt bewahrt!
Wehklagt um mich, die Ihr, wie ich geduldet,
Geſtohlen iſt mir meine arme Seele!
In Zwieſpalt hadert in mir das Gewiſſen
Mit jedem Tropfen Blut, mit jedem Pulsſchlag;
In mir kocht glühendheiß die tiefſte Hölle;
Denn ich, — bedeck' dein Angeſicht, du klarer Himmel,
Löſch' ewig aus, du reines Licht des Tages! —
Denn ich, — was iſt des Weibes Herz und Tugend? —
Schmach über mich und mein Geſchlecht! denn ich
Verirrtes Weib lieb' meines Mannes Mörder!

Afra.

Bewieſen hat er ſeine heiße Liebe
Recht, wie ein Mann es muß, mit Stahl und Blut;

Beweist ihm nun, wie eine Römerin
Zu rächen weiß den Mann und ihre Ehre!
Ihr liebt ihn wohl, doch liebt ihn ſo, daß er
Nach Euch nicht eine And're lieben darf;
Umſchlingt und küßt ihn! aber tödtet ihn;
Denn eine Italienerin ſeid Ihr!

Stephanie.

Heimtückiſch iſt das Feuer angelegt;
Es frißt ſich heimlich durch das Mark der Balken,
Durch alle Kammern, bis es lichterloh
Mit dunklen Gluthen an den Himmel leckt.

Afra.

Nicht merken darf er, daß er Euch gefällt;
Denn wunderliche Weſen ſind die Männer!

Stephanie.

Laß' mich allein!

Afra.

Es wird noch Alles gut! (Ab.)

Sechster Auftritt.

Otto. Stephanie. Zuletzt **Taraglia.**

Otto.

Stephanie! Wende dich nicht ab von mir,
Als wäre ich dein Feind und ſchlimmgeſinnt!

Stephanie.

Verlaßt mich, hoher Herr! In Todesangſt
Ringt mein Gemüth!

Otto.

Ich darf dich nicht
In ſolchen Schmerz troſtlos verſinken laſſen.

Stephanie.

Es gibt auf dieſer Erde kein Erbarmen,
Und todt iſt jedes heilige Gefühl.

Ella.

Ich bin nicht grauſam, wie du glauben möchteſt.
Eh' ich dich ſah, glich ich dem frommen Oele;
In meiner Seele brennſt du nun als Flamme,
Die mich verzehrt, der ich nicht wehren mag.

Stephanie.

Wer hat mir das gethan? Und mich entfremdet
Dem eig'nen Geiſte? Gottes Gnade iſt
Von mir gewichen; ausgeſtoßen bin ich
Vom Bund der Frommen und der Seligen,
Und über mich Gewalt hat der Verſucher.

Ella.

Klag' dich nicht an; was kann dafür die Lilie,
Daß ſie mit ihrem Duft entzückt und tödtet?
Wer mag der Liebe Allmacht widerſtehen,
Mit der zwei Herzen ſie zuſammenbindet?
Mein warſt du immer; mit dem erſten Blick,
Der mit dem deinen ſchmolz in Eins zuſammen,
Hat meine Seele ſich in dir erkannt.
Wir mußten der Nothwendigkeit gehorchen;
Ich wollte Gnade üben an dem Mann,
Der mich zum zweiten Male hatt' verrathen,
Da ward ich wie von einem Blitz gerührt, —
Und er war todt, du lagſt in meinen Armen.
Das hatte das Geſchick, nicht ich, vollbracht,
So wunderbare Wege nimmt die Liebe,

Daß ſie aus plötzlichem Verderben baut
Den Liebenden die Brücke zu einander.

Stephanie.

Dein Blick iſt bös, er ſchafft mir Angſt und Qual,
Du willſt hinab mich reißen in's Verderben —

Otto.

Ich liebe dich.

(Er zieht ſie an ſich.)

Stephanie.

— Zu ewiger Verdammniß!

Otto.

Stephanie!

(Leichengeſang aus der Ferne.)

Stephanie.

Horch! Er kommt!

Otto.

Was ſoll das heißen?

(Die Flügel der Thüren werden geöffnet; man ſieht den Leichenzug mit dem Sarge Creſcentius' vorüberziehen.)

Caraglia (hereintretend).

Nur eine Leiche und ein Todtenamt!

Vierter Act.

Im kaiſerlichen Palaſte auf dem Aventin.

Erſter Auftritt.

Bernhard. Eckart.

Bernhard.

Der Kaiſer hat ſich nur zu ſehr verändert.

Eckart.

Daran iſt ſchuld dies Land und ſeine Leute;
Seh' ich ſo eine Italienernaſe,
So laufen Spinnen über meinen Rücken.

Bernhard.

Er ſitzt wohl Stunden lang in ſeinem Seſſel,
Das Haupt geſenkt, geheftet auf den Boden
Die ſtarren und doch brennendhellen Augen.
Die bleichen Lippen zucken von ſich ſelbſt,
Als wollt' er ſprechen, ohne doch zu ſprechen;
Doch wenn ich an ihn ſtelle eine Frage,
Die er als Kaiſer nur entſcheiden kann,
So legt er an die Stirne ſeine Hände,
Als wollt' er die Gedankenfluthen hemmen,
Und zum Verwundern giebt er den Befehl
Mit der gewohnten Sicherheit im Herrſchen.

Eckart.

Ihm thut die Luſt nicht gut.

Bernhard.

Ein andermal
Spricht er zwar viel, doch fieberhaft erregt —
Mit Worten gegen ſich und And're zürnend;
Er liest wohl auch in Schriften griech'ſcher Dichter
Und Philoſophen — dann erheitert ſich
Auf kurze Zeit der Himmel ſeiner Seele, —
Oft ruft er da: „Ich ſtemple das Jahrtauſend
Mit meinem Namen und die Menſchenthiere
Erzieh' ich mir zu Denkern und Heroen.“

Eckart.

Daran iſt ſeine Mutter ſchuld, die Tochter
Des byzantin'ſchen Kaiſers.

Bernhard.

Aber bald
Sinkt er zurück in ſeine vor'ge Schwermuth,
Aus ſeinen Augen ſtürzen Thränenbäche;
Die Hände qualvoll ringend, ſeufzet er:
„O, mein verlor'nes Leben, meine Jugend!“

Eckart.

Daran ſind ſchuld die Bücher und Gelehrten,
Die Italiener aber doch zumeiſt;
Da kriecht herum ſo eine graue Blindſchleich',
Taraglia heißt das Ding; werft ihn ins Meer,
So ſchwimmen alle Fiſche auf dem Rücken.
Der Teufel fuhr in eine Knoblauchzwiebel,
Und fertig war der erſte Italiener.
Der Kaiſer thut mir leid.

Bernhard.

Könnt' er doch ſchlafen,
Auch nur zuweilen! Bis nach Mitternacht
Bin ich bei ihm, und hat er mich entlaſſen
Und kaum ſich hingeworfen auf das Lager,
So ſteht er wieder auf, und eh' ich ſchlafe,
Hör' ich im Zimmer ſeine Tritte wieder.

Eckart.

Er iſt nicht mehr der jugendwilde Kaiſer,
Der in der Wendenſchlacht, wie Gotteswetter,
Voran uns Allen ſprengte in den Feind,
Daß wir lautjubelnd hinterdrein uns ſtürzten.

Bernhard.

Ich weiß, das Heer hieß ihn den braunen Löwen,
Die Frauen nannten ihn die Purpurblume,
Und die Gelehrten: Wunder dieſer Welt!

Eckart.

Er zehrt ſich auf in dieſem Schwefellande.

Bernhard.

War ſein Gemüth ſonſt immer gleich und heiter,
So iſt er jetzt mehr finſter, faſt tyranniſch.
Weitweg hat ihn von der Philoſophie,
Die Plato uns und Zeno hat gelehrt,
Entführt die Leidenſchaft, und der Verſtand
Ruft ihm vergeblich zu: Beherrſch' dich ſelbſt!

Eckart.

Die ſchöne Römerin hat Liebestränke
Ihm beigebracht; es iſt ihm angethan.

Bernhard.

Vor einer Leidenſchaft könnt' er ſich retten,
Doch nicht vor Todten oder böſen Träumen.

Sei es Einbildung ſeiner kranken Seele,
Sei es auch mehr, vor ein'gen Nächten aber
Sah er den Geiſt Creſcentius', des Conſuls. —
Da kommt der Kaiſer ſelbſt.

Eckart.

Er ſpricht mit ſich.

Zweiter Auftritt.

Otto. Vorige.

Otto.

Ich bin ein Schiffer auf dem ſchönen Rheinſtrom,
Der bei dem Felſenkamm der Lorelei
Die lockende Sirenenſtimme hört
Und, ſchon gezogen von den Zauberklängen,
Hinunterwirbelt in den Todesſtrudel. —
Poet ſollt' ich noch werden, ein Poet!
Auf meinen Zuſtand mach' ich Gleichniſſe;
Ein Bänkelſänger würde davon reich!
Auch könnt' ich ſagen: Seht, ich bin ein Baum,
Dem in dem Lenz der Saft die Adern ſprengt,
Nun träuft herab mein Leben, wie ein Regen.

Bernhard.

Mein kaiſerlicher Herr!

Otto.

Du haſt ein Antlitz,
Das mir einſt log, als ſtäk' dahinter was
Von einer Platonſeele. — Armer Schelm! —
Wir konnten wacker ſonſt mit Worten ſpielen; —
Sprich, biſt du klüger, als dein Kaiſer iſt?

Du, du haſt mir den böſen Rath gegeben:
Erſt müßt' dem Conſul Recht geſprochen werden,
Damit der Kaiſer ihn begnad'gen könne!
Fällt dir nicht ein, daß deine kalte Klugheit
Die Schuld zur Hälfte trägt an ſeinem Tod?
Hat ſich ſein Blick nicht in dein Herz gebohrt,
Als er zum Tode ward hinweggeführt?
Kannſt du auch ſchlafen, wie iſt dir zu Muth?

Bernhard.

Wie einem Mann von ruhigem Gewiſſen.
Was ich geſagt, ſprach ich aus beſter Meinung;
Die Folge einer That und eines Wortes
Liegt außerhalb des Willens eines Menſchen.

Otto.

Gott ſtärke dich in deiner Seelenruhe.

Bernhard.

Ihr kränkt Euch ſelbſt und mich macht Ihr betrübt.

Otto.

Wohl nannt' ich dich ſonſt meinen Pylades: —
Jetzt bin ich ſo ein Stückchen von Oreſtes: —
Doch die Copie iſt ſchlecht; wie deine aber?
Nur Gott und Thier bedürfen keines Freundes,
Ich bin ein Menſch, o gebt mir einen Freund!

Bernhard.

Wirf uns nicht weg, ſo haſt du zwei zugleich.

Eckart.

So ſtellt mich auf die Probe und befehlt:
Ich ſoll dem Teufel einen Backenzahn
Ausbrechen mit dem Schwert! ich ſetze d'ran
Mein Seelenheil und mache mich verdammt.

Otto.
Ich möchte Euere Gedanken kennen,
Errathen kann ich ſie; ich hör' Euch klug
Im Hochgefühle Eurer Tugend flüſtern:
„Es iſt doch Schad' um ihn, daß er ſich ſo
Hinreißen läßt vom zügelloſen Blut!"
Meint Ihr, ich ſei ſo ſchwach, daß ich mein Herz
Nicht ſchleudern könnte weithin von mir weg,
Und mich mit Eis bedecken, wie der Aetna?

Bernhard.
O, könntet Ihr in meiner Seele leſen!

Otto.
Habt denn Geduld mit mir; es geht nicht anders.
Es kommt ſo mancherlei mir in den Sinn,
Das ſich ausbrodeln muß in dem Gehirn,
Schon heute will ich wieder fröhlich werden,
Wie ich in vor'gen Tagen immer war.
Rom giebt uns heut' ein großes Faſchingfeſt,
Und Narrheit iſt die Medicin der Weisheit.

Bernhard.
Seit dieſem Morgen ſchon ſteh'n auf der Treppe
Die Abgeordneten der zwölf Quartiere,
Die hier ſind, Eure Gnade zu erfleh'n
Für Alle, die verdächtig uns geworden
Und in dem Kerker Eures Urtheils harren.

Eckart.
Mein Herr und Kaiſer! Als ein Junge ging ich
Mit meinen Förſtern auf den Vogelheerd —
Erſt fingen wir die Jungen, dann die Alten. —

Otto.
Laßt ſie herein! (Bernhard ab.)

Eckart.

Verräther ſind ſie Alle!
Die ärgſten Rädelsführer kommen jetzt;
Den ſanften Reiter trägt kein böſes Roß,
Laßt ihm die Zügel ſpüren und die Sporen
Und drückt die Kniee in die Seiten ein!

Otto.

Sie wollen den Tyrannen, nicht den Kaiſer,
Und nicht ein Herz, ſie wollen nur die Fauſt.
Ich wollte dieſes ausgelebte Volk
Verjüngen mit dem friſchen, deutſchen Blut,
Und neu beleben mit hellen'ſchem Geiſt,
Aufwecken alle guten, edlen Kräfte,
Die ſonſt die Welt beherrſcht, Halbgötter
Wollt' ich erziehen; doch was grolle ich?
Da ich ja ſelbſt an mir zu Grunde gehe!

(Er verſinkt in Nachdenken.)

Dritter Auftritt.

Erſter, zweiter, dritter und **andere römiſche Bürger. Vorige.**

Erſter Bürger.

Hochgnäd'ge, kaiſerliche Majeſtät,
Nicht zürne uns, wenn wir am Faſchingstage,
Der ſonſt den Römern nichts gebracht, als Freude,
Dein mildes Antlitz dorthin lenken müſſen,
Wo die Verzweiflung mit den Ketten raſſelt,
Wo viele argbethörte Jünglinge
Schrecklich verbüßen übereilte Worte.

Zweiter Bürger.

Wir ſind die Väter dieſer Jünglinge,

Und heut' am Tag' der allgemeinen Luſt
Müſſen wir bangen, trauern und verzweifeln.

Otto (halb für ſich ſprechend).

Vom Grabe Carls des Großen dort in Aachen,
Wälzt' ich den Stein und ſtieg zu ihm hinab,
Wo aufgerichtet ſeine Leiche ſitzt
In kaiſerlichem Schmuck; das Scepter trägt er
Noch feſt in der beringten Knochenhand.
Ich lag vor ihm und flehte auf zu ihm,
Und nieder ſah zu mir aus dunklen Höhlen
Sein Todtenkopf; er hörte meine Worte:
„Gieb mir ein Zeichen, daß die Weltherrſchaft
Des Römerreiches ewig dauern wird,
Und daß mich Gottes Gnade hat erwählt,
Die alte Roma wieder zu erneuern?“
So ſprach ich, und von ſeinem Hals gelöst
Fiel klirrend auf den Boden dieſe Kette
Mit der Weltkugel; und ſo gab in ihr
Der todte Kaiſer Zeichen und Verheißung;
Und dieſe Kette trag' ich bis zur Stunde,
Die aus der Gruft heraus der Tod mir reichte,
Wie es geſchieht mit jedem rechten Erbe.
Iſt hier nicht Rom? Und ſeid Ihr Römer nicht?
Von ihrem Altar, wie ein Marmorbild,
Herabgeſtürzt war Eure Herrlichkeit
Und ausgeſtrichen aus dem Buch des Lebens.
Hab' ich dem Todten nicht mein Wort gehalten?
Und Rom zur Weltſtadt wiederum gemacht?
Zum Stolz der Erde? Aber Ihr Verſtockten,
Wüthet nun gegen mich, weil das Euch ſtört
Im Schlamme Euerer Verworfenheit.

Ich kenne Euer böſes, wüſtes Trachten;
Ich kenn' Euch All'! — Faſt unerſchöpflich war ich
In meiner Huld zu Euch; ſie iſt erſchöpft!
Ich bot Euch herzlich, brüderlich die Hand,
Wie böſe Thiere ſchluget Ihr darnach;
Nehmt Euch in Acht, daß ich den ſtrengen Herrn
Euch doch zu zeigen nicht gezwungen werde!
Weh' über Euch, wenn Ihr nur Euren Feind
Erkennen wollt in mir; denn das Verderben
Halt' ich geballt in meinen beiden Händen,
Hinweg mit Euch! Beſinnt Euch, wer ich bin!

(Die Bürger ab. Muſik von Außen.)

Bernhard.

Die Römer kommen mit Muſik herauf.

Vierter Auftritt.

Taraglia feſtlich geſchmückt. **Vorige** außer den Bürgern.

Taraglia.

Als Feſtherold erſcheine ich vor Euch;
Rom wirft in dieſer letzten Faſchingsnacht
Den finſtern Ernſt des ganzen Jahres ab.
Schon ſeh'n mit ihren lampenhellen Fenſtern
Neugierig in die Straße alle Häuſer,
Wo harmlos tollt die ſchönſte Narrethei
In flatternden Gewändern, gold'nen Bändern,
Mit abenteuerlichen Larven bunt und wirr,
Mit Papageigekreiſch und Flötentönen;
Denn alle Römer von den erſten Fürſten
Bis zu den Aermſten aus dem Volk herab
Sind ſtolz darauf, den Kaiſer zu bewirthen

In dem Palaſt des Capitols mit Allem,
Was Rom vermag in ungemeiner Luſt.
Was könnte mehr entzücken einen Herrſcher,
Als ſich zu ſeh'n inmitten ſeines Volk's,
Das, wie ein Mückenſchwarm im Sonnenlicht,
Sich jubelnd ſonnt im Glanz der Majeſtät?!

Otto.

Ein wenig lang, doch ſchön iſt Eure Rede.

Taraglia.

Zweihundert aus den edelſten Geſchlechtern
Mit tauſend Fackelträgern harren Eurer
Vor dieſem Schloß, Euch herrlich zu geleiten
Mit ſchmetternder Muſik zum Feſtgelag.

Otto.

Mit Euren Worten nehme ich vorlieb;
Denn unbekannt, wie jeder Andere,
In eine Tracht der Laune mich verbergend,
Will ich mich miſchen in das Feſtgedräng',
Ich will einmal natürlich mit genießen
Die Traube ungekeltert von der Rebe;
Ich dank' Euch und den Rittern, welche kamen.

Taraglia.

Das wird die Freude aller Gäſte dämpfen,
Zu wiſſen, daß ihr hoher Herr zugegen
Und Euch nicht zu erkennen vor den And'ren.

Otto.

Ihr müßt Euch diesmal unſ'rer Meinung fügen.

Taraglia.

Ich eile zu entzügeln alle Scherze,
Die dieſe Nacht mit weichem Mantel deckt. (Ab.)

Eckart.

Soll ich vertrauen dieſem glatten Römer,
So hau' ich mir die Hand ab! Er iſt falſch.

Otto.

Meinſt du? Er macht viel Nebel mit den Worten.

Eckart.

Verdächt'ge Leute mit Spitzbubenaugen
Umſchlichen unſer Schloß in vor'ger Nacht;
Doch, wie Eidechſen, waren ſie entſchlüpft,
Wenn Einen von den Unſern ſie erblickten.

Bernhard.

Es wär' doch beſſer, wenn das Feſt wir mieden;
Von toller Luſt wird der Verſtand umnebelt,
Wie von dem gift'gen Dufte einer Blume,
Der uns beſtrickt, uns heimlich zu verderben.

Otto.

Du gehſt mit mir in gleicher Tracht dorthin
Als Pilgrim; denn Pilgrime ſind wir Alle!
Schreib' den Gedanken in dein Buch: es iſt
So ein Gemeinplatz, wie wir ſelber ſind.

Eckart.

Doch bin mit meinen Leuten ich zur Hand;
Die Hälfte laſſ' ich hier im Schloß zurück;
Mit Laubgewinden müſſen andere
Die Speere ganz verhüllen, doch die Schwerter
Bedecken mit den weißen Reitermänteln;
So harren wir am Fuß des Capitols
Als Faſtnachtsnarren oder auch zum Ernſt.

Otto.

Du thuſt ganz wohl daran. Bereitet Euch!

Ich wähne dieſe Nacht noch zu entſcheiden,
Was oben iſt: ob Wappen oder Bild! (Ab.)

Eckart.

Noch können wir ihn retten. Doch hinweg
Muß er von hier, und wär' es mit Gewalt.

Bernhard.

Verſchließ' mein Wort in deine treue Seele;
Der Herzog Heinrich kommt von Tusculum
Mit unſ'rem ganzen Heer ſchon morgen früh;
Denn da die Zeit zur Heerfahrt längſt verſtrichen,
So wollen ſie den Kaiſer ruhig bitten:
Zu wählen zwiſchen uns und dieſen Römern!
Bei Tagesanbruch kommt das ganze Heer,
Es drängt ſich Alles haſtig zu dem Ende.

Eckart.

Ein Odemzug im grünen, deutſchen Wald
Macht Leib und Seele wiederum geſund!
Wir ziehen All' an ihm; er muß uns folgen. (Beide ab.)

Fünfter Auftritt.

(Saal im Schloſſe des Capitols, welcher von einer Säulenreihe in zwei Hälften getheilt wird.)

Taraglia tritt auf mit **Afra**, welche leiſe und lebhaft mit ihm zu ſprechen ſcheint.

Taraglia.

Und ſie ſoll kommen; denn ich will es haben.
Wer wird in ihrer Maske ſie erkennen?
Ihr Weiber, wärt Ihr ſonſt nur tugendhaft!
Sie ſcheu' den Ruf? Macht mich doch nicht zu lachen.
Sie und die Ehrbarkeit? Und du dazu!

Afra.

Ihr ſtampft mir Eure Worte mit den Füßen
In meine Ohren und ich gehe ſchon.

Caraglia.

Bleib', liebe Afra! Deine Herrin hält
Etwas auf dich und deine Plauderei;
Wahrſagen kannſt du auch und du verſtehſt,
Was auf dem Heerd miaut die kluge Katze,
Und was der Spatz zu ſeiner Spätzin piepſt;
Du biſt ein kluges Weib, du haſt ein Männchen
In einer Flaſche, das zur Nacht —

Afra.

Verdorren
Muß eine Zunge, die mich ſo verläumdet!

Caraglia.

Und ob du ſchon nur eine Hexe biſt,
Gift miſchen kannſt und andere Geſchichten —

Afra.

Die Gicht in alle Glieder! Bin ich nicht
Die Amme meiner gnädigen Stephanie
Und alt geworden ehrbar —

Caraglia.

Wie die Sünde!
Und doch verehr' ich dich; ich könnt' dich drücken
An dieſes ſtolze Herz und freudig nennen
Mit einem Namen, der mir heilig iſt!
Ja, Mutter! Sieh', ich liebe dich als Sohn;
Du haſt ein Römerherz und haſſeſt ſtolz
Den deutſchen Kaiſer und das deutſche Volk.

Afra.

Du nenneſt mich bei dieſem großen Namen

Und römiſch iſt mein Blut, bin ich auch alt;
Doch giebt es Funken!

Taraglia.

Wie ein Katzenbalg
Beim Streicheln, wenn es finſter in der Stube.
Wir ſprechen mehr davon, jetzt treib' dich an,
Und bringe mir Stephanie zu dem Feſt!

Afra.

Ihr habt mein Wort! Sie kommt! (Ab.)

Taraglia.

Ich glaube dir.

(Allein.)

Verdammt! Der Kaiſer kommt maskirt, wie Alle;
Er will durch Pomp nicht unſ're Freude ſtören?
Iſt er aus Narrheit klug, aus Vorſicht weiſe?
Wer macht mir die Muſik zu dieſem Text?
Stephanie ſoll den großen Unbekannten
Mir ködern an das helle Kerzenlicht;
Denn hinter ihm zuſammen ſchlägt das Thor,
Und nicht kehrt er vom Feſte wieder heim.

Sechster Auftritt.

Torello und **Spadone** kommen, beide in bunter Kleidung, die Masken in den Händen. **Taraglia.**

Taraglia.

Ihr, meine beiden Hände, ſeid gegrüßt!
Wie läßt das Volk ſich an?

Torello.

Es glüht, wie Erz,
In Zorn und Luſt!

Spadone.
Ein jeder Obmann will
Einſteh'n für ſein Quartier.

Torello.
Und alle Männer
Vom Viminal und Quirinal beſetzen
Mit jenen, die am Esquiline wohnen,
Die Thore, die zunächſt den deutſchen Angriff
Von Tusculum herab ertragen müſſen;
Mein Herz arbeitet, wie ein Zimmermann,
Toll ſchlägt es noch die Rippen mir entzwei!

Spadone.
Die von Trastevere ſind vorgeſchoben
In alle Gaſſen, die den Aventin
Abſchneiden von dem Kapitol.

Torello.
Die Maſſe
Des andern Volkes bildet ſich zum Kern;
Ein jeder hält ſich ſchon zu ſeinem Fähnlein
Um auf Befehl in Reih' und Glied zu rücken.

Spadone.
Und dennoch jubelt Alles in den Straßen
Wie in der Faſchingfreude ſchönſtem Frieden;
Denn Vorſicht hab' ich Allen eingeprägt!

Caraglia.
Mein Rom iſt ein Vulkan in luſt'gen Reben.

Torello.
In jedem Eckhaus iſt ein Waffenplatz,
Und jeder weiß, wo er ſich rüſten kann.

Spadone.

Und dieſes Werk ward gegen Abend erſt
Wie du gewollt, begonnen und geordnet.

Torello.

Sie lauſchen Alle auf den Glockenruf,
Der Rom verkündet, daß der Kaiſer —

Caraglia.

Still! ſtill!

Torello.

Um loszubrechen, donnernd im Orkan.

Caraglia

Ihr tödtet mich mit Freude! Eure Hände!
Creſcentius, ſteig' auf aus deinem Grabe,
Sprich: „Ja!“ zum Werk der Freiheit und der Rache!

Siebenter Auftritt.

Masken aller Art erſcheinen, unter ihnen **Harlekine** und **Pierrote**, ſpäter **Otto** und **Bernhard** (maskirt in Pilgertracht), hernach **Stephanie** als **Proſerpina** (mit ſchwarzer Maske und Krone).

Vorige.

Caraglia.

Maskirt Euch ſchnell! Es nahen ſchon die Gäſte!
Muſik! Muſik! (Fröhliche Muſik beginnt.)
Willkommen, edle Damen!
Willkommen, Harlekine, Pierrote!
Willkommen, Truffaldino, edler Herr!
Seid mir gegrüßt, Ihr witz'gen Maccaroni!
Stürzt Euch in alle Freuden dieſer Nacht,
Bis ſie den Schlaf ſich aus den Augen reibt
Und an den Himmel ihre Kappe wirft.

(Der Hintergrund füllt ſich mir Masken. Alles durcheinander.)

Geſang:

Mit Bändern und Kränzen
Zu fröhlichen Tänzen
Herbei! Herbei!
Klinge, du Mandolin,
Schmettere, Tambourin,
Herbei! Herbei!

Harlekin.

Seht an, ich bin der Mann,
Der Alles kann!
Erlaubt, daß ich bin
Der große Harlekin!

Pierrot.

Ich bin der Mann,
Der gar nichts kann,
Bei Trinken und Eſſen
Hab' ich Alles vergeſſen!

Harlekin.

Alle Farben trag' ich,
Allen ein Schnippchen ſchlag' ich,
Mit feinen Sitten
Am Hofe gelitten,
Aller Freund ſchein' ich,
Mich ſelber nur mein' ich.
Rauft Euch!
Verkauft Euch!
Schlagt Euch!
Vertragt Euch!
Belügt Euch!
Betrügt Euch!
Doch den Gewinn
Hat der Harlekin.
Aller Freund ſchein' ich,
Mich ſelber nur mein' ich;
Erlaubt, daß ich bin
Der große Harlekin!

Pierrot.

In der Haut häng' ich;
Groß iſt mein Maul,
Die ganze Welt verſchläng' ich,
Wär' ich nicht zu ſaul!
Nudeln und Ruh'!

Harlekin.

Was biſt du?

Pierrot.

Alle Tage matter.

Harlekin.

Herr Nachbar und Gevatter?

Pierrot.

Ein Leut'verſchrecker!

Harlekin.

Ein Müller, ein Bäcker.

Pierrot.

Ein Stadtberather —

Harlekin.

Familienvater!

Pierrot.

Ein Kehlabſchneider!

Harlekin.

Und Hungerleider.

Pierrot.

Frieden und Ruh'.

Harlekin.

Schläge dazu!
(Er ſchlägt ihn; Pierrot tölpelt ihn nieder.)

Harlekin (am Boden).

Ich bin todt!
(Pierrot ſchleift ihn fort; Tanz und Geſang.)

Otto und Bernhard (maskirt, treten vor).

Otto.

Mich räumt die Tollheit auf. Mein Doppelgänger,
Spiel' jetzt mich ganz in deiner Rolle weiter!
Ich gehe einem Abenteuer nach!

Bernhard.

Faſt ſehn' ich mich nach Ruh'! Es iſt mir ſo,
Als hätt' ich in der Maske Eure Schwermuth
Mit übernommen.

Otto.

Stille! Stille! Sieh'!

(Tanz.)

Stephanie (maskirt vorüberziehend.)

Ich bin erkannt, verfolgt!

Otto (für ſich).

Dich kenne ich! (Er folgt ihr.)

Erſter Pierrot (kommt zurück).

Nudeln und Ruh'!

Zweiter Pierrot (kommt).

Hoi! Hoi! Hu!

Erſter Pierrot.

Wer biſt du?

Dritter Pierrot (kommt).

Du wieder du!

Vierter Pierrot (kommt).

Ich dazu.

Fünfter Pierrot (kommt).

Wer ſeid Ihr?

Sechster Pierrot (kommt).

Wir ſind wir?

Erſter Pierrot.

Wer bin ich? Wer ſeid Ihr? Wer biſt du?
Hoi! Hoi! Hu! Hu!

Alle.

Frieden und Ruh'!

Erſter Pierrot.

Bin ich der Ich, der Wir, oder Ihr?
Der Ich oder Du?

Alle (davonlaufend).

Hoi! Hoi! Hu! Hu! (Alle ab.)

(Tanzmuſik. Alle Maſken in Tanz und Wirrwarr drängen ſich in die zweite Hälfte des Saales zurück.)

Achter Auftritt.

Ein Nebenzimmer.

Otto. Stephanie.

Otto.

Ich bin bei dir, du ſüße Sommernacht;
Ich bin dein Mond, der ſich in deinem Odem,
In deiner lauen Luft vorüber wiegt.

Stephanie.

Du biſt mein Alles!

Otto.

Süß ſind deine Küſſe.

Stephanie.

Du biſt ſo wild, unbändig; deine Augen,
Was ſuchen dieſe Lichter in der Irre?

Otto.

Du biſt mein thöricht', mein phantaſtiſch' Herz!
Wie liebſt du mich?

Stephanie.
Wie meine eig'ne Seele,
Nein, nicht wie dieſe, denn ich müßt' ſie haſſen,
Wär' ſie mein eigen noch; doch ſie iſt dein —
Mehr als die Seligkeit, die jeder Chriſt
Noch gläubig in der Todesſtunde hofft.

Otto.
Sprich, wer hat dich die Zaubermacht gelehrt,
Mit der du unauflöslich mich umſtrickſt?
Wenn du mich haſſen könnteſt, wär' ich glücklich;
Es brennt in mir ein unnennbarer Schmerz, —
Wenn das die Liebe iſt, ſo ſchenk' mir Haß!

Stephanie.
Du darfſt nicht grübeln; denn die Liebe will
Nur wieder Liebe und nichts Anderes;
Sie will und kann nichts dulden neben ſich;
Allein will ſie, allein muß ſie nur herrſchen.
Du liebſt mich nicht genug; lieb' mich nur mehr,
So ganz und gar, ſo wie ich ſelbſt dich liebe, —
Dann wirſt du ruhig, wirſt du glücklich ſein.
Ihr Deutſchen ſeid zu kalt. Ihr liebt nur halb;
Deßhalb fühlſt du nichts Ganzes, denn das Halbe
Bringt alles Unglück in die Menſchenbruſt.

Otto.
Siroccoluft und ſüßen Wein dazu!
Nun ſeh' ich ein, wie einſt Antonius
Vergeſſen konnte in den ſchwülen Armen
Cleopatra's die Herrſchaft einer Welt,
Rom und den Erdkreis und den Heldenruhm,
Wie er verlieren konnte Reich und Leben,

Umſtrickt von der egypt'ſchen Zauberſchlange;
So liege ich in deinen Armen, Weib, —
Du biſt Cleopatra, geſteh' es ein! —
Unmännlich, thatenlos, berauſcht von Luſt
An deinem Herzen, ſchöne Römerin!
Und liebe dich, wie einſt Antonius!

Stephanie.

Du ſenkſt das Haupt ſo traurig, holder Freund,
Als wär' das Alles Ernſt! Daheim bei mir
Will ich, wie geſtern, in den Schlaf dich ſingen
Oder auch küſſen, wie du willſt!

Otto.

Stephanie?

Stephanie.

Iſt ſo ſchwermüthig meines Namens Klang,
Daß du ihn ſeufzen heißt, als läge ich
Im Sterben oder todt? Mein Otto! Otto!
Horch, wie das luſtig klingt! Ich lehr' dich ſprechen!
Du ſollſt mein Kind ſein, du geliebter Mann!

Otto.

Ich habe böſe Träume, die das Blut
Mir aus dem Herzen ſaugen; ich bin krank.

Stephanie.

Warſt zur Melancholie du ſonſt geneigt?

Otto.

So, wie die friſche Gemſe auf den Alpen,
Wenn über's Schneefeld ſie zur Matte eilt,
Wie eine Glocke in des Thurmes Höhe,
Wenn ſie Brautleute zu dem Altar ruft;
Jetzt hat ſie einen unheilbaren Riß, —

Bei jedem Luftzug klingt ſie traurig an,
Doch gut genug als Armeſünderglocke.

Stephanie.

Was hat mir meinen Cäſar ſo verſtimmt?

Otto.

Ich glaube die Muſik, die uns hierher
Dumpftraurige Poſaunenſtöße ſendet
Und an das Herz und an die Gräber pocht,
Die böſen Geiſter aus dem Schlaf zu wecken.

Stephanie.

Leg' an mein Herz dein armes, krankes Haupt,
Ich leg' auf deine Stirne meine Hand
Und glätte ſo die Wogen deiner Seele.

Otto.

Kennſt du kein Mittel, einen Mord zu ſühnen?
Dein todter Mann ſtreckt aus dem Grab die Hand
Und möchte mich beim Kaiſermantel faſſen.

Stephanie.

Laß' ruh'n im Grabe, was begraben ruht.

Otto.

Nicht Alle ruhen, die geſtorben ſind, —
Nicht ein Ermordeter, denn ſeine Seele
Geht, wenn nicht ſichtbar, dennoch fühlbar um.
In alle Dinge kann er ſich verwandeln,
Den Mörder zu verfolgen überall.
Als Nachtwind pocht er an die Fenſterſcheiben,
Als ſchwerer Regentropfen fällt er eiſeskalt
Ihm auf den Leib, verwandelt ſich und ſpricht
Aus jeder Stimme drohend auf ihn ein,
Aus ſüßem Klagelaut der Nachtigall,

Wie aus dem Schrei des Habichts oder Raben,
So aus der Prieſter ſummendem Geſang,
Und aus des Kindes Lallen lallt der Tod.

Stephanie.

Entſchlag' dich der entſetzlichen Gedanken!

Otto.

Selbſt der Orange ſüßer Blüthenduft
Iſt nur der Weihrauchdampf im Leichenhaus.
Selbſt du biſt jetzt nur eine blaſſe Leiche,
Die aus dem Grab erſtanden, deine Hände
Sind in dem Mond gebleichtes Todtenbein.
Mir graut vor dir.

Stephanie.

Hu!

Otto.

Zwiſchen mir und dir
Gähnt eine Hölle auf; es riecht nach Moder,
Nach ſchlimmer, hirnbetäubender Verweſung.

Stephanie.

Du Gräßlicher!

Otto.

Es ſchlürft dort an der Wand.
Biſt du Creſcentius, ſo zeige dich,
Verdammter Geiſt in deinem Schwefelmantel,
Auflodernd, wie ein Irrwiſch aus dem Sumpf!
Du Lügenconſul, lüg' dir Leben an,
Wahrhaftiger und doppelter Empörer!
Blas' immer mich mit Leichenodem an
Und dreh' den Staub in Wirbeln um mich her;
Da ſteht dein Kaiſer, du erſchreckſt ihn nicht!

Stephanie.

O Gott im Himmel, Wahnſinn ſpricht aus dir!

Otto.

Hinweg von mir, hinweg, du Leichenweib!
Nimm deines Mannes Sarg auf deinen Rücken
Und in den Arm ſein abgeſchlag'nes Haupt!
O gebt mir Luft! Um eine Krone Luft! (Otto ab.)

Stephanie.

Er raſt! Zu Hülfe! Hülfe! Wehe mir!

Neunter Auftritt.

Bernhard maſkirt, gleich darauf **Taraglia, Torello** und **Maſken. Stephanie.**

Bernhard.

Was iſt geſcheh'n? Wer ruft um Hülfe?

Taraglia (eintretend).

Du!

(Er erſticht Bernhard.)

Stirb zu den Füßen deiner Buhlerin.

Stephanie (forteilend).

O rettet, rettet ihn! (Ab.)

Taraglia.

Stürmt mit den Glocken!
Greift zu den Waffen! Dieſe Nacht iſt mein!

Torello

(nimmt die Maſke Bernhard's ab).

Sieh' her, das iſt der Kaiſer nicht!

Taraglia.

Wer ſonſt?
Sein Kanzler nur? Ein ſchlechtes Gaukelſpiel!

Das Schickſal machte einen Faſchingswitz
Und zwingt uns doch, die Maske abzuwerfen,
Denn zur Entſcheidung drängt uns dieſes Blut;
Vor uns der Kampf und hinter uns der Tod!
(Gerhard's Leichnam wird hinweggetragen. — Alle ab.)

Zehnter Auftritt.

(Straße.)

Eckart mit ſeiner **Schaar**; im Hintergrunde drängt ſich das **Volk** vor; ſpäter **Otto**, hernach der **Edelknabe**.

Volk.

Rache und Rom!

Eckart.

Treuloſe Schufte ſeid Ihr!
Brechwurzeln! Pulver mache ich aus Euch
Und Krähenaugen; Hunde ſterben d'ran!
Verrückt gemachte Schneiderſcheeren ſeid Ihr!
Du Ratzenvolk!

Otto (ſchnell herbei).

Ich höre meine Sachſen.
Hier bin ich! Ein Verrath'ner, ein Verkaufter!
Wollt Ihr den deutſchen Kaiſer wieder haben?

Eckart und die Seinen.

Den Kaiſer und das Reich!

Otto.

Ein Schwert! Ein Schwert!

Edelknabe (herbeiſtürzend).

Es brennt das Schloß; erſchlagen ſind die Unſ'ren,
Wir abgeſchnitten von dem Aventin!

Volk (andringend).
Schlagt nieder! Deutſche ſind es!

Eckart.
Ihr Verräther!

Otto.
Dorthin! Dort in das Haus mit feſten Thürmen!
Zu dem Palaſte des Creſcentius!
(Kampf mit dem Volke.)

Eckart.
Daran! Hindurch! Zerſtampft ſie! Luſt und Freiheit;
(Im Kampfe Alle ab.)

Elfter Auftritt.

Caraglio
(bewaffnet, ſchnell herein, in höchſter Aufregung).
Pechpfannen über ſie! Der Conſul richtet
Im Grabe noch zu Grund die gute Sache
Mit ſeinen Thürmen, die der Narr ſich baute!
Verdammt ſei der Palaſt mit allen Zinnen!
Sie dringen vor. Ihr Teufel in der Hölle
Verſchluckt die Thürme! — doch ſie ſind hinein!
Stephaniens Hühnerhaus hat ihn gerettet!
Die Dummheit ſiegt, bankrott iſt der Verſtand!
Wer ſchafft mir Eis? Ich brauche Eis und Ruhe!
Still, tolles Blut, laß' das Gehirn mir frei!
Still in der Bruſt, du wilde, heiße Kröte!
Gut ſo! Ich bin bei mir! Und ich bin ruhig!
(In den ganz gewöhnlichen Ton herabſinkend.)
Da ſeh' ich an dem Mantel einen Riß;
Der Schaden iſt zu flicken und zu heilen.

Fünfter Act.

Des Kaiſers Zimmer im Palaſte des Creſcentius; der Hintergrund, wo ſich des Kaiſers Schlafgemach befindet, iſt mit einem Vorhange verhängt.

Erſter Auftritt.

Otto. Eckart.

Eckart.

Durch dieſes Fenſter! Meiner Hand nach! Dort!

Otto.

Es iſt noch Abendröthe.

Eckart.

Feuer iſt es!
Dort ſteigt ein neues auf. Es ſind die Unſ'ren,
Sie zünden an die Häuſer vor der Stadt
Und treiben mit dem Wind den Rauch entgegen
Dem Volke auf den Mauern. Brave Jungen!
Heran mit Leitern, über Kopf den Schild,
Werft ſie hinunter, ſtürzt Euch ſelbſt herein!

Otto.

Es war ein heißer Tag.

Eckart.

Ich hab' den Sturm
Fünfmal zurückgeſchlagen und doch ſteh'n
Wir nur zweihundert Deutſche gegen Rom.

Otto.

O dieſe Tage, ſo erfahrungsreich,
Die aus dem Herzen Rom mir ausgeriſſen
Und wieder meinem Volke mich geſchenkt!
Ihr habt mit Blut mich losgekauft von Rom.

Eckart.

Denkt nicht gering von mir, wenn Ihr was Naſſes
In meinem Augen ſeht; es kommt mir ſelten!
Könnt' ich jetzt draußen ſtürmen mit den Unſ'ren,
Ich ſchlüg' die Thore mit den Fäuſten ein.

Otto.

Nicht in des Römers Hände kann ich fallen!
Wie lange, Eckart, halten wir uns noch?

Eckart.

Gewiß noch morgen. Hielten auch die Mauern
Noch länger aus, ſo haben doch die Unſ'ren
Zwei Tage lang gehungert und gefochten.

Otto.

Ich ſehne mich nach Ruhe.

Eckart.

Gute Nacht! (Ab.)

Otto (allein).

Noch abzuſchließen iſt ein großes Werk!
Entſagen ſoll ein Kaiſerherz der Freude,
Und wieder ganz dem Volke angehören,
Von dem es Schuld und Liebe abgewendet.

Geſcheitert iſt an einem Weib das Größte
Und Herrlichſte, was je ein Mann erſtrebt —
Die Weltherrſchaft, das neue Römerreich —
Am Liebeswahnſinn und an einem Weibe.
Noch iſt es Zeit, die Ehre mir zu retten,
Die Zukunft meines Volkes! Und es zwingt mich,
Das abzuthun, was ſeiner unwerth iſt.
Ade, du ſchönes, träumeriſches Weib,
Du ſchöne Circe, die mich ſo bezaubert,
So glücklich, ſo unglücklich hat gemacht!
Du armes Herz, verzweifeln darfſt du nicht;
Denn du gehörſt dem deutſchen Kaiſer an,
Der mit dir kein Erbarmen fühlen darf;
Ich geb' für dieſes Weib dir eine Welt,
Und Völkermillionen ſchenk' ich dir!

Zweiter Auftritt.

Otto. Der Edelknabe.

Otto.

Mein flinker Bote! Sprich, wie trafſt du ſie?

Edelknabe.

Sie ſaß in einem Seſſel, in die Hand
Geſtützt das ſchöne Haupt mit großer Schwermuth
Und weichen Locken, die herab ſich ſtahlen,
Die Schulter ihr zu küſſen.

Otto.

Adelbert!

Edelknabe.

Auf ihrem Schooße lag das ſchöne Halsband
Mit den Rubinen in der gold'nen Faſſung,

Das Ihr der ſchönen Dame einſt geſchenkt;
Sie ließ durch ihre zarten, weißen Finger
In einem fort die glüh'nden Steine rollen,
Daß es ausſah, als ſielen Tropfen Blut
Durch weißen Schnee.

Otto.

Ein wunderbares Weib;
Sie muß bezaubern jede Menſchenſeele.

Edelknabe.

Schon längſt war ich getreten in das Zimmer,
Eh' ſie mich ſah; doch nun mit einem Mal
Stand ſie ſo mächtig, hoch und ſtolz vor mir,
Daß ich erſchrak; ſie hob den weißen Arm
Und rief bewegt in Haſt: „Du biſt des Todes,
Wenn du nicht Nachricht bringſt, wie ich ſie will.“

Otto (für ſich).

Nie kann ſie ihren heft'gen Sinn verleugnen,
Sie iſt von argdämoniſcher Natur,
Die and're Menſchen mächtig an ſich reißt,
Vampyriſch unterjocht. So iſt das Feuer,
Das bald die Wärme ſteigert bis zum Brand. —
Ach! Du biſt da? Du wollteſt etwas ſagen?

Edelknabe.

Doch als ich ihr die gute Nachricht brachte,
Daß Ihr ſie ſprechen wolltet, wie ſie wünſcht,
Noch dieſen Abend,. — ſeht! ſo ſchlug ſie plötzlich
Die Hände vor's Geſicht, und ich weiß nicht,
Hört' ich ein Schluchzen oder fröhlich Lachen,
Es war ſo durcheinander.

Otto.

Wohl! Ich kenn' das.

Edelknabe.

Nach einer kurzen Weile ließ die Hände
Herab ſie fallen, und ihr Angeſicht
War ſtill und ruhig, wie der liebe Mond.

Otto.

Sie kann zuweilen ſich gar ſehr bezwingen;
Denn ſtark iſt ihre Seele, wie ein Held;
Das Unvermeidliche wird ſie ertragen, —
Was fängt hier 'innen ſo zu ſchluchzen an?
O, wer die Pflicht ausglich' mit dem Gefühle,
Der wär' der neue Heiland dieſer Welt!
Zwei Herzen, fürcht' ich, werden ſich verbluten! —
Bring' das Barett her und den Mantel dort!

(Es geſchieht. Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Stephanie. Bald darauf **Taraglia** (als Jude verkleidet).

Stephanie (allein).

Ich höre kommen; ſind das ſeine Schritte?
Sie waren ſonſt nicht ſo; ſie ſind nicht gleich.
Jetzt ſchleicht es, — horch! Faſt fürcht' ich mich vor ihm.

(Taraglia tritt ein.)

Wer kommt? Was willſt du? Sprich, wer biſt du, Mann?

Taraglia.

Ein Maulwurf oder Jude!

Stephanie.

Du, Taraglia?

Taraglia

(nimmt den falſchen Bart ab und ſteckt ihn ein).

Die Menſchenfreundlichkeit hat ihre Wege.
In dieſer Maske hab' ich Brod und Früchte

Zur Gaſſenpforte meinen deutſchen Freunden
Hereingepaſcht und nebenbei mich ſelbſt.
Ich bin ein wenig müde. Liebe Schwäg'rin,
Wie ſteht es mit dem Kaiſer? Darf ich fragen?

Stephanie.

Er iſt mein Gaſt. Und das iſt Alles, Herr!

Caraglia.

Ich weiß, wie er am Faſching Euch verhöhnt.
Biſt du denn eine Magd und ſo gering,
Daß du Mißhandlungen erdulden mußt?
Sieh', du erbleichſt; noch biſt du für die Ehre
Nicht ganz und gar geſtorben, — dieſe Schmach, —
O, unſer Haus erträgt nicht dieſen Schimpf!
Wir ſind gewöhnt nicht, unſ're keuſchen Frauen,
Wie feile Dirnen, Fremden zuzuführen.

Stephanie.

O Gift ſind deine Worte! Schlangenbiſſe!

Caraglia.

Ein Menſch kann ſich verpanzern ſo in Schande,
Daß über ihn Laſtwagen fahren können;
Schildkröten haben keine härt're Schale.

Stephanie.

Wer rettet, rettet mich?

Caraglia.

Ich trüg' die Unehre,
Der Haß genügt mir, doch in dir zugleich
Beleidigt ſind die Frauen dieſer Stadt, —
Biſt du noch eine Römerin? O pfui!
— Du drückſt dir blaue Flecken in die Arme, —

Was treibſt du bei dem Feinde unſ'rer Stadt
Für ein Gewerbe? Nährt es dich auch gut?

Stephanie.

O ſteinigt, ſteinigt mich!

Caraglia.

Und fühlſt du endlich
Denn nichts in dir von einer ſtrengen Mahnung,
Die dir den Weg zeigt, dich zu reinigen
Vom Unflath deiner Schande? Und er lebt?

Stephanie.

Ah! Furchtbar! deine Augen dürſten Blut.

Caraglia.

Wie warſt du ſonſt ſo ſtolz; du dankteſt kaum
Den Fürſten Rom's, wenn ſie demüthig grüßten, —
Jetzt weichen Straßenjungen von dir abſeits.
— Ohnmächtig? Nein! Sie ſchlägt die Augen auf. —
Iſt noch ein wenig Ehre in dir übrig,
Sie muß zur Flamme werden, da du ſiehſt,
Daß hunderttauſend röm'ſche Männer kämpfen
In dieſem Augenblicke an den Thoren,
Zu rächen deinen Mann und abzuwaſchen
Mit ihrem eig'nen Blute deine Schmach.
Du winkſt mir mit der Hand, du möchteſt reden?

Stephanie.

Und was begehrſt du?

Caraglia.

Nun ſo muß ich dir
Es in die Ohren ſchreien: ſeinen Tod!

Stephanie.

Elender, ſieh', nun ſteh' ich rein vor dir!
Nun ſpott' ich deiner ſchlechtgewählten Worte,
Die ſo gemein ſind, wie dein eig'nes Herz;
Denn fremd war immer dir ein edles Weib!
Roll' deine Augen, balle deine Fäuſte!
Mit Abſcheu wendet ſich von dir mein Auge!

Caraglia.

Stephanie! Ruhig! kommt zu Euch zurück!
Wenn heftig meine Worte, ſo erwägt,
Daß heftig die Empfindung meiner Seele.
Ich bin das Auge deiner heil'gen Ehre!
Stephanie, ſprich, wie wird geſund mein Auge?
Ein Mittel giebt es nur: es iſt ſein Tod.
Auch wollt' ich nicht, daß du, ein zartes Weib,
Die Rache nehmen ſollteſt; haſt du doch
Noch einen Schwager, der verpflichtet iſt,
Die Wittwe ſeines Bruders zu vertheid'gen.
Die Augenblicke drängen; denn das Heer
Der Deutſchen, das von Tusculum gekommen,
Stürmt unerbittlich, und es hält das Volk
Kaum mehr den Andrang ab, den fürchterlichen.
In dieſer Nacht gerettet iſt der Kaiſer,
Und unſ're Ehre hin, auf ewig todt;
Wir ſind ein Schandfleck unter and'ren Edlen!
Es darf nicht ſein! Führ' mich in ſein Gemach.

Stephanie.

Du Meuchelmörder, du Entſetzlicher!
Mein iſt der Kaiſer! Mein! Er iſt mein Gaſt!
Mit keinem Hauche ſollſt du ihn berühren,

Mit keinem Finger ſtreifen ſeinen Leib!
In meinem Haus iſt er geweiht und heilig.

Caraglia (ein Meſſer zückend).

So ſtirb erſt du!

Stephanie.

Ich bin zum Tod bereit.

Caraglia.

Peſt über dich und deinen ſtarren Sinn!
Und ſoll ich denn an einem Weibe ſcheitern?
Du rufſt den Tod. — (Aufhorchend.)
Wer naht?

Stephanie.

Entflieh', du Memme!

(Caraglia ab.)

Vierter Auftritt.

Otto. Stephanie.

Otto.

Wir ſehen uns zum letzten Mal, Stephanie!
Ich durft' den herben Schmerz mir nicht erſparen,
Noch einmal in dein holdes Angeſicht,
In deiner Augen ſüßes Licht zu blicken,
Und dann für meine Lebenszeit zu ſcheiden.
Gebirge, Länder, Seen werden bald
Sich lagern zwiſchen uns und unſ're Herzen.
Mein Volk ſtürmt an die Mauern dieſer Stadt,
Ich bin befreit — vielleicht in dieſer Nacht, —
Und mit dem nächſten Morgen ſchüttle ich
Von meinen Füßen Rom und ſeinen Staub!

Stephanie.

Zum letzten Mal? Du kannſt das böſe Wort,
Das mich ermorden wird, ſo ruhig ſprechen?
Mich kalt verbluten ſeh'n an dieſem Schmerz?
Doch du haſt nie geliebt! Wie könnteſt
Du hartherzig von dir werfen die Geliebte?
Haſt du vergeſſen deine heil'gen Eide,
Die du geſtammelt, wie ein ſel'ges Kind,
Als du dein Haupt an meinen Buſen drängteſt?
Wenn meine Locken du um deine Finger
Dir wickelteſt, und ſo mich niederzogſt, —
Und muß ich dich an alles dies erinnern?
Und deine Lippen meine Lippen ſuchten,
Wie oft riefſt du: „Auf ewig, ewig mein!“
Wie oft: „Uns trennt der Tod nicht von einander!“
Du kannſt jetzt nicht ſo ganz verändert ſein!

Otto.

Du haſt mich ſehr geliebt und all' Entzücken
Und jede Seligkeit des raſchen Lebens
Haſt du getheilt mit mir; wo ich auch bin,
Ich werde deiner ewig denken müſſen.

Stephanie.

Warſt du dann fortgeſchlichen, und es flammte
Der Morgen auf, verſchämt in heißer Liebe,
Und ich vernahm den Hufſchlag deines Roſſes,
Das dich davon trug, dich und meine Seele,
So ſank ich ſelig weinend in die Kiſſen,
Und ſprach zu mir: Er wird dich nie verrathen! —
Und jetzt? Und doch? Iſt alles nur ein Traum?

Otto.

Quäl' mich zu ſehr nicht mit ſo eig'nen Schmerzen!
Ich kann dich nie vergeſſen, holdes Weib!
Mich trennt von dir mein Schickſal; denn ein Herrſcher
Iſt nicht ſein eigen; er gehört dem Volke,
Das ihn mit heißem Blut und Schweiß geworben;
Mich reißt mein deutſches Volk in ſeine Heimath,
Wie mich dein Volk auf's Schmählichſte verrathen.

Stephanie.

So haſt du plötzlich Alles nun vergeſſen?
O, jeder Zufall, jeder kleine Schmerz,
Der ſich zu unſ'rer Liebe gern geſellte,
Steht mir lebendig immer in der Seele!
Wie du mir mit der Schärpe meine Hände,
Die deiner wehren wollten, einſt gebunden,
Dann mir verhüllteſt meine beiden Augen
Und mich nun bändigteſt mit heft'gen Küſſen; —
Es müſſen alle Frauen mich verdammen,
Daß ſo ich je geliebet einen Mann!
Ihr ſeid nicht werth der Liebe! Sei es du!

Otto.

Verbitt're nicht mit ſchmerzlichen Gedanken
Die letzte Stunde! Laß' uns freundlich ſcheiden!

Stephanie.

Hartherziger, wie ſagteſt du ſo oft:
Treu, wie der Mond das Meer, die Sonn' die Erde,
So liebteſt du mich auch! Du ſchlimmer Mann,
Hab' ich je aufgehört, dich treu zu lieben,
Mein Herz entgegen deinem Licht zu drängen?
Wo bleibt die treue Sonne? Wo der Mond?

Sind treulos dieſe leuchtenden Geſtirne?
Gieb mich nicht Preis dem Spott der and'ren Frauen
Und nicht dem Hohngelächter dieſes Volkes!
Verwirf mich nicht um meiner Liebe willen!

Otto.

Haſt du mich je geliebt, ſo rüttle nicht
An meinem Herzen, Unglückſelige!
Nicht dieſe Thränen! O, ich muß von dir
Abwenden meine Augen; denn es darf
Mein Herz, das mühſam ich bezwungen habe,
Und nicht, wie Eis, zerſchmelzen meine Pflicht;
Nicht dieſen Blick der Trauer, ärmſtes Weib!
Ich muß mich dennoch endlich von dir wenden. —
Nicht dieſe Seufzer, die wie Felſen ſtürzen
Auf mein Gewiſſen, das zur Buße mahnt! —
Denn nur in dieſer herben, ew'gen Trennung
Kann ich mich reinigen von dem Verbrechen,
Das dich, Geliebte, an mein Herz gehoben;
Und zwiſchen dir und mir ſteht ein Geſpenſt,
Das auseinander unſ're Seelen hält.
Mein Leben iſt der Reue jetzt geweiht,
Mit ihrem Kreuze hat ſie mich bezeichnet.

Stephanie.

Du kannſt mich nicht ausſtoßen in Verzweiflung,
Hinſchleudern an die Qualen des Gewiſſens.
O, ſchüttle mich nicht alſo von dir ab,
Als kröch' an dir hinan ein Skorpion!
Ich hör' das Hohngelächter einer Welt,
Du übergiebſt mich dem Gericht der Feinde?
Das hab' ich nicht verdient. Mein Gott! Mein Gott!

Otto.

Leb' wohl! Leb' wohl, du wunderbares Weib,
Das ich mit jeder Regung einſt geliebt!
So lebe wohl, du Wonne meiner Jugend!
Still! Still! O, ich ertrage nicht die Qual!
Unendlich, grenzenlos warſt du geliebt;
Es iſt ein großer Schmerz in dieſer Stunde.

Stephanie.

Stoß' mich nicht weg! Ich weiche nicht von dir.

Otto.

Gott leg' auf deine Stirne ſeine Hand
Und ſenke milde Ruhe in dein Herz!
Sei glücklicher, als ich, auf dieſer Erde!
Leb' wohl! vergiß mich nicht! Zum letzten Mal
Geht unter meine Sonne.

Stephaute.

Gehe nicht!
Drück' meine Hände nicht von dir zurück;
Ich weiß, du kannſt mich dennoch nicht verlaſſen.

Otto.

So weit der Schmerz, — hier brech' ich ihn entzwei,
Und übrig bleibt allein der deutſche Kaiſer!
Was wollt Ihr? Was begehrt Ihr noch von mir?
Ich kenne Euch nicht mehr. Seid Gott befohlen.
(Otto ab.)

Stephanie (allein).

Herzloſer Mann, du haſt auf meinen Nacken
Geſetzt den Fuß, du Unbarmherziger!
Mich zu zertreten, undankbarer Mann!
Nimm dich in Acht, Tyrann! dem armen Wurm,

Der flehend ſich um deine Ferſe windet,
Gab die Natur zur Rache einen Stachel!
Abſcheulicher Barbar, ich haſſe dich
Mit gleicher Gluth, wie ich dich einſt geliebt!
Aufſpringt mein Blut, wie eine grimme Löwin,
Die vom Muthwillen bis zum Mord gereizt!
Verräther, wehe dir! Meineidiger!
O weh, mein Herz! — mein Herz ſpringt auseinander!

Fünfter Auftritt.

Afra (an einem Stabe langſam herein; ſie trägt ein Käſtchen).
Stephanie.

Afra.

Ich ſeh' dich nicht an meinem Krankenlager?
Das iſt nicht gut von dir; ſo kom̄e ich.

Stephanie.

Ich habe einen bittern Kelch geleert. —
Mir ward geſagt, du lägſt im Sterben, Afra?

Afra.

Verdorrt ein Baum, ſo bleibt das Laub nicht grün;
Der böſe Wurm, der Gram ſticht mich zu todt,
Nicht überleben kann ich Euer Haus,
Das nun in Schmach und Elend geht zu Grunde,
Und doch nicht ſterben, bis Stephanie ſich
Und alle Frauen hat gerächt an ihm,
An dem Verräther! An dem jungen Kaiſer,
Der alles Unheil über uns gebracht!
Geſtorben war ich ſchon, als mich herab
In's Leben wieder ſtieß der Geiſt des Conſuls,

Der noch herumirrt zwiſchen Erd' und Himmel.
Auf dieſes Käſtchen legt' er ſeine Hand, —
Sieh' an den Brandfleck, der war früher nicht! —
Dieß Käſtchen rührt von meiner Mutter her,
Die viele wunderkräft'ge Kräuter kannte.
In dieſen Gläſern ſchlummern wilde Kräfte,
Thautropfen, waſſerklar, unſchuldig, mild,
Wie Todesengel, welche lächelnd würgen.
Süß, bitterſüß ſteigt ein Aroma auf,
Es träuft ein Tropfen zwiſchen Lipp' und Lippe,
Ein kalter Nebel zittert um die Stirne,
Und ſchmerzlos ſtill gerinnt das wilde Blut.
Hier ſind zwei Dolche, todesſcharf geſchliffen,
Ein Natternpaar in weichem Silbergrau
Hineinzuſchlüpfen in den Quell des Herzens
Und ſich zu baden in der warmen Fluth!
Heimbürgen ſind ſie, treuverſchwieg'ne Freunde,
Geheimnißvolle Tröſter zu der Zeit,
Wo keine Hülfe mehr auf Erden iſt.
Nehmt hin! Nehmt hin!

Stephanie.

Du Todesarſenal!

Afra.

Ich fühl' mein Ende nah'n; nach meiner Seele
Tappt eine kalte Hand. Ich gehe hin,
Um mich zu ſtrecken auf das Sterbelager;
Denn eh' die Eule heimkehrt von der Jagd,
Der Hahn ankräht zum erſten Mal die Nacht,
Hab' ich zu leben aufgehört. Dich ſtärke
Des Conſuls Geiſt bei deinem ſtrengen Werke! (Ab.)

Stephanie.

In guter Hand biſt du, Werkzeug des Todes;
Vertilgen ſollſt du den gehaßten Mann.
Doch iſt das Haß, was meine Seele jagt
Zu wilder Luſt und glühendem Entzücken?
Ich haß' ihn nicht. Ich liebe ihn zu heiß.
Der Tod giebt uns das Sacrament der Ehe.
Koſtbar will ich mich ſchmücken zu der Hochzeit —
Reicht mir den Myrthenkranz mit Perlenſchnüren,
Die gold'ne Kette mit den Blutrubinen!
Das prächtige Gewand mit gold'nen Blumen;
Denn ich bin eine kaiſerliche Braut!
Schon beug' ich mich hinab zu ſeiner Lippe,
Schon ſchlinge ich den Arm um ſeinen Nacken
Und ſtürze mit ihm jubelnd in den Tod! (Ab.)

Sechſter Auftritt.

Taraglia (lauſchend herein).

War's ſo gemeint? Ich gebe mich zufrieden.
Der alte Keſſel des Geſchickes brodelt
Mit Flüchen und Verzweiflung hoch empor.
Ihr Geiſter aus dem Abgrund, ſchnell herbei,
Und ſegnet tüchtig dieſen Hexenbrei! (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Zimmer des Kaiſers, wie vorher.

Otto (im Nachtgewande). **Der Edelknabe.**

Otto.

Mir iſt, als ſendete aus weiter Ferne
Das Vaterland noch einen ſel'gen Gruß

In Blüthenduft; mir iſt, als hörte ich
Hoch aus den Lüften eine Lerche ſingen.
Die Täuſchung iſt ſo ſüß. Nun gute Nacht.
Sing' leiſe noch ein gutes, deutſches Lied,
Das mich hinüber führt in's Reich der Träume.
(In das Schlafgemach ab.)

Edelknabe
(nimmt die Zither und ſingt).

„Am Berg' ſteht eine Tanne,
Die rauſcht zu jeder Stund',
Und könnt' ich ſie nur ſehen,
So würde ich geſund.“

Mir liegt ſo ſchwer der Schlaf in allen Gliedern,
Und müde fallen meine Augen zu.
Wie endet doch das Lied? Es kommt ſo traurig.
(Er ſingt.)

„Vom Berg ſtürzt eine Tanne
Hinab zum tiefen See,
Und da ich daran denke,
Thut mir das Herz ſo weh.“

Das that der Sturm, die Tanne ſtand zu hoch.
Der Kaiſer ſchläft. Wie drückt die Luft ſo ſchwer!
(Er ſchläft ein.)

Achter Auftritt.

Stephanie (bräutlich geſchmückt, mit einem Käſtchen).
Der Edelknabe.

Stephanie.

Oede Nacht mit Grabesſtille,
Breite über dieſes Haus,
Ueber mich und meine Hände
Deine dunklen Schleier aus.
(Sie ſchleicht in das Schlafgemach des Kaiſers.)

Pauſe. Aus der Ferne Marſchmuſik des einrückenden deutſchen Heeres.

Edelknabe (im Schlafe ſprechend).

Schließt zu das Haus; die ſchwarze Löwin kommt.

Neunter Auftritt.

Heinrich. **Eckart.** **Der Edelknabe.** Später **Stephanie.**

Heinrich.

So brechen wir als Sieger in die Stadt.
Zerſchmettert iſt der Feind, der Kaiſer frei.
Doch welch ein ungewöhnlich tiefer Schlaf
Hat Alles hier betäubt?

Eckart.

Ein ſchnöder Jude,
Der heimlich uns mit wenig Brod verſorgte,
Bracht' gegen Abend einen Krug voll Wein,
Die davon tranken, überfiel der Schlaf: —
Ein Italiener war es und ein Schuft. —
Noch iſt er in dem Schloß und wird geſucht.
Hier iſt des Kaiſers Schlafgemach.

Heinrich.

Sieh' da!
Sein Knabe, aber auch vom Schlaf bewältigt.

Eckart.

He, Adelbert!

Edelknabe (im Schlafe)

Sie ſchmeichelt ihm! Seid ruhig!

Heinrich (den Vorhang aufziehend).

Mein kaiſerlicher Herr!

Stephanie
(auf dem Lager über Otto's Leiche ſich empor richtend und ſich den Dolch in das Herz ſtoßend).

Mit mir vermählt!
So treu! — Und ſo liebt eine Römerin!

Heinrich (bei dem Lager).

Entſetzlich! Todt! Ermordet ſind ſie Beide!

Heer der Deutſchen (vor dem Palaſte).

Für immer Kaiſer Otto lebe hoch! (Trompetenfanfare.)

Zehnter Auftritt.

Ein deutſcher **Krieger** führt **Taraglia** gefangen herbei. **Heinrich. Eckart.**

Der Krieger.

Hier der Verräther, der den Schlaftrunk brachte!

Eckart (ergreift Taraglia).

Hierher, Verruchter! Lebt noch deine Seele,
So ſtürze dieſer Anblick über dich
Mit Höllenqual und mit der Todesangſt!

Taraglia.

Das iſt mein Werk! Frohlockend werf' ich es
Euch in das Angeſicht!

Eckart.

Fahr' hin, Elender,
Verdirb und ſei verflucht! (Eckart erſticht ihn.)

Taraglia.

Es iſt vorbei!

Eckart.

Wohl bekomm' die Verdammniß!

Caraglia.

Dank' Euch! Danke!

(Er ſtirbt.)

Heinrich.

Der Himmel wendet ab ſein Angeſicht.

Eckart.

Fluch dem Jahrtauſend, das ſo ſchlimm begonnen!
Sein Anfang war Empörung, Mord und Blut,
Zu ſel'gem Ende führ' es Gott der Herr!

(Die Scene füllt ſich mit deutſchen Kriegern; es beginnt die Muſik eines Trauermarſches, welcher erſt leiſe gehört wird, dann ſich ſteigert, bis der Vorhang fällt.)

Heinrich.

Des Kaiſers Seele ſchwang ſich auf zu Gott;
Doch ſeinen Leib, wie er vordem begehrt,
Beſtatten wir in heil'ge, deutſche Erde
Zu Aachen neben Kaiſer Karl dem Großen.
So tragen wir betrübt mit Trauerfahnen
Im ſchmerzlichen Triumph zur deutſchen Heimath
Als Siegstrophäe unſ'res Kaiſers Leiche.

Der Vorhang fällt.

Cola Rienzi,

der letzte Volkstribun der Römer.

Ein Trauerspiel.

Personen:

Raimund, Bischof und Legat.
Stefano Colonna, Gouverneur in Rom.
Giovanni Colonna, sein Sohn.
Paolo Orsini, römischer Fürst.
Cola Rienzi, Notar; später Volkstribun.
Camilla, seine Gattin.
Cecco, Rienzi's Jugendfreund und Secretär.
[illegible], Rienzi's Agent.
[illegible], natürlicher Sohn Stefano Colonna's.
[illegible], Römer von Trastevere.
[illegible], Obmann vom Quartier des Campo Marzo.
Andrea,
Graziella,
Crasso,
Delfino,
} römische Bürger.
Filippo, ein [illegible].
Montreale, Ritter und Condottiere.
Lodovico, Fürst von Forli.
Hugo, Gesandter von Ungarn.
Leopold von [illegible], Gesandter von Baiern.

Römische Bürger. Jungfrauen. Camilla's Ehrendamen. Ritter. Soldaten.
Diener. Ein Scharfrichter. Krieger. Volk.

* * *

Erſter Act.

Zimmer in Rienzi's Hauſe.

(Im Vordergrunde liegen Bücher, zerbrochene Büſten, altrömiſche Opfergeräthe und andere Antiquitäten umher. Vorn in einem Lehnſtuhle bei einem Schreibtiſche ſitzt Rienzi, mit einer Laute beſchäftigt, weiter hinten, zwiſchen Notenblättern, Enrico.)

Erſter Auftritt.

Rienzi. Enrico.

Rienzi.

Nicht mehr verleihſt du Troſt der kranken Seele,
Du arme Zither, meiner Jugendzeit
Gefährtin! Deine Saiten ſind zerſprungen,
Und deine zarte Wölbung iſt geborſten!
Auch deines Freundes Seele hat zerriſſen
Unnennbar herber Schmerz! Du ſtille Freundin,
Haſt du nicht einen Ton für deinen Freund?
Du kleiner Zirkel, der ſonſt eine Welt
Voll ſüßer Töne mir gefangen hielt,
Behauſung holder Geiſter, ſage mir:
Wo haben wir den Frieden hingethan?
Du arme Zither, Gleichniß meines Lebens,
Du biſt das letzte väterliche Erbſtück.

Du letzter Freund, fahr' wohl, du letzter Troſt!
Der Seele Frieden, alles fromme Glück
Werf' ich, wie dich, von mir!
(Er wirft die Zither weg und nimmt ein Buch.)
Nimm du mich auf, o Titus Livius!
Entrolle mir die blutgetränkten Blätter
Der Republik zu Rom, voll Geiſterſchlachten
Der Redner und Todeskämpfen der Helden,
Und laß' durch meinen Geiſt die ſchmetternden
Fanfaren aller Siegeshörner klingen,
Bis ich gefunden das gewalt'ge Wort,
Das Rom aus ſeinem Todesſchlafe weckt!
(Er wirft das Buch weg.)
Es lebet wahrlich noch der letzte Römer;
Denn dieſe kleine Wölbung meiner Bruſt,
Die nicht den Frieden konnte mehr bewahren,
Verbirgt noch eine Welt voll alter Götter,
Die Seelen der Catonen, der Cäſaren,
Das alte Rom und ſeine Legionen.

Enrico (kommt vor).

Nun wär' ich endlich fertig mit dem Schreiben.
Sieh' an! Ich hab' noch nie ſo gut copirt;
Das muß Colonna in die Augen blitzen.
Ich hab' mich faſt gefürchtet bei dem Schreiben;
Du haſt ſo kühn, wie Cicero, geſprochen,
Und daß der Gouverneur kein Recht am Strom
Und auch die Schiffe nicht bezollen dürfe.
Schau', die Fractur mit dieſen Schnörkelzügen
Und da die gold'nen Blumen mit den Ranken!
Ich mein', das ſoll ſchon ſeinen Eindruck machen.

Rienzi.

So viel, wie ein gemalter Papagei.

Enrico.

Was du doch ſagen darfſt! Du warſt von je
So recht für dich. Ich denke oft daran,
Doch nicht mit Neid, daß ich, dein Camerad,
Dein Schreiber bin, du aber, jung wie ich,
Schon päpſtlicher Notar und Advocat!
Du wirſt gar bald noch einen Schreiber brauchen.

Rienzi.

Doch rothe Tinte werden wir gebrauchen.

Enrico.

Es iſt recht Schad', daß dieſe arge Zeit
Dir keine Muſe läßt zur Poeſie;
Ich bring' nicht jenes Lied mehr aus dem Sinn:

„Vor Seligkeit ſind trunken
Die Armen und die Müden;
Es iſt herabgeſunken
Der Himmel mit dem Frieden!“

Rienzi.

O, dieſe Nacht! Ich ſehne mich nach Licht.

Enrico.

Es giebt ein großes Drängen auf der Straße.

Rienzi.

Geſell' dich zu dem Volk, bring' Nachricht heim
Von dem, was dieſe Nacht im Traume lallt. (Enrico ab.)
Es naht die Zeit, gewaltig iſt ihr Schritt,
Eh' ich es wähne, muß ich Rede ſtehen.

Zweiter Auftritt.

Lorenzo, Andrea, erſter, zweiter, dritter und andere **römiſche Bürger** kommen ſchnell herein. **Rienzi.**

Lorenzo.

Herein! Immer herein!

Bürger.

Rienzi, hilf!

Erſter Bürger.

Verlaß' uns nicht!

Zweiter Bürger.

Rienzi, ſteh' uns bei!

Rienzi.

Ich dien' Euch gern; bin ich ja doch Notar!

Dritter Bürger.

Und du biſt unſer Mann!

Andrea.

Du ſollſt uns retten!

Lorenzo.

Du ſiehſt, Rienzi, Abgeordnete
Der angeſeh'nſten Bürger hier vor dir.

Rienzi.

Herr Obmann vom Quartier des Campo Marco,
Ihr, Handelsherr Andrea, all' Ihr Herren,
Seid mir willkommen, nehmet Platz bei mir!

Lorenzo.

Wie arme Leute bei der Waſſersnoth,
Wenn jeden Augenblick die Fluthen ſteigen,
So in der Nacht noch rufen wir dich an.

Rienzi.
Andrea, ſprich, welch' Unheil iſt geſchehen?

Andrea.
Geplündert iſt die Strada di Ripetta
Von den Hatſchiren Stefano Colonna's.

Rienzi.
Ihr habt dort auch ein köſtliches Gewölbe!

Andrea.
Beſtohlen! Ausgeleert! Ich aber ſchweige;
Mein Unglück iſt ein Theil des allgemeinen;
Vergeßt mich jetzt; Herr Obmann, redet Ihr!

Lorenzo.
Dir iſt bekannt, wie keinem Anderen,
Das Elend dieſer Stadt und ſeine Quelle,
Daß vor dem zügelloſen Haus Colonna
Und der Gewaltthat der Patricier
Vor dreißig Jahren ſchon nach Avignon
Die Macht der Kirche ſich gewendet hat.
Ganz ging uns da des Glückes Sonne unter;
Rom war von ſeinem rechten Herrn verlaſſen,
Wie eine Wittwe ohne Rath und Hülfe,
Und preisgegeben jedem Frevelmuth.
Doch als es Stefano Colonna wagte,
Vom heil'gen Stuhl mit Argliſt und Gewalt
Den Titel eines Gouverneurs von Rom
Sich zu ertrotzen, waren wir verloren,
Wie eine arme, hirtenloſe Heerde.
Da ſandten wir dich hin nach Avignon
Zu unſ'rem Vater, doch du kamſt zurück
Mit Raymond, dem Legaten, und Verheißung
Der beſſern Zukunft; — ſchlimmer ward es nur!

Andrea.

Erſt heute hat er unter eitlem Vorwand,
Daß wir ein altes Zollgeſetz umgangen,
All' Tiberſchiffe mit Beſchlag belegt.
Da von Trastevere kam Daniello,
Und kaum hört' er die armen Schifferleute
Am Tiberſtrome um Erbarmung ſchrei'n,
Und kaum rief er in jähem Zorne aus:
„Habt Ihr nicht Hände? Wehrt Euch doch der Hund
So drangen die Hatſchire auf ihn ein.
Er waffenlos, doch rüſtig, wie ein Leu,
Warf ſie beiſeit, ihn rettete die Flucht,
Da ſtürzten die Hatſchire in die Häuſer;
O, namenloſe Sünden ſind geſcheh'n!

Lorenzo.

Rienzi, es entrüſtet dich noch nicht?
Du raſeſt nicht vor Wuth? Du ſiehſt uns an
Mit ſtarrem Auge und unwandelbar?
Du räthſelhafter Menſch, gieb jetzt dich kund!

Rienzi.

Was wollt Ihr nun von mir?

Lorenzo.

Ich ſag' dir redlich, was von dir man hält:
Bald ſcheinſt du uns ein Träumer, bald ein Weiſer,
Bald auch ein Thor, der die Patricier
Mit Poſſen unterhält, und bald ein Schwärmer,
Dann wiederum tiefſinnig und gelehrt!
Biſt du ein Brutus, wirf die Maske ab!
Biſt du ein Cäſar, ſo ergreif' die Zügel
Des Regiments von Rom! Entſchließe dich!

Rienzi.

Drängt Euch die Noth ſo ſehr? Wohlan, ſo geht
Zu Stefano Colonna, fragt wie Männer:
Ob er denn leben könne ohne Luft?
Gerechtigkeit wär' eines Volkes Odem!
Und ob er leben könne ohne Waſſer?
Gerechtigkeit wär' eines Volkes Brunnen!
Wer aber könnte leben ohne Licht?
Gerechtigkeit wär' eines Reiches Sonne!
Doch wer dem Volke Luft und Licht und Waſſer
Verſagen wolle, ſei des Todes ſchuldig!

Andrea.

Das ſollen wir ihm ſagen?

Rienzi.

Wer nicht Herz zum Wort,
Der aber hat es nimmermehr zur That.

Lorenzo.

So hüllſt du wieder dich in deine Räthſel.

Rienzi.

Geht! Thut, was ich Euch heiße! Gute Nacht!

Lorenzo.

Ich ahne dich, Rienzi, und ich gehe;
Doch falle ich, ſo ſei die Rache dein!

Rienzi.

Das ſprach ein alter Römer und ein Mann,
Und wie ein Römer halte ich dir Wort!

(Alle, außer Rienzi, ab.)

Dritter Auftritt.

Camilla tritt ein. **Rienzi.**

Rienzi.

Mein holdes Weib, ſchläfſt du noch nicht zur Nacht,
Was treibt dich noch aus deiner ſtillen Kammer?

Camilla.

Rienzi, du und Rom und meine Träume.

Rienzi.

O, ich verſteh' dich nicht!

Camilla.

Mich quälet nur
Ein wunderlicher, eigener Gedanke,
Nicht ruhen läßt er mich! Ich war noch kaum
Dem Kinderkleid entwachſen, als ich hörte:
Rom wär' einſt Königin der Welt geweſen;
Gewalt'ge Kaiſer hätten hier beherrſcht
Den Erdkreis, und zu jener Zeit wär' Rom
Ein wunderherrlich' Paradies geweſen
Voll Pracht und Herrlichkeiten ohne Ende,
Wie noch die Erde nimmermehr geſeh'n;
Da ſollen ſo viel Könige in Rom,
So viele Helden hier geweſen ſein,
Als Bürger auf das Kapitol geſchritten;
O, Cola, ſag' mir, iſt das Alles wahr?
Und lache nicht, ſprich lieber, wie es iſt.

Rienzi.

Das alſo ließ mein gutes Weib nicht ſchlafen?

Camilla.

Wenn ich vor meines Vaters Hütte ſaß,
So kamen dort zuweilen alte Bürger,

Und netzeſtrickend lauſcht' ich ihren Worten,
Mit denen ſie zurück die Zeit der Kaiſer,
Die Herrlichkeit der alten Tage wünſchten;
Da rief ich ihnen wohl im Scherze zu:
„Getröſtet Euch, ich ſtricke hier ein Netz,
Darin will ich Euch einen Kaiſer fangen!“
(An ſeinem Halſe.)
Mit dieſen Armen hab' ich ihn gefangen!
O, wenn ich je die Zeit erleben ſollte,
Daß ich die funkelhelle Kaiſerkrone
In deine dunkeln Locken drücken dürfte,
Dir ſchlagen um die Schultern einen Purpur
Und rufen laut: „Es lebe hoch der Kaiſer!“

Rienzi.

Du ſchwärmſt ſo ſündlich, liebes Weib, daß mir
Die Seele in der tiefſten Bruſt erſchrickt.

Camilla.

Hab' ich denn nicht gehört, was auf der Straße
Die Bürger flüſtern, nicht gemerkt bei dir
In jeder Nacht die Boten auf und zu,
Belagert unſer Haus zu allen Stunden
Von Hülfeſuchenden, geſeh'n bei dir
Gar häufig auch den päpſtlichen Legaten?
Was ſollten die Geheimniſſe bedeuten,
Wenn nicht zuletzt herauskommt etwas Großes?

Rienzi.

Mein einz'ger Stolz iſt, daß ich Römer bin,
Plebejer auch, wie Marius geweſen!
Komm' an mein Herz und höre, was ich ſage:
Des Kämpfers Namen rufen in der Schlacht

Bringt ihm den Tod, ich aber kämpfe ſchwer.
Schlaf' wohl, du ſüßes, du geliebtes Weib!

Camilla.

Ich möchte immer bei dir ſein, Rienzi!

Rienzi.

Geh' ſchlafen, o genieß' den milden Schlaf,
So lang' er deinen Augen noch vergönnt;
Es kommt die Zeit, wo du ihn miſſen wirſt!

Camilla.

Felice notte! O, ich weiß, wovon
Ich träumen werde bis zum hellen Morgen.

Rienzi (heimlich zu ihr).

Hörſt du einſt eine Nacht mit eh'rner Zunge
Gewaltig ſtürmen über dieſer Stadt,
So denk' daran: Rienzi lehrt ſie ſprechen.

(Er drängt ſie fort. Camilla ab.)

Rienzi.

Auch über ſie kommt jener dunkle Geiſt,
Der mit prophet'ſcher Zunge zu mir ſpricht,
Deß Augen zu mir funkeln durch die Nacht —
Und Aufruhr predigen in meinem Herzen.
Du Dämon meiner Seele, ſchreit' voran,
Wer du auch biſt, ob Brutus oder Cäſar,
Ich folge unerſchrocken deiner Spur
Mit nackter Bruſt in einen Speerenrechen!
Blick' nicht zurück, ich hefte mich an dich,
An deinen Schatten, der du ſelbſt ein Schatten!
Ich komme, Dämon, doch verleih' den Kranz,
Und wär's am Fuße der Pompejusſäule!

Vierter Auftritt.

Baroncelli tritt ſchnell herein, hinter ihm **Tomaſo.** **Rienzi.**

Baroncelli.

Rienzi, gute Nacht!

Rienzi (erſchreckend).

Ah! Du! Ihr ſeid es!

Baroncelli.

Was iſt dir, Cola? Sieh', ſo geht's Phantaſten,
Daß ſie erſchrecken, tritt in ihre Träume
Die baare Wirklichkeit!

Rienzi.

Schilt immer zu,
Daß ich in dir den Geiſt des Brutus ſah!

Baroncelli.

Aufrichtig, Freund! Ich bin zu lüderlich
Dazu! Ich hab' einmal auf dem Theater
Im Tod des Cäſars dieſe Tugendfratze
So abgeſpielt, daß ich mit ſüßem Wein
Noth hatte meine Seele abzuſpülen,
So angeſteckt war ſie von eitel Tugend!

Rienzi.

Wärſt du ſo ſchlecht, wie deine Worte ſind,
So wollt' ich, daß ich nimmer dich geſeh'n.

Tomaſo.

Was ſtreitet Ihr? Wir haben Luſt gemacht.

Baroncelli.

Die Comödie iſt fertig! Haſt du brav
Dein Stichwort einſtudirt? die großen Reden?

Rienzi.

In dir verleugnet ſich dein Vater nicht,
Die angebor'ne Hoffart und der Frevel.

Baroncelli.

Zum Teufel! ſag' nicht, daß ich Baſtard bin,
Ein Nebenkind des Stefano Colonna!
Ich will nicht länger hungern an der Thür
Des Rabenvaters, der ſich meiner ſchämt,
Und mich von ſeiner Schwelle jagen ließ,
Als mich die Noth vor ſeine Thüre warf.

Rienzi.

Es theilen ſich die Wege, Baroncelli.
Du willſt das Unrecht, ich Gerechtigkeit,
Unordnung du, doch ich den beſten Staat.

Baroncelli.

Als wenn dein beſter Staat von ſelbſt ſich machte,
Wie du ihn reinlich auf Papier geſchrieben.

Rienzi.

So ſprecht, wie weit iſt unſer Werk gediehen?

Tomaſo.

Es kocht der Keſſel bis zum Ueberlaufen.
Nachdem wir angeſchlagen an den Thoren
Und Straßenecken deine rothen Zettel,
So kamen Müßiggänger ſchnell und laſen:
„Es naht die Stunde der Gerechtigkeit,
Heimkehrt nach Rom die alte Republik!“

Baroncelli.

Da lief das Schlagwort ſchnell von Mund zu Mund;
Die Waſſerträger, die Limonenhändler,
Die Straßenkönige zuſammen riefen

Durch alle Gaſſen, Winkel und Tabernen:
„Es naht die Stunde der Gerechtigkeit,
Heim kehrt nach Rom die alte Republik!“
Der rothe Weinſchenk auf dem Platz Navona
Hing ſchnell ein Schild heraus mit großer Inſchrift:
„Zur einzig ächten, alten Republik!“
Dort iſt nun jetzt das Hauptquartier des Volks.

Rienzi.

Sie wühlen ſich klimatiſch in den Schlamm.

Baroncelli.

Jetzt machten ich und meine Spießgeſellen
Die Runde in der Stadt und flüſterten
Dem Einen und dem Andern in das Ohr:
„He? Kennſt du den verhüllten Mann der Zeit?“
Und eh' noch eine Stunde war vergangen,
So zuckte heimlich donnernd ſchon dein Name,
Wie ein Erdbeben, auf an allen Enden!

Tomaſo.

Iſt mit den Römern etwas anzufangen,
So iſt es jetzt.

Baroncelli.

Wo ſie betrunken ſind.

Fünfter Auftritt.

Daniello tritt ein. **Vorige.**

Daniello.

Da bin ich noch lebendig und gerettet!
Des Gouverneurs Hatſchire hol' der Teufel!
Rienzi, Kamerad von alter Zeit,
Da haſt du mich, mit Leib und Seele dein!

Rienzi.

Gerettet, Daniello? Du gerettet?

Daniello.

Und mehr als dies! Die wackeren Geſellen
Von der Trastevere hab' ich beiſammen,
Bei der Rotonda hab' ich ſie geſtellt;
Wohin ſoll ich mit meinen tollen Burſchen?
Wenn ſie vor ihrer Bruſt ſich nicht die Arme
Geſchlagen hätten in ein Kreuz zuſammen
Und ſich ſo ſelber feſſelten und hielten,
Sie hätten Rom ſchon über ſich geworfen!

Rienzi (halb für ſich).

So ſtändeſt du, mein Dämon, ſchon vor mir,
Da ich dich oft gerufen, alſo plötzlich?

(Pauſe.)

Noch könnte ich zurück, mich ſtill verſenken
In die Gewohnheit des gemeinen Lebens,
Im engen Kreis des Menſchen Loos erfüllen; —
O, wer mir jetzt den Spruch der Weisheit ſagte!
Wer ruft mich? Iſt es nicht der Gott der Zeit,
Der mich mit Donnerworten mahnt zur That?
Seht Ihr nicht auch dort eine dunkle Hand,
Wie einen Schatten? Wie ſie vorwärts winkt!
O Cäſar, Cäſar! Hier iſt meine Seele!

Baroncelli.

Erwach', Rienzi!

Rienzi.

Rom, hier bin ich!

Tomaſo.

Cola,
Was ſoll geſcheh'n?

Rienzi.

Zum Volke, zur Navona!
Verkündet ihm: noch heute in der Nacht
Zög' ein in Rom die alte Römerzeit!
Laßt die Trompeten luſtig dazu ſchmettern!
Und nach dem Forum ſollen Alle eilen;
Denn ſchwanger geht die Nacht mit großen Dingen!
Du, Daniello, und die Deinen aber,
Das Zeughaus ſprengt Ihr und bewaffnet Euch!

Daniello.

Luſt! Luſt! Rienzi, Daniello kommt! (Ab.)

Tomaſo.

Nun hab' ich alle Hände voll zu thun.

Baroncelli.

Du hörſt von mir, ich will die Hölle ſchüren,
Daß ihre Gluthen an den Himmel ſchlagen.

(Baroncelli und Tomaſo ab.)

Rienzi.

Roll' hin! Roll' hin! Gewaltig' Rad der Zeit!
Ich gebe dir den Stoß! Weh' jeder Hand,
Die greifen wollte jetzt in deine Speichen! (Ab.)

Sechster Auftritt.

Saal im Palaſte Colonna.

(Durch die offene Thür im Mittelgrunde ſieht man einen Maskenball. Muſik.)

Stefano Colonna. Ein Diener.

Stefano.

Mehr Kerzen her! Es iſt nicht Licht genug!

Diener.

Zwölfhundert Lichter brennen in dem Saal.

Stefano.

So hängt ein Schleier vor den Augen mir;
Es iſt mir Alles dunkel, grauenvoll!
Schafft friſchen Syrakuſerwein heran!
Wie ſpielen heut' die Muſikanten oben
So melancholiſch auf, als wäre hier
Ein Leichenhaus, als ſollten da die Todten
Noch tanzen helfen! Schnell, Petruccio, lauf'!

Siebenter Auftritt.

Giovanni Colonna und **Paolo Urſini** treten auf; ſie nehmen die Masken vor einander ab. **Stefano.**

Paolo.

Giovanni!

Giovanni.

Paolo?

Stefano.

Ihr Cavaliere
Dürft nicht den Saal verlaſſen und die Schönen!
Ihr, Fürſt Urſini, laßt Euch nicht verdrängen
Von and'ren Freunden aus der Gunſt der Damen.
Ihr ſtreift mit Euren Augen durch die Menge,
Ihr ſuchet Jemand?

Paolo.

Pah! nur einen Narren,
Den Antiquar, der unſ're Alterthümer,
Die alte Römerzeit ſo gut ſtudirt,
Daß man ihm glauben möcht', er hab' mit Cäſar
Und Brutus eh'mals Brüderſchaft gemacht, —

Den ſie von Avignon zu uns geſendet,
Um uns die röm'ſchen Rechte zu erklären,
Den beſten Staat, — den thörichten Rienzi.

Stefano.

Ich ließ ihn laden; gut, daß er nicht kam,
Denn ſeiner Weiſe bin ich überdrüßig;
Er macht ſich unbequem.

Paolo.

Doch immer Spaß!
Er iſt ſo durch und durch phantaſtiſch albern,
Daß er im Ernſte neulich mir verſichert:
Er hör' die alte Zeit mit einem Spaten
Arbeiten fleißig unter unſ'ren Füßen!

Stefano.

Zum Tanz, Ihr jungen Herren, hütet Euch,
Daß ich Euch bei der Dame Eures Herzens
Nicht überflügle! Schnell hinein zum Feſt!

(Während ſich **Giovanni** und **Paolo** zurückziehen, kommt **Raymond**.)

Achter Auftritt.

Raymond. Vorige.

Stefano.

Herr Biſchof, Ihr? Seid tauſendmal willkommen!
So ſelten gebt Ihr meinem Gaſtgebot
Ein freundliches Gehör, daß ich nun heute
Kaum ſattſam weiß, den ſelt'nen Gaſt zu ehren.

Raymond.

Colonna, nicht das Feſtgebot ſowohl,
Mich treibt ein ernſteres Geſchäft hierher!

Zwei Augenblicke ſtehl' ich Eurem Feſt,
Ihr gönnt ſie mir?

Stefano.

Recht gern, Herr Biſchof, ſprecht!

Raymond.

Ihr wißt, daß ich und der Notar Rienzi
Mit aller Vollmacht von dem heil'gen Stuhle
Hierher nach Rom geſendet worden ſind,
Zu prüfen ſeinen Zuſtand, ſeine Noth,
Die uns ſo arg geſchildert worden iſt,
So märchenhaft und grauſig, unerhört,
Daß nicht ein menſchlich' Herz es glauben mochte!
Ich kam, und mehr als wahr fand ich das Märchen!
Herr Gouverneur, auf dieſe Greuelthaten
Drückt nicht die heil'ge Kirche ihre Siegel!

Stefano.

Herr Biſchof und Legat!

Raymond.

Noch heute ward
Das Gräßlichſte vollbracht in Eurem Namen!

Stefano.

Wähnt Ihr, der Stefano Colonna wär'
Nur ſo ein Spielwerk in der Kinder Hand?
Meint Ihr, ich wüßte nicht, wie Eure Kirche
Von je beſchützt die Städte gegen uns?
Wähnt Ihr, es ſei die alte Zeit gekommen
Mit dem lombard'ſchen, großen Städtebund?
O, irrt Euch nicht! So lang' Colonna lebt,
Herrſcht Einer nur und Einer ganz und gar!
Wollt Ihr mich lehren, wie das Roß man bändigt?

Mir eine Rede halten, wenn ich ihm
Den Sporn eindrücke, auf das Haupt es ſchlage? —
Genug, Herr Biſchof, ſchreibt nach Avignon:
Ich dankte für den Titel Gouverneur!
Zur Zeit käm' hier ein anderer in Mode!
Maſtino della Scala in Verona,
Und Malateſta und die vielen And'ren,
Die ſich die Städte unterworfen haben
Und ihren Willen zum Geſetz gemacht,
Gebrauchen einen andern, guten Titel;
Mir klingt er gut genug, er heißt: Tyrann!

Raymond.

Nehmt dieſes Wort zurück, nehmt es zurück!

Stefano.

Spricht's Euch nicht an, es iſt und bleibt geſprochen,
Und da Euch nicht die Luft von Rom gefällt,
So will ich Euch, Herr Biſchof, nicht verhindern,
Die beß're Luft von Avignon zu ſuchen.

Raymond.

Wie du von uns, ſo ſagen wir uns los
Von dir und deinen Werken, Stefano!
Du haſt dich losgeriſſen vom Geſetze,
Das mit der Menſchheit dich zuſammenhielt,
Und wie ein Stein, gelöſt von ſeinem Felſen,
So wirſt du abwärts rollen und zerſchmettern!
Die heil'ge Kirche wird auf Mittel denken,
Zu ſchützen ihre Heerde vor den Wölfen! (Ab.)

Stefano.

Wohlan, ſo hüte dich vor meiner Bahn!
Mit großem Schwung auslaufen will ich ſie,
Wie noch vor mir kein Anderer gethan!
(Ein Diener ſpricht heimlich mit ihm.)

Paolo (zu Giovanni).

Bei fürchterlicher Stimmung iſt der Herr!

Giovanni.

Er iſt mein Vater.

Paolo.

O, beſchwichtigt ihn!

Giovanni (zu Stefano).

Was iſt Euch, Vater?

Paolo.

Gouverneur, was giebt's?

Stefano.

Schamlos bedrängt mich noch das Volk zur Nacht;
Ich mein', ſie wollen mich zu Rede ſtellen;
Scheu'n ſie des Löwen Höhle nicht, nun denn,
So mögen ſie des Löwen Kralle ſeh'n!
Laßt ſie herein: ich will mit ihnen ſprechen!
(Ein Diener entfernt ſich.)
Sie kommen recht, die Laune mir zu kühlen.
So ganz natürlich ſollen ſie mich finden.

Neunter Auftritt.

Lorenzo und andere römiſche Bürger. Vorige.

Lorenzo.

Herr Gouverneur! In rechter Angſt und Noth
Stürzt zu Euch her die ſchwer bedrängte Stadt;
Denn da wir nur noch arme Bettler ſind,
So betteln wir jetzt um Gerechtigkeit!

Stefano.

Gehorſam ſollt Ihr lernen, denn Gehorſam
Iſt Euer Handwerk. Das Gelüſt in Euch

Nach altlombard'ſcher Freiheit kenne ich,
Ausreißen will ich das bis auf die Wurzel!

Lorenzo.

Gewaltthat macht der beſſ'ren Zeit gedenken,
Die ſelbſt hier unter'm Krummſtab noch geblüht!

Stefano.

Und dieſe gute Zeit hat Euch verdorben!

Lorenzo.

Ihr habt daran, Herr Gouverneur, nicht Schuld.
Wie Ihr uns halten mögt, das Eine nur,
Gerechtigkeit, verlangen wir von Euch!
Denn wer mit Füßen tritt das Heiligſte,
Kein Recht im Himmel und auf Erden kennt —

Stefano.

Sprich aus! Sprich aus! Nun der? nun der? ſprich aus!

Lorenzo.

Iſt ſelber rechtlos, wie ein wildes Thier.

Stefano.

Das eben war es, was ich hören wollte.

Bürger.

Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!

Stefano.

Ihr Meuterer!
Mit Lanzenſtößen zwiſchen Eure Rippen
Sollt Ihr ſie haben, und mit Meſſerklingen
In Euer Eingeweid', mit Axt und Kolbe
Auf Eure Schädel! und ſo fahrt zur Hölle!

Lorenzo.

So zählt von Euch und Eurem Regiment
Das Volk von Rom durch meine ſchwache Zunge

Sich los und ledig, und ſo ladet Euch
Rienzi auf das Forum vor Gericht
Zur Rechenſchaft. Zu Ende bin ich ſo.

Stefano.

Zu Ende, Narr! Bei Gott, du biſt zu Ende!

Bürger.

O, Gnade! Gnade!

Stefano.

Packt ihn an, Ihr Knechte!
Hinunter ſchleudert ihn von dieſem Söller!

Paolo.

Erbarmen, Gouverneur! Hat er beleidigt,
Iſt er beſtraft ſchon mit dem Todesſchreck!

Bürger.

Erbarmen! Erbarmen!

Stefano (zu den Bürgern).

Verliert kein Wort, denn tödtlich iſt es Euch!

Lorenzo

(von den Dienern gepackt, indem er fortgeſchleppt wird).

Rienzi, hilf! Rienzi, räche mich!

(Lorenzo und die Diener verſchwinden, man hört einen Wehſchrei.)

Stefano.

Das iſt auf Eure Frage meine Antwort! (Die Bürger ab.)
Muſik! Muſik! Ich bitte zu entſchuld'gen,
Wenn meine lieben Gäſte ich erſchreckt;
Es iſt ſo meine Art, ein wenig jäh!
Muſik! Muſik! Die Morgenſonne ſoll
Den holden Damen in die Augen blitzen! (Alle ab.)

Zehnter Auftritt.

Das alte Forum.

Scipione und **Benedetto** treten auf.

Scipione.

Seht! Dort gerad' über das Capitol hängt der Komet ſeinen Schweif herein! Wie er blutigroth herunterdräut mit geballter Fauſt! Was das bedeuten ſoll?

Benedetto.

Und das wißt Ihr nicht, daß Lucifer da über das Firmament ſeinen Drachenſchweif ſchleppt und der Stadt Rom Mord, Aufruhr und Hungersnoth erregt und dabei die Herzen der Menſchen bethört, daß ſie hinunterſauſen, wie behext, in die gluthige Hölle?

Elfter Auftritt.

Craſſo mit vielen **Bürgern** kommt. **Vorige.**

Craſſo.

Und weil mich der Lärm doch nicht wieder einſchlafen ließ und die Hitze Nachts größer iſt, als bei Tage, und hier die alte Römerzeit wieder ganz ſichtbar werden ſollte, ſo ließ ich mich hernarren!

Scipione.

Es lebe die alte Römerzeit!

Volk.

Die alte Zeit!

Benedetto.

Das kommt Alles von dem Kometen!

Craſſo.
Aufruhr und Blutvergießen!

Scipione.
Schlimmes Regiment!

Benedetto.
Theurung und Hungersnoth!

Zwölfter Auftritt.

Rienzi, von Fackelträgern begleitet, erſcheint auf dem Poſtamente einer umgeſtürzten Säule; etwas tiefer hinter ihm **Baroncelli**.
Vorige. Volk.

Volk.
Rienzi und die alte Republik!

Rienzi.
Wo bin ich, Männer? Träume ich nur lebhaft?
Wo bin ich hingerathen? Dieſer Ort?

Volk.
Das Forum iſt es!

Baroncelli.
Komme zu dir, Cola!

Rienzi.
Biſt du es, heil'ger Gnadenort, auf dem
Des Weltgeſchickes Würfel unſ're Väter
Geworfen haben, daß der Erdkreis dröhnte?
Er iſt es noch, in ſeinem Elend noch!
Noch blickſt du auch herab, o Capitol,
Schweigſame Niobe, Cäſarenmutter!
Dich überfiel ein ſchweigend tiefer Jammer,
Seit Julius, dein liebſter Sohn, dir ſtürzte
Mit drei und zwanzig Wunden — an dein Herz!

Baroncelli.

Du packſt ſie wahrlich nicht! Hol' anders aus!
Du biſt zu antiquariſch! Sei vernünftig!

Rienzi.

Wer biſt du, Menſch! Wer ſeid Ihr, Leute, hier?

Volk.

Nun, Römer ſind wir! Römer!

Baroncelli.

Hörſt du, Cola?

Rienzi.

Seid Römer Ihr, vom Todesſchlaf erſtanden,
Daß Ihr das alte Forum wieder ſucht?
Doch ſeid Ihr nicht Geſpenſter, lebet Ihr?
Weh über Euch! Verhüllt die Angeſichter,
Verbergt Euch in der Winkel dunkelſten,
Daß Eure Schmach der Morgen nicht erblickt;
Denn wahrlich, dieſe Stelle iſt das Forum,
Das einſt geſeh'n die Zeit der Republik,
Gehört den Donnermarſch der Bürgerheere,
Die im Triumph heimkehrten aus der Fremde!
Doch jetzt, o blicket nicht um Euch! doch jetzt, —
Seid Ihr gefühllos, werdet blind dazu! —
Ringsher verhüllte, tiefe Todesöde,
Geröll und Schutt, und über dieſen Graus
Empor vergeſſ'ne Zeugen alten Ruhmes,
Schmuckloſe, einſam düſt're Römerſäulen,
Verlor'ne, lebensmüde Waiſenkinder!
Die zu uns betteln ſtumm, doch ſchrecklich redſam!

Baroncelli.

Mit deiner Poeſie verdirbſt du Alles!

Volk.

Die alte Zeit! Die alte Römerzeit!

Rienzi.

Ihr armen Sclaven, ſchlaft den Rauſch Euch aus,
Daß nicht Colonna's Schergen mit der Peitſche
Euch mahnen an die Kette und das Joch,
In dem Ihr einen Tag zum andern ſchleppt!
Iſt Einer unter Euch, der ſagen kann:
Er hab' ein Weib? er lügt es, wie ein Narr,
Colonna's Häſcher theilen es mit ihm!
Wer ſagt: das Blut in ſeinem Leib iſt ſein?
Er lügt es, wie ein Schuft; denn jeder Morgen
Erſchrickt vor Leichen, die der Meuchelmord
Verächtlich an die Straße hat geworfen!
Ja, ſelbſt die Luft zu Rom iſt eine Peſt!
Schmach über Jeden, der ein Römer iſt!
Er iſt ein Knecht von jedem Henkersknecht
Des Stefano Colonna, ſeines Herrn!

Volk.

Nieder mit dem Nero, dem Domitian!

Rienzi.

O, nennt ihn Nero nicht! Gieb uns, o Gott,
Doch wieder Nero und Domitian!
Der Druck war plötzlich, ſchneller noch vorbei,
Für Rom und Freiheit war der Tod vergönnt;
Sie mordeten den Leib, doch nicht die Seele,
Da alle Beide jetzt verloren ſind!

Volk.

In die Hölle mit ihm!

Rienzi.

Was ſagt Ihr von der Hölle? Iſt nicht Rom
So voll von Meineid, Sünde, Wuſt und Laſter,
Voll Greuel, Raub, Verfolgung, Qual und Mord,
Daß ſelbſt der Hölle Grauſen gegen Rom
Ein blumig', freundlich' Paradies erſcheint?
Dort iſt Gerechtigkeit, doch nicht in Rom!
Dort iſt nur Strafe, doch Gewaltthat nicht!
Dort ſind ſich alle armen Sünder gleich,
Rom aber hat noch die Patricier,
Rom aber hat noch Stefano Colonna!

Baroncelli (zu Rienzi).

Ich küß' dich heute wahrlich todt, Rienzi!
Du redeſt wie ein Gott! Schür' zu! Schür' zu!

Volk.

Das gute Recht! Das alte, gute Recht!

Rienzi.

Das gute Recht? O wüßtet Ihr davon,
Es würde jeder Tropfen Blut in Euch
Rebelliſch werden und nach Waffen ſchreien!

Volk.

Rienzi, ſprich! das Recht! das gute Recht!

Rienzi.

Gerettet wunderbar im Strom der Zeiten,
Liegt auf dem Capitol die ehr'ne Tafel,
Darauf die herrliche Lex regia,
Mit der das Volk Veſpaſian, dem Kaiſer,
Das Recht ertheilt, doch nur auf Lebenszeit,
Geſetz zu geben, und den Römergarten,
Italia, zu mindern und zu mehren,

Und ab- und einzuſetzen Könige,
Herzöge, Grafen, Ob're nach Belieben!
Das iſt das Recht von Rom und unſer Recht,
Das unverjährbar iſt, wie Luft und Meer!

Volk.

Wir wollen unſer Recht, das Römerrecht!

Rienzi.

So frag' ich Euch, die Ihr verſammelt ſeid:
Iſt hier das rechte, echte Volk von Rom?

Volk.

Wir ſind das Volk von Rom, wir ſind die Römer!

Rienzi.

So habt Ihr Männer die Gewalt und Macht,
Aus Eurer Mitte den Tribun zu wählen,
Daß er dem Unrecht wehrt, das Recht bewahrt!
Das Volk hat den Beſchluß, ſo wählt, Ihr Männer!

Volk.

Rienzi der Tribun, Rienzi Volkstribun!

Baroncelli (für ſich)

Das war ein kühner Sprung, du liſt'ge Schlange!

Benedetto.

Leute! Bürger! Chriſten! Nichts gegen die heil'ge Kirche!

Volk.

Nichts gegen die Kirche!

Rienzi (für ſich).

Zerſpring' nicht, Herz, du ungeduld'ges Herz!
Still meine Seele, grolle nicht empor!

Volk.

Der päpſtliche Legat! Der Biſchof Raymond!

Dreizehnter Auftritt.

Raymond mit Gefolge tritt auf. **Vorige.**

Rienzi (ihm entgegen).

Sei uns gegrüßt, ehrwürdiger Legat,
Dem Volk der Römer, das in ſeiner Noth
Rath pflegt und mich erwählt hat zum Tribun!
Sei mir gegrüßt, der ich in aller Demuth
Dich bitte um Beſtätigung im Amte,
Das meinen ſchwachen Händen iſt vertraut!

Raymond.

Im Namen unſ'rer allgemeinen Mutter,
Der heil'gen Kirche, darf ich laut verkünden:
Verborgen ſind nicht Eurem Oberhaupte
Die Miſſethaten, die Ihr dulden müßt!
Es hat den Wehſchrei ſeiner Stadt gehört.
Schon längſt, Rienzi, warſt du auserſehen
Von ihm zum Boten ſeiner Vatermilde,
Doch auch zum Richter aller Uebelthat;
Und da das Volk von Rom in dir erneut
Das Tribunat, ſo grüß' ich dich, Rienzi,
Als rechten Sohn der Kirche und Tribun!

Vierzehnter Auftritt.

Daniello mit bewaffneter Volksmenge tritt auf. **Vorige.**

Daniello.

Werft Eure Finger um die Meſſergriffe!
Werft ab die Mäntel, drückt den Hut in's Auge!
Reißt Steine aus der Erde, Männer! Römer!
Und ſchrei't um Rache, daß der Himmel brüllt!

Volk (durcheinander).

Was iſt? Was gibt es? Daniello, ſprich!

Daniello.

Colonna hat uns Alle todtgeſchlagen
In unſ'rem Abgeordneten, dem alten
Lorenzo, Eurem Obmann! Todt Lorenzo!
Todtgeſchmettert auf das Pflaſter der Straße!

Rienzi.

Voll, voll gerüttelt iſt das Maß der Sünde!

Volk.

Rache! Rache! (Man hört mit allen Glocken ſtürmen.)

Rienzi.

Hervor aus Euren Gräbern, Römergeiſter!
Zerſprengt die Erde und die Todtengrüfte!
Gerüſtet ſtürzt heraus mit Schwert und Helm,
Heraus zu uns, zu Euren Kampfgenoſſen!
Stählt mich vom Wirbel bis zur Zeh' hinab,
Ich halt' die Waage der Gerechtigkeit!
Rom iſt erſtanden und die Erde bebt!

Zweiter Act.

Rienzi's Zimmer auf dem Capitol.

Der Hintergrund iſt mit einem Vorhang verhangen.

Erſter Auftritt.

Rienzi. **Enrico** (ſchreibend am Tiſche).

Enrico.

Es iſt die dritte Nacht, daß wir kein Auge
Geſchloſſen haben.

Rienzi.

Urlaub gebe ich,
Sobald das einz'ge Schreiben noch beendet.
Wo ſtehen wir?

Enrico (lieſt).

Euer Heiligkeit immer dienſtbar befliſſen —

Rienzi (dictirend)

— Habe ich die Fürſten und Herren von Rom vor mein Tribunal geladen, —

Enrico.

— geladen —

Rienzi.

— Rechenſchaft zu geben von allen Miſſethaten, verübt an Gott, ſeinem Statthalter und ſo vielen Gerechten —

Enrico.

— Gerechten —

Rienzi.

— ſie aber mit Stefano Colonna und ſeinem Sohne Giovanni entwichen —

Enrico.

— entwichen —

Rienzi.

— und haben ſich gegen Rom auf der Straße von Tivoli her gelagert —

Enrico.

— gelagert —

Rienzi.

— aber alle Heiden ſollen inne werden, daß Gott iſt, der ſich Israels annimmt, hilft und rettet!

Enrico.

Das klingt gar fromm!

Rienzi.

Es hört ein Jeder gern
In ſeiner eig'nen Sprache mit ſich reden!

Nun ſchließe alſo: Heiliger Vater, deinem Gebete ſein Heil, deinem Segen ſein Vorhaben empfiehlt demüthig flehend —

Enrico.

— flehend —

Rienzi.

Wir ſind zu Ende! (Er unterzeichnet.)
Brich die Schrift und ſieg'le;
Gieb ſie im Vorſaal an Tomaſo ab,

Ich habe ihn von Allem unterrichtet!
Für heute ſind wir fertig, mein Enrico!

Enrico.

Es bricht der Morgen an!

Rienzi.

Verſchlafe ihn!

Enrico.

Und du?

Rienzi.

Ich habe keine Zeit! Schlaf' wohl!

(Enrico ab.)

Ha, Tagesanbruch! Hab' ich nicht befohlen
Zu dieſer Friſt mir den beſtohlenen
Toskaner vorzuführen?

(Lictoren bringen Filippo herein.)

Sieh', er kommt!

Zweiter Auftritt.

Filippo. Rienzi.

Filippo.

Verzeihe mir, Tribun!

Rienzi.

Begehrteſt du
Nicht zu verſuchen die Gerechtigkeit?

Filippo.

Vergieb!

Rienzi.

Ich bin nur Richter, Kläger du!
Trag' in der Ordnung deine Sache vor!

Filippo.

Leg' kein Gewicht darauf! Ich konnt' nicht glauben,
Daß Rom, wohin kein Reiſender gekommen
Seit ew'ger Zeit, der nicht geplündert worden
Oder beſtohlen auf dem freien Heerweg
So gut, wie in der Stadt, ſelbſt in den Kirchen,
Daß Rom, mit dem wir fremden Handelsleute
Abbrechen mußten jeglichen Verkehr, —
An das Mirakel konnte ich nicht glauben,
Daß Rom auf einmal ehrlich worden ſei.

Rienzi.

Weiter!

Filippo.

Nun jetzt Florenz vernommen hatte,
Daß du hier wieder Recht und Ordnung ſchaffſt,
Beredet mich Anſelmo, der mein Freund
Und Vetter iſt, an Gold- und Silberwaaren
Ein Weniges her auf den Platz zu bringen.

Rienzi.

Und ſicher war die Straße?

Filippo.

Zum Verwundern.

Rienzi.

Doch wurdeſt du beſtohlen hier in Rom?

Filippo.

Mein Vorwitz ward beſtraft; ſo muß es ſein!
Denn wie wir das Gewölbe vorgerichtet,
Durchſtrich ich mit Anſelmo hier die Straßen
Und freute mich der wunderſamen Ordnung,
Die überall wir fanden, ſelbſt Florenz

Hat noch ſo gute Zeiten nicht erlebt.
So kamen wir denn auf den Platz Navona
Und ſahen eine Säule dort errichtet,
Daran zwei reiche, ſchwere, gold'ne Spangen,
Ganz los an einen Nagel hingehängt,
So recht verlockend und ergreifbar Jedem,
Der flüchtig dort vorüberſtreifen mag;
Und Leute, die dort ſtanden, ſagten uns,
Daß du zum Zeichen, wie der beſte Staat
Geſäubert ſei von Räubern und von Dieben,
Frei hingehangen den koſtbaren Schmuck,
Und unberührt wär' er bis jetzt geblieben.
Da wiederum beredet mich mein Freund,
In ſeiner Weiſe fröhlich, voll Humor,
Noch meine gold'ne Kette hinzuhängen,
Um zu erproben, ob auch fremdes Gut
So ſicher ſei in Rom, wie deine Spangen.
Es war ein Scherz.

Rienzi.

Und deine Kette aber?

Filippo.

Nun ja, am nächſten Morgen war ſie weg!

Rienzi.

Geſtohlen?

Filippo.

Freilich! Ja!

Rienzi.

Und war daran
Ein Merkmal, ſie auch ſpäter auszufinden?

Filippo.

In ihrer Mitte war ein Medaillon,
Darauf das Bildniß meines Jugendfreundes,
Anſelmo's eben, den ich ſchon genannt.

Rienzi (überreicht ihm die Kette).

Hier iſt die Kette mit dem Medaillon,
Und dort das Haupt des Diebes, der geſtohlen!

(Der Vorhang wird aufgezogen; man ſieht den Scharfrichter mit dem Beile ſtehen und ein Haupt emporhalten.)

Filippo.

Herr Gott im Himmel!

(Der Vorhang wird wieder zugezogen.)

Rienzi.

Haſt du das Haupt erkannt?

Filippo.

Anſelmo! Armer Freund!

Rienzi.

Und zweifelſt du,
Daß die Gerechtigkeit in Rom erſtanden?

Filippo.

Du großer und entſetzlicher Tribun!
Ich lieg' vor dir vernichtet, wie ein Wurm!

Rienzi.

Kehr' ruhig heim und grüße mir Florenz! (Filippo ab.)

Dritter Auftritt.

Rienzi. Bald darauf **Baroncelli** und **Montreale.**

Rienzi.

Ein Jeder geht vorüber an der Sphinx
Der Zeit, und Jedem ruft ſie zu

Ihr altes Räthſel; Viele geh'n vorbei,
Doch ſteht ihr erſt oft nach Jahrhunderten
Ein Einziger, der friſch das Wort ihr nennt,
Mit dem er trifft des Räthſels wahren Sinn;
Gerechtigkeit rief ich der Sphinx entgegen,
Da zitterte vor Schrecken ſelbſt der Erdkreis,
Es donnerte die Luft und vor mir nieder
Sank dieſe Zeit und hieß mich ihren Herrn!

(**Montreale** und **Baroncelli** treten ein.)

Baroncelli.

Ich bringe dir den Ritter Montreale
Aus der Provence, deſſen junger Ruhm
Sein Herold iſt.

Montreale.

So ſeh' ich dich, Tribun?
Der in ſo kurzer Zeit Europens Völker
Gelehrt, in hunderttauſendfachem Echo
Die Namen: „Rom! Rienzi!“ auszurufen?
So ſeh' ich dich, der wie mit Zauberſprüchen
Die alte Römerwelt heraufbeſchworen,
Und der ein längſt vergeſſenes Jahrtauſend
Hereingeworfen hat in dieſe Tage,
Daß man ſich noch betroffen reibt die Augen,
Nicht faſſen kann die Größe dieſes Wunders!

Rienzi.

Willkommen, junger Held! Nicht unbekannt
Biſt du bei uns, auch Freunde findeſt du,
Von dir hat Baroncelli oft geſprochen.

Montreale.

O, wie ein Adler über ſeine Jungen,
Hab' ich gebrütet über meine Träume,

Am mittelländ'ſchen Meer, in Thatendurſt
Auf meinem halbverfallenen Caſtell!
Dort kreiſt' ich mit dem Meſſer auf die Steine
Viel hundert Plane ungeſchlag'ner Schlachten,
Und nie geſeh'ne Riſſe ſtarker Burgen!
Oft ſchrie ich, wie ein Leu, vor inn'rem Grimm,
Und ſchwieg nun wieder lange Monden ſtill!
Da, wie ein Blitz in wetterdunkler Nacht
Vor einem irren Wandrer niederfährt,
So wurde plötzlich Weg und Pfad mir hell;
Des Wort's Lawine: „Rom iſt auferſtanden!
Rienzi hat die Todten aufgeweckt!"
Riß mich empor, ich war erwacht zum Leben.
Hinab ſtürzt' ich zum Strand, und mit drei Knechten
Warf ich mich in ein ſchlechtes Fiſcherboot;
Ich trieb das Steuer ohne Unterlaß;
Schon ſah ich fern Italiens Küſte blauen,
Da brandete im Sturm das Meer zum Himmel.
Ich warf die Waffe, das Gewand von mir,
Und kaum geſchehen, bäumte ſich das Schifflein;
Da ſchrie der wüſten Woge ich entgegen:
„Reſpect! Rienzi!" und der Gott des Meeres
Trug mich auf Rieſenarmen an das Land.
Entſtellt von Salz und Sand ward ich gefunden
Ohnmächtig dort von Räubern, die ſich meiner
Erbarmten, Kleider, Roß und Schwert mir ſchenkten, —
Und ſo ſteh' ich in Rom vor dir, Rienzi!
Mein Heldenbruder mußt du wahrlich werden!

Rienzi.

Du meinſt, zwei Adler könnten einen Horſt,
Zwei Löwenmänner eine Höhle theilen?

Montreale.
Wenn gleich' Bedürfniß ſie zuſammenbindet,
Und in Gemeinſchaft nur der Raub gelingt;
So darf auch ich dir, dem Gewaltigen,
Ein großes und gewalt'ges Bündniß bieten!
Rienzi.
Laß' deinem Plan mich in das Auge blicken!
Montreale.
Noch keine Zeit war günſtiger, als dieſe,
Dem, der was wagen will im großen Stil.
Rom hat verloren ſeine beiden Augen,
Den Kaiſer und den Papſt; frei ſind die Hände
Und Leidenſchaften, die das Reich verwirren.
Baroncelli.
Und guter Fiſchfang iſt im trüben Waſſer.
Montreale.
Es ſtreiten fern von hier im wüſten Norden
Zwei Fürſten um das Recht des Kaiſertitels,
Der Luxemburger und der Baier halten
Sich ſelbſt in Odem, und die Beiden wieder
Den Papſt in Avignon, der ſelbſt nicht weiß,
Wie er durch dieſe Strudel ſteuern ſoll; —
Neapel aber, wo Johanna herrſcht,
Des Königs, ihres Gatten, Mörderin,
Verhaßt beim eig'nen Volk, bedräut vom König
Der Ungarn, ihres Gatten ſtrengem Bruder,
Hat in den eig'nen Netzen ſich verſtrickt!
Das iſt der Stand der Welt!
Rienzi.
Du haſt die Zeit
Als Rechenmeiſter nach dem Einmaleins

Klug ausgerechnet, dividirt und addirt;
Du haſt den einen Factor nur vergeſſen,
Den ſchaffenden und den lebend'gen Geiſt!
Die Zeit iſt immer da, wo Geiſt und Herz
Vermag das Große, Tüchtige zu leiſten.

Baroncelli.

Das heißt: Gott hilft, wo man ſich ſelber hilft!

Montreale.

Mehr, als du wähnſt, begreifſt du meinen Plan!
Lang' habe ich die Welt mir angeſchaut
Rundum, wie einen Topf, bis ich den Henkel
Gefunden habe, der zu faſſen iſt!
Mit einem Wort: Die Gottheit dieſer Zeit
Iſt Eigennutz, und wer den Zeitgenoſſen
Darbieten wird die größere Gewähr,
In einem Punkt zuſammen und zumeiſt
Die Wünſche aller And'ren zu erfüllen,
Wird ſie gehorſam ſeinem Willen finden.
Du biſt der Mann, Rienzi! Du gewährſt
Gerechtigkeit und bieteſt jedem Bürger
Die Sicherheit für Leib und Eigenthum;
Du, Baroncelli, klug, gewandt und ſchnell,
Geſellſt dazu die Umſicht und die Liſt!
Da fehlt noch Einer zu dem großen Bund;
Ich weiß, Colonna zieht jetzt gegen Rom,
Und alle Edle ſind mit ihrer Mannſchaft
Bei ihm, — bei Gott, ein zahlreich', tapfres Heer! —
Sie prahlen ſchon, was ſie beginnen ſollen
Mit dir, Rienzi: ob ſie gleich dich tödten?
Ob, wie ein ſelt'nes Thier, in einem Käfig
Dich aufbewahren und den Leuten zeigen?

Rienzi.

Aufgeht die Sonne! Untergeh'n nicht mehr
Erblickt ſie Stephano Colonna! Wahrlich,
Das prophezeit mein Geiſt, der nie gelogen!

Montreale.

Ich will die Prophezeihung dir erfüllen!
Ich prahle nicht, doch ſchnell, wie da mein Schwert
In dieſem ſtarken Arm, iſt der Gedanke
In meinem Haupt, mein Auge iſt ein Blitz,
Ich ſeh' den Vortheil in der Schlacht voraus,
Des Kampfes Ordnung weiß ich ſchnell zu finden,
Des Ortes Gunſt mir plötzlich zuzuwenden,
Verſtellte Flucht und Hinterhalt zu machen,
Des Feindes Glieder plötzlich zu zerſprengen,
Und, wie ein Wolkenbruch, des Heeres Trümmer
Zerſtreuen weit hinaus in das Verderben!

Rienzi.

Ich zweifle nicht an deiner Worte Wahrheit,
Ich ſeh' den Mann vor mir! Dein Angeſicht,
Dein feſtes Auge, und dein ganzes Weſen
Preiſt dich noch mehr, als deine Rede kann!
Doch, da der Eigennutz die Welt beherrſcht,
So ſage mir, wie theuer kauft man jetzt
Sich einen Helden? Fordere den Preis.

Baroncelli.

Verſteht ſich: gleiche Brüder, gleiche Theile!

Montreale.

Es iſt geſagt! Ich ſetze noch hinzu:
So lang' nicht jegliche Provinz erobert,
Durch Unterhandlung oder durch die Waffen,

Muß zwiſchen uns die gleiche Macht ſich theilen
In dem Triumvirat nach alter Weiſe! —

Rienzi.

Und endlich ſcheitern, ſowie jegliches
Triumvirat!

Montreale.

Dann theilen wir die Beute!
Ich nehm' Neapel, Baroncelli aber
Die Lombardei, den ſchönſten Ueberreſt,
Toskana, Rom —

Rienzi.

O, hört mich, hört mich an!
Aus ſolcher Selbſtſucht, ſchnöder Niedertracht
Hat Rom nicht ſeinen Volkstribun gewählt,
Hab' ich mich ſelbſt mit freier Männerbruſt
Geworfen nicht entgegen dieſem Kampf!
Ihr großen Geiſter der Vergangenheit,
Vor Euch liegt offen all mein Thun und Weſen,
Ich rufe Euch, zu zeugen gegen dieſe,
Die hier im Staube wühlen und mich ſelbſt
Zu ihrem Schmutz hinunterziehen wollen!
Ich rufe dich, du unerbittliche,
Dich, meine Göttin, o Gerechtigkeit,
Herab zur jähen Rache auf mein Haupt,
Wenn je ich deinen eiſern ſtrengen Spruch
Aus Schwäche, Menſchengunſt, aus Furcht, mit Abſicht
Und ohne Abſicht beugte, wenn ich je
Vergöß' unſchuldig' Blut mit böſem Willen!
Dann gieb mein Leben Preis dem größten Schuft,
Den je Italiens Sonne hat beſchienen!

Montreale.

Du haſt dein Urtheil ſelber dir geſprochen;
Denn ſtraflos hat kein Sterblicher noch je
Mit den Unſterblichen ſich meſſen dürfen!
Ich habe mich getäuſcht in dir; es taugen
Nicht zu einander unſ're Sinnesarten;
Geh' deinen Weg, doch ich verfolg' den meinen!

Rienzi.

Wir dürfen nimmer wieder uns begegnen! (Montreale ab.)
(Zu Baroncelli.)
Du weilſt noch? Haſt du etwas auf dem Herzen?

Baroncelli.

Ich ſchüttle nur noch die Gedankenwürfel
So hin und her, und zähle mir die Augen,
Ich möchte einen kleinen Paſch mir werfen!
Tribun, denk' nicht, daß ich ſo gar verſtockt,
Verſeſſen bin auf die lombard'ſchen Hammel;
Es wird doch wo ein and'rer, fetter Biſſen
Im Sack des beſten Staates für mich ſtecken —
Ein kleines, quickes Fürſtenthum, — je nun!
Das wär' mir eben recht!

Rienzi.

So ſeid Ihr Alle!
Gemeinſinn fehlt, doch nicht gemeiner Sinn!
Deshalb nur hätten wir ſoviel gewagt,
Und in Alarm die halbe Welt gebracht,
Um uns mit Gold die Börſe voll zu ſtopfen?

Baroncelli.

Gold oder Ruhm, es glänzt am Ende Beides!
Du nimmſt den Ruhm uns allen And'ren weg,

So geiz' nicht mit dem Gold, wir wollen leben!
Ich kann mich nicht mit Redensarten füttern.

Rienzi.

Welch eine Sprache?

Baroncelli.

Zum Verſtehen gut!
Doch hab' ich heute meine Großmuthslaune,
Aufopferung iſt meine Leidenſchaft;
Doch Geld, Rienzi, Geld gebrauch' ich viel!
War ich dein Hetzhund nur, der dir in's Garn
Das Römervolk gejagt, wohlan, heraus!
Heraus den Lohn!

Rienzi.

So gilt dir Alles nichts,
Die neue Wohlfahrt deiner Vaterſtadt, —

Baroncelli.

Sehr wohl! fang' Jeder bei ſich ſelber an,
So wird die allgemeine Wohlfahrt fertig!
Rienzi, hüt' dich, willſt du mich betrügen!

Rienzi.

Das heißt?

Baroncelli.

Nun, der für dich das Volk empörte,
Der könnt' es wohl auch gegen dich verſuchen!

Rienzi.

Wahr' deinen Kopf! Ich meine deinen Kopf!
Vor meiner Thüre ſtehen zwölf Lictoren,
In jedem Bündel tragen ſie ein Beil!

Baroncelli.

Das wär ein Pröbchen von Gerechtigkeit!
Rienzi, wir ſind quitt! Ade, Rienzi!

Rienzi.

Brich ab! Nicht weiter geh' der Zank, der ſchon
Zu lang' gewährt! Vergiß ein ſchnelles Wort,
Wie ich vergeſſen will, was dir entſchlüpft!
Die Feinde rücken an, wir hadern hier?
Da, Baroncelli, meine Hand! Du bleibſt
Mein raſcher, toller, lebensluſt'ger Freund!
Dir iſt das Thor vertraut bei Sanct Lorenzo,
Dort wird der Feind zuerſt den Angriff wagen;
Schlag' ihn zurück! das Volk ſoll königlich
Den Sieger lohnen, aber ich den Freund!
Wir ſeh'n uns noch.

Baroncelli.

Wir ſeh'n uns noch, Tribun!

(Ab.)

Vierter Auftritt.

Daniello. Rienzi.

Daniello.

Auf! Auf! Es ſchreit das Volk nach dir!
Den Helm ſtürz' auf! Die Feinde ſtürmen an!
An's Schwert die Fauſt! Colonna vor dem Thor!

Rienzi.

Es klingt die Wage, und es zuckt das Schwert;
Der Volkstribun geht heute zu Gericht! (Beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Platz vor der Kirche Antonio auf dem Esquilin.

Bewaffnete ſtellen ſich auf und ſperren die Straßen ab.

Scipione. Bewaffnete Bürger.

Scipione (ſchnell herbeiſtürzend).

Verrath! Baroncelli iſt über! Verrath! Das Thor offen! Herein Colonna! flieht! flieht!

Bewaffnete.

Halt! Halt!

Scipione.

Cospetto! Sacrato dio! Birbone maledetto!

(Feldgeſchrei der Nobili aus der Ferne:)

Rache und Colonna!

(Feldgeſchrei der Römer:)

Rom und Rienzi!

Fliehende.

Er kommt! Colonna kommt!

Bewaffnete.

Luft! Luft! Der verfluchte Tribun! Die verdammte Freiheit bringt uns um!

Bewaffnete.

Halt! Halt!

Scipione.

Neunmal ausgeblaſene Maccaronigeſichter, laßt mich durch! durch!

Bewaffnete.

Halt! Halt!

Scipione.

Mir fährt die Angſt in den Leib!

(Feldgeſchrei Colonna's:)

Rache und Colonna!

Sechster Auftritt.

Daniello ſtürzt herbei. Bald darauf **Stefano.**

Daniello.

Rom und Rienzi! Sticht! Sticht!

Scipione.

Den Teufel auch! Dort kommt er heraus, der alte Höllenhund!

Fliehende.

Colonna! Colonna!

Stefano.

Zahnloſe Meute, kennſt du nun den Eber?
Großſprecher, ho! wo biſt du, Narr Rienzi?

Siebenter Auftritt.

Rienzi. Vorige. Zuletzt vorübereilende **Krieger.**

Rienzi (mit dem Schwerte Stefano entgegen)

Hier haſt du ihn!

Stefano.

Hab' ich denn jetzt das Glück,
Den großen Volkstribun vor mir zu ſeh'n?
Den alten Römer, den gerechten Brutus?

Rienzi.

Tyrannen war zuweilen er gefährlich!

Stefano.

Das ſagſt du mir, der ich die Stadt erobert?
Das Thor liegt hinter mir!

Rienzi.

Vor dir der Tod!
Drei Worte gönn' ich dir, dann iſt dein Blut
Geweiht den unterird'ſchen, ſtrengen Mächten!

Stefano.

Drei Worte, Pöbelfürſt? Du willſt gebieten
Dem Stefano Colonna hier in Rom?

Rienzi.

Dem du verfallen biſt mit Haupt und Hand!
O, Stefano! ſo viele Miſſethaten
Haſt auf dein graues Haupt du aufgehäuft,
Daß du nun in die Kniee ſinken mußt!
Todtſchläger, weh! an deinen Händen klebt
Unſchuldig' Blut, der Angſtſchrei der Gequälten,
Dir ſchleichen nach die Seufzer der Zertret'nen,
Auf dich herunter ſchleudern finſt're Geiſter
Schuldlos Erwürgter felſenſchweren Fluch!

Stefano.

Das mir? Verfluchter Poſſenreißer, mir?
Entzwei iſt die Geduld, ergieb dich, Narr!

(Sie fechten.)

Rienzi.

Entſetzen über dich! Nimm hin! Nimm hin!
Auf dich den Tod! Verdirb! Nimm hin!

(Beide fechtend ab.)

Rienzi's Stimme.

Und ſtirb!

Alle.

Nieder mit Colonna! Rienzi hoch! (Alle ab.)

Vorübereilende Krieger.

Victoria! Victoria!

Achter Auftritt.

Vor der Treppe zum Capitel.

Craſſo. Andrea. Vieles Volksgedränge.

Craſſo.

Kann man denn einmal ordentlich ausſchlafen vor dieſem Trommeln und Trompeten! Elend wird man davon. Hätte ich ſonſt den Rock zugeknöpft über den Leib, ſo konnt' ich die fünf unteren Knöpfe nicht mehr ſehen: jetzt fällt mir ſchon der vorletzte in die Augen. Heißt das auch alte, gute Zeit?

Andrea.

Aber die ſchöne Gerechtigkeit! Ich ſag' Euch, es ſchlägt gut ein! Keine Steuern! Keine Abgaben!

Craſſo.

Aber die Unruh'! Der Lärm! Heißt das auch der beſte Staat? (Trommelmarſch aus der Ferne.)

Volk.

Da kommen ſie! Da kommen ſie!

Craſſo.

Was drängt Ihr denn! Hier ſtehen auch Leute! Ihr erdrückt, Ihr erſtickt mich! Heißt das auch Freiheit?

Neunter Auftritt.

Rienzi, neben ihm zwei Krieger, welche Colonna's Waffen und Rüſtung tragen. **Daniello** und die übrige Schaar zieht im Triumphmarſch auf; ſpäter gebunden **Baroncelli. Volk.**

Volk.

Rienzi hoch!

Rienzi.

Dich, alte Gottheit dieſes Ortes grüßt
Nach ſeinem erſten Sieg der Volkstribun;
So lange Rom ſteht, ward zu dreien Malen
Dir nur zu Theil die heil'ge Fürſtenbeute;
Nach tauſend Jahren komme ich einher,
Und weih' zum vierten Mal die Spolien
Dem großen Jupiter Ferretrius!

Daniello
(welcher **Baroncelli** gebunden vorführt).

Tribun, es bittet dich das Bürgerheer,
Noch eh' du ſteigſt zum Capitol empor,
Den ſchändlichen Verräther, Ueberläufer,
Den Baroncelli hier, den ich gefangen,
Nach dem Geſetz zu richten. Sprich und richte!

Rienzi.

Kein Blut mehr heute! Heute nicht!

Baroncelli.

Doch Gnade!

Volk.

Den Tod! Den Tod!

Baroncelli.

Was ſchreit Ihr, lieben Freunde?
Wie, wenn ich nur aus Kriegsliſt ſo gethan?
Ihr wißt, ich hatte immer eine Liſt!

Craſſo.

Das iſt wahr: immer ein pfiffiger Kopf! luſtig und guter Ding'!

Viele aus dem Volke.

Baroncelli! Der luſtige Baroncelli!

Rienzi.

Vergieb uns unſ're Schuld, wie wir vergeben
Den Schuldigen!

Volk.

O laß' ihn leben! laufen!

Rienzi.

O, Baroncelli, werde wieder brav,
So will ich deine Untreu' dir vergeſſen!
Macht ſeine Hände frei! Doch, Baroncelli?!

Zehnter Auftritt.

(Muſik von Flöten und Hoboen.)

Camilla mit einer Schaar geſchmückter Jungfrauen; ſie ſelbſt einen Lorbeerkranz emporhaltend. **Vorige.**

Camilla

(überreicht **Rienzi** den Lorbeerkranz).

Dem Sieger, dem Tribun, verleihet Roma
Die Ehre des Triumphs, die Lorbeerkrone!

Rienzi

(verſinkend in die Betrachtung des Lorbeerkranzes).

Die Laſt des Kampfes und geſtählte Mühen,
Der Tage Drangſal und der Nächte Qual,
Des Neides Schmach und Leiden ſonder Zahl,
Wer möcht' ſie tragen und im Streit erglühen,
Die Stirne bieten jedem Wetterſtrahl,

Gehörte nicht des Ruhmes edlem Sohne
Das grüne Reis der ſchönen Lorbeerkrone.

O Held und Dichter, Dioskurenbrüder!
Euch lohnet weder Gold, noch Sold und Gut.
Freiwillig, wie der Sonne Morgengluth,
So wallet mächtig Ihr zur Erde nieder,
Mit Euch, durch Euch ein neuer Lebensmuth;
Vor Euch die That und Euer Ruf: „Es werde!“
Stürzt einen ganzen Himmel auf die Erde!

Andrea.

Er iſt verzückt! Er prophezeit!

Volk.

Hört! hört!

Rienzi.

Was kann ein Volk, was kann die Welt Euch reichen,
Als was den Göttern ſie zum Opfer bringt,
Den Göttern ſelbſt um ihre Schläfe ſchlingt,
Den Lorbeerzweig, des Ruhmes heilig' Zeichen,
Das außer Euch kein Sterblicher erringt?
Ein Lohn, ſo leicht, das ihn das Haupt nicht fühlet,
Ein grünes Blatt, das Euch die Stirne kühlet!

Cäſarenkranz, des Lorbeers ew'ge Grüne,
Ich halte dich, du wunderbares Reis,
Symbol des Weltalls in ſo kleinem Kreis,
Dich, Heldenkrone, jedem Drangſal Sühne,
Ich halte dich, der Ehren höchſten Preis;
Glückſelig, der nach todeskühnem Streiten
Bekränzt mit dir darf zu den Göttern ſchreiten.

Volk.

Hoch, Volkstribun Rienzi! Cäſar! Cäſar!

Rienzi (Camilla's Hand ergreifend).

O, Roma, deine Hand! Ich leite dich
Zu deinem Götterſitz, und beuge dir
Zu deinen Füßen eine Völkerwelt!

(Im Triumphe ziehen Alle auf der Treppe des Capitols hinauf.)

Dritter Act.

Zimmer Rienzi's wie im zweiten Acte.

Erſter Auftritt.

Rienzi (koſtbar gekleidet und geſchmückt, allein)

Oft wenn ich ſtundenlang als Knabe noch
Still dort geſeſſen an dem Rand der Tiber,
Indeß die gold'nen Wogen mir erzählten
Die dunkelwilden Märchen alter Tage,
Wie einſt der Anio einhergebraust
Vom Sieg der Römer mit Sabinerleichen,
Eh' noch der Siegesbote Rom erreicht;
Wie einſt Horatius Cocles dort die Brücke
So lang vertheidigt, bis ſie hinter ihm
Gebrochen und das Römerheer gerettet,
Und er allein verloren — nicht verloren,
Mit Waffen und mit Wunden in die Fluth
Hinabgeſprungen und zur Stadt geſchwommen,
Da ſchlug mir, einem Knaben, durch die Glieder
Ein wunderſamer, todesfreud'ger Schauer,
Und in den Strom warf ich mich ſelbſt hinein,
Die Wogen drückt' ich brünſtig an die Bruſt,
Quer durch mich ringend nach dem andern Strand,

Ich blies vor mir den Schaum in wilder Luſt,
Ich ſtreichelte des Fluſſes Löwenmähne,
Und ſprang mit Jubel hoch am Ufer auf,
Und: „Freiheit!“ ſchrie ich und: „Victoria!“
Und warf mich lachend, weinend auf die Erde.
Und als ich Mann geworden, ſaß ich wieder
Am großen Tiberſtrom der Zeit in Harm
Und Qual der ungeſtillten Thatenluſt,
Und warf mich wieder in des Stromes Wogen,
Mit ſtarkem Arm die Fluthen unterjochend,
Und ſpringe wieder hoch am Ufer auf
Und ruf' dem Erdkreis zu: „Victoria!“ —
Ich hab' den alten Römergott geweckt;
Mit ſeinem rechten Fuß — Italien —
Steigt wieder auf den Nacken dieſer Erde
Jupiter terminus.

(Pauſe.)

In nied'rer Hütte, bei Sanct Thomä Kirche,
Unfern der Synagoge war mein Vater
Stellmacher, Wäſcherin die treue Mutter;
Es fehlte oft das Brod auf unſ'rem Tiſche,
Der kleinen Lampe Oel; die Sorge ſaß
Als Spielgefährtin neben meiner Wiege.
Ich aber ſtarrte wie ein junger Aar
Mit kühnen Augen in die helle Sonne.
Ich hatt' nicht Freude an dem Lärm der Jugend,
Denn einem großen Schickſal ſchlich ich nach;
Und nun auf einmal dieſer Strom des Glanzes,
Der mich umfluthet, dieſe Herrlichkeit!
Einſt prieſen wenig' Knaben meinen Namen,
Jetzt ſtehen alle Völker an dem Strand

Und rufen jauchzend: „Rom! Rienzi!“ aus.
Und ſelbſt der Aetna ſchlägt mit Feuerfäuſten
Zu dem Triumphgeſchrei den Rieſentact
Hoch an den Himmel, daß die Erde hüpft!
O Majeſtät, ich ſtürz’ mich frank und ſchlank
In deine gold’ne Fluth. Ich trink’ dich aus
Bis auf den letzten, allerletzten Tropfen,
Und, wie ein Cäſar, will ich mich berauſchen
In dir, imperium, du Herrſcherwonne,
Zu Tod in dir mich ſchwelgen, wie ein Gott!

Zweiter Auftritt.

Enrico. Rienzi.

Enrico.

Heil dir, Tribun, zu dieſem großen Tage,
Da du das ganze Römervolk bewirtheſt,
Die Abgeordneten der fremden Völker
Und Menſchen aller Länder, aller Sprachen!
Als gält’ es, hier das Heil der Welt zu holen,
So ſtrömen Hunderttauſende nach Rom;
Nicht faſſen mehr die Häuſer, nicht die Straßen
Die Zahl der Gäſte, das Gewühl des Feſtes!
Wie einem Träumenden iſt mir zu Sinn.
Mein Amtsgewand, faſt kaum mein Prätorſtab,
Kaum die Begleitung herriſcher Lictoren
Vermochten mir den Weg zu dir zu bahnen.
Faſt trunken bin ich von dem Duft der Blumen,
Der vielen Myrthen- und Orangenblüthen,
Die im Gewinde alle Säulen ſchmücken,
Faſt blind vom Glanz der bunten Teppiche,

Die reich an Seide, Stickerei und Gold
Von jedem Fenſter, jedem Söller wehen,
Faſt taub vom Lärm der tauſend Muſikanten,
Die durcheinander Melodieen wirbeln.

Rienzi.

Hat dieſe Pracht dich auch emporgerüttelt,
Dein Herz erweitert und mit Luſt erfüllt,
So iſt das größte Wunder heut' vollbracht.

Enrico.

Doch mir iſt Angſt um dich — du wirſt nicht ſchelten —
So bang', als müßt' das hohe Himmelszelt
Einbrechen, plötzlich trügeriſch der Boden.

Rienzi.

Was ficht dich an?

Enrico.

Wenn ich dich ſeh', Rienzi,
So freudig, prächtig und ſo kaiſerlich,
Allmächtig faſt gebietend, o Tribun!
So überkommt mich ein geheimer Schmerz,
Als würdeſt plötzlich du hinweggenommen.
So Schönes gönnt der Himmel nicht der Erde;
O, thu' nur heute dieſe Pracht von dir!

Rienzi.

Kommſt du von Sinnen?

Enrico.

Du gehſt zu weit. Rienzi, ſtehe ſtill!
Denk' heut' nicht an den ungeheuren Plan
Der Weltherrſchaft. Noch iſt dir Zeit gegönnt,
Dich zu entſchuldigen; noch ſind der Papſt
Und Kaiſer nicht ſo ſehr von dir gekränkt,

Daß ſie für ihren Feind dich halten müßten;
Noch iſt ja Nichts, noch gar Nichts iſt verloren,
Noch nicht die Brücke hinter dir gebrochen!
(Weinend an ſeinem Halſe.)
Rienzi, wag' es nicht! Rienzi, thu' es nicht!

Rienzi.

Soll ich vor jeder Kutte niederfallen
Und um Entſchuld'gung bitten, daß ich wage
In Rom zu ſein, ein Römer mit den Römern?

Enrico.

O, wenn hat je ein Magiſtrat in Rom
Sich angemaßt, die Geiſtlichen zu richten,
Die nur gerichtet werden von der Kirche?
Du aber, ohne Unterſchied, haſt Jeden,
Ob Prieſter oder Laie, dir geſtellt,
Und unerbittlich mit dem Beil geſtraft
Selbſt eines Cardinals, Ceccano's Neffen!

Rienzi.

Sie waren alleſammt des Todes ſchuldig;
Ausnahme kennt nicht die Gerechtigkeit,
Verbund'nen Auges wägt ſie ab das Recht,
Verbund'nen Auges hält ſie auch das Schwert.

Enrico.

Das wird und kann nicht dulden der Legat,
Der hier in Rom vertritt den heil'gen Vater.

Rienzi.

Bin ich ſo ſchwach, daß mich Tonſuren ſchrecken?

Enrico.

Und ſchlimmer noch! Das Patrimonium
Sanct Peters haſt du wiederum erobert,

Doch nur dem Volk und in des Volkes Namen;
Du haſt der Kirche Anſehn hier vernichtet.

Rienzi.

Ich bin Tribun des Volkes, nicht des Papſtes!

Enrico.

Er kann dich dennoch nicht gewähren laſſen;
Nicht dulden, daß du jeglich' Zugeſtändniß,
Das ihm das Volk vor alter Zeit gemacht,
Daß ſeine Rechte alſo du zertrittſt.
Die Kirche war dir immer hold geſinnt,
Sie hat mit treuer Hand zu dir gehalten,
Verſöhne dich mit ihr!

Rienzi.

Das iſt unmöglich!
Wie Nordpol von dem Südpol auseinander
Geh'n unſ're Wege, aber nie zuſammen.

Enrico.

Ich hab' erſt geſtern in der Canzelei
Des heil'gen Vaters Briefe durchgeleſen,
Und auch den letzten voll Ermahnungen,
Am Ende aber auch die ſtrenge Drohung,
Daß er von dir ſein gnädig' Antlitz wende!
Dreimal hat der Legat dich vorgeladen,
Dich zu rechtfertigen und deine Thaten;
Du aber haſt noch keinen Schritt gethan
Ihn zu verſöhnen! Dreimal vorgeladen,
Erſchienen biſt du nicht! Tribun, bedenk':
Es muß nunmehr das Allerärgſte folgen.

Rienzi.

Du ſiehſt es ſelbſt: nicht möglich iſt der Frieden,
Nicht herrſchen kann die Kirche, herrſcht das Volk.

Wie könnte da der Streit vermieden werden?
Und da nun doch gebrochen werden muß,
So ſoll es heute und für immer ſein!
Denn Ungewißheit iſt das Allerſchlimmſte.
Ich wage heute, was ich morgen muß. —
Den großen Wurf um eine ganze Zeit.
Gar nichts will ich erringen, ſoll ich nicht
Das Allerhöchſte, das Nothwend'ge haben!
Ich kann nicht lügen und zwei Sachen nicht
Und zwei Parteien nicht auf einmal dienen;
Ganz muß ich thun, mit voller Seele thun,
In rechtem Ernſte, was geſchehen muß.
Ich will ein Beiſpiel geben aller Zeit,
Daß unter ſo viel halben, — Viertels-Menſchen
Noch ſein und wirken kann ein ganzer Menſch,
Mit ſeiner Seele, ſeiner Sache Eins,
Und ohne Makel, wie von Erz gegoſſen.

Enrico.

So wirſt du dennoch in das Elend ſtürzen!

Rienzi.

Es leitet eine Brücke noch hinüber.
Italien und alle ſeine Völker
Gehorchen mir und nicht dem fernen Papſt
In Avignon, den Keiner kennt und liebt.
Ich habe hier den beſten Staat gegründet,
Sein ew'ger Grundſtein iſt Gerechtigkeit;
Und zu mir ſtehen Mailand, Padua,
Ferrara, Mantua, Florenz, Perugia,
Viel' hundert Fürſten, ungezählte Städte,
Die mich als ihren Richter anerkennen.

Enrico.

Trau' nicht der Volksgunſt, o, ſie iſt nur eine
Windroſe voller Laune und voll Zufall,
Aus zwei und dreißig Winden kann ſie blaſen,
In Gegenwinden ſelbſt, im Widerſpiel,
An dem zerſcheitert jedes treue Herz;
Ein unlösbar' Exempel ohne Facit!

Rienzi.

Ich kenn' das Volk, das treue Römervolk!

Enrico.

O, du ſiehſt dieſes Volk mit deinem Auge,
Und ſiehſt doch nur dein eig'nes, großes Herz,
Dich ſelbſt im Volk, doch aber nicht das Volk!
So wiſſ' es denn, — ich täuſch' gewiß mich nicht, —
Sie ſeh'n auf dich mit Mißgunſt, Haß und Neid!

Rienzi.

Du lügſt! Bei Gott, du lügſt, du lügſt, Enrico!
Wenn du auch lügen lernſt, wer ſagt die Wahrheit?

Enrico.

Sie tadeln deinen Haushalt, deine Pracht
Und die Verſchwendung öffentlicher Gelder.

Rienzi.

Das ſagen ſie? Und ſehen ſie nicht ein,
Daß ich in Rom die fremden Nationen
Bewirthen muß in alter Römerpracht?
Die Herrlichkeit des beſten Staates zeigen?
O, dieſer Aufwand bringt mir große Zinſen!

Enrico.

Dann ſchelten Andere dich einen Heiden,
Du gingſt zur Kirche nicht und glaubteſt nicht,
Wie ſie, ſo ganz an alle Satzungen.

Rienzi.

Hab' ich denn Zeit zum Paternoſterbeten?
Geh', mach' mich nicht zu lachen! Schweig', Enrico!

Enrico.

Rienzi, taſte nicht den Glauben an,
Raub' nicht das letzte Gut den armen Leuten,
Sie haben ſonſt ja nichts im Leben mehr!
Du kannſt ſie nicht losreißen von der Kirche,
Die ſie wie eine Amme hat geſäugt,
Und die ſie lieben, wie die wahre Mutter!

Rienzi.

Hab' ich das je gewollt?

Enrico.

Wenn ſie denn nun
Der Kirche angehören überall,
So biſt du doch verloren, ach, verloren!
D'rum wirf von dir das ſchwere Regiment,
Werd' wieder Advokat, wie gern wollt' ich
Dein Schreiber wieder ſein! Rienzi, höre!

Rienzi.

An deinem Weſen habe ich kein Theil!
Ich fühle mich ſo hoch, ſo frei und froh,
Daß ich, wie einen Apfel, auf der Hand
Die Erde ſammt dem Himmel wuchten möchte!

Dritter Auftritt.

Daniello prächtig gewappnet, kommt. **Vorige.**

Daniello.

Ich grüß' dich, großer Volkstribun, Rienzi!

Rienzi.
Sieh', mein Centurio! Wir haben redlich
Geſtanden in dem Kampf; nach dieſem Mühſal
Gilt es, den Lohn, den köſtlichen, zu erndten!

Enrico.
Steh', Daniello, mir mit Bitten bei,
Denn er will heut' das Unerhörte wagen!

Rienzi.
Heiß' im Mittag die Sonne ſtille ſtehen,
Dreh' auch den Vollmond rückwärts durch die Nacht
Und peitſche aus dem Meer zurück die Tiber,
Dann ruf' mir zu: „Rienzi, ſtehe ſtill!“

Daniello.
Das ſag' ich nicht; doch etwas And'res iſt
Zu einem Berge ſprechen: „Komme her!“
Als ſeinen Gipfel mühſam zu erſteigen;
Du runzelſt deine Stirne; zürne nicht,
Seit du republikaniſch mich gemacht,
Muß ich mit freiem Munde reden dürfen!

Rienzi.
Verweigr' ich dir das Wort?

Daniello.
Wie hieß der Alte,
Der immer ſchrie: „Carthago ſei zerſtört!“
Ich aber ſage: Paleſtrina ſteht,
Und ein Colonna ſitzt noch immer dort,
Den Kopf voll Pläne und die Hand voll Waffen,
Und hier zu Rom gedeihen gut die Feigen!
Ja! hätteſt du die Schlacht vom Thor Lorenzo
Verfolgt, ſoweit die Waffen nur gehalten,
Meinſt du, ich hätte Stillſtand dir gerufen?

Rienzi.

Ihr wollt die ſchönſte Stunde mir vergällen;
Das iſt ſo Menſchenart! Der Beſte quält.

Daniello.

Doch, daß du der Gerechtigkeit entzogſt
Das Haupt des Ueberläufers Baroncelli,
Tribun, das wirſt du hart verbüßen müſſen.
Von deinem böſen Dämon ſprichſt du oft,
Bei ſeinem Namen heißt er Baroncelli!
In Paleſtrina iſt er bei Colonna!
Käm' er nach Rom, ich möchte wohl mit ihm
Einmal ſo recht trasteveriniſch reden.

Rienzi.

Rom iſt ja mein! Was fürchte ich mit Rom?

Daniello.

Kehr' ich vom Capitol in meine Hütte
Zu meinem Weib und meinen lieben Kleinen —
Ich hab' zwei wack're Jungen und ein Mädchen —
Da werf' ich gleich von mir den prächt'gen Schmuck,
Den Helm und Panzer, den verbrämten Mantel,
Und fahr' mit beiden Armen in die Jacke,
Schling' um den Leib mir die gewohnte Schärpe,
Stülp' auf den Kopf mir wieder meinen Hut,
Und nun gehör' ich erſt mir ſelber an!
Wenn ich ſo wieder in den Garten geh',
Die jüngſten Kinder auf den beiden Armen,
Mit ihren Füßchen hier in meiner Bruſt.
Der ält're Knabe, der den Rechen trägt,
Und ihre Mutter mit dem Korb voraus, —
Da ſollteſt wahrlich du mich kaum erkennen.
Wie nun, wenn einmal wieder, überdrüſſig

Der neuen Pracht und Herrlichkeit, ganz Rom
In die bequeme Alltagsjacke führ'
Und ſtülpte auf den Kopf den alten Hut?

Rienzi.

Daß ich bei Euch, den allerbeſten Freunden,
So niedrige Geſinnung finden muß,
Nur dies allein verkümmert mir den Tag,
Der freudig ſtrahlend mit dem Sonnenwagen
Im gold'nen Glanz am Himmel rollt empor.

Daniello.

Das Volk von Rom erwartet den Tribun.

Vierter Auftritt.

Camilla mit Gefolge von Jungfrauen und Knaben; Einige tragen Körbe mit Roſen, Andere Körbe voll Goldſtücke; dann folgt ein Zug geſchmückter Ehrendamen. **Vorige.**

Camilla.

O, mein Gemahl! Nur einen Augenblick
Laß' ruh'n mein müdes Haupt an deiner Bruſt!
Iſt dir nicht auch, als trüge uns empor
Ein königlicher Aar zur gold'nen Sonne?
Mir ſchwindelt nicht; Rienzi, banget dir?

Rienzi.

Mein ſtolzes Weib, in deinen Adern glüht
Gluthheiß ein Strahl des reinen Römerbluts
Vom großen Julius, der ſeine Abkunft
Herleitet von der Göttin Aphrodite,
Und ihre Tochter liegt an meinem Herzen,

Camilla.

Dich ſchwindelt nicht? Rienzi, fühlſt du Kraft
Und rechten Muth in deiner Heldenbruſt,
Mit feſter Hand zu greifen nach der Krone?
Du bebſt zurück? Blick' mir in's Auge, Cäſar!
Wankt da der Stern in ſeinem weißen Himmel?
So wanke du auch nicht! Leg' deine Hand
Hier an mein Herz; es hat nur volle Schläge!
Geh', junger Gott! ich ätze dich mit Muth,
Mit Herrſchermuth in dieſem einz'gen Kuß!

Rienzi.

Du drängſt mich raſtlos vorwärts, immer weiter,
Und wenn nun doch vor mir die Erde bräch',
Und ich hinunterſtürzte in den Schlund?

Camilla.

Ich fang' dich auf mit meinen beiden Armen!

Rienzi.

Da du den Muth haſt zu dem Aeußerſten,
So bind' ich kühn mit meinem Schickſal an.
Wer ſich getraut, zwei Dinge zu verachten —
Den Neid, den Tod, unſterblich iſt der Mann!
(Zu Enrico und Daniello.)
Kommt Freunde, kommt! denn heute ſollt Ihr ſehen
Im neuen Rom die alte Kaiſerzeit.

(Rienzi mit den Beiden ab.)

Camilla.

Ihr holden Kinder, immer tragt herbei
Lorbeer und Roſen, flechtet helle Kränze
Den Jünglingen des Feſtes, ſpart die ſeid'nen

Und gold'nen Bänder nicht! denn dieſer Tag
Sei ſchön geziert mit Allem, was entzückt!

(Erſter Zug der Jungfrauen zieht vorüber; man vernimmt eine ſanfte Muſik.
Die Ehrendamen kommen vor.)

Ihr Alle, die ſo freundlich mir genaht,
Theilt freundlich mit mir dieſes Tages Wonne!
Nach Ara Coeli laßt vor Allem erſt
Uns beten gehen für das Heil des Reiches!
Ihr Knaben, tragt voll Gold gefüllt die Körbe
Zu unſ'rer Seite, daß wir glücklich machen
All überall die Armen und Bedrängten! (Alle ab.)

Fünfter Auftritt.

Platz vor dem Lateran.

Auf den Stufen zur Kirche ſteht ein Thronſeſſel. Masken und allerlei Volk auf und nieder. **Montreale** und **Baroncelli** in Halbmasken, kommen vor.

Baroncelli.

Er iſt der Julian, der Apoſtat,
Und ſpielt mit alten Zeiten Komödie;
Das iſt nicht Sanct Johann vom Lateran,
Palaſt des Conſtantins heißt nun es wieder,
Und hier will heut' das Weltgericht er halten.

Montreale.

Wir wagen unſer Leben, Baroncelli!

Baroncelli.

O, ruf' nur unſ're Namen durch die Straßen,
So haſt du Recht! — Der göttliche Tribun
Hat heute Maskenfreiheit ja gegeben!
Es wäre Schad', benutzte man ſie nicht.

Montreale.

Dreihundert von den angeworb'nen Räubern,
Die der Tribun verſcheucht in die Gebirge,
Hab' ich nach Rom dir glücklich eingeſchmuggelt,
Vermummt als Pilgrime und theils als Bettler!
Dort ſchleichen wieder fünf der Unſ'ren hin
Zur Kirche Sanct Salvators bei der Tiber,
Wo du den Sammelplatz für ſie beſtimmt.
Zehntauſend Gulden hab' ich nun verdient,
Die du mir ausgezahlt. So ſind wir quitt.
Ich hab' an deinem Werke keinen Theil!
Bedenk', was du beginnſt! Groß iſt die Stadt,
Und dreißigtauſend Bürger können ſchnell
Beim erſten Lärm zu ihren Waffen greifen.

Baroncelli.

O, ſorge nicht, ich kenne meine Römer!
Dann gilt es auch, nur die Gelegenheit
Schnell zu benutzen, die ſich bieten kann!
Er hat ſich mit der Kirche überworfen,
Siehſt du denn nicht, daß es zum Bruche kommt?
Merk' auf: Heut' thut der Gaukler auf dem Seil
Den Todesſprung durch ſeinen letzten Reif!

Montreale.

Wag' deinen Kopf! Ich ſuch' das Thor und ziehe
Dem Handwerk nach. Mit Waffen und mit Leuten
Für Geld ſteht Montreale dir zu Dienſt. (Ab.)

Sechſter Auftritt.

Craſſo. **Scipione.** **Andrea** und viele andere **Bürger** mit und ohne Maſken, bunt durch einander.

Craſſo.

Das iſt eine Hitze über Menſchengedenken! Als wäre die alte, gute Zeit noch nicht gar gekocht!

Scipione.

Laßt mich vor, daß ich Alles höre, per Bacco! Er geht ja heute gegen den Papſt los!

Andrea.

Der Legat iſt mit der Geiſtlichkeit in Maria Maggiore zuſammen. Denkt an mich, der Tribun iſt zu gewaltig! Vor lauter Gerechtigkeit wird einem angſt und bang; aller Abende, wenn ich zu Bette gehe, greife ich nach meinem Kopf und freue mich, daß ich ihn noch habe. Er macht viel zu viel Gerechtigkeit.

Volk.

Der Volkstribun Rienzi!

Siebenter Auftritt.

Rienzi. Zu beiden Seiten Fahnen- und Schwertträger, mit großem Gefolge im prächtigen Aufzuge, darunter **Enrico** und **Daniello**, welche, wenn Rienzi auf dem Thronſeſſel Platz genommen, neben ihm zu ſtehen kommen. **Volk.**

(Trompetenfanfare.)

Rienzi.

Ich rang in öder Nacht in ſchweren Träumen,
Ich hörte eine Donnerſtimme rufen:

„Zum dritten Mal iſt Roma nicht zu retten;
Denn alle Götter haben ſie verlaſſen!“
Geſpenſt'ge Leiber ſchritten durch die Straßen,
Von Sünden ſo beladen und gedrückt,
Daß bis zur Erde ihre Häupter hingen,
Ein Spott, ein Greu'l den Völkern dieſer Welt!
Und da geſchah ein ſchwerer Donnerſchlag, —
Und plötzlich ſtehe ich vor Euch, Ihr Männer!
Ich ſehe Luſt und Leben, Freude, Freiheit,
Mit feſten Angeſichtern wack're Bürger,
In jedem Auge unſ'rer Feinde Tod!
Den Strom des Weltverkehrs hierher geleitet,
Der Häuſer Speicher ringsum angefüllt
Von Koſtbarkeiten, Gütern aller Art,
Die Straßen rein gefegt von Raub und Mord,
Und wiederum aus jeder Himmelsgegend
Die Nationen hülfeflehend ſtürzen
Zu Eurem Richterſtuhl, Quiriten, Römer!
Iſt das, Ihr Männer, nur ein zweiter Traum?
Zu beiden Malen ſah ich Wirklichkeit!
So haltet feſt an Eurer guten Sache,
Wie an des Feindes Nachen jener Grieche!
Als ihm die rechte Hand ward abgehauen,
Hielt er ihn mit der Linken, dieſe fiel,
Da biß er mit den Zähnen ſich hinein,
Feſt auf dem Haupte den metall'nen Helm!

Volk.

Wir bleiben treu in alle Ewigkeit!

Rienzi.

Todt ſei der Zweifel!

Volk.

Lebe hoch, Tribun!

Rienzi.

In Einem iſt das Heil der Welt gefunden;
Der beſte Staat in der Gerechtigkeit,
Rom ging voran, zur Folge lade ich
In ſeinem Namen alle Völker ein.
Von Oſt, von Süd, von Mitternacht und Abend,
Zum allgemeinen, großen Völkerbund!

Achter Auftritt.

Geſandtſchaften verſchiedener Völker ziehen auf, darunter **Lodovico,** Fürſt von Tarent, Geſandter aus Neapel, und **Kupa,** Geſandter aus Ungarn, ferner **Leopold von Altſtein,** Geſandter Ludwigs von Baiern. **Vorige.**

Lodovico.

Neapel beuget ſich vor Rom und dir
Und bittet um Genoſſenſchaft mit Rom.

Rienzi.

Sie iſt gewährt.

Kupa.

Vor deinem Richterſtuhl
Gewaltiger Tribun, Hungaria!
Gerechtigkeit ſchaff' gegen die Johanna,
Die zu Neapel unſ'res Herren Bruder,
Den eig'nen Gatten ſchmählich hat ermordet.

Lodovico.

Du lügſt!

Rienzi.

Zu rechter Zeit werd' ich das Urtheil finden!

Leopold.

Ludwig von Baiern, der erwählte Kaiſer
Des heil'gen Römerreiches grüßet dich
Und fordert gegen Karl von Böhmen Recht,
Der ſich die Kaiſerkrone angemaßt!

Rienzi.

Wer ſind die Männer, die ſich Kaiſer nennen?
Rom kennt ſie nicht, Rom hat ſie nicht gewählt!
Im Namen des Senates und des Volkes
Lad' ich vor meinen Richterſtuhl die Beiden!

Baroncelli (für ſich).

Nun wird es Zeit; ich laß' die Meute los! (Ab.)

Rienzi.

O, armes Rom! ſo lang' von deinem Vater
Verlaſſen, ſollſt du ewig um ihn trauern?
Du haſt vergeblich Jahre lang geſucht,
Im fremden Lande höret er dich nicht!
Will er dein Vater ſein, hier iſt ſein Haus!
Dem Römerbiſchof, keinem anderen,
Gehorcht die Chriſtenheit; ein Biſchof
Aber, ob er der höchſte auch, gehört zum Sprengel,
Und ſo befehl' ich ſeinem Oberhaupt,
Aus Avignon zu ſeinem Sitz zu kehren!
(Trompetenfanfare.)

Volk.

Der Biſchof und Legat!

Neunter Auftritt.

Raymond mit Gefolge. **Vorige.**

Raymond.

So weit biſt du gediehen, — weiter nicht!
Du haſt von dir geſtoßen deine Mutter,
Die dich genähret hat an der frommen Bruſt;
Den Undankbaren muß ſie von ſich thun,
Mit Herzeleid gewahrt ſie jetzt ihr Recht!
Armſel'ger Menſch, in dieſem Augenblick
Wird ausgeſprochen über dich der Bann!
(Glockengeläute.)
Enthoben biſt du deines Regimentes
Und ausgeſtoßen aus der Chriſtenheit!
Ihr Bürger aber, losgezählt ſeid Ihr
Von ihm und Allem, was Ihr ihm gelobt!
Mit Flammenſchwert treibt ihn ein Engel aus!

Rienzi.

Das Oberhaupt iſt übel unterrichtet,
Entſcheide ein Concil der Chriſtenheit!

Raymond.

Dir bleibt der Fluch, mir aber doch — der Schmerz.
(Mit Gefolge ab.)

Volk.

Im Bann! Im Kirchenbann!

Benedetto.

Sagt Euch los! Sagt Euch los!

Rienzi.

O, ſchämt Euch, Männer, ſehet her auf mich!
Steht Rom nicht mehr? Sind von dem Lateran

Herabgeſtürzt die Säulen und das Dach?
Am heißen Tag zieht leicht ein Wetter auf
Und um den Berg Soracte ſpielt der Blitz;
Iſt deßhalb noch die Welt wo eingefallen?
O, ſchämt Euch, Männer, weichet nicht zurück!
Vorüber geht das Wetter, und der Fels
Steht hoch und hell in neuem Morgenroth!
Ihr Männer, ſeht mich an, bin ich erſchüttert?
Rienzi bleib' ich und der Volkstribun!

Craſſo.

Ruhe über Alles! Wir wollen kein Blitzen und Wettern, und das Morgenroth geht uns nichts an!

Volk.

Ruhe und Frieden! Der Bann! Der Kirchenbann!

Rienzi.

O, kommt zu Sinnen, Freunde, Römer, Bürger!
In kurzer Zeit will ich den Irrthum heben,
Der zwiſchen mich und Raymond ſich geworfen.

Scipione.

Wir ſind arme, verführte Leute!

Benedetto.

Wir ſind betrogen!

Volk.

Wir ſagen uns los!

Benedetto.

Er hat uns mit Gewalt zum Tumultuiren gezwungen!

Volk.

Mit Gewalt! Mit Gewalt!

Rienzi (halb für ſich).

Ihr Götter, leiht mir Eure Donnerworte,
Daß ich die Herzen dieſer Memmen treffe!

(Kont.)

Ich rufe Sonn' und Mond zu meinen Zeugen;
In kurzer Zeit, ſo viel ein Bote braucht
Nach Avignon, von Avignon zurück,
Löſ' ich den Bann! Nur dieſe kurze Friſt
Das Herz mit beiden Händen haltet feſt!
Es iſt unmöglich, daß Ihr jetzt, mich jetzt
In dieſem großen Augenblick verlaßt!
Nicht meinetwegen, Eure eig'ne Sache
Verlangt, daß Ihr Euch ſelber nicht verlaßt!
Herrgott! o, dieſer Augenblick entſcheidet
Das Schickſal Rom's auf ein Jahrtauſend hin!
Nur dieſe große, einzige Minute,
Wo Ihr ergreifen müßt das eh'rne Scepter
Der Weltherrſchaft, laßt nicht- vorübergehen
In ſchnöder, feiger, ehrvergeß'ner Ohnmacht!
Sechs Tage ſeid mir treu, ſechs Tage noch.
Dann ſtürzt von dem tarpej'ſchen Felſen mich!
So weit hab' ich die Kugel des Geſchickes
Emporgerollt, nun ſollt' der Boden weichen?
Ich kann mein Werk nicht untergehen laſſen!
Nur einen einz'gen Tag vergönnt mir noch!
Aufreißen will ich alle meine Adern
Und vor Euch ſchütten jeden Tropfen Blut,
Verlaßt mich nicht, verlaßt Euch ſelber nicht!
Seht nicht ſo ſchüchtern, nicht ſo feig mich an,
Jagt wieder in die bleichen Angeſichter
Das friſche Blut und denket an Euch ſelbſt,
Faßt männlich Euch und ſchlagt auf Eure Bruſt,
Es pocht ja wahrlich noch darin das Herz,
Das Eure Fauſt geſtählt, als Ihr die Feinde,

So viele Edle, ſchrecklich hingeſtreckt,
Daſſelbe Herz, bei deſſen hohen Schlägen
Der Erdkreis an die Römerzeit gedacht!

Volk.

Frieden und Ruhe!

Rienzi.

Und jetzt, ein Wort des Irrthums könnt' Euch ſchrecken?
So ſchmählich alle Größe von Euch waſchen,
Wie Schminke von der Wange einer Dirne?

(Für ſich.)

Ich muß ſie anders, wieder anders packen.

(Er wirft Mantel, Scepter und Lorbeerkranz hin und fällt auf die Kniee.)

O, ſeht, auf meinen Knieen, hier im Staube,
Streck' flehend meine Hand ich zu Euch auf,
Mit Salz und Blut, mit heißen Seelenthränen
Fleh' ich Euch an: O, werdet heute nicht
Ein Spottgelächter fremder Nationen,
Die hier als Zeugen Eurer Schande ſtehen!

Benedetto.

Er will uns bethören.

Volk.

Hört ihn nicht! Hört ihn nicht!

Rienzi (für ſich).

Sind meine Worte Wind, hier habt Ihr Sturm!

(Laut.)

Wacht auf, Ihr alten, heil'gen ſieben Hügel,
Schreit ihnen zu in meiner Todespein:
Quiriten! Römer! Raſt mit Donnerwirbeln!
Rom in Gefahr!

(Man hört von ferne Alarm trommeln.)

Wer läßt die Trommeln rühren?

Andrea.

Heim! heim, Ihr Nachbarn, und verſchließt die Läden,
Die Häuſer und Tabernen! Baroncelli
Iſt eingebrochen! Von der Tiber her
An tauſend Räuber!

Volk (durcheinander).

Räuber! Mörder! Diebe!

(Alle ab, außer Rienzi, Enrico und Daniello.)

Rienzi.

Mein böſer Genius, o Baroncelli!

Daniello.

Leer iſt der Platz und weggefegt das Volk!
Es fährt nun wieder in die Alltagsjacke
Und ſtülpt den alten Hut ſich auf den Kopf!

Rienzi.

Geſindel, lauf', verkriech' dich in dich ſelbſt,
In dummer Angſt und doch verdirb daran!
Ihr Würmer der Verweſung in dem Aas
Des alten Roms, freßt ſelbſt einander auf
Und ſpeit Euch wieder ſelbſt vor Abſcheu aus
Und wirbelt Eueren Geſtank empor,
Daß Ihr die trägen Götter endlich zwingt,
Mit Feuerbeſen Euch hinweg zu kehren!

Enrico.

Was ſollen deiner edlen Frau wir ſagen?

Rienzi.

O, tröſtet ſie auf eine beſſ're Zeit!
Enrico, ſei ihr Vormund! Bergt ſie hier
In Rom bei Euch!

Daniella.

Hört Ihr den Jubel dort?
Das Volk jauchzt ſchon dem Baroncelli zu!

Rienzi.

Ha! Ruhig, Herz! — Zum Abſchied will ich beten:
Wer Ihr auch ſeid da droben über uns,
Seht her auf mich, gebraucht Ihr Rattengift,
Gebraucht Ihr Scorpione, Feuerbrände
Für dieſes Rom, nehmt mich, nehmt mich dazu!

(Es donnert.)

Es nickt der alte Zeus mit ſeinem Haupt.
Habt Ihr gehört den Donner? freuet Euch!
Ich gehe fort und komme bald zurück
Zu einer kurzen Zwieſprach mit dem Volk;
Ihr letzten Freunde, bleibt der Farbe treu,
Ich geh', den Tag der Rache aufzuwecken;
Mein Weg heißt Mitternacht, mein Reich — Exil!

(Rienzi verhüllt ſich das Haupt; während er abgeht, fallen ſich Enrico und Daniella in die Arme.)

Vierter Act.

Garten im Schloſſe zu Civita Caſtellana vor Rom.

Erſter Auftritt.

Raymond. Paolo Urſini.

Raymond.

Stets wack're Welfen waren die Urſini,
Als rechte Säulen unſ'rer heil'gen Kirche!
So habt auch Ihr die Hand Euch rein gehalten,
Vom Sündenwuſt des Baſtards Baroncelli,
Vor deſſen Treiben ich entſetzt entwich
Nach Avignon, von wo ich nun geſendet,
Mit ſtarker Heeresmacht zurück hierher,
Die Wirrniſſe Italiens zu ſchlichten.
Von allen Fürſten ſeid nur Ihr allein
Mit Friedensgruß entgegen mir gekommen,
Und wie Ihr Euer freundliches Beſitzthum
Mir ſelbſt zu einer Herberg', mit der Ausſicht
Nach dem treuloſen Rom hinab, geöffnet,
So ſollt Ihr in der Gunſt der heil'gen Kirche
Die ſicherſte und beſte Herberg' finden.

Paolo.

Aus Eurem Munde klingt mein Lob ſo ſchön,

Daß ich mich gern davon berauſchen laſſe.
Vergönnt mir noch, vertraulich Euch zu fragen:
Der Mann, dem ich ſo viel Bewundrung zolle,
Der immer groß iſt, ſelbſt als Schwärmer noch,
O, ſprecht, was kann, was ſoll für ihn geſcheh'n?

Raymond.

Wie ihn die Kirche mütterlich gepflegt,
So hat den Undankbaren ſie verſtoßen.

Paolo.

Doch nun? Doch nun?

Raymond.

Er iſt nicht aufgegeben.
Als er den unerhörten Schritt gewagt,
Vor unſ'rem Oberhaupte zu erſcheinen
In Avignon, reumüthig niederſinkend,
In Demuth flehend um Gerechtigkeit,
Und ohne Murren in den Kerker ſtieg,
Da wurde ſelbſt das ſtrengſte Herz beſänftigt;
Als dann ſein Weib, das einſt von Königen
Der Erde Huldigung erhalten hatte,
Nun arm und elend und als Bettlerin
Das treue Herz dem armen Dulder brachte,
Da ſprang von ſeinem Fuß der Kette Band,
Von ſeinem Haupte ward der Bann genommen,
Mit meinem Heere ſind ſie hergekommen.

Paolo.

Ihr aber führt ihn nicht nach Rom zurück?

Raymond.

Wär' ich nur überzeugt von ſeiner Treue!
Doch iſt noch nicht ſein alter Stolz gebrochen,

Nicht der Gedanke an die Weltherrſchaft;
Denn ſolche Menſchen ſind dämon'ſcher Art;
Wie groß ſie ſind, gefährlich ſind ſie immer!

Paolo.

Ich ſehe dort ſein edles Weib ſich nähern,
Die arme Dulderin, geſenkten Hauptes,
In ihrer Hand ein Lorberreis zerpflückend;
Laßt ihre Bitte Euch empfohlen ſein! (Paolo ab.)

Zweiter Auftritt.

Camilla. Raymond.

Raymond.

Ihr naht ſo traurig, edle, werthe Frau?
Darf ich den Kummer wiſſen, der Euch drängt?

Camilla.

Schon längſt, Herr Biſchof, hätt' ich gern zu Euch
Ein Wort der Bitte flehentlich geſprochen,
Doch wenn im Schloſſe ich mich nähern wollte,
So ſtahl mir die Befangenheit das Wort;
Doch hier, wo nur das allgemeine Dach
Des Himmels über uns ſich wölbt,
Wo Luft und Sonne Allen iſt gemein,
Iſt mir es ſo, als wär' ich Eure Tochter
Und könnt' zu Euch mit leichtem Herzen ſprechen.

Raymond.

Das könnt Ihr immer; nicht hab' ich verhehlt,
Wie ich Euch hoch verehre, werthe Frau!
Nicht hat der Glanz des Glückes Eure Seele,
Das Unglück aber hat ſie hoch erhoben.

Camilla.

So zürnt nun nicht, daß Ihr mich kühn gemacht,
Die allergrößte Bitte noch zu wagen!
Ich küſſe Eure milde, edle Hand,
In der das Schickſal meines Gatten ruht, —
Laßt ihn nicht untergeh'n in ſeinem Harm!

Raymond.

Du Treue! Ich verpfände dir mein Wort;
Beſteht Rienzi dieſe Prüfungszeit,
Die ich mit Vorbedacht ihm hab' geſetzt,
So ſoll das alte Glück ihm wieder leuchten!

Camilla.

Nicht Worte, nehmt zum Dank die Thränen an,
Die ſtummen Boten oer gerührten Seele!

Raymond.

Sei ruhig, fromme Tochter, kehr' zurück
In dein Gemach und denke nur daran,
Daß ich für Euch beſorgt bin, wie ein Vater!

(**Camilla** küßt ſeine Hand und geht ab.)

Gott ſeg'ne dieſes edle Römerherz,
Das ſich in eine ſolche Zeit verirrt!
Calpurnia, des großen Cäſar's Weib,
Cornelia hat edler nicht empfunden.

Dritter Auftritt.

Ein **Diener** kommt. **Raymond.** Später **Andrea.**
Römiſche Bürger.

Diener.

Es bittet eine römiſche Geſandtſchaft
Euch, Eminenz, um gnädiges Gehör.

Raymond.

Sie komme vor! (Der Diener ab.)
Im Angeſichte Rom's
Will ich die Bitte dieſer Römer hören!

(Andrea und andere römiſche Bürger treten auf.)

Andrea.

Um Eure Gnade bitten wir voraus!
Seit Eure Eminenz die gute Stadt
Verlaſſen, ſind wir Baroncelli's Willen
So überlaſſen, daß Gehorſam kaum
Noch helfen kann; und da von mir man ſpricht,
Ich gält' Etwas bei Eurer Eminenz,
So iſt mir ſeine Botſchaft aufgebürdet.

Raymond.

Ich hör' Euch an.

Andrea.

Er wünſcht mit rechtem Ernſt,
Des Krieges Wuth von Rom hinwegzuwenden,
Mit der Ihr jetzt zu uns hinunterdroht.

Raymond.

Ich kenn' den Gifthauch der pontin'ſchen Sümpfe
Und dieſen Baroncelli. Hat er doch
Von ſeiner wüſten Herrſchaft Anbeginn
Verfolgt die Kirche ohne Zucht und Scheu,
An heil'ger Stätte Orgien gefeiert,
Daß ſelbſt das Heidenthum er noch beſchämt,
Mich und ſo viele hundert fromme Prieſter
Durch ſeine Lotterbuben weggehöhnt,
Und dieſe Eiterbeule will das Meſſer
Um Frieden bitten, das ſie tilgen muß?

Andrea.

Er will die alte Lebensweiſe ändern
Und nur als Gouverneur zu Rom regieren.

Raymond.

Und ſolchen Auftrag habt Ihr übernommen?

Andrea.

An einem Wink von ihm hängt unſer Leben.
Ja, wenn Rienzi wiederkommen ſollte! —

Raymond.

Gilt denn Rienzi noch ſo viel in Rom?

Andrea.

Zög' jetzt in Rom er ein, ich glaub', der Jubel
Könnt' alles Volk in einen Wahnſinn ſtürzen,
So ſehr bewundert und geliebt iſt er.

Raymond.

Wo meint Ihr, daß er iſt?

Andrea.

Bald ſagen Ein'ge:
Er hauſe bei dem ungariſchen König!
Dann Andere: er lebe bei dem Kaiſer
Zu Prag und trinke Wein mit ihm!
Noch Andere: er wär' gleich einem Gott,
Wie im Triumph, durch Deutſchland, Schweiz und Frankreich
Nach Avignon zum Sitz des heil'gen Vaters
Gekommen, um den Kirchenbann zu löſen
Und ſäß' dort nun gefangen auf den Tod!

Raymond.

So war es auch. Und wenn die heil'ge Kirche,
Verſöhnt von ſeiner Reue, ihn mit mir
Und ihrem Heere gegen Rom geſendet?

Andrea.

Es wär' ein Wunder! Doch erſchien' er jetzt,
Ich wäre ſelbſt vor Freude außer mir!

(Rienzi erſcheint, gedankenvoll vorwärts kommend.)

Raymond.

Blickt auf! Er kommt!

Andrea.

Er iſt's!

Raymond.

Er ſpricht mit ſich,
Wie er zu thun gewohnt. Verbergt Euch hier,
Daß Ihr ihn freudig überraſchen könnt.

(Raymond ab; die Anderen verbergen ſich.)

Vierter Auftritt.

Rienzi (allein).

Vergönnt dem Schiffer, der vom Sturm verſchlagen,
An den Polarſtern ſeinen Blick zu heften!
Ich bin der Schiffer und mein Stern iſt Rom.
Weit über die Campagna ſtreiſt mein Blick
Bis hin zu dir, der undankbaren Wölfin,
Zu dir, o Rom, du ſchnöde Buhlerin,
Die ſchlaff ſich wirft in eines Jeden Arm,
Und Jeglichen bis auf das Mark vergiftet!
Wer löst des Räthſels Unſinn, daß ich liebe,
Wo ich verachten, wo ich haſſen muß?
Und dennoch drängt es mich an deine Bruſt,
Da du mich doch einmal verdorben haſt.
Und ſo verworfen biſt du ſündhaft ſchön,
Und doch bleibſt du das große Herz der Welt!

Es ſchweben über dir noch jene Laren
Der großen Thaten, die in meinem Blut
Ein trügeriſches Leben ſich getrunken,
Bis ich, wie ſie, nur ein Phantom geworden,
So ruhelos, ſo jammervoll, doch groß,
Wie jener Dämon, welchen Brutus ſah!
Schon dort, als ich von den gebroch'nen Steinen
Den Epheu bog, aus grünem Moos heraus
Inſchriften las von Conſuln und Tribunen,
Uralte Zauberworte, die das Grab
Zerſprengen und die Geiſter wecken,
War ich auf ewig deinem Dienſt geweiht;
Ich mußte ſchleudern in die Gegenwart
Die große alte Welt mit ihren Wettern.
Ich hab's gewagt, — ſo muß ich auch vollenden!
Dort ſteht noch Rom und Marius, der Große,
War noch der allerletzte Römer nicht,
Und nicht der letzte, der aus dem Exil
Heimkehrte in die alte Stadt der Welt!

Fünfter Auftritt.

Andrea und die übrigen **Geſandten** eilen auf **Rienzi** zu.

Die Geſandten.

Rienzi, Volkstribun!

Andrea.

Er iſt es noch!
Es iſt ſein Angeſicht, wie baares Geld,
Es leuchtet Einem ſo von ſelbſt in's Auge!
Er iſt und bleibt der große Volkstribun!

Rienzi.

Ihr ſeht wie Römer aus; was wollt Ihr Männer?

Andrea.

Kennſt du nicht mehr den Handelsherrn Andrea,
Da di Bottega, Strada di Ripetta?

Rienzi.

O, die Geſichter kamen mir einmal
Im Traume vor; ich träumte auch dahinter
Mir recht lebend'ge, friſche, freie Seelen!
Nicht wahr, Ihr ſeid nur Leichen? Seltſam! Schrecklich!
Lebend'ge Leichen! Lieber geht zur Ruhe!
Wir haben Comödie geſpielt zuſammen,
An einem Faden hatt' ich Eure Glieder,
Ich legt' Euch große Worte in den Mund
Und ſelber Heldenthaten in die Hände,
Und, wie ich glaubte, Leben würd' daraus,
Da riß der Faden! Ach, die Gliederpuppen! —
O, thut nur nicht, als wenn Ihr Leben hättet!

Andrea.

Wir haben ſchlecht gethan, wir ſeh'n es ein!
Bring' wieder uns zum beſten Staat zurück;
Du ſtehſt bei uns vollgültig in Credit!

Rienzi.

Gut! Sprechen wir denn von der Gegenwart!
Gebrauch' ich nicht ein Heer, das mich geleitet?

Andrea.

Soldaten giebt es in der Welt genug.

Rienzi.

Doch ohne Geld wirbt man Soldaten nicht,
Und ohne Geld, wer giebt mir Brod und Waffen?

Da find' ich einen Freund! Andrea iſt
Ein Ehrenmann, der reichſte Bürger Rom's,
Fünf Schiffe hat er auf dem hohen Meer,
Zehn Fähren bringen ihm von Oſtia
Koſtbare Waaren, Barren Gold und Silber —

Andrea.

Sehr wohl! Recht gut! Du denkſt ſolid von mir!
Ich laß' mich wohl mit einem Beitrag finden —
Die Zeit iſt ſchlecht, die Nahrung ſchlechter noch, —
Der Handel ſtockt, — ich ſpränge gern dir bei,
Säh' ich vor mir den Weg —

Rienzi.

Dich fortzuſchleichen!

Die Geſandten.

Rienzi, komm' zurück!

Rienzi.

So geht denn heim
Und ſagt, Ihr habt geſehen einen Römer!
(**Andrea** und die Geſandten ab.)

Sechſter Auftritt.

Montreale (der ſich ſchon einige Zeit vorher auf der Bühne gezeigt hat, tritt vor.) **Rienzi.**

Montreale.

Kennſt du die Römer endlich?

Rienzi.

Montreale?
Genoſſe Baroncelli's!

Montreale.

Had're nicht!
Biſt du doch Schuld, daß ich den Thatendrang
Nur als Condottiero büßen muß!
Wer mich bezahlt, dem bin ich auch zur Hand; —
So war's mit Baroncelli! Half ich ihm
Zur Herrſchaft dort in Rom, ſo helf' ich auch
Ihn dort verjagen, wenn ein And'rer zahlt!
Der iſt kein Mann für mich, ich mag ihn nicht!

Rienzi.

Du bleibſt dir treu: die Gottheit dieſer Zeit
Iſt Eigennutz, und wer das Meiſte bietet,
Der wird die Meiſten in der Zeit beherrſchen;
Denn feil iſt dieſe Welt, wie eine Metze!

Montreale.

Du haſt von meiner Bande doch gehört,
Die ganz Italien im Zaume hält?
Es ſtehen zwanzigtauſend Reiſige
Mir zu Gebot; wo wir das Lager haben,
Iſt unſer Reich, der Himmel unſer Zelt.
Ich hab' auch einen freien Staat gemacht;
Was wir bedürfen, haben wir bei uns,
Getreidewagen, Sicheln, Senſen, Rechen,
Bis auf die Handmühl', Bäckerei und Schmiede;
Bei meinem Heer iſt jegliches Gewerb'.
So, wie der Ocean, bin ich auch frei;
Weit, ungemeſſen branden meines Lebens
Gewalt'ge Wogen feſſellos ſich aus!
Rienzi, unſ're Meinung war verſchieden,
Du ſuchteſt Freiheit in Gerechtigkeit,

D'rum biſt du ausgeſtoßen und geächtet, —
Fahr' nicht empor! Mein Wort ſoll dich nicht kränken.

Rienzi.

Schütt' immer Gift in meine ſchwule Seele,
Daß ſie bis in den Himmel gährt hinauf
Und nach Gerechtigkeit dort oben fragt!
Und wenn ich nur ein Thor, ein Narr geweſen,
Dann iſt die Lüge, jede Schlechtigkeit
Die Herrſcherin der Welt, dann ſchrei' ich aus
Mit einem Schrei, der dieſe Bruſt zerſprengt:
Im Himmel iſt ein Dämon, doch kein Gott!
Und wenn die Erde eine Hölle iſt,
Erlöſungslos in Ewigkeit verdammt,
O, nehmt Euch dann in Acht, Ihr and'ren Teufel;
Denn alle, alle kann ich überbieten!
Ich ſtand ſo hoch im Sonnenſchein des Glückes
Und zur Gerechtigkeit rang ich empor,
Und wie ein gläubig' Kind ſah ich hinauf,
Da ſtürzt' ich plötzlich in die dunkle Tiefe,
In dieſe ſternenloſe, öde Nacht,
Durch welche nur das Hohngelächter ſchallt!
O, Ewigkeit ein jeder Augenblick!
Und auch der letzte Troſt iſt mir verſagt, —
Der Wahnſinn, den die Götter nur verleih'n.

Montreale.

Ich habe deiner herzlich oft gedacht
Im höchſten Glücke, das mich ſtets verfolgt,
Denn an dein Schickſal iſt mein Loos gekettet;
Dein Name rief aus der Provence mich,
Die Räuber, die vor deiner Hand entflohn,

Warb ich zuerſt zu einem Fähnlein an,
Das nun zu einem Heere angeſchwollen;
Und als dein Sturz zu Rom Italien
Zugleich aus allen Fugen plötzlich riß,
Verfiel es mir und meinem Regiment.
So möcht' ich nun auch jetzt mit deinem Stern,
Der wieder an dem Horizont erſcheint,
Den letzten Wurf des Schickſals mir verſuchen.

Rienzi.

Es gibt kein Schickſal, Unſinn heißt das Ding!

Montreale.

Es dauert mich, dich hier ſo nah' bei Rom
Und doch ſo fern zu ſeh'n! Ich führ' dich hin!

Rienzi.

Willſt du mit deinem Hohn zu Tod mich quälen?

Montreale.

Siehſt du den Rauch von Monte Roſſi dort?
An tauſend Reiter habe ich da drüben,
Es ſind verſchmitzte, abgefeimte Deutſche,
Wie Bären tapfer und wie Füchſe ſchlau!

Rienzi.

O, ſteck' die Höllenpfeife ein!

Montreale.

Zwei Wörtchen ſind
So klein, ſo leicht geſagt, doch centnerſchwer!
Zu rechter Zeit ein Ja! ein Nein! entſcheidet
Das Schickſal einer Zeit und aller Menſchen.

Rienzi.

Hab' ich ſchon: Ja! geſagt?

Montreale.

Nicht Ja! Nicht Nein!
Begehrſt du nicht die Waare, pack' ich ein!

Rienzi.

Du Seelenhändler, mit dem Preis heraus!

Montreale.

Es handelt hier ein Freund mit einem Freunde.
Auf dreizehn Wochen leih' ich dir die Leute
Und meinen Kopf dazu, hier Baroncelli's
Und dort Colonna's Anhang auszurotten;
Dafür bezahlſt du hunderttauſend Kronen!

Rienzi.

So vieles Geld, der ich ein Bettler bin?

Montreale.

Ich halte mich an dich und du an Rom!

Rienzi.

So wär' es endlich doch ſo weit gekommen,
Daß Rom ich niederwerfen müßt' vor mir?
Ein anderer Coriolan und ſchlimmer, —
Ein zweiter Sulla ſtoßen in das Herz
Der Mutterſtadt das mörderiſche Eiſen?

Montreale.

Mit reiner Hand hält man das Glück nicht feſt!

Rienzi.

Es iſt doch beſſer, daß ich hier verweile,
Bald führt mich der Legat nach Rom zurück
Und ich bin ohne Schuld und ohne Schulden.

Montreale.

Das weißt du ſo gewiß, ſo ganz gewiß?
Ich frage dich, was wird aus unſ'rer Macht,

Wenn in Italien der heil'ge Stuhl
Von Neuem feſt ſich ſtellt? Haſt du nicht Luſt
Zu einer Mönchskutt', einem Roſenkranz? —
Schau' in das Auge den Verhältniſſen!
Als reif der Plan zu Avignon, hat man
Ein Heer geworben und hieher geſendet;
Ihm einen guten Namen mitzugeben,
Ward jetzt der Kirchenbann von dir genommen.
Du biſt bei dem Legaten und dem Heer,
Doch ſprich: haſt du ein Wörtchen zu befehlen?
Je mehr der Biſchof Rom ſich hat genähert,
War er bedacht, die Heeresmacht zu trennen; —
Man ſagt, du ſpielſt mit bleiernen Soldaten, —
Ein Theil blieb bei Spoleto, und ein and'rer
Belagert jetzt Ancona, und der dritte
Urbino; iſt dort wieder rein gekehrt, —
O, der Legat hat Alles klug bedacht! —
Und iſt nur Baroncelli hier noch übrig,
So hat es gute Weile mit Rienzi!
Gewöhn' dir an, zu wedeln mit den Armen,
Und ſchneid' ein grimmiges Geſicht dazu,
Häng' alte Scherben um, Arzneiengläſer,
Steck' auf die Mütze einen Flederwiſch
Und ſcheuch' die Vögel aus des Papſtes Garten!
O, ſchäm' dich nicht, du biſt im Dienſt der Kirche!
Entſcheide dich!

Rienzi.

Nicht gleich!

Montreale.

Entſcheide dich!

Rienzi.

Ich werde thun, was mir gerathen ſcheint.

Montreale.

Es iſt nicht meine Art, mich aufzudrängen.
Sei Gott befohlen! (Er will gehen.)

Rienzi.

Montreale!

Montreale.

Hier!

Rienzi.

Du gehſt von mir — wohin?

Montreale.

Ich habe einen Weg.
Was fragſt du mich? Vielleicht kann ich in Rom
Mit Baroncelli einen Handel machen.

Rienzi.

War das dein letzter Pfeil? Er hat getroffen!
Hier, Teufel, nimm! Hier haſt du meine Seele!
(Sie geben ſich den Handſchlag.)
Ha! Ueberſchritten iſt der Rubicon!
Ich geh' und nehme Urlaub vom Legaten;
Dann ſtürzt Ihr böſen Geiſter in den Kreis,
Blutgier und Haß und Grauſamkeit zumal,
Aufreiß' ich meine Bruſt, zieht jauchzend ein,
Rienzi will Euch königlich bedienen!
Schnell führe deine Rotten mir heran;
Noch heute, heute brech' in Rom ich ein,
Ein Donnerwetter in die faule Nacht.
Schnell ſtürzt herbei! In wenig Augenblicken
Steh' ich zum Kampf auf Tod und Leben da! (Ab.)

Montreale.

Hm! Geh' nur hin! Da ſpringſt du, armer Wolf,
Nach einer Gans, die auf der Grube flattert!
Mit deinem Namen kann ich Rom gewinnen,
Bin ich darin, ſo bleibe ich wohl dort;
Dann weiß ich auch für die ital'ſchen Staaten
Noch irgend einen König aufzufinden; –
Gut iſt das Auge, ſicher meine Hand;
Ich hab' den Pfeil, nun ſeh' ich auch mein Ziel! (ab.)

Siebenter Auftritt.

Camilla (allein).

Wo iſt er er hin? Wer war der Schreckliche,
Mit dem er hier gewechſelt heft'ge Worte?
Sie ſahen aus, wie zwei Gewitterwolken,
Die gegenſeitig Blitz und Donner tauſchen.
Was bangt mein Herz? Es ſteht nicht gut mit ihm!
Zum großen Menſchen in der Zeit der Noth
Tritt immer der Verſucher, der Verführer!
Verleih' mir Muth, mein Gott! Da kommt er her!

Achter Auftritt.

Rienzi (gerüſtet). **Camilla.**

Camilla.

Rienzi, ſo gerüſtet? Ach, nichts Gutes
Bedeutet dies! O, meine ſchlimme Ahnung!

Rienzi.

Ich kann in Trägheit nicht freiwillig ſchmachten;
Mein Schiff treibt wieder in die hohe See.

Camilla! Eh' noch dieſe Sonne ſinkt,
Pocht an das Thor von Rom Rienzi an.

Camilla.

Aus deinen Augen glüht kein guter Geiſt!

Rienzi.

Genoſſin meiner Noth, was ficht dich an?

Camilla.

Als jenen finſtern Mann ich bei dir ſah,
Die harte Geißel, die Italien ſchlägt,
Da ſank ich auf die Kniee hin vor Gott,
In Seelenangſt rang im Gebete ich,
Dich der Verſuchung nicht anheim zu geben!
Er hat mich nicht erhört. So haſt du dich
Zu Räubern und zu Mördern doch geſellt?
O, du biſt nur ein Opfer der Verführung!
Denn Montreale will den guten Namen
Dir ſtehlen, deine Ehre zinsbar machen,
Und wie ein Dieb die Finger eines Kindes,
So will er dich zu ſeinem Werk gebrauchen,
Und hat er dich gebraucht, was bleibt dir dann?

Rienzi.

Iſt das Camilla noch, die einſt ſo ſtark
Und groß ſich achtete, die Hand zu ſtrecken
Mit mir nach einer röm'ſchen Kaiſerkrone?
Die mich mit ſtolzen Worten unabläſſig
Zu allerkühnſten Wagniſſen gereizt?
Und die ſo herrlich ihre Stirne hob,
Als hätt' von Jugend auf um ihre Schultern
Der Mantel mit dem Hermelin gewogt?

Camilla.

Als Völker noch um deine Gunſt gefleht,
Am höchſten ſtand die Sonne deines Glücks,
Da dacht' ich anders, jetzt geringer nicht;
Was wollt' ich mehr, als deinen Ruhm, und doch
War jener Tage Glanz nur Flittergold!
Als ich mich bettelte nach Avignon —

Rienzi.

O, rühr' nicht dieſe Saite meiner Seele!

Camilla.

Und vor mir her des Gatten Name ging,
Der dort im tiefen Thurm gefangen lag —,

Rienzi.

Vergiß die bittern Leiden dieſer Tage!

Camilla.

Kein Dorf ſo klein, ſo groß war keine Stadt,
Daß unſer Schickſal unbekannt geweſen.
Umringt war häufig ich von Tauſenden,
Die weinend meinen Pilgermantel küßten,
Und ſchluchzend ſich hin auf die Erde warfen
Und deinen Namen in Verzweiflung riefen!
Da ſah ich ein, es giebt noch größern Ruhm,
Als den die Schmeichler einem Herrſcher zollen,
Das iſt des Unglücks wunderbare Macht!

Rienzi.

So lang' ich lebe, muß ich handeln können
Aus voller Seele und mit ganzer Kraft;
Ich hab' ein Adlerherz, es ſteigt zur Sonne!

Camilla.

Wenn dem Legaten du dich recht vertraut!
Er wollte dir und deiner würdig helfen!

Rienzi.

Stumpf ſind die Zähne mir von ſüßen Reden,
In ſeiner Seele hat er mich verhöhnt!
Denn ſieh', dort unten, da vor meinen Augen,
Faſt zu ergreifen mit der Hand, liegt Rom,
Monate hab' ich hier mich abgequält,
Nur einen Schritt zu dieſem Ziel zu thun;
Ich hatte Centnerketten an den Füßen,
Wie ein Galeerenſclave lag ich hier, —
Und Montreale bietet mir die Feile, —
Und Montreale kann ich beſſer brauchen
Zu meinem Plan! denn dieſes alte Rom
Will ich mit Feuer hetzen, bis es glüht,
Bis es geſäubert iſt von Roſt und Schmutz;
Ausſtrecken will ich es mit Hammerſchlägen,
Bis ich den Kernſtahl halte in der Hand;
Ich härt' es ab in Eſſig und in Blut!

Camilla.

Bei deinem guten Geiſt, geh' nicht nach Rom
Mit dieſen wilden, zügelloſen Schaaren!
Willſt du es wagen, nimm dir einen Dolch
Und geh' allein hinab, verſuch' das Glück
Tollkühn in aller Art; flieg' durch die Straße
Und ruf' die Bürger unter dein Panier,
Und hören ſie dich nicht, nun dann — nun dann
Stürz' in die heiße Bruſt den ſcharfen Stahl!
Und ich will jauchzen: „Seht, er war ein Römer!“
Und dir freiwillig folgen in den Tod.

Doch jetzt, weh' mir, wenn ich die Botſchaft höre:
„Rienzi iſt ein Räuber und ein Mörder!“
Sie zwingen dich dazu!

Rienzi.

Die nicht! Die nicht!
Mich zwingt nur die geheimnißvolle Macht,
Die über'n Webebaum der Zeiten ſpannt
Die Fäden aller Seelen und daraus
Das große Sargtuch der Geſchichte wirkt!

(Militairiſche Muſik; im Hintergrunde der Bühne erſcheint Montreale mit ſeinen Soldaten.)

Camilla.

O, wehe mir! Sie reißen dich von mir!

Rienzi.

Ich bin ein Kind des Schickſals und ich folge
Dem Zwang der eiſernen Nothwendigkeit;
Mich faßt und treibt die Brandung dieſer Zeit;
Kennſt du den Strand, wo ich einſt ruhen werde? —
Du bleibſt hier in dem Schutz des Biſchofs Raymond,
Bis ich in Rom geſichert meine Macht,
Dann will er dich — ſo hat er mir gelobt, —
Mit Ehren hin nach Rom geleiten laſſen.
Auf Wiederſeh'n im Purpur! Jetzt Ade!

(Er umarmt ſie.)

Camilla.

Rienzi! Cola! Ach, Rienzi!

Rienzi.

Schmettert nun auf, Ihr kriegeriſchen Hörner!
Schlagt an einander, mörderiſche Waffen!
Frohlockt, Ihr Höllengeiſter allzumal,
Denn todt iſt die Gerechtigkeit auf Erden!

Rienzi kehrt als Feind nach Rom hinab,
Rienzi greiſt zum Schwerte der Gewalt!

(Unter militairiſcher Muſik ab mit Montreale und ſeiner Schaar.)

Camilla

(Stürzt händeringend auf die Knie).

Sie führen ihn zum Tod; er iſt verloren!

Fünfter Act.

Zimmer Rienzi's auf dem Capitol, wie im zweiten Acte.

Erſter Auftritt.

Rienzi. Enrico.

Rienzi.

Wer hat den friſchen Lorbeerkranz dorthin
Gelegt auf meine Sella?

Enrico.

Ich, Tribun!
Ein Blumenmädchen hielt mich auf dem Platz
Und drängte mich, bis ich den Kranz genommen.

Rienzi.

Unüberwindlich treu biſt du, mein Freund!
Sonſt ſind ſie Alle Schufte hier in Rom;
Ich haſſe grimmig, ſchmerzlich dieſe Römer.

Enrico.

Sie haben dich, wie einen alten Helden,
Mit Fahnen und mit Zweigen eingeholt!

Rienzi.

Sie halfen fort dem jüngeren Colonna.
Und Baroncelli, wo iſt Baroncelli?

Enrico.

Du weißt, er iſt verſchwunden!

Rienzi.

Wie die Natter,
Die grollend in die Erde ſich verbirgt;
Soll ich nun ewig meine Ferſe hüten?
Ich ſehe ſeine Schleimſpur in dem Sand
Allüberall; er iſt in Rom, in Rom!
Enrico, treue Seele, ſage mir:
Was ſpricht, doch nein, was denkt man hier in Rom?
O, wer doch die Gedanken wiſſen könnte!

Enrico.

Man fürchtet dich.

Rienzi.

O, lernen ſie es nun,
Daß es gefährlich iſt, mit mir zu ſpielen?
Haſt du nicht auch geſehen auf den Straßen
Die vielen, finſter drohenden Geſichter?

Enrico.

Du kennſt das Volk, es hängt am Augenblick.
Tribun, vulkaniſch iſt Italien,
Und plötzlich aus der Erde zuckt das Feuer!
Bedenk' die arge Hungersnoth in Rom;
Colonna hat die Saaten rings verbrannt,
Und ſeine Schaaren ſchneiden von der Stadt
Die Zufuhr ab.

Rienzi.

Der ſchändliche Verräther,
Der Montreale ſteht mit ſeiner Bande
Entgegen ihm. Sie ſchonen ſich einander.

Verräther, Schuſte ſind ſie Alle, Alle!
O, Baroncelli, Montreal', Colonna!
Drei Köpfe braucht' ich nur, ſo wär' ich glücklich. —
Enrico, drei Verrätherköpfe nur!

Enrico.

Haſt du noch nicht genug? An allen Enden,
In allen Straßen ſtecken Köpfe aus;
Die Mordarbeit der Henker hört nicht auf,
Und wieder voll ſind die Gefängniſſe.

Rienzi.

Nur von Verräthern, von Verſchworenen!
Die Gutgeſinnten ſollen ſicher ſein.

Enrico.

Was heißt das: gutgeſinnt? O, dieſes Wort
Iſt wie ein Wolf in einem Lämmerſtall!

Rienzi.

Ich kann nicht ſchlafen; theuerſter Enrico,
Drei Köpfe ſchaffe mir, ich wäge ſie
Mit Gold dir auf! Schaff' mir die Köpfe nur!

Enrico.

O, wer hat dir dein gutes Herz geſtohlen?

Rienzi.

Still! Still davon! Ich war ein frommer Narr;
Ich ſuchte die Gerechtigkeit hienieden!
Ich war ein Thor, es gilt nur die Gewalt!
Und mit Gewalt will dieſes Volk ich peitſchen
Aus ſeinem Sumpfe der Verworfenheit:
So lang' will ich es ſchütteln in dem Sieb,
Bis nur noch ächte Römer übrig ſind.
Mit Schrecken und Entſetzen zwing' ich ſie.

Um jung zu machen ein verdorb'nes Volk,
Kennt nur der Arzt zwei Mittel: Stahl und Feuer! — —
Studir' mir im Geſichte nicht herum!

Zweiter Auftritt.

Tomaſo. Vorige.

Rienzi.

Sieh', unſer Späher bei dem Heer! Wie geht's?

Tomaſo.

Spazieren geht's und Zeit hat Montreale!

Rienzi.

Er ſoll nicht zuviel haben, wahrlich nicht!

Tomaſo.

Marſchiren läßt er wohl den ganzen Tag,
Am Abend bringt den Zirkel er zu Ende!
Ein wahrer Spaß iſt in dem Felde los;
Vorpoſten, Freund und Feind geh'n Arm in Arm,
Aus einer Flaſche trinken ſie ſich zu;
Ein gar gewalt'ger Feldherr Montreale!

Rienzi.

Er bringt mich hier in Rom noch zur Verzweiflung;
Unruhig iſt das Volk, es leidet Hunger.
Von Tivoli war Zufuhr mir verſprochen.

Tomaſo.

Wer kann für Unglück? Dieſe hat Colonna
Hinweggeſchnappt.

Rienzi.

Und Montreale?

Tomaſo.

Das Gewehr
Im Arm, ſah von der Höhe ruhig zu.

Rienzi.

O, Teufel, ſchick' ihn mir lebendig her!

Tomaſo.

Nun aber giebt es Meuterei im Heere.

Rienzi.

Ha, Schlange, noch nicht Gift, nicht Gift genug?

Tomaſo.

Die deutſchen Söldner dienen länger nicht,
Wenn du nicht den rückſtänd'gen Sold bezahlſt.

Rienzi.

Ha. ſchlagt mich todt und münzt zu Geld mich aus!

Tomaſo.

Das ſage Montreale; denn er kommt!
Ihr werdet, denk' ich, manches Freundliche
Euch im Geheimen zu eröffnen haben.

Rienzi.

Er käm'? Der Montreale käm' hierher?
Ich mein' leibhaftig? Ach, nun iſt mir leicht!

Tomaſo.

Dich läßt auch Daniello vielmals grüßen;
Er will die fremden Söldner heut' bereden,
Wenn Montreale aus dem Lager iſt,
Auf Paleſtrina einen Sturm zu wagen.

Rienzi.

Der brave, eiſenfeſte Herzensjunge!

Tomaſo.

Der Einzige, dem noch zu trauen iſt!
Da iſt noch was für dich! denn geſtern Abend
Schlug ich vor Paleſtrina todt den Juden,
Den ich vorher bei Montreal' geſehen.
Da die Papiere trug er unter'm Hute!

Rienzi

(durchliest flüchtig die Papiere, welche ihm Tomaſo überreicht).

O, kann denn auch ein Menſch ſich herzlich freuen,
Wenn er verrathen, dreifach iſt verrathen?!
Tomaſo, ſuch' dir aus, was dir gefällt!
Nimm dir aus dieſem Saale, was du willſt!

Tomaſo.

Ich diene nicht um Lohn; es freut mich aber
So überall die Hand im Spiel zu haben.
Ich geh' jetzt durch die Straßen ſpioniren,
Denn ſeit drei Tagen fliegen auf und zu
Vom Lager und von Rom geheime Boten.
Gedenk' an mich, es iſt etwas im Werk! (Ab.)

Rienzi.

Enrico, hörſt du? Montreale kommt!
Beſtelle ſchnell das ganze Tribunal!

Enrico.

Tribun! Bei unſ'rer Kindheit, Chriſti Wunden,
Beflecke nicht mit Blut die reine Hand!

Rienzi.

Du biſt ein Kind!

Enrico.

O, thu' es nicht, Rienzi!

Rienzi.

Was denn?

Enrico.

Du ſinnſt ein gräßlich blut'ges Werk!

Rienzi.

Gehorche, Prätor! (**Enrico** ab).
Du warſt mein Meiſter! Hüte dich, daß ich
Nicht heut' mein Meiſterſtück an dir verſuche!
Verhöhnt haſt du ſo oft mein Ideal
Von der Gerechtigkeit, mir angeprieſen
Den Eigennutz, die herriſche Gewalt;
Hab' ich dir deinen Kunſtgriff abgelernt,
So nimm vor deinem Schüler dich in Acht!

Dritter Auftritt.

Montreale tritt wild ein. **Rienzi.**

Montreale.

Mir dieſen Schimpf? Thu' mir genug, Tribun!
Bin ich denn ein Bandit? Thu' mir genug!

Rienzi.

Was raſeſt du?

Montreale.

Mir haben die Lictoren
Im Vorſaal meine Waffen abgenommen:
„Es dürf' in Waffen Niemand zu dir ein!"
Ich trag' vor Gott, vor Königen und Kaiſern
Mit Ehren meine ritterlichen Waffen!

Rienzi.

Ich bin kein Gott, kein König und kein Kaiſer!

Montreale.

Meintwegen Rädelsführer! Meine Waffe!
Ich bin entehrt von dir! Thu' mir genug!

Rienzi.

Erhitz' dich nicht; es könnt' ſich alſo fügen,
Daß du noch heute deinen Witz gebrauchteſt!
Bringſt du von Paleſtrina mir die Schlüſſel?

Montreale.

Den Teufel auch!

Rienzi.

Noch nicht, noch nicht die Schlüſſel?
So bringſt du Proviant? Wir darben hier.

Montreale.

Wir aber können hungern in dem Feld?

Rienzi.

Ich weiß, dreimal war ſchon in deine Hand
Colonna mit den Seinen dir gegeben,
Doch immer offen ließt du ihm die Flucht;
Gieb Antwort! Sprich: weshalb? Doch nein!
Ich weiß es ſchon! Ich kenn' dich, Montreale!

Montreale.

Ich kann mit tauſend Reitern Antwort geben.

Rienzi.

Gewiß, die Anzahl hat ſich nicht verringert;
Dein Feldzug macht bank'rott die Apotheker!

Montreale.

Ich ſage dir gerade in's Geſicht,
So lang' du nicht die Löhnung haſt bezahlt,
Wird Nichts aus Paleſtrina. Geld! Schaff' Geld!
Mit leeren Händen geh' ich nicht von hier.

Vierter Auftritt.

Enrico. Vorige. Zuletzt **Richter** und **Lictoren.**

Rienzi (zu Enrico heimlich).

Sind ſie verſammelt?

Enrico.

Cola!

Rienzi.

Hier?

Enrico.

Geſcheh'n!

Rienzi (zu Montreale).

Nimm Paleſtrina, dort iſt Geld und Gut!

Montreale.

Kriegsbeute ſtellen wir auf Rechnung nicht!

Rienzi.

Du biſt unſäglich hart. Du drängſt mich ſehr.
Ich, weiß: du kennſt die Noth von Rom und meine.
Du weißt es auch zu gut, daß du uns ſelbſt,
Ob mit, ob ohne Schuld, ſo weit gebracht!
Sei redlich, Mann, und ende dieſe Noth!
Du wollteſt einſt dem Meer durch meinen Namen
Reſpect geboten haben, daß ein Gott
Dich an Italiens Küſte tragen mußte;
Gebiete jetzt ſo deinem eig'nen Herzen!

Montreale.

Haha! Du glaubſt noch an das Kindermärchen,
Das ich dir damals vorgelogen habe?

Rienzi.

Wär's möglich, daß ſo ſehr der Lügengeiſt
Nachmachen kann die Wahrheit, o, bei Gott!
Dann iſt dein Muth, den man ſo ſehr geprieſen,
Und Alles eine prahleriſche Lüge!
So hohl inwendig, wüſt und tödtlich leer,
Haſt du nicht Furcht, daß in dem Augenblicke,
Wo du bei deinem Namen wirſt gerufen,
Du plötzlich wie ein Traumgeſpenſt zerfährſt?

Montreale.

Schaff' Geld, reelles, baares Geld! Schaff' Geld!

Rienzi.

Schnell dreht das Glück des Menſchen Schickſal um;
Erbarme dich des hartbedrängten Volkes!
Noch einmal, — aber auch zum letzten Male;
End' dieſe Noth und laß' uns Freunde ſein!

Montreale.

Sprichſt du zu einem Stein? Ich höre Nichts.

Rienzi.

Wenn du nun ſelbſt vor mir im Staube lägſt,
Sollt' ich nicht auch des Freundes mich erbarmen?

Montreale.

O, leg' auf dein Erbarmen einen Heller,
Und ſchenk' es einem Bettler auf der Treppe!

Rienzi (laut).

Ihr unſichtbaren Richter, richtet denn
Hier zwiſchen Montreale und Rienzi!

Montreale.

Ich frag' dich: ſchaffſt du das bedung'ne Geld?

Rienzi.

Und zahl' ich nicht?

Montreale.

So zahlte mir dafür
Colonna noch einmal ſo viel, als du!

Rienzi.

Das heißt Verrath an Rom, an mir und dir!

Montreale.

Wie du es nimmſt.

Rienzi.

Enrico, die Papiere!
Lies vor! Lies dieſem Mann es deutlich vor!

Enrico (lieſt).

„Gott zum Gruß dem Fürſten Giovanni Colonna. Dieſem meinem Unterhändler könnt Ihr vertrauen. Nachdem ich mit dem Abenteurer Rückſprache genommen, komme ich mit Entſchluß zum Abſchluß. Montreale.“

Rienzi.

Bekennſt du dich zu dieſem Briefe hier?

Montreale.

Wie auch der Wiſch in deine Hände kam,
Ich wiederhole: ſchaffſt du nicht den Sold,
So werd' ich handeln, wie es mir gefällt.

(Enrico tritt ab; Rienzi zieht den Vorhang auf. Man ſieht im Halbkreiſe die Richter des Tribunals ſitzen.)

Montreale.

Was ſoll die Mummerei?

Rienzi.

Ihr rechten Richter,
Habt Ihr vernommen deutlich und vernehmlich
Die Eingeſtändniſſe des Mannes hier?

Richter.

Gehört!

Rienzi.

So klag' ich Montreale an
Der Räuberei, des Mordes, des Verraths,
Den er an ganz Italien begangen!

Montreale.

Mich willſt du ſchrecken mit der Narrethei,
Mich, den Italien mit Entſetzen nennt?
Wer hat zu meinem Richter dich geſetzt?
Wer biſt du, Creatur von meiner Hand?

Rienzi.

Ihr Richter, habt gehört; ſo frage ich:
Iſt ſchuldig des Verrathes, Mordes, Raubes
Der angeklagte Ritter Montreale?

Richter (aufſtehend).

Schuldig! Schuldig! Schuldig!

Montreale.

Zur Hölle mit dem Spaß! Mein Schwert! — Mein Schwert!
Mein gutes Schwert! O Gott im Himmel, hilf!

Rienzi.

Raub, Mord, Verrath! Sagt ihm dafür die Strafe!

Richter.

Der Tod! Der Tod! Der Tod!

Montreale.

O, ich elender Thor ſtürz' in die Grube,
Die ich dem abgefeimten Schuft gegraben!

Rienzi (ein Stäbchen nehmend).

Du ſchuld'ger Menſch, wie dieſer dürre Stab,
So ſei dein Leib zerbrochen, und gegeben

Dein Haupt dem Beil und deine arme Seele
Befohlen in die Hände deines Gottes!

(Rienzi zerbricht den Stab und wirſt die Stücke über ihn.)

Richter (die Stühle umwerfend).

Zeter! Zeter! Zeter!

(Der Vorhang wird wieder vor dem Tribunal zugezogen. Liktoren mit Bündeln und Beilen erſcheinen.)

Rienzi.

Und ſo zertret' ich dich und deine Lüge!

Montreale.

Unmöglich! Nein, entſetzlich iſt es nur!
Du wollteſt mich verſuchen, ja, ich weiß!
Und ſchlecht hab' ich beſtanden dieſe Probe;
O, auch den Tapferſten kann man erſchrecken!
Du darfſt nicht ſo mit einem Menſchen ſcherzen.
Schweig' nicht ſo eiſern! Sprich zu mir ein Wort!
Ich will es eingeſtehen, willſt du ſo,
Daß ich zu geizig meinen Vortheil ſuchte; —
O ſchweige nicht ſo leblos, ſtarr und wild!
Gott, alle Heilige und unſ're Väter
Sind Zeugen, daß ſchon morgen Paleſtrina,
Colonna auch in deinen Händen ſind;
Laß' mich nur ungefährdet weg aus Rom!
O ſchweige nicht ſo tödtlich, wie das Grab!
Ich will dem Heer die Löhnung ſelbſt bezahlen,
Erlaſſen will ich dir die ganze Schuld;
O ſprich ein Wort, ein einzig armes Wort!
Ich ſtelle dir zu Bürgen meine Brüder
Und meine Kinder, wehe, meine Kinder!
Ich weiß, du braucheſt Geld! Nimm hin! Nimm hin!
Ich löſe mich mit dreizehn Centnern Gold;

Du weiſst: ich bin der reichſte Mann der Welt!
Du nimmſt es an? O rede, rede nur!
Ich kann nicht ſterben, jetzt nicht, jetzt nicht ſterben!
O, wache ich? ich träume nur ſo gräſslich!
Ich rede Wahnſinn, glaube nicht daran!

Rienzi.

In dir gerichtet ſei die ganze Zeit,
Das ganze menſchliche Geſchlecht in dir,
Der ganzen Welt Verworfenheit und Lug!
Ich hätt' Euch vor Euch ſelbſt erretten können,
Von Euch geſtoſsen habt Ihr mich mit Hohn,
Geſchmäht, geläſtert, tauſendfach verrathen!
Und da Ihr Eure Schlechtigkeit getrieben,
An mir den Frevel bis auf's Aeuſserſte,
Und ich die Bosheit bei der Kehle faſſe,
Will heuchleriſch ſie um Erbarmen heulen?
Ich hab' Euch ſatt, Euch alle herzlich ſatt,
Zum Ekel ſatt, wie ſcheuſsliches Gewürm!

Montreale.

Verdammter Geiz, der mich ſo weit gebracht
In dieſen aufgeſperrten Löwenrachen!
Ach, in die Hölle, wie ein Narr, ein Schuft!

Rienzi.

Man nannte dich den zweiten Hannibal;
Biſt du der Menſch, der dreiſsig Schlachten ſchlug,
Den man den Tapferſten Europa's nannte?
So reiſs' ich dir die Maske vom Geſicht,
Und ſeht, dahinter ſteckt die feige Lüge!
(Zu den Lictoren.)
Hinweg mit ihm!

Montreale.

Vorbei! Vorüber! Und war das mein Ziel?
Im eig'nen Netz erwürgt! O meine Klugheit!
O, die verdammte Dummheit bringt mich um!
Nein! dieſe nicht, nur die Hyäne hier,
Die ich für eine fromme Katze nahm,
Sie kratzt mich nun zu Tod'! Peſt über dich!
Ich habe immer herzlich dich gehaßt!

Rienzi.

Ha, doch ein Funken Wahrheit noch in ihm!
Er hat genug gerast, führt ihn zum Tode!

Montreale.

Zum Tod'! Zum Tode! Wohl, ich bin gefaßt;
Allmächt'ger Gott, erbarm' dich meiner Seele!
Gedenk' an mich, Rienzi! Volkstribun!
Kein Heil aus meinem Blute wird dir ſprießen,
Denn unſ're Sterne gehen mit einander,
Jäh ab ſchießt unſ're Laufbahn an das Ende!

Rienzi.

Hinweg mit dieſer Eule!

Montreale.

Ich lade dich vor Gottes Richterſtuhl;
Denn in drei Stunden ſtehſt du dort mit mir!

(Er wird abgeführt.)

Rienzi (allein).

Ha, wie ſo tödtlich ruhig wird es hier?
Wie? Ausgebrannt ſo ſchnell, Vulkan der Bruſt?
Hat dich, den nicht das Weltmeer löſchen konnte,
Verlöſcht der Wahnwitz eines Sterbenden?
Ich brauch' noch immer Gluth und Feuerſtrom!

(Man hört einen Glockenſchlag.)

Horch, pocht der Tod mit ſeinem Finger an?
(Zweiter Glockenſchlag.)
Jetzt haben ſie die Augen ihm verbunden;
Der noch vor einer Stunde Rom, Italien,
Mich ſelbſt zu ſeinen Füßen liegen ſah,
Thut jetzt den letzten, letzten Odemzug! —
Der Narr fing noch zu prophezeihen an!
(Dritter Glockenſchlag.)
Amen! Amen!

Fünfter Auftritt.

Lange Pauſe. **Daniello** tritt ein. **Rienzi.**

Daniello.

Heil und Victoria!

Rienzi.

Ach, Daniello?

Daniello.

Vorbei iſt alle Noth!

Rienzi.

Meinſt du? Meinſt du?

Daniello.

Als Montreale abgegangen war —

Rienzi.

Weißt du es ſchon? Ich hab' ihn abgefertigt.

Daniello.

Da hatt' ich einen Anhang bei dem Heer;
Nur Montreale war der böſe Geiſt!

Rienzi.

Mein böſer Geiſt? Gewiß! Ich dachte immer,
Der ſchlimme Baroncelli wär' es nur.

Daniello.

Mir folgten Alle. Wahrlich, brave Kerle
Sind dieſe Deutſchen. Paleſtrina war
Genommen, und Colonna und die Seinen
Haben capitulirt und ſchwören Treue.
Wie biſt du ſo verſtimmt? Du freuſt dich nicht?

Sechſter Auftritt.

Enrico. Vorige.

Enrico.

Vom Biſchof, vom Legaten dieſes Schreiben!

Rienzi.

Lies vor!

Enrico (lieſt).

„Geliebter Sohn! dich ſegnet die heilige Kirche und ernennt dich hiermit zum Senator und Gouverneur von Rom! Uns iſt befohlen, an Montreale die bedungene Summe auszuzahlen und ſeinen Abzug zu beſchleunigen.“

Rienzi (gezwungen lachend).

Hahaha! Zum Wahnwitz iſt der Spaß!

Enrico (weiter leſend).

„Ein Kleinod bringen wir dir mit, das dich binden ſoll an die Sache der heiligen Kirche, an dein eig'nes Wohl und an unſer Herz. Raymond, Legat.“

Rienzi.

Ha, Herengold, es riecht nach Blut und Moder!

Daniello.

Was iſt mit ihm geſchehen?

Enrico (leiſe).

Montreale
Hat er enthaupten laſſen.

Daniello.

Montreale?
Das war nicht klug, das war nicht gut gethan!
Sein Argwohn warf erſt neulich in die Stadt
Dreihundert Söldner. Schwierig ſind die Bürger;
Eh' wir es meinen, iſt der Aufruhr fertig.

Rienzi.

Fluch dieſem Dämon, der mich ſo gehetzt
Durch Armuth, Ruhm, Verzweiflung, Tod und Sünde
Bis mitten in den Wirbel der Verdammniß!
Fluch dem Phantom, das ſich mir vorgegaukelt,
Fluch über mich und Rom und alle Welt!

Enrico.

O, komm' zu dir!

Daniello.

Laß' von ihm ab und ſchweige!
Tröſt' ihn jetzt nicht; er iſt vom Blut berauſcht;
Ausraſen thut ihm gut.

Rienzi.

Seht dort den Brutuskopf, er rollt die Augen;
Ein Marmorſtein und kann die Augen rollen!

Enrico.

Ein ſchrecklich' Ding, wacht das Gewiſſen auf!

Siebenter Auftritt.

Tomaſo. Vorige.

Tomaſo.

Ein Polcinello mit viel hundert kleinen,
Verdammten Maccaroni's hinterd'rein,
Mit Beſen und Laternen durch die Straßen
Und kehren überall und ſchreien laut:
„Die gute Zeit, die alte, gute Zeit!"

Daniello (zu **Tomaſo**).

Du ſiehſt, er hört dich nicht: ſag' mir es an!

Tomaſo.

Und viele tauſend Männer, Frauen, Jungen
Sind ſchon um ſie herum und helfen ſchreien.

Daniello.

Wer iſt der Polcinello?

Tomaſo.

Baroncelli!
Jetzt eben ſprang, wie eine tolle Katze,
Die Nachricht durch die Stadt: enthauptet ſei
Der große Montreale.

Daniello.

Meine Furcht!

Tomaſo.

Aus den Quartieren ſtürzten da die Söldner
Mit furchtbar ſchrecklichem Geſchrei um Rache,
Und ſo rollt jetzt die Waſſerhoſe her. —
(Man hört trommeln und ſchreien: „Gerechtigkeit und Brod! Gerechtigkeit und Brod!")
Mein Werk iſt aus, fangt nun das Eure an! (Ab.)

Daniello (Geht zum Balcon hinaus).

Da wächſt der Aufruhr aus dem Boden 'raus,
Zu einem Mann wird jeder Pflaſterſtein!

Volk (von Außen).

Heraus! Heraus! Heraus!

Rienzi (emporfahrend).

Was iſt? Wer ruft? Was giebt es?

Daniello.

Aufruhr! Aufruhr!

Volk (von Außen).

Heraus, Tribun! Tyrann! Heraus!

Rienzi (zum Balcon hinaustretend).

Es lebe Rom! Tod über ſeine Feinde!

Volk (von Außen).

Nieder, mit ihm! Nieder!

(Steine fliegen in die Fenſter und zum Balcon herein; Rienzi [illegible] [illegible].)

Rienzi.

Confect! Confect!
Noch lebe ich! Verderben über ſie!
Schnell, Daniello, nach Traſtevere! —
Ach, die Halunken wollen Aufruhr machen! —
Nicht wahr, da d'rüben ſeid Ihr noch getreu?

Daniello.

Für die Traſteveriner ſteh' ich ein.

Rienzi.

Hinüber, Daniello! Führ' ſie her!
Gleich einem Wetterkeil brich durch die Meute,
In ihrer eig'nen Feigheit ſtreck' ſie hin!

Daniella.
Gewinnſt du ſo viel Zeit, ſo kurze nur,
Bis ich mit meinen Kameraden komme,
So beiß' ich dich heraus!

Rienzi.
Stürz' hin, als jagte
Das ganze Elend heulend hinterd'rein.
(Daniella und Enrico ab. Diener, mit Gepäck beladen, fliehen über die Bühne.)
Ha, kommt der Worfler mit der Schaufel an?
Es ſtäubt die Spreu hinweg, wo iſt der Waizen?

Achter Auftritt.

Enrico. Rienzi.

Enrico.
All' deine Diener haben dich verlaſſen;
Nun hab' das feſte Thor ich zugeſchloſſen.

Rienzi.
Verlaſſen hat mich Alles — und Enrico,
Die ſchüchterne und ſchwache Seele, will
Bei mir jetzt bleiben, wo Gewitterſturm
Den Maſt zerſchmettert und das Steuerruder?
Du haſt ein Weib daheim!

Enrico.
Ich hatte eher einen Freund an dir!

Rienzi.
In dieſer Demuth hätteſt du ein Herz,
In Lumpen den Karfunkelſtein verborgen?
Du braves Herz!

Enrico.

Ich bleibe ſchon bei dir!

(Heftiges Trommelwirbeln von Außen, mit Hallohgeſchrei.)

Rienzi.

Was iſt das für ein Rauch? ein Feuerqualm?

(Enrico geht.)

Volk (von Außen).

Nieder mit dem Tribun!

Rienzi.

Heran, du Tigerkatze, ſpring' heran
Und ſauf' dich ſatt, hier haſt du Römerblut!

Enrico (zurückkommend).

O wehe, wehe, das Geſindel hat
Feuer geworfen in die Canzelei;
Im lichten Feuerbrand ſteht das Archiv!

Rienzi.

Die Raſenden! In dieſen Pergamenten
Bewahrt ſind alle Privilegien,
Die alten Rechte dieſes Pöbelvolks!
Heut' ſtirbt zum letzten Mal die alte Roma,
Sie morden heute ihre eig'ne Seele!

Enrico.

Wie grüne Schlangen fährt's an den Tapeten
Herüber durch die Gallerie zu uns!

Rienzi.

Habt Dank, Ihr Meuterer, Ihr weckt mich auf!

Volk (von Außen).

Holla! Holla! Heraus, heraus, Tribun!

Rienzi.

Reich' mir den Helm, den Schild, das große Schwert!
(Während er ſich rüſtet, wobei ihm Enrico hilft:)
Fällt dir nicht auch das alte Lied noch ein:

„Von Seligkeit ſind trunken
Die Armen und die Müden;
Es iſt herabgeſunken
Der Himmel mit dem Frieden.“

Volk (von Außen).

Tod dem Tyrannen! Nieder mit ihm!

Enrico.

O, dieſe Worte, und zu dieſer Zeit!

Rienzi.

Jch freute mich zu ſterben ſo, wie du,
Gewalt'ger Cäſar, Vorbild meines Lebens!
Jch rief dir zu: Reich' mir den Lorbeerkranz,
Und wär's am Fuße der Pompejusſäule!
Du haſt mir kaiſerlich dein Wort gehalten;
Das beſte Ende iſt ein jäher Tod! —
Du ſcharfes Schwert, mit dem ich hingeſtreckt
Den Wütherich Colonna, keine Hand
Soll dich mehr führen! Treuer Schild, fahr' wohl!
(Er wirft Schild und Schwert weg.)
O Helm, mit deinem Römeradler haſt
Bedeckt ein Haupt, in deſſen kleinem Ring
Platz fand der unermeßliche Gedanke
Der Weltherrſchaft, o mein Cäſarentraum!
Auch du fahr' hin! (Er wirft den Helm weg.)

Enrico.

Da ſprüht das Feuer auf!

Rienzi.

So ſchwer wird ihnen noch, mich zu verderben,
Daß ſie auf mich die Elemente hetzen,
Aufbieten mußten das Entſetzlichſte!
Es ſoll ein Schauſpiel für die Götter ſein,
Zu ſehen einen Mann im Heldentod;
Bald ſollen ſie ein ſolches Schauſpiel haben.
Komm', treuer Freund, und ſchmücke mich zum Tode!
Die Götter nahen gern in Feuergluthen;
So ſchreiten durch die Flammen wir hindurch
Zur Wohnung der Unſterblichen hinüber! (Beide ab.)

Neunter Auftritt.

Platz vor dem Capitol, das man theilweiſe im Feuer ſtehen ſieht.

Bewaffnete und unbewaffnete **Volksmenge** drängt ſich in die Scene. **Baroncelli** (phantaſtiſch verkleidet). **Craſſo.** **Benedetto.** **Scipione.**

Baroncelli.

Her, Ihr Jungen, mit Reißbündeln! Heizt ihm ein! Da hinan! Da hinan!

Benedetto.

Paßt auf! er kann nicht verbrennen. Er löſcht das Feuer, wie ein Eidechs! Er hat einen Bund mit dem Böſen. Eh' wir es denken, wird er auf feurigen Pferden aus dem Dache hinausſauſen.

Scipione.

Kriegen wir ihn heut' nicht unter, ſo iſt er ſattelfeſt, wie der Teufel auf der Todſünde!

Craſſo.

Immer Unruh' und nichts als Unruh'! Heißt das auch Bürgerpflicht?

Volk.

Heraus! Tribun! Heraus! Heraus!

Zehnter Auftritt.

Das Thor geht auf. **Rienzi** mit dem Lorbeerkranze auf dem Haupte, das eherne Scepter in der Rechten, mit der toga praetexta bekleidet, erscheint, hinter ihm **Enrico. Vorige.**

Eine Stimme aus dem Volke:

Wer da? Wer da?

Eine andere Stimme:

Der letzte Volkstribun!

Volk.

Der letzte Römer!

Benedetto.

Seht hin! Er ist kein Menſch! Ein Geſpenſt!

Scipione

Sein Auge brennt!

Craſſo.

Er iſt gefeit!

Scipione.

Ein Cäſar!

Volk.

Cäſar! Cäſar!

Enrico.

Zu deinen Füßen bete ich dich an.
O ſprich ein Wort, ein einzig', einzig' Wort!

Jetzt tödtet dich das Schweigen. Sprich ein Wort!
Ein Wort! — Er tödtet ſich, o Gott im Himmel!

Baroncelli (vortretend zu Rienzi).

Ich beuge meine Kniee, Volkstribun!
Ich beuge meine Kniee, großer Cäſar!
Verdien' ich keinen Blick, o Majeſtät?
Felice notte! (Er erdolcht ihn.)
Brutus über dich!

Enrico (wirft ſich auf Rienzi's Leiche).

Ermordet, ach, von einem Polcinell!
Der letzte Volkstribun von einem Narren!

(Man hört kriegeriſche Muſik ſich nähern.)

Volk.

Die päpſtliche Armee!

Einige.

Der Biſchof und Legat!

Scipione.

Seht, hier voraus
Auf weißem Zelter ſprengt Camilla her!

Baroncelli.

Puh, das wird heiß! und freie Luſt iſt gut. (Ab.)

Elfter Auftritt.

Camilla. Volk.

Camilla.

Ihr Raſenden, was iſt geſcheh'n?

(Sie erblickt Rienzi's Leiche.)

Rienzi?
Rienzi, du? Rienzi, wache auf!

Den Herrlichen ermordet, Ihr Verruchten?
So ſtürz' zuſammen Rom, verſchütt' dich ſelbſt,
Da ſie ermordet deinen letzten Cäſar!
Was ſtarrt Ihr ſo auf mich? Was bebet Ihr?
Wühlt in die Erde Euch! Stürzt in die Hölle,
In die Vernichtung! Ueber Euch wälz' ich
Den Fluch der That, das ganze Weltgericht!
Ich lebe noch, da alles Große todt?
Ich mag nicht theilen dieſe Luſt mit Euch;
Die Römerin ſtirbt mit dem letzten Römer!
(Sie erſticht ſich.)

Zwölfter Auftritt.

Raymond. Vorige. Später **Daniello** mit **Baroncelli.**

Raymond.

Umzingelt, bindet dieſe Raſenden!
Wo habt Ihr den Tribun?

Camilla.

Zum Tod' vereinigt.

Raymond.

O böſer Tag des Jammers!

Camilla.

Ach! Lebt wohl!

(Sie ſtirbt.)

Raymond.

Wer hat an dem Tribun die That vollbracht?

Daniello (ſchleppt Baroncelli herbei).

Hervor, du Bluthund! Mörder! Meuchelmörder!

Raymond.

Bind' ihn und ſchlepp' ihn nach Sanct Angelo!

Daniello.

Komm' ich zu ſpät, vor dir den Freund zu retten,
Ich komme nicht zu ſpät, dich zu erwürgen!

(Er ſchleppt ihn fort.)

Raymond.

Sorgt für die beiden Leichen! Eine Gruft
Umfange Beide! Ausgetoſet haben
Die böſen Leidenſchaften, — Friede kehrt,
Der Friede eines Kirchhofs kehrt zurück! —
Im Namen unſ'res heil'gen Oberhauptes
Nehm' ſo ich wiederum Beſitz von Rom.

(Der Vorhang fällt.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Julius Moſen's ſämmtliche Werke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sämmtliche Werke

von

Julius Moſen.

Vierter Band.

Oldenburg.
Verlag von Ferdinand Schmidt.
1863.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Auguſt Grimpe in Hannover.

Inhalt.

1. Wendelin und Helene.
2. Die Bräute von Florenz.
3. Johann von Oeſterreich.
4. Herzog Bernhard.
5. Der Sohn des Fürſten.
6. Cromwell.

Wendelin und Helene.

Ein Trauerſpiel.

Perſonen:

Wendelin, Reichsgraf.
Malguard, ein Maltheſerritter.
Zeibold, ein junger Bürger.
Renatus, ein alter Mönch.
Mathilde, Freiin.
Roſa, ihre Dienerin.
Helene, ein Bürgermädchen.
Gertrude, ihre Muhme.
Erſter, Zweiter } Bürger.
Wolf, **Ibling**, **Gotthard** } junge Bürger.
Mausohr, ein Kürſchner.
Joß, ein Bauer.
Erſtes, Zweites, Drittes } Bürgermädchen.
Franz, **Balthaſar** } gräfliche Diener.
Erſter, Zweiter } Stadtdiener.

Junge Bürger. Bauern. Hochzeitsgäſte. Muſikanten. Bewaffnete

Die Zeit fällt in das Jahr 1525, der Ort der Handlung iſt Oehringen.

Erſter Act.

Straße in Oehringen vor Helenens Hauſe, welches eine offene Vorhalle hat, zu welcher Stufen führen und bei deren Eingang ein Steinſitz angebracht iſt.

Erſter Auftritt.

Seibold, Gotthard, Wolf und **Ihling** treten auf.

Gotthard.

Haltet ihn, er hat was im Kopfe!

Seibold (ſingt).

Iſt denn gar kein Weg,
Und iſt denn gar kein Steg,
Der mich führet aus der Welt.

Wolf.

Krakele nur, wir ſind dabei!

Seibold.

Hol' ihn der Teufel um Mitternacht! Er iſt wieder bei ihr, der Graf, und mir ſoll das Blut nicht die Ader zerſprengen vor der Stirn? Ich ſoll nicht da, da ſtampfen auf die Steine, daß die Funken ſpringen? Und ihm nicht auflauern, ihn packen, ihn niederſchmettern, ihm auf die Bruſt knieen und ihn erwürgen? Eine Hand voll Luft! Luft! —

Ihling.

Du wirſt noch verrückt über dieſe Liebſchaft!

Seibold.

Ich bin es ſchon! Ich bin gebunden und geſchnürt und knirſche mit den Zähnen ohnmächtig und raſe an die Wände der Straße hinan.

Zweiter Auftritt.

Joß, gepackt von **zwei Stadtdienern. Vorige.**

Joß.

Hülfe! Hülfe! ich bin ein armer Bauer.

Ihling.

Da ſchleppen ſie wieder einen Bundſchuh!

Seibold.

Sie ſollen ihn nicht ſchleppen! Was will er mehr, als wir Alle, wie ich? (Zu den Stadtdienern:) Was habt Ihr vor mit dem armen Manne?

Erſter Stadtdiener.

Was habt Ihr zu fragen? Scheert Euch heim!

Seibold.

Was er gethan hat, will ich wiſſen, du Scherge und Schergenknecht!

Joß.

Und weil ich wieder geſagt, wie der arme Conrad mit ſeinen Leuten in das Badiſche zieht und daß ihm zufallen Bürger und Bauern um die evangeliſche Freiheit.

Erſter Stadtdiener.

Fort mit ihm!

Seibold.

Halt!

Zweiter Stadtdiener.

Aus dem Weg da! Platz für die Obrigkeit! (Er ſchlägt mit dem Stocke um ſich.)

Seibold.

Mich ſchlagen, Hallunke, mich? einen freien Bürgersſohn? Da hier! Du Schuft! Und da, du Hallunke! und lauft in die Hölle! (Er ſchlägt ſie und befreit Joß.)

Stadtdiener.

Gewalt! Gewalt! (Beide ab.)

Seibold.

Nun du frei biſt, ſag' deinen Namen!

Joß.

Joß, und bin ein Bauer!

Seibold.

Wie kamſt du in dieſen Handel?

Joß.

Da hatt' ich bei mir die elf Artikel der Bauernſchaft, und da ich ſie vorlas drüben den Leuten im Wirthshauſe zum gold'nen Lamm, hießen mich die Schergen einen Aufwiegler und griffen mich. Da dank' ich Euch nun meine Freiheit!

Seibold.

Und was ſchaffſt du hier?

Joß.

Daß Ihr nichts ausſagt gegen mich, und bin Nichts geſtändig; und muß Botſchaft bringen an Wendel Hippler von Georg Metzler, unſerem Hauptmann, der mit dem hellen Haufen heranzieht vom Odenwalde.

Gotthard.

Und was wollt Ihr Bauern mit dem Aufſtande?

Jos.

Das Evangelium!

Ihling.

Und müßt Ihr deshalb ſengen und brennen?

Jos.

Gott hat aus der Bauernſenſe ein Schwert gemacht, und kein Haus ſoll haben mehr, als eine Feuereſſe und eine Hausthüre!

Seibold.

Ihling, du halte Wacht auf den Grafen, wir Anderen bringen dieſen ſicher an das Thor. Ihling, paß' auf! ich bin wieder da, ehe du eine Hand umdreheſt! (Alle bis auf Ihling ab, welcher ſich verbirgt und dann und wann zeigt.)

Dritter Auftritt.

Wendelin und **Helene** erſcheinen in der Vorhalle; ſie gehen mit einander die Stufen herab, auf der letzten bleibt Helene ſtehen.

Helene.

Und nun willſt du mich ſchon wieder verlaſſen?

Wendelin.

Gute Nacht für heute, du weißt: auf dem Rathhauſe hält heute die Ritterſchaft Banquet; ich darf nicht fehlen.

Helene.

Biſt du mir noch gut?

Wendelin.

Was fragſt du, da du es weißt?

Helene.

Haſt du mich denn wirklich noch lieb?

Wendelin.

Zweifelſt du an mir?

Helene.

Ach!

Wendelin.

Was ſeufzeſt du?

Helene.

Bleibſt du mir treu?

Wendelin.

Ich liebe dich immer noch, ſüßes Herz. Liebe und Treue ſind zwei verſchlungene Hände.

Helene.

Du gehſt mit dem Maltheſer, Ihr ſeid immerfort zuſammen.

Wendelin.

Was thut er dir?

Helene.

Du trauſt ihm; mir geht ein Meſſer durch das Herz, wenn ich dich mit ihm zuſammen ſehe. Und wenn du dieſen Abend die vielen ſchönen Fräulein ſiehſt, und eine Jede iſt doch ſchöner, als ich, dann — kann ich dir es denn verargen?

Wendelin.

Sieh', du biſt eiferſüchtig!

Helene.

Wenn es aber wahr wäre, was die böſen Leute ſagen, daß du mich verſtoßen würdeſt? Sieh', du ſchlägſt die Augen nieder!

Wendelin.

Weil du mir leid thuſt.

Helene.

Wirklich? O, ich Arme!

Wendelin.

Du quälſt mich und dich. Du haſt heute Grillen.

Helene.

Was begehre ich von dir weiter, als deine liebe Hand zu halten, ſie leiſe zu drücken, dich anzuſehen? Stundenlang, tagelang könnte ich bei dir ſtehen, kein Wort ſprechen und dich nur anſehen.

Wendelin.

Nun gute Nacht!

Helene.

Du gehſt. Kommſt du auch wieder?

Wendelin.

Ich komme zu ſpät zum Banquette; die Trompeter blieſen zur Tafel.

Helene.

Ich hatte dich zu lieb, gar zu lieb.

Wendelin.

Dauert dich unſere Liebe?

Helene.

Sie ſollte dauern. Wendelin, ich muß es dir ſagen und wieder ſagen, ich weiß nicht, warum, wie ich dich ſo lieb habe. Es giebt keine Stunde, wo ich nicht an dich denke. Bald ſehe ich dich zu Pferde, hoch darauf, mit fliegender Feder vom Barrette, mit ſchmetterndem Waldhorne in den Wald hinaus, da hetzeſt du ein armes Reh, und da iſt es mir, als wäre ich das arme, gehetzte Thierlein; bald kommſt du mir wieder anders vor. Dann ſitze ich mit dir hier am Fenſter und ſehe den Dohlen zu, wie ſie ſich hier um die Thurmſpitze ein Rad drehen; — und fällt mir dabei ein, daß ein Kaiſerſohn auch ein Bürgermädchen aus Augsburg genommen hat; ſie hieß, ja wie doch gleich?

Wendelin.

Welſerin! Die ſchöne Welſerin!

Helene.

Ja, ſo hieß ſie!

Wendelin.

Und was meinſt du weiter?

Helene.

Meine Gedanken gehen vorüber.

Wendelin.

Nun auf Wiederſehn!

Helene.

Uebermorgen?

Wendelin.

Vielleicht.

Helene.

Morgen?

Wendelin.

Im Norden ſteht ein heller Stern am Himmel.

Helene.

Den mußt du mir zeigen!

Wendelin.

Immer unverwandt, unbeweglich!

Helene.

Was willſt du damit ſagen?

Wendelin.

Der zeigt den Schiffer, wenn er ſich verirrt hat, immer wieder zurecht.

Helene.

Der gute Stern!

Wendelin.

Dieſer gute Stern biſt du für mich. Leb' wohl! Schlafe recht ſüß und träume von mir! Gute Nacht!

(Helene in das Haus zurück; Wendelin will abgehen.)

Vierter Auftritt.

Seibold kommt mit **Gotthard**, **Wolf** und **Ißling**. **Wendelin.**

Ißling.

Da iſt der Graf!

Seibold.

Schneidet ihm den Weg ab!

Gotthard.

Biſt du bei Troſt?

Seibold.

Feig ſeid Ihr! Feig zum Erbarmen! (Vortretend zu Wendelin.) Herr Graf, Ihr habt ein ſchönes Barettchen mit Pfauenfedern, das kenn' ich bei der Nacht, — und ein ſammtnes Wämschen an, das kenn' ich bei der Nacht — und güldene Sporen an den Füßen, die kenn' ich auch —

Wendelin.

Was ſoll das?

Seibold.

Und einen ſchönen, langen Degen an der Schärpe, den kenn' ich auch bei der Nacht, und ich muß ſagen: Ihr ſeid ein ſchöner Herr, und ſolltet Euch ſchämen, unſeren Mädchen nachzuſchwänzeln!

Wendelin.

Wer heißt Euch, mir aufzulauern? Wer kein Liebchen lieb hat, der hüt' ſich! Ich bohre ihm ein Loch in die Seele!

Leibold und die **Anderen.**

Hoho! Hoho!

Leibold.

Meint Ihr, ich fürcht' mich? da ſtehe ich vor Euch mit meinen zwei nackten Fäuſten und fürchte mich doch nicht! Ja, rüttelt und ſchüttelt nur an Eurem Degen; noch einen Ruck, ſo falle ich Euch in die Arme! Meine Augen ſind gute Spione und meine Fäuſte gute Schmiede!

Fünfter Auftritt.

Meignard. Vorige.

Meignard.

Welcher Lärm? Was für ein Geſchrei? Die Leute laufen zuſammen.

Wendelin.

Sie ſcheinen betrunken und ſuchen Händel.

Leibold.

Blieb' Jeder bei Seinesgleichen, ſo thät' er wohl daran. Wie würdet Ihr uns anſchauen, wenn wir feilſchten um eine der Euren?

Meignard.

Geht der Wind daher? Ein wenig Eiferſucht? Junger Geſelle, was ſpukt dir durch den Sinn? Der Graf wird dir dein Mädchen laſſen, ſo groß es iſt.

Seibold.

Mag Alles ſein! die wahre Schneide iſt die, daß Ihr nun die Oberhand habt. Kommt, Kameraden! Gute Nacht für dies Mal, ein ander Mal iſt es wieder anders! Gute Nacht, ſag' ich! (**Seibold**, **Gotthard**, **Wolf** und **Ißling** ab.)

Malguard.

Das haſt du davon. Ich ſagte es immer, du wirſt dich noch blamiren.

Wendelin.

Kein Wort mehr. Ich will mein Herz bezwingen und es losreißen, und wenn es verbluten ſollte!

Malguard.

Auf der Gaſſe haſt du kein Glück! Verſuche es im Saale! (**Malguard** und **Wendelin** ab.)

Sechster Auftritt.

Helene und **Gertrude** kommen aus dem Hauſe.

Helene.

Er iſt auf dem Rathhauſe mit beim Banquette. Vor dem Saale an der Thüre dürfen wir zuſehen. Gute Muhme, daß du mitgehſt, iſt gar gut von dir!

Gertrude.

Helene, ich meine, es iſt aus mit dieſer Liebſchaft. Er hat dich ſatt und kommt nur noch aus Mitleid. Er läßt dich ſitzen. Wie ſollte es auch anders kommen? Nun weine nur nicht gleich. Mein' ich es denn bös'?

Helene.

Er hat mir ja ewige Treue geſchworen.

Gertrude.

Da wird er noch obend'rein meineidig.

Helene.

Dieſe Schande, ſollt' ich ſie erleben können? und da wär' ich zu ſtolz dazu, ſie zu ertragen.

Gertrude.

Beſchworene Treue iſt ſo gut, wie eine gebrochene Liebſchaft. Wenn das Kleid zerriſſen iſt, ſo näht man Flicken darauf, und wenn die Liebſchaft aus iſt, ſo will man ſich Treue vorlügen, da ſchwört man. Ich hab' noch nie erlebt, daß ein Liebhaber ſeine Schwüre gehalten hätte. Ei, wo ſchwört auch ein gutes Gewiſſen?

Helene.

Ein Eid ſoll nicht gelten wie ein Engelgroſchen?

Gertrude.

Ja, du kriegſt zwölf Semmel dafür.

Helene.

Und die ewige Verdammniß?

Gertrude,

Und die kommt von ſelber.

Helene.

Und der Spott und Hohn der Leute?

Gertrude.

Das iſt des Teufels Handgeld.

Helene.

Und bin eine Bürger- und Meiſterstochter!

Gertrude.

Dein Vater iſt todt, ſonſt wäre es auch hier anders.

Helene.

Meine Mutter war eine von den vornehmſten Geſchlechtern im Rathe.

Gertrude.

Meine Frau Schweſter war gut, wir haben uns auch nie gezankt, da ſie ein Mann, und ein ſchöner und braver Mann heirathete; denn du, mein Herzchen, warſt meine Liebe, mein Mann, mein Kind! Ich habe dich groß gezogen.

Helene.

Meine Muhme! Gott vergelt' es Ihr tauſend Mal.

Gertrude.

Du haſt gerade das gute Herz deiner Mutter, und biſt doch wieder ſo heftig wie dein Vater. Alle Bürger in der Stadt ſchwiegen, wenn er redete, und wenn er durch die Straßen ging mit ſeinem lichtblauen Sonntagsrocke, da flogen alle Mützen herunter, als wär' er ein Edelmann oder ein Abt.

Helene.

Ach, wenn er wieder kommen ſollte! Es iſt mir, als ſähe ich aus jeder Ecke ſeine hellen Augen blicken und ſeine Hand, mit der er mir droht.

Gertrude.

Mädel, was ſind das für garſtige Reden!

Helene.

Hier iſt es ſo bänglich und ſchaurig, es iſt ſo gar ſtille, als wäre die Straße ausgeſtorben, und ich kann das Stille nicht mehr leiden. Gute Muhme, komm'! Wir wollen vor den Saal gehen und den Rittern zuſehen.

Gertrude.

Und auf den Grafen Acht geben —

Helene.

Ja! Ja! Das auch!

Gertrude.

Du wirſt aber nicht deine Freude daran haben; du kannſt jetzt ſo nicht gut mehr ſchlafen. Ich hörte dich in voriger Nacht weinen.

Helene.

Ich muß ihn ſehen, und mein ganzes Herz iſt wieder fröhlich, wenn ich ihn nur von Weitem ſehen kann.

Gertrude.

Da laſſe ich mich immer wieder mit fortlocken, und ich gehe mit, und wir machen Beide am Ende dumme Streiche. (Beide ab.)

Siebenter Auftritt.

Vorhalle vor dem Rathhausſaale, in welchem man banquettiren ſieht.

Mathilde, Malguard kommen aus dem Saale heraus.

Mathilde.

Verſtand ich deinen Wink?

Malguard.

Du haſt ein kluges Auge, ich will es heute noch zuküſſen.

Mathilde.

Malguard, was haſt du zu ſagen?

Malguard.

Deine Vorwürfe vom verfehlten Leben, von der Sünde unſerer Liebe, ſie können aufhören, du kannſt glücklich werden.

Mathilde.

Nie wieder! Mein Glück iſt ewig dahin.

Malguard.

Weiberglück und Treue iſt immer wieder neu. Wendelin iſt um dich bemüht; wie gefällt er dir?

Mathilde.

Du — und du kannſt ſo mich fragen?

Malguard.

Steh' ich dir im Wege? kann ich nicht bei Seite gehen? Gewinne ihn, feßle ihn; er iſt ein Paradiesvogel; du ſollſt ihn feſſeln!

Mathilde.

Abſcheulicher!

Malguard.

Du kannſt mir dann immer noch heimlich treu ſein —

Mathilde.

Willſt du eine Antwort darauf? Dein Kopf iſt gut, aber dein Herz — ſchlecht; es ſchaudert mich davor! Gute Nacht! (Ab in den Saal.)

Malguard.

Brr! Eine Natter und eine gereizte Coquette ſind zwei gefährliche Dinge!

Achter Auftritt.

Wendelin kommt aus dem Saale heraus. **Malguard.**

Wendelin.

Dich ſuche ich überall. —

Malguard.

Haſt du nichts Beſſeres zu thun? Eine ganze Wieſe voll Blumen blüht dir entgegen. Breite deine Schwingen aus und genieße das Leben!

Wendelin.

Kennſt du nicht dort die Dame in gelbſeidenem Gewande und weißem Schleier? Sie iſt die Sonne in dem Saale; alle Junker drehen ſich um ſie als Planeten.

Malguard.

Und du biſt der ruhige Aſtronom?

Wendelin.

Wer iſt ſie?

Malguard.

Die Richte des Comthurs und aus Florenz; dort lernte ich ſie kennen. Als ſie zum erſten Male bei Hofe erſchien, ſank die Welt vor ihr huldigend auf die Kniee. Man war verſucht, an Liebeszauber zu glauben, Cavaliere rannten ſich ihretwillen einander den Degen durch die Bruſt. Soll ich dich mit ihr bekannt machen?

Wendelin.

Ich muß ſie kennen lernen und ſollte es mich mein bischen Verſtand koſten.

Malguard.

So komme ſchnell, der große Becher geht um und die Damen brechen auf. (Alle ab in den Saal.)

Neunter Auftritt.

Erſtes, zweites, drittes Bürgermädchen und andere Zuſchauer kommen.

Erſtes Mädchen.

Das iſt eine Pracht! Wer doch dabei wär'! Wie ſie d'rinnen herumrauſchen! Bei den Vornehmen iſt doch eitel Wohlleben.

Zweites.

Siehſt du dort den Grafen mit der ſtolzen Dame? Ach, die Schönheit und Herrlichkeit!

Drittes.

Iſt das Helenen ihrer nicht? denk' nur, neulich hat er ihr gar eine gold'ne Kette geſchenkt! Wie das alberne Ding damit flunkerte!

Erſtes.

Das iſt auch Einer, der denkt, man kann mit allen Mädchen ſcherzen — Helenchen iſt zum Liebhaben gut genug! Der wird ſie eben zur Gräfin machen, das wäre etwas Neues und zum Todtlachen.

Zweites.

Schön iſt er aber doch! Er hat ſo was recht Edelmänniſches an ſich. Wie er ſich trägt und hält, daß Einem das Herz im Leibe in die Höhe ſpringt.

Drittes.

Er hat ſo viel Verliebtes an ſich und ſo ein freundliches Lächeln um den Mund. Ich wollte, ich wäre die Locke, die ihm immer den Nacken küßt — weiter gar nichts!

Erſtes.

Da wärſt du etwas Rechtes. Da könnteſt du vor Eiferſucht grau werden.

Zweites.

Er kommt mit ihr hieher. Wer nur auch ſo eine Dame wär'! (Die Mädchen und Zuſchauer ziehen ſich zurück.)

Zehnter Auftritt.

Wendelin. Mathilde.

Mathilde.

Meine Dienerſchaft!

Wendelin.

Und Ihr brecht ſchon auf?

Mathilde.

Es wird Zeit, den umgehenden Bechern Raum zu laſſen.

(Trinkſpruch im Saale: „Seine kaiſerliche Majeſtät, hoch!“ Fanfare.)

Wendelin.

Meine Sonne geht unter, da Ihr ſcheidet.

Mathilde.

Seid Ihr ein Tag- oder Nachtfalter?

Wendelin.

Macht mich, zu was Ihr wollt! Schönheit iſt eine Zauberin und allmächtig. (Sie ſprechen leiſe mit einander.)

Elfter Auftritt.

Helene und **Gertrude** kommen. **Vorige.**

Gertrude.

Sei vernünftig! Folge mir nur diesmal und ſei ruhig.

Helene.

Träume ich? Wache ich? Iſt es möglich?

Mathilde

(ſchlägt koquett mit dem Fächer Wendelin auf den Mund).

Schelm!

Wendelin.

Schnee macht meine Lippen fromm! (Er küßt ihren Nacken.)

Mathilde.

Unbeſonnener!

Wendelin

(küßt ihre Hände).

Und das für den Fächerſchlag, und wir ſind lange noch nicht quitt! (Er erblickt Helene und wendet ſich ſchnell ab.)

Helene.

Er ſchämt ſich meiner!

Wendelin.

Ich gebe Euch das Geleit?

Mathilde.

Als Räuber oder Ritter?

Wendelin.

Als Falter um Euren Blumenſtrauß. (Beide ab.)

Gertrude.

Er verläugnet dich vor der Welt. (Helene ſinkt nieder auf die Kniee und verhüllt ſich das Angeſicht.)

Gertrude.

Gott erbarme ſich deiner!

Helene.

Und jeder armen Seele!

Zweiter Act.

Straße wie im erſten Acte vor Helenens Hauſe.

Erſter Auftritt.

Helene ſitzt vor der Halle auf dem Eingangsſitze und bindet Blumenſträuße.

Helene (ſingt).

„Der Brunnen iſt tief,
'ne Dirne ſteht d'ran;
Wer drunten ſchlief',
Kein Leid käm' ihm an.

Das Herz iſt ihr ſchwer,
Im Kopf iſt ihr wirr,
Die Seele ſo leer,
Die Sinne ſo irr."

Könnte ich nur noch einmal mit ihm reden, er könnte und dürfte nicht ſo ſchlimm ſein. Er muß doch ein Herz haben; ich weiß es auch, ich fühlte es ſchlagen. (Sie ſingt.)

„Da ſingt es ſo fein:
Mein Kind, biſt du müd',
So komme herein,
Du verlaſſ'nes Gemüth."

Läge ich doch unten tief im Waſſer und ertränkt, es wäre beſſer mit mir! Wendelin! Käm' er nur noch einmal, ich würde ſo fröhlich ſein, als er nur wollte, da er das Traurige nicht gern hat. (Gertrude kommt.) Ach! Nicht er? Es iſt meine Muhme.

Zweiter Auftritt.

Helene. Gertrude.

Gertrude.

Mach' ſchnell, denn nun müſſen ſie bald kommen, die Gevatterjungfrau zum Kindtaufsfeſte zu holen. Da hier, binde noch die Bohnenblüthe in den Strauß, Yſop und Rosmarin haſt du ihm genug hineingewunden! Und warum keine rothen Nelken? Das wird ein trauriger Strauß!

Helene.

Er geräth nach meinem Gemüthe.

Gertrude.

Das ſollte guter Dinge ſein, da der Mitgevatter Seibold iſt, dem du doch ſonſt gut warſt, und er hat dich immer noch lieb. Kindtaufen machen Hochzeiten, weißt du?

Helene.

Immer ſtich mit Nadeln in meine Seele, ich verdiene es, und noch mehr! Lieber möcht' ich mich verſtecken in den finſterſten Hauswinkel unter die Treppe hinein und dort troſtlos ſterben, wie eine verlorene, zum Elend geborene, ausgeſtoßene Seele!

Gertrude.

Wir ſind zu Ende mit den glücklichen Tagen, nun kommen die ſchlimmen. Gott genade uns!

Helene.

Geſtern, als ich oben am Fenſter ſtand, da kam Graf Wendelin mit der ſchönen, fremden Dame die Straße herabgeritten. Sie ſaß auf einem weißen Zelter. Und als ſie herankamen, da ſtürzte mir der Levkojenſtock, den ich auf das Brett ſetzen wollte, aus der Hand und krachte hinab dicht vor ſie und zerſchmetterte in viele Scherben, daß der Staub aufflog und ihre Roſſe ſich ſcheuten. Schnell flog herauf ſein Blick, ſchneller zurück, nieder auf die Straße, als hätte Gottes ſtrafender Finger ſeine Wimper gerührt, und als wäre dort auf den Steinen meine Treue und meine Liebe, meine Angſt und meine Noth geſchrieben. Und im erſten Unwillen habe ich ihm Ring und Kette und Alles, was ich von ihm hatte, durch den frommen Renatus zurückgeſchickt. Ich dachte doch, er würde kommen und mich fragen, warum ich ihm das gethan; er iſt nicht gekommen und nun iſt Alles, Alles vorbei! Gewiß iſt es ſo! Wenn ich ihn nur noch einmal ſprechen könnte!

Gertrude.

Kannſt du ihn nicht vergeſſen? Er war deiner nicht werth!

Helene.

Was iſt das? Die Muſik! Sie kommen!

Dritter Auftritt.

Seibold, Ihling und Andere kommen. **Vorige.**

Seibold.

Jungfer Gevatter, ich habe die Ehre, dich zu führen zum Kindtaufsfeſte.

Helene.

Dieſen Blumenſtrauß habe ich für dich gewunden, und das rothſeidene Tüchel trage zu meinem Andenken, und da die ſilberne Roſe am Hut!

Seibold.

Und dieſes Band möchte ich gern von dir getragen ſehen, und das Gebetbüchel in deinen Händen; vergieb, daß dein und mein Namen vorn darauf gedruckt ſind in Gold!

Helene.

Du biſt ja immer mein Freund geweſen und wirſt es bleiben.

Ihling.

Und ich gehe leer aus; da bitt' ich mir ein herzhaftes Mäulchen heut' Abend beim Tanze aus!

Helene.

Ihr meint es zu gut mit mir! Hier tragt dieſes Tüchel mir zu Ehren! (Sie übergiebt ihm ein Tuch.)

Seibold.

Thut Eure Schuldigkeit, Muſikanten! Da iſt mein Arm, ſchönes Lenchen!

Ihling.

Frau Gertrude, ich mache Reverenz! Bin ich Euch nicht gut genug?

Gertrude.

Meinen Dank! Ihr werdet eine Jüngere finden, und damit Ihr ſie ertragen lernt, wenn ſie alt iſt, ſo nehme ich Eueren Arm! (Alle ab.)

Vierter Auftritt.

Wendelin und **Malguard** kommen.

Malguard.

In deinem Schloſſe iſt dir es zu weit, hier auf der Straße zu eng; was fehlt dir?

Wendelin.

Tauſend Gedanken gehen mir durch den Sinn, und ich weiß nicht, an welchem ich mich halten ſoll. Bald überkommt mich die Sorge um das Allgemeine, um dieſe Zeit, die wild und ſchrecklich durcheinander gährt und größeres Unheil befürchten läßt; dann brüte ich wieder über mich ſelbſt und weiß nicht, wie ich den Zwieſpalt, der in mir iſt, ſchlichten ſoll. So muß ich verkümmern und bin ſo ſchlimm geworden, daß ehrſame Männer und Frauen den Kopf über mich ſchütteln, wie über einen Wildfang. Ich ſuchte mich zu betäuben in Wein und Liebe und in liederlichen Streichen, und ich bin ſchlecht geworden, ſchlecht, wie Ihr Alle ſeid!

Malguard.

Ueber uns waltet das eherne Schickſal und treibt uns ſtromabwärts, wie Wellen, die dem Drange folgen müſſen, bis ſie verrollen und verrinnen im Meere. Wir Alle ſind dienende Laienbrüder der harten, unbegreiflichen Zeit. Hier haſt du ein Gnadenbild für deinen kranken Humor! (Er überreicht ihm ein Medaillon.)

Wendelin.

Es brennt in meiner Hand, nimm es zurück! Es macht Aufruhr in meinem Herzen!

Malguard.

Ruhig! Halte mir! (Er ſtreicht mit der flachen Hand über Wendelin's Stirn.) Nun biſt du geheilt, und es bringt dich nicht um, wenn du ihr Bild ſiehſt!

Wendelin.

Sie iſt ſchön, zu ſchön! Dieſes Bild, ihr Bild! O, es iſt ein freundlicher Dieb!

Malguard.

Es iſt Seelenarzenei. Das geht ſo warm über das Herz hinab, wie eine Sammethand.

Wendelin.

Dieſe traumtrunkenen, dunklen Augen!

Malguard.

Ich ſah geſtern nur drei Blicke von ihr, ein jeder war ein Blitzſtrahl, und jeder Blitzſtrahl zuckte nach dir! Wunder, daß du heute noch lebſt!

Wendelin.

Ich ſehe ſie wachend und träumend und quäle mich über dieſe Leidenſchaft, welche mich ſinnlos macht. Ich bin nicht mehr ich ſelbſt.

Malguard.

Und ſie iſt reich an ſchönen Gütern. Ihr gehören drei Schlöſſer am Comoſee! Daß ich das Kreuz tragen muß! — Sie ſelbſt iſt frei und darf wählen nach Gutdünken. Meinſt du, daß du ihr gefallen könnteſt?

Wendelin.

Und doch ſteigt immer wieder das Bild des armen Bürgermädchens in mir auf, wie flehend, bittend, händeringend! Was ſoll ich thun?

Malguard.

Deiner Narrheit ein Ende machen und dich beſſern. Hat ſie dir nicht den Ring zurückgeſchickt? Sie war klüger als du, ſie hat dich abgedankt; was ſollte auch aus dieſem Verhältniſſe werden? Sie hatte Verſtand für ſich und dich! —

Wendelin.

Und doch thut ſie mir leid; ſie war mein bis in das Innerſte der Seele!

Malguard.

Du warſt nicht der Einzige, den ſie erhörte. Du kennſt den Geſellen, der ſich zur Hofthüre hinausſchnürte, wenn du in das Haus tratſt. Er iſt nun dein Erſatzmann. Haſt du Luſt, Hörner zu tragen? Pfui doch!

Wendelin.

Möglich, und ſchändlich! Ach, daß dieſe Zeit vorüber wäre, ich bin krank, wirklich krank.

Malguard.

Du biſt geſund, ſobald du willſt. Wirf von dir dieſe niedrige Leidenſchaft, welche ſo wenig verſtändig war. Dein Glück, dein guter Stern führt dir entgegen die Königin aller Frauen, du ſollſt der Glückliche ſein vor Tauſenden, und du zagſt? — Ich begreiſe dich nicht!

Wendelin.

Es muß etwas geſchehen, das über mich entſcheidet; ich halte dieſen Zuſtand nicht mehr aus.

Malguard.

Wir ſind auf dem Wege; ich gehe voraus und melde dich bei ihr an! (Ab.)

Wendelin.

Malguard! — Da iſt er hin, und mir iſt es, als zöge mich ein Zauberwort in einen Kreis, wo mein Geſchick unentrinnbar mich erwartet!

Fünfter Auftritt.

Seibold kommt mit **Joß** und anderen Bauern. **Wendelin.**

Joß.

Seid dafür bedankt, daß Ihr Kindtauf' und Gevatterin verlaßt, um uns Gehör zu verſchaffen bei Seiner Gnaden.

Seibold.

Da kommt er uns entgegen, und ich will ihn ſtellen, daß er Euch Antwort giebt. (Zu **Wendelin.**) Herr Graf, hier ſind Bauern von Eueren Dörfern, welche vor Reſpect weder Zugang zu Euch, noch Worte finden können.

Joß und **die Bauern.**

So iſt es, Herr Graf, ganz ſo; er führt das Wort!

Seibold.

Nicht Ihr, aber die allgemeine Noth drückt ſie. Da gewinnt kein Vieh die Jungen, kein Baum ſeine Früchte, keine Henne ihre Eier, keine Gans ihre Küchelchen; geiſtlicher und weltlicher Herr nehmen den Zehnten. Da iſt nichts, was mit der Sichel geſchnitten, mit der Senſe gemäht wird —

Wendelin.

Aus welchem Rechte ſprichſt du hier?

Seibold.

Da frag' ich dagegen: warum ſtanden die Schweizerbauern auf, die in den Niederlanden und die Bauern in der Normandie und Lothringen? und nun hier überall im deutſchen Reich? das deutet auf eine beſondere Urſache! Aber Euer Namen, Herr Graf, wiegt Armeen auf, Ihr verſteht den Krieg und Euch trägt das Volk auf den Händen; es iſt Waſſersnoth, ich rudere Euch den Nachen heran, ſpringt hinein und ſeid der Unſere! —

Wendelin.

Hinweg von mir, ſinnloſer Menſch! Wohl mag dir alle Ordnung zuwider ſein, dafür gibt es Andere, die ſie hüten; zu dieſen gehöre ich. Wie unterſtehſt du dich, frecher Geſelle, mit ſolchen Anträgen mir in den Weg zu treten?

Du trägſt den Kopf hoch, junger Burſche, hüte dich, daß du an meinem Thorpfoſten dir nicht den Schädel zerſchmetterſt. Hinweg mit dir!

Seibold.

Herr, Ihr ſollt anders von mir ſprechen! Ihr ſollt mir Rede ſtehen!

Wendelin.

Seibold!

Seibold.

Gut, daß Ihr meinen Namen kennt!

Wendelin.

Nicht ungeſtraft gingſt du von dieſer Stelle, hätte ich nicht wider Willen dich früher verletzt. Hüte dich von nun an; denn ich kenne dich und deinen böſen Sinn!

Seibold.

Herr Graf, bin ich auch kein Ritter, doch ſeid ritterlich von mir bedient. Ich ſage Euch ab auf Leben und Tod! Und Ihr ſollt hören meinen Namen mitten in der Feldſchlacht, und meine Zunge ſoll ſein eine Degenklinge! Zeigt mir dort das Weiße in Eueren Augen, wo die Trompete ſchmettert und die Kugel pfeift! Ade! (**Seibold und die Bauern ab.**)

Wendelin.

Gehe hin, geſelle dich zu den Miſſethätern und theile ihr Loos! und vergeſſen ſei dein Namen. (**Wendelin geht ab.**)

Sechster Auftritt.

Mathildens Zimmer.

Mathilde. Malguard.

Mathilde.

Malguard, dieſen ſpöttiſchen Zug um den Mund gewöhne dir ab! Er thut mir inwendig weh.

Malguard.

Ich war ſonſt ein Schwärmer, ſo gut wie Wendelin. Dieſes Kreuz auf meiner Bruſt brannte ſo heiß hinein, daß meine Seele daran geſtorben iſt. Wie oft lag ich in der Sanct Georgencapelle dort auf Maltha und hob die geballten Fäuſte zu dem Himmel und ſeinen Göttern auf, — und doch mußte ich lächeln lernen, in der Verzweiflung lächeln und die Gluth der Seele mit Aſche zudecken.

Mathilde.

Du biſt ein gefährlicher Teufel! Laß' mich los und weiche von mir!

Malguard.

Mathilde, ſo wie du iſt noch kein Weib geliebt worden! Dank' ich dir doch Alles, was das Weib einem Manne geben kann: Inbrunſt, Seligkeit! Wüſt und wild kam ich nach Florenz im Auftrage meines Ordens. — Weißt du noch, wie wir uns im Palaſte des Herzogs zuerſt erblickten?

Mathilde.

Welch' ein Augenblick, in welchem du ſo hoch hereintrateſt in den Saal, dich edel und ſtolz vor dem Hofe verbeugteſt und auf einmal deine glühenden Augen mich plötzlich, wie Wetterſtrahlen, ſtreiften vom Kopfe bis zum Fuße, — das war ein Schmerz, der wie ein Schwert meine Seele zertheilte; — noch heute brennt dieſe Minute in mir! —

Malguard.

Und wie ich nun ſpäter auf deine Villa kam und in der Dämmerung durch die blühende Orangerie zu dir ſchleichen durfte, — die Blumen verwelkten, an denen ich hier vorüberſtrich.

Mathilde.

Schöner Teufel! du haſt mit mir die Verdammniß getheilt. Muß du mich denn ewig verfolgen? Auch hieher?

Malguard.

Ich habe hier in Ordensſachen zu verhandeln, aber ich bin bei dir.

Mathilde.

Komme ich denn nie von dir los? Meine Seele windet ſich zu deinen Füßen und fleht um Erbarmen.

Malguard.

Weil du ſchön, doch treulos biſt, wie alle deine Schweſtern.

Mathilde.

Es kann mit uns kein gutes Ende nehmen.

Malguard.

Ich kenne die Quelle dieſer Reue, — Graf Wendelin?

Mathilde.

Wäre ich ſeiner werth und hätte ich dich nie geſehen!

Malguard.

Er kommt noch dieſen Morgen zu dir.

Mathilde.

Wendelin?

Malguard.

Du kannſt Alles aus ihm machen, — er iſt weich, wie ein Damenhandſchuh. Ich will, daß du ihn heiratheſt.

Mathilde.

Schändlicher Verſucher!

Malguard.

Wähne nicht, daß ich dich laſſe, ganz hingebe! Stürze ich in die Hölle hinein, ſo reiße ich dich mit hinunter und weinten darüber alle Engel im Himmel. Sei ruhig, du geliebtes Weib, du ſchlanke Gazelle!

Mathilde.

Wenn dein Herz noch Thränen und Bitten rühren —

Malguard.

Du ſollſt glücklich ſein! Ich will es ja ſelbſt! Weib! Geliebte! Wenn ich nicht wollte? Wer ſollte dich anrühren dürfen? Du giebſt Wendelin dein Jawort; und nun beruhige dein ſchönes Angeſicht! Hauche in das Taſchentuch! deine Augen ſind erhitzt. So! und nun, (er küßt ihre Hand) auf glückliches Wiederſehn! (Malguard ab.)

Mathilde.

Iſt er fort? O, wie bin ich unglücklich, da ich ſchwach bin! Ihr Heiligen, rettet mich aus dieſem Elende und gebt mir die Unſchuld meiner Jugend zurück! Horch, was ſprengt zum Hofe herein? — Er iſt es! Er blickt heran. Ah, da ſprang er vom Pferde. Er kommt herauf. Ungeſtümes, ängſtliches Herz, naht die Stunde der Entſcheidung und du fürchteſt dich? Getrauſt du dich nicht, wieder glücklich zu werden? Iſt es dir nicht möglich?

Siebenter Auftritt.

Wendelin. Mathilde.

Wendelin.

Darf ich kommen? Kommen zu Euch, getragen von Freude und Hoffnung, und Ihr wolltet mich nicht verſchmähen, nicht Euch von mir wenden, dem Ungeſtümen Euere Hand nicht verſagen?

Mathilde.

Wendelin, laßt uns ruhig ſein! Ich denke mir, wahre Liebe ſollte über der Leidenſchaft ſtehen, ein Himmel ohne Regen und Gewitter! Wendelin, iſt das nicht Eure Meinung, ſo habt wenigſtens Mitleiden mit mir. Laßt mich bedenken, daß ich faſt allein ſtehe in dieſer Welt. Wer kann mir rathen?

Wendelin.

Und deßhalb zu dir ein Freund! Mathilde, blicke um dich, — eine Welt iſt losgelaſſen in Aufruhr, Mord und Brand. Kein Stein ſteht feſt auf dem anderen, ringsum finſtere Nacht, Sturm, und nirgends ein Stern, ſieht er nicht in unſerer Seele. In einer ſolchen Zeit ſollten Herzen, die für einander ſchlagen, ſich ſchnell vereinigen; denn die nächſte Stunde kann zwiſchen ſie den Schutt zuſammenſtürzender Jahrtauſende ſchleudern. Hier iſt mein Herz, hier meine Hand, ich will vor dir ſtehen wie ein Cherub, mit meinem Schilde dich decken, mit meinem Schwerte dich vertheidigen. — Willſt du mein ſein? (Er küßt ſie.)

Malgvard

(tritt ein und wird von Beiden nicht bemerkt).

Hier heirathen ſich wieder zwei Leute, von welchen jedes ſeine Erfahrung gemacht hat! (Zu Beiden.) Ich wünſche Glück von ganzer Seele! Gott gebe ſein Gedeihen!

Dritter Act.

Platz vor dem gräflichen Schloſſe, im Hintergrunde eine Kirche.

Erſter Auftritt.

Seibold, Wolf, Ißling, Gotthard und andere junge Bürger in Waffen, einige tragen große zinnerne Krüge.

Wolf.

Luſtig, Kamerad! Uebermorgen ſtehſt du bei den Bauern und dem Metzler und ſtürmſt an gegen Ritter und Landsknecht! Sieh' dich um nach einem Feuerbrand und laß' krähen den rothen Hahn durch das Land!

Ißling.

Dort unten, Seibold, kennſt du das Haus? Ich ſah dich oft am Fenſter ſtehen mit untergeſchlagenen Armen, mit dem Kopfe nicken und hinunterblinzeln, wenn der Semmeljung' vorbei ging und hinauf zu dir rief: „Grüß' dich Gott, Meiſter!" Nun zum letzten Mal ſchau' hinunter! Gehſt du doch jetzt ſo ſtill einher, als trägſt du eine Leiche!

Seibold.

Mich ſelbſt!

Gotthard.

Iſt das noch der luſtige, vorjährige Burſche, der die Arme verſchränkt hat, wie eine Brezel, und ſo gute Martinshörner bäckt? So ruf' doch deinen Schatz noch einmal an das Fenſter, zieh' den Hut, laß' das Maul zuſammen und ſchrei': „Mina!“ Es wär' doch gar zu hübſch, wenn aus ihren himmelblauen Aeuglein ein bißchen andres Maiwetter käm', es wüchſen die Vergißmeinnichte darnach. Ich bin ein Goldſchmied, ich kauf' dir das Scheidewaſſer ab, daß ich Trauringe probiren mag; ich mache einen Prachthandel mit dir.

Leibold.

Meinetwegen braucht keine Thräne ſie herauszudrücken. Ich wollte, ſie hätte ſich nicht vergeſſen. Sie war wahrlich zu gut dazu. So ſoll ſie verwelken und war ein ſo ſchönes Maiblümchen. Ja, weinen wird ſie auch, wenn ſie ſtehen muß im Sünderhemde, und Buße thun muß in der Kirche, über ſie her Spott und Schmach, Noth und Schimpf.

Philipp.

Iſt die Welt nicht groß und rund und überall Glück für einen jungen, hübſchen Burſchen? Hat die es mit großen Herren gehalten, ihre Ehre verſcherzt, was geht es dich an? Ueberall kann für dich eine Schönere ſein. Wer weiß, auf welcher Burg ein ſchönes, reiches Fräulein dir die Suppe kocht und deine Kinder wiegt?

Leibold.

Es thut mir aber doch leid um ſie. So lebe wohl, du böſe Stadt, die mein Glück umbracht hat! Dir, aber dir, Helene, ob du es hörſt, ob nicht, — wünſche ich alles Gute! — Möchte Alles Lüge ſein, was ich von dir höre!

Ich wünſche dir von Herz und Mund
Noch manche liebe, gute Stund'!

Ihling.

Goldſchmied, ein Pfännchen her! Seibold macht Scheidewaſſer!

Gotthard.

Was gar? Seibold, weg mit der Leichenbitterei! Laßt die Kannen klingen, noch funkelt der alte Wein; ein friſch' Lied her!

(Er ſingt, die Uebrigen fallen ein.)

„Es zieht ein Burſch' zur Stadt hinaus,
In die Seel' ſpringt ihm das Blut;
Ihr Mädchen guckt zum Fenſter 'naus,
Er winkt Euch mit dem Hut.

Er hat das Herzeleid erſtickt;
Es leb' das alte Recht!
In Reih' und Glied iſt er gerückt,
Es iſt der Mord ſein Knecht.

Und wer nichts zu verlieren hat,
Gewinnt wohl deſto mehr;
Wohin nur ſchreitet der Soldat,
Trägt er auch ſein Gewehr.

Mit Trommeln und Trompetenklang
Zur Schlacht mit Hochzeitluſt,
Und nähm' auch einen friſchen Gang
Die Kugel durch die Bruſt.“ (Alle ab.)

Zweiter Auftritt.

Gertrude und **Helene** kommen. Man hört aus der Kirche Choralmuſik und Geſang.

Gertrude.

Da rennen die Leute durch die Gaſſen, ſie müſſen alle mit anſehen, wie die Geſellen fortwandern, Seibold, der gute Junge, in ihrer Mitte. So biſt du nunmehr von Allen verlaſſen.

Helene.

Gottes Segen mit ihm! Seibold iſt brav und gut; es muß ihm wohl gehen.

Gertrude.

In das Elend will er ziehen, zu den aufrühreriſchen Bauern, daß es Gott erbarme! Zu den Räubern und Mördern, um herumzufechten mit den Herren! Du biſt daran Schuld. Du haſt ihm zu weh gethan, da iſt die Verzweiflung über ihn gekommen.

Helene.

Gottes Gnade ſei mit ihm!

Gertrude.

Wenn ſich Seibold beſänne, und käm' zurück, nicht wahr, du nähmſt ihn ſchon? Wär'ſt du ihm treu geblieben, es wäre beſſer mit dir! Nun biſt du geworden, wie eine arme Wittwe. Es iſt ein ſchlimmer Tag, und dich treibt kein guter Geiſt, daß du den Grafen mit ſeiner Braut ſehen willſt, wenn ſie aus der Kirche kommen. Die Trompeter ſchmettern durch die ganze Stadt, und am Schloſſe ſind alle Fahnen mit den Wappen ausgeſteckt.

Helene.

Daß er den Eid und die Treue brach! Brich, mein Herz, ſpring' entzwei, mein Herz!

Gertrude.

Du könnteſt nun auch ein Weib ſein, daß dein Mann ſtolz auf dich wär', und würdeſt beneidet von allen andern Mädchen, die nun über dich reden. Nun biſt du hier bei mir, wie immer, mutterſeelenallein in dieſer grauſamen

Welt. Du erblaſſeſt, Mädel? Was iſt dir? Laß' den Schmerz fahren, denk': fort iſt fort! hin iſt hin! Merk' auf, ſeine Heirath fällt übel aus. Helene, es zuckt dir im Geſichte! Iſt dir nicht wohl?

Helene.

Wie einem Schmetterling der Nacht,
Der froh in einen Sarg geflogen,
Gelockt von Todtenblumenpracht,
Zu ſpät bemerkt, daß er betrogen,
Da nun der Deckel darauf gemacht;
Wie Alles liegt,
Zu Träumen eingewiegt,
In der gar ſo ſtillen Kammer; —
Weit weg, vorbei iſt aller Jammer!
Ein welkend' Kränzlein auf der Stirne
Oder kein's, —
's iſt Alles eins! —
Ruht ſanft und ſtill die Dirne,
Langgeſtreckt,
Mit viel Blumen zugedeckt,
Hält die Citrone in der Hand,
Schwarze Nadeln ſtecken d'rin —

Gertrude.

Helene! du ſtierſt mit den Augen, ach, dein Verſtand? Laß' uns fortgehen von hier, die Leute ſehen auf uns!

Helene.

Fort! Fort!

Gertrude.

Es wird dir beſſer werden!

Helene.

Beſſer? Beſſer? Ach, daß er geſchworen hat, wir beide geſchworen:

Zuſammenlebend, zuſammenſterbend,
Zuſammen Himmel oder Hölle erwerbend!

Ach, er nur meineidig, und wir ewig verdammt! Ueber uns zuſammen die glühende Hölle! Ewig verdammt! Nein! Nein! Seine Seele, ich muß ſeine Seele retten! Nicht wahr, was man bindet, darf man löſen? Ich muß ihm zurückgeben mein Wort, mit ihm noch ſprechen, müßt' ich brechen durch ſeine Wände! Dann iſt doch Eins gewonnen, — ein ſeliger Tod, oder auch Alles verloren:

Mein Glück, meine Ehre, mein Leben, mein Herz, —
Da bleibt nur noch der kurze Todesſchmerz! —

Dritter Auftritt.

(Der Brautzug kommt aus der Kirche heraus, voran werden die gräflichen Fahnen getragen, darnach folgen die Muſikanten, welche eine feſtliche Marſchmuſik machen, dann folgen **Wendelin** und **Mathilde**, ihnen zunächſt **Malguard** und andere Gäſte von jedem Alter und Geſchlecht, feſtlich geſchmückt. Alle tragen grüne Zweige oder Sträußer in den Händen, woran bunte Bänder ſind. Es drängen ſich viele Zuſchauer herbei.)

Malguard. Helene. Gertrude.

Helene (rufend).

Wendelin! (**Wendelin** wendet ſich nach ihr um, **Malguard** ſpringt aus dem Zuge und hält **Helene** zurück.)

Malguard.

Schweig', Unglückſelige!

Helene.

Ich habe ihm nur ein Wort zu ſagen, daran hängt Himmel und Hölle!

Malguard.

Du ſchweigſt, und ſollte ich dich morden! Was du zu beſtellen haſt, vertraue es mir! (Der Zug verſchwindet durch das Thor des Schloſſes.)

Gertrude.

Helene, komme zu dir! Beſinne dich!

Malguard.

Gott tröſte ſie, wie manche Andere, und ſchenke ihr einen Liebhaber! (Malguard ab; die Zuſchauer verlaufen ſich.)

Helene

(nach der anderen Seite zu hindrängend vorwankend, bis ſie niederſinkt).

Ach! Ach!

Gertrude

(kniet zu ihr nieder).

Meine Helene!

Vierter Auftritt.

Wendelin erſcheint mit **Renatus** auf den Thorſtufen des Schloſſes.

Wendelin.

Luft! Luft! Hört' ich nicht einen Weheſchrei? Sah ich nicht ihr Geſicht? Heute, in dieſer Stunde, dieſen Schrei, dieſen Blick, dieſes Geſicht? um alle böſen Geiſter, welche in mir ſchliefen, aufzuwecken mit einem Male!

Renatus.

Ihr ſeid aufgeregt; das iſt kein Geſicht für Euern Ehrentag.

Wendelin.

Renatus, frommer Bruder, ſuche jenes Mädchen auf; du kennſt ſie! Tröſte ſie, wenn du vermagſt. — Kann ihr

Geld und Gut helfen? — Nein! Nein! Nimm dieſe Laſt von meiner Seele!

Renatus.

Hofft das Beſte! Ich eile, die Bekümmerte zu tröſten. (Renatus verläßt den Grafen.)

Fünfter Auftritt.

Mathilde. Wendelin.

Mathilde.

Wendelin! lieber Wendelin, iſt dir nicht wohl?

Wendelin.

Heiß! Sehr heiß!

Mathilde.

Du wirſt vermißt im Saale. — Du zerdrückſt mir meinen kleinen Finger, was begehrſt du?

Wendelin.

Nichts! Nichts! (Beide ab in das Schloß. Es wird Nacht.)

Sechſter Auftritt.

Gertrude hat **Helene** aufgerichtet. **Renatus** trifft auf ſie.

Gertrude.

Sei nur ruhig! Ich will dir auch einen Kuchen backen nach dem neuen Recepte, das ich von der Frau Vice-Armenpflegerin habe; die weiß, was gut ſchmeckt. Ihr Mann nimmt auch die Armenpfennige ein. Nun, gutes Lenchen?

Helene.

Meine Muhme!

Renatus.

Wer ſpricht hier im Dunkeln?

Gertrude.

Da grämt ſie ſich ab und wird elend über und über!

Helene

(wie aus einem Traume erwachend).

Hab' ich ihn nicht geliebt, wie meine eig'ne Seele? mehr als Vater und Mutter? Er war mein Gott, mein Heiland! War ich nicht ſein mit jedem Pulsſchlage, mit jeder Faſer, mit jedem Blutstropfen, der in mir iſt? Und nun ganz verſtoßen! Ganz elend! Zertreten wie ein Wurm! Wehe über mich!

Renatus.

Komm' zu dir, arme Seele! Ein Freund iſt bei dir in deiner Noth!

Gertrude.

Ach, mein Mädchen, meine Helene!

Helene.

Wenn ich ſchlief, wenn ich wachte, auf den Markt ging oder in die Kirche, vor mich hin oder in den Himmel blickte, oder auf die Erde, nur ihn, ihn allein ſah ich, und alle meine Gedanken kletterten an ihm hinauf, wie luſtige Kinder, ſchlangen ſich um ſeinen Nacken, ſeinen Buſen, und küßten ſich zu Tod! Und ob ich knieete und betete, ich hatte keinen Stoßſeufzer für mich, alle Gebete für ihn, zu ihm; keine Blume, die ich ſah, keine Wolke, die vorüberzog, und kein Sternlein, das oben ſtand, kein Wort, keinen Klang, den ich hörte, — und mich nicht an ihn erinnerte! Und jetzt weggeworfen, wie ein Scherben an eine Straßenecke! Nicht ſterben, nicht leben können! Gieb mir meine Seele wieder, du Verderber! Mein Leben, du Mörder! Ach, meine Ehre iſt ewig dahin!

Renatus.

Ich hör' dich an und kann kein Wort entgegen ſagen!

Gertrude.

Es ſchnürt mir die Kehle zu!

Helene.

Fluch über die Stunde, wo ich zuerſt die Augen aufgeſchlagen! Fluch über die Stunde, wo ich ihn zuerſt geſehen! Zuerſt an ſeiner Bruſt gelegen! Fluch über mich und ihn!

Renatus.

Beſinn' dich, du frevelſt! Warſt du doch ſonſt ein frommes Kind! Faſſe dich!

Helene.

Hab' ich ihm geflucht? Ich ihm fluchen? Was denkſt du denn von mir? Ihm fluchen, den ich liebe ewig! ewig! der mich auch lieben muß in alle Ewigkeit!

Renatus.

Gute Helene, wir wollen beten, daß dieſe Stunde vorübergeht!

Helene.

Beten? Beten zu wem? Weshalb beten? Schuf mich nicht Gott, daß ich den Mann lieben ſollte von ganzem Herzen, ihm anhängen, ſein gehören, ihn hegen und pflegen, wie Gottes Abbild, zu dem er erſchaffen iſt? Hat er dem Manne, ſeinem Sohne, das Weib gegeben nur zum Spielwerke? Sie ſpielen beide ein grauſames Spiel mit dem Weibe. Fluch über ſie! Mich haben ſie elend gemacht! Ueber mich ſchluchzt der Sturmwind, heult in der Wüſte die Hyäne, weint der Felſen am Meere; — nur der mich ſchuf, nur der mich verſtieß — lächeln über mich, die Barbaren!

Renatus.

Nicht weiter! Gott ſieht dich, Gott hört dich, und ſeine Strafen fallen auf dich.

Gertrude.

Mein Täubchen! Mein Kind!

Helene.

Mich ſtrafen? ſtrafen? Gieb mir die Wage her. Wo iſt die Wage? Da hinein will ich legen mein Herz, in die andere Schale ſeine Gerechtigkeit! Hahaha! ſeine Gerechtigkeit! Wo bin ich? Wo bin ich? (Sie fällt zu Boden; Gertrude ſinkt händeringend zu ihr nieder.)

Renatus.

Ueberall in Gottes Hand!

Vierter Act.

Zimmer in Wendelin's Schloſſe.

Erſter Auftritt.

Malguard. Mathilde.

Mathilde.

Gieb mir Licht! Ich ertrage die Ungewißheit nicht länger, die mich foltert. Oft am Tage mitten in fröhlichem Geſpräche zieht eine düſtere Wolke über ſeine Stirne, und alle Fröhlichkeit iſt dahin, als wäre ein Geſpenſt vor ſeine Seele getreten. Dann geht er mit verſchränkten Armen und weiten Schritten im Zimmer auf und ab, und ſieht aus, als wolle er mir und der ganzen Welt ein ſchreckliches Geheimniß verbergen. Und zur Nacht, wenn er ſchlummernd an meiner Seite liegt, flüſtert er im Traume einen Namen —

Malguard.

Welchen Namen?

Mathilde.

Helene! Wer iſt dieſe Helene? Kennſt du eine Helene? Sprich, bin ich betrogen?

Malgnard.

Helene? Erinnerſt du dich nicht an jenes Mädchen, welches ſeinen Namen ausrief, als Euer Brautzug aus der Kirche kam, und ſich Euch in den Weg werfen wollte, als ich es auffing und zurückhielt?

Mathilde.

Wehe mir!

Malgnard.

Es iſt das hübſche Bäckermädchen unten aus der Stadt, ſeine frühere Geliebte, deine Vorgängerin im Reiche!

Mathilde.

Und er liebt ſie noch immer, und er ſieht ſie vielleicht noch täglich?

Malgnard.

Wahrſcheinlich. Und gegen mich willſt du die Tugendſpröde ſein; bin ich nicht der Mann deiner erſten Liebe?

Mathilde.

Oh! Oh! Mein Herz!

Malgnard.

Komme an dieſes, das du kennſt; es bleibt dir treu! Du holdes, ſchönes Weib, und dich kann er verrathen? Liebſt du mich nicht noch ein wenig?

Mathilde.

Rette mich! Räche mich! (Sie verbirgt ihr Geſicht an ſeiner Bruſt.)

Zweiter Auftritt.

Wendelin und **Balthaſar** kommen. **Vorige.**

Balthaſar.

Dankt dem treuen Haushunde, daß er Euch bewacht! Dort, ſeht ſelbſt mit eigenen Augen. (Balthaſar ab.)

Wendelin
(trennt Malguard und Mathilde).

Schlange! Meineidiger! Ehrloſes, verworfenes Weib! Hinweg mit dir!

Mathilde.

Wehe, welches Verhängniß! Wendelin — du ſelbſt —

Wendelin.

Hinweg!

Mathilde (abgehend)

Biſt der Verräther!

Dritter Auftritt.

Malguard. Wendelin.

Malguard.

Schmach über dieſe einfältige, ſpießbürgerliche Eiferſucht, über welche man lachen könnte, wäre ſie nicht zu toll!

Wendelin.

Weiter! Ihr dürft reden, um ſchändlich zu verſtummen.

Malguard.

Nun zu lärmen und zu toben, weil ein Freund ſie verehrt — meinetwegen — und was iſt es weiter — ſie liebt! — Ich fordere ihre Ruhe von dir! Du ſollſt und darfſt ſie nicht kränken, mit keiner Miene, keinem Blick, keinem Augenzucken.

Wendelin.

War das Alles? — Sieh', ich könnte dir Worte ſagen, welche dich zerbrechen, wie ein dürres Rohr! Du biſt mir zu ſchlecht dazu! Ich verachte mich ſelbſt, daß ich mit dir je Gemeinſchaft hatte. Verworfener, deine Seele iſt eine Sündenpeſtbeule, welche die Luft vergiftet und das Athmen beengt! Ich haſſe dich nicht; zu gering biſt du mir, dich zu verachten, aber mein ganzes Weſen ekelt ſich vor dir, widerlicher Geſelle!

Malguard.

Hüte dich! Hüte dich vor mir!

Wendelin.

Immer zucke mit den Naſenflügeln und wandle deine Leichenfarbe in das ſcheußliche Aſchgrau! Es iſt eine teufliſche Wolluſt, dich zu ſehen!

Malguard.

Ich fühle Mitleid mit dir!

Wendelin.

Schuft!

Malguard.

Ha!

Wendelin.

In deinen Hals hinein, elender Verführer!

Malguard.

Steigt Euch das Blut zu Kopf und gebraucht einen Aderlaß? Wohin beliebt es Euch, mit mir zu ſpazieren? Das Wetter iſt ſchön, ſehr ſchön!

Wendelin.

Auf die Haide hinter der Mühle vor dem Thore.

Malguard.

Eine reizende Gegend! Auf Wiederſehen! (Ab.)

Vierter Auftritt.

Mathilde. Wendelin, zuletzt **Franz** und **Helene.**

Wendelin.

Und du wagſt es, dich vor meine Augen zu ſtellen?

Mathilde.

Wendelin! Ich weiß, daß ich deine Liebe verloren habe, aber haſſe mich nicht und laß' uns freundlich ſcheiden! Rolle nicht ſo düſter die Augen! Ach, ſchweige nicht! Schelte mich lieber mit den härteſten Worten, welche ich verdiene! Wendelin, doch hatte ich dich lieb, doch war ich dir nicht treulos! Aber zwiſchen uns ſtand die gräßliche Schuld, die nichts gedeihen läßt, ſtand die Sünde, die alles Glück verzehrt.

Wendelin.

Weib! Weib! Deinetwegen wurde ich elend, deinetwegen bin ich elend!

Mathilde.

Ich umſchlinge deine Kniee, ich weine zu deinen Füßen, ich flehe in der Angſt meiner Seele um Mitleid, um Erbarmen! Setze deinen Fuß auf meinen Nacken und hefte mich mit dem Schwerte an auf dem Boden, aber grolle mir dann nicht weiter! Wendelin! Meine Schweſter iſt Priorin in einem Kloſter bei Florenz, laß' mich dort meine Sünde bereuen! — Ach, wir ſind doch nun auf ewig getrennt! —

Wendelin.

Mathilde, du ſprichſt das harte Wort aus, und es iſt das einzige, was uns retten kann. —

Mathilde.

Ich danke dir für deine unendliche Nachſicht und Milde, wenn auch nicht für Liebe, die ich doch eigentlich nie beſeſſen habe! Gott laſſe es dir wohl gehen; gedenke meiner freundlich! — Nicht lange werde ich leben. — Ein guter Engel lege deinem Leben die Tage zu, um welche ſich das meine verkürzt. Lebe wohl! — Ach, du weinſt! — Lebe wohl!

Wendelin.

Gott verzeihe dir, wie ich dir verziehen habe! — Auf Wiederſehen dort, wo ſich die Seelen nicht mehr trennen. —

Mathilde.

Noch einen Blick in dein Geſicht! So! es iſt genug! — Noch einmal — deine Hand! Es iſt genug! — Mein Gott und Herr! Nimm mich auf in deine barmherzigen Arme! (Ab.)

Wendelin.

So bin ich allein. Gräßlich allein in dieſen verworrenen Tagen, mir wieder ganz anheimgegeben und der Reue über ein verfehltes Leben; doch nein, noch habe ich zu thun! Mich zu rächen, mich zu wehren, zu ſtreiten und zu ringen, und meine Mannheit iſt gerettet! (Er ruft:) Franz! Balthaſar!

Franz und Balthaſar (kommen).

Zu Befehl!

Wendelin.

Meine Degen, die geſchliffenen! Den Schweißfuchs vor! Meine Fechthandſchuhe! Die Damascener! Die Damascener! (Alle ab.)

Fünfter Auftritt.

Marktplatz.

Mausohr. Erſter, zweiter und andere **Bürger.**

Erſter Bürger.

Es iſt ein Schreck, mit anzuſehen! Dort ſteigt ſchon wieder ein Schadenfeuer auf. Der Thürmer möchte ſich die Seele ausblaſen in das Horn.

Zweiter.

Seibold und der wüſte Geyer führen die armen Leute in hellen Haufen über die Berge herab, und die Dorfſchaften des Grafen fallen ihnen ringsum zu.

Mausohr.

Sind doch alle Hansjürge über einander her! Jürg von Sachſen, Jürg Truchſeß, Jürg Frondsberg und alle über den dicken Jürg Metzler. Das giebt eine Würge, und nichts als Neuigkeit und wieder Neuigkeit! Wenn ſie nur ſchon da wären! O, ſo ein Bischen Spektakel iſt gar zu hübſch! — Wenn man ſo von Weitem das Fenſtereinſchmeißen, das Halloh und Todtſchlagen mit anhört — oben aus der Dachluke, wo Einen kein Hund ſucht. Nichts geht über ſo einen Trödel, von dem man nachher reden kann ſein Leben lang — allemal von Martini bis Aſchermittwoch!

Zweiter.

Meiſter Mausohr, das heißt ja freveln! Er Höllenbrand!

Mausohr.

Nun, kommen thun ſie doch einmal, und da iſt es immer beſſer, wir machen es, wie die zu Weinsberg. Wer ſich auf den Bauch legt, der fällt nit.

Sechster Auftritt.

Helene. Vorige.

Mausohr.

Die verrückte Helene! (Helene mit einem großen Hute im Pilgergewande, in der einen Hand eine Wage, in der andern einen Pilgerſtab, kommt einher.)

Helene.

Ihr guten, lieben Leute, wißt Ihr nicht den Weg nach Jeruſalem?

Erſter Bürger.

Nach Jeruſalem? Das iſt ein Einfall! Nachbar, wo hinaus geht der Weg nach Jeruſalem?

Mausohr.

Zum Thore hinaus, links um die Stadtmauer hinum bis an das große Waſſer, das über die Pfütze geht, und da hinüber durch die Windmühlenflügel hindurch, wenn gerade der Vollmond im Wirthshauſe ſitzt, gleich neben an bei ſeiner Großmutter, die mit bleiernen Schuhen über die Dächer läuft.

Zweiter.

Sie ſtiert dich an; ſie möchte wiſſen, wo des Vollmonds Großmutter iſt?

Mausohr.

Beim Kometenſchein, da bringt ſie eine Sternſchnuppe auf die Welt.

Erſter.

Gräßlich! Ihre Augen ſtehen ſtill im Kopfe.

Helene.

Da iſt ein Berg, wo ſo helle Blutnägelein blühen und die Kreuzdornroſen — dort auf Golgatha! wo zum Charfreitage der Heiland herunterſteigt und zu ihm kommen die zwei und dreißig Engel mit zwei und dreißig Windſtößen aus aller Welt, und da geht das Weltgericht an.

Mausohr.

Nachbar, kommt!

Helene.

Und will ich Euch nur ſagen, daß der Heiland gar keine rechte Wage mehr hat! Die Gewaltigen haben eine falſche Zunge hineingemacht, da kann er gar nicht mehr merken, wie die Reichen ſich verſündigen an den Armen, und die haben kein rechtes Herz und getrauen ſich nicht zu klagen. Da muß ich mein Herz in die Hände nehmen und zu ihm gehen, — ich muß ja! Seht! Seht! Da iſt eine rechte Wage mit ſchnurgeradem Zünglein, und die wägt auf ein Haar — ein Sonnenſtäubchen rührt ſie. Wehe über Euch Mammonsleute mit Blut und Schweiß an den Fingern! Wehe über Euch! In dieſe Schaale unſere Angſt, einen Wehſchrei! — und da wird Chriſtus einen dunklen Engel ſenden, der iſt die Peſt, und wieder den blutrothen mit dem Schwerte. Das thut Alles die Wage! — Dort, wo die Sonne aufgeht, dort! — Ach, nach Jeruſalem! (Ab)

Zweiter.

Entſetzliches Zeug, was ſie ſchwatzt.

Siebenter Auftritt.

Gertrude. Vorige.

Gertrude.

Habt Ihr meine Lene nicht geſehen? Wenn ich nur ein wenig ausgehe und ihr Luft laſſe, gleich iſt ſie mit einer Predigt auf der Straße.

Mansohr.

Guten Morgen, Frau Gevatterin! Dort unten ſteht ſie in der Gaſſe am Brunnen.

Gertrude.

Großen Dank! (Ab. Man hört Trommeln und Pfeifen.)

Achter Auftritt.

Wendelin. Ihm folgt **Franz. Vorige.**

Wendelin.

Habt Ihr bei der Gemeinde beſchloſſen der Bauern wegen?

Erſter Bürger.

Ja, gnädiger Herr Graf!

Wendelin.

Was ſoll geſchehen?

Bürger.

Ihr ſollt unſer Bannerherr ſein!

Wendelin.

So ſtoßt mit Eurem Fähnlein zu dem meinen! Zögert nicht und ſeid Gott befohlen, wackere Meiſter. (**Wendelin** ab. **Mansohr** hält **Franz** zurück.)

Neunter Auftritt.

Vorige außer Wendelin. **Franz.** Zuletzt Balthaſar mit Rekruten vorübergehend.

Mausohr.

Franz! Herr Franz, will Er nicht ein Biſchen warten?

Franz.

Nun?

Mausohr.

Iſt es denn wahr, daß Sein Herr ſich mit dem Maltheſer geduellirt und ihn geſtochen hat? Könnt' ich nur das rechte Fundament von der Urſach' und dem Grunde wiſſen.

Franz.

Ueber meinen Herrn kein Anderer!

Die Bürger.

Das iſt wahr! das iſt wahr!

Franz.

Da dacht' der Maltheſer, ihm Geweih' zu verhandeln. Sackerment! Heute früh, huſch! ging es hinaus in den Mühlengrund. Ihr wißt, links geht der Fußſteig durch's Thal, ſeitwärts oben zieht ſich die Haide hin. Da trafen ſich die Herren. Wendelin, dem ich ſeine Degen hinaustrug, ſchickte mich heim! Ja, das läßt ſich heimſchicken! Ich that wohl, als ob ich ging, bis ſie mich nicht mehr ſehen konnten, dann rechtsum — drückte ich mich durch das Gebüſch wieder um ſie herum! — Halt, — da hörte ich die Degen klingen, huſch, war ich nieder auf die gefrorene Erde und rutſchte wie ein Hühnerhund durch das lange, dürre Gras. Jetzt blitzte mir's entgegen, — ich hob den Kopf, — Sackerment!

Mansohr.

Fluch' Er nur nicht ſo!

Franz.

Donner und Blitz! — das Riedgras bog ich nieder —

Mansohr.

Na?

Franz.

Mein Herr, ſchön und langgeſtreckt, — hab' lange kein ſolch' ſchönes Schwerterſpiel geſehen — ſchlug und ſchlug — wie blitzte ſein Auge! — die Lippen eingekniffen, daß der blonde Schnurrbart ſie ganz bedeckte, — ich ſehe noch immer das tiefe Grübchen auf ſeiner Stirne! Vor Luſt und Wuth, meinem Herrn zu helfen, und durfte mich doch nicht rühren, — mit beiden geballten Fäuſten ſchlug ich auf den Boden unter mir, daß mir die Hände bluteten. Sackerment! — ſiehſt du, der Maltheſer war weiß, wie Kalk, Krampf ſpielte um ſeine Naſe — Lumperei! konnte Alles nichts helfen! Hitziger wurde mein Herr und ſchrie und ſchlug und ſchrie: „Ehrendieb! Kuppler!“ Jetzt blinkerte der Degen und auf den Maltheſer d'rauf — heida! das pubberte! der riß die Augen auf, himmelte und krachte zuſammen. Ich, als hätt' ich's ihm ſelbſt gethan, erſchrocken über mich ſelbſt, lief davon, als jagte der Teufel meine arme Seele.

Mansohr.

Nachbar, das ſind erſchreckliche Geſchichten!

Franz.

Horch! Die Werbetrommel! Das iſt ein Leben! Je toller, je beſſer! Juchhe! (Franz ab. Soldaten mit Rekruten bei Trommel- und Pfeifenmuſik vorüberziehend.)

Mauſche.

Und nun geht es auf die Bauern los! Nichts als Neuigkeit und wieder Neuigkeit! Ich werde noch banquerott vor lauter Neuigkeit! (Alle hinterdrein und ab.)

Zehnter Auftritt.

Helenens Stube.

Gertrude bringt **Helene** hereingeführt.

Gertrude

(ſetzt ſich in einen Armſtuhl).

Da, ſetze dich auf den Schemel, krankes Kind! Komm'! Leg' deinen Kopf auf meinen Schoos! Wie iſt dir jetzt, mein armes Herz?

Helene.

Ich muß auf ihn warten, er zog in den Tannenwald hinaus, dort liegt er im blutrothen Moos.

Gertrude.

Denk' nicht an Seibold; er iſt ein Räuber und Mordbrenner geworden!

Helene.

Kommt ja Weihnachten,
Kindelein lachten,
Aber nicht meines,
Brennen die Kerzen,
Ich habe keines!
Die Engel ſchwingen
Die Fahnen und ſingen
Und ziehen voran!

Geht immer voran! — Hoch iſt die Leiter — ich fürchte mich nicht, — hinauf — deine Hand? — Sind es rothe Nelken? — Blutstropfen? Ach! (Sie ſchläft ein.)

Gertrude.

Schläft ſie? Lieber, guter Gott, nimm das Leid von uns! Thu' deinen gold'nen Himmel auf und laß' uns hineinziehen. Es wird über mir ſo drückend und ſchwer. Könnt' ich mich nur ſatt weinen; es iſt mir, als machte es mich leichter!

Elfter Auftritt.

Wendelin kommt langſam herein, er iſt gealtert. **Vorige.**

Gertrude.

Kommt Ihr, um es anzuſehen, wie Ihr ſie ſo elend gemacht? Wär' ich an Eurer Stelle, ich würde lieber abwärts gehen. Ihr habt es weit mit uns gebracht.

Wendelin.

Sie kann doch ſchlafen. Wer ſchlafen könnte! Durch meine Seele herauf brennt das Fegefeuer! Ach, Helene! Gott erbarme ſich über mich, über dich!

Helene

(vom Schlafe erwachend und aufſpringend.)

Wendelin!

Wendelin.

Arme, gequälte, geopferte Seele!

Helene.

An deiner Hochzeitsnacht ſchlich der Böſe mir nach. Er wollte meine Seele haben. Der Narr! meine Seele? Die hatteſt ja du! und da hatte ich keine. Wendelin, guter

Wendelin, nicht wahr, du reiteſt auch nicht mehr ſo ſtolz vorüber mit der ſchönen Dame?

Wendelin.

O du Innigſtgeliebte und doch Verrathene! Dein guter Stern iſt untergegangen, nur ſein letzter Strahl ſpielt noch mitleidig herauf in die Nacht deines Geiſtes. Bei dieſem letzten Schimmer fleh' ich dich an, daß du dich zuſammenfaſſeſt und mich hörſt. Helene! — Es iſt eng geworden, ſeitdem wir uns nicht geſehen. Die Bauern wüthen im Reiche; ſie jagen und werden gejagt. Auch auf mich rücken ſie heran; ich will ihnen mein Leben theuer verkaufen. Ehe ich dahin ziehe, muß ich mit dir reden! Helene, faſſe dich! nur einen Augenblick lang! Meinſt du, daß ein Eid die Seele bindet?

Helene

(Sich an ihn klammernd.)

Haſt du mich lieb?

Wendelin.

Sollte der Eid, den wir geſchworen, gebrochen ſein von mir, er ſei wieder neu in alle Ewigkeit! So höre mich, du ewiger Richter des Meineids über uns! Ich drücke dieſes Weib an mein Herz, ich ſtrecke empor die drei Finger meiner rechten Hand, und ich ſchwöre: Keine Ruhe in der Erde, keine Ruhe in der Luft, keine Ruhe in der Hölle, keinen Frieden im Himmel ihrer und meiner Seele, bis Beide nicht gerichtet ſind, Eins im Anderen, miteinander! Helene! Helene!

Helene

(richtet ſich auf.)

Zuſammen lebend! Zuſammen ſterbend!

Beide

(reichen ſich die Hände und ſprechen):

Zuſammen Himmel oder Hölle erwerbend! (Man hört am Hauſe vorüber die Muſik und den Marſch der ausrückenden Kriegsknechte.)

Wendelin.

Ruft nur, Ihr ehernen Zungen, zum Mord, zum Tod! Immer voran! Wehe hoch auf du meine Fahne, zum erſten Mal in die Schlacht! Zum letzten Mal deinem Ritter! Hier bin ich! (**Helene** und **Gertrud** fallen ſich in die Arme, während **Wendelin** davoneilt.)

Fünfter Act.

Gertrudens Stube, wie im vorigen Acte.

Erſter Auftritt.

Gertrude (in Trauerkleidern, allein).

Immer poche meine kleine Todtenuhr in dem morſchen Holzdeckel des alten Gebetbuches; denn ſonſt klagt doch Niemand um ſie, als du und ich. War ſie doch ſo jung und mußte ſterben — verſtoßen, wahnſinnig, elend! Wie herb ergeht es uns Armen! Keine Hülfe auf Erden, kein Erbarmen im Himmel! Da liegt ſie nun im engen Sarge in der Todtenkapelle. Der fromme Renatus, Gott vergelt es ihm zu tauſend Malen, daß er ihr ein ehrliches Begräbniß verſchafft! Ich hatte nichts mehr für ſie; nicht einmal mit einer Thräne hätte ich die Geiſtlichkeit bezahlen können. Heiß und trocken brennen meine Augen. Was iſt das? (Man hört Muſik und Marſch der einrückenden Kriegsknechte, welche ſchnell vorüberziehen.)

Zweiter Auftritt.

Mausohr. Gertrude.

Mausohr.

Frau Nachbarin, Neuigkeit über Neuigkeit! Graf Wendelin hat die Bauern zerſchlagen nach allen vier Weltgegenden hin! — Und ſie ſind gefangen und gebunden, und er zieht ein im Triumph! — Wenn doch Eure Lene noch lebte, die würde ſich freuen! —

Gertrude.

Mir iſt Alles gleich in der Welt. Habe ich ſie nur erſt unter die Erde gebracht, was habe ich dann hier noch zu ſchaffen?

Mansohr.

Bei Sonnenuntergang kamen ſie den Berg herab mit wehenden Fahnen und klingendem Spiele.

Gertrude.

Nachbar, mein Herz iſt zu voll für alles Andere! Doch ſeht, es iſt Nacht geworden, wollt Ihr wachen bei mir ein paar Stunden, ſo will ich es Euch danken!

Mansohr.

Frau Nachbarin! Ihr kennt mich ja! und Ihr wißt, daß ich den Schlaf bei Leibe nicht entbehren kann, und meine Frau litt' es nimmermehr! So ſchlaft denn wohl! (**Mansohr** ab.)

Gertrude.

Gute Nacht! — Wie wir bei Mitteln und glücklich waren, da ſaßen Freunde, Gevattern und Nachbarsleute um dieſen Tiſch bei Braten und Wein gar oft die Nacht durch bis Tag aus! da es nun nichts mehr zu ſchwelgen giebt, haben ſich alle Fliegen verkrochen, und keine ſummt um meine ſpärliche Lampe, und wenn ich ſie bezahlen ſollte mit meinem Blute. Muß ich noch in meinen alten Tagen den Haß lernen?! Erbarmen Gottes! Wer kommt?

Dritter Auftritt.

Seibold, tief verhüllt in Mantel und Barrett; er wirft beides ab. **Gertrude**.

Gertrude.

Seibold! Ach, Seibold, du? und wagſt dich in die Stadt und warſt doch bei den Bauern?

Seibold.

Verloren, Alles verloren! Der letzte Wurf verloren gegen den ſchwäbiſchen Bund, den allerletzten Wurf vor Eurem Grafen verloren, verſpielt! Ueberall Herren und Knechte, Jäger und Hunde! Verloren unſere Sache, das ganze Land! Wir gehetzt, wie das Wild, durch Wald und Feld, hinter uns Ketten und Mord! Verloren Alles, und auch ſie, ach, und auch Helene! Todt! Todt! und wieder durch einen unſerer Feinde, den Todfeind!

Gertrude.

Pathe Seibold! Du warſt ſonſt ſo gut und fromm! und nun biſt du geworden, wie ſie Alle ſind! — wild und bös'! Wärſt du bei uns geblieben, es konnte noch Alles gut werden.

Seibold.

Da bin ich wieder! Rache in jedem Tropfen Blut, krank vor Ingrimm! Ein Engel oder ein Teufel hat mich gerettet vor Eiſen und Hanf! heimlich, wie ein Dieb, ein Mörder, mit zwanzig anderen geſchlichen herein in die Stadt, um Helene zu rächen! Mich, dich, uns Alle, und alles Elend an dem Einen, am Grafen Wendelin! — und dann, um zu ſterben auf dem Blutgerüſte oder am Galgen, oder auf dem Sandhügel, wie viele tauſend Andere, die mit mir geſtanden gegen die Gewaltigen.

Gertrude.

Seibold! Seibold!

Seibold.

Ich habe keine Mutter mehr, ſei du meine Mutter! Gieb mir deinen Segen! Noch bin ich nur ein Soldat, morgen — morgen ein Bandit!

Gertrude.

Gräßlich! Gräßlich! Geht denn Alles zu Grund? Jede Seele in die Hölle? O mein Herr und Gott!

Seibold.

Von dem, rede nicht von dem! Er hat uns verlaſſen! Was geht er uns an, uns armen Leuten, da er ſich geſchlagen zu den Herren?

Gertrude.

Hinweg von mir, Unſeliger! Du riechſt nach Blut! Hinweg!

Seibold.

Du verſtößt mich, auch du? und auch du ohne Troſt, ohne Segen?

Gertrude.

Wohl! Hat Gott noch einen guten Engel, der ſich annimmt deiner armen Seele, ſo ſende er ihn zu dir, daß er halte dein Herz, deine Hand in der Stunde der Verſuchung! Sein Wille geſchehe!

Seibold.

Trude, ein beſſeres Wort!

Gertrude.

Aus meinen Augen! Laß' mich! Soll ich um Hülfe rufen?

Deibold (fortſtürzend).

Thu' dich auf, o Erde! (Ab.)

Gertrude.

Er war ſonſt ein ſo frommer Junge! Ach, dieſe Zeit, welche die Beſten verdirbt! Ich habe des Lebens ſatt! Ruhe! Ruhe? Nein! Nein! Noch muß ich zu retten ſuchen! Zwei Menſchen, zwei Seelen, zwei Leben! Was thue ich? Was fange ich an? Renatus, frommer Renatus, zu dir! (Ab.)

Vierter Auftritt.

Zimmer im gräflichen Schloſſe.

Wendelin. Renatus.

Wendelin.

Immer träufle mir langſam dies geſchmolzene Blei deiner Worte in meine Ohren; ich halte dir ſtill!

Renatus.

Und wie Helene ſo zur Nacht nicht wieder kam und am Morgen geſucht wurde, fanden wir ſie endlich in einem der Gärten an der Stadtmauer todt auf einem Blumenbeete zwiſchen Rosmarin und weißen Roſen, blaue Schmetterlinge ſpielten um ſie, und eine Nachtigall ſang ein Requiem über ihr im Baumwipfel. Jetzt iſt ſie zum Todtenamte ausgeſtellt in der Kirchhofskapelle.

Wendelin.

Lege deine Hand auf meine Stirne!

Renatus.

Ihr ſeid fieberkrank.

Wendelin.

Kennſt du die Seelenangſt, von der man nicht weiß, woher ſie kommt? Wäre ſie die Botin des Todes! Willſt du mein Teſtament vollſtrecken? (Renatus kniet nieder.) Was ſoll das?

Renatus.

Bei den bitt'ren Leiden der armen Helene!

Wendelin.

Du beſchwörſt mich mit geiſterbannenden Worten.

Renatus.

Bei ihrem ſeligen Tode bitte ich dich.

Wendelin.

Sag' an, aber erhebe dich!

Renatus.

Ich kniee ſo lange, bis du mich erhörſt.

Wendelin.

Was begehrſt du?

Renatus.

Dreihundert arme, verführte, bethörte Bauern ſeufzen in dieſem Augenblicke in deinen Kerkern. Bedenke, daß ihr Frevel hart genug beſtraft iſt mit dem Elend, das über ſie und die Ihrigen gekommen iſt!

Wendelin.

Hier nimm dieſes Pergament! Es iſt vor gültigen Zeugen unterſchrieben und wohlbeſiegelt vor längerer Zeit. Ich bin ruhig, da die Welt weiß, daß nicht Gewalt, ſondern nur Erbarmen meine Hand öffnen konnte. Lies!

Renatus (nachdem er geleſen).

Wendelin! Ich bin ein ſündhafter Menſch vor dir! du biſt wie ein Heiliger! Mit dieſer Urkunde machſt du ja frei alle deine Hinterſaſſen und Bauern mit Leib und Gut!

Wendelin.

Gott ſchenke ihnen viel Heil und glückliche Zeiten! Da nimm noch dieſen Siegelring. Mit ihm öffneſt du alle Thüren der Gefängniſſe. Mach' die Elenden frei, aber laß' ſie Urphed ſchwören, daß ſie ſich nicht rächen an den Bürgern.

Renatus.

Ich bin ein alter Mann, aber ich möchte ſchluchzen wie ein Kind vor Freude und Rührung. Wendelin! Die Dankeszähren geretteter Elenden trägt ein guter Engel zu Gott empor, ſie löſchen alle Sünden aus, und brennten ſie wie die Hölle.

Wendelin.

Amen!

Renatus.

Wendelin? (Sie umarmen ſich. **Renatus** ab.)

Fünfter Auftritt.

Wendelin (allein).

Es geſchieht wohl einem Waidmann, daß er der flüchtigen Gemſe nachklettert von Fels zu Felſen über Geröll und Blöcke gerade hinauf, bis er nicht mehr vorwärts, nicht mehr zurück kann. Ich bin der Jäger, mein Wild, das ich jage, iſt der Tod! — Komme hervor, du einziger Troſt, ſchneller, mörderiſcher Freund! Stürz' hinein in das lebensmüde Herz und brich Bahn der erlöſungsdurſtigen Seele! (Er kniet nieder und zieht den Dolch.) Es rauſcht mir entgegen, das Meer der Geiſterwelt, friſche Seeluft umwittert meine Sinne! Steige empor, Helene! Du Selige, Begnadigte, inbrünſtig Geliebte! Sprenge das Siegel des

Grabes und die Kette des Todes und brich hervor, Sonne! Friedensengel! Retterin! Helene! (Er ſchwingt den Dolch.) Zuſammen lebend! Zuſammen ſterbend! (Sanfte Muſik; ein Lichtglanz verbreitet ſich umher; ihm entfällt der Dolch. Eine Pauſe, während Wendelin wie in Traum verſinkt.) Dort! Dort! Helene! Hier bin ich! Dein Blick, der mich bannt! Hinter mir bricht die Erde ein! Meine Bruſt zerſprengt es! Zu dir! Zu dir! Mit dir in den Tod durch Wolken und Nacht hinüber zum glühenden Morgen! Helene! (Ab.)

Sechster Auftritt.

Franz, ihm folgen **Seibold** und andere Bewaffnete; zuletzt **Ihling**.

Franz.

Räuber! Mörder im Hauſe! Hülfe!

Seibold.

Schweig', du bellender Hund! Sieh' dir dieſe Meſſerſpitze an und bete deinen Stoßſeufzer! Herrenknecht!

Franz.

Gnade! Gnade!

Seibold.

Wo iſt dein Herr? Wo iſt der Graf?

Franz.

Hinaus in die Nacht, in die Straßen!

Seibold.

He, guck' mich an! Herauf mit den Augen, Windhund! So! Gut! Wo ſteckt der Graf?

Franz.

Nicht hier im Schloſſe!

Ihling (kommt).

Seibold! ſeine Dienerſchaft hat ihn verrathen: er iſt in der Todtencapelle bei der Leiche.

Seibold.

Ihm nach bis in die Verdammniß!

Ihling und die **Anderen.**

Mit dir in die Hölle! (Alle ab bis auf Franz.)

Franz.

Wie bring' ich ihm dieſe Botſchaft? (Er bricht ein Fenſter ein.) Glaſer, hier haſt du Arbeit! — Und dieſen Luftſprung! (Er ſpringt hinaus.)

Siebenter Auftritt.

Ein Kirchhof.

(Man ſieht bis in den Vordergrund vorgeſchoben eine Capelle, deren vordere Seite mit einem breiten Vorhange verhängt iſt. Es gehen Stufen hinan. Es iſt Nacht.)

Balthaſar tritt auf. Bald hinterdrein **Franz.**

Balthaſar.

Wie iſt das finſter, ſchrecklich, ſchauerlich! Wie die weißen Leichenſteine da hinter gehen, als wären ſie lebendig!

Franz.

Deine Stimme, Balthaſar? Unſer Herr iſt verloren. Eile! Hilf retten!

Balthaſar.

Horch, was iſt das, was ſchnarcht dort oben?

Franz.

Der Perpendikel der Kirchenuhr. Komm'! Laß' uns ihn ſuchen!

Balthaſar.

Hörſt du es klappern?

Franz.

Knochen im Beinhauſe.

Balthaſar.

Die Todten halten ihre Meſſe; es iſt Mitternacht. Dort! Dort! Guckt es nicht her? Mich graust es!

Franz.

Ein vergoldeter Engel am Leichengewölbe, wo der erſchlagene Maltheſer liegt! — Was zaudern wir? Laß' uns eilen! (Orgelſpiel und Geſang. Man hört das Requiem.) Es ſind die Mönche in der Kirche.

Achter Auftritt.

Renatus ſchnell herbei. **Vorige.**

Renatus.

Wer weilt hier?

Franz.

Franz und Balthaſar, gräfliche Diener!

Renatus.

Wo iſt Euer Graf? Iſt er in der Capelle? Redet! Eine Mörderbande in der Stadt, eine Meute Hunde, dürſtend nach ſeinem Blute, kläffend auf ſeiner Spur! Alles durcheinander und in Verwirrung! Rettet! Rettet!

Balthaſar.

Er iſt bei der Leiche. (Renatus ab in die Capelle.)

Neunter Auftritt.

Seibold mit ſeiner Schaar.

Seibold.

Beſetzt die Ausgänge! Wer Gewalt gebraucht, ſtoßt nieder! (**Franz** und **Balthaſar** verbergen ſich.)

Ihling und die **Anderen.**

Da ſind wir! (Einige ab zur Beſetzung der Ausgänge.)

Seibold.

Bis zu dem Altare, Wendelin, verfolgt dich die Rache, und kröchſt du unter die Leichenbahre Helenens!

Zehnter Auftritt.

Renatus. Vorige.

Renatus.

Zurück! Zurück! Fluch deiner Seele, daß du entweih'ſt das Heiligthum, mit blutigem Fuße ſtör'ſt die Ruhe der Todten!

Seibold.

Heraus mit dem Lebendigen! Mit dem lebendigen Grafen!

Renatus

(zieht den Vorhang von der Capelle zurück. Sie iſt hell erleuchtet. Man ſieht unter Blumenkränzen auf einer Bahre die Leiche Helenens, daran hingeſtreckt **Wendelin**).

Unſeliger, ſieh', beuge dein Haupt vor der Hand Gottes und bete an!

Seibold (hineintretend)

Helene! Ach, dieſes Bild! der Mörder bei der zu Tode Gequälten! Schüttet herab, Ihr Säulen, Euer Gewölbe, wie falbes Laub! Stürzt zuſammen vor Schrecken und Zorn! (Zu Wendelin.) Auf! Auf! Du Verführer! Auf! — Er iſt ſtill, er antwortet nicht auf Titulatur! Er iſt ſtarr — kalt — todt!

Renatus.

Erlöst und mit ihr vor Gott!

Ihling und die **Anderen** (unter ſich).

Todt? Todt?

Seibold.

Privilegirt im Tode noch, und ich lebe allein, ungerächt, zurückgeſtoßen von dieſer Schwelle! Todt, Alles, Alles todt! Es leben nur ich und die Verzweiflung! — Und er wäre hinüber zu ihr und ich ſollte ihm ruhig nachſehen? Und ich ſtürze dir nach und ich ringe mit dir unverſöhnt in aller Ewigkeit! Ich und du! Und dieſen Streit ſollen nicht enden Himmel und Hölle. Ich komme! Ich komme! (Er erſticht ſich.) Da bin ich! (Er fällt nieder.)

Renatus.

Er hat ſich ermordet.

Ihling und die **Anderen.**

Wehe! Wehe!

Renatus.

Selig ſind die Todten!

(Der Vorhang fällt.)

Die Bräute von Florenz.

Ein Trauerſpiel.

(Zum erſten Male aufgeführt im Hoftheater zu Dresden am 1. Januar 1841.)

Perſonen:

Gherardo Orlandi, Podeſta.
Buondelmonte, ſein Neffe.
Celano, Rathsherr.
Donata, eine edle Wittwe, ſeine Verwandte.
Coſtanza, ihre Tochter.
Stiatta Uberti.
Bianka, ſeine Tochter.
Moſca Lamberti, ſein Verwandter.
Feriuata, Rathsherr.
Trivello, Arzt.
Der Marſchall der Donati.
Der Thürhüter des Uberti.
Andruccio, Trivello's Diener.
Martha, eine alte Frau.
Cecca, Dienerin Donata's.
Erſtes
Zweites } Mädchen, Coſtanza's Geſpielinnen.
Drittes

Herold. Volk. Rathsherren. Anhänger der Häuſer Donati und Buondelmonti. Anhänger des Hauſes Uberti. Jünglinge. Jungfrauen. Diener. Masken. Muſikanten. Leichenträger.

Erſter Act.

Vorhof vor dem Saale des Podeſta.

Erſter Auftritt.

Buondelmonte kommt von der einen, **Trivello** von der andern Seite.

Trivello.

Sir' Buondelmonte!

Buondelmonte.

Ihr, Trivello?

Trivello.

Alle
Wähnen Euch fern im waldesdunklen Deutſchland.

Buondelmonte.

Ich habe mich beeilt, hierher zu kommen;
Johannistag iſt heut'; drei Pferde hab' ich
Zu Tod geritten in der Haſt der Reiſe,
Doch bin zu rechter Zeit ich eingetroffen,
Um ſchnell in and're Kleider mich zu werfen,
Und ſo vom Krönungsfeſte eines Kaiſers
Zum Feſte einer freien Stadt zu fliegen.
Was ſchaffen Eure Damen, ſind ſie noch,
Wie ehedem, verliebt in ihren Spiegel?

Was für ein ſchönes Blut blüht dort in Deutſchland!
Mein Herz flog wie ein Irrlicht hin und her,
Es ward von allen Seiten angezogen.
Da war am Hofe eine blonde Schönheit,
Die hätte faſt mit ihren blauen Augen
Mich in die gold'nen Fäden ihrer Locken
Und in das Netz des Eheſtands verlockt;
Ich riß mich los, um dieſes Stückchen Herz,
Was übrig blieb der unbekannten Braut,
Die für mich irgendwo erzogen wird,
Reumüthig einzubringen bei der Hochzeit.
Bedauert mich; denn lieben muß ich ſie,
Die ich noch nie geſeh'n; die Politik
Der Stadt Florenz verſchachert mich und ſie!

Trivello.

Ich kenn' die Trödeljuden bis zur G'nüge!

Buondelmonte.

Das iſt der Fluch der Mächtigen der Erde!
Sie ſind die Sclaven der Verhältniſſe,
Und ich zunächſt. Damit Uberti nicht
Zu mächtig wird, hat mich mein kluger Oheim
Geworfen in die Schaale der Donati;
So liege ich und halte Gleichgewicht.

Trivello.

Doch kratzt Euch nicht, und daß Ihr ruhig liegt!
Sonſt tippt Euch Euer Oheim auf die Naſe!

Buondelmonte.

Derſelbe Rettig noch — narkotiſch beißend
Scharf in die Naſe, daß die Augen thränen;
Ich lieb' Euch ſo —

Trivello.

Als großer Herr zum Braten.

Buondelmonte.

Gott beß're Euch und Eure böſe Zunge.
Ihr ſeht mich ſo bedenklich an, Trivello?

Trivello.

Die Augen thun mir weh, ſeh' ich ſo eine
Geſundheit, wie die Eure, ſchön und trotzig
Und faſt zu groß für unſer warmes Klima!

Buondelmonte.

Schnell gebt mir Auskunft noch: Wie ſteht es hier?
Und einen Schattenriß von dem Geſichte,
Das unſ're Stadt jetzt macht.

Trivello.

Sie iſt ein ſchöner
Und modrigt grüner Sumpf des langen Friedens,
Verdorben durch und durch, und brütet aus
Den Ausſatz und die Peſt, Eidechſen, Schlangen
Und gift'ges Ungeziefer aller Art;
Doch da er ruhig ſcheint und auch die Fäulniß
Recht dicke, glatte Stauden treibt und Blätter,
Nachtſchatten, Schierling, Lolch und Bilſenkraut,
So ſchreien alle Fröſche: „Seht, wie glücklich
Iſt dieſes Röhricht und wie weich der Schlamm!“

Buondelmonte.

Fang' dich der Storch! — Doch weiter von Florenz!

Trivello.

Merkt auf, eh' wir es denken, muß das Blut
Des Staates, das ſeit hundert Jahren ſtockt
Und krötenhaft durch träge Adern ſchleicht,
Ausſtoßen das Verderbniß fieberheftig;

Und da ich Arzt bin, hab' ich mir erlaubt,
Der kranken Zeit an ihren Puls zu fühlen;
Gefährlich und acut kommt eine Krankheit.

Buondelmonte.

Genug für heute! In dem großen Saale
Geht es ſchon hoch her. Laßt uns heute noch
Ein blaues Stück abſchneiden von dem Himmel
Und breiten über dieſe trübe Erde!
Ich kann nicht mit dem Lurche melancholiſch
Da unten brüten in der Erde Brodem
Und aus dem Chaos ſaugen Gift für Milch;
Ich bin ein Kind des Aethers; meine Seele
Zieht, wie der Vogel, an die helle Luft;
Warm iſt mein Blut und leicht, wie Gottes Odem!
Ich hab' nur einen Wunſch.

Trivello.

Und dieſer iſt?

Buondelmonte.

Der Gott der Freude zieh' in jedes Herz! (Beide ab.)

Zweiter Auftritt.

Ein Saal mit der Ausſicht in anſtoßende Säle.

Tanzmuſik, welche bald unterbrochen wird. Aus dem zweiten Saale kommen heraus **Stiatta** mit **Farinata, Mosca** und ſeinen Anhängern, im Zanke mit **Celano** und Anhängern des Hauſes der Donati. Alle in heftiger Bewegung.

Stiatta (zu Celano).

Ihr könnt nicht leugnen, daß Ihr die Gemeinde
Der Stadt Florenz zu unſ'rer Aller Nachtheil
Bereichert mit den adeligen Gütern!

Celano.
Man kauft, was käuflich iſt.

Farinata.
Und Ihr verſteht es,
Mit einem Geldſack Häuſer umzuwerfen.

Stiatta.
Nie hat das Haus Uberti ſeine Finger
Beſchmutzt mit Geld und bürgerlichem Handel,
Und dulden wird es nie, daß ſeine Freunde
Das Schwert vertauſchen mit der Krämerelle,
Wie Eure Häuſer thun.

Celano.
Gemach, Ihr Herren!
Von römiſchen Geſchlechtern ſtammen wir,
Der Weltkreis zitterte vor unſ'ren Ahnen.

Mosca.
Spannt über Trommeln Eure Pergamente
Und paukt darauf mit Händen und mit Füßen,
Zeigt mir die Ratte, die davor ſich fürchtet!

Celano.
Ich bin kein Kater, friß dein eig'nes Gleichniß!

Mosca.
Weil wir und unſ're Sippſchaft nicht, wie ſie,
Herſtammen von landflücht'gem Räubervolk,
Weil deutſches Blut, das wilde, ſächſiſche,
In unſern Adern rollt, Ottonenblut,
Weil unſ're Ahnen als Eroberer
In dieſer Stadt ſich einen Horſt gebaut,
So thät' es Noth, wir bückten uns vor jedem
Schiefbein'gen Krämer, weil es möglich iſt,

Daß ſeinen Urahn in der alten Zeit
Pompejus oder Cäſar angenieſt.

Celano.

Was doch ein Strohwiſch für ein Feuer macht!

Mosca.

Ha, ſo ein weggeſpritzter Dintenfleck!
Daß dich die Peſt! So eine Aſchermittwoch'
Und vierzigtägig' Faſten ohne Oſtern!
Das iſt ein Biſſen über Macht!

Viele Stimmen.

Der Podeſta!

Dritter Auftritt.

Der Podeſta. Vorige.

Podeſta.

Welch' ſinnverwirrendes Geſpenſt der Zwietracht
Schüttelt das Schlangenhaupt in dieſem Saale?
Die edelſten Geſchlechter unſ'rer Stadt
Seh' ich vor mir; ſeid Ihr nicht alle Finger
An einer Hand? gleich adelig, gleich tüchtig?
Seid Ihr ſchon überdrüſſig unſ'res Glückes,
Des ſchönen Friedens, der mit allen Gütern
Und jedem Segen Eure Häuſer ſchmückt?
Seht um Euch her: iſt in Italien
Noch eine Stadt, die ſolchen Heils ſich freut?
Seitdem der vierte Heinrich mit der Kirche
Den fürchterlichen Zwiſt begonnen hat,
Erſchüttert dieſe arme Welt ein Wetter,
Wo Blitz und Donner mit einander grollen

In wilder Gährung durch die ganze Menſchheit,
Und ſchwieg davon die Fama, müßten Trümmer,
Brandſtätten und erſchlag'ne Männer reden.
Von dieſer Peſt ward nur Florenz verſchont;
Es iſt der einzig grüne Fleck der Erde,
Entgangen der Verwüſtung dieſer Zeit
Wie durch ein großes, räthſelhaftes Wunder.
Doch dieſe Wohlfahrt hat die Stadt verdient
Durch feſte, unerſchütterliche Eintracht;
Denn unſ're Edlen, ob von Norden ſie,
Ob aus dem röm'ſchen Volk ſie ſtammen mögen,
Sind Eins geworden durch Verbrüderung
Und durch Verſchwägerung ſeit alter Zeit.
Sie ſind ein Wald von friſchen Eichenſtämmen,
Die alſo eng verflochten ihre Zweige,
Daß ſie ein einz'ges Haus zu bilden ſcheinen,
Welches dem Sturm und jedem Wetter trotzt.

Celano.

Du redeſt gute Worte, hoher Greis!

Fifanti.

Es war ein kleiner Rangſtreit unter uns,
Der ſich ſchiedsrichterlich vergleichen kann.

Celano.

Es handelt ſich darum, wer hier den Vortritt
Von beiden Häuſern hat; der Streit iſt alt,
Da ſich von je der Adel von Florenz
Zwar friedlich, aber doch in beide Hälften
Geſchieden hielt.

Mosca.

Gott hilf! So ſoll es bleiben,
So lang' ich Sporn und Pfauenfeder trage.

Podeſta.

Doch ein Herz ſchickt das Blut in alle Glieder,
Und welches Haus nennt Ihr das Herz der Stadt?

Viele Stimmen.

Die Buondelmonti!

Podeſta.

Mögen ſie es bleiben!
Denn weil dies Haus, das mächtigſte von allen
An Burgen, an Gefilden, fetten Auen,
Und Unterthanen, Reiſigen und Knechten,
Doch die Parteien hält im Gleichgewicht,
Da es ſich nie zu einer hat geſchlagen,
Und doch den Schein der Uebermacht vermieden,
So blieb es ſtets die Bürgſchaft unſ'rer Wohlfahrt;
Und zwei vom Hauſe Buondelmonte leben —
Ich und mein Neffe, und wir werden ſorgen,
Daß Friede herrſcht in unſ'rer ſchönen Stadt!
Sciatta, Eure Hand! Gelana, Eure!
So binden wir zuſammen Eure Hände!
Vorüber zog die Wolke, und die Sonne
Des Friedens leuchtet hell in unſer Auge.
Muſik! Muſik! Der Tanz beginn' von Neuem!
(Alle ab in den zweiten Saal.)

Vierter Auftritt.

Buondelmonte. [illegible]

Buondelmonte.

Das weht mich an, wie Lenz und Blüthenduft,
Und ſchlägt warm an die Bruſt, wie Meeresfluth!
Sieh', ſo umrauſcht mich dieſes ſchöne Leben,

Daß uns vorübertanzen ſchöne Frauen
In zarter Wendung ſchlankbewegter Glieder,
Und brennend ſtürzt das Blut mir in die Augen,
Die überfliegen dieſen Zaubergarten.

Crinella.

Ein gold'ner Sodomsapfel iſt Florenz,
Von Außen ſchön, inwendig aber Moder.

Guardalmonte.

Zu Ende geht es jetzt.

Crinella.

Und Euer Oheim
Hat Euch erkannt; er ſtreckt die Arme aus.

(Beide ſchnell ab in den zweiten Saal.)

Fünfter Auftritt.

Stiella. Donata.

Stiella.

Zum erſten Mal trug ich die Ritterſporen
Bei dem Johannisfeſt in dieſem Saal,
Da ſah ich Euch, doch Ihr war't eine Braut;
Ja, lächelt nur, Ihr wißt es nur zu gut,
Wie ich um Euch bemüht war, und Ihr heimlich
Aus Eu'rem Strauße eine Roſenknoſpe
Mir dargereicht mit ſüßem, bittren Wort:
„Stiella, dieſe Knoſpe blüht nicht auf!“

Donata.

Ich war Euch immer freundlich zugethan,
Und glücklich war ich, als Ihr endlich Euch
Vermähltet mit Giovanna, meiner Freundin;

Klar, wie ihr Angeſicht, ſo auch ihr Herz, —
Sie war ein Kleinod —

Stiatta.

Und ein trefflich' Weib;
Zu früh ſtarb ſie für mich und meine Tochter.

Sechſter Auftritt.

Der Podeſta mit **Buondelmonte. Vorige.** Später **Moſca.**

Podeſta (zu Donata).

Zum heit'ren Feſte kommt die rechte Freude.
Mein Neffe Buondelmonte und nun bald,
Madonna, Euer Sohn!

Donata.

Willkommen mir!

Moſca (vorübergehend).

Stiatta, auf ein Wort!

Stiatta (ſich empfehlend).

Ich ſuch' Euch wieder;
Patrona, hochverehrte, laßt Euch finden! (Mit Moſca ab.)

Buondelmonte (zu Donata).

Vorweg nenn' ich Euch Mutter, edle Frau,
Und küſſe dieſe Hand, die all mein Glück
Umſchloſſen hält. Doch darf ich auch zugleich
Aufſchließen meines Herzens Innerſtes,
So brennt darin faſt ſchmerzhaft nur die Sehnſucht,
Zu ſeh'n die holde Jungfrau, die ich ſchon
Drei Jahre lang als meine Braut verehre,
Doch ohne je ſie noch erblickt zu haben.

Nun quäl' ich mich, wo ich auch weilen mag,
Mir zu entwerfen ein willkührlich' Bild
Von ihrem Angeſicht und ihrem Weſen.
Bald denk' ich ſie mir blond mit blauen Augen,
Dann wieder anders, aber immer ſo,
Wie ſie begehrenswerth und wunderhold,
Und ſah ich irgendwo ein ſchönes Weib,
So war die Phantaſie mir gleich zur Hand,
Die noch viel ſchöner mir Coſtanza malte;
Coſtanza! — Ihren Namen lehrt' ich ſprechen
Das Echo überall von Thal zu Thal,
Bis ich faſt ungeduldig über mich
Die Zeit abkürzte auf der Fahrt in Deutſchland
Und ſo zurückflog, um zu Euren Füßen
Zu flehen um Erlöſung von der Prüfung,
Der allzuharten, die mir auferlegt.

Donata.

Zu Eurem Beſten, lieber Sohn, war Alles.
Mein Kind iſt noch ſo jung, erſt fünfzehn Jahre;
Ich mußte dieſe zarte Blumenknoſpe,
Die ſich entfaltete im kühlen Schatten,
Noch vor der Sonne und der Liebe hüten,
Sie iſt nun deſto wonniger erblüht;
Doch ich bin ihre Mutter, Schweigen ziemt mir,
Bis Ihr ſie ſelbſt geſeh'n; doch iſt mir ſo,
Als würdet Ihr mir danken für das Rehlein,
Das ich ſo einſam Euch erziehen ließ
Von meiner Schweſter, der Priorin dort
Im ſtillen Kloſter auf dem Apennin.
Noch dieſe Nacht beſchick' ich ſie mit Boten,
Sie herzubringen an die Mutterbruſt,

An die ich drücken will Euch alle Beide
Als die glückſeligſte von allen Müttern.

Buondelmonte.

Bis dorthin wird mir jegliche Minute
Zum Jahr ausdehnen meine Ungeduld.

Podeſta.

Sehr bald wirſt du gebunden, flücht'ger Vogel,
Nur dieſen Abend darfſt du flattern noch
Um alle Damen, aber morgen ſchon
Wirſt du gelegt an eine gold'ne Kette,
Und darfſt nicht aus den Augen deiner Herrin.

(Zu Donata.)

Madonna, helft die Gäſte mir erheitern!

(Zu Buondelmonte.)

Doch Buondelmonte, Neffe, ſei mir artig
Und mach' den Hof dem Töchterlein Uberti's,
Denn in der Tochter ehrt man ihren Vater.
Sei freundlich gegen Alle, gegen ihn
Noch freundlicher, das heiſcht die Politik!

(Zu Donata.)

Madonna, ſeht, wir ſind ein ſtattlich' Paar!

(Podeſta mit Donata ab.)

Siebenter Auftritt.

Buondelmonte, dann **Trivello.**

Buondelmonte.

Hinweg, du glattes Lächeln vom Geſichte!
Die Politik? die kalte, feige Lüge!
Sei ſie verdammt, die alte Kupplerin
Mit ihrem Blinzeln und meineid'gen Lippen,
Die immer lächelt, ob ſie Blumen bricht,

Ob Herzen oder Kronen, immer lächelt,
Ob ſie nur meuchelmordet oder plündert,
Und wieder lächelt, ob mit Gaſſenſteinen,
Ob Ihr ſie überhäuft mit Ehrenzeichen:
Auch mich hat ſie verkuppelt an das Mädchen,
Das ich noch nie geſeh'n, es wird mein Weib,
Wär' es wie Peſt und Ausſatz grauenvoll.

Crivello.

So iſt es! Doch die Allmacht Eures Adels
Iſt Euer Götze, dem Ihr Alle dient.
Die ganze Jugend wird ihm hingeopfert,
Und wäre etwas And'res nur der Preis,
Als eine Todtengruft mit einem Wappen.

Buondelmonte.

Doch Freiheit hab' ich noch und bis zur Tollheit
Todtjagen will ich dieſe letzte Nacht,
Und blieb' nur Null von meinem Leben übrig.

Crivelli.

Noch blühet Ihr in ſtrahlender Geſundheit,
Nehmt Euch in Acht, gefährlich iſt Euch doppelt
Die böſe Sumpfluft zwiſchen unſ'ren Mauern.

Buondelmonte.

Wer iſt die bleiche, zarte Dame dort,
Mit dem durchſichtig feinen Angeſichte?
Bei Gott! — es iſt, als müßte ſie in Duft
Zu einem Klange der Muſik verrinnen!
Dort! Mit den dunklen, ſommernächt'gen Augen!

Crivello.

Nennt ſie Ondine und Ihr kennt ihr Weſen;
Elementariſch iſt ſie und gefährlich

Der Politik vom Gleichgewicht der Macht;
Leiblich ein ſchwaches Kind, doch ihre Seele
Iſt wie ein ungezähmter, ſtarker Rieſe;
Und in der Mitternacht hebt ſie gewaltig
Die bleiche Luna an die Mutterbruſt
Und tränket ſie mit ihrem kühlen Licht;
Der Geiſt Caſſandra's ſchläft in ihrem Haupte.

Buondelmonte.

Aus welchem Haus iſt ſie?

Trivello.

Uberti's Tochter.

Buondelmonte (in den zweiten Saal gehend).

Mir flimmert's vor den Augen.

Trivello.

Schmetterling,
Verſeng' dir nicht die Flügel an dem Lichte.

Achter Auftritt.

Farinata kommt aus dem zweiten Saale heraus. **Trivello.**

Farinata (zu Trivello).

Das iſt kein Tag des Friedens: in dem Saal
Erhebt von Neuem ſich ein heft'ger Zank!
Ich weich' den Händeln aus und ſuch' das Freie! (Ab.)

Trivello.

Geleit' Euch Gott! — Ha, welch ein prächtig Paar!

Neunter Auftritt.

Buondelmonte mit **Bianka** vorübergehend. **Trivello.**

Buondelmonte.

Zu einem Goldreif wird mir dieſer Abend,
Der Euch einfaßt als flammenden Juwel!

Bianka.

Verſchloſſen faſt in meines Vaters Haus
Ward bis zu dieſem Abend ich gehalten;
Nur eine zahme Taube war bei mir,
Die ſtets auf meiner Schulter ſitzt, leſ' ich
Dem Vater vor die römiſche Geſchichte
Von wilden Schlachten und Empörungen
Und vielen Thaten, die den Sinn beſtricken,
Und wieder ſehn' ich mich zur Einſamkeit!

Buondelmonte.

Ich wünſchte wohl, es könnt' das Feſt Euch feſſeln.

Bianka.

Mein Vetter Moſca ruft die Diener mir.
So kurz und doch ſo ſchön war dieſer Abend! (Beide ab.)

Trivella.

Zieh' hin, du ſtolzes, ſchönes Paar! Dich müſſen
Die ſel'gen Götter auf die Stirne küſſen!
Horch!

(Stimme im Saale:)

Es lebe hoch des Kaiſers Majeſtät!

(Andere Stimme:)

Die Freiheit ewig und die Stadt Florenz! —

Trivella.

Noch Worte nur! Doch unten in der Erde
Sitzt das Geſpenſt der Zukunft, das ſie pfleget
Und ſie ernährt mit Thränen und mit Flüchen,
Bis ſie als Schlangen aus der Tiefe ſpringen
Und ihren Vätern um den Hals ſich ſchlingen!

Zweiter Act.

Platz vor dem Palaſte Uberti.

Es iſt Nacht. Bei dem Thore brennt eine Leuchte.

Erſter Auftritt.

Der Thürhüter (allein).

Es iſt ein ſchlechter Zeitvertreib, als Wächter
Zu liegen und zu ſteh'n vor einer Thür
Jahr aus und ein zu jeder langen Stunde,
Bei Tag geſalbet von der heißen Sonne,
Mit Staub gepudert und vom kalten Mond
Gebadet in der langen Nacht mit Thau,
Und ſchlimmer noch, in arger Winterszeit
Zu ſteh'n in Schloſſen und in Regengüſſen
Und im Eispanzer frierend bis zum Morgen.
's hat vier geſchlagen! Nicht weiß ich es genau:
Ob zwei? ob drei? genickt hab' ich ein wenig!
Noch einen Schluck! (Er trinkt.)
's hat ſechs geſchlagen, hört!
's iſt doch kein Menſch im Schloß, der's beſſer wüßte
Vor langer Weile hab' ich angefangen,
Am Himmel mir die Sterne abzuzählen;
Wie viele Gülden doch der Herrgott hat! —

He! dort wirſt er ſo einen aus dem Fenſter; —
Ho! da herein! Der Teufel fliegt vorbei,
Und ich hab' wieder Nichts! Iſt das ein Geiz
Von ſolcher hohen Herrſchaft in dem Himmel!
Und wie ich ſchläfrig bin! Es iſt recht gut,
Daß ich mich abgerichtet, auf und ab
Mit meinem Spieß zu geh'n und doch zu ſchlafen;
So kann ich wachen und doch ſchlafen gehen.
(Er geht gedankenlos hin und her.)

Zweiter Auftritt.

Bianka, heimgeleitet von **Moſca** und ihren Dienern, welche Fackeln vortragen. **Der Thürhüter.**

Moſca.
Lang' hat bei Euch geſtanden Buondelmonte.

Bianka.
Ich dank' für das Geleit, verehrter Vetter.

Moſca.
Verbindlich, ſchien es, ſprach er lang' mich Euch?

Bianka.
Schickt nur zurück die Leute, daß mein Vater,
Wenn er heimkehren will, ſie nicht vermißt.

Moſca.
Mehr als verbindlich faſt ſchien er zu ſprechen.

Bianka.
Und fragt mein Vater, bitt' ich, ſagt ihm doch,
Daß mich ein ängſtliches Gefühl von Schwindel
Vom Feſte heimlich hat nach Haus getrieben.

Moſca.

Und ſah Euch wechſeln zweimal Eure Farbe,
Als er ſich bückte, Eure Hand zu küſſen.

Blanka.

Doch dieſe friſche Luft hat mich erquickt!
Ich werde wachend ihn vom Feſt erwarten;
Nur ſoll er nicht abkürzen ſeine Freude.
So gute Nacht.

(Sie will in das Schloß gehen; der Thürhüter hält im Halbſchlafe die Hellebarde vor.)

Thürhüter.

Halt! Diebe! Gauner! Räuber!

Moſca.

Du Traumbuch da! reiß' deine Augen auf!
Zweibein'ge Uhr, die ſinnlos läuft und rennt,
Die ausſchlägt voll, wo ſie noch ſchweigen ſollte,
Und wieder ſchweigt, wenn Zeit iſt, laut zu ſein;
Albernes Zifferblatt, weg mit dem Zeiger!

Thürhüter.

's hat vier geſchlagen!

Moſca (ſchlägt ihn).

Fünf und Sechs dazu!

Thürhüter.

Ihr, gnäd'ger Herr?

Moſca.

Sieh', nun erkennt er mich!

Thürhüter (zu Blanka).

Patronin, Ihr?

(Er bläſt ins Horn.)

Moſca.

Blas' dir die Seele aus!

(Bianka ab in den Palaſt.)

In die Kloake mit dem Stutzervolke!
Pſt! Buondelmonte hat ein Schnupfenfieber
Mir angelächelt, und ich geh' zu Grunde
An dem Bleizucker ſeiner ſüßen Worte.
Zuwider iſt er mir. Sieht er nicht aus,
Als wär' er glatt geleckt von Frau Mama,
Wie ein Maikätzchen bei dem Buttertopf?
Wär' ſie nicht Eis und nur gefror'ner Wein,
Den ſie geſpart für einen Anderen?
Für dieſen Haſenfuß, den Buondelmonte?

(Er bemerkt die Diener, welche noch daſtehen.)

Was haltet Ihr Maulaſſen feil, Ihr Schelme?
Nehmt unter'n Arm die Beine, eilt zurück
Und ſeid gewärtig Eures Herren! Geht! (Die Diener ab.)

Dritter Auftritt.

Martha mit **Cecca.** **Moſca.**

Martha.

Frau Muhme nennſt du mich!

Cecca.

Mir pocht das Herz.

Martha.

Du wärſt die Erſte nicht, die Glück gemacht,
Der zum Galan und Mann ich hab' verholfen!
Nur nicht zu ſpät, das ſchadet jungen Mädchen!
Du mußt die Blicke feurig um dich werfen,
Dir abgewöhnen ſolche kleine Schrittchen,
Als wollteſt du Hemdſäume damit nähen!

Cecca.

Ich werde gar zu Vieles lernen müſſen.

Moſca.

Frau Martha, halt! leibhaft'ge, alte Todſünd',
Was haſt du für ein Schäfchen in den Krallen?

Martha.

Es iſt mein Mühmchen.

Moſca (zu Cecca).

Und wie nennt man dich?

Cecca.

Nur Cecca, gnäd'ger Herr. Ich bin im Haus
Bei Frau Donata und bin aufgewachſen
Mit ihrer Tochter, meine Mutter war
Coſtanzens Amme, und ich komme heute,
Denn meine gnäd'ge Frau iſt nicht daheim,
Das erſte Mal ſo ſpät noch auf die Straße.

Moſca.

Da hat man deinen ganzen Lebenslauf!
Du biſt ein liebes Lämmchen, du gefällſt mir.
Da meinen Arm; wir wollen uns verſtänd'gen.

Martha (zu Cecca).

Er iſt ein Cavalier, du glücklich' Ding!

Moſca.

Mit der Laterne weg, du Teufelsirrwiſch!
Voran mit dir! Wir finden uns im Dunkeln.

(Sie gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Buondelmonte. Der Thürhüter.

Buondelmonte (für ſich).

Zu welcher Tollheit reizeſt du mich an,
Wahnſinn der Liebe, wunderlicher Gott?
Der mich berauſcht mit ſeiner vollen Schaale,
Dann mich herausſchleppt jauchzend auf die Straße
Und mich anhetzt zu wilden Abenteuern.
Wo bin ich? Ihr Palaſt? Du tück'ſcher Marmor,
Wie kannſt du mir verbergen ihre Augen,
Die mich entflammt, und ihre zarten Füßlein,
Die einen Zauberkranz um mich getanzt,
Und ihre kleinen Hände, die in's Herz mir
Hineingedrückt die Pfeile ſüßer Qual?
Ihr Mauern, öffnet Euch; ich muß ſie ſehen!
Hinweg mit Euch! Die Liebe iſt allmächtig!

Thürhüter.

Zurück! Zurück! Hier iſt Uberti-Schloß!
Wer ſeid Ihr? Wer da?

Buondelmonte.

Schrei' nicht! Buondelmonte.

Thürhüter.

Ein guter Name.

Buondelmonte.

Hier mein Dolch! Ich bin
Nun waffenlos, heb' mir ihn auf, bis ich
Zurückkomm'! (Er übergiebt ihm ſeinen Dolch, dann die Börſe.)
Dies behalt' für dich und ſchweige!
(Ab in das Schloß.)

Thürhüter (allein).

Nein, Meſſer Buondelmonte, nein! Es geht nicht!
Zur Nacht darf Niemand in Uberti-Schloß.
Nein, gnäd'ger Herr! Er hört nicht, er iſt d'rin!
So ein gewalt'ger Herr macht Alles möglich,
Und ſelbſt der Kettenhund vergißt der Pflicht,
Wirft man ihm einen Knochen in die Hütte.
(Er ſetzt ſich und zählt das Geld.)
Ich muß in dem Fiſchhamen einmal nachſeh'n,
Ob Fiſche oder Krebſe d'rinnen ſtecken?
Goldfiſche! Gold! Eins! Zwei! Drei! Vier! Fünf! Sechs!
Klink! Tink! Und wieder Gold und laut'res Gold!
Und ich bin reich! Ihr Herren, laßt Euch ſagen,
Bewacht Euch ſelbſt, ich bin Baron! Baron!
Ich hab' wohl falſch geſeh'n? Ich muß zwei Späne
Noch werfen in die Leuchte. (Er thut's und betrachtet das Geld.)
Das iſt Gold,
So gut die Sonn' es kocht im Mohrenland,
So rechtes, echtes, quickes, klares Gold,
Wie nur der Höllenhund es je bewacht;
Und wie das funkelt! Ei, Ihr kleinen Kerle!
Goldfüchſe, he! Goldfüchſe kann ich reiten!
Da ſteckt noch Einer, muß dich doch probiren,
Du haſt die Gelbſucht und ein Loch im Ohr, —
Biſt du ein Spitzbub', haſt ein Weiberherz
Geſtohlen und verkuppelt? Horch! Er klingt noch,
Hinein mit zu den andern, Galgenvogel!
Heraus, Ihr Männchen! Muß Euch wieder zählen!
Fünf — Sechs und Zehn und Acht und Elf und Neun?
Das wird ja immer mehr! nein — weniger!

(Er zählt ſtill weiter.)

Fünfter Auftritt.

Stiatta mit ſeinen Dienern, welche Fackeln vortragen. **Trivello.**
Der Thürhüter.

Stiatta.

Was iſt das Leben? Seid Ihr doch ein Arzt,
Und wißt mir nicht zu ſagen, was es iſt?

Trivello.

Fragt lieber doch das Meer, warum es ſich
In Wolken wandelt, und die Wolke dann,
Warum ſie wieder ſich herunterweint?
Doch wär' ich Gott, ſo blieſ' ich vor mich hin:
Und ſagte: „Hm! ich bin in Allem ich!“

Stiatta.

Lieb, wie mein Augenſtern, iſt mir Bianka,
Sollt' ich verlieren dieſes holde Kind,
So fiel' zuſammen über mich die Welt.

Trivello.

Ihr ſeid zu ſehr beſorgt.

Stiatta.

Das Vaterauge
Sieht peinlich ſcharf, ſie zehrt ſich ſelber auf;
Zur Nacht, wenn Alles ruht, iſt ſie nur wach
Und wieder nicht; mit off'nen, ſtarren Augen
Geht ſie umher faſt wie ein irrer Geiſt;
In dieſem Zuſtand ſpricht ſie mit der Luft.
Doch wird ſie nicht geſtört, ſo findet ſie
Von ſelbſt ſich in ihr Kämmerlein zurück
Und fällt in tiefen Schlaf, doch wenn ſie aufwacht,
Weiß ſie von Allem Nichts. Was iſt mit ihr?

Kennt Eure Kunſt kein ſelt'nes Wunderkraut,
Das ſie befreit von dieſer eig'nen Krankheit,
Und keinen Balſam in den weiten Reichen
Der gütigen Natur, der heilen kann
Und in der Nacht den Schlaf ihr wieder bringen?

Trivello.

Behütet ſie vor jeder heftigen
Erregung des Gemüths; viel warme Pflege
Bedarf die zarte Pflanze noch zur Zeit.

Stiatta.

Kein rauhes Lüftchen ſoll mein Kind berühren,
Ich räum' ihr jedes Steinchen aus dem Wege,
An dem das Füßlein ſie verletzen könnte,
Bewacht ſoll ſie mir werden, wie ein Kleinod.

Trivello (auf den Thürhüter zeigend).

Es ſcheint, als wär' der Wächter ſchon bezahlt,
Ein treuer Diener, der um Geld nicht dient,
Doch doppelt treu dem Gelde! Wie er lächelt,
Liebäugelt mit dem Teufel ſeines Geizes!

Thürhüter (zählend).

Einſperren, nein, einſcharren muß ich Euch
In einen Topf von Eiſen und darüber
Noch einen Deckel, einen Stein darauf,
Und auf den Stein drei Schuh hoch Erde noch: —
Da ſteckt Ihr d'rin, ſonſt fliegt Ihr Vögel aus; —
Die Vögel, meine Vögel in die Luft, —
Mein ſind ſie! Haltet! Fangt ſie! Sie ſind mein!

Stiatta.

Hallunke!

Thürhüter (läßt die Börſe fallen).
O weh! mein Herr? Mein Geld! O weh!
Stiatta, gnäd'ger Herr!

Stiatta.
Woher, du Schuft
Nahmſt du das Geld, das du hier weggeworfen,
Wie Kohlen, die gebrannt auf deine Finger?
Antworte, Gaudieb!

Thürhüter.
Gnade! Gnade! Herr!

Stiatta.
Elender Menſch! ſteh' Rede!

Thürhüter.
Ich bin ehrlich,
Und ehrlich kam das Geld in meine Hände.
Mir zugeworfen hat es Buondelmonte,
Der große, reiche, ſchöne, junge Herr,
Als er hineinſprang —

Stiatta.
Doch in's Waſſer nicht?

Thürhüter.
Nein! Nein! durch dieſes Thor in den Palaſt
Vor kurzer Zeit; drei Augenblicke ſind es!
Er folgte auf dem Fuß —

Stiatta.
Wem auf dem Fuß?
Sprich aus!

Thürhüter.
Ich ſag' die Wahrheit wie ein Waiſenkind,
Und habe immer redlich Euch gedient,

Der lügt, der etwas And'res ſagen könnte,
Und bin doch ehrlich —

Stiatta.

Wen hat er verfolgt?

Thürhüter.

Bianka, Eure Tochter, meine gnäd'ge
Und herzensgute, freundliche Patronin.
Ich hab' ſie ſelber auf dem Arm getragen,
Als ſie ein kleines Kind war; ſollt' man's meinen?

Stiatta.

Und hab' ich falſch gehört? Wer folgte ihr?

Thürhüter.

Ich kannte ihn; er hat es nicht verſchwiegen,
So wußten wir es beide miteinander;
Dann zählte ich das Geld, das er gegeben,
Und ich bin ganz unſchuldig an der Sache
Und hab' kein Auge zugethan zur Nacht.

Stiatta.

Wer folgte ihr?

Thürhüter.

Ja, Meſſer Buondelmonte.

Stiatta.

Wie iſt mir? Bin ich wohl auch recht bei Sinnen?

Trivello.

Was zweifelt Ihr?

Stiatta.

Bin ich Uberti noch,
Den wohl Florenz den fürſtlichen genannt?

Trivello.

Es war davon die Rede.

Stiatta.

Darf mir denn
Und meinem Hauſe dies geboten werden?
Dem niedrigſten der Bürger von Florenz
Kann Solches nicht geſcheh'n.

Trivello.

Zuweilen wohl!
Denn wie Ihr ſeht, die Liebe nimmt nicht viel
Beſond're Rückſicht auf den Stand der Menſchen;
Sie iſt ein Vogel, der mit freiem Flügel
Fröhlich die blaue Luft durchſchweift und ſelbſt
Verwegen naſcht in eines Kaiſers Garten.

Stiatta.

Und wenn der Kaiſer Solches dulden könnte,
So weiß doch ich, was ich mir ſchuldig bin!
(Zu den Dienern.)
Pietro, ſchnell, weck' meine Freunde auf —
Die Foraboschi und die Maleſpini!
Du die Fiſanti und die Amidei!
Schnell, Luka, ruf' den Meſſer Tebaldini,
Die Galigai! Rennt durch die Quartiere,
Ruft ſie hieher und ſagt: des Hauſes Ehre
Steh' in Gefahr! Ihr aber, Freund Trivello,
Seid mir gefällig, eilt zum Podeſta,
Berichtet ihm, was eben Ihr gehort;
Denn offen vor den Augen von Florenz
Begehr' ich Rechenſchaft von dieſem Streich!
Andrea, rufe mir die andern Knechte,
Beſetzt mir alle Thüren; jeder darf
Hinein zu mir, doch keiner mehr heraus,
Bis Ihr nicht anderen Befehl erhalten.
(Alle zu verſchiedenen Seiten ab.)

Sechster Auftritt.

Ein Zimmer.

(Man ſieht durch den offenen Balcon den Mond am Himmel.)

Erſt **Buondelmonte** von der einen, ſpäter **Bianka,** im Nachtgewande und aufgelöstem Haare, in halbwachem Zuſtande, einen Armleuchter tragend, von der andern Seite. Ganz zuletzt **Moſca** (von Außen).

Buondelmonte.

Welch' Abenteuer! Alles öd' und dunkel!
Ein böſer Geiſt hat mir verhüllt die Augen
Und ſtürzt in einen Abgrund mich hinunter.
Wie? Träum' ich nur? Welch' guter Engel weckt mich
Und leitet mich zur rechten Bahn zurück?
Ein Lichtſchein! Ach, ſie ſelbſt! Sie iſt es ſelbſt!

Bianka

(erſcheint und ſetzt ſich zur Harfe, recitirend).

Tief ſchläft die Welt und wie in Meeresgründen
Leis überfluthet von der ſel'gen Nacht,
Ein neues Leben will ſich rings verkünden,
Und Lichter zittern durch den Seelenſchacht; —
Was todt war, iſt zum Leben aufgewacht,
Und leuchtend Alles, was ſo dunkel war —
Das ewige Geheimniß offenbar!

Buondelmonte

(hat ſich neben ihr auf die Kniee niedergelaſſen).

Ich ſinke vor dir betend auf die Kniee,
Wie vor der Königin des Sternenhimmels,
Die klar und freundlich ſich herunterbeugt,
Zu hören auf ein ſtammelndes Gebet.

Bianka.

Wie wunderbar ich träume! Iſt mir doch,
Als ſäh' mein Auge wirklich Buondelmonte.

Buondelmonte.

Ich bin es auch.

Bianka.

Welch' wunderſame Täuſchung!
So lebhaft hab' ich doch noch nie geträumt,
Und nie ſo ſchön; nicht ſtören will ich mich.

Buondelmonte.

Iſt ſolche ſchöne Wahrheit Traum, ſo iſt die Wahrheit
Ein leerer Schein und nur der Traum iſt wirklich.

Bianka.

So iſt es auch.

Buondelmonte.

Und weiter träumend faſſ' ich
Die zarte Hand und träume dieſen Kuß.

Bianka.

Das iſt nicht Traum; verwirrt ſind meine Sinne.
Was iſt das? Gott, mein Gott!

Buondelmonte.

Erſchrick mir nicht!
Ich bin bei dir, Bianka, ich, dein Freund.
Niemand iſt hier, den du zu fürchten hätteſt.

Bianka.

Wo bin ich? Ach!

Buondelmonte.

Was fehlt dir, du Geliebte?
Wie ſo verſchüchtert pocht dein armes Herz?
Du biſt ſo gut bewahrt in meinen Armen,

Als ruhteſt du im Schooße eines Engels.
Du ſtößt mich weg von dir und ſiehſt mich an
Mit ſo verſchrock'nen, wundergroßen Augen?

Bianka.

O Buondelmonte! (Sie verhüllt ſich das Geſicht.)

Buondelmonte.

Du weichſt zurück?

(Pauſe.)

Bianka.

Wie kamſt du doch zu mir?
Ich kann mich nicht um Alles in der Welt
Darauf beſinnen, wie das ſo gekommen,

Buondelmonte.

Nenn' mir den Zauber, der dem Mond befiehlt,
Der heißgeliebten Sonne nachzufolgen,
Dem klugen Tag der ſchwärmeriſchen Nacht: —
So riß es mich auch hin in deine Bahn;
Gekettet bin ich nun an deine Schritte,
Und lauſch' auf deinen Wink, Gebieterin!
Bianka, nimm zurück nicht deine Huld,
Die du mir zugeneigt im Traum!

Bianka.

Weh' über mich!

Buondelmonte.

Verzeihe mir um meiner Liebe willen,
Die wie ein Feuer glüht in meiner Bruſt,
Mir jeden Sinn in Wahnſinn umgetauſcht
Und mich mit ſüßen Gluthen hat berauſcht.

Bianka.

Weh' dir, wenn du gewähnt, du könnteſt ſpielen
Mit meiner unentweihten, eig'nen Seele,

Gewähnt, zu löſen ſei der Zauberkreis,
In den du dich verwegen haſt gedrängt!

Buondelmonte.

Wie kannſt du ſo mißtrauen deiner Macht,
Die mich gefangen und gefeſſelt hält?

Bianka.

Weh über dich, wenn du mich je verriethеſt!
O, welch ein Meſſer fährt mir durch das Herz
Und eine Ahnung furchtbar, Buondelmonte!
Wenn du vergeſſen könnteſt dieſe Stunde,
In der du mir vertauſcht das vor'ge Herz;
Mich würden rächen wider meinen Willen
An dir die ſtrengen Mächte, die mich ſchützen.
Schwör' mir bei ihrer heimlichen Gewalt,
Mit der ſie richten jeden Odemzug
Und fühlen jeden Pulsſchlag, jede Zuckung,
Die faſt unmerkbar durch die Nerven geht:
Getreu zu bleiben deiner eig'nen Seele,
Denn wir ſind Eins für eine Ewigkeit.

Moſca (von Außen).

Was zögert Ihr? Ich greif' mit bloßer Hand
Die glatte Schlange und erwürge ſie
Im Taubenneſt!

Bianka.

Wir ſind verrathen!

Buondelmonte.

Wohl.
Doch deine Ehre ſoll gerettet ſein
Und glänzend ſtrahlen, wie der Morgenſtern.
Mit einem Wort mach' ich den Drachen zahm.

Siebenter Auftritt.

Stiatta. Der Podeſta. Trivello. Moſca. Viele andere **Herren. Vorige.**

Buondelmonte (ihnen entgegen mit Bianka).

Wir ſind verlobt! Hier meine Braut, Ihr Herren!

Podeſta.

Das heißt ſich redlich faſſen. Gebt, Stiatta,
Das Jawort dieſem Tollkopf, laßt den Zorn!
Und Klugheit mag das Uebrige vergleichen.

Stiatta.

Ihr habt ein wenig wild um ſie geworben,
Doch Eure Herzen haben ſich gefunden,
Ich aber bitte Gott um ſeinen Segen.

Moſca.

Wär' ſo zu End' der Tanz?

Trivello.

Er geht erſt an,
Und hinterdrein wird ganz Florenz ſich drehen
So luſtig, daß die Thürme ſchwindlicht werden,
Und die Schornſteine an den Himmel fliegen.

Dritter Act.

Zimmer in Uberti's Palaſte.

Erſter Auftritt.

Stiatta. Buondelmonte kommt.

Stiatta.

Wie ſteht es d'rin? Wie fand'ſt du deine Braut?

Buondelmonte.

Ich fürchte, daß ein Zauber mir ihr Herz
Auf ewig abgewendet, wenigſtens iſt ſie
So räthſelhaft, daß ich verzweifeln muß:
Ob wahre Liebe ich erringen werde,
Wenn anders ich die Liebe recht begreife.

Stiatta.

Du mußt dich nicht an der Brautlaune irren,
Der noch kein Bräutigam entgangen iſt:
Das iſt ein kleiner, unbarmherz'ger Kobold,
Der die Verlobten quält bis zur Verzweiflung
Und Alles enden läßt in Narrethei.

Buondelmonte.

Doch ganz beſond'rer Art iſt dieſe Laune;
Bianka kennt mich nur in jenem Zuſtand,
Wo ſie nicht wach und auch nicht ſchlafend iſt.

Wo halbgeſchloſſen ihre Augen ſind
Und ohne Glanz und ſtarr; doch nicht, wenn ſie
Ganz wach geworden; fremd bin ich ihr dann,
Sie zieht ſich ſcheu zurück und nah' ich ihr
Mit ſanften Worten, um ihr Herz zu rühren,
So ſtößt ſie mich hinweg und bricht zugleich
In ein Wehklagen, in ein Jammern aus,
Als träfe ſie ein unerhörtes Unglück!
Das hatt' ich Alles anders mir geträumt.

Stiatta.

Leg' darauf kein Gewicht, das geht vorüber.
Eh' rechter Frühling wird, muß im April
Der Winter noch austummeln alle Launen;
Nicht anders iſt es mit dem Mädchenſinn.

Buondelmonte.

Gott gebe, daß ſich Alles ſo verhält!
Lebt wohl! Ich gehe nun den ſchweren Gang
Zu Frau Donata, wie mein Oheim will!

Stiatta.

Biet' Alles auf, ſie zu beſchwichtigen;
Denn mächtig und gefährlich iſt ihr Haus
Durch ſeinen Anhang in der Bürgerſchaft.

(Buondelmonte ab.)

Zweiter Auftritt.

Trivello. Stiatta.

Trivello.

Sie ſchläft jetzt ruhig. Hütet ihren Schlummer;
Vom heft'gen Weinen iſt ſie ſehr ermattet.

Stiatta.

Sie muß beherrſchen lernen ihre Laune,
Jetzt quält ſie uns damit bei Tag und Nacht.

Trivello.

Es giebt ſo zarte Pflanzen, daß ſie welken,
Wenn rauh vorüber nur ein Luftzug ſtreift.

Stiatta.

Ich war ihr immer mild von Jugend auf.

Trivello.

Nur dachtet Ihr nicht an ſie ſelbſt genug,
Als Ihr ſie habt verlobt.

Stiatta.

Was wollt Ihr damit ſagen?
Hat ſie nicht erſt geliebt den Anverlobten?

Trivello.

Sie liebt ihn, wie ein Engel einen Menſchen,
Doch nicht wie lieben ſoll das Weib den Mann,
Hier zieht ſich ihr Gemüth vor ihm zurück,
So heftig, daß ich ſelbſt davor erſchrecke.
Ihr böſes Schickſal iſt die Uebereilung
Und dieſe iſt das allerhöchſte Unglück.
Stiatta, hört auf einen guten Rath:
Löſt auf in guter Weiſe dieſes Band,
Wollt Ihr das Heil des eig'nen Kindes retten.
Doch fürcht' ich, daß der dunkle Geiſt der Zukunft,
Der mächtig iſt in dieſen letzten Tagen,
Durch Eure Schlöſſer ſinnbethörend ſchleicht,
Er blendet das Geſicht, macht taub die Ohren,
Und ſo ſind meine Worte doch verloren. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Moſca. Stiatta.

Stiatta.

Sieh', Moſca! Vetter!

Moſca.

Vetter nennt Ihr mich,
Ich hoffte einſt, Euch Vater noch zu nennen!
Todt iſt die Hoffnung, die Ihr ſelbſt genährt,
Und einem Anderen gehört Bianka.

Stiatta.

Ich hoff', Ihr werdet Freunde!

Moſca.

Nimmermehr!
Doch geh' ich ihm, er mir nur aus dem Wege,
So werden wir nicht an einander ſtoßen.
Genug von ihm! Bianka nimmt er hin,
Und anderwärts ſuch' ich mir eine Braut:
Zufrieden bin ich, war es nur ein Tauſch.
Donata's Tochter, die er hat verſchmäht,
Soll, wie ſie reich iſt, auch noch reizend ſein.
Ihr kennt Donata, wollt Ihr für mich dort
Brautwerber ſein, ſo hoff' ich auf ein Jawort.

Stiatta.

Von Herzen gern! Und mich erfreut der Plan;
Zum heit'ren Ende will ſich Alles fügen.
Benützen laß' die Zeit, — denn ſie hat Schwingen, —
Donata's ſchöne Tochter zu erringen. (Beide ab.)

Vierter Auftritt.

Zimmer im Palaſte Donata's.

Donata. Trivello.

Trivello.

Und wirklich hier?

Donata.

Ja, Buondelmonte ſelbſt.

Trivello.

Der luſt'ge Mädchenfänger Buondelmonte?

Donata.

Er hat beleidigt, und es ſteht ihm an,
Daß er uns wieder zu verſöhnen ſuche.

Trivello.

Wo böſe Säfte in dem Blute ſind,
Da heißt der kluge Arzt den Schmerz willkommen.
Und wo die Herzen ſich entfremdet haben,
Wird nur verderblich der erzwung'ne Friede.

Donata.

Ihr wart von je ein treuer Freund der Unſern,
Und viel verdank' ich Eurem klugen Rathe;
Jetzt aber muß nur Frauenklugheit walten,
Wo Herzen ſtreiten mit Verhältniſſen.

Trivello.

Doch Buondelmonte?

Donata.

Iſt bei meiner Tochter,
Die in dem Garten ſpielt mit and'ren Mädchen;
Damit nicht wähnen möchte Buondelmonte,

Als wäre an Verſtand und jedem Liebreiz
So ſehr mein Kind verwahrloſt, daß es unwerth
Geweſen wäre ſeiner hohen Hand,
Hab' ich mit aller ſeiner Höflichkeit
Ihn hingeſchickt zu ihr, die nie etwas
Zuvor gehört von ihm mit meinem Willen.

Crivello.

Sie wußte nicht, daß er ihr anverlobt?

Donata.

Ein leeres Blatt blieb ihre Phantaſie,
Unſchuldig, wie ein Täubchen, iſt das Kind.

Crivello.

Mir blitzt die Zukunft dicht an meinen Augen
Vorbei, wie ſchnellgeſchwung'ne Degenklinge;
Ein Herz nur thut mir leid, das ich anbete,
Madonna, lebet wohl, ich eil' dahin
Wo man den Arzt und Freund bedürfen wird. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Donata. Später **Stiatta** und **Moſca.**

Donata.

Schwül iſt die Luft, es wollen ſchwere Dinge
Sich vorbereiten, und vergönnt iſt mir,
Mit bangem Herzen Alles zu erwarten.

(Stiatta und Moſca treten ein.)

Stiatta.

Madonna, ſchenk' uns einen Blick voll Huld,
Denn wir gebrauchen Muth bei unſ'rer Werbung;
Und nicht, wie einſt, mit einer Roſenknoſpe,
Die nicht mehr aufblüht, dürft Ihr uns entlaſſen.

Donata.
Ihr ſprecht in Räthſeln; laßt Euch bei mir nieder;
Ich will mir Mühe geben, ſie zu löſen.

Stiatta.
Laßt uns erwägen die Verhältniſſe,
Die unſ'rer Häuſer Herrlichkeit bedingen,
Doch auch zugleich die Wohlfahrt einer Stadt.
Wie Töne von verſchied'nen Inſtrumenten
Muſik erſt werden, wenn ſie alle ſich
Zu einer Melodie zuſammenfügen,
So müſſen wir, der Adel von Florenz,
Uns willig unterwerfen dem Geſetze,
Das uns zur Harmonie des Glücks verbindet.

Donata.
Doch dieſe Harmonie ſcheint mir zerſtört,
Daß man an unſ'rem Haus geſchehen ließ
Die bittere Verletzung ſeiner Ehre;
Doch eine Wittwe bin ich, dulden muß ich,
Und eine vaterloſe Waiſe iſt Coſtanze.

Moſca.
Nehmt mich zu Euerem Vaſallen an,
Und wahrlich Eure Ehre ſoll ein Schwert,
Zwiefach geſchliffen, in den Händen haben.

Stiatta.
Madonna, Eure Worte fallen ſchwer;
Doch wenn mein Eidam durch ſein raſches Weſen
Euch wirklich hat verletzt und mich genöthigt
Ihm zu verzeihen, — wohl, ſo komme ich
Die Störung unſ'rer Eintracht auszugleichen
Und Euch zu bitten, meinem Vetter Moſca,
Der überall uns gleich an Stand und Gütern,

Zum Friedensſchluß zu geben Eure Tochter,
Um die er wirbt in aller Ritterehre.

Moſca.

Was hier mein edler Vetter ausgeſprochen,
Das kommt aus meinem Herzen; und beſiegeln
Will ich mein Wort mit meinem rothen Blut.

Stiatta.

Und leiht Ihr uns ein gnädiges Gehör,
So könnten wir an einem einz'gen Tage
Das Hochzeitsfeſt von beiden Bräuten feiern;
Ein ſolches Doppelbündniß müßte dann
Zu ew'gem Frieden ganz Florenz vereinen,
Auf ewig todt wär' jegliches Zerwürfniß.

Donata.

Mich ehret Euer Antrag, wie die Abſicht,
Denn beide ſind gleich ehrenvoll und edel.
Doch, Moſca, meine Tochter kennt Ihr nicht,
Lernt ſie erſt kennen, werbt um ihre Liebe,
Eh' Ihr Euch bindet; denn ich bin gewarnt
Vor jedem Bündniß, das die Politik
Und nicht das Herz geknüpft. Coſtanza iſt
Mit ihren Mädchen in dem Blumengarten,
Sucht ſie dort auf, Ihr findet auch vielleicht
Noch die Geſellſchaft eines Eurer Freunde.
Geht denn voraus, wir Beide folgen nach. (Moſca ab.)

Stiatta.

Hat auch mein Vetter nicht gefällige
Und abgeglättete Manier, bei Frauen
Im erſten Augenblicke Glück zu machen,
So wird er um ſo mehr die Gattin ehren.

Denn oft verbirgt in unſcheinbarer Hülle
Sich ein unſchätzbar köſtlicher Juwel.

Donata.

Ihr ſeid ſein Vetter, das genüget mir. (Beide ab.)

Sechster Auftritt.

Eine offene Halle.

Eine breite Treppe führt im Hintergrunde zu dem höher liegenden Garten.

Buondelmonte (allein).

Wie friedlich abgeſchieden iſt der Garten
Da droben mit den ragenden Cypreſſen
Und unten mit den rothen Blumenbüſchen;
Es ſpielen um die Quellen Farrenkräuter
Und Schmetterlinge ungeſtört zuſammen,
Und ungeſtört kann ich ſchwermüthig ſein.
Mein Oheim will, daß ich verſöhnen ſoll
Donata's Haus, wohlan! es muß geſchehen;
Mit kurzen Worten iſt das Werk gethan,
Ich will es ſchnell mir von den Kleidern ſchütteln.
Ich weiß nicht, was ſo ſehr mein Herz betrübt?
Beſchön'gen ſoll ich, was ein Wortbruch bleibt,
Obwohl ich faſt unſchuldig bin an ihm;
Denn übermächtig wurde mein Verhängniß.
Der Apfel war ſo ſchön, den ich gebrochen,
Inwendig aber iſt er bitt'rer Wermuth;
Und denk' ich d'ran, daß an dem erſten Morgen,
Der glühend folgte der Johannisnacht,
Bianka, wie vom Todesſchlaf erweckt,
Mich ſelbſt und Alles, was geſchehen war,

Nur für ein Traumbild hielt, das ſie geängſtigt,
Und denk' ich d'ran, daß, wie man ſagt, zur Nacht
Sie von dem Lager ſich erheben ſoll
Mit ſtarren Augen und beſinnungslos,
Und ſo geſpenſtig wandeln bis zum Morgen,
Wo ſie in einen andern Schlaf verfällt,
So überläuft mich ein geheimer Schauer.
Mir iſt zuweilen ſo, als hätte ich
Mit einer ſchönen Leiche mich verlobt.
Und wie ein guter Gott auch Alles wende,
Dahin auf ewig iſt mein heit'rer Sinn!
(Man hört Zithermuſik.)

Siebenter Auftritt.

Coſtanza und ihre **Mädchen** erſcheinen roſenbekränzt oben auf der Treppe. Die Mädchen ſpielen auf Zithern; **erſtes, zweites, drittes. Buondelmonte,** ungeſehen von Coſtanza.

Buondelmonte.

Das alſo iſt ſie, welche ich verſchmäht?
Die mir ſo freundlich vor die Augen tritt
Als ſtiller, keuſcher Mond in meine Nacht?
Sie iſt nicht ſchön, ſie überraſcht mich nicht,
Und dennoch hold, wie eine blaue Blume
Einſam im Wald. — Ich ſeh' ſie wieder an
Und tief und eigen will mir in der Seele
Die langempfund'ne Sehnſucht ſich geſtalten
Zu ihrem Bilde, ſo als hätte ich
Sie ſchon von meiner Kindheit an gekannt.
Wenn ich ein Maler wär', ſo malte ich
Sie mir als ſinnende Erinnerung!

Sie iſt nicht ſchön und ſie beſticht mich nicht.
Doch weiß ich nicht, was mich ſo innig rührt;
So einfach, anſpruchslos erſcheint ſie mir,
Faſt kindiſch unbeholfen ſteht ſie dort,
Ein wenig nonnenhaft, das Haupt geſenkt,
Als läg' darauf zu ſchwer die Gnade Gottes;
Und doch iſt mir, als zög' es mich dahin
Zu ihren Füßen, und als müßte ich
Vor ihr lautweinend auf die Kniee fallen
Und Alles ſagen, was mein Herz bedrängt!
Wohin verirr' ich mich? War ſie nicht mein
Und konnt' ſie nicht mein guter Engel werden?
Das iſt vorbei, was denke ich daran?
Ich hab' die Schönſte in Florenz errungen,
Von höchſtem Adel und von reichen Gütern,
Und wenn ſich zwiſchen ſie und meine Liebe
Noch immer drängt ein ſchauerlich' Gefühl,
So muß Geduld und Zeit es überwinden.

Geſang der Mädchen:

Herab mit hellen Funken
Aus blauer Himmelsfern'
Iſt in das Thal geſunken
Ein heller Gnadenſtern;
Nun klingen alle Räume,
Es ſingen alle Bäume
Von Liebe, ach von Liebe!

Coſtanza.

Ich möcht' wohl wiſſen, was die Liebe iſt?

Erſtes Mädchen.

Ich will einmal die Blumen darnach fragen.

Coſtanza.

Sie nicken ſtumm mit ihren klugen Köpfchen.

Zweites Mädchen.

So frag' die Nachtigall.

Coſtanza.

Ihr Lied iſt Leid,
Sie iſt ſo ſchmerzensreich; iſt Schmerz die Liebe?
Wir müſſen eine Turteltaube fragen,
Die Taube iſt ſo fromm, was wird ſie ſagen?

(Muſik.)

Buondelmonte.

Und wieder ſeh' ich hin, und wider Willen
Seufzt es in mir: Und ſie war dennoch mein,
Einſt mein, und nun? — Hinweg, hinweg, Gedanke,
Denn ſterben mußt du, ehe du geboren!

Erſtes Mädchen.

Ich ſinne nach, und nicht in Worte faſſen
Kann ich die Antwort; doch es dämmert ſchon.

Coſtanza.

So ſetzet draußen in dem Blumengarten
Zuſammen Euch berathend in die Laube;
Wer dieſes Räthſel löst, ſei Königin,
Wir krönen ſie mit einem Lorbeerkranz!

(Die Mädchen ab. Coſtanza kommt gedankenvoll die Treppe herab.)

Buondelmonte.

Du heil'ge Pflicht, an dich will ich mich klammern,
Und ſteh' mir bei, daß ich mich ſelbſt beſiege,
Wenn ich ihr jetzt den herben Abſchied ſage,
Und überſchwellen will das bange Herz.

Achter Auftritt.

Buondelmonte tritt hervor; **Coſtanza** erſchrickt.

Buondelmonte.

Bebt nicht zurück vor mir, obſchon ich ſelbſt
Vor mir erſchrecken ſollte! Nein, bei Gott!
Ich bin nicht werth, daß einen Augenblick
An Euch vorüberſtreift mein dunkler Schatten!

Coſtanza.

Wer ſeid Ihr, edler Herr? Ich weiß es nicht,
Ob ich Euch kenne oder dennoch nicht?
Und meine Mutter wird ſich wohl erinnern.

Buondelmonte.

Sie ſendet mich zu Euch.

Coſtanza.

Seid mir willkommen.

Buondelmonte.

Willkommen, bin ich das?

Coſtanza.

Von Herzen! Ja!

Buondelmonte.

Doch lebt kein Menſch, wo wäre der Barbar,
Der Euch ſo ſehr gekränkt, wie ich gethan?

Coſtanza.

Wie wär' es möglich? Euer Angeſicht
Iſt gar ſo gut und freundlich, und Ihr ſcherzet
Und dadurch kränkt Ihr mich. O, ſeht mich nicht
So traurig an, ich weiß, Ihr ſtellt Euch ſo,
Und doch könnt Ihr mich endlich dahin bringen,
Daß mir die Thränen aus den Augen brechen.

Buondelmonte.

Habt Ihr den ſchlimmen Namen Buondelmonte
Noch nie gehört? Er iſt zu haſſenswerth!
Ihr lächelt ſtill für Euch?

Coſtanza.

Wißt Ihr es auch?
Der Eremit beim Kloſter hatte einſt
Ein Vöglein mir geſchenkt, das ſprechen konnte
Zwei Worte nur: „Coſtanza, Buondelmonte!“
Und überall war es um mich herum
Und rief mir zu: „Coſtanza, Buondelmonte!“
Da ward ich beider Namen ſo gewohnt,
Daß ich mit meinem auch den and’ren ſchrieb.
Doch als im vor’gen Herbſte über’s Kloſter
Hinüberging die Pilgerſchaft der Vögel,
Flog es empor zu ſeinen Kameraden
Und weithin hörten wir noch ſeinen Ruf;
Weg war der Schelm, der loſe Buondelmonte!

Buondelmonte.

Der Undankbare! (Für ſich.)
Ruhig, armes Herz!

Coſtanza.

Nun kam in vor’ger Nacht in unſer Kloſter
Ein Bote, der mich herbeſchied zur Mutter;
Denn Buondelmonte ſei zurückgekommen,
Ich freute mich unendlich, und zu langſam
Ging mir das Saumthier, das herab mich trug;
Ich komm’ am Morgen an, doch Buondelmonte,
Mein kleiner Flüchtling, fehlt und Niemand will
Jetzt von ihm wiſſen, und erſchrocken weichen
Mir Alle aus, die ich um ihn gefragt.

Buondelmonte (auf den Knieen).
Ich bin der pflichtvergeß'ne Buondelmonte,
Zu deinen Füßen fleht er um Vergebung.

Coſtanza.
Was iſt Euch? Ihr erbleicht ſo ſehr! O weh!
Und Ihr ſeid krank! Steht auf! Steht auf! Wie helf' ich?

Buondelmonte.
So wiß' es, du unſchuld'ge, reine Seele,
Daß du mich haſſen lernſt: ich ward dir untreu,
Eh' ich dich noch geſeh'n, und über mich
Stürzt das Verhängniß eines ſchrecklichen
Und plötzlichen Gefühls von Angſt und Qual;
Du heil'ge Jungfrau, alle meine Sünden
Vergang'ner Tage wachen auf in mir!

Coſtanza.
Das Herz thut mir ſo weh, und deine Worte
Thun mir ſo weh, ich fühle nur, daß ich
Unglücklich bin, da du nicht glücklich biſt;
Wie kann ich dir denn helfen, Buondelmonte?

Buondelmonte.
Und über mich kommt es wie arger Wahnſinn,
Daß ich dich fliehen mußte, als ich noch
In Liebe treu dir angehören ſollte,
Und jetzt? weh mir, nachdem ich dich verſchmäht,
Und daß ich einer Andern angehöre
Und bin nicht ihrer und nicht deiner werth.
Was habe ich gethan, das mich vernichtet
Des Schickſals Eigenwille? Mein Verbrechen
Iſt nur das Eine: daß ich ſuchen wollte
Das jungfräuliche Herz, das die Natur
Geſchaffen hat für mich, und finden muß

Im Augenblicke, wo ich es verloren,
Um zu erfahren, daß es mein gehörte,
Eh' ich darnach gerungen, und es nun,
Weil ich geſucht, es erſt verloren habe.
O welches Räthſel! das mich todten muß.

Coſtanza.

Warum bin ich dein Unglück? Wenn du wüßteſt,
Wie ich ſo froh bin, daß ich dich geſeh'n,
Dann würdeſt du mich nicht verlieren wollen;
Warum muß ich dich denn ſo ſchnell verlieren?

Buondelmonte.

Doch nein! Hinweg, ihr bitt'ren Grübeleien!
Ich will mich faſſen und mein Loos ertragen,
Ich darf nicht ſtören Euren Seelenfrieden,
Nachdem mein Herz ihn ſelber hat verloren;
Ich weich' von Euch und nehme Euer Bild
Mit mir zur ſchmerzlichen Erinnerung.
Ich wende mich — und doch kann ich nicht ſcheiden.
So blickt ein Sterbender noch zu der Sonne,
Obſchon das Blut gefriert im ſtillen Herzen.

Coſtanza.

Verlaſſen? Schon verlaſſen, Buondelmonte?
Und darf ich dich denn nicht mehr wiederſeh'n?

Buondelmonte.

Nur einen Blick noch in den hellen Tag,
Dann will ich untertauchen in die Nacht.
Noch einmal will ich dieſe kleine Hand,
Die einſt mir doch gehörte, eng umſchließen
Und dann — entſagen! denn ich bin der Sclave
Des eig'nen Irrthums und der ſtrengen Pflicht.
Leb' wohl! ein ſchreckliches Verhängniß hatte
Uns ſchon getrennt, eh' wir uns noch gefunden.

Coſtanza.

Ein Blitzſtrahl fährt herab auf meine Stirne;
Der Schleier meiner Seele iſt zerriſſen,
Ich ſehe dich; es macht der Schmerz mich mündig.
Zerſchmettert ſink' ich hin zu deinen Füßen
Und ſterbe doch entzückt in deinem Anblick,
Und danke dir, daß du mir meine Nacht
Erhellt mit einem Blick, war er auch kurz,
Doch habe ich geſehen und gefühlt,
Und danke dir, daß du mich aus dem Staube
Noch freundlich haſt an deine Bruſt gehoben,
Selbſt da du mich jetzt niederſinken läßt;
Denn ich bin deiner doch nicht werth, ich fühle
Tief, brennend tief den eig'nen, dumpfen Unwerth
Vor dir, der du ſo groß und herrlich biſt,
Und wie ein Nebel ſink' ich vor dir nieder.

Buondelmonte.

Iſt es denn möglich, daß die Seligkeit
Mit der Verdammniß Eins wird? Sprich, Coſtanza!
Haſt du kein Wort für mich, kein einz'ges Wort?
Kein kleines Wort für dieſes lange Leben,
Ein Gnadenbrod zur Reiſe durch die Wüſte?
Ich gehe hin, und niemals darf ich kehren!
Kein Wort? Kein freundlich' Abſchiedswort, Coſtanza?
Nur dieſe Seufzer? Welch ein herbes Schweigen!

(Geſang der Mädchen aus dem Garten:)

In Sehnen und Wähnen
Zu rollenden Thränen
Mit allen Sinnen
Zerrinnen
Das iſt, das iſt die Liebe.

(**Moſca** iſt eingetreten und bleibt ſtehen, als er **Buondelmonte** und **Coſtanza** ſieht.)

Buondelmonte.

Coſtanza! Lebe wohl! (Er küßt ſie.)

Coſtanza (davoneilend).

O Gott im Himmel! (Ab.)

Buondelmonte.

Er ſei dir gnädig, aber mir barmherzig;
Denn wie ich dich gefunden und verloren,
So tritt mir vor den Geiſt die ſtrenge Wahrheit,
Daß Alles, was ich einſt für Liebe hielt,
Erhitztes Blut und Phantaſie geweſen!
Doch iſt mein Irrthum heil'ge Pflicht geworden,
Sie muß mein Anker ſein in dieſen Nothen!
Und ich greif' muthig in das eig'ne Herz,
Und ſo zerknick' ich ſeines Lebens Blumen!
So nimm mich hin, Bianka, ich bin dein;
Doch aber glücklich, glücklich mußt du werden,
Hat Pflicht und Treue einen Lohn auf Erden!

Neunter Auftritt.

Buondelmonte ſtößt im Abgehen auf **Moſca.**

Buondelmonte.

Ha, du?

Moſca.

Erkennſt du mich, Abtrünniger?

Buondelmonte.

Aufhorcher und Spion!

Moſca.

Du Weiberdieb!

Buondelmonte.

Willſt du das ſchriftlich haben, was du hier
Erlauſcht zu haben meinſt?

Moſca.

Schreib' ſelbſt dich auf,
Daß ich den Fetzen doch zerreißen kann!
Du unſer Vetter? Haben wir die Ehre
So abgeſchliſſen, daß du auf den Trödel
Sie tragen kannſt? Iſt ſie ein Affenrock,
Daß auf dem Seil du damit tanzen willſt?
Nimm deinen Hals in Acht!

Buondelmonte.

Du deine Lunge;
Leicht möcht' dein Blaſebalg ein Loch bekommen!
Hinweg aus meinem Weg! beſinne dich,
Daß du mir anders zu begegnen lernſt!

Moſca.

Gieb Rechenſchaft!

Buondelmonte.

Nicht dir und deinem Groll!
Dir Rechenſchaft? Frag' morgen bei mir nach;
Zu Ende geht die Nachſicht, die Geduld,
Und da fängt meine Degenſpitze an! (Schnell ab.)

Moſca (laut rufend).

Stiatta, Oheim! He! Holla! Wir ſind
Verrathen und verkauft! Stiatta, heh! (**Moſca** ab.)

Zehnter Auftritt.

Saal im Palaſte Uberti's.

Bianka. Trivello.

Bianka.

Mir iſt ſo ſchwer beklommen meine Seele,
Als wälze ſich ein Felſen auf mich her.

Trivello.

Elektriſch zarte Blume, die den Sturm
Des nahenden Gewitters fühlt in ſich
Und es verkündet mit äther'ſcher Flamme,
Ich möchte meine eig'ne, harte Seele,
Wie eine Mauer, um Euch zieh'n, doch kann ich
Nur trauern!

Bianka.

Du ſeltſamer, eig'ner Menſch,
Der weinend an dem Altar mit dem Meſſer
Das Opfer bringt, das unvermeidliche,
Dem ſtrengen Dämon einer großen Zukunft,
Ich kenne Alles, auch was dich bewegt
Und in den Seelen aller Menſchen brütet.
Furchtbar ſind mir die heißen Blicke deutlich,
Mit denen ſie ſich wild verſtohlen meſſen.
Mir iſt, als hörte ich in Mitternächten
Ein heimliches, entſetzlich' Meſſerſchleifen,
Und oft iſt mir, als ſähe ich zur Nacht
Hinſchreiten eine rieſenhafte Jungfrau
Und mit dem Schwert an jede Thüre pochen.
Zwei Löwen gehen wüthend an einander,
Und Rauch und Feuer wirbeln durch einander,

Zwei Zauberworte murmeln in einander
Wildfremd und unverſtändlich, ſinnverwirrend!
Es iſt ein ängſtlich' Flüſtern in den Bäumen,
Es iſt ein ängſtlich' Seufzen durch die Gaſſen,
Es geht ein Stöhnen durch die Luft dahin,
Das iſt das Wort, das noch nicht ausgeſprochen,
Doch wird es ausgeſprochen, bebt die Erde,
Das Meer wird rauſchen und der Himmel donnern,
Und wildverworren taumeln auf die Menſchen,
Dem Tod entgegenjauchzend, Schwerter zuckend.

Crivello.

So ſinkt ſie wieder unter in die Fluth
Der Geiſterwelt, wo ſie die Zukunft ſchaut.

Bianka.

Doch aus des Kampfes wüſter Raſerei
Steigt hoch empor die purpurrothe Blume
Der Freiheit. Ach, Florenz, ſo ſchön biſt du!
Hoch iſt dein Kranz und Sterne brennen d'rin,
Und mit Entzücken ſtammeln alle Zeiten
Sich deinen Namen zu, du Selige!

Crivello.

Nun kehrt zurück in's Auge ihr das Leben;
Es weicht von ihr der räthſelhafte Geiſt.

Bianka.

Nicht muthlos, Freund! Geh' deinen ſtrengen Weg;
Denn alle Herzen, die gebrochen werden,
Als Roſen blüh'n ſie jenſeits wieder auf.

Crivello.

Du biſt der Arzt, ich bin der Tödtlichkranke!

Bianka.

Ich ahne eine ſchwere, harte Stunde,
Doch überwinden will ich ſie mit Kraft
Und Euch ein Beiſpiel geben, wie man duldet.

Trivello.

O welche Brautgedanken, hohes Fräulein!

Bianka.

Auch Buondelmonte wird nicht glücklich ſein.
Bleibt ruhig; denn des Hauſes Freunde kommen,
Mir fröhliche Geſchenke darzubringen;
Harrt dieſe Stunde bei mir aus, Trivello!

Elfter Auftritt.

Ferinata und andere Anhänger des Hauſes Uberti, Herren und Damen treten auf, Brautgeſchenke überbringend. Aus dem Hintergrunde Dienerinnen Bianka's, welche die Brautgeſchenke in Empfang nehmen. **Vorige.**

Geſang Mehrerer.

Bräutlein, warum weineſt du
Dir die Aeuglein roth?

Chor.

Eio! popeio!

Geſang Mehrerer.

Wenn Andere beim Tanze ſind
Schilt der Mann und ſchreit das Kind.

Chor.

O weh! O weh!

Ferinata
(eine gold'ne Wiege überbringend).

Der ſchönſte Hausrath für die junge Braut
Iſt eine Wiege; denn aus ihr erblüht

Die Zukunft und der Segen eines Hauſes;
Und drückt Euch einſt das ſanfte Joch der Ehe,
So ſeht Euch an die gold'ne Schildnerei,
Und wie Herr Adam hackt, Frau Eva ſpinnt,
Zwei Kinder nebenbei noch auf dem Schoos!

Chor.

Eio! popeio!

Bianka.

Ihr ſchlimmen Freunde wollt mich ſchamroth machen,
Doch Euer Scherz mahnt an ſo ernſte Pflichten,
Daß ich erſchrecken und erbleichen muß.
Doch herzlich dank' ich Euch — und bleibt dem Mann,
Der mich erwählet, immer treu und hold.

Zwölfter Auftritt.

Stiatta und **Moska** kommen. **Vorige.**

Ferinata.

Was iſt mit Euch geſcheh'n? Stiatta? Freund?
Ihr beißt Euch in die Lippe, daß ſie blutet;
Aus Euren Augen funkeln Meſſerſpitzen,
Was iſt Euch angethan? Was giebts, Stiatta?

Stiatta.

Nichts! Nichts!

Mosca.

Ein Nichts und ein lebendiges,
Ein Nichts, das ausſieht faſt, wie Buondelmonte
Und ein gebroch'nes Wort, und wie ein Ding,
Das ausſieht, wie Nichtswürdigkeit und Meineid.

Stiatta.

Hinab mit dir, verrath'nes, armes Kind,
Hinab mit dir in das lebend'ge Grab!

Sink' unter in die ſtille Nacht des Kloſters,
Du biſt entehrt und aus der Welt geſtoßen.
Führt ſie hinweg! Sink' unter, bleiche Sonne!

Bianka.

Die Leiter bricht, die letzte Sproſſe, wehe!
(Sie ſinkt zuſammen; Crivella fängt ſie auf.)

Crivella.

Ihr raſt und bringt ſie um!

Stiatta.

Tragt ſie hinweg!
(Bianka wird hinweggetragen. Crivella, die Damen und Dienerinnen folgen.)
Mich aber ſtreichet aus dem Buch der Edlen;
Denn ſolche Schmach iſt über mich gehäuft,
Daß Jeden, deſſen Ehre noch geſund iſt,
Vor mir ich warnen muß, als wär' ich peſtkrank.

Moſca.

Bad' dich in ſeinem Blut, willſt du geneſen!

Stiatta.

Erzähl' du Alles, wie es hergegangen,
Stürz' um die Hölle, daß der Abgrund oben
Und an dem Tageslicht der Meineid liegt!

Moſca.

Fragt ihn nur ſelbſt! Hier kommt er mit Muſik!
(Muſik, welche ſchweigt, ſobald Buondelmonte eintritt.)

Dreizehnter Auftritt.

Buondelmonte mit Muſikanten. **Vorige.**

Buondelmonte.

Heil allen Freunden! Ueber uns ſteig' auf
Die ſchönſte Stunde, wie ein gold'ner Mond.

Der ſegnend auf die Blüthenbäume gießt
Als Gärtner weichen Thau und Silbertropfen!
Heil meiner Braut und meinem zweiten Vater!
Ich fliege her zu Euch wie neugeboren;
Denn ausgeſöhnt hab' ich Beleidigte,
Mein eig'nes Herz in treue Pflicht genommen
Und vieles Unerwartete bewältigt. —
Ha! Wie? Was iſt das? Alles tödtlich ſtumm?
Ihr weicht zurück, mein Vater? Eure Blicke
Bohren ſich in den Boden dieſes Saales?
Wo iſt Bianka, meine theure Braut?

Stiatta.

Für dich verloren, du Meineidiger!

Buondelmonte.

In welches Netz des Wahnſinns ſtürze ich?

Moſca.

Schneid' ab, ſchneid' ab den Faden deiner Worte
Und ſchweif' wo anders an! Gieb Antwort nur:
Warſt du nicht bei Donata's hübſcher Tochter?
Lagſt du nicht dort vor ihr auf deinen Knieen? —
Er hat den Staub nicht einmal abgewiſcht;
Denn ſchmutzig, ſcheint es, war der Boden dort! —
Und haſt du nicht geflennt in ihren Armen
Und dich verwünſcht, daß du dich hier gebunden,
Und daß du nun unglücklich wirſt durch uns? —
Wir hatten mühſam ihn bethört, beſchwatzt! —
Haſt du ſie nicht geküßt? Seht ihn nur an, —
Noch brennt, wie eine Kohle, ſeine Lippe! —
Verführer, Lügner, du Wortbrüchiger!

Buondelmonte.

Roh und gemein zerr'ſt du an's Tageslicht,
Was abgemacht mein Herz mit dem Gewiſſen:
Barbar, du rüttelſt das Gefühl in mir,
Das ich erdrückt, zum Leben wieder auf,
Verzeih' dir Gott barmherzig dieſen Frevel!

Stiatta.

Ich ſag' Euch ab auf Leben und auf Tod
Und auseinander reiß' ich unſer Band,
Geſchieden ſind wir für die Ewigkeit,
Blutfeinde für das Leben! Alſo Amen!

Buondelmonte.

O, welch ein Irrthum! Ich beſchwöre Euch
Bei allen guten Mächten, welche je
Ein Herz bewahrt vor Sünde und vor Schuld,
Verdammt mich nach dem böſen Anſchein nicht,
Vertrauet meinem Willen, meinem Wort,
Das mich an Eure Tochter hat geknüpft;
Vertraut dem heil'gen Augenblick, der mich
Mit ihr vereinigt hat; ich läugne nicht,
Daß mich der Anblick von Donata's Tochter,
Der ich verlobt war, eh' ich ſie geſehen,
Und die um Eure Tochter ich verlaſſen,
Mir alle Stimmen des Gewiſſens weckte;
Verdammt mich nicht um dieſer Regung willen,
Um ein Gefühl, das heilig iſt in ſich.
Euch war nicht unbekannt, daß ich ein Bündniß
Im Augenblick gelöſt, als mit Bianka
Ein neues ich geknüpft, was zürnt Ihr jetzt,
Daß ich vor jener fühlte meine Schuld,
Und daß bei ihr Vergebung ich erfleht?

Stoßt nicht zurück die dargebot'ne Hand,
Und auch um Eurer Tochter willen nicht!
Ich kann nicht auf mich nehmen ihre Thränen
Und auch ihr Leben nicht, daß Ihr vernichtet
Im böſen Wahne eines falſchen Stolzes!
Und nehmet die Beleidigung zurück,
Die Ihr mir angethan und die kein Mann
Ertragen darf; — um Eures eig'nen Friedens; —
Bedenkt, daß Ihr zum Tode mich beleidigt!
Noch mehr Euch ſelbſt! Hört nicht auf böſe Freunde
Und greift in Euer eig'nes Herz und gebt
Mir einen ruhig freundlichen Beſcheid!

Stiatta.

Entweiht nicht länger dieſes Hauſes Schwelle!
Hinweg mit Euch! Wir kennen uns nicht mehr!

Buondelmonte.

Wohlan, es ſei! Zuletzt ein Wort noch! Hört!
Wo jede ſanfte Regung eines Herzens
Nur nach der Willkühr einer ſtolzen Satzung
Und nach dem Hochmuth einer Standesgrille
Verurtheilt wird, verdammet und gerichtet,
Da rächt ſich die beleidigte Natur,
Wie Simſon in dem Saale ſeiner Feinde; —
Zuſammenſtürzt das Haus mit ihren Mauern
Und übrig bleiben Leichen und Ruinen.
Doch ich bet' an das furchtbar gnäd'ge Schickſal,
Das mich vor einem Wortbruch hat bewahrt,
Den ich begehen mußte, hättet Ihr
Mich nicht zur erſten Pflicht zurückgeworfen!
Ich danke Euch; auf Eurer Schwelle aber
Laß' ich zurück die ſchlangenhaar'ge Reue,

Auf Euer Haupt werf' ich, was auch geſchieht,
Das Elend Eurer eig'nen Raſerei!
Muſik! Muſik voran! ich bin im Zug!
Denn ganz Florenz ſoll wiſſen, daß ich lebe!
(**Buondelmonte** ab mit Muſik.)

Vierzehnter Auftritt.

Vorige außer **Buondelmonte.** Zuletzt **Trivello.**

Stiatta.

Wo ich bin, muß ſein Wappenſchild hinweg!
Wir haben miteinander nicht mehr Platz;
So lang er hier, iſt mir zu eng Florenz!

Farinata.

In dieſer Sache muß ein Schiedsgericht
Vom höchſten Adel in Florenz entſcheiden.

Stiatta.

Gebt einen beſſern Rath; er taugt mir nicht!

Moſca.

Feig iſt der gute Rath. Die That hat Rath,
Die friſche That, die That hat Kopf und Fuß!
Fangt an mit ſeinem Tod!

Alle.

Mit ſeinem Tod!

Moſca.

Und müßte ganz Florenz daran verderben!

Stiatta.

Und ich dazu! ich brauch' ſein Blut!

Alle.

Sein Blut!

(Crivello kommt.)

Crivello.

Uberti, laßt bewachen Eure Tochter —
Zerrüttet —

Stiatta.

Gott! Mein Gott!

Crivello.

Iſt ihr Verſtand!

Vierter Act.

Trivello's Zimmer.

Rings herum ſieht man Arzeneigefäße, Bücher, ausgeſtopfte Thiere, Alles in phantaſtiſcher Verwirrung durcheinander.

Erſter Auftritt.

Trivello (allein).

Ich ſteh' vor dir, du fürchterliche Gottheit
Der Weltgeſchichte, und vor inn'rem Schrecken
Zittern mir die Gebeine; eine Angſt,
Die namenlos, ſträubt mir das Haar empor,
Und wie ein Flämmchen, das verwehen will
In ſcharfer Zugluft, zucket mein Verſtand.
Mit kaltem Blut die unerhörten Leiden
Der ganzen Menſchheit ganz mit zu empfinden,
Und anzuſeh'n das Drängen zum Erwerb,
Nach Vortheil, Stand und Ehre, Macht und Reichthum,
Die Niederlage jedes edlen Herzens
In einer Niedertracht verfaulten Lebens
Und den Triumph der Sünde und des Laſters, —
Dies Alles wild vermengt zu ſeh'n im Keſſel
Und anzuhören, wie mit Todesjauchzen,
Mit Wehgeſchrei und Seufzern durcheinander

Das Alles kocht und brodelt, und dabei
Doch endlich ſagen müſſen: das geſchicht,
Weil es geſchehen muß, und es iſt gut!
O, der Gedanke iſt ein Henkerbeil,
Das in die Luft aufſpringen läßt das Blut.
Doch iſt er wahr! Entſetzlich, aber groß!
Nur mich ſoll er nicht tödten, auch mein Herz
Nicht blutleer machen, aber doppelt jung.
Hoch aus den Flammen ſpringt der Halbgott auf,
Schüttelnd die Glieder und das Schwert zugleich,
Und er zerſchmettert eine alte Welt,
Damit er Raum gewinnt für eine neue!

Zweiter Auftritt.

Buondelmonte, feſtlich geſchmückt, **Trivello** ihm entgegen.

Buondelmonte.

Zu dir, Trivello, ſtürze ich mich her,
Denn Höllenqual empfind' ich ohne Maß;
Ich kenne keinen Menſchen auf der Erde,
Als dich, der jetzt mich retten kann vor mir;
Die Heiligen im Himmel hören nicht,
Zu weltlich iſt vielleicht mein Herz, ich kann
Nicht ſolche Worte finden zum Gebet,
Die ihre Fürſprach' mir bei Gott gewinnen,
Der Prieſter kann mir Ablaß zwar ertheilen,
Doch Frieden, Ruhe kann er mir nicht geben;
Nur du vermagſt es, denn dir ward zu Theil
Ein wunderbarer, leuchtender Verſtand,
Du biſt ein Arzt, ein Seelenarzt biſt du,
Du kennſt die herbſten Uebel und dagegen

Ein jedes Kraut und fühleſt kein Erbarmen
Mit einem Schmerze, der zur Heilung Noth thut;
Du warſt mein Freund, ſei mir nun mehr, ein Heiland!

Trivello.

Laß' mich erfahren, wo das Uebel liegt.

Buondelmonte.

Du weißt ſchon Alles: wie mir früherhin
Coſtanza war verlobt, eh' ich ſie kannte,
Und, wie ich von Bianka's Reiz bezaubert
Und überraſcht von ihres Hauſes Anhang,
Sie ſchnell gewählt zur Braut, wie dann ihr Vater
Im Ungeſtüm verletzt geglaubter Ehre
Das Band zerriſſen, daß ich wieder frei
Zurück mich wenden konnte zu Coſtanza,
Die heut' ich zum Altare führen will;
Doch nun, — o Jammer! — hör' ich das Gerücht, —
Zerriſſen iſt mein Herz und alle Nerven
Zucken in wildem Schmerze auf der Folter —
Hör' ich, — mein Gott! — wahnſinnig ſei Bianka,
Erloſchen ganz das klare Licht der Seele.

Trivello.

Wahnſinnig? Ja! da Ihr wahnſinnig nennt,
Was über den gewöhnlichen Verſtand
Hinaus ſich rankt in's Reich der Geiſterwelt, —
Wahnſinnig iſt ſie, weil in ihr die Zukunft
Sich offenbart, auflöſend ihre Feſſel,
Mit der ſie iſt gebunden an die Erde;
Schon rauſchen um die Schultern ihr die Flügel
Und bald enteilen wird ſie unſ'rem Blick. —
Wahnſinnig iſt ſie, weil ſie hochbegnadigt
Vor unſ'ren blöden Augen ſich verklärt.

Buondelmonte.

Schneid' tiefer in mein Herz, bis es verblutet.

Trivello.

Wirf deinen Schmerz hinein in's Meer der Zeit,
Das neue Brandung ſchlägt in dieſen Tagen!
Der Kaiſer ſtellt die Frage an die Welt:
Ob ſeine Krone Herrſchaft auch bedeute,
Und ob Italien ſeine Sklavin ſei?
Viel' mächtige Geſchlechter findet er
Bereit zur Unterjochung ihrer Heimath,
Hier die Uberti mit dem Drachenſchweife
Und andere geborene Verräther;
Und eine Botſchaft geht von Stadt zu Stadt,
Daß, wie ein Strom, vom Wolkenbruch geſchwellt,
Herunterbraust mit unerhörter Kriegsmacht
Der junge Kriegsgott, Friedrich Barbaroſſa.
Doch aus dem Haupte Gottes ſpringt hervor
Die Göttin Freiheit, jung und todeswild,
Die ganze Menſchheit rüttelt ſich empor,
Sie ſchlägt mit ihrem Speere auf das Schild;
Italien iſt erwachet mit Entzücken
Und ſeine Städte werden Republiken!

Buondelmonte.

Florenz wird ſich im Sturme ruhig halten,
So lang' mein kluger Oheim ſteht am Steuer
Im Namen kaiſerlicher Majeſtät.

Trivello.

Florenz iſt ruhig, glücklich, wie ein Menſch,
Der träg ſich dehnt vom Mahle zum Pokale;
Doch Gluth der Wangen iſt Geſundheit nicht,

Oft nur die Blüthe heimlich tück'ſcher Krankheit,
Ausbrechen muß ſie bis zum Tod gefährlich.

Buondelmonte.

Mir bangt das Herz bei deinen böſen Worten.

Trivello.

Und ſtubenſiech iſt unſ're Stadt geworden,
Ihr Blut vergiftet und das Herz verdorben,
So liegt ſie brütend auf den heißen Steinen,
Blödſinnig, aber in verruchten Träumen;
Doch dieſen Zuſtand hatt' ich kaum erkannt,
Da kehrteſt du zurück, der einzige
Geſunde Menſch in dieſer kranken Luft;
Ich habe dich gewarnt, doch hatte ſchon
Dich das Geſchick erleſen, alle Kräfte
Zum Kampf auf Tod und Leben aufzurütteln!

Buondelmonte.

Ich Unglückſeliger!

Trivello.

Geworfen auf dein Haupt
Iſt jetzt der ſchwere Würfel der Entſcheidung!
Und wenn du flogſt leichtmüthig durch die Straßen,
So wurde zur Geſchichte jeder Tapfen.
Wie Paris einſt, der ſchöne, zarte Jüngling,
Europa gegen Aſien geſtürzt
Mit ſeinem Lächeln, das ein Weib verführte,
So haſt du Glücklicher, dir unbewußt
Die Krone der Unſterblichkeit gedrückt,
Wie einen leichten Kranz, in's weiche Haar.
Wirſt du nun bangen, wenn du hier
In zwei verſchied'ne Lager ſieh'ſt getheilt

Den Adel dieſer Stadt? Denn hier kann ſich
Erfüllen herrlich eine große Zeit.

Buondelmonte.

Welch' fürchterlicher Traum, wenn jetzt ich träume,
Und welch' Entſetzen, wenn ich wachen ſollte!
Ich muß verzweifeln, wenn du Wahrheit ſprichſt.
Wie? Gräßlicher Gedanke! Bürgerkrieg?
Und ſeine Gräuel ſoll ich auf mich nehmen
Und die Zerrüttung jedes heiligen
Und glücklichen Aſyls? und Rechenſchaft
Für jeden Tropfen Blut und jede Thräne,
Für jedes Herz, das wild zertreten wird,
Dort oben geben? Wehe über mich!

Trivello.

Verhüll' nicht dein Geſicht und lern' dich faſſen.

Buondelmonte.

Einſt war ich glücklich.

Trivello.

Sei nun groß dazu.
Der Jüngling wird zum Mann geſtählt im Schmerz,
Mit off'ner Bruſt wirf dich dem Feind entgegen
Und biete ihm die helle, freie Stirne.

Buondelmonte.

Ich bin dein Schüler.

Trivello.

Mach' mir keine Schande!

Buondelmonte.

Nein! Nein!

Trivello.

So ſei ein Mann!

Buondelmonte.

Hier meine Hand!

Trivello.

So geh' denn hin und führe heim die Braut,
Coſtanza, dieſe lieblich fromme Jungfrau!
Vergiß nicht, daß du ſie vertheid'gen mußt
Mit Schwertesſchärfe gegen deine Feinde,
Die auch die Feinde unſ'rer Zukunft ſind;
Sie ſchlafen nicht; d'rum gürte deine Hüfte,
Sei klug und kühn, und ſchaffe dir Genoſſen!

Buondelmonte.

Du biſt der Erſte und ich werbe dich!

Trivello.

Fünfhundert Bürger bringe ich dir mit,
Die auf das Schlagwort zu den Waffen greifen.
Bei guter Laune iſt die Weltgeſchichte,
Denn um das Höchſte iſt vergönnt zu werben,
Der letzte Bürger darf für Freiheit ſterben!

Buondelmonte.

Ha! wie ein Traum zerrinnt mein vor'ges Leben!
Du haſt zu einem Menſchen mich gemacht!
Coſtanza ſelber wird mir doppelt theuer;
Ein Bürger will ich ſein und ich bin Euer! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Moſca. **Trivello,** zuletzt ſein Diener **Andruccio.**

Moſca.

War's Buondelmonte nicht, der mir begegnet?
Er war es! Buondelmonte? Ihr geſteht es?

Trivello.

Dich bet' ich an, du lichterloher Moloch;
In deinen glühenden, eiſernen Armen
Reinigt das Schickſal die verdorb'ne Welt!
Dich bet' ich an, du brennende Furunkel!

Mosca.

Wir kennen dich; — nimm dich in Acht, Trivello!
Gut kaiſerlich ſoll werden dieſe Stadt,
Wir brauchen keine Pöbelherrſchaft hier,
Kein Regiment von Schneidern und Barbieren!
Auskehren helfen will ich in Florenz,
Daß bis nach Rom der Unrath wirbeln ſoll!
Zu unſ'ren Feinden hältſt du?

Trivello.

Meine Kunſt
Dient Freund und Feind! Und ſchlimm genug,
Wenn Ihr Euch Feinde macht!

Mosca.

Und Euere
Laterne geht zur Nacht von Haus zu Haus
Als Irrlicht hin und her?

Trivello.

Ich hab' genug
Mit Euren Fragen, Eurem Augenblinzeln!
Was wollt Ihr hier? Habt Ihr von wilden Nächten
Den Schwindel in dem Kopf und Gliederzittern?

Mosca.

Ich ſchieße eine Schwalbe aus der Luft.

Trivello.

Ihr leidet doch an zarten Nerven nicht?

Moſca.

Gebraucht Ihr Ankertaue, Glockenſtränge?

Trivello.

Was fehlt Euch ſonſt?

Moſca.

Pah! Zeitvertreib und Nichts!
Beſehen will ich Eure Apotheke,
Die tauſend Raritäten, die Ihr habt,
Die ausgeſtopften Wieſel und die Schlangen,
Die bunten Steine und die trocknen Pflanzen,
Die Mißgeburten, die zum Lachen ſind.
Wir waren ſonſt doch gute Freunde! He?

Trivello.

So ſeht Euch um, ich ſtör' Euch nicht.

Moſca.

Sieh da!
Ein närriſch' Ding und fratzenhaft poſſirlich!
Das iſt ein Aff'! Doch dieſer Schädel hier?

Trivello.

Von einer afrikaniſchen Hyäne!

Moſca.

Wer ſolche Zähne hätt', man könnt' damit
Sich Nüſſe knacken! Dieſe Fläſchchen aber
Mit einem Todtenkopf? —

Trivello.

Enthalten Gifte.

Moſca.

Hier ſeh' ich zwei daran mit einem Kreuz?

Trivello (wie für ſich).

Das iſt der allerſchrecklichſte der Säfte,
Nicht Gift mehr, ſondern ſelbſt der gift'ge Tod,

Die wunderſame Quinteſſenz von Allem,
Was iſt in der lebendigen Natur;
Es iſt der Geiſt des Chaos, der ſich hat
Erlöst vom Leben und nur noch gebunden
In dieſen Tropfen ringt, ſich zu vernichten
Und mit ihm Alles, was in Nerven lebt.
Es iſt ſo heft'ger Wirkung, daß ein Blitzſtrahl
Noch langſam iſt, ſo plötzlich kommt der Tod.

Moſca
(nimmt das Fläſchchen ſchnell und hält ihm den Dolch entgegen).
Das Gift iſt mein! da ſpring' darnach, du Narr!
(Moſca ab.)

Trivello.
Fluch über mich und meine ganze Kunſt,
Ein ſchändlich' Spielwerk in der Hand des Frevels!
Holla, Andruccio!

Andruccio (kommt).
Hier!

Trivello (ſchreibt).
„Hüt' dich, o Buondelmonte,
Dein Todfeind Moſca hat ſich Gift verſchafft!"
Mit dieſem Zettel flieg' zu Buondelmonte
Und ſuch' ihn auf, wo er auch weilen mag,
Ob bei dem Feſtgelag, ob in der Kirche,
Dräng' dich zu ihm, denn tödtlich iſt Verzug.
(Andruccio ab.)
So ganz ohnmächtig fühlte ich mich nie,
Da ich nur vor der Schlange warnen kann —
Hohnlachend ſtarrt mich an ringsum Verderben
Aus den Phiolen und den ſchwarzen Töpfen!

Verfluchte Geiſter, die ich dreiſt beſchworen,
Fahrt in den Abgrund, wo Ihr hingehört!

(Er ſchlägt die Arzneiflaſchen mit einem Stabe entzwei.)

Hinweg, Ihr Fratzen und Ihr Nachtgeſpenſter!
Die Zeit, die alte Schlange häutet ſich
Und badet ſich im neuen Sonnenlicht!

(Er nimmt ein Schwert herunter.)

Du biſt der Arzt und Medicin zugleich,
Magnetiſch heil'ſt du jedes kranke Herz!
Du redlich treues Schwert, du biſt verroſtet,
Wie ich, in dieſer modrig dumpfen Stube:
Das Siechthum ſchütteln wir aus allen Gliedern
Und ſtürzen bald zur Männerſchlacht hinaus!
Wir haben Nichts, die Krankheit nur verloren!
Friſch pulst das Blut und wir ſind neu geboren.

(Trivello ab.)

Vierter Auftritt.

Offener Saal im Palaſte Donata's.

Im Hintergrunde auf der Straße ſieht man den Brautzug ſich ordnen mit Fackeln und Fahnen.

Buondelmonte. Coſtanza.

Buondelmonte.

Du blickſt mich, holde Braut, ſo traurig an,
So in die Seele dringend, leiſe forſchend,
Als könnteſt du an meinem Herzen zweifeln?

Coſtanza.

Dann liebt' ich dich ja nicht! doch muß die Liebe
Nicht ganz aufrichtig ſein in allen Dingen?

Buondelmonte.

Gewiß!

Coſtanza.

Gewiß? Dann darfſt du auch vor mir
Nicht das Geringſte gramvoll mehr verſchweigen.
Iſt Liebe nicht das allerhöchſte Glück?

Buondelmonte.

So iſt's, Holdſelige!

Coſtanza.

Doch du vertraueſt
Mir noch nicht ganz und glücklich biſt du nicht!
Du zwingſt dich, froh und heiter zu erſcheinen,
Und dennoch zuckt dir um den Mund ein Leid;
Darf ich nicht darum wiſſen, Buondelmonte?

Buondelmonte.

Du darfſt, du ſollſt, nur jetzt noch nicht, Coſtanza!

Coſtanza.

Da darf ich wohl dir auch noch nicht mein Herz
Und nicht verrathen Alles, was ich wähne?

Buondelmonte.

So ſprich, was iſt dir? Was bekümmert dich?

Coſtanza.

Du wirſt mir zürnen, frag' ich dich um was?

Buondelmonte.

Nein! Nein!

Coſtanza.

O Gott im Himmel, gieb mir Muth,
Wenn ich ihn kränken muß! Doch, Buondelmonte,
Iſt dein Gewiſſen frei, wie deine Hand?

Ich möchte nur, daß du ganz glücklich wärſt,
Und müßt' ich auch von dir verlaſſen ſein
Und mich verzehren in der Kloſterzelle.

Buondelmonte.

Coſtanza, rein und frei iſt mein Gewiſſen,
Wie meine Hand! Um wahr mir ſelbſt zu bleiben,
Hätt' ich mein Herz zum Opfer dargebracht,
Doch hart zurückgeſtoßen ward es mir
Und jedes Band gelöst, das mich gefeſſelt
An jenes Haus, das ich nicht nennen mag!
Und du haſt mir verziehen, und ſo hat
Ein guter Gott zum Ziele uns geführt.
Doch gönne mir die Trauer, die den Flor
Hier über meinen kurzen Irrthum zieht,
Und dort verhüllt ein ſchmerzensreiches Bild!
So weißt du Alles! Nichts davon kann je
Gefährden unſ're Liebe!

Coſtanza.

Nur dein Frieden
Darf nicht geſtört ſein; lieber ſterbe ich!

Buondelmonte.

Ich frage dich dagegen: liebſt du mich?

Coſtanza.

Von ganzem Herzen!

Buondelmonte.

Meinſt du, daß die Liebe
So ſtark ſei, dem Geliebten nachzufolgen
In Noth und Tod?

Coſtanza.

Wohin du willſt, ich folge!
(Beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Freier Platz bei der Stadtmauer innerhalb der Stadt; auf der einen Seite der Palaſt Buondelmonte's.

Volksmenge drängt ſich hervor, zugleich der **Marſchall** der Donati mit Fackel und Stab, gleich hinterdrein der Brautzug. Die Standarten der Häuſer Buondelmonte und Donati werden vorgetragen, roſenbekränzte Jünglinge und Jungfrauen, Fackelträger, dann **Buondelmonte** und **Coſtanza,** welche verſchleiert iſt, **Celano,** Mädchen, welche Geſchenke tragen, phantaſtiſche Masken, Kukuk und Nachtigall, andere mit Thierköpfen in nachſchleppenden Mänteln, mit Trommeln und Trompeten, Füllhälſen und andern Geräthſchaften, Kindermuſik machend, ſpäter **Andruccio.**

Marſchall.

Gebt Raum, Ihr guten Bürger, denn es führt
Heim Meſſer Buondelmonte ſeine Braut,
Und ihn geleiten alle guten Freunde
Mit Mummenſchanz, wie es gebräuchlich iſt.
Weicht aus, Ihr Knaben, ſtöret nicht den Zug,
Doch ruft nach Herzensluſt: Er lebe hoch!

Volk und **Begleiter.**

Die Häuſer Buondelmonte und Donati,
Der Bräutigam und ſeine junge Braut
Für immer hoch!

Buondelmonte (zu **Coſtanza**).

Faß' dir ein Herz, Geliebte!
Du, meine ſüße Braut, was zitterſt du,
Als wollteſt du an mir zuſammenſinken?
Du weinſt und hinter deinem Schleier ſeh' ich

Herab die Thränen, wie geſchmolz'nes Silber,
In ſchweren Tropfen auseinander fallen!

Coſtanza.

Es wird vorübergehen, Buondelmonte!

Andruccio.

Hier dieſen Brief, Ihr ſollt ihn heut' noch leſen!

Buondelmonte.

Komm' morgen wieder!

Andruccio.

Lang' iſt eine Nacht
Und oft zu ſpät am Morgen kommt die Warnung!
(Andruccio ab. Buondelmonte und Coſtanza ab.)

Viele Stimmen.

Juchhei! juchhei! und lange, gute Nacht!

Celano.

Neugierig iſt der Mond! Hängt einen Hut
Vor ſein Geſicht! Und löſcht die Sterne aus;
Die Grille ſoll nicht zirpen und das Mäuschen
Nicht kniſpern an der Wand!

Alle.

Juchhei! Juchhei!

Celano.

Einziehen ſoll der Schnack die langen Hörner,
Die braucht er nicht!

Alle.

Die braucht er nicht! Juchhei!
(Alle ab mit Lärm und Muſik.)

Sechſter Auftritt.

Moſca, hinterdrein **Martha**.

Martha.

Ich hab' ja ſelber das Geſpenſt geſehen,
Das wie ein Nebel ſchwebet auf der Mauer;
Und viele And're haben es erblickt!

Moſca

(hört ſie nicht, dem Brautzuge nachrufend).

Brenneſſeln in das Brautbett, Kröten, Ratten,
Eidechſen, Schlangen, Diſteln, Ungeziefer,
Die Gicht in Eure Glieder, Eis in's Blut,
Daß Ihr erfrieret mitten in der Brunſt,
Und Todtenhände über Eure Rücken!
Nachkommen ſollt Ihr haben: Wechſelbälge,
Die ſcheußlich, zwerghaft klein, mit großen Mäulern
Und nimmerſatt auffreſſen Eure Güter,
Wenn nicht ein and'res Mittel Euch verdirbt!

Martha.

Ihr treibt es toll.

Moſca.

Und du, verlog'nes Weib,
Mein Geld haſt du umſonſt und Cecca hat
Zum Narren mich; ich dreh' den Hals Euch um.

Martha.

Dort kommt ſie um die Ecke, gute Nacht! (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Moſca. Cecca.

Moſca.

Die kleine Cecca! ei, du luſtig' Ding!

Cecca.

Felice notte!

Moſca.

Komm' heran zu mir!

Cecca.

Nicht lange hab' ich Zeit; denn auf der Hochzeit
Hab' ich noch alle Hände voll zu thun, —
Zuletzt muß ich auch noch in's Brautgemach
Dem edlen Paare einen Nachttrunk bringen.

Moſca.

Bei meiner Liebe — einen hübſchen Scherz,
Du mußt ihn in das Werk mit ſetzen helfen —
Und dieſes Fläſchchen ſchütten in den Trank,
Den du dem lieben Brautpaar überbringſt;
Denn dieſe Tropfen machen ſie ſo luſtig,
Daß ſie vor Lachen nicht zum Küſſen kommen,
Und müſſen darnach tanzen ſtundenlang, —
So übertoll und luſtig machen ſie.
(Er übergiebt ihr das Fläſchchen.)

Cecca.

Iſt das auch wahr?

Moſca.

Du biſt doch ſonſt verſtändig,
Und denk' nur nach, was ich für Scherz getrieben
Mit dir, dem kleinen Narren. He? mein Kind!

Cecca.

Ihr ſeid voll Schalkheit, wie ein Polcinell!

Moſca.

Und dieſes gold'ne Kettchen ſollſt du haben!

Cecca.

Das iſt zu prächtig!

Mosca.

Und du folgſt mir hübſch?

Cecca.

Ich hab' Euch lieb.

Mosca.

Und ein Andenken noch,
Ein kleines, hübſches, ſollſt du ſpäter haben.

Cecca.

Ihr ſeid zu ſchlimm.

Mosca.

Ich will zu gut dir ſein.
Doch wirſt du folgen? Ei, du kennſt mich doch?
Und werd' ich bös —

Cecca.

Und raſend könnt Ihr ſein!
Ihr habt mich neulich in das Ohr gekniffen,
Daß es noch blau iſt —

Mosca.

Bah! das ſchadet nichts;
Das iſt die Würze in der Liebesſuppe,
Die löffelt ſich von ſelber mit hinunter.

Cecca.

Ihr ſeid ein Schelm; ich lach' mich heute todt,
Wenn die Brautleute immer hüpfen müſſen
Und nicht zum Küſſen kommen, weil ſie lachen.
Die Tropfen muß ich in den Becher thun.

Mosca.

Lauſch' an der Thür und denk' an mich! (Er küßt ſie.)
Da hier!

(Man hört aus der Ferne die Muſik des Hochzeitsfeſtes im Palaſte Buondelmonte's.)

Lecca.

Nun muß ich heim, denn die Muſik geht an. (Ab.)

Mosca.

Sie iſt ein braves und verliebtes Weſen
Und dümmer, als die Mutter Eva war;
Und da der Teufel mit der Dummheit ſich
Zuſammenthut, ſo kann kein Gott mehr retten!
Nun geh' ich in die Kirch' und hole mir
Die Abſolution von meinem Pfaffen.

Achter Auftritt.

Der Thürhüter. Mosca.

Thürhüter.

Find' ich Euch, gnäd'ger Herr? O helft mir, helft, —
Entſprungen iſt Bianka, unſer Fräulein;
Wir ſuchen ſie an allen Enden auf
Und können ſie nicht finden! Gnäd'ger Herr!

Mosca (abgehend).

Stör' mich in meiner Abendandacht nicht! (Beide ab.)

Neunter Auftritt.

Es iſt Nacht und Mondenſchein.

Erſter, zweiter und dritter Bürger; ſpäter **Bianka** im ſchwarzen Schleiergewande, einen Cypreſſenzweig in der Hand oben auf der Mauer vorübergehend. In Zwiſchenſätzen hört man die Muſik vom Hochzeitsfeſte. Zuletzt **Ottavio** und der **Thürhüter.**

Erſter Bürger.

Wer rettet ſie?

Zweiter Bürger.

Wer iſt ſie denn?

Dritter Bürger.

Wer kommt ſie?

Erſter Bürger.

Wir werden nur zu bald ſie unten ſeh'n.

Zweiter Bürger.

Dort kommt ſie her, dort auf der Mauerzinne.
Weit flattert hin vor ihr der dunkle Schleier.
Was hält ſie in der Hand und winkt dem Mond?

Erſter Bürger.

Es muß ein Zweig ſein.

Zweiter Bürger.

Schaut, da geht ſie hin!

Bianka
(oben auf der Mauer vom Mittelgrunde nach dem Hintergrunde gehend).

Mir nach, Milano, Piſa und Cremona!
Mir nach, Piſtoja, Padua, Neapel!
Ihr Ghibellinen! Guelfen, Guelfen hie!
Weh dir, Florenz, von Abend und von Morgen!
Von Mitternacht! Von Mitternacht, Florenz!

Erſter Bürger.

Seht, wie ſie oben ſchwebt! Es iſt kein Menſch
Von Fleiſch und Blut, wie wir, nur ein Geſpenſt
In Luft und Mondenſchein, ein ruheloſer,
Verirrter, armer Geiſt! Mit ſeinen Zehen
Berührt es kaum der Zinnen ſteile Kanten, —
Es ſtreckt die Arme aus, es hebt ſich auf,
Der helle Mond hebt es empor, o ſeht!

(Fiametta und der Thürhüter kommen.)

Thürhüter.

Dort oben ſchwebt ſie hin, als wäre ſie
Ein armer Geiſt, der einen Schatz vergraben.

Stiatta.

Es iſt mein Kind! o, meine arme Tochter! (Er ruft)
Bianka! höre mich! Bianka! (Bianka ſchreit auf und ſtürzt.)
Wehe!
Mein Kind! Mein Kind! (Stiatta und Thürhüter ſchnell ab.)

Dritter Bürger.

War es ein Menſch, wie wir,
Von Fleiſch und Bein, und iſt hinausgefallen
Hinunter von der Zinne auf die Steine,
So hat es ſich zu Tod geſtürzt, und iſt
Nun in der That nur Leiche und Geſpenſt.

Erſter Bürger.

Mich friert's.

Zweiter Bürger.

Ich gehe heim.

Dritter Bürger.

Mich graust es.
(Bürger ab.)

Zehnter Auftritt.

Das Brautgemach im Schloſſe Buondelmonte's, koſtbar geſchmückt.

Durch die vom Söller zurückgeſchlagene Gardine ſieht man den nächtlichen Sternenhimmel und Baumwipfel aus dem Garten. Sanfte Muſik von Außen. **Buondelmonte** und **Coſtanza**, dieſe verſchleiert und auf dem Haupte den Brautkranz, kommen herein.

Buondelmonte.

So laß' dich nieder, hier iſt deine Heimath,
Dein Vater- und dein Mutterhaus, und niemals
Darfſt du dich weiter ſehnen!

Coſtanza.
Buondelmonte?

Buondelmonte.
Mein Namen klingt ſo ſüß von deinen Lippen,
Daß ich darauf ihn küſſen möcht' zu Tod!
Doch dieſer Schleier neidet mir mein Glück,
Und dieſes grüne Kränzlein, das ihn hält.
Ich zieh' die gold'ne Nadel weg, die and're
Und da die dritte; ſieh'! wie ſchön iſt es!
Zum letzten Mal trugſt du es auf dem Haupt;
Nun iſt es mein, ich thu' es in ein Käſtchen,
Das eingefaßt von blendenden Rubinen,
Und dann im ſpäten, ſpäten Alter noch
Beſchauen wir das trockne, arme Kränzlein
Und denken dieſer wunderſamen Stunde,
Dazu leg' ich den Schleier, daß zur Hälfte
Er auf dem Boden liegt, die and're Hälfte
Schlag' ich darüber; mitteninnen ruht
Das zarte Reis, die heilige Reliquie;
Und unſer Hausaltar ſoll dieſes ſein!
So nehm' ich ab den Schleier, — o du Schöne!
Ich ſinke vor dir nieder auf die Kniee,
Und doch erreichen kann ich mit den Armen
Noch deinen weißen Nacken, treuer Schwan!
Neig' noch dein Köpfchen tiefer! Ach, mein Herz!
(Er küßt ſie.)
Doch du biſt traurig und ich muß zu dir
Mich wie ein Vater ſetzen zu dem Kind,
Der ſorglich es befragt: warum es klagt? —
(Er ſetzt ſich zu ihr.)
Welch' ſüße Schauer breitet dieſe Nacht
Auf uns herab, gleich einem gold'nen Netze,

Mit Nelkenduft und weichen Flötenklängen,
Und an den Fenſtern ſchwirren flatternd draußen
Leuchtkäfer mit Nachtfaltern durcheinander.
Es lauſchen ſtill die Bäume und kein Blättlein
Wagt aufzuhauchen; denn zum Liebestraum
Will alles Leid der Erde ſich verwandeln.
So ſtill iſt Alles, daß ich nur dein Herz
Noch ſchlagen fühle unter meiner Hand
Faſt hörbar. Du biſt mein! ſo ruft es heimlich
Und wieder: ich bin dein! auf ewig dein!

Coſtanza.

O Buondelmonte, ſchelt' mich nicht und zweifle
An meiner Liebe nicht, du holder Freund!
Mein Gatte! Unausſprechlich lieb' ich dich.
Und glaube mir, wie bei der Fluth das Meer,
So wächſt bei jedem Blick in deine Augen,
In deine klare Seele meine Liebe.
Iſt es denn möglich, daß ſo ſehr, ſo ſchmerzlich,
So innig und ſo heiß man lieben kann?
Und doch, — vertrau' mir nur und meiner Liebe! —
Und doch iſt mir ſo bang', als müßte ich
In einem Seufzer jetzt an deiner Bruſt
Aushauchen meine Seele! Du Geliebter,
Du Theuerer! wie ſchön und gut biſt du!
Fühlſt du auch recht, wie ich dich innig liebe?
In dieſem einzigen Gefühl vergeh' ich,
Daran zerſchellt mein ganzes vor'ges Leben,
Die vorige Coſtanza lebt nicht mehr,
Ich bin jetzt eine And're; wer war jene?
Ein albernes, ein ſchwärmeriſches Kind!
Unendlich, ach, mit jedem Tropfen Blut

Fühl' ich in mir die ſelige Gewißheit,
Daß du mich liebſt, von ganzer Seele liebſt!
Und doch iſt mir, als müßt' ich bitter weinen!
Und tief im Herzen ſchmerzt es mich ſo ſehr,
Als hätt' ein ſcharfes Meſſer es verwundet.
O zürne nicht! Sei mir nur gut, mein Gatte!
Ich küſſe deine Augen wieder fromm.

Buondelmonte.

Ruht deine milde Hand nicht in der meinen?
Biſt du nicht mein? Welch' mächtiger Gedanke,
Der mit ſo wen'gen Worten einen Himmel
Und Alles einſchließt, was uns Gott gewährt!
Doch dieſe zarte Angſt, die uns beſchleicht,
Iſt nur die Uebermacht der heil'gen Liebe,
Die mit den Wogen der Unendlichkeit
Herſchwillt bis an das Herz und höher noch,
Bis Beide wir verſinken in der Fluth!

Coſtanza.

Mein Gott, was war das!

Buondelmonte.

Nur ein Wetterglühen.
Jenſeits des Apennins ſteht ein Gewitter,
Das mit dem Monde kämpft.

Coſtanza.

Horch, es donnert fern!

Buondelmonte.

Die Erde ſchmachtet zu dem Himmel auf,
Der ſich herunterbeugt mit ſeinen Gluthen,
Die ſchöne Braut zu drücken an ſein Herz; —
Nur roſenrothe Küſſe ſiehſt du flammen.

Coſtanza.

Mir iſt ſo weh — zum Sterben weh, du Trauter, —
Mir iſt, als wenn der Tod ſtänd' vor der Thür'.

Elfter Auftritt.

Cecca bringt den Nachttrunk. **Vorige.**

Cecca.

Hier iſt der Nachttrunk noch und hier der Schlüſſel
Zum Thürabſchließen. Soll nicht die Muſik
Viel luſt'ger draußen ſpielen?

Buondelmonte.

Geh' mit Gott!

(Cecca ab.)

Coſtanza.

Ich fürchte mich.

Buondelmonte (geht zum Balcon).

Zu ſind nun die Gardinen;
Das Wetterleuchten thut dem Auge weh. —
Da bin ich wieder.

Coſtanza.

Kühl ſind deine Hände.
Leg' ſie mir auf die Stirn! Ich danke, danke!
Ich wollte, daß ich für dich ſterben könnte.

Buondelmonte.

Du ſollſt recht lange, lange für mich leben.

Coſtanza.

Was ſchreit ſo weh?

Buondelmonte.

Ein armes Vöglein nur,
Das eine Eule wohl im Schlaf erwürgte;
Schon vorhin flog an's Fenſter dieſer Unhold.

Coſtanza.

Mich dürſtet ſehr.

Buondelmonte (reicht ihr den Becher).

Trink' mir den Becher zu!

Coſtanza.

Auf ewig treue Liebe!

(Sie trinkt und giebt den Becher an ihn.)

Buondelmonte.

Ohne Endſchaft!

Coſtanza.

Trink' nicht! Trink' nicht!

Buondelmonte.

Was haſt du?

Coſtanza.

Gott, mein Gott!

Buondelmonte.

Coſtanza?

Coſtanza.

Ah! der Tod iſt in dem Trank!
Mein Herz! o wehe! Gatte! ach, ſo kurz!

(Sie ſinkt todt nieder, er mit ihrer Leiche auf die Kniee.)

Buondelmonte (ſchreiend).

Todt! Todt! Zu Hülfe! Rettung! Hülfe! Hülfe!

Fünfter Act.

Platz unfern des Arno und ponte vecchio.

Erſter Auftritt.

Buondelmonte und **Trivello**, Beide in ſchwarzen Trauergewändern.

Buondelmonte.

Laß' mich hier ſterben, hier will ich vollenden
An dieſer Straßenecke, wie ein Abſchaum
Der Menſchheit, herberglos im letzten Elend!
O dieſe wilde Pein! das Herz, mein Herz
Iſt ſchwer, ſo drückend ſchwer, als trüge ich
Die Sündenlaſt der ganzen Welt in mir,
Die Bruſt zerſprengt es, dieſes Ungeheuer.
Die Kniee zittern mir, ich kann nicht weiter.

Trivello.

Ermanne dich!

Buondelmonte.

Gelähmt ſind meine Glieder,
Die Augen brennen mir von ſalz'gem Feuer,
Vertrocknet und verdorrt iſt meine Seele —
Muß ich noch leben? Unbarmherz'ger Tod!
Er zaudert feig mit ſeinem letzten Stoß.

Trivello.

Sind deine Leiden noch ſo groß und ſchwer,
Doch mußt du ſie bekämpfen; denn du biſt
Noch Rache ſchuldig der Ermordeten.
Noch ſteht der Frevel hoch in ſeiner Blüthe.
Sei Alles, nur nicht feig! Verzweifle dann,
Wenn deine Schuld du treulich abgetragen.
Nie haſt du ſie geliebt, wenn du engherzig
Nur denkſt an deinen eigenen Verluſt.

Buondelmonte.

O, ſie war ſchön, wie eine Roſenblume,
Und fleckenlos, wie Schnee des Apennins,
Unſchuldig, wie ein Kind, das eben erſt
Die Mutter an die treue Bruſt gedrückt, —
Ihr edles Herz, ihr Herz und ihre Seele
Schloß in ſich einen Himmel, der ſich wieder
Abſpiegelte in ihren klaren Augen;
Und ihrer Lippen frommes Zwillingspaar
Getraute kaum ſich leiſe zu berühren,
Denn zwiſchen beiden blieb ein Perlenſaum. —
Sie kann nicht todt ſein, dort geht ſie vorüber;
Ich kenne ſie an ihres Nackens Wendung
Und an der Locke, die der Weſtwind küßt,
Und an dem leichten Gang; denn ihre Zehe
Berühret kaum den Boden; nur ein Traum,
Ein wilder Traum bethörte mein Gemüth;
Sie kann nicht todt ſein; denn ſie lebt noch hier
In dieſem Herzen, und ich ſehe ſie
Und fühle ſie und ihres Odems Hauch; —
Nein! Nein! Nein! Es iſt anders, anders noch!
Todt iſt ſie! Todt! denn kalt, eiskalt liegt hier

Im Herzen ihre eingehüllte Leiche;
Ich ſteh' dabei und weine; — nein, ich kann nicht,
Ich will nicht weinen! O mein Gott, mein Gott!
Sie war doch mein auf einen Augenblick,
Und dieſer Augenblick iſt Ewigkeit, —
Und daß ſie mein iſt, das iſt Himmelsluſt, —
Ich will nicht weinen; denn ich bin ja glücklich.

(Er weint.)

Trivello.

Du unglückſel'ger Freund! Was fang' ich an?
Wie bring' ich wieder dich zu dir zurück?
Wir haben zu verlieren keine Zeit;
Denn durch die Straßen ziehen die Uberti,
Bianka's Leiche tragend, Wehe rufend!
Und jeder Augenblick mehrt ihren Anhang.

Buondelmonte.

Ich bin ihr Mörder; warum zaudert Ihr,
Mich hinzuſchleppen zu dem Henkerbeil?
Nun laßt Ihr mich von dieſen Schlangen quälen,
Sie ſchnüren mir zuſammen meine Glieder,
Sie wollen träg' und langſam mich erdroſſeln;
Macht ſchneller! ſchneller! o, ich muß Euch helfen!

(Er will ſich in ſein Schwert ſtürzen; Trivello verhindert es.)

Trivello.

Pfui über dieſen ſchnöden Memmenſtreich!
Nun ſeh' ich, daß du ihrer unwerth warſt!
Ein wildes Thier ſucht ſich an dem zu rächen,
Der ihm den Mord in ſeine Höhle bringt,
Das ſchwache Vöglein greift den Habicht an,
Der ihm davon das zarte Weiblein trägt;
Doch du Entarteter — kannſt nur verzweifeln.

Buondelmonte.

Trivello, nein!

Trivello.

Selbſt der geringe Dienſt,
Zum Grabe zu geleiten ihre Leiche,
Die letzte Pflicht, die Jedem heilig iſt,
Dem Bettler ſelbſt, dem Niedrigſten im Volke,
Iſt dir zu ſchwer, der ſich den Anſchein gab,
Als flöß' in ihm ein beſſ'rer Tropfen Blut.
Wohin iſt deine Ehre? dein Gefühl?
Das iſt kein Schmerz, der einer edlen Seele
Und dir geziemt! Wenn du von rohem Blute,
Herſtammteſt von barbariſchen Mongolen,
So könnte deine Abkunft dich entſchuld'gen;
Du biſt ein Florentiner und vom ältſten
Und allerhöchſten Adel dieſer Stadt!
Raff' dich empor! denn in der nächſten Stunde
Wird in dein Ohr das Feldgeſchrei erſchallen,
Das unſ're Zeit erhebt, und von den Thürmen
Wird Todesjubel zu dem Himmel ſtürmen,
Und wiederklingen wird's in deinen Ohren:
Die neue Zeit, die Freiheit iſt geboren!

(Hinter der Scene Trauermuſik.)

Buondelmonte.

Hier bin ich, hier, der Schuld an deinem Tod!
Dich hab' ich umgebracht und auch Coſtanza!

Trivello.

Kein Leichenzug iſt dies, nur ein Triumph,
Den mit der Leiche die Uberti halten,
Voran mit prahleriſchem Schritte geht
Der edle Jüngling, der in's Brautgemach

Euch Gift geſendet hat. Soll er dich noch
Wegſtoßen mit dem Fuß von dieſem Platze?

Buondelmonte.

Er iſt es! er! er lebt noch! Ha! mein Herz,
Halt' aus! mein Herz, halt' aus; denn ihn — denn ihn
Muß ich erwürgen noch auf ihrem Grabe
Und dieſes Schwert ihm ſtoßen durch die Bruſt,
Bis mit dem Stahl zuſammenknirſcht der Stein,
Sein Blut hinunterſchütten in die Hölle,
Daß ſie vor Freude aufziſcht bis zum Himmel!

Trivello.

So! nun gefällſt du mir! Jetzt laß' uns eilen,
Daß wir antreten unſern Leichenzug. (Beide ab

Zweiter Auftritt.

Saal mit Eingängen von beiden Seiten.

Im Hintergrunde endigt er ſich in einen weiten Bogen, welcher den Mitteleingang bildet und verhangen iſt; wenn der Vorhang zurückgeſchlagen iſt, ſieht man einige Stufen hinaufgehen zu einer Thüre, welche zu den Gemächern des Podeſta führt. Der Senat iſt verſammelt, ein Theil der Senatoren iſt ſchwarz, der andere weiß gekleidet; Alle ſtehen.

Erlans

(in ſchwarzer Tracht tritt durch den getheilten Vorhang des Mitteleinganges).

O unheilvolles Schickſal, das uns jetzt
Des Podeſta beraubt zu dieſer Zeit!
Ich traf ihn an ſchon mit dem Tode ringend,
Wie einer, der ertrinkt, ſo griff er zuckend
Mit beiden Händen in die leere Luft
Und röchelnd hob ſich kaum noch ſeine Bruſt.
Schmerzlich bewegt ſtand dort ich bei dem Lager

Des königlichen Greiſes und ich ſprach:
„Stirb glücklich ſo, eh' noch dein Auge ſieht
Die Eumeniden raſen durch die Stadt,
Den fürchterlichen Bürgerkrieg entzündend!“
So leiſ' ich ſprach, ſo hatte doch ſein Ohr
Vernommen meine Worte; plötzlich zuckte
Er auf, als wie elektriſch angerührt,
Und rief mit einem Ton der Todesangſt:
„Führt mich in den Senat!“ Bereitet Euch,
Zum letzten Mal ihm in das Aug' zu blicken!

Dritter Auftritt.

Moſca in weißer Tracht, ſchnell herein von der linken Seite. **Vorige.**

Moſca.

Die Buondelmonti und viel junge Bürger
Zieh'n mit Coſtanza's Leiche durch die Stadt,
Um Rache ſchreiend gegen die Uberti!
Wir fragen an: wird der Senat uns helfen?
Wenn Ihr nicht wollt und könnt, ſo helfen wir!

Celano.

Und zwar in weißen Mänteln?

Moſca.

Oder ſchwarzen!

Celano.

Wir ſind verwandt mit Meſſer Buondelmonte!

Moſca.

Wir mit Uberti, weiß iſt unſ're Trauer!

Celano.

Ganz recht! Ihr handelt auch mit Rattenpulver,
Mit weißem Rattenpulver handelt Ihr,

Das Ihr einſchmuggelt in ein Brautgemach,
Den Frieden und ein Brautpaar zu erwürgen!

Moſca.

Ein Schurke, der das ſagt!

Celano und die Schwarzen.

Ihr Meuchelmörder!

Moſca und die Weißen.

Wir ſind entehrt!

Die Schwarzen.

Verräther ſeid Ihr!

Vierter Auftritt.

Vorige. Trompetenſtoß. Ein Herold ſchlägt den Vorhang vom Mitteleingang zurück, der **Podeſta** tritt aus der Thür ſeines Gemaches hervor auf die Stufen.

Podeſta.

„Die Vaterſtadt ſteht in Gefahr!“ — Ruft mir
Die Worte zu, und wär' ich ſchon geſtorben
Und auf mein Grab gewälzt der Leichenſtein,
Darauf in Erz zu Roſſe hoch mein Bild,
Ruft mir die Worte zu, ſo ſoll mein Geiſt
Beleben das Metall! Ich frage Euch:
Iſt das die Rathsverſammlung von Florenz?
Zwei feindliche Parteien ſeh' ich nur,
Die unverſöhnlich ſind, wie Schwarz und Weiß.
Was iſt geſcheh'n, Ihr Unglückſeligen?

Celano.

Sie haben Boten abgeſandt zum Kaiſer,
Der mit dem Heere in Verona ſteht,

Ihn eingeladen, nach Florenz zu ziehen,
Denn unterjochen wollen ſie die Stadt
Und ſie der Adelswillkür überliefern!

Moſca.

Schmach über Euch! Ihr hetzet das gemeine
Und liederliche Volk zu Neid und Haß,
Wir lieben unſern Gott und unſern Kaiſer,
Ihr aber möchtet Pöbelfürſten ſein!

Fünfter Auftritt.

Ferinata ſchnell herein von der rechten Seite. **Vorige,** zuletzt **ein Bürger.**

Ferinata.

Die ganze Stadt in Aufruhr! Helft und rettet!
Zwei Zauberworte machen Alle raſend,
Herüber von den Alpen kommen ſie,
Wohin ſie ſchallen, hebt ſich jede Hand
Zum Wechſelmord! Und durch die Lombardei
Und durch Piſtoja rollen ſchon die Worte;
Niemand verſteht ſie, doch, wer ſie vernimmt,
Dem wenden ſie das Herz im Leibe um,
Und tödtlich hallen ſie ſchon durch Florenz
An allen Enden, und die Zwietracht trennt
Den Sohn vom Vater, Brüder von den Brüdern,
In Schwarz und Weiß theilt ſich das ganze Volk.

Ein Bürger (ſtürzt herein).

Gewalt und Raub! Das Zeughaus wird geplündert!

(Alle ab bis auf den **Podeſta** und Herold.)

Podeſta (ſinkt auf die Kniee).

Verlaſſen, einſam in der letzten Stunde,
Geh' mit verhülltem Haupte ich zu Grunde;
Ich ſteh' mit meiner Zeit am böſen Ende,
Nimm meine Seele, Gott, in deine Hände!

(Der Herold zieht den Vorhang wieder vor; der Mitteleingang verſchwindet.)

Sechster Auftritt.

Platz unſern des Arno bei dem ponte vecchio.

Aus dem Hintergrunde kommt der Leichenzug Coſtanza's mit Trauergeſang. Bei der Bahre werden die umflorten Standarten der Häuſer Buondelmonti und Donati getragen; dahinter nach einem ziemlichen Zwiſchenraume folgt **Buondelmonte** mit **Trivello** und ſeinen übrigen Anhängern, alle in ſchwarzen Gewändern und Baretten, mit ſchwarzumflorten Degen bewaffnet. Der Zug wendet ſich nach rechts. Während die Bahre verſchwindet, kommt mit einem Trauermarſch der Leichenzug Bianka's; hinter der Bahre folgt **Stiatta Uberti** mit **Moſca** und ſeinen übrigen Anhängern, alle mit weißen Gewändern und Baretten, mit weißverſchleierten Degen bewaffnet, ſo daß der Leichenzug Coſtanza's von ihrer Bahre abgeſchnitten wird und ein Zug dem anderen gegenüber zu ſtehen kommt.

Buondelmonte.

Sie ſchneiden uns den Weg ab.

Trivello.

Haltet Stand!
Sie wollen mit uns reden; denn ſie ſind
Bewaffnet, wie wir ſelbſt.

Stiatta.

Wer wagt es hier,
Dem Leichenzug ſich in den Weg zu ſtellen?

Trivello.

Ein Anderer.

Moſca.

Und dieſer And're iſt,
Der uns bezahlen ſoll mit ſeinem Blut,
Mit ſeinem letzten Tropfen Blut die Schmach,
Den Uebermuth, den er an uns verübt!
Auf dieſes Zahlbrett, her auf dieſe Steine
Soll er mit ſeinem Leibe uns bezahlen,
So lang und groß er iſt, ſoll er ſich ſtrecken,
Denn über ihn hinüber ſoll der Zug!
Heraus, du feiger, prahleriſcher Wicht!

Stiatta.

Erhebe dich aus deinem Sarge, Tochter!
Dein Mörder, der meineid'ge, ſteht vor uns!
Zeig' ihm dein ſtarres Leichenangeſicht,
Schlag' auf dein Auge, richt' auf ihn den Blick,
Und wecke auf ſein ſchändliches Gewiſſen!

Buondelmonte.

Ich will dir Antwort ſtatt der Todten geben.
Aus meinen Augen blickt dein Kind dich an,
Und tödtlich ſtumm dringt doch dir in dein Herz
Die Stimme des Gerichtes und ſie ruft:
„Das Seelenlicht haſt du ihr ausgeblaſen
Mit gottverhaßtem Jähzorn und dein Hochmuth
Hat ſie ermordet! Zweimal todt gemacht!" —
Nein! Nein! Von mir ſoll dir kein Vorwurf kommen;

Du biſt betrogen von der Schlange dort,
Die abgebiſſen dir das Vaterherz
Und ihren Kopf dafür hineingeſteckt
Und dich gehetzt zu dieſer Miſſethat!
Von mir kein Vorwurf, du Unſeliger!
Zu hart biſt du beſtraft durch ihren Tod, —
Ein kinderloſer Greis biſt du geworden.
Und da wir Beide ſo unglücklich ſind,
So laß' gemeinſam unſer Loos beklagen!

Moſca.

Herbei, Ihr Hunde, Köter groß und klein,
Schleppt Eure Fahnen durch die Gaſſe nach
Und helft ihm flennen, heulet miteinander,
Herbei, Ihr Katzen, ſtimmt zum Klaglied ein,
Denn Euer Meiſter ſingt die Melodie;
Helft ihm mit weinen, bis die Adria
Zuſammenſchwillt mit dem tyrrhen'ſchen Meer!

Buondelmonte.

Schwill' auf vom Gift, ſchwill' auf, du graue Natter!
Verdreh' die Augen, die von Bosheit funkeln,
Pfeif' auf bei deinem hölliſchen Triumph!
Du haſt die Hölle bankerott gemacht
An Schurkenſtreichen, und Asmodi nennt
Dich Herr und Meiſter, überteufelt iſt er!
Du biſt ein Peſthauch, der durch Luft und Wand
Hineinſchleicht und den Engel ſelbſt vergiftet,
Der auf der Schwelle knie't und Wache hält.
Verderben ſollſt du! Stell' dich! denn ich muß
Das Wort: Giftmiſcher! auf die Stirn dir brennen
Und die Verdammniß in die Seele bohren.

(Er zieht den Degen; **Moſca** legt ſich aus.)

Trivello
(zieht den Degen und wehrt Buondelmonte).
Thu' nicht den Ausſchlag, laß' das Unrecht ihm!

Buondelmonte.
Fall' aus, du Meuchelmörder!

Moſca (erſticht ihn).
Hier!
(Buondelmonte fällt.)

Trivello (zugleich auf Moſca zurückſtoßend).
Nimm das zurück!

Moſca (fällt, ſich auf dem Boden krümmend).
Es frißt mein Herz entzwei!

Buondelmonte's Anhänger.
Ha!

Uberti's Anhänger.
Wehe! Wehe!

Trivello (vorſpringend).
Schaudert nicht zurück!
Gewappnet aus der Erde ſpringt die That.
Heil dir Florenz! Der ſchöne Gott des Kampfes
Wirbt um dich jetzt mit Feuer und mit Eiſen;
Du ſollſt die ſchönſte Braut ſein auf der Erde!
Was ſteht Ihr ſtarr und ſeht entſetzt mich an?
Springt Euch das Blut nicht in die Fingerſpitzen?
Es wird in Euch geſund die kranke Zeit!
Hört unſer Schlagwort! Hört es! — Guelfen hie!
(Er ſpringt in den Zug zurück.)

Stiatta und ſeine Anhänger.
Hier Ghibellinen!

Buondelmonte's Anhänger.

Guelfen! Guelfen hier!

(Alle ziehen die Degen zugleich bis zur Hälfte aus der Scheide.)

Crivello.

Halt! Halt! Krieg nur mit den Lebendigen,
Mit Todten nicht! Beſtatten laßt die Leichen!
Bis dahin Gottesfrieden!

Alle

(die Degen zugleich in die Scheiden zurückſtoßend).

Mit den Todten!

(Der Vorhang fällt.)

Don Johann von Oeſterreich.

Trauerſpiel in fünf Acten.

(Zum erſten Male aufgeführt im Großherzoglichen Hoftheater in Oldenburg
am 27. März 1845.)

Den Bühnen gegenüber Manuſcript.

Perſonen:

Philipp II., König von Spanien.
Don Johann von Oeſterreich.
Sega, römiſcher Legat.
Don Antonio Perez, Rath und Vertrauter des Königs.
Escovedo, Freund Don Johann's.
Max von Bergen, niederländiſcher Graf.
Maria de Mendoza.
Ines, ihre Freundin.
Pedro de Lara, Cavalier vom goldenen Schlüſſel.
Arthur, Page Don Johann's.
Iſidoro, ein Mönch.
Gomez, } Soldaten unter Don Johann.
Sancho, }
Magiſtratsperſon.
Marketenderin.
Ein Blinder.
Leiermann.
Limonadehändler.
Maronenverkäufer.
Melonenträger.
Der Meiſter vom Schwert, } Diener der Inquiſition.
Der Meiſter vom Strang, }

Königliche Räthe. Officiere. Pagen. Nonnen. Prieſter und Chorknaben.
Soldaten. Volk.

Die drei erſten Acte ſpielen in Madrid, die beiden letzten in Namur.

Prolog.

Nach altem Brauch' die Gäſte zu begrüßen,
Die feſtlich-froh geſtimmt im Haus erſchienen,
Mit herzlich heit'rem Zuruf: Seid willkommen!
Bin ich heraus zu Euch geſandt vom Dichter,
Der dieſen Abend hier in dieſem Kreis
Die wilden Geiſter einer blut'gen Zeit
Beſchwören will. Und wie Ihr kaum dem Schiffer,
Der ſich im Sturm auf's hohe Meer gewagt,
Verweigert die Theilnahme an der Fahrt,
Wenn zwiſchen Riff und tödtlicher Gefahr
Des Schiffes Rippen und die Maſten krachen,
So laßt auch uns auf Eu're Milde hoffen. —
Doch hinter uns liegt ſchon der ſich're Hafen,
Die Möven kreiſen ſchreiend um die Gaffel,
Und weißgemähnt ſpringt in die Höh' die Woge.
Den Nebelvorhang theilt ein friſcher Stoß. —
Wir ſind im Weltmeer der Vergangenheit
Und mitten in der wildempörten Zeit,
Wo aus den Angeln wich das Mittelalter.

Und ſeine Säulen, ſeine Thürme brachen
In dem Erdbeben einer and'ren Zeit.
Geſtorben ſchon iſt Kaiſer Karl der Fünfte,
Der mit dem neuen Geiſt den Kampf begonnen,
Und wie ein guter oder böſer Dämon
Im Streite in ihm lagen, alle ſehen
Die Beiden jetzt getrennt als ſeine Söhne
Vor unſ'ren Augen, — dort der böſe Dämon
Des Trugs und der Gewalt in ſeinem Sohne
Philipp von Spanien, hier der beſſere,
Schwungvolle Geiſt des alten Ritterthums
In Don Johann, dem Sohn verborg'ner Liebe. —
Zwei ſo verſchied'ne, mächtige Naturen,
Und doch zwei Brüder, Söhne eines Vaters. —
Doch wie am Widerſpruch der Tyrannei
Die Völker in dem Chaos jener Zeit
Die Freiheit im Geſetze lernen ſollten,
So hier vor Euch Johann von Oeſterreich.
Und ſo beginn' im farbigen Gedichte
Als buntes Spiel die Lehre der Geſchichte!

Erſter Act.

Freier Platz in Madrid. Menſchengewühl.

Erſter Auftritt.

Gomez, ein Soldat. Ein **Mönch**. Ein **Leiermann**. Ein **Limonenhändler**, ein **Maronenverkäufer**, ein **Melonenträger**, welche immer hinter einander her ſind und ſich einander das Wort [illegible] vom Munde nehmen.

Maronenverkäufer.

Friſche Maronen — friſche —

Melonenträger.

Melonen!

Maronenverkäufer.

Friſche —

Limonenhändler.

Limonen!

Maronenverkäufer.

Friſche! Friſche!

(Die Ausrufer ziehen ſich nach dem Hintergrunde, aus welchem der **Leiermann** mit der Drehorgel und einem [illegible] [illegible] mit einem [illegible] [illegible] [illegible] hervorkommt, vor ihm der **Mönch**, hinter ihm **Gomez** mit mehreren Bürgern im lebhaften Geſpräch. — Der **Mönch** ſucht die Drehorgel zu überbieten.)

Mönch

(mit Medaillen an Schnüren und Zetteln in der Hand)

Das wahre Conterfei des heiligen Ignatius, wie er neulich erſchienen iſt einer frommen Jungfrau auf Montſerrat! Hilft für Zahnſchmerz, Kopfweh und Schwindel! Zehn Maravedi und für das Schnürchen gleich dabei — zwölf!

(Stimmen der Ausrufer im Hintergrunde: „Melonen – Maronen – Limonen!“ während der **Mönch** einer Frau eine Medaille verkauft, ſich aber dann in den Hintergrund verliert, wenn der **Leiermann** zu ſingen beginnt.)

Leiermann (orgelnd und ſingend).

„Hört die herrliche Geſchichte,
Die nun abgemalet da,
Wie die Mohren macht zu nichte
Don Johann in Granada!
Ueber alle Maaßen!“

Volk (im Chore).

„Ueber alle Maaßen!“

Leiermann.

Immer heran, hoher Adel und verehrtes Publikum von Madrid! — Hören und ſehen iſt umſonſt! — Lied und Beſchreibung koſten nur drei Maravedi! Standesperſonen zahlen nach Belieben!

(Er orgelt und ſingt.)

„Seht hier an die ſtolzen Mohren
Erſt voll Glück und im Triumph,
Sieh'! Johann kommt, — und verloren
Hat der Mohr den letzten Trumpf!
Es war in des Winters Mitten“ —

Gomez (vorſpringend).

Heiliges Donnerwetter und St. Jago von Compoſtella!

(Die Ausrufer kommen aus dem Hintergrunde.)

Maronenverkäufer.

Friſche Maronen! Friſche! —

Melonenträger.

Melonen!

Limonenhändler.

Limonen!

Maronenverkäufer.

Friſche — friſche! —

Gomez.

Schweig', Leierkaſten! Heulendes Fegefeuer, — melancholiſches Ungethüm! Weinende Megäre der Blindheit, taubes Ungefähr des ſchreienden Unglücks! Schweig', ſag' ich! Schweig'! — Ich! Ich! —

(Von dem Anfang der zweiten Strophe des Leiermannsliedes bis hieher — alle zugleich. — Hier hält die Drehorgel an, die Ausrufer, welche ſich nach dem Hintergrunde gezogen haben, rufen weiter: „Melonen! Maronen! Limonen! Zehn Maravedi, das Schnürchen gleich dabei! — Friſche! Friſche!")

Gomez.

Schweigt! Schweigt, Ihr ſchlechten Bedürfniſſe! Ich will Euch niederbrüllen mit der geflügelten Kriegstrompete meiner Lunge! —

(Alles wird ſtill. — Der Leiermann zieht ſich rechts vorn hin, um ihn einige Knaben, welchen er im ſtummen Spiele ſein Bild erklärt, während der Mönch in der Ecke gegenüber den Frauen, welche ſich um ihn drängen, ſeine Zettel verkauft.)

Gomez.

Ich, Gomez, Soldat Seiner Majeſtät des Königs, habe an Don Johann's Seite gefochten im Mohrenkriege! Ich will Euch die Geſchichte erzählen!

Leiermann

(dreht einen Tact und ſpricht dann).

Was iſt Geſchichte ohne Reim? Mit Reſpect, Herr Soldat! ungereimte Geſchichte!

Gomez.

Wetter! Mohren und Leierkaſten!

Viele aus dem Volke.

Redet, Gomez! Redet! Ruhe! Ruhe da!

Gomez.

Daß vor zwei Jahren ſich die Mohren aufgelehnt in Granada, wißt Ihr Alle!

Alle.

Alle! Alle!

Gomez.

Aber warum? Weil ſie ſich nicht mehr die Hände waſchen ſollten bis zum Ellbogen und das verfluchte Arabiſche reden, das kein Chriſtenmenſch verſteht.

Mönch
(welcher lauſchend herangekommen)

O, die nichtswürdigen Heiden! Sprecht, edler Krieger!

Gomez.

Und Ihr wißt, daß ſie auf der Alhambra ſich wieder einen König gewählt und Männer, Greiſe und Kinder, ſelbſt Weiber und Mädchen die Waffen ergriffen mit hölliſchem Geſchrei: „Fantaſia! Fantaſia!“

Mönch.

Es war eine teufliſche Fantaſia!

Gomez.

Und unſere königliche Majeſtät, Philipp der Zweite, ſchickte zuerſt Don Mondéjar mit zehn Regimentern gegen ſie, — Ihr ſaht ſie ausmarſchiren. —

Volk.

Alle! Alle!

Gomez.

Aber nicht wieder heimmarſchiren; die Mohren hatten ſie Mores gelehrt! — da ſchickte der König —

(Die Ausrufer machen im Vordergrunde ihren Umgang.)

Limonenhändler.

Friſche Limonen!

Maronenverkäufer.

Friſche — friſche —

Melonenträger.

Melonen!

Maronenverkäufer.

Maronen! — Friſche — friſche! —

Gomez
(während die Ausrufer im Vordergrunde verſchwinden).

Soldaten in Teufels, — Gottesnamen, — es iſt Eins! — wollt' ich ſagen — unter Don Velez! — Ihr Alle ſaht ſie ausmarſchiren. —

Volk.

Alle! Alle!

Gomez.

Aber nicht Alle heimmarſchiren; — der krumme Säbel hatte die Meiſten gefreſſen! Da ſchickte der König —

Der Maronenverkäufer (kommt hervor).

Friſche — friſche —

Gomez (ſchnell einfallend).

Soldaten unter Don Johann von Oeſterreich! und mich dazu! — mitten im Winter in das Gebirg der Alpuxarren. — Das war ein Marſch durch die Schluchten knietief im Schnee, gleich Wölfen in der Wüſte flüchtigen Roſſen hinterdrein. Habt Ihr gehört von der Schlacht bei Munda, wo Don Johann bis an die Knöchel im Blute ſtand, und wir — Himmel und Hölle! — die Mohren über die Felſenwände hinunterjagten! — Das war ein Geheul und ein Springen, — huh! wie viele tauſend Ferſen ſah da der Himmel, indeß die Köpfe unten zerſchellten, wie thönerne Kochtöpfe, welche eine tolle Frau aus dem Fenſter wirft.

Mönch.

Geprieſen ſei Gott in der Höhe! Hallelujah!

Gomez.

Und unſere Degen wurden da zu Beſen, die das Land ſäuberten, — und das ganze Mohrenvolk — zwei Millionen Menſchen über das Meer jagten nach Afrika.

Leiermann (orgelt und ſingt).

„Algier lehnt ſich an die Wände,
Weil Mahommed iſt beſiegt,
Und der Großtürk ringt die Hände,
Da der Halbmond unterliegt.“

(Auf das Bild zeigend.)

Hier liegt der Großtürk, der Sultan, auf ſeinem Divan und rauft ſich den Bart aus, während ihm ſeine Leibfavoritin die Thränen abwiſcht! — Lied und Beſchreibung koſten —

(Die Ausrufer kommen vor und fallen ſchnell ein.)

Maronenverkäufer.

Friſche — friſche —

Melonenträger.

Melonen.

Maronenverkäufer.

Friſche —

Limonenhändler.

Limonen! Friſche —

Maronenverkäufer.

Maronen! friſche — (Alle drei einfallend: „Friſche! Friſche! Friſche!“ Gelächter im Volke.)

Gomez.

Soldaten! Soldaten!

Leiermann (orgelnd und ſingend).

„Und der Großtürk ringt die Hände“ —

Gomez (legt ihm die Hand auf den Mund).

Falſch gereimt, ungereimter Leierkaſten! Der Großtürk hat ſich anders beſonnen; er will die Mohren an uns rächen und hat in Conſtantinopel eine furchtbare Flotte ausgerüſtet, wie weder das Meer und der Himmel noch ein ſterbliches oder unſterbliches Auge geſehen! — ſage: zweihundert Galeeren und dreihundert Gallioten, deren Bäuche gefüllt ſind mit Kanonen und Soldaten! Hundert Schiffe mit Ketten beladen ſind im Convoi, um alle Gefangene in die Sclaverei zu ſchleppen! Ich bin ein alter Soldat und mir ſtacheligelt das Haar in die Höhe! —

Mönch.

Wer kann uns helfen in dieſer Noth? — Faſten und Gebet! Wer uns retten? — Wenn nicht der heilige Ignatius leibhaftig erſchienen auf Montſerrat —

Gomez (ihn unterbrechend).

Reſpect vor den Heiligen! — Aber wißt Ihr, wer vor Allen unſere Flotte commandiren kann mit Victoria? Don Johann von Oeſterreich! Vivat hoch!

Alle.

Vivat! Vivat!

Zweiter Auftritt.

Magiſtratsperſon, begleitet von einem Tambour. Zuletzt: **Officier** mit Patrouille. **Vorige.**

(Nachdem der Tambour getrommelt hat.)

Magiſtratsperſon.

Im Namen Seiner katholiſchen Majeſtät Philipps II., Königs von Spanien ꝛc. ſei kund und zu wiſſen, daß wer irgendwie von einer türkiſchen Kriegsflotte ſpricht oder böſe, beſorgliche Nachricht ausbreitet, hartes Gefängniß oder nach Befinden Galeerenſtrafe, ſowie in beiden Fällen die Confiscation ſeines fahrenden und liegenden Vermögens zu erwarten hat; — wer einen ſolchen Uebelthäter anzeigt, erhält nach Ermeſſen 50—100 Piaſter Belohnung. Wornach ſich zu achten.

(Trommelwirbel. — Magiſtratsperſon mit dem Tambour ab.)

Limonenhändler.

Limonen!

Maronenverkäufer.

Friſche — friſche —

Melonenträger.

Melonen —

Maronenverkäufer.

Maronen!

Officier (mit Patrouille).

Auseinander Volk! — Auseinander!

(Das Volk weicht rechts und links zurück, während der Hintergrund leer wird. — Officier und Patrouille ab. Wenn ſo die Scene frei iſt, hört man vor der Verwandlung noch aus der Ferne: „Friſche! Friſche! — Maronen! Limonen!“)

Dritter Auftritt.

Orangenwäldchen; in der Ferne iſt eine Villa ſichtbar. Es iſt Abenddämmerung.

Johann. Escovedo.

Johann.

Jetzt deine Maske vor!

(Escovedo drückt eine ſchwarze Halbmaske vor's Geſicht.)

Mir brennt das Herz
Nach einer wilden That; frohlockend ſtürzt
Ein jeglicher Blutstropfen durch die Adern.
Mit einem Degenſtoße ſchließ' ich auf
Mir eine Hölle wilder Abenteuer;
Und hier, ſonſt nirgends ſtell' ich mir Don Perez,
Des Königs Günſtling!

Escovedo.

Sind wir auch gewiß,
Daß er den Weg genommen zu der Villa?
Sieh', ein Gewitter zieht am Himmel auf,
Das auf dem Weg nicht lang' uns dulden wird.

Johann.

Dort kommt er ſchon. Trenn' ihn von ſeinen Dienern,
Wirf dich mit deinem Degen zwiſchen durch
Und jage ſelbſt das Wild mir in das Meſſer.

(Escovedo ab.)

Johann (allein).

Sie wollen mir die Ohren vor dem Klang
Der Kriegstrompete, dem Kanonenſchall
Mit Wachs verſtopfen und die hellen Augen,
Die nach dem Anblick der entrollten Fahnen
Und nach dem Glanz der Helme und der Waffen

Im Schlachtgewühl auf blut'gem Feld ſich ſehnen,
Mir blenden mit dem Spiegel eitler Feſte.
Sie ſollen mir des Lebens Quelle gönnen —
Das Herz, das freie Herz und d'rin die Liebe.
Mein Feldgeſchrei: Maria de Mendoza!
Stürzt Eure feige Klugheit in den Staub!

Vierter Auftritt.

Perez, Escovedo, Beide erſt unſichtbar, **Johann.**

Perez (von Außen).

Zu Hülfe! He!

Escovedo (von Außen).

Verſchluckt dies Eiſen!

Perez (von Außen).

Räuber! Mörder!

(Er kommt ſchnell herein. — **Johann** hat ſich in ſeinen Mantel verhüllt.)

Johann (mit vorgeſtrecktem Degen).

Nimm dich in Acht! Hier iſt 'ne Degenſpitze!

Perez.

Hinweg, Ihr Mordgeſellen, aus dem Weg!
Bergt in den Schoos des Waldes und der Nacht
Die frevelhaften, wüſten Angeſichter!
Schon wirft die eherne Geſetzeshand
Nach Eurem Nacken ihre ſich're Schlinge!
Wißt Ihr auch, wer ich bin?

Johann.

Don Perez biſt du,
Philipps des Zweiten Auge, Ohr und Mund,
Mehr noch — ſein Lächeln und ſein Augenblinzeln, —

Mehr noch — der Schatten Seiner Majeſtät,
Und iſt der König Gottes Ebenbild,
Biſt du die Kehrſeit' — Höll' und Teufelei!

Perez.

Ihr — Don Johann?

Johann
(läßt den Mantel auseinander fallen).

Da iſt er! — Kennſt du mich? —
Und hier — hier iſt die Gräte von dem Fiſch!
(Er hält ihm den Degen vor.)

Perez (für ſich).

Wie komm' ich los? St. Jago, ſteh' mir bei.
(Er ſteckt den Degen ein.)

Johann.

Zieht! zieht!

Perez.

Seid Ihr ein Edelmann?

Johann.

Don Perez!

Perez.

Johann von Oeſterreich, was ficht Euch an,
Im Mittelpunkt des Friedens vor den Thoren
Der Stadt Madrid und faſt im Angeſicht
Der königlichen Majeſtät zur Nacht
Euch wie ein Mörder auf den Weg zu lagern?

Johann.

Tragt Ihr ſtatt eines Degens in der Scheide
Nur eine Pfauenfeder? Biet' ich Euch
Nicht ehrlich Zweikampf an als Cavalier?

Perez.

Nicht ohne Urſach' zieh' ich meinen Degen.

Johann.

Nicht ohne Urſach'? Sieh', der Mond verbirgt
Unwillig ſein Geſicht in dunkle Wolken,
Und zornig rauſchen um uns her die Bäume
Vor der Verſtellung ſchlechter Pfuſcherei.
Ein Meiſter ſonſt in Lug und Trug — und nun?
Pfui über dieſes kuppleriſche Weib!
Nicht ohne Urſach'? Fänd' ich doch ein Wort!
Den Griffel hab' ich, dir es in's Geſicht
Hineinzugriffeln und ſo deutlich auch,
Daß noch mein Handbillet am jüngſten Tag
Der dümmſte aller Teufel leſen ſoll!

Perez.

Ihr habt für Euch die Unbeſonnenheit,
Den Muth der Tollheit und den Augenblick.

Johann.

Nicht ohne Urſach'? Freilich wurdeſt du
Der Vormund von der Tochter des Mendoza;
Der fromme Mann ließ ſie erzieh'n im Kloſter
Einſam, wie eine Nachtigall, der gute,
Der liebe Mann! und wahrlich nicht für ſich,
Dann wär' er noch ein Menſch, ein thörichter,
Es lächelten mitleidig noch die Götter, —
Auch nicht aus Freude an den wunderbaren,
Melod'ſchen Harmonieen ihrer Seele, —
Du Schnepfenhändler pflegteſt ſorgſam ſie,
Um ſie als Leckerbiſſen Deinem Herrn
Demüthig, dienſtbefliſſen aufzutragen.
Doch an mein Herz geflüchtet hat ſie ſich
Und ſicher ſoll ſie ſein vor dem Verrath.

Du königlicher Kuppler, ſtirb, verdirb!
Du biſt ein ſchlechter Chriſt, ein Mohr, ein Jud'!

Perez
(zieht den Degen und ſtößt auf Johann ein, welcher parirt).

Hidalgo, hüt' dich! Hier iſt meine Antwort!

Johann.

Nur ein Banditenſtoß!

Perez.

Du Baſtard!

Johann.

Ha!

(Er legirt ihn.)

Perez (reißt ſich die Bruſt auf).

Stoßt zu! Ich fürcht' mich nicht! Was zögert Ihr?
Da ich der Sünden quitt für dieſen Tag,
So fürcht' ich nicht den Tod. Ihr aber habt
Nicht wohlbedacht, daß nahe Ihr daran,
Den jungen Lorbeer, den Ihr Euch verdient
Im Mohrenkrieg, hier in den Staub zu treten.

Johann.

Du lügſt dich nicht von meiner Klinge los.
(Er holt aus, um ihn niederzuſtoßen.)

Escovedo
(tritt vor und fällt ihm in den Arm).

Halt' ein! Halt' ein! Um Gottes Willen jetzt!
Es nahen Schritte, bänd'ge deinen Zorn!

Johann (zu Perez).

Entweiche! flieh'! doch hüte dich vor mir!
(Escovedo hebt Perez' Degen auf und überreicht ihm denſelben mit einer heiteren Verbeugung.)

Perez.

Ich dank' für höfliche Behandlung, Herr! (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Max von Bergen. Johann. Escovedo.

Johann.

Wer naht?

Bergen.

Ein Freund!

Johann.

Graf Bergen?

Bergen.

Ja, ich bin es!

(Escovedo zieht ſich zurück.)

Bergen.

Der deine Spur verfolgt hat bis hieher.
Ich flüchte aus Madrid, denn ſicher iſt
Kein Niederländer mehr in Spanien
Seit dieſem Morgen.

Johann.

Alba hat Befehl
Die Wirrniſſe dort mit dem Schwert zu ſchlichten.

Bergen.

Man hat das Waſſer trüb gemacht zum Fiſchen.

Johann.

Der König heiſcht Gehorſam.

Bergen.

Welcher Art?
Johann von Oeſterreich, Dein Vater Carl
War ſtreng, faſt eiſern, dennoch durft' er ſagen:

„Kein treuer Volk, als meine Niederländer!"
Doch Philipp will zur ſpaniſchen Provinz
Die Niederlande machen, und wie hier,
Die alten Privilegien vernichten,
Den Adel und den freien Bürgerſtand;
Vielleicht gelingt es ihm, doch er vergißt
Das ganz gemeine, rohe, kräft'ge Volk,
Das aufgewachſen an der Bruſt der Nordſee,
So wild und frei, wie ſie, und ſturmbewegt
Voll Riffen und voll Klippen, und er findet
Den rechten Lootſen nicht in Spanien,
Der vor dem Schiffbruch ſeine Flagge rettet.
Gedenk' an mich: aus unterwürfigen
Provinzen macht der König Republiken;
Denn Freiheit blüht empor aus Tyrannei!

Johann.

Wenn man nur wüßte, was die Freiheit iſt?
Mit dieſem Wort hat ſich die Welt gequält,
So lange ſie Geſchichte hat gemacht;
Was denkſt du dir darunter, lieber Bergen?

Bergen.

Den heil'gen Geiſt der Völker: Recht und Sitte.

Johann.

Beſeht's genau, ſo iſt es die Gewohnheit
Und die Beharrlichkeit der Auſternbank,
Die ſich ſeit Anbeginn bei Gott beklagt,
Daß es ſo viele Auſterneſſer giebt.

Bergen.

Gott mag zu gut dir halten dieſen Spott!

Johann.

Ein großer Menſch bedarf der Tyrannei,
Ein wenig vorwärts dieſe Welt zu rücken;
Ich aber brauch' Gelegenheit und Raum,
Die eig'ne Freiheit in der That zu finden;
Und alle Mittel, die mir dazu nöthig
Kann mir des Königs Gnade nur gewähren, —
Und nicht der todte Buchſtab' — das Geſetz.

Bergen.

Behüt' dich Gott! Du wirſt noch einſt erkennen,
Welch' großes Gut die Freiheit im Gefäße
Des heil'gen Rechtes iſt, denn in der Schule
Der Tyrannei wird Allen ſie gelehrt.

Johann.

Ihr aber habt an Eurer Spitze noch
Den klugen Wilhelm von Oranien
Und neben ihm den tapfern Grafen Egmont.

Bergen.

Der König fürchtet ſie, das iſt genug,
Zu lähmen ihren Einfluß.

Johann.

Wiſſen die
Zu helfen nicht, ſo ſeid Ihr preisgegeben.
(Man hört den entfernten Donner eines aufſteigenden Gewitters.)

Bergen.

Nur Einer iſt noch übrig, welchem Gott
Das Herz der Niederländer zugeneigt,
Der uns verſöhnen könnte mit der Kirche,
Wenn mit dem König nicht! Sohn Karls des Fünften,
Verlaß' uns nicht! (Er fällt auf ein Knie.)

Johann (hebt ihn auf).
Steh' auf!

Bergen.
Johann, nicht eher,
Bis du ein Wort geſagt, und wenn auch nur:
„Ich weiß, das Vaterland iſt in Gefahr!“

Johann.
Ich fühl' es und ich weiß es!

Bergen.
O, ſo flieh'
An unſer Herz! Nur dem gehören wir,
Der uns gehört; das Fremde haſſen wir,
Wer aber bei uns wurzelt, ſteht ſo feſt
Wie unſ're Eichen in der treuen Erde.

Johann.
Du ſagteſt ſelbſt, daß Kaiſer Karl der Fünfte
Mein Vater iſt, und Philipp iſt ſein Sohn! —
Wie könnt' ich fechten gegen meinen Bruder?

Bergen.
Mein armes Vaterland! Wohlan, ich ſcheide
Mit ſchwerbelad'nem Herzen! Freund und Bruder,
Wirf nicht von dir die allerletzte Bitte:
Wenn du nicht für uns ſein kannſt, ſo verſprich,
Nicht gegen uns zu ſein!

Johann.
Bei Gottes Gnade!
Denn mein Weg geht an Eurem Kreis vorüber?

Bergen.
Bei Gott? Willſt du mir ſchwören?

Johann.

Ja, ich ſchwöre.

(Ein Wetterſchein.)

Bergen.

Mißtrauiſch aber iſt der Niederländer;
Bei Gott? Von dieſem Eid kann dich ſein Prieſter,
Der ſein Statthalter, in der Beicht' entbinden;
Schwör' mir bei deines Vaters erſtem Odem,
Der ſeine Bruſt in Gent mit Leben ſchwellte,
Schwör' mir bei deiner Mutter heil'gem Herzen,
Das friedlich ruht in niederländ'ſcher Erde,
Schwör' deinem heil'gen Vaterland den Eid:
Verflucht ſei eines Kindes böſe Hand,
Die gegen ſeine Mutter ſich erhebt!

Johann.

Ich ſchwöre! —

(Ein Blitz mit Donner.)

Bergen.

Sieh' bei dieſem Wetterſchein
Schrieb Gottes Engel deinen Eidſchwur ein!
So lebe wohl!

Johann.

Derſelbe Engel leuchte
Auf deinen Weg! Grüß' mir das Vaterland
Von ſeinem Sohn, der hier im gold'nen Kerker
Die Arme durch die Gitter nach Euch breitet.

(Bergen ab.)

Sechſter Auftritt.

Johann. Escovedo. Zuletzt **Arthur.**

Johann.

Haſt du gehört?

Escovedo.

Zu viel!

Johann.

Wie, Escovedo?

Escovedo.

Zur G'nüge giebt's Meineide in der Welt,
Wozu gebraucht es mehr?

Johann.

Du biſt verdrießlich?

Escovedo.

Mir thut der Kopf weh von der Abendluft.
Da kommt dein luſt'ger Knabe.

Johann.

Arthur! Arthur!

Arthur

(über der Hand ein weißes Tuch, mit welchem er eine weiße Roſe trägt).

Ich bin es, gnäd'ger Herr!

Johann.

Haſt du ſie geſeh'n? Haſt du ſie geſprochen?

Arthur.

Habt Ihr nicht mich geſchickt? Und heiße ich nicht Arthur und bin in Brabant geboren und wurde in Spanien erzogen? Da wird was Gutes d'raus werden!

Johann.

Bewundere dich morgen, jetzt denke an mich!

Arthur.

Und an ſie! O wie iſt ſie ſo ſchön! Wißt Ihr, was ich heute in ihren Augen entdeckt habe: — die Sterne im Schwarzen werden ſo weit, ſo groß, wenn ſie von Euch ſpricht!

Johann.

Du haſt ſie geſehen? Du haſt ſie geſprochen?

Arthur.

Sie gab mir eine Roſe aus ihrem Strauße und ſagte: „Mehr kann ich nicht weggeben, denn das Uebrige gebrauche ich für dieſen Abend im Theater!“ Da winkte ſie mit der Hand und entließ mich, und da bin ich und da, da iſt die Roſe — ſeht, ich habe ſie nicht angerührt mit bloßer Hand! —

Johann

(zu Escovedo und Arthur).

Erwartet mich daheim um Mitternacht!
Wie iſt dir, Escovedo?

Escovedo.

Ach, der Schlaf,
Mein alter, wunderlicher Arzt, wird mir
Beruhigen die aufgeregten Nerven.
Schlepp' mich nach Hauſe, Kind! Ich wünſche noch
Dem Hauſe Oeſterreich vergnügte Nacht!

(Escovedo legt den Arm über Arthur's Nacken, Beide ab.)

Johann (allein).

Er kennt den Stern, der dieſem Abend funkelt.
Das Leben will in großen Wogen branden,
Ich werfe mich hinein; ſtolz brauſt die Fluth,
Nicht wild genug, mein Blut zu übertoben. (Johann ab.)

Siebenter Auftritt.

(Im Theater. Ein kleines, elegantes Zimmer vor der Loge, zu welcher eine mit rothem Vorhang verſehene Thür führt. So oft der Vorhang bei dem Heraus- und Hineingehen ſich theilt, fällt Lichtſchein aus dem Theater herein. Muſik des Zwiſchenactes im Hintergrunde.)

Maria de Mendoza kommt mit **Ines** aus der Loge herein.

Ines.

Pedrillo giebt vortrefflich ſeine Rolle
Voll Gluth und Leidenſchaft und doch mit Maß,
Daß noch ein ſeid'ner Faden Laub und Blumen
Sinnvoll zu einem Kranz zuſammenhält.

Maria.

Das Leben nur ein Traum? Das Stück iſt traurig.

Ines.

Ich bin geſpannt, wie es noch enden wird.

Maria.

Wie viele Acte haben wir geſehen?

Ines.

Ihr hört Muſik zum zweiten Zwiſchenact;
Maria iſt ſchwermüthig und zerſtreut?
Es hängen Eure Blicke an der Thür?
Noch kann er kommen.

Maria.

Wer?

Ines (an der Thür)

Ich höre Schritte
Im ſchwungvoll leichten Gang! Er iſt es doch!
Nun ſteht er vor der Thür! Ich eil' zurück
In unſ're Loge, Aufſehn zu vermeiden!
(Im Abgehen.)
„Das Leben iſt ein Traum!“ Da iſt er ſelbſt.
(Während Johann herein kommt, tritt **Ines** zurück in die Loge.)

Achter Auftritt.

Johann. Maria.

Maria.

Johann von Oeſterreich!

(Sie will ihm entgegeneilen, die Glieder verſagen ihr, im Zuſammenſtürzen fängt Johann ſie auf.)

Johann.

Erſchreck' ich dich?

Maria.

Ich habe mich zu ſehr nach dir geſehnt!
Und weißt du denn?

Johann.

Um Alles, Alles ſchon!
Verlieren ſoll ich dich — vielleicht? du ſtehſt
Bei meinem Bruder Philipp hoch in Gnade.

Maria.

Wie biſt du doch ſo bleich, die Gluth der Wangen
Iſt dir getreten in die Augenſterne;
Nur nicht mit ſolchen Blicken ſieh' mich an!

Johann.

Verloren, wirklich hätt' ich dich verloren?
Warum kannſt meinen Blick du nicht ertragen?
Du ſchweigſt? Was ſucht dein Auge auf dem Boden?

Maria.

Ich blicke in das Sargbett unſ'rer Liebe.

Johann.

Don Perez iſt allmächtig an dem Hof,
Er kennt die Sinnesart von ſeinem Herrn;
Ihr werdet dort die erſte Rolle ſpielen.

Maria.

Es iſt genug. Das heiligſte Vertrauen
Hat Euch den Weg in dies Gemach gezeigt;
Mißtrauiſch habt Ihr tödtlich mich beleidigt.
Ihr kennt mich nicht und habt mich nie geliebt,
Wenn nicht geliebt, geachtet nicht einmal.
Ihr hättet ſo gering nicht von mir denken,
Es Eure Worte nicht verrathen ſollen,
Und wär' ich die geringſte Tochter Spaniens!
Señor! Ihr habt getreten auf mein Herz,
Und hier verblutet es zu Euren Füßen.

(Sie verhüllt ſich das Geſicht und ſinkt in den Polſter, Johann kniet zu ihren Füßen nieder, ihre Hand faſſend.)

Johann.

Was Wunder, wenn ich ſelbſt mich ganz verliere,
Verlor ich dich; du biſt mein Paradies;
Verſinkt es mir, bleibt nur die Hölle übrig,
Und eine Hölle gährt in meinem Blut.
Ein Ungefähr hat Perez heut' gerettet
Vor meiner ausgeſtreckten Degenklinge;
Ich bin erregt, ja, ich bin außer mir!
Laß' deiner Augen Sternenlicht mich ſchauen,
Sancta Maria, um mich wird es Nacht!

Maria.

O hätte nie dein Auge mich erblickt!

Johann.

Ich ſeh' dich an, und kann dich nicht begreifen.

Maria (ſich erhebend).

Noch könnte ich heimkehren in das Kloſter
Zu meiner Mutter Schweſter, die mich liebt,
Die mich erzogen hat, und unterſinken

Mit einer unvergänglich ſchönen Trauer. —
So ſtieg gewaltig Kaiſer Karl der Fünfte
Vom Thron hinunter in das Grab des Kloſters —

Johann.

Und ich, ſein armer und verſtoß'ner Sohn,
Ein Bettler vor der Thüre meines Bruders,
Des Königs Philipp, der die Welt geerbt!
Des Tagelöhners Sohn kann ich beneiden,
Er erbt des Vaters Art und ſeine Kundſchaft;
Was habe ich vom kaiſerlichen Vater,
Der eine Welt zur Erbſchaft hinterließ?

Maria.

Du Undankbarer, zehnfach ſeinen Geiſt,
Ein Königreich in jedem Tropfen Blut;
Und deine Mutter, deine arme Mutter,
Die Niederländerin hat dir gegeben
Die gold'nen Reize ihrer blonden Heimath!
So reich biſt du bedacht.

Johann (in tiefſter Niedergeſchlagenheit).

Ich bin der Baſtard;
Und mein iſt keine Seele auf der Erde.

Maria.

Du kennſt ſie nicht? Mein Freund, und kennſt ſie nicht?

Johann (für ſich).

Und huldigend ſinkt Niemand auf ein Knie.

Maria (leidenſchaftlich).

Johann von Oeſterreich! — Doch eine Seele!

Johann

(zu ihr niederknieend, ihre Hände haltend).

Und mein gehört die ganze, große Welt!

(Man hört draußen vom Theater [illegible] und Händeklatſchen.)

Jora (hervortretend).

Denn ein Traum iſt unſer Leben,
Selbſt die Träume ſind nur Traum!

Zweiter Act.

Johann's Quartier.

Erſter Auftritt.

Johann. Arthur.

Johann.

Merk' auf! — Unfern der Stadt, ein wenig abſeits
Links von der Straße nach Aranjuez
Liegt oben unter den Kaſtanienbäumen
Ein altes Kirchlein, in das Raſenland
Bis über ſeine Schwelle eingeſenkt;
Davor im Garten wird ein Prieſter ſitzen,
Gebückt vom Alter, ſchneeweiß iſt ſein Haar,
Sein Bart fällt ihm beinah' herab zum Gürtel;
Zu dieſem tritt! Verſtehſt du mich? Dem küſſe
Die rechte Hand und frage: „Brennt die Kerze?"
Merkſt du die Frage?

Arthur.

Ob die Kerze brennt?

Johann.

Ganz recht! Merk' auf! Und giebt der Greis zur Antwort:
„In einer Stunde!" Knabe, flieg' dann ſchnell

Zurück, als liefſt du Wette mit dem Sturmwind,
Als hetzten Höllenhunde deine Seele,
Und hier, hier wär' das heilige Aſyl!
Merkſt du auch auf?

Arthur.

Ich bin ein Niederländer.

Johann.

Doch ſpricht der Greis: „Die Sonne fällt in's Meer!“
Dann aber, Arthur, haſt du gute Weile,
Dann magſt du langſam, wie die Schnecke, kriechen,
Denn allzufrüh kommt immer böſe Kunde!
Schnell! Schnell! Als jagte hinterdrein dem Läufer
Die Kugel der Kanone! Nun hinaus! (Arthur ab.)

Johann (allein).

Es iſt die Zeit verhext in eine Kröte,
So ſchleicht ſie giftgeſchwollen mir vorüber.
Doch ſind zwei Jahre hin, ſeit ich dem König
Granada unterjochte und aus Spanien
Mahommeds Kinder über's Meer gejagt,
Und Sultan Selim rüſtet ſeine Flotten,
Den Halbmond an der Chriſtenheit zu rächen;
Doch ich ſoll dumpf hier in mir ſelbſt verbrüten.
So roſtet denn mein Degen in der Scheide,
Und längſt hätt' mich der inn're Gram verzehrt,
Hätt' nicht Maria, unſ're Liebe nicht
In böſen Stunden aufrecht mich gehalten.
Auch dieſer Troſt ſoll mir entriſſen werden;
Hier irrt Ihr Euch! Hier greift Ihr mir an's Herz!
Entzwei reißt des Gehorſams enge Kette;
Ich bin gereizt, und bis zum Tod verletzt.

Zweiter Auftritt.

Escovedo. Johann.

Johann.

Mein bleicher Escovedo?

Escovedo.

Nur ſein Traum.

Johann.

Biſt du nicht mein Genie, das unermüdlich
Die Weltzuſtände mir in Sternenbildern
Zuſammenfügt zu wundergroßen Planen?
Zu Schattenriſſen unerhörter Thaten?
O höre mich, ich brauche deine Klugheit!

Escovedo.

Zu Schattenriſſen? Ich bin ſelbſt ein Schatten
Von dem — ich fühl' es ganz — was die Natur
Aus mir zu machen einſt gewillt geweſen.

Johann.

Du thuſt dir ſchmerzlich Unrecht.

Escovedo.

Unrecht! ja, das war es.
Am Unrecht bin ich krank in dem Gemüthe,
Krank, wie ganz Spanien.

Johann.

Was meinſt du, Freund?

Escovedo.

Was iſt ein Menſch, dem man Vernunft und Willen
Aus ſeinem Haupt geriſſen? und dazu
Die Phantaſie, die ſelbſt dem Jagdhund bleibt,
Höfiſch verfälſcht! der Dienſt iſt unſ're Freiheit —

Der Dienſt am Hof — der Ruhm, nur Dienſt bei Damen
Die Liebe, und der Rang im Dienſt — die Ehre.
Und ſo wie ich, iſt Spanien nur ein Traum
Und ein blutſaugendes Geſpenſt geworden,
Das zu der Nachtzeit an die Betten ſchleicht
Und in dem Schlaf die neue Zukunft würgt!
Oh! Oh! den Pfahl, den Pfahl mir in das Herz!

Johann.

Mein Escovedo, deine Phantaſie,
Die weltzerwühlende, wird dich noch tödten;
Und ich gebrauche dich und mich jetzt doppelt.

Escovedo.

Ich ſah in Holland wo in einem Garten
Ein ſelt'nes Kunſtſtück einer Gärtnerſcheere: —
Zu Thieren war das Buſchwerk zugeſtutzt,
Hier grünte eine Linde als Kameel,
Dort ein Wachholderſtrauch als Stacheligel,
Und da der Berbisſtrauch als Kettenhund.
So wird in Holland Baum und Buſch dreſſirt,
In Spanien, doch in Spanien ſo die Menſchheit.
Ach, welche Wolluſt müßt' es ſein, die Aeſte
Nach eigenem Geſetz emporzubreiten
Und Sonnenſchein und Regen aufzufangen —
Als freies Weſen in der freien Welt!

Johann.

Wenn du den Lebensmuth ſo ganz verlierſt,
Was wird aus unſ'ren Plänen?

Escovedo.

Träume! Träume!
Doch nein! nein! mehr als dies! In dieſer Zeit

Bleibt Eins nur wahr — die friſche, wilde That,
Die ſelbſt zur Wahrheit eine Lüge macht.
Mir iſt die That verſagt. Eh' ich im Zweifel
Mich ſelber wiederfand, war meine Jugend
Bereits davon vergiftet. Weißt es ja,
Daß der gewöhnlichſte Gedanke ſchon,
Will ich ihn drängen bis zur That hinaus,
Mir Kopfweh macht, bis meine Sinne ſchwinden.
Für mich iſt ſchon das Denken eine Arbeit!
Ich ſchäme mich. Im Netze meiner Nerven
Liegt doppelt Mark umſchlungen und gefangen
Zu dem Gelächter der Unſterblichen.

Johann.

Ich kenne deine Art; du hüllſt dich gern
In Wetterwolken, um hervorzuſpringen
Mit der Gewalt des zündenden Gedankens.
Du hörſt mich nicht; erwache, Escovedo!

Escovedo.

Gott weiß allein, was Ernſt iſt oder Phraſe;
Denn Worte nur und Worte lügen immer;
Doch kommt mir jetzt ein klarer Augenblick.

Johann.

Nun Gott ſei Dank! Was giebt's für mich zu thun!

Escovedo.

Wie ſtehſt du mit dem König?

Johann.

Dieſen Morgen
War ich zur Audienz: dort ſuchte ich
In meines Vaters Sohn das Herz des Bruders,
Er hatte nur für mich ein Marmorlächeln;
Das war kein Menſch, vor dem ich dort geſtanden.

Escovedo.

Sprachſt Du von deinem Plan?

Johann.

Er brachte ſelbſt
Unmerkbar mich darauf, er ſchilderte
Mit klugem Wort die drohende Gefahr,
Die auf dem Meer heran der Türke ballt,
Die Wetterwolken auf einander thürmend.
Da ward ich warm, fußfällig bat ich ihn,
Das Heil der Chriſtenheit und Spaniens
Und über ſeine Flotten den Befehl
Dem jüngſten ſeiner Feldherrn zu vertrauen.

Escovedo (lächelnd).

O hätt' ich doch ſein Antlitz da geſeh'n.

Johann.

Und ich geſtand, daß ich ſeit Jahren ſchon, —
Seit der Belagerung von Maltha — eifrig
Den Krieg zur See ſtudirt, — den Dienſt
Vom Schiffsjung' bis hinauf zum Admiral.

Escovedo.

Und König Philipp haſt du das erzählt?

Johann.

Wie ich, was Buch und Karte mich nicht lehrten,
Mir ausgeforſcht von alten Capitainen,
Selbſt von Piraten, daß im Mittelmeer
Nicht eine große Schlacht geſchlagen worden,
Die ich im Plan nicht mitgeliefert hätte.

Escovedo.

Der König lächelte?

Johann.

Er hob mich auf
Und lobte meinen Fleiß, dann fragt' er mich:
Wie ich auf die Gedanken wär' gekommen?

Escovedo.

Und du, du ſchwiegſt?

Johann.

Es kochte mir das Herz,
Ich ſprach vielleicht nicht ohne Bitterkeit:
„Dir hat der Vater Reich und Macht vererbt, —
Denn mich ſchloß aus der Makel der Geburt, —
Das Eine aber hinterließ er mir —
Den großen Plan, der ihm mißglücken wollte: —
Die Türken aus Europa zu vertreiben.“

Escovedo.

Wie nahm's der König hin?

Johann.

Er ſah mich an
Und ſprach darauf: „Man hätte kaum geglaubt,
Daß Don Johann, ſo ſiegreich bei den Damen,
Noch denken mag an andere Triumphe.“

Escovedo (lachend).

Ein eiferſücht'ger König! Hätt' ich doch
Für klüger ihn gehalten! Sieh', das freut mich,
Daß er ſich ſo in unſ're Hand gegeben.

Johann.

Du biſt mir unverſtändlich und ich weiß
Das Eine nur, daß ich ihm hier nicht weiche;
Er tröſte ſich bei ſeiner Eboli,
Doch die Mendoza iſt noch heut' gerettet.

Escovedo.

Ein günſt'ger Zufall ſtehe jetzt uns bei!
In meinem Hirn iſt eine hohe Jagd,
Und die Gedankenhunde ſchlagen an, —
Und irr' ich nicht, ſo iſt der Hirſch gefunden!
Doch halt! Haſt du den päpſtlichen Legaten
Noch nicht geſprochen? Gegen Mittag iſt er
Hier eingetroffen. Welche Ausſicht, Freund!

Dritter Auftritt.

Ein **Diener**, dann **Sega**, der päpſtliche Legat. **Vorige.**

Diener.

Der päpſtliche Legat.

Johann.

Er iſt willkommen. (Diener ab.)

Escovedo.

Ich zieh' mich in den Hinterhalt zurück.
(Escovedo zur Seite ab.)

Sega (tritt ein).

Die heil'ge Kirche ſegnet ihren Sohn.

Johann (ihm die Hand küſſend).

Der frommen Hand, die ſolchen Segen bringt. —
Es treten mir die Thränen in die Augen,
Seh' ich in Euer ed'les Angeſicht,
Das meinem kaiſerlichen Vater ſchon
Tröſtlich geleuchtet auf dem Lebenspfad
Bis an das Grab. O, möchtet Ihr dem Sohne
Nur einen Theil von ſolcher Huld vererben!

Sega.

Will Don Johann, ſo braucht er nur zu kommen
An dieſes Herz, — für ihn ein Vaterherz.

Johann.

Mein zweiter Vater!

Sega.

Amen! Sei es ſo!
Ihr wart ein Knabe noch, als ich zuletzt
Euch hier geſeh'n. Nun bin ich alt geworden.

Johann.

Doch ſeid ſo rüſtig Ihr von Rom gekommen,
Daß dem Courier, der Euch vorausgeflogen,
Ihr auf die Ferſe faſt getreten ſeid.

Sega.

Bei ſturmbewegtem Meer muß die Erfahrung
Das Steuer lenken, und Erfahrung hat
Man erſt als Greis; — und in Gefahr, wie nie,
Kämpft jetzt das Schiff der Kirche in der Brandung.
Und nicht genug, daß immer wüthiger
Die deutſche Ketzerei, die gottverfluchte,
Reiche und Völker in die Irre lockt,
Hat ſich der alte Feind der Chriſtenheit,
Der Türke angethan mit ſeinem Grimme,
Zu unterjochen alle Chriſtenreiche
Am Mittelmeer. In ſolcher Zeitennoth
Tritt ſelbſt der alte Sega an das Steuer.
So komme ich von Rom zu König Philipp, —
Den Gott erleuchten mög' zu unſ'rem Heile! —
Mit allen italieniſchen Geſandten,
Ein Bündniß abzuſchließen zu der Abwehr
Gemeinſamer und tödtlicher Gefahr.

Johann.
Ha! Vater, gebt das oberſte Commando
Mir über Spaniens und Venedigs Flotten,
So reiße ich den Halbmond von dem Himmel.

Jega.
Laß' deine Hoffnung unſ're Sorge ſein.
Ein jeder deiner Schritte iſt behütet
Vor offener und heimlicher Gefahr,
Und wo du gehſt und ſtehſt, biſt du bewacht;
Ich frage dich: Willſt du der Unſ're ſein?

Johann.
Leitet mich, Vater, auf den Weg zum Ziel!

Jega.
So viel man dient, ſo viel kann man auch herrſchen.

Johann.
Wohin wollt Ihr mich führen?

Jega.
Zur Gewalt!
Sohn Karls des Fünften! lege dein Geſchick
In unſ're Hand, wir flechten dir daraus
Die ſchönſte Krone in der Chriſtenheit!
Vertraue dem Geheimniß! Willſt du uns
Gehorſam angeloben?

Johann.
Ich gelobe.

Jega.
Ade, mein Commandeur der Chriſtenflotte! (**Jega ab.**)

Vierter Auftritt.

Johann. Escovedo eintretend.

Johann.

Ha, wach' ich, träum' ich? Weck' mich, Escovedo!

Escovedo.

Er hat dir viel verſprochen.

Johann.

Und mir iſt
Wie dem Ertrinkenden, der krampfhaft greift
Nach jedem Grashalm, der vorüberſchwimmt.

Escovedo.

Die nackte That nur iſt die Wirklichkeit,
Sonſt iſt doch Alles Nebelbild und Traum.

Fünfter Auftritt.

Perez. Vorige. Später **zwei Officiere.**

Perez.

Sennor! nach der Begegnung in dem Wäldchen
Kann ich nur unfreiwillig zu Euch kommen.

Johann.

Sennor, wie's Euch beliebt.

Perez.

Mein gnädigſter
Gebieter ſendet mich. Ihr dürft die Rückſicht,
Die darin für Euch liegt, nicht überſehen.

Johann.

Was ſucht man hier?

Perez.

Euch iſt gar wohl bekannt,
Wie plötzlich, unerwartet, räthſelhaft
Die Majeſtät wohl einen Einfall hat.
Als nach der Meſſe ich zum Handkuß kam,
Sprach Allerhöchſtdieſelbe zu mir huldvoll:
„Don Perez geht zu Don Johann und läßt ſich
Ausliefern deſſen ſämmtliche Papiere.“

Johann.

Das iſt Verrath! Das iſt Beleidigung!
Ein Ueberfoll im Heiligthum des Hauſes!
Bin ich ein Dieb, ein Mörder, ein Verräther?
Geht zu dem König, ſagt, ich ſei ſein Bruder;
Er ſoll' beſchimpfen nicht des Vaters Blut.

Perez.

Am Mindeſten will ich unnöthig kränken;
Ihr möchtet wähnen, daß aus Rache nur
Ich gegen Euch verführe. Doch ſo lange
Hier der Befehl mit Königs Unterſchrift
Noch ſichtbar iſt, hält er mich auch gebunden.
Die Officiere, welche mitgekommen,
Hab' ich zu Zeugen mir erbitten müſſen.

(Zwei Officiere kommen. **Perez** übergiebt **Johann** eine Schrift.)

Kann ich Euch irgendwie gefällig ſein?
Dies mein Befehl! Wenn er vernichtet iſt,
So mangelt mir auch die Beglaubigung,
Und ich empfehle mich.

Escovedo (heimlich zu **Johann**).

Johann! Nein! Nein!

Johann (in das Schreiben blickend).

Des Königs Namenszug?

Escovedo.

Du mußt dich faſſen, Freund!

Perez.

Um Alles weiß der König, wie Ihr wißt!
So war bereits ihm unſer Zwiſt bekannt,
Als dieſen ſchweren Auftrag ich erhielt:
Ich fühle ganz für Euch darin den Stachel.
Nur mich laßt dieſen Zufall nicht entgelten.

Escovedo (zu Johann).

Verſtopf' die Ohren! Bändige die Zunge!
Nur jetzt gieb keine Blöße dem Verſucher!

Perez (für ſich).

Der junge Mann dürft' noch zu guter Zeit
Für ſich allein den ganzen Witz gebrauchen.

Escovedo (zu Johann).

Gieb mir das Blatt!

Johann.

Nimm hin! Nimm hin!

Escovedo (zu Perez).

Wir fühlen uns geehrt, dem Könige
Beweiſe unſ'res Fleißes vorzulegen.

Johann (in einem Armſtuhle).

Still! Still! mein Herz!

Perez (zu Escovedo).

Ich werde Euch beſonders
Zu rühmen wiſſen.

Escovedo (zu Perez).

Darf ich Euch bedienen?

(Perez und Escovedo an Johann's Arbeitstiſche. — Escovedo übergiebt ihm die Schriften und Zeichnungen, wie ſie in Nachfolgendem erwähnt ſind.)

Perez.

Ihr ſeid ſehr höflich.

Escovedo.

Hier in dieſer Mappe
Befinden ſich die Studien des Dienſtes
Zur See!

Perez (blättert darin).

Welch' feine Zeichnung! Sieh' doch da —
Ein Plan zu einer Seeſchlacht!

Escovedo.

Hier die Karte
Vom Mittelmeer, hier im beſonderen
Das Meer mit allen Häfen von Morea.

Perez

(übergiebt die Mappe den beiden Officieren, welche auf ſeinen Wink herangetreten ſind, ſo auch jedes folgende Werk).

Da iſt ein rühmlich' Werk.

(Er nimmt ein Tagebuch und lieſt die Aufſchrift.)

Die Thaten Philipps
Des Zweiten; ah, nur Ueberſchriften noch!

(Er lieſt, indem er blättert.)

„Reiſe von Madrid nach dem Escurial, —
Reiſe vom Escurial nach Toledo, —
Von Madrid nach Aranjuez, —
Von Aranjuez nach Prado, —
Von Prado nach dem Escurial. —"

(Boshaft.)

Ein feiner Spott; der König liebt den Scherz.

Escovedo.

In dieſen Portefeuillen ſind die Briefe,
Die Don Johann in dieſer Zeit erhalten.

Perez (blättert darin).

Hier giebt's nur Herrenhandſchrift.

Escovedo.

Mit den Damen
Hat er die Blumenſprache nur beliebt.

Perez.

Der Förmlichkeit, die hier allein in Frage,
Iſt ſo genug geſchehen. Nur der Dienſt
Soll mich entſchuldigen.

Johann.

Ich bedauere
In Euch den Edelmann. Gehabt Euch wohl!

(Perez mit den Officieren ab.)

Sechſter Auftritt.

Johann. Escovedo. Zuletzt **Arthur.**

Johann (aufſpringend).

Schaff' mir die Plane wieder, Escovedo!
Ha, Sega! Thor, war das dein Glück bei Philipp?
Es will der König mich beſeitigen,
Denn nie wird er die Kühnheit mir vergeben,
Daß ich mich um Maria widerſetze.
Ein Anderer wird mir nun vorgeſchoben,
In ſeiner Hand mein Anſchlag! Und der Sieg!
Und heimkehrt dieſer And're im Triumph,
Ihm jubelt zu die Welt, — mit Wundenmalen
Häng' ich am Kreuz, mit einer Dornenkrone,
Und auf die Erde niedertropft mein Blut.

Escovedo.

Neid und Gewalt ſind fürchterliche Feinde;
Doch Klugheit überwindet ſelbſt den Teufel.

Johann.

Er tritt mir auf das Herz. O, Vater, Vater!
Vernimmt dein Geiſt den Angſtſchrei meiner Seele,
So wirf von dir des Todes ſchwere Feſſel,
Stoß' von dem Sarg den Deckel, ſpreng' das Grab,
Und tritt hervor und richte zwiſchen mir
Und König Philipp, deinen beiden Söhnen!
Ich habe dich, ich habe ihn geliebt
Mit jeglicher Empfindung meiner Seele,
Mit jedem Odemzug; ich hab' in ihm
Noch mehr verehrt die Majeſtät des Königs —
An ſeinen Augen-Wimpern hing mein Blick —
An jedem Wink — wie göttlichem Befehl, —
Ich war ihm treu, gehorſam und noch jetzt!
Geiſt meines Vaters, duld' den Mißbrauch nicht
Von der Gewalt, die ihm gegeben iſt,
Als ält'rem Bruder und als meinem Herrn!
O Gott im Himmel, laß' mich deine Kniee
In dieſem Aufruhr meines Innerſten
Flehend umſchlingen — zeige, zeige mir
Den rechten Weg zum Herzen meines Bruders! —
Es ſchweigt der Himmel und ich liege zuckend
Als Opferthier vor meinem Bruder Kain. —

(Er drückt die Hand auf's Herz, als fühle er dort einen heftigen Stich, und ſinkt in einen Seſſelſtuhl.)

Escovedo.

Die Leidenſchaft iſt mächtiger, als er,
Sie ſtreckt mit einem Keulſchlag ihn zu Boden.

Das Leben iſt nicht werth, es mitzuleben,
Und Selbſtmord wird in ſolcher Zeit zur Tugend. —
Er regt ſich. Sprich, Johann, was iſt dir, Freund?

Johann.

Es war ein heft'ger Schmerz in meiner Bruſt!
Ich will nicht mehr an König Philipp denken;
Ganz mein gehören ſoll noch dieſer Abend!
Iſt Arthur noch nicht da? Ich ſehne mich
Nunmehr nach ſeiner Botſchaft. Iſt er da?

Escovedo.

Zur Zeit noch nicht.

Johann.

Wie hoch iſt's an der Zeit?

Escovedo.

Die Sonn' geht unter.

Johann.

Sagte dies der Knabe,
Dann, Escovedo, bleibt der Tod nur übrig.

Arthur (ſchnell herein).

„Die Kerzen brennen!“ läßt der Prieſter ſagen.

Johann.

Hinweg, Ihr ſchwülen Wolken dieſes Tages!
Es zieht herauf die ſternenhelle Nacht.
Kennſt du die kleine Kirche an der Straße,
Dicht vor dem Thore gen Aranjuez?
Dort, dort wird mich Maria jetzt erwarten
Zur heimlichen Vermählung! Escovedo!
Es giebt nur ein Glück, das von Macht und Ruhm
Nicht überwogen wird: in friſcher Jugend
Das volle Maß der wunderbaren Liebe! (Johann ab.)

Siebenter Auftritt.

Escovedo erſt allein; dann **Pedro de Lara.**

Escovedo (allein).

Was war das? Welch ein Strich durch unſ're Plane!
Er iſt verloren. Wie? — Nein! Nein! Ich Thor!
O, wie beneidenswerth iſt eine That!
Die albernſte iſt klüger, als die Klugheit.
Des Königs Neid auf ſeinen edeln Bruder
Liegt zähneblökend überall im Wege;
Da hetzt Johann's Verwegenheit auf ihn
Den Drachen Eiferſucht. Daß nun ein Teufel
Den andern nicht verfehlt, iſt meine Sorge.
Der König ſoll noch froh ſein, wenn ihm jetzt
Gelegenheit ſich zeigt, den Nebenbuhler
Zu ſenden in den Krieg. Steh' mir nun bei,
Du luſt'ger Zufall, Schalksnarr dieſer Welt:
Im eig'nen Netz den König zu verſtricken;

(**Pedro de Lara** tritt ein.)

Und ſieh', er kommt — als Cavalier vom Schlüſſel.

Pedro.

Die Majeſtät befiehlt, daß Don Johann
Zur Conferenz erſcheine; denn es drängen
Der päpſtliche Legat und die Geſandten
Von Genua und von Venedig heute
Noch auf Entſcheidung in der türk'ſchen Sache.

Escovedo.

Der römiſche Legat weiß es allein,
Wo Don Johann jetzt iſt; mögt Ihr, Don Pedro,
Deshalb an ihn beſtellen ein Billet?

Pedro.

Recht gern.

Eſcovedo (ſchreibt).

Zwei Zeilen nur!

(Er bricht den Brief und ſiegelt.)

Hier ſind ſie ſchon.

(Er übergiebt ihm das Billet.)

Pedro.

Und dies Billet beſcheinigt mir, daß ich
Hier den Befehl beſtellt. So gute Nacht! (Pedro ab.)

Eſcovedo (allein).

O ſchöne Teufelei der Politik,
Heut' hab' ich meine Seele dir verſchrieben.
Das Meine iſt gethan, nun mag zuletzt
Der kluge Sega krönen unſer Werk.. (Ab.)

Achter Auftritt.

Nacht und Mondenſchein. Garten vor einer alten Kirche, welche den Hintergrund abſchließt; das Thor iſt offen, man kann hineinſehen auf den Altar, auf welchem die Kerzen brennen, rechts eine Thür zum Garten, welche verſchloſſen iſt. Von einer Seite **Maria** im bräutlichen Schmucke, von der andern **Johann**, einander in die Arme fliegend.

Johann. Maria.

Maria.

Johann!

Johann.

Maria! Endlich biſt du mein,
Und hinter mir liegt dieſes Lebens Qual.

Maria.

Mir pocht das Herz vor Angſt, es könnte Alles,
Wie Nebelbild, zu Thränen rings zerrinnen.
Johann, wenn ein Verräther uns entdeckte?

Johann.

Ich ſeh' ſchon einen.

Maria

(ſich ängſtlich an ihm verbergend)

Wo?

Johann.

Den Maienmond,
Der durch den Schnee der Mandelbäume träumt,
Die vor Entzücken ſchwere Thränen weinen.

Maria.

Du arger Schelm! Mir ſtockte ſchon der Odem.
Still! Hörſt du nicht ein Flüſtern aus der Ferne!

Johann.

Es ſind verlor'ne Stimmen aus den Straßen,
Die noch wie müde Käfer uns umſchwirren.

Maria.

Jetzt hör' ich deutlich eine Zither klingen
Zu ſüß verſchwimmendem Geſang! Johann?

Johann.

Es iſt ein Herz, das liebt. Du zitterſt noch?

Maria.

Mir iſt, ich weiß nicht, wie? Ich bin betäubt
Vom Duft des Lorbeers und der Nachtviolen.

(Ein Glöckchen läutet.)

Wie hell das klingt!

Johann.

Maria, dieſes Glöckchen
Giebt nun das Zeichen, daß der Prieſter d'rin
Am Altar uns erwartet. Heimlich — heimlich
Iſt unſere Vermählung und ſo glücklich.
Sag' deiner Mädchenfreiheit das Ade!

Maria.

Geliebter Mann, mir thut das Herz ſo weh.

(Beide ab in die Kirche, deren Thür ſich von Innen verſchließt. — Man hört das Glöckchen aus der Kirche. — Pauſe.)

Neunter Auftritt.

Links an der verſchloſſenen Thür zum Garten wird ſtark gepocht. **Perez'** Stimme und **Soldaten** von Außen.

Perez (draußen).

Holla! Holla, aufgemacht im Namen des Königs! Oeffne das Thor, wer uns hört! Holla! Regt ſich Niemand d'rin? Wißt, es giebt auch einen ſtillſchweigenden Hochverrath! — Alles ſchweigt. Holla! Schlagt die Thore ein! Hinan! hinan! Noch einen Ruck! — Noch einen! — Jetzt kracht es in den Angeln! Noch einmal! Gut gemacht, Ihr Burſchen!

(Perez mit Soldaten herein.)

Perez.

Alles dunkel. Ergebt Euch, Don Johann von Oeſterreich! Es thut mir in der That leid, daß ich Euch bei einem Abenteuer ſtören muß, aber der Befehl des Königs!

(Pauſe.)

Seht Ihr Nichts, Ihr Leute?

Soldaten.

Nein! Nein!

Perez.

Zu ſpät! Es wird zu ſpät ſein! Er wird es dem König bezahlen. Zwei von Euch halten die Thür beſetzt, Ihr zwei Andern voraus! Nun laßt uns weiter vorrücken! Ihr ſteht ſtill? Was giebt's hier?

Soldaten.

Eine Kirchenthür.

Perez.

Offen?

Soldaten.

Nein!

Perez.

Oeffnet im Namen des Königs!

(Das Thor der Kirche fliegt auf.)

Zehnter Auftritt.

Johann, Maria mit dem linken Arm umſchlingend, ſteht im Eingange, den Degen vorſtreckend, zu beiden Seiten **Chorknaben** mit Wachskerzen, weiter zurück, auf einer Stufenerhöhung der **alte Prieſter** mit dem Crucifix. **Vorige.**

Johann.

Wer iſt ſo frech, mit wildem, wüſtem Lärm
Die Ruhe dieſes Heiligthums zu ſtören?

Perez.

Ungnade, wie Ihr merkt, kommt nie zu ſpät!
Im Namen Seiner Majeſtät des Königs —
Verhaft' ich Euch! Gebt Euern Degen ab!

Johann.

Soldaten, habt Ihr unter mir gedient?

Ein Soldat.

Ich und mein Nebenmann.

Johann (commandirt).

Kehrt Euch! Ab!

(Die Soldaten marſchiren zurück und poſtiren ſich bei der [illegible].)

Perez.

Verrath! Verrath an Seiner Majeſtät!

Elfter Auftritt.

Bei den letzten Worten **Johann's** iſt **Vega,** der päpſtliche Legat, begleitet von den **Räthen** des Königs, eingetreten, ihm zur Seite wird auf rothſammtnem Kiſſen ein Commandoſtab getragen. — **Kerzenträger,** welche mitgekommen ſind, treten zur Seite.

Vega.

Im Namen Gottes, Frieden ſei zur Stelle!

(Perez weicht betroffen zurück; Johann iſt mit Maria über die Schwelle getreten. Er ſtößt den Degen vor ſich in die Erde. Der Commandoſtab wird ihm dargebracht.)

Vega.

Generaliſſimus der Chriſtenheit!

(Johann ergreift den Commandoſtab, die Hände auf das Schwert geſtützt.)

Maria (neben ihm niederſinkend).

Meine Sonne! Mein Glück!

Johann

(den Stab erhebend, wie für ſich, [illegible]).

Generaliſſimus!

Dritter Act.

Kloster. Das Sprachzimmer mit einer breiten, vergitterten Aussicht in die Landschaft. Maria, als Schutzbefohlene des Klosters, in klösterlicher Tracht ohne Scapulier. Zega ihr gegenüber.

Erster Auftritt.

Zega. Maria.

Maria.

Quält mich nicht länger, denn ich liebe ihn;
Johann's Gemahlin bin ich, und wir danken
Euch und dem Kloster für den Schutz, den man
Mir doch mitleidig hier gewähren mochte.

Zega.

So sehr liebt Ihr Johann von Oesterreich?

Maria.

Gehör' ich denn nicht ihm mit Leib und Seele,
Mit jedem Odemzuge, jedem Seufzer,
Mit dem mein Tag beginnt, mit allen Thränen,
Den stummen Freunden qualdurchwachter Nächte,
Mit allen meinen Träumen, die zu ihm
Als Pilger ziehen über Land und Meer?
Ich bin ein Weib, das liebt, — was wollt Ihr mehr?

Zega.

Die größ're Liebe, die ſich ſelber heiligt
In der Aufopferung und der Entſagung.

Maria.

Entſagung? wie? Und hat Johann verlangt,
Daß ich entſagen ſoll?

Zega.

Er wird und muß es.

Maria.

Er iſt mein Herr, und mein Gemahl, er kann
Entſcheiden über mich, ſonſt Niemand mehr,
Und im Gehorſam ſoll kein Weib der Erde
Mit mir wetteifern können! Doch nun habt
Mit mir Erbarmen! Sprecht, wo weilt mein Herr?
Sind ſiegreich ſeine Flotten, ſeine Waffen?
Und wie ergeht es ihm? Wann hattet Ihr
Von ihm die letzte Nachricht? Hat er meiner
Nie mitgedacht? Werd' ich ihn wiederſeh'n?
So viele Fragen hat ein liebend' Herz —

Zega.

Und Antwort giebt darauf Euch dieſer Brief.
(Er übergiebt ihr einen Brief, welchen ſie erbricht und zu leſen verſucht.)

Maria.

Er iſt von ihm! von ihm! O, dieſe Züge
Sind nur die dunkeln Wimpern ſeiner Augen,
Ich küſſe ſie, —
(Sie küßt den Brief.)
da blicken ſie mich an,
Und Alles, was mich quälte, iſt vergeſſen.

Vega.

Bald ſollt Ihr ſelbſt ihn ſehn: denn hier vorüber
Wird er noch heute kommen nach Madrid —
Der ruhmgekrönte Held der Chriſtenheit
Als Sieger aus der Seeſchlacht von Lepanto.

(Maria ſinkt in einen Lehnſeſſel.)

Faßt Euch, Maria! Wie? Zum Tod erſchreckt?
Kalt ihre Hand und bleich ihr Angeſicht?
Starr iſt ihr Auge? Hohe Frau, kommt zu Euch!

(Für ſich.)

O welches Herz muß unſ're Politik
Hier unbarmherzig brechen.

Maria

(faltet die Hände und betet mit ſchnellen Worten).

Dank, Dank, Dank
Dir Allbarmherzigen, der du ein Ohr
Für jeden Seufzer in der Todesnoth,
Ein Auge für den Blick, der nach dir ſpäht,
Ein Vaterherz für jede Creatur —

(Sie ſinkt auf die Kniee und betet leiſe fort.)

Vega (für ſich).

Sie betet außer ſich. Vielleicht gelingt es
Da mitten in der Andacht ihren Sinn
Zu brechen. (Laut und hart zu ihr.)
Still! im Namen deines Gottes
Verwerf' ich dies Gebet der Sünderin!

Maria (fortbetend).

Mein Gott und Herr, warum verwirfſt du mich?

Vega.

Sündhaftes Weib, ſo ſpricht der Herr zu dir:
„Tritt mir nicht wieder vor das Angeſicht,

So lange du in böſer Eigenſucht
Den beſten Streiter meiner heil'gen Kirche
Abtrünnig machen willſt zu deinem Dienſte!
Hinweg mit dir, du arge Delila,
Die du die Scheere über Simſon's Haupt
In deinen Händen hältſt.“ So ſpricht der Herr:
„Mein iſt der Held — Johann von Oeſterreich,
Den Weg zum Thron, den ich ihn führen will,
Kann nicht mit ihm Mendoza's Tochter geh'n.“

(Vega ab. Pauſe. Maria hat ſich erhoben.)

Maria (allein).

Verdammt mich, tödtet mich, doch von ihm laſſen,
Das kann ich nicht, — unmöglich iſt es mir!
Und wenn es wahr iſt, was der Prieſter ſpricht,
Daß ich verdammt um meine Liebe ſei,
O, dann iſt die Verdammniß — Seligkeit!
(Marſchmuſik erhebt ſich, welche ſich bis zum Ende der Scene ſteigert.)
Halt aus, mein Herz! Was iſt das? Dieſe Klänge?
(Stimmen aus der Ferne: „Hoch Don Johann von Oeſterreich!“)
Ha! Er! Er naht — der Sieger, der Geliebte,
Mich zu erretten aus des Kloſters Kerker —
(An der vergitterten Ausſicht im Hintergrunde.)
Johann von Oeſterreich! Ach, meine Stimme
Erreicht dich nicht und an des Kerkers Gitter
Sinkt weinend, ſchluchzend die Verlaſſ'ne nieder!

(Sie gleitet am Gitter nieder.)

Zweiter Auftritt.

Schmuckloſes, kurzes, ſpärlich erhelltes Vorgemach zum Zimmer des Königs, zu welchem einige Stufen hinaufführen. Der Eingang iſt mit einem Vorhange verſehen. Escovedo kommt links zur Thüre herein, Perez rechts.

Perez. Escovedo.

Perez.

Was bringt Ihr, Escovedo?

Escovedo.

Den Bericht
Von Don Johann an Seine Majeſtät
Und die Beſchwerde über den Befehl,
Der mitten von dem Sieg ihn abgerufen;
Er war daran, mit einem kühnen Schlag
Die Türken in Europa zu vernichten.

Perez.

Johann ſchweift leicht in ſeinen Planen aus.
Euch aber wird befohlen, ungeſtört
Den Hergang vorzutragen, und zwar ſo,
Als wäre ſelbſt des Königs Majeſtät
Anweſend an dem Ort. Ihr könnt beginnen.

Escovedo (für ſich).

So bange ſchlug mein Herz nicht in der Schlacht,
Als hier bei dieſem todesſtillen Lauſchen.

Perez.

Hier kniet erſt nieder!

(Escovedo kniet an der von Perez angegebenen Stelle links von dem verhangenen Eingang in des Königs Zimmer nieder.)

Sprecht in Gottes Namen!

(Perez ab durch den Vorhang zurück in das Zimmer. Pauſe.)

Eſcovedo.

Heil meinem König!

(Der Vorhang geht von beiden Seiten zurück, man blickt in ein prächtiges, roth tapeziertes Gemach, auf einer Stufenerhöhung ſitzt der König in ſeinem Armſtuhl, in einem Gebetbuche leſend, den Roſenkranz in der Hand, rechts von ihm ſteht ſein Beichtvater, ein Dominikaner, zu ſeiner Linken Perez. Eſcovedo fährt nach einer kurzen Pauſe fort.)

Don Johann von Oeſt'reich
Grüßt ſeinen Herrn und König. Alſo lautet
Die große Siegesbotſchaft: Von Meſſina
Lief aus die Chriſtenflotte im September
Und ſuchte auf die feindliche Armada
Im Meere von Morea gen Lepanto,
Bis plötzlich in gewalt'ger Mondesſichel
Am Horizont, gleich ſpitzen Igelſtacheln,
Die türk'ſchen Maſten in die Höhe ſtarrten.
Jedwedem Chriſtenmann ſchlug bang das Herz, —
Unüberwindlich ſchien die Macht der Türken,
Unzählbar ihr Geſchwader; — doch es formte
Sich unſere Schlachtordnung. In dem Centrum
Johann von Oeſterreich, zur Linken ihm
Venedig und zur Rechten Genua.
Doch nun eilt er auf fliegender Schaluppe
Noch einmal durch die Linien aller Schiffe,
Geſtützt die Linke auf das gute Schwert,
Das Crucifix in ſeiner rechten Hand
Und mit gewalt'gen Worten Sieg verheißend.
Da wich die bleiche Angſt dem Gottvertrauen;
Er kommt zurück, vorrückt ſein Admiralſchiff;
Es fällt das Donnerzeichen zu der Schlacht —

(Johann iſt bei den letzten Worten hereingetreten.)

Dritter Auftritt.

Johann. Vorige.

Johann.

Still, Escovedo! denn hier bin ich ſelbſt!

König Philipp

(erhebt ſich, den Rücken Johann zukehrend und abgehend mit Perez und dem Mönch, welche hinterdrein folgen.)

Gott in der Höh' gebührt allein die Ehre!

(Während er mit ſeinen beiden Begleitern abgeht, ſchließt ſich der Vorhang vor dem Eingange.)

Johann.

Nur Gott allein? Was iſt hier vorgegangen?

Escovedo.

Wir ſpielen hier ein wenig Comödie.

(Leiſe.)

Der Titel iſt: „Die Eiferſucht des Königs,“
Oder: „Des Königs Nebenbuhler“, wie man will.

Johann.

„Nur Gott allein die Ehre!“ So beſcheiden
Sind wir beſchieden? Oder irr' ich mich?
Hat Gott vielleicht im Sturm und Donnerwetter
Zerſtört des Feindes Flotten bei Lepanto,
Indeß wir auf dem ſichern Lande ſaßen
Und mit Geſang die Zither dazu ſchlugen?

Escovedo (leiſe).

Wir ſind belauſcht.

Johann.

Bleib' bei mir, Escovedo,
Ich bin wahnſinnig! Mein Verſtand geht irre!
Verrathen bei Lepanto habe ich

Das Heil der Chriſtenheit und unſ're Flotte;
Ich bin ein Renegat, mit Schimpf bedeckt,
Im Koth nachſchleifend die entehrten Fahnen
Führ' ich das Heer zurück! So iſt erklärt,
Warum der König mir den Rücken wendet,
Warum den Regimentern iſt verſagt
Der Eintritt in die Stadt.

Escovedo.

Nun kommt an mich
Die Reihe zu erſtaunen! Wie? wir dürfen nicht
Einziehen im Triumph und überreichen
Die Siegstrophäen, in den Kirchen nicht
Te deum ſingen?

Johann (mit dem Fuße ſtampfend).

Nein! Nein! Nein! Vielmehr
Will man dem Heer nur einen Raſttag laſſen
Auf freiem Felde vor dem Thor der Stadt.

Escovedo.

Und dann?

Johann.

Nur Gott allein die Ehre! Dann
Wird man entſcheiden, wer es führen ſoll.

Escovedo.

Die Schlinge iſt zu pfiffig in den Weg
Und deshalb falſch gelegt; du kannſt ſie ſehen,
Dich vor ihr hüten! Thu' jetzt keinen Schritt,
Leg' wie ein Wolf dich vor der Falle nieder!

Vierter Auftritt.

Perez. Vorige.

Perez.

Die Majeſtät bedauert ſehr, daß ſie
Behindert iſt von wichtigen Geſchäften, —
Denn ſchlimme Zeitung ging von Brüſſel ein —
Den vielgeliebten Bruder zu empfangen.

Johann.

Dank meinem ſorgenvollen, lieben Bruder,
Daß er die Zeit gewann, gerad' durch Euch
Mich in Buen Retiro zu begrüßen.

Perez.

Ihr ſolltet nach ſo mächtigen Triumphen
Mir nicht nachtragen unſ'ren kleinen Zwiſt.

Johann.

Begehrt Don Perez ſonſt noch was von mir?

Perez.

Es findet ſich des Königs Majeſtät
Verpflichtet, Eurem Wunſch nach ſo viel Mühe
Bei Euren Wagniſſen —

Johann.

Mein Herr!

Escovedo.

Don Perez,
Kennt Ihr die Art, wie man die Wölfe fängt?

Johann.

Dank, Eſcovedo! — Ah, zu Thränen rührt mich
Des Königs unbekannte, große Gnade!

Perez.

Nach Euren glückgekrönten Wageſtücken —

Johann.

Nach meinen glückgekrönten Wageſtücken?
Reich' deine Hand mir, lieber Escovedo, —
Es ſchwindelt mir.

Perez.

Erlaubt mir fortzufahren:
— So ſehr gerechtem Wunſch zuvorzukommen
Und Euch zunächſt in Ruhe zu verſetzen.

Johann.

Ha, gut gezielt, mein Freund! Der Stoß ſaß gut.

Perez.

Was meint Ihr?

Johann.

Zu, nur immer zugeſtoßen!
Ich halte ſtill.

Perez.

Ihr ſeid gereizt.

Johann.

Geritzt!
Pah! Nur ein gutgemeinter Nadelſtich!
Holt beſſer aus!

Perez.

Iſt Euch nicht wohl?

Johann.

Ihr fragt
Mich ſo am Tag des flammenden Triumphs
Voll ungemeſſ'nen Ruhm's nach einer Seeſchlacht.
Wie noch der Erdkreis keine zweite kennt,

Die in die Luft geſprengt die Uebermacht
Des Reiches der Osmanen, die Armada,
Die alle Chriſtenheit mit Angſt erfüllte?
Seid doch ſo gut und ſagt mir: welcher Grieche
Hat wohl bei Salamis die Perſerflotte
Geſchlagen und vernichtet? Sprecht, wie hieß
Der große Held zur See, der Griechenland
Von Sclaverei und Untergang gerettet?
Wie hieß er doch? Sagt an, war ich es nicht?

Perez.

Mögt Ihr Euch mit Themiſtocles vergleichen?

Johann.

Mich mit Themiſtocles? Was fällt Euch ein?
Er diente ſeinem Volk — ich meinem König.

(Er geht ab, ihm folgt Escovedo.)

Perez (allein).

Das eben iſt es, Don Johann von Oeſt'reich, —
Das iſt der Strick, an dem wir dich noch halten; —
Der Dienſt! — Der Dienſt iſt unſ're Zauberformel, —
Erfunden in geheimer Kloſterzelle
Und überliefert an das Königthum —
Mit der wir dieſe wilde Zeit beherrſchen
Und in ihr die gewaltigſten Naturen.
Was wären wir mit allen unſ'ren Werken,
Mit uns die ganze, menſchliche Geſellſchaft,
Wenn dem Naturſpiel, dem Genie, die Welt
Zum leichten Spielball wär' anheimgegeben?
Doch ich bewahre mir des Königs Gunſt,
Denn wir verſtehen uns und danken Gott,
Daß er uns das Talent geſchenkt, zu brauchen
Zu unſ'rem Dienſte, was wir herzlich haſſen.

(Betend.)

So dank' ich dir, dem Geber alles Guten,
Daß du auch Don Johann uns überliefert
Wie einſt das Kriegsgenie des Grafen Egmont,
Als wir des Sieges bei Quentin bedurften,
Und dann ſein Haupt! Und lege noch dazu
Den Kopf des klugen Wilhelms von Oranien,
Der uns nun ſo gefährlich iſt geworden!
Mein Herr und Gott, laß' ſo Johann uns nützen
Und auch verbrauchen, wie es dir gefällt.

(Pauſe.)

Doch daß dabei der Seel' geſcheh' kein Schaden,
Hab' ich gelöst mir einen Ablaßbrief,
Der mir den Himmel immer offen hält,
Bet' ich nur täglich zwanzig Vaterunſer!
So hier und dort gedeckt mit allen Gnaden,
Geht durch die Welt mein Weg in's Himmelreich! (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Im Lager vor der Stadt.

Eine Fahne iſt in der Mitte der Bühne im Mittelgrunde aufgepflanzt, zwei Tamboure trommeln dabei, links und rechts ſtehen **Gomez** und **Sancho**; gleich nach der Verwandlung kommen Beide im heftigen pantomimiſchen Geſpräche hervor, von beiden Seiten ſtürzen **Soldaten** herbei, ſo daß ſich, indem Gomez und Sancho weiter zurück die Mitte einnehmen, von ſelbſt ein Halbkreis bildet.

Soldaten (durcheinander).

Der Generaliſſimus? Wo iſt der Generaliſſimus?

Gomez.

Wohinaus?

Sancho.

Es geht was gegen die Natur!

Gomez.

Pah! Eine Ohrfeige, die Jedem im Geſichte brennt.

Soldaten (durcheinander).

Gomez ſoll reden, Gomez hat das Wort!

Gomez.

So frage ich Euch, Kriegskameraden, unter welchem Titel hat man uns beſchimpft?

Sancho.

Wir ſind keine Natur, die ſich ſchimpfen läßt.

Soldaten.

Sancho hat das Wort!

Sancho.

Kurz und gut, wir haben Beſchwerde: daß den glorreichen Regimentern der Einzug in die Stadt verboten iſt, wie nur geſchehen kann, wenn ein Kriegsheer Ehre und Pflicht verletzt hat gegen Königsordnung und Natur!

Gomez.

Ich frage wieder: haben wir in der Seeſchlacht von Lepanto unſere Pflicht als Chriſten und Spanier gethan?

Soldaten.

Wir Alle! Wir Alle!

Gomez.

Halt! Ihr habt mehr gethan! Jede Euerer Wunden wurde zu einem Werke der Barmherzigkeit. — Donnerwetter und Mohren! — Denkt Ihr daran, als wir die zweitauſend Chriſten von den türkiſchen Galeeren losketteten und die Geretteten ſchluchzend in unſeren Armen lagen? Und wißt

Ihr noch, als wir die todten Janitſcharen zählten? Es waren dreißigtauſend! Bei St. Jago, — einen ganzen Tag lang war das Meer meilenweit blutroth! Und ſo dürft Ihr es der ganzen Chriſtenheit zurufen: an dem Tage von Lepanto haben wir dem Mahommed die rechte Hand abgehauen für alle Zeit!

Sancho.

Als dem Sultan dieſe Niederlage gemeldet wurde, fragte er nach allen ſeinen Königen und Unterkönigen, Bei's und Aga's, die dabei waren, und Keiner konnte ſich verantworten, denn ſie waren Alle erſchlagen in ihrer beſten Natur!

Gomez (vortretend).

Das hattet Ihr gethan! Aber doch ſeid Ihr Alle nur die Gliedmaßen des Generaliſſimus, Don Johann's von Oeſterreich. Sein Ruhm iſt der unſere, und unſer Werk das ſeinige! Noch iſt er nicht zurück von Madrid. Wir müſſen ihn erwarten. Er wird am Beſten wiſſen. wie wir uns zu verhalten haben.

Soldaten.

Gomez hat Recht, hat Recht!

Sechster Auftritt.

Arthur. Vorige.

Arthur.

Holla! Eine Neuigkeit, die uns Alle angeht! Bis an Hals und Kragen und d'rüber hinaus!

Gomez.

Laß' hören, du belgiſcher Falke! Steig' in die Höhe mit deinem Armenſünderglöckchen!

Arthur.

Marſchordre iſt da!

Soldaten (durcheinander).

Marſchordre! Marſchordre? — Wohin? Wohin?

Arthur.

Nach den Niederlanden! Grauſt Euch davor? —

Gomez.

Auf weſſen Befehl?

Arthur.

Ich weiß gewiß, daß Don Johann davon noch Nichts weiß. Wer weiß denn überhaupt, ob er Euch noch was angeht? (Arthur ab.)

Gomez.

Donnerwetter und Mohren! Da haben unſere eiſernen Zungen mitzureden!

Siebenter Auftritt.

Marketenderin kommt mit einem **Blinden,** welcher auf der Zither ſpielt. **Vorige.**

(Sobald Beide die Mitte des Halbkreiſes eingenommen haben, treten **Sancho** links an die Spitze deſſelben — **Gomez** rechts.)

Blinder (ſpielt und ſingt).

„Ich bin nun blind und hab' kein Brod,
O welches Elend, bitt're Noth!
Hier iſt nur Alles ohngefähr, —
Wenn ich doch erſt im Himmel wär'!“

Marketenderin.

Da iſt auch Einer, der aus den Niederlanden kommt, — ein alter Kamerad. Sie haben ihn dort ſingen und betteln gelehrt. Hoih! flatterte ſeine Flagge von der Gaffel, als er auszog! und nun ſchaut ihn an! ſchaut ihn an!

Gomez.

O du blindes Elend! Erbärmlichkeit der Eingeweide dieſer Zeit!

Marketenderin.

Hinein in den Wind, blinde Brigg! Bis in das Mark hinein!

Gomez.

Die kann nicht vergeſſen, daß ihr Mann Schiffscapitain war.

(Soldaten werfen dem Blinden Geld in die Mütze — Einer nach dem Andern, ſo daß ſich in jedem Augenblick der Halbkreis wieder herſtellt.)

Gomez

(tritt zuletzt und gravitätiſch herbei und wirft ihm ſeine Börſe in den Hut).

Da, blinder Kamerad! Mach' dir einen guten Tag!

Blinder.

Gott vergelt's Euch, wenn Ihr ſelbſt alt und elend ſeid! Eine Kugel ſtreifte mein Geſicht und hat mich blind gemacht!

Marketenderin (zum Blinden).

Wie ſieht's aus in den Niederlanden? Was giebt es da zu beuten?

Blinder.

Blut, Aſche, — Tod! — oder Elend! Ich war einer von Alba's Trabanten und habe rechtſchaffen mitgeholfen: wir haben alle vom Adel und vom Bürgerſtande, deren Köpfe uns mißfielen oder deren Geldbeutel uns gefielen, auf das Schaffot gebracht.

Gomez.

Donnerwetter!

Marketenderin.

Laß' ihn reden! wir müſſen Alles wiſſen.

Blinder.

Da rieſen ſie gegen uns ihre Natur zu Hülfe!

Sancho.

Seht Ihr — die Natur! ja! die Natur!

Blinder.

Wißt! das Meer geht dort höher, als das abgedeichte Land. Denkt, wir marſchirten jetzt luſtig auf grünem Plan; da ſchweigen plötzlich die Pfeifen und die Farbe weicht aus allen Geſichtern. Wir hören aus der Ferne ein dumpfes Sauſen, — am Horizont erſcheinen weiße Streifen, — und ein Schreckensruf geht durch die Colonnen: „Es kommt das Meer!“ Da iſt es ſchon, — es ſchwillt und brauſt, und wir ſtehen im Waſſer bis an den Hals. Und nun kommen auf kleinen Nachen wie Mövenſchwärme die Geuſen mit ihren langen Flinten! Piff! Paff! da ſtürzt der Vordermann und der Nebenmann. Es iſt eine Waſſerjagd, — auf elende, hülfloſe Creaturen!

Gomez.

Und Euer Alba —

Sancho.

Wie benahm ſich dieſe Natur?

Blinder.

Er machte ſich aus dem Staube, das heißt aus dem Sumpfe!

Gomez.

Oder vielmehr aus dem Brei, den er eingerührt!

Marketenderin (tritt vor).

Habt Ihr Luſt, ihn auszulöffeln? Wohl bekomm' Euch die Mahlzeit! Sancta Magdalena, wenn ich ein Mannsbild wär'!

Gomez.

Aber unſer Feldherr iſt kein Alba, er iſt der rechte Sohn des Kaiſers! ein Soldatenvater — unſer Generaliſſimus!

Achter Auftritt.

Escovedo. Vorige.

Escovedo
(vortretend und Gomez in die Rede fallend).

Geweſen! — Generaliſſimus geweſen!

Soldaten.

Geweſen? Geweſen?

Gomez.

So ſtürze Himmel und Hölle ein! und Rebellion iſt im Lager!

Escovedo.

Die Königliche Majeſtät hat geruht, Ihren Bruder — Don Johann von Oeſterreich in Ruheſtand zu verſetzen! Ich komme von Buen Retiro, wohin ich den Commandoſtab abgeliefert habe. (Ab.)

Marketenderin.

Was ſteht Ihr da mit langen, bleichen Geſichtern? Segel ho! Das iſt keine Möve! Es iſt eine Fregatte! Seid Ihr Männer oder Buben? Seh' ich nicht da den Sergeanten Sancho? Er war mit mir auf der Galiote Speranza bei Lepanto! Sprecht! Als dort mein Mann und die andern Officiere gefallen waren und Ihr die weiße

Flagge aufhiſſen wolltet, — wer riß ſie in Fetzen? Ich! Ich! Wer übernahm das Commando? Ich! Ich!

Sancho.

Ja, ſie iſt eine Natur! Wie ſie ſagt: ſie commandirte, wie der beſte Capitain! Ich wollte mein Leben lang unter ihr dienen!

Marketenderin.

Halt' dein ungewaſchenes Maul! Dafür hat mir auch der Generaliſſimus die goldene Ehrenkette um den Hals gehängt und mich Speranza getauft.

Gomez.

Donnerwetter und Mohren! Nun heraus mit deinem Rathe! — oder ſchweig', du commandirende Lärmtrommel der Unendlichkeit!

Marketenderin.

Lederner Mann mit dem Bratſpieße, halt' zu Gnaden und ſchweig'! Zeig' deine Farben an der Gaffel, Sclavenhändler! Thut die Augen und Ohren auf! Ihr wißt nicht, was das Alles bedeutet? Warum uns der Einzug in die Stadt verſagt iſt? Meint Ihr, damit wir den guten Bürgern ihre kleinen Kinder nicht aufwecken möchten oder damit ſie ihren Kohl allein eſſen könnten? Ahoi! Luv an! Beim Wind gehalten! Warum wir ſo — mir nichts, dir nichts — in die Sümpfe der Niederlande waten ſollen? Ausgeſchaut! — Wir ſollen dort in unſerem Ruhme erſaufen! Und warum unſer Generaliſſimus abgedankt iſt? — Meint Ihr, nur abgedankt? — Sein Bruder, der König, wird ihm nie verzeihen, daß Johann des Kaiſers Sohn in der That, er nur dem Erbe nach es iſt! —

Gomez.

Da der Schiffscapitain im Unterrock hat Phantaſie, die einen alten Soldaten verrückt machen kann!

Marketenderin.

Das Schiff zieht Waſſer! An die Pumpen! — Dem Generaliſſimus wird es gehen, wie dem Infanten Don Carlos hier, den Grafen Egmont und Horn dort in Brüſſel, und wie Allen, die nicht die Courage haben zur Rebellion, wie Oranien, der allein noch mit ſeinen Seehunden, den Waſſergeuſen, obenauf iſt. Und nun, Gomez! leih' mir deine Trompetenſtimme! und nun frag' ich Euch: wollt Ihr den Generaliſſimus retten? wollt Ihr?

Soldaten.

Für immer Don Johann von Oeſterreich!

Gomez.

Höllenweib, du haſt mich verführt! Speranza! dich hat der Teufel (mit der Jungfrau Maria) gezeugt! Tambour, ſchlag' Generalmarſch!

(Es geſchieht. Er eilt nach dem Hintergrunde zur Fahne.)

Marketenderin (Gomez nachfolgend).

Alle zu Hauf! Don Johann ſoll an unſerer Spitze bleiben! Er verſteht unſer Handwerk und unſere Art! — Und wir lieben ihn! Mit ihm und für ihn in den Tod!

Alle.

Mit ihm in den Tod!

Sancho.

Bis in die letzte Natur.

Gomez

(die Fahne emporhebend und ſie der Marketenderin in die Arme drückend).

Vorwärts! Marſch!

Marketenderin (abſtürzend).

Zu Hauf! Setzt Segel bei! Ahoi! Alle zu Hauf!

Alle.

Nach Madrid! Nach Madrid!

(Während im Hintergrunde der erſte tolle Haufen ordnungslos rechts abſtürzt, ſchließt ſich ihm die geordnete Soldateska in Reih' und Glied marſchirend an. Verwandlung.)

Neunter Auftritt.

Quartier des Legaten Sega.

Sega (allein).

Zwei auserwählte Menſchen kenne ich,
In deren Liebe Gott erretten könnte
Das Schiff der Kirche von dem Untergang:
Maria Stuart, Königin von Schottland
Im Kerker der Stiefſchweſter England,
Und hier Johann von Oeſterreich umſtrickt
Vom eiferſücht'gen Neide ſeines Bruders.
Er kehrt zurück als Sieger von Lepanto,
Wir können weiter über ihn verfügen.
Geläng's, durch ihn, Maria zu erretten
Und Beide auf den Thron Britannia's,
Der meerbeherrſchenden, emporzuheben,
So ſchmiedeten wir wieder den Prometheus
Der neuen Zeit an Petri Felſen an.
Im Argen liegt die Welt! Loyola hilf!

Zehnter Auftritt.

Sega. Arthur.

Arthur.

Eur' Eminenz läßt Don Johann begrüßen
Und nach dem Kloſter fragen, wo Maria

Für deren Sicherheit Sie Bürge wurden,
Zu finden iſt.

Vega.

Wir kommen ſelbſt zu ihm. (Arthur ab.)

Vega (allein).

Er ſoll ſie wiederſeh'n, denn die Verſagung
Reizt nur zum Widerſpruch. Und irr' ich nicht,
So iſt das Wiederſeh'n nicht Wiederfinden;
Denn ihre Reize, die ihn feſſelten,
Sind nun verblüht im dumpfen Kloſtergarten,
Auch hat ſie keine Krone zu verſchenken,
Und ein gebrechlich' Weſen iſt das Herz.

Elfter Auftritt.

Vega. Iſidora.

Iſidora.

Rebellion! Rebellion! Im Anmarſch
Iſt's ganze Lager. Mit dem Feldgeſchrei:
„Johann von Oeſterreich!“ ſtürmt unaufhaltſam
Die Fluth des Volkes nach Buen Retiro.

Vega.

So hat der König dennoch ſich verrechnet?
Ich hatte ihn gewarnt, er hörte nicht.

Iſidora.

Ich bin vorausgeflogen, wie ein Hirſch
Vor einer Meute.

Vega.

Oder Meuterei.
Wer iſt ihr Haupt?

Iſidora.
'Ne Marketenderin.

Vega.
So weit kam es mit dieſem Herrn der Welt
Im Escurial, daß er ſich fürchten muß
Vor einer Marketenderin? Mein Gott!

Iſidora.
Man ſollt' nicht glauben, wie ſo wunderſam
Es hergeht; ach, die Glücklichen ſind doch
Zumeiſt die Armen und Demüthigen. (Ab.)

Zwölfter Auftritt.

Vega. Perez.

Don Perez ſeh' ich zitternd zu mir kommen,
Und todtenbleich vor Angſt im Angeſicht?

Perez.
Weiß Ihre Eminenz noch nicht —

Vega.
Ich weiß.
Was weiter nun?

Perez.
Der König hat Madrid
Eilig verlaſſen und im Escurial
Seine Perſon in Sicherheit gebracht.

Vega.
Sehr unklug, Freund! Ihr und der König Philipp
Bleibt, wie ich merke, immer Neulinge
Im Meer der Politik; das Steuer fällt Euch
Vor jedem hohlen Wind aus Eu'rer Hand.
Wir werden Euch Vormünder ſetzen müſſen.

Perez.

Ihr nehmt es ſtreng.

Vega.

Zu ſtreng im Augenblick,
Wo Ihr das Oel der Hoheit in das Feuer
Des Aufruhrs gießt, der Spanien und mehr,
Die chriſt-kathol'ſche Welt anzünden könnte?
Ich werd' mit Philipp ſelber ſprechen müſſen.
Hat irgendwie Vorkehrung er getroffen,
Eh' er Madrid verließ?

Perez.

Noch eine Order
An Don Johann hat er zuletzt vollzogen,
Und mich, mich ſelbſt damit an ihn entſendet.

Vega.

Und Don Johann?

Perez.

Welch eine Schmach erfuhr ich!
Ich ſtand vor ihm, ſtarr ſah mich an ſein Auge,
Um ſeinen Mund ſaß feſtgefror'ner Hohn;
Ich reicht' ihm dar die königliche Order,
Es blieben ſeine Arme feſtverſchränkt;
Ich bat ihn um Verzeihung, doch er ſchwieg —
Sein ſtarrer Blick blieb nur derſelbe Dolch,
Mit dem er mir die Seele marterte,
Ich warf mich auf die Kniee, und ich flehte
Ihn an um Rettung ſeines Bruders Philipp —
Er ſchwieg. Er wollte mich mit Schweigen tödten.
Ich litt dieſelbe Pein, als trät' er mich,
Obſchon er ſich nicht regte, doch mit Füßen;

Nun bat ich wieder um ein einzig' Wort. —
Kein Odemhauch verrieth das Herz in ihm. —
Nun ſchwieg ich wieder ſtill, — und todtenſtill
War's nun, — es gähnte zwiſchen uns ein Grab.
Da habe ich gelernt, wie man mit Schweigen
Vernichtet einen Feind. Zu ſeiner Zeit
Kann ihm vielleicht ſein Schüler Ehre machen.
Wie furchtbar kann das Schweigen ſein! Entſetzlich. —
Den böſen Dämon hab' ich dort erblickt.

(Lärmen aus der Ferne.)

Hört Ihr den Lärm; ſie toben in dem Schloß;
Sie ſuchen noch den König Philipp dort.

Vega.

Ich kenn' vielleicht das Mittel, welches Löwen
Und Männer bändigt. Folgt mir jetzt zum Kloſter,
Wo die Mendoza ich verborgen habe.
Sie ſoll uns helfen; kommt, beſinnt Euch nicht! (Beide ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Cabinet Johann's. Der Hintergrund iſt durch eine quer über die Bühne laufende Säulenreihe vom Mittelgrunde geſchieden.

Johann (allein).

In Ruheſtand verſetzt? Ja, wenn der König
Dem Sturm, wie einem Hund, gebieten könnte:
„Schweig' ſtill!" Der wildempörten Meereswoge:
„Leg' dich zur Ruhe!" Und der Feuersbrunſt:
„Du Flammenrieſe, Himmelsſtürmer, kriech'
Zurück in deine Kohle!" Oder auch
Dem Geiſt der Gegenwart, der wilder noch,
Als die Gewalten aller Elemente:

„Knie' vor mir nieder, ſieh', ich bin dein Herr!“
Dann glaubte ich daran, daß er auch mich
In Ruheſtand verſetzt! Mich, den die Zeit
Mit Löwenmilch zu Thaten aufgeſäugt.
Doch wär' ein Gut gar ſehr begehrenswerth!
Ein Jeder ſucht es, — einer in dem Lächeln
Beglückter Liebe, dieſer in der Mündung
Der donnernden Gewehre mit dem Degen,
Der in der Gunſt des Hofes, der im Beifall
Der leichtbewegten Menge, und ein And'rer
Im falſchen Glanze aufgehäufter Schätze, —
Bis ſie es All' im eig'nen, kleinen Herzen,
Und wenn nicht da, doch in der Erde finden, —
Die heil'ge Ruhe! — Wie begehr' ich ſie! —
Sie nahet mir, ich ſtreck' die Arme aus;
Doch wie ein Nebelſchauer geht's vorüber.

Vierzehnter Auftritt.

Escovedo tritt aufgeregt herein. **Johann.**

Escovedo.

Die Stunde ſchlägt, auf deren Donnerſtimme
Ich jede Mitternacht emporgelauſcht.
Johann von Oeſterreich! In deiner Hand
Hör' ich den Würfel der Entſcheidung rollen, —
Es iſt das Schickſal Spaniens, mit Sehnſucht,
Mit Todesangſt harrt es auf dieſen Wurf.

Johann.

Ich weiß nicht, was du willſt.

Escovedo.

Du blickſt mich an,
Wie ein Nachtwandler? Du verſtehſt mich nicht?

Weißt du denn nicht, daß unſ're Regimenter
Im off'nen Aufſtand und im Anmarſch ſind?

Johann.

Was geht's mich an?

Escovedo.

Mein Gott im Himmel! leg'
Das rechte Wort mir auf die Zungenſpitze,
Das dieſen böſen Zauber löſen kann,
Der in dem Augenblicke der Entſcheidung
Den Sinn des Menſchen bindet, wo er ſich
Und eine Welt vom Elend könnt' erlöſen!

Johann.

Vergiß dich nicht!

Escovedo.

Du willſt dich ſelbſt vergeſſen!
Du drückſt die Augen zu, um nicht die Brücke
Zu ſehen, die den Abgrund überfliegt,
In den der Neid, die Bosheit deiner Feinde
Dich unaufhaltſam drängt! O rette dich
Und Spanien, das ſchöne Spanien
Aus Schmach und Tyrannei! vor König Philipp!
Es ſtöhnt und wimmert hier zu deinen Füßen,
In Schweiß und Blut gebadet, — ſieh' doch da
Die Folterbank der Inquiſition! —
Die Schrauben ſtehen ſtill; vom Todesſchreck
Ergriffen, iſt der Folterknecht entwichen;
Du biſt der einz'ge Retter! Hilf und rette!
Gieb Spanien die alte Freiheit wieder!
Thu' einen Schritt, ſo nimmſt du ein den Thron
Als echter Sohn und Erbe deines Vaters!

Johann.

Bin ich kein Menſch, daß du mit ſolchen Worten
Das Herz mir aus dem Buſen winden willſt?
Ich kann, ich darf, ich will dich nicht verſtehen.

Escovedo.

Hiſpanien, verhüll' dein Angeſicht!
Der wunderbare, große Augenblick,
Der dieſes Mannes Herz und Hand geſucht,
Fliegt ungenützt vorüber, hinterdrein
Zähnfletſcht die Hölle, ſchleichen, kriechen gramvoll
Jahrhunderte voll Schmach und Noth und Elend;
Und ſo bin ich, du arme Bettlerin,
Dein einz'ger Sohn, der deinen Schrei gehört,
Den Todesſchrei in dieſer letzten Stunde!

Johann.

Ich kenn' in dir nicht mehr den klugen Freund;
So höre mich: Soldatenmeuterei
Kann einen Thron zwar ſtürzen, aber wehe
Der frechen Hand, die darauf einen neuen
Zu bauen ſich erkühnt! Lies doch, mein Freund,
Die römiſche Geſchichte! Einen Herrſcher
Trägt nur empor der eiſerne Gehorſam.

Escovedo.

Johann, es handelt ſich hier um dein Haupt!
Nie, nimmermehr wird dir des Königs Argwohn
Vergeſſen dieſen Tag, an welchem er
Ohnmächtig iſt vor deines Namens Klang!
Ein König, welcher zittert, der iſt furchtbar.
Johann von Oeſterreich!

Johann.

Du nennſt den Namen,
Der mir den Weg aus dieſem Dunkel zeigt!
Ich bin ein Oeſterreicher! Das iſt Alles!

Escovedo.

O welch' ein Jammer, unſagbar und grau'nvoll:
Dort geht zurück in's ewige Gefängniß
Die Mutter aller Spanier, hier träumt
In wunderbarer, ſchrecklicher Verblendung
Der Mann der That, und träumt, bis auf ſein Haupt
Herunterfährt das mörderiſche Beil!
Sie ſind die einzigen, die ich geliebt!
Vergönnt mir einen Winkel, wo mein Herz
Und meine Thränen ich verbergen kann! (Ab.)

Johann (allein).

Du ſtrenger Geiſt vom Hauſe Habsburg, ſteh' mir bei
In dieſem Kampfe, den ich in mir ringe!
O Kaiſer Karl, ſelbſt dein enterbter Sohn
Soll nicht den Feuerbrand der Anarchie
Frech ſchleudern in das väterliche Haus!
Ich ſteh' und falle mit der alten Zeit!

Funfzehnter Auftritt.

Maria in Kloſtertracht, zwiſchen zwei **Nonnen**, welche jedoch im Hintergrunde zurückbleiben, tritt ein und nähert ſich **Johann.**

Johann.

Wen ſucht, Ihr, fromme Jungfrau?

Maria.

Gott, mein Gott!
Johann erkennt mich nicht?

Johann.

Maria? Du?
Erſcheinſt du mir im Traum? Biſt du es ſelbſt
Und findeſt nicht mein Herz?
(Er breitet ihr die Arme entgegen.)

Maria (an ſeiner Bruſt).

Johann! Johann!
(Pauſe.)

Johann.

O, ſprich, Geliebte, welches Leid hat mir
Die ſchöne Roſe, die ich hier gelaſſen
Verwandelt in die weiße Lilie?
Sind Lieb' und Leid ſo eng, ſo ſehr verwandt?

Maria.

Frage mich nicht, was meine Wange bleichte!
Die Thränen thaten es, die ich um dich
Vergoſſen Nächtelang und Tagelang,
Und die Gebete, die für dich empor
Aus meinem Herzen zu dem Himmel ſtiegen.

Johann.

Sie ſtritten unſichtbar an meiner Seite
Am Tage von Lepanto, heute aber
Senk' Gottesruhe in dies wilde Herz,
Wo ſchon der Aufruhr auf der Pulvertonne
Stand mit der Lunte, in die Luft zu ſprengen
Ein Königreich.

Maria.

Behüt' dich Gott, mein Herr!
So wirſt du deinen Lorbeer nicht beflecken,
Den allerreinſten in der Chriſtenheit!
Gebiet' dem Aufruhr der Soldaten Stillſtand

Und bringe Frieden deiner armen Heimath,
Den Niederlanden! Sieh'! in deine Hand
Legt jetzt der König Schwert und Palmenzweig!

Johann.

Maria weißt du auch, was du beginnſt?
Du legſt von Neuem zwiſchen uns das Schwert
Und das Geſchick, das unberechenbare.

Maria.

Wär' ich denn deiner werth, wenn meine Liebe
Voll Eigenſucht in deinen Heldenlauf
Sich drängen wollte? Laß' dies arme Herz
Nur ruhig bluten, weinen dieſe Augen;
Ich weiß es doch: du wirſt mich nie vergeſſen! –

Johann.

Du weckſt mein Herz zu unnennbarem Jammer
Und tödtlich das Gefühl, daß ich verfallen
Dem böſen Geiſte dieſer Zeiten bin;
Er jagt mich weiter, weiter ruhelos –
Durch Elend und Entſetzen bis an's Ziel,
Wo mit zerbroch'nem Schwert ich niederſinke –

Maria.

In meine Arme und an dieſes Herz!
Johann! bring' Frieden nach den Niederlanden,
Und laß' zum Segen deinen Namen werden!

Johann.

Mir graut vor jenem Land, es dampft von Blut,
Das gegen Spanien um Rache ſchreit.

Maria.

Du aber biſt der Sohn der Niederlande,
Und ſo reicht dir und deinem armen Volk

(Sie reicht ihm die Hand.)

Hiſpania zum Frieden ihre Hand.

Johann (halb für ſich).

Es iſt mir keine and're Wahl geblieben,
Da Escovedo ich zurückgewieſen, —
Und wenn er doch erkannt das Beſſere?
Du haſt für mich entſchieden, doch iſt mir,
Als fiel' auf meinen Pfad ein dunkler Schatten.

Sechszehnter Auftritt.

Sega. Vorige. — Zuletzt **Soldaten** mit der Fahne im Hintergrunde.

Sega (Johann unterbrechend).

Vielleicht von einem Thron. Der Weg dahin
Geht über Flandern; hier der Reiſepaß —
(Er überreicht ihm die königliche Ordre.)
Von König Philipp Vollmacht und Decret.

Johann (zu Maria).

Was haſt du mir gethan, du Unglückſel'ge!
(bewegt ihre Hand faſſend)
Maria? —

Sega.

Ihre Mutter iſt die Kirche,
Die um das fromme Kind an ihrem Herzen —

Maria (für ſich).

Im Todeskampf —

Sega (fortfahrend).

Die treuen Arme legt.

Maria
(für ſich, die Arme über der Bruſt kreuzend).

Das Opfer iſt vollbracht.

(Marſchmuſik. — Mit dem Rufe: „Hoch Don Johann von Oeſterreich!“ füllen die Soldaten den Hintergrund.)

Johann (zu Sega).

In Eurem Schutz
Laß' ich zurück mein Herz! Bewahrt es ſo,
Daß ich an einem Tag Euch danken kann,
Wo ich von Euch zurück es fordern werde;
Mit Leib und Seele haftet Ihr für ſie.

Sega.

Ihr habt's geſagt.

Johann.

Maria, lebe wohl!

Maria.

Johann!

(Pauſe. — Endlich wendet ſich Johann ſchmerzbewegt von ihr ab.)

Maria.

Er wendet ſich.

(Ihm nacheilend, — an ſeinem Halſe.)

Leb' wohl!

Johann.

Maria!

Soldaten (durcheinander).

Generaliſſimus!

Gomez.

In Reih' und Glied!

(Es geſchieht.)

Johann.

Hier bin ich, Kameraden!

(Während der Vorhang fällt.)

Vorwärts! Marſch!

Vierter Act.

In Namur. Johann's Quartier. Johann kommt herein, Arthur trägt ihm Helm und Degen nach und legt ſie auf dem Tiſche ab.

Erſter Auftritt.

Johann. Arthur.

Johann.

Es dunkelt.

Arthur.

Nicht zu unterſcheiden iſt
Der Tag von Nacht, ſo dichter Nebel breitet
Sich, wie ein weißes Leichentuch, ringsum,
Kaum ſieht man noch die Spitzen von den Maſten
Und Kirchenthürmen!

Johann.

Wüſt! Wüſt! Escovedo,
Iſt er von Spanien noch nicht zurück?

Arthur.

Noch nicht.

Johann.

Noch nicht? Was war das? Horch! Was iſt das?
Als träf' ein Todesſchrei mir an das Ohr!
Nun wieder einer!

Arthur.

Möven ſind es nur,
Die ſchreiend unten längs dem Fluſſe ſchweifen.

Johann.

Nur Möven?

Arthur.

Herr, es iſt ein Hexenwetter!
Die Nebel quirlen ſeltſam durcheinander,
Bald ſieht es aus, als jagten weiße Reiter
Durch Sumpf und Moor, und bald, als zögen langſam
Geſpenſter weite Kreiſe um die Burg
Und ſummten Flüche und Verwünſchungen.

Johann (halb für ſich)

Noch immer Escovedo nicht zurück?

Arthur.

Noch nicht!

Johann.

Es iſt mir doch, als hört' ich
Ihn draußen ſprechen, mich beim Namen nennen?
Hörſt du denn Nichts?

Arthur.

Nichts! Nichts!

Johann.

O welch ein Wort!
Und welch ein Elend, ſolch ein ewig' Nichts!
(halb für ſich)
Ich habe wo geleſen, daß ein Zweifler,
Als er geſtorben, in das Nichts geſunken,
Und immer tiefer, immer ſchneller, ſchneller
Und ohne Ende, und noch immer fiel
Und fallen müſſe bis zum jüngſten Tage!
Nichts iſt doch fürchterlicher, als das Nichts!

Arthur.

Es harren die vereinigten Provinzen
In ihrem Unterhändler vor der Thür;
Soll ich ihn rufen?

Johann.

Nein! Noch nicht! Noch nicht!
O Philipp, ſchick' Soldaten oder Geld,
Wenn nicht, — den Frieden! In die Löwenhöhle
Send' Boten ich auf Boten, keiner kehrt,
Auch Escovedo will nicht wiederkommen,
Was iſt das? Horch!

Arthur.

Es ſind Soldatenſchritte.

Johann.

Erkund'ge Dich!
(Arthur ab.)

Johann (allein).

O welche Todesqual!
Ich hab' gehört von einem ſtolzen Ritter,
Der ſich vermeſſen, daß er nie die Furcht
Vor irgendwas und irgendwem geſpürt;
Der König hört davon und läßt den Prahler
In unterirdiſch' Labyrinth verlocken
Und hinter ihm den einz'gen Ausgang ſchließen.
Der Ritter lacht, er hat bei ſich ſein Schwert;
Er taſtet ſich durch lange, öde Gänge,
Die endlos ſich im Schneckenkreiſe drehen;
Es ſchreckt ihn nicht die todte Finſterniß,
Doch ſehnt ſein Auge ſich von ſelbſt nach Licht.
Da blitzt es hier, nun dort, nun iſt es da!
Ein Freudenſchrei ſtürzt ihm aus ſeiner Bruſt.
Jetzt pfeift es; — grauenvoll! — es rieſelt ihm

Zum erſten Mal Eiskälte über'n Rücken. —
Die Lichter mehren ſich — jetzt hundertfach —
Jetzt tauſendfach aus allen Mauerritzen, —
Und Millionen Ratten ſpringen ſchon
An ihn heran, auf ihn herab! Er flieht —
Es pfeift ihm hinterdrein und ihm entgegen.
Er ſtemmt ſich an die Wand, — die Schlacht beginnt,
Die fürchterlichſte, die ein Menſch geſchlagen —
In dieſen Niederlanden! Chriſt, Erbarmen! —
Am andern Morgen kommt beim Kerzenlicht
Der kluge König mit den Schranzen allen, —
Und an der Wand ſteht ein Skelett — Johann!
Ich bin der Mann, den Ihr verrathen habt!
Verflucht ſei Eu'r Gebein! in Euren Adern
Verwandle ſich ein jeder Tropfen Blut
In ein lebendig' Weſen, ſich am and'ren
Und durcheinander ſich zu Tode nagend —
Und ſo in hunderttauſendfachem Selbſtmord
Stirb, falſcher König, Mörder, Brudermörder;

(Er ſinkt in den Seſſel.)

O Eſcovedo! treuer Eſcovedo!

Zweiter Auftritt.

Johann. **Arthur,** darauf **Sancho** mit ſechs **Soldaten.**

Arthur.

Die Deputation der Regimenter,
Die mit uns eingerückt ſind in Namur
Und auf dem Markte unter Waffen ſteh'n.

(Auf den gewährenden Wink Johann's öffnet Arthur, Sancho und ſechs andere Soldaten treten herein.)

Johann.

Was wollt Ihr? Redet!

Sancho.

Wir kommen nicht aus eigener Natur, ein Jeder iſt nur zur Deputation gewählt aus ſeinem Regiment.

Johann.

Was wünſchen meine braven Regimenter?

Sancho.

Herr Generalſtatthalter, ein Stück Geld, vorerſt ein Stück Brod, vor Allem Aufrechthaltung der Capitulation.

Johann.

Wie verſteh' ich das?

Sancho.

Die Capitulation beſteht noch von Herzog Alba her mit der Erlaubniß: daß der Spanier jegliche Stadt in den Niederlanden, welche mit den Waffen in der Hand genommen worden iſt, eine volle Stunde lang zu plündern wohlbefugt iſt. Nun iſt geſchehen, daß Namur von uns bezwungen worden iſt, und ſo thun wir mit Demuth und Gehorſam die Anfrage: ob nicht eine planmäßige Plünderung gehalten werden dürfe?

Johann.

Ganz recht! doch hat Toledo, irr' ich nicht,
Noch eine kleine Clauſul eingeſchaltet.

Sancho.

Die Worte lauten: „Doch mit Vorbewußt
Des Herzogs Alba!“

Johann.

Nun, da Ihr ſo wörtlich,
So laßt uns denn auch an die Worte halten.

Sancho.

Hoch, Don Johann! der Vater der Soldaten!

(Soldaten machen die Honneurs.)

Johann.

So ſei Namur der Plünd'rung preisgegeben,
Sobald Ihr mir es glaublich dargelegt,
Daß es mit Alba's Vorbewußt geſchieht.

Sancho.

Herr Generalſtatthalter, mit Vergunſt!
Es mag wohl gut und ſcharf die Deutung ſein,
Doch geht ſie gegen unſere Natur!

Johann.

Namur hat mir in Brüſſel ſchon gehuldigt,
Erobert iſt es nicht, wir haben nur
Hier mit Gewalt uns das Quartier gemacht.

Sancho.

Monate lang bleibt ſchon die Löhnung aus,
Doch ohne Murren haben wir gedient,
Es fault die Kleidung von den Gliedern uns,
Doch thut ein Jeder vor, wie nach, die Pflicht.
Schon Wochen lang gebrach es uns an Brod,
Wir aßen roh das Fleiſch gefall'ner Pferde,
Nun aber nagt der Hunger an der Seele,
Und aus der ganzen, menſchlichen Natur
Springt endlich doch der Wolf und ſucht ſein Schaf.

Johann.

Bei Gottes heil'gem Leib, nicht eher will ich
Erquicken mich an Speiſe oder Trank,
Bevor Ihr Alle ſatt geworden ſeid.

Sancho.

Vergeßt nur nicht, daß Hunger — Hunger iſt
Und gegen alle menſchliche Natur!

(Er commandirt zum Abmarſch. — **Alle** bis auf **Johann** ab.)

Johann (allein).

Nicht einen Tag, vielleicht nicht eine Stunde
Kann ich mich länger über'm Abgrund halten; —
Ich hab' des Seiles Ende in der Hand, —
Schon ſtarrt das Blut, und mir vergeh'n die Sinne;
Und oben ſteht mein Bruder, König Philipp
Und dreht die Finger lächelnd ſich in's Ohr,
Damit er meinen Hülferuf nicht höre. —
Doch Gott wird richten zwiſchen dir und mir.

Dritter Auftritt.

Johann. Arthur; dann **Max von Bergen.**

Arthur.

Graf Bergen fragt, ob hier es wär' genehm,
Wenn er ſtillſchweigend wieder ſich entferne.

Johann.

Er möge kommen! (**Arthur** ab.)

Johann.

Philipp, Bruder Philipp,
Du treibſt und drängſt mich zu dem Aeußerſten!
O hätt' ich Escovedo jetzt bei mir!

Bergen (tritt ein).

Herr Generalſtatthalter!

Johann.

Freund, willkommen!

Bergen.
Ob Freund, ob Feind, wird endlich ſich entſcheiden!
Es hat ein Meer von Blut ſich zwiſchen uns
Gelagert ſeit dem ſchönen Frühlingsabend,
Wo vor dem Thore von Madrid zwei Freunde
Sich Lebewohl geſagt und einen Eid
Der Treue ihrem Mutterland geſchworen.
(Kurze Pauſe.)
Seitdem hat Don Johann ſich in das Buch
Der Weltgeſchichte flammend eingeſchrieben —
Im Dienſte Philipp's und ſeitdem hab' ich
Ruhmlos geſtritten für mein armes Volk.
Gen Oſten gingen Sie, doch ich dorthin,
Wo blutigroth die Sonne unterging.

Johann.
Verweilen wir nicht beim Vergangenem,
Denn unabweisbar iſt die Gegenwart.

Bergen.
Es knüpft das Heute ſtets ſich an das Geſtern.
Sie ſind der Sohn des Kaiſers Karl des Fünften,
Der Ihrem Bruder Philipp Spaniens Thron,
Und Ihnen Nichts, als ſeinen Geiſt vererbt;
Doch müßten Götter Sie darum beneiden,
Und wie vielmehr ein Bruder und ein König.

Johann.
Sie ſprechen frei, Herr Graf.

Bergen.
Das lernt ſich wohl. —
Doch einen Ausweg fand der kluge Philipp.

Johann.
Ich weiß, ich weiß; Sie können kurz ſich faſſen.

Bergen.

Und wie Ihr Ruhm dem Herrn gefährlich wurde,
Warf er Sie in den Schlund der Niederlande,
Die Alba's Ruhm und Requeſens vernichtet.
Sie gaben uns das ewige Edict,
Darin zurück die alten Landesrechte;
Sie wollten menſchlich ſein, und dankbar jauchzte —
Ein ganzes Volk dem großen Fürſten zu;
Doch Philipp's Argwohn ward von Neuem wach.

Johann.

Euch iſt bekannt, wie gegen das Edict,
Auf das in Brüſſel mir gehuldigt worden,
Die Seeprovinzen mit Oranien
Einſpruch gethan, und ich gezwungen worden,
Den Bürgerkrieg von Neuem zu beginnen
Und bei Gembloux die trotzenden Rebellen
Zu ſchlagen auf das Haupt.

Bergen.

                                        Sie wiſſen auch,
Wie ſchnell die Hyder der Empörung ſich
Zehnfach erneut die abgeſchlag'nen Köpfe.
Was man im Escurial gewünſcht, erfüllt ſich:
Der junge Held, der allbeneidete,
Muß ſich zu Tode ſiegen.

Johann.

                                    Täuſchen kann
Sich auch der Klügſte, ſelbſt Graf Max von Bergen.

Bergen.

Und dennoch wiſſen wir, daß Sie vergebens,
Seit Sie das ewige Edict gegeben,
Von König Philipp Geld und Menſchen bitten;

Doch — was ſag' ich — und daß vergeblich Sie
Um eine Antwort Philipp's Herz beſtürmen.
Er ſchweigt, weil er auch ſchweigen will.
Sie können ſchon nicht mehr das Feld behaupten
Und ſind gewillt, hier feſten Fuß zu faſſen?

Johann.

Hier auf den Höhen beim Zuſammenfluß
Der Maas und Sambre, wo auch einſt mein Vater,
Verfolgt von drei franzöſiſchen Armeen,
Sich feſtgeſtellt, ſtemm' ein ich meinen Fuß,
Bis ich aus Spanien Nachricht hab' erhalten.

Bergen.

Sie wollen ſich an unſ're Herzen flüchten,
Doch kommt die Unterhandlung nicht zu Ende.
Nun haben Sie gebrochen das Edict,
Das auch Namur mit ſpaniſcher Beſatzung
Verſchonen wollte! Auf dem Markte halten
Zähnfletſchend die Hyänen Spaniens,
Dem Tag mordluſtig in die Augen blinzelnd
Und nach der Nacht und ihren Gräueln lungernd;
Und dieſe Nacht hat Philipp zubereitet.
Sie wird mit einem langen, blut'gen Strich
In uns auslöſchen Ihren guten Namen; —
Und während wir hier ſprechen, bricht ſie an.

Johann.

O Max, ſei wieder einen Augenblick
Mein Freund, mein Jugendfreund! Laß' uns vergeſſen,
Was uns getrennt! Sprich nicht als Unterhändler!
Laß' über'n Abgrund dieſer wüſten Zeit
Die Hände, wie vordem, uns wieder reichen.

Bergen (reicht ihm die Hand).

Johann, ich habe immer dich geliebt;
Und wenn du willſt, kann dir ein Federzug
Gewinnen alle Herzen von Brabant!

Johann.

So zög're nicht mit den Bedingungen.

Bergen.

Wir wählen dich zu unſerem Statthalter
Mit allen Rechten und Verpflichtungen,
Wie unſ're Privilegien beſagen.

Johann.

Es ſei! Es ſei!

Bergen.

Die ſpaniſche Armee
Erhält von dir Befehl, das Land zu räumen,
Sobald wir den rückſtänd'gen Sold bezahlt.

Johann.

Genehmigt!

Bergen.

Doch zur Sicherheit der Staaten
Und ihrer Freiheit ſtellen wir zwei Punkte —

Johann.

Die ſind?

Bergen.

Johann ſagt ſich von Spanien los
Vor aller Welt und Gottes Angeſicht!

Johann.

Den letzten Punkt! Den allerletzten Punkt!

Bergen.

Frieden und Schutz den Religionsparteien!
Mit einem Wort: die Freiheit ganz und gar!
Johann erbleicht vor dieſem kurzen Wort?

Johann.

Verrathen Gott und König? Lieber ſterben!
Und wähnt Ihr Gueuſen wirklich, daß es Euch
Gelingen könnt', die chriſtkathol'ſche Kirche
Und Petri Felſen, der den Himmel trägt,
In flücht'gen Staub und Aſche zu verwandeln?
Auch die Titanen ſtürmten einſt den Himmel —

Bergen.

Doch da die alten Götter dich verleugnen,
So iſt es immer rühmlicher, mit Rieſen
Zu fallen, als mit Zwergen ſteh'n zu bleiben.
Es hat die Welt getheilt ſich in zwei Lager —
Ergreife die Partei der neuen Zeit,
Du ausgeſtoß'ner Sohn der Tyrannei!
Ergreif' Partei! das kann allein dich retten!

Johann.

Laß' mich allein! Bedenken will ich mich!

Bergen.

Johann, es drängt die Zeit; und eine Angſt
Beſchleicht mein Herz, als könnte jegliche
Secunde um dich zu Kryſtall erſtarren
Als deine Mörderin und als dein Sarg. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Johann. Später **Ega** und **Iſidoro** mit einem Chorknaben, welcher ein verſchloſſenes Käſtchen trägt.

Johann.

Es ſchnappt mir nach dem Odem. Unſichtbar
Umſpannt den Hals mir eine Rieſenfauſt.

Wenn ich das Morgen nur gewonnen hätte —
Den Jahrestag der Seeſchlacht von Lepanto,
An dem in allen chriſtkathol'ſchen Ländern
Für mich Gebete auf zum Himmel ſteigen
Mit Glockenklängen und mit Orgeltönen;
An dieſem Tage war ich immer glücklich!
Wär' nur die nächſte Mitternacht vorbei!
Ich habe freudig ſtets den Tag begangen,
Mein altes Glück wird er zurück mir bringen;
Bei Tagesanbruch will ich mich entſcheiden.
O König Philipp, nur ein Wort von dir!
O ich Betrogener, der ich gewähnt,
Sein Eigennutz wär' ſtärker, als ſein Neid!
Der Gräßliche! Ich hätt' ihn retten können!
Der Raſende! Er opfert auf ein Land,
Den köſtlichſten Juwel der Krone Karls,
Um zu verderben ſeinen eig'nen Bruder.

(Vega und Ibbora treten ein, der Chorknabe mit dem Kästchen bleibt an der Thür.)

Vega.

Erheb' dein Auge, du geliebter Sohn
Der heil'gen Kirche! denn es naht ſich dir
Die ſtrahlende Erfüllung der Verheißung.

Johann.

Ja, wunderſam. Man hat mit mir ein Spiel,
Ein unerhörtes Bubenſpiel getrieben,
Und meine Seele habt Ihr angeſpießt
An eine Nadel. Welches prächt'ge Rad
Dreht doch ein Schmetterling! Welch' Farbenſpiel!
Nun iſt der Spaß vorbei, er zuckt und ſtreckt ſich
Und in majorem dei gloriam
Legt auseinander er die bunten Flügel.

Vega.

Ihr ſeid in übler Stimmung, Don Johann!
Die Herrſcherin der Welt, die heil'ge Roma
Hat Euch verheißen eine Königskrone
Zum Lohne des Gehorſams und der Siege,
Die Ihr zu Land und Waſſer habt erkämpft;
Die ſchönſte Fürſtin der kathol'ſchen Welt
Bietet Euch Herz und Hand, Krone und Reich!

Johann (verwundert).

Maria aber?

Vega.

Petri heil'ge Hand
Löst jede Kette. — (er überreicht ihm einen Brief)
Hier der Scheidebrief!

Johann.

Ich bin beſtürzt und ich begreif' Euch nicht.
(Isidoro kniet nieder und öffnet das Käſtchen.)
Was ſoll das mir? Es iſt genug des Spieles!

Iſidoro

(hebt aus dem Käſtchen eine Krone empor, mit welcher er vortritt und vor Johann niederkniet.)

Maria Stuart, Königin von Schottland,
Gefangen auf den Tod in Englands Kerker,
Reicht rettungflehend Hand und Krone dar
Dem Kaiſerſohn, Johann von Oeſterreich!

Vega.

Und König Philipp läßt geſcheh'n, daß Ihr
Verlaßt die Niederlande; in Calais
Erwartet Euch die Flotte unſ'rer Freunde.

Johann.

Das alſo war die Krone der Verheißung?
Der Blutlohn, den die Buhlerin gezahlt

Für ſeines Königs Mord dem Grafen Bothwell,
Der Hexendank, der ihn wahnſinnig machte —
Und gräßlich enden ließ in Raſerei?

Iſidora (iſt aufgeſtanden, für ſich).

Sie brennt mir in der Hand.

Vega.

Nein, wie die Flamme,
Bleibt immer eine Krone, ob von Oel,
Ob ſie von Blut ſich nährt.

Johann.

Iſt das 'ne Krone?
Nur eine Mauſefalle, eine Schlinge!
Hab' ich Euch in den Niederlanden noch
Zu weiten Spielraum, daß in Englands Milchtopf
Mich locken müßte ein Zigeunerpfiff?
Bei Gott, ich ſpräng' hinein, verſpürt' ich Luſt,
Wie einen Narr'n mich aus der Welt zu ſchaffen.

Vega.

Ihr irrt Euch jetzt.

Johann.

Ich habe mich geirrt!
Verflucht, daß ich geglaubt, es gälte Rom
Um die Religion! — daß ich gewähnt,
Dem König gält' es um das Heil der Völker!
Zu ſpät, zu ſpät erkenn' ich Wolf und Fuchs
Im Schafſtall dieſer Welt; es ſei verflucht
Der Ehrgeiz, der mich dienſtbar hat gemacht!
Es ſei verflucht das Haupt, der Fuß, die Hand,
Was je den Jeſuiten hat gedient.

Vega.

Du richteſt dich.

Johann.

Ich habe meinen Lohn.
Und wie ich dieſes Pergament zerreiße,
So trenn' ich unſ're Sache von einander.

(Er zerreißt den Brief. Iſidora legt die Krone in den Kaſten und verſchließt ihn.)

Vega.

Wir ſind geſchieden, du Wahnſinniger!
Nenn' Heuchelei die Thrän' in meinem Auge,
Doch hab' ich ſie geweint und über dich!
Gott wache über dich, verlor'ner Sohn!

(Vega und Eberhardt ab. Iſidora begleitet ſie bis zur Thür, kehrt langſam zurück.)

Fünfter Auftritt.

Johann. Iſidora.

Johann (für ſich).

Die Nacht bricht an. Schnell muß ich mich entſcheiden!
Wenn ich jetzt Eduardo bei mir hätte! —
Er war das helle Auge meines Geiſtes.

Iſidora.

Vergönnt mir, hoher Herr, die große Gnade,
Zu küſſen Eure Hand. — Der Untern Einer
In dieſer Welt, von jeher Obern dienſtbar,
Hab' ich darin mir viel mit angeſchaut,
Doch nur ſehr wenig Gutes angetroffen.
Und was ſo ſchien, geſchah aus Eigennutz.
Nun hab' ich doch erlebt das Allergrößte:
Ein Kriegsheld will jetzt lieber untergeh'n,
Als ſich beflecken mit 'ner blut'gen Krone!
Dafür will ich Euch eine Nachricht bringen:

Maria de Mendoza iſt entflohen
Aus ihrem Kloſter, — und wer weiß, wohin?

Johann.

Es geht mit mir zu Ende, und es wanken
Im tiefſten Grund die Pfeiler meines Hauſes.

Iſidoro.

Und dann verzeiht mir nur noch eine Frage:
Ihr habt doch Escovedo nicht vertraut
Geheimniſſe, die Euch gefährden könnten?

Johann.

Verrathen? Nein! Verrathen kann er nicht.

Iſidoro.

Das freut mich doch. Ich hatte deshalb Sorge.

Johann.

Und ſahſt du Escovedo in Madrid?

Iſidoro.

Ich habe ihn geſeh'n.

Johann.

Du ängſtigſt mich.

Iſidoro.

Daß ich das Aergſte Euch verkünden ſoll!
Die Nacht vorher, eh' ich mit dem Legaten
Madrid verließ, ward von vermummten Männern
Ich abgeholt, in dem Gefängniſſe
Der Inquiſition zum letzten Gang
Vorzubereiten einen armen Sünder.

Johann.

Mein Gott!

Iſidoro.

Ich kam dort an; er lag noch auf der Folter;
Ich hört' ſein angſtvoll' Stöhnen nebenan. —
Ach, wie erfinderiſch iſt doch der Menſch,
Zu quälen einen Menſchen! — Endlich ward er
Herein zu mir gebracht; — er war zu matt
Zu dem Gebet. — Euch wird nicht wohl?

Johann.

Und er?

Iſidoro.

Da betet' ich für ihn, auch folgt' ich ihm
Bis zu dem Richtſtuhl, wo ſie mit dem Tuche
Die Augen ihm verbanden. Und er flüſtert'
Mir in das Ohr: „Johann von Oeſterreich
Bring' dieſes Tuch, das bald mein Blut wird netzen;
Ich ſterbe für den Freund!“ Nun trat ich ſeitwärts, —
Da fiel der Todesſtreich. —

Johann.

Mein Escovedo!

(Pauſe.)

Iſidoro.

Von ſeinem Blute ward ich überſchüttet.

(Johann reißt Iſidoro an ſeine Bruſt. Pauſe.)

Iſidoro

(überreicht Johann ein ſchwarzes Tuch).

Hier iſt das Tuch, das er auf Euch vererbt.

(Pauſe.)

Johann.

So war's gemeint? Die Bosheit fand den Weg
Durch Escovedo's Herz zu meiner Seele!
Er war zu groß für dieſe kleine Zeit,

Sein Geiſt gehörte ihr nicht an, er hatte
Sich aus dem alten, freien Griechenland
Verirrt zu den Barbaren, und es mußte
Patroklus fallen dem Verhängniſſe.
(Kurze Pauſe. Er fährt fort, wie in Gedanken ſprechend.)
Patroklus iſt erwürgt, in meiner Hand
Halt' ich das Tuch, getränkt von ſeinem Blut.

Iſidoro.

Was ſinnt Ihr? Eu're Augen werden ſtarr!
(Pauſe.)

Johann.

Hier Eſcovedo's Leiche! Stell' dich! Stell' dich!
Du König und Bandit! Hier iſt Achill!
Zum Aeußerſten bin ich gebracht, wie Egmont,
Wie der Infant Don Carlos; Tigerkönig!
Noch träuft er von dem Blute Eſcovedo's,
Und neue Opfer ſchleppt er ſich herbei!
Ein Stiergefecht! Das königliche Thier,
Mit rothen Tüchern, vom Geheul des Volkes,
Von Meſſerſtichen, Pfeilen, Brandraketen
Zur Tollwuth aufgereizt, brüllt auf und dreht ſich
Ringsum im Kreis, bis es dem Matador
Aufſtöhnend in die Degenſpitze rennt! —
Ich bin kein Stier, und er kein Matador!
Zwei Brüder faſſen ſich bis auf den Tod,
Und ſie umklammern ſich mit Eiſenarmen
Und ſtürzen mit einander in den Abgrund!
(Er klingelt. Arthur erſcheint.)

Sechster Auftritt.

Arthur. Vorige; zuletzt Max von Bergen.

Johann (zu Arthur).

Graf Max von Bergen! (Arthur ab.)

Iſidoro.

Heilige Maria,
Nimm in die Hand ſein Herz zu dieſer Stunde!

Johann.

Du unbekannte, fürchterliche Gottheit,
Du neuer Moloch dieſer Zeit, o Freiheit,
Die du die Völker raſend machſt, daß ſie
In deine Feuerarme jubelnd ſtürzen,
Nimm hin, nimm mich auch hin!

Iſidoro.

St. Dominik!
Das blut'ge Tuch verwirrt ihm ſeine Sinne.

Johann.

Bei meines Vaters Aſche ſchwör' ich mich,
Mein Vaterland, zu eigen deiner Sache!
Bei jedem Wehſchrei, der aus deinen Kerkern
Zum Himmel ſtieg, bei jedem Tropfen Blut,
Den Philipp's Henker in den Sand geſchüttet,
Bei jeder Thräne, die ein Auge weinte,
Bei jeder Handvoll Aſche deiner Städte
Schwört dir dein Sohn ſich zu mit Leib und Seele!
(Trommelwirbel von Außen. **Max von Bergen** erſcheint unter der Thür.)
O nimm mich auf, ich ſtürze an dein Herz!

Bergen (zurücktretend, abwehrend).

Es iſt zu ſpät. Mit königlicher Vollmacht
Iſt angelangt Don Perez, — dieſe Trommeln

Bedeuten, daß die ſpan'ſchen Regimenter
Gehorſam leiſten, denn er hat Befehl
Zur Plünderung der Stadt Namur gegeben. —
Auf Wiederſeh'n im Reich der ew'gen Freiheit! Ab.)

Johann.

Ha! ich erkenn' an dieſem Sprung den Tiger;
Er kreist mich ein! Nun Auge gegen Auge!
Und Bruſt an Bruſt! Und in den Tod hinein! (Ab.)

Fünfter Act.

Quartier Perez'.

Erſter Auftritt.

Sega. Perez.

Sega.

Er unterlag dem Zufall und der Macht
Des Augenblicks; gefangen nahmt Ihr ihn
Inmitten ſeiner hungernden Armee
Und um den Preis der Plünderung Namurs.
Doch wagt Ihr ungeſtraft es nimmermehr,
Johann von Oeſterreich hinwegzuführen.

Perez.

Ich bin der Diener meines Königs, ſein Befehl
Iſt mein Geſetz.

Sega.

Unmöglich kann der König
Beflecken ſo die Krone Spaniens!
Er wird nicht wollen, daß die Weltgeſchichte
Mit einem Fluch einzeichnet ſeinen Namen
Bei Nero und Domitian.

Perez.

Hier leſ't!

(Er überreicht ihm ein Schreiben.)

Sega (nachdem er geleſen).

Lebendig oder todt ihn abzuliefern
Im Escurial? Ich aber proteſtire
Im Namen des Statthalters Chriſti gegen
Jede Gewaltthat, die beſchloſſen worden
Oder verübt wird an Johann von Oeſt'reich.

Perez.

Der König weiß um Alles, darum auch,
Daß über ſeinen Abfall Unterhandlung
Mit den Rebellen er gepflogen hat.

Sega.

Vergeßt nicht, Perez, daß Sanct Peter hält
In ſeiner Hand zwei Schlüſſel, um zu binden
Und um zu löſen! Seht Euch vor, mein Herr!

Perez.

Es iſt bereits geſcheh'n. Ich hab' von Rom
Ja durch Euch ſelbſt den Ablaßbrief gelöst,
Worin der heil'ge Vater im Vorqus
Jegliche Sünde mir vergeben hat.

Sega (bei Seite).

Wir ernten nur die Frucht von unſ'rer Saat.

(Zu **Perez**.)

Ihr habt doch die Bedingung nicht vergeſſen,
Woran die Kirche ihre Gnade knüpfte?
Habt Ihr die Geißel täglich Euch gegeben?

Perez.

Nach Vorſchrift, und mein Pater kann's bezeugen.

Vega.
Und zwanzig Paternoſter abgebetet?
Perez.
Nur eins iſt heute übrig, und dazu
Hab' ich noch Zeit bis zu der Mitternacht.
Vega.
So ſeht Euch vor, daß Euch die Hölle nicht
Bei einem Haar der Unterlaſſung faßt!
Weh' Euch! bleibt nur ein Wort, ein einz'ger Laut
An einem Tage weg, ſeid Ihr verloren!
Perez.
Ich habe ſtreng an Ordnung mich gewöhnt;
Doch wär's mir lieb, käm' ich aus dieſer Sache!
Darf ich mich Euch vertrauen?
Vega.
Wie Euch ſelbſt.
Perez.
Wie? Wenn Jemand durch Flucht ſich retten könnte?
Allwiſſend bin ich nicht! Doch müßte die
Verantwortung auf Euch allein nur fallen.
Vega.
Verſteh' ich Euch ganz recht?
Perez.
Ich ſagte Nichts.
Ich würd' nicht beben, wäre hier in Frage
Das Leben tauſend gottverworf'ner Ketzer;
Der Sieger von Lepanto aber ſtammt
Am Ende doch aus fürſtlichem Geblüte.
Ich denke laut; vergeßt das, was Ihr hörtet!
Vega.
Ich werde Euer Seelenheil bedenken.

Perez.

Kann ich Euch ſonſt gefällig ſein?

Vega.

Mein Freund!
Maria de Mendoza, deren Vormund
Ihr einſt geweſen ſeid, hat heimlich ſich
Aus ihrem Kloſter und hierher geflüchtet
Und bittet um die Gnade, Euch zu ſprechen.

Perez.

Welch' unglückſelige Vermeſſenheit!

(**Vega** iſt an die Thür gegangen und hat **Maria** hereingeführt, welche in ſchwarzer ſpaniſcher Tracht erſcheint.)

Vega.

Ich bitte um ein freundlich' Wort für ſie. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Maria. Perez.

Maria.

Don Perez wird nicht wähnen, daß mit Bitten
Sich ihm die Tochter eines Hauſes naht,
Das ſtrahlend ſeinen Namen: de Mendoza
Aus ält'ſter Zeit herabgetragen hat
Bis auf den Tag.

Perez.

Was wollt Ihr ſonſt bei mir?

Maria.

Ihr habt geſchworen meinem edeln Vater
In ſeiner Todesſtund', ſein einz'ges Kind,
Mich Aermſte zu beſchirmen, wie den Stern

In Eurem Auge! Sprich, Entſetzlicher!
Wie haſt du deinen heil'gen Schwur gehalten?

Perez.

Es hätte wohl der Tochter des Mendoza
Von jeher die Beſonnenheit geziemt.

Maria.

Aus Eurem Mund gereicht der Spott zur Ehre;
Ich freue mich des Muthes, den ich hatte,
Zu trotzen dem Verräther und der Schmach.
Doch ſtell' ich dieſe Sache Gott anheim,
Denn ich blieb rein von Schuld durch ſeine Gnade
Und durch die Liebe des geliebten Mannes,
Der mich gerettet hat, und den zum Lohn —
Aus ſchwerem Irrthum, den mir Gott verzeihe! —
Ich Eurer Argliſt überliefert habe.
Ich hab' den Schmerz, wie einen ſcharfen Dolch,
Hineingeſtochen in mein blutend' Herz
Und es für Eure Sicherheit geopfert.

Perez.

Wir ſchreiben dieſen Dienſt Euch gern zu gut;
Doch noch begreif' ich nicht, was Ihr hier wollt?

Maria.

Mich aber hat der mörderiſche Frevel,
Den gegen Escovedo Ihr verübt,
Aus meiner Kloſterruhe aufgeſcheucht,
Es jagt mich eine Todesangſt hierher,
Euch an die Zahlung einer Schuld zu mahnen,
Die zehnfach fällig iſt in dieſer Stunde!
Gedenke an Madrid und an den Tag,
Wo du vor mir gekniet und mir gelobt,

Daß du für Don Johann die eig'ne Seele
Einſetzen wollteſt, könnt' ich ihn vermögen,
Das Heer zu führen nach den Niederlanden.
Ich hab's gethan! Verräther, ſprich, wo iſt
Johann von Oeſterreich?

Perez.

Er iſt in Haft
Auf den Befehl des Königs, ſeines Herrn.

Maria.

Auf deinen böſen Rath! Du aber haſt
Zum Pfand für ihn mir eingeſetzt die Seele;
Weh' über dich! wird ihm ein Haar gekrümmt,
Ich übergeb' ſie ewiger Verdammniß.

Perez.

Ihr wähnt mit Drohungen mich zu erſchrecken?

Maria.

Und dennoch zitterſt du vor jenem Tage,
Wo keines Königs Gunſt dich retten kann;
Die Wagſchaal', die mit Escovedo's Blut —

Perez.

Halt' ein, Wahnſinnige!

Maria.

Du angefüllt,
Bedarf nur meines Wehſchrei's, um zu ſinken.

Perez.

Habt Dank, daß Ihr mich an mein Seelenheil
Erinnert habt! Ich gehe zum Gebet.

(Er wendet ſich zum Abgehen. Maria hält ihn auf.)

Maria.

Ihr dürft nicht ſo von mir! In Eure Hand
Gefallen iſt das Schickſal des Verrath'nen;

Ihr könnt' ihn retten, rettet Euch in ihm!
Und ſcheut Ihr nicht das eigene Gewiſſen,
So fürchtet doch die Laune Eures Herrn,
Der jeden Günſtling, den er noch gebraucht
Zu einer Miſſethat, war ſie vollbracht,
Von ſich geſtoßen in die Dunkelheit.
Er liebt wohl den Verrath, nicht den Verräther,
Er will die böſe That, und ſtraft den Thäter!
Don Perez, ſieh', die du ſo ſchwer gekränkt,
Warnt dich vor deinem Fall! Weißt du gewiß,
Daß Philipp nicht bereits die Fauſt erhoben,
Dich ſelbſt hinabzuſtoßen in die Grube?
Wenn er ſich doch Johann verſöhnen wollte,
Den Helden der kathol'ſchen Chriſtenheit —
Den vielgeliebten Sohn des heil'gen Vaters —
Meinſt du, er nähme Anſtand, dich zu opfern?
Vielleicht ſteht vor der Thür ſchon dein Verderben.

Perez.

Weißt du Etwas? Wie? Nein?

Maria.

Sei klug, ſei gut
Aus Eigennutz; er iſt ja der Magnet,
Der immer an ſich zog dein Eiſenherz.

Perez (halb für ſich).

Man hätte früher das bedenken mögen.

Maria.

Das wilde Thier der Wüſt' kann dankbar ſein,
Zu guten Menſchen haben Pantherthiere
Und Löwen ſich geſellt; man ſagt, die Schlange
Verlör' das Gift beim Klange einer Flöte.

Wer ſeid denn Ihr, daß mit Verrath und Undank
Ihr Gottes heil'ge Ordnung ſtürzen wollt?

Perez.

Spart Euch die Mühe, ſie iſt überflüſſig.

Maria.

Ich weiß, Ihr wollt mit dunkeln Worten nur
Mich ängſtigen, vielleicht auch nur vor Euch
Demüthigen Mendoza's einz'ge Tochter,
Ich ſoll vor Euren Füßen niederfallen,
Um zu erhalten das erſehnte Wort:
„Johann iſt frei!“ — Ihr wißt es ſelbſt zu gut,
Daß er gefangen nur gefährlich iſt
In allen Gliedern Eurer Regimenter,
In allen Chriſtenherzen dieſer Welt! —
Don Perez, ſpart mir die Demüthigung, —
Gedenkt daran, wie Euch mein edler Vater
Als Waiſenkind vor ſeiner Thür gefunden,
Und nur, weil Euer Vater unter ihm
Als Fähndrich hatt' gedient, Euch angenommen
Zum Pagen meiner Mutter. Ihr war't glücklich!

Perez.

Ihr habt ein ganz vortreffliches Gedächtniß,
Vielleicht wär' Euch Vergeſſenheit zu rathen!

Maria.

Mein Vater gab Euch adlige Erziehung, —
Ihr war't ſein Sohn, — und er hielt Euch die Leiter,
Auf der Ihr rüſtig ſtiegt empor zur Stelle,
Wo Ihr beweiſen könnt an unſ'rem Hauſe,
Was es für Euch gethan. Verſchränk' die Arme
Vor deinem Herzen nicht! — Ein guter Engel
Hebt in dir dort die Hände betend auf, —

So ſieh', wie man ſich beugen muß vor ihm, —
Auf meine Kniee ſink' ich mit ihm nieder!
Die Thränen ſtürzen aus der tiefſten Quelle,
Sie rinnen in den Staub vor deinen Füßen,
Und meine Seele fleht: ſei menſchlich, Perez!

Perez (hebt ſie auf).

Steht auf, Maria! Nie vergeſſe ich
Den Dank, den ich Mendoza ſchuldig bin.

Maria.

Du biſt gerührt; Johann iſt frei!

Perez.

Und weil ich
Genügen wollte jeder and'ren Pflicht,
Hab' ruhig angehört ich deine Worte;
So wiſſe denn: zum Dienſt des Königs hat
Dein Vater mich erzogen, und ich habe
Ihm noch auf ſeinem Sterbebett' gelobt
Ewige Treue, unverbrüchliche,
Dem Könige von Spanien, meinem Herrn.
Das war die Leiter, die er mir gehalten.
Auf der ich in die Höhe bin geſtiegen.
Johann, der mir ein Fremder, iſt ſein Bruder, —
Ich nur ſein Diener, ja ſein Werkzeug nur;
Und wie mein Herr mit ſeinem eig'nen Blut
Verfahren will, das ſteht bei ihm allein.
Maria, kehrt zurück in's Kloſter! Geht!

(Perez geht, kehrt aber wieder zurück.)

Gefährlich iſt es, in den Streit der Fürſten
Sich einzumiſchen! — In dem Kloſter findet
Ihr Frieden im Gebet und in Entſagung. (Perez ab.)

Dritter Auftritt.

Maria erſt allein; dann **Sancho.**

Maria (auf den Knieen betend).

Du ſchmerzensreiche Mutter Gottes, neige
Herab dein gnädig' Angeſicht und höre
Mich in der Todesangſt! Bei deinem Jammer,
In dem du unter'm Kreuz geſtanden haſt,
Beträuft vom Blute deines Gottesſohnes,
Und bei dem Schwert, das deine Seel' durchdrang,
Als du ſein trübes Auge brechen ſah'ſt, —
Bei allen Qualen, die du dort empfunden,
Beſchwör' ich dich: errett' mir den Geliebten!
Send' einen guten Engel, deſſen Licht
Die Wächter blendet, der des Kerkers Thür
Anrührt mit ſeiner Hand, — ſie öffnet ſich —

(Sie ſpringt auf.)

Ich ſtürze an ſein Herz, wir ſind vereint,
Und vor uns liegt der Weg — zur Flucht und Freiheit!

Sancho

(iſt eingetreten und hat ſich ihr geheimnißvoll genähert).

Maria de Mendoza! Wenn Ihr was
Zu unſ'res Feldherrn Rettung wollt verſuchen,
So zählt auf uns! Ich bin vom Regiment
Arkebuſierer, das mit ihm gefochten
In Afrika, — vom Regiment Johann!

Maria.

Du biſt ein Menſch und Gott hat dich geſendet!
Komm', führ' mich zu den Seinen! O, mein Gott!
Ihr wißt, wie treu man an ihm hangen muß,

Doch jetzt erfahrt, wie ich ihn lieben kann —
Durch Angſt und Noth hindurch bis in den Tod!
(Beide ab.)

Vierter Auftritt.

Perez kommt zurück, erſt allein, dann der **Meiſter vom Schwerte** und der **Meiſter vom Strange,** zuletzt ein **Unbekannter,** vermummt.

Perez (allein).

An einem Paternoſter hängt nur noch
Die Abſolution für dieſen Tag; —
Und doch kann ich es nicht zu Ende bringen, —
Es zählt der Perpendikel an der Uhr
Mir die Secunden zu, und jede fällt
Als Tropfen in den Becher dieſer Stunde,
Und dieſe Stunde bringt die Mitternacht.
(Er kniet nieder und betet leiſe — ſeine Gedanken werden laut.)
Und unſer Vater — unſer — unſer Vater? —
Und alle Menſchen Brüder? — Nein doch! Nein doch! —
Johann mein Bruder? — O wie wunderlich! —
Und Kain ſchlug den Bruder Abel todt, —
Und Philipp doch verflucht? — Was bete ich? —
Selbſt mein Gebet iſt hochverrätheriſch!
Der König will die That und haßt den Thäter,
Und mein Verderben ſtände vor der Thür? —
Freilich, was Unerhörtes müßt' er thun,
Wenn er ſich mit Johann verſöhnen wollte!
Ich könnt' das Opfer dieſes Einfalls ſein,
Und weſſen Kopf iſt ſicher vor dem Schwert?

Es will mir das Geſpenſt des Escovedo
Die Sinne jetzt verwirren; — weiche! weiche!

(Der Meiſter vom Schwerte und der Meiſter vom Strange kommen herein, der Erſte im rothen, der Zweite im grauen Mantel, Beide in breitkrämpigen, ſpitzen Hüten von gleicher Farbe mit herabhängenden Schwungfedern. Der Erſte trägt unter dem offenen Mantel ein Richtſchwert, der Zweite im Gürtel: Meſſer, Schlingen, Daumſchrauben und andre Marterwerkzeuge. Sie bleiben zuerſt im Hintergrunde ſtehen; endlich macht ſich der Erſte bemerklich mit dem Aufſtoßen ſeines Schwertes.)

Perez (fährt empor).

Ha, Mörder, Mörder!

Meiſter vom Strange.

Nichts für ungut, Herr!

Meiſter vom Schwerte.

Beruhigt Euch! Noch wiſſen wir es nicht,
Ob wir in Euch den Rechten auch gefunden.

Meiſter vom Strange.

Und dann habt Ihr die Auswahl zwiſchen uns.

Perez.

Wen ſucht Ihr?

Meiſter vom Schwerte.

Seine Exellenz, Don Perez!

Perez
(hält ſich an die Lehne eines Seſſels).

Wer ſeid Ihr Leute?

Meiſter vom Strange.

Nur die vielgetreuen
Diener der Inquiſition von Spanien
Und wohlgeprüfte Meiſter in der Kunſt
Der Marterbank und aller Todesarten.
Verzeiht, daß wir ein wenig ſpät gekommen, —
Wir hatten auf dem Meere Wechſelwind.

Meiſter vom Schwerte.

Ihr zittert, Herr? Euch wird nicht wohl? Will's Gott,
Daß Ihr der Rechte ſeid, ſo ſollt Ihr finden,
Wie gut ein ſpan'ſcher Meiſter Euch bedient.

Meiſter vom Strange.

Ich rath' zur Schlinge mit einfachem Knoten,
Auf einen Ruck iſt alle Qual vorbei.

Perez.

Wer ſchickt Euch her?

Meiſter vom Schwerte.

Das ſteht wohl in dem Brief.
(Er überreicht ihm ein verſiegeltes Schreiben.)

Perez.

Das große Siegel?
(Er läßt den Brief fallen.)
Wie geſchieht mir doch?
Ich bin ein treuer Diener meines Herrn!
Wie? oder nicht? Ihr ſtarrt mich lachend an?

Meiſter vom Strange.

So irre reden Viele kurz vor'm Tode.

Perez.

Nur einen — einen Augenblick, daran
Hängt meine Abſolution!

Meiſter vom Schwerte.

Macht ſchnell!

Perez (auf den Knieen).

Unſere Schuld — das tägliche Brod — unſere Schuld
— unſere Schuld!

Meiſter vom Schwerte
(hebt den Brief auf und überreicht ihn nochmals).
Erbrecht den Brief! Wir müſſen ſicher ſein.

Perez
(im Armſtuhl — erbricht und lieſt den Brief).
„Auf Allerhöchſten Befehl ſende ich zwei zuverläſſige Leute — im Falle Oeſterreich nur todt aus den Niederlanden hinweg und anherogebracht werden kann —“
(Er lieſt ſtill weiter — Pauſe.)

Perez
(richtet ſich würdevoll in die Höhe).
Wie ich gefürchtet, alſo iſt es auch:
Ihr werdet Don Johann zum Tod befördern!
(Er übergiebt den Beiden den Brief.)

Meiſter vom Schwerte.
O! Gott iſt groß, unß mächtig das Verhängniß!
Wir ſind Moriſko's, wie Ihr ſelbſt wohl ſeht,
Gefangen einſt bei Munda, wo Johann
Zertreten und vernichtet unſer Volk;
Wer ſich nicht taufen ließ, den warf er über
Nach Afrika; wir Beide wurden Chriſten
Und Henkersknecht'! Was man doch werden kann!
Nun hat ſich doch die Welt herumgedreht!
Erlaubt, Don Perez, daß wir Beide lachen!
(Beide lachen boshaft auf.)

Perez.
Ihr guten Menſchen, wie das nah' Euch geht!
Ihr ſeid verſchwiegen? Habt Ihr auch den Muth,
In jedem Falle Eure Pflicht zu thun?
Befehl und Pflicht ſind doppelſchneid'ge Dinge.

Meiſter vom Schwerte.

Ganz wohl! Und kurz und gut! Auf welche Art
Soll er bedient ſein?

Perez.

Kennt ein Mittel Ihr,
Das keine Spur von der Gewaltthat läßt, —
So wird es Seiner Majeſtät gefallen —

Meiſter vom Strange.

Ha! unſer Handwerk hat auch ſeinen Vortheil!
Ich habe wohl ein treffliches Stilet,
Mit afrikan'ſchem Viperngift getränkt;
Ein kleiner Ritz, kaum ſichtbar für das Auge,
Macht gleich das Blut zu kaltem Eis gerinnen.

Meiſter vom Schwerte.

Wann ſoll's geſcheh'n?

Perez (für ſich).

Ich hab' noch nicht gebetet! —
Ich hab' für ihn die Seele eingeſetzt. —

Ein Vermummter (erſcheint unter der Thür).

Don Perez, ſeid gewarnt! Es iſt im Lager
Gefährliche Bewegung für Johann!
Maria de Mendoza ſchürt das Feuer.
Don Perez! — und der König weiß um Alles.

(Er verſchwindet.)

Perez.

Ha, Einer von den unbekannten Spähern!
Ich kann nicht mehr zurück! Ich oder Er!

Meiſter vom Schwerte.

Befehlt!

Meiſter vom Strange.

Befehl!

Perez

(zeigt nach der Seitenthür).

Es führt Euch dieſe Thür
Zu einer ſchmalen Trepp' in's Schlafgemach
Des Staatsgefang'nen! Kennt Ihr Don Johann?

Meiſter vom Schwerte.

Wir haben ihn ſeit Munda oft geſeh'n.

Perez.

An Euer Werk!

(Beide durch die Thür rechts ab.)

Und ich — und ich an's meine!
Wer mir doch jetzt mit beten helfen wollte! (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Elegantes, langes Gefängnißzimmer mit vergitterten Fenſtern und eiſenbeſchlagenen Thüren. Die breite Bogenthür im Hintergrunde zum Schlafgemache iſt mit einem theilbaren, rothen Vorhang verhängt. Die Beleuchtung des Zimmers iſt düſter; es wird einzig von einer Lampe auf dem Tiſche erhellt.

Johann. Vega.

Vega.

Komm'! Komm'!

Johann.

Zum Tod! Und kennſt du meine Schuld?
Meineid und Völkermord! Ich darf nicht leben.

Vega.

Reich iſt an Gnadenmitteln unſ're Kirche. —
Und rein von Schuld ſoll deine Seele werden,
Wie eine Lilie in Gottes Hand.

Johann.

Betet für mich! Ich bin ein großer Sünder, —
Der Sclave eines hölliſchen Geſpenſtes,
Das König Philipp heißt und ſich ernährt
Von Menſchenblut und unerſättlich iſt,
Seit er des eig'nen Sohnes Blut gekoſtet.

Vega.

Du haſt dich ſelbſt geſtürzt in dein Verderben;
Ergreif' die Hand, die dich zu retten ſtrebt!

Johann.

O ich Wahnſinniger! O ich Verruchter!
Ich war ſein Helfersknecht! Ich ſchüttete
Ihm Völkerblut in ſeines Durſtes Abgrund, —
Ich warf ihm auf die Schlachtbank die Morisko's,
Schlug der Türkei die brunnentiefe Wunde,
Daß ſie ihr Blut aus allen Adern gießt,
Ich zapft' ihm ab das Blut der Niederlande, —
Ich war der Mundſchenk dieſes Ungeheuers!
Ich Raſender, der ich gewähnt, ich könnte
Den Brand der Hölle, der in Philipp wüthet,
Auslöſchen mit dem Blutſtrom meiner Schlachten, —
Nun hat mich ſelbſt die Rieſenſchlang' verſchluckt; —
Da dieſe Hand iſt nicht mehr meine Hand —
Der Fuß nicht mehr mein Fuß; ich muß an ihr
Und ſie an mir verderben! Philipp! Philipp!
Verzweifle nun in deinem Eingeweide!
Ich hör' dein Stöhnen, mörderiſcher Wurm!
Ich hab' mich eingebiſſen in dein Herz, —
Nun ringle dich zu Tod im heißen Sand,
Doch langſam, langſam, wie du mich gequält!

Vega.

Du biſt gerettet, folge mir hinaus!
Mein Famulus hat dir ein Mönchsgewand
Hierher gebracht, — du folgſt verhüllt mir nach —
Hinab zum Strand, dort liegt ein Schiff bereit,
Das der Verfolgung eilends dich entzieht.
Hier droht der Tod, doch draußen iſt — die Freiheit.

Johann.

Die Freiheit? O du wunderbares Weſen!
Willſt du denn wirklich aus der gold'nen Fabel
Herunterſteigen in die Wirklichkeit?
Als ich im blinden Wahne dich verlanget,
Da drückteſt du um mich die Welt zuſammen
Zu meinem kleinen Vaterland, und da
Auch dies mit Füßen ich getreten,
Drängſt du es zu vier ſtarren Kerkerwänden
Um mich herum! — Die Wände ſind lebendig!
Sie ſchrauben ſich heran, — die Decke ſenkt ſich, —
Sie fällt herab auf mich, ich werf' mich nieder, —
Und lieg' in einem Sarg' — lebendig todt!
Und nun erkenn' ich dich, furchtbare Gottheit! —
Schon fehlt die Luft zum Odem! Und ich ſtöhne
Mit meinem letzten Angſtſchrei: Freiheit! Freiheit!

(Er ſinkt an Vega zuſammen. — [illegible] vom Eingange und den [illegible] vom [illegible] blicken aus dem geöffneten Vorhang im Hintergrund auf einen Augenblick herein.)

Vega.

Sohn Karl's des Fünften! Stehe auf! Ermann' dich!
Wenn ſolche Säulen brechen, wehe! dann
Neigt unſ're Zeit ſich zu dem Untergang,
Und um den untheilbaren Rock der Kirche.

Um deine prieſterliche Herrſchaft, Rom!
Würfeln die Völker mit den Königen.

Johann (ſich erhebend.)

Es hat mein Vater noch vor ſeinem Ende
Das Schauſpiel ſeines Leichenzugs gefeiert —
Ein Schauſpiel war es, doch ſo furchtbar wirklich,
Daß man begreift, wie man geſtorben ſein
Und dennoch leben kann! Ich bin ſein Sohn.

Vega.

Du Unglückſeliger, du biſt verloren,
Wenn du noch länger zögerſt! Folge mir.

Johann.

Ich habe dich beleidigt, o vergieb!

Vega.

Vertraue dich mir an.

Johann.

Ich hab' die Welt,
Und ſie hat meiner ſatt. Dem Könige
Und ſeinem Reiche ſoll genug geſcheh'n:
Ich gehe, wie mein Vater, in ein Kloſter,
Vielleicht auf Montſerrat, ich ſehne mich
Nach des Gebirges großer Einſamkeit,
Dort, wo die Wolken und die Wetter hauſen,
Die gerne mit mir grollen oder weinen,
Und über Wurzeln umgebroch'ner Bäume
Durch Moos und Moor als Bäche abwärts rieſeln,
Um dich zu grüßen, heilige Maria! —

(Zeigt Vega.)

Sie iſt das einz'ge Herz, das mir geblieben;
Bereitet ihr ein ruhiges Aſyl.

Worin ihr Schickſal ſie beklagen kann;
Denn unſ'rer Liebe wunderſames Glück
Ward uns nur in Minuten zugezählt!
Man hat im Leben grauſam uns geſchieden,
Laßt bei einander unſ're Gräber ſein!
Maria mir zu meiner Herzensſeit'
Und rechts von mir den treuen Escovedo;
So will ich ſchlafen gehen! — Gute Nacht! —

Vega.

Ja, wenn auf Macht und Herrſchaft du verzichteſt,
Dann freilich biſt du ſicher, ſelbſt im Kerker.

Johann.

Todtmüd' iſt mein Gebein, ich ſehne mich
Nach Schlaf und Ruhe; gute Nacht! Gut' Nacht!

(**Johann** geht in das Schlafzimmer; die Lampe verlöſcht, — die Scene wird dunkel.)

Sechster Auftritt.

Perez (hereinſtürzend). **Vega.** Später **Maria.**

Perez.

O haltet ein! Vorbei iſt Mitternacht;
Ich konnt' nicht beten, und ich bin verdammt!

(**Johann's** Stimme im Gemach: „Mord und Verrath!“ Stimmen der Inquiſitionsdiener: „Stirb! Stirb!“ Während dieſer Ausrufe hat **Perez** angſtvoll **Vega's** Kniee umſchlungen.)

Vega.

Perez! Perez!

(**Sancho's** Stimme von Außen: „Beſetzt die Thüren und die Ausgäng'! Halt!“ Man hört das Aufſtoßen der Gewehre.)

Maria (aufgeregt herein).

Freiheit! Freiheit! Johann? Johann?

(Sega macht ſich mit Gewalt von Perez los und eilt mit Maria nach dem Schlafgemach. Bei dem Zurückweichen des Vorhangs blickt man in ein kurzes, geſchloſſenes Gemach. In hellem Lichte beleuchtet ſieht man Johann ermordet in einem Ruheſeſſel liegen. Maria ſtürzt an ihm nieder.)

Perez (links am Eingange).

Es iſt geſcheh'n.

Sega (drinnen rechts am Ruheſeſſel).

Doch wehe über dich,
Ermordet haſt du deine eig'ne Seele!

Perez (niederſtürzend).

Jeſu Maria!

Sega (vortretend).

Wehe dieſer Stunde!
In ihr gab Philipp ſich und Spanien
Den Todesſtoß; und faul iſt unſer Werk;
Wir Alle ſind in dieſer That gerichtet,
Und über unſ're Leichen ſteigt die Zukunft.

(Der Vorhang fällt.)

Herzog Bernhard.

Hiſtoriſche Tragödie.

(Zum erſten Male aufgeführt im Hoftheater zu Dresden, Herbſt 1842)

Perſonen:

Herzog Bernhard.
Erlach,
Taupadel,
Roſen,
[illegible],
[illegible],
} ſeine Officiere.
Hortleder, herzoglicher Rath in Weimar.
Eliſabeth Amalie, Landgräfin von Heſſen-Caſſel.
Oxenſtierna, ſchwediſcher Reichskanzler.
[illegible], ſchwediſcher Oberſt.
Joſeph, franzöſiſcher Agent bei dem Herzog.
Guebriant, franzöſiſcher Officier.
Marie de Vignerot, Nichte des Cardinals Richelieu.
Der Famulus des Pater Joſeph.
[illegible], Guebriant's Diener.
Ein kaiſerlicher Trompeter aus Breiſach.
Ein Page des Herzogs.
Erſter, zweiter Bürger von Breiſach.
Officiercorps.
Magiſtrat von Breiſach.

Bürger. Frauen. Kinder. Herolde. Fahnenträger. Muſikanten. Jungfrauen.
Soldaten. Ein Schiffer auf dem Rhein. Volk.

Der Schauplatz iſt im erſten und zweiten Act in Caſſel, im dritten vor Breiſach, im vierten in Breiſach, im fünften in Neuenburg, außen von Breiſach.

Erſter Act.

Ein Zimmer, von welchem aus einige Stufen zu einem Balcon hinaufgehen, welcher mit einem Vorhange verhangen iſt. Es iſt Nacht. Eine Lampe im Vordergrunde auf einem Tiſche.

Erſter Auftritt.

Guebriant. Floret. Bald darauf **Joſeph.**

Guebriant
(zum eintretenden Floret).
Trafſt du ihn wachend noch?

Floret.
Kaum wurde ihm
Gemeldet in's Gemach, daß Ihr nur eben
Hier eingetroffen von Paris, als er
Aus ſeinem Cabinete zu mir trat
Und lächelnd ſprach: „Ich werde mit dir kommen."

Guebriant.
Noch dieſe Nacht?

Joſeph (eintretend).
Wenn Ihr es mir erlaubt?
(Floret entfernt ſich.)

Guebriant.
Wir ſind gewohnt, von Euch die Wachſamkeit
Noch überraſcht zu ſeh'n.

Joſeph.

Richelieu
Und Frankreichs Sache brauchen off'ne Augen,
Und unſer Plan gedeiht. Der ſchwed'ſche Canzler
Und Herzog Bernhard wollen hier in Caſſel
Aufrechnen miteinander. Meint Ihr nicht,
Daß wir den Herzog ſelbſt gebrauchen könnten,
Den Erbfeind Oeſterreich's und Spanien's,
Sein Kriegsgenie, ſein Glück und ſeinen Arm?
Kann Frankreich ihn gewinnen, lieber Freund, —
Was wollt' ich ſagen? Wir gebrauchen ihn.
Was meint der Cardinal?

Guebriant.

Ich habe Euch
Zu überbringen unumſchränkte Vollmacht
Zur Unterhandlung. (Er überreicht ihm eine verſiegelte Schrift.)

Joſeph
(erbricht und lieſt ſie).

Und Ihr ſeid bereit,
Zehn Regimenter über'n Rhein zu führen,
Um Schweden oder Weimar zu verſtärken?

Guebriant.

Sie können hier ſein in drei Tagesmärſchen.

Joſeph.

Ein jeder Krieg iſt wie ein Würfelſpiel:
Nur der gewinnt, der Geld zum Einſatz bringt.
Hat daran auch der Cardinal gedacht?

Guebriant
(überreicht ihm verſchiedene Zettel).

Die Zettel hier auf drei Millionen Livres
Wird Joel Hirſch in Frankfurt klingend machen.

Joſeph.

Der Cardinal hat Alles wohl bedacht. (Er liest weiter.)
Was leſ' ich hier? Er ſchickte zum Alliirten
Uns ſeine kluge Nichte? Sollt' man meinen?
Bei guter Laune war die Eminenz.

Guebriant.

Ich habe ſie zu Euch hierher geleitet.

(Marie von Vignerot mit einem Armleuchter aus dem Balcon, den Vorhang zurückſchlagend.)

Zweiter Auftritt.

Marie. Vorige.

Guebriant.

Da iſt ſie ſchon.

Marie (herabkommend).

Ich bin es, Pater Joſeph,
Und bin gewillt, in Euren heil'gen Schutz
Mich zu empfehlen. (Guebriant entfernt ſich.)

Joſeph.

Eure Gnaden werden
Befehlen über Ihren treuen Knecht.
Wenn ich betroffen bin, Euch hier zu ſeh'n,
So legt es meiner Ehrfurcht nicht zur Laſt.
Ich wähnte Euch im Walde von Boulogne,
Auf ſchnellem Rößlein Hirſch' und Rehe jagend,
Wie ich Euch noch im vor'gen Herbſt geſeh'n,
Oder zu Füßen Seiner Eminenz,
Die Karte von dem Kriegsſchauplatz entrollend,
Mit ihm vertieft in unſ're Politik; —
Denn viel hält Seine Eminenz auf Euch

Und Euern klugen und entſchloſſ'nen Sinn,
Und Beides können wir auch hier gebrauchen.

Marie.

Nicht Eure Politik, die trügeriſche,
Hat mich hinweggetrieben aus Paris.
Wollt Ihr mir eine Frage wohl vergönnen?

Joſeph.

Iſt ſie verfänglich?

Marie.

Nein! — Kennt Ihr die Liebe?
Ihr ſeht mich an verwund'rungsvoll und lächelnd?
Habt Ihr kein menſchlich' Herz? O, denkt zurück
An Eures Lebens grüne Maienzeit,
Hat da es nie im raſchen Puls geſchlagen?
Kein ſchönes Weib unruhig es gemacht?

Joſeph.

Mich hat mein Schutzpatron in dieſem Punkte
Behütet allezeit vor der Verſuchung
Durch Faſten und Kaſteiung meines Leibes.

Marie.

Und Nichts hätt' Euch erfreut?

Joſeph.

Curios! Erfreut?
Ihr ſeid die Schülerin Richelieu's,
Und unter uns vertraulich plaudern wir.
Ihr kennt mich ja; wenn Ihr das Freude nennt,
Die böſe Welt, wie einen wilden Bären,
Mit unverdroſſ'nem Fleiß und klugem Sinn
So abzurichten, daß er endlich doch
Nach unſ'rer Pfeife ſeine Sprünge macht,

So hatt' ich auch wohl meine ſtille Freude,
Und dieſe Freude war — die Politik.

Marie.

Weh' über ſie und Euch! Ihr habt zugleich
In namenloſes Unglück mich gebracht,
Daß alle Pein des tiefſten Fegefeuers
Ein Labſal gegen meine Qualen iſt.

Joſeph.

Gott ſei dafür!

Marie.

Kennſt du die Liebe nicht,
So bleibt der Himmel ewig dir verſchloſſen,
Doch auch die Hölle; über die Verdammniß
Geht die unglückliche, verſchmähte Liebe.
In ſolches Elend habt Ihr mich geſtürzt,
Ihr und der Cardinal! Gott ſei mir gnädig!

Joſeph.

Geringes Mittel heilt oft großes Uebel,
Zuweilen hab' ich guten Rath gewußt.

Marie.

Ach, ich bin tödtlich krank! Und Ihr wollt helfen?
Doch wie es ſei, es wird mir leichter werden,
Wenn ich erſt Worte meinen Leiden gebe!
Soll ich Euch beichten, Pater?

Joſeph
(zieht die Kapuze über das Geſicht).

Sprecht, ich hör' Euch!

Marie (kniet nieder).

Erzieh'n ließ mich der Cardinal im Kloſter,
Doch ſo, daß er in klugem Vorbedacht

Die Welt wie einen Fächer vor mir aufſchlug,
So oft er zu mir kam und bei mir weilte,
Daß ich ſie kannte, eh' ich ſie geſeh'n.
Und aus dem Kloſter kam ich an den Hof;
Er blendete mich nicht, es hatte mich
Richelieu gelehrt, der Eitelkeit
Triumphe zu verachten und zu nützen
Zu ſeinen Plänen.

Joſeph.

Und er nannte Euch
Sein ſeines Kind.

Marie.

Ihr wißt, mir war's vergönnt,
Bei Euch zu bleiben, wenn Ihr Euch beſpracht
Von Frankreichs Stellung zu den and'ren Staaten,
Von Spanien, Oeſtreich und den Lutheranern,
Und was uns ſchaden oder fördern könnte.

Joſeph.

Wir hatten damals ſorgenvolle Stunden.
Habsburg begann die Schlinge zuzuziehen,
Die es der Welt geworfen um den Nacken;
In ſeiner Rechten Spanien, wie ein Schwert,
Als Kreuz Italien in der linken Hand,
Trat das rebell'ſche Böhmen es zu Boden,
Die Lutheraner und die dän'ſchen Ketzer,
Und ſchon erhob ſich Kaiſer Ferdinand,
Deutſchland zu ſeinem Erbreich umzuprägen
Und ſeine Fürſten ringsum zu verwirren;
Europa's Gleichgewicht begann zu ſchwanken,
Und Todesſchreck durchzuckte Frankreich's Seele. —

Ich mein' den Cardinal Richelieu, —
Und Frankreich bot den Schweden ſeine Hand.

Marie.

Und Guſtav Adolph's Stern erſchien aus Norden!

Joſeph.

Es war ein Meteor, auf Lützens Eb'nen —

Marie.

Ging aller Welt die neue Sonne auf —
(erhebt ſich raſch)
Bernhard von Weimar! Und ſein Name ſcholl
Hell wie Drommetenklang von Land zu Land
Und wie Kanonendonner bis zum Himmel.
Noch heute hör' ich den Bericht der Schlacht:
Der König fiel, verloren war ſie ſchon,
Da ſchwang in dem entſcheidenden Moment,
Wo aus dem Rückzug ſchon die Flucht ſich ſtürzt,
Das Schlachtpanier empor der Herzog Bernhard,
Ein neuer Kriegsgott, ſeine Stimme rief:
„Wer rächt mit mir den König und den Freund?“
Es war ein Zauberwort, es ſtarrt die Flucht,
Die Glieder rücken wieder aneinander,
Im Vorwärtsſchritt ſich ordnend, denn ſchon ſtürmte
Der Herzog in die feindlichen Batt'rieen.

Joſeph.

Und Glück und Ruhm verlor dort Wallenſtein.

Marie.

Und Bernhard hätte Kaiſer werden müſſen.

Joſeph.

Wenn wir und Oxenſtierna es geduldet.
Gott ſei dafür! Ein proteſtant'ſches Reich

Mit einem ſolchen Kaiſer an der Spitze
Wär' unſer Untergang.

Marie.

Seid Ihr ſchon ſicher?

Joſeph.

Der Politik gehört der Augenblick:
Hat ſie das Heute, fehlt ihr nicht das Morgen.

Marie.

Ich kenne den abſcheulichen Verrath,
Der ihn geſtürzt, und Eure Argliſt hat
Dem Neide Oxenſtierna's ihn geopfert.
Ihr triumphirt, doch nur als Meuchelmörder.

Joſeph.

Lebt er nicht mehr?

Marie.

Wie ein Laokoon,
Umſchnürt von Schlangen ſeine edlen Glieder! —
Doch als er endlich, um ſich Luft zu ſchaffen,
Zur Unterhandlung in Paris erſchien,
Und ich vor Euch auf meinen Knieen lag,
Mit blut'gen Thränen angſtvoll zu Euch flehend:
„Laßt nicht den Helden dieſer Zeit verderben!“ —
Weh' über Euch!

Joſeph.

Ei, meine fromme Tochter?

Marie.

Ihr hattet in das Ohr dem Cardinal
Den böſen Rath geflüſtert!

Joſeph.

Welchen meint Ihr?

Marie.

Noch glühen mir die Worte in der Seele,
Die mir zur Antwort gab Richelieu:
„Erob're ihn für Frankreich, meine Tochter!
Das ſchöne Elſaß und Burgund ſind Euer!"

Joſeph.

Das war die Meinung Seiner Eminenz.

Marie.

Am nächſten Abend ſollt' ich Herzog Bernhard
Zuerſt beim Hof in St. Germain erblicken;
Herzöge, Fürſten, Grafen und Barone,
Demüthig ihre Hüte unter'm Arm,
Im höchſten Glanz die Damen rings umher,
Und mitten d'rin der König mit dem Hofſtaat
Verbargen mühſam nur die Ungeduld,
Den jungen, deutſchen Cäſar zu erblicken.
Jetzt trat er ein, das kaum verhalt'ne: „Ha!"
Flog ihm entgegen. Noch ein Jüngling war er,
Der ſchon aus dreißig Schlachten kam als Sieger,
Ein Heldenjüngling war er! Schlank und ſtolz
Grüßt er mehr mit den Augen, als dem Haupte.

Joſeph.

Man kann nicht lang' in ſeine Augen ſeh'n;
Sie haben die beſond're Eigenſchaft,
Daß Einem ſie das Wort im Mund verwirren.

Marie.

Kann auch die Eule in die Sonne ſeh'n?

Joſeph.

Ihr ſpracht von ſeinem Auftritt bei dem Hof?

Marie.

Doch endlich hört' ich ein verleg'nes Flüſtern —
Er ſprach jetzt mit dem König, traulich, heiter —
Es ſagt' mir meine Nachbarin in's Ohr:
„Der Herzog trägt den Hut nicht unter'm Arm!“
Und wirklich ſtand er dort bedeckten Hauptes,
Und mehr ſchien Ludwig unterthan zu ſein.
Der Ceremonienmeiſter mit dem Stabe
Naht jetzt dem Herzog, dieſer aber ſpricht
Zum König lächelnd: „Sire, zürnt ihm nicht,
Er weiß nicht, daß ich deutſcher Reichsfürſt bin.“

Joſeph.

Habt Ihr des Löwen Kralle dort geſeh'n,
So mußten wir den ganzen Löwen fürchten.

Marie.

Jetzt wandte ſich der Herzog zur Verſammlung,
Da ſtreifte mich ſein Blick und haften blieb
Auf mir ſein Auge, groß und ſternenklar.
O, unvergeßlich bleibt mir die Minute,
Wo er nun vor mir ſtand; noch weiß ich nicht,
Was er geſprochen und was ich erwidert;
Doch ſah ich ihn am nächſten Tage wieder
Beim Cardinal; ich ſaß zu ihren Füßen. —
Verdamm' mich, wenn du kannſt, ich liebte ihn
Mit all' der Allmacht einer erſten Liebe!

Joſeph.

Doch er?

Marie.

O welch' unheimliche Gewalt
Zwingt mich dazu, das Alles Dir zu ſagen?!

Joſeph.

Ihr wollt es, Hoheit.

Marie.

Eines Tages trat
Er zu mir ein, ich las im Tacitus
Vom Ruhm des deutſchen Volks. Er ſetzte ſich
Zu mir und nahm das Buch, — nun las er vor, —
Zuweilen fragte ich, — jetzt las ich ſelbſt,
Bis leiſ' der Abend ſeine Dämm'rung wob;
Da ſtand er auf, und mir entfiel das Buch,
Ich wollt' mich bücken, — wie geſchah mir denn?
Ich ſank an ſeine Bruſt, auf meiner Stirne
Hat einen Augenblick ſein Mund geruht —
Da plötzlich fuhr er, wie entſetzt, zurück,
Die rechte Hand tief auf das Herz gedrückt,
Er wandte ſich hinweg, ohnmächtig ſtürzt' ich,
Wie hinter ihm die Thüre ſchloß, zu Boden,
Und nie mehr hab' ſein Antlitz ich geſeh'n.

Joſeph.

Das hat ſein deutſcher Fürſtenſtolz gethan;
Und hätten wir ihm nicht gewehrt in Zeiten,
So juſt wär' er mit Frankreich umgeſprungen!
Er wird nun zahmer ſein, die erſte Schlacht,
Faſt wichtiger, als die zu Lützen war,
Hat er verloren. Wie ein Schiff, im Sturm
Geſcheitert, treibt als Wrack er ſich heran;
Geſchlagen in der Schlacht von Nördlingen,
Mit ſeines Heeres Trümmern kommt er an.
Doch Ihr? Darf ich die wahre Urſach' kennen,
Die mir das Glück gönnt, hier Euch zu begrüßen?

Marie.

Nur dein vermönchtes Herz kann darnach fragen. —
Vielleicht kann ich mit meinem Rath dir nützen.

Joſeph.

Um plötzlich dann die Wolke zu zertheilen,
Und an ſein Herz zu fallen mit dem Ruf:
„Sieh', alle dieſe Herrlichkeit iſt dein!"

Marie.

Genau kenn' ich den Plan des Cardinals,
In deinem Schutze will ich bei dir weilen,
Ihm, den ich meine, unbekannt —

(Guebriant kommt zurück.)

Guebriant.

Der Morgen dämmert,
Und mit ihm hält der Herzog ſeinen Einzug.

(Trompeten aus der Ferne.)

Marie.

Ich muß ihn ſeh'n!

Guebriant.

Dort oben aus dem Fenſter
Streift bis an's Thor hinunter Euer Blick.

Marie

(eilt die Stufen hinauf in den Balcon).

Es ſchmettern die Trompeten, und ſie kommen.

Joſeph

(mit Guebriant hinaufgehend).

Es iſt belehrend, einen Siegesfürſten
Einmal zu ſeh'n nach einer Niederlage.

Marie (am Fenſter).

Die Fahne weht, von Kugeln faſt zerſchoſſen,

Es kommt heran das blaue Regiment,
Und dort er ſelbſt. — Willkommen, deutſcher Held!
(Joſeph, welcher den Vorhang des Balcons zurückgehalten hatte, läßt ihn vorfallen. — Verwandlung.)

Dritter Auftritt.

Saal im Schloſſe. Im Hintergrunde Eingang zur Kapelle. Orgelſpiel und Geſang. **Oxenſtierna** kommt mit dem Geſangbuch unter'm Arm heraus. **Byſtröm** ihm entgegen.

Byſtröm.

Herr Kanzler, Gottes Gnade Euch zum Gruß!

Oxenſtierna.

Ihr kommt von Nördlingen nicht, Oberſt Byſtröm.

Byſtröm.

Vom kaiſerlichen Hauptquartier aus Stuttgart,
Denn kriegsgefangen bin ich ſeit dem Tage,
Dem unglückſeligſten für Schwedens Waffen.

Oxenſtierna.

Ihr trefft uns hier mit Schreck und Schmerz erfüllt.

Byſtröm.

Auf Ehrenwort beurlaubt bin ich nur,
Zu unterhandeln wegen Ranzionirung
Des Feldmarſchalls von Horn und meiner andern
Gefährten dort.

Oxenſtierna.

Man ſollt' in Ketten den,
Der uns verwegen in dies Unheil brachte,
Dem Feind für Euch zur Löſung überliefern.

Guſtröm.

Wir ſind nur Menſchen und in Gottes Hand
Ruht auch der letzte Würfel einer Schlacht.

Oxenſtierna.

Sein heil'ger Zorn ſtraft die Vermeſſenheit.

Guſtröm.

Von Horn, der Eidam Eurer Excellenz,
Glaubt, daß in mancher Hinſicht dieſe Strafe
Von Eurer Politik bedacht geweſen.

Oxenſtierna.

Ich hatte Horn und Euch ſtreng anbefohlen,
Dem Herzog nirgendwie zur Hand zu ſein;
Denn viel gefährlicher iſt er den Schweden,
Als Oeſterreich mit allen ſeinen Heeren.
Und doch habt Ihr mit ihm die Schlacht gewagt?

Guſtröm.

Sein eh'rner Wille riß uns Alle hin;
Dazu ſtand Nördlingen in höchſter Noth,
In Feuerwolken und im Kugelregen,
Von Höllenwuth beſtürmet unabläßlich,
Daß meilenweit die Erde zitterte
Und Tag und Nacht mit jammervollen Tönen
Schallte der Glocken dumpfer Hülferuf.
„Wir müſſen retten! rief da Herzog Bernhard,
Zum Tod bedrängt ſind unſ're Glaubensbrüder,
Und ein Verräther iſt, der ſie verläßt!“
Da gab der Feldmarſchall von Horn ihm nach.

Oxenſtierna.

Um Euch zugleich zu ſtürzen ins Verderben.

Vierter Auftritt.

Der **Famulus** des Paters in Eremitentracht, die Kapuze über dem Kopf. **Vorige.**

Famulus.

Seid Ihr der große Oxenſtierna, Herr?

Oxenſtierna (ſcheu zurücktretend).

Was wollt Ihr?

Famulus.

Keine Furcht, geſtrenger Herr!
Ich bin der Famulus von Pater Joſeph,
Der Euch erſucht, mit Euerm Herzog Bernhard
Zur Conferenz zu kommen; denn er ſcheut ſich
Bei Tage vor dem Pöbel dieſer Stadt.

Oxenſtierna.

Wir werden kommen. (Famulus ab.)

Gyſtröm.

Ob auch Herzog Bernhard
Die Hand zum Bund mit Frankreich bieten wird?

Oxenſtierna.

Was ſoll der Herzog? Dieſer wird nur hindern
Die Unterhandlung; denn ich muß das Schiff
Des ſchwed'ſchen Glückes aus dem Sturme retten,
Und über Bord fliegt deutſche Nation.

Gyſtröm.

So müßt Ihr erſt hinab den Herzog ſtoßen.
Er ſteht und fällt mit ſeinem Vaterland.
Hier naht er ſelbſt.

(Bernhard mit Roſen und Erlach kommt herein.)

Oxenſtierna (zu Bernhard gewendet).
Wir wollen daran denken,
Wie wir zur Rechenſchaft ihn ziehen müſſen.
(Oxenſtierna und [illegible] ab.)

Fünfter Auftritt.

Bernhard. Roſen. Erlach.

Bernhard.
Der ſchwed'ſche Edelmann will koſtbar thun,
Als ſäh' man nicht die Lappen durch den Purpur.
(Zu Erlach.)
Folgt auf dem Schritt ihm nach und ſaget ihm,
Daß Herzog Bernhard mit ihm ſprechen will.

Roſen.
In's hag're Angeſicht wirf ihm die Worte,
Und ſag' uns wieder, wie dabei er ausſah.

Erlach.
Mein Herzog ſendet mich zu einem Schweden.
(Erlach ab.)

Bernhard.
Mein Oberſt, laß' die Truppen vor der Stadt
Das Lager ſchlagen, Raſttag halten wir.
Nicht mehr als funfzig ſollen auf einmal
Urlaub erhalten in die Stadt, und nur
Auf eine Stunde; Jedem ſchärfe ein,
Daß er ein Theil von meiner Ehre ſei.
Halt' eiſern Mannszucht, jeder Plünderer
Wird vor dem Lager aufgehängt, doch ſoll
Der Prediger vorher ihn beichten laſſen,
Daß nicht zur Hölle ſeine Seele fährt.

Roſen.

Doch, Durchlaucht, in dem Namen unſ'rer Truppen
Bitt' ich Euch ſehr, daß Ihr an jedem Morgen
Im Lager ſie begrüßt; Ihr wißt es ſelbſt,
Daß Euer Angeſicht für Alle iſt,
Wie leiblich' Gottes Bild.

Bernhard.

Vom kleinſten Vorfall
Im Lager gebt Ihr ſchleunig uns die Nachricht
Durch Ordonnanz.

Roſen.

Sehr wohl!

Bernhard.

Und in der Nacht
Werd' ich im Lager ſchlafen unter Euch.

Roſen.

Wir wiſſen wohl, Ihr theilt mit dem Gemeinen
Arbeit und Lager, in der Schlacht zumeiſt
Den Kampf und die Gefahr.

Bernhard.

Gott ſei mit Dir.

(Roſen ab.)

(Orgelſpiel und Geſang in der Capelle. Eliſabeth kommt mit ihren Damen aus der Capelle heraus. Wie ſie Bernhard erblickt, tritt ſie in leichtem Schreck einen Schritt zurück, dann nähert ſie ſich ihm, ungeſehen von ihm, während ihre Damen zurückbleiben.)

Bernhard (für ſich).

Der Kanzler hat, damit mich zu begrüßen,
Buß-, Bet- und Faſttag anbefehlen laſſen;
Er will mich damit kränken; doch, mein Gott,

Hab' ich geſündigt, ſo vergieb die Schuld,
Und ſei mir gnädig um der Freiheit willen,
Und ſchenk' mit ihr dem deutſchen Volke Frieden.

Sechſter Auftritt.

Eliſabeth. Bernhard. Dann **Famulus** des Paters.

Eliſabeth.

Es hat dich Gott geprüft und treu erfunden,
Und aus dem Trübſal führt er uns zum Heil.

Bernhard.

Eliſabeth, ich hoffte einſt als Sieger
Vor Euch zu treten und die Jugendfreundin
Von ganzem Herzen glücklich zu begrüßen.

Eliſabeth.

Es liegen ernſte Jahre zwiſchen jetzt
Und jener Zeit, wo wir zuerſt uns ſah'n
Bei Eurem Großoheim im Schloß zu Coburg.

Bernhard.

Du ſieh'ſt jetzt einen tiefgebeugten Menſchen,
Den Gott gewürdigt hat recht ſchwer zu prüfen.

Eliſabeth.

Und ſeine Hand wird dich zum Ziele leiten;
Die Zeit wird kommen, wo ein neuer Lenz
Den Frieden mit dem Oelzweig bringt zurück,
Wo Millionen Deutſche frei zu Gott
Die Herzen und die Hände dürfen heben,
Zu danken für den Retter und Befreier.

(Sie reicht ihm die Hand.)

Bernhard.

Ich dien' der Zeit, und dienet ſie auch mir,
So ſoll und darf uns der Triumph nicht fehlen.

Lamoiſſe

(tritt ein und überreicht Bernhard einen Brief.)

An Herzog Bernhard Durchlaucht — Pater Joſeph.

Zweiter Act.

Im Quartier des Pater Joſeph.

Erſter Auftritt.

Joſeph, Bernhard, Oxenſtierna, an einem mit Landkarten bedeckten Tiſche ſitzend.

Joſeph.

So offen handelt Frankreich gegenüber
Den alten Freunden. Frankreich könnte jetzt
Bei der bedenklichen Verlegenheit
Der ſchwed'ſchen Macht — ich will nicht Ohnmacht ſagen,
— Vergebt Ihr Herrn, Ihr kennt ja Eure Lage! —
Klug zögernd theuer ſeine Hülfe machen;
Doch liegt uns nur daran, Euch bald zu helfen.

Oxenſtierna.

Und Frankreich hat in Zeiten klug erwogen,
Daß unſer Vortheil auch der ſeine iſt.

Bernhard.

Schlagt Euren Beiſtand zu dem Marktpreis an,
Wir ſchenken Euch die Großmuth und die Worte.

Joſeph.

Vernichtet iſt die ſchwed'ſche Infant'rie,
Die Reiterei geſchlagen, das Geſchütz

Verloren an den Feind, die Bundescaſſe
Erſchöpft bis auf den Grund, und triumphirend
Faſt übermaßen kaiſerliche Sache; —
Und nicht genug, daß Feindesheere ſchon
Sieg-, muth- und waffenreich bis an die Elbe
Die proteſtant'ſchen Länder überfluthen,
Zieht Götz, der große General des Kaiſers,
Fünf neue Regimenter aus Italien,
Savelli furchtbar her aus Spanien;
Was meinen Excellenz und Eure Hoheit?

Oxenſtierna.

Vor'm Kriegsrecht ſoll darauf der Schuldige
Die Antwort geben.

Bernhard.

Ich bedaure Euch,
Vor'm Kriegsrecht und vor Gott müßt Ihr verſtummen.
Des Krieges Ende lag in meiner Hand
Bei Lützen ſchon, vernichten konnte ich
Die Heere Wallenſtein's. Ihr wußtet Rath —
Das Directorium ward Euch vertraut —
Das tapfere und ſieggewöhnte Heer
Des großen Königs warſt Ihr auseinander,
Und mich mit zwölf Schwadronen an den Main.

Oxenſtierna.

Schad', daß wir Euch das oberſte Commando
Der evangel'ſchen Stände nicht vertraut,
Um wieder heimzuſchiffen dankgerührt,
Daß Ihr uns nicht mit Kugeln heimgejagt.

Bernhard.

Das hätt' die ſchwediſche Armee gethan,
Als ſie im Lager an der Donau ſich

Aus Noth und Hunger gegen Euch empört,
Hätt' ich mich Eures Unglücks nicht erbarmt
Und zum Gehorſam ſie zurückgeführt.

Oxenſtierna.

Ich ſchenkte Euch ein Herzogthum dafür.

Bernhard.

Ein Herzogthum, das ich erobert hatte. —
Doch jetzt galt's, die Vereinigung Feria's
Mit Altringer zu hindern, und ich bat
Euch um Befehl an Horn und Birkenfeld;
Taub blieb der ſchwed'ſche Kanzler meiner Mahnung,
Er zögerte, bis Biberach gefallen.
Ich ſtürzte nun mit Macht nach Regensburg —

Oxenſtierna.

Und ließt Kurſachſen Wallenſtein zur Beute.

Bernhard.

Warf den von Werth mit ſeiner Reiterei
Und lag vor Regensburg, und mit Kanonen
Sprengt' ich das Thor, und Regensburg war mein,
Das Tilly noch auf ſeinem Sterbelager
Das Kleinod Maximilian's genannt;
Den Schlüſſel Baierns, Oeſterreichs und Böhmens,
Das eh'rne Schild von Oberpfalz und Franken,
Die Herrſcherin der Donau nannt' ich mein,
Und jählings abwärts ſtürzt des Kaiſers Glück.
Vergeblich klagt er ſeine Noth Italien,
Und Spanien und ſeinen Niederlanden,
Verlaſſen ſteht er da von allen Freunden,
Entwichen war die Zucht aus ſeinen Heeren,
Und Wallenſtein lag über finſtern Planen.

Und jetzt verlangt' ich nur geringen Beiſtand,
Denn aufgebrochen war ich ſchon nach Paſſau,
Um in das Herz von Oeſterreich zu dringen —

Joſeph.

Bis zu der Kaiſerkrone?

Oxenſtierna.

Die wir ſchon
In Majeſtät auf Eurem Haupt erblickten.

Joſeph.

Ermordet wurde Wallenſtein in Eger.
Der letzte Griff zur Krone iſt gefährlich.

Bernhard.

Ihr ſpielt mit Euren eigenen Gedanken!
Was thut der Titel? Herrſchen ſoll, wer kann.
Genug, Ihr habt den großen Wendepunkt,
Wo wir entſcheiden konnten das Geſchick
Der heil'gen Sache, ſorgſam hingezaubert;
Unwiederbringlich war er bald verloren.
Ich ſchickt' Couriere Tag und Nacht an Horn,
In Oberſchwaben lag er müßig ſtille,
Ich eilte hülfeflehend ſelbſt nach Dresden,
Und dann nach Frankfurt an die Bundesverſammlung,
Ich bat, ich flehte: „Rettet Regensburg!“
Des Kanzlers Antwort blieb ein kühles Lächeln,
Und Regensburg, mein Kleinod, geht verloren,
Und die Armee der Liga und des Kaiſers
Rollt bis nach Schwaben und vor Nördlingen.

Oxenſtierna.

Und da ließt Ihr, der unſ're ganze Macht
Bis vor des Kaiſers Hofburg ſchleudern wollte,
Euch ſchlagen auf das Haupt.

Bernhard.

Als Oxenſtierna
Viel lieber mich, als Oeſt'reich ſtürzen wollte,
Ließ Gott zur Strafe ſeines argen Sinnes
Geſchehen, was er wünſchte; ſeine Hand,
Und nicht des Kaiſers Macht ſchlug uns zu Boden.

Joſeph.

Ihr hohen Herrn, erwägt, daß alle Welt
Glück für Verſtand, Unglück für Thorheit hält;
Doch lernt man erſt den Klugen daran kennen,
Wie er benutzt des Schickſals Wechſelfälle,
Und er benützt ſie, daß die Gegenwart,
Wo ſie ſich giebt, er ſchnell zu packen weiß —
Des ſchwediſchen Reichskanzlers Excellenz
Hat ſo bereits mit Frankreich abgeſchloſſen.

Bernhard.

Hör' ich auch recht?

Joſeph.

Ganz recht!

Bernhard.

Und die Bedingung?

Joſeph.

Den Schweden bleibt Norddeutſchland überlaſſen,
Sie decken Magdeburg und Halberſtadt.

Bernhard.

Ich träume wohl?

Joſeph.

Und Frankreich überläßt man
Colmar und Schlettſtadt und das ganze Elſaß,
Und über Mainz und ſonſt Protectorat.

Und Euch will Frankreich ganz beſonders wohl,
Es ſtreckt die Arme zärtlich nach Euch aus,
Europa's Helden an ſein Herz zu drücken.

Bernhard.

Das hat gewagt Herr Axel Oxenſtierna?
Und hinter'm Rücken aller Bundsgenoſſen?
Und ſcheut ſich nicht vor mir und meinem Volk?

Oxenſtierna.

Wir haben nach Ermeſſen hier gehandelt,
Wem's nicht gefällt, der laſſ' es ſich gefallen.
(Geht ſtolz ab.)

Bernhard.

Mein Blut ſteht ſtill vor dieſer Felonie,
Die der Reichskanzler hier begangen hat.
Mein Herz erſtarrt vor dieſem Seelenraub,
Den man an dir verübt, mein deutſches Volk!
Ich hebe meine Hand zum großen Richter
Und klage gegen Axel Oxenſtierna
Auf Hochverrath an unſ'rer heil'gen Sache!
Herr Gott, nimm unſer Recht in deine Hand!
Doch Frankreich wiſſe, über meine Leiche
Geht erſt der Weg zum heil'gen deutſchen Reiche! (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Marie tritt aus einem Seitengemache herein. **Joſeph.**

Marie.

Du aber mußt für Frankreich ihn gewinnen
Um jeden Preis, und wär's um eine Krone!

Joſeph.

Wir machen ihn nicht feil.

Marie.

Ich will es wagen. —
Folgt mir, beliebt es Euch, in's Kabinet,
Ich werde Euch dictiren in die Feder
Die Punkte des Vertrags mit Herzog Bernhard;
Denn Ihr wißt nur mit Leuten umzugehen,
Doch einen Helden könnt Ihr nicht verſtehen.
(Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Saal im landgräflichen Schloſſe. Im Hintergrunde kann man, wenn die Thür geöffnet wird, auf einen freien Platz ſehen. Die Landgräfin **Eliſabeth** kommt aus der Thür im Mittelgrunde links, von welchem einige Stufen in den Saal gehen, herunter. **Bernhard** ihr entgegen.

Bernhard.

Eliſabeth!

Eliſabeth.

O Bernhard, gieb mir Muth,
Zu dir zu ſprechen, wie an jenem Tage,
Wo du in Koburg von mir Abſchied nahmſt.

Bernhard.

Wirf einen Strahl von jenem Augenblick
In meines Schickſals gramumwölkte Nacht!

Eliſabeth.

Und du haſt nicht vergeſſen dieſe Stunde?

Bernhard.

Wo du mir endlich mitgabſt eine Hoffnung,
So reich, ein ganzes Leben auszufüllen,

Und meiner Bitte einen gold'nen Ring?
Ein Zeichen meines Glückes blieb er mir,
Bis in das Grab hinunter trag' ich ihn.
Doch wenn vorher ich noch mein Ziel erreiche,
Darf ich dich mahnen an ein heil'ges Wort?

Eliſabeth.

Ich gab darin dir meine Seele mit
Im Uebermaß des Kummers bei dem Abſchied. —
Sprichſt du es aus — doch Gottes Will' geſchehe!

Bernhard.

Ich ſpreche dieſes Wort, wenn meine Bahn
Zu Ende geht beim Throne oder Sarg;
Bis dorthin ruh' es ſtill in meinem Herzen.
Du blickſt mich an ſo angſtvoll und ſo traurig?

Eliſabeth.

Mein Herr und Freund, ich träumte ſchwer von dir,
Und meine Seele quälet ſich um dich.
Mir kam es vor, als ſtändeſt du vor mir,
Auf deinem Haupte eine Lorbeerkrone
Und einen Purpurmantel um die Schulter,
Du reichteſt mir die Hand und ſprachſt dabei:
„Laß' uns zum Tanz antreten, denn es harren
Auf uns die Gäſte in dem Krönungsſaale!"
Doch hinter dir erblickt' ich einen Jüngling,
Vom Haupte bis zum Fuße ſchwarz verhüllt,
Und einen Lilienkelch in ſeiner Hand; —
„Wer folgt dir, Bernhard?" fragt' ich mit Entſetzen;
„Es iſt mein Schattenbild!" gabſt du zur Antwort.

(Der Famulus nähert ſich langſam aus dem Hintergrunde; Eliſabeth bemerkt ihn.)

Eliſabeth.

Ha! dort!

Bernhard.

Was iſt dir?

Eliſabeth.

Kennſt du dieſen Boten?

Bernhard.

Des Paters Diener! Und wir werden hören,
Was er von Frankreich uns zu melden hat.

Eliſabeth.

So muß ich dich verlaſſen, und das Unglück
Hat über dich Gewalt! Mein Gott! Mein Gott!
(Ab.)

Vierter Auftritt.

Der Famulus. Bernhard.

Famulus.

Den großen Helden Deutſchlands grüßet Frankreich,
Es übergiebt Euch dieſe Documente,
Gleichlautend beide, unterzeichnet iſt
Das eine von Richelieu's eig'ner Hand.
Es iſt für Euch, vollzieht Ihr nun zugleich
Das andere, ſo iſt verpflichtet Frankreich,
Euch die Mannſchaften, die Subſidien,
Wie Eure Hoheit ſie bezeichnen werden,
Zu liefern für den Feldzug an dem Rhein,
Und Eurem Schwert gehört das reiche Elſaß.

Bernhard (nachdem er geleſen).

Ich werde mich bedenken, dunkler Bote;
Harr', bis ich mich entſchieden, in dem Vorſaal.
(Famulus ab.)

Bernhard (allein).

Großmüthig iſt der Antrag und verlockend. —
Verloren iſt mit Regensburg die Donau,
Und könnte ich dafür den Rhein gewinnen,
Ich riß' die Kette Oeſt'reichs auseinander.
In Spanien iſt ſeine Lebensquelle,
Wo ſchnell es ſeine Kräfte ſich erneut;
Die Vorrathskammer ſeine Niederlande,
Und die Vorlande an dem Rhein die Straße,
Die unermüdlich die Armeen ihm
Zuführt zu dem endloſen Völkerkriege;
Und könnt' ich ihm abſchneiden dieſen Weg,
Es wär' ein unermeßliches Geſchick!
Und was gewinnt denn Frankreich? Welchen Trug
Der Cardinal auch in dem Herzen trägt,
Er könnte dennoch ſich in mir verrechnen!
Und Oeſt'reichs Leben hütet dort ein Drache,
Das Bollwerk Breyſach, Deutſchlands eh'rnes Thor,
Und könnte ich dort bauen meinen Horſt —
Seid ruhig, haſtig quellende Gedanken,
Ihr ſtürzet mich und Euch aus allen Schranken!

Fünfter Auftritt.

Bernhard. Taupadell.

Taupadell.

Mein Herzog.

Bernhard.

Sei willkommen.

Taupadell.
Doch ich bringe
Nicht Sieg zurück, nur Wunden von Gefechten.
Bernhard.
Und deine Treue?
Taupadell.
Herr, bis in den Tod!
Bernhard.
Lohn' dir das Gott, ich bin ein armer Mann.
Taupadell.
Ich bin belohnt, verzeiht Ihr mir mein Unglück.
Bernhard.
Schau' nicht ſo finſter drein, mein tapf'rer Oberſt, —
Des Glückes Laune müſſen wir ertragen,
So lang' wir Menſchen und Soldaten ſind!
Taupadell.
Ihr wißt noch nicht —
Bernhard.
Ich leſ' in deinen Mienen
Die Nachricht, daß mein fränk'ſches Herzogthum
Gefallen iſt.
Taupadell.
Ich wollt' erſchlagen ſein,
Könnt' „Nein!“ ich ſagen.
Bernhard.
König Ferdinand
Hatt' Beide, Götz und Piccolomini,
Mit ihrer ganzen Macht auf dich geworfen,
Und ich — mußt' dich verlaſſen in der Noth. —
Sie haben dir wohl tüchtig zugeſetzt?

Taupadel.
Herr, Euer alter Bär bekam zu thun,
Er mußt' der Meute ſeine Tatzen zeigen;
Es werden die Kroaten an uns denken!
Und hätten nicht die Franken uns verrathen,
Ich hätte wahrlich ihrer mich erwehrt.

Bernhard.
Iſt Würzburg auch dahin?

Taupadel.
                                        Und Rothenburg
Und Schweinfurth; Herr, es fielen alle Städte
Wie Kartenhäuſer um und ab von Euch.

Bernhard.
Es iſt von Vielen Gottes Geiſt gewichen.

Taupadel.
Doch unſer kleines Häuflein ſchlug ſich durch,
Wir zogen, wie die Wölfe, in der Nacht
Und brachen durch die Wälder mit der Axt —
Doch nur Fünfhundert bring' ich Euch zurück.

Bernhard.
Sag' deinen Tapfern, daß aus ihrem Rückzug
Ein luſt'ges Vorwärts wieder werden ſoll,
Denn ich hätt' meine eigenen Gedanken.

Taupadel.
Durchlaucht, lehrt mir die Kunſt, dem Mißgeſchick
So ſcharf zu blicken in den Augenſtern,
Daß es vor Schreck und Angſt zum Glücke wird!

Bernhard.

Es drängt die Zeit zum Abmarſch. Reit' in's Lager,
Und Erlach ſoll zum Aufbruch blaſen laſſen.

(Taupadell will gehen, Bernhard ruft ihm nach.)

Mein Generalmajor!

Taupadell (macht ſoldatiſch die Front).

Verſteh' ich recht?

Bernhard.

Noch heute ſollſt du das Patent erhalten!

Taupadell.

So wahr beim Schall der ſchmetternden Trompeten
Mein Roß und Herz mir noch vor Jubel ſpringen,
Will ich die neue Ehre mir verdienen
Und mich bedanken mit Victoria! (Ab.)

Bernhard (allein).

Fahr' hin, du ſchwed'ſcher Lohn für ſo viel Mühe
Und Waffenthat und mörderiſche Schlachten,
Für ſo viel Siege und Eroberungen, —
Fahr' hin, du ſchönes Herzogthum von Franken,
Das erſt mir Guſtav Adolph zugeſagt
Und Oxenſtierna ſchwer verwilligt hat;
Du galtſt mir einſt ſo viel, ich nahm dich an
Als erſten Bauſtein zu dem neuen Deutſchland —
Fahr' hin, fahr' hin, noch bleibt uns Muth und Eiſen!

Sechster Auftritt.

Bernhard. Hortleder.

Hortleder.

Das iſt noch Bernhard! Nur gewaltiger
Und heldenhafter, als ich mir's gedacht,
Bernhard der Große, Deutſchlands Troſt und Hoffnung!

Bernhard.

Mein alter Lehrer, Rath und Freund, willkommen!
So weite Fahrt habt Ihr zu mir gethan?
Ihr kommt von Weimar und von meinen Brüdern?
Ihr ſolltet Ruhe Euerm Alter gönnen!
Setzt Euch in meinen Armſtuhl; anders nicht
Kann ich Euch ehren!

Hortleder.

Gott will reiche Gnade
Dem Menſchenkind verleihen, weltliche
Und geiſtige, und jedem Menſchen and're;
Mich aber hat unendlich er beglückt,
Daß ich Euch noch geſeh'n vor meinem Ende.

Bernhard.

Was an mir iſt, das iſt dein gutes Werk.
Du lehrteſt mich, mein Vaterland zu lieben
Und zu verachten jede Niedertracht,
Wie Cäſar meinem Glücke zu vertrauen,
Und Nichts zu fürchten, als das Auge Gottes.

Hortleder.

Wohl hab' ich ſelbſt die edle, ſchlanke Tanne,
Die mit der Krone nun zum Himmel ragt
Und ihre Zweige über Deutſchland ſtreckt,
In ihrer Heldenjugend treu gepflegt;
Und ich wär' auserleſen, mit der Axt
Zu wagen einen Mordhieb gegen ſie?

Bernhard.

Ihr bringt mir ſchlimme Botſchaft von den Meinen;
Was zögert Ihr? Ich bin gefaßt auf Alles.

Hortleder.

Weh' einem Volk, das ſich von fremden Völkern
Die Freiheit bringen läßt auf Degenſpitzen;
Und ſchwer auf unſ'rem Herzen kniet der Schwede.

Bernhard.

Ein falſcher Freund iſt ſchlimm, doch ſchlimmer noch
Die leibliche und geiſt'ge Tyrannei.

Hortleder.

Doch die Verzweiflung iſt das Gräßlichſte.
Ich kam durch Städte, wo kein Menſch mehr lebt,
Durch andere, wo Peſt und Raub und Mord
Ein Abbild von den Höllenqualen geben;
Nicht Bürger ſah ich mehr, nur wüſte Banden.

Bernhard.

Gott ſucht ſie heim um ihre Miſſethaten;
Sie ſollten mir vertrauen ſchon ſeit Lützen,
Ich konnte alle vom Verderben retten.
In einer Zeit, wo zwei Extreme kämpfen,
Muß untergehen, was dazwiſchen liegt.
Wie Wenigen war's Ernſt um ihre Sache!
Langmüthig rief ſie Gott zu ſeinem Werke,
Sie zögerten in Eigennutz und Kleinmuth;
Vergebens ſtürzte ich von Sieg zu Sieg,
Der Neid fraß ihnen ab das Herz im Leibe.
Was wundern ſie ſich nun, daß über ſie
Das ſchlechtgeſtützte Haus zuſammenbricht
Und ſie begräbt im Sturze der Ruinen?

Hortleder.

Verargt es ihnen nicht, wenn aus der Noth
In ihrer Weiſe ſie die Rettung ſuchen.

Bernhard.
Auf rechte Art gelingt das rechte Werk.
Hortleder.
Ganz Sachſenland und mit ihm Eure Brüder,
Und Braunſchweig, Lüneburg und Mecklenburg,
Brandenburg und Pommern, Lübeck, Hamburg, Erfurt
Haben in Prag den Frieden abgeſchloſſen.
Bernhard.
Den Frieden? Hab' ich recht gehört, den Frieden?
Um welchen Preis?
Hortleder.
Er mag gering erſcheinen:
Sie haben vierzig Jahre Toleranz
Und Einige beſondern; kleinen Vortheil.
Bernhard.
Verzeih' mir, Oxenſtierna, daß ich dich
Geziehen des Verraths an Deutſchlands Völkern;
Sie hatten früher ſich verkauft den Feinden
Und aufgegeben unſ're gute Sache,
Die Unglückſel'gen, die Verblendeten!
Und meinen ſie, die Schweden werden nun,
Treulos verleugnet und ſo tief beleidigt,
Die Fahnen ſenken und von hinnen zieh'n?
Die Hunde, die Ihr erſt zur Jagd gebraucht,
Habt Ihr in wüth'ge Wölfe nun verwandelt,
Und ein Gericht wird über Euch ergeh'n,
Daß meine Seele ſchaudernd ab ſich wendet.
Mein Gott, zerdrück' mir nicht das Herz im Buſen
Und ſchenke meinen Augen eine Thräne,
Nur eine Thräne, du barmherz'ger Gott!
Nein! Nein! ſie müßte, wie geſchmolz'nes Blei,

Ausbrennen mir des Auges helle Sterne;
Schenk' lieber deiner armen Welt Vernunft.

Hortleder.

Ihr gebt nur Worte meinen eig'nen Schmerzen.

Bernhard.

Und welche Stellung weiſen ſie mir an,
Mir und dem Heer?

Hortleder.

Von Euch ſchweigt der Vertrag.

Bernhard.

Sprich, Greis, bin ich ein Traum, nichts Wirkliches?
Hab' ich denn nie gelebt? Bin ich ſchon todt?
Und wenn ſie wirklich mich vergeſſen haben,
So zeuget mir, Ihr Hunderttauſende,
Die Ihr beim Rufe meines Feldgeſchreies
Mit Eurem Blut getauft die deutſche Erde!

Hortleder.

Doch Eure hohen Brüder ſind der Meinung,
Daß Ihr, auf Euern Theil am Herzogthum
Beitretend, unterzeichnen könnt den Frieden,
Wie er in dieſer Abſchrift iſt punktirt.

(Er überreicht **Bernhard** eine Schrift.)

Bernhard (zerreißt ſie).

Und ſo caſſire ich den ſpan'ſchen Frieden,
Gemacht aus Argliſt, Feigheit, Schmach und Lüge;
Wenn nicht das Glück, die Ehre ſoll uns bleiben,
Und mit dem Schwert will ich den Frieden ſchreiben!

Hortleder.

Ihr habt entſchieden. Meine Seele ſchaudert
Vor Leid und Freud', —

Ich denk' an Hannibal und an ſein Ende.
So laßt mich von Euch, daß ich weinend ſchweige
Und ſtill zur dunkeln Gruft hinunterſteige.

(Hortleder ab.)

Siebenter Auftritt.

Bernhard, bald darauf ein **Page,** ſpäter der **Famulus.**

Bernhard

(unterſchreibt den Vertrag mit Frankreich).

Da ſteht mein guter Name! und er macht
Richelieu zu meinem Bundsgenoſſen!
(Er läutet mit der Handglocke. Ein Page kommt.)
Der Bote des franzöſiſchen Agenten! (Page ab.)
Es müſſen oft die Fürſten und die Völker
Bündniſſe ſchließen, wie ich jetzt gethan;
Und mein Verſtand ſieht keinen andern Ausweg.
Doch iſt mein Herz befangen, wie noch nie,
Und meine Seele bis zum Tod betrübt.
(Der Famulus kommt.)
An Pater Joſeph bring' die Schrift zurück,
Von mir zugleich genehmigt und vollzogen.
Noch heute rücken aus die Regimenter,
In Mainz erwart' ich Marſchall Feuquieres
Und die Subſidien.

Famulus.

Heil Euch, mein Herzog!
Gedenkt an mich, bald grüßt Euch auch mein Mund
Als König von dem Rheinland und Burgund! (Ab.)

Achter Auftritt.

Bernhard, allein, in Gedanken verſunken an einem Tiſch über eine Landkarte gebückt. **Eliſabeth** kommt herein, zuerſt nicht bemerkt.

Eliſabeth.

Brich ab mit Frankreich, Bernhard!

Bernhard.

Meinſt du auch?
Und doch hätt' Frankreich, wenn ich meine Schlachten
In ſeinem Dienſt geſchlagen, nicht an mir
Gehandelt, wie mein Volk und meine Freunde.

Eliſabeth.

Nicht dich, ſich ſelber haben ſie verlaſſen.
Doch du, ich weiß es, bleibſt mit Herz und Hand
Bei deinem Gott und deinem Vaterland!

Bernhard.

Bis dieſes Herz zu ſchlagen aufgehört.

Eliſabeth.

So haſt du Frankreich ſchon zurückgewieſen?

Bernhard.

Wie Frankreich auch geſinnt iſt, das Verhängniß
Stellt es zu uns als Freund und Bundsgenoſſen.

Eliſabeth.

Es iſt dein ärgſter Feind, der Feind des Reiches,
Der dich benützen will nach ſeiner Abſicht.

Bernhard.

Ich werde Frankreich, es wird mich gebrauchen,
Und die Gewalt der Waffen giebt den Ausſchlag.

Eliſabeth.
Und fürchteſt nicht Richelieu's Trug und Liſt?

Bernhard.
Ich weiß, was ich von Frankreich halten kann,
Und bin auf meiner Hut; Eins iſt gewiß,
Daß unſ're Feinde auch dieſelben ſind.

Eliſabeth.
Weil ſie auch deutſche Fürſten ſind, wie du! —
Erhebe hoch das eigene Panier,
Wir wollen unſ're Kraft zuſammenraffen,
Und all' mein Erbgut ſteuere ich dir,
All' die Juwelen in der Zeiten Noth —
Sprich fröhlich zu den Steinen: „Werdet Brot!"
Das Silber nicht, das Gold will ich nicht wägen,
Laſſ' es zu Geld mit deinem Bildniß prägen.

Bernhard.
Du füllſt nicht aus den Abgrund dieſes Krieges.

Eliſabeth.
Brauchſt du Soldaten, laſſ' die Trommel rühren,
Sechs Regimenter will ich zu dir führen.

Bernhard.
Es kommt die Stunde, wo dein reiches Opfer
Entſcheidend in die Wage fallen kann;
Dies iſt der Augenblick, wo frei von Frankreich
Ich meine eig'ne Macht zuſammenfaſſe.

Eliſabeth.
Sind meine Thränen ganz umſonſt gefloſſen?

Bernhard.
Ich habe, weil ich mußte, abgeſchloſſen.

Eliſabeth.

Barmherz'ger Gott, ich konnte ihn nur warnen,
Und ſollt' er irren, nimm von ihm die Schuld!

(Marſchmuſik, erſt aus der Ferne, dann näher.)

Bernhard.

Schon rücken aus die braven Regimenter —
Es ſtürzt mein Wort ſie bis zum deutſchen Rhein.

Eliſabeth.

Ich ſeh' dich an mit namenloſen Leiden.

Bernhard.

Eliſabeth, leb' wohl!

Eliſabeth.

O tödte mich,
Daß meine Seele betend dir zur Seite
Kann geh'n und ſteh'n im mörderiſchen Streite.

(Muſik vor dem Schloſſe.)

Bernhard.

Sie machen Halt vor deines Schloſſes Stufen,
Auf ſeinen Feldherrn wartet ſchon der Stab.
Horch, die Trompeten! ihre Stimmen rufen
Mich an die Spitze der Armee hinab;
Des Krieges Schickſal treibt mich, zu beginnen
Den dritten Act vom deutſchen Trauerſpiel.
Mit meinem Glücke ſcheide ich von hinnen,
Und in der Burg von Breyſach ſucht mein Ziel;

(Abgehend.)

Denn dort will ich mit ſcharfen Degenklingen
Das ſtolze Oeſterreich zum Frieden zwingen.

(Ab, während Eliſabeth auf die Kniee ſinkt, ſich mit ihrem Schleier das Geſicht verhüllend.)

Dritter Act.

Erſter Auftritt.

Vor Breyſach. Zelt des Herzogs. Die hintere Abtheilung iſt mit einer theilbaren Gardine verhängt. **Bernhard** mit **Guebriant, Taupadell, Roſen** und dem übrigen Generalſtab. Ein kaiſerlicher **Trompeter** mit verbundenen Augen wird hereingeführt; ſobald er vor dem Herzog ſteht, wird ihm die Binde von den Augen genommen.

Taupadell.

Du ſtehſt vor Seiner Hoheit, Herzog Bernhard.

Trompeter.

Der Commandant von Breyſach läßt der Gnade
Des hocherlauchten Herzogs Bernhard ſich
Und Mannſchaft wie die Bürgerſchaft zugleich
Empfehlen.

Bernhard.

Sieht er ein, daß er nicht länger
Sich wehren kann? Die Tapferkeit und Treue
Treibt er bis zum Verbrechen, da die Bürger
Mit Weib und Kindern er verhungern läßt
Und den Soldaten Brot aus Eichenrinde
Und Aſche bäckt. Die Sünde auf ſein Haupt!
So will er endlich doch die Thore öffnen?

Trompeter.

Er hat dem Kaiſer in die Hand geſchworen,
So lang' ſich zu vertheidigen in Breiſach,
Als Hülfe und Entſatz undenkbar iſt.
Die letzte Hoffnung ſtellt er nun auf Götz; —
Ihr möchtet deshalb Euren Zorn nicht ſteigern
Und bis dorthin, daß zwiſchen Euch und Götz
Das Waffenglück entſchieden haben wird,
Friſt gönnen zur Capitulation.

Bernhard.

Ich werde, ſag' ihm, dann bei mir erwägen,
Ob die Unmenſchlichkeit ich kann vergeſſen.

(Trompeter ab.)

Zweiter Auftritt.

Erlach. Vorige.

Bernhard.

Was bringt Ihr uns für Nachricht?

Erlach.

Götz rückt an
Von Süden bei den abgebrannten Mühlen.

Taupadel.

Laßt mich mit meinem gelben Regiment
Ihm an die Kehle, Herr; wir ſchleppen ihn
Hieher zu Euren Füßen, und es brennt mir
In beiden Händen, Götz die alte Schuld
Von Nördlingen mit Klingen auszuzahlen.

Bernhard.

Er ſoll die Stirn an unſ'ren Schanzen ſich
Einrennen; wir vertheidigen uns hier.

Bis ſeine Kraft gebrochen. Roſen, dir
Empfehle ich die äußerſte Redoute,
Doch opf're dich nicht auf; wir müſſen ihn
Herüberlaſſen über'n Arm des Rheins!
Zur kleinen Schanze bis zur mittlern Brücke.
Dort hält ſich Taupadel bis zum letzten Mann.
Turenne mit dem blauen Regimente
Stellt zur Reſerve auf der Brücke ſich
Und rückt erſt vor im letzten Augenblick,
Wo auf den Wall die Kaiſerlichen dringen.
Nun, Guebriant!

Guebriant.

Hier! Zu Befehl!

Bernhard.

Du bleibſt
Und wirſt im Augenblicke der Gefahr
Mich wecken aus dem Schlummer, der auf mich
Gebirge wälzt, — ich führ' zuletzt in's Feuer
Hattſtein und Schönbeck, beide Regimenter.
(Alle ab bis auf Taupadel, Bernhard und Guebriant.)

Dritter Auftritt.

(Die Zwiſchenwand des Zeltes geht zurück, man ſieht in die zweite Hälfte hinein, deren Ausgang offen iſt.)

Bernhard. Taupadel. Guebriant. Joſeph.

Joſeph.

Verzeiht uns, Hoheit, daß wir uns beeilen,
Schnell die Beſchwerden zu erledigen,
Die gegen Frankreich Ihr erhoben mögt.

Bernhard.

Ihr bringt mir das rückſtändige Quartal?
Ich war gezwungen, oft daran zu mahnen!

Joſeph.

Miniſter Desnoyers hat deshalb Weiſung.

Bernhard.

Wohl! ich verſteh'. Ihr habt den Mann gewählt,
Der mir von jeher hinderlich geweſen,
Die trockenſte Natur in ganz Paris,
Die Reductionstabelle der Bureau's. (Er ſetzt ſich.)
Wenn Ihr, wie jetzt, das linke Auge drückt,
So habt Ihr immer einen Schalk im Nacken.

Joſeph.

Die Hoheit liebt den Scherz.

Bernhard.

Gebt Euern Ernſt
Und den Verlag, den meine Caſſe machte
Für Euch zum Baue der Rheinauer Schanzen.

Joſeph.

Sie nahm der Feind.

Bernhard.

Warum?

Taupadell.

Weil die Franzoſen
Beim erſten Pfiffe kaiſerlicher Kugeln,
Wie Spatzenſchwärme, auseinanderſtoben.

Bernhard.

Sprecht, Guebriant; denn damals ſchütztet Ihr
Mit meinem Hülfscorps den franzöſ'ſchen Muth.

Guebriant.

Vergönnt mir, daß ich ſchweige.

Bernhard (zu Joſeph).

Nun, ſo bringt Ihr
Mir das verſprochene Hülfsheer?

Joſeph.

Sollt' ich meinen,
Daß Ihr die Menſchen, wie das Geld verbraucht?
Zwölftauſend Mann ſind ſchon zu Euch geſtoßen.

Bernhard.

Wie viele ſteh'n bei uns?

Guebriant.

Neunhundert noch.

Joſeph.

Es waren ſüdfranzöſ'ſche Regimenter,
Zu grob war ihnen deutſche Reiterart.

Taupadell.

Zumal die Baiern des Johann von Werth!

Bernhard.

Genug, genug davon! Nun weiter! Frankreich will
Nicht Geld, nicht Mannſchaft ſchicken? Sprecht nur offen:
Soll der Vertrag noch gelten oder nicht?
Und ſoll ich Euch die kaiſerlichen Heere
Hinüberbrauſen laſſen nach Paris?

Joſeph.

Verhüt' das Gott! und Eure Hoheit wird
Sich im Unwillen nicht verleiten laſſen
Zum Aeußerſten.

Bernhard.

So treibt mich nicht dazu.

Joſeph.

Im Anmarſch iſt bereits auch Feuquieres
Mit dreißigtauſend Mann, um Eurer Hoheit
Zu liefern die Beſatzung für die Städte
Und Feſtungen am Rhein, die Ihr erobert,
Damit Ihr ungeſchwächt und unbehindert
Mit Eueren cäſariſchen Cohorten
Verfolgen könnt die eingeſchlag'ne Bahn
Zum Marmortempel der Unſterblichkeit.

Bernhard.

Ihr ſeid ja plötzlich wunderſam beredt.
Doch danke ich für Eure zarte Sorgfalt
Für meinen Ruhm.

Joſeph.

Ihr wollt Euch, Hoheit, doch
Vergraben nicht in Breyſach's öden Mauern?

Bernhard.

Giebt's Gott in meine Hand, ſo wird er mir
Auch Einſicht ſchenken, wie ich es bewahre.

Joſeph.

Es wird für dieſes große Unterpfand
Des künft'gen Friedens Frankreich Euer Schuldner
Doch bleiben müſſen, wög' es auch in Gold
Die Feſtung Breyſach auf.

Bernhard.

Zieht nur zurück
Die Fingerſpitzen, die Ihr ausgeſtreckt!
So lang' ich lebe, ſoll kein fremder Fürſt
So viel von deutſcher Erde eigen nennen,
Um in dem Sarg ſein Hauſt darauf zu legen.

Joſeph.

Die Frage, die Ihr hier berührt, wird ſpäter
Ob ſo, ob anders, ſich von ſelbſt entſcheiden.

Bernhard.

Sie iſt entſchieden. Und mit einem Wort, —
Frankreich entzieht ſich böslich der Verpflichtung
Zu mir und meinem Heere, ſei es denn!
Doch frei iſt meine Hand zum Krieg und Frieden.
Ich breche ab; — und ſo ſind wir geſchieden!

(Bernhard in den Hintergrund und Taupadel links ab.)

Vierter Auftritt.

Joſeph. Guebriant.

Guebriant.

Ihr konntet ungelegener nicht kommen.

Joſeph.

Und dieſer Zeitpunkt war uns angemeſſen;
Krank iſt der Herzog, wie es ſcheinen will?

Guebriant.

Zu mächtig iſt für ſeinen Leib der Wille,
Er reibt ſich auf in Planen und in Thaten;
Dem Tage Zwiſchenraſt, der Nacht den Schlaf
Hat er entfremdet ſchon ſeit Nördlingen.

Joſeph.

Und packt ihn nicht die rächende Natur?

Guebriant.

Wie Ihr es nehmt, denn ſtets allgegenwärtig
Im Heere bis ins Kleinſte bleibt ſein Geiſt,
Er hat zum Sclaven ſeinen Leib gemacht.

Bei Mittelweyer in der Schlacht mit Götz,
Wo er zum Kampf ſelbſt die Schwadronen führte,
Mußt' er ſich heben laſſen auf das Roß,
Und, wie ein Todesengel mit dem Schwerte,
In Schwaden mäht' er um ſich her die Feinde;
Doch, als die Schlacht gewonnen war, Victoria
Geſchoſſen wurde, ſank er, wie in Ohnmacht,
Mir, der ich neben ihm zu Pferde hielt,
In meine Arme.

Joſeph.

Seht, ein rechtes Beiſpiel,
Wie jede Tugend kann zum Laſter werden,
Sein Ehrgeiz bringt ihn um, ſein Eigenwille,
Das Schattenbild der deutſchen Kaiſerkrone,
Das ihm vor ſeinen heißen Augen flammt.

(Man hört entferntes Schießen.)

Fünfter Auftritt.

Vorige. Erlach. Bald darauf **Piersheim.**

Guebriant.

Wie ſteht es drüben?

Erlach.

Götz und Lamboy haben
Mit Tod und Teufel heute ſich verbündet;
Verloren iſt die ſüdliche Redoute,
Und durch den ſeichten Rheinarm dringt der Feind
Zur kleinen Schanz', wo Lesley ſteht.

Guebriant.

Er weiß,
Was er zu thun. (Erlach geht ab.)

Da jetzt der kaiſerliche
Feldmarſchall Götz mit neuen Regimentern
Verſtärkt von Lamboy aus den Niederlanden
Eilig heranrückt zum Entſatz von Breyſach
Und einen Sturm auf's Lager vorbereitet,
Iſt doppelt ruhelos des Feldherrn Geiſt.

Joſeph.

Wer ihn doch zum Franzoſen machen könnte!
Es wäre ihm und uns zugleich geholfen.

(Joſeph ab. Vermehrtes Schießen.)

Flersheim (kommt ſchnell herein).

Die Kaiſerlichen ſtürmen auf die Wälle
Mit raſender Verzweiflung, Lesley meldet,
Daß ſich die Gräben rings mit Leichen füllen.

Guebriant.

Turenne ſoll vorrücken die Reſerve. (Flersheim ab.)

Sechſter Auftritt.

Guebriant. Ferenz. Gleich darauf tritt **Bernhard** aus der hintern Zeltabtheilung heraus.

Ferenz.

Wo iſt der Herzog? Alles in Verwirrung!

Bernhard.

Was giebt es?

Guebriant.

Herr, die Schanze wird genommen.

Ferenz.

Lesley gefallen und Turenne geworfen,
Der Feind bemächtigt ſich der dritten Brücke.

Bernhard.

Die Fechthandſchuh'! den Hut! den Rappen vor!
(Er wird von Pagen bedient.)
Friſch auf! Es ſtürzt durch alle meine Glieder
Im raſchen Puls die neue Zuverſicht
Und donnernd das entſcheidende Gewicht
Des jähen Sieges in die Schale nieder!
(Zu den Officieren, welche im Eingange zum Zelt erſcheinen.)
Schließt Euch, Ihr treuen Waffenbrüder, an,
Mit Gott und Eiſen brechen wir die Bahn!
(Alle ab. Lebhaftes Schießen in der Nähe.)

Vierter Act.

In Breyſach. Quartier von Joſeph.

Erſter Auftritt.

Joſeph. Guebriant.

Joſeph.

Und Frankreich ſoll gelaſſen, müßig zuſeh'n,
Wie ſich der Herzog hier zum Herrn von Breyſach
Im Uebermuthe ſeines Glückes macht?

Guebriant.

Er iſt in gutem Recht, nicht weniger,
Als Ihr ihm zugeſtanden, nimmt er ſich.

Joſeph.

Auch Ihr ſeid uns abtrünnig und beſtochen —
Und unterjocht von ſeinem Waffenruhm.

Guebriant.

Wer iſt in ſeiner Nähe ſo gering,
Daß ihn des Feldherrn Geiſt und hohe Art
Nicht hinriß' zur Bewunderung und Ehrfurcht?

Joſeph.

Wir haben Euch zu ihm nicht herbeordert,
Ihn zu bewundern; und Ihr ſeid Franzoſe!

Guebriant.

Habt Ihr ihm ſelbſt am Meiſten doch gedient!

Joſeph.

War't Ihr ſo klug, den Fehler einzuſehen,
So lag's an Euch, ihn zeitig zu verbeſſern;
Ein Rieſe kann auch über einen Stein
Zum Fallen kommen.

Guebriant.

Doch ich war kein Stein,
Nein! ſchämt Euch nicht, verächtlich iſt der Mann,
Den nicht das Weſen eines großen Menſchen
Und eines Helden aus dem Staub des Lebens
Emporreißt zur Theilnahme an den Thaten,
Die, lichten Göttern gleich, aus dunkeln Hüllen
Vorbrechen plötzlich und die Welt erfüllen.

Joſeph.

Die Welt iſt nicht gemacht für das Genie,
Für die Gewöhnlichen nur iſt ſie da;
Sie zeugen immer wieder ſich von Neuem
Und leben fort in Kind und Kindeskindern.

Guebriant.

Und ſo gehörte dieſe Welt — den Würmern,
Die ſich zuletzt in jeden Nachlaß theilen.

Joſeph.

Ihr habt in ſeiner Schule, wie ich merke,
Mehr noch gelernt, als Frankreich brauchen kann.

Guebriant.

Ihr ſeid gereizt, weil ich dieſelbe Ehrfurcht
Dem Herzog zolle, die der König Ludwig,
Der Cardinal, Ihr ſelbſt ihm nicht verſagt;

Nur deshalb grollt Ihr ihm, weil er ſich nicht
Zugleich mit ſeinen Feinden aufgerieben;
Ihr Nachlaß wär' von ſelbſt Euch zugefallen,
Ihr hättet ihn, doch er hat Euch benützt.

Joſeph.

Nicht ungerächt ſoll er uns überliſten!
Iſt er ein deutſcher Fürſt, bin ich Franzoſe,
Und Frankreich iſt ein abſoluter Staat,
Und wer ihm dienen will, muß blind gehorchen,
Er darf für ſich nichts mehr Beſond'res haben.

Guebriant.

Auch kein Gewiſſen?

Joſeph.

Nein! der Staat iſt Alles.

Guebriant.

Auch keine Ehre?

Joſeph.

Ehre giebt das Amt.

Guebriant.

So könnte man Verbrechen anbefehlen?

Joſeph.

Warum auch nicht? Der Staat darf Alles wollen,
Sein Vortheil iſt ſein oberſtes Geſetz.
Der dient ihm nicht mit ſeiner ganzen Seele,
Der ihm nicht auch die ganze Seele giebt.

Guebriant.

Iſt freilich Euch zu ſchlecht kein Mittel mehr,
Den großen Herzog heimlich zu verderben,
So muß er endlich doch verloren ſein.

Joſeph.

Macht er mit uns den Gang auf Tod und Leben,
So wird der Ausgang lehren, wer gewonnen.

Guebriant.

Ich und Turenne werden, was Ihr auch
Beſchließen mögt, die Seele nicht verwetten
Und bei den Deutſchen Frankreich's Ehre retten. (Ab.)

Joſeph (allein).

Der ließ ſich nicht gebrauchen, und es wird
Noch lange dauern, bis die Elemente
Der alten Zeit in unſere Maſchine
Des neuen Staates ſich gehorſam fügen.

Zweiter Auftritt.

Marie. Joſeph.

Marie
(gedankenvoll eine Roſe zerpflückend).

Kaum aufgeblüht und ſchon mußt du verderben.
Ich ſtreue deine Blätter in die Luft —
Auch dieſes letzte fliege zu den and'ren —
Nun iſt's vorbei mit allen deinen Reizen,
Du liegſt im Staub, wie meine eig'ne Seele. —
Doch ſie war muthiger, als ich, ſie rächte ſich,
Und hat den Dorn mir in die Hand gedrückt —
Doch ich kann nur verzagen und verzweifeln.
Ich möcht' in's Kloſter geh'n und Buße thun,
Dort will ich klagen mit der Todtenglocke,
Dort will ich ſeufzen mit dem Wind am Gitter,
Dann will ich weinen mit der Wetterwolke,
Die mit gebroch'nem Herzen niederſtrömt
Und rings das Land begräbt in ihren Fluthen.

Joſeph.
Die Schwermuth iſt der Schönheit ärgſte Feindin,
D'rum kann man ſie nicht ſchnell genug verbannen.

Marie.
Auch habe ich nach Euerem Befehl
Geſprochen mit den Damen dieſer Stadt,
Und ihnen zugeſagt, den Feſtpokal
Dem Herzog Bernhard huldigend zu bringen.
Und allegoriſch werden mir zur Seite
Zwei Fräulein gehen. Eine ſtellt die Hoffnung,
Die Andere den Frieden vor, doch ich
Im Schleier ſoll als Glaubensfreiheit gelten.

Joſeph.
Ganz recht, verſchleiert! denn zu keiner Zeit
Darf man der Freiheit ſeh'n in's Angeſicht.

Marie.
Und weil ich mich denn ſelbſt verloren habe,
Bin ich ein Werkzeug Eurer Hand geworden.
Seid freundlich zu mir, wie ein Arzt und Freund,
Und laßt mich nicht in mir zu Grunde geh'n.
Mich hat das herbe Schickſal tief erniedrigt,
Und ſteuerlos im Sturme treibt mein Nachen.

Joſeph.
Ihr habt die ſchöne Leidenſchaft des Herzens
Erhoben zum Geſetze Eures Lebens,
Und dies verleugnen, hieß' Euch ſelbſt vernichten.
Wollt Ihr nun, daß ich Eueren Roman,
Den Ihr ſo kühn und genial begonnen,
Fortſpinne weiter aus ſich ſelbſt heraus,
So übergebt das Werk in meine Hände;

Doch jedem Zweifel, jedem Widerſpruch
Müßt im Voraus und gänzlich Ihr entſagen.

Marie.

So ſeid mein Meiſter und ergänzt mich ſelbſt
Durch Eueren Verſtand und feſten Willen!

Joſeph.

Bei dieſem Gang ſeid Ihr mein Famulus,
Nur dieſes Mal verhüllet Eure Reize
In's klöſterliche, dunkele Gewand.
Ihr werdet mich zum Herzog hinbegleiten;
Ich hoffe, Frankreich's hohe Tochter wird,
Was auch geſchehen mag, ſich nicht verrathen.
Das letzte Mittel zu dem guten Ende
Soll dort verſucht ſein, — hilft auch dieſes nicht,
So ſeid nicht Ihr allein, es iſt zugleich
In Euch der Cardinal und Frankreich's Ehre
Geläſtert und beſchimpft. Könnt Ihr das dulden?
Seid Ihr denn nicht —

Marie.

Franzöſin und ein Weib

Joſeph.

Wie konnt' ich daran zweifeln! Stolzes Herz!
Ich freue mich an Euch. Und ich begrüße
Die königlich entſcheidende Natur,
Die groß und einfach ſelber ſich begreift,
Und Liebe giebt um Liebe, Haß um Haß,
Und in dem Haß —

Marie.

O ſprich das Wort nicht aus!
Verhüllt und rieſig ſteigt in mir empor

Mit grauen Nattern die verderbende,
Die du geweckt, die dunkle Eumenide! (Marie ab.)

Joſeph (allein).

So ziehe ich das Netz um ihn zuſammen,
Und macht der Tod auch ſeine Seele frei,
So muß er doch, was er mit Müh' und Fleiß
Erobert hat, zu unſ'rem Erbtheil laſſen.
Geſponnen unzerreißbar ſind die Fäden
Aus Haß und Liebe, Ehrgeiz, Neid und Habſucht,
Benetzt mit Thränen der Verzweifelung,
Ein Meiſterwerk der feinſten Politik!
Denn das Geheimniß aller Herrſcherkunſt
Beſteht in Einem nur: die wilden Thiere,
Die jeder Menſch in ſeinem Herzen hegt,
— Die Leidenſchaften — weiſe abzurichten,
Daß ihres Herrn Befehle ſie vollbringen. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Bernhard's Quartier. **Bernhard. Erlach. Taupadell. Roſen. Flersheim. Fereutz.**

Bernhard

(zu **Taupadell.** Er übergiebt ihm einige Papierrollen).

Hier, Taupadell, iſt Plan und Anſchlag
Zu der Verſtärkung unſ'rer Feſtungswerke;
Ihr ſollt nicht ſparen Kunſt und Geld und Müh',
Furchtbar zu ſchirmen unſer Waffenlager.

Taupadell.

Mein Feldherr ſoll mit mir zufrieden ſein.

Bernhard.

Ferner ſteh'n hier aufgezeichnet
Die Regimenter, die nach Neuenburg
Noch heut' marſchiren. Dort verſammelt ſich
Im Lager unſ're Macht.

Taupadell.

Geht's in das Reich?

Bernhard.

Du haſt's geſagt.

Taupadell.

Herr Gott, laß' dieſes Mal
Allein mich fertig werden mit dem Feinde!

Bernhard.

Und jedes Hülfscorps, das bei Euch dort einrückt,
Tractirt Ihr mit Bankett!

Taupadell.

Und deutſcher Wein
Soll ihnen ſagen, wer der Herr vom Rhein! (Ab.)

Bernhard (zu Erlach).

Euch ſende ich an König Karl von England;
Leicht zu gewinnen iſt er unſ'rer Sache,
Und von Oſtende aus geht Ihr zu Schiff! (Erlach ab.)

Bernhard (zu Flersheim).

Ihr geht zu ſeinem Neffen, dem Pfalzgrafen,
Der zu mir ſtoßen will mit ſeinen Truppen;
Er ſoll marſchieren laſſen und mit uns
Zuſammentreffen dort bei Neuenburg. (Flersheim ab)

Bernhard (zu Ferenz).

Ferenz! Ihr eilt ſo ſchnell, als möglich iſt,
Nach Stockholm zur Verhandlung mit der Krone.

Hier Eure Inſtruction. Und meldet dort,
Daß Thüringen zum Werbeplatz ich mache.
Dies Schreiben überreicht Ihr unterwegs
Georg von Lüneburg. Wir müſſen jetzt
Zuſammenraffen alle unſ're Freunde!
Nach Eurer Eile mißt ſich auch der Lohn. (Ferenz ab.)

Bernhard (für ſich).

Und nun, Eliſabeth, iſt da die Zeit,
Wo deine fromme Liebe auch das Schickſal
Der Welt entſcheiden wird; es ſchlingt ſich jetzt
An meine Kette Glied an Glieder an,
Ich werfe ſie dir zu, du ſchlingſt ſie weiter,
Sie zieht ſich bis nach Thüringen hinaus,
Geſchmiedet aus den freien, deutſchen Herzen
Von Breyſach bis dort in mein Vaterhaus,
Und wir gebrauchen nicht mehr unſ're Degen,
Nur Kugeln, um die Tenne rein zu fegen.
Mein Roſen!

Roſen (tritt heran).

Hier!

Bernhard.

Nach Kaſſel eilſt du jetzt,
Bring' der Landgräfin meine Botſchaft hin,
Dies Schreiben wird das Weitere ihr ſagen.
(Er giebt ihm einen Brief. Roſen ab.)

Vierter Auftritt.

Bernhard. Page.

Page.

Des Cardinals Agenten melden ſich.

Bernhard.

Laſſ' ſie herein. (Page ab.)
Zu mir tritt der Verſucher!

Fünfter Auftritt.

Joſeph kommt. **Marie** in Eremitentracht bleibt im Hintergrund im Schatten einer Säule ſtehen; während der Unterredung kommt ſie einige Male zum Vorſchein. **Bernhard.**

Joſeph.

Zu dieſem großen Sieg- und Jubelfeſte,
Das Ihr begeht hochherrlich hier in Breyſach,
Naht ſich pflichtſchuldig und glückwünſchend Frankreich
Eurer herzoglichen Durchlaucht Sachſen-Weimar,
Wenn dieſer hohe Titel noch genügt.

Bernhard.

Lehrt Eure Rede doch gerade gehen,
Daß man ihr in die Augen blicken kann.

Joſeph.

Vor'm Schloſſe werfen Eure Pfennigmeiſter
Geld unter's Volk; verzeiht, daß ich mich bückte
Nach dieſer Münze, ſie iſt neugeprägt.
(Er läßt die Münze auf den Tiſch klingen.)
Auf der Kehrſeite ſeh' ich angehängt
Dem ſchönen, ſächſ'ſchen Wappen das von Breyſach;
Ich wußt' noch nicht, daß Ihr hier Landesherr?

Bernhard.

Ich muß mich Eurer Art und Frage wundern;
In dem Vertrag mit Frankreich iſt beſtimmt,
Daß es verzichte auf die deutſchen Länder,

Die ewig bei dem Reiche bleiben ſollen,
Und daß mir Frankreich den Beſitz von Elſaß
Und Breyſach ſeinerſeits verſtatten wolle.

Joſeph.

Vielfache Deutung duldet der Vertrag.

Bernhard.

So ſei er aufgehoben ganz und gar,
Und auf mein Schwert geſtützt ſteh' ich vor Euch!

Joſeph.

Ihr ſprecht ein hartes Wort, doch iſt es deutlich;
So offenherzig ſprech' ich auch vor Euch:
Es kann nicht Frankreich dulden, daß Ihr hier
Euch werft in ſein Genick, es todt zu hetzen.
Doch weil es Eu're Durchlaucht hoch verehrt,
So ſchlägt es drei verſchied'ne Wege vor,
Die zur Vereinigung uns führen können.

Bernhard.

Ich höre.

Joſeph.

Noch iſt Ferdinand der Dritte
Nicht als der röm'ſche Kaiſer anerkannt,
Ungültig iſt er, wie Ihr wißt, gewählt;
Frankreich gelobt, daß es mit aller Macht
Euch bahnen will den Weg zum Kaiſerthrone.

Bernhard.

Ich danke Euch für dieſe gute Abſicht;
Verdamme mich der ew'ge Richter einſt,
Beging' ich ſolchen Hochverrath an Deutſchland!
Ich wär' ein ſchlimmerer Coriolan,
Der doch als Opfer des Verrathes fiel. —
Nennt mir den zweiten Weg!

Joſeph.

                                        Ihr nehmt zu Lehn
Von Frankreich Elſaß und Burgund zugleich.

Bernhard.

Sprecht Ihr zum erſten Male offenherzig,
So wiederhol' ich nur, was Ihr ſchon wißt:
Ich will und dulde keinen Raub am Reich!
Ihr habt Euch eingemiſcht in unſ'ren Krieg,
Weil Ihr die deutſche Einheit ſchirmen wolltet!
Ob Ihr das ſchon nicht ehrlich habt gemeint,
Doch hab' ich Luſt, beim Worte Euch zu nehmen.
Wir wollen uns als Bundesgenoſſen dienen,
Ich ſchlage Eure Feinde, ſchlagt die meinen,
So wird gemeinſam unſer Vortheil ſein;
Doch Ihr wollt mehr, ja, Alles wollt Ihr haben,
So habt dazu den Haß des deutſchen Volkes
Und einen tücht'gen Waffentanz am Rhein!

Page (kommt).

Die Bürgerſchaft erwartet Euch, mein Herzog!

Bernhard.

Sogleich!   (Page ab.)
                    Laßt hören Euren allerletzten Vorſchlag!

Joſeph.

Vielleicht erinnert Eure Durchlaucht ſich
An jene Zeit, wo Euch der Cardinal
Richelieu wie ein Vater aufgenommen;
Zum erſten Mal ſchwieg ſeine Politik,
Er liebte Euch.

Bernhard.

                                Ich glaube ſelbſt daran,
Urſprünglich war ſein Herz wohl groß und edel.

Joſeph.
Ihr ſah't bei ihm dort ſeine ſchöne Nichte.
Bernhard.
Lebendig tritt ihr Bild vor meine Seele.
Joſeph.
Ihr ſchient in Liebe Euch ihr zuzuneigen.
Bernhard.
Nicht weiter!
Marie (im Hintergrund).
Ein Meſſerſtich in meine Seele, o!
(Sie ſinkt auf die Kniee.)
Bernhard.
Feil iſt, ich weiß, auf dem polit'ſchen Markt
Euch jedes heil'ge Gut im Menſchenleben;
Verkauft und kauft nach Ellen Männerehre,
Pflicht und Gewiſſen, Euren Gott dazu,
Und treibt den Seelenhandel in das Große,
Daß Ihr den Teufel ſelber noch beſchämt!
Erlaubt mir nur, Euch in's Geſicht zu ſagen:
Um keinen Preis iſt meine Seele feil!
(Ab links durch die Seitenthür.)
Joſeph (allein).
Du haſt dich doch dem Teufel Politik
Zuletzt verkauft und deine Zeit iſt um!
Hinab mit dir! hinab, Koloß, und hätte
Aegypten dich aus Felſen aufgethürmt,
Hinab mit dir! der Boden, den du drückſt,
Der Erde Wölbung berſtet unter dir,
Hinab mit dir, hinab in das Verderben!
(Er wendet ſich nach dem Hintergrund und ſieht Marie auf den Knieen, den Kopf an die Säule gelehnt.)

Sechster Auftritt.

Joſeph. Marie.

Joſeph (bei Marie).

Marie! Welch ein Zufall! Starre Ohnmacht
Hält ihren Geiſt beſtrickt. Marie!
Faſſ' dir ein Herz, du ſtolze Tochter Frankreich's,
Erheb' dich aus dem Staub! Bis auf den Tod
Biſt du gekränkt; ich will ein Wort dir ſagen:
Laſſ' Eins ſein Wort und That — die heil'ge Rache!

Marie (ſich erhebend).

Fluch über Euch! Ihr habt mich unbarmherzig
Geworfen unter ſeinen ſtolzen Fuß.
Gott werf' auf Eure Seele Schuld auf Schuld,
Bis voll das Maß der ewigen Verdammniß!

Joſeph.

Es macht der wilde Schmerz Euch ungerecht.

Marie.

Und er zertrat mein Herz und ging vorüber!
Und himmelhoch hebt ſich empor mein Wehſchrei,
Ihr Flüche, ausgeſtoßen über ihn,
Wo ſeiner Heere Ungewitter tobte,
Ihr Seufzer aus den abgebrannten Städten,
Das Aechzen der, die er mit Hunger zwang,
Das Todesröcheln der Gefallenen
In ſeinen Schlachten, und die Thränenfluth
Der Wittwen und der Waiſen über ihn,
Dringt auf ihn ein und lehrt ſein Eiſenherz
Empfinden meiner Seele heißen Schmerz,
Nur einmal, einmal meine Todespein!
Bis elend er zu Grunde geht mit mir!

Joſeph.

So ſei es, und nun bring' ihm den Pokal! (Beide ab.)

Siebenter Auftritt.

Freier Platz. Im Hintergrunde das Rathhaus von Breiſach mit einem Altane. Breite Stufen hinauf zum Eingange. Gruppen von Bürgern, Frauen und Kindern ſind verſammelt.

Erſter Bürger.

Sie ziehen her auf's Rathhaus zum Bankett.

Zweiter Bürger.

Horch, die Muſik!

(Der Zug erſcheint. Marſchmuſik, Herolde, Fahnenträger mit den Bannern von Sachſen.)

Erſter Bürger.

Die Fahnen, die Soldaten!

(Eine Abtheilung ſächſiſcher Krieger zieht vorüber. Bernhard mit dem Generalſtab.)

Volk.

Hoch Herzog Bernhard, Kriegs- und Siegesfürſt!

Zweiter Bürger (zu einem Knaben).

Das iſt er dort, mein Junge, ſchau' ihn an,
So ſieht ein Held aus und ein Weltbezwinger.

(Zug der Jungfrauen kommt, voran Maria, verſchleiert, mit dem Pokale, neben ihr zwei Mädchen, allegoriſch geſchmückt als Hoffnung und Frieden.)

Erſter Bürger.

Jungfrauen bringen jetzt ihm den Pokal
Zum Siegesfeſt! Hinaus, hinaus auf den Markt,
Auf die Gaſſe!

Zweiter Bürger.

Gott ehre ſeine Freude!

(Der Zug hat ſich auf dem Platze des Rathhauſes ſich gruppirt. Ulrich hat die Krieger vorübergezogen, während Bernhard mit dem Generalſtabe und den Magiſtratsperſonen hineingegangen iſt. Nach einer kurzen Pauſe, während welcher auch der Zug der Jungfrauen ſich in das Rathhaus begeben hat, erſchallt eine Fanfare. Das Banner erſcheint auf dem Altane des Rathhauſes, dann tritt Herzog Bernhard vor, mit dem Pokale in der Hand.)

Bernhard.

Es lebe hoch die deutſche Nation! (Er trinkt.)

Alle.

Hoch!

(Marie Bürgi [illegible] aus dem Rathhauſe heraus. [illegible] ſie auf und fällt der Vorhang.)

Fünfter Act.

Platz vor einem burgähnlichen Gebäude in Neuenburg.

Erster Auftritt.

Campobell. Sternheim.

Campobell.
Nun aufmarschiren alle Regimenter
Zu dem Empfang der Durchlaucht.

Sternheim.
Zu Befehl!

Campobell.
Das dritte Regiment bezieht die Wache.
(Trommeln und Kanonenschüsse.)
Horch! wie sie lustig durcheinander toben,
Die eh'rnen Hunde, die vor Freude heulen,
Da sie den Weidmann ihren Herrn erkennen!
(Sternheim und Campobell ab.)

Zweiter Auftritt.

Bei Trommelmarſch mit der Fahne rückt eine Abtheilung des dritten Regiments bis zum Eingang des Schloſſes. — Ruf aus der Ferne: „Der Herzog!“ Trommelwirbel und Präſentieren des Gewehres bei der Ankunft des Herzogs.

Bernhard, geführt von **Taupadell** und auf ſein Schwert geſtützt.

Bernhard (zu den Soldaten).

Gott grüß' Euch Alle, tapf're Kameraden!
Seht, unterwegs hat mich ein arger Feind
Recht tückiſch überfallen, und er kommt
Mir über Wall und Schanze auf den Leib.
Ich will mich wehren.

Taupadell (zu den Soldaten).

Brave Jungen, Ihr
Braucht Euch zu ſchämen nicht, daß aus den Augen
Euch Regentropfen in den Schnurrbart fallen!

(Beide ab. Trommelſchlag, die Soldaten ziehen ſich zurück. Verwandlung.)

Dritter Auftritt.

Zimmer des Herzogs. Der Hintergrund iſt mit einem theilbaren Vorhang verſchloſſen; wenn der Vorhang zurückgezogen wird, hat man die Ausſicht auf den Rhein.

Bernhard, von **Taupadell** geführt, tritt ein.

Bernhard.

Die Aerzte helfen nicht, ich muß ſchon ſelbſt
Auskämpfen dieſen Krieg in meinem Blut.
Es iſt in Rebellion. So laſſ' mich ruhen.

Taupadell.

Ich kann von Euch nicht weichen.

Bernhard.

Nun, ſo harre
Im Zimmer draußen; brauch' ich deine Hülfe,
So ruf' ich dich!

Campadell.

Gott ſtärke meinen Herrn! (Ab.)

(Fernes Glockengeläute. Bernhard zieht den Vorhang vom Hintergrunde zurück. Sonnenuntergang auf dem Rhein. Ein Nachen zieht vorüber. Der Schiffer ſingt:)

Der Schiffsmann ſtößt vom Lande,
Wem läutet man ſo ſehr?
Wem ſingt man alſo ſanfte
Zu ſeiner letzten Ehr'?
Ade! Ade!

Bernhard.

Sei mir gegrüßt mit allen deinen Wogen,
Du heiliger, du ſchöner deutſcher Strom,
So weit dich Gottes reiche Hand gezogen
Aus Felſenſchlöſſern und von Dom zu Dom,
So weit in dir mit Reben und mit Aehren
Die Berge und die Auen ſich verklären!
Uralter Schutzherr, meines Volkes Wächter,
Ich grüße dich in meinem herben Leid,
Beſchirme Deutſchlands künftige Geſchlechter,
Entreißt die Waffen mir des Schickſals Neid,
Und trage einſt zum Meere ſtolz die Laſten,
Den deutſchen Wald in hohen, freien Maſten!

(Geſang des Schiffers.)

Es gehen alle Wellen
In's dunkle Meer hinein,
Ein neuer Stern am Himmel
Giebt oben hellen Schein;
Ade! Ade!

Page (kommt herein).

Um Einlaß drängt mich eine edle Dame,
Die ihren Namen mir verſchweigen will;
Sie wiſſe um ein düſteres Geheimniß,
Das Euch allein ſie anvertrauen könne.

Bernhard.

Laß' ſie herein!

(Page ab; gleich darauf Marie.)

Bernhard (bei ihrem Anblick).

Marie Viguerot!

Marie.

Du nannteſt mich und ſchauderſt nicht zurück?
Kein guter Engel ſteht an deiner Seite,
Der dir das Brandmal zeigt an meiner Stirn,
Daß der Verdammten Eine vor dir ſteht?

Bernhard.

Ich hör' dich ſprechen und verſteh' dich nicht
Und du erſcheinſt mir in ſo ſchwerer Stunde,
Wie der Erinn'rung allerſchönſtes Bild.

Marie.

O welch' ein Jammer! tiefer, als die Hölle,
Und tiefer, als der Abgrund meiner Seele,
Wo die Verzweiflung mit dem Wahnſinn ringt.

Bernhard.

Nicht deine Liebe ſollte mich beglücken.
Mich riß von dir die zürnende Bellona,
Zum Dienſt der Freiheit und des Vaterlandes.
Das eig'ne Herz hab' ich erdrückt im Buſen,
Und darf nicht fragen, was gewonnen iſt —
Ein wenig Erde und ein Leichenſtein.

Marie.

Ein jedes deiner Worte iſt ein Dolch,
Der mir zweiſchneidig durch die Seele geht.

Bernhard.

Du wollteſt ein Geheimniß mir vertrauen?

Marie.

Der Pater Joſeph wollte mich begraben
Lebendig todt in eine Kloſterzelle
Und mich zudecken mit dem Leichentuch,
Stumm machen meine Schuld und mein Gewiſſen.
Nun bin ich frei, entfloh'n bin ich dem Kerker.
O, der blödſücht'ge, der verdammte Thor!
Er kennet nicht die Allmacht des Gewiſſens,
Das erſt, wie eine Spinne in dem Winkel,
Sich leiſe regt und webt, faſt unbemerkt,
Dann anſchwillt, groß genährt von Angſt und Seufzen,
Zum rieſ'gen Ungeheuer, ſcheußlich, gräßlich!
Mit tauſend gift'gen Augen ſtarrt's uns an,
Mit tauſend Stimmen ziſcht es in die Ohren:
„Was haſt du gethan?"
Ich kann es nicht geſtehen, denn ich fürchte mich!
Und wieder ruft es jetzt mit Donnerſtimme:
„Was haſt du gethan?"

Bernhard.

Du ſprichſt in Raſerei, beſinne dich!
Was hätteſt du ſo Arges denn verbrochen?

Marie.

Im Schleier trat ich vor dich hin in Breyſach,
Und reichte dir den Kelch, du nahmſt und trankſt, —
Es war das ſtärkſte Gift darin, der Tod!

Bernhard.

Gift? Tödtlich' Gift? Es iſt ein Fiebertraum!
Unſelige, was hätt' ich dir gethan?

Marie.

Du haſt ein Herz, das für dich ſchlug, zertreten,
Und Liebesharm in grimmen Haß verwandelt —
Da ward ich Werkzeug in des Paters Hand.

Bernhard.

O der Verräther, der verruchte Mönch!

Marie.

Und nun zertritt die Natter, die dich ſtach,
Die ſich im Staube vor dir ringeln muß,
Laß' mich zu deinen Füßen mit dir ſterben!
Schon hör' ich wieder die Geſpenſterſtimme,
Sieh', ſieh', dort ſteigt der grauſ'ge Nebel auf,
Schon kriecht es giftgeſchwollen näher, näher, —
Errette, rette mich, erbarme dich!

Campadell (kommt)

Was iſt geſcheh'n?

Marie.

Erbarmt Euch über mich!

Bernhard.

Sagt mir, iſt ſie wahnſinnig oder nicht?

Marie.

Was hab' ich gethan?
Das Ungeheuer ſtreckt die Arme aus,
Es will mich fangen und mein Herzblut ſaugen!
Heilige Mutter Gottes, hilf!

(Sie ſpringt entweichend über die Mauerbrüſtung im Hintergrund.)

Caupadell.

Verſchlungen ſchon hat ſie der dunkle Rhein!

Bernhard.

Barmherz'ger Gott, ſei gnädig ihrer Seele!
(Der Vorhang im Hintergrunde wird geſchloſſen.)
Alarm! Schlagt den Alarm! Die Officiere
Zu mir heran!

Caupadell.

Sie halten noch im Schloßhof. (Ab.)

Bernhard.

Iſt Rettung nicht im Himmel, nicht auf Erden?
Mein Gott, nur eine kleine Spanne Zeit!
Und wirf von meiner Bruſt den feigen Tod!

Caupadell (kommt zurück).

Was iſt Euch, hoher Herr? O großer Gott!
Es ändert plötzlich Euer Auge ſich!

Bernhard
(ihn an ſich ziehend, geheimnißvoll).

Frankreich hat mich vergiftet!

Caupadell.

Hülfe! Hülfe!

Bernhard.

Du rufſt vergebens, denn mein Blut gefriert.
Eliſabeth! Du warnteſt mich vor Frankreich!
Gott ſucht mich heim um eine Schuld des Irrthums.
Laßt nicht zu Grunde gehen die Armee,
Die eiſernen Genoſſen meiner Thaten!
Uns darf der Tod nicht von einander ſcheiden,
Nicht auseinanderwerfen die Armee!

Taupadell.

Laßt mich für Euch hier auf der Stelle ſterben,
Uns Alle, Herzog!

Bernhard.

Gott, nur einen Tag!
Ich muß noch Breyſach meinem Volk verſichern,
Nicht in die Hände Frankreichs darf es fallen,
Es iſt das deutſche Capitol am Rhein!
Das Unterpfand des Friedens und der Freiheit!

Taupadell.

Ich ſpring' nach Arzenei!

Bernhard.

Es iſt zu ſpät.
Ruf' meinen Secretair! Nein, bleibe hier!
Ich war gefaßt auf Alles, nicht auf's Sterben
Inmitten meiner Jugend, meiner Plane.
Mein deutſches Volk, ſo muß ich dich verlaſſen
Im Augenblick, wo ich dich retten konnte!

Vierter Auftritt.

Roſen. Vorige.

Roſen.

Heil Eurer Durchlaucht! Glück und große Freude!
Eliſabeth, die Herrin Heſſens, führt
Sechs Regimenter Cuiraſſier' Euch zu!
In dieſem Augenblicke kommt ſie ſelbſt;
Nur wenig Vorſprung hatte ich voraus!

Bernhard.

Eliſabeth! Eliſabeth!

Roſen.

Mein Herzog?

Bernhard.

Den Hut, den Degen her! Wie ich dem Tod
So oft getreten vor das Angeſicht,
So will auch jetzt ich ihm entgegengeh'n,
Und dir, Eliſabeth! (Er wird gewaffnet.)

Roſen.

Ich faſſe nicht
Und fürchte nur ein gräßliches Verhängniß!

Fünfter Auftritt.

Das Corps der **Officiere** tritt ein. **Vorige.**

Bernhard
(zwiſchen **Taupadell** und **Roſen** ihnen entgegen).

Faßt Euch ein tapf'res Herz, Ihr Kameraden!
Gott hat mir meinen Abſchied ausgeſtellt,
Mich ruft der Tod von Euch, denn tückiſch hat
Mich Frankreich überraſcht.

Die Officiere.

Mord! Meuchelmord!

Taupadell.

Ich lade Frankreich vor das Weltgericht!

Bernhard.

Mir zugemeſſen werden die Minuten;
Ihr Freunde und Genoſſen, Eure Hand!
(Sie reichen ihm Alle die Hand, während er ſpricht.)

Ich danke Euch für Eure große Treue
Und Tapferkeit in unſ'rer heil'gen Sache;
Wir haben einen guten Kampf beſtanden.
(Viele Stimmen von Außen unverſtändlich durcheinander.)

Taupadell.

Es drängen her zum Schloß die Regimenter,
Der Schmerz hat ihre Glieder aufgelöſt,
Und tauſendfach erſchallt der Ruf nach Euch!

Bernhard.

Ich will ſie ſeh'n!
(Zwiſchen Taupadell und Roſen an das Fenſter.)

Viele Stimmen von Außen.

Der Herzog lebt! Der Herzog!

Bernhard (Abſchied winkend).

Lebt wohl! Es wird mir ſchwer, Euch zu verlaſſen!
(Zurück zur Verſammlung).
Hört an mein Teſtament!
Der Gnade Gottes ſei mein Volk empfohlen,
Und der Gedanke, dem ich Thaten gab,
Dem Mann der Zukunft, den ſich Gott erwählt;
Doch allen Deutſchen meinen letzten Wunſch:
Zeigt Weg und Steg den fremden Nationen
Zurück in ihre Grenzen mit Kanonen!
(Er ſinkt in die Arme Taupadell's. Alle Anweſenden knieen betend nieder. Von Außen ſpielt die Regimentsmuſik die Melodie des Chorals: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott“.)
Nimm meine Seele, Gott, in deine Hand
Und ſchenke Frieden meinem Vaterland.

Sechster Auftritt.

Eliſabeth, in der Uniform ihrer Regimenter, ſtürzt herein. **Vorige.**

Eliſabeth.

Laßt mich zu ihm! Ich komme, Bernhard!

(Sie erblickt ihn und ſtürzt, ſeine Kniee umſchlingend, mit einem Aufſchrei nieder.)

Bernhard! Bernhard!

Bernhard.

Eliſabeth! (Er ſtirbt.)

(Der Vorhang fällt.)

Der Sohn des Fürſten.

Ein Trauerſpiel.

(Zuerſt aufgeführt im Hoftheater zu Oldenburg 1842.)

Perſonen:

Der König.
Friedrich, der Kronprinz, ſein Sohn.
Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau.
Feldmarſchall von Grumbkow, Miniſter.
Feldmarſchall von Natzmer.
General von Flans.
General Graf von Finkenſtein, Erzieher des Kronprinzen.
General-Major von Buddenbrock.
Feldmarſchall Graf von Wartensleben.
von Katte, ſein Tochterſohn.
Graf Hoym, ſächſiſcher Geſandter.
Gräfin Hoym, ſeine Gemahlin.
Gräfin Anna Orzelska, ihre Freundin.
Quanz, Flötenſpieler aus Dresden.
Ritter Hotham, engliſcher Geſandter.

Kammerherr. Officier. Soldaten. Wache. Muſikanten.

Erſter Act.

Zimmer im Königlichen Schloſſe in Berlin.

Erſter Auftritt.

Der König, Deſſau, Grumbkow, Natzmer, Buddenbrock, Flans, Finkenſtein.

König.

Setzt Euch, Ihr Waffenfreunde! ich will ſtehen,
Unruhig iſt mein Herz, Gott ſtärke mich
Und Eure Seelen mit der höchſten Gnade!

Natzmer.

Amen! ſo ſei es, gnäd'ger Herr und König.

König.

Die Sorge für die Zukunft meines Reiches
Drückt felſenſchwer auf mich zu dieſer Zeit.

Deſſau.

Gilt's dem Franzoſen, Sir', ſo ſorgt Euch nicht,
Sollt' er die Lombardei vergeſſen haben,
Wo Prinz Eugen und ich den Weg ihm zeigten,
So ſollen ihn Kartätſchen d'ran erinnern.

König.

Ich hab' mich abgemüht in ſtrenger Arbeit
Mit Stein und Hammer, wie ein Maurer,
Faſt ruhmlos in der Tiefe, um zu legen
Den feſten Grund zur Burg des deutſchen Volk's,
Den Staat der neuen Zeit wollt' ich errichten,
Wie ich hier an der Spree am linken Ufer,
Nach meinem Plan mir eine Stadt gebaut.

Deſſau.

So daß ſich Herz und Auge daran weiden,
Als wären zur Parade aufmarſchirt
Wie Regimenter Infanterie die Straßen
Und machten auf Commandowort die Front.

Grumbkow.

Sire, Euer Werk iſt rühmlich Euch gelungen.

Natzmer.

Und ſichtbar war mit Euch der Segen Gottes.

Grumbkow.

Als die Regierung kam in Eure Hand,
Da fanden wir das Land gedrückt von Schulden,
Das Volk verarmt und träg' und ungeſchickt,
Und ohne Fracht die Straßen und die Ströme.
Ausländ'ſche Cabinete hatten uns
Schlagbäume vorgelegt an jedem Ausgang,
Die Phariſäer ſaßen bei den Zöllnern.

Buddenbrock.

Ich war dabei, als Ihr in's Feuer warſt
Den Goldbrockatrock, die franzöſ'ſchen Bücher
Sammt der Perrück' und anzogt Uniform.

Deſſau.
Der König ward Soldat, Soldat das Volk,
Die Bajonnete pflanzte Preußen auf.

Natzmer.
Und in der Furcht des Herrn, zu Fleiß und Ordnung
Mit ſtrenger Hand habt Ihr das Volk gewöhnt.

Grumbkow.
Und Preußen ſpricht ein Wort mit in Europa.

Natzmer.
Und wie Ihr auf den proteſtant'ſchen Glauben
Den Staat gegründet, ſo ſeid Ihr geworden
Schutzherr der Proteſtanten aller Länder.

Grumbkow.
So recht von Gottes Gnaden ſeid Ihr König.

König.
Und doch wird jede Müh' verloren ſein,
Denn was der Vater baut, zerſtört der Sohn;
Mein Fritz, der Kronprinz, ſchlägt mir aus der Zucht:
Er hat nicht Luſt und Liebe zum Soldaten,
Und doch, ſo iſt mein Will', es geht nicht anders,
Soldat muß ſein, wer nach mir herrſchen will,
Denn Brandenburg muß vorwärts mit dem Degen
Und Raum gewinnen vor Europa's Mächten.

Deſſau.
Ob zu der Jagd ein Hund taugt, weiß man erſt,
Wenn er das Blut vom Wilde hat geſpürt,
So iſt's mit dem Soldaten und dem Krieg.

Finkenſtein.
Die Königliche Majeſtät hat mir
Zur Leitung anvertraut des Prinzen Hoheit,

Vertheid'gen darf ich ihn als meinen Zögling.
Wahr iſt es, eig'ner Art iſt all' ſein Weſen
Und unberechenbar, bald muß man glauben
Ein zartes Mädchenherz trag' er im Buſen.

König.

Da habt Ihr meine Sorge, meine Furcht!

Finkenſtein.

Doch plötzlich richtet ſeine Seele ſich
Empor geharniſcht und die Worte fliegen
Von ſeinen Lippen wie zweiſchneid'ge Schwerter.

König.

Wie immer weibiſche Gemüther ſind,
Es haben niemals Worte ihm gefehlt.

Finkenſtein.

Und träumend kann er ſitzen ſtundenlang
Und brüten über ſich, da ſollt' man glauben,
Es könnte untergeh'n die Welt um ihn,
Nicht merken würd' er es; doch wacht er auf,
So iſt ihm das Geringſte nicht entgangen.

König.

Er reitet ſchlecht.

Finkenſtein.

Doch wirft kein Pferd ihn ab.

König.

Er macht die Griffe falſch beim Exerciren. —

Finkenſtein.

Und dennoch weiß er recht zu commandiren.

König.

Er iſt ein eigenſinn'ger Kopf, er liebt
Nichts in der Welt, auch ſeinen Vater nicht.

Finkenſtein.

Verkennt ihn nicht. Gebt Euch die Mühe, Sir',
Sein ganzes Thun zu prüfen mild und ruhig,
Ihr werdet ſehr mit ihm zufrieden ſein.

König.

Man braucht ihn nur zu ſeh'n, es iſt genug.
Trägt er das Haar nicht, wie ein eitles Mädchen,
In langen Locken flatternd um den Nacken?
Statt Hirſch und Eber in dem Wald zu jagen,
Zieht einſam durch die Schatten er dahin,
Wie ein verwünſchter Prinz, mit der Schalmei;
Und lieſt er nicht — denn Alles weiß ich ſchon —
Franzöſiſche Romane? Er macht ſelbſt
Leichtfert'ge Verſe, ſpöttiſche Satyren,
Daß ſie nicht Gundling beſſer machen könnte.

Deſſau.

Das Alles kommt von den Franzoſen her.

König.

Und ich erfahre, das er mit dem Gelde,
Das er erhält, nicht auskommt und er macht
Zu meiner Sorge Schulden in der Stadt.
Er weiß nicht umzugeh'n mit Geld und Waffen,
Das kann mein ganzes Reich zu Grunde richten.

Finkenſtein.

Ich bin dem Prinzen ſtreng —

König.

Zu zärtlich noch!
Ihr ſolltet ihn erzieh'n, als wär' mein Sohn
Nur eines Handwerksmannes armer Junge,
Der aber doch Carriere machen ſoll.

Finkenſtein.

Sir', wie ich ihn nun kenne, wär's nicht gut,
Wenn man zu ſtark den Widerſpruch ihm machte.

König.

Ihr meint: er möcht' in Thränen uns zerfließen?

Finkenſtein.

Nicht das —

König.

Heraus nur offen mit der Sprache!

Finkenſtein.

Man dürft' ſich täuſchen, wenn man meinen ſollte,
Die Willenskraft des Vaters fehle ihm,
Denn bis zum Starrſinn kann er ſich verhärten.

König.

Gott gebe, daß charakterfeſt er werde,
Ich will ihn freudig drücken an das Herz.

Finkenſtein.

Mein Königlicher Herr, zu ſeiner Zeit
Erlaubt es mir, daran Euch zu erinnern.

König.

Ich merke wohl, er hat Euch eingeſchüchtert
Mit ſeiner ſcharfen Zung' und ſpött'ſchem Weſen.
Von jetzt an will ich ſelber ihn erzieh'n
Und ihn wie eine Damascenerklinge
Zuſammendrücken bis zum Griff hinan,
Daß man erfährt, was endlich an ihm iſt,
Und wenn die Klinge auseinanderſpräng'!
Er wäre jetzt im Stand und ließ mir Preußen
Zu Grunde geh'n, indeß er mit der Flöte

Den Vollmond anbläſ't, bis der Mond und er
Zwei Jammerbilder miteinander ſind.
(Man hört des Prinzen Stimme aus der Ferne.)
Gleich auf der Stelle, Finkenſtein, nimm ihm
Die Flöte weg, und ſende ihn zu mir.
(Finkenſtein ab.)

Zweiter Auftritt.

Wartensleben an einem Krückſtock kommt mit **Katte. Vorige.**

König.

Mein alter Feldmarſchall, mein Wartensleben!

Wartensleben.

Noch einmal, Majeſtät, komm' ich zu Euch,
Ein Lebewohl für dieſe Welt zu ſagen.
Nicht länger will des Leibes morſches Haus
Sich aufrecht halten; über achtzig bin ich,
Ihr aber ſeid nicht alt geworden, Herr!
Ich kann nicht mehr zu Pferde tactfeſt ſitzen,
Und ſolltet Ihr aufbieten uns zum Krieg,
So könnt' nur meine Seele mit Euch ziehn.
Mir geht's wie einem alten Falken jetzt,
Die Finger werden krumm und lang der Schnabel.
Was macht denn unſer Deſſau? wie ich höre,
Iſt er noch friſch? —

Deſſau.

Und ſteht vor Euch lebendig.

Wartensleben.

Gott's Blitz und Strahl! Reichsgeneralfeldmarſchall,
Man ſagt, Ihr wär't von Bronz' und unverwundbar,

Nicht Kling' noch Kugel oder Krankheit könnten
An Euren Leib! Ich bin ſo glücklich nicht,
Ich höre ſchwer, ich bin halb blind, halb lahm,
Mein linker Fuß tritt tiefer nach dem Grab', —
Es iſt ein ſchlimmes Ding mit alten Leuten! —
Platz machen muß ich einem Andern.
Da iſt mein Enkel, Katte iſt ſein Name.

Katte

(auf einen Wink vom König zum Sprechen).

Mein Vater iſt Generallieutenant
Und ſteht in Königsberg.

Wartensleben.

Er hat ſtudiret
Und was gelernt; doch reiten kann er auch,
Gott's Blitz! auf meinem Gut iſt eine Windmühl',
Das war ihm eine Freud', wenn ſie im Gang',
Mit ſeinem Schecken zwiſchen durch zu ſprengen.
Zu tollkühn iſt er, ja das glaub' ich ſchon,
Wird ſich ſchon legen, er wird alle Tage älter.

König.

Katt', du ſtammſt ab von ehrenwerthen Männern.
Dein Vater iſt ein guter Officier,
Und hier empfiehlt dich deiner Mutter Vater,
Der edle Greis iſt deines Königs Freund.
Biſt du nicht baar des väterlichen Segens,
So wirſt du's weit in meinem Dienſte bringen.

Katte.

Sir', hing' es nur von meinem Willen ab,
Die allerhöchſte Gnade zu verdienen,
Oder von meiner Treue, meinem Eifer,
Sie ſollte ganz gewiß mir nicht entgehn.

König.
Stell', Deſſau, eine Frage an den Junker;
Ich hätt' am liebſten zum Soldaten ihn,
Er hat etwas an ſich, das mir gefällt.
Deſſau.
Was thut ein Tambour, wenn die Linie weicht?
Katte.
Steh'n bleibt er und zum Angriff wird er trommeln.
Deſſau.
Was thut der Fahnenjunker, wenn er ſieht,
Daß überwältigt wird das letzte Häuflein?
Katte.
Er reißt die Fahne von dem Stab herab
Und rettet ſie und ſich, ſo gut er kann,
Und müßt' er ſich in einen Sumpf verſenken.
Deſſau.
Da iſt ein tiefer Fluß mit ſteilem Ufer,
Wir drängen dich hinan: ergieb dich, Schuft!
Katte.
Drei Säbelhieb' um mich und in das Waſſer,
Mein Roß iſt gut, es trägt mich an das Ufer.
König (zu Grumbkow).
Hätt' Gott mir einen ſolchen Sohn beſcheert,
Ich könnt' einſt ruhig von der Erde ſcheiden.
Wartensleben.
Was hält des Königs Majeſtät von ihm?
König.
Gefällt es ihm, ſo iſt er Lieutenant
Bei meiner Gard Gensd'armes in Berlin.

Wartensleben.

Küß' Königlicher Majeſtät die Hand;
Du haſt nun den Steigbügel an dem Fuß
Und mit der Zeit kommſt du auch in den Sattel.

Dritter Auftritt.

Friedrich. Die Vorigen.

Friedrich.

Mein Königlicher Vater hat befohlen,
Mir Voltaire und die Flöte wegzunehmen?

König.

Von heut' an, Fritz, will ich Hofmeiſter ſein;
Du ſollſt ein Deutſcher werden, nicht Franzoſe.
Mit Zahl und Degen kommt ein Reich empor.
Studir' und exercir' bei Tag und Nacht,
Aus Zucht und Gottesfurcht wird Bürgertugend;
Du aber biſt noch ſchwach im Chriſtenthum,
Den Catechismus Ehrn Noltenii
Wirſt du mir wieder außwendig lernen.

Friedrich.

Wenn Armuth und Gehorſam chriſtlich ſind,
So ſteht's mit meinem Chriſtenthume leidlich.

König.

Will er die böſe Zunge hüten lernen?

Friedrich.

Wenn Ihr mir nur ein wenig Freiheit gönntet,
Haushälteriſch wie mit erſpartem Pfennig
Wollt' ich umgeh'n mit ihr; gewiß, mein Vater,
Ihr würdet ſeh'n, daß aus mir etwas wird.

So wie ich bin, iſt eigen nichts an mir;
Befohlen iſt mir, was ich denken muß,
Was nicht; befohlen: was, wie lang und wie
Ich beten darf, wie oft mich täglich waſchen,
Und wie ich geh'n und ſteh'n und liegen ſoll,
Und ich bin nichts, als nur Minutenzeiger;
Die Schloßuhr geht ſo pünktlich nicht, als ich.
Mein Vater, ſchenket mich mir ſelbſt einmal,
Dann ſollt Ihr ſehn, wer von Natur ich bin.
Jetzt nur ein Automat der Disciplin,
Bin eine Null ich hinter Euren Zahlen.
Ja, ich begreife auch, daß Ihr bisweilen
Ungnädig ſeid, ich ſelbſt kann mich nicht lieben.
Mein Vater, laßt mich menſchlich einmal fühlen!

Deſſau (für ſich).

Nicht räſonnirt! Das iſt mein alter Spruch.

König.

Subordination ſollſt du begreifen.

Friedrich.

Das Eine aber könntet Ihr mir gönnen,
Ich kann am Ende Voltaire noch vermiſſen,
Doch bitt' ich, um die Flöte, Herr und Vater!

König.

Ich werd' dir dafür eine Trommel geben.

Friedrich.

Den Muth, das Allerſchwerſte zu ertragen
Verdank' ich meiner Flöte und in ihr
Raubt Ihr mir meiner Seele letzten Troſt,
Die letzte Freude und die letzte Freundin.

König.

Die letzte Freude? Hier iſt das Patent,
Das dich zum Oberſtlieutenant ernennt.
(Er übergiebt ihm das Patent.)

Friedrich.

Mein Herr und Vater, wie hab' ich verdient
So große Huld?

König.

Macht dir das Freude?

Friedrich.

Ja!

König
(ſtellt ihm Katte vor).

Und für die Freundin ſchenk' ich einen Freund!

Friedrich
(ſtellt ſich gerade vor Katte hin).

Wie heißt Ihr?

Katte.

Katte iſt mein Name, Hoheit.

Friedrich.

So läßt du dich auf Freundſchaft commandiren?
Da haſt du's weit gebracht!

Katte.

Verſucht's mit mir!
Wollt Ihr ein preußiſch' Herz, daß für den Frund
Auch ſterben kann, nun ſo verſchmäht mich nicht,
Begehrt Ihr mehr, ſo weich' ich gern dem Beſſern.

Friedrich (fixirt ihn).

Schwermüthig finſter, doch entſchloſſen ſeh'n
Mir deine Augen in das Angeſicht,

Mir iſt, als würden wir uns noch verſtehn.
(Zum **König.**)
Ich danke für die Freude und den Freund!

König.

Und nun laßt uns ausruh'n von unſ'ren Sorgen.
Der ſächſiſche Geſandte hat Theater,
Wir wollen die Geſellſchaft überraſchen.
(Er führt den Prinzen bei Seite.)
Fritz, du wirſt ſeh'n vom Dresdner Hofe dort
Gräfin Orzelska, die hier angekommen,
Bei der Domainenkammer zu betreiben
Den Anſpruch auf die Wälder ihrer Herrſchaft,
Die an der Grenze mit den unſern rainen.
Fritz, ſieh' dich vor! mach' ihren Ruhm zu ſchanden,
Daß unbeſiegt kein Jüngling ſie geſehn;
Fritz, eine Probe für dich ſoll es ſein! (Alle ab.)

Vierter Auftritt.

Saal beim ſächſiſchen Geſandten. Im Hintergrunde befindet ſich ein kleines Theater.

Gräfin Hoym, Orzelska, Quanz, ſpäter **Muſikanten.**

Quanz.

Mit Bitten, gnäd'ge Frau, ſteht jetzt mir bei,
Gräfin Orzelska will die Aphrodite
Bei unſ'rem Feſtſpiel nicht erſcheinen laſſen,
Da uns verrathen worden, daß der König
Mit ſeinem Fritz uns überraſchen will.

Gräfin Hoym.

Du haſt uns, Freundin, erſt dein Wort gegeben,
Wir halten dich dabei, nun mußt du folgen.

Orzelska.

Ich weiß nicht, was mich heute ſo beängſtigt,
Gewiß, ein Unglück wird es mir bedeuten.

Gräfin Hoym.

Biſt du auch abergläubig?

Orzelska.

Und wie arg!
Ich kann nicht eine Eule ſchreien hören,
So denk' ich gleich, daß es den Tod bedeutet,
Und eine Spinne bringt mir immer Unglück.

Gräfin Hoym.

Du haſt ihr Wort, nicht weigern darf ſie ſich.

Quanz.

Es wäre ſonſt der ſchöne Spaß verdorben;
Ihr ſeid mir gnädig und zu hold der Kunſt,
Daß Ihr umſonſt Thalia flehen ließ't.

Orzelska.

Ich thät's nicht um die Welt, doch Euch zu Liebe!

(Gräfin Hoym und Orzelska ab.)

Quanz.

Ihr braven Muſiker, herbei zur Arbeit!

(Muſikanten erſcheinen mit verſchiedenen Inſtrumenten.)

Wo iſt das Waldhorn?

Erſter Muſikant.

Hier.

Quanz.

Ihr ſtellt Euch dort.
Baßgeige!

Zweiter Muſikant.

Hier!

Quanz.

Gleich in die Ecke dort.
Ihr Violinen da, Trompeten dort,
Vertheilt Euch Alle hinter die Couliſſen!
Nur paßt mir auf den Tact und auf die Pauſen,
Werſt hier nicht um, dem ſächſ'ſchen Hof zur Schande!

(Die Muſikanten ab.)

Fünfter Auftritt.

Quanz mit der Flöte ſtellt ſich auf einen erhöhten Tritt. Wie der **König, Friedrich, Deſſau, Graf Hoym** und **Gräfin Hoym** und viele andere **Herren** und **Damen** erſcheinen, beginnt das Concert, — welches in kurzen charakteriſtiſchen Sätzen gehalten wird.

König.

Gern hab' ich einen Spaß auf dem Theater,
Derb mag er ſein, zweideutig aber nicht!

Friedrich.

Iſt das nicht Quanz, der große Flötenſpieler?

Hoym.

Orpheiſche Muſik will er uns zeigen
In ihrer Macht und aller Lieblichkeit.

Deſſau.

Macht der Muſik? die lernt man in der Schlacht,
Wenn jach die Linie bei Trommelwirbel
Mit: Marſch, Marſch! und gefälltem Bajonnet
Sich ſtürzet in die feindlichen Batt'rien;
Das iſt Muſik, die Herz und Leber ſtärkt.

(Der Vorhang der kleinen Bühne geht auf — man ſieht Meer, Nebel und Wolken, durch welche fratzenhafte Ungeheuer vorüberziehen.)

Hanm.

So fliehet von der Macht der Zaubertöne
Die alte Nacht mit ihrem Geiſtergraus

(Morgenröthe.)

Delphine jauchzen in der Morgenröthe,
Aus der empor die große, gold'ne Kugel
Der Sonne ſteigt, das Weltall zu entzücken.

(Eine große, gold'ne Kugel hebt ſich aus dem Meer hervor, es wird ganz tageshelle, die Sonne öffnet ſich als purpurrothe Muſchel, darin knieet Orzelska als Aphrodite in ſilbergeſticktem Schleier, ſo daß es das Anſehn hat, als träufe ſie von Waſſer.)

König

(hält ſchnell dem Kronprinzen den Hut vor die Augen).

Fritz, drück' die Augen zu! hinweg damit!

(Der Vorhang der kleinen Bühne wird heruntergelaſſen.)

Ich werde, Herr Geſandter, mich dafür dafür
Bei Eurem Herrn zu ſeiner Zeit bedanken!

Zweiter Act.

Wald bei Wuſterhauſen. (Jagd und Jagdmuſik.)

Erſter Auftritt.

Deſſau, dann der **König**, **Friedrich**, **Katte**, **Jäger** und **Treiber**.

Deſſau (hereinſtürmend).

Der König hat den Königsſchuß gethan!
Fanfare! (Fanfare.)

(Der König und viele Andere kommen herein.)

König.

Jedem Schützen einen Trunk!

(Aus dem Flaſchenkorb, welcher herbeigebracht wird, wird ein Krug gefüllt.)

Wie luſtig dampft der Morgen uns entgegen!
Die friſche Luft macht weit und groß das Herz,
Das kräftigſte Vergnügen iſt die Jagd!

Deſſau.

Und eine Schlacht, die eiſern hin und her
Die Regimenter wie Fregatten wirft
Im Sturm und Donner aller Elemente.

König (mit dem Trinkkrug).

Es lebe Jeglicher, der brav geſchoſſen! (Er trinkt.)

Deſſau.

Voran der König!

König.

Deſſau mir zur Hand!

(Er übergiebt ihm den Krug.)

Deſſau

(will den Krug an den Kronprinzen übergeben).

Die Königliche Hoheit mir voraus!

König

(nimmt den Krug dem Kronprinzen weg).

Wer trinken will, der muß den Trunk verdienen.
Hier trägt ein Jeder ſchon ſein Tannenreis,
Und nur der Prinz hat blaue Luft geſchoſſen,
Ein ſchlechter Schütze theilt nicht mit den guten!

Friedrich.

Ich trink' voraus und das Verdienſt kommt nach.

König.

Nein! Nein und Nein!

(Hörnerruf aus der Ferne.)

Wer ſind, die Drüben rufen?

Deſſau.

Der ſächſiſche Geſandte mit Orzelska,
Die einen Sechszehnender aufgejagt.

König.

Das Wild bricht durch, ſie hetzen es hieher!

(Alle ab bis auf Friedrich und Katte.)

Zweiter Auftritt.

Friedrich. Katte.

Friedrich.

Nicht länger, Katte, kann ich das ertragen!
Ich geh' zu Grund' im unerhörten Druck;

Und doch fühl' ich lebendig in der Seele
Den Drang der gräßlichen Nothwendigkeit,
Mein eigen' Daſein mächtig auszufüllen.
Mich treibt mein Dämon, der bei Tag und Nacht
Ein Zauberwort mir flüſtert in das Ohr.
Es iſt daſſelbe Wort, das einſt den großen
Moritz von Sachſen, Guſtav Adolph, dann
Bernhard von Weimar Schlachten ſchlagen ließ,
Daß die uralte Lüge ſeit der Zeit
Die Todesangſt mit Schminke kaum verhehlt.
Ich quäl' mich ab, das Wort des neuen Lebens
Mühſam zu lernen, bis mit Donnerton
Ich es Europa in die Ohren ſchmett're!
Warum kann ich dem Zauber nicht entflieh'n?
Ich wär' ein frommer Sohn und läg' am Herzen
Des ſtrengen Vaters heißgeliebt und glücklich.
Warum las ich daſſelbe Zauberwort,
Das tödtet und lebendig macht zugleich
In jeder Zeile, welche Frankreich ſchreibt?
Ich glaub' an Geiſter nicht, doch an den Geiſt.
Und Geiſt wird Macht. Ich möchte ihn beſchwören,
Daß er in unſ're Bajonette führe,
Eh' Frankreich ernſthaft wird und ihn behält.
So habe ich geträumt, ſo träum' ich noch,
Und bin zuletzt ein Träumer und ein Thor,
Denn jede Wirklichkeit iſt mir verſagt,
Ich bin ein Sclave, der in Ketten raſt!
Das Alles wühlt chaotiſch mir im Innern,
Es frißt ſich auf, gebärt ſich wieder ſelbſt,
Und wie Prometheus, an die Felſenwand
Hoch angeſchmiedet, ſtöhn' ich in die Oede!

Und Ihr verwünſcht mich noch, daß ich die Zeit,
Die ſchreckliche, mühſam zu täuſchen ſuche,
Und mit der Nixe plaud're, die voll Mitleid
Sich aus dem Meere hebt und zu mir ſetzt
Und meine Stirn mit milden Händen kühlt. —
Ich bin der Unglückſeligſte der Menſchen!

Katte.

Was ſoll ich ſagen, und wie ſoll ich retten?
Als du dein edles, großes Herz mir ſchenkteſt,
Da ſchwoll im Lebensmuth mir meine Seele;
Ein inniges Entzücken trieb mich oft
Spät in der Nacht noch auf mein ſchnelles Roß
Und in das Freie und dem Sturm entgegen.
Ich hätt' die ganze Welt in meinen Armen
Zerdrücken mögen. Denn du biſt mein Alles,
Mein Gott und mehr, — der Gott der neuen Zeit!

Friedrich.

Dem es erbärmlich ſchlecht geht auf der Erde,
Der Nichts iſt, als ein gramerfüllter Menſch, —
Doch in der Freundſchaft reich, in dir, mein Katt'!

Katte.

Und alle Jugendträume wurden wach,
Die Ideale der Hellen'ſchen Welt
Sah ich in dir verklärt, dich leuchtend ſtürzen
Als junger Dionyſos in den Streit,
Ein Schrecken der Barbaren, das Entzücken
Der Götter und der Menſchen, Friedrich! Friedrich!
Du ſollſt, wie Frühlingswetter, donnernd, flammend
Herunterbrechen in die ſchwüle Nacht
Und in die träge Sumpfluft unſ'rer Tage.

Friedrich.
Katt', unſ're Träume, unſ're Ideale
Sind, wie die Rieſen der Potsdamer Garde:
Sechs Ellen lang ſind ſie und man vergißt,
Daß ſie zur Flucht auch lange Beine haben.

Katte.
Und nun ſeh' ich aus Mißverſtand zertrümmern
Das größte Herz, das ſchlägt in dieſer Zeit,
In Witz und Spott den himmelſtürmenden
Gedanken in dir funkelnd ſich zerſplittern,
Und jeder Splitter ſchneidet in mein Herz.
Du Königsſohn! gieb dich nicht auf, mein Friedrich!
Sei größer, als der Druck der Gegenwart,
Sei, wie Alkmenens Sohn, zum Knecht erniedrigt,
Doch noch ein Held, der lächelnd Schmach erduldet,
Bis ſiegreich ſelbſt den Tod er überwindet.

Friedrich.
Hier geh' ich unter! Quäle dich nicht länger,
Denn ſtärker, als wir Beide, iſt das Schickſal,
Es iſt ein Tambour, der voran uns trommelt,
Mit links und rechts muß alle Welt ihm folgen.

Katte.
Wenn du in dir den eig'nen Gott begriffſt, —
Ich ſeh' ihn, wie ein Kind in ſeiner Wiege —
Du hätteſt Muth zum Alleräußerſten.

Friedrich.
Freund, weck' das Kind nicht auf!

Katte.
Ich will es wecken!

Friedrich.
Es könnte ſchnell, wie das Verderben, wachſen,
Wie die Lawine, die ein Land begräbt.

Katte.

Mein Friedrich, ſei nur groß, ſo wie du biſt,
Dem Kühnen iſt das Schickſal immer günſtig.
Nicht blau allein in Preußen iſt der Himmel,
Es giebt noch Länder, wo vergönnt es iſt,
Ein Menſch zu ſein, ſich groß und frei zu fühlen,
In England — —

Friedrich.

Katt'!

Katte.

Herrſcht deiner Mutter Bruder!
Sie wirbt für dich um ſeine ſchöne Tochter.
In welcher Schule könnteſt du dort lernen,
Ein Fürſt zu ſein mit einem freien Volke!
Dort ſteht noch feſt die Burg der alten Freiheit,
Der großen Mutter der german'ſchen Völker.
Setz' dich zu ihren Füßen und ſie wird dich lehren,
Wie in die alte Heimath du zurück
Dereinſt die heil'ge Flamme tragen kannſt.

Friedrich.

Und aus Maſchinen freie Menſchen machen.
Durch Froſt und Hitze im Kartätſchenregen
Will ich ſie ihrem Ziel entgegenhetzen.

Katte.

Du biſt ein Ritter, ſcheu' die Brautfahrt nicht;
Laß' mich Brautwerber ſein bei deiner Zukunft.

Friedrich.

Verwegener! Du ſpielſt mit Donnerkeilen,
Sprich den Gedanken aus mit ſeinem Wort!
Werd' nicht ſo bleich! Flucht heißt das Wageſtück,

Und das Verderben folgt ihm hinterdrein.
Ein Glück für uns, daß mich gefeſſelt hält
Orzelska in dem ſchönen Bann der Liebe.
Ich will, ich muß! ſo laß' mich träumen, Wildfang!
Lieg' ich in Ketten auch, der Traum iſt ſüß.

Katte.

Und wenn du nun erwachſt?

Friedrich.

Dann denk' ich nach,
Was du an dieſem Morgen haſt geſprochen.
Katt', deine Saat iſt bös! erſchrick dann nicht,
Wenn plötzlich ſie uns über'n Kopf gewachſen.
Willſt du mein Freund auf Tod und Leben ſein?

Katte.

Hier knie' ich nieder, hört mich, mächt'ge Geiſter
Der großen Väter, weilt Ihr noch bei uns!
Mit Leib und Seele weih' ich mich zu eigen
Dem Königsſohne, meinem Freund und Bruder,
Mit jeglichem Gedanken meines Geiſtes,
Mit jedem Pulsſchlag, jedem Athemzug,
Mit jedem Tropfen Blut will ich ihm dienen,
Will für ihn freudig in die Schlacht mich ſtürzen,
Wie einer Braut, dem Tod entgegen gehend,
Mein Blut für ihn verſchüttend in den Sand!

Friedrich.

Mein Freund, mein Bruder!

Katte (in ſeinen Armen).

Auf ewig bin ich dein!

Friedrich.

Frohlocke, arme Menſchheit! noch iſt nicht
Die Freundſchaft nur ein Märchen der Geſchichte.

Nicht faſſen kann ich es, doch iſt es möglich,
Daß in der ſtarren Einſamkeit des Thrones
Ein Fürſt noch einen Freund erringen kann.
Beneidet mich, Ihr Götter, denn Ihr habt
Nicht einen Freund, ich habe ihn gefunden.

(Hörnerruf und Jagdgetümmel.)

Horch! da iſt ſchon die Strafe für den Wunſch.
Die ganze Jagd mit Hunden und Halloh
Und wilden Ebern ſtürzt in unſern Himmel, —
Das iſt das Loos der Poeſie, mein Freund!
Deck' mir den Rücken jetzt, merk' auf, ich rufe,
Wenn mit Orzelska ich geſprochen habe,
Dich mit der Flöte, Katte!

Katte.

Friedrich!

Friedrich.

Freund!

(Friedrich ab.)

Katte (allein).

Ihr mächtigen Dämonen, die Ihr webt
Oft aus Gedanken eines Reiches Schickſal
Als Hieroglyphe in das Leichentuch
Der Weltgeſchichte, kluge Webemeiſter,
Werft als unnütze Spule mich nicht weg!
Doch ſoll ich lieber Euch Baumeiſter nennen,
Und Ihr müßt in den Grund, wie man erzählt,
Einmauern einen Menſchen, weil den Bau
Nicht eher dulden unterird'ſche Geiſter,
So nehmt mich hin!

(Man hört einen Schuß, dann Jagdgeſchrei — darauf einen zweiten Schuß.)

Und wölbet über mich

Die neue Zeit, das Haus der Hohenzollern,
Und weiß und ſchwarz vom Giebel weh' die Fahne!

Dritter Auftritt.

Flans. Katte.

Flans.

Wo iſt der Prinz, wo iſt er hin?

Katte.

Er ging
Von mir zur Jagd. Was iſt geſcheh'n, wer ſucht ihn?

Flans.

Jetzt eben ward der Hirſch herangetrieben,
Dem König ſchußgerecht, der Schuß geht fehl,
Die Treiber machen unerhört' Geſchrei,
Da wendet ſich das Thier und auf den König
Gefällt die Bajonette des Geweih's,
Ein Augenblick — der König war verloren;
Doch nein! da ſtreckt ein zweiter Schuß es nieder,
Hoch aus dem Herzen ſprang der Strahl des Blut's.
Der Schütze war der Prinz! der aber wirft
Nachläſſig über Schulter das Gewehr
Und iſt verſchwunden wieder im Gebüſch.

Katte.

So dankt der König ſeinem Sohn das Leben?

Flans.

Doch außer ſich iſt er, daß jetzt der Prinz
Sich ſeinem Danke vornehm hat entzogen.

Katte.

Find' ich den Prinzen, bring' ich ihn zurück. (Beide ab.)

Vierter Auftritt.

Orzelska
(im Jagdgewand, kommt ſchnell herein).

Er folgt! Wohin, wohin ſoll ich mich wenden,
Daß ich vor ihm und vor mir ſelbſt entfliehe!
Wie kann mir das geſcheh'n? Erzogen bin ich,
Mit Herzen im Salon Piquet zu ſpielen,
Verſpielt hab' ich das Herz, ich bin verloren!
Nicht Er, ich will allein verloren ſein,
Verderben nicht die ſchöne Heldenblume.
Ich will ihn retten, eine Polin bin ich!
Sich und Europa ſoll er überwinden.
Mein Herz wird brechen, doch noch ſterbend will ich
Zurufen einer Welt: So liebte ich,
Und Polen iſt mein Vaterland geweſen!
Schnell über meinen Sarg den ſchweren Deckel,
Darüber Erde; auf den Leichenſtein:
„So hat geliebt Orzelska Deutſchlands Hoffnung!“
Er kommt! Wer ſteht in dieſem Kampf mir bei?
Die Kniee brechen mir —
(ſie ſinkt auf die Kniee)
Maria, Mutter Gottes!
Send' einen guten Engel zu mir nieder,
Der mich in dieſer Stunde aufrecht hält.

Fünfter Auftritt.

Friedrich. Orzelska.

Friedrich.

So endlich, endlich treff' ich dich, Orzelska!
Es drängt die Zeit und die Minuten ſprüh'n,

Wie Pulverkörner aufgeſtreut auf Kohlen;
Und zu vertrauen habe ich dir viel.
Ein Räthſel biſt du, wie der Turmalin,
Der ſelt'ne Stein, der mit dem einen Pole
Die Aſche an ſich zieht und mit dem andern
Sie von ſich bläſt, und du haſt zwei Geſichter.
Doch, Anna, nein! betrügen kannſt du nicht,
Nicht täuſchen kann ſo wunderholde Bildung,
Mich nicht verrathen können deine Augen,
Die klaren Sterne der Auguſtusnacht,
Die mir am ſächſ'ſchen Hofe aufgegangen.

Orzelska.

Ich ſah Euch dort.

Friedrich.

So tonlos willſt du ſprechen?
Hell, wie das Gold, kann deine Stimme klingen,
Karg' nicht damit, es ſteht der Geiz dir nicht!

Orzelska.

Kronprinz von Preußen und Oranien.

Friedrich.

Mit Treſſen und mit Titeln willſt du handeln?

Orzelska.

Ich mußte einen Freudenſchrei erſticken,
Als ich Euch dort zuerſt am Hof erblickte.
Ich ſah Euch ſtehen mitten in dem Saal,
Umringt von Prinzen, vielen Cavalieren,
Den edelſten, den ſchönſten Jünglingen;
Ich lächelte zuerſt, denn linkiſch faſt
Und unbeholfen ſchient Ihr mir zu ſein.
Doch jetzt hört' ich Euch ſprechen, und mir war es,

Als ſäh' ich plötzlich offen ein Etui,
Und aus dem ſchwarzen Sammt im reinſten Waſſer
Mit Blitzen ſpielen einen Diamanten.
Ich kam in Eure Nähe und ich blickte
Euch forſchend in das edle Angeſicht,
In die unſchuld'gen, großen, blauen Augen;
Begeiſterung und Klugheit waren d'rin
In Eins verſchmolzen, und ich glaubte jetzt
Zuerſt geſeh'n zu haben einen Fürſten, —
Es ſtand vor mir ein junger Genius!

Friedrich.

Es geht mir wohl, wie jeglicher Charade:
Sie klingt bedeutſam, recht geheimnißvoll,
Als läg' der Schlüſſel d'rin zu aller Weisheit,
Löſ't man ſie auf, ſo iſt es Narrethei.

Orzelska.

Und als mir ſchrieb der ſächſiſche Geſandte,
Daß hier perſönlich mit dem Landesherrn
Die Irrung an den Grenzen meiner Güter
Geſchlichtet werden müſſe, und zugleich
Die Freundin meiner Mutter, Gräfin Hoym,
Mir anbot ihre Wohnung, ihren Schutz,
Da flog ich her, vor mir beſchwingt die Hoffnung,
Daß meinen jungen Helden in Berlin
Ich finden würde in dem Dienſt der Zukunft,
Landkarten, Schlachtenpläne um ihn her
Gebreitet, ihn gebückt darüber grübelnd,
Und über ſeinem Haupt den Siegesadler!

Friedrich.

Wer giebt dir Macht, in mich hinein zu ſeh'n
Und alte Träume grauſam aufzuwecken?

Es iſt vorbei — ich habe abgeſchloſſen —
Eins bleibt nur übrig: Menſch zu ſein wie And're,
Und meine Hände ſtreck' ich aus nach dir!
Welk iſt der Lorbeerkranz, das Schwert zerbrochen,
Die Schwingen meines Geiſtes ſind geknickt;
Verweig're nicht den letzten grünen Zweig,
Das Myrthenreis des häuslich ſtillen Glück's,
Denn ſonſt bleibt die Verzweiflung nur noch übrig.

Orzelska.

Wär' ich die Tochter eines niedern Hirten,
So arm, daß ich als Mantel tragen müßte
Die aufgelöſ'ten Haare und als Schutz
Zum Schatten über's Angeſicht die Hände,
Vielleicht ſtürzt' ich mich doch an Euer Herz,
Ich könnt' Euch zeigen, wie die Polin liebt;
Vielleicht Euch lieben heiß und ſo gewaltig,
Wie Ihr nicht eine Ahnung davon habt;
Wie eine Göttin glühend dich umflammen,
Daß Küſſe Blitze würden, die elektriſch
Sich durch dein ganzes Leben ſtürzen ſollten.

Friedrich.

Ha! mich berauſcht dein Wahnſinn, Weib! Geliebte!

Orzelska.

Vielleicht könnt' ſo ich lieben einen Mann.

Friedrich.

Laß' mich verdurſten nicht vor deinen Augen.

Orzelska.

So höre denn, was ſonſt kein Menſch vernommen:
Unwürdig, Hoheit, bin ich Eurer Liebe,
Und nicht ertragen kann ich den Gedanken,

Daß Euch die Welt verachten ſollt' um mich.
Nicht ohne Makel ſchon bin ich geboren,
Die ſchöne Sünde ſaß an meiner Wiege,
Und ich gehöre einem Volke an,
In deſſen Haus ein Trunkenbold zur Nacht
Leichtſinnig einen Feuerbrand geworfen,
Und in der weichen Sumpfluft eines Hofes
Bin ich erwachſen — das Verderben hat
Frühzeitig meine Jugend angehaucht.

Friedrich.

Das Eine nur, ich will nichts And'res wiſſen:
Orzelska, liebſt du mich mit ganzer Seele?

Orzelska.

Dringt nicht in mich! Das ausgeſproch'ne Wort
Trennt uns auf ewig, Prinz! Ob dieſes Herz
Und wie es hat gefühlt für Euch, erfahrt Ihr,
Wenn ſchon mein Mund auf ewig iſt verſtummt.

Friedrich.

Nur einen Tropfen Wahrheit, ſchönes Räthſel!

Orzelska.

Du Unbarmherziger, du tödteſt mich!
So wiſſe denn, was du begehrſt: ich liebe
Dich ſchmerzlich, treu und innig bis zum Tode!
Und nun Ade! für dieſes Leben, Prinz! —
Du aber, faß' dein großes Ziel in's Auge,
Dein Volk zu retten aus dem Untergang,
In den die ganze Welt verſinken will.

Friedrich.

Entweiche nicht, ſchwertzückende Bellona!
Mit deinem Heldengeiſt ſollſt du mich führen,

Und mit dem Degenknopfe wird es glücken,
Mein Siegel dieſen Tagen aufzudrücken.

Orzelska.

Mein Herz wird brechen, doch als Siegesgöttin
Wird meine Seele über deinen Fahnen,
Wenn in den Kampf die Regimenter ſchreiten,
Die Hände falten und die Flügel breiten.

Friedrich.

Nicht weiter in dem wunderſchönen Wahnſinn!
Gedanken und Raketen ſteigen hoch,
Sind ſie verpufft, iſt doppelt ſchwarz die Nacht.
Du liebſt mich, das iſt wirklich, du biſt mein!

(Der König erſcheint mit Deſſau und Flans, Deſſau macht ihn auf den Prinzen mit Orzelska aufmerkſam; der König winkt ihnen, ſtill zu ſein)

Orzelska.

Dein großer Vater legt die Hand an's Werk,
Verſtehe ihn, wenn er dich mißverſteht,
Er darf dich nicht verſteh'n, er iſt ein Menſch,
Er könnt' erſchrecken vor dem eig'nen Werke,
Das er titaniſch wälzt auf deine Schultern;
Denn du, — o glaube mir! es ſpricht ein Gott
Aus mir in dieſer heiligen Minute, —
Mußt mit Europa einen Kampf beſteh'n,
Und du wirſt ſiegen oder untergeh'n.

(Im Hintergrunde erſcheint Katte, mit dem Jagdhorn Signale gebend.)

Leb' wohl! und ſo verſchwind' ich deinen Blicken!

(Sie eilt davon.)

Friedrich

(im Begriff, ihr nachzueilen).

Ich werfe Kron' und Scepter in den Staub,
Ich bin ein Menſch wie Andere, und dein!

Sechster Auftritt.

Der **König** mit **Deſſau** und **Flans**, **Friedrich**.

König (ihn zurückhaltend).

Das läßt du bleiben, Fritz! —

Friedrich.

Ihr großen Götter!

König.

Der Prinz iſt Arreſtant, nehmt ſeinen Degen!

(Der Prinz übergiebt den Degen an Deſſau.)

Dritter Act.

Zimmer im Königlichen Schloſſe zu Berlin.

Erſter Auftritt.

Der **König**, **Grumbkow**, **Deſſau**.

Grumbkow.

Mein gnäd'ger König iſt nicht froh gelaunt?

König.

Mein Tagewerk wird ſchwer; vielleicht vergebens
Iſt alle Arbeit; Kummer drückt mein Herz.
Ein Volk wollt' ich mir ſchmieden aus den Preußen,
Aus meinen Märkern wollt' ich Bürger zieh'n,
Fromm, arbeitſam, in ihren Werken tüchtig,
Aus ihren Söhnen Krieger, treue Diener
Des Staates und der Kirche und zunächſt
In meinem Fritz den Feldherrn, der in Zukunft
Nach meinem Tod' vertheidige das Reich.
Und Alles ſchlägt mir fehl. In meiner Jugend
Hatt' ich das Unglück, daß Oranien,
Mein edler Wilhelm, König ward in England;
Der theure Wilhelm hätte mich gemacht
Zu einem großen Feldherrn, einem Helden,

Und die Armee'n von Europa könnt' ich
Jetzt commandiren. Die Holländer wollten
Mich wählen zum Statthalter und ich hätte
Sie treulich auch regiert nach altem Recht.
Hier komm' ich mit dem Stocke noch nicht aus,
Hier iſt Nichts fertig, Alles will erſt werden,
Und ob es wird? das iſt die große Frage,
Darüber komm' ich morgen nicht hinaus!

Deſſau.

Eugen und Marlborough, Europa's Helden,
Begrüßen Euch als Bruder, und die Schweden
Habt Ihr von unſ'rem Lande heimgejagt,
Daß ſie die Wiederkunſt vergeſſen werden.

König.

Ihr wollt mich tröſten.

Grumbkow.

Mit Unſterblichkeit.

König.

Zu den Geſchäften!

Deſſau.

Es beſchwerte ſich
Die Univerſität in Halle, daß ein Werber
Den Studioſus Schinndorf hat gepreßt
Zu unſerem Rekruten.

König.

Unterthan
Des Königs iſt er und er ſoll es bleiben.

Deſſau.

Nicht räſonnirt! Subordination!

Grumbkow.

Aus Königsberg von der Domainenkammer
Hier ein Bericht, der verträgt die Supplik
Des Kriegsrath Schubenth, der um Gnade bittet,
Daß er aus Noth die Kaſſen angegriffen.

König.

Fiat justitia, pereat mundus!
Zur Warnung aller Andern an den Galgen
Gleich vor die Fenſter des Collegiums
Infam ſei aufgeknüpft der Kaſſendieb!
(Er ſchreibt.)

Zweiter Auftritt.

Kammerherr, gleich darauf **Orzelska**, **Vorige**.

Kammerherr.

Zufolge Königlicher Ordre meldet
Gräfin Orzelska ſich zur Audienz.

König.

Sie trete ein. (Kammerherr ab.)

Orzelska (kommt).

Des Königs Majeſtät
Hat meiner allergnädigſt ſich erinnert,
Und freudig ſchüchtern darf ich vor ihr ſtehen,
Gehorſam die Befehle zu erwarten.

König.

Der Zufall hat zum Zeugen mich gemacht
Bei Eurer Begegnung mit dem Prinzen
Im Park zu Wuſterhauſen, und Ihr habt
Euch gegen meinen Sohn honnet betragen,
Das ſoll zu Statten kommen Eurer Sache.

Genehmigt hat die Kammer der Domainen —
Denn wie Ihr wißt, der Präſident bin ich —
Den Vorſchlag zum Vergleich und unterzeichnet
Nehmt die Urkunde des Vertrages hin.
Ich mein' es wirklich gut mit Euch, Orzelska.

Orzelska
(ſie küßt ſeine Hand, indem ſie niederknieet).

Des Königs Majeſtät beglückt mich ſo,
Daß mir kein Wort des Dankes kann genügen.

König.

Steht auf! Man knie't vor Gott, doch nicht vor mir.

Orzelska (aufſtehend).

An's Herz muß ich Euch eine Bitte legen,
Die mir ſo ſchwer belaſtet meine Seele,
Daß ich mich kaum noch aufrecht halten kann,
Und dennoch iſt es nur die kurze Frage:
Sir', wie gefällt Euch mein arabiſch' Pferd,
Das ich zu Wuſterhauſen hab' geritten?
Es iſt ſo wundereig'nen Temp'raments,
Daß man es bringt zu raſendem Galopp,
Wenn kaum noch merkbar es die Ferſe fühlt;
Auf alle ſeine Launen muß ich merken,
Scheu iſt es, wie ein Hirſch, doch löwenmuthig,
Sag' ich zu ihm nur leiſe: „Schäm' dich doch!"
Sir', wenn ich Spor'n und Peitſche nun gebrauchte?

König.

Da wär't Ihr toll! Was ſoll die Frage, Gräfin?

Orzelska.

Gleich ſolchem edlen Roß iſt das Gemüth
Des Prinzen Friedrich —

König.
Will ſie da hinaus?
Orzelska.
Zum Tode ſcheu durchgehen kann das Roß,
Sich und den Reiter in den Abgrund ſtürzen.
König.
Was iſt dir, Mädchen, daß du dich erdreiſteſt,
Vor mir in dieſem Saale ſo zu ſprechen?
Vergißt du, wer ich bin und wer du biſt?
Grumbkow (zu ihr leiſe).
Entfernt Euch ſchnell, der König iſt erzürnt.
König.
Hinweg mit ihr!
Deſſau.
Subordination!
Orzelska.
Ich ſteh' im Schutz der ſächſiſchen Geſandſchaft;
Und ich bekenn': Philipp von Spanien war
Kein Brutus noch, als er den Sohn getödtet. (Ab.)
König.
Wärſt du kein Weib, den Kopf vor deine Füße!
Grumbkow.
Viel Recht hat immer eine Weiberzunge,
Es können nicht Kanonen davor ſchützen.
Deſſau.
Hab' ich doch viel Armeen commandirt,
Mit einem Wort zugleich viel tauſend Männer,
Und Sir', ich habe eine brave Frau,
Doch muß vor ihr ich oft zum Rückzug trommeln.

König.
Es mag ihr hingeh'n; weiter im Geſchäfte.
Grumbkow.
Es bittet ſeines Königs Majeſtät
Ein treuer Diener, der ſeit langen Jahren,
Bis ihm die Haare auf dem Kopf gebleicht,
Dem Staate hat gedient, um ſeinen Abſchied.
König.
Wie heißt der brave Mann?
Grumbkow.
Ich ſelber bin es.
König.
Grumbkow? Es iſt nicht möglich, alter Freund,
Daß deinen König du verlaſſen kannſt!
Deſſau.
Auch Leopold von Anhalt-Deſſau will
Den Abſchied fordern, eh' er abgedankt.
König.
Was iſt das für ein Tag? Es will mich Alles
Bis auf die Seele kränken; ſelbſt die treuen
Bewährten, alten Freunde ſcheu'n ſich nicht,
Sich aufzulehnen gegen ihren Freund.
Deſſau.
Nicht räſonnirt! Subordination!
König.
Was iſt geſcheh'n? Wer Euch beleidigt hat,
Beleidigte mich ſelbſt, es ſoll mein Zorn
Ihn treffen, wie der Blitz vom hohen Himmel,
Und wär' es unſer eig'ner Sohn, mein Fritz.
Ich will es wiſſen, Antwort gebt mir Beide.

Kammerherr (kommt und meldet).
Hotham, der engliſche Geſandte, wünſcht
Zu überbringen ſeines Hofes Botſchaft.

Grumbkow.
Und dieſe Botſchaft wird die Antwort geben
Und uns rechtfertigen in Euren Augen.

Dritter Auftritt.

Hotham. Vorige.

Hotham.
Sir', England und Hannover grüßen Euch!
Ich überreiche meine Vollmacht, König.

König.
Georg, mein Schwager hat mich warten laſſen,
Spät kommt die Antwort und beinah zu ſpät.
(Er überlieſt die überreichte Schrift.)
Hier iſt noch eine Clauſel und Bedingung,
Die Ihr mir mündlich zu eröffnen habt?

Hotham.
Sir', Euch allein.

König.
Ich bin allein, denn dieſe,
Die Ihr hier ſeht, ſind meine beiden Hände.

Hotham.
Was uns verweigert wird, will ich nicht fordern. —
Georg, mein Herr und König hat genehmigt
Die Doppelheirath, die verhandelt worden.
Der Prinz von Wales, Herzog von Glocester
Reicht freudig der Prinzeſſin Wilhelmine

Von Preußen ſeine Hand. Amalie
Die Roſe Albions, die Königstochter
Verweigert nicht ihr Wort dem Prinzen Friedrich;
Und es genehmigt noch ihr hoher Vater,
Daß Friedrich als Statthalter in Hannover
Mit ſeiner Neuvermählten reſidire.

König.

Doch, Ritter, die Bedingung laßt mich wiſſen!

Hotham.

Georg der Zweite muß ſich nur bedingen,
Daß Ihr den Feldmarſchall, Miniſter Grumbkow,
Der gegen England ſich zu Oeſtreich neigt,
Verſetzt in Ruheſtand.

König.

Da wird Nichts d'raus!
Herr Ritter, nein! zu Ende ſind wir nun.
Was? will das Ausland uns noch Vorſchrift geben,
Wen man hier zum Miniſter haben darf?
Was fällt dem Schwager ein? Sagt ihm, der Preuße
Läßt vom Ausländer ſich nicht commandiren!
Hier die Papiere weg! (Hotham nimmt die Papiere weg.)

Hotham.

Ich proteſtire
Im Namen meines Königs gegen Alles,
Was ſeiner Ehre ſollt' zu nahe treten,
Und ſchütt'le Preußens Staub von meinen Füßen. (Ab.)

König.

Den Knaben kenn' ich, der den Pfeil geſchmiedet!
Kommt mit mir zum Kronprinzen, denn ich will
Euch Beide dort zu Zeugen meiner Worte. (Alle ab.)

Vierter Auftritt.

Zimmer des Kronprinzen.

Friedrich, Katte, Quanz.

Friedrich (zu Katte).

Du ſprichſt ſo melancholiſch ſüß die Worte
Der traurigen Romanze zu der Flöte.

(Zu Quanz.)

Quanz, Freund der Muſe, noch einmal den Anfang.

(Quanz bläſt die Flöte.)

Katte

(fällt ein und trägt vor).

Erſtochen und in Moor und Blut
Der Reiter auf ſeiner Fahne ruht.

Zerbrochen iſt das Schwert in ſeiner Hand,
Vergeſſen iſt er im ganzen Land.

Entflohen iſt ihm Roß und Hund,
Es küßt ſeine Braut eines Andern Mund.

Es raſcheln die Blätter bei ſeinem Gebein,
Der Mond zieht vorüber mit ſeinem Schein.

Es hält allein dort treue Wacht
Ein Todesſchauer um Mitternacht.

Quanz.

Die Flöte hat die Töne nicht dazu,
Den Geiſt der Worte ſchneidend auszuklingen;
Dazu gehört die Aeolsharfe nur
In ſcharfer Zugluft in der Fenſterritze,
Wenn durch einander die Accorde ſchrillen,
Wie in der Todesangſt, ſo, daß das Blut
Vor Grauſen ſtarrt und ſich die Haare ſträuben.

Friedrich.

Dazu gehört noch Katt' mit ſeiner Stimme.
Wenn er aus langer Weile iſt betrübt,
Dann kann ſie tönen, wie die Todtenglocke
Aus einem fernen Dorf, wie Geiſterſtimmen, —
Obwohl ich keine noch vernommen habe.

Katte (für ſich).

Zerbrochen iſt das Schwert in ſeiner Hand,
Vergeſſen iſt er im ganzen Land.

Friedrich.

Quanz, Meiſter Quanz, blaſ' uns noch eine Strophe!
Du kommſt zu uns ſo ſelten nach Berlin,
Daß dieſe Zeit wie eine Artiſchocke
Wir klug abblättern müſſen. Staatsrath hält
Der König jetzt, noch ſind wir ungeſtört.

Katte.

Zum Tod verhaßt iſt ihm ein rother Rock,
Wie Quanz ihn trägt, dazu nun noch die Flöte,
Das kann ein Königreich in Aufruhr bringen.

Friedrich.

Was iſt das? Horch!

Katte.

Ihr habt den Geiſt beſchworen.

Friedrich.

Geſtiefelt und geſpornt iſt dieſer Geiſt,
Den Tageslicht und Hahnſchrei nicht verjagt;
Es iſt des Königs Schritt, wenn er im Zorn,
Er ſtößt mit ſeinem Rohre auf das Eſtrich.

Katte.

Quanz, komm' die Hintertrepp' hinab in's Freie!

Friedrich.

Ade, nun ſchnell!

Katte.

Komm', komm'!

(Durch die Seitenthür Katte mit Quanz ab.)

Fünfter Auftritt.

Der König, Deſſau, Grumbkow, Friedrich.

König.

Die Querpfeiſ' hört' ich; mit dem Muſikanten
Hab' ich zu ſprechen nicht, doch mit dem Prinzen.
Wer hat Georg von England aufgehetzt,
Bedingungen, ehrloſe, mir zu ſtellen?
Die Wahrheit ohne Umſchweif!

Friedrich.

Wohl! es ſei.
Macht Krieg, mein Vater, und mein Regiment
Laßt mich zuerſt dem Feind entgegen führen;
Und Eure Liebe will ich mir verdienen,
Die ich im Frieden nimmermehr erringe.

Deſſau.

Das war ein Wort! ein Freudenſchuß für Preußen!
Ich ſalutir' der königlichen Hoheit!

König.

Phantaſterei iſt noch kein Heldenmuth,
Und keine Antwort noch auf meine Frage.
Ein Trotzkopf biſt du!

Friedrich.

Vater!

König.

Doch ich will
Dir ſuchen ein verſtänd'ges, braves Weib,
Das dich zu einem Manne machen ſoll.
Nunmehr ſollſt du ein deutſches Mädchen haben, —
Nicht widerſprechen!

Friedrich.

König, Herr und Vater!
Allein laßt mich verſchenken Herz und Hand,
Gewiß, mit Eurem Beifall werd' ich wählen.
Das große Recht, das von Natur ich habe,
Das ſoll kein Menſch mir rauben mit Gewalt.

Grumbkow.

Hoheit, Ihr ſprecht nicht wohl!

Friedrich.

So will ich ſchweigen.

König.

Da thuſt du gut daran, bei Gott, ſehr gut!
Sonſt ſchweigt der Vater und der König ſpricht.
Erſt kommt das Vaterland und dann erſt du;
An dich werd' ich mein Preußen nicht verrathen,
Wenn du nicht tüchtig wirſt, es zu regieren!
Und ich ſuch' mir viel lieber einen Jungen
In meiner Mark, ſei's in der letzten Hütte,
Der mir mein Werk nicht untergehen läßt,
Der mich verſtehen, der mich lieben lernt.

Grumbkow.

Der Hoheit treten Thränen in die Augen,
Gewiß! ſie hat den Vorhalt nicht verdient.

Friedrich.

Ich fühle Euren Fuß auf meiner Bruſt
So unabläſſig, daß ich fragen darf:
Was hättet Ihr gethan, wenn Euer Vater
So ſchonungslos mit Euch verfahren wäre?

König.

Ich wär' ihm durchgegangen, denn ich war
Nicht feig', wie du!

Friedrich.

Um Gotteswillen, Vater!

Deſſau.

Nicht räſonnirt! Wenn Martin Luther ſelbſt
Mir dies geſagt, ich hätt' es nicht verſchluckt.

König.

Pack' deine Sachen ein! In einer Stunde
Geht es nach Ansbach, Frankfurt, dann nach Weſel;
Ich will dir Land und Leute kennen lehren;
In einer Stunde biſt du fertig, Fritz!

(Der **König, Deſſau, Grumbkow** ab. **Friedrich** ſinkt in einen Armſtuhl.)

Sechſter Auftritt.

Katte, Friedrich, zuletzt **Finkenſtein.**

Katte.

Was iſt geſcheh'n? was iſt dir widerfahren?
Todtbleich das Angeſicht und blaß die Lippen?
Die Hände zittern dir, du möchteſt ſprechen,
Doch nach dem Odem fängt es dir —

Friedrich
(auf die Bruſt pochend).

Hier, da!

Katte
(reißt ihm den Rock auf und knieet vor ihm, die Hände ihm haltend).
Mein Prinz! mein Freund! Herr Gott, was iſt mit dir?

Friedrich.
Ich bin — — infam gemacht vor ganz Europa!

Katte.
Du darfſt nicht wüthen gegen dich, mein Friedrich!
Ich weiß, er meint es dennoch wohl mit dir,
Der immer dir ſo weh' thut; mit Gewalt
Will er aus dir ſich einen Feldherrn bilden
Nach ſeinem Sinn, und er begreift dich nicht,
Und nicht den Schwung und Adel deiner Seele,
Weil er nicht in gewohnter Form ſich zeigt.
Und wer begreift dich ſonſt? Ich fühle dich
Heraus aus dir, weil ich dich alſo liebe.
Du wirſt ein Held, doch nimmer ein Soldat,
Das iſt das Mißverſtändniß zwiſchen Euch!

Friedrich.
Feig' iſt infam; feig' hat er mich genannt,
Ich bin ein Ausſatz an der großen Menſchheit.
Rühr' mich nicht an! ich bin infam gemacht,
Unehrlich, wie ein Henker! Gott, mein Gott!
Wie konnteſt du mir das geſchehen laſſen?!

Katte.
Das freilich darf mein Friedrich nicht ertragen.

Friedrich.
Das ſchnelle Wild, das furchtſam von Natur,
Der ſcheue, wilde Vogel in der Luft,
Der arme Wurm, die Schlange ſind nicht feig',
Sie wehren ſich, ſind ſie zum Tod bedrängt,

In ihrer Ohnmacht noch, ſie ſind nicht feig',
So niederträchtig kann ein Menſch nur werden!
Demüthig, feig' Mißhandlung zu ertragen.
Ich habe ſie ertragen, ich bin feig'!
Feig' hat er mich genannt, ich hab's ertragen,
Ein Königsſohn, ein Officier und feig'!

Katte.

Du ſollſt das nicht ertragen, handeln mußt du!
Das Schickſal preiſ' ich, treibt es dich zur That!
Die fürchterliche Stunde iſt gekommen,
Die ich für dich oft betend hab' erfleh't,
Denn jedem großen Menſchen nahet ſie.
Wie einen dürren Stab, bricht ſie entzwei
Die Gegenwart und die Vergangenheit,
Und wirft ihn lachend in das Meer der Zukunft.
Da müſſen in ihm alle Kräfte wachſen,
Bis zum Zerreißen ſich die Sehnen ſpannen,
Erkämpfen muß er jeden Augenblick,
Aus dem Verderben ſelber ſich gewinnen,
In Schrecken und in Schmerzen ſich gebären.
Und ſo begrüß' ich jubelnd dieſe Stunde,
Die aus den Jugendträumen dich geweckt
Mit ſchwerer Hand und einem Donnerſchlag.

Friedrich.

Ha! nun verſteh' ich dich, nun ganz das Wort,
Das neulich du im Wald zu mir geſprochen.
Du retteſt mich, die Rettung heißt: die Flucht!
Für feig' hält mich der König, daß ich hier
Ertrage jegliche Demüthigung.
Feig' bin ich nicht, ich muß es ihm beweiſen!
Gieb die Parol'!

Katte.

Nach England!

Friedrich.

Flucht und Freiheit!

Katte.

Und kehren wir zurück aus England?

Friedrich.

So ſtecken wir die alte Zeit in Brand!

Katte.

Die Päſſe ſchafft der engliſche Geſandte.

Friedrich.

In wen'gen Augenblicken reiſ't der König
Mit mir nach Frankfurt ab, dann geht's nach Weſel,
Dort werde ich entflieh'n, du warteſt hier,
Bis du von mir die Nachricht wirſt erhalten,
Dann folgſt du nach, in Holland treff' ich dich,
Nach Frankfurt aber ſendeſt du den Paß!

Finkenſtein (kommt herein).

Prinz, vorgefahren ſind die Reiſewagen.

Friedrich (umarmt **Katte**).

Freund, lebe wohl!

Katte.

Auf glücklich' Wiederſeh'n!

(Man hört von Außen den Schall der Poſthörner.)

Vierter Act.

Quartier Katte's.

Erſter Auftritt.

Katte

(in Reiſekleidern, ſitzend vor einer Stutzuhr, vor welcher ſein Degen liegt).

So zaudert Stunde ſich um Stunde hin,
Und ſchaudernd langſam kriecht der Zeiger weiter,
Und keine Nachricht noch von meinem Friedrich!
Doch längſt muß er in Weſel ſein, und jetzt
In Holland ſchon, wenn Alles iſt gelungen,
Und keine Nachricht noch, und Alles ſtill!
Urlaub von meinem Chef hab' ich genommen,
Mein flinker Scheck' ſteht in dem Hof geſattelt,
Und jeder Augenblick drängt mich hinweg,
Und jeder Augenblick wird Todesangſt,
Die mir die Daumen eindrückt in die Schläfe.
Mein Herz ſpringt, wie ein eingefang'nes Thier
In ſeinem Käfig, ruhelos umher,
Und kaum kann meine Hand es niederdrücken.
Was pocht an's Fenſter? Nur ein Rabe iſt es,
Der alte Dieb, der Rabe iſt es nur,
Den ich mit Brocken mir herangewöhnt;

Da war er wieder weg, nun kommt ein And'rer,
Sind das die Boten, die der Freund mir ſendet?
Es raſen durch einander meine Sinne —
So mag zu Muth dem armen Sünder ſein,
Der das Schaffot beſteigt. Wie iſt mir doch?

(Man hört Militair vorüberziehen mit der Muſik des Deſſauer Marſches.)

Horch! die Parade! Meine Kameraden
Zieh'n auf dem Markt vorüber mit Muſik,
Und, wie ein alter Freund, ruft dieſer Marſch
Heran zu mir: „Wo iſt mein wilder Katte?"
Er tröſtet mich in dieſer bangen Stunde
Mit neuer Hoffnung auf die nahe Zukunft,
Die Friedrich's Sonne dieſem Reiche bringt.
Einſt, Kameraden, wird Euch dieſer Marſch
Dem Feind entgegenführen in die Schlacht
Und Euren Katt' voran mit heller Klinge
Im Jubelruf: „Für meinen Freund und König!
Mir nach, Ihr waffenraſſelnden Schwadronen,
Schon mäh't der Tod, es knickt des Feindes Centrum,
Mir nach, mit Gott und Friedrich, meinem König!"
Die Trommeln wirbeln, die Trompeten ſchmettern
Und an den Himmel pocht Kanonendonner,
Victoria, Herr Gott, dich loben wir!

(Muſik ſchweigt.)

Wenn aber das Geſchick mich ſollt' ereilen
Und vor der Zeit in kühle Erde legen,
Vergeßt nicht Euren Katte, Kameraden,
Am Tag, wo Friedrich Euch zum Kampfe führt!
Doch and're Zeiten bringen and're Menſchen,
Und über mein Gedächtniß wächſt das Moos;
Tief aus dem Walde ſingt der Hirtenknabe:

„Zerbrochen iſt das Schwert in ſeiner Hand,
Vergeſſen iſt er im ganzen Land!“
(Er nimmt ein Medaillon hervor.)
Auch du wirſt mich vergeſſen, ſchöner Stern,
Du königliche Jungfrau, Wilhelmine,
Zu der ich ſchüchtern oft empor geblickt,
Wie zu dem ſchönſten Traumbild meines Lebens.
Ade, auf ewig, wie ich ewig dich
Treu tragen werde in der tiefſten Bruſt.
Bald hinter mir liegt dieſes Königreich,
Und einem andern Himmel flieg' ich zu;
Ob ich und wie ich wiederkehren werde,
Das wiſſen nur des Schickſals ſtrenge Mächte.
(Pauſe.)
„Verlaſſen iſt er von Roß und Hund,
Es küßt ſeine Braut eines Andern Mund.“
(Man hört Jemand kommen.)
Doch endlich Nachricht, denn es kommt ein Menſch!
(Orzelſka kommt im Reitermantel mit einem Federhut.)
Willkommen, Kamerad, was bringſt du mir?

Zweiter Auftritt.

Katte. Orzelſka, welche den Mantel auseinander fallen läßt.

Katte.

Orzelſka! Gräfin!

Orzelſka.

Unglückſeliger!
Du biſt noch da? O! meine böſe Ahnung!
Und das Verderben ſteht vor deiner Thür.

Katte.
Habt Ihr vom Prinzen Nachricht? Redet, redet!

Orzelska.
Katt', auf dein Pferd und ſchone nicht die Sporen
Und mit verhängtem Zügel ſpreng' davon,
Dir raſ't des Todes Schrecken hinterdrein.

Katte.
Orzelska, tödte mich mit einem Worte,
Sprich: iſt der Prinz verloren oder nicht?

Orzelska.
Gefangen ward er —

Katte.
Wehe!

Orzelska.
Als in Steinfurth,
Bei Heidelberg, er auf das Pferd ſich ſchwang
Um zu entflieh'n. Du haſt darum gewußt,
Verrathen iſt dem König Alles, Alles!
Bewacht, wie ein Verbrecher, iſt der Prinz
Und wird hierhergebracht. Befehl iſt da,
Dich zu verhaften und man zögert noch,
Dir Zeit zu gönnen, um dein Haupt zu retten.
Du biſt noch da? Du ſtarrſt mich ſinnlos an?
Ich rede Wahrheit, Katte, glaube mir!

Katte (übergiebt ihr ein Käſtchen).
Orzelska, hier! ich bitte Euch um Alles,
Was Eurem Herzen werth und heilig iſt,
Legt in die Hand der Königin das Käſtchen
Verſiegelt, wie es iſt, es ſind darin
Hochwichtige Papiere, die den Prinzen
Und viele Andere verderben können.

Orzelska.

Vertraue mir, wie einem guten Dämon.

Katte.

Hier dieſen Brief ſend' ſchnell an meinen Vater
Und meine Mutter! — Ihr geliebten Eltern,
In Noth und Jammer ſtürzt Euch Euer Sohn!

Orzelska.

Auch dieſes noch, doch nun hinweg mit dir,
Denn ſchon nach deinem Nacken zückt das Schwert.

Katte.

Orzelska?

Orzelska.

Schrecklicher, du zögerſt noch?

Katte.

Und Friedrich? Friedrich?

Orzelska.

Hätt' ich Löwenkraft,
Dich jetzt hinwegzuzerren, Rieſenſtärke,
Dich mit Gewalt zu werfen auf das Roß,
Du müßteſt fort! Du ſchüttelſt mit dem Haupt?

Katte.

Es iſt beſchloſſen.

Orzelska.

Menſch, von Sinnen biſt du!
Du kannſt in dieſer drängenden Minute
Dich noch bedenken?

Katte.

Nein, es iſt bedacht.

Orzelska (kniet nieder).

Wahnſinniger, ſieh' her, auf meinen Knieen
Fleh' ich dich an um Mitleid mit dir ſelbſt.

Katte.

Ich bleibe hier und ſtell' mich dem Verhängniß!

Orzelska (ſpringt in die Höhe).

Ja, haſt du Muth, als freier Mann zu ſterben,
Dann freilich muß ich anders von dir denken.

Katte.

Orzelska, rette, rette die Papiere!

Orzelska.

Dann will ich jubelnd rufen in die Welt:
Es hat in dieſer Zeit ein großes Herz,
In Deutſchland noch ein Heldenherz geſchlagen,
Und dieſes Herz, das habe ich gekannt. (Ab.)

Katte (allein).

Ich ſollte feig' und ehrlos jetzt entweichen
Und meinen Freund verrathen und verlaſſen
In ſeiner Todesnoth? Nein! ſtarr und treu
Will ich bezeugen, daß zu aller Zeit
Für ſeinen Freund der Freund ſich opfern kann;
Und welche große Seele liebte mich!
Und dieſer Liebe ſollt' ich unwerth ſein,
Er ſollte ſich in mir vergriffen haben,
Dem einz'gen Menſchen, dem er ſich vertraut?
O, der Gedanke müßt' ſein Herz vergiften
Und d'rin die große Zukunft ſeines Volk's!
Was beb'ſt du, Henker? Sieh', hier iſt der Katt',
Hier knie't er nieder und es ſpringt ſein Blut
Und ausgeſöhnt ſind alle dunklen Mächte!

Dritter Auftritt.

Katte. Wartensleben.

Katte.

Und Gott ſpricht: Ja! — Er zeigt in dieſer Stunde
Dem Enkel noch das heil'ge, theure Haupt.

Wartensleben.

Biſt du allein? Ich armer, alter Mann, —
Hört uns doch Niemand? — muß ich das erleben?
Von deinem Chef komm' ich; du armer Junge,
Gleich mußt du fort; Couriere ſind gekommen,
Ich ſollt' dich ſelber arretiren helfen.
Du ſchlimmer Jung', du haſt ja complottirt?
Dein Kopf ſteht auf dem Spiel, nun mach' dich fort!
Ein Feldmarſchall muß einen Officier
Zur Deſertion beſchwatzen, heil'ger Gott!
Was ſteht noch feſt auf dieſer böſen Welt?
Mit meiner Krücke jage ich dich fort.
Der König muß dich ja in Ketten werfen,
Und Hochverräther biſt du mit dem Prinzen.
Ei, ſchämt Euch doch! — Biſt du noch immer da?

Katte.

Der Feldmarſchall von Wartensleben thut
Nicht ſeinem Enkel dieſe Schande an,
Daß er ihn zwingen ſollte, ſeinen Freund,
Den Sohn des Königs, feig' in der Gefahr,
Als Schurke zu verlaſſen.

Wartensleben.

Kind, mein Kind!
Dein Weg geht ja zum Blutgerüſt' grad' aus!

Katte.

Die Majeſtät, die ſchwer beleidigte,
Muß jetzt ein blut'ger Opfertod verſöhnen,
Und wär' ich ſelbſt der König, könnt' ich anders
Mir rathen nicht; und wenn ich jetzt entwich',
Bei Gott! es ſiel des Prinzen heil'ges Haupt!

Wartensleben.

Du braver Jung'! Ich alter, ſtumpfer Mann
Soll überleben meinen lieben Enkel?
Das kann nicht ſein! Mir wirbelt's vor den Augen
Wie Pulverdampf. Nun aber mach' dich fort,
Die Zeit verſtreicht.

Katte.

Die Stunde hat geſchlagen, —
Ein Vorbild warſt du immer meiner Jugend,
Sei es auch jetzt; der König iſt dein Freund;
Wenn du ihn in der Schlacht umringt von Feinden
Geſehen hätteſt, und aus tauſend Röhren
Hätt' unvermeidlich rings der Tod gedroht,
Wärſt du entfloh'n?

Wartensleben.

Blitz über dich! ich hätte
Mich doch zu ihm geſtürzt, er iſt mein König.

Katte.

So ſtürz' ich in den Tod für ſeinen Sohn.

Wartensleben.

Her an mein Herz, du braver, guter Junge!
Du biſt mein Katt', mein wilder Katt', mein Enkel!
Ja, wenn du wirklich ſterben mußt für ihn,
So ſtirb denn! doch das Eine kränkt mich nur

Daß es im Krieg nicht iſt; doch ſo? doch ſo?
Denk' nicht, daß ich ein Haſenherz im Leibe,
Da mir das Waſſer in die Augen tritt.
Mein gutes Kind, der Jammer iſt zu groß.
Ich geh' zu Grund daran, ich alter Mann.

Katte.

Die letzten Augenblicke meiner Freiheit
Verrinnen mit dem Sand im Stundenglaſ',
Sie ſollen dir und mir noch ganz gehören.
Ich danke dir zunächſt, daß du mir ſchenkteſt
Von Kindheit an ſo große, heil'ge Liebe,
Dann, daß du mich gelehrt: ein ſtolzer Tod
Sei wünſchenswerther, als gemeines Leben.
Daß du in mich gepflanzt die heiße Liebe
Zu meinem Vaterlande und dem König,
Der es regiert mit ſtrenger Herrſcherhand;
Geweckt in mir das Feuer der Begeiſt'rung
Für jede Menſchen-, jede Rittertugend!
So freudig kann ich gehen in den Tod.
Ich ſterbe nicht für Geld und eit'le Dinge,
Mir iſt der allerfrei'ſte Tod vergönnt,
Der Tod um meinen Freund und Preußens Hoffnung.

Wartensleben.

Es wär' doch endlich beſſer, wenn du ging'ſt,
Denn Seine Majeſtät kann dir verzeih'n.
Ich geh' mit dir, wohin du willſt, mein Jung'.
Ich habe dich zu lieb und kann nicht leben,
Wenn ich nicht meinen Enkel bei mir habe.

Katte.

Entſchieden hat das mächtige Verhängniß,
Und vor ihm beug' ich ſtolz den kühnen Nacken. —

So bitte ich dich um die letzte Liebe:
Vollſtreck' mein Teſtament: in deine Hand
Leg' ich das Kreuz des Johanniterordens,
Die höchſte Ehre, die in dieſem Leben
Zu Theil ward deinem Enkel! — meinen Schecken,
Das beſte, treu'ſte Roß in dieſer Welt,
Send' meinem Vater, und er wird es pflegen
Zu Liebe mir, ſo lang' es leben wird.
Doch tröſte ihn, der König wird ihm nicht
Entgelten laſſen ſeines Sohnes Fehl.
Und meiner Mutter gieb dies Medaillon —
Ach! meine Mutter! Du geliebte Mutter,
Dein Herz wird brechen bei der Schreckensbotſchaft! —
Sie ſoll es mir mitgeben in das Grab,
Denn meinen Leichnam wünſche ich beſtattet
In der Familiengruft.

Wartensleben.

Du ſollſt nicht ſterben.
Der König hält noch was auf Wartensleben,
Wir lagen ja in einem Zelt zuſammen,
Er wird nicht meinen Enkel ſterben laſſen.

Katte.

Sieh' mich noch einmal an, ich geh' zum Tode.
Gieb deinen Segen mir, er wird mich tröſten
Auf meinem ſchweren Gang.

Wartensleben.

Herr Gott im Himmel!
Wie oft hab' ich gebetet: „Laß' die Meinen
In deinen gnäd'gen Schutz empfohlen ſein.“
Du prüfſt mich ſchwer! Barmherziger, laß' nicht

Verloren geh'n das Haupt des theuren Enkels,
Und bring' in ihm zu Ehren deinen Namen.

Katte.

Doch näher rückt die gräßliche Minute,
Die mich hinabführt in die Nacht des Kerkers,
Gönn' eine Weile mir, um mich zu ſammeln.

Wartensleben.

Gott wird dich mir erhalten; ſollte aber
Ein Anderes beſchloſſen ſein — ſo ſtirb
Als tapferer Soldat.

Katte.

Der will ich bleiben.

Wartensleben.

Beſtell' mir gut' Quartier im Himmelreich,
Denn bald komm' ich mit meiner Krücke nach.

(Wartensleben ab.)

Katte (allein).

Noch dieſen freien Odemzug, noch einen,
Dann iſt's vorbei! und dieſen Blick in's Freie
Als freier Mann; dann ſeh' ich auf den Tod
Gefangen und bewacht. — Und nun Soldat,
Faß' dir ein feſtes Herz! — Mir iſt, als wehe
Mich friſche Luft von hohen Bergen an.
Horch! in das Haus getreten ſind die Leute,
Die ausgeſchickt der edle Pannewitz,
Mein Commandeur, — er hat ſich Zeit genommen.

(Man hört Soldaten kommen und commandiren: „Halt! Gewehr beim Fuß!")

Vierter Auftritt.

Katte. Ein Officier.

Officier.

Du biſt noch da? — Sieh'! meine Pflicht befiehlt,
Dich zu verhaften, gieb den Degen ab!

Katte

(betrachtet den Degen).

Schwer trennt ein Mann ſich von der guten Waffe.
Hielt ich ſie in der Hand, ſo war es mir,
Als ſchlüg' das Herz bis vorn noch in die Spitze,
Ein Stück von meiner Seele hängt daran.
So kurz iſt meine Laufbahn, Kamerad;
Hier iſt der Degen, und ich folge dir. (Beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Saal im Königlichen Schloſſe in Berlin.

Deſſau, Grumbkow, Natzmer, Buddenbrock, Flans und **Andere.**

Grumbkow.

Des Prinzen Hoheit wird hierher gebracht,
Und jeder Augenblick läßt uns erwarten
Des Königs Majeſtät.

(Man hört draußen auf Commando die Wachen unter's Gewehr treten.)

Hier kommt er ſchon.

Deſſau.

Der Wagen fliegt daher, als wären Drachen
Davor geſpannt.

Buddenbrock.

Da hält er in dem Hof.

Flans.

Die Luft wird ſchwül und drückend in dem Saal.

Deſſau.

So juſt war's Allen vor der Schlacht bei Hochſtädt,
Bis plötzlich, wie mit einem Donnerſchlag,
Loskrachten mit einander die Batt'rien.

Sechster Auftritt.

Friedrich und **Finkenſtein. Vorige.**

Finkenſtein.

Laßt Eure Worte ſein wie fromme Milch,
Denn ſehr erzürnt iſt Eures Vaters Majeſtät.

Friedrich.

Das Gleichniß trifft gut zu, denn Milch gerinnt,
Wenn ein Gewitter an dem Himmel ſteht.
Zuſchauer, ſeh' ich, haben wir genug,
Denn Freibillete machen voll das Haus.
Doch möcht' ich nicht um Alles in der Welt
Hier ſteh'n und applaudiren auf Befehl!

Finkenſtein.

Kämpft in Euch nieder dieſe Stimmung, Hoheit,
Ihr ſeht, wir ſteh'n in tödtlich ſchwerer Angſt.

(Trommelwirbel von Außen. Beide Flügel der gegenüberſtehenden Thür gehen auf, der König tritt herein.)

Siebenter Auftritt.

Der König. Vorige.

Friedrich (nach einer Pauſe).

Mein Vater!

König.

Der nicht mehr, dein Richter nur!
Auf deine Kniee nieder, Abſalom!

Friedrich.

Vor meinem Gott, vor keinem Menſchen ſonſt!

König.

Auf deine Kniee nieder, Delinquent!

Frisdrich.

Was habe ich verbrochen?

König.

Und er fragt?
Er unterſteht ſich noch, danach zu fragen?
Antwort, warum haſt du mir das gethan?

Friedrich.

Du haſt mir ſelbſt geſagt, du hielteſt mich
Für feig', daß ich nicht durchgegangen wäre;
Kein Brandenburgiſch' Herz trägt dieſen Vorwurf!
Du biſt erzürnt, gefährlich iſt dein Zorn,
Zum Tod gefährlich, dennoch frag' ich dich:
Gelt' ich noch jetzt für feig' in deinen Augen?
Es ſloh der Knabe Fritz, zurück kommt Friedrich!

König.

Mir dies von dir?

Natzmer.

Um Gotteswillen, Hoheit!

König

(mit einer drohenden Bewegung nach dem Degengriff).

Hierher, hierher mit ihm!

Flans.

Mein Herr und König!

König.

Wirf dich nicht zwiſchen mich und meinen Zorn!

Buddenbrock.

Durch dieſes Herz erſt geht der Weg zum Prinzen!

König.

Bin ich nicht über Tod und Leben Herr?

Grumbkow.

Und das nach Recht und Urthel, Majeſtät!

König

(ſucht ſich mühſam zu faſſen, ſinkt endlich in den neben ihm ſtehenden Seſſel und ſpricht mit tonloſer Stimme)

Ich bin noch kein Tyrann! Gott ſteh' mir bei!

(Faſt mit erſtickter Stimme.)

Führt ihn hinweg!

(Er ſteht auf und ſpricht ruhig gebietend.)

Vor's Kriegsrecht nach Küſtrin!

Fünfter Act.

Saal im Schloſſe zu Küſtrin.

Erſter Auftritt.

Deſſau, gleich darauf der **König**.

Deſſau.

Nicht räſonnirt! und links und rechts! was Schwerenoth!
Tambour, der Schlag iſt falſch! und links und rechts!
Halt, Kameraden, halt! was zittert Ihr?
(Der **König** erſcheint im Hintergrunde.)
Was geh'n Euch ſeine blauen Augen an?
Die könnten wohl dem Teufel bange machen.
Zwölf Kugeln auf die Bruſt! zwölf auf den Kopf!
Zielt mir genau, der König ſieht Euch zu!
(Er commandirt zur Ladung.)

König.

Was haſt du, Leopold?

Deſſau.

Sir', zu Befehl!
Das Kriegsrecht hat den Fritz zum Tod verurtheilt.

König.

Fiat justitia, pereat mundus.

Deſſau.

Gut denn, nicht räſonnirt! Doch ſeh' ich's kommen,
Daß ſich in Preußen, in Europa nicht
Ein Menſch wird finden, der vollſtreckt das Urtheil.
Da wird es heißen: „Alter Schnurrbart Deſſau,
Dein Wahlſpruch iſt: Subordination,
Geh' hin und laß' mir meinen Fritz erſchießen."
Denkt Ihr, es ſei ſo leicht ſich zu gewöhnen,
Zu feuern auf des Königs Fleiſch und Blut?

König.

Und doch willſt du dem König Friedrich Wilhelm
Das Herz zertreten, und es leidet ſchwer.
Es iſt ein Vaterherz, das niemals ruht,
Und immer neu zum Sohn die Liebe weckt.
Doch ich bin König, keine Rückſicht darf
Mich der Regentenpflicht abwendig machen,
Genug hiervon! — Verrathen in Berlin
Iſt unſ're Reiſe zum verlor'nen Sohn,
Gräfin Orzelska iſt mit Wartensleben
Vor uns hier eingetroffen. Sei es denn!

Zweiter Auftritt.

Grumbkow, Natzmer, Buddenbrock, Flans, Finkenſtein, Vorige.

König.

Ich hab' Euch, meine Treuen, herbeſchieden,
Uns zu berathen über das, was Noth thut
In dieſen harten, kummervollen Tagen.
Fürbitten für den Prinzen thun bei uns
Europa's Mächte: Schweden, Dänemark,
Polen mit Sachſen, Holland und zuvörderſt
Des Kaiſers Majeſtät.

Natzmer.

Gott hat erregt
Die Herzen aller Fürſten für den Prinzen,
Er wird das Herz des Vaters auch noch wenden;
Vergieb uns unſ're Schuld, wie wir vergeben!

König.

Grumbkow, Du wirſt den fremden Mächten ſchreiben,
Daß ich in Preußen bin in meinem Haus,
Und daß ich keinem Nachbar kann geſtatten,
Hinein zu ſprechen in mein Regiment.
Wozu hat mich belehnt der höchſte Richter
Mit ſeinem Schwerte der Gerechtigkeit?

Grumbkow.

Daß Eure Majeſtät das Recht beſchütze,
Doch auch die Zukunft eines großen Volk's,
Und ſeine Zukunft iſt der Prinz der Krone.

König.

Er iſt zunächſt mein Sohn, dann Obriſtlieutenant;
Der Vater kann dem Sohne wohl verzeih'n,
Der König aber nicht dem Deſerteur.

Finkenſtein.

Sir', meiner Führung war der Prinz vertraut
Bis Ihr beſchloſſen, daß Ihr ſelber ihn
Erziehen wolltet nach dem eig'nen Sinn,
Und Ihr begannt damit auf Probe ihn,
Auf mild're, dann auf härtere zu ſtellen,
Und eine jegliche hat er beſtanden;
Doch endlich ward die letzte ſo geſteigert,
So bis auf's Aeußerſte hinaus getrieben,
Daß Alles kommen mußte, wie es kam.

Ich glaubte wirklich, daß des Königs Majeſtät
Das zum Voraus bedacht. —

König.

Kühn iſt die Meinung,
Und ſie gefällt mir nicht.

Finkenſtein.

Doch iſt ſie ehrlich.

König.

Ihr Freunde und Gefährten, die Ihr hier
Verſammelt um mich her ſeit vielen Jahren,
Es ſeh'n auf Euch die fernſten Nationen
Wie auf die Träger kriegeriſcher Ehre
Vor ganz Europa, und ſo frag' ich Euch:
Hat Fritz die Preuß'ſche Ehre nicht verletzt?

Deſſau.

Nicht räſonnirt! ich ſage zehnmal: nein!
Mit Bajonetten will ich das beweiſen,
Ich brauche noch Kartätſchen nicht dazu.

König.

Von deinem Herzen läßt du dich beſtechen.

Deſſau.

Ich danke, Sir', für dieſe gute Meinung;
Denn längſt geärgert hab' ich mich darüber,
Daß Leumund ſagen will, ſtatt eines Herzens
Wär' eine Bomb' mir in die Bruſt gewachſen.

König.

Sieh', Grumbkow, ſeit ſo vielen Jahren dienſt du
Mir treu und unerſchütterlich, und niemals
Iſt mit dem Kopf das Herz dir durchgegangen,
Denn klug und ruhig warſt du immer Meiſter

Des Augenblicks, wo Andere verzagten.
Sprich, läßt vertheid'gen ſich des Prinzen Flucht?
Und wie?

Grumbkow.

So darf ich fragen, Majeſtät:
Wenn unſer Kriegsrecht einen Officier,
Der deſertirt, mit Tod beſtrafen will,
So ſagt mir, welche Strafe trifft wohl den,
Der überführt wird, daß er angereizt
Zur Deſertion mit böſem Rath und Anſchlag?

König.

Sagt es ihm in das Ohr, nun ja: der Tod!

Grumbkow.

Das thut mir Leid. Ich ſelber war dabei,
Als Königliche Majeſtät dem Prinzen
Anſchlag und Rath zur Deſertion gegeben.

König.

Grumbkow?

Flans.

Ich hab' gehört, daß auch der Kronprinz,
Als er gefangen ward hereingebracht,
Euch in's Gedächtniß rief ein ſchlimmes Wort,
Das ihn zur Flucht gereizt.

Deſſau.

Der General hat Recht.
Ich war mit Grumbkow ſelber Ohrenzeuge,
Als Friedrich, Prinz von Preußen und Oranien,
Den König, ſeinen Vater hat gefragt,
Was er an ſeiner Stelle wohl gethan,
Wenn ihm ſo hart der Vater wär' geweſen,
Und ihm die böſe Antwort ward zu Theil:
Nicht räſonnirt! — „Ich wär' ihm durchgegangen.“

Flans.

Der Rathſchlag war gefährlich für den Prinzen,
In welchem Sinn er auch gegeben worden.

Grumbkow.

Darf ich wohl weiter fragen?

(Der König winkt bejahend.)

Und dabei
Gab zu verſteh'n des Königs Majeſtät,
Daß er für feig den Prinzen halten müſſe,
Wenn er nicht dieſem Rathe folgen würde.

König.

Zurück auf mich wollt wälzen Ihr die That?

Deſſau.

Gewiß, mein König, hättet Ihr zu mir
Ein gleiches Wort geſprochen, ſeht, ich hätte
Selbſteigenmächtig meinen Dienſt quittirt,
Ich wär' bei Nacht und Nebel durchgegangen.

Natzmer.

Die Seele des Soldaten iſt die Ehre,
Des Prinzen Ehre war zum Tod verletzt.

Deſſau.

Bei einem andern Falle hätt' er den,
Der dies geboten, auf der Stelle gleich
Mit ſeinem Degen niederſtoßen müſſen.

König.

Sein königlicher Herr und Vater aber
Wird ſich am Ende noch bedanken müſſen,
Daß er nur deſertirt?

Flans.

Das ſagt mein König.

Grumbkow.

So iſt es nicht! Denn, wenn der Feldherr ſagt
Zu ſeinem Officier: „Mit Ehren nicht
Sollſt du mir dienen mehr, geh' deines Weg's,
Und geh'ſt du nicht, ſo halt' ich dich für feig!"
So hat damit der Officier den Abſchied;
Und ſo hat auch des Königs Majeſtät
Den Prinzen Friedrich, Oberſtlieutenant,
Entlaſſen aus dem Dienſt.

König.

Das iſt mir neu!
Grumbkow, bedenk', willſt du mich überliſten,
Daß mein Gewiſſen du gefährden könnteſt:
Du willſt Partei mit meinem Herzen machen.

Grumbkow.

Da nun der Prinz der Krone ſeine Ehre
Im Angeſichte ſeines Volkes wahrte,
Da anders Nichts, als Flucht ihm übrig blieb,
So frag' ich, hat er recht und wohl gethan?

Flans.

Er hat gehandelt wie des Königs Sohn.

Natzmer.

Ein Brandenburgiſch' Herz hat er bewieſen.

Deſſau.

Er iſt ein Ehrenmann und ſoll es bleiben.

König.

Für Katte hat noch Niemand hier geſprochen.

Grumbkow.

Er iſt des Königs Gardelieutenant.

König.

Laßt mich allein! — Doch, Grumbkow, weile noch.
(Alle bis auf den **König** und **Grumbkow** ab.)
Gräſin Orzelska hat mir angezeigt,
Daß ſie noch dieſe Nacht nach Polen reiſt,
Um dort ſich zu verbergen in ein Kloſter
Und abzuſterben jeder Lebensfreude;
Sie bittet mich, gleichſam als Sterbende,
Ihr noch den letzten Willen zu erfüllen,
Und ihr des Prinzen Anblick zu vergönnen.
Die Gräſin hat großherzig ſich benommen
Und Fritz auf ſeine Pflicht zurückgewieſen,
Die Gräſin hat uns ehrlich auch gewarnt
Vor der heilloſen Flucht, die er gewagt;
Wir ſind zu vielem Danke ihr verpflichtet.
Sie ſoll den Prinzen ſeh'n — beſtellt ſie her,
Und ihren Reiſewagen vor das Thor. (**Grumbkow** ab.)
Dein Licht, barmherz'ger Gott! ſend' mir von Oben,
Wo mein Verſtand ſchwer nach dem Rechten ringt
Und in ſich ſelbſt nicht ſindet, was er ſucht.
Laß' mich von meinem Herzen nicht bethören
Und von der Stimme meines eig'nen Blut's,
Und halte mir vor Augen meine Pflicht,
Daß ich ſie leuchten ſeh' als meine Sonne!

Dritter Auftritt.

Der **König, Officier,** gleich darauf **Wartensleben.**

Officier.

Der Feldmarſchall von Wartensleben bittet
Noch um Gehör.

König.

Laßt mir den Greis herein.

(Officier ab. Wartensleben tritt ein)

Wartensleben

(will ſich auf die Kniee werfen, der König verhindert es).

Mein gnäd'ger König!

König.

Nicht doch, Wartensleben!
Dich auf den Knieen ſeh'n, das kann ich nicht.

Wartensleben.

Ihr wollt ja tödten laſſen meinen Enkel?!
Es ſoll wohl nur ein Todesſchrecken ſein?
Denn gnädig ſcheint mir Euer Angeſicht.
Ja, Straf' hat er verdient, da habt Ihr Recht!
Ich bin wohl zu verwegen, daß ich jetzt
Dem Schützen, der ſchon angelegt zum Schießen,
Die Hand noch flehend halte vor's Gewehr?
Es geht mir durcheinander in dem Kopf.

König.

Komm', ſetze dich zu mir, wir wollen ruhig
Zuſammen überlegen, was zu thun;
Beruh'ge dich.

(Er führt ihn zum Seſſel, ſie ſetzen ſich.)

Wartensleben.

Mein König und mein Herr!

König.

Vergiß nicht, daß Gott Jedem auferlegt
Mit and'ren Pflichten immer eine ſolche,
Die wie das Auge in dem Kopfe iſt;
Die heiligſte auf Erden iſt die Treue,
Wer ſie verletzt, iſt todt vor Gott und Menſchen.

Wartensleben.
So arg iſt doch mein Katte nicht geweſen;
Ich kenne ihn von ſeiner Kindheit an,
Und daß er ſeinen König liebt, das weiß ich.

König.
Ein jeglicher Soldat ſchwört mir zur Fahne,
Mit einem ſtrengen Eid der Officier;
Doch meinen Gard' Gensd'armes iſt vertraut
Zunächſt des Königs eig'ner Leib und Leben,
Und ihre Officiere ſind beſonders
Darauf vereidet, von mir abzuwenden
Jeglichen Schaden, Nachtheil und Gefahr.
Und Katt' iſt Officier bei meiner Garde.

Wartensleben.
Das war's! — Die Augen wollen mir vergeh'n.

König.
Mehr noch; ich hatt' ihn zugeſellt dem Prinzen,
Mit rechtem Beiſpiel ihm voranzugehen,
Er hat zur Deſertion ihm Rath gegeben,
Mit fremden Mächten heimlich unterhandelt
Und gegen mich mit England es gehalten.

Wartensleben.
Es waren Beide unerfahr'ne Leute,
Man muß der Jugend viel zu Gute halten.

König.
Und wer den Eid und ſeine Treue bricht,
Der ſtirbt des zeitlichen und ew'gen Todes.

Wartensleben.
Mein König, iſt denn gar nicht mehr zu helfen?
Unmögliches kann doch die Gnade thun.

König.

Wenn durch die Gnade auch zugleich die That
Unſchädlich wird gemacht, ſo kann der König
Und wird verzeih'n; doch wenn die Uebelthat
Gefrevelt hat am heil'gen Geiſt des Staat's,
Da iſt die Nachſicht doppeltes Verbrechen.
Und würde nun ſo große Miſſethat,
Die Katt' begangen gegen Gott und König,
Der ſtrafenden Gerechtigkeit entzogen,
So wär' zu jedem Treubruch, jedem Frevel
Und Hochverrath ein Präjudiz gegeben,
Entbunden hielt' ſich Jeder ſeiner Pflicht,
Auf keinen Officier, auf keinen Diener
Könnt' mehr der König ſein Vertrauen ſetzen,
Und auseinander riß das Band des Staats.
D'rum iſt es beſſer, treuer Wartensleben,
Daß eher Katt', als die Gerechtigkeit,
Aus meinem Land und von der Erde ſchwinde!

Wartensleben.

Er iſt zu jung noch! Und in dem Gefängniß
Könnt' er ſich beſſern und er lebte doch.
Es kommt gar hart mir an, ſo ſehr zu bitten, —
Und doch iſt Kerker ein lebend'ger Tod.

König.

Nun muß ich gegen dich in Schutz ihn nehmen,
Er iſt verſtändiger, als du es meinſt;
Denn bitten ließ er mich: nicht im Gefängniß
Ihn tauſendmal zu tödten, denn er wünſche
Einfachen Tod, und Heil dem Vaterlande.
Und nicht gering hat er von ſich gedacht,
Das fühlt er wohl, daß er mit ſeinem Blut

Sich einſchreibt in die Preußiſche Geſchichte,
Das will ich ihm und kann ich ihm nicht wehren,
Und wahrlich, wär' ich jung und toll, wie er,
Ich könnte ihn um dieſen Tod beneiden.

Wartensleben.

In mir iſt Nichts mehr feſt, nun kommt mir's vor,
Als müßt' ich meinen König endlich gar
Noch bitten um den Tod des lieben Jungen;
Verzeiht mir, Herr! ich bin nicht mehr der Mann,
Der in der Schanze bei Stralſund gefochten.

König.

Faſſ' dir ein Herz, wie er, und bleib' mein Freund.

Wartensleben.

Was aber ſag' ich meinem Schwiegerſohn?

König.

Daß er mein braver Officier ſoll bleiben.

Wartensleben

(ſteht auf und im Abgehen).

Erhalte Gott des Königs Majeſtät! (**Wartensleben** ab.)

König

(zu dem eintretenden Officier).

Den Feldmarſchall führ' ſicher an den Wagen;
Lentz, der Major, ſoll ihm, wenn er es will, —
Denn Freundes Zuſpruch wird der Greis bedürfen —
Geſellſchaft leiſten bis zum nächſten Tage.

(**König** und **Officier** zu verſchiedenen Seiten ab.)

Vierter Auftritt.

Gefängniß.

Friedrich (ſitzt auf einem Ruhebett).

Die Luſt des Kerkers macht mich matt und ſtumpf
Und an der Erde flattern die Gedanken,
Wie Vögel, die ein Hagelwetter ſchlägt.
Schlaflos ſind meine Nächte, und auch dieſe
Zuckt mir vorüber, wie in leiſen Krämpfen,
Und gähnend ſteh'n um mich die Knabenträume,
Wie müde Poſſenreißer, und der Held,
Das non plus ultra der modernen Zeit,
Der als der neue, große Alexander
Mit ausgeſpreizten Beinen auf ſechs Pferden
Und aufrecht ſtehend im Galopp den Erdkreis
Im Circus prachtvoll brauſend hat durchſtürmt,
Hat Schläge nun vom Principal bekommen,
Und fühlt jetzt eine jammervolle Sehnſucht
Nach einer friſchen Priſe Spaniol;
Houpla! Das iſt die Welt und ich bin ſchläfrig.

(Flötenmuſik aus der Ferne.)

Die Flöte! — Das iſt Quanz, der Töne Meiſter!
Wie haſt du doch den Weg zu mir gefunden,
Du melodieenreicher Hermes, der die Sorge,
Die tauſendäugige, zum Schlafe bringt?
Aus dem Dachfenſter drüben von dem Hauſe
Läßt du die Töne mir herüberwandern,
Wie Vögel ſingend auf der Frühlingsreiſe, —
Hab' tauſend Dank für dieſe Gottesgabe,
Die du zum Bettler in den dunklen Kerker
Herunterklingen läßt im gold'nen Regen!

Das iſt die Melodie von der Romanze,
Die mein geliebter Katt' im Munde führte,
Vom tapfern Ritter, der um ſeinen Leib
Die Fahne hat gewickelt und verblutend
Sich in den Sumpf verſenkt — der treue Mann!
Wenn ich nur meinen Katt' gerettet wüßte,
Es würde leichter mir zu Muthe ſein! — —
Die Töne rieſeln leiſ' auf mich herab,
Mohnkörner ſind es — und mein Haupt wird ſchwer.

(Er ſinkt auf das Ruhebett und ſchläft.)

Fünfter Auftritt.

(Die Muſik dauert noch fort, die Gefängnißthür wird aufgeſchloſſen, Orzelska tritt herein mit dem Degen des Prinzen. Sie geht leiſe bis zum Lager, betrachtet den Prinzen, drückt den Degen an ihr Herz, legt ihn in ſeine Arme und fällt dann betend auf die Kniee nieder. Man hört draußen mit den Schlüſſeln raſſeln. Sie ſpringt auf, legt die Hände wie ſegnend auf das Haupt des Prinzen und entfernt ſich ſchnell. Unter der Thür wendet ſie ſich raſch noch einmal um, in dieſem Augenblicke greift eine Hand herein und zieht ſie hinaus.)

Orzelska. Friedrich.

Orzelska
(im Augenblick, wo ſie verſchwindet).

Friedrich! Friedrich!

(Die Thür des Gefängniſſes ſchließt ſich.)

Friedrich
(aus dem Schlaf erwachend).

Orzelska? Welcher Traum! wie iſt mir doch?
Sind meine Sinne irr'? Und in der Hand
Halt' ich den Degen, meinen Degen wieder,
Den Freund der Freiheit und der Männerehre?
Orzelska, bringſt du Alles mir zurück,

Und dennoch biſt du wieder mir verſchwunden?
O, ich verſteh': — verloren biſt du mir,
Wo ich dem Leben bin zurückgegeben —
Leb' wohl, du Traum des letzten Frühlingstages!

Sechſter Auftritt.

Grumbkow, Natzmer, Buddenbrock, Flans, Finkenſtein treten herein. **Friedrich.**

Grumbkow.

Im Namen Seiner Majeſtät des Königs
Hab' ich Euch zu eröffnen den Entſchluß:
Obwohl Ihr durch ſo beiſpielloſe Flucht,
Die das Geſetz Verbrechen nennen muß,
Die Kugel habt verdient, ſo muß der König
Und Vater dennoch zweifeln, ob er nicht
Der Meinung von Europa weichen muß,
Die keinen Richter, als den höchſten Herrn,
Für Euch erkennt. Deshalb ſtellt Euch der König
Vor einen unbeſtechbar ſtrengen Richter,
Vor Euer eigenes Gewiſſen, Prinz!

Alle (zu Friedrich).

Heil Friedrich, dir, dem Troſt des Vaterlandes!

Grumbkow.

So ſeid Ihr frei!

Friedrich.

Doch Katt'? mein Freund? mein Katt'?

Grumbkow.

Er kommt und nimmt von Euch den letzten Abſchied.

(Alle außer Friedrich ab, während Katte mit Wache hereintritt, welche an der Thür mit gezogenen Säbeln zurückbleibt.)

Siebenter Auftritt.

Katte, Friedrich. Zuletzt der **Offizier** der Wache.

Friedrich.

Mein Katte!

Katte.

Friedrich! — Darf ich dir noch einmal
Lebendig blicken in dein helles Auge,
Noch einmal ruh'n an deinem großen Herzen,
Noch einmal drücken deine treue Hand?
Nun biet' ich gern mein Haupt dem Schwerte dar,
Ich habe meinen Friedrich noch geſehen.

Friedrich.

Du darfſt nicht ſterben! Sieh', ich halte dich!
Um deinen Nacken ſchling' ich meine Arme,
Ich mach' zu deinem Schilde meine Bruſt.
Der Mordhieb, der nach deinem Leben zielt,
Soll dich nicht finden, eher treff' er mich!
Du darfſt nicht ſterben, Rieſenkräfte giebt
Die Gottheit mir, das Leben dir zu retten!

Katte.

Ich hab' geirrt, aus Irrthum ſchwer geſündigt
An dir und deinem Volk. Ich wollte dich
Mit frevelhafter Hand vom Dienſt erlöſen,
In dem der Gott des Schickſals dich erzogen
Zu der Vollſtreckung ſeines ſtrengen Willens.
Und zwiſchen dich und ſeine Abſicht habe
Ich frevelnd mich gedrängt mit meiner Liebe,
Und dieſe Schuld büß' ich mit meinem Tode.

Friedrich.

Nicht täuſchen ſollſt du dich, ich bin ein armer,
Verzweifelnder, ohnmächtig ſchwacher Menſch!

Ich leugne die Vernunft dem Schickſal ab,
Wenn es zu ſeinem Werkzeug mich erwählt,
Und die Gerechtigkeit; denn ich allein
Trag' alle Schuld! — Was kann mein Katt' dafür,
Daß, wie ein Vogel hinter ſeinen Drähten,
Ich mich geſehnt nach Freiheit und nach Luſt?
Warum ſollſt du bezahlen mein Gelüſte?
Weil du mit ganzer Seele mich geliebt?
Ha! ich begreife nun den weiſen Spruch:
Daß Götter neidiſch ſind auf Menſchenglück.
Zu glücklich waren wir und Nichts bleibt übrig,
Als zu verachten, wo nicht Abwehr hilft.
Katt', bleib' bei mir, du darfſt mich nicht verlaſſen!
Wie wir zuſammen durch das Leben gingen,
So laſſ' zuletzt uns Arm in Arm erwarten
Mit frohem Trutz das Unvermeidliche.

Katte.

Ich hab' erreicht das Ziel, doch nicht mein Friedrich;
Ich darf mir drücken in die braunen Locken
Den blut'gen Lorbeerkranz in früher Jugend,
Dir bin ich eigen, keinem Menſchen ſonſt! —
Doch du gehörſt dem ganzen Leben an,
Und mit Kanonendonner ſollſt du wecken
Die deutſchen Völker aus dem Todesſchlafe,
Und aus der Gruft des römiſch-deutſchen Reich's
Sie führen zu dem neuen Tageslicht.
Ich aber trage unnennbare Sehnſucht,
Mit meinem Blut zu ſiegeln den Vertrag,
Den mit dir ſchließt die furchtbar große Gottheit.

Friedrich.

Wer ſpricht mit mir? Biſt du derſelbe noch,
Biſt du mein Katt'?

Katte.

Ich bin ein Sterbender. —
Vor einer Stunde hat den Todeskampf
Das Fleiſch in mir gerungen, und aus Schaudern,
Die mir herauf die Unterwelt geſendet,
Hat ſich mein Geiſt zum Leben durchgeſchlagen,
Und unter meinen Füßen liegt der Staub.
Ich kann dir ſagen, was geſchehen wird:
Vergebens werden ſich die alten Mächte
Europa's rüſten gegen deine Jugend,
Es ſchmettert ſie dein Genius zu Boden;
Fürcht' Böhmen nicht und Oeſterreich und Ungarn,
Nicht den Sarmaten, den Franzoſen nicht,
Und nicht die Rieſenſchlange ihrer Heere,
Die feuerſpeiend dir entgegen rollen;
Mit dir iſt Gott! Dein Fuß wird ſie zertreten.

Friedrich.

Wie Wetterſtrahlen ſchlagen deine Worte
Mir durch das Leben mit Erſchütterungen,
Es wühlet eine Hand in meiner Seele,
Sie wird wie umgewendet in ſich ſelbſt,
Sie windet ſich und kann doch nicht entrinnen,
Und unſagbare Schmerzen leide ich.

Katte.

Du ſtehſt mit mir vor der geheimen Schwelle
Des räthſelhaften, dunklen Geiſterreiches,
Das Thor geht auf und Gottes Schauer weh'n
Auf uns herab; mit einem Fuße weil' ich
Schon jenſeits, und verſchwinden muß ich dir,
Noch einmal wend' ich mich und reiche dir,
Eh' du zurücktrittſt in das Menſchenleben,

Die Hand zum Abſchied; weine nicht, mein Freund!
Und nun vernimm noch meinen letzten Wunſch,
Gelobe mir, ihn treulich zu erfüllen.

Friedrich.

Ich halt' dir Wort bei deinem treuen Herzen,
Ich halte Wort bei unſ'rer heil'gen Freundſchaft,
Ich halte Wort bei deinem Opfertod'!

Katte.

Verſöhne dich mit deinem Vater, Friedrich!

Friedrich.

Er tödtet dich.

Katte.

Nicht er, der Rathſchluß Gottes
Wirft meinen Leichnam unter deine Ferſe,
Und ſperrt den Weg dir ab, wenn deinem Ziel
Im Zweifel du den Rücken wenden wollteſt.
Wie jeder mächt'ge Menſch, ſo dient dein Vater
Der unergründlich göttlichen Vernunft,
In deren Obhut alle Weſen ſind;
Er muß aus ſeinen Unterthanen ſchmieden
Ein mächt'ges Volk mit ſeiner ehr'nen Hand,
Verloren muß Der ſein, der ihn behindert.
Ich habe zwiſchen Ambos und den Hammer
Die Hand gelegt, und er zerſchmettert ſie;
Gott ſegne ihn! — in meiner Todesſtunde
Verſöhne dich mit deinem Vater, Friedrich!

Friedrich.

Hab' Dank! — Du giebſt den Vater mir zurück,
Nur er kann mir den Freund nicht wiedergeben.

Katte.

Dein Vater führte mich in deine Arme,
Und für die Ewigkeit war unſer Bund.

Friedrich.

So ſei mein guter Geiſt, und ſteh' mir bei
In jeder dunklen Stunde der Gefahr!

Katte.

Ich werde um dich ſein zu aller Zeit,
Wenn Rath und Troſt von Oben du bedarfſt.
Nun bitt' ich dich noch mit den letzten Worten:
Werd' nie abtrünnig deinem Gott in dir!
Vergiß auch nicht im Mordgewühl der Schlachten
Ein menſchlich' Herz für Alle zu bewahren,
Die deinem Scepter anvertraut der Herr;
Denn das Gebet der Wittwen und der Waiſen,
Mein Friedrich, findet immer Gottes Ohr!
Verzeih' auch Allen, welche dich gekränkt,
Auch mir! —

Friedrich.

Du tödteſt mich, Geliebter!

Officier (tritt vor).

Katt', endet! Angebrochen iſt der Morgen.

Katte.

Ich küſſe deine Hand, der ich empfehle
Zum letzten Mal das heil'ge Vaterland!
Und ſo auf ewig — ewig lebe wohl!

(Katte, Officier und Wache ab. Friedrich ſinkt auf die Kniee nieder bei dem Ruhebett, auf welchem der Degen liegt.)

Achter Auftritt.

Friedrich, zuletzt der **König** und ſeine **Generale**.

Friedrich.

So hat ſich Alles von mir abgeſchieden,
Was ſonſt den Menſchen an das Daſein kettet! —

Die treu'ſte Freundſchaft, Sonne meiner Jugend
Geht unter blutigroth in's tiefe Meer,
Hinabgeſunken iſt der Mond der Liebe
Und nie erſcheint mir mehr ſein freundlich' Bild!
Du haſt erreicht, was du gewollt, mein Vater.
Mir leuchtet nur fortan der Stern der Pflicht,
Und einſam ſteh' ich an dem Steuerruder,
Zum fernen Eiland ſicher hinzuführen
Die theuren Menſchen, die das Schiff beſtiegen,
Mit allen Kräften muß ich ihnen dienen
Und für ſie wachen und das Steuer lenken.
Hör' mich, mein Gott, in dieſer dunklen Stunde:

(Der König mit ſeinen Generalen tritt ein.)

Vollenden will ich meines Vaters Werk,
Gewaltig, daß Europa ſoll erbeben.
Mein einz'ger Freund biſt du fortan, mein Volk,
Du die geliebte Braut, mein Vaterland!
Weh' jeder Hand, die gegen dich ſich hebt!

(Er ſpringt auf.)

Hier iſt mein Degen und hier bin ich ſelbſt!

(Trauermarſch außen vorüberziehend.)

Katt'! Katt'!

König.

Es ſucht der König ſeinen Sohn,
Und Preußen ſeinen Friedrich!

Friedrich (an ſeinem Halſe).

Vater! Vater!

(Der Vorhang fällt.)

Cromwell.

Dramatiſches Fragment.

Vor dem Parlamentshauſe, zu welchem eine Freitreppe hinaufgeht; darauf iſt allerlei Volk im Halbkreiſe bis zur erſten Couliſſe gruppirt. Vorn in der Mitte ſteht **Ezechiel,** gefeſſelt zwiſchen zwei Henkersknechten, vor einer Kohlenpfanne, worin das Brandmarkungseiſen glüht.

Volk.

Wehe, Wehe!

Erſter Henkersknecht
(laut ausrufend).

Im Namen Seiner Majeſtät des Königs von Gottes Gnaden Carl I. und kraft Urthels eines hohen Gerichts der Sternkammer —

Volk.

Hört, hört!

Henkersknecht.

Zur Strafe hochverrätheriſcher Schmähſchriften gegen den König und zum abſcheulichen Beiſpiele vollſtrecke ich an gegenwärtigem Nathanael Ezechiel das gerechte Urthel und drücke ihm die Brandmarke auf die Stirne. (Er thut es.)

Ezechiel
(aufſchreiend und umſinkend).

Oh, oh!

Beide Henkersknechte
(ihre Hüte abnehmend).

Hoch lebe des Königs Majeſtät!

Erſter Henkersknecht
(entfeſſelt Ezechiel).

Sei ehrlos und frei!

Volk (andrängend).

Nieder mit den Henkern, zerreißt ſie, werft ſie in die Themſe!

Cromwell
(tritt aus dem Parlamentshauſe und ruft von der Treppe herab).

Haltet ein, halt!

Volk.

Oliver Cromwell! hört ihn!

Cromwell.

Kühlt Euren Zorn, in dem der Herr Euch ſtachelt,
Nicht an den Henkersknechten der Tyrannen:
Sie ſind nur arme Hunde der Gewalt,
Kneipzangen, angeſetzt an Euer Fleiſch,
Nur Stein und Knüttel aus gottloſer Hand,
Geworfen in das Kniegelenk der Freiheit!
Schürt lieber eine Kohle zu der andern,
Bis Gottes Odem einen Windſtoß giebt
Und alle Flammen jagt in die Gemächer
Des ſieben Mal verſtockten Pharao.

Volk.

Hört ihn, hört! Ruhe, Ruhe!

Cromwell (heruntertretend).

Zu mir, Ezechiel, du Gottgeprüfter,
Heran zu mir!

Ezechiel
(vom Boden ſich erhebend).

Zu dir, Schwert Gideon!

Cromwell (ihn umarmend).
Ich küſſe dieſes Brandmal deiner Stirn,
Es ſei im Land ein Zeichen deiner Treue!
Nun komm' mit mir bei Seit' —
(Er tritt mit ihm bei Seite.)
Es hört mein Ohr
Den Schritt des Engels der Gerechtigkeit:
Weh' jedem Hauſe, deſſen Thüre nicht
Gezeichnet iſt mit Blut! und Weh' den Wächtern,
Sind ſie gegürtet nicht mit ihren Schwertern!
Und dir vertraue ich, Ezechiel!

Ezechiel.
Ich bin ein Fels!
Die Hand ſoll bluten, die nach mir geſchlagen!

Cromwell.
Du biſt aus Eſſex?

Ezechiel.
Ja.

Cromwell.
Und kennſt die Brüder,
Die Heiligen der Grafſchaft, und voraus
Den Maſter Scroop, die Lärmtrompete Gottes,
Und du verſtehſt auch den Gebrauch der Waffen?

Ezechiel.
Zwölf Jahre dient' ich in den Niederlanden
Als Reiter in dem Krieg mit Spanien.

Cromwell.
Nimm dieſen Brief an Maſter Scroop in Eſſex,
Er wird dir weiter ſagen, was zu thun.
Die Heiligen des Landes und voraus
Die Pächter und die Bauern müſſen ſich,

So will es Gott, zum Streit gerüſtet halten.
Ein Pferd muß Jeder in dem Stalle haben,
Ein Schwert und einen Harniſch in der Kammer.
Seid wach, und haltet in die Luſt die Ohren,
Denn die Parole kann ein Windhauch bringen!

Ezechiel.

An unſ'ren Armen ſoll es dir nicht fehlen,
Biſt du der Joſua.

Cromwell.

Ich bin ein ſchlechtes Werkzeug
Im Dienſt des Herrn! In ſeinem Namen geh'!
Sei klug und wachſam! — (Ezechiel will gehen.)
Halt, wer reist, braucht Geld;
Nimm meinen Beutel, wenig iſt darin,
Doch reicht es für den nächſten Tag der Reiſe.
(Ezechiel ab.)

Ireton
(aus dem Parlamentshauſe ſtürzend).

Sieg und Triumph! Die Sache iſt entſchieden!
Das Parlament will ſeine Männer ſchützen,
Des Königs Forderung wird abgeſchlagen.

Volk.

Sieg und Triumph!

Ireton.

Schmückt Euch mit grünen Reiſern,
Und rufet laut: „Gelobt ſei Gott der Herr!“

Cromwell (zu Ireton).

Du machſt Muſik mit deinen eig'nen Ketten,
Das Wort macht frei, doch mein' ich, durch das Schwert.
Noch hör' ich nur den Wind im Walde ſauſen,
Der vor des Herren Wetterwolke weht;

Und wenn er Bäum' entwurzelt, Häuſer abdeckt,
So kann der Blitzſtrahl nur die alte Burg
Der Tyrannei in Staub und Aſche legen.
Verſtehſt du mich?

Ireton.

Daß mir das Herz erbebt,
Wie einem jungen Tiger, der zuerſt
Des Rehes Blöken hört.

Cromwell.

Ich kenne dich,
Und werde dich zur rechten Stunde finden.

Ireton.

Verbirg nicht deinen Rath.

Cromwell.

Heul' mit dem Wind
Und ſchwell' mit ihm den Pöbelkönig Pym!
In ihm erfüllt ſich ein Geſetz des Herrn.
Da ſteht er ſchon in ſeiner Gloria.

(Pym tritt mit zwei anderen Parlamentsmitgliedern oben aus der Thür.)

Volk.

Hoch König Pym, der Vater unſ'rer Freiheit!

Pym.

Hell wird das Auge unſ'res guten Rechts,
Erblick' ich Euch um mich geſchaart, Ihr Freunde,
Stark wird das Herz der Freiheit, hört mein Ohr
Den Wiederhall der Stimme meines Volkes!

Volk.

Freiheit und Recht!

Pym.

Seid Eurer Sache treu,
So ſoll kein Teufel ſie Euch rauben können;

Und iſt das Parlament der Mund des Volkes
Und wir darin die Zunge, nun ſo reiht auch
Um uns die Palliſaden Eurer Zähne.

Cromwell (oben bei Pym).

Und beißt die Hand ab, die dazwiſchen fährt!

Pym.

Mein Weg führt mitten in die Löwengrube;
Seht, Thränen ſtürzen mir aus meinen Augen,
Denn glaubt es mir, ich liebe Euch zu ſehr,
Ich hätt' Euch Alle gerne reich gemacht,
Den Seckel aber hütet unſ're Mutter,
Die Freiheit von Altengland.

Volk.

Freiheit von Altengland!

Pym.

Ich gehe einen ſchweren Gang für Euch,
Vielleicht muß heut' ich noch mein Blut vergießen,
Lebt Alle wohl!

Volk.

Du darfſt uns nicht verlaſſen!

Cromwell (zu Pym).

Wie ſie dich lieben! Thränenbäche fließen —
Und doch erſäuft nicht eine Mücke d'rin.

Pym.

So rede du!

Cromwell (vertraulich zu ihm).

Haß iſt der Stahl der Liebe.

(zu dem Volke)

Das Meſſer ſitzt Euch Allen an der Kehle,
Der König fordert von dem Parlament

Fünf Köpfe nur, davon hat Pym den einen.
Der König wähnt, daß Euer Parlament
Ein Schafſtall ſei, der nicht mehr blöken wird,
Wenn die Leithammel abgeſchlachtet ſind.
Nicht dieſe Stunde wird vorüber gehen,
Und Euer Vater Pym ſteht gegenüber
Dem Zorn des Holofernes mit der Botſchaft
Des Parlaments. Vergeßt nicht Pym, derſelbe
Trägt ſeinen Kopf zu dem ergrimmten Stuart —
Daß er ihn wiederbringt, iſt Eure Sache;
Denn vor Euch geht der Schrecken Gottes her,
Der ein Tyrannenherz mit Fäuſten ſchüttelt,
Wenn Ihr nur Eure Angeſichter zeigt
Und hören laßt die Löwenſtimme Juda's.

Volk.

Hoch Oliver Cromwell, hoch!

Pym (zu Cromwell)

Du hältſt das Volk, wie Eiſen in der Zange.

Cromwell.

Damit du ſchmieden kannſt.
(zu dem Volke)
Ihr Heiligen,
Jagt durch die Straßen Londons Eure Brandung
Bis hin vor Whitehall, daß der Wogen Giſcht
Bis über'n Hauptmaſt und den Wimpel ſpritzt
Zu deinen Zelten, Iſrael!
(zu Ireton)
Stimm' an den Pſalm,
Und gieb der Botſchaft das Geleit zum König.

Ireton
(beginnt den Geſang, das Volk fällt ein, Alle kommen zur Treppe herunter).

Es komm' zu uns, Herr Gott, dein Reich,
Wo alle Menſchen Brüdern gleich,
Erlöſ' uns aus der Tyrannei
Und mache deine Knechte frei!
Kyrie Eleiſon!

(Alle ab bis auf Cromwell.)

Cromwell (allein).

Auch ſo ein Zungendreſcher, ſo ein Abgott
Der Hausbeſitzer und der Krämer Londons,
Der Schneiderſcheren und der Käſemeſſer
Und Aller, die vom Rock des Allgemeinen
Für ſich beſonders einen Fetzen wollen;
Der City-Helden, die zum Wohl des Volkes
Beim Feſtmahl ſich mit Fleiſch und Pudding ſtopfen
Und angeröthet von der Gluth des Weines
Mit Leberreimen für die Freiheit kämpfen!
Der volle Geldſack unter Schloß und Riegel
Ertrotzter Privilegien, der iſt
Ihr Herr und Gott, und Pym ihr Kettenhund,
Der Dieb' und Bettler wegbellt von der Thür,
Ein hohler Topf, in den der Geiſt hinein
Hallend den Wind der Freiheit blaſen läßt.
Ich aber ſag': der Stein, den die Bauleute
Verworfen haben, wird der Eckſtein werden,
Und dieſer Eckſtein iſt das arme Volk,
Die ausgeſog'nen Pächter, welchen Druck
Und Angſt und Noth das Herz mit Haar bedeckt
Und ihr Gemüth in Kieſelſtein verwandelt
Und dann die ganze Yeomanry,
Das vom normänn'ſchen Adel unterdrückte,

Sächſiſche Volk auf ſeinen freien Höfen,
Das nie vergißt das alte Recht und Unrecht,
Das giebt die Eiſenmänner, die ich brauche;
Und ſtreitet hier der Bürger mit dem König,
So kenne ich die Erben dieſer Beiden. —
Geöffnet hat das Auge mir der Herr
In vierzigſtündigem Gebet vor ihm,
Ich ſehe Alles, wie es kommen muß,
Ich fühl', mein Gott, ich bin dein Prägeſtempel
Und das Metall, das du mir unterſchiebſt,
Soll das Gepräge deiner Freiheit tragen.
Alſo geſcheh' dein Wille, 's iſt genug!

Julius Moſen's ſämmtliche Werke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sämmtliche Werke

von

Julius Moſen.

Fünfter Band.

Oldenburg.
Verlag von Ferdinand Schmidt.
1863.

125 - 6a

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Auguſt Grimpe in Hannover.

An M*.

Wir ſaßen lang' in Winternacht zuſammen,
Die uns vorüberzog in Schnee und Wind,
Indeß Du bei des Feuers heit'ren Flammen
Mir lauſchteſt, wie ein märchenfrohes Kind.

Und ich erzählte Dir von jenen Tagen,
Wo Griechenland und Spanien auferſtand, —
Und von der Völker Hoffnungen und Fragen
Und von Italiens kettenſchwerer Hand;

Von Miſſolunghi und von Barcelona,
Von Frankreichs Wirren und der Politik
Und endlich vom Congreſſe in Verona,
Vom Rath der Fürſten und dem Weltgeſchick.

Und wie ich Dir belebt mit bunten Bildern
Und luſt'gen Blumen dieſen dunkeln Grund,
Mußt' ich verſprechen: im Roman zu ſchildern
Das Alles, wie zu Dir in ſolcher Stund'.

So iſt und bleibt dies kleine Buch Dein eigen,
Zurück in Deine Hand ſei es gelegt!
Willſt Du zu ihm herab Dein Antlitz neigen,
Siehſt Du die Blume, die Du ſelbſt gepflegt.

Julius Mosen.

Der Congreß von Verona.

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Es war im Herbſte des Jahres 1822, als die Herrſcher Europa's ſich vereinigten zum Congreſſe in Verona, um ſich über die geeigneten Mittel zur Unterdrückung der Revolutionen in den bourboniſchen Staaten und in der europäiſchen Türkei zu berathen. Bereits hatte Oeſterreich die Carbonaja in Neapel und Piemont gedämpft, noch aber ſtand Spanien im hellen Feuer des Bürgerkrieges und Griechenland ringend, blutend und hülferufend im Kampfe gegen die Türken zu Land und Meer.

Mit maaßloſen Sorgen und Hoffnungen wandten die Völker nach Verona ihre Augen, wo ſich jetzt Alles zum Empfange der Monarchen vorbereitete; denn kaum hatte man das Gerücht vernommen, daß der Congreß in Verona würde gehalten werden, ſo folgte auch ſchon die Nachricht, daß Kaiſer, Könige, Fürſten und Herren von allen Seiten heranzögen.

Bald waren alle Paläſte, in welchen Quartiere zu finden waren, in Beſchlag genommen. Es trafen aber immer noch neue Beſtellungen ein. Ein Agent ſuchte den andern bei den Hauswirthen zu überbieten und abzutreiben, denn ſchon war ein Unterkommen an einer der Hauptſtraßen unmöglich.

Schon war Pater Benedetto einige Tage herumgewandert, um für den Ritter Malavilla, welcher von der Regierung in Seo d'Urgel hieher als Agent geſendet wurde, ein Quartier in der Stadt aufzufinden. Während er ſo mit eiligen Schritten Straße auf und ab eilte, blieb er plötzlich ſtehen, wiſchte ſich die Stirne und ſprach für ſich: „Daß es mir nicht gleich einfiel!“ und nun eilte er mit doppelt beſchleunigten Schritten zu dem Arzte Antonio.

Dieſer gehörte zu den vornehmſten alten Familien der Stadt und wohnte im eigenen Hauſe bequem eingerichtet mit ſeiner ſchönen Schweſter Francesca zuſammen, ſo daß ſich Pater Benedetto wohl ſagen mochte, daß er in ſeiner eigenen Wohnung keine fremde Herrſchaft aufnehmen würde. Antonio beſaß jedoch hinter ſeinem neuen Hauſe ein altes, geräumiges und jetzt unbewohntes Gebäude.

Sein Vater hatte den einen Flügel davon abgebrochen, aus den Baumaterialien das der Straße zugekehrte, neue Haus gebaut und den übrigen Theil des alten Gebäudes ſo weit hergeſtellt, daß die Keller und Gewölbe darinnen noch gebraucht und die oberen Geſchoſſe zu Böden benutzt werden konnten.

Da zu dem erſten Stockwerke aus dem neuen Hauſe hinüber eine ſchwebende, hölzerne Brücke ging, wodurch das alte und neue Haus mit einander in Verbindung gebracht waren, ſo erſchien dieſes alte, unbewohnte Gebäude um ſo geheimnißvoller und phantaſtiſcher, als es ſchon ohnedies durch ſeine alterthümliche, barocke Bauart ſich auszeichnete.

Eben hatte Arnold, ein junger, deutſcher Gelehrter, an Antonio eine Empfehlungskarte abgegeben, welche er in München von einem Profeſſor aus Padua erhalten hatte, als Pater Benedetto eintrat und nach einigen höflichen

Redensarten gerade auf ſein Ziel mit den Worten losging: „Warum Ihr im alten Gebäude nicht einige Quartiere in Stand ſetzt, um hohe Herrſchaften aufnehmen zu können, begreife ich nicht. Gut! es kommt Euch nicht auf Erwerb an, da Ihr ohnedies begütert ſeid, aber Euch intereſſiren die Welthändel, und warum wollt Ihr Euch nicht ein Stückchen Congreß unter die Augen rücken? Es giebt unter den hohen Herrſchaften und Diplomaten einige, welche gern ruhigere, unbelauſchte Quartiere ſuchen, und ſolche könnt Ihr bieten."

Antonio erwiederte lachend: „Das kann unmöglich Euer Ernſt ſein! Wer wollte in dieſe alte Eulenburg hinüberziehen, wo die Geſpenſter bei Tage umgehen könnten?"

„So laßt uns," fuhr Benedetto fort, „einmal die Gelegenheiten anſehen; — denn die Herrſchaft, für welche ich Quartiere zu beſorgen habe, ſchreibt mir, daß die Wohnung nur ſchattig und kühl und vom Lärm der Straße, doch nicht zu weit davon, abgelegen ſein ſolle, dann möchte ſie ſein, wie ſie wolle."

„Wenn ſie ſo ſehr beſcheiden iſt," entgegnete Antonio, „ſo kommt und laßt uns das alte Haus beſichtigen: — vielleicht gefällt es auch Euch, Signore Arnoldo, mit hinüber zu gehen, denn manches iſt an dieſem alten Bauwerke aus dem vierzehnten Jahrhunderte merkwürdig."

Arnold, ein begeiſterter Liebhaber für Alles, was aus dem Mittelalter herrührte, nahm dieſe Einladung dankbar an.

Dem Austritte aus dem Zimmer Antonio's gegenüber befand ſich eine offene Thür, durch welche ſie aus dem erſten Stockwerke des neuen Hauſes auf der ſchwebenden Brücke hinüber gingen in das alte. Dort drüben eingetreten durch eine gewöhnliche Bretterthüre, gelangten ſie auf einen Corridor, welcher nur ſchwach durch ein Fenſter aus der Hinterwand hervor erleuchtet war. Von dieſem Corridor ging es zu den verſchiedenen Zimmern und Gemächern.

Giovanni, Antonio's Diener, raſſelte mit dem Schlüſſelbunde voran und ſchloß jetzt eine mit eiſernen Zierrathen beſchlagene Thüre auf.

Sie traten in einen hohen, gewölbten Saal. Der mittlere, bis auf das bunte Eſtrich heruntergehende Fenſtereinſchnitt in der ſtarken Mauer bildete eine tiefe, helle Halle, an deren Seiten zierliche ſteinerne Sitze hin bis an das Fenſter liefen, welches auf einen Altan führte. Dieſes große Fenſter, welches jetzt aus kleinen, runden, in Blei gefaßten Scheiben und früher aus bunten Glasmalereien beſtand, enthielt davon noch einige Bruchſtücke und Theile von Figuren und ſchönen Arabesken. Dieſe Halle war in früherer Zeit gemalt geweſen. Noch war daran die Figur Karls des Großen zu Roß zu erkennen, über ſeinem Kopfe ſtand mit alter Schrift ſein Name. Auf der gegenüberſtehenden Wand ſah man einen jungen Helden, welcher von zwergartigen Bogenſchützen aus Felſenſpalten beſchoſſen wurde, und, auf ſeine Kniee geſunken, in ein Horn blies, auf welchem mit goldenen Buchſtaben „Orlando" zu leſen war. An der breiten Wand, dem Fenſter gegenüber, ſah man eine luſtige Wallfahrt von wilden und zahmen Thieren in Pilgermänteln und allerlei Trachten aus einem Thale auf langgeſchlängeltem Wege in die Burg Zion auf einem Berge ziehen, vor welcher Petrus ſtand und die Thore weit aufgemacht hatte, während von der andern Seite des Berges die Menſchen von Strafengeln mit Geißeln in die Hölle gejagt wurden.

Arnold mußte ſich darauf beſinnen, daß er nicht träumte, ſo märchenhaft ſeltſam kam ihm Alles vor. „Nun bin ich,“ rief er, „auf meine Lebenszeit glücklich, denn mir kommt es vor, als wäre ich hier an einer glückſeligen Inſel gelandet, welche übrig geblieben vom Paradieſe des Mittelalters. Es wachen hier wieder auf die Tage der Waiblinger und Welfen, und ich trete mitten hinein in den heiligen Zauberkreis, der hier um mich gezogen iſt!“

„Der Saal iſt doch hell und geräumig,“ verſetzte Pater Benedetto, „und wenn er gereinigt iſt, und Stühle, Bänke und Tiſche hereingeſchafft werden, ſo iſt er ſchon wieder zu bewohnen; und dazu müßt Ihr, Signore Dottore Antonio, Rath ſchaffen, denn hier ſoll der Ritter Malavilla mit Eurer Erlaubniß wohnen, und die blanken Piaſter, welche er für die Miethe bezahlen ſoll, werden Euch nicht wehe thun.“

„Um Gotteswillen,“ entgegnete Arnold, „nur keine modiſchen Möbeln in dieſe geweihten Hallen, und keine modernen Menſchen, welche die Herrlichkeit dieſer Räume nicht zu ſchätzen wiſſen!“

Benedetto verſetzte lachend: „Maeſtro, ſorgt Euch nicht! wenn es noch irgend einen Ritter in der Welt giebt, welcher an Gott und König glaubt, und die Revolutionaire und Ketzer haßt, ſo iſt dieß unſer Ritter.“

„Vielleicht,“ meinte Antonio, „finden wir auch die nöthigen Geräthe; denn während mein Vater das alte Gebäude nach dem Baue des neuen ausbeſſern ließ, wurden die Geräthſchaften zuſammen oben in eine große Kammer geräumt.“

„Laßt uns zuerſt,“ ermahnte der Pater, „die Nebenzimmer und übrigen Wohnlichkeiten beſehen!“

Mit dieſen Worten war der lebhafte Mann ſchon aus dem Zimmer hinaus, kam jedoch bald zurück und rief Beiden zu: „Die Fenſter überall aufgemacht, gelüftet: Giovanni, mit Waſſer und Kehrbeſen herein und das Eſtrich gefegt! und Alles iſt für eine ſpaniſche Herrſchaft wie gemacht, geräumig, kühl, von der Straße abgelegen und doch nicht zu weit! — Und nun laßt uns die Möbeln durchmuſtern!“

Antonio führte jetzt die Geſellſchaft eine Treppe höher. Hier ſchien der ganze Raum des Stockwerkes früher zu einer großen Rüſtkammer gedient zu haben; denn hier und da hingen an den Wänden noch Theile von verroſteten Waffen, aber von der Treppe an bis tief in den Hintergrund hinein ſtanden und lagen Tiſche, Stühle, Schränke, Gefäße, zerſchlitzte, bunte Gewänder, verblichene, zuſammengerollte Tapeten, Waffen verſchiedener Art mit Helmen und Hüten, beſtaubt durcheinander und übereinander.

„Schon längſt,“ ſagte Antonio, „wollte ich hier einmal aufräumen und das Brauchbare oder Merkwürdige von dem Unnützen ſondern laſſen, aber immer verhinderten mich daran meine Geſchäfte, und dann fehlte mir auch Jemand, welcher mit Verſtand die Hände an das Werk hätte legen können.“

Arnold ließ ihn kaum ausſprechen, indem er rief: „O du großer Dichter meines Vaterlandes, du herrlicher van der Velde, und du göttlicher Dichter des Zauberringes, und du märchenreicher Phantaſus! Könnte ich Euch doch Alle an dieſe Stelle zaubern, damit Ihr die alte Zeit des ſtädtiſchen Ritterthums mit Händen betaſten könntet, wie ich hier es thun kann, daß Ihr Euch in ihre Arme ſtürzen könntet, wie es mir hier vergönnt iſt!“

Mit dieſen Worten warf ſich der romantiſche Jüngling in einen Armſtuhl, daß eine Wolke Staub aufwirbelte und ihn verhüllte, aus welcher er jedoch mit heftigem Nieſen plötzlich wieder zum Vorſchein kam.

Antonio machte jetzt den begeiſterten Arnold auf einen Schrank in der Ecke aufmerkſam, welcher mit Schnitzwerk verziert war. An jeder Ecke war ein Stab angebracht; an dem einen Stabe wickelte ſich eine Schlange hinauf, an dem andern ringelte ſich eine ſolche herunter, während oben über der Thüre ein Kranich Wache hielt. Die Thüren waren zurückzuſchieben; man fand jedoch Nichts im Schranke, als eine Laute, einen Dolch und ein auf Pergament geſchriebenes Beichtbuch. Arnold behauptete, dieſer Schrank enthielte die Hieroglyphen der italieniſchen Geſchichte, die Laute der Liebe, den Dolch der Rache und das Buch der Reue.

Pater Benedetto jedoch hatte kein Auge für Merkwürdigkeiten, ſondern nur für das, was zu brauchen war. Er ließ ſeine Blicke ſondernd durch den Rüſtſaal gehen und ſagte dann: „Da es nicht darauf ankommt, ein elegantes Quartier herzuſtellen, ſondern nur ein bewohnbares, ſo dürften ſich hier die nöthigen Möbeln herausfinden laſſen.“

Arnold unterbrach im Eifer der Alterthumsliebhaberei den Prieſter mit den Worten: „Antonio, wenn Ihr mir das Geſchäft anvertrauen wollt, ſo will ich nicht nur die nöthigen Stücke für die untern Zimmer herausleſen, ſondern auch alles Uebrige ſo ordnen, daß jeder Alterthumsfreund um das ſchöne Stück Mittelalter, das Ihr hier habt, Euch beneiden kann.“

Antonio nahm den Vorſchlag mit Dank an und befahl ſeinem Diener, Leute zu dingen, über welche der deutſche Gelehrte bei der Arbeit verfügen konnte.

Da aber ſchon der Abend herandämmerte, ſo wurde zum Beginnen der beabſichtigten Arbeiten der nächſte Morgen beſtimmt. Antonio jedoch lud Arnold und Pater Benedetto ein, in ſeiner Wohnung drüben ein Abendbrod einzunehmen und den Staub mit einer Flaſche Wein zu löſchen. Mit dieſem Vorhaben verließ die Geſellſchaft das alte Gebäude.

Zweites Capitel.

Gegen ſeine frühere Abſicht hatte jetzt Antonio denſelben Lärm hämmernder und pochender Handwerker in ſeinem Hauſe, welcher in den Nachbarhäuſern ihm von Anfang faſt unerträglich vorgekommen war. Da er nunmehr ſelbſt mitten darin ſich befand, war er in den Stunden, wo er ſonſt zu Hauſe ſich ausruhte, unermüdlich thätig.

Vor allem reizte es ihn an, oben im alten Hauſe Arnold zu beſuchen, welcher eine Herrlichkeit nach der andern entdeckte.

Arnold hatte bereits die Sachen zuſammengeſtellt, welche in den untern Saal kommen ſollten. Kein Stück davon war dem andern gleich, keines ſtammte aus einer und derſelben Zeit, und doch machten ſie, als ſie unten im Saale aufgeſtellt waren, den Eindruck einer ungemeinen Behaglichkeit.

Arnold hatte die Seſſel und Armſtühle, von welchen der eine hoch mit ausgeſpreizten vier Beinen, der andere niedrig mit geſchweiften Dachsbeinen, dieſer bedürftig einfach, jener mit Schnitzereiarbeit überladen war, durch die Tapeziere, welche ihm zur Hand waren, aufpolſtern und mit rothem Plüſch, in welchen große Blumen gepreßt waren, überziehen laſſen, ſo daß es ſchien, als hätten ſie von jeher zu einander gehört. Ueber ein Tiſchgeſtelle, welches ſtatt der

Füße geſchnitzte, bunt lackirte Hundsköpfe hatte, ließ er eine gewöhnliche hölzerne, gefirnißte Tiſchplatte befeſtigen und dieſe Tafel in die Mitte des Saales ſtellen. In die Fenſterhalle kam ein niedriger, bequemer Armſtuhl zu ſtehen. Vor der Halle ſelbſt ließ er von leichtem, grünwollenen Zeuge einen Vorhang anbringen, welcher in zwei Theilen einfach herunterhing und mit einem Zuge an einer Schnur zurückgezogen werden konnte.

So war Arnold beſchäftigt, ein erquickliches Mittelalter in dem alten Hauſe wieder herzuſtellen. Er hatte eine Art ſpaniſche Wand gefunden, deren Geſtelle mit Pergamentblättern überzogen waren. Da jedoch die gothiſche Schrift, welche früher darauf ſich befunden hatte, weggeſchabt war und darüber eine ungeſchickte Hand Heiligenbilder gemalt hatte, ſo glaubte er, darin noch irgend ein literariſches Kleinod aus alter Zeit entdecken zu können.

Indem ſich Arnold in dieſe Rumpelkammer der Vergangenheit vergrub, hatte ſich täglich der Zudrang der Fremden in Verona gemehrt. Schon am 4. October hatte der Podeſta da Perſico zur Feier der ausgezeichneten Gunſt, welche der Stadt durch die bevorſtehende Haltung des Congreſſes und die Anweſenheit ſo vieler hohen Häupter widerfahren ſollte, eine dreitägige Andacht in der Kathedralkirche auf den 9., 10. und 11. October angeordnet. Schon hörte man, daß die Equipagen des Fürſten Hardenberg, dann, daß die päpſtlichen Geſandten angekommen wären. Jeder Tag brachte eine neue Kunde und wieder neue Equipagen.

So rückte der 13. October heran, als der Stadtrath Verona's der Bürgerſchaft die bevorſtehende Ankunft der kaiſerlichen Majeſtäten ankündigte, mit dem Bemerken, daß es ſich zieme, jetzt Dankbarkeit und Treue durch Illumination der Fenſter zu erkennen zu geben.

Schon waren der Vicomte Chateaubriand, die franzöſiſchen Geſandten de la Ferronay und Montmorency, der Herzog von Wellington und der Staatskanzler eingetroffen.

Auf den Straßen wogte Volk und Militair durcheinander, und zwiſchendurch rollten die Equipagen der hohen Herrſchaften und vornehmen Geſchlechter.

Die Paläſte Giuliani, Capellari, Principalchi und wie ſie alle Namen haben mochten, ſchmückten ſich wieder mit alter Pracht und Herrlichkeit und träumten von der Zeit des Can grande.

Endlich war auch Verona's Monarch unter dem Jubelzuruf der getreuen Bürger eingezogen und abgeſtiegen im Palaſte Erbiſti: ihm folgte einige Stunden ſpäter der König von Preußen, begrüßt vom Erzherzog Vicekönig.

Welches Schauſpiel entwickelte ſich vor den Augen der Lombardei und Europa's, und wie erhöhte ſich die Spannung der Gemüther auf den Rathſchlag, welchen dieſe hohe Verſammlung faſſen würde!

Noch aber ſtand der Einzug des Kaiſers von Rußland, welcher am 16. erwartet wurde, bevor. Alles bereitete ſich zu einem feierlichen Empfange.

Stündlich wuchs die Menge der Hohen und Niedern in der geſegneten Stadt, und kaum war Raum zu finden für Andere, welche noch zuſtrömten.

Aber es waren in Verona nicht nur diejenigen, welche auf Seite der Machthaber ſtanden, öffentlich im Glanze des Tages, ſondern auch heimlich Parteigänger und Agenten von Seiten der Völker zugegen, welche die Meinung der hohen Verſammlung für ihre Sache zu gewinnen bemüht waren. Zu dieſen ſchien die kleine Geſellſchaft einiger jungen Männer zu gehören, welche noch ſpät in der Nacht auf der Stube des Arztes Antonio zuſammenſaßen und in tiefes Geſpräch über die Hoffnungen oder Befürchtungen von der nächſten Zukunft vertieft waren.

Es waren außer Antonio nur noch Arnold, Jouy aus Paris, Mitarbeiter am Conſtitutionnel, und der Neugrieche Achilleus anweſend, welcher vom griechiſchen Senate von dem Waffendienſt abgerufen worden war, um nach Deutſchland zu eilen, wo er auf mehreren Univerſitäten früher ſeine Studien vollendet und viele Verbindungen angeknüpft hatte, welche der griechiſchen Sache jetzt von Nutzen ſein konnten. Auf der Reiſe nach der Schweiz, zu dem Philhellenen Eynard in Genf, hatte er jedoch Befehl erhalten, ſich nach Verona zu verfügen, um dort die Annahme der griechiſchen Abgeſandten, welche, Hülfe flehend im Namen Chriſti, an den Congreß der Herrſcher der Chriſtenheit abgeordnet waren, zu vermitteln, und da, wo die diplomatiſche Förmlichkeit hinderlich ſein könnte, als Unterhändler zu nützen.

Antonio hatte ihn früher in Venedig kennen gelernt, als er von Candia, ſeiner Heimath, kam und nach Deutſchland pilgerte, von deſſen Philoſophen und Dichtern weithin die Rede ging, als wenn durch ſie und ihre Werke die alte helleniſche Zeit wieder lebendig werden würde.

Achilleus, welcher dem Bunde der Hetäriſten angehört hatte und glühend für das Ideal der Freiheit Griechenlands vom türkiſchen Joche ſchwärmte, fand ſich gar bald mit den deutſchen Jünglingen in Berührung, welche damals, geſchmückt mit Siegeskränzen, in der Erinnerung an die Freiheitskämpfe gegen Napoleon und für die Herſtellung des deutſchen Reiches glühten.

In Jena hatte er ſich mit Arnold enger verbrüdert, welcher nach Verona gekommen war, um im Namen der deutſchen Jugend dem Congreſſe ein Sendſchreiben zu überreichen, welches von mächtigem Einfluſſe auf die Berathungen ſein ſollte.

Bei Antonio hatte ſich auch der Franzoſe Jouy eingefunden, welcher in Zeitungsartikeln den geſchlagenen Hoffnungen der italieniſchen Carbonari mit franzöſiſchen Worten zu Hülfe kam und alle Welt zu überzeugen ſuchte, daß Frankreich eher der heiligen Allianz den Fehdehandſchuh hinwerfen werde, als es die Italiener, Spanier, Portugieſen und Griechen werde wieder unterjochen laſſen. Da Jouy an das zu glauben ſuchte, was er ſchrieb und ſprach, ſo glaubte auch Antonio daran, obſchon er ſich immer wieder ſagen mußte: „Italien iſt geſtorben und die nachgebornen Kinder verſtehen kaum mehr das Teſtament, welches in den Werken ihrer Dichter und Künſtler niedergelegt iſt.“

Indem Jouy ſich die Cigarre anzündete, ſprach er, zwar mit Unterbrechungen und kurz aus den Mundwinkeln hervorgeſtoßenen Rauchwölkchen, aber doch lebhaft und gereizt: „Ich begreife Euch nicht, Achill, was Ihr hier in Verona durch Eure Deputation gewinnen wollt; Ihr verkennt durchaus den politiſchen Standpunkt, welchen dieſe hohe Verſammlung einnimmt! Iſt es den Regenten gelungen, in Napoleon die Revolution zu beſiegen, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß ſie auf den von Richelieu, Mazarin und Louis XIV. zur Herrſchaft gebrachten Grundſatz, daß der Fürſt der Staat ſei, zurückkommen mußten. Siehe da, der Wagen der Revolution ging ſo lange bergauf, als die Pferde Kraft hatten; da dieſe zu Ende war, rollte er wieder hinunter, und wir begreifen leicht, daß wir da wieder feſt ſitzen, wo wir vor der Revolution uns befunden haben.“

Antonio ſchüttelte das Haupt und entgegnete: „Wer iſt der Hexenmeiſter, welcher dem Meere verbieten könnte, Woge auf Woge zu rollen? wer zum Frühlinge ſagen: verweile! und zum Winter: verſchwinde! Wer könnte ſich ſelbſt befehlen: deine Luſt, die du jetzt empfindeſt, ſoll währen, ſo lange das Herz ſchlägt? Jede Minute iſt eine andere, und in jeder Minute die Welt eine andere! In ihr iſt Nichts dauernd, als die ewig in tauſenderlei Formen ſich verwandelnde Kraft. Fühlt doch jeder Menſch, daß er und ſeine Umgebungen und Verhältniſſe raſtloſen Wandlungen unterworfen ſind, und daß ſein Leben gleich den bunten Flittern, Sternchen und Fädchen im Kaleidoſcope, das geſchüttelt wird, immer neue Figuren bildet, dieſe wieder zerſtört und wieder andere und andere zuſammenſchießen läßt; weiß nicht ein Jeder, daß weder er, noch ein anderes Weſen, das mit ihm zugleich gelebt und des Daſeins ſich gefreut hat, nach einer Spanne Zeit mehr über die Erde wandeln wird? Und wer wollte nicht einſehen, daß ein Reich oder ein Volk nur aus vielen, ſolchen veränderlichen, vorübergehenden Menſchenweſen beſteht, und daß, wie in dem vorüberrinnenden Strom, Nichts bleibt, als die Veränderung?“

„Doch iſt es eigen,“ entgegnete Arnold, „daß weder in alter, noch in neuerer Zeit ein Herrſcher oder ein Volk den Wechſel der Dinge in Rechnung gezogen oder nur daran geglaubt hat. Als Perikles die uneingeſchränkte Volksherrſchaft in Athen heraufbeſchwor, mochte er wohl kaum daran denken, daß er die Blüthe, aber auch den Untergang ſeines Vaterlandes beſchleunigte; und als Ludwig XIV. ſeinen Treſſenhut aufſetzen und ſagen konnte: „Frankreich hat Schatten!“ mochte er wohl nicht wähnen, daß eine Zeit kommen würde, wo es Frankreich unter dem Federhute zu heiß werden und es den Kopf verlieren würde; und die Männer der Revolution hatten wohl keine Ahnung davon, daß ein Buonaparte kommen und ſagen könnte: „Ich bin der Sohn der Revolution und mein Schwert der Erbe der Bourbonen!“ Und haben die Nationen und ihre Fürſten auch ihn geſtürzt, ſo iſt es zu begreifen, wie aus ſeinem Nachlaſſe die Fürſten den bourboniſchen Gedanken der unbeſchränkten Souverainetät und die Völker die Revolution erben mußten; weniger iſt es zu erklären, warum Beide darüber zürnen und ſich wundern, wie ſie, welche ſeit Jahrhunderten ſo eng verbunden waren, jetzt ſich gegenüberſtehen können, gerüſtet zu dem langen Kampfe mit der weiten Ausſicht auf Kerker, Straßenaufläufe, Inquiſitionen und heimlich rinnende Blutſtröme.

Wie Ferdinand, der König von Spanien, die Verfaſſung der Cortes vernichtet und die Inquiſition wieder eingeführt, zugleich aber auch die Drachenzähne des Bürgerkriegs über die pyrenäiſche Halbinſel geſäet hat, ſo wird ſich dieſer Kampf weiter und weiter und auf Jahrhunderte hinüber wälzen. Unglückliches Hellas, zur unrechten Stunde haſt du dich erhoben, das Mißtrauen der Herrſcher muß dich wieder zurück in den Abgrund ſchleudern; denn der türkiſche Kaiſer iſt legitimer Souverän und der Grieche ein Empörer!“

Bei dieſen Worten flammte Achilleus empor; er war aufgeſprungen und rief: „Seit wann iſt der Türke eingetreten in die Gemeinſchaft chriſtlicher Völker? ſeit wann hat er begonnen, die unterworfenen chriſtlichen Völker als Menſchen zu achten? ſeit wann aufgehört, die chriſtlichen Prieſter zu verfolgen? unſere Frauen zu ſchänden und zu ermorden die Wehrloſen? ſeit wann iſt der Hirt, der ſich des Wolfes zu erwehren ſucht, ein Rebell? — Hellas pocht an das Thor der Chriſtenheit, und ſie wird helfen und retten! Wir werden den Weg finden zum Herzen des nordiſchen Kaiſers, des mächtigen Sohnes der griechiſchen Kirche! Weit über des Menſchen Verſtand geht der Rathſchluß Gottes! — Und wenn uns die ganze Chriſtenheit verlaſſen ſollte, Chriſtus iſt mit uns! Noch breitet um unſere Inſeln die uralte Freundin der Hellenen, das gewaltige Meer, ſeine Arme und trägt unſere Flotten. Noch ragen empor die Inſeln Hydra und Spezia, Zea, Tino, Syra, Mykoni und die übrigen Cykladen und ſenden aus zum Schrecken der Pforte die von Helden und Waffen ſtrotzenden Schiffe — die hölzernen Bollwerke der griechiſchen Freiheit ſeit Miltiades und den Perſerkriegen, noch ſenden die Gebirge ihre Söhne in den Kampf für die Freiheit, die Epiroten, die Pargioten und Sulioten. Ob Ihr uns mögt, ob nicht, Ihr chriſtlichen Völker, wir nehmen unſere Stühle wieder ein in Euren Kreiſen!“ —

„Ja,“ entgegnete Joun, „Gott wird Euch helfen, ſo weit Ihr Euch ſelbſt helfen könnt! Mein Glaube geht ſo weit, als meine Kraft ohne Glauben auch reicht, und ich habe noch keinen Gläubigen gekannt, der ſich die Börſe voll Louisd'ore gebetet hätte, wenn die Gläubiger ihm den Gerichtsboten geſchickt.“

Achilleus runzelte die Stirn und ging mit weiten Schritten im Zimmer auf und nieder; Arnold jedoch nahm das Wort und erwiederte: „Wohl mag der Menſch im kleinen Privatleben mit dem Compaſſe ſeines beſchränkten Verſtandes ſicher genug ſteuern, wohl mag der Erfolg ſeiner Unternehmungen nach ſeiner Ueberlegung und der Art der Ausführung ſeines Vorhabens ſich ergeben; aber im Moment, in welchem er unmittelbar Theil nimmt an der Weltgeſchichte, wird er zum Diener des Verhängniſſes, dieſer über das Menſchengeſchlecht geſtreckten Hand Gottes. Dieſes Alles überwältigende Verhängniß offenbaret ſich in dem Leben eines jeden großen Mannes, welcher eine geſchichtliche Aufgabe zu löſen hat. Wenn ein Volk einer Wendung ſeiner Verhältniſſe bedürftig wurde, war immer ſchon ſein Cäſar oder ſein Brutus, das Genie der Herrſchaft oder der Freiheit geboren. Dieſe Menſchen ſind wie große Naturgeſetze, welche aus dem Dunkel hervorbrechen zur Zerſtörung und Wiedergeſtaltung der Dinge als unabweisbare Nothwendigkeiten. So war Napoleon. Weder Gift noch Dolch oder Höllenmaſchinen konnten ſeine Laufbahn aufhalten, ſelbſt die Peſt mußte, ruhig weiter würgend, an ihm vorüberſchleichen, der mörderiſche Kugelregen der Schlacht, welcher um ihn her ſeine Getreuen niederſtreckte, mußte nur an ihm, dem Einzigen, dem Geweihten und Gefeiten, gefahrlos vorüberſchauern. Als aber ſeine Zeit erfüllt war, führte ihn ein Komet in die Steppen Rußlands, begrub die Hunderttauſende ſeiner Heere unter Schnee und Eis, und der Gott der Zeit rollte dem Fliehenden hinterdrein die aufgereizten Nationen, bis er einſam und ohnmächtig ſeine Laufbahn abſchloß auf dem Felſen der Inſel St. Helena. Es hat keinen großen Menſchen gegeben, der nicht an ſeine Beſtimmung geglaubt hätte. Wie ſo ſchon im einzelnen Menſchen, ſo offenbart ſich Gott in ganzen Völkern, und ſo kann jedes Volk auf ihn ſchauen und trauen zur Stunde der Noth!“

Achilleus reichte ihm die Hand wie zum Danke und ſprach: „Wie Naturforſcher, deren Geiſt ſich vertieft in die Geheimniſſe der ſchaffenden Kräfte, auf die größten und gewaltigſten Entdeckungen durch einen ſcheinbaren Zufall gebracht wurden, ſo daß ſie an einen Dämon, der für ſie heimlich fortgedacht und gearbeitet hätte, zu glauben geneigt waren, ſo geht es wohl auch zuweilen dem Menſchen, welcher mit ganzer Seele ſich ſeinem Volke dahingiebt; — er tritt wie in einen Zauberkreis, wo ihm das Urälteſte oft neu und das Neue zum längſt Vergangenen wird. Eine ähnliche Begebenheit erlebte ich vor einigen Jahren auf Ithaka. Mein Oheim ſendete mich dorthin in Handelsangelegenheiten, welche mir zugleich Gelegenheit geben ſollten, meine Sehnſucht nach dieſem Eilande, für das mich Homer in meiner früheſten Jugend ſchon begeiſtert hatte, zu befriedigen. Auf eigener Barke, welche zwei Fiſcher führten, flog ich, zugleich gerudert und vom günſtigen Winde, welcher das große, lateiniſche Segel ſchwellte, dahin getrieben, neben mir den treuen Hund und das Jagdgewehr, auf dem Schooße die Odyſſee, über mir den wolkenloſen, blauen Himmel, und unter mir im Waſſerſpiegel einen neuen Himmel, wie durch den Aether ſelbſt und rief mit Entzücken die rollenden, tönenden Worte Homer's hinaus in das Meer. Da hob ſich plötzlich Ithaka aus dem Meere empor. Wir ruderten an der kleinen Inſel Nochiri vorüber und liefen in den Hafen von Thiaki ein. Ein heiliger Schauer überrieſelte mich, als ich die Stätte betrat, geweiht von den Fußtapfen helleniſcher Götter und Dichter. Ohne Aufenthalt pilgerte ich, geleitet von einem Knaben, zu den Ruinen der Hofburg des Odyſſeus, meines Helden, den ich vor Allen bewundere. An dem Abhange des Bergrückens, der Vati durchzieht, liegen die cyklopiſchen Mauern der Burg, von woher der Webeſtuhl der treuen Penelopeia, der Becherklang vom wüſten Gelag ihrer Freier, und dann der ſchwirrende, mordende Bogen des heimkehrenden Rächers und die Harfe des Sängers weit hinüber über das Meer in meine Knabenträume hineingeklungen hatten. Wen mag es wundern, daß dort an dieſer Stelle, welche mit ihren Erinnerungen mich tief in die graue Heldenzeit meines Volkes zurückführte, mir die Noth und die Schmach ſeiner Gegenwart ſchmerzlich vor die Seele trat? Dort, wo Odyſſeus als Bettler vor ſeiner eigenen Thüre geſtanden, während die übermüthigen Freier in ſeinem Hauſe ſchwelgten und über Knechte, Mägde, Vieh und alle Habe nach Willkür verfügten, erſchien mir mein ganzes Volk in ſeiner Geſtalt verkörpert, die Zeit tauſendjähriger Leiden, wie die Irrfahrt des Vielgeprüften, und die türkiſchen Paſcha's, unſere Dränger, wie die übermüthigen, dem Tode geweihten Schwelger im Hauſe. In dieſen Träumen ſtieg ich weiter hinunter zu dem Grabe Odyſſeus'. Engländer hatten es vor einigen Jahren erbrochen und darin die gold'ne Krone des Heldenkönigs gefunden, in Stücke zerbrochen und dieſe unter ſich zum Andenken an dieſen glücklichen Fund vertheilt. Ich ſchickte den Knaben zurück nach Vati und blieb mit der anbrechenden Nacht allein in dem Grabe, knieend auf der Erde, mit welcher ſich vielleicht ſein Staub vermiſcht hatte. Dort betete ich lange, nicht mit Worten, aber mit Gedanken, zu dem Schutzgeiſte Griechenlands, zur Pallas Athene in der Geſtalt der Panagia, der Madonna, und zu den Manen des Helden, in welchem am Mächtigſten unſer Nationalcharakter in Liſt und Thatkraft erſchienen iſt. Während ich ſo betete, griff ich mit der einen Hand in die lockere Erde, ſie an mein Herz zu drücken. Während aber meine Hand ſie zuſammenpreßte, fühlte und fand ich darin einen Ring, den ich mit ſüßem Entſetzen an meinen Finger ſteckte. Ich eilte, wie getrieben von unſichtbarer Macht, hinunter nach

Vati in meine Herberge, zündete ſchnell die Lampe an, reinigte den Ring von der Kruſte, welche den Siegelſtein umſchloß, und löſte, wie eine Mandel aus der Schale, jenen geſchnittenen Stein mit dem Bilde des Delphins. Es war Odyſſeus' Siegelring. Ich trage ihn hier an meiner linken Hand, mir zum Symbole von der Wiedergeburt meines Vaterlandes!"

Er hielt die linke Hand an die Lampe hin, zugleich ergriffen ſie Arnold und Antonio und betrachteten mit Andacht den Siegelring, mit welchem Achilleus den neuen Freiheitsbrief der Hellenen unterſiegeln wollte. Jouy warf nur einen Blick darauf und ſprach gleichgültig: „Eine ſeltene Antiquität! Recht ſchade, daß Ihr nicht an Ort und Stelle ein gerichtliches Protokoll über den Fund habt aufnehmen laſſen, um jeden böswilligen Zweifel niederzuſchlagen."

„Der Ring iſt mir heilig," verſetzte Achilleus, „und das iſt mir genug."

Schon längſt hatte man auf der Straße vor dem Hauſe einige Wagen vorüberrollen gehört, jetzt vernahm man die rauſchende Marſchmuſik der öſterreichiſchen Regimenter, welche zum Empfange des Kaiſers von Rußland ausrückten.

Antonio ſchlug die dichten Vorhänge vom Fenſter zurück und der anbrechende Morgen ſchien in das Zimmer.

Alle eilten auf den Balkon, um die vorüberziehenden Truppen zu ſehen.

Bei dem Wirbel der Trommeln und der raſch einfallenden Muſik hob Achilleus das Haupt und ſchlug die Arme vor der Bruſt ineinander, als könnte er ſo das ungeduldige Herz niederdrücken und bändigen.

Als das Regiment, wie eine vielgelenkige Rieſenmaſchine, gleichmäßig im Tacte vorüberrückte und ſo immer auf ein Glied das zweite und dritte und immer wieder ein neues Glied, das Gewehr im Arme, Blicke g'rad aus, Schulter an Schulter folgte, und dann wieder ein anderes Bataillon ſich anſchloß, daß die verhallende Muſik hineinſchmetterte in die Muſik des folgenden, und dann wieder ein neues Regiment der vorgetragenen, zerfetzten Fahne folgte, ſeufzte Antonio tief auf, ſprach aber kein Wort, nur eine Thräne fiel aus ſeinen Augen hinunter einem Grenadiere auf die Hand, welche das Gewehr trug.

Jouy hatte ſich hinter den Pfeiler zurückgedrückt und ſchrieb eifrig mit der Bleifeder Notizen zum Berichte an den Conſtitutionnel nieder.

Als das Militair vorübergezogen war und chaotiſch der Strom der Menſchen ihm nachwogte, brach auch Antonio mit ſeiner Geſellſchaft auf, um im offenen Wagen dem Zuge zu folgen, welcher ſich dem Schauſpiele des kaiſerlichen Einzuges entgegendrängte.

Drittes Capitel.

Wer die Süßigkeit des italieniſchen Himmels in vollen Zügen genießen will, der muß den Monat October jenſeits der Alpen verleben, wo der Genius des Landes wie ein junger Dionyſos unter den Gehängen von Weintrauben unter Ulmen das Tambourin ſchlägt, und rings um ihn die tanzenden Winzerinnen mit dunklen, brennenden Augen, ſcherzen und lachen. Ein eigenes, ſüßes Arom durchwürzt die Luft mit Thymian, Lavendel und Myrthenduft, von welchem alle Geſchöpfe berauſcht zum tiefblauen, klaren Himmel emporjubeln. Auf die warme Nacht folgt der ſonnenhelle Tag, welcher mit ſeiner wonnigen Kühle wie eine lange Frühlingsmorgenſtunde über die Erde dahingleitet. Zugleich füllen ſich die Märkte der Städte mit den ſüßeſten Früchten und Gemüſen, mit Wildpret und Geflügel aller Art, vom Faſan und Truthahn bis zu den Schnüren der kleinen in Garnen gefangenen Vögel. So ſchön war der Monat und der Himmel, und ſo reich die Tafel, welche den Congreß in Verona erwartete! An dieſem Tage, wo der Kaiſer von Rußland ankommen ſollte, ſchien es, als wollte die Natur, wie eine ſchöne Lombardin, mit allen Reizen, welche ihr zu Gebote ſtehen, ſich zieren, um den ſchönen Kaiſer zu empfangen. Vom Palaſte Canoſſa, dem Abſteigequartier Alexander's, bis nach Parona, wohin ihm Alles entgegengeeilt, war die Straße in einer Ausdehnung von vier Meilen in eine Allee von Bajonetten, Lanzen und Degen verwandelt, wozu öſterreichiſche und ungariſche Infanterie- und Cavallerieregimenter verwendet worden waren. Eine unzählige Menge von Wagen und gedrängte Schaaren des Volkes harrten hinter den Reihen der aufmarſchirten Soldaten dem Augenblicke entgegen, wo der Donner der Kanonen ſeine Ankunft verkündigen würde. Wo Gebäude an die Straße vorgedrängt waren, hatte die Schauluſt Thüren und Fenſter und die Dächer voll Menſchen gedrängt. Selbſt die Bäume ſchienen ſtatt Früchten Knaben zu tragen. Alle Ehrenbogen, durch welche Tags vorher ſchon der Kaiſer von Oeſterreich und der König von Preußen gefahren, waren heute doppelt mit leuchtenden Blumenkränzen und Guirlanden und weiß und grün gekleideten Jungfrauen geſchmückt, welche Fahnen in öſterreichiſcher oder ruſſiſcher Nationalfarbe trugen und bei der Ankunft der kaiſerlichen Herrſcher ſchwenken ſollten. Schon früh um 11 Uhr war dem Kaiſer Alexander der Kaiſer von Oeſterreich bis nach Parona, und die übrigen Souveraine, Miniſter und Geſandten bis zur Poſtſtation Sanct Giorgio entgegen gefahren.. Bei den ungeheuren Anſtalten, welche gemacht worden waren, den liebenswürdigen Herrſcher huldigend zu empfangen, glaubte man ſich zurückverſetzt in die Zeit, wo Napoleon noch der Oberherr Europa's war und ſich vor ihm alle Völker und ihre Herrſcher beugten. Hier zum erſten Male drängte ſich der Welt die Ueberzeugung auf, daß die Weltherrſchaft, inſoweit dieſe früher an die römiſch-deutſche Kaiſerkrone geknüpft geweſen iſt, an das ruſſiche Kaiſerhaus ſich übertragen habe.

Unter der Wagenreihe, welche vor St. Giorgio aufgefahren, war auch der Wagen, in welchem Antonio, Achilleus, Arnold und Jouy ſich befanden und ihre Blicke auf die Straße nach Parona hin hefteten.

Jouy, welcher die nöthigen Notizen für den Conſtitutionnel aufgezeichnet hatte, begann ſich zu langweilen und meinte: ſelbſt in den Zeitungen, welche geradezu von den Herrſchern durch ihre Beamten redigirt würden, ließen ſie es ſich gefallen, daß man von ihrem Auftreten bei politiſchen Feſten und bei ihren Ein- und Auszügen, wie von einem glänzenden Schauſpiele ſpräche, welches ſie dem Volke gegeben hätten; er begriffe daher nicht, warum man, wenn ſie zu lange warten ließen, nicht wie bei andern Schauſpielen im Parterre pfeifen und pochen dürfe; das Bravorufen wäre ohnedies geſtattet.

Achilleus, welcher die Pferde lenkte, hatte die Zügel Antonio gegeben und ſich auf dem Vorderſitze in die Höhe geſtellt, um die Volksmenge und die Straße weithinaus überſehen zu können.

Da ſich gleich hinter dem Wagen die Straße um einen Hügel wand, ſo ſchien es, als endigte ſie dort bei dieſem hohen, ſchlanken Jünglinge, der in ſeiner maleriſchen Nationaltracht, wie ein junger Mars, hoch und gewaltig emporgerichtet, den Eindruck machte, als kämen zu ihm heran die Atriden, ihn um ſeinen Beiſtand anzuflehen in der Feldſchlacht.

Jetzt donnerten die Kanonen von Parona herunter, und ein elektriſcher Schlag durchzuckte die Volksmenge auf drei Miglien hin bis mitten in das Herz von Verona.

Nicht lange darauf wirbelte eine Staubwolke empor, und ruſſiſche Fürſten ſprengten vorüber als Vorreiter des

Kaiſers; dann erhob ſich ein Jubelruf, welcher den Donner der Kanonen und die ſchmetternden Trompeten und wirbelnden Pauken der Regimenter übertönte. Ein leuchtender Blitz durchzuckte die langen Linien der aufmarſchirten Soldaten, welche das Gewehr präſentirten, und im ſechsſpännigen Prachtwagen rollten heran die beiden Kaiſer. Alexander grüßte freundlich nach allen Seiten; als er aber jetzt näher kam bis auf den Punkt, wo Achilleus ihm in die Augen fiel, ſprach er zu ſeinem Nachbar: „Griechenland ſorgt dafür, daß wir es nicht vergeſſen!“ So rollte er vorüber, und nun kam die lange Wagenreihe der Könige, Fürſten und Diplomaten Europa's.

Da die Herrſchaften in offenen Wagen dem Kaiſer entgegengefahren waren, und der Zug nunmehr langſam ſich vorüberbewegte, ſo war ein Jeder zu ſehen und zu bewundern; denn Alle waren heute im höchſten Glanze und mit allen Orden und Bändern, welche ſie auszeichneten, geſchmückt.

Wer den Charakter einer Zeit kennen lernen will, der muß die Geſichter Derjenigen ſtudiren, welche in ihr von Bedeutung waren. Man kann aus Portraitſammlungen oft mehr lernen, als alle diplomatiſchen Urkunden einer Zeit uns lehren können; denn die Schrift, welche das Leben in das Menſchenantlitz zeichnet, enthüllt uns die innerſten Geheimniſſe und Geſetze, welche eine Zeit, der das Memoirengeſicht angehört, bewegt haben.

So ſpricht ſich in den Portraits der Männer des dreißigjährigen Krieges der Geiſt jener Zeit ſo deutlich aus, daß ganze Partieen der fanatiſchen, ſoldatiſchen Geſchichte jener Tage zu individuellen Geſtalten mit beſtimmten Geſichtszügen zuſammenrinnen. Ebenſo charakteriſirt ſich die nachfolgende Bourbonenzeit in den weichlichen, eigenwilligen, verſchmitzten Geſichtern ihrer Fürſten, Diplomaten und Feldherren; ſo die Schreckensperiode der Revolution in den hageren, aufgeregten, gemüthloſen Geſichtern der Sansculotten. So wechſeln die Zeiten und die Geſichter, es wechſeln die Sitten und Meinungen.

Jouy flüſterte Antonio zu: „Seht Euch einmal dort meinen Landsmann an! Sieht er nicht aus, wie das Genie des Chriſtenthums, wie ein loyaler Engel, vom heiligen Ludwig herabgeſandt zur Erlöſung der verdammten Welt von der Revolution? Von der Vorſehung beſtimmt zu einer Putzmachermamſell mit Talent zu künſtlichen Blumen, muß er ſich nähren als Menſch, Chriſt, Schriftſteller, Miniſter und bourboniſcher Royaliſt, Dilettant, überall zum Vergnügen der ruſſiſchen und öſterreichiſchen Diplomaten!“

In einem andern Wagen fuhr der Fürſt vorüber, welcher ſeit ſeinem drei und vierzigſten Jahre bedeckt iſt von allen Auszeichnungen und Ehren, welche die europäiſchen Herrſcher gewähren können. Arnold lenkte die Aufmerkſamkeit des Franzoſen auf ihn mit den Worten: „Betrachtet Euch genau dieſe vornehme Geſtalt, welche allen Zauber der Ariſtokratie in ſich vereinigt, und dieſes marmorglatte Geſicht, welches alle Falten tief hinein in die Seele verbirgt! Merkt Euch ja dieſes hinſchweifende Auge und den feinen Mund, um welchen ein ſüßes Höhnen ſchwebt! An dieſer klaren, klugen Haltung ging Frankreich mit ſeiner Revolution und ſeinem Kaiſerthum zu Grunde; und dieſes Lächeln iſt das Kräuſeln des Meeres über dem, am verſteckten Riffe unter dem Waſſer geſcheiterten und untergeſunkenen Schiffe der Völkerfreiheit. Dieſe Stirn iſt weiß gewaſchen und geglättet, wie ein Kieſel unter ſchwer herabträufelnden Tropfen. Dort zieht er hin, das Todesurtheil Italiens, Spaniens und Griechenlands zu unterzeichnen."

Jetzt kam Wellington vorüber. Jouy faßte ihn in das Auge und meinte: an dieſem Ariſtokraten habe man doch ſeine Freude; er gehe gerade aus wie ein Stier auf jede purpurrothe Fahne, habe Bravour und ſcheue ſich nicht, ſich auf Piſtolen zu duelliren.

„Wie verdrießlich," fuhr Jouy fort, „ſieht dort unſer alter Freund Neſſelrode aus, der doch ſonſt ſo munter war!"

Waren doch die alten, ſchönen Pläne Katharinens auf Griechenland ſo reif geworden, daß der Graf Capo d'Iſtria ſchon den Tag anberaumen mochte, wo Griechenland das türkiſche Joch abſchütteln und in Rußlands Arme ſinken würde, und doch wußte der kluge Oeſterreicher dem Czaren in Troppau ſo viele Furcht vor Revolutionen beizubringen und dabei der ruſſiſchen Diplomatie ſo viel Süßes zu ſagen, daß Neſſelrode ſeit dieſer Stunde ein ſüßſaures Geſicht macht.

Faſt eine Stunde lang rollte eine Equipage nach der andern vorüber, und wenige waren ſo glücklich, den Anmerkungen Jouy's zu entgehen; doch wie die Wagenreihe immer noch nicht enden wollte, warf er allen ſeine Bosheit zu in den Worten: „Voilà, die europäiſche Ariſtokratie auf der Völkerwanderung!"

Einer der letzten Wagen war eine altväteriſche, ſchwerfällige Staatskutſche mit rothen Rädern und Geſtellen und weißlackirtem Sitzkaſten. Auf der Kutſchenthüre ſah man das vergoldete Wappen, welches einen Löwen mit offenem Rachen und einer Lilie in den Branken vorſtellte; darüber las man die Deviſe: fortis et fidelis! Die Pferde, welche im Dienſte ergraute Rappen waren, lenkte ein

Kutſcher, welcher ein Baske zu ſein ſchien. Mit dem blauen, großen Mützenteller auf dem Kopfe und der Sammetjacke nahm er ſich ſtattlich genug aus.

In dieſem Wagen fuhr der Ritter Malavilla, Abgeordneter der Regentſchaft von Seo d'Urgel. Er gehörte ſeinem Anzuge, wie ſeiner Geſinnung nach ganz der alten, guten Zeit an, wie ſie ſich in Spanien ſeit Philipp II. kryſtalliſirt hatte.

Sein Galakleid, in welchem er heute zugleich mit dem Kaiſer von Rußland ſeinen Einzug hielt, war eine Art kurzer, weißſeidener Leibrock, deſſen Aermel in tauſend kleine Muſcheln und Fältchen gelegt waren, darunter trug er eine goldgeſtickte Weſte, in welcher er eine goldene Tabatiere mit dem Bildniſſe ſeines Königs in Diamanten ſtecken hatte; es verſteht ſich von ſelbſt, daß er kurze, anliegende, weiße Beinkleider und Strümpfe und Schuhe von gleicher Farbe trug, ſo daß er, da auch ſein Kopf bis zum Haarbeutel hinunter gepudert war, einer Lilie auf dem Felde der Loyalität zu vergleichen war. Seiner Haltung konnte eine ſteife Grazie und ſeinem Geſichte ein gewiſſer Adel nicht abgeſprochen werden, welcher jedoch gemindert wurde durch den harten, fanatiſchen Blick ſeines dunklen Auges. Auf dem Treſſenhute, welchen er vor ſich liegen hatte, ruhte ſeine linke Hand, an welcher er über dem Handſchuh einen feinen Solitair trug; mit der Rechten zupfte er zuweilen aus Gewohnheit an ſeinem Halstuche, welches er, wie einen Shawl zuſammengelegt, nachläſſig und doch zierlich geſchlungen trug. Neben ihm ſaß ſeine Tochter, die ſchöne Iſabella, eine junge, ſchlanke Dame, welche über das Haupt die ſchwarzſeidene Mantille gezogen hatte, in einem prächtigen Gewande von gelbſeidenem Stoffe mit matten, eingewirkten, großen Blumen. Um den zarten Hals trug ſie an einer ſilbernen Schnur ein prächtiges Kreuz von großen Rubinen balais, welches ſich auf ihrem Buſen wiegte. Ihr Geſicht kam nur ſelten zum Vorſchein, wenn die Mantille, in welche ſie gehüllt war, ſich zuweilen verſchob, und der große Fächer, mit welchem ſie ſich Luft zufächelte, ein wenig tiefer ſank, ſo daß ihr dunkelblaues Auge zuweilen erſchien und verſchwand, wie der Farbenglanz eines Schmetterlings, welcher auf einer Blume die Flügel auf- und zuſchlägt.

Indem ſie mit der Spitze ihres zierlichen Füßchens, unter dem Saume ihres Kleides vor, nachläſſig mit der Spitze des Galanteriedegens ihres Vaters ſpielte, ſprach ſie zu ihrer Duenna, welche ihnen gegenüber ſaß: „Warum aber fahren wir nicht im offenen Wagen, daß wir, wie alle Uebrigen, Etwas ſehen könnten? Warum iſt denn das Alles da, wenn man es nicht anſchauen darf? Wenn man nur wenigſtens Luft ſchöpfen könnte in dieſem engen, ſchwülen Raum!“

Die Duenna erſchrak vor der kühnen Rede Iſabellens, der Ritter jedoch griff gravitätiſch hinter Iſabellen hinüber und hielt den herabhängenden Riemen am Fenſter zwiſchen Daumen und Zeigefinger; plötzlich beſann er ſich wieder, und Ines, die Duenna, faßte etwas höher den Riemen an, und da der Ritter nichts weiter ſagte, ſo ließ ſie das Fenſter herabrollen.

Ein Stoß friſcher Luft drang in den Wagen; Iſabella hauchte tief auf und blickte hinaus, und vor ihr ſtand Achilleus, ruhig, hoch und ſchön. Ihr Blick verdunkelte ſich, als ſie an ihm vorüberfuhr; das Blut trat ihr nach dem Herzen, und ſie ſank in die Wagenecke zurück. „Was iſt dir, meine Tochter?“ fragte der Ritter; Iſabella aber wußte ſelbſt nicht, was ihr widerfahren war. Ihr war es, als hätte ſie etwas wunderbar Herrliches erlebt, das aber zu ſchnell an ihr vorübergegangen war, um ſich daran deutlich erinnern zu können.

Viertes Capitel.

Die Straßen Verona's waren öde und leer, als hätte eine furchtbare Peſt die Bevölkerung dahingerafft und nur noch einige Wenige zurückgelaſſen; denn faſt Alle waren hinausgezogen vor das Thor auf die Straße nach Parona hin, dem Kaiſer Alexander entgegen. Die Hauptſtraßen, an welchen die fremden Herrſchaften wohnten, waren mit Buchsbaumzweigen und anderm grünen, feinblättrigen Laube, die Auftritte und Hausſchwellen mit Blumenblättern belegt, welche mit verſchiedenen Farben Namenszüge und Sinnbilder darſtellten, und die Säulen, die Thüren und Fenſter der Paläſte mit reichen Blumenguirlanden geziert. Von den Brüſtungen der Balkone herunter hingen Teppiche von Sammt oder Seide, welche zu dem Bunten und Heitern noch die Pracht hinzufügten.

Ueber die Straße von einem Hauſe zum andern gegenüber hingen hie und da bunt geſtreifte Papierballons, in welchen Lampen zur Illumination hingen; an andern Orten ſah man dieſe Ballons mit ihren Lampen erſt zum Fenſter heraus und auf die Schnur hinübergleiten. Hie und da waren hohe Brettergerüſte errichtet, welche Portale zu den Paläſten bildeten, buntgemalt und mit Fahnen, Transparents und Büſten der Herrſcher geſchmückt, welche ſich zum Congreß hier verſammelten.

Peppino, welcher in einer kleinen Werkſtätte Menſchen, Affen und Papageien modellirte, und in weißen und buntgemalten Gypsabgüſſen zum Verkaufe in den Straßen Verona's herumtragen ließ, brachte jetzt zur ſchönen Francesca, der Schweſter Antonio's, die Büſte des Kaiſers von Rußland. Er hatte ſich ein gutes Modell verſchafft, daher war ihm vor allen Potentaten dieſer am Beſten gelungen.

„Schöne Nachbarin!“ rief er zur Thür herein, „ich bringe Euch hier den ſchönſten Mann von der Welt, — den Kaiſer von Rußland, und den reichſten dazu. Per bacco! Die Münze von Venedig prägt für ihn Tag und Nacht Doppelzechinen, und der Banquier Papadopoli hat für ihn einen Wechſel auf vier Millionen erhalten; und mir iſt er für drei Zwanzigkreuzer feil!“

„Du zehnfacher Judas Iſcharioth!“ rief luſtig Francesca, „da haſt du eine Krone dafür, denn minder iſt er nicht werth!“

„Gott ſegne Eure ſchöne Hand!“ verſetzte Peppino und eilte davon.

Francesca, vielbeſchäftigt mit Lampen und Blumen, drückte einen Kranz von Herbſtroſen und Lorbeer dem Kaiſer über den Kopf und ſtellte die Büſte auf die Bruſtwehr des Balcons.

Kaum war dieſes Geſchäft vollbracht, als Giovanni, welcher Diener, Koch, Hofmeiſter, Botengänger und zuweilen Freund des Hauſes war, hereinkam und jubelte: „Pater Benedetto meldet, daß die große, vornehme, ſpaniſche Herrſchaft, für welche er drüben das alte Haus gemiethet, ganz gewiß noch dieſen Nachmittag eintreffen werde, und läßt fragen, ob Alles in Stand geſetzt ſei?"

„Laß' ihm ſagen," entgegnete Franceſca, „daß er deshalb ſeinen Seelenfrieden nicht ſtören ſolle; die ſpaniſche Herrſchaft dürfte leicht in geringern Häuſern und Betten geruht haben!"

Mit dieſen Worten verſchwand das lebendige Mädchen in die Nebenſtube, um ſich zu ſchmücken. Nach einer Weile rief ſie Anna, ihre alte Dienerin. Franceſca weinte vor Ungeduld, denn ſchon zum zweiten Male war ihr das Band unter dem Knie geſprungen, als ſie zur Probe, ob es halte, den Fuß an ſich gezogen hatte, daß der elaſtiſche Muskel bis in das Gelenk hinaufſchlug. Schnell hüllte ſie ihre ſchlanke Geſtalt in das roſaſeidene Gewand, und ſtand jetzt mit dem halbgewendeten Rücken vor dem Spiegel, indem ſie ſich darin beſchaute, in die Haarkrone mit einer Diamantnadel ſich den langen Schleier ſteckte und über Kopf und Rücken breit herunterfallen ließ, ſo daß die reichen, dunkeln Locken nur ein wenig verhüllt über den weißen Schultern ſich hervordrängten und mit den Ringelzungen herunternaſchten, wo der Spitzenbeſatz vor der ungeſtümen Bruſt zitterte. Wie die Pracht ihrer Geſtalt jetzt aus dem Spiegel ihr entgegenflammte, blitzten wildfröhlich ihre ſchwarzen Augen; ſchnell drehte ſie ſich um, warf ihre weißen, leuchtenden Arme in die Höhe, daß die weiten Aermel davon zurückfielen, und rief: „Heute werde ich den ſchönſten Mann in Europa ſehen!"

„Wie ſeid Ihr wieder ſo wild!" erwiederte Anna, „das iſt immer wie ſiedendes Oel, das überläuft und in den Kohlen aufſprüht und brennt und flammt, bis Alles in Feuer ſteht. Ich habe Eurer Mutter in ihrer letzten

Krankheit vor ihrem Tode verſprochen, Euch zu hüten, wie meinen Augapfel! Nun ich älter bin, wünſche ich, daß ſich bald Jemand findet, der unſerer ſchönen Francesca anſtändig iſt und mit mir ſorgen hilft. Da zeigt ſich eine Gelegenheit nach der andern, Francesca rümpft das Näschen und läßt Einen nach dem Andern vorüberziehen, als wäre ihr Vater, der ſtolze Rathsherr, Korbmacher geweſen. Francesca, die ſchönen Jahre gehen auch vorüber, und es kommt die Zeit, wo jede Stunde nur ein klein wenig Stolz und Jugend uns aus dem Geſicht tippt und die gute Laune abnimmt, wie eine Kerze auf dem Altare, vor der Viele auf den Knieen gelegen und die Vielen geleuchtet hat, und an die, wenn ſie abgebrannt iſt, Niemand mehr denkt."

Francesca hatte ſich lachend in den Armſtuhl geworfen und fuhr in der Art ihrer Anna, welche ſie poſſierlich ihr nachäffte, weiter fort: „Und da iſt in der Nähe der Kaufmannsſohn im gelben Eidotterfrack und dem kirſchblüthenen Höschen, mit dem ſeidenen Schnupftüchelchen in der Hand, woran er immer Pfefferdüten dreht und mir den Ring an den Finger lächeln will! Er verſuch's," rief Francesca mit ihrer natürlichen Stimme, „hier iſt meine Hand, wenn er ſich nicht fürchtet vor ihren Bewegungen." Nun fuhr ſie weiter fort mit der nachgemachten Stimme der Alten: „Da iſt der Nobile Grimaldi aus Venedig, von uraltem Adel und ſehr verliebt!" Bei dieſen Worten ſtreckte Francesca die beiden Zeigefinger aus und ließ, wie in einem Puppenſpiele, ſie zu einander reden, ſo daß der linke eine ſteife Verbeugung machte und hochtrabend redete: „Signora padrona! Venedig iſt die Königin des adriatiſchen Meeres und war einſt ſehr berühmt und mächtig; dort gab es viele

Patricier, welche mehr galten, als Kaiſer und Könige, und ich bin der Enkel meines Großvaters!“ Jetzt begann Francesca mit dem rechten Zeigefinger zu wackeln, den ſie entgegnen ließ: „„Signore padrone! Warum ſeid Ihr denn nicht lieber der Vater Eures Urgroßvaters?““ „Signora, Eure Frage iſt ſchwer zu beantworten!“ „„So geht denn heim und fragt Euren öſterreichiſchen Polizeidirector und bringt mir Antwort! Ade!““ — Nun kommt der Profeſſor aus Padua! Gelehrt und dick und mit der langen Naſe, welche immer in den Antiquitäten und Gräbern der alten Römer herumſchnobert und eine Rarität nach der andern entdeckt zum Ruhme Italiens, — ein Scarabäus, der mir zuweilen vor den Füßen herumkriecht, daß ich mich jeden Augenblick hüten muß, ihm nicht auf den Rüſſel zu treten. Hinweg mit allen dieſen Männern! — Und ihnen ſind alle gleich, welche ich kenne! Wenn ich in den Geſchichten unſerer Vorfahren leſe, und ſehe dieſe Nachkommenſchaft, welche ſich ihrer Schande und Knechtſchaft freuen mag, ſo ſchaudert mich vor dieſem Geſindel. Ich kann nicht ſagen, daß ich dieſe Männer verachte, aber ich mißachte ſie. Zeige mir einen Mann, der auf der Stirn den Stempel des Herrſchers trägt, wozu jeder geboren ſein ſoll, zeige mir den Mann, der nie unter dem Joche der Gemeinheit den Nacken gebeugt hat, zeige mir Cäſar oder Brutus, und ich will ſo rückſichtslos Seele und Leib ihm opfern, und müßte ich, wie Semele in Jupiter's glühenden Armen, in Aſche zerſtäuben! — Heilige Maria, bitte für uns!“ —

Anna weinte und ſchluchzte bei dieſen Worten, ſtreichelte Francesca begütigend und ſagte: „Armes Vögelchen, Du verſchmähſt die Federchen und Fädchen, um daraus ein Neſt zu bauen, und trägſt brennende Kohlen hinein, und, wie Du ſagſt, ſo wird es kommen mit dem Feuer und der Aſche! Ich habe mich nun lange genug in der Welt umgeſehen und manchmal die Augen offen gehabt und habe mir Vieles zurecht gelegt und geſehen; und habe denn immer gemerkt, daß die glücklich wurden, welche hübſch ordentlich ſich in die Welt hinein ſchickten, ruhig einen Tag zu dem andern legten, immer das Nächſte zum Nächſten fügten, bis ihr Haus fertig war. Da ſah ich verarmte Adlige, die den ganzen Tag herumgingen und nicht müde wurden, davon zu reden, daß einer ihrer Vorfahren Cardinal, ein anderer Herzog von Genua, und wieder ein dritter groß am Hofe des Kaiſers geweſen, und konnten nicht darüber hinauskommen, daß Alles anders geworden ſei; — ich habe dieſelben um kleine Darlehne, welche ſie nie wieder bezahlten, betteln geſehen, und ſehr verachtet bei allen Krämern, Kaſſee und Speiſewirthen und allen Handwerkern. Doch auch Andere habe ich bemerkt, welche dachten: alte Zeit und Adel hin und her! — und anfingen, etwas zu lernen, womit ſie ſich redlich nähren konnten und etwas dann arbeiteten und dabei zu Geld und Anſehen und gutem Hausſtande kamen. So habe ich denn auch erlebt, daß die von unſeren Landsleuten, welche über die alte Herrlichkeit Italiens nicht hinauskommen konnten, auch daran zu Grunde gegangen ſind, und wieder Viele, die das Heute in das Morgen hinüberarbeiteten und glücklich wurden.“

Francesca’s ſchönes Angeſicht war bei dieſer Rede vor innerer Heftigkeit erbleicht, denn mit Gewalt drängte ſich das Blut nach dem Herzen, indem ſie ſich zu beherrſchen ſuchte und ruhig entgegnete: „So mag es wohl in der

Welt beſtellt ſein; das Gewöhnliche mag Recht behalten! Wohl mag die freie Gemſe ſtündlich und täglich vom Tode bedroht ſein, — aber wenn ſie ihr Schickſal erfüllt, ſo fällt ſie doch als ein edles Thier, und nicht gemein, wie das Schaf, welches dem Hirten ſeine Wolle und Milch, ſeine Lämmer und zuletzt Fell und Blut und Fleiſch laſſen muß. Armes Schaf Italien, vergönne mir die gefährliche Freiheit einer Gemſe, und den Muth, mich vom Felſen in den Abgrund zu ſtürzen, zu guter Letzt, wenn das Verderben hinter mir herrauſcht!“

In dieſem Augenblicke donnerten die Kanonen von Parona herunter; Franceſca ſprang auf und eilte auf den Balcon. Ein dumpfes Brauſen ſcholl aus der Ferne heran, welches ſich immer mehr ſteigerte bis zum Toſen. Dazwiſchendurch hörte man wieder Kanonendonner; zugleich erſchienen an den Fenſtern und unter den Thüren Greiſe, Frauen und Kinder, und wer ſonſt noch in der Stadt zurückgeblieben war. Jetzt war es eine kleine Weile ſtill, dann erhob ſich wieder das dumpfe Toſen und zwiſchendurch donnerten von Neuem Kanonenſalven. Jetzt quollen ſchon aus den Nebenſtraßen und Gaſſen dichtgedrängte Volksmaſſen, zurückgehalten von den Cavalleriſten, welche hier mit blanken Klingen und drängenden Pferden die Straße frei erhielten. Jetzt wälzte ſich ein Ruf vom Thore herein die Straße entlang: „Sie kommen! ſie kommen!“ — und nun war Alles wieder ſtill, bis ein vieltauſendſtimmiger Ruf: „Kaiſer Alexander!“ und: „Kaiſer Franz! hoch!“ — die Luft erſchütterte, Hüte und Mützen in die Höhe wirbelten und aus den Fenſtern Tücher flatterten, und zugleich die beiden Kaiſer im offenen Wagen mit dem Sechsgeſpann heranrollten, ihnen hinterdrein die endloſe Wagenreihe.

Welcher Augenblick, wo die zwei größten Herrſcher des Continents, der kaiſerliche Greis mit dem kaiſerlichen Jünglingsmann unter dem Jubel dichtgedrängter Volksſchaaren hier einzogen, um über Europa Gericht zu halten! — Francesca hatte ſich mitrufend weit über den Balcon vorgebeugt, als das Sechsgeſpann ſich näherte, und ſie die hohe, edle Geſtalt und das freundliche Antlitz des ſchönen Kaiſers erblickte, welcher freundlich ſeine lachenden, blauen Augen zu Francesca emporhob. In dieſem Augenblick hatte ſie von ſeiner Büſte den Lorbeerkranz genommen und hineingeworfen in den vorüberrollenden Wagen. Als ſie ſah, daß Kaiſer Alexander den Kranz aufhob und noch einmal dankend zurückblickte, drückte ſie ihre beiden Hände vor ihr brennendes Geſicht und das ſchöne Bild des Kaiſers tief in ihre Seele.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Der Ritter Malavilla hatte mit ſeiner Tochter und Dienerſchaft die Wohnung bezogen, welche Antonio mit ſo großem Eifer im alten Gebäude für ihn hatte einrichten laſſen. Mit ihm war der Pater Santello angekommen, welcher den Auftrag erhalten hatte, als Secretair des Ritters die Correſpondenz mit der Regierung von Seo d'Urgel zu führen. Er hatte ſich zugleich mit dem Ritter einquartiert und ließ ſich jetzt von Antonio in der Wohnung, welche ihm zuzuſagen ſchien, herumführen und ſich in ihr mit den Räumlichkeiten bekannt machen. So gelangten ſie auch in das Erdgeſchoß. Gleich bei der erſten Stufe der emporlaufenden Wendeltreppe, wenn man von Oben herunterkam, rechter Hand, befand ſich eine Thüre, über welche oben ein rothes Kreuz gemalt war.

Da ſie nur angelehnt war, ſo ſtieß ſie Santello zurück und fragte, welches Heiligthum da drin ſei?

„Es iſt eine gewölbte Halle,“ verſetzte Antonio, „welche in alten Zeiten eine Hauscapelle geweſen iſt, im Winter aber zur Aufbewahrung von allerlei Früchten benutzt wird.“

Santello beugte die Kniee, bekreuzte ſich und ſagte dann zu Antonio: „Die Stelle, wo Gott im Sacrament einmal

Leib geworden, iſt heilig für immer. Vergönnt mir, daß ich dieſe Capelle zu ſeinem Dienſte wieder einweihe."

„Macht davon Gebrauch," verſetzte Antonio, „wie es Euch beliebt!"

Sie waren in die Halle hineingetreten. „Dieſe Pforte hier geht in den anſtoßenden Hof," fuhr Antonio fort, „in welchem Ihr in der Waſſerkühle des Springbrunnens Euch ergehen könnt, ſo oft Ihr Luſt habt."

Mit dieſen Worten ſchob er den Riegel an der Pforte zurück, drückte das Schloß auf und ſtieß die beiden Thürflügel auseinander, daß plötzlich die helle Tagesgluth in das verödete Heiligthum hereindrang.

Der mit Marmorplatten abgeſchloſſene Hofraum, in deſſen Mitte die Fontaine zwiſchen Sonnenblumen und Georginen, wie ein kryſtallener Baum, emporſprühte, erſchien, wie eine heitere Vorhalle, welche das menſchliche Gemüth zu träumeriſcher Andacht in den dunklen Räumen der Capelle einladen mochte.

Antonio und Santello ſetzten ſich auf die ſteinernen Stufen, welche zu der Capelle führten, und beriethen ſich, wie ſie am ſchnellſten wieder herzuſtellen ſein möchte, damit der Ritter ſo bald als möglich ſeine Hausandacht darin halten könnte.

„Ihr habt mir erzählt," ſagte endlich Santello, indem er die Kapuze über ſeinen tonſurkahlen Kopf zog, „daß dieſes alte, herrliche Gebäude, welches wir nun bewohnen, vor unſerer Ankunft ſeit einer langen Reihe von Jahren verlaſſen und öde geſtanden, und daß Ihr jetzt nicht begreifen könntet, wie Euch früher die Augen vor dieſem phantaſiereichen Bauwerke, welches zugleich wieder ſo wohnlich iſt, hätten verſchloſſen ſein können! und wie Ihr früher dieſe Abwechſelung in der Größe und Form der Fenſter und Thüren, die Mannigfaltigkeit der Verzierungen, und die ſcheinbaren Willkürlichkeiten in Vertheilung der Räume ſo geſchmacklos hättet finden können, ſo daß Euch erſt jetzt plötzlich der Sinn davon, wie von einem alten, ſchönen Gedichte, aufgegangen ſei. Gerade ſo, wie es Euch mit dieſem alten Gebäude gegangen iſt, ſo wird unſerer Zeit plötzlich wieder die Glorie der Kirche und des Throns in aller ihrer Herrlichkeit offenbar werden, daß ſie vor dem Glanze erblinden wird, wie Saulus, als ihm der Herr erſchien und zu ihm ſprach: „Warum verfolgſt du mich?“ —

„Wohl denn!“ verſetzte Antonio, „wie ohne Zwang, ſondern von ſelbſt der Geiſt der alten Baukunſt an dieſem Hauſe mir klar wurde, und wie der Herr nicht mit irdiſchen Waffen, ſondern durch die Herrlichkeit ſeiner Erſcheinung und die Milde ſeiner Worte Saul bekehrt hat, eben ſo ſollte die heilige Kirche mit den geiſtigen Waffen der Wahrheit, nicht aber mit Bajonetten und Feuerbränden gegen Ketzer und Demagogen zu Felde ziehen!“

Santello lächelte erſt über dieſe Worte mit einem ſpöttiſchen Zuge um den Mund, dann wurde er ernſt und antwortete mit gehaltener Stimme: „Euren Irrthum, lieber Freund, habe ich getheilt während der ſchönſten Zeit meines Lebens, wo ich noch als Einſiedler auf dem heiligen Berge Montſerrat meine Tage im Gebete dahinlebte. Welche Erinnerungen wachen in mir auf! Meine Vaterſtadt iſt Tarragona, hoch auf dem Felſen, die Königin der reichen, blühenden Ebenen und Gefilde bis zum Fuße des Montſerrat, die Beherrſcherin des Meeres, das von Oſten her ihr ſeinen Tribut bringt, Tarragona, Freundin des Scipio, des Afrikaners, Cäſars Julia Victrix, Roms und ſeiner Kaiſer geliebteſte Stadt!“ —

„Doch, verzeiht mir,“ unterbrach ſich Santello, „daß ich vom Strom meiner Gefühle dahingetrieben werde an die Küſten meiner Vaterſtadt!“

„Wollt Ihr mir ſo viel Vertrauen ſchenken,“ erwiederte Antonio, „daß Ihr mir von Eurer Heimat und Euren Schickſalen erzählen wollt, ſo ſeid verſichert, daß ich es zu ehren verſtehen werde.“

„Meine Eltern,“ fuhr Santello fort, „ſind mir unbekannt geblieben; ich wurde im Franziskanerkloſter unweit der Baſtion des Roſenkranzes und des neuen Thores des heiligen Franziskus erzogen, ohne daß ich je etwas von ihnen gehört und geſehen habe. Der Abt des Kloſters wich meinen Fragen um ſie aus, obſchon er von ihnen das Nähere wiſſen mochte. Ich war ein Kind, deſſen Daſein vor der Welt verborgen bleiben ſollte, ſo viel iſt gewiß. Einſtmals beſuchte mich ein alter Herr, welcher mit dem Abte zu mir kam und mich unter Thränen herzte und küßte. Im Laufe des Geſpräches hatte ihn der Abt einmal Uguanna genannt, das iſt Alles, was ich über ihn erfahren habe. Da er nie wiederkam, ſo vergaß ich ihn allmälig wieder, und erſt jetzt fällt mir der Name: Uguanna! wieder ein. Vielleicht hätte dieſer Name mir Gelegenheit gegeben, auf die Spur meiner Eltern zu kommen.

„Als ich ſchon die prieſterliche Weihe erhalten hatte, wuchs meine Sehnſucht nach der Einſamkeit des fernen Berges ſo ſehr, daß ich vom Erzbiſchof mir Diſpenſation verſchaffte und ſo endlich mich auf den Weg dahin begab.

„Unter vielen Gebeten gelangte ich bei ſeinem Fuße an. Die Gebete ſtiegen mit mir empor, die Kümmerniſſe blieben zurück an der Schwelle, hinweggebannt vor dem heiligen Odem des Berges. Da gerade zu jener Zeit die Einſiedelei St. Jago erledigt war, ſo wurde ſie mir auf die Verwendung meines Priors eingeräumt. Ich ſtieg bei dem grauenden Morgen die ſteile Escala des Berges hinan, geführt von einem der Väter aus dem Kloſter. Um uns her ragten empor die ungeheuren, nackten Felſenkegel, wie Rieſenfinger, zum Himmel deutend, während die Natur um uns in Abgründe ſich hinunterſtürzte, um den Menſchen mit Gott allein zu laſſen in der Einöde der ſtarrenden Klippen und der ziehenden Wolken. Wir ſtiegen durch Klippen und Wolken hinauf in die klare Luft des Himmels und unter uns ruhte die Erde im Schleier des wirbelnden Nebels. Endlich kamen wir bis zu den vier höchſten Felſenpyramiden, von welchen die höchſte an ſteiler, ſenkrechter Wand die Hütte trägt, welche ich bewohnen ſollte. Tief unten in unermeßlicher Tiefe lag das Kloſter, ringsumher die Felſeneinöde, und weithin ausgebreitet die unermeßliche Ausſicht auf die unbegrenzte Ferne, wo das Auge die großen, volkreichen Städte, wie eine zerſtreute Lämmerheerde auf dem Felde, die Ströme, wie glitzernde Thautröpfchen im Graſe, das Meer, wie einen kaum ſichtbaren Silberfaden am Horizonte, und die Gebirge, wie Wolkenketten, erblickt. Dort fällt die Welt mit allen ihren Leiden und Freuden wie ein Mantel von der Schulter des Einſamen und das Herz ſchwingt ſich, wie eine todesfreudige Hymne, zum Throne Gottes.

„Zwiſchen zwei Felſenwänden ſchräg vor bis an die Sonne zog ſich der Garten, von welchem ich mich mit dem Spaten in der Hand nähren ſollte. Die köſtlichſten Feigen- und Aepfelbäume waren dort ſeit Jahren gediehen und nie müde geworden, für das bischen Erde, welches ihnen der

Menſch gegönnt hatte, ihm dankbar die ſüßeſte Fülle von Früchten in den Schooß zu ſchütten. Gar bald hatte ich mich daran gewöhnt, Alles, was ich bedurfte, meiner eigenen Hand zu verdanken. Jedes Kraut, was ich gepflanzt, jeder Keim, der aus dem Kerne ſich hervordrängte, jede Blumenſtaude, welche ich bis zur Blüthe gepflegt hatte, erfüllte meine Seele mit ſüßem Entzücken. So ging Jahre lang mein Leben hin mit Gebet und Arbeit. Jeder Tag brachte mir eine neue Freude, denn ich lebte im Odem Gottes, der mich auf allen meinen Tritten anwehte. Es war mir, als hätte ſich das Paradies, als es von der übrigen Erde verſchwand, auf dieſe Bergeshöhen zurückgezogen. Selbſt die Thierlein, welche ſeit dem Sündenfalle die Menſchen ſcheuen, waren, wie freundliche, kleine Geiſter, um mich herum. Die Vögel, welche um meine Einſiedelei herum die Neſter hatten, beſuchten mich harmlos in meiner Stube, wenn ich betete, und halfen mir mit zu meinem Schöpfer ſingen, ſie waren um mich, wenn ich arbeitete, und eins oder das andere ſetzte ſich wohl gar auf meine Hutkrempe und ſah neugierig zu, wie ich grub und pflanzte. Dieſes Alles iſt nun vorüber, um nie wiederzukehren. Keine grüne Stelle ſollte von der alten, glückſeligen Zeit mir übrig bleiben.

„Ihr ſeht mich an, Don Antonio, mit zweifelnden Mienen? Gott wird entſcheiden, auf welcher Seite das Recht iſt. Ich kenne die Anklagen, welche in den Cortesverſammlungen erhoben worden ſind, ſie mögen jeden, der nicht zu Hauſe iſt in meinem Vaterlande und ſeiner Geſchichte, verwirren, aber der gerechte Richter wird die Wahrheit von der Lüge unterſcheiden.

„Unſere Demagogen wollen die Freiheit erjagen, und verjagen ſie aus ihren uralten Aſylen. Wollt Ihr freie, edle Männer ſehen, ſo lernt unſere ſpaniſchen Bauern kennen. So ſelbſtſtändig, ſtolz und kühn habe ich anderwärts nicht Fürſten und Grafen getroffen. Ich habe lange Zeit bei den verſchiedenſten Gelegenheiten unter ihnen zugebracht, und mir iſt kein Fall bekannt, wo ein ſpaniſcher Bauer den Anſtand und die männliche Höflichkeit verletzt hätte. In den unruhigſten Zeiten dürft Ihr Euch dem angeborenen und allgemeinen Ehrgefühl der Spanier vertrauen; keiner würde um alle Schätze des Morgenlandes das Gaſtrecht verletzen.

„Was iſt Freiheit anders, als das Freiſein von dem, was die Menſchenwürde entadelt? Dieſe Freiheit, das ſtolze Eigenthum meines Volkes, wurzelt in der Religion; ſie iſt eine Freiheit, gepflegt aus der grauen Vorzeit herüber in unſere Tage von Prieſtern und Königen: wir nennen ſie die Ehre! —

„Als der Revolutionskaiſer Napoleon dieſe Ehre angetaſtet, wuſch der Spanier ſich rein im Blute der Franzoſen.

„Unter den Mönchen des Kloſters war kein einziger, welcher nicht mit Wundennarben aus Schlachten und Gefechten in jener Zeit geſchmückt geweſen wäre; denn ſie hatten die Guerillas der cataloniſchen Bauern zum Kampfe für Gott und König geführt und ihre Namen als Vaterlandsretter mit Blut eingeſchrieben auf die Blätter der Geſchichte.“

„Ich kenne,“ verſetzte Antonio, „die Heldenthaten der Spanier zu jener Zeit, und meine Bewunderung für den ſpaniſchen Nationalcharakter iſt unwandelbar, doch kann ich nicht begreifen, wie die Rathgeber des Königs ihn verleiten mochten, bei ſeiner Rückkehr aus den franzöſiſchen Feſſeln, mit Bajonetten die Urkunde der Freiheit von 1812 zu vernichten, und die Cortes, welche ſeinen Thron gerettet hatten, einzukerkern oder zu verbannen.“

Santello war bei dieſen Worten düſter geworden, doch ſprach er mit mühſamer Faſſung weiter: „Möchtet Ihr nicht zugleich erfahren, welchen Lohn die Mönche des Kloſters auf dem Montſerrat für ihre Kämpfe und Siege erhielten?

„An einem Morgen ließ mich der Abt bitten, hinunterzukommen, denn viele Brüder müßten uns verlaſſen. Ich ſtieg hinunter und trat in die Kloſterkirche. Die Mönche und Einſiedler waren dort verſammelt. Der Abt, jener edle Greis, deſſen ſchwermuthvolles Antlitz ich nie vergeſſen werde, ſtand vor dem Altare und verkündete: daß die Cortesverſammlung das Kloſter aller ſeiner Einkünfte beraubt und jeder ſeiner Brüder die Erlaubniß hätte, dahin zu gehen, wohin er wolle. Und die Meiſten gingen hinweg und ſtiegen hinunter zu dem Volk und riefen es zu den Waffen.

„Eine dumpfe Schwüle ſchien auf das Land hinabzufallen.

„Nun ſaß ich tagelang oben und ſchaute hinaus auf das weite Land und betete für ſeinen Frieden, den ich ſelbſt nicht mehr finden konnte. Der ſchöne Monat April war gekommen und hatte meine Bäume mit Blüthen und ſummenden Bienen überſchüttet, jeder Grashalm, jedes Blümchen und jegliche Creatur freute ſich des Daſeins, nur in meiner Bruſt war es drückendſchwer und dunkel vor dem heranziehenden Gewitter der nächſten Zeit. Da kam eines Morgens Xaver, einer der drei übriggebliebenen Mönche, aus dem Kloſter zu mir herauf. Ich freute mich, ihn wieder zu ſehen, obwohl ſein Angeſicht todtenbleich geworden war. Als ich ihn fragte, wie es ihm ginge? meinte er: „Wie einem Geknebelten!“

„Er ging mit mir vor zur Stelle, wo man ganz deutlich unten die Stadt Cervera liegen ſieht. Ich erfuhr jetzt von ihm, daß die Unſern ihr Hauptquartier dort aufgeſchlagen, die Heerſtraße, die von Barcelona nach Madrid führt, beſetzt und alle Verbindung zwiſchen beiden Städten in ihrer Gewalt hätten. „Seht dort!“ rief Xaver, „aus der Morgendämmerung heraus wickelt ſich die Anhöhe, welche Cervera beherrſcht, dort hat ſich der Trappiſt verſchanzt. Seht dort weiter links die Sturmhaufen des Gouverneurs von Lerida; Gott ſtrecke ſie nieder in ſeinem Zorn!“ — Jetzt ſahen wir von der Anhöhe Blitzſtrahlen vorzücken und ein Gewühl in den Reihen des Gouverneurs; jetzt nachhallend ein Donnern. „Das ſind Kanonen!“ jauchzte der alte Guerillaführer Xaver, „das ſind Kanonen der Unſern!“ Wir Beide ſanken jetzt nieder auf die Kniee, um Verderben herabzuflehen auf die Feinde des Altars und des Thrones; doch unſere Gedanken waren nicht bei dem Gebete, es ward nicht erhört.“

„Vierzehn Stunden lang dauerte der Kampf vom Morgen bis zum Abend, da waren die Unſern geſchlagen und zurückgeworfen in die Stadt. Dieſe ſtand angezündet an allen Ecken und mit Bajonetten ſtürmten die Soldaten; aber die Bürger, voran die Mönche mit dem Crucifix, ſtanden mitten im Brande und Gemetzel. Von den Straßen verdrängt, ſtanden ſie auf den Dächern und warfen herab auf die Aſturier Ziegel, Balken und Steine. Ein Schutt- und Leichenhaufen blieb übrig, darunter lagen hundert und funfzig Prieſter und Mönche begraben. So ſtirbt ein Spanier für ſeinen Glauben.“

„Aber als der Himmel geröthet war von den Flammen des ſchönen Cervera, faßte mich plötzlich Xaver bei der Hand, ſchleuderte mich weit hinunter, daß ich beinahe den Abhang hinuntergeſtürzt wäre in die grauenvolle Tiefe, und rief: „Ein ehrloſer Schuft, der jetzt Altar und König verläßt!“ — Dann ſprang er mir wieder nach und rief: „Schwöre Rache!“ Ich ſchwur! — „Und nun,“ ſprach er, „komm', komm'!“ Ich folgte ihm durch die dämmernde Nacht immer tiefer hinunter, und doch war es mir, als wenn mich jeder Strauch mit tauſend zarten Fingern zurückhalten wollte, und jeder Stein des Felſens, den ich betrat, meine Füße feſtbannen, und doch riß es mich allgewaltig vorwärts, wie einen Dürſtenden zur rieſelnden Quelle. Hier und da ſetzten wir uns in der Nacht und er erzählte mir von Riego und ſeinen Soldaten, von dem bedrängten König, von den Cortes, und wie ſie dem Altar, dem Könige, dem Adel und allen Vorrechten einzelner Provinzen den Krieg erklärt, und wie ſie alles Große und Herrliche in den Staub darnieder treten wollten im Wahnſinn der Revolution. Alles erfuhr ich von ihm, und wie durch die Provinzen die alten ſpaniſchen Herzen ſich zuſammen fänden und die Waffen ergriffen zur Vertheidigung der Ehre Gottes. Und ich und Xaver beteten und fluchten durcheinander. Am Morgen langten wir im Thale an. Ich habe ſeitdem den heiligen Berg nie wieder beſtiegen und weit hinter mir liegt die grüne Bergeinſamkeit mit ihrem Frieden auf der Höhe.“

Zweites Capitel.

Es geſchieht wohl, daß bei fröhlichem Feſtgelage einer der Gäſte heimlich unter dem Tafeltuch ein Geldſtück von einer Hand zur andern wandern läßt, während ein anderer rathen ſoll, in welcher Hand ſich der wandernde Gegenſtand befinde. Man bemerkt unter der Decke eine fortwährende Regſamkeit und auf den Geſichtern eine luſtige Spannung, ohne daß ein Zuſchauer vor der Thür dahinter kommen würde, was hier vorgeht. Eine ähnliche verhüllte Thätigkeit begann jetzt in Verona auf den verſchiedenen diplomatiſchen Bureau's. Bei einem dieſer Bureau's hatte der junge Graf Joſeph von Rankenſtein, welcher ſich früher ſchon länger in Verona in unbekannten Aufträgen aufgehalten hatte, thätigen Einfluß.

Gebildet und verſchlagen zugleich, wurde er zu verſchiedenen Geſchäften gebraucht und er hatte dabei immer dem Vertrauen entſprochen, welches man in ihn geſetzt hatte.

Er gehörte zu den Menſchen, welche die wildeſten, verzehrendſten Leidenſchaften im Buſen mit der kühlſten Beſonnenheit vereinigen können, indem ſie mit dem Teufel ihres Blutes einen Vertrag gemacht zu haben ſcheinen, in welchem ſie ihm zwar ihre Seele verſchrieben, jedoch dabei die Bedingung gemacht haben, daß er nie die Etiquette verletze und die Stellung zur Welt gefährde.

Graf Joſeph hatte zwei Jahre vorher in Verona die Schweſter Antonia's in Geſellſchaft kennen gelernt.

Sie hatte auf ihn einen unauslöſchlichen Eindruck gemacht, auch anfangs ſeine Huldigungen angenommen, dann aber ſie ſo ſpröde und rückſichtslos zurückgewieſen, daß er Mühe hatte, nicht in die Rolle eines zurückgeſetzten, ſentimentalen Liebhabers zu verfallen.

Er blätterte jetzt in ſeinem Portefeuille, in welchem er ſeine früheren Veroneſer Erinnerungen aufbewahrt hatte, herum und ſuchte alle Verhältniſſe, an welche ſie geknüpft waren, ſich wieder vor die Seele zu führen, um ſie für ſeine jetzige Stellung, welche er hier wieder einnahm, nützlich zu machen.

Bei dieſem Geſchäfte fielen ihm auch die Abſchriften kleiner, franzöſiſcher Gedichte, welche er in hoffnungsreichen Stunden gedichtet und, auf feinem, roſafarbenes Papier geſchrieben, an Francesca geſendet hatte, wieder in die Hände.

Dazwiſchen befanden ſich die Concepte zu den Billeten, welche er an ſie geſchrieben hatte, nach der Reihenfolge ſauber geordnet.

Während er jede Zeile las, ſchienen die verſchiedenartigſten Empfindungen in ſeiner Seele wieder anzuklingen.

Zuweilen war ſein Geſicht ſo regungslos, als wäre es aus Wachs pouſſirt, ſelbſt die Augen ſchienen eine gläſerne Lüge, da die Augäpfel darin ſich kaum bewegten; dann aber zogen ſich doch wieder kleine, leichte, lächelnde Schlängelchen um die feinen Mundwinkel.

In dem letzten Billete, welches er an ſie geſchrieben hatte, wußte er ſie beſchwören, ihm über die Urſache der

Veränderung in ihrem Benehmen zu ihm, gnädig, wie eine lichte, ſchöne Sonne, Licht zu geben, damit er ſich rechtfertigen oder um Vergebung bitten könne, wenn er irgendwie ihre Abneigung durch eigene Schuld ſich zugezogen habe.

Franceſca hatte dieſes Billet zwar geleſen, jedoch unter ſeiner Adreſſe ihm wieder zurückgeſendet.

Als Graf Joſeph es damals wieder erbrach, ſand er mit Bleiſtift darunter geſchrieben: Spione! —

Bei dieſem einzigen Worte war die Correſpondenz beendigt.

Als ihm jetzt dieſes faſt verblichene Wörtchen in die Augen fiel, war es ihm, als führe ein glühendes Eiſen in ſeine Seele und drücke es ihm dort ziſchend und unauslöſchbar für alle Ewigkeit ein.

Seine Finger ſchnappten krampfhaft zuſammen, ſein Kinn zuckte in die Höhe und zwiſchen ſeinen Zähnen murmelte er ein unverſtändliches Wort; — dann faßte er dieſe Papiere zuſammen, nahm das brennende Wachslicht und ging zum Kamin, um ſie zu verbrennen, aber bald ſtellte er das Licht wieder auf den Tiſch und legte die Papiere in das Portefeuille.

Jetzt trat, vom Bedienten angemeldet, Bartolo herein, welcher ſich auf ſeinen Viſitenkarten Chevalier de Venta betitelte und behauptete, daß ihn Napoleon bei der Schlacht von Waterloo dazu ernannt habe, weil er erſt dort ſeine ausgezeichneten Dienſte in einem Reitergefechte bei Venta, von dem ſonſt Niemand etwas in den Zeitungen vernommen hat, erfahren haben ſollte. Es war ein hoher, ſchöner Greis mit ſchneeweißem, kurzgeſchnittenen Haupthaar, von welchem ſeine kohlſchwarzen Augenbrauen ſeltſam abſtachen. Er war einfach und ſauber gekleidet und trug im Knopfloche das Kreuz der Ehrenlegion. Seine Erſcheinung war einnehmend und ehrwürdig zugleich. Mit einer eleganten Verbeugung näherte er ſich dem Grafen mit den Worten: „Excellenz hat mir erlaubt, meine unterthänige Aufwartung machen zu dürfen?“

„Laſſen Sie ſich nieder, Chevalier! ich hoffe, auf die Dauer des Congreſſes von Ihrer Beobachtungsgabe wieder Gebrauch machen zu können! Sind Sie im Stande, Ihr Corps ſogleich wieder organiſiren zu können?“

„Ich habe,“ verſetzte der Chevalier, „im Voraus auf Ihre Genehmigung hin in allen Ständen der Geſellſchaft kluge Augen und Ohren gewonnen; doch verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich deſto umfaſſendere Berichte abſtatten kann, je mehr mir Mittel zur Verfügung geſtellt werden können.“

„Sparen Sie kein Geld!“ entgegnete der Graf, indem er aus ſeinem Pulte einige Rollen Ducaten nahm und ſie in die Hand des Chevaliers ſinken ließ, „denn ich muß täglich eine ganz genaue Ueberſicht über das, was hier in Verona vorgeht, haben können! Womit haben Sie ſich während meiner Abweſenheit die Zeit vertrieben?“

„Ich habe mich auf das Magnetiſiren gelegt, um zu entdecken, ob nicht die Clairvoyance für die Politik nützlich gemacht werden könne. Ich habe dabei die wunderbarſten Erfahrungen gemacht. Recht ſehr bedaure ich, daß der Congreß nicht im vorigen Sommer ſtattgefunden hat. Unter meinen Clairvoyanten hatte ich damals ein Frauenzimmer, welches von Natur blind war, jedoch im Hochſchlafe Alles ſah, was meilenweit in der Runde vorging. Ihre Seele war ein verklärter Polizeidiener geworden. Legte man irgend etwas, das Jemand an ſich gehabt hatte, meiner Clairvoyanten auf die Herzgrube, ſo ſah ſie die ganze Perſon, mit welcher ſie auf dieſe Weiſe in Rapport kam, vor ſich und wußte genau anzugeben, was dieſe dachte, ſprach oder ſonſt vornahm. Ihre Seele zuckte, wie ein Elf, über Land und Meer, durch Fenſter- und Thürritzen zu der Perſon, welche man auskundſchaften wollte."

„Leider bin ich Schuld an ihrem Tode; ich hatte ſie einſt nach Neapel zu einem Profeſſor der Phyſik geſchickt, welcher als Carbonaro verdächtig geworden war. Meine Clairvoyante fing an zu ſprechen: „Ich ſehe viele große Häuſer und ein Meer mit Schiffen und einen feuerſpeienden Berg! — Ich ſtehe an einer kleinen Spalte, durch welche ein Draht geht — ſoll ich hinein? — Der Draht geht tief hinein in ein Gewölbe, dort ſteht ein Mann, welcher eine gläſerne Walze, mit Siegellack beſtrichen, herumdreht, — muß ich hinein?" — Ich befahl ihr, ohne Zögern hineinzufahren. In dieſem Augenblicke ſchrie ſie auf und war nicht mehr. Sie war an den Draht einer Elektriſirmaſchine gekommen und hatte einen tödtlichen Schlag erhalten."

Graf Joſeph lächelte über die ſeltſame Geſchichte und ſagte: „Wäre es denn nicht möglich, eine ſolche Clairvoyante wieder herbeizuſchaffen?"

„Vielleicht!" entgegnete der Chevalier, „aber es iſt eigen, daß bei einer Jeden durch den Magnetismus immer eine andere Seelenthätigkeit hervorgebracht wird. Die Eine ſetzt ſich mit Geſpenſtern in Vernehmen, die Andere mit den Elementargeiſtern, wieder eine Andere mit Engeln und Dämonen, doch habe ich ſeitdem keine gefunden, welche praktiſch zu gebrauchen geweſen wäre. Eine meiner kleinen Prophetinnen wird intereſſant, ſie kann zuweilen das Schickſal einer Perſon aus den Augen prophezeihen."

„Bei gelegener Zeit," verſetzte Graf Joſeph, „werde ich Sie erſuchen, mich zu ihr zu führen; — doch geben Sie mir jetzt einige Auskunft über das Haus unſeres Freundes Antonio; — wie ſteht es dort?"

„Antonio iſt noch immer der Arzt aller unverheiratheten Damen, welche Intereſſe haben an einem jungen Arzt mit ſanften, träumeriſchen Augen. Sein Haus wird, wie früher, beſucht von intereſſanten Fremden. Unter dieſen, welche jetzt dort aus- und eingehen, dürften nur Jouy, ein franzöſiſcher Journaliſt, Arnold, ein deutſcher Gelehrter, und ein Neugrieche, welcher mit antiken Gemmen handelt, vielleicht einige Aufmerkſamkeit verdienen. Da Jouy Mitarbeiter am Conſtitutionnel iſt, ſo braucht man blos die Artikel, welche aus Verona datirt ſind, dort nachzuleſen, um zu wiſſen, was man von ihm zu halten hat. Der Deutſche forſcht nach Alterthümern herum und iſt ein Träumer, und der Neugrieche hat bis jetzt wenig von ſich verrathen."

„Seit einiger Zeit kommt auch der Maler Malocchio häufiger dorthin; Antonio's ſchöne Schweſter ſitzt ihm zu einer Ariadne, an welcher er ſchon ſeit langer Zeit malt."

„Da Ihr den wunderlichen, melancholiſchen Geſellen kennt, ſo brauche ich über ihm keine Worte zu verlieren. Doch wohnt ſeit einigen Tagen dort in dem alten Gebäude ein Spanier, welcher ein Anhänger Queſada's, des Generals der Glaubensarmee, iſt und von der Regentſchaft in Seo d'Urgel als Agent hierher geſandt ſein ſoll. Seine Tochter, welche er mitgebracht hat, ſoll eine ſeltene Schönheit ſein. Excellenz ſollten ſich die Mühe nicht dauern laſſen, ſie kennen zu lernen; denn ſchönere Frauen habe ich nirgends geſehen, als in Spanien, wo ich, wie Ihnen bekannt iſt, vor Jahren als Obriſt unter Maſſena den Feldzug mitmachte."

„Sehr wohl, Chevalier! Doch vergeßt nicht, auf dieſes Haus und Alle, welche dort Zutritt haben, ein aufmerkſames Auge zu richten.“

Der Chevalier empfahl ſich, als jetzt der Bediente den Neugriechen Achilleus anmeldete. „Er mag hereinkommen,“ befahl Graf Joſeph, „und ſich kurz faſſen.“

Achilleus trat ein, begrüßte den Grafen und erwartete ruhig die Antwort auf ſeinen Gruß. Joſeph faßte ihn muſternd in das Auge, ſo daß eine kleine Pauſe entſtand; denn die Geſtalt des Griechen und ſein ruhiges, großes Weſen, welches er an ſich hatte, machte auf ihn einen Eindruck, welchen er gern durch vornehme Kälte im Augenblicke aufwiegen mochte. Endlich fragte er: „Was bringt Ihr?“

„Eine Frage und eine Bitte!“ entgegnete Achilleus dem Grafen, welcher in ſeinem Seſſel ſitzen geblieben war und nur mit halb über die Schulter hinübergewendetem Geſicht ihn anſah.

„Ich halte mich hier ſeit einiger Zeit auf,“ fuhr Achilleus fort, „und gedenke die Zeit des Congreſſes, welcher ſo viele hohe Herrſchaften hier vereinigt, zu guten Geſchäften mit einigen werthvollen, altgriechiſchen, geſchnittenen Steinen zu benutzen. Geſtern jedoch iſt mir ein ſchwereres Geſchäft aufgetragen worden. Die Deputation, welche meine Regierung an den Congreß ſendet, iſt vor Ancona angelangt und hält dort die Quarantaine. An ihrer Spitze ſteht der Graf Andreas Metaxa, ein Freund meines Hauſes. Von ihm habe ich einen Brief erhalten, worin er mich angeht, Erkundigungen einzuziehen, ob die Deputation hoffen dürfe, von den hohen Mitgliedern des Congreſſes angenommen zu werden. Doch ich bin ſelbſt hier fremd und unkundig diplomatiſcher Wege; nur weiß ich, daß Eure Excellenz die

Gunſt des erleuchteten Staatsmannes beſitzen, in deſſen Hand das Schickſal der Hellenen ruhen dürfte."

Jetzt hielt Achilleus inne, um dem Grafen Gelegenheit zu einer Antwort zu laſſen, welche ihm die Weiſe andeuten könnte, in welcher er weiter ſich auszulaſſen hätte.

„Und Ihr," verſetzte Graf Joſeph, „wagt es, Euch einer ſolchen Anfrage zu unterziehen?"

„Wer möchte nicht gern ſeinen Landsleuten dienen?" entgegnete Achilleus, „und wer nicht gern da um Rath fragen, wo man den beſten und klügſten ſich holen kann? Herr Graf, mich führt das Vertrauen und dann die Ueberzeugung hieher, daß es vielleicht bequem ſein dürfte, mittelbar dem Grafen Metaxa das wiſſen zu laſſen, was man ihm kund thun möchte."

Graf Joſeph fühlte ſich von Achilleus klaren und ruhigen Worten eingenommen; doch konnte er nicht einig mit ſich werden, wie er ſich ihm geben ſollte, da er wußte, daß ſein Chef ſelbſt noch zu keinem beſtimmten Princip, welches in Bezug auf Griechenlands Sache befolgt werden könnte, gekommen war.

Wußte man auch, daß der Aufſtand der griechiſchen Nation nicht ohne Vorwiſſen der ruſſiſchen Diplomaten ausgebrochen war, ſo fürchtete man doch wieder die Pläne Rußlands auf Conſtantinopel, theils auch das Beiſpiel, welches unterdrückten Völkern dieſer Heldenkampf der Hellenen geben konnte, noch mehr aber die Begeiſterung, welche dafür bei allen Völkern Europa's erwacht war; doch eben die Begeiſterung, welche den Aufſtand der Griechen zu einer Sache der Chriſtenheit machte, ſtand der Meinung im Wege, welche gern mit Waffengewalt den Türken zur Unterwerfung der Griechen geholfen hätte.

Indem Graf Joſeph dieſes erwog, beſchränkte er ſich auf die Frage: „Und zu welchem Zwecke ſoll dieſe Deputation nach Verona kommen?“

„Es hatte ſich ſchon früher,“ verſetzte Achilleus, „in Morea die Nachricht verbreitet, daß der heilige Bund den türkiſchen Sultan zum Bundesmitgliede aufzunehmen gedenke; irre ich nicht, ſo ſoll die Deputation mit dem heiligen Kreuze in der Hand um Aufnahme eines chriſtlichen Volkes zu bitten wagen. Vielleicht iſt der Schritt kühn, verzeihlich dürfte er immer ſein.“

„Es leben leider viele chriſtliche Völker,“ entgegnete Graf Joſeph, „unter türkiſcher Botmäßigkeit; aber da die Zeit der Kreuzzüge vorbei iſt, ſo dürfte zu erörtern ſein, welches beſondere Recht die Hellenen auf den Beiſtand Europa's in Anſpruch nehmen wollen?“

„Das Recht der Thatſache!“ verſetzte Achilleus; „das Land ihrer Väter: Attika, Livadien, Aetolien, Akarnanien und der ganze Peloponnes iſt in ihrer bewaffneten Hand; im Augenblicke, wo ſie die Türken über die Grenze gejagt hatten, iſt ihre Inſurrection zu einem rechtmäßigen Kriege eines chriſtlichen Volkes mit den Barbaren geworden. Odyſſeus bewacht die Thermopylen, Niketas den Iſthmus von Korinth, Maurocordato Akarnanien, Ypſilanti Athen, und unſere Flotten beherrſchen das Meer bis zu den Mauern des Serails. Man kann nur fragen: wie viele Opfer noch bluten müſſen, ehe die Regenten Europa's ſich entſchließen werden, Stillſtand zu gebieten; denn je länger Hellas kämpft und blutet, deſto mehr werden ihre eigenen Völker zu gefährlichen Thaten begeiſtert; oder meinen Excellenz, daß man Hellas zwingen müſſe, die Fahne der Republik aufzuſtecken?“

Graf Joſeph fragte: „So meint Ihr, daß die Großmächte der Chriſtenheit durch die Nothwendigkeit der Politik gezwungen würden, ſich Eurer anzunehmen? Ich will Eure Nachricht von der Ankunft der griechiſchen Deputation in Ancona und Eure Meinung über ihre Angelegenheit dem Staatskanzler vortragen; gebt bei meinem Secretär Eure Adreſſe ab; ich wünſche Euch Nachricht zu geben.“ Hiermit war Achilleus entlaſſen.

Graf Joſeph ging, nachdem ſich Achilleus entfernt hatte, lange in tiefen Gedanken im Zimmer umher; denn dieſes Geſpräch, welches er eben gepflogen hatte, ſtellte ſich von ſelbſt in die genaueſte Verbindung mit dem Auftrage, welchen ihm ſein Chef ertheilt hatte: in einem Berichte alle die verſchiedenen Anſichten über den griechiſchen Aufſtand und die Maßregeln, welche die conſervative Politik hier zu nehmen habe, zuſammen zu ſtellen.

Er mochte ſelbſt glauben, daß der Geſichtspunkt, unter welchen er dieſe Angelegenheit bringen würde, nicht geringen Einfluß auf die letzte Meinung ſeines Chefs und endlich auf den Beſchluß, welcher gefaßt werden würde, äußern könnte.

Die leicht hingeworfenen Worte Achilleus' hatten den Gedanken in ihm erregt, daß man doch vielleicht ſpäter vom günſtigen Erfolge des griechiſchen Freiheitskampfes genöthigt werden könnte, ihn als einen loyalen anzuerkennen. Er verbarg es ſich nicht, daß die große Aufgabe der Diplomatie ſei, das Unvermeidliche der Zukunft freiwillig und affectlos kurz vorher, ehe es ſich ſelbſt Bahn gebrochen, mit dem Stempel der Loyalität zu plombiren, um dadurch die weiter fortwirkende Kraft deſſelben zu ſchwächen. Konnte er in dieſem Falle die Anerkennung Griechenlands als nothwendig vorausſehen, ſo war er ſelbſt, wenn er darauf die Aufmerkſamkeit ſeines Chefs in Zeiten hinzulenken geſucht hatte, als vollendeter Diplomat anerkannt.

Er beſchloß, zunächſt hierüber noch keine beſtimmte Meinung zu haben oder zu äußern.

Während er ſo gedankenvoll auf und abging, war Fürſt Iwan eingetreten, mit welchem er ein freundſchaftliches Verhältniß angeknüpft hatte, um durch ihn Anerbietungen von höherer, diplomatiſcher Stellung bei einem nordiſchen Hofe vielleicht möglich zu machen, welche ihn, gut benutzt, bei ſeinem eigenen Cabinete auf ſeiner Carriere fördern konnten.

Kaum erblickte ihn Joſeph, ſo ſtreckte er ihm die Hände entgegen mit den Worten: „Willkommen, nordiſcher Schwan!“

„Sie können immer heiter ſein,“ erwiederte der Fürſt mit mattem Lächeln, und ſank dabei in die Ottomane, „ich bin nicht ſo glücklich; eine gewiſſe Schwermuth iſt mir angeboren.“

„Und doch verdanken wir vielleicht gerade dieſer ſchönen Schwermuth,“ verſetzte Graf Joſeph, „die entzückenden Genüſſe, welche uns Ihr muſikaliſches Genie bereitet. Ich bin zu egoiſtiſch, um Sie ganz von dieſer göttlichen Melancholie geheilt zu wiſſen.“

„Ich weiß zwar nicht,“ entgegnete Fürſt Iwan, „wie die Muſik auf das Nervenſyſtem Anderer wirkt, welche ſtärker organiſirt ſind; mich verzehrt ſie in ihren Wogen in Fieberſchauern. Geſtern hatte ich das Glück, meinem Souverain die neueſte Compoſition des Goethe'ſchen Liedes: „Kennſt Du das Land, wo die Citronen blühen?“ vorzutragen.“

„Seiner Majeſtät tauchte bei den Worten: „im dunkeln Laub die Goldorangen glüh'n!“ die Erinnerung an den ſchönen Moment unſeres Einzuges empor in der Geſtalt einer jungen, ſchönen Veroneſerin, welche vom Balkon herab einen Lorbeerkranz geworfen hatte.

Da Ihnen, lieber Graf, die hieſige ſchöne Welt bekannt iſt, ſo wollte ich Sie erſuchen, mit mir durch die Straße zu fahren, wo ich vielleicht noch das Haus und den Balkon herausſinden könnte, wo uns dieſe junoniſche Geſtalt erſchienen iſt.“

Graf Joſeph hatte ihm mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehört; er ſann eine kurze Weile vor ſich hin, dann fuhr ihm plötzlich eine Vermuthung durch den Sinn und ein ſchadenfrohes, kaum bemerkbares Lächeln über das Geſicht, als er aufſtand und ſagte: „Hoheit, ich ſtehe zu Ihrem Befehl!“

Vor dem Palais hielt Iwans Wagen mit den drei nebeneinandergeſpannten, prächtigen, verſchiedenfarbigen Schäcken, und bald flogen darin die beiden Jünglinge, zum Entzücken junger, glühender Mädchenaugen hinter den Jalouſien, entlang der Straße dahin.

Drittes Capitel.

Franceſca ruhte halb liegend, halb ſitzend, wie in Schlummer und Traum verſenkt, auf dem Divan, in reichfaltigem, altgriechiſchen Gewande, den linken Arm über das Haupt zurück und die rechte Hand auf das Herz gelegt, während ihre alte Dienerin auf einem Kiſſen auf dem Boden ſaß und auf ihrem Schooße in der mit Holzſchnitten gezierten Ausgabe der Werke Arioſto's herumblätterte. Unfern davon ſaß vor ſeiner Staffelei der Maler Malocchio mit Palette und Pinſel, in ſein Gemälde vertieft, von dem er zuweilen mit ſchnellauffaſſenden Blicken das Auge zu Franceſca hinüber gleiten ließ. Endlich ſprach er wie für ſich: „Und da bleibt hier Alles nur eine ſtotternde Erzählung eines wunderherrlichen Gedichtes! Da fliegt die Natur vor Einem her, wie ein wunderbar ſchöner Vogel mit purpurglänzenden Flügeln und ſchmetternden Tönen, daß man blind und taub werden möchte, und der arme Künſtler ſucht ihn auf der Leinwand in die Farben zu bannen, und am Ende iſt man froh, wenn darauf nur ein verzerrter Schatten des göttlichen Urbildes zurückbleibt.“

„Und nun genug!“ rief Franceſca ungeduldig und ſprang vom Lager empor, „begnügt Euch mit dem, was Ihr habt!“

„Schenkt mir nur noch einen Augenblick,“ flehte Malocchio, „dann will ich gern verzweifeln an mir und meiner Kunſt! Nur die Beugung der Hand auf dem Herzen und den röthlichen Schein im Schatten laßt mich noch einen Augenblick lang ſtudiren!“ —

„Alſo nicht mehr ſchlafen?“ erwiederte Franceska, „gut denn! Hier ſitze ich ſchon, wie ein gehorſames Kind!“ —

Malocchio miſchte ſchnell einige rothe Farbennüancen und fuhr zu arbeiten und zu ſprechen fort: „Die kriechende Ameiſe erhält Flügel, ehe ſie ſtirbt, und eine große, ſchöne Zeit vor ihrem Ende die Verklärung in der Kunſt, — die letzte Oelung auf der Leinwand des Malers. Ehe die Blätter vom Baume fallen, werden ſie bunt, wie Blumen, und in bunten Malerblättern fiel die Zeit des Mittelalters vom Baume des Lebens in Florenz, Rom und Venedig, und jetzt beginnt die Kunſt in Frankreich und Deutſchland zu blühen. Unerbittlich ſcheint das Schickſal das Schöne und Herrliche zu verfolgen, wo es die Bahn des gewöhnlichen Daſeins verlaſſen will. Franceska, Ihr ſeid wunderbar ſchön!“ —

„Was fällt Euch ein, Malocchio? — Ihr krächzt ja, wie ein Leichenhuhn!“

„So? — daß ich nicht wüßte!“ verſetzte Malocchio, welcher wie aus einem Traume aufwachte, in welchem ihm zuletzt Achilleus vor die Seele getreten war, indem er weiter ſprach: „Achilleus iſt ſo eine Heldengeſtalt, ſo ein hoher Thurm, in welchen gern der Blitz einſchlägt; aber Minerva hat ihm die Klugheit zugeſellt als Blitzableiter. Es iſt ſeltſam, daß die zwei ſchönſten Menſchen, welche mein ſuchendes Auge auf dieſer häßlichen Welt aus den hunderttauſend Ungethümen herausgefunden und ſich an ihrer Erſcheinung auf ein langes Leben hinaus geſättigt hat, ſich nicht zuſammenfinden? — Franceſca?“

„Ich höre Euch! was phantaſirt Ihr?“

„Ich möchte wiſſen,“ bat Malocchio fragend, „welche Meinung Ihr über Achilleus habt?“

„Aus bloßer Neugierde?“

„Aus Wißbegierde,“ verſetzte Malocchio; „denn es iſt immer bemerkenswerth, was zwei ausgezeichnete Menſchen von einander halten.“

„Meine Meinung über ihn iſt bald geſagt. Er iſt ein ſchönes Menſchenthier, jedoch begabt mit übermenſchlicher Klugheit, eine ſchlanke Cypreſſe, welche ſtolz verſchmäht Nadeln oder Blätter zu tragen, wie andere Bäume; oder mit kürzeren Worten: er iſt für Nichts da, als für die Sache, welche er einmal ergriffen hat, alles Andere opfert er ihr hartherzig hin. Eher wollte ich einen Stein lieben, als mein Haupt an ſein Herz legen. Wenn es darinnen pocht und hämmert, ſo iſt es nur das Pochen und Hämmern einer Waffenſchmiede, und wenn er freundlich zu lächeln ſcheint, ſo iſt das nur das Leuchten einer heimlich geſchliffenen Waffe. Er iſt ſo recht ein Mann, wie ihn die Männer gern haben. Für ein edles Weib, welches nicht ſeine Magd ſein will, iſt er nicht geſchaffen. Er iſt artig und zuvorkommend, er verletzt nicht den Anſtand gegen uns, aber mir iſt es immer, als wenn ſein Fuß heimlich trachte, Einem auf den Nacken zu treten.“

Malocchio lachte luſtig auf und rief: „Alſo ein Pantherthier im Menſchenfell! — Welche Art von Männern wäre denn nach Eurem Geſchmack?“

Franceſca ſah ihm bei dieſer Frage luſtig in die

Augen, wandte ſich um und war in das Nebenzimmer verſchwunden.

Malocchio ſtand noch lange vor ſeinem Bilde, nickte jetzt mit dem Kopfe und ſchüttelte ihn dann wieder, bis er endlich der alten Dienerin, welche im Zimmer umher Alles wieder in Ordnung brachte, noch einen Gruß an ihre Gebieterin auftrug und ſich entfernte.

Kaum war Malocchio unter der Thür verſchwunden, als Graf Joſeph hereintrat und die alte Anna begrüßte.

Sie erkannte ihn auf der Stelle wieder, da er früher öfters im Hauſe geweſen war, und fragte ihn mit zuvorkommender Freundlichkeit nach ſeinem Befehle.

Joſeph drückte ihr ein Goldſtück in die Hand und erſuchte ſie, ihrer Gebieterin ihn als einen alten Hausfreund anzumelden, jedoch ſeinen Namen, da er ſie überraſchen wolle, zu verſchweigen.

Anna küßte das Bild des Kaiſers auf dem Goldſtücke, winkte bejahend und ſagte: „Excellenz, laßt Euch nur die Zeit nicht verdrießen, denn Signora Francesca wird ſich jetzt umkleiden; ein Maler, wie Ihr hier ſeht, malt ſie in ganz anderen Kleidern, als hier zu Lande gebräuchlich ſind, das muß Alles um ſie ſo recht unordentlich ſein, weil das erſt recht ſchön ſein ſoll.“

„Geht nur, Mütterchen,“ ſagte Joſeph, „und verrathet nicht meinen Namen, Ihr verderbt ihr ſonſt eine große Freude!“ — und trieb ſie in das Zimmer hinein.

Graf Joſeph war, wie erzählt worden iſt, von Francesca auf das Empfindlichſte verletzt worden, und ein Gemüth, wie das ſeine, kann nie vergeſſen oder verzeihen. Er hatte ſich durch ſeine Verbindungen verſchiedene Briefe zu verſchaffen gewußt, in welchen Antonio über die lombardiſchen

Zuſtände mit Neapolitanern correſpondirt hatte. Joſeph beſaß in dieſen Briefen hinreichende Mittel, Antonio der Theilnahme an demagogiſchen Umtrieben zu beſchuldigen und zu verderben. Er zögerte jedoch, davon Gebrauch zu machen, einmal, weil eine unbeſtimmte Regung in ſeiner Seele ihn davon zurückgehalten hatte, und dann, weil das Verderben, in welches er Antonio ſtürzen konnte, zwar auch ſeine Schweſter, aber doch nur mittelbar getroffen haben würde, und weil er ſich endlich raffinirter und ganz beſonders an ihr rächen wollte.

Er ſuchte jetzt über ihrem Haupte von allen Seiten her Fäden zu ſpinnen, um ſie zu ſeiner Zeit zu einem verderblichen Netze für ihre unbefangene, ſchönverwegene Seele zuſammenziehen zu können.

Mit ähnlichen Gedanken war er hierher gekommen. Es galt ihm jetzt, um deſto ſicherer zum Ziele zu kommen, ſich ihr wieder zu nähern.

Das Mittel, welches er gewählt hatte, um dieſen Zweck zu erreichen, war klug auf ihre große, edle Seele berechnet und konnte den beabſichtigten Erfolg nicht verfehlen.

Er ſtand jetzt vor dem Gemälde, welches Ariadne darſtellte, wie ſie auf Naxos, hingelehnt an einen Felſen, noch ſchlummert, während das Schiff, auf welchem Theſeus entflieht, im Meeresnebel in der Ferne verſchwindet.

Joſeph liebte, wie alle Feingebildete, welche durch beharrliche Abſtumpfung der Empfänglichkeit für den Enthuſiasmus irgend einer in die Menſchenbruſt tretenden großen Idee, ſich das Leben leicht gemacht haben, Muſik und Malerei, weil dieſe Künſte auf die Sinne und die Sinnlichkeit, nicht aber auf den Gedanken wirken, wie die Poeſie.

Je länger ſeine Augen auf dem Gemälde verweilten, welches er jetzt betrachtete, deſto mehr feſſelte es ſeine Seele. Malocchio hatte dem Tizian nicht nur die Farbe, ſondern auch die ſchöne Sinnlichkeit abgelauſcht, welche, wie ein ſüßer Zauber, über ſeine Geſtalten ausgegoſſen iſt. Auch war er ſeinem Ideale noch nie ſo nahe gekommen, als in dieſem Bilde.

Die Geſtalt der ſchönen Schläferin, der Felſen, an welchem ſie ruhte, und das weite Meer, welches faſt bis zu ihren Füßen die weißzüngelnden Wellchen herantrieb, waren vom hellen, rothen Scheine der Morgenſonne übergoſſen. Wie leicht und natürlich war der eine Arm hinter das träumende Haupt zurückgebogen, und wie ſüß ruhte die rechte, weiche Hand auf dem entfeſſelten Buſen! man wähnte zu ſehen, daß die Bruſt die leichte Hand im Athmen auf und nieder wiege. Bis zur Hüfte ſah man ſie bekleidet mit einem weichen, weißen Gewande, welches Nacken und Arme frei ließ, der Knoten des Gürtels war beinahe aufgezogen und gönnte dem jungen, ſchlanken Leibe die ungezwungenſte Ruhe im Schlafe; übrigens verhüllte ein ſchweres, purpurrothes Zeug, welches noch über den Stein, auf welchem ſie ruhete, hinabfiel, ihre zarten Glieder bis zu dem einen weißen, kleinen Füßchen, welches zur Hälfte aus ſchattendunkler Röthe emporblühte.

Ihr Haupt hatte ſich ihrer Herzſeite zugeſenkt, daß die reichen Lockenfluthen weit herunter rollten und mit einzelnen Spitzen Schulter, Arm, Bruſt und endlich den Steinſitz berührten. Waren auch ihre Augen im Schlummer geſchloſſen, ſo waren die Augenlider doch ſo weich behandelt und die langen Wimpern verhüllten ſo ſüß das helle Licht dahinter, daß es Einem war, als müßte man die Träumerin mit Küſſen wecken.

Ein leichter, wehmüthiger, ſchmerzenahnender Zug um den Mund machte das Antlitz nur noch lebendiger und anziehender.

Joſeph fühlte in ſich alle Sinne von dieſem ſeltnen Bilde aufgeſchwelgt bis zu fieberhafter Erregung. Dieſe Geſtalt, dieſes Antlitz und dieſe Mienen hatte er einſt geliebt, und dieſe ſo ſüß auf dem Herzen ruhende Hand hatte das Wort geſchrieben, welches, wie ein Dolchſtich, in ſeiner Seele brannte. Schmerzliche Sehnſucht, heißer Haß, innige Zuneigung und bittere Feindſchaft, alle dieſe widerſtreitenden Gefühle kochten in ſeiner Bruſt, als er jetzt am Schloſſe der Thür den Griff umdrehen hörte und Francesca hereinkommen ſah.

Sie ſchien erſt betroffen zurückzutreten, faßte ſich jedoch bald und bewillkommnete den Grafen, welcher mit heiterem, beinahe offenem Geſichte und faſt unſchuldigen Blicken, welche in ihre unwilligen Augen hineinſchauten, ihr entgegenkam und ſie anredete: „Verzeiht mir, Signora, daß ich Euch meinen Beſuch nicht erſpare; nur ein Geſchäft, welches ich früher für Euer Haus einmal beſorgt habe und wovon ich Rechenſchaft geben muß, konnte mich bewegen, Eurem Zürnen mich auszuſetzen. Ihr dürft mir erlauben, Euch umſtändlich das auseinanderzuſetzen, was nothwendig iſt, um Euch verſtändlich werden zu können.“ Bei dieſen Worten ließen ſich Graf Joſeph und Francesca nieder, indem er weiter fortfuhr: „Welche Verſuche ſeit einigen Jahren in Spanien, Neapel, Sicilien und Piemont gemacht worden ſind, mit frevelhafter Hand alle beſtehenden Verhältniſſe umzuſtürzen, und mit welchem ſieggekrönten Erfolge die öſterreichiſchen Armeen vor mehreren Monaten Ruhe und Frieden den bedrohten Bürgern Italiens wieder zurückgebracht haben, iſt Euch nicht unbekannt geblieben. Die von den Volksverführern herausgeforderte Juſtiz verwaltet nunmehr ihr Amt.“

Franceſca ſprang empor und rief: „Nicht weiter! ich höre das mitternächtige Seufzen der Gefangenen, das Stöhnen der heimlich Erdroſſelten.“

„Verzeiht,“ warf Graf Joſeph ein, „die überwieſenen Hochverräther werden in aller Stille mit dem Schwerte zur Ruhe gebracht,“ und fuhr dann weiter fort: „Ich bin nicht hier, um die Vertheidigung der geſetzlichen Macht oder der Rebellen zu führen, ich bin nur genöthigt, Thatſachen zu berühren; — ſo viel iſt außer Zweifel, daß alle Diejenigen, welche auch nur aus Unvorſichtigkeit ſich in die Händel verwickelt haben, bei erwieſenem Verdachte der Theilnahme an hochverrätheriſchen Plänen verloren ſind.“

Franceſca hielt in ängſtlicher Spannung den Odem an ſich, Joſeph weidete ſich einen Augenblick an der beklemmenden Stille, als er jetzt ein wenig inne hielt, dann aber ſprach er wie von einer ganz gleichgültigen Sache: „Und Antonio, Euer Bruder, konnte ſo unvorſichtig ſein, ſeine Geſinnungen bloß zu ſtellen?“

Bei dieſen Worten wich alle Röthe aus dem Antlitze Franceſca’s, ſie ſaß todtenbleich, wie eine Sterbende, im Lehnſeſſel, ihre brechenden Blicke irrten im Geſichte des Sprechenden, wie hülfeflehend, umher; ſie war jedoch nicht im Stande, ein Wort über ihre Zunge zu bringen.

„Als ich im vorigen Jahre,“ ſetzte Joſeph ſeine Rede fort, „in Aufträgen meines Cabinets mich hier in Verona aufhielt, wo ich, gaſtfreundlich von Euch und Eurem Bruder aufgenommen, hier in dieſem Zimmer die glücklichſten Stunden verlebte, erhielt ich von der Unterſuchungscommiſſion in Neapel Anzeigen, daß der Arzt Antonio verdächtig ſei, ſich compromittirt zu haben. Von dieſem Augenblicke an ſtellte ich mir die Aufgabe, ihn zu retten. Ich bot alle Mittel auf, mich ſeiner Correſpondenzen mit den verſchiedenen Logen der perfetti maestri zu verſichern, und endlich gelang es mir, vielleicht alle ſeine unvorſichtigen Briefe in meine Hände zu bringen. Schon war ich im Begriff, vor Euch hinzutreten und zu ſagen: „Sieh', Francesca, dein Bruder iſt gerettet!“ — als ich dieſen Brief, welchen ich an Euch geſchrieben hatte, wieder zurück erhielt mit einer Bleiſtiftbemerkung. Ihr hattet mich bis auf den Tod beleidigt; genug davon! — Ich erlaube mir, dieſen Brief in Eure Hand zurückzugeben, mit der Bitte, Eure Bemerkung darunter gelegentlich noch einmal zu prüfen, und ihn dann zu behalten, oder auch ihn nochmals an meine Adreſſe wieder abzugeben. Hier ſind die Briefe Eures Bruders! Er wird, wie ich glaube, es nicht ungern ſehen, ſie wieder zu beſitzen, nnd nun, Signora, bitte ich, wenn Ihr Alles wohl erwogen habt, um Euer ferneres Wohlwollen.“

Francesca hielt die Briefe in der Hand und ſprach: „Ihr habt in dieſem Augenblicke eine That gethan, welche als guter Engel für Euch im Himmel bitten wird in der Stunde der Todesangſt! — Ihr habt eine Beleidigung vergeben mit den Mitteln zur grimmigſten Rache in Euren Händen! Nie will ich das Euch vergeſſen! Und gegen die Stimme meines Herzens will ich Euch von nun an vertrauen, denn ſo handelt nur ein edles Herz!“

„Verabſcheut mich wenigſtens nicht mehr!“ ſprach lächelnd Graf Joſeph, küßte ihre Hand und empfahl ſich.

Viertes Capitel.

Franceſca und Iſabella hatten einander lieb gewonnen. Ihre Wohnungen waren nur getrennt durch die freie Brücke, welche vom neuen Hauſe hinüber in das alte führte, ſo daß ſie jeden Augenblick benutzen konnten, wo ſie einander zu ſehen und zu ſprechen begehrten.

Da die Capelle heute wieder eingeweiht werden ſollte, ſo waren ſie ſchon ſeit einigen Tagen zuſammen beſchäftigt mit Blumen, Kränzen, Bändern und Zeugen, mit welchen ſie das Heiligthum ſchmücken wollten.

Santello hatte aus Spanien die heiligen Geräthſchaften, welche zu einer Privatmeſſe nöthig waren, mit hierher gebracht.

Iſabella hatte Alles übernommen, um mit Hülfe Franceſca's und ihrer Dienerin Decken, Gewänder und heilige Gefäße zu reinigen.

Es war ein fröhlicher Anblick, die beiden blühenden Jungfrauen hier zu ſehen zwiſchen Blumen und Kränzen, vor ihnen aufgeſtellt die ſilbernen Leuchter, das elfenbeinerne Crucifix, den goldenen Kelch, das Ciborium und die Wachskerzen, während Santello's Chorknaben, welche ihm Pater Benedetto zugewieſen hatte, auf und abliefen und ein Stück nach dem andern hinabtrugen zu dem Prieſter, welcher dort mit einigen Leuten beſchäftigt war, Alles an Ort und Stelle zu bringen. Kaum hatten Franceſca und Iſabella die ſauber abgeſtäubte und mit bunter Seide geſtickte Stola noch einmal betrachtet, ſo waren die Knaben ſchon wieder da und ließen ſich die Paramente über die Arme legen und eilten wieder von dannen.

Jetzt rollte Iſabella vor ihrer Freundin das Altartuch auseinander, deſſen blaßblauer Grund ganz überdeckt war von arabiſchen Buchſtabenzeichen, in abwechſelnden Farben mit bunter Seide und Gold und Silber hineingeſtickt.

„Dieſes Altartuch hat einſt einer meiner Ahnen,“ erzählte Iſabella, „aus einem Mohrenkriege aus Cordova mit zurückgebracht und dem Altar geweiht.“

„Und weiß Niemand,“ verſetzte Franceſca, „was dieſe Zauberzeichen durcheinander bedeuten?“

„Es ſoll darauf,“ erwiederte Iſabella, „das Schickſal Spaniens gezeichnet ſein, aber Niemand kann die Charaktere leſen.“

Doch die Chorknaben waren wieder da, Iſabella rollte das Tuch zuſammen und ſchickte ſie fort mit den Worten: „Und nun kommt Ihr erſt zurück, wenn wir alle hinunterziehen zur Einweihung des Altars; denn Alles, was noch zurück iſt, kommt erſt ſpäter hinunter.“

Jetzt öffnete die Spanierin ein elfenbeinernes Käſtchen, nahm daraus einen Roſenkranz und ſagte: „Nun ſetze dich zu mir und erzähle mir Märchen, ich muß noch vor der Weihe fünf Vaterunſer und funfzigmal den engliſchen Gruß abbeten!“

Franceſca nahm an, daß ein gutes Geſpräch die Roſenkranzandacht nicht ſtören könne, und fragte daher unbeſorgt: „Sehnſt du dich nicht zuweilen recht ſehr nach deiner Heimath?“

„Zuweilen wohl,“ verſetzte Iſabella, während ſie in Gedanken fortzubeten wähnte, „wenn ich unſer kleines Bergſchloß, worin ich geboren und groß geworden bin, von außen, wie es oben auf der Klippe mit ſeinen zehn weißen Thürmchen ſo ſchmal und hoch, ſo luſtig und trotzig ſteht, mir vor die Seele träume, und wie der Weg in tauſend Windungen und Biegungen hinaufkriecht zur engen Pforte, dann möchte ich wohl mir Flügel wünſchen, um dorthin zu fliegen; aber denke ich an die dunklen Stuben und Gänge, an die zehn alten Geſichter, die darin herumwandeln, ſo bin ich recht froh, mit meinem Vater in der weiten Welt umherſchweifen zu können. Alles, was ich jetzt erlebe, das iſt wie ein ſchöner Traum aus meiner Kindheit, der ſich nun ganz erfüllt.

„Meine alte Duenna erzählte mir immer viele ſüße, ſchaurige Geſchichten von Prinzeſſinnen und mauriſchen Rittern in abenteuerlichen Trachten. Und da geſchah es denn, daß es mir endlich war, als müßte aus dem Glanz der Edelſteine, wenn ich recht lange in mein Schmuckkäſtchen blickte, oder aus den Kelchen der Blumen, welche unter meinem Fenſter blühten, mir plötzlich etwas erſcheinen, was noch hinter dem Glanz und den Farben verborgen läge. Wenn die Schloßglocke läutete, oder der Ton der Orgel in mein Ohr drang, oder Wind und Regen an die Fenſter ſchlugen, kam es mir vor, als ob dieſes Etwas mit mir ſprechen wollte, das doch nicht reden konnte oder das ich doch nicht verſtände. Da kam mir immer ein Märchen in den Sinn, in welchem ein Mädchen die Sprache der Vögel verſteht, und im einſamen Thurme, wo es gefangen iſt, von ihnen Nachricht aus aller Welt her erhält, bis eine Schwalbe ihr erzählt, daß ſie einen Ritter geſehen habe, ſo ſchlank und ſchön, wie einen heiligen Georg, der ganz in Gold, Silber und Purpur flamme, deſſen Augen, wie Sterne, funkelten, deſſen langes, lockiges Haar, wie eine gold'ne Löwenmähne, ihm um die Schulter woge, und der auf einem geflügelten, weißen Roſſe einherbrauſe, ſie zu retten. Nun rannen mir der weite, blaue Himmel, das aus der Ferne herüberleuchtende Meer und die Klänge der Glocken und Orgel zu einem funkelnden, klingenden Nebel zuſammen, hinter welchem verſchleiert der junge Ritter ſtand mit den glänzenden, rollenden Locken.

„Wo ich auch weilte, dachte ich an ihn, und nun —“ hier unterbrach ſich Iſabella, da jetzt zwiſchen ihre Finger eine größere Kugel am Roſenkranze gerieth, wo ſie ein Vaterunſer beten mußte.

Nach einer Weile fuhr ſie wieder fort: „Und nun habe ich bei unſerem Einzuge vor Verona eine Erſcheinung von ihm gehabt. Wie unſer Wagen um die Felſenecke bog, ſtand hoch in freier Luft vor uns der Löwenritter mit den gold'nen, glänzenden Haaren und den feurigen Augen; aus dem Gürtel hervor ſah ich den Griff eines Meſſers blinken, ein weites, faltenreiches Gewand herunter bis auf die Kniee; ſonſt flammte er ganz in Weiß, Blau und Gold, ſo herrlich, daß ich heute noch nicht weiß, wie mir geſchehen iſt. Gewiß habe ich nur geträumt.“

„Wenn der Ritter,“ verſetzte Francesca, „die in der Luft erſchienen iſt, dann haſt du ganz gewiß geträumt. Wenn der Held auf ebener Erde geſtanden hätte, könnte ich dir vielleicht einen beſſern Troſt geben. Doch jetzt wird es Zeit, daß wir uns feſtlich ankleiden, damit Spanien und Italien heute bei der Altarweihe nicht gering erſcheinen.“

Iſabella legte bei dieſen Worten ſchnell den Roſenkranz in das Käſtchen und eilte dann mit ihrer Freundin in das Nebenzimmer, um mit ihr unter ihren Gewändern das paſſendſte zu wählen.

Unterdeſſen hatte ſich der Vicomte Montmorency und, auf Veranlaſſung ſeines Chefs, auch Graf Joſeph bei dem Ritter Malavilla eingefunden, um von ihm die Auskunft über die ſpaniſchen Angelegenheiten zu erhalten, welche er der hohen Verſammlung zu geben hätte.

Der Ritter hatte ſie im großen Saale der alterthümlichen Wohnung in ſeinem Hofornate, den Treſſenhut auf dem Haupte und den Stoßdegen an der Seite, feierlich empfangen. Sein Diener hatte für jeden einen Armſtuhl in die Mitte des Zimmers gerückt und reichte jetzt Chocolade mit Zuckergebäck herum.

Nachdem der Diener ſich entfernt hatte, wickelte der Ritter eine zuſammengebrochene Schrift, an welcher ein großes Siegel in einer Kapſel hing, aus einem weißen Stück Seidenzeug, faltete ſie auseinander und küßte die Unterſchrift. „Hier von meinem Könige und Herrn meine Vollmacht!“ mit dieſen Worten überreichte er die Schrift dem franzöſiſchen Vicomte, welcher ſie an Graf Joſeph gab, dieſer aber ſtellte ſie dem Ritter wieder zu.

Der Vicomte erhob ſich dann und ſagte: „Herr Ritter, Frankreich wird, wie der Cherub, welcher Petrus aus dem Gefängniß erlöſt hat, ſeinen Bruder Spanien aus den Händen der Demagogen retten, ſobald es von den übrigen brüderlichen Großmächten die nöthigen Zuſtimmungen und Garantieen erhalten haben wird. Gott, der König der Könige, hat die Hirten der Völker hier verſammelt zum Rathe und Frankreich rüſtet ſich zur That!“

„Es dürfte nur,“ verſetzte Graf Joſeph, „zu erwägen ſein, wie die Bevölkerung Spaniens eine bewaffnete Dazwiſchenkunft aufnehmen würde? — wie tief dort die Lehren der Demagogie in's Volk eingedrungen ſind? — und ob beſorgt werden müſſe, daß die ſpaniſche Revolution den Charakter der franzöſiſchen annehmen und das übrige Europa in Verwirrung bringen könne? Nur zwei Meinungen können hier in Betracht kommen: ob es beſſer ſei, Spanien durch den franzöſiſchen Cordon, wie ein verpeſtetes Land, abſchließen zu laſſen, bis dort ſich von ſelbſt die Krankheit ausgeraſt hat, oder ſchnell mit den Waffen in der Hand einzuſchreiten, um der Demagogie vielleicht ein gewaltſames Ende zu machen?“ —

„Der Name Ferdinand's des Siebenten,“ erwiederte Malavilla, „hat den Spaniern zum Feldzeichen gegen Napoleon gedient, für eine bourboniſche Armee wird er ein Talisman ſein, welcher die Feinde ſchon mit ſeinem majeſtätiſchen Klange ſchlägt. Doch ſchnell muß die Hülfe kommen, ehe es den Cortes gelingt, ſich mit dem Volke zu verſöhnen! Wenn eine Räuberbande ſich eines Landes bemächtigt hätte, könnte es nicht ſchlimmer berathen ſein, als jetzt Spanien mit ſeinen Cortes. Sie wollen die Schatzkammer bereichern, welche ſonſt ſchon des Königs Name gefüllt hat, durch den Raub an den Gütern der Kirche und des Adels, und doch iſt das platte Land mit Leib und Seele ergeben ſeinen ritterlichen Lehnsherren. Sie haben an einem einzigen Tage hunderttauſend Mönche obdachlos gemacht und in das Elend gejagt, und doch beherrſchen dieſe das Gemüth des Volkes und um einen Jeden von ihnen ſammeln ſich die Schaaren der Guerilla's, dieſe Weſpenſchwärme, welche Löwen zu Tode jagen, dieſe ſchnellen

Würgengel der Gebirge, welche die napoleoniſchen Legionen zerſtreuen und zertreten konnten. Wundert Ihr Euch, daß Berg und Thal gegen die Cortes ſind?“ —

„Wie aber,“ fragte der Vicomte, „iſt das Heer geſinnt?“

„Darauf hat die beleidigte Garde in Madrid,“ entgegnete Malavilla, „den Cortes am 7. Juli mit Flintenkugeln geantwortet.“

„Doch ſcheinen die Cortes,“ warf Joſeph wieder ein, „auf die großen Städte mit ihren Kaufleuten und Fabrikanten ſich ſtützen zu können?“

„Wie auf ein ausgehöhltes Rohr;“ verſetzte Malavilla; „der ſpaniſche Handel iſt vernichtet, die redlichen Kaufleute werden bankerott und die Schleichhändler reich. So raffinirt haben die Cortes im Wahnſinn der Revolution Alles aufgeboten, bei ihren eigenen Freunden ſich verhaßt zu machen, daß ſie ſelbſt den Provinzen ihre urväterlichen Namen, an welchen der Ruhm und der Stolz des ſpaniſchen Volkes mit allen ſeinen großen Erinnerungen hängt, genommen haben; ſie trieben ihre revolutionären Taufen ſo in das Große und Kleine, daß ſie ſelbſt den Straßen und Gaſſen in den Städten neue, elende Namen gaben.“

„Sie ſind,“ entgegnete Joſeph, „die elegiſchen Affen der franzöſiſchen conſtituirenden Verſammlung.“

„Und wenn die Vorfälle in Spanien,“ fuhr Malavilla fort, „Aehnlichkeit mit der Revolution in Frankreich haben, ſo iſt Spanien eine einzige Vendee!“

Bei dieſen Worten ſprang der Franzoſe in die Höhe und rief: „Gott der Bourbonen, ſieh' herunter auf dieſe Stunde, wo Frankreich in die Hände das Schickſal Spaniens nimmt, wie eine Lilie!“

„Wie eine Schwertlilie,“ ſchaltete Malavilla ein, „mit ſtählernen Blättern! Frankreich,“ fuhr er fort, „wird die Thore offen und die Straße nach Madrid geöffnet finden, wenn es als Bruder dem Bruder die hülfreiche Hand bietet. Der erſte König der Chriſtenheit muß in Spanien die Revolution beſiegen oder ſie in Paris erwarten, angeſchwollen zu dem Verderben der legitimen Throne, hinüberwogend über Deutſchland mit den Trümmern zerbrochener Kronen bis an die Schwelle der ruſſiſchen Czarenburg.“

„Herr Ritter,“ ſprach jetzt mit einem gewiſſen feierlichen Anſtande Graf Joſeph, „Sie werden erſucht, morgen meinem Fürſten Ihre Papiere vorzulegen, und halten Sie ſich verſichert, daß Ihre Mittheilungen über die ſpaniſchen Zuſtände den Beſchluß des Congreſſes, die Madrider Provocationen mit Thaten zu beantworten, beflügeln werden.“

Fünftes Capitel.

Santello trat im prieſterlichen Schmucke in den Saal und meldete dem Ritter, daß die Reſtauration der Hauscapelle vollendet ſei und die Einweihung des neuerrichteten Altars im Beiſein vieler guter Chriſten ſtattfinden könne.

Der Ritter gab dazu ſeine Zuſtimmung und lud zu dieſer feierlichen Handlung den franzöſiſchen Vicomte und den Grafen Joſeph, welche dieſe Ehre dankend annahmen, mit ritterlicher Höflichkeit ein.

Santello, welcher bemüht war, dieſe religiöſe Feier im vollſten Pompe herauszuſtellen, hatte die Dienerſchaft des Ritters im Vorſaale verſammelt. Er ließ Paar um Paar in das Zimmer Iſabella's kommen und gab einem Jeden ein geweihtes Geräth, dem Einen die Leuchter, einem Andern den Weihwedel, dem Dritten den Kelch, er ſelbſt nahm die Monſtranz, verhüllt in den ſeidenen Ueberzug, in beide Hände, dem Ritter überſendete er das Crucifix mit der Bitte, es vorzutragen. Auf ſeinen Befehl bewegte ſich jetzt der Zug mit dem Fähnlein, worauf die Mutter Gottes und andere Heilige gemalt waren, und mit brennenden Wachskerzen feierlich in den Saal herein, voran die Chorknaben mit dem Weihkeſſel, der dampfenden Räucherpfanne und den läutenden Glöckchen, zwiſchen ihnen der Prieſter und hinter ihm Iſabella und Francesca, an welche ſich dann alle Uebrigen anſchloſſen.

Graf Joſeph ſah jetzt zum erſten Male Iſabella. Im erſten Augenblicke war er von der Pracht und dem Glanze beider Jungfrauen geblendet, dann aber faßte er Iſabella in das Auge, welche mit ihrem dunkelblonden Haare und der Perlenkrone darüber, mit dem edlen, reinen Antlitze und den verſchwimmenden, blauen Augen und ihrem ganzen, andächtig ſchwärmeriſchen Weſen ihm vorkam, wie ein lebendiges Madonnenbild von Luini. Er verbeugte ſich vor ihr und ſtellte ſich mit dem Vicomte hinter ſie in die Reihe der Uebrigen, während ſeine Blicke unmerkbar von der Perlenkrone bis zu dem an der ſchlanken Geſtalt reich herabfallenden und nachſchleppenden Gewande herunterzitterten, um dann wieder auf dem mildgewölbten Nacken verſtohlen zu weilen.

Der Ritter hatte ſich mit dem Crucifix in beiden Händen, an die Seite des Prieſters geſtellt.

So bewegte ſich jetzt der Zug zur Hauptthüre des Saales hinaus und die Treppe hinunter.

Santello hatte beſtimmt, daß Antonio mit ſeinen Hausleuten und allen Uebrigen, welche der Feierlichkeit beiwohnen wollten, ſich im Hofe ihm anſchließen und von hier in die Capelle folgen ſollten.

Zufällig hatte ſich Achilleus mit eingefunden. Aus der Thür des Gebäudes führten breite Marmorſtufen hinunter. Achilleus lehnte mit untergeſchlagenen Armen nachläſſig am Treppengeländer, um das Schauſpiel mit anzuſehen. Jetzt ſchallte von der Treppe das Glöckchen hinunter, ſchon ſah man die flammenden Lichter und nun kam der Zug Paar um Paar die Stufen herab und an Achilleus vorüber. Jetzt folgten in der Reihe Iſabella und Franceſca mit frommen, niedergeſchlagenen Augen.

Wie Achilleus dieſe beiden, wunderbar ſchönen Jungfrauen zuſammenkommen ſah, trat er, wie leichterſchreckend, einen Schritt zurück; Iſabella blickte ſchnell auf, ſie verfehlte die folgende Stufe, die Wachskerze fiel ihr aus der Hand, doch ſchon hatte Achilleus die Strauchelnde aufgefangen.

Der Zug war in Verwirrung gekommen; Joſeph ſuchte Achilleus die ſchöne Laſt abzunehmen, wurde aber von dem rechten Arme deſſelben zurückgedrängt, aber bald that Iſabella wieder einen friſchen Odemzug, ſchlug die Augen auf und ſah in das Antlitz des jungen Griechen.

Jetzt trat auch der Ritter auf die Stufen zurück, doch ſchon hatte ſich Iſabella erholt und auf den Arm Franceſca's geſtützt. Jetzt ging der Zug weiter und verlor ſich hinein in die reſtaurirte Hauscapelle zur Weihe des Altars.

Dieſe beſtand aus einem Kreuzgewölbe, welches vier zu einem Pfeiler verbundene Säulen in der Mitte, wie einen Blumenkelch, emportrugen. Ein einziges Bogenfenſter an der Hinterwand des Chores ließ durch kleine, grüne Glasſcheiben ein ſehr ſpärliches Licht hereinfallen, ſo daß auf die Beleuchtung durch die ewige Lampe vor dem Altare gerechnet ſein mochte. Bis auf die reichverzierten Capitäle der Säulengruppe in der Mitte der Capelle, aus welchen in arabeskenartigen Pflanzenverſchlingungen Kraniche ihre Hälſe hervorbogen, waren Gewölbe und Wände ohne architektoniſchen Zierrath, nur verliefen ſich die zackenartig ausgekerbten Hauptgurte des Kreuzgewölbes an den Wänden in Kragſteine, welche Engelsköpfe vorſtellten.

Heute war jedoch der feſtliche Ausſchmuck dieſer Räume deſto reicher. Die Wände waren bedeckt mit rothen Tuchſtücken, welche in reichen Falten herunterhingen. Darüber waren Blumenguirlanden von einem Kragſteine zum andern gezogen, ſo daß die ſteinernen Engelsköpfe, wie auf Blumenwogen, zu ruhen ſchienen. Ebenſo war der Tragpfeiler mit ſeiner Säulengruppe von Myrthen und Lorbeerreiſern und die Capitäle waren mit ſchweren, bunten Kränzen überdeckt.

In dieſe Capelle hinein kam jetzt der Zug, welchen Santello zur Einweihung des Altars führte. Antonio hatte den Altar nach der Vorſchrift Santello's ganz neu aufmauern und in die darüber befindliche Maueröffnung ein verſchließbares Schränkchen, auf deſſen Hinterwand Malocchio die Mater dolorosa mit den Geſichtszügen Iſabella's gemalt hatte, wieder einfügen laſſen.

Als der Zug der Andächtigen jetzt hereinkam, verbreiteten die vielen Kerzen ein helles Licht. Santello knieete jetzt vor dem Altare nieder und küßte die erſte, dann die zweite und endlich die dritte Stufe. Nun ſtellte er ſich auf die Mitte des Trittes und erhob Augen und Hände zum ſtillen Gebet empor. Unterdeſſen waren die Chorknaben, Rauchpfanne und Glocke tragend, hinter ihm hingeknieet, zu ſeiner Rechten und Linken ſtanden neben dem Altar Alle, welche heilige Geräthſchaften und Gefäße trugen, die Uebrigen füllten das kleine Schiff der Capelle bis zur Eingangsthür.

Jetzt nahm der Ritter von dem einen Chorknaben das Weihwaſſerbecken und hielt es dem Prieſter hin, welcher ſeine Rechte hineintauchte und dann an den vier Ecken und in der Mitte des Altars mit dem Waſſer das Zeichen des Kreuzes machte. Hierauf ſprengte er ſiebenmal mit dem

Weihwaſſer den Altar, zum Zeichen, daß dieſer durch die ſieben Gaben des heiligen Geiſtes geweiht ſei. In die Oeffnung, welche in die Marmorplatte gehauen war, that er dann ein Reliquienkäſtchen und die Weihrauchkörner, zur Bedeutung, daß der Chriſt die Beiſpiele der Heiligen mit dem Glauben der Dreifaltigkeit in ſeinem Gedächtniſſe erhalten ſolle; hierauf bedeckte er dieſe Höhlung, wie ein Grab, mit einem eingefügten Steine, welchen er mit Oel und Chriſam überſchüttete und fünf Kreuze zum Gedächtniß an die fünf Wunden Chriſti darüber zog. Nun bedeckte er nach uraltem Gebrauche den Altar mit drei leinenen Tüchern, zum Andenken an die Todtenhülle, in welcher Chriſtus in das Grab gelegt worden und zuletzt mit dem vielfarbigen und in ſeltſamen Charakteren ſchimmernden Altartuche, welches der Ritter aus Spanien mitgebracht hatte. Hierauf reichte der Ritter dem Prieſter die Räucherpfanne, womit dieſer die vier Seiten und die Mitte des Altars ſo glaubenseifrig beräucherte, daß die Kohlen von den Schwingungen des Gefäßes in helle Gluth geriethen und den fortwährend hineingeworfenen Weihrauch in großen Rauchwolken emporwirbelten, bis alle Anweſende und alle Gegenſtände in einen ſüßen, träumeriſchen Nebel verſanken, welcher durch die heftig und doch leiſe in Einem fort hervorgemurmelten Worte des Prieſters noch ſinnbetäubender wurde. Jetzt ſchien der Weihrauchdampf ſich zu verziehen, denn aus den Nebelwolken erſchien das Crucifix zwiſchen zwei ſchimmernden Leuchtern auf dem Altar, aber bald verſchwand es wieder in einer neuen, aufquellenden Weihrauchwolke.

Als aber jetzt Santello mit gewaltiger Stimme die Jubelworte des zwei und vierzigſten Pſalms laut vorbetete, ſanken alle Anweſenden nieder auf ihre Kniee; denn es begann die Einleitung zur Meſſe mit ihren Gebeten, Geſängen und Ceremonien.

Graf Joſeph war während dieſer feierlichen Handlung an der Seite Iſabella's niedergekniet, und ſchien in Andacht und Gebet verſunken zu ſein, während alle ſeine Gedanken ſich nur mit ihr beſchäftigten. — Er ſuchte den Augenblick des ſchönen Sinnenrauſches, auf welchen der kirchliche Cultus ihm berechnet zu ſein ſchien, für ſich zu benutzen; denn Iſabella ruhte hier auf ihren Knieen, eingewiegt in ein ſchönes Dahinträumen, welches ihre Augen mit den langen Wimpern bedecken ließ und ihr Antlitz mit einem ſeligen Lächeln übergoß.

Die weiten Aermel ihres Gewandes waren über die Armgelenke zurückgefallen und der ſeidene, mit reichen Spitzen beſetzte Handſchuh hatte ſich vom Ellenbogen zurückgeſtreift. Da der Graf ein wenig weiter zurückkniete, ſo beugte er ſein Geſicht ſo weit herunter, daß ſeine fieberhaft brennende Wange zuweilen ihren Arm leiſe berührte, ohne daß Iſabella etwas davon zu merken ſchien. Ihr kam es nur zuweilen vor, als wäre Achilleus in ihrer Nähe.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Graf Joſeph erſtattete bei ſeinem Chef über die Zuſammenkunft mit dem Ritter Malavilla Bericht.

Dieſe Mittheilungen ſtimmten ſo ſehr zu den Anſichten des Fürſten, daß er noch an dieſem Tage eine beſondere Conferenz mit dem Vicomte Montmorency zu halten beſchloß. Zugleich nahm auch Graf Joſeph Gelegenheit, ihm die Verhandlung vorzutragen, welche er mit Achilleus gepflogen hatte.

Obwohl Joſeph ſeine eigene Meinung über die griechiſche Sache zurückhielt, ſo merkte doch der Fürſt, daß er nicht ganz unbefangen geblieben war.

In dieſem Sinne ſagte er zu ihm: „Lieber Graf, ich bin mit Ihren Verhandlungen ſehr wohl zufrieden, nur behalten Sie bei den Zuſammenkünften, welche Sie mit den Vertretern der verſchiedenſten politiſchen Intereſſen haben werden, immer die erſte Regel unſerer Diplomatie in den Augen: daß ihre Aufgabe nicht iſt, neue politiſche Zuſtände herbei zu führen, ſondern das Beſtehende gegen das revolutionäre Princip zu beſchützen, in welcher Form dieſes auch erſcheinen mag.

„Eine Revolution kann nur ſiegen durch unzeitige Nachgiebigkeit Derjenigen, welche ſie zu bekämpfen haben.

Sie iſt immer ein Fieberzuſtand ganzer Nationen, welcher nie anhalten kann. Je gefährlicher die Kriſis zu ſein ſcheint, deſto näher iſt die Zeit der Abſpannung; und die Diplomatie hat weiter nichts zu thun, als dieſen Zeitpunkt abzuwarten, um dann plötzlich mit aller aufgeſparten Kraft zu reagiren.

„Die böhmiſchen Zuſtände, wie ſie vorhanden in der Beſeitigung der alten huſſitiſchen Bewegung, die franzöſiſchen Verhältniſſe in der Bewältigung der Revolution, ſind ſolche Meiſterſtücke der alten Schule der Diplomatie. Die Bewegungen in Italien und Spanien ſind ſchwache Nachwehen des bereits beſchwichtigten Revolutionsfiebers.

„Der griechiſche Aufſtand gehört in dieſe Kategorie, und er iſt um ſo behutſamer zu nehmen, als die nordiſche Macht ihn zu ihren alten Plänen auf Conſtantinopel benutzen kann. Unſere ganze Aufmerkſamkeit muß jetzt darauf gerichtet ſein, dieſe vor ihrem eigenen Schatten einzuſchüchtern. Doch das bleibe mir überlaſſen!

„Den jungen Griechen, welcher hier als heimlicher Agent ſeiner Regierung verhandelt, üllerlaſſe ich Ihrer Ueberwachung. Suchen Sie auf jeden Fall ihm den Zutritt zu den ruſſiſchen Staatsmännern mit den Mitteln, welche zu Gebote ſtehen, zu verwehren. Von ſeiner polizeilichen Entfernung von hier kann erſt dann die Rede ſein, wenn Sie aus ihm herausgeholt haben, was zu wiſſen nöthig iſt. Ich meine damit, auf welche Unterſtützungen die Griechen ſich Hoffnung machen können, und welche Wege ſie eingeſchlagen haben, ſie zu erlangen, oder welche Mittel ſie bereits in den Händen haben, um ihre Pläne vielleicht durchzuſetzen.“

„Im Uebrigen iſt mir aus Bologna die Mittheilung zugekommen, daß dort die griechiſchen Deputirten mit päpſtlichen Päſſen eingetroffen ſind und ihren Weg weiter hierher verfolgen wollen. Sie haben ſofort eine Eſtafette an das Polizeibureau an der Grenze bei Lago ſcuro abzuſenden, mit dem Befehl, ihnen die Viſa nach Verona zu verweigern und ſie dafür zunächſt nach Roveredo zu inſtradiren; dort mögen ſie ſich der weiteren Weiſung gewärtigen. Nun, mein Lieber, wiſſen Sie, was zu thun iſt!“

Mit dieſen Worten war Joſeph entlaſſen. Dieſer eilte in ſein Quartier zurück, wo die perſönliche Intrigue, mit welcher er ſich an Francesca zu rächen geſonnen war, dieſen Morgen weiter ſich fortſpinnen ſollte.

Er hatte den Kaiſer von Rußland durch den Fürſten Iwan auf die Gemäldegallerie im Palais, in welchem er ein Quartier bezogen hatte, aufmerkſam machen laſſen; und wirklich wollte der Kaiſer dieſen Vormittag ſie beſehen. Sobald Graf Joſeph davon Nachricht erhalten, hatte er den Maler Malocchio kommen und ſein Gemälde „die ſchlafende Ariadne,“ in einem Cabinete, worin kein anderes Bild ſich befand, in das günſtigſte Licht ausſtellen laſſen, denn ſchon früher hatte der Graf dem Künſtler verſprochen, ihm dieſes Bild kaiſerlich bezahlt zu machen, wenn er den günſtigen Augenblick abwarten wollte. Dieſer Augenblick war jetzt da. In der Eile der Zeit hatte er das ganze Cabinet mit rothem Plüſch tapeziren und das Bild in weiche Mouſſelinwolken hineinhängen laſſen, ſo daß die ſchöne Träumerin in weichen Betten zu ſchlafen ſchien.

Jetzt hörte man das Sechsgeſpann des Kaiſers anrollen, Graf Joſeph flog hinunter vor die Thür, ihn ehrenvoll zu empfangen. Vor dem Saale, in welchem die beſten Gemälde aufgehangen waren, ſtand Malocchio, welcher ſich tief vor dem großen Kunſtfreunde verbeugte. Graf Joſeph machte den Kaiſer auf ihn aufmerkſam mit den halblaut geſprochenen Worten: „Einer unſerer vortrefflichſten Maler in Verona, berühmt in ganz Italien! Wollten Eure Majeſtät geruhen, ſeinem neueſten Gemälde, welches er hier ausgeſtellt hat, einen flüchtigen Blick zu gönnen, ſo würde er ſich glücklich preiſen.“

Der Kaiſer nickte dem Künſtler im Vorübergehen gnädig zu und entgegnete: „Der Künſtler mag uns erſt die Bilder der alten Meiſter deuten und uns ſo in den Stand ſetzen, nachher ſeine eigenen Verdienſte zu beurtheilen.“

Mit dieſen Worten traten ſie in den Saal. Malocchio, welcher früher alle die hier aufgehäuften Kunſtſchätze ſtudirt hatte, wußte jedes Werk geiſtreich zu erklären und dabei die zierlichſten Künſtlergeſchichten fröhlich einzuflechten; doch waren ſie, da der Kaiſer nur bei den vorzüglichſten Gemälden verweilte, bald die drei Säle, in welchen die alten Gemälde und Statuen ſich befanden, hindurch.

„Und nun,“ ſagte der liebenswürdige Kaiſer, „wollen wir das Bild des lebenden Meiſters betrachten!“

„Geruhen, Sire,“ verſetzte Joſeph, „Sich in dieſes Cabinet zu begeben?“ Mit dieſen Worten öffnete er die Thür, und der Kaiſer trat ein. Das Bild war noch verhangen. Jetzt zog Malocchio den Vorhang vom Bilde hinweg, und betroffen von der reizenden Geſtalt, welche in leuchtenden Farben im Bilde hingegoſſen lag, trat der Kaiſer einen Schritt zurück. Ihm war es, als ſähe er in dieſem Augenblicke das Wunderherrlichſte, was je auf dieſer Erde geſchaut worden iſt.

Es trat jetzt eine lange Pauſe ein, welche weder Graf Joſeph, noch Malocchio zu unterbrechen wagte. Der Kaiſer hatte ſich in den Lehnſeſſel davor geworfen, die Hände über das Knie zuſammengeſchlungen, und das Haupt vorgeneigt, wie zum ſüßen Zwiegeſpräch. Es war ihm, als tauche in ſeiner Erinnerung eine ähnliche, holdſelige Geſtalt mit demſelben traumerglühten Antlitze auf, und doch verſchwand ſie ihm wieder, wenn er ſie vor ſeiner Seele feſthalten wollte.

Endlich ſprach er wie für ſich: „Glücklicher Künſtler, dem es vergönnt iſt, eine ſo herz- und ſinnergreifende Schönheit aus ſich heraus zu erſchaffen! Welche Seligkeit muß in Euch ſchlummern, wenn es Euch vergönnt iſt, ſie in einer ſolchen Geſtalt verkörpert herauszuſtellen!“

„Eure kaiſerliche Majeſtät,“ verſetzte beſcheiden lächelnd der Künſtler, „nehmen die Kunſt zu vornehm, wenn ich ſo ſagen darf. Sie wird immer nur eine Nachahmerin der ewig ſchönen und ewig jungen, herrlichen Natur bleiben.“

Ihr meint,“ entgegnete der Kaiſer, „eine ſolche räthſelhaft ſchöne Geſtalt könne in der Wirklichkeit exiſtiren? Heißt das nicht, den Traum für eine Wahrheit erklären?“

„Gewiß,“ antwortete Malocchio, „wird auch die gelungenſte Menſchenfigur in einem Kunſtwerke immer nur das Spiegelbild einer Perſon ſein, deren Bruſt lebendiger Odem gehoben, deren Adern lebendiges Blut durchſtrömt hat. Nur kann es geheimnißvolle Beziehungen geben, welche im Schöpfungsmomente den Künſtler hellſehend machen und aus der fernſten Gegend ihm das geſuchte Ideal vor die Seele ſtellen. Vielleicht iſt es auch möglich, daß Längſtverſtorbene nicht die Mühe ſcheuen, von einem wahren Künſtler ſich portraitiren zu laſſen. Doch dieſes Bild hier iſt nur die Abſchrift eines eigenthümlich herrlichen Originalgedichtes, welches hier in Verona erſchienen iſt.“

„Dann habe ich ſie irgendwo geſehen,“ entgegnete der Kaiſer, „dann ſeid Ihr doppelt um Eure ſchöne Kunſt zu beneiden, welche in Eure Zauberkreiſe das Schönſte, was das Leben geben kann, zu bannen vermag.“

„Nicht immer,“ verſetzte Malocchio, „gelingt es dem armen Künſtler, den vorüberfliegenden Vogel Phönix der Schönheit mit guten Worten in der Luft ſo lange ſchwebend zu erhalten, bis er ihn auf die Leinwand gebracht hat. Der Zufall wollte es nur, daß ich ſeit langen Jahren der Hausfreund der Familie der ſchönen Francesca bin. Ich habe ſie mir gewiſſermaßen zu dieſem Bilde hier aufgezogen. Schon wie ſie noch als Kind in der Wiege ſchlummerte, belauſchte ich die ſeligen Züge des kleinen Geſichts, bis ſich die Knoſpe immer mehr zur ſchönen Blume entfaltete, deren ganze Entwickelungsgeſchichte ich in mir ſelbſt erlebt habe. Da ich ſo genau endlich den Zuſammenhang ihrer herrlichen äußeren Form mit den Bewegungen ihrer Seele im Laufe der Zeit vergleichen konnte und endlich daran verzweifelte, die mild und ſchön, doch fortwährend von ihrer Seele lebendig bewegten Linien feſtzuhalten, kam ich endlich auf den Gedanken, ſie zu malen in dem Momente, wo in gleichſchwebenden Wagſchalen Leib und Seele im Gleichgewichte ruhen, während der Schlummer die Wage des Lebens mit zarter, beruhigter Hand wägend emporhält. So ſehen Euere Majeſtät jetzt mein Ideal als träumende Ariadne auf dem Wendepunkte ihres Glückes, denn noch träumt ſie ſelig dahin, und doch iſt ihr ſchon der treuloſe Theſeus entflohen. So mag ſie denn hier im Bilde ewig ſchlummern, um nie aufzuwachen und das Entſetzlichſte zu erfahren.“

Malocchio hatte ſo bewegt geſprochen, weil er lebhaft an Francesca, an ihren hohen, freien Sinn, und an Alles dachte, was an ihr ſo groß und ſchön war, und doch nach ſeiner Anſicht den Eindruck eines himmelhoch emporſchießenden Baumes auf ſteiler Höhe machte, welcher Blitz und Sturm trotzig herausforderte.

Der Kaiſer dachte anders; denn je länger er die ſo ſanft geſchloſſenen Augen betrachtete, deſto mehr wünſchte er, ſie wachend und lebend zu ſehen.

Graf Joſeph ſchien ſeine Gedanken zu errathen, indem er ſich fragend an Malocchio wendete: „Es müßte ein beſonderer Kunſtgenuß ſein, die ſchöne Veroneſerin lebend dieſes Bild vorſtellen zu ſehen. Vielleicht dürfte es nur auf eine ſchickliche Gelegenheit ankommen, ſie zu einer ſolchen Darſtellung zu bewegen?“

„Vielleicht,“ warf Malocchio ein, „könnte es mir gelingen, ſie dazu in geſellſchaftlichem Kreiſe zu bereden.“

„Iwan! Iwan!“ rief der Kaiſer den Fürſten, welcher vor der Thür ſtehen geblieben war, ſeinen Herrſcher zu erwarten, „ſorge dafür, daß dieſes Gemälde in mein Zimmer gebracht werde; und Ihr, Malocchio,“ ſprach er zum Maler, „laßt Euch aus meiner Kaſſe dafür den Preis bezahlen, den Ihr für Euer Meiſterſtück ſelbſt beſtimmt; vergeßt nicht, daß ein Kaiſer der Bezahler iſt! Iwan wird mit Euch das Weitere beſprechen. Euch, lieber Graf,“ ſprach er, zu Joſeph ſich wendend, „danke ich für die ſchöne Stunde, welche ich hier genoſſen habe, und alle übrigen, welche mir der Beſitz des Gemäldes machen wird.“

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Kaiſer, ihm folgten hinterdrein zur Begleitung bis an den Wagen Joſeph und Iwan.

Zweites Capitel.

Schon ſeit mehreren Tagen ging in Verona die Botſchaft von Haus zu Haus, daß der Magiſtrat zu Ehren der hohen Gäſte das Theater prächtig erleuchten laſſen wolle.

Jetzt waren an allen Straßenecken große, buntfarbige Ankündigungen des Feſtpompes im Theater auf den Abend angekündigt.

Dieſe Nachricht belebte ganz Verona und die Straßen mit Lakaien, Kammermädchen und Läufern, welche die koſtbarſten Stoffe für ihre Gebieterinnen herbei holten. Eine unendliche Geſchäftigkeit begann in den Kaufgewölben und Putzläden; denn Alles beeilte ſich, den Toiletten die nöthigſten Bedürfniſſe zu liefern: Straußenfedern, künſtliche Blumen, Venediger Ketten, Spitzenſchleier und Shawls von allen Farben und den feinſten Stoffen. Die Nachricht: „Alle Kaiſer, Könige, Herzöge, Fürſten und Herrſchaften des Congreſſes erſcheinen heute im Theater!“ zuckte, wie ein elektriſcher Funke, durch hunderttauſend warmblütige Herzen.

Glücklich ſchätzten ſich alle Veroneſer, welchen es gelungen war, durch beſondere Begünſtigung Billete zu erhalten. Graf Joſeph hatte es vermittelt, daß für den Ritter Malavilla und Iſabella eine Loge zur Verfügung geſtellt worden war, und ſein Anerbieten, Beide mit ſeiner

Equipage in das Theater abzuholen, war höflich angenommen worden. Zugleich hatte er galant Francesca eingeladen, der Spanierin Geſellſchaft zu leiſten.

Iſabella und Francesca hatten ihre Toilette beendet und ſaßen jetzt noch im Geſellſchaftszimmer Antonio's beiſammen.

Francesca hatte ſich zu dem Abende im Theater ein einfaches, ſeidenes Kleid von blaßgelber Farbe mit brochirten, großen Blumen gewählt; ſtatt des Schmuckes von Gold und Edelſteinen trug ſie nur eine weiße, künſtliche Roſe in ihren Haaren; Iſabella hatte auf Befehl ihres Vaters ſich mit einem grünen, goldgeſtickten Sammetgewande geſchmückt.

Eben war Antonio von ſeinen Krankenbeſuchen in der Stadt zurückgekommen und brachte eine zugebundene Mappe in Quartform mit, welche er mit freundlicher Begrüßung ſeiner Hausgenoſſen vor ſie hin auf den Tiſch legte, jedoch die rechte Hand darauf ruhen ließ.

„Welchen ſchönen Lohn erhalte ich," fragte er ſcherzend, „wenn ich hier Etwas mitgebracht hätte, was Euch gefällt?"

„Was Ihr verlangen könnt!" antwortete freundlich Iſabella.

„Sei nicht aus Eigennutz geheimnißvoll!" rief Francesca und nahm ihm die Mappe weg.

Schnell hatte ſie die Schleifen daran aufgezogen, ſie aufgeſchlagen, und ihre Blicke fielen auf engliſche Stahlſtiche.

„Wie ſchön," rief Iſabella, „iſt das eine Gegend aus Spanien?"

„Schmolle nicht, Bruder," rief Francesca, „ſetze dich lieber zu uns und erkläre die Bilder!"

Antonio folgte dieſer Mahnung, ſetzte ſich zu den beiden Freundinnen und begann in den Stahlſtichen herumzublättern.

Jetzt trat Achilleus, welcher zuweilen gegen Abend Antonio beſuchte, in das Zimmer; Iſabella, welche ihn zuerſt erblickte, zuckte ein wenig zuſammen; dann aber flog ein roſiges Lächeln über ihr Geſicht und wob ſich um ihre Lippen, daß ihre hellen Zähne, wie Thauperlen in einem Roſenkelche, dazwiſchen hervorleuchteten.

Auch Achilleus konnte überraſcht keine Worte finden.

Francesca, welche dieſe ſüßen Verlegenheiten bald bemerkte, rief ihm heiter zu: „Kommt, ſetzt Euch zu uns; hier betrachten wir Anſichten aus Eurer Heimath! Ihr könnt uns am Beſten ſagen, ob man aus dieſen Blättern ſich eine Vorſtellung davon machen kann. Hieher, hieher!" bedeutete ſie ihm, indem ſie ihm das Tabouret neben Iſabella anwies.

Mit pochendem Herzen ließ ſich Achilleus nieder; Francesca ſchlug ein Blatt um; es war eine Anſicht von der Inſel Scio.

„Du unglückſeliges Eiland," ſprach Achilleus, wie für ſich, indem er das Blatt betrachtete, „noch vor Kurzem das Entzücken der Welt, und jetzt mit allen deinen reizenden Villen und Weingärten ein ödes Todtenfeld, eine Wohnſtätte der Geier und Raben!"

„Wer hat das gethan?" fragte mit bewegter Stimme Iſabella, „Erdbeben oder Moriſko's?"

„Der blutgierige, wortbrüchige Türke," verſetzte Achilleus, „welchen die Herrſcher Europa's ihren legitimen Bruder nennen, wenn er ſie ungläubige Hunde ſchilt. Doch Hellas iſt, wie der Heiland, vom Grabe auferſtanden und die Nägelwunden an Händen und Füßen bluten von Neuem und das Herzblut ſprüht auf die Erde."

„Wollt Ihr uns nicht den traurigen Untergang der Scioten erzählen?" fragte Antonio.

„Wenn Ihr es befehlt!" verſetzte Achilleus, „aber die Geſchichte davon iſt durchaus nicht geeignet, eine heitere Geſellſchaft zu unterhalten."

„Ihr dürft uns nicht zu zärtlich behandeln," entgegnete Francesca, „denn auch wir haben Entſetzliches genug erlebt."

„Don Achilleus," wagte jetzt Iſabella ihn anzureden, „ich bin eine Spanierin und aufgewachſen mitten im Bürgerkriege. Von unſern Wartthürmchen herunter ſah ich faſt täglich Feuersbrünſte den Himmel röthen, und viele Edelleute, welche ich in meiner Kindheit gekannt habe, ſind erſchoſſen oder aus dem Lande in das Elend verjagt worden. Ich bin die Tochter dieſer eiſernen Zeit!"

Achilleus hing mit ſeinen Blicken, während ſie ſprach, an ihrem ſchönen, ernſten Angeſichte; ſie hatte zu ſprechen aufgehört und noch immer war er in ihrem Anblick verloren, bis Francesca ihn wieder aufforderte, ſeine Erzählung zu beginnen.

„Die Inſel Scio," erzählte jetzt Achilleus, „hat nördlich die ſchöne Inſel Mitylene, ſüdlich Samos, weſtlich Ipſara, öſtlich das reizende Ufer Kleinaſiens, wovon ſie ein zwölf Stunden breiter Meeresarm trennt, zur Nachbarſchaft. Auf Scio ſoll Homer geboren ſein und noch jetzt zeigt man bei der Quelle Kaſtri die Stelle, wo er eine Sängerſchule geſtiftet hat. In vier und zwanzig Dörfern wurde dort der Maſtix für die ſchönen Sclavinnen des Sultans gebaut, wofür die Inſel großer Gunſt genoß. Hundert und fünfzig Barken trieben den Handel mit der kleinaſiatiſchen Küſte und allen Inſeln des Archipels bis nach Conſtantinopel und Aegypten.

„Reich und üppig geworden durch die Schätze des Morgenlandes unter dem Schutze der Pforte glaubte Scio, als rings um ſie her der Freiheitskampf der Hellenen entbrannte, ſich retten zu können durch kluge Ruhe und Ergebenheit an ihre Herren.

„Sorglos ſahen die Scioten den Sultan die furchtbare Flotte in ſeinen Arſenalen zur gänzlichen Unterwerfung der griechiſchen Inſeln ausrüſten und ſie unter Ali Paſcha mit den erfahrenſten und geſchickteſten türkiſchen Seeleuten bemannen, und ruhig die Inſeln Hydra, Spezzia und Ipſara ihre Briggs und Brander zur Gegenwehr bereiten.

„Vergeblich wurden die Scioten von allen Seiten gewarnt; ſie lagen ſtill und vertrauten auf ihren unbedingten Gehorſam, als wenn nicht in einer Zeit, welche Alles auf die Spitze des Schwertes zur Entſcheidung drängt, die Theilnahmloſigkeit der ſicherſte Weg zum Untergange wäre!

„Während ſo die Inſel Scio Alles wohlbeſtellt hielt und wie im tiefſten Frieden ſchlummerte, erwachte der Sciote Antonach Burnia. Heimlich begab ſich dieſer zum Logotheten Lykurg auf Samos und bewog ihn zur Befreiung von Scio mit einigen hundert Samiern, welchen eine Schaar ausgewanderter Scioten folgte, dort zu landen.

„Dem Aufrufe zum allgemeinen Aufſtande folgten Wenige, denn der Erzbiſchof und die Primaten eilten rings umher und mahnten zum Frieden.

„Am 12. April des verwichenen Frühjahrs aber lief die türkiſche Flotte mit 7 Linienſchiffen und 26 Fregatten in den Kanal von Tſcheſme ein; die Stadt wurde beſchoſſen und genommen. Die Scioten flohen in die Gebirge, die Samier auf ihre Schiffe.

„Die Ipſarioten erhielten zugleich mit der Nachricht vom Auslaufen der türkiſchen Flotte die entſetzliche Kunde vom Unglücke auf Scio.

„Die griechiſche Flotte eilte ſogleich zur Rettung herbei, aber Scio war bereits vernichtet. Die Stellen, wo die Stadt, wo die Dörfer, wo Villen ſonſt dem Seefahrer entgegengeglänzt hatten, bezeichneten nur noch emporqualmende Rauchſäulen.

„So ſchnell der Admiral, Ali Paſcha, zur Mordbrennerei geweſen, ſo zauderte er doch jetzt, die entflohenen Scioten auf den Bergen anzugreifen. Er wandte ſich argliſtig an die europäiſchen Conſuln der Inſel und übergab ihnen ein Amneſtiedecret für alle Scioten, welche die Waffen niederlegen würden. Die Conſuln kletterten auf den ſteilſten Bergen umher und durchliefen die ganze Seeküſte mit ihrer Friedensbotſchaft und verkündeten die Gnade des Moslem; als ob in einem Kampfe auf Tod und Leben von Gnade die Rede ſein könnte, als ob der Türke die europäiſchen Conſuln höher achtete, als die europäiſchen Herrſcher ſelbſt.

„Die Scioten lieferten ihre Waffen ab und ſandten 700 Primaten, um ſich dem Admiral zu Füßen zu werfen.

„Das wortbrüchige Ungeheuer ließ ſie an die Raaen ſeiner Flotte aufknüpfen und gab das Zeichen zum allgemeinen Mord. Da begann das Raſen mit Feuer und Schwert. Ein unendliches Wehegeſchrei ging vom Morgen bis wieder zum Morgen durch Wald und Gebirg. Wer vermag die Gräuel zu ſchildern, die um Rache emporſchrieen zum ehernen Himmel?!

„Selbſt der Stahl der mordenden Säbel ſchien endlich vor Schauder zu erſtumpfen, nicht die Wuth des Admirals.

Das Herz des Tigers konnte nicht das Flehen der Unmündigen, nicht das Lächeln der Säuglinge rühren. Er hieß ſie von den Felſen in die Abgründe ſchleudern und auf dem offenen Felde an die Bäume aufhängen; ihre Mütter und ihre ſchönen Schweſtern wurden abgeführt zum Verkaufe in die Bazars von Conſtantinopel und Algier.“

Iſabella rief in Angſt und Schreck: „O, haltet ein, Ihr ermordet mich! Giebt es denn keine Gerechtigkeit im Himmel?“

„Es giebt eine Wiedervergeltung!“ entgegnete Achilleus. „Die türkiſche Flotte lag im Kanal vor Tſchesme vor Anker, zwei wachthabende Fregatten kreuzten Tag und Nacht vor ihr.

„Im Rathe der griechiſchen Seehelden zu Ipſara war beſchloſſen, zwei Brander abzuſenden. Conſtantin Kanaris aus Ipſara und Georg Papinis aus Hydra waren zu dem tödtlichen Wageſtücke bereit.

„Der Mond war im letzten Viertel; die dunkle Mainacht verbarg die kühnen Rächer. Das türkiſche Admiralſchiff von 80 Kanonen lag an der Spitze der Linie vor Anker, über 2000 Menſchen an Bord; denn es war der Ramaſan der Moslem. Ali, der Admiral, gab Audienz, und die Generalſtabsofficiere aller Schiffe waren in dieſer Nacht dorthin gekommen.

„Da kam die Schebecke Kanaris’ mit günſtigem Winde herangeflogen, ſchnell und ſtill, wie das Verderben; jetzt war der Brander an das Boogſpriet des Admiralſchiffs befeſtigt, und nun zündete Kanaris ihn an.

„Die Lohe ſprang empor, Kanaris zugleich in die Gondel zu ſeinen Matroſen und brach glücklich mitten durch die Linie der Feinde. Lärm und Angſtgeſchrei erfüllten den

Hafen. Jetzt flog das Admiralſchiff, wie ein Eliaswagen, donnernd und flammend zum Himmel. Der Paſcha hatte es verlaſſen und wollte in der Schaluppe ſich an das Land retten; doch vergeblich. Die brennenden Schiffstrümmer ſtürzten herunter auf ihn und verſenkten ihn in's Meer. Seine Sclaven riſſen ihn wieder empor, aber gegen ihn war die rächende Gottheit. Sterbend lag er jetzt am Ufer der Inſel, auf ihm die Blutſchuld, über ihm der Fluch ſeiner That und in ſeiner Seele die Verdammniß. Die türkiſche Flotte wurde zerſtreut. Dies iſt der Untergang der Scioten und die Rache an Ali Paſcha!“

Achilleus ſchwieg jetzt, in ſich verſunken. Als er wieder aufblickte, ſah er in die leuchtenden, dunkeln, blauen Augen Iſabella's, welche keinen Blick von ihm verwendet hatte.

„Bei ſolchen gewaltigen Erinnerungen,“ ſagte endlich Iſabella, „welche jedes Herz zu Heldenthaten begeiſtern müſſen, kann ich jede griechiſche Jungfrau beneiden, welche einen Bruder hat, der mit für die Freiheit kämpft. Eine ſolche weiß, unter welchem Bilde ſie das junge Heldenthum verehren und lieben kann; ſie kennt Einen, welchem ſie den Lorbeerkranz bei ſeiner Heimkehr auf das Haupt drücken, oder für wen ſie, wenn er ruhmbedeckt den Heldentod ſtirbt, die Todtenklage anſtimmen ſoll.“

„Der Tod für das Vaterland iſt immer ſüß,“ verſetzte Achilleus, „aber es muß unausſprechlich ſchön ſein, wenn im Augenblicke des Verſcheidens das Bild der geliebten Jungfrau vor die Seele tritt. Ich beneide den Kameraden, der lebend und ſterbend die Freiheit unter dem Bilde ſeiner Braut ſich denken kann. Ich ſelbſt werde bald dort ſtehen bei meinem Freunde Bozaris, für die Freiheit fechten, ſo lange noch ein warmer Tropfen Blut durch mein

Herz ſliegt, und an Euren Wunſch denken, wenn ich nicht an Euch ſelbſt denken darf!“

„Habt Ihr nicht Luſt, Signora Iſabella,“ rief Antonio ſcherzend, „mit uns dorthin zu ziehen, wo die eiſernen Würfel fallen, — nach dem Peloponnes? Vielleicht gehe ich als Arzt dorthin und kämpfe gegen die Türken mit Charpie und Pflaſter.“

„Ich halte Euch beim Worte!“ verſetzte Achilleus; „Ihr würdet Ernſt aus Euren Worten machen, wenn Ihr ſehen könntet, wie viele Hundert tapfre Männer an ihren Wunden umkommen müſſen, weil wir keine Aerzte haben.“

„Meinetwegen,“ entgegnete Francesca, „wandert Alle aus; ich bleibe hier in meinem ſchönen Italien! Hier bin ich geboren und hier iſt meine Heimath. Hier will ich auch ſterben, wenn es Noth thut, und — dann bin ich ein Mädchen und kann nur wirthſchaften und fünf Arien zur Zither ſingen.“

Eben war Ines hereingetreten und ſprach mit Francesca, welche ſich zu ihr gewendet hatte; Antonio ging gedankenvoll im Zimmer auf und ab.

„Der Ritter läßt uns ſagen,“ rief Francesca zu Beiden wieder zurückgewendet, „daß er uns erwarte. Ich bin bereit.“

„So müſſen wir ſcheiden,“ ſprach aufbrechend Iſabella zu Achilleus, „und ich werde beten um Gottes Beiſtand für Euch in der Schlacht und Todesgefahr für die Freiheit.“ Sie reichte ihm die Hand, welche er ergriff und einen Kuß darauf hauchte. Iſabella wandte ſich ſchnell und folgte ihrer Freundin.

Drittes Capitel.

Als die Abenddämmerung angebrochen war, hörte man den Wagen des Grafen in den Hof vor die Wohnung des Spaniers anrollen. Iſabella und Franceſca erwarteten den höflichen Herrn im großen Saale. Bald trat er ſelbſt herein, Arm in Arm mit dem Ritter, Beide in den Uniformen ihrer Höfe, Beide feſtlich; doch hatte der Graf voraus die Eleganz des Schnittes und die Anmuth, mit welcher er nicht der Mode, ſondern dieſe ihm zu dienen ſchien.

So nahte er ſich mit klaren, lächelnden Augen den beiden Damen und flüſterte, während er jeder einen Arm zum Führen bot, ihnen zu: „Heute werden Sie zum erſten Mal den Glanz von ganz Europa überſtrahlen!“

Zugleich ſchlugen die Diener des Ritters die beiden Flügelthüren vom Haupteingange des Saales zurück, der Ritter ſetzte den Treſſenhut auf das Haupt, hob mit dem linken Arm den langen Stoßdegen in die Höhe und ſchritt voran, während ſein Haushofmeiſter mit einem langen Stabe und ſein älteſter Bediente mit zwei Wachskerzen ihm vorausgingen und die übrige Geſellſchaft mit der hinterdrein trippelnden Duenna nachfolgte.

Unten bei dem Wagen angelangt, ſchlug der Livreejäger des Grafen haſtig den Auftritt herunter und riß den

Kutſchenſchlag, zur Seite ſpringend, auf, während Graf Joſeph zuerſt die Damen, dann den Ritter hinein becomplimentirte und ſich dann ſelbſt ſchnell und leicht hineinſchwang. Jetzt flog der Kutſchenſchlag zu, der Jäger wieder hintenauf und die Kutſche raſſelnd durch die Straßen nach dem Theater.

Obgleich der Magiſtrat zur Unterſtützung der Polizei auch noch ein Commando öſterreichiſcher Grenadiere ſich erbeten hatte, ſo war es dem Grafen und ſeiner Geſellſchaft doch kaum möglich, den Eintritt in das Theater zu gewinnen.

Aber welches Gluthmeer von tauſend und wieder tauſend, zu brennenden Sträußern vereinigten Wachskerzen überraſchte ſie, als ſie in die Loge eintraten! und doch ward dieſer Glanz noch überboten von den aus allen Logen flammenden Diamanten, Rubinen und anderen köſtlichen Edelſteinen. Alles, was die große Welt an Pracht darbieten kann in allen Formen, Koſtümen und Koſtbarkeiten, war hier in den Hauptlogen vereinigt. Die mit Orden überſäeten, hochaufgewölbten Buſen der Mächtigen blitzten, wie Sternenſyſteme in klarer Winternacht; mit ihnen wetteiferten die Damenlogen, welche von Diamanten, wie mit hellen Regentropfen, in welchen ſich die Sonne ſpiegelt, überſprüht ſchienen. Nie mehr werden die Kleider- und Haarkünſtler von einer gleichen Ausſtellung ihrer Künſte erzählen können. Dieſer Abend hatte ihren raffinirteſten Scharfſinn und ihr ganzes Genie erſchöpft. Jede Loge war in der Pracht der Gewänder und des Schmuckes ein Triumph der damaligen Mode.

Das Theater war allmälig vollgedrängt von Zuſchauern vom Parterre bis in die äußerſte, oberſte Reihe hinauf.

Prinzen, Herzöge, Marquis, Grafen, Vicegrafen und Barone grüßten mit vertraulichem Nicken Marſchälle, Generale, Obriſten und Majore, und dieſe neigten ſich ehrerbietig vor den Staatsminiſtern und Geſandten. Alle die ſich hin- und herneigenden Ordensbänder, Kreuze und Sterne machten den Eindruck eines Blumenbeetes, in welchem ein linder Abendwind wehte. Man mußte Jouy Recht geben, welcher nach Paris berichtete, daß das royaliſtiſche Europa an dieſem Abende in die Blüthe geſchoſſen ſei.

Graf Joſeph hatte hinter den Stühlen ſeiner Damen Platz genommen, heiter befliſſen, ihnen der Reihe nach die merkwürdigſten Perſonen in dem Kopf an Kopf vollgedrängten Hauſe zu bezeichnen.

„Dort in der Mittelloge,“ flüſterte er zu Iſabella, „der Bühne gegenüber, in dem reichgeſtickten Fracke mit dem Ludwigskreuze, in impoſanter Haltung unveränderlich aufrecht ſtehend, iſt der Graf von Caraman, der franzöſiſche Botſchafter in Wien. Ihm gegenüber erblickt man den Grafen von Lieven in dunkelgrüner Uniform, in der Pracht der Stickerei und der herabhängenden Ketten von maſſivem Golde; etwas entfernter erſchienen eben ſo reich koſtümirt die ruſſiſchen Grafen Neſſelrode, Pozzo di Borgo und Herr von Tatitſcheff. Dort ſehen Sie meinen Fürſten, meinen Chef und Gönner mit dem höchſten Schmucke aller Ehrenzeichen, mit welchen die Herrſcher Europa's ſeine Bruſt überſchüttet haben. Kaum wetteifert mit ihm nebenan der lange, ſchmächtige Herzog von Wellington in der Uniform des Großmeiſters der Artillerie. Es fehlt nur der Fürſt Eſterhazy, deſſen Diamanten vielleicht über Alle den Ausſchlag geben könnten.“

„Und wer iſt denn die prächtige Frau,“ fragte Iſabella, „dort in dem Kleide von Brüſſeler Spitzen auf weißem, transparenten Atlas?“

„Sie meinen die Fürſtin dort, mit einem Nelkenkranze um das Haupt, welcher die Haare ſo zurückhält, daß man darunter das in bläulichrothen Blitzen ſpielende Diadem hervorſtrahlen ſieht, über welches die einzelnen Locken ſchmachtend herunterfallen?“ —

„Es iſt,“ verſetzte Francesca übermüthig, „die Wittwe Napoleon's!“

Der Graf trat bei dieſen Worten, wie erſchreckt, einen Schritt zurück und fragte dann, um Francesca nicht antworten zu dürfen, Iſabella, „ob ſie ſchon etwas Aehnliches erblickt hätte?“

„Nur einen Schatten von dieſer Herrlichkeit,“ verſetzte ſie, „und zwar bei einem Stiergefecht in Toledo, wo brennender Sonnenſchein und ſpaniſche Augen noch heller funkelten, als dieſe Edelſteine und die Meſſer des Matadors!“ —

Jetzt erſchütterte eine ſchmetternde Fanfare das Haus, alle Zuſchauer erhoben ſich und tauſend Farben in Schleiern, Federn, Bändern und Steinen ſchimmerten durcheinander; in der mit rothem Sammet und Goldſtickerei drapirten Hauptloge erſchienen die höchſten Monarchen Europa's. Sie trugen öſterreichiſche Uniform, der Kaiſer Alexander die Oberſtuniform ſeines ungariſchen Regiments.

Graf Joſeph hatte Francesca feſt in das Auge gefaßt, doch bemerkte er keine beſondere Veränderung in ihrem Geſichte, nur erſt, als er ſagte: „Die beiden Kaiſer Oeſterreich's und Rußland's!“ erweiterten ſich ihre Augen, als wollten ſie ſich an einem einzigen Anblicke ſättigen.

„Ob Alexander der ſchönſte Mann iſt, für den man ihn hält,“ fuhr der Graf weiter fort, „muß ich den Damen zur Entſcheidung heimgeben, ſo viel nur kann ich behaupten, daß er das größte und edelſte Herz der Welt in ſeiner Bruſt trägt. Blond und hoch, wie ein Hohenſtaufe, iſt er romantiſch und ritterlich, wie der Held einer Sage aus alter Zeit. Er hat das doppelte Glück, Ueberwinder der Männerheere und Beſieger der ſprödeſten Damenherzen zu ſein. Welche Feſtung könnte ſich auch gegen die Sonne ſelbſt vertheidigen! Ich mag es wohl glauben, daß er gerade für ein ſtolzes Damenherz am Gefährlichſten iſt.“

Francesca's Blicke ruhten während dieſer Lobpreiſung auf den Spitzen, welche vor ihrem Buſen zitterten, ſie ſagte Nichts dagegen, doch ſchlich ein jedes Wort, welches Joſeph zwiſchen ſie und Iſabella hereinflüſterte, wie eine kleine, glatte Schlange in ihre Seele hinein.

Jetzt begann die Oper: „l'inganno felice“ von Roſſini und die Crivelli, Paſſerini und Galli boten ihre äußerſten Triller auf, ſich den Beifall der erlauchten Verſammlung zu erwerben.

Doch war an dieſem Abende das Schauſpiel vor der Bühne feſſelnder, als das, welches auf ihr dargeſtellt wurde. Das Auge machte immer neue und unvergeßlichere Entdeckungen, indem es von Loge zu Loge trunken umherirrte.

Nur ein Zuſchauer, welcher unten beim Eingange in das Parterre, wie ein Tannenbaum über Buſchwaldung, mächtig emporragte, hielt ſeine Augen auf einen einzigen Punkt hin gerichtet, von wo ihm ſelige, freundliche Blicke entgegenkamen. Es war Achilleus, welcher dieſen glücklichen Platz gewonnen hatte, wo er Iſabella lange und ruhig anſehen durfte.

Seit dem Augenblicke, wo ſie bei dem Gange zur Einweihung der Capelle von den Treppenſtufen herab ſtrauchelnd in ſeine Arme geſunken, war ihr Bild nicht aus ſeiner Seele gewichen. Er fühlte es in ſeiner Bruſt, wie zwei Hände, welche ihm das Herz abzufangen ſuchten. Sie ſtand, wie ein lichter Mond, in ihm, vor welchem ſeine Geſchäfte und Sorgen immer, wie ſich kreiſelnde, ſilberne Wolken, vorüberflogen.

Als er aber jetzt bemerkte, daß auch ihre Blicke ſich zuweilen verſtohlen herunterſchlichen, da jauchzte ſein Herz hochauf in wildem Jubel der neuen, noch nie empfundenen Leidenſchaft.

Das argwöhniſche Auge des Grafen Joſeph hatte dieſes Alles bemerkt; während er in das Textbuch zu blicken ſchien, wußte er den Augapfel ſo zu halten, daß er Beide immer im Blicke behielt. In ſeiner Seele hob ſich, wie eine liſtige, grimmige Schlange, die Eiferſucht empor und zugleich ſtand mit einem Male Iſabella ſo reizend, ſo begehrenswerth vor ſeiner Seele, daß er von dieſem Augenblicke an in verliebtem Haſſe ſie zu erobern beſchloß, ſelbſt auf die Gefahr ſeiner Freiheit hin.

In einer Menſchenſeele haben neben einander ſo viele Gedanken Raum, daß er zugleich ihren alten Adel mit dem ſeinigen der jüngeren Zeit angehörigen und ſeinen Reichthum mit ihren Verbindungen am ſpaniſchen Hofe abwog.

Während Alles in ihm ſo glühte und gährte, war ſeine Seele, wie ſiedendes Blei, welches die fürchterliche Gluth mit dunkeln Häutchen bedeckt. Er hielt ſeine Augen ſo lange auf die Buchſtaben des Textes, welche ihm, wie Ameiſen, durcheinanderliefen, bis er wieder die Aufſchrift: „l'inganno felice“ leſen konnte und daraus merkte, daß er ſeinen Blick wieder in der Gewalt hatte. Er fühlte an ſeine Stirn, ſie war eiskalt, und nun trat er aus dem

Schatten vor an die Brüſtung der Loge und fixirte mit dem Operngucker ruhig den Neugriechen. Kaum bemerkte jedoch Achilleus, daß er beobachtet wurde, ſo zog er ſich zurück und drängte ſich hinaus, um den Ausgang zu gewinnen, wo er Iſabella beim Einſteigen in den Wagen noch einmal zu ſehen hoffte.

Der Ritter, welcher hier den ganzen Hof von Madrid zu vertreten glaubte, ſtand jedoch an ſeinem Platze, wie eingewurzelt, mit geradeaus ſehenden Augen, welche gar Nichts zu bemerken ſchienen, doch war ihm nicht entgangen, daß verſchiedene, reichdecorirte, ruſſiſche Fürſten und Grafen Joſeph vertraute Grüße zugewinkt hatten. Wenn der Graf es darauf abgeſehen hatte, ſich dadurch bemerklich zu machen und bei dem Ritter ein einflußreiches Anſehen zu gewinnen, ſo war ihm ſein Vorhaben gelungen. Der Ritter legte ſeit dieſem Abend etwas Feineres in ſein Benehmen gegen den Grafen.

Jetzt ging jedoch der erſte Act zu Ende, die Monarchen grüßten mit Verneigung das aufſtehende Publikum und entfernten ſich; Alexander führte die Kaiſerin von Oeſterreich und Friedrich Wilhelm die Erzherzogin Marie Louiſe bei dem Ausgange an ihre Wagen.

Die Entfernung der höchſten Herrſchaften gab das Signal zum Aufbruche der übrigen Hoheiten, welche ihre Würde durch längeres Verweilen nicht gefährden wollten, ihnen ſchloſſen ſich auch der Ritter Malavilla mit ſeinen beiden Begleiterinnen und Graf Joſeph an.

„Werden Sie,“ ſprach Graf Joſeph zum Ritter, „nunmehr Vertrauen faſſen auf die Aufrechthaltung der abſoluten Throne?“

„Ich habe,“ verſetzte der Ritter, „daran gedacht, daß mein Herr und König in demſelben Augenblicke, wo die übrigen Herrſcher Europa's im Theater in Glanz und Macht vereinigt ruhig zuſammenſaßen, in ſchmachvollſter Knechtſchaft ſchmachtet und ſich nach Rettung ſehnt."

Bei dieſen Worten traten ſie aus dem Schauſpielhauſe hervor; Achilleus ſtand ſeitwärts an dem einen Thürpfeiler des Ausganges. Der Graf warf ihm im Vorbeigehen einen vornehmen, kalten Blick zu, Iſabella aber ließ heimlich ihren Fächer fallen, welchen Achilleus ſchnell aufhob und an ſeiner Bruſt verbarg.

Joſeph bemerkte dieſe Bewegung, aber ſchon drängte die herauswogende Menge ſich zwiſchen ihn und Achilleus, welcher ſich in ihren Wogen verlor.

Viertes Capitel.

Wer ſich im Genuſſe des Schönen nicht ſtören laſſen will, der muß ſich hüten, in die heimlichen Werkſtätten zu ſehen, wo es bereitet wird. Wer ſich an einer üppig ſüßen Frucht erquickt, der darf nicht nachgrübeln, woraus die Wurzeln die Säfte dazu unter der Erde bereitet haben. Doch, wer auch die Nachtſeite der Mächtigen und Herrlichen kennen lernen will, der darf ſich nicht ſcheuen, aus dem Lichtmeere des Veroneſer Theaterabends dem Erzähler in ein düſteres Gewölbe nachzufolgen und dort den Chevalier Bartolo zu belauſchen.

In dieſem Gemache befindet ſich kein einziges Fenſter, es iſt nur erhellt von einer Lampe, welche über der großen Tafel hängt, an welcher der Chevalier arbeitet. Vor ihm ſteht ein großer Kaſten voll verſiegelter Briefe, zu ſeiner Rechten ein Kohlenbecken, auf welchem ſich ein Keſſel ſiedendes Waſſer befindet. Er hält jetzt einen, mit einer Oblate verſiegelten Brief eine Zeitlang über das Waſſer in den heißen Dampf, betrachtet zuweilen das Siegel, hält es wieder in den Dampf, dann fährt er mit einem dünnen, ſcharfen Meſſer unter den Aufdruck des Petſchafts hinein und der Brief iſt geöffnet. Mit einem Blicke hat er den Inhalt überflogen, ihn wieder zuſammengebrochen, auf die

Stelle, wo die Oblate gelegen, mit einem kleinen Malerpinſel ein wenig Buchbinderkleiſter aufgetragen und den Brief wieder verſchloſſen, daß auch nicht das argwöhniſchſte Auge eine Verletzung des Siegels zu bemerken im Stande ſein würde. Nach dieſer Handhabung wirſt er den Brief in einen zweiten Kaſten, welcher neben ihm auf der Erde ſteht. Jetzt nimmt er einen andern, welcher mit Siegellack zugeſiegelt iſt. Der Chevalier macht damit wenig Umſtände; mit einem heißen Meſſer löſt er das Siegel von der Unterlage ab, öffnet ihn und lieſt.

Jetzt zieht er ſeine Brieftaſche hervor und copirt ſchnell den Inhalt; dann bringt er etwas heißes Siegellack, welches er am Feuer flüſſig gemacht, auf die Stelle, wo das Siegel aufgelegen, drückt den Brief wieder zuſammen, beſchaut lächelnd ſein Meiſterſtück am Lichte und wirſt ihn dann in den Kaſten auf der Erde.

Er nahm jetzt einen andern Brief, welcher ihm beſonders geſchickt couvertirt ſchien; kaum hatte er jedoch das Siegel an der Lampe beſehen, ſo ſagte er für ſich: „Von dem Grafen? — Du zuerſt darfſt nicht ununterſucht paſſiren; aber mit welch' verdammt feinem Lack, welcher dazu noch oblatendünn aufgetragen, hat er den Brief verſiegelt! Alſo an den Präſidenten, den alten Fuchs, iſt er gerichtet? — Dieſer Brief gehört vor mein eigenes Gericht!“ — Während er ſich ſo mit ſich ſelber unterhielt, hatte er verſchiedene Stempelſtöckchen, in welchen unten ein Ausſchnitt ſich befand, um ein Petſchaftblatt aufzunehmen, über das Siegel probirt; eins davon paßte. Er knetete nunmehr Wachs, drückte es auf das Siegel, nahm es ab, beſtrich es dann mit flüſſigem Gyps und paßte den Stempel darauf. So ließ er es eine kleine Weile ſtehen, während er andere Briefe unterſuchte, und entweder ohne Weiteres in den Kaſten warf, oder erſt dann, wenn er ſie geöffnet und überſehen hatte.

Jetzt aber löſte er das Stempelſtöckchen vom Wachſe ab und fand, daß das Siegel rein ausgedrückt war. Schnell war das Siegellack mit dem heißen Meſſer abgeſchabt und der Brief geöffnet. Der Chevalier las:

> „Der Chevalier Bartolo, der Corſe, iſt wieder zum Rapporteur angeworben. Er und ſeine Agenten ſind thätig in allen Regionen der Geſellſchaft, um Ihren vielbeſchäftigten Freund allwiſſend zu machen. Da es aber immer gefährlich bleibt, einem ſo unternehmenden Menſchen ſich anvertrauen zu müſſen, ſo bitte ich Eure Excellenz, den Franzoſen Arnaud mir zu ſenden, damit er den Chevalier beaufſichtige. Noch frage ich an: auf welche Weiſe Dieſelben ſeinen Mund zu verſiegeln gedenken, wenn ich ihn nach Beendigung des Congreſſes Ihnen zuſenden werde?“

Der Chevalier zuckte empor und murmelte: „Peſt und Teufel! Iſt das ſo gemeint? Ich danke verbindlichſt, Herr Graf, für die Beaufſichtigung und das Mundſtopfen! Ich danke!“ — Sein Geſicht verzerrte ſich jetzt zu einem häßlichen Lächeln. Er verſchloß, während er wüſte Worte in ſich hineinmurmelte, wieder den Brief mit dem in Gyps geformten Siegel und warf ihn mit verächtlicher Miene in den Kaſten.

Er nahm jetzt wieder andere und immer andere Briefe, öffnete ſie mit den verſchiedenartigſten, niedlichſten Inſtrumenten, bald ſo, bald anders, zeichnete daraus Einiges in ſeine Brieftaſche auf, ſchloß ſie wieder, nahm wieder andere, deren Aufſchrift ſchon allen Verdacht beſeitigte, als wenn der Inhalt von beſonderem Intereſſe für ihn ſein könnte, und warf ſie zu den anderen, welche beſichtigt waren.

So arbeitete er bis tief in die Nacht hinein.

Endlich kam er mit ſeiner Beſchäftigung zu Ende. Er nahm ein Glöckchen und ſchellte damit. Auf dieſes Zeichen trat ein höckeriges, einäugiges Männchen herein. „Das dauerte lange,“ flüſterte er, „das war heute eine Henkersarbeit!“ —

„Schweig'! Schwätzer. Hier haſt du dein Schloß vor den Mund! und kann die Zunge ſich dann noch nicht bändigen, — ſo —“

Der Chevalier ſprach den Satz nicht aus, ſondern machte nur eine drohende Bewegung mit der Hand. Der Alte lächelte ſchüchtern und ſagte: „Ei, was geht das Alles mich an? — Ich bin ein armer, alter Kerl, den die Welt zeitlebens mit Füßen getreten hat, und ich ſehe nicht ein, warum ich das Bischen Glück, das ich da zum erſten Mal in Eurer Hand finde, nicht hinnehmen ſoll!“

„Alle Briefe hier gehen an ihre Adreſſen!“

Der Alte nahm den Briefkaſten und entfernte ſich. Der Chevalier aber ſetzte und legte Alles in Ordnung, nahm dann ſeine kleine Blendlaterne, welche er anzündete, löſchte die herunterhängende Lampe, die ſtumme Vertraute ſeiner ſtillen Arbeit, aus und begab ſich hinweg.

Jetzt ſchlugen von Außen die Thüren zu, der Schlüſſel drehte ſich im Schloſſe um, und dann verhallten die Schritte des Chevaliers im Corridor.

Es war nun im Gewölbe todtenſtill; nach einer Weile aber regte es ſich in allen Winkeln, viele kleine, glitzernde Augen begannen zu blitzen, jetzt ſprang es auf den Stuhl und jetzt auf den Tiſch, und nun bildete ſich ein Kreis von

Ratten um das warme Kohlenbecken. Eine um die andere ſchien ſich ihre Pfötchen zu wärmen, während viele andere die Köpſchen zuſammenſteckten und von wunderlichen Dingen und umgehenden Geſpenſtern ſich ſchauerliche Geſchichten zu erzählen ſchienen.

Ein ebenſo heimlicher Congreß fand in einer einſamen verfallenen Hütte, außerhalb der Stadt, in einem verwilderten Garten ſtatt. Der Mond war untergegangen und der Himmel war dicht umwölkt, ein feiner, ſchauriger Regen wehte mit kalter Novemberluft über die Eisberge der Alpen herüber. Verona lag öd und lichtlos, wie ein großer, trauriger Kirchhof, unten zwiſchen den Feſtungsmauern. An der Hütte im Garten zog die Etſch zur Stadt hinunter, um ihr Leid und ihre ſchluchzenden Wellen hineinzugießen in das adriatiſche Meer.

Ueber die eingefallene Mauer des Gartens durch Neſſeln und Brombeergebüſche krochen jetzt zwei verhüllte Männer.

„Wir kommen doch nicht fehl?“ murmelte der Eine; „Wir ſind am Ziel!“ der Andere.

„Ein abſcheuliches Wetter!“

„Es meint es gut mit uns und giebt uns Sicherheit!“

„Hu, da liegt ein Menſch im Graſe!“

„Eine umgeſtürzte, verwitterte Statue. Halt' dich links!“

„Wo biſt du?“

„Hier! hier iſt meine Hand, Bajonna!“

„Aber wo iſt endlich das Haus?“

„Wir ſtehen gleich davor; — hier kriech' durch, ich biege eine Cypreſſenſtaude zur Seite.“

Mit dieſen Worten nahten ſich Beide der verfallenen Hütte.

In dieſer waren ſchon drei andere, in Mäntel verhüllte Menſchen verſammelt. Auf dem zerbröckelten Eſtrich ſtand eine verdeckte Lampe, ſo daß ihr Licht nur einen ſchwachen Dämmerſchein in ihrer Nähe verbreitete, und die Wände unbeleuchtet blieben. Vor der Lampe ſtand ein Käſtchen, ſonſt war weiter kein Gegenſtand in dem öden Gemache zu erblicken.

Die drei umherſtehenden Männer hatten ihre Hüte tief in die Stirne gedrückt und ſich in ihre Carbonaromäntel gehüllt, ſo daß von den Geſichtern nur die wilden, brennenden Augen ſichtbar waren.

Jetzt pochte es dreimal an die von innen verriegelte Thüre an. „Wer da?“ rief der Eine der Vermummten, während jeder von ihnen eine Piſtole herauszog, jedoch ruhig wieder beiſteckte, als durch das Schlüſſelloch geantwortet wurde: „la povera Italia!“ — Die Thüre wurde auf dieſe Parole geöffnet, und herein traten die beiden andern Vermummten.

Nachdem ſie ſich gegenſeitig mit Handſchlag begrüßt hatten, ſtellten ſich dieſe fünf Perſonen um die Lampe, und der, welcher zuerſt geſprochen hatte, eröffnete die Verſammlung mit der Anrede:

„Wo fünf der Unſern ſich treffen, iſt eine Loge verſammelt. Bajonna von Neapel, woher kommſt du in der Stunde der Mitternacht?“

Einer der Zuletztgekommenen trat näher, enthüllte ſein Geſicht, welches todtenbleich und eingefallen war, und entgegnete: „Aus Ketten und Gefängniß, vom Mahle der Verzweiflung! Vom Todtenbette der Freiheit!“

„Wer kommt mit dir?“

„Die Geiſter Morelli's und Silvati's!“

„Todt? Beide todt?“ murmelten die Vermummten entſetzt unter einander.

„Todt, wie der Gott der Hoffnung! Ich bringe Euch ihren letzten Gruß! Mittwochs Abends vor drei Wochen waren die beiden Verurtheilten in die Capelle gebracht, wo ſie, umgeben von Prieſtern, die Nacht zubringen mußten. Silvati lieh ihnen Gehör, beichtete und empfing die letzte Oelung.“

„Schmach über ihn!“ riefen dumpf die Vermummten.

„Vergebt ihm; denn furchtbar iſt die Stunde vor dem Tode! Morelli, der brave Carbonaro, iſt verſtockt geblieben, wie ſie ſagten; er iſt ein Mann geblieben, ſpreche ich! Er hat ihnen geſagt in die blinzelnden, zuckenden Pfaffengeſichter hinein: daß er nicht an die Kirche und ihre Dogmen glaube und die Prieſter verachte!“

„Morelli!“ riefen die Vermummten, — „Bewunderung und Ehre ſeinem Geiſte!“

„Donnerſtag um 7 Uhr Morgens,“ fuhr Bajonna fort, „wurden Beide hinaus vor das Thor von Capua geführt. Man hatte ihre Augen verbunden, ihre Geſichter mit ſchwarzem Flor umwunden, ihnen Schuhe und Strümpfe ausgezogen und ſie in Oberröcke von grobem, ſchwarzen Zeuge geſteckt. Mit feſten, ruhigen Schritten gingen ſie der Guillotine entgegen. Zwei Prieſter, mit dem Crucifix in der Hand, gingen ihnen zur Seite.

„Als Silvati an das Blutgerüſt gelangt war, kniete er auf die Stufen nieder und betete mit ſeinem Prieſter. Morelli blieb ſtehen, weigerte ſich, dem geiſtlichen Zuſpruch das Ohr zu leihen, und rief: „Er will mich betrügen!“ Als der Prieſter ihm abermals mit den Worten: „Gott iſt gerecht!“ zuzuſprechen anfing, erwiederte Morelli: „Nicht für mich: ich war ſtets ein ehrlicher Mann und ſterbe doch wie ein Verbrecher!“ — Dann ſtürzte er nieder auf die Kniee und warf ſich mit dem Ruſe: „Es lebe Italien!“ unter die Guillotine. Seinem entſeelten Körper iſt ein Grab in geweihter Erde verſagt worden.“

Jetzt ſchwieg Bajonna, die Umſtehenden ſchauerten in ſich ſelbſt hinein; der Sprecher aber fragte weiter: „Sind die übrigen Brüder ſicher?“

„Das Beil,“ verſetzte Bajonna, „züngelt über dem Nacken Aller, welche nicht entflohen ſind.“

„Welche Hoffnung bringſt du für die Zukunft mit?“

„Keine! Ich komme, um Rache zu fordern für Morelli und Silvati!“

„Rache?“ fragte die Vermummten.

„An dem Einen, der uns Alle in das Verderben geſtürzt hat! Hört an!

„Zu Anfange des vorigen Jahres erſchien in Neapel ein Chevalier Bartolo, dem Anſchein nach einer der begeiſterten Anhänger der guten Sache. Er wußte als alter franzöſiſcher Officier das Vertrauen mehrerer Eingeweihten zu erwerben, und ſo gelang es ihm, ſich in unſere Loge aufnehmen zu laſſen. Doch bald erregte er die Aufmerkſamkeit des namenloſen Oberen. Schon waren die Dolchbrüder gewählt, ihn unſichtbar zu machen, als er plötzlich in einer Nacht mit den wichtigſten Papieren verſchwunden war. Am nächſten Morgen wurden die tüchtigſten Bundesmitglieder verhaftet und auf Thatſachen und Pläne hin, von welchen nur der Chevalier wiſſen konnte, gerichtet und zum Schaffot oder der Galeere verdammt. In der letzten Verſammlung am Avernerſee erhielten wir aus England die Botſchaft, daß der Chevalier im Solde des

Grafen Joſeph als deſſen geheimer Polizeiſpion und Agent ſtehen ſolle.

„Er ſterbe!“ riefen die Vermummten.

„Er ſterbe! — Er iſt wieder hier während des Congreſſes in Verona, um das Netz des Verderbens weiter zu ſtricken! — Silvati fordert von Euch des Mannes Blut!“

„So frage ich die Loge: iſt der Mann des Todes ſchuldig?“

„Schuldig! Schuldig! Schuldig!“

„Werft das Loos!“ rief der Sprecher, kniete nieder und ließ drei Würfel auf den Boden rollen. Ein Anderer zählte die Augen und rief: „Sieben!“ —

Jetzt warf der Zweite, dann Bajonna. Kaum überſah dieſer die Würfel, ſo zuckte er krampfhaft zurück, ſtarrte wieder auf die Augen der Würfel hin und ſtöhnte faſt kaum vernehmbar: „Es iſt ein Paſch von funfzehn!“ —

Jetzt warfen auch die zwei Uebrigen. Der Wurf Bajonna's blieb der beſte.

„Bluträcher, tritt vor!“ rief der Sprecher, indem er ſich das Käſtchen aufſchließen ließ, es öffnete und einen weißen Todtenkopf daraus hervorhob.

„Fürchteſt du den Tod?“

„Nein! Nein!“

„Lege die drei Finger der rechten Hand auf dieſen Schädel und ſchwöre:

> „Bei dem lebendigen Herzen in meinem Leibe ſchwöre ich, den Chevalier Bartolo als Spion und Verräther zu tilgen von der Erde; verflucht ſei ſeine Seele, ſein Odem, ſein Gebein! Wie ich verflucht ſein will, lebt der Verräther noch drei Mondes-Wechſel lang!“

Der Bluträcher ſprach ſchwörend dieſe Worte nach.

„Schwöre weiter:

„Und ſollte ich aus Feilheit, Feigheit oder Schwachheit einem Richter, einem Prieſter oder einem Schergen, oder ſonſt wem den Namen eines Bundesbruders nennen, ſo biete ich mein Haupt der Keule, meinen Hals dem Strange, meine Bruſt dem Dolche und mein Andenken der Schande! — Ich will Verrath und Meineid von mir wenden und lieber ehrlich ſterben, als ſchuftig leben. Amen.“

Als der Bluträcher auch dieſe Worte geſprochen hatte, umarmten und küßten ihn alle Uebrigen.

Dann entfernte ſich Einer nach dem Andern, der Letzte löſchte die Lampe aus, nahm das Käſtchen an ſich und verſchloß die Thür des verfallenen Gartenhauſes, in welchem Nichts vom Leben zurückblieb, als die Schwämme, welche ungeſtört fortwucherten in dem tropfenden Moder der Wände.

Fünftes Capitel.

Achilleus hatte ſich ſpät in der Nacht auf ſein Lager geworfen, welches auf dem Eſtrich ſeiner Stube bald gefunden war. Ein Teppich und ſeine Kapuze, in welche er ſich wickelte, genügten ihm. Wie er ſein Gebet zur heiligen Panagia geſprochen hatte, war es ihm, als ſehe er ſie rieſig hoch über dem Taygetos herüber wandeln, in der rechten Hand Scepter und Schwert und in der linken als Reichsapfel die Sonne von Griechenland, unter ihren Füßen den türkiſchen Mond. Wie ſo die Panagia hinwandelte, ſah er ihr goldenes Haar, wie Ströme über Bergrücken, herunterwallen und ihr blaues, langherabfallendes Gewand über das wogende Meer dahinſchleppen. Indem er den Saum ihres Gewandes küßte, war es ihm, als ſänke er tief hinab, bis ihm die Sinne vergingen und er Nichts mehr vernahm, als den Ruf des Kukuks von den coraxiſchen Bergen und den Schlag der Wachtel aus weiter Ferne. Jetzt ſtreifte das Gewand der Panagia über duftende Kornfelder und Weinreben und über unendliche, purpurglühende Roſengebüſche, aus welchen, wie tönende Meßnerglöckchen, Schwärme von Nachtigallen ſingend emporflogen, — und in die waſſerfriſche Luft von Meer, Gebirg, Quellen und Strömen goß der an Berghängen blühende Thymian, der Rosmarin und das Geißblatt ſeinen Duft, daß ſeine Bruſt vor Entzücken ſich ſchwellte und ſeine Seele trunken jauchzte: „Hellas! mein Vaterland!“

Da kam es ihm vor, als würde plötzlich von ſeinem inneren Auge ein Schleier hinweggezogen, und unter ſich ſah er die Hörner des Parnaſſes, den Golf von Korinth, nordwärts und jenſeits der Ebenen von Theſſalien den Olymp mit dem kryſtallenen, ſchneeglänzenden Gipfel und weithin Achaja, Argolis, Elis und Arkadien und das unendliche Meer. Nun verwirrten ſich wieder die Bilder in ſeiner Seele, betäubt vom Rauſchen der Wälder und der Gewäſſer. Da war es ihm endlich deutlich, daß er mit vielen tauſend anderen Jünglingen, welche ſich die Stirn mit Roſenkränzen umwunden und dem Tode geweiht hatten, in den heiligen Kampf gegen die türkiſchen und ägyptiſchen Paſchen zog. Wie ein weißes Mohnfeld, lag unter ihnen ausgebreitet mit unzähligen Zelten das Lager der Barbaren. Es war Nacht, und doch Alles deutlich zu ſehen, denn die Panagia hielt ein Schwert hinunter, welches, wie ein Meteor, hellaufleuchtete, jetzt aber wieder verſchwand und Alles in Nacht und Dunkel begrub. Sie zerbrachen jetzt die Scheiden ihrer Schwerter und flüſterten unter einander: „Sieg oder Tod!“ Dann beſtimmten ſie das große Zelt in der Mitte des Lagers zum Sammelpunkte und in einzelnen Abtheilungen ſchlichen ſie behutſam hinunter. Auf den nachgeahmten Ruf der Nachtigall, welcher jetzt erſcholl, wurden die ſchlafenden Wachen niedergeſtreckt, auf einen zweiten Ruf ſchwangen ihre Schwerter mitten im Lager und nun wogte Alles in Finſterniß und Kampf gräßlich durch einander. Jetzt wurde ſein Traum ſinnlos und chaotiſch; nun aber hörte er Flöten, Trommeln und [illegible]. Aus den

Dörfern und Städten ſtürzten Greiſe, Weiber und Kinder heran und löſten die Ordnung des Heeres. Jeder ſeiner Kameraden drückte einen jüngeren Bruder oder Schweſter, oder ſein Weib, oder ſeine Braut an ſein Herz, nur er war allein. Jetzt theilten zwei weiße Arme den an der Straße neben ihm blühenden Oleanderbuſch, und ſie ſchlangen ſich um ſeinen Nacken, und er rief vor Freude laut weinend: „Iſabella! Iſabella!“ Mit dieſen Worten wachte er auf. Der helle Tag hatte ihn überraſcht und vor ihm ſtand Iſabellens Duenna.

„Ja freilich,“ ſagte liſtig lächelnd die Alte, „komme ich von Donna Iſabella; freilich muß man gleich am frühen Morgen auslaufen, wenn der Don nicht merken ſoll, daß der ſchönſte chineſiſche Fächer von der Welt verloren gegangen iſt und ihn eine wildfremde Nation gefunden hat. Kann man Euch Männern denn gleich trauen? Ihr habt den Weibern wohl ſchon mehr geſtohlen, als einen Fächer. Man muß Euch gleich hinterdrein ſein und Euch auf die Finger klopfen, daß Ihr fremdes Gut wieder fallen laßt. Verſtellt Euch nur nicht, als wüßtet Ihr von Allem Nichts! — So ſind ſie Alle, erſt mit Blicken und Rehfüßchen um die Dame herum, — bis ſie ein ſogenanntes Andenken geſtohlen haben, um damit vor der Welt zu prahlen! Was denkt Ihr denn in Eurer grünen Jugend, als ob die Ehre einer vornehmen, ſchönen Donna nicht gehütet werden müßte, wie des Kindes Augapfel! — Nur heraus mit dem chineſiſchen Fächer! Ich weiche nicht von der Stelle, ich laſſe mich nicht hinausbecomplimentiren!“

„Was haltet Ihr denn von mir? Ihr laßt mich ja nicht zu Worte kommen!“ verſetzte lachend Achilleus. „Aber ſetzt Euch ein wenig nieder, und laßt mit Euch reden;

Ihr ſeid alſo die Duenna der ſchönen Iſabella aus Spanien?“

„Aus Catalonien! Freilich iſt ſie ſchön, wie ein Altartüchelchen! Ich will mich nicht eher ſetzen, bis ich den Fächer meiner gnädigen Iſabella wieder bekommen habe. Es haben mehr Leute geſehen, wie Ihr, ja gerade Ihr, den Fächer aufgehoben habt.“

„Warum ſoll ich Euch den glücklichen Fund verläugnen?“ ſagte Achilleus, nahm den Fächer, drückte einen Kuß darauf und gab ihn der Alten. Dieſe aber nahm ein ſeid'nes Tüchelchen aus der Taſche und wiſchte die Stelle ab, welche Achilleus' Lippe berührt hatte und zankte für ſich: „Das nenne ich dreiſt! Wenn das unſer Don geſehen hätte, der arme Fächer müßte in das Feuer wandern.“ Mit dieſen Worten ſchlug ſie den Fächer auf, welcher ſo zart und fein aus dünnen Elfenbeinblättchen gearbeitet war, daß er wie aus zierlich gemuſterten Brüſſeler Spitzen verfertigt zu ſein ſchien.

Während die Duenna ſich das Ausſehen gab, als betrachtete ſie die ſeltſamen Figürchen der darauf befindlichen Drachen und Mandarinen, blickte ſie durch die durchbrochenen, kleinen Zwiſchenräume und belauſchte den Griechen, um aus ſeinem Geſichte und Mienen ſeine Gemüthsart kennen zu lernen. Er ſchien ihren Beifall zu haben. Achilleus, welcher errieth, daß die Alte ihn ausforſchen wollte, glaubte nichts Beſſeres thun zu können, als ſie zu gewinnen. Er nahm aus ſeinem Reiſekäſtchen eine ſchöne Kette, an welcher türkiſche Goldſtücke hingen, und ließ die Glieder ſpielend durch ſeine Finger gleiten, während die Duenna durch die Fenſterchen des Fächers dem Spiele neugierig zuſah.

Endlich nahm er das Wort: „Habt Ihr nie gehört, daß ſelbſt ein grauſamer, ſtolzer, mächtiger Löwe ſich an einem gold'nen Kettchen herumführen ließ?“

„Viele Menſchen,“ verſetzte die Duenna, „laſſen dies umſonſt an ihrer Naſe geſchehen, — was meint Ihr denn mit Eurer klugen Frage?“

„Ich möchte Euch dieſe gold'ne Kette mit den daran klimpernden Goldſtücken um den Hals hängen, und es müßte Euch ſehr ſchön laſſen, wenn ich damit Euren Schutz mir erwerben könnte. Bei den großen Heiligen in unſern Kirchen weiß man gewiß, daß ſie die Hände ſegnen, welche nicht leer zu ihnen kommen, aber die Menſchen ſind oft anders geſinnt.“

„Wozu braucht Ihr,“ erwiederte die Duenna, „auch den Schutz einer alten Frau? — Ihr ſpottet recht herzhaft über mich!“

„Seid Ihr nicht täglich und ſtündlich um Donna Iſabella? — Könnt Ihr nicht ſprechen von mir?“

„Warum? Warum von Euch ſprechen?“

„Weil es mich glücklich machen würde, wenn Iſabella recht gut von mir dächte; daher wäre es ſehr gut von Euch, wenn Ihr zu allererſt mit ihr über mich in allem Guten zuweilen ſprechen möchtet!“ Mit dieſen Worten ließ Achilleus die gold'ne Kette in ihren Schoos fallen.

Die Duenna rief wie erſchreckt: „San Jago! was ſoll ich mit dieſer Pracht und Herrlichkeit? Das iſt viel zu koſtbar für mich, und Ihr müßt am Ende es bereuen, ſo einen großen Schatz weggeworfen zu haben.“

Achilleus, welcher die Abſicht der Alten errieth, bedachte ſich nicht und erzählte: „Mein Oheim hat fünf Schiffe auf dem Meere, welche Getreide von Alexandrien nach Marſeille führen, und im Peloponnes beſitzt er große, reiche Landflecken: ich bin ſein zukünftiger Erbe.“

„Alſo ſeid Ihr ein griechiſcher Marquis?“

„Wir gehören zu den fürſtlichen Geſchlechtern der Phanarioten.“

Die Alte hatte bei dieſer Unterredung zuerſt die Augen groß gemacht und den Kopf wohlgefällig herüber und hinüber gewiegt; dann hatte ſie die Füße zurückgezogen und ſich gehoben, jetzt aber ſtand ſie und machte einen tiefen Knicks, während ſie ſich vornehm mit dem Fächer Luſt zufächelte und mit ehrerbietiger Stimme ſprach: „Fürſtliche Hoheit geruhen, über Ihre Dienerin zu befehlen und meinen unterwürfigen Dank für die ſchöne Kette zu genehmigen; gern will ich, wie daran Glied an Gliedchen ſich reiht, für Euch goldene Wörtchen an goldene Wörtchen fädeln, wenn Euch damit bei meiner Gebieterin gedient iſt. Aber was meint Eure Hoheit, daß ich ihr ſage?“

Achilleus wurde durch dieſe Frage verlegen, doch entgegnete er endlich: „Ihr ſchönes Bild ſteht vor mir im Traume, welcher mit der Nacht beginnt und mit dem Tage nicht aufhört! und daß ich mir zu vergönnen bitte, in der Capelle im Dunkel des Einganges ſtehen zu dürfen, wenn ſie vor dem Altare kniet und betet. Das und Alles, wofür ich keine Worte habe, könnt Ihr zu ihr ſagen, wenn Ihr an mich denken wollt.“

„Dann wäre es wohl beſſer,“ erwiederte die Duenna, „daß Ihr morgen gegen Abend erſt in die Capelle kämt, wenn das Abendgebet beendigt iſt. Ich will Donna Iſabella zu bewegen ſuchen, daß ſie noch einen Roſenkranz durchbete, wenn unſer Beichtvater Santello mit Don Malavilla und den Uebrigen ſich ſchon wieder hinauf in die

Zimmer begeben hat. Am Springbrunnen im Hofe könnt Ihr warten, bis ich Euch das Zeichen gebe, auf welches Ihr in die Capelle kommen könnt. Aber nicht wahr, ehrlich ſeid Ihr und ehrlich meint Ihr es mit meiner lieben, herzigen Iſabella?“

„Bei meiner Seele!“ rief Achilleus und ſtreckte alle fünf Finger empor.

„Das Alles will ich Donna Iſabella erzählen!“ rief die Duenna, machte einen Knicks, küßte ſeine Hand und entfernte ſich.

Sechstes Capitel.

Arnold hatte auf dem Rumpelboden des alten Hauſes ſo viele hiſtoriſch merkwürdige Gegenſtände aller Art, beſonders verſchiedene ſchöne, ritterliche Waffen gefunden, daß er damit ein Raritätencabinet zu Stande brachte.

Antonio hatte ihm auf ſein Begehren das eine Gemach, welches daran ſtieß, mit der ſchönen Ausſicht auf das Caſtell St. Peter und die Ruinen der Theodorichburg, zur Wohnung eingeräumt, damit er immer in der Nähe der Kunſtſchätze und Merkwürdigkeiten ſein konnte.

Da er an keinem Vorfalle oder Geſpräche, ſondern mit Hingebung mehr an Perſonen Theil nahm, ſo gewann er bald Alle, die im Hauſe Antonio's aus- und eingingen, vor Allen Francesca für ſich, welche von ihm öfters ſagte: ſein Gemüth wäre wie friſches Quellwaſſer; man könnte den fieberhaften Geiſt darin geſund baden.

Es war ihm vergönnt, ſtundenlang zu ihren Füßen zu ſitzen und zu plaudern oder mit ihr zu ſingen, oder ſchweigend in ihr ſchönes Angeſicht empor zu ſehen.

So ſaß er auch heute wieder zu ihren Füßen, während ſie aus den Saiten ihrer Zither mit einer Federſpule abgeriſſene Klänge ritzte. Sie lachte dazwiſchen oft hell auf, denn Arnold war bemüht, die ganz beſondere Art ſeiner

Liebe zu ihr zu erklären; denn daß er ſie liebe, behauptete er eifrig und faſt erzürnt.

„Alſo wie ein ſchönes Gemälde liebt Ihr mich?“ wiederholte jetzt Franceſca fragend ſeine letzten Worte.

„Und doch wieder anders,“ verſetzte Arnold; „ich liebe Euch, wie ein beſeeltes, lebendiges Gemälde!“

„Unſinn! ein Kind ſeid Ihr! Da bin ich ja wieder, was ich eben bin!“

„Habt Ihr nie eine ſchöne Blume geliebt, welche ſo zart und ſchön war, daß Ihr kaum ſchüchtern ihr zu nahen, am Allerwenigſten ſie zu berühren gewagt hättet?“

„Wenn ich nun ſagte — es fällt mir aber nicht ein — Arnold, da iſt meine Hand, ſtecke einen Ring daran und ich bin dein Weib!“

„Das wäre ſo, als wenn die Gottheit für ein Gärtchen, das ich überſehen kann, mir den Sirius oder einen andern Stern als Rittergut in Lehn geben wollte. Das Geſchenk erdrückte mich! Ich liebe Euch, wie man den Frühling liebt, man weiß, daß man ihn nicht feſſeln, nicht beſitzen kann; mit Blumen, Düften und Nachtigallen rauſcht er beſeligend vorüber und lange ſehen wir ihm wehmüthig nach, aber zu feſſeln iſt er nicht! Den Frühling liebt man um Luft und Klang, Blüthe und Duft —.“ —

„Alſo doch mit Eigennutz; Ihr müßt mich doch noch anders lieben? Denkt darüber nach.“

„Darf ich nicht in Euer ſchönes Antlitz, nicht in die ſchwarzen Sonnen Eurer Augen blicken? nicht Eure Stimme vernehmen? Eure Haltung, Euren Gang bewundern? die leiſeſte Schwingung Eurer ſchönen Seele ahnen? — Iſt das nicht genug? — Und frage ich weiter noch, ſo habe ich nur einen einzigen, verwegenen Wunſch dazu!“

„Dürft Ihr ihn nicht nennen?“

„Zürnt Ihr, wenn er albern und vielleicht toll iſt, oder wenn er gar täppiſch beleidigen ſollte?“

„Nein! aber ſprich ihn nur aus! Mißfällt er mir, ſo habe ich ihn nicht gehört.“

Arnold ſah für ſich hin und ſprach faſt ſtotternd: „Wenn es Euch je einfallen ſollte, alle die Herrlichkeit, welche ich jetzt vor mir blühen ſehe, wegzuſchenken, um vielleicht damit einen Kröſus reich zu machen, dann möchte ich die Erlaubniß haben, mir vorher von dem blüthenüberſchütteten Roſenſtrauche nur ein Blättchen nehmen zu dürfen, um es in meiner Seele, wie in einem Stammbuche, aufzubewahren, um von ſo großem Reichthume ein Scherflein für die Erinnerung zu retten!“

Franceſca wurde bei dieſen Worten nachdenkend und ſchwermüthig. Es entſtand eine ängſtliche Pauſe; endlich fuhr ſie mit der Hand über die Stirn, ſtrich die ihr in das Geſicht fallenden Locken hinweg und fragte: „Habt Ihr nicht ſchon einmal geliebt?“

„In meiner früheſten Jugend, ja!“

„So erzählt mir Eure Liebesgeſchichte, während ich über Eure Verwegenheit nachdenken will.“

„Wäre es mir nur möglich,“ erwiederte Arnold, „vor Eure Seele einen deutſchen Tannenwald zu zaubern, denn dieſer gehört nothwendig dazu. Ich wurde in einem Gebirgsdorfe geboren, welches von Waldung rings umgeben war. Die meiſten Leute darin lebten von ihren Rinderheerden, welche in den Buſch auf die Weide getrieben wurden. Auch ich mußte ſchon als neunjähriger Knabe die Heerde allein hineintreiben in den großen, ſchauerlichen Wald und vom frühen Morgen bis zum Rufe der Abendglocke ſie hüten.

Meine Mühe ward aber ſehr erleichtert durch einen alten, großen Hund, welcher nie ein Stück abirren ließ und die Heerde, wenn ſie ſich einem Abgrunde näherte, mit gewaltigem Bellen zurücktrieb. Da der Wald meilenweit ſich in das Gebirge hineinſtreckte, ſo mußte der Hund oft nur allein den Weg wieder zurückfinden. Ich konnte mich ganz auf das treue Thier verlaſſen und ſorglos die Neſter der Vögel ausſpüren oder die Quellen aufſuchen, deren Gewäſſer dem Thale zuſtrömten, um dort endlich einen Fluß zu bilden, oder die Hirſche und Rehe belauſchen, wenn ſie durch den Wald ſicher in Rudeln vorüberzogen. Ich brauchte blos auf die Glocke, welche die ſchönſte Kuh am Halſe trug, oder auf das Bellen des Hundes zu hören, um wieder im Augenblicke bei der Heerde zu ſein. Dazu wird in der Einſamkeit des Waldes das Gehör ſo fein, daß man ſtundenweit den Ruf eines Vogels oder Wildes vernimmt. Einſt aber entdeckte ich eine große, purpurrothe Blume, welche ich noch nie geſehen hatte. Ich beugte mich zu ihr nieder und ſah in ihren Kelch hinein, doch zugleich ſtieg mir ein ſo ſüßer, betäubender Duft entgegen, daß mir alle Sinne davon trunken wurden. Wie ich ſo immer unverwandt hineinſah, legten ſich plötzlich die Fadenbüſchel und Troddeln darinnen auseinander und mir war es, als wenn ich, wie durch ein Fenſter, hineinſähe in ein durchſichtig goldenes, mit Diamanten überſäetes Gewölbe, in deſſen Mitte in einem blaßgrünen Gewande ein Mädchen zu ſchlummern ſchien. Ich rief endlich hinunter: „Guten Tag! guten Tag! Schlaf' doch nicht am hellen, lichten Tage, du kleines Mäuschen!“ — Da that das Kind ein Paar große, wunderblaue Augen auf und ſah mich lange an. „Willſt du denn nicht mit herauskommen und herumſpringen?“ Da ſtieg das ſchöne Kind, wie auf kleinen, kryſtallenen Stufen, herauf und bis zum Fenſter, durch welches ich hineinſprach, und ſagte: „Sei nur endlich ſtill; denn wenn du meine Großmutter aufweckſt, ſo darf ich auch morgen nicht hinaus!“

„Wenn du aber auch morgen ganz gewiß kommſt?“

„Morgen, wenn du wieder hierherkommſt, brich die Blume ab, aber mit hinweggewendeten Augen, und wirf ſie rückwärts in das fließende Waſſer; dann ſuche die Quelle, von woher das Waſſer kommt und du wirſt mich finden. Du darfſt aber keinem Menſchen davon ſagen, was du jetzt geſehen und gehört haſt, auch von mir nie, nie etwas erzählen; denn ſonſt darf ich nicht mehr zu dir kommen.“

„Jetzt fielen die Fäden und Troddeln wieder am Fenſter herunter und das Kind war verſchwunden, aber zugleich war auch die Abenddämmerung ſchon angebrochen und meine Heerde hinweg. Ich horchte und horchte, aber ich vernahm weder das Bellen des Hundes, noch das Tönen der Glocken. Ich fing laut an zu weinen und zu klagen und lief auf das Gerathewohl durch den Wald, um zu meiner Heerde zu kommen. Bald glaubte ich den Hund, bald die Kuhglocke zu hören, aber immer wieder hatte ich mich getäuſcht. Endlich ward es Nacht und ganz ſtill im Walde, daß ich die Bäume athmen hörte. Der Mond war aufgegangen und ſein Schein fiel, wie Schnee, durch die Baumzweige auf das Moos. Bald kroch ich durch niedriges, wildverwachſenes Gebüſch in moorigem Grunde, wadete durch die kleinen Waldbäche, kletterte wieder ſteile Berge hinan, indem ich mich von Aſt zu Aſt hinaufzog, um vielleicht oben eine Ausſicht zu haben; — aber ich ſah Nichts, als weiten, großen Wald. Jetzt kniete ich nieder und bat den guten, lieben Mond, daß er mich heimführen möchte. Ich war ſo in Wehmuth und Gebet verſunken, daß ich endlich darüber eingeſchlafen und in das weiche Moos geſunken war. Meine Verzweiflung ließ mich ſo feſt ſchlafen, daß ich nicht eher aufwachte, bis die Strahlen der Morgenſonne mich auf die Augenlider tippten.

„Aber wie ſeltſam ward es mir zu Muth, als ich mich jetzt gerade wieder auf derſelben Stelle befand, von welcher ich geſtern ausgegangen war, und da, wo gleich vor meinen Füßen die große, rothe Purpurblume aus dem hohen Moos herausblühte!

„Ich brach die Blume ſchnell ab und warf ſie in den vorüberfließenden Bach. Dann begab ich mich wieder auf die Wanderſchaft und ging dem Gewäſſer immer entgegen, tief, tief in den dunkeln Waldgrund hinein, welcher immer enger ward, ſo daß ich endlich im Bette des Bächleins fortwaden mußte. Nach einer Weile endlich ſchob ſich ein großer, hoher Berg, an welchem das Waſſer herunterrieſelte, vor mir empor.

„Ich kroch durch die Büſche hinauf und immer weiter, bis ich an einen großen Stein kam, unter welchem die Quelle des Baches hervorrieſelte. Ich bohrte mit dem Finger hinein, um mich ganz gewiß zu überzeugen, daß hier der Anfang des Baches ſei, als ich über mir ein Lachen hörte, wie das eines Lachtäubchens. Ich ſah empor, und oben auf dem Steine ſaß das Blumenkind. Es war heute nicht mehr ſo koſtbar angezogen, wie Tags vorher, es hatte nur ein grünes Kleidchen an und ein Strohhütchen auf dem Kopfe; aber ſeine großen, blauen Augen und die langen Haare, welche ringsherum fielen, wie ein gold'ner, langer Schleier, hatte es immer noch.

„Ich ſagte: „Wer biſt du denn?“ — „Du biſt aber einmal neugierig," verſetzte die Kleine, „habe ich dich doch auch noch nicht gefragt, wer du biſt?" „Du kannſt es mir doch ſagen, da könnte man dich doch bei dem Namen rufen." „Nun ſei nur wieder gut," erwiederte das Mädchen, „meine Großmutter iſt die Kräuterfrau, und ich laufe mit ihr den ganzen Tag im Walde herum und ſuche Baldrian, Ehrenpreis, Waldmännchen, Wachholderbeeren und allerlei Wurzeln, welche Krämpfe oder Blut ſtillen, die trägt ſie dann weit hinaus in die Stadt zu dem Apotheker, der kauft ihr Alles ab; — und ich heiße Vreuli; — wie aber du?" — „Arnold, entgegnete ich, und hüte meines Vaters Rinder, welche mir geſtern fortgelaufen ſind, als ich durch das Blumenfenſter zu dir hineinſah." „Ich weiß nicht, was du willſt," verſetzte das Kind, „aber willſt du nicht mit mir zu meiner Großmutter gehen und zu Mittag miteſſen?" „Was gebt Ihr mir denn?" fragte ich. „Was wir unterwegs finden!" ſagte ſie.

„Wir gingen jetzt mit einander immer tiefer in den Wald, den hohen Berg hinauf. Unterwegs fanden wir eine Waldſtrecke, welche vor langen Jahren abgebrannt war und jetzt von würzigſüßen Erdbeeren, wie mit Scharlach, weithin bedeckt lag. Wie Ameiſen waren wir darüber her, pflückten Beere um Beere, bis unſere Hüte ganz und gar davon voll waren. Wir zogen nun weiter fort und ſchwatzten, wie die Vöglein, tauſenderlei durcheinander. Endlich kamen wir an eine ſonnige Stelle, wo viele ſchöne, braune Schwämme ſtanden, Vreuli nahm den einen, brach ihn entzwei, und als Milch daraus hervortropfte, ſagte ſie: „Nun ſammle mir die kleinſten hier in meine Schürze!" Es dauerte nicht lange, ſo trug ſie die zuſammengefaßte Schürze voll.

„Als wir bald den höchſten Gipfel des Berges erreicht hatten, ſahen wir blaue Rauchwolken emporqualmen. „Dort,“ verſetzte Brenli, „iſt unſer Waldhaus, wo die Großmutter kocht.“

„An dieſer Stelle ſtarrten uralte, himmelhohe Fichtenbäume empor, an welchen Moos in langen Zotten mit tropfendem Harze herunterhing, ellenlang, daß ſich die Aeſte bogen. Die Bäume verſchränkten ihre Aeſte immer dichter und dichter, ſo daß man endlich gar Nichts mehr vom Himmel ſehen konnte, und es mir war, als ginge ich in einer dunkelgrünen Kirche herum, durch eine Thür in die andere und von einer Capelle in die andere hinein, und von Säulengang zu Säulengang. Das Moos wurde endlich ſo hoch, daß man, wie auf grünen Sammetpolſtern, ging und wir einmal um das andere uns hineinſetzten, um zu verſuchen, wie tief wir hineinſänken.

„Jetzt aber,“ ſagte Brenli, „warte hier! ich will mit meiner Großmutter d'rin reden, damit ſie nicht zankt, wenn du gleich mitkommſt!“

„Ich blieb ſtehen, Brenli bog die Zweige auseinander und verſchwand dazwiſchen.

„Da ich ſie jetzt mit ihrer Großmutter ſprechen hörte, ſo ſchlich ich ein wenig vor und lugte durch das Zweiggitter hinein. Wie erſchrak ich aber, als ich die alte Großmutter erblickte! Sie ſaß an einem Feuer, welches ſie mit trockenen Tannenzapfen unterhielt. Schräg über waren drei Pfähle in die Erde geſtoßen, welche oben zuſammenliefen und an einer herunterhängenden Kette einen Keſſel über die Flamme hielten. Sie hatte mir erſt den Rücken zugewendet, jetzt aber ſah ich ihr Geſicht. Es ſchien nur aus einer krummgebogenen Naſe zu beſtehen, denn das Kinn bog ſich bis zur Spitze hinauf, ſo daß man Nichts vom Mund zu ſehen bekam, und die Wangen waren ſo eingeſchrumpft, daß ſich die Falten vom Naſenrücken bis zu den Ohren zogen. Die Augen, welche von herunterhängenden, grauen Augenbrauen ganz verhangen waren, glitzerten daraus hervor, wie grüne Funken.

„Erſt konnte ich nicht verſtehen, was ſie ſprach, aber endlich vernahm ich doch den Sinn ihrer Rede. Ich lauſchte und hörte ſie fragen: „Iſt er denn auch hübſch fett?“ Brenli entgegnete: „Pfui über dich, alte Sündengroßmutter! Haſt du nicht geſagt, du hätteſt kein Menſchenfleiſch mehr gegeſſen, ſeitdem du in der Kirche getauft worden wäreſt; und das heilige Waſſer habe dir allen Appetit darnach abgewaſchen?! Großmutter! Großmutter! denk' daran, wie im vorigen Winter der heilige Chriſtophorus dich mit einem ausgeriſſenen Tannenbaume ſchon um eines Fluches willen in der Nacht ſo abgebläut hat, daß du am Morgen wie todt dalagſt.“

„'s iſt iſt wahr! 's iſt wahr!“ verſetzte die Alte, „ich bin getauft, ich bin eine Chriſtin und glaube an die Vergebung der Sünden, an die Auferſtehung der Todten und meiner Seele Seligkeit!“ —

„So ſchwöre mir: daß du ihm nicht ſchaden willſt an Leben und Leib!“ —

„Die Alte zögerte; da nahm Brenli einen Feuerbrand und ſagte: „So brenn' ich dich damit in die Augen!“ —

„Ich ſchwöre!“ ſchrie die Alte, „ich ſchwöre ſchon!“

„Nun kam Brenli zu mir zurück, ſprach mir Muth ein, als ſie bemerkte, daß ich am ganzen Leibe zitterte, und ging mit mir hinein zu ihrer Großmutter, welche gar nicht that, als ſähe ſie mich.

„Unfern des Feuers ſtanden zwei mächtige Fichtenbäume, welche ausſahen wie Kirchthürme, zumal ihre Aeſte faſt bis auf die Erde reichten. Brenli führte mich darunter und ſagte: „Dort oben iſt mein Haus!“

„Ich bemerkte jetzt, daß von der einen Fläche zur andern ſtarke Aeſte ſo zueinander gewachſen waren, daß ſie eine natürliche Leiter bildeten bis hinauf in die Wipfel. Brenli und ich ſtiegen luſtig hinauf nnd immer höher, bis wir zwiſchen zwei Aeſten durchkrochen und uns bald in einer Reiſerhütte befanden. Durch die Aeſte, welche, wie die Felgen eines Rades, um die Axe des Baumes herumgingen, hatte Brenli's Großmutter nach Art der Korbmacher andere Aeſte geflochten, daß ein tüchtiger Fußboden fertig geworden war. Wo die Aeſte ſchwank wurden, hatte ſie Stützen darauf befeſtigt, welche in einer Gabel den oberen darüberſtehenden Aſt trugen, ſo daß dieſe Stäbe und die wieder zwiſchendurch geflochtenen Zweige eine Wand bildeten, in welcher ſich nach jeder Himmelsgegend hin eine Fenſteröffnung befand. Die Decke war ebenſo, wie der Fußboden, geflochten.

„Dieſes Stübchen,“ ſagte Brenli zu mir, „mußte mir meine Großmutter machen; ſie kommt aber nicht herauf zu mir, weil ſie ſich ſo gar ſehr vor dem heiligen Chriſtoph fürchtet, der vom Himmel herunterſieht!“

„Dicht am Stamme ſtand ein Topf, über welchem Rinnen am Baume angebracht waren, und daran herunter rannen ſchwer und langſam große, goldene Tropfen.

„Ich fragte Brenli: „Was iſt denn das?“ —

„Tauch' nur einmal den Finger hinein!“

„Das that ich, koſtete und merkte, daß es Honig war. Ich fragte, woher es käme, daß Honig herunter laufe?

Sie ſagte: „Hörſt du denn nicht das Summen über uns? Ein Bienenſchwarm hat ſich oben in den hohlen Stamm hineingebaut; wenn die Sonne heiß darauf ſcheint, ſo fließt der Honig am Stamme herab. — Willſt du die Bienen einmal ſehen, alle mit einander?“

„Wenn ſie mir Nichts thun!“ verſetzte ich.

„Stelle dich nur ganz ruhig dort in den Winkel,“ ſagte ſie, nahm aus einem ſchwarzen Kaſten ein elfenbeinernes Pfeifchen und blies darauf eine wunderſeltſame Melodie.

„Auf einmal kam eine großmächtige Biene mit kleinen Flügeln herein und hinterdrein Bienen um Bienen, daß ſich die Luft verdunkelte. Während ſie das Pfeifchen nur mit der linken Hand an die Lippen hielt und blies, ſetzte ſie die Bienenkönigin ſich auf den Kopf, und nun kamen die Bienen, und eine hing ſich mit den Füßen an die andere, bis ſie im Zopfe Brenli's den Rücken hinab bis auf den Boden herunter hingen. Jetzt aber nahm ſie die Bienenkönigin auf ihre Hand, ſetzte ſie wieder hinaus vor das Fenſter, blies dreimal gellend in das Pfeifchen, und mit Summſumm und Brummbrumm flogen alle wieder fort.

„Jetzt ſteckte die alte Großmutter aus der Thüröffnung ihr Naſengeſicht und ſagte: „Wollt Ihr denn gar Nichts eſſen? — Kommt herunter, Ihr Honigvögel, ſonſt fluche ich Euch die Windsbraut in den Wipfel, Hagelſchlag und Blitz!“

„Großmutter, hüt' dich!“ rief Brenli, „denn dort kommt Sanct Chriſtoph mit dem Baumſtamm!“

„Au weh! Au weh!“ ſchrie die Alte und rutſchte wieder hinunter; wir aber ſtiegen ihr nach.

„Unten war ein viereckiger Steinblock mit Laub bedeckt, darauf lag ein großmächtiges Stück Fleiſch!

„Schon wieder Bärenfleiſch?“ fragte Vrenli und rümpfte das Näschen.

„Wodan und Thor!“ brummte die Alte, „die Vöglein ſoll ich nicht rupfen und dem Häslein und Rehlein nicht das Jäckchen ausziehen, wie kann ich nun etwas Anderes braten, als Bärenfleiſch? Schlangenfleiſch magſt du auch nicht eſſen, und auch nicht wilde Katz' und Fuchs!“

„Ich hatte großen Hunger und ließ mir den Braten gut ſchmecken, der mit Waldkräutern ſo kräftig gebraten war, daß ich in meinem Leben noch nichts Beſſeres gegeſſen zu haben glaubte. Als Brod aßen wir dazu geroſtete Schwämme und geſchmorte Heidelbeeren.

„Als die Alte ſich aber den Mund mit ihren grauen, langen Haaren abwiſchte, verlor ich den Appetit.

„Trinkt der Bub' auch Kaffee?“ fragte mich die Alte.

„Manchmal,“ verſetzte ich, „wenn zu Hauſe wieder ein kleines Brüderchen oder Schweſterchen auf die Welt kommt.“

„Aus einem geräumigen Loche in der Erde holte ſie jetzt eine Schachtel voll gebrannten Kaffee heraus und warf eine gute Hand voll davon in das Waſſer, das im Topf am Feuer ſott. Ich war darüber verwundert; Vrenli flüſterte mir aber in's Ohr: „Mit einem Sacke Kaffee hat ſie der Chemnitzer Apotheker zum Chriſtenthume bekehrt, ſeitdem hat ſie Gott erkennen gelernt mit Leib und Seele.“

„Die Alte nahm jetzt einen aus Baumwurzeln geflochtenen Stuhl über die Schulter und ein Gefäß von Baumrinde in die Hand und ging damit hinweg. Vrenli zog mich bei der Hand nach und ſagte: „Du wirſt gleich ſehen, was für ſchöne Ziegen hier graſen.“

„Wir blieben hinter der Großmutter einige Schritte zurück, welche jetzt bei einer Quelle ſtehen blieb und zu rufen begann: „Blaß! Bläßli! Bläß!“ — Es dauerte nicht lange, ſo kamen vier bis fünf Hirſchkühe mit ihren Kälbern und eine nach der andern ließ ſich von ihr melken, bis der Milchtopf bis zum Rande voll war. Jetzt koſtete die Alte die Milch und ſchimpfte: „Bläß, pfui, ſchäm' dich, du haſt wahrlich wieder Sauerklee gefreſſen und die Milch verſäuert!“ die Bläß drehte ſich aber um und ſchlug mit den Hinterläuften aus, daß die Großmutter beinahe die Milch weggeworfen hätte.

„Wir kehrten nun zum Feuer zurück und tranken chriſtlichen Kaffee mit heidniſcher Hirſchmilch.

„Dann lief ich mit Brenli im Walde umher, wir fingen Käfer, ſuchten Kryſtalle und ſeltenes, blühendes Moos, bis wir ſo auf einen grünen Raſenfleck im Walde kamen. Dort war ein junges, fleckiges Reh, mit dem wir Freundſchaft machten und es mit Glockenblumen bekränzten. Es lief uns immer nach mit den poſſierlichſten Sprüngen bis beinahe zum Feuerheerde der alten Kräuterfrau, dort aber entlief es uns. Wir ſchütteten unſere Schätze, welche wir geſammelt hatten, vor die Alte hin, welche Alles ordnete und an ſich nahm.

„So war es endlich Nacht geworden. Nachdem wir Milch getrunken und Erdbeeren gegeſſen hatten, hieß mich Brenli in ihr Baumhaus hinaufſteigen. Kaum war ich oben angelangt, ſo warf ich mich in das Baumlaub und Waldgras, woraus das Lager gemacht war, und ſchlummerte ein.

„Ich mochte ſo bis tief in die Nacht hinein geſchlafen haben, als ich aufwachte und die ganze Stube erleuchtet ſah. Wie erſchrak ich aber, als ich Brenli im hellſten Lichte gegenüber ſah und merkte, daß über ſie hin ein Feuerſchein gegoſſen war.

„Da ich laut aufſchrie, ſo erwachte ſie; und als ich ihr ſagte, daß mich der Feuerſchein ſo erſchrecke, entgegnete ſie, daß ihre Mutter in der Nacht auch geleuchtet und dieſes Licht auf ſie vererbt habe.

„Jetzt hörte ich ein dumpfes Donnern über den ganzen Himmel rollen, zugleich ſchwankte unſer Baumhaus, wie ein Schiff auf Meereswogen, hin und her. Vreni horchte auf und ſagte: „Es iſt ein ſchweres Gewitter im Anzuge; wir wollen die wenigen Stunden der Nacht gar verwachen, ich kann dir Lieder vorſingen, bis du ſie auswendig gelernt haſt und mitſingſt.“ Sie ſtellte ſich jetzt an die Fenſteröffnung und ſang:

„Die großen, braunen Augen that ſie zu,
Zwölf Mägdlein trugen ſie zur Ruh',

Und Engel, glänzend in Silberlahn,
Gingen mit Fahnen und Lichtern voran,

Es fällt vom Himmel zur Nacht hinab
Ein Sternenſchein auf das grüne Grab,

Da wächſt heraus ein' Blum', die iſt roth,
Und hat überwunden den bittern Tod.

Es kommt ein Ritter wohlgemuth,
Der ſteckt die Blume auf ſeinen Hut,

Und reitet hinein in die blaue Fern'
Entgegen dem gold'nen Morgenſtern.“

„Während wir ſangen, hatte ſich das Gewitter verzogen, und als wir das letzte Wort dreimal wiederholt hatten, ſprang im Oſten der Morgenſtern jählings am Himmel empor, wie ein Läufer mit der Fackel vor der Königin.

„Wir traten an die Fenſteröffnung und ſahen in die

Morgendämmerung hinaus. Nebel zogen und rollten ſich, wie geſpenſtige Drachen, durch die Baumwipfel hindurch, ein Auerhahn rief aus weiter Ferne den neuen Tag an, und ein Vogel nach dem andern erhob ſeine Stimme. Jetzt ging ein ſüßer Schauer durch alle Bäume und ein betäubender Duft von Harz und würzigen Kräutern verbreitete ſich im Walde. Da es mich in der Morgenkühle ſchauerte, ſo ſchlang Vreni um mich ihre Arme, und ich ſagte: „Vreni, ich bin dir gut!"

„In dieſem Augenblicke hüpften unzählige Eichhörnchen durch die Thürlücke vom Boden herein, ſprangen gegen einander und zu den Fenſtern wieder hinaus, daß wir erſchrocken uns die Augen rieben.

„Da wieder drei Eichhörnchen nach einander herauf hüpften, ſo ſah jetzt Vreni hinunter und ſagte: „Meine Großmutter hat ſie gefangen und hetzt ſie nun zum Schabernack herauf!

„Während Vreni hinunterſtieg, um Milch zum Frühſtück herauf zu holen, zertheilte ſich die Purpurgluth im Oſten, und die Sonnenkugel blickte, wie ein ſchneeweißes Angeſicht, über die Waldung herüber.

„Als Vreni zurückkam, führte ſie mich von einer Fenſteröffnung an die andere, nannte mir die weithinaus in das Reich laufenden, blauen Bergrücken uhd die Städte, welche, wie weiße Punkte, unten in den Thälern lagen.

„Die Großmutter hat einmal," ſagte Vreni, „ein Zauberglas mitgebracht, durch welches man mitten in dieſe Städte und Dörfer hineinſehen kann."

„Mit dieſen Worten brachte Vreni einen Dollond aus dem ſchwarzen Kaſten, ſtellte ihn, legte das Rohr auf und ließ mich in das Glas hinein ſehen.

„Was erblickte ich? meinen Vaterort — den Kirchthurm und den Kirchhof mit den vielen Leichenſteinen und den Küſter, welcher darüber hinging, um die Morgenglocke zu läuten — und jetzt, als Vreneli das Rohr ein wenig drehte — mein Vaterhaus und davor die große, ſchöne Linde!

„Jetzt trat meine Mutter hervor und es däuchte mir, als wenn ſie auf den Wald zu blickte. Jetzt kam mein Vater mit Hut und Stock, den Hund bei ſich; — er nahm Abſchied von der Mutter und ſchritt auf dem Weg, welcher dem Walde zuführt, zum Dorfe heraus.

„Da fiel mir auf einmal Alles wieder ein, was ich faſt vergeſſen hatte — Vater und Mutter — Heerde und Hund!

„Jammernd warf ich mich Vreneli um den Hals und rief: „Ach du goldiges Vreneli, ich muß fort!“

„Was fällt dir denn ein?“ fragte ſie erſchrocken.

„Mein Vater kommt herein in den Wald und ſucht mich, mein guter, lieber Vater! Und wie komme ich nun wieder zu ihm? und zu meiner Mutter?“ —

„Während ich ſo wehklagte, hatte Vreneli durch den Dollond geguckt und ſagte: „Iſt das dein Dorf, wo auf dem Kirchthurme ein rother Wetterhahn ſteht?“

„Und das Haus, gleich hinter der Kirche mit der großen Linde davor, iſt mein Vaterhaus.“

„Und der lange Mann mit den kurzen Beinen, der eine weiße Filzmütze auf dem Kopfe hat?“

„Das iſt mein Vater! Iſt er noch weit von hier? Wird er uns hier denn finden?“ —

„Das nun wohl nicht!“ verſetzte ſie. „Er kann uns ja nicht ſehen. Aber wenn du durchaus zu ihm willſt, ſo muß dich meine Großmutter aus dem Walde hinaustragen, — nach Mitternacht zu, denn dort liegt dein Dorf.“

„Ich war bei dieſen Worten vor Freude außer mir; wir ſtiegen hurtig zur Großmutter hinunter, welche wieder Kräuter und Wurzeln dähte und uns kaum anſah.

„Breuli jedoch rief ſie an: „Großmutter, trag' unſern Buben aus dem Wald hinaus nach der Mitternachtſeite hin, bis er zu ſeinem Vater kommt! Ich ſeh' mit dem Gucker Euch nach und ſchicke den heiligen Chriſtoph hinterdrein, wenn du keine guten Gedanken haben ſollteſt.“ Die Alte kniete nieder und brummte: „Da auf meinen Nacken! das eine Bein daher, das andere da herunter! gut ſo!“ Nun kam Breuli, drückte mir einen Kuß auf die Stirn, dann einen auf jedes Auge, zuletzt auf den Mund und nun ſchlug ſie in die Hände.

„Ihre Großmutter ſprang auf und rannte mit mir fort, bergab, bergauf, das Thal hinunter, über den Hügel hinüber, aus dem Fichtenhain in das Tannicht, aus dem Tannicht in das Erlicht, durch das Dickicht und das Dünnicht, bis wir an das alte, ſteinerne Kreuz am Wege, welcher nach dem Dorfe zurückführt, kamen. Dort hielt ſie an, ſetzte mich nieder und eilte zurück, ohne ein Wort zu ſagen.

„Auf einmal ſprang bellend der alte Hund zu mir heran, leckte mir nun die Füße, ſchnoberte mich wieder an und heulte endlich vor Freude hinaus auf das Feld, wo mein Vater im ehrwürdigen Gange einherkam.

„Seine Freude, daß er mich wiedergefunden hatte, half mir über die Strafe hinweg, welche ſonſt zu fürchten geweſen wäre. Zum Glück hatte der Hund auch die Heerde zu dem Gehöfte heimgebellt.

„Von meinem Abenteuer glaubte mein Vater nicht das Geringſte; doch ließ er mich nie wieder allein in den Wald hinaus. Ich habe auch nie wieder Etwas von Breuli oder ihrer alten Großmutter geſehen oder gehört. Nur iſt es mir zuweilen, als hörte ich das elfenbeinerne Pfeifchen, mit welchem ſie die Bienen und das Reh lockt, zu dem fernherrauſchenden Walde mich zurücklocken.“

Als Arnold ſeine Erzählung geendigt hatte und traumfroh zu Franceska emporblickte, ſagte ſie: „Ihr habt mir für die Geſchichte Eurer erſten Liebe ein Märchen erzählt!“ —

„Iſt die erſte Liebe,“ verſetzte Arnold, „etwas Anderes, als ein Märchen?“

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Joſeph hatte ſeinen Vortrag über die griechiſchen Angelegenheiten bei ſeinem Chef ſchriftlich eingereicht. Er war darin zurückgegangen bis auf die Urſache der franzöſiſchen Revolution, welche ſeiner Meinung nach angezettelt war von der Eitelkeit ſchriftſtelleriſcher Talente, welche Altar und Thron in den Augen der Menge herabgeſetzt und ſo die Völker gegen ihre geiſtigen und leiblichen Herrſcher böswillig aufgewiegelt hätten. Weiter hatte er in der Ueberwindung Napoleon's den Sieg der Loyalität in das Licht geſtellt und hiſtoriſch nachzuweiſen geſucht, daß die nachfolgenden demokratiſchen Bewegungen ſeit dem Jahr 1815 nur die äußeren Kennzeichen einer über Europa verbreiteten Verſchwörung wären, welche einige ehrgeizige und verwegene Demagogen angeſponnen hätten. Die ſpaniſchen, italieniſchen und griechiſchen Aufſtände wären nur die Zweige an einem und demſelben Stamme, welcher in Paris ſeine Wurzeln habe. Daſſelbe gelte von den conſtitutionellen Beſtrebungen in Deutſchland, deren Ziel die Vernichtung des Adels und der Throne ſein müßte.

Der Staatsmann hatte lächelnd die Arbeit ſeines Schülers durchgeleſen und ſagte jetzt: „Lieber Graf, Ihre Arbeit iſt gut, aber nur zu gründlich. Ohne daß Sie es wollen, haben Sie ſich auf den Standpunkt eines Robespierre geſtellt. Um recht gründlich in Irrthümer zu gerathen, muß man einen beliebigen Grundſatz in ſeine äußerſte Conſequenz hinaustreiben und dieſe dann mit Fanatismus zu verwirklichen ſuchen. Ein Diplomat muß ſich zuerſt hüten, von allgemeinen Principien ſich gefangen nehmen zu laſſen, er darf auch nicht damit ſpielen, denn er ſtellt ſich damit oft ein Präjudiz, welches in der Hand der Gegner zur gefährlichen Waffe werden kann. Der Staatsmann, mag er einer ſtrengen oder einer ariſtokratiſchen Monarchie, oder auch einer Regierung mit republikaniſchen Inſtitutionen dienen, muß in die Seele ſeines Staates ſich hineinleben, bis ein gewiſſer Inſekteninſtinkt ihm das zukünftige politiſche Wetter in ſeinem Blute anzeigt. Bei klarem Himmel zieht die Spinne feine, unſichtbare Fäden, ſo weit es ihr anſteht, naht aber Sturm und Regen, ſo zieht ſie ſich auf ihren Mittelpunkt zurück und macht ein kurzes und zähes Gewebe. Das iſt die Lehre von der extenſiven und intenſiven Diplomatie. Verfahren Sie anders, ſo werden Sie ein politiſcher Wettermacher, der ſich in der nächſten Stunde zum überflüſſigen Lügner macht.

„Fragen Sie nach der Urſache, warum die Souverainität in Spanien wieder hergeſtellt werden muß, — ſo iſt die Antwort: weil die Cortes einem Mitgliede der heiligen Allianz und mithin allen Thronen den Krieg erklärt haben. — Wollen Sie auf den Grund kommen, warum die griechiſche Inſurrection nicht als rechtmäßig anerkannt werden darf, ſo werden Sie die Antwort finden: weil Oeſterreich für Italien, Ungarn und Böhmen, und vor Allen Rußland für Polen das Beiſpiel, — und dann, weil England die Concurrenz einer auflebenden griechiſchen Marine im Mittelmeere fürchtet, und Frankreich zu beſchränkte Einſichten im Cabinete hat, um ſeinen Vortheil zu erkennen.“

Joſeph verſetzte: „Durchlaucht, ich bekenne meinen Fehler; darf ich um Zurückgabe des Aufſatzes bitten?“

Der Staatsmann entgegnete jedoch: „Laſſen Sie dieſen Aufſatz nur hier, — in einer Pariſer Zeitung kann er anonym nützen; das geſchriebene Wort iſt ohnedieß nur vorhanden, um die Wahrheit zu verhüllen, welche der Diplomat öffentlich immer verbergen muß. Schreiben Sie mir jetzt in demſelben Sinne einen Artikel über den nothwendigen Uebergang der conſtitutionellen Verfaſſungen in Republiken für irgend ein vielgeleſenes, liberales Journal, laſſen Sie den Aufſatz von meinem Gentz durchſehen und beliebig abdrucken, damit man die norddeutſchen Cabinete in die für uns gegebenen Verhältniſſe zurückſcheucht. Betrachten Sie ſich ganz, wie einen diplomatiſchen Cavalleriegeneral, der die Flanken zu ſichern hat. Laſſen wir nun die Staatsgeſchäfte bei Seite! — Hier iſt die Liſte der Gäſte, welche zum Balle auf morgen Abend einzuladen ſind. Sollte Ihnen noch irgend wer einfallen, welchen wir nicht umgehen können, ſo ſetzen Sie ohne Weiteres Namen und Titel dazu.“

Joſeph nahm die Liſte in Empfang und fragte: „Werden Eure Durchlaucht es ungnädig vermerken, wenn ich die ſchöne Tochter einer alten, veroneſiſchen Patricierfamilie mit einladen laſſe?“

„Schönheit,“ verſetzte lächelnd der Staatsmann „iſt der Frauen vollgültiges Adelsdiplom; — vergeſſen Sie nicht die ſchöne Spanierin einzuladen; — wollen Sie ſich ernſthaft um ihre Hand bewerben, ſo kann ich Ihnen im Vertrauen ſagen, daß ihre Familie mächtige Verbindungen am Hofe von Madrid hat. Haben Sie Neigung, dorthin als ſpaniſcher Geſandter zu gehen, ſo iſt Ihnen der Weg vorgezeichnet.“

Graf Joſeph küßte die Hand ſeines Gönners, verbeugte ſich und nahm im Bureau die bereits vorräthigen Einladungskarten an ſich, ſchrieb ſchnell noch einige andere und eilte in ſeinem Phaeton zu Francesca.

Er hatte ſich durch die Zurückgabe der Briefe, welche Antonio mit den italieniſchen Patrioten gewechſelt hatte, die dankbarſte Geſinnung des Hauſes auf immer geſichert und wurde daher von Francesca mit der artigſten Zuvorkommenheit aufgenommen.

„Sie müſſen ſchon einem angehenden Diplomaten einen kleinen Eigennutz verzeihen!“ begann Graf Joſeph. „Mein Fürſt giebt morgen den kaiſerlichen und königlichen Hoheiten einen Ball, wobei der Raum die Anzahl der Gäſte bedingt, ſo daß nur wenige, ſelbſt vom höchſten Adel dazu eingeladen werden konnten. Damit aber Kaiſer Alexander einen Begriff erhalte, welches allerhöchſte Adelsrecht eine italieniſche Schönheit hat, konnte mir Seine Durchlaucht vergönnen, Ihnen, Signora, dieſe Einladung zu überreichen, mit der Hoffnung, daß ſie ſo gern angenommen werden möchte, wie ſie gemacht worden iſt. Ich eile jetzt hinüber zum Ritter Malavilla, um auch ihn und Ihre Freundin einzuladen.“

Francesca war von dieſer Einladung ſo freudig überraſcht, daß ihr Antlitz erbleichte. Nach einer Pauſe entgegnete ſie: „Ihr häufſt auf mein armes Haupt ſo große Gnade, daß ich fürchte, ewig Eure dankbare Schuldnerin bleiben zu müſſen.“

Graf Joſeph ſah ihr lächelnd in die Augen, küßte ihre Hand und rief unter der Thür: „Auf Wiederſehen!“ und eilte auf der bekannten Brücke, welche vom neuen in das alte Haus hinüberführte, zu dem Ritter.

Er fand ihn, als er dem anmeldenden Diener auf dem Fuße nachfolgte, in ſeinem Armſtuhle und zu ſeinen Füßen ſitzend Iſabella, welche auf ihrem Schooße die große Quartausgabe des Don Quixote aufgeſchlagen liegen hatte, um daraus ihrem Vater vorzuleſen.

Der Ritter wollte ſich erheben, jedoch hielt ihn Graf Joſeph zurück, mit der Bitte, ihn ganz als Freund des Hauſes zu betrachten; denn Edelleute unter ſich ſollten einander immer als Waffen- und Standesbrüder begegnen, welche derſelbe Eid an eine Fahne binde.

„Um ſo mehr,“ entgegnete der Ritter, „iſt es meine Pflicht, Euch ſtehend den Handſchlag zu geben; doch nun laßt Euch hier bei uns nieder, ſo lange es Euch gefallen mag.“

„Da ich mir,“ verſetzte Graf Joſeph, „von Seiner Durchlaucht die hohe Erlaubniß erbeten habe, an Euch ſelbſt dieſes Einladungsſchreiben beſtellen zu dürfen, ſo durfte ich es wagen, daſſelbe perſönlich Euch einzuhändigen.“

Mit dieſen Worten überreichte er den, von einem gelbſeidenen, mit Gold durchwirkten Bande umſchlungenen, Brief an den Ritter, welcher ihn annahm und neben ſich zur ſpäteren Eröffnung hinlegte.

„Ich habe im Leſen geſtört?“ fragte Graf Joſeph die Donna Iſabella, welche zu den Füßen ihres Vaters auf dem Polſter ſitzen geblieben war.

„Wir leſen hier,“ verſetzte Iſabella, „den Don Quixote, bei deſſen Abenteuern man Luſt bekommt, ſchnell etwas zu erleben und wenn es ein Beſuch wäre, der etwas Neues, wie einen Vogel, in das Zimmer hereinflattern läßt. Ihr habt meinem Vater einen Brief in ſeidenem Umſchlage gebracht, und nun liegt hier ein Geheimniß, das mich neugierig macht, nur dürfte darin eine Herausforderung eines Rieſen an meinen Vater ſein, und was fehlte dann noch, daß wir mitten in der Feerei uns befänden?“

„Diesmal,“ erwiederte Graf Joſeph, „wird das Geheimniß natürlicher ſich entwickeln, und ich darf verrathen: daß im Briefe weiter Nichts enthalten iſt, als vielleicht eine Einladung zu dem großen Balle, welchen mein väterlicher Gönner und Freund den kaiſerlichen und königlichen Majeſtäten morgen Abend geben wird.“

Iſabella war aufgeſprungen, drehte ſich auf den Fußſpitzen um ſich ſelbſt, während ſie mit den Fingern die Bewegung zum Caſtagnettenſchlagen machte, und rief: „Das iſt ja das ſchönſte Zaubermärchen! — Kaiſer und Könige mit Treſſen und Sternen, Damen mit Paradiesvögeln und Diamanten bei Muſik und Kerzenbeleuchtung! Das iſt ja ganz ſo, wie in dem Zauberkäſtchen, welches ich in Valencia geſehen habe! Das war ein Kaſten, welcher Muſik machte und ein rundes Fenſterchen hatte; wenn man dadurch hineinblickte, ſo ſah man alle Potentaten mit ihren Gemahlinnen tanzen, aber immer jedes Paar um ſich ſelbſt, daß ſie nicht von der Stelle kamen.“

„Das kannſt du,“ verſetzte der Ritter, „vielleicht jetzt in ſeiner prachtvollſten Wirklichkeit ſehen, und ich fürchte faſt, daß ſo große Herrlichkeit, welche du hier erlebſt, dir künftig die klöſterliche Stille in der Provinz verleiden wird.“

„Es wird Euch kaum gelingen,“ entgegnete Graf Joſeph, „Donna Iſabella frei wieder heimführen zu können!“

„Giebt es hier ſo gefährliche Ritter für Mädchenherzen?“ fragte Iſabella.

„Ganz gewiß,“ verſetzte Graf Joſeph, „denn es ſtreiten auf ihrer Seite die rittterliche Tapferkeit und adlige Galanterie.“

„Nun und im Herzen?“ fragte Iſabella.

„Das Herz einer adligen Dame iſt eine Roſe in der Hand der Standesehre, welche für ſie unter ihren Bewerbern wählt.“

„Wehe über mich armes Kind!“ rief Iſabella; der Ritter aber entgegnete beleidigt: „Ich will nicht fürchten, daß Donna Iſabella es für ein Unglück hält, eine adelige Dame und meine Tochter zu ſein! — Es iſt Zeit, daß du hinabgehſt in die Capelle; ich werde den Prieſter ſchicken, daß du mit ihm beteſt.“

Iſabella verhüllte ihr Geſicht und ſchlich ſich betrübt hinweg; Graf Joſeph aber ſuchte in den Ton des Ritters einzugehen, indem er mit ſteifer Haltung ſich vom Stuhle erhob, und rief: „Don Malavilla! ich werfe meinen Handſchuh jedem Nebenbuhler vor die Füße, wenn ein ſolcher vorhanden ſein ſollte.“

Der Ritter trat mit meſſenden Augen vor den Grafen hin und ſprach mit Grandezza: „Es iſt keiner vorhanden! — Nach dieſer Schilderhebung erwarte ich von Euch übermorgen um dieſe Stunde eine Erklärung über das Recht Eures Anſpruchs.“

„Eurer Gnade,“ verſetzte Graf Joſeph, „lege ich die Erwägung meine Wünſche noch unausgeſprochen in die Hand.“

Mit dieſen Worten nahm Graf Joſeph Abſchied von Don Malavilla und entfernte ſich.

Als er jedoch über den dunkeln Corridor nach der Treppe an Iſabellens Stube vorüberging, hörte er darin ſprechen und weinen, indem er bemerkte, daß die Thür nicht in das Schloß geſchlagen war und ein wenig offen ſtand.

Er blieb ſtehen und hörte darin Iſabella mit ihrer Duenna ſich unterhalten.

„Ich würde ſterben müſſen,“ klagte Iſabella, „wenn ich nicht mehr an ihn denken dürfte, denn ich habe keinen Gedanken, der nicht von ihm erfüllt wäre. Und du ſagſt: er liebt mich? er liebt mich wirklich? er will kommen und mit mir ſprechen? O du gute, o du liebe Ines!“

Wie Meſſerſpitzen fuhren dieſe Worte in das Herz des lauſchenden Grafen; er hatte das Taſchentuch zwiſchen die Zähne genommen und biß darauf, um ſich in ſeiner Aufregung nicht zu verrathen. Doch entging ihm kein Wort, ja kein Odemhauch Iſabellens und ihrer Duenna.

„Wie iſt es nun möglich,“ flüſterte jetzt Ines zu Iſabella, „daß Ihr lieben Kinder einmal miteinander reden könnt, wenn immer Etwas dazwiſchen kommt? Morgen Abend ſollte er kommen, nun muß ich ihn wieder abbeſtellen, weil Ihr zum Monarchenball fahren ſollt! Es wird ihm die Eiferſucht das Herz abdrücken, wenn er das hört!“

Bei dieſen Worten fingen Beide bitterlich an zu weinen, bis endlich Iſabella fragte: „Weißt du denn auch gar keinen Rath, daß ich ihn nur einmal ſehen und ſprechen kann, ehe es zu ſpät wird, und ich ihm ganz verloren bin?“

„So darf ich ihn unter Euer Fenſter beſtellen morgen in der Nacht, wenn Ihr vom Balle heimkommt?“

„Beſte Ines! fliege zu ihm hin und ſage, daß ich nicht mehr leben könnte, wenn ich ihn nicht bald wiederſehen würde! Sag' ihm, daß ich ihn über alle Maßen lieben müßte! — Ach, er hat mir gewiß einen Zaubertrank beigebracht!“ —

„Tröſtet Euch nur! habt Muth und Geduld! Ich will gleich zu ihm rennen, und treffe ich ihn nicht zu Hauſe, ſo iſt er gewiß auf dem Kaffeehauſe am Corſo, ich habe ihn einmal auf dem Bra-Platze geſehen.“

Die Duenna kam jetzt heraus und eilte an Graf Joſeph vorüber, welcher nun hinweg und die Treppe hinabging, ſich in ſeinen Wagen warf und ſeinem Kutſcher befahl, ſo ſchnell, als möglich, ſeinem Quartier zuzufahren.

In wenigen Minuten war er dort angekommen. Sein Blut kochte aufrühreriſch in allen Adern. Er ſchleuderte Hut und Handſchuh auf das Sopha, riß ſich die Weſte auf, ging in großen Schritten erſt im Zimmer auf und ab, ſtellte ſich jetzt an den Flügel, machte einige wilde Läufe über die Taſten, bis er das Klingen und Gellen der Saiten überdrüſſig hatte und ſich in den Armſtuhl vor ſeinem Arbeitstiſche warf. Gedankenlos zerſchnitt er die grünſaffianene Schreibunterlage mit dem Federmeſſer, bis er plötzlich wieder aufſprang und rief: „Noch hat ſie nicht mit ihm geſprochen! er ſoll auch nicht mit ihr ſprechen! nein! nein! eher — ſterben!“ — Nun er Worte gewonnen hatte, wurde es ihm leichter um das Herz. „Wer er ſein mag?“ fragte er ſich; „wer anders, als der Grieche? — Er muß hinweg von hier! Doch nein, hier muß er bleiben, damit ich ihm nachgehen, ihn faſſen und verderben kann! — Was? ein Demagog wollte mir Herz und Hand einer Dame ſtreitig machen? — Habe ich doch zwei Jagdſchlöſſer auf meinen Herrſchaften, tief im Walde, und darinnen Keller und Ketten! — Ich laß' ihn nach Böhmen ſchleppen — und im brunnentiefen Loche ſoll er nachdenken, ſo lange er Odem hat, über die Urſache ſeines Elendes! Ha! der Schuft, erdroſſeln will ich ihn! Wo nur der Chevalier bleibt?“

„Zu Befehl!“ rief dieſer, zur Thür hereintretend, daß der Graf erſchrocken zurückfuhr. Doch bald faßte er ſich und fragte: „Habt Ihr vor der Thür gelauſcht?“

„Ja! auf Euren Wink!“ verſetzte lächelnd der Chevalier.

„Ich bin zufrieden mit Euren Dienſten,“ fuhr Graf Joſeph fort, „ſehr zufrieden! Ich will Euch jedoch mehr als fürſtlich belohnen, wenn Ihr mir einen ſehr verwegenen, abenteuerlichen Geſellen in aller Stille aufheben und unterbringen könnt!“

„Wie Eure Excellenz es wünſchen!“ verſetzte der Chevalier. „Darf ich bitten, mir die Perſon anzugeben, welche wir in das Auge faſſen müſſen?“

„Ihr kennt das Haus des Arztes Antonio! Im Nebengebäude wohnt der Spanier Malavilla mit ſeiner Tochter. Sobald Beide morgen in der Nacht vom Balle, welchen mein Fürſt giebt, zurückgekehrt ſind, wird dort im Hofe unter den Fenſtern oder irgendwo ein junger Menſch ſich zeigen. Nun merkt auf! — Erſcheint auf dem Altane oder unten an der Thür eine Dame, und naht der junge Mann, um mit ihr zu ſprechen, oder ſollte er es gar wagen, in die Wohnung ſich zu ſchleichen, ſo iſt es derjenige, den Ihr zu faſſen habt. Ich werde ſelbſt bei Euch ſein, damit kein Mißgriff vorfällt. Nach Mitternacht iſt morgen kein Mondenſchein, und trüber Himmel iſt zu erwarten. Wißt Ihr einen Ort, wo der Leichnam unterzubringen iſt, ohne daß er wieder zum Vorſchein kommen kann, ſo wäre es deſto beſſer! — Doch nein! es könnte die Tödtung des Menſchen unnöthigen Lärm machen. Iſt er lebendig und geräuſchlos abzufangen, ſo iſt es mir um ſo lieber! — Braucht Ihr Geld, Chevalier? Braucht Ihr Geld?“

„Ich verſtehe Euch ganz,“ verſetzte der Chevalier, „Ihr gebt mir Vollmacht; ihn ſtumm oder unſichtbar zu machen, das iſt meine Sache!“

„Ihr habt mich verſtanden,“ erwiederte der Graf, „und gelingt Euch der Streich nach Wunſch, ſo weiß ich zu belohnen! Hier, nehmt Euch doch Geld! — Hier iſt die Chatulle!“

Der Chevalier befolgte dankbar lächelnd den Befehl ſeines hohen Gönners, verſprach nochmals, ſeine Schuldigkeit zu thun, und empfahl ſich.

Zweites Capitel.

Achilleus ſaß am folgenden Morgen in ſeinem Zimmer im Begriffe Briefe zu ſiegeln, vor ihm ſtand der Schmuggler Albertuccio aus dem Sardiniſchen, durch welchen er ſeine Correſpondenz mit Umgehung der Poſt an die Philhellenen beſorgte, indem der Schmuggler die ihm übergebenen Briefſchaften über die Grenze nach der Schweiz paſchte, wo ſie weiter an ihre Adreſſen abgingen.

Jetzt war Achilleus fertig. „Albertuccio,“ rief er, „hier ſind die Briefe! Alle Heiligen mögen Dich begleiten!“ — Der Schmuggler pfiff dem Hunde, welcher unter dem Tiſche herumſchnoberte, und ſchnalzte mit den Fingern. Folgſam ſetzte ſich der Hund auf die Hinterpfoten, der Paſcher ließ ſich mit einem Knie nieder auf den Fußboden und häkelte etwas auf der Bruſt des Hundes auseinander, bis eine Pelztaſche zum Vorſchein kam, welche auf dem Leibe des treuen Fido ſo angebracht war, daß ſie ein unbefangenes Auge kaum zu entdecken im Stande geweſen wäre. In dieſe Taſche hinein ſchob der Paſcher die Briefſchaften, neſtelte die Taſchenklappe wieder auf der Bruſt des Thieres an, ſchnalzte mit den Fingern und nahm unter lautem Bellen ſeines reiſeluſtigen Fido Abſchied von Achilleus. —

Jetzt trat Arnold in das Zimmer mit einer Thräne im Auge. Achilleus reichte ihm die Hand und fragte: „Was iſt Euch begegnet?“

„Die letzte Hoffnung des deutſchen Reiches,“ verſetzte Arnold, „iſt vernichtet; — die letzten Mitglieder der Burſchenſchaft, die allerletzten Wächter der Hohenſtaufen'ſchen Kaiſerkrone ſind von Halle, Jena und Göttingen relegirt! Der apfelgrüne Tannhäuſer, mein ehemaliger Stubencamerad, ſchreibt mir, daß er aus Verzweiflung einen Ruf nach Petersburg als Vorleſer angenommen hat! — Sein Bruder, der Volksaufwiegler, iſt dagegen in ſeiner Heimat geblieben und Branntweinbrenner geworden, ich glaube, aus Haß gegen die deutſche Menſchheit. — Hannibal, der vorjährige Sprecher auf dem Burſchentage in Dresden, welcher dreißig Mal ſich gepaukt hat, iſt Pfarrſubſtitut in Rinderndorf geworden; und was hatte ich Alles von dieſem Dreiblatte gehofft! Es waren drei Winkelriede an Geſtalt und Geſinnung. So iſt die neue Hoffnung meines Vaterlandes dahin! — Achilleus! mein Vaterland iſt verloren, und ich eile mit dir dorthin, wo ein neues geboren wird! Wollt Ihr mich haben mit Leib und Seele?“

„Willkommen!“ entgegnete Achilleus, „in Hoffnung der Auferſtehung und im Namen des Volkes der Hellenen!“

„In wenigen Wochen,“ fuhr Achilleus fort, „reiſen wir mit einander zu Eynard in Genf, wo wir die anderen deutſchen Philhellenen treffen werden, welche ſich vorbereiten zur Einſchiffung in Marſeille, wenn dieſer einzige Hafen, welcher für uns noch offen iſt, bis dorthin uns nicht verſchloſſen wird.“

„Verzeihung,“ rief jetzt Jouy, zur Thür hereintretend, „wenn ich den Erguß des politiſchen Enthuſiasmus ſtöre!

Ich habe Euch, Freund Arnold, vergebens in Eurer Wohnung und dort zu den Füßen der ſchönen Franceſca geſucht, und nun finde ich Euch, ohne weiter mich umgethan zu haben, bei Achilleus, welcher hier die Priamiden des Congreſſes belagert und die mächtigſten Götter gegen ſich hat: Mars, Venus und Mercur!“

„Worin kann ich Euch dienen?“ verſetzte Arnold.

„Möchtet Ihr wohl,“ fragte Jouy, „dieſen Artikel, welchen mir der Philhellene Hoffmann aus Darmſtadt für den Conſtitutionnel zugeſendet hat, in das Franzöſiſche überſetzen?“ —

Arnold nahm den Aufſatz, überflog ihn und verdolmetſchte dem Franzoſen folgende Worte:

> „Während aus allen Gegenden ſich unabhängige, zum Theil in Aemtern und Chargen ſtehende, hochherzige Männer melden zum Eintritt in die heilige Schaar, nicht höhere Grade und Aemter verlangend —“

„O die uneigennützigen Republikaner!“ warf Jouy laut lachend ein, — „wer hätte geahnet, daß ſich Eure Federſpulen in Schwerter verwandeln würden?“

Arnold fuhr jedoch im Vortrage fort:

> „und ſelbſt hochdenkende Juden ſich zur perſönlichen Theilnahme erklärt haben.“

Bei dieſen Worten warf ſich Jouy auf das Sopha in unauslöſchlichem Lachen, indem er dazwiſchen Arnold zurief: „O leſ't! leſ't!“ und Arnold trug weiter vor:

> „Honoratioren von Städten erbieten ſich, die nach Griechenland durchreiſenden Männer in ihrer Stadt frei zu beherbergen und zu verpflegen; Wirthe machen die billigſten Bedingungen!“

„Ich drücke ganz Deutſchland mit ſeinen Honoratioren und philanthropiſchen Gaſtwirthen an mein franzöſiſches Herz!“

„Faſt alle Local-Behörden behandeln die Durchziehenden mit Wohlwollen.“

„Faſt Alle? wirklich, faſt Alle? O das iſt zu viel Menſchenfreundlichkeit von der Polizei!“

„Mitziehende opfern große Summen, außer ihrer Perſon!“

„Das glaube ich! parbleu!“

„Bejahrte Männer unterziehen ſich mit Jünglingseifer den Sammlungen, und gern vergißt man, daß ſogar Millionärs bei Anſprache um eine kleine Gabe antworteten: Was geht mich das Maſſacre auf Scio an? ich habe ſelbſt Weib und Kinder!“

„Ernſt Emil Hoffmann.“

Jony rief: „Die guten Pfeffer- und Ducatenſäcke! Gott ſegne ihnen das Podogra und das Gehörne.“ Er konnte vor Lache nicht zu ſich kommen, indem er durcheinander rief: „Chargirte Hochherzige ohne Ehrgeiz, hochdenkende Polizeiſoldaten mit Humanität, Honoratioren und Juden, — Alles herbei, begeiſtert für den Kreuzzug gegen die unglücklichen Turkomanen! Ein neuer deutſcher Kreuzzug von Juden und Philiſtern! vive la liberté! Da werden aber die Herren Ruſſen und Boruſſen kommen und den Türken helfen, und wenn nun die Philhellenen auf Conſtantinopel losmarſchiren, werden auf einmal herauskommen ihre guten Landsleute und ſie als große Demagogen arretiren; und es wird die deutſche Unterſuchung losgehen bei der Bundes-Central-Commiſſion, bis die armen Philhellenen zu Tod unterſucht ſind.“

Arnold war bei dieſem Spotte, welchen Jony franzöſiſch übermüthig über Deutſchland ausgoß, vor Zorn außer ſich; er richtete ſich jetzt auf, ſeine blauen Augen wurden weit und ſtanden ſtill mit einem vernichtenden Blick auf den verſtummenden Jouy, indem er mit gehaltener Stimme ihm zurief: „Spottet über Euch, denn Ihr habt Zeit dazu im Sumpfe Eurer Geſchichte! Es giebt kein Nationalverbrechen, in welchem Ihr Euch nicht berauſcht habt! Ihr habt Alles angefangen, um Nichts zu vollenden. Ihr habt den Deutſchen die Mode der Reformation nachgemacht und ſie wieder abgelegt, den Engländern die Revolution und die Reſtauration nachgeahmt, um nun wieder zu ſein, was Ihr zuerſt geweſen ſeid — Tanz-, Fecht- und Kleinmeiſter!“

Mit dieſen Worten warf Arnold ſeine Adreßkarte ihm auf den Tiſch und ging davon.

Wie Arnold vor Zorn roth, ſo war Jouy vor Wuth bleich geworden; um ſeine Naſe ſpielte ein leichter Krampf, ſeine Unterlippe drängte ſich in die Höhe und die Mundwinkel herunter, indem er Arnold nachrief: „Eine kalte Klinge in deine Kehle, verdammter Preuße! — Ich will dich zahm machen, daß du mir die Hand küſſen ſollſt! — Er ſoll mir Genugthuung und blutige geben! auf Stoßdegen und Piſtolen! — Er ſoll denken an die Tanz-, Fecht- und Kleinmeiſter!“

„Ereifert Euch nicht,“ entgegnete gelaſſen Achilleus; „Ihr müßt Euch wieder mit einander verſöhnen.“

„Was! ich mich verſöhnen?“ fuhr Jouy fort; „eher halte ich mir eine Piſtole an die Stirn und mache dem heiligen Gott oben mein Compliment!“

Achilleus konnte ſich über dieſen drolligen Muth des Lachens nicht enthalten; Jouy, welcher ſeinen Zorn ſchon in Worten verpufft hatte, lachte mit und ſagte endlich: „Gut denn! ich will ihn fordern auf Piſtolen und Degen; denn ſterben muß er; er hat es gewollt! So ein Ehrenhandel thut mir eben Noth, wie Arrac zum Thee!“

„Willkommen im Kühlen!“ entgegnete Achilleus. „Ihr habt mir verſprochen, mich dieſen Morgen bei dem Vicomte Chateaubriand einzuführen! Ihr verbindet mich und Griechenland zum Danke, wenn durch den Vicomte die Straße über Marſeille den Philhellenen zu ſichern iſt.“

„Nichts von Dank und Worten,“ verſetzte Jouy, „dafür die verſprochenen Artikel aus Nauplia, welche ich redigiren will und mir honoriren laſſen kann!“

Mit dieſen Worten begaben ſich Beide auf den Weg zur Caſa Lorenzi, wo Chateaubriand wohnte.

Als ſie dort die marmorne Treppe hinauf geſtiegen waren, trat ihnen ein Thürhüter in reichgeſtickter Livree entgegen mit den Worten: „Der Vicomte nimmt heute, außer Diplomatie, durchaus Nichts an!“

„Und zur Diplomatie gehören wir!“ entgegnete Jouy.

Auf dieſe Bedeutung zog der Thürhüter die Glocke, die Thür öffnete ſich und ſie traten in den Vorſaal ein, wo ſie einem Bedienten in gleicher Livree ihre Namen nannten, angemeldet und eingelaſſen wurden.

An einem Tiſche, auf welchem in guter Ordnung Bücher und Schriften lagen, ſaß der Vicomte in ſauberem, ſchwarzem Anzuge. Er hatte eben im Morning-Chronicle die Zuſchrift geleſen, welche der Graf von Jouffroy am 23. September zu Verona an Herrn Vicomte von Montmorency erlaſſen hatte. Er ſah darin zuerſt unumwunden die heilige Allianz zu einer Partei gegen die Völker und ihr Drängen zur Theilnahme am hiſtoriſchen Leben erklärt und die zwei unverſöhnlichen Stichwörter: Reaction und Revolution in die Welt geworfen. Es war in dieſer Zuſchrift auch von ihm die Rede und das Miniſterium Ludwig's XVIII. hart getadelt, daß ſein Name beim Congreſſe genannt werde; es müſſe einen ungünſtigen Eindruck machen, daß der Mann, welcher der Conſtitution das Wort rede, hier erſcheine, wo es ſich um Beſeitigung derſelben handle. „Glauben,“ fuhr höhniſch Jouffroy's Zuſchrift fort, „Herr von Chateaubriand werde zur Kenntniß der geheimen Beſchlüſſe der Cabinete zugelaſſen werden, heißt ſich eine Illuſion machen, größer, als alle, die in den Romanen dieſes ſchöngeiſtigen Schriftſtellers vorkommen.“ Tief gekränkt hatte der Vicomte ſein Haupt in die Hand geſtützt; eine Ahnung von ſeinem Sturze und dem Friedensbruch zwiſchen den Königen und den Völkern und von der muthwillig herausgeforderten Revolution ging durch ſeine Seele. Jouy nahte ſich ihm, wie einem alten, wenn auch vornehmen Bekannten, mit den Worten: „Vicomte, ich mache mir das Vergnügen, Euch die Notizen, welche Ihr mir zur Abgabe an die Redaction des Conſtitutionnel übergeben habt, hier gedruckt zu überreichen!“ Mit dieſen Worten übergab er ihm die neueſte Nummer des Conſtitutionnel und fuhr fort: „Zugleich habe ich die Ehre, Euch den Phanarioten Achilleus aus Candia vorzuſtellen.“

Achilleus hatte unterdeſſen Gelegenheit, den berühmten franzöſiſchen Schriftſteller und Staatsmann in das Auge zu faſſen. Der Vicomte war von kleiner, zierlicher Geſtalt; ſeine feurigen, lebendigen Augen hatten einen phantaſtiſchen Ausdruck, welcher jedoch coquett wurde durch einen ſelbſtgefälligen Zug um den Mund und durch eine ſtudirt vornehme Haltung des Körpers.

Jouy empfahl ſich jetzt wieder, und Achilleus nahm das Wort: „Der ruhmgekrönte Name Chateaubriand iſt es, welcher die alte, große Erinnerung des helleniſchen Volkes an die Zeit wieder erweckt, wo über die orientaliſchen Chriſten, als daß Verhängniß Gottes ſie unter das Joch der Ungläubigen gebeugt hat, Frankreich ſeinen Schild hielt und la Valette noch für die Sache der Chriſtenheit den Märtyrtod auf den Wällen von Malta erduldet hat. Wie in vorigen Tagen hebt bei ſeiner blutigen Auferſtehung Hellas ſeine Augen empor zu Frankreich, und ich ſtehe in dieſer großen Minute vor ſeinem ritterlichſten Repräſentanten in Verona, ohne zu wagen, eine Bitte um Hülfe auszuſprechen.“

„Ihr erweckt in mir,“ verſetzte Chateaubriand, „alle Erinnerungen an die Tage, welche ich ſelbſt auf meiner Ritterfahrt nach Jeruſalem in Hellas verlebt habe. Wie oft traten mir dort Thränen in die Augen, wenn ich die Hände des griechiſchen Sclaven von dem Oele triefen ſah, das dem Arme ſeiner Vorältern Kraft gab, den Tyrannen niederzuſchmettern. Wie tritt mir ſo lebendig,“ fuhr der Vicomte jetzt geſprächig fort, „eine Scene, welche ich dort erlebt habe, vor meine Seele! — Ich hatte mich dort einſt in die Schluchten des Oeneus vertieft und war nach Derwent herabgeſtiegen. Ich zeigte dort dem türkiſchen Befehlshaber von der Hauptwache den Befehl des Paſcha's vor. Er lud mich zu Tabackspfeife und Kaffee. Er war ein dicker Mann von ruhigem, gelaſſenem Ausſehen, der ſich auf ſeiner Matte nicht rühren konnte, ohne aus Trägheit zu ſeufzen. Er betrachtete meine Waffen, zeigte mir die ſeinigen, beſonders eine Büchſe, die, wie er ſagte, ſehr weit ſchoß. Die Wache ſah einen Bauer, der neben dem

Weg einen Berg erkletterte. Der Türke ſtand mühſam auf, nahm die Büchſe, zielte lange zwiſchen den Tannen auf den Bauer und gab ihm den Schuß. Als der Bauer geſtürzt war, kam der Türke zurück, ein guter Kerl, wie zuvor. Ich aber ſprang empor, tief in meiner Seele entſetzt vor dieſer gräßlichen, apathiſchen Barbarennatur. Seitdem, Hellene, habe ich das Wort geführt für die heilige Sache des griechiſchen Volkes!"

„Wir haben Griechenland und Athen," fuhr gerührt der Vicomte fort, „nicht vergeſſen, weder den Dank, welchen wir der Mutter aller Cultur ſchuldig ſind, noch unſere alten, heiligen, ſchirmherrlichen Bezüge zu den chriſtlichen Völkern unter der türkiſchen Botmäßigkeit, noch unſere Pflicht, die brüderliche, helfende Hand ihnen zu reichen. Wir werden auch nie unterlaſſen, daran zu denken, mit Bewahrung unumgänglicher Rückſichten der Diplomatie, der gräuelvollen Wuth der Ungläubigen Stillſtand zu gebieten. Können wir der helleniſchen Sache perſönlich und augenblicklich nützen, ohne unſere Stellung und ihre Obliegenheiten bloßſtellen zu müſſen, ſo könnt Ihr Euch immer an unſere Perſon wenden. Wir fürchten nur, daß unſer Einfluß in Paris bei den jetzigen Zuſtänden nicht von Dauer ſein wird. Man will dort keine Verſöhnung. O, mein unglücklicher Ludwig! Ich kenne dein Herz und ich weiß, was es duldet! — Das Königthum kann ſich immer mit dem Volke verſchmelzen zu Eintracht und gegenſeitiger Liebe, die Ariſtokratie wird ſich immer haſſend dazwiſchen ſtellen und ſie gegeneinander hetzen bis zur Entſcheidung mit den Bajonetten. In dieſem Augenblicke, mein Freund, iſt der ein Rebell, welcher dem Könige und der Charte treu iſt. Ich bin ein ſolcher. — Frankreich iſt der Reaction verfallen, und ihre Söhne rütteln in ihrer Verblendung an dem Steine vor der Höhle, worin wir den Geiſt der Revolution an die Kette geſchmiedet. Das Blut des ermordeten Herzogs Berry im Opernhauſe in Paris und nun das der Verſchworenen von la Rochelle und Saumur rieſelte hinunter zu den Dämonen. Die Zeit ſteigert ſich zu Extremen; ich tauche meine Hand in das reine Waſſer!"

„Wenn auch jeder Augenblick," entgegnete Achilleus, „ein Noth- und Angſtſchrei meines Vaterlandes iſt, welcher in meiner Seele wiederhallt, ſo bin ich doch ſehr entfernt, die Urſachen zu verkennen, welche Frankreich behindern, ſich zur Sache des heiligen Kreuzes und der Freiheit zu bekennen. Würde aber Eure Excellenz in Paris Ihren Einfluß für uns dahin verwenden, daß für die Jünglinge Frankreichs und Deutſchlands, welche mit ihren Talenten und Waffen uns zu Hülfe eilen, der Hafen von Marſeille zur Einſchiffung uns offen bliebe, ſo würde Hellas die Stunde ſegnen, wo es mir vergönnt geweſen iſt, unſer Martyrthum dem edelſten Sohne Frankreichs an das Herz zu legen."

„Für meine Dienſte, welche ich hier meinem Herrn und Könige leiſten konnte," verſetzte Chateaubriand, „kann ich eine Gnadenbezeigung erwarten. Noch heute geht eine Eſtafette nach Paris an meinen Freund Villèle ab."

Dankgerührt empfahl ſich Achilleus, im Begriff in ſein Quartier zu eilen, um an Eynard und Hoffmann über den Erfolg ſeiner Verhandlung bei Chateaubriand zu berichten.

Während er über den Corſo ging, rief es hinter ihm: „Pſt! Pſt!" Er blickte ſich um und ſah Ines, die Duenna, welche ihm athemlos nachfolgte.

„Heiliger Jago von Compoſtella!“ keuchte ſie, als ſie ihn jetzt erreicht hatte, „welch ein haſtiger, raſcher Menſch ſeid Ihr! Es belauſcht uns doch Niemand?“

„Niemand,“ verſicherte Ines!“

„Ach, was habe ich Alles für Euch gethan! Alle Heiligen mögen mir meine Sünden vergeben, wenn es eine iſt, die Brieftaube zwiſchen zwei Liebenden zu ſein! Und doch drückt es hier mein Herz! Könnt Ihr mir ehrlich antworten, ob Ihr ein guter Chriſt ſeid?“

„Ich bin rechtgläubig, ſo wahr Chriſtus auferſtanden iſt!“ betheuerte Achilleus.

„Und nun ſeht!“ fuhr die Alte fort, „was ich für Euch gethan habe: Donna Iſabella —“

„Habt Ihr geſprochen von mir? Weiß ſie davon, was ich Euch bekannt habe? Was ſagte ſie?“

„Geduld! Geduld! — Ob ich doch nicht endlich beſſer thue, Euch Alles zu verſchweigen? Könnt Ihr Herz und Zunge hüten?“ Mit dieſer Frage nahmen ihre Augen einen ſo ſtechenden Blick an, daß Achilleus vor ihr betroffen zurücktrat.

„Wenn Ihr,“ flüſterte ſie ihm jetzt in das Ohr, „je mit einem Wort, oder nur mit einem Blick der Ehre Donna Iſabella's zu nahe tretet, ſo wißt, daß meine Hand noch feſt genug iſt, Euch einen ſpaniſchen Dolch zwiſchen die Rippen zu ſtoßen!“

„Weib, biſt Du toll?!“

„Ruhig! Ruhig! iſt das eine Art, in der Gaſſe ſo laut zu reden? Liebt Ihr Iſabella?“

„Ja! und wieder Ja! und was nun?“

„Heute nach Mitternacht ſchleicht durch Antonio's Haus über die Brücke herüber in unſer Quartier! Niemand iſt zu Hauſe, als ich! — Dort ſollt Ihr mehr von mir hören! — Verſiegelt Euren Mund! Hütet Euch! Und Ihr kommt?“

„Ich komme!“

„Gut, ſeid Ihr ein Hidalgo, ſo zeigt es! Still! Still! Vergeßt nicht die Mitternacht!“

Mit dieſen Worten verließ die Duenna Achilleus.

Drittes Capitel.

Arnold hatte in der Erwartung, daß Jouy ihm einen Cartellträger bald zuſchicken würde, ſich auf ſein Zimmer begeben. Noch im erſten Zorne hatte er ſeine Piſtolen ausgepackt, ſie gereinigt, Pulver, Zündhütchen und Kugeln hervorgeſucht und Alles zu dem erwarteten Duelle haſtig vorbereitet.

Als aber eine Stunde verſtrichen und Jouy's Cartellträger noch nicht erſchienen war, ſetzte er ſich hin und ſchrieb in ſein Tagebuch eine donnernde Rede nieder, welche er gegen Frankreich vor den deutſchen Philhellenen in Athen auf dem Grabe des Demoſthenes wirklich zu halten beſchloß.

Er war damit noch nicht zu Ende, als es draußen klingelte und Jemand hereingelaſſen wurde, welcher ſich als Chevalier Bartolo anmelden ließ. Arnold hatte, in der Abſicht, ſich vor den Franzoſen auch in der Tracht zu unterſcheiden, den altdeutſchen, ſchwarzen Rock angelegt und das ſchwarz-roth-gelb geſtreifte Barett aufgeſetzt. Die langen, blonden Haare, welche er ſonſt vor der öſterreichiſchen Polizei unter dem Rockkragen verborgen tragen mußte, flatterten jetzt frei um ſeinen Nacken. Die rechte Hand in den um zwei Knöpfe auf der Bruſt offen gelaſſenen Rock hineinſchiebend, trat er im Fechteranſtande dem Chevalier entgegen.

Dieſer überreichte ihm die Adreſſe Jouy's mit den Worten: „Mein Herr, Sie haben Herrn Jouy aus Paris in der Hitze des Geſprächs beleidigt. Habe ich ihn auch nur erſt vor einer Stunde auf dem Café am Platze Bra kennen gelernt, ſo habe ich doch den Blick eines alten Soldaten; er iſt ſehr brav, ſowie ich Sie für ſehr honnett halte."

„Sehr verbunden, mein Herr Franzoſe!"

„Sie haben das deutſche Volk für beleidigt gehalten und die franzöſiſche Nation in der That beleidigt, — das iſt Nationalhaß!"

„Zur Sache! Zur Sache!" rief Arnold ungeduldig.

„Herr Jouy verlangt von Ihnen dafür Genugthuung; er fordert Sie auf Piſtolen und Stoßdegen!"

„Für die Waffen iſt geſorgt!" entgegnete Arnold.

„Wollen Sie ſo gefällig ſein und ihm Zeit und Ort beſtimmen?"

„Am Gardaſee! im Angeſichte der Alpen," entgegnete Arnold; „nicht weit vom Strande, gerade Garda gegenüber, ragen zwei kleine Inſeln aus dem See hervor, ganz zu einem Stelldichein gemacht. Eine iſt etwas größer, als die andere, und vom Ufer entfernter. Auf dieſer Inſel habe ich Luſt mit Jouy, dem Franzoſen, ſechs Kugeln zu wechſeln. Nachmittags um drei Uhr wünſche ich dort ſeine Augen zu ſehen."

„Herr Jouy wird ſich die Ehre geben, Sie anſtändig zu bedienen. A revoir!"

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Chevalier, welcher dieſe Gelegenheit ergriffen hatte, um in die Geſellſchaft dieſer jungen Leute zu kommen und ihre Geſinnungen und Pläne genauer kennen zu lernen.

Arnold ließ einen Fiaker kommen, eilte zu Achilleus und bat ihn, bei dem Duelle mit Jouy ihm zu ſecundiren. Achilleus lehnte jedoch den Antrag ab mit den Worten: „Wer im Dienſte des Vaterlandes ſteht, iſt ein Verräther an demſelben, wenn er ſich das Recht anmaßt, über ſeine Perſon willkürlich zu verfügen. Dir hat das Vaterland deine Pflicht geſchenkt, wie du ſagſt, und ſo biſt du wieder in dein urſprüngliches, perſönliches Recht zurückgetreten, nicht ſo ich! Hier in Verona bin ich ein Glied meines Volkes, nur dem Dienſte des Ganzen unterthan. Alles, was dieſen Dienſt gefährden kann, muß ich vermeiden, ſelbſt die Theilnahme an dieſem Duelle. Doch werde ich mit dir zum Stelldichein fahren, auch dir einen Secundanten verſchaffen. Malocchio erzeigt mir und dir den Gefallen.“

Arnold war mit dieſem Vorſchlage zufrieden. Achilleus ſtieg mit ihm in den Wagen, in welchem ſie zu Malocchio fuhren.

Sie fanden ihn beſchäftigt, mit dem Bleiſtift auf dem Reißbrett Skizzen zu der Darſtellung lebender Bilder zu entwerfen; Iwan und Graf Joſeph drängten ihn, Alles zur Vorſtellung vorzubereiten, zu welcher Francesca gewonnen werden ſollte.

Er ſtreckte den eintretenden Freunden die Hand über das Reißbrett hinüber entgegen und hieß ſie willkommen. Als er das Anliegen Arnold's erfahren hatte, bat er, ihm nur zu ſagen, was er als Secundant zu thun habe? Als Arnold ſeinem Wunſche gewillfahrt hatte, ſagte er unter der Bedingung zu, daß Antonio als Arzt zugezogen werde.

Da die Zeit drängte, ſo beſtellte ihn Arnold nach einer halben Stunde in ſein Quartier, wo er ſie dann mit Antonio finden ſollte.

Nachdem Arnold dieſe Verabredung mit Malocchio genommen hatte, eilte er mit Achilleus zu Antonio, welcher zwar an dieſem Handel ungern Theil nahm, jedoch auch ſeine ärztliche Hülfe nicht verweigern wollte.

Achilleus ging jetzt, um einen verſchloſſenen Wagen zu holen, in welchem er bei Arnold und Antonio vorfahren wollte. Arnold eilte unterdeſſen hinauf in ſeine Stube, wohin Malocchio bald nachkam.

Kaum hatte Arnold hier ſeinem Sekundanten die gehörige Behandlung der Piſtolen gezeigt und ihn nochmals darauf aufmerkſam gemacht, daß er Sonne und Wind zwiſchen ihm und Jouy gleich theilen müſſe, ſo kam der Wagen vorgefahren. Sie legten daher ſchnell die Waffen zurecht, welche Malocchio unter den Mantel nahm, und eilten hinunter zu den Freunden, welche ſie erwarteten.

Obſchon der ſchönſte, ſonnigſte Herbſttag ihnen vor den Thoren entgegenlachte, ſo waren ſie doch ſo ſehr mit ſich ſelber beſchäftigt, daß ſie Nichts bemerkten, was um ſie her vorging. Der Kutſcher ſchwang die Peitſche unermüdlich, und die Pferde gingen ſo raſch, daß ſie in Staubwolken auf der ſchönen Straße durch die Maulbeeralleen, welche mit verdorrten Weinreben, wie mit Schnüren und Troddeln, behangen waren, an den ſanften Hügelungen des Landes, wie im Fluge, dem See entgegen eilten. Schon blitzte er durch die blätterloſen Büſche mit tauſend blauen Augen, jetzt wendete ſich die Straße um den Hügel, und vor ihren Augen breitete ſich der ſchöne Gardaſee aus und ſtreckte ſich weithinein zwiſchen die Berge.

Sie fuhren über die Wurzel der Landzunge, wo Lucull's Villa einſt geſtanden, hinüber nach Deſenzano, wo ſie im Gaſthofe die Pferde zurückließen und eine Barke nahmen, um hinüber auf die kleine Inſel zu fahren. Der Schiffer, welcher ſie mit ſeinem Knaben ruderte, benachrichtigte ſie, daß er vor einer Weile bereits zwei fremde Herren hinübergefahren habe, von welchen ſie erwartet würden.

„So rudere, was du kannſt!“ rief Arnold; „du ſollſt ein doppeltes Trinkgeld haben!“

Jetzt flog die Barke, wie ein Pfeil, über den See, der vor dem Kahne dunkelgrün auseinanderrauſchte und weithin in Azurbläue und in der Ferne in tiefes Dunkel ſich verlief. Kähne und Marktſchiffe mit weiten, ſchwellenden Segeln flogen über die Bahn, bis ſie der kleinen, einſamen Inſel ſich zuwendeten. Das Gebirge zu ihrer Linken drängte ſich heran zum See und ſchoß ſchroff in ſteiler Wand herunter, an welcher die Wogen ſchäumend emporſprühten. Gegenüber lief das Gebirge in ſanften Hügeln herab in die Ebene. Weiße Wolken, wie entzündet in der Mittagsgluth, ſtanden fern und ferner auf den Spitzen des Gebirges, daß ſie die weißleuchtenden Eisgipfel der Alpen in das Unermeßliche fortzuſetzen ſchienen.

Von dieſem Anblick ergriffen, ſtellte ſich Arnold, mit ausgeſpreizten Beinen das Gleichgewicht im Kahne haltend, aufrecht und rief: „Grüße Euch Gott, Ihr uralten, hohen Wächter des deutſchen Vaterlandes! Und ſchauen Eure Augen noch hell herunter in das wälſche Land, ſo macht mein Auge ſicher und feſt meine Hand, daß ich für deutſche Ehre einen guten Schuß thue.“

„Horch!“ rief Achilleus, „was iſt das? Sie begrüßen uns oder üben ſich im Schießen!“

Jetzt erblickten ſie zwei Perſonen auf der Inſel, in welchen ſie bald Jomy und den Chevalier Bartolo erkennen ſollten, welche Probeſchüſſe zu machen ſchienen.

Als die Barke angelegt hatte und ſie an das Ufer geſtiegen waren, bemerkten ſie, daß Jouy auf der Inſel in den Sand ein altes Ruder geſteckt hatte, wonach er ſchoß, ohne daß er ſie bemerkte oder zu bemerken ſcheinen wollte.

Als ſie den Beiden jetzt nahe genug gekommen waren, ſahen ſie, daß Jouy, um zu prahlen oder zu ſchrecken, in das Ruder mit den Kugeln ſeiner Piſtole ein „I“ geſchoſſen hatte, welches etwas unſicher ausgefallen war.

„Das iſt ja eine fürchterliche Sicherheit der Schüſſe!“ rief Bartolo, indem er ſich ſtellte, als wäre er mit Jouy noch ganz unbemerkt; „o, wie leid thut mir der arme, deutſche Teufel!“

„O du Prahlhans, du!“ murmelte Arnold, „ſo wahr mein Vater ein alter Scheibenſchütze war, ich zeichne dir den Anfangsbuchſtaben meines Namens in dein confiscirtes Roulettegeſicht, daß du Rouge und Noir nicht mehr unterſcheiden ſollſt.“

„Still! Still!“ flüſterte Achilleus; „ich muß ihnen einen Gruß zuſchicken.“

Mit dieſen Worten nahm er Malocchio das Waffenkäſtchen ab, knieete nieder in den Sand, lud ſchnell die eine Piſtole und ſchlich ſich dann in die Nähe Jouy's, welcher eben wieder mit der Piſtole zielte, um eine neue Kugel in die Linie zu ſetzen. Als ihn Bartolo bemerkte, gab ihm Achilleus winkend zu verſtehen, daß er ſchweigen ſollte, zielte und ſchoß los, ehe noch Jouy abgedrückt hatte.

Dieſer wandte ſich um und rief lachend: „Ah, Hellas als Kampfrichter!“

„Nehmt es nicht übel,“ verſetzte Achilleus, „daß ich vielleicht einen Punkt über Euer „I“ geſetzt habe, wenigſtens wollte ich Euch den Gefallen thun.“

„Ich eſſe das Ruder auf, ſo lang es iſt,“ rief Jouy, „wenn ein Punkt über meinem „I“ ſteht.“

Der Chevalier brachte das Ruder herbei und ſagte: „Guten Appetit dazu! aber ſpuckt die Kugeln weg, denn Blei iſt ungeſund!“

Jouy warf einen giftigen, lachenden Blick auf Achilleus und ſagte: „Ich gratulire mir, daß Ihr nicht mein Gegner ſeid! Doch geſpielt iſt genug, geh' es zum Ernſte!“

Mit dieſen Worten wandte ſich Jouy von der Geſellſchaft ab und ging mit untergeſchlagenen Armen am Strande ſpazieren, während ſein Secundant mit dem Secundanten Arnold's verhandelte.

Die Waffen wurden unterſucht und genehmigt, Sonne und Luft getheilt und zwei Degen, welche die Barriere bedeuteten, kreuzweis in den Sand geſteckt.

Hinter dem Degenkreuze wurden dieſſeits und jenſeits fünf Schritte abgemeſſen und Zeichen gelegt, wo die Gegner ſich zu ſtellen hatten, ſo daß Jeder bei ſeinem Schuſſe bis zur Barriere vorrücken mochte, jedoch dann ſtehen bleiben und dem Gegner vergönnen mußte, ebenſoweit im Schießen auf ihn loszukommen.

Jetzt waren die Piſtolen geladen. Jeder Secundant rief ſeinen Mann.

„Es iſt nun noch zu entſcheiden, wer den erſten Schuß hat!“ rief Bartolo und gab Arnold die Würfel, welcher niederknieete, die Würfel ſchüttelte und ſieben Augen warf. Jetzt knieete Jouy nieder und warf fünf Augen.

„Ihr habt den erſten Schuß!“ ſagte Malocchio zu Arnold und übergab ihm die geladene Piſtole, während ihm Jouy gegenübertrat und von ſeinem Secundanten die Waffe erhielt.

Jetzt traten die Secundanten zur Seite, auf das Commando: „Marſch!“ hob Arnold die Piſtole, der Schuß fiel und Jouy zuckte leicht zuſammen. Antonio ſprang hinzu; Jouy aber rief: „Es iſt Nichts, es kann Nichts ſein!“

Arnold hatte Jouy nach der Stirn gezielt, die Kugel aber demſelben hart am linken Ohr vorübergeſtreift und es geſchrammt, daß Bluttropfen herunterperlten.

„Die Kugel,“ rief Arnold, „hat ihm nur meinen Namen in das Ohr geſagt; weiter im Spiele!“

Jouy, tödtlich erbittert über dieſen ſo ernſtlich gemeinten Schuß, rief: „Es ſoll ſein!“ und trat bis an die Barriere, während er ſcharf die Stelle auf Arnold’s Bruſt, wo der um zwei Knöpfe geöffnete Rock die weiße Weſte hervorſchimmern ließ, auf das Korn nahm. So kurz dieſer Augenblick, ſo fürchterlich war er. Alle Anweſenden hielten den Odem an ſich, Arnold hörte die tombackene Uhr in ſeiner Weſtentaſche ängſtlich picken, auf einmal ſchlug ſie ihm, wie eine Fauſt, auf das Herz, der Schuß war gefallen, und er taumelte getroffen auf zwei Schritte zurück; doch da richtete er ſich plötzlich lachend in die Höhe, nahm die Uhr aus der Taſche und rief: „Die alte Uhr meines Vaters, mein einziges Erbtheil, war mein Schild! Sie ſteht ſtill! Sie ließ das Leben für mich!“

„Mit dir iſt Gott!“ ſagte Achilleus; Jouy knirſchte mit den Zähnen. Malocchio reichte Arnold die wieder geladene Piſtole; dieſer trat bis an die Barriere vor und an Jouy hinan. Wie Arnold die Piſtole auf ihn hielt, überrieſelte Jouy unwillkürlich der Todesſchauer, ſein Geſicht wurde grünlichweiß, ſeine Augen ſtanden weit offen und ſtier. Schon wollte Arnold losdrücken, als es ihm, wie eine warme Hand, über das Herz ging. „Meinetwegen!“

ſagte er und ſchoß die Kugel in die Luft. Die Freunde ſtürzten herbei und ſchüttelten ihm, wie zum Danke, die Hand; er aber ſagte: „Das hilft mir nur nicht viel, denn nun wird er mich todtſchießen!“

„Daß ich ein Schuft wäre!“ rief Jouy; „wo Eure Kugel hingefahren iſt, hat auch meine noch Platz!“ Mit dieſen Worten ſchoß auch er in die blaue Luft und reichte Arnold zur Verſöhnung die Hand.

„Frieden zwiſchen Deutſchland und Frankreich!“ rief der Chevalier; und die Andern ſtimmten hüteſchwenkend und rufend mit ein.

Malocchio, erfreut, ein Piſtolenduell und die dazu gehörigen Geſichter und Mienen geſehen und dabei ſogar als Secundant Theil genommen zu haben, eilte hinunter an das Ufer und rief den Fiſcher mit der Barke zur Ueberfahrt nach Deſenzano herbei.

Im Hinüberfahren ſchickten ihnen die Felſen aus ihren Höhlen einen friſchen Wind hinterdrein, daß ſie auf hohen Wogen in kurzer Zeit an das Ufer kamen.

Da Antonio die Geſellſchaft bat, bei ihm in Verona einen Becher Wein auf die glücklich beendigte Fahrt zu trinken, ſo ließen ſie ſchnell anſpannen und fuhren bei dämmernder Nacht in die Stadt zurück.

Viertes Capitel.

Die Nacht war angebrochen. Ein ſchauerlicher Nordwind kreiſelte den Staub auf den Straßen und fachte vor dem Hauſe Caſtellani in den Pechpfannen die Flammen hoch empor, welche in wilden Lohen das Gebäude beleuchteten. Eine Menge Menſchen ſtanden zur Seite gedrängt von den Spalieren der Grenadiere, welche den Platz frei hielten, unterſtützt von den grauen Polizeidienern mit ihren ſpaniſchen Röhren.

Eine prächtige Equipage nach der andern mit vorreitenden Fackelträgern rollte heran, die Soldaten präſentirten das Gewehr und eine hohe Herrſchaft trat nach der andern in das Haus. So hatte die Auffahrt beinahe eine Stunde lang gewährt, als noch ganz zuletzt der Wagen des Ritters Malavilla vor dem Eingange hielt. Der Wagentritt wurde heruntergeſchlagen, die Thür geöffnet und der Ritter ſtieg mit Iſabella und ihrer Freundin Francesca aus. Der Thürſteher rief Namen und Stand des Angekommenen aus und die ſpaniſche Herrſchaft trat in den Palaſt. Ein fürſtlicher Page begleitete den Ritter auf die mit weichen Teppichen belegte Treppe hinauf, wo eine Kammerfrau die Damen zur Toilette führte. Der Ritter ließ den Mantel von der Schulter in die Hände ſeines nachtretenden Dieners fallen und wartete auf die Zurückkunft ſeiner Tochter im Foyer. Er erſchien gepudert, in der ſpaniſchen Hofuniform, in weißſeidenen Schuhen und Strümpfen, den langen, ſteifen Degen mit dem Porzellangriffe an der Seite und das Treſſenhütchen unter dem linken Arme.

Hier entdeckte ihn Graf Joſeph. Er nahte ſich ihm mit feinem Anſtande und bewillkommnete ihn im Auftrage Seiner Durchlauchtigſten Hoheit, indem er bat, ihn zu betrachten, als gehöre er zum Hauſe des Wirthes, welcher ihm den Auftrag gegeben, ſich zur Verfügung des Ritters zu ſtellen.

„Ich werde mich, Herr Graf,“ verſetzte der Ritter, „durch Eure Geſellſchaft eben ſo ſehr geehrt fühlen, als ich dafür dankbar bin, daß Ihr ſie uns leiſten wollt.“

Jetzt kamen Iſabella und Francesca aus dem Putzzimmer heraus, verklärt durch die geſchmackvolle Toilette, welche ſie gemacht hatten, und durch die Erwartung der Herrlichkeit, welcher ſie entgegengingen.

Iſabella erſchien in einer Basquina von roſarothem Taffet, auf der Schulter und unten mit drei Reihen Silberfranzen beſetzt, welche knapp Buſen und Taille umfing und reichhaltig herabfiel bis über die Kniee, wo das Untergewand von weißem Atlas und die goldgeſtickten Zwickel der ſeidenen Strümpfe unter den langen Silberfranzen hervorſchienen. Sie trug einen Schmuck von Rubin balais um den Nacken und gleiche Ohrringe.

Mit ihrem goldenen, wehenden Lockenhaar und in der phantaſtiſchen Tracht, mit den zierlichen, ſpaniſchen Füßchen in den perlengeſtickten Schuhen erinnerte ſie an die Elfenkönigin, wenn ſie zum Sommernachtsreigen dahineilt.

Ihre Freundin Francesca dagegen mit ihrer hohen, ſtolzen Geſtalt erſchien mehr wie eine ſchöne Heroin aus der Mythenzeit. Ihr ganzes Weſen war einfach und großartig; ſie trug ein langes, weißſeidenes Kleid und darüber eine weiße Tunica von Tüll, welche unten mit Erikazweigen beſetzt war; — in den Haaren, wie ſie es zu feſtlichen Gelegenheiten liebte, eine weiße Moosroſe.

Die Augen des Grafen Joſeph ſahen jedoch nur Iſabella, die Königin ſeines Herzens.

So reizend, wie jetzt, war ſie noch nie vor ſeine Seele getreten. Gewöhnt an den Umgang mit Damen, fühlte er in dieſem Augenblicke eine längſtüberwundene Befangenheit, ſo daß er faſt ſchüchtern ihr und Francesca nahte und mit unzuſammenhängenden Worten ſeine Freude über ihre Anweſenheit ausdrückte. Alle die eingelernten Redensarten, dieſe abgegriffenen Scheidemünzen im Salonverkehr, ſchämten ſich zum Vorſchein zu kommen.

Doch dieſe Verlegenheit währte nur einen Augenblick, indem er zugleich über den Genuß dieſer Stimmung reflectirte und ſagte: „Sie rauben mir die Worte der Anbetung und laſſen mir nur das Gefühl derſelben, wie einen pomo di Siena ohne Schaale!“

„Ihr drückt dafür,“ verſetzte Francesca, „die Schaale über dem Lichte Eures Witzes zuſammen, daß das Oel daraus in die Flamme und uns in die Augen kniſtert.“

Jetzt war, wie von ungefähr, Fürſt Iwan herbeigekommen und flüſterte ſchmachtend: „Meine gnädigen Damen, die große Polonaiſe wird beginnen; die kaiſerlichen und königlichen Majeſtäten haben ſich die Damen engagiren laſſen; wir kleinen Fürſten ſind ſo glücklich, ſelbſt um die Gunſt der Damen flehen zu dürfen; wird Signora Francesca mir erlauben, ſie einführen zu dürfen?“

Während Francesca zuſagte, trat die Geſellſchaft in den Saal, in welchem die flammenden Kronleuchter die Nacht in einen blendenden Tag verwandelt hatten und den Purpurſchein der Sammettapeten an den Wänden über den Marmorſpiegel des Fußbodens und die irdiſchen Gottheiten, welche darüber hinwandelten, in verſchwimmenden Reflexen ausgoſſen.

Iſabella glaubte nicht mehr auf der Erde zu wandeln, ihr war es in dieſem Glanze, worin das geblendete Auge kaum die einzelnen Geſtalten herauszuerkennen vermochte, und in dieſem feinen Moſchusdufte der haute volée, welcher die Sinne beſing, als wandle ſie unten im märchenhaften Reiche der Gnomen und Elementargeiſter.

Schon längſt hatte die Polonaiſe begonnen, in welcher ſich die Paare nur langſam einige Schritte bewegten und dann wieder flüſternd ſtehen blieben, daß Francesca unwillkürlich an Arnold's Waldmärchen und an das Bienenſummen in Brenli's Hütte im Fichtenbaume denken mußte.

Die Muſik ging jetzt in ein Adagio über und mit ſanften, ſchwelgenden Augen neigte ſich Fürſt Iwan zu Francesca mit den Worten: „Ziehen die Töne nicht, wie Schwäne, dahin über einen weiten See verſchwimmend in die Abenddämmerung? Wie ſüß müßte es ſein, in Klänge zu zerfließen!“

Francesca ſah ihn von der Seite an und entgegnete: „Oder wie gekörntes Eis mit Zucker und Limonenſaft auf der Lippe eines dürſtenden Mohren!“

„Grauſame!“ flüſterte der Fürſt und ſtreckte den rechten Fuß mit dem kleinen Schnallenſchuh aus, da die Colonne um einige Schritte weiter ſich bewegte.

Bei dieſer Bewegung kam Graf Joſeph mit Iſabella an das eine Ende des Saales zu ſtehen, wo ſie die gegenüberſtehende Reihe überſehen konnten. Er benutzte dieſen Augenblick, um die Geſellſchaft, wie ein Pfauenrad, um ſich herum zu legen, indem er in den Spiegel einer jeden Feder flüchtig ſeiner Dame das Miniaturbild einer hohen, brillanten Perſon carrikirt zu zeichnen verſuchte.

„Ich möchte wohl ahnen können,“ ſagte er, „was von dieſem ſchönen Abend in Eurer Erinnerung bleibend ſich eindrücken wird?“

„Das langſame Gehen,“ verſetzte heiter Iſabella, „das ſie Tanzen nennen.“

„Ihr müßt bedenken,“ erwiederte er, „daß wir hier das ſtabile Princip repräſentiren; ſeht nur dort meinen Oheim, den Hofmarſchall, der wie ein abgehärmtes Fragezeichen ausſieht und nie vergeſſen kann, daß einer ſeiner Ahnen mit einer bourboniſchen Prinzeſſin vermählt geweſen iſt, welche wenigſtens eine Lilie in ſein Wappen eingebracht hat.“

„Iſt bei Euch,“ fragte Iſabella, „die Lilie auch das Zeichen, welches auf den Degen geätzt wird?“

„Bei uns,“ erwiederte lächelnd Graf Joſeph, „druckt man ſie vor der Hand als Etikette auf Almanache, und fromme Jungfrauen machen Sonette darauf.“

„Wenn ich nur einmal eine Dichterin ſehen könnte!“ ſeufzte Iſabella.

„Seht Ihr dort,“ entgegnete Graf Joſeph, „die Dame in der blaßbläulichen, ſeidenen Robe? Es iſt eine mediatiſirte Fürſtin. Das eine Auge, welches immer ſtill ſteht, iſt vor Schrecken über eine Recenſion zu Glas geworden, das andere iſt eine zu Tode geweinte Elegie. Gleich hinter ihr die kurze, dicke Herzogin iſt der Pendant zu ihr, —

ſie iſt eine Blumenmalerin, wie Ihr an der rothen Schminke auf ihrem Geſichte ſehen könnt; die Klatſchroſe gelingt ihr am Beſten. Wir waren ſonſt große Freunde; ſeitdem ich ihr in das Stammbuch eine Ruine mit blühenden Roſen gezeichnet, habe ich ihre Gnade verloren.“

Jetzt bewegte ſich die Colonne wieder um einige Schritte; Graf Joſeph ſtreckte den rechten Fuß mit dem feinen Schnallenſchuh aus und führte ſeine Dame um einen halben Schritt weiter vor.

Jetzt wurden die Damen gewechſelt. Jeder der allerhöchſten und hohen Cavaliere überließ ſeine Dame dem vor ihm ſtehenden, indem hier und da Namen und Rang der Dame mit ſammetweicher Neigung des Kopfes zugeflüſtert wurde.

Nach wenigen kurzen Complimenten wechſelten die Damen wieder, ſo daß die Tour zu einer vorübergehenden Unterhaltung der Cavaliere mit den Damen ausſchlug.

Jetzt hatte Graf Joſeph das Glück, mit der blumenmalenden Herzogin zuſammenzukommen.

Sie begann die Unterhaltung und zeigte die lächelnden, elfenbeinernen, ſchönen Zähne, welche ſie heute beſonders ſorgfältig eingeſetzt hatte, während ſie ſprach: „War das nicht die kleine Spanierin, die Malavilla, welche Sie einführten? Ich hatte das Glück, von Ihnen bemerkt zu werden?“

„Ich hatte die Ehre,“ verſetzte Graf Joſeph, „von Höchſtihrem eminenten Talente zum Geſange zu ſprechen und meinen Wunſch auszudrücken, ein ſpaniſches Duett von Höchſtihnen und ihr hören zu können.“

„Führen Sie doch die Kleine,“ entgegnete die Herzogin, „in meinen Salon ein; Sie erinnern ſich, daß jeden Freitag —“

Doch jetzt wechſelten die Damen wieder; die Herzogin ging an den Vordermann, Iſabella an den hohen Wirth und Francesca an den Kaiſer Alexander über.

Da Graf Joſeph jetzt mit einer halbtauben und wortkargen Prinzeſſin zuſammen kam, welche ihn wegen ſeines niederen Standes mißachtete, ſo unterhielt er ſie mit einem ſtereotypen Lächeln, indem ſie ſich bei den Handſchuhſpitzen hielten.

Unter dieſem ſtummen Lächeln hatte Graf Joſeph Zeit, mit ſeinen Blicken verſtohlen Iſabella nachzugehen, mit welcher ſich der Fürſt ſehr gnädig zu unterhalten ſchien. Wie er ſie in ihrer wunderbaren Schönheit von ſich fern ſtehen ſah, brachen alle verhaltenen Gluthen der Liebe und des Haſſes aus der Aſche hervor. An die Seele legte ſich ihm der nagende Gedanke, daß die alte, kuppleriſche Duenna noch in dieſer Nacht die erſte Zuſammenkunft Iſabellens mit ſeinem begünſtigten Nebenbuhler veranſtaltet hatte, in derſelben Nacht, wo ſein mächtiger Chef für ihn bei dem Ritter um die Hand ſeiner Tochter werben wollte.

„Warum zittert denn der Graf?“ fragte ihn jetzt mit langſamer, näſelnder Stimme die Prinzeſſin und warf den Kopf, wie ein Waſſervogel, zurück, während die Bruſtbeine vortraten.

„Aus ſubmiſſeſter Ehrfurcht, Signora!“ rief Graf Joſeph ihr in das linke Ohr.

Die Prinzeſſin zuckte gnädig mit den Mundwinkeln und drehte den Nacken ein wenig, und der Cavalier flüchtete ſich wieder unter das ſtereotype Lächeln.

Unterdeſſen unterhielt ſich der hohe Wirth mit Iſabella, welche in dieſen kurzen Augenblicken ſein höchſtes Wohlwollen gewonnen hatte.

„Wir werden es uns angelegen ſein laſſen,“ ſagte er ſcherzend, „die Krone von Spanien wieder an Oeſterreich zu bringen. Sie dürfen ſich hüten, denn ich werde Ihnen einen tapfern Ritter ſchicken, der Sie erobern ſoll, um dann immer Ihr Unterthan zu ſein.“

Iſabella erbleichte, der Fürſt bemerkte es und ſagte: „Welche Roſe ſoll Oeſterreich erhalten, die weiße oder rothe?“

Bei dieſer Frage ſah Iſabella auf Francesca, welche die weiße Moosroſe in den Locken trug, und ſagte: „Es ſcheint, als wenn Rußland dem Hauſe Oeſterreich keine Wahl mehr laſſen wolle.“

Obſchon die Muſik immer wieder die Colonne zum Weiterſchreiten aufforderte, ſo wollte die Tour des Damenwechſels doch nicht weiter gehen, da ſich Alexander immer noch mit Francesca unterhielt.

„Stundenlang ſaß ich ſchon vor dem ſchönen Bilde,“ erzählte ihr der huldvolle Kaiſer, „und immer näher trat mir der innere Sinn deſſelben. Ich empfinde es dabei recht eigen, daß das höchſte Glück nur ein Traum iſt und nur im Traume genoſſen wird.“

Francesca hing mit ihrer ganzen Seele am ſchönen, gnädigen Antlitze des Kaiſers und entgegnete lächelnd: „Um ſo mehr iſt Europa zu ewigem Danke dem guten, wachenden Genius verſchuldet, welcher ſeinen Schild über die Träumerin gedeckt und ſie mit ſcharfem Schwerte vertheidigt hat, als der franzöſiſche Adler blutlechzend herunterſtieß.“

„In te, domine, speravi!“ erwiederte der fromme Kaiſer, „ich war nur ein Werkzeug in der Hand Gottes!“

„Ich wollte, daß ich ein Maler wäre!“ entgegnete Francesca, „ich malte den angebeteten Kaiſer des Nordens auf dem Schlachtfelde auf den Knieen liegend, während die Adjutanten heranſprengen, hüteſchwenkend und ſiegverkündend.“

Alexander ſah ihr mild und freundlich in das glühende Geſicht und ſagte: „Wenn Ihr an mich ſpäter denken mögt und eine Umgebung dazu träumen, welche mir recht lieb iſt, ſo ſtellt Euch einen ſtundenlangen Wald von großen, uralten, epheuumrankten Birken und Tannen, durchſchnitten von ſmaragdgrünen Raſenſtrecken, im ſpäten Abenddämmerlicht vor und einen Mann im grauen Mantel dahinwandelnd, verſenkt in melancholiſche Träume, einſam und gedankenvoll — im Parke von Czarskoje-Selo. — Aber auch ich will mir von dem ſo ſchönen Ideale, welches dem Maler meines Bildes vorgeſchwebt hat, den lebendigen Eindruck bewahren. Ich hoffe der ſchönen Ariadne im Labyrinthe dieſer Tage wieder zu begegnen!“

Mit dieſen Worten verneigte er ſich ein wenig, alle Anweſenden machten die Bewegung ihm nach, und die Polonaiſe war beendigt.

Fünftes Buch.

Erſtes Capitel.

In der Strada degli Erbeſti hatte Peppo, ein luſtiger, wohlbeleibter Bologneſe, eine Oſteria. Den vorderen Raum derſelben nahm die Küche ein, welche zugleich den einkehrenden Gäſten zum Speiſezimmer und zur Wohnſtube diente. Vom Eintritte gegenüber an der ſchwarzen Mauerwand ſtand in einer kleinen Blende die Figur des heiligen Antonius von Padua von angemaltem Gyps. Davor brannte eine Lampe, welche die ſchmutzigen, herumſtehenden Bänke und Tiſche ſpärlich beleuchtete. Durch dieſe Wand ging in jeder der beiden Ecken eine Thüre hinaus, die eine in das Wohnzimmer des Wirths, die andere in die Vorrathskammer.

Dort ſah man ein angeſtecktes Weinfaß auf einem Geſtelle, die in großen Laiben aufgeſchichteten Parmeſankäſe, dazwiſchen einen großen, angeſchnittenen Schinken und wie vom Himmel herunterhängende Knoblauchwürſte. Vor dem Heerde ſtand Peppo mit der weißen, ſaubern Jacke und Mütze und der reinlichen Schürze; ſonſt war Alles umher in Schmutz erſtarrt.

Ueber dem Feuer, welches mit Rebenholz unterhalten wurde, drehte ein kleiner Hund an einem Trillrade einen Hammelbraten am Spieße, indem Peppo den kleinen Arbeiter mit den zärtlichſten Schmeichelworten und Verſicherungen tröſtete, daß dieſes heute ſeine letzte Arbeit ſein ſolle.

In dem Dämmerlichte umher, welches das Kohlenfeuer auf dem Herrde und die Lampe des heiligen Antonius verbreitete, ſaßen mehrere Gruppen abenteuerlicher Geſellen. Die meiſten waren in Mäntel gehüllt und hatten ihre breitkrämpigen Hüte tief in die Augen gedrückt, wie Männer, welche auf ein gefährliches Abenteuer ausgehen.

Der Eine hatte harte Eier und Salz vor ſich, welche er mit beſonderer Kunſtfertigkeit auf dem Tiſche aufſtippte, verſchälte, im Salz eintauchte und zwiſchen ſeinen Zähnen verſchwinden ließ, dann aus dem irdenen, glaſirten Weintopfe, welcher vor ihm ſtand, ſich das Glas vollſchenkte und leerte. Ein Anderer betrachtete mit aufgeſtemmten Armen die Gräten der Fiſche, welche vor ihm auf dem Teller lagen, als dächte er über die Vergänglichkeit aller Dinge nach. Ein Dritter ſaß rittlings auf der Bank und rauchte Tabak aus einer Pfeiſe, welche aus zwei in einander geſteckten Rohren und einem rothen Thonköpfchen beſtand, verdrehte die Augen und murmelte unverſtändliche Worte von hohen Potentaten und vom Chevalier durcheinander, bis ihm ſein Nebenmann einen Schlag auf die Schulter gab und ihm zornig in das Ohr rief: „Wirſt du ſchweigen lernen!“

Zwei Andere ſpielten wieder mit einander Morra, indem ſie die Zahl gleichzeitig ausgeſtreckter Finger zu errathen ſuchten und durcheinander ſchrieen: „Acht! ſechs! neun! Alle!“ mit einem Eifer, als hinge davon das Heil der Welt ab. Anderwärts ſaßen wieder Einige und ſpielten ſchweigſam Domino um die Bezahlung des Weins, welchen ſie ſich noch in Ausſicht geſtellt hatten.

Die allgemeinere Unterhaltung ſchien eine Muſikantenfamilie, welche unfern der Ausgangthür ſtand, zu beſtreiten. Sie beſtand aus einem alten Mann mit einem erdfahlen Geſicht, welcher die Geige ſpielte, während ſeine Frau, ein altes, zahnloſes, dickes Mütterchen, ſang, und zwei kleine Knaben auf dem Kopfe vor ihnen dazu tanzten.

Sie hatten einen weißen Pudel bei ſich, welcher die Mütze ſeines Herrn in der Schnauze trug und von einem Gaſte zum andern wedelnd und knurrend herumging und die Gaben einſammelte.

„Wie gut haſt du es dagegen, mein vierbeiniger Küchenjunge und Bratenwender!“ ſagte Peppo zu ſeinem Hündchen im Trillrade, welches keuchend die Zunge hervorſtreckte.

Jetzt trat ein neuer Gaſt herein, welcher eine Kapuze über den Kopf gezogen hatte, daß vom Geſicht nur das linke Auge und ein ſchwarzes Pflaſter auf der Stelle des rechten zu ſehen war. Er verlangte trotzig einen Krug Wein und ſah ſich in dem Gemache um, als wenn er Jemand ſuche. Endlich ging er auf einen der Anweſenden zu, welcher einſam im Winkel an der Tafelecke ſaß und mit dem Finger vom vergoſſenen Wein gedankenlos Figuren auf die Tafel zog. Der Einäugige ſetzte ſich wortlos an die andere Ecke.

Als der Wirth mit dem Weinkruge, welchen er beſtellt hatte, unter der Thüre zögerte und mit einem der Gäſte die Zeche berechnete, rief er ihm nach einer kurzen Weile zornig zu: „Presto! presto, birbone!“

Sein Nachbar ſchien ihn erſt jetzt zu bemerken. Als Peppo das Krügelchen Wein dem Einäugigen hingeſetzt und ſich wieder entfernt hatte, füllte dieſer das Glas, ſchob es dem Andern zu und ſagte: „Trink, Nicolo, auf unſer Wiederſehen!“

„Wie kommſt du daher, Bajonna?“ flüſterte jener.

„Ich ſpürte Dich aus,“ verſetzte leiſe Bajonna; „meinſt du nicht, daß ich dir Geſchichten zu erzählen habe, welche dich etwas angehen? Hier iſt kein Ort dazu! Folge mir nach in den Hof!“

Nicolo nickte mit dem Kopfe zum Zeichen ſeiner Einwilligung; Bajonna wickelte ſich feſter in ſeinen Mantel und begab ſich hinaus. Bald kam Nicolo ihm nach.

„Bei allen Heiligen!“ fragte Nicolo, „wie kommſt du aus Neapel hierher?“

„Wie du?“ fragte kurz Bajonna.

„Das iſt bald geſagt!“ erwiederte Nicolo; „habe ich nicht aus unſerer Revolution in Neapel ein bischen Blut von dem Schweizerofficier an meiner Hand? — Sollt' ich ein ſolcher Narr ſein und dort meinen Hals hinhalten, bis es einem andern Narren gefällt, mir den Strick darum zu werfen?“

„Da haſt du ein Seitenſtück zu meiner ſtillen Abreiſe von Neapel!“ verſetzte Bajonna. „Du biſt hier im Privatdienſt des Chevalier Bartolo und ſeines Patrons, des Grafen Joſeph, welcher ſich eine Privatpolizei hält?“

„Hm!“ entgegnete Nicolo, halb bejahend, halb verneinend.

„Was haſt du für Hinterhalt und gehſt nicht mit der Sprache heraus?“ fragte Bajonna weiter, — „du weißt ja doch, daß ich dich als abtrünnigen Bruder der Carbonaja —“

Kaum hatte Bajonna dieſe Worte geſprochen, als ein Meſſerſtoß ihm nach der Bruſt ging, welcher jedoch unter dem Mantel auf einen Drahtharniſch traf. Zu gleicher Zeit erhielt Nicolo von ihm einen ſo kräftigen Schlag auf die Hand, daß das Meſſer auf das Steinpflaſter niederklirrte.

„Beſtie!“ murmelte Bajonna; „ſei jetzt vernünftig und laß' mich erſt ausreden, ehe du mir nach dem Leben ſtehſt, Crocodil!“

„Nichts für ungut,“ verſetzte Nicolo; „du ſollſt ſicher vor mir ſein, bin ich es vor dir!“

„Sicher, wie ein Kind im Mutterleibe!“ entgegnete Bajonna; „aber ſei aufrichtig und ſprich, wie kamſt du zu deinem Gewerbe?“

„Aus Hunger und Menſchenhaß!“ verſetzte Nicolo.

„Warum nicht lieber aus Durſt und Dummheit?“ entgegnete Bajonna.

„Was bleibt dem Patrioten in dieſer Zeit übrig?“ fragte Nicolo, „als unter irgend einer Maske in das Menſchengewühl unterzutauchen! Und in welcher Maske kann ich ſicherer ſein, als in der eines Polizeiagenten? Aus dieſem Unrathe findet ſo leicht Niemand einen alten Carbonaro heraus. Dann kann ich auch bei meinem Gewerbe am Beſten meinem Groll nachgehen gegen das Geſindel, welches die italieniſche Sache ſo ſchändlich verrathen hat; denn ſelten bindet Einer ſeine Zunge, daß man ihm nicht ein Wort zum Stricke verdrehen kann. Und weißt du nicht, wie Hunger thut? Ich könnte dir Geſchichten erzählen, welche dich zu einem wüthigen Wolfe machen ſollten; hatte mich doch einer unſerer Brüder drei Tage lang bei ſich hingehalten, um ſich darnach zu erkundigen, ob nicht ein Preis auf meinem Kopf ſtände, welchen er verdienen könnte!“

Thränen der Wuth brachen jetzt aus Nicolo's Augen; er konnte nicht weiter ſprechen, nur die Fäuſte ballen und in der Finſterniß Bajonna heimlich, tückiſch drohend vor das Geſicht halten.

Bajonna dagegen war unſchlüſſig, ob er den Abgefallenen erwürgen, oder zu dem vermeinten höheren Zwecke mißbrauchen ſollte. Endlich ſiegte bei ihm die Klugheit. Er hoffte nämlich durch Nicolo ſicher an den Chevalier zu kommen, um an ihm das Rächeramt zu vollſtrecken, welches ihm durch die Würfel im Gartenhauſe zugefallen war.

Er entgegnete daher ruhig: „Ich haſſe weder die Menſchen, noch die Freiheit, aber ich weiß auch kein anderes Mittel, mich vor meinen Verfolgern zu retten, als den Schutz des mächtigen Chevaliers, den ich als ſein Agent oder Geſelle von ſelbſt genöſſe. Schon in Neapel hörte ich, daß du dich hier mit der geheimen Polizei eingelaſſen hätteſt; ich lauerte hier vor dem Logis des Chevaliers auf dich, und als ich dich endlich heimlich dort aus- und eingehen ſah, war ich meiner Sache gewiß. Bald kundſchaftete ich auch dieſe Oſteria aus, wo Ihr häufig zuſammen kommt, und nun ich dich perſönlich getroffen, werde ich dich nicht loslaſſen, bis du mir zur Gunſt des Chevaliers verholfen haſt.“

Nicolo gerieth durch dieſen Antrag in große Verlegenheit; denn wenn er auch hoffen durfte, daß der Chevalier einen Menſchen, welchen er empfehlen konnte, in ſeinen Sold nehmen würde, ſo kannte er doch den Charakter Bajonna's zu gut, als daß er je an ſeinen Abfall vom revolutionairen Wahne hätte glauben können. Wie oft hatte Bajonna das Amt des Großmeiſters in der Loge ausgeſchlagen, um deſto entſchloſſener handeln zu können! Nicolo fürchtete daher, duß es doch auf ſein Leben abgeſehen ſein könnte.

Indem er alles dieſes erwog, dachte er zugleich an das Abenteuer, welches ihm in Kurzem bevorſtand, und an die Gefahr deſſelben.

„Kannſt du ſchweigen?“ fragte er endlich.

„Kennſt du mich nicht beſſer, als du mit deiner Frage zu erkennen giebſt?“

„Schwöre mir bei deinem Schutzpatron, daß du weder mich noch einen Anderen verrathen willſt!“

„Bei allen Teufeln! ich ſchwöre dir, verſchwiegen zu ſein, wenn ich es nicht ſchon ſein ſollte!“

„Gut denn! — In dieſer Nacht ſoll ein junger Geſelle aufgehoben werden, welcher eine Liebſchaft mit einer vornehmen jungen Dame angezettelt hat!“

„Was geht das mich an?“

„Genug, wenn du dich unſerem Patron, dem Chevalier, empfehlen willſt; denn das Abenteuer iſt halsbrechend.“

„Als wenn ich eine feige Memme wäre! Heraus mit der Gefahr, ich will ſie beſtehen, wenn dir der Muth dazu zu dünn gerathen iſt.“

„Kurz und gut! In dieſer Nacht iſt Jemand zu einem Stelldichein unter das Fenſter ſeiner Dame beſtellt. Sobald dieſer dort angelangt iſt und wir in der Perſon ſicher ſind, muß ihm ein Pflaſter auf den Mund und er ſelbſt zu Boden geworfen, geknebelt und in einen Wagen geſchafft werden, um ihn heimlich irgendwo unterzubringen. Willſt du den Kehlengriff thun, ſo will ich dich mitnehmen.“

„Baſta! es gilt, ich bin dabei! — Und wie viel erhalte ich zum Handgeld?“

„Zehn Scudi von mir! wie du mit dem Chevalier hernach übereinkommſt, iſt deine Sache!“

„Ein Lumpengeld für einen Henkersknecht!“ entgegnete Bajonna, welcher um Geld für dieſe Arbeit handelte, um Nicolo in Sicherheit zu wiegen.

So ſuchte Einer den Andern zu täuſchen; — denn

Nicolo hatte ſich vorgenommen, ihn doch noch ſtumm zu machen. Er wußte es nur zu gut, daß der Mann, welcher überfallen und heimlich entfernt werden ſollte, ſeinen ſcharfen Hatagan immer bei ſich trug, und wenn Bajonna auch nur mit demſelben zu ringen haben ſollte, ſo konnte er doch die Gelegenheit benutzen, um ihm ſelbſt einen tödtlichen Stich zu verſetzen, welcher ihn von dem verdächtigen Carbonaro auf immer befreite.

„Wird der Chevalier bei dem Abenteuer zugegen ſein?"

„Warum fragſt du?"

„Damit ſich mit meiner That kein Anderer brüſten und mir den Lohn wegnehmen ſoll!"

„Du ſollſt That und Lohn," entgegnete Nicolo, „ganz allein behalten!" —

Jetzt ſchlug es auf der Domuhr elf; Nicolo zählte die Schläge und ſagte dann: „Nun wird es Zeit, daß ich meine Leute anſtelle! Halte dich nur immer zu mir und verrathe dich nicht durch überflüſſige Reden!"

„Als wenn ich," entgegnete Bajonna, „ein Papagei wäre, wie du!"

Sie gingen jetzt in die Oſteria zurück; Nicolo ließ ſich noch einen Krug Wein geben, ſtürzte ihn in einem Zuge hinunter und rief dann den Anweſenden zu: „Es wird Zeit zur Ruhe! Wer die Ordnung liebt, der folgt mir!"

Mit dieſen Worten ging er fort. Einer nach dem Andern von den Gäſten erhob ſich, bezahlte und verließ die Stube, in welcher nach wenig Minuten ſich Niemand mehr befand, als Peppo und die Muſikantenfamilie, welche ſich in einem Winkel zuſammengekauert hatte.

Peppo hatte jetzt ſeinem kleinen Hunde ein Lager auf dem Heerde zurecht gemacht und wollte nun ſelbſt zu Bette gehen, als er aus dem dunkeln Winkel beim Eingange zehn Augen funkeln ſah.

„Was?“ ſchrie er, „ich ſollte meine ehrliche Oſteria zu einer Zigeunerherberge machen? — Packt Euch hinaus, oder ich hetze Euch mit meinem Cenerentolo zur Thür hinaus! Ihr rührt Euch noch nicht? Ihr unterſteht Euch, hier noch zu trotzen?“

„Um die Barmherzigkeit Gottes!“ jammerte die Muſikantenfrau, „Ihr werdet uns doch nicht hinausjagen auf die Straße, mich und die armen Kinder! Sind wir doch ehrliche Leute und haben unſern Paſſeport und ſuchen uns redlich zu nähren, wie Ihr geſehen habt. Mein Alter ſoll für Euch und Euer Haus zehn Paternoſter vor dem Einſchlafen beten; Ihr mögt es glauben, er betet gut!“

„Still mit deiner Lärmtrommel!“ ſagte Peppo, „zeigt Euren Paſſeport und laßt ſehen!“

Die Alte wühlte jetzt in einem Felleiſen herum, bis ſie die ſchmutzige Brieftaſche und darin den Paſſeport fand, welchen ſie Peppo einhändigte.

„Alſo Römer ſeid Ihr?“ fragte der Wirth, „wirkliche, wahre, ächte Römer?“

„So wahr das Campidoglio,“ rief jetzt pathetiſch der Muſikant hinter ſeiner Frau vor, „über dem alten Forum und Rom auf ſieben Bergen ſteht! So wahr Cäſar und Hannibal dem heiligen Vater in alten Zeiten die Steigbügel gehalten; ich bin ein Römer, geboren alla Fontana di Trevi, wo gleich vor der Hausthür Fiſche gebraten werden!“

Peppo nahm den Paß zu ſich und ſagte: „Hättet Ihr Euch gleich als Römer zu erkennen gegeben, Maeſtro, ſo hätte es keines Redens bedurft!“

Mit dieſen Worten ging er in ſein Schlafgemach und holte einige alte, mit Seegras geſtopfte Matratzen, welche er der Muſikantenfamilie zuwarf und ihr gute Nacht wünſchte; dann ſchloß er fürſorglich die Thüre zur Vorrathskammer ab und begab ſich zur Ruhe.

Zweites Capitel.

Antonio hatte den Prieſter Santello, da der Ritter Malavilla mit Iſabella zum Balle gefahren war, zu ſich eingeladen, um den Abend in der Geſellſchaft bei ihm zuzubringen.

Jouy hätte Arnold gern trunken gemacht und nöthigte ihm noch ein Glas Malvaſier auf, nachdem ſein Zureden an Achilleus' Mäßigkeit geſcheitert war.

Malocchio ſprach, aufgeregt von den ſüßen Flammen, welche er ſchlürfte, unermüdlich von dem Beruf der Kunſt, das Leben wie eine Traube zu keltern und den Moſt zu Wein abzuklären; Niemand hörte auf ihn. Um ſo ungeſtörter konnte er fortfahren: „Was machte die alten Maler in ihren Werken ſo groß? Nichts weiter, als der klare Inſtinkt, mit welchem ſie das eigenſte Leben ihres Zeitalters zu erfaſſen und darzuſtellen wußten. So lange der ſiebenfarbige Regenbogen der chriſtlichen Religion durch die Weltſeele ſich hinunter in das Herz des Künſtlers zog, konnten ſeine Werke nur der Abglanz dieſer Herrlichkeit ſein. Seitdem aber die alten griechiſchen Götter von dem türkiſchen Lärm und Spectakel bei der Zerſtörung Conſtantinopels wieder aufgewacht und nach Italien ausgewandert und allmälig dem Menſchen in das warme Blut getreten ſind, iſt das Leben ein ganz anderes geworden. Nun fangen meine Kunſtkameraden an vornehm zu thun und das Publikum zu verachten, weil es an zierlichen Madonnenheiligenſcheinen und Chriſtkindlein und den Händefaltungen, Verklärungen und Verzückungen keinen rechten Geſchmack mehr finden will. War früher die Welt nach der Bibel zugeſchnitten, ſo hat ſie ſich jetzt ausgethan in die Natur und die Geſchichte.

„Dort ſind noch ewig neue Motive zu Bildern zu finden! — Was, Ihr hättet keinen Stoff? malt mich ab!“ rief er und ſchwenkte mit der einen Hand den Hut und in der andern Hand das leere Glas in die Höhe; „es lebe die traumtrunkene Ariadne und Kaiſer Alexander hoch!“

Die Geſellſchaft ſtieß mit an und Santello rief: „Auf den Triumph der guten Sache!“

Alle ließen ihre Gläſer bei dieſem Trinkſpruche anklingen und Jeder dachte an etwas Anderes.

Mitten in dieſem Lärm hatte ſich Achilleus heimlich entfernt, ohne daß Jemand darauf Acht gehabt, zumal Jouy jetzt einen Zankapfel in die Geſellſchaft geworfen hatte mit den Worten: „Alſo meint Ihr wirklich, Herr Pater, daß Ferdinand der Siebente oder die Regentſchaft von Seo d'Urgel ſo eine gute Sache hätte? Sind denn wirklich Camerillaregierung und Inquiſition für ein Volk ſo ein großes Heil?“ —

„Spanien iſt groß und herrlich geworden durch die Treue im reinen Glauben!“ verſetzte Santello, „und groß geblieben, ſo lange die Inquiſition ſtark genug war, die Ketzer auszurotten.“

Chevalier Bartolo ergriff das Wort und ſagte: „Von der Herrlichkeit der Inquiſition kann ich jetzt mehr erzählen, als ich früher gewünſcht hatte. Ich habe Gelegenheit gehabt, mit ihr ſo bekannt zu werden, daß ich ihre Wohlthat noch jetzt in allen Gliedern fühle, wenn ſich das Wetter ändert. Ich lebte zur Zeit des Ausbruches der franzöſiſchen Revolution in Paris und war, begeiſtert für die Freiheit, ein Jacobiner, wie die meiſten meiner Freunde; denn jede allgemeine Idee einer Zeit hat etwas Anſteckendes, und kein Menſch kann ſich dagegen leicht verwahren. Ich weiß nicht, wodurch ich zu der Ehre gekommen war, von den Mitgliedern meines Clubs für einen durchtriebenen Geſellen gehalten zu werden. Doch mochte ich gerade dieſem Vorurtheile es zuſchreiben, daß ich als Emiſſair nach Spanien geſchickt wurde, um dort den Samen der Freiheit auszuſtreuen, oder mit andern Worten: um dort Verſchwörungen und Emeuten anzuzetteln und dadurch der franzöſiſchen Republik den Rücken ſicher zu machen. In dieſer Miſſion kam ich auch nach Tarragona. Dort wurde ich mit dem alten Baron Uguanna bekannt, welcher in meiner Schule bald ſich zum beſten Werkzeuge der Revolution herangebildet hätte, wenn ich eben ſo klug geweſen wäre, als ich gelten wollte.

„Der alte Baron hatte eine ſehr ſchöne Tochter, welche ſich in mich verliebte; mein junges Herz fing Feuer, und gar bald fand ich Gelegenheit, ihr das Evangelium der Freiheit zu predigen.

„Die Folgen davon blieben nicht aus; der alte Baron wüthete, der aufgehetzte Pöbel rottete ſich vor meinem Quartier zuſammen und ſchrie: „Tod dem Franzoſen! Nieder mit dem Jacobiner!“ und ich konnte mich nur in einer Mönchskutte retten, welche ich auf meinen nächtlichen Streifereien trug, indem ich die verriegelte Hausthür ſelbſt aufriß, mit den Worten: „Nieder mit dem Jacobiner!“ in die verblüffte Volksmenge hineinſprang und ſo mir zur Flucht verhalf.

„Ich ſchüttelte den ſpaniſchen Staub von meinen Füßen und kehrte nach Frankreich zurück, wo bald darauf Bonaparte die Revolution zum Schlachtroß und kaiſerlichen Paradepferd abrichtete und zuritt. Ich konnte nichts Beſſeres thun, als zur Armee zu gehen, wo für die thätige Jugend der neue Glücksſtern ſchien. Dieſer führte mich im Jahre 1809 unter den Adlern Junot's wieder zurück nach Spanien.

„Täglich im Kampfe mit den ſpaniſchen Guerilla's hatte ich mich bald bis zum Range eines Majors emporgearbeitet.

„Als ich mit meinem Bataillon in Toledo einrückte, kam mir die Geiſtlichkeit und Municipalität huldigend entgegen, und faſt dazu gezwungen, wurde ich zu einem Gaſtmahle geführt, welches zu Ehren der brüderlichen franzöſiſchen Nation veranſtaltet ſein ſollte.

„Man geleitete mich in einen großen Palaſt, wo die vornehmſten Einwohner der Stadt verſammelt waren und zu einer feſtlichen Tafel, an welcher die ſchönſten Damen mir zur Seite und gegenüberſaßen. Ich wurde mit dem erſinnbarſten Luxus bedient und jeder Argwohn ſchwand aus meiner Seele. Unter den heiterſten Geſprächen, Scherzen und Trinkſprüchen verſtrich die Zeit. Plötzlich wurde es mir jedoch vor den Augen dunkel, ich wollte vom Seſſel in die Höhe ſpringen, es war mir unmöglich, mir vergingen die Sinne und ich ſank bewußtlos, wie in den Arm des Todes.

„Wie lange ich mich in dieſem Zuſtande befunden haben mochte, weiß ich nicht. Ich erwachte endlich wieder, doch mit Erſchrecken; denn ich lag in einem offenen Sarge, meine Hände waren auf dem Rücken feſtgebunden und vor mir ſah ich die Inquiſitionsrichter mit den tödtlichen Augen. Sie ſaßen an einer ſchwarzverhangenen Tafel, auf welcher Kerzen bei einem Todtenkopfe brannten.

„Wo bin ich?“ ſeufzte ich.

„Im Verhörſaale der Inquiſition,“ antwortete Einer der Fürchterlichen.

„Was habt Ihr mit mir zu ſchaffen?“ rief ich. — „Für jedes Haar auf meinem Haupte müßt Ihr dem Kaiſer der Franzoſen Rechenſchaft geben! wehe Euch, wenn Ihr noch weiter gegen mich frevelt! — Noch ſei Euch vergeben! Mein Bataillon wird mich ſchon jetzt ſuchen!“ —

„Im Grabe!“ war die Antwort.

„Meine Braven?“

„Fielen zum Sühnopfer der ſpaniſchen Nation!“

„Gut, ſo erwürgt auch mich!“

„Nicht gleich! erſt bekenne deine Sünden! Haſt du nicht vor Jahren in Tarragona öffentlich und heimlich geläſtert gegen die Jungfrau Maria und den Sohn Gottes am Kreuze! und gepredigt, daß die nackte Pariſer Vernunft der einzig wahre Gott, und alles Andere Lüge ſei?“

„Wer iſt der Elende, der mich beſchuldigt?“

„Bei dieſer Frage flüſterten die Ketzerrichter unter einander, endlich erhob ſich Einer von ihnen. Es war eine hohe, vom Alter niedergebeugte Geſtalt, welche ſich kaum aufrecht zu halten vermochte. Auf einem Krückenſtocke, geführt vom Familiaris des Gerichts, welcher eine Kerze hielt, kam der Mönch zu mir.

„Ich blickte in die Höhe, das erdfahle, beinerne Geſicht des Mönchs ſah auf mich herab, grell beleuchtet vom Scheine der Kerze. Seine brennenden Augen ruhten auf mir, als wollten ſie mich vernichten.

Nach einer Weile fragte er: „Kennſt du mich, Elender?“

„Ich habe Euch nie geſehen!“ entgegnete ich.

„Erinnerſt du dich noch an den Baron Uguanna in Tarragona?“

„Ihr ein Mönch, und ich in Euren Händen?“ ſeufzte ich, „Gott erbarme ſich meiner!“

„Nicht über dich, elender Verführer meiner Tochter! Ehe du auf ewig in die Nacht verſinkſt, höre: Elvira iſt geſtorben und hat dich verflucht; dein Sohn, welcher nie etwas von ſeinen ehrloſen Eltern erfahren wird, betet als Einſiedler auf dem Montſerrat für ihre arme Seele; und ich ſtehe vor dir, um dich der Verdammniß zu weihen! bekenne deine Sünden, — und verdirb!“

Santello war bei dieſer Erzählung des Chevaliers immer aufmerkſamer geworden. Faſt leblos ſtarrte er ihm in das Antlitz. Nur manchmal zuckte er kaum merkbar in ſich zuſammen.

Der Chevalier fuhr jedoch fort: „Ich drückte meine Augen zu, um nicht länger in das rachebrütende Auge des Greiſes zu ſehen, und ſchwieg auf alle ſeine Fragen. Nach einer Weile kam der Familiaris wieder zu mir heran, hob mich aus dem Sarge und ſtellte mich auf die Füße.

„Führt ihn hinein in das Gewölbe!“ herrſchte der Großinquiſitor zwei dienenden Laienbrüdern oder Henkersknechten zu.

„Auf dieſen Befehl wurde ich aus dem Saal hinunter geführt in ein unterirdiſches Gewölbe. Dort ſtand in einer Mauerblende die hölzerne Bildſäule der ſchmerzensreichen Mutter Gottes. Sie hielt in der Rechten eine Oriflamme, ihr Haupt umſtrahlte eine vergoldete Glorie. Sie trug, wie eine Minerva, eine Art von Panzerhemde. Beleuchtet von unzähligen Lampen erſchien ſie lebendig. Das Geſicht hatte etwas ſchmerzlich Schönes und doch wieder Grauſames, daß mich noch heute ſchaudert, denke ich an die ſchöne Qualſpenderin; denn ich erfuhr nur zu bald, welche grimmige Tücke unter der Maske der Allerheiligſten verborgen war. Dem oberflächlichen Blicke kaum bemerkbar, beſtand das Panzerhemd des Muttergottesbildes aus kleinen, ſchmalen, doch ſcharfen Meſſerklingen. Arme und Hände hatten Gelenke. Durch ein Maſchinenwerk im Innern konnte die Geſtalt fürchterlich belebt werden.

„So mußte ſie, der Inbegriff der himmliſchen Demuth, die hochbegnadigte Jungfrau, ſich zu einem Marterwerkzeuge erniedrigt ſehen von wahnſinnigen Fanatikern und rachedürſtenden Mönchen zur Erhaltung des reinen Glaubens.

„Ihr gegenüber ſtand ein Altartiſch, und vor demſelben zwei Geiſtliche. Der Eine redete mich an mit den Worten: „Bartolo, du haſt ſeit langen Jahren, wir wiſſen es, nicht den Troſt der Religion empfangen! deine frommen Eltern haben dich mit freudebebenden Herzen unſerem Heilande geweiht und ihm deine Seele empfohlen; er hat dich nie verlaſſen, nur du haſt ihn verläugnet. Sieh', die Geiſter deiner Eltern heben ſich händeringend und weinend aus ihren Gräbern empor, um dein hartes Herz zu erweichen, daß es ſich dorthin wende, wo allein das Heil iſt! Und wieder öffnet ſich ein neues Grab und daraus hervor ſteigt der Geiſt der unglücklichen Elvira und ſchlingt ihre Arme um deinen Nacken, um dich niederzuziehen auf deine Kniee! Kehre dich um und ſieh', wie die ſchmerzensreiche Mutter dich zu ſich winkt; gehe hin, erwärme an ihrem Buſen dein verſtocktes Herz, bekenne deine Sünden, damit du wieder zurückkehren kannſt in den Schooß der Chriſtenheit!“

„Da ich meiner ſelbſt nicht mehr mächtig war, ließ ich mich geduldig zum Marienbilde hinleiten.

„Lege dich in ihre Arme!“ flüſterte mit ſüßer Stimme der Eine meiner Begleiter.

„Und küſſe den holdſeligen Mund der Gebenedeiten!“ mit weinender Stimme der Andere.

„Wie erſchrak ich aber, als ich ihr ſo genähert wurde und ſie plötzlich ſanft, wie eine Lebende, die Augen aufſchlug und ihre Arme ausbreitete, gleich als wolle ſie mich liebevoll an ihr Herz drücken.

„In dieſem Augenblicke erwachten alle Sünden in mir, welche ich nur je begangen hatte, meine Seele fühlte ſich in den ſeligen Schauern der Reue zerknirſcht und wie ein Kind, das Unrecht gethan und ſich beſſern will, ſank ich an ihr mütterliches Herz.

„Die Mutter Gottes ſchlang in demſelben Augenblicke die Arme an mich, feſter und feſter zog und drückte ſie mich an ſich. Ein gräßlicher Schrei entfuhr meinen Lippen, denn jetzt fühlte ich tauſend Spitzen and Schneiden mir auf den Leib geſetzt. Jetzt ſchnurrte es, wie ein Uhrwerk, nein! wie eine fürchterliche Katze, im Innern der Geſtalt, und in das zuckende Fleiſch ſtachen leckend tauſend ſtählerne Züngelchen. Ohnmächtig hing ich in den Armen der ruchlos Entweihten.

„Als ich wieder erwachte, lag ich entkleidet auf einem Teppiche vor dem mildlächelnden Marienbilde, das, wie ein Vampyr, von meinem Blute tropfte. Das ganze Gewölbe war von Wachskerzen erhellt, und aus der Ferne ſcholl ein melancholiſch-ſüßer Choralgeſang.

„Da ſtand wieder vor mir der fürchterliche Uguanna mit drei anderen Inquiſitoren und fragte mich: „Elender, willſt du noch nicht bekennen, daß du die heilige Jungfrau mit Wort und That geläſtert haſt?“

„Jetzt trat in mein Gedächtniß wieder die fürchterliche Scene mit ihrer Marter und Niedertracht, und mein ganzes Weſen ſchäumte auf in Zorn und Wuth, indem ich mit erſtickender Stimme rief: „Fluch über Euch, die Ihr ſelbſt die Allerheiligſte am Gräßlichſten verhöhnt und verläſtert, Ihr, die Ihr die Mutter Gottes ſchändlich mißbraucht zu einem Folterknecht! Fluch auch dir, alter, wahnſinniger Greis, der du nach meinem Blute dürſteſt, weil ich vor langen Jahren im jugendlichen Leichtſinn mit deiner Tochter menſchlich geſündigt habe! Räche dich, ja räche dich! Hier iſt meine arme, zerfleiſchte Bruſt, trink' dich ſatt an dem hervorquellenden Blute und nehme dich die allbarmherzige Gottheit einſt ſo in ihre Arme, wie mich heute Eure Mutter Gottes umarmt hat!“

„Ketzer!“ ſchrie mich einer der Inquiſitoren an, „du frevelſt von Neuem! Wir gönnen dir Zeit zur Reue und Buße! Familiaris rufe die Knechte und führt ihn hinunter in die Reſtauration!“

„Die Knechte kamen und wuſchen mich ſo lange mit Eſſig, bis die tauſend kleinen Wunden ſich in brennendem Schmerz ſchloſſen; dann führten ſie mich eine tiefe, ſteile Treppe, wie in einen Bergmannsſchacht, hinunter, bis wir an eine mit Eiſen beſchlagene, kleine, niedrige Thüre kamen. Sie wurde aufgeſchloſſen, ein dumpfer, widriger Geruch kam mir entgegen, der eine Kerkerknecht leuchtete hinein und der andere ſchrie: „Bücke den Kopf und nun krieche hinab!“

„Mit Gewalt wurde ich hineingedrängt, die Thüre verſchloſſen und ich befand mich allein in dem Moder und der Nacht des Kerkerloches. Da es nur ungefähr zwei

Ellen hoch war, ſo konnte ich nur liegen und mit gekrümmtem Rücken auf der Erde kauern. Ich war in der Hölle bei lebendigem Leibe.

„Wie lange ich dort zugebracht, weiß ich nicht, denn ich lebte ſchon nicht mehr und war in dumpfes Hinbrüten verloren.

„Da träumte mir einmal, daß ich aus meinem Grabe von bewaffneten Männern herausgezogen würde; aber dann ſchloſſen ſich, von Licht geblendet, meine Augen, und meine Sinne waren gänzlich vergangen.

„Doch fühlte ich ein angenehmes Rieſeln über meinen Leib, aber noch war es mir unmöglich, mich vom Schlafe, welcher bleiern über mir lag, zu befreien; — endlich wurden meine Sinne wacher. Auch fühlte ich jetzt, daß mir die Lippen geöffnet und einige Tropfen Wein eingeflößt wurden. Nie in meinem ganzen Leben habe ich Etwas genoſſen, was ſüßer und erquickender mir geſchmeckt und was mich mehr geſtärkt hätte, als die Tropfen dieſes Labetrunkes. So kehrte allmälig menſchliches Leben in mein Blut zurück.

„Bei meiner unverwüſtlichen Lebenskraft hatte ich mich bald wieder erholt, und nun erfuhr ich das Nähere meiner Rettung.

„Nach der Einnahme von Madrid hatte ſich die höchſte Junta mit ihren Horden über Illicos nach Toledo fechtend zurückgezogen, verfolgt von General Laſalle an der Spitze ſeiner Reiterei und General Valence mit ſeiner Eſcadron der braven polniſchen Legion.

„Vor den Thoren der Stadt hatten die Lanciers im Sturmritte das Geſindel zerſtreut, und die Voltigeurs durch die Gärten mit dem Bajonette einen Weg ſich in die Stadt gebahnt.

„Laſalle hatte ſich ſogleich zu den Inquiſitionsgebäuden begeben. Thore und Pforten wurden von den Beilen der Sappeurs zuſammengebrochen und die bewaffneten Knechte des Glaubensgerichts niedergehauen, die Gefangenwärter gezwungen, die Soldaten zu den verborgenſten Kellern zu begleiten und mit ihnen in die unterirdiſchen Gänge hinabzuſteigen. In einem dieſer Kerker hatten ſie mich gefunden, in anderen die furchtbaren Jammergeſtalten der Unglücklichen, welche ſeit langen Jahren im Kerker geſchmachtet, verkrüppelt, den Rücken in eine hohle Wölbung zuſammengedrückt und Arm und Hand bis unter das Knie hinabgeſchoben. Mit ihren blödſinnigen, grauen Geſichtern und den weißen Mähnen ihrer Hauptthaare und Bärte glichen ſie mehr ſeltſamen, gräßlichen Thieren, als Menſchen.

„Das iſt die Werkſtätte geweſen,“ rief der Chevalier, von Wein und Erinnerung angeregt, „in welcher der reine Glaube und die Herrlichkeit Spaniens angefertigt worden ſind.“

„Das iſt die Werkſtätte geweſen,“ entgegnete Santello mit todtbleichem Geſicht und ſtieren Blicken, „in welcher ein Rabenvater vergebens an ſein Weib und Kind erinnert worden iſt! Alter Sünder, was würdeſt du ſagen, wenn dein Sohn plötzlich vor dir ſtände und legte ſeine Hände auf deine Schulter, wie ich jetzt thue, und ſähe in dein laſterhaftes Geſicht, wie ich jetzt hineinſehe, und dich fragte: Mann, wo iſt deines Sohnes Vater?“

„Uguanna!“ ſtöhnte der Chevalier, ſchlug die Hände vor ſein Geſicht und ſank in den Seſſel.

Santello trat einen Schritt zurück, ſeine Lippen waren feſtgeſchloſſen, doch zuckten leiſe Krämpfe in den Mundwinkeln; die übrigen Anweſenden, welche hier vor der Löſung eines furchtbaren Geſchickes zu ſtehen glaubten, wagten kaum Athem zu holen.

Endlich ſagte Santello mit gebrochener Stimme und geſenkten Blicken: „Ich habe den Deckel eines Sarges gehoben und darunter geſehen das Antlitz der Verweſung! Friede ſei mit ihm!“

Mit dieſen Worten wandte ſich Santello und begab ſich hinweg.

Kaum war er fort, ſo ſprang der Chevalier empor und ſagte: „Zum letzten Male in meinem Leben habe ich gelogen; denn, wie Sie ſehen, fehlte gar nicht viel, ſo hätte ich wider Verhoffen ein Söhnchen bekommen!“

Jouy warf jauchzend ein Glas an die Decke und rief: „Die ganze Welt iſt Lug und Trug! nur der Augenblick iſt nahe daran, eine Wahrheit zu werden!“

Bei dieſen Worten nahmen die Gäſte ihre Hüte und verabſchiedeten ſich von Antonio, welcher zurückblieb und ſeine Schweſter vom fürſtlichen Balle erwartete.

Drittes Capitel.

„Hier wohnt Iſabella!“ ſagte die alte Ines, indem ſie mit der Lampe dem nachfolgenden Achilleus vorleuchtete; — „dieſe Thüre führt in den Saal, wo der Ritter ſeine Conferenzen mit den Diplomaten hält, dieſe geht in meine Schlafſtube, nun biegen wir links, da läuft die Treppe hinunter zur Capelle; kommt mir nur ruhig nach!“

Unter dieſen Reden der Alten, welche ein ſchwarzwollenes Tuch um den Kopf geſchlagen hatte und mit ihrem hageren Geſichte und den großen, wilden Augen über die Schulter auf den nachfolgenden Achilleus zurückſah, gingen ſie die ſteile Wendeltreppe hinunter.

Unten im Vorhauſe angelangt, ſchloß ſie rechts eine Thüre auf und ſagte: „Das iſt die Seitenthüre zur Capelle! Tretet nur ein!“

Die Capelle war matt erleuchtet von der meſſingenen Lampe vor dem Marienbilde über dem Altare. Ihr Schein reichte ſo weit, als die Stufen des Altars gingen, der übrige Raum verſchwand in Dämmerung und Finſterniß.

„Jetzt muß ich Euch hier allein laſſen,“ fuhr Ines fort, indem ſie ſich bekreuzte und eine Verbeugung vor dem Altar machte; „Ihr ſeid in guter Obhut! Mitternacht iſt nahe und jeden Augenblick kann der Ritter mit Iſabella zurückkommen. Wenn Alles im Hauſe ruhig und ſicher iſt, komme ich mit Iſabella herunter. Während Ihr mit meiner Donna zuſammen ſeid, will ich Wache ſtehen; auf das leiſeſte Zeichen von mir müßt Ihr Euch trennen. Iſabella geht durch die Seitenthüre zurück, Ihr aber müßt dort zur Hauptthüre hinaushuſchen; ich habe ſie zur Fürſorge aufgeſchloſſen.

„Santello iſt drüben beim Arzte, ich habe ihm den Schlüſſel auf einen Augenblick weggenommen. Aber vergeßt nicht, daß Ihr ein Hidalgo ſeid und der Ehre meiner Iſabella nicht mit einem Hauche nahe tretet. Fürchtet Euch dort vor der heiligen Maria, wenn nicht vor mir.“

„Geht mit Gott,“ entgegnete Achilleus; „Ihr ſollt nie bereuen, daß Ihr uns gütig geweſen ſeid. Aber noch Eins: „wie werde ich durch das Hofthor auf die Straße hinaus kommen?“

„Laßt Euch nicht bangen,“ verſetzte Ines, „es iſt nie verſchloſſen, da das Schloß daran vielleicht ſeit Menſchengedenken eingeroſtet und unverſchließbar iſt. Es geht auf und zu, wie eine Doſe. Horch! — kommt da nicht ein Wagen? — Nein! er fährt vorüber. Ich muß hinauf; laßt Euch die Zeit nicht zu lange währen.“

Mit dieſen Worten war Ines durch die Seitenthür verſchwunden.

Achilleus ſetzte ſich auf die Stufen des Altars und ſtützte ſein Haupt in die Hand. Aus ſeinem Herzen war jede Leidenſchaft entwichen, ſeine Liebe zu Iſabella leuchtete in ihm reiner, als das Flämmchen der Lampe vor dem Muttergottesbilde über ihm. Um ihn herum ſtellte ſich ſeine ganze Vergangenheit und ſah ihn mit frommen, großen Augen an. Ihm trat vor ſeine Seele ſo deutlich, wie noch nie, ſeine Heimat, die ſchöne Inſel Candia und das väterliche Haus in Canea und die Kirche der Panagia, wo er ſeinem Vater, welcher dort Prieſter war, als Knabe ſo oft im heiligen Dienſte Beiſtand geleiſtet hatte.

Jetzt tauchte ein neues Bild in ihm auf. Er ſah ſich mit ſeinen beiden Schweſtern zu den Füßen des Vaters unter dem großen Feigenbaume im Garten ſitzen, lauſchend den Geſängen Homers, welche er ihnen vorlas. „Wie lange habe ich Euch, Ihr Lieben, nicht geſehen?“ ſeufzte er; — „weder dich, frommer, ſtrenger Vater, noch dich, Irene, du jüngſte meiner Schweſtern, noch dich, großherzige Cizina?“ — Immer näher traten ihm ihre ſchönen Geſichtszüge, ſo daß er unwillkürlich die Arme ausſtreckte und ſagte: „Werdet Ihr auch meine Braut aus der Fremde freundlich bei Euch aufnehmen?“ — Seine lautgeſprochenen Worte hallten in der Capelle wieder, und erweckt aus ſeinen Träumen, lächelte er für ſich über ſeine Schwärmerei.

Bald aber verſank er in der Stille der Nacht wieder in die Erinnerung. Er dachte der heiligen Stunden, wo er mit ſeinem Vater am Meere wandelte und hinausſah in die Ferne, wo rechtshin im großen, rauſchenden Meere die hundert Inſeln des Archipels, wie dunkelblaue Schilder, weithin verbreitet lagen, ihnen zunächſt Cerigo, die cytheriſche Inſel, und jenſeits der Meerenge das hyacinthenblühende Lakonien mit allen ſeinen uralten, gewaltigen Erinnerungen an Sparta mit dem düſtern Taygetos im Hintergrunde und dem meerzujauchzenden Eurotas.

Während er ſich ſo in Erinnerungen und Träume verſenkt hatte, war der Wagen des Ritters in den Hof herein gefahren, ohne daß er davon etwas vernommen hatte.

Lebhafter, wie noch nie, fiel ihm auf das Herz die Noth ſeines Vaterlandes: „Und ich höre die Feldſchlacht in der Ferne toben, und ich bin nicht mehr unter den vorzuckenden Gliedern! — Aber bald! — bald! — Und Iſabella? — Es war keine Zeit zur Liebe, und ich muß ſchamroth werden, daß ich ihr unterliege!" —

„Ich Unglücklicher," ſprach er mit tonloſer Stimme vor ſich hin, „ich hätte ſtärker ſein ſollen, als die Leidenſchaft, obſchon ich keinen Dienſt für mein Vaterland verabſäumt habe."

Bei dieſen Worten überkam ihn ein ſchwerer Kummer. Die Zukunft lag noch nie ſo dunkel, wie jetzt, vor ſeinem innern Auge. Es drückte ihm ſein Herz im Buſen zuſammen, und unwillig wiſchte er ſich eine Thräne aus dem brennenden Antlitz. „Und was thue ich hier?" ſagte er wieder zu ſich ſelbſt, „mit herzloſen Diplomaten weiter und weiter ohne Erfolg unterhandeln? mit Menſchen, welche vor der friſchen That in ihrer Seele erbeben, und froh ſind, wenn ſie ihr einen gefährlichen Namen geben können! Weil ſie ſich freuen, uns mit den ſpaniſchen und italieniſchen Revolutionären vermengen zu können? Die Nachwelt wird zu träumen wähnen, wenn ſie lieſt: die chriſtlichen Kaiſer und Könige haben das Volk der Hellenen verächtlich von ſich geſtoßen, als es gewagt, das Joch des uralten Feindes der Chriſtenheit zu zerbrechen! — Und die Rache geht langſam und kommt doch. Und mitten zwiſchen dieſen Greueln und Kämpfen muß ich unter Ruinen die lieblichſte Blume finden, welche je mein armes Auge erblickt hat? — Zu welchen Räthſeln verirrt ſich mein Geſchick! Sie liebt mich! — und ich hatte nicht um ihre Liebe geworben, und ich liebe ſie, ohne daß ich ſie lieben wollte! Hat ein guter Gott das Alles ſo über mich verhängt, ſo will ich ruhig der Linie nachgehen, welche ſein Finger vor mir her in den Staub zieht, und führte ſie mich durch Entſetzen und grimmige Leiden zum unbekannten Ziel."

Jetzt hörte er die Thür knarren und herein im flammenden Feſtſchmuck trat Iſabella. Unter der Thüre zuckte ſie zurück; Achilleus trat zu ihr, faßte ihre Hand und ſprach mit bewegter Stimme: „Habe tauſend Dank, du mein guter Engel, daß du vertrauungsvoll herunterſteigſt in meine Nacht. Wie biſt du ſo ſchön und gut! Setze dich zu mir auf die Altarſtufen, daß die Panagia uns ſehe und höre; denn wir ſind ihr heilig in dieſer Stunde.“

Achilleus breitete ſeinen Mantel auf die Stufen des Altars aus und beide ſetzten ſich darauf, Hand in Hand und Haupt zu Haupt geneigt.

Selten mag ein Auge ſo ein wunderbar eigenes Bild erblickt haben, wie es hier die Altarlampe beſchien.

Es war, als wenn die ganze Welt die Liebe dieſes zum Aſyle des Altars geflüchteten Paares mit geheimnißvollem Dunkel ſchützend umgeben wollte, während es von oben herab die Mutter Gottes mit der Lampe beleuchtete und ſich ihrer herrlichen Kinder erfreute, welche vor ihr da ſaßen in der Blüthe ihrer ſchönen Geſtalten und in der Pracht ihrer ſchönen, phantaſtiſchen Landestrachten.

Achilleus drehte jetzt Iſabella’s Antlitz an das Licht, daß es gerade über die Stirn hereinfiel und es magiſch beleuchtete, ſein Herz ſchwoll vor Entzücken und er rief: „Du Herrliche, ſag’ mir, wie kann ich deine Liebe verdienen?“

„Ich ſchenke ſie dir,“ verſetzte Iſabella, „aber was giebſt du mir dafür?“

„Mein ganzes Herz,“ entgegnete er.

„Dein Herz iſt eine große, herrliche Gabe!“ verſetzte Iſabella, „ein prächtiger Edelſtein, aber rundgeſchliffen und leicht zu verlieren; faſſ’ es erſt ein in Treue zu einem Ringe, und gieb mir ſo Herz, Treue und Ring, daß ich

Alles tagtäglich, ſtündlich, augenblicklich ſehen und fühlen und an meine Lippen drücken kann; dann erſt bin ich ſicher, daß du mich liebſt!“

„Dieſen einfachen, goldenen Reif,“ entgegnete Achilleus, „gab einſt mein Vater meiner Mutter, welche nun im Grabe ruht, zum Zeichen ſeiner Treue; er iſt das heiligſte Amulet, was ich beſitze, und verbindet mich, wenn du es an deiner Hand tragen wirſt, mit dir auf ewig. Haſt du aber auch bedacht, Iſabella, daß ich einem Volke angehöre, welches ſich erſt das Land ſeiner Väter mit dem Blute ſeiner beſten Söhne erkaufen muß? — Kannſt du glauben, daß ich meine Pflicht vergeſſen werde und meinem Vaterlande in der ſchrecklichſten Stunde, wo es zwiſchen Leben und Tod ringt, treulos ſein könnte?“

„Ich liebe dich um ſo mehr!“ entgegnete Iſabella, „ich will keinem Manne angehören, zu dem ich nicht in Anbetung und Bewunderung, wie zu meinem Gotte, emporſchauen kann.“

„Ich kann dir, du Holde,“ erwiederte Achilleus, „kaum ein ſicheres Obdach anbieten, nichts, als die Hoffnung auf die Freiheit meines Vaterlandes von der Tyrannei grauſamer Osmanli's. Iſt deine Liebe ſo ſtark und gewaltig, daß du mit mir Noth, Kummer, Verfolgung, Todesangſt und unendlichen Jammer zu theilen im Stande biſt?“

„Kennſt du die Liebe ſo wenig, daß du an ihr und mir zweifeln könnteſt?“ fragte mit zartem Vorwurfe Iſabella. „Fragſt du auch dein Auge, ob es noch ſehen will, wenn dich Feinde mörderiſch umringen? Fragſt du deine Hand, ob ſie dich vertheidigen, dein Herz, ob es noch ſchlagen will, wenn du im Elende biſt? Und ich ſoll nicht ſein, wie dein Herz, dein Auge und deine Hand? Ich will dir ja Alles, ich will du ſein, wenn du mich ſo ganz in dein Weſen hineinnehmen und mich ſo in dir ſein und walten läßt, wie dein eigenes Blut.“

„Habe Dank, heilige Iſabella,“ ſagte Achilleus, „für den Blick, welchen du mir vergönnſt in dein tiefes, ſchönes und unendlich reiches Herz! Du allwaltende Gottesmutter, ſieh' herab, ich küſſe deine Tochter auf die Stirn und nehme in meine Obhut ihre Seele, — ich küſſe ihre Augen und nehme ſie zu meinen Sternen, welche mich leiten ſollen durch mein ganzes Leben, — ich küſſe ihren Mund und weihe ſie zu meiner Braut! Und ſo, Iſabella, ſtecke ich den Verlobungsring an deine Hand und nenne dich mein, ſo lange mir noch die Sonne ſcheint und das Meer rauſcht!“

„Sei ganz mein,“ rief Iſabella, „ſo lange ein Gott im Himmel lebt!“

„Du haſt es geſagt, es ſei ſo!“ — entgegnete Achilleus. „Ich gebe dir dagegen dieſen Ring aus Drähten von Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Zinn und Blei zuſammengefügt mit dem Diamanten zum Zeichen, daß ich dir angehöre, ſo lange die Natur zuſammenhält.“

Mit dieſen Worten ſank ſie an ſein Herz, welches mit heftigen Schlägen ihr zartes Haupt auf und niederhob; auf einmal fuhr ſie aber plötzlich in die Höhe.

„Was iſt dir, Geliebte, Theure?“ fragte Achilleus.

Iſabella brach in heftige Thränen aus, ſchlug die Hände verſchlungen über die Kniee und ſtarrte vor ſich hin auf die Stufen.

Lange war Achilleus vergebens bemüht, ihr Worte abzugewinnen, er ſtrich ihr die herunterfallenden Locken aus dem Geſicht und redete ihr mit vielen ſanften Worten zu, ſich zu faſſen, und ihm zu entdecken, was ſie quäle?

Nach einer Weile begann ſie zu wehklagen: „O ich armes, mutterloſes Kind! — hätte ich nur eine Mutter, welcher ich mich an die Bruſt werfen könnte, um ihr Alles zu geſtehen, um Rath und Troſt in meinem Elende zu gewinnen!“

„Dein Verlobter,“ verſetzte Achilleus, „muß dir Vater und Mutter und alle Verwandtſchaft erſetzen, mir kannſt du, mir mußt du dich ganz vertrauen!“

„Ich vertraue dir auch,“ entgegnete Iſabella, „aber eben um ganz dein zu gehören, bedürfte ich einer Fürſprecherin bei meinem Vater. So wiſſe es denn, Graf Joſeph bewirbt ſich um mich, und mein Vater iſt ihm gewogen. Dieſen Abend ſprach der Fürſt, welcher den Ball gab, lange mit meinem Vater, und aus mancherlei Andeutungen muß ich ſchließen, daß meine Hand verſagt worden iſt.“

„Wehe über mich!“ verſetzte Achilleus, „es iſt mir unmöglich, dich zu verlieren, da ich dich gewonnen habe. Wie ſind wir zu retten? Weib! du biſt mein, mir verbunden durch die heiligen Eide, — und im Gürtel trage ich den Hatagan!“

„Vergieß' kein Blut!“ rief ängſtlich Iſabella, „nur kein Blut; denn aus dem Blute, ſagte Ines, ſteigen böſe Geiſter auf, welche den Mörder jagen und hetzen, wie ein Wild, bis er zuſammenſinkt.“

„Und dieſer Graf Joſeph, und gerade dieſer,“ entgegnete Achilleus, „ſoll nicht ſeine Hand und ſein Auge zu dir erheben! — Er iſt verloren!“

„Meinem Vater gegenüber,“ fuhr Iſabella fort, „bin ich ein willenloſes Werkzeug; biſt du mein Verlobter und künftig mein Gemahl, ſo beweiſe es durch die That. Sie werden mich in die Arme des Verhaßten werfen und vor den Altar ziehen, werde ich dann hoffnungslos mit meinen Augen nach dir ſpähen? Ich weiß keine Hilfe und keinen Rath, dafür bin ich dein, und du biſt mein Herr, der ſeine Sclavin vertheidigen wird.“

„Welche Frage auch unſer Schickſal an mich ſtellen wird,“ betheuerte Achilleus, „ich werde darauf antworten, wie es mir Gott eingiebt. Nur das Eine weiß ich, daß ich dich retten oder untergehen muß. Ob Klugheit oder Gewalt, oder Beides zuſammen, den Knoten löſen wird, werden die Umſtände lehren. Dem Willen und dem Muth iſt alles Menſchliche möglich! So faſſe dir ein Herz für das Nächſte! Verzage nicht, wenn du bis zum Aeußerſten gedrängt wirſt, denn oft iſt nur dort die Hilfe möglich. Meine Gedanken fliegen immer zu dir und ſind um dich herum, wie die Augen des Adlers um ſein Junges im Horſte, und erſpähen jede Gefahr, welche dir droht.“

„Ich vertraue dir!“ verſetzte Iſabella, „und ich will ruhig ſein! — Ich verlange nicht, daß du mir beſonders verſprichſt, mich zu retten, du mußt es ja ohnedies, da ich nun dein bin.“

Jetzt kam Ines herein und rief: „Es wird Zeit, hohe Zeit, daß Ihr Euch trennt; nicht lange wird es dauern, ſo bricht der Morgen an.“

Viertes Capitel.

Während ſo Achilleus und Iſabella in der Capelle vor dem Marienaltare Ringe und Schwüre tauſchten, gingen in der dunkeln, ſtürmiſchen Nacht zwei Männer, tief in Mäntel gewickelt, auf der Straße vor Antonio's Hauſe auf und ab, ſechs ſtanden an dem Hofeingange in den Winkel gedrückt, zwei Andere an der Thür, welche hinauf zur Wohnung des Spaniers führte. An der Straßenecke hielt ein bedeckter Wagen, der Kutſcher ſtand zwiſchen beiden Pferden, welche ungeduldig mit den Hufen Feuer aus den Pflaſterſteinen ſchlugen.

Die Beiden, welche auf der Straße auf und nieder gingen, unterhielten ſich flüſternd miteinander.

„Es ſcheint," ſagte der Eine, „als wenn wir vergeblich auf den Vogelſang ausgezogen wären."

„So viel iſt gewiß," entgegnete der Andere, „daß ſeit elf Uhr Nachts, wo ich meine Leute erſt ſicher hier anſtellen konnte, Niemand in die beiden Häuſer gekommen iſt, welcher nicht hineingehört hätte. Im Wagen des Spaniers befanden ſich nur der Ritter mit ſeiner Tochter und Franceſca, dabei Kutſcher und Diener, welche mir genau bekannt ſind."

Obſchon der Chevalier, welcher ſich hier mit dem Grafen Joſeph unterhielt, ausgekundſchaftet hatte, daß Achilleus der glückliche Nebenbuhler des Grafen war, ſo hielt er es doch für gut, bis zum Ausgange der Sache hierüber zu ſchweigen. Ob er aus Klugheit oder Tücke dieſe Nachricht verhehlte, darüber gab er ſich ſelbſt keine Rechenſchaft; doch wäre es ihm lieb geweſen, wenn er ihm den Plan, auch ihn wieder unter eine Oberaufſicht zu ſtellen, wie er aus dem heimlich eröffneten Briefe erfahren hatte, mit irgend einem Streiche hätte vergelten können. Wenigſtens war er gewohnt, ſich immer den Rückzug zu decken, bevor eine Unternehmung noch nicht gelungen war.

Graf Joſeph ging nun eine Zeit lang ſchweigend neben dem Chevalier her.

Jetzt hörten ſie aus dem offen ſtehenden Fenſter von Franceſca's Zimmer die Klänge einer Zither heruntertönen.

„Signora Franceſca,“ flüſterte der Chevalier, „iſt noch munter.“

„Sie thäte beſſer,“ entgegnete Joſeph, „ſie legte ſich zur Ruhe!“

„Der Ball ſcheint ſie alarmirt zu haben,“ verſetzte der Chevalier.

„Horch, die ſchöne Nachtigall,“ ſagte Joſeph, „ſingt ein Lied.“

Sie lauſchten jetzt und hörten mit ſchöner, kräftiger Stimme Franceſca zur Zither ſingen:

„Wär' ich der Regen,
Ich wollte mich legen
Der Erde an's Herz;
Wie ſollte ſie blühen
Und jauchzen und glühen!

Wär' ich die Sonne,
Ich ſög' mich vor Wonne
In's dampfende Meer;
Wie ſollt' es da rauſchen,
Um Küſſe zu tauſchen!

Könnt' ich verwehen,
Zu Nebel vergehen,
Zerfließen in Luft;
Ich hielt' voll Erbarmen
Die Welt in den Armen.

So mit dem Herzen
Voll Liebe und Schmerzen
Verglüh' ich allein
Und ſinke in Flammen
Und Aſche zuſammen.

„Es iſt zu viel vom Teufel verlangt," ſprach Joſeph zu ſich, „die Eine rächend zu verderben und die Andere zugleich zu gewinnen. Es iſt zu viel Seligkeit auf einmal! Doch wäre es ein Meiſterſtück, könnte es gelingen."

Doch jetzt dachte er wieder daran, daß in demſelben Augenblicke ſein glücklicher Nebenbuhler über ihn triumphire. Er hatte bei der belauſchten Unterredung der Duenna mit Iſabella den Namen des Verhaßten nicht gehört, er rieth nur darauf, daß es Achilleus ſein müßte. Aus zu großer Vorſicht hatte er ihn nur unter die beſondere Aufſicht des Chevaliers geſtellt, ohne die Mittel zu gebrauchen, welche ihm vielleicht zu Gebote geſtanden hätten, ihn polizeilich fortzuſchicken. Jetzt bereute er, damit gezögert zu haben, während er doch im nächſten Augenblicke ſich wieder darauf freute, ihn ganz in ſeine Gewalt zu bekommen und ihn ſeine Verwegenheit abbüßen zu laſſen, wenn er wirklich zum

Rendezvous beſtellt geweſen ſein ſollte. „Oder ſollte doch,“ fragte er ſich wieder, „ein Anderer von Iſabella begünſtigt ſein? welch’ unerforſchbares Räthſel iſt ein Weiberherz!“

In dieſen Gedanken wanderte er wieder mit dem Chevalier auf und ab.

Die beiden Vermummten, welche zu den Seiten des Treppengeländers vor dem Hauseingange des Ritters lehnten, waren Bajonna und Nicolo.

Sie ſtanden regungslos, wie zwei ſteinerne Pfeiler, in der Finſterniß der Nacht, einander unſichtbar.

Nach langem Stillſchweigen legte endlich Nicolo die Hände gekrümmt um die Mundwinkel, damit ſeitwärts der Ton nicht vernommen werden könnte und ſprach leiſe: „Biſt du wach?“

„Immer!“ flüſterte Bajonna zurück.

Bei dieſer Antwort näherte ſich ihm Nicolo und ſprach ihm noch leiſer in das Ohr: „Hörſt du nicht in der Capelle Jemand ſprechen? — Es tönt mir immer ſo etwas um die Ohren herum, als ſprächen Menſchen im Gebäude.“

„Das iſt leicht möglich,“ entgegnete Bajonna, „bleibe du hier zurück und laß’ mich an der Capellenthür horchen.“

Mit dieſen Worten ſchlich Bajonna dorthin und lauſchte durch das Schlüſſelloch. Wohl ſah er vor dem Altare Achilleus und Iſabella im Schimmer der Lampe vor dem Marienbilde, er hütete ſich aber, ſeinem Gefährten etwas davon mitzutheilen, denn es lag ihm Nichts daran, daß hier der Privatpolizei des Grafen Joſeph ein Opfer fiele, aber Alles an der Gelegenheit, dem Chevalier auf den Leib zu kommen. Er war ſchon einmal bei ihm auf dem Hofe geweſen, hatte ihn aber nicht eher erkannt, als bis er wieder ſich hinweg begeben und ſein Gefährte ihn genannt hatte.

Bajonna war entſchloſſen, ſich die Gelegenheit zum zweiten Male nicht entwiſchen zu laſſen.

Er ging daher zu Nicolo wieder zurück und ſagte ihm, daß in der Capelle Alles ſicher und darin Nichts zu ſehen ſei, als die Mutter Gottes im Scheine der Lampe.

Jetzt ſchauerten die Wolken im Sprühregen herunter und Nicolo kroch, wie ein Hund, in den Treppenwinkel, um ſich vor dem Regen und der Kälte zu ſchützen, Bajonna aber ſtellte ſich wieder unter das Thor der Capelle.

„Eine ſchöne Nacht zum Todtſchlage!“ dachte er bei ſich ſelbſt, „alle Sterne ſind eingeſchlafen und der alte Gott mit allen Heiligen könnte nicht den Wolf vom Hunde unterſcheiden. Es wäre eine ſchöne Stunde, der Weltregierung ein wenig nachzuhelfen und eine beſſere Stelle, als die Kirchenſchwelle, könnte es nicht geben, eine Blindſchleiche zu zertreten!“

Jetzt kam Graf Joſeph zum Hofe herein und blieb vor der Eingangsthür zum Hauſe ſtehen; er verſuchte leiſe das Schloß an der Thür, fand es jedoch feſt verſchloſſen. Nun kam er zu Bajonna und fragte leiſe: „Iſt Alles in der Capelle ſtill geblieben?“ —

„Wie im Grabe!“

„Iſt die Thür gut verſchloſſen?“

„Verſchloſſen und verriegelt!“

„Habt Ihr auch keine Thür öffnen oder ein Geſpräch oder ſonſt Etwas gehört?“

„Vor einer Viertelſtunde hörten wir im Vordergebäude eine Mädchenſtimme ſingen.“

„Gut!“

Graf Joſeph ging fort, ohne das Schloß an der Capellenthür unterſucht zu haben.

„Wie ſcherzhaft der Zufall iſt," ſagte Bajonna bei ſich, „daß er vom Haſſe die Liebe behüten läßt! Während mein Feind einem Andern nachſtellt und mich zum Helfershelfer geworben hat, und ich dabei ihm ſelbſt wieder tödtlich nachſtelle, läuft endlich alles darauf hinaus, daß ich zwei Liebende in der Schäferſtunde bewacht habe."

Jetzt ſah Bajonna wieder durch das Schlüſſelloch und ſprach dann vor ſich hin: „Welche Eile haſt du doch drin, dich von deinem Liebchen zu trennen, du kommſt immer noch zu früh heraus! Wider Willen muß ich, wenn du zu voreilig herauskommſt, dich deinen Feinden überliefern. Faſt bin ich neugierig darauf, wer von Euch Beiden das größte Glück hat; — denn einer von Beiden iſt verloren! Sie könnten eben ſo gut mit einander um das Leben würfeln, als wider Wiſſen den Zufall entſcheiden laſſen. So wäre ich denn weiter Nichts, als ein blindes Werkzeug des Zufalls oder des Geſchickes? Was iſt der Chevalier? Was endlich das Schickſal ganzer Völker? — Was grüble ich hier weiter? — mir bleibt die That, die luſtige Mutter der Zufälle ſelbſt!"

Während der mörderiſche Demagog ſich ſo mit ſich ſelbſt beſprach, hatte Graf Joſeph ſich vor dem froſtigen Regenſchauer in den Wagen geflüchtet. Der Chevalier ſtand davor und beſprach ſich mit ihm.

„Welche Zeit iſt es in der Nacht?" fragte der Graf.

„Drei Uhr Morgens!"

„Nicht vor Tagesanbruch weiche ich von hier; haben wir bis dorthin vergebens gewartet; dann überlaſſe ich Euch die weitere Aufſicht. Auf jeden Fall müßt Ihr herausbringen, ob eine fremde Perſon, und welche im Hauſe des Ritters geweſen iſt. — Hundert Ducaten ſetze ich auf die

Kundſchaft davon und das Doppelte auf den Kopf des Abenteurers! Nun wißt Ihr genug.“

„Excellenz braucht mir keinen ſo ſcharfen Sporn einzuſetzen,“ erwiderte der Chevalier, „um meine Pflicht zu thun, doch bin ich dankbar für das Honorar, welches ich eben ſo gewiß verdienen werde, als ich ein Corſikaner bin.“

„Geht jetzt zurück zu Euren Geſellen,“ befahl Graf Joſeph, „damit im entſcheidenden Augenblick jeder zur Hand iſt.“ —

Bartolo entfernte ſich und ging auf Antonio’s Haus zu. Dort flüſterte er unter dem Eingange zum Hofe einige Worte den Männern zu, welche dort ſtanden, dann ſchlich er in den Hof und vor die Thür des Ritters, wo er im Winkel den zuſammengekauerten Nicolo fand.

„Was ſchläfſt du hier im Winkel, Nicolo?“ zürnte er mit böſen Worten, „vor die Thür gehörſt du! Wo iſt Truccio?“

„Er ſteht, ſo viel ich weiß, an der Thür des Vordergebäudes!“

„Wo und wer iſt denn hier dein Nebenmann?“

„Der Neuangeworbene! Jonnaccio!“

Während der Chevalier dorthin ging, ſah er plötzlich den Schein eines Lichtes an dem Treppenfenſter zum erſten Stockwerk hinauf leuchten.

Es waren Iſabella und Ines, welche aus der Capelle hinauf in ihre Gemächer gingen.

Schnell wandte ſich der Chevalier zur Thüre der Capelle und fragte Bajonna: „Haſt du Nichts gehört?“

„Seid Ihr unſer Chef?“ fragte Bajonna.

„Ja! doch gieb Antwort!“

„Es ſind Leute drinnen vor dem Altar! Hört Ihr nicht die Schritte auf den Marmorplatten? Es kommt auf uns zu! da ſeht nur hinein!“

Jetzt bückte ſich der Chevalier, um hineinzuſpähen; in demſelben Augenblicke aber drückte Achilleus von Innen die Thür auf und Bajonna ſtieß feſt den Dolch dem Ritter in den Rücken mit den Worten: „Stirb, Verräther!“

„Hülfe! Hülfe!“ rief zurücktaumelnd der Chevalier, während Bajonna ihm den zweiten Stich verſetzte und Achilleus aus der Capelle hervorſpringend den Mörder mit gewaltigem Arme zurückſchleuderte, daß er weit hinein in den Hof taumelte.

„Ein Verräther unter uns!“ ſchrie der davon eilende Nicolo; „der Chevalier iſt ermordet!“ —

Die feigen Schergen unter dem Thore und draußen auf der Straße ergriffen die Flucht, unter ihnen Bajonna, welcher die Verwirrung noch größer machte und ſchrie: „Es ſind Mörder unter uns!“

Zugleich hieb der Kutſcher vom Wagen, in welchem Graf Joſeph ſaß, in die Pferde, daß er raſſelnd davon flog.

Achilleus hatte aus Vorſicht die Thür der Capelle in das Schloß geworfen und dann den Chevalier aufgehoben.

„Seid Ihr verwundet?“ fragte Achilleus.

„Ich fühle einen Schmerz auf der linken Schulter,“ verſetzte er.

„Chevalier Bartolo? Was bringt Euch hierher? Doch kommt, kommt, daß wir Hülfe ſchaffen!“ —

Unter dieſen Worten führte er den Verwundeten an die Hofthür vor der Wohnung Antonio's.

Drinnen war es lebendig geworden. Kaum hatte er angepocht, ſo wurde geöffnet.

Achilleus führte den Chevalier in die ihnen entgegenſtoßende Stube des Hausdieners, welcher Licht hatte.

Der Chevalier hatte ſo viel Kraft, um den Rock abzuwerfen. Durch das Hemd und die Weſte lief das Blut vom Rücken herunter.

Jetzt kam auch Antonio herbei. Ohne Worte zu verlieren, unterſuchte er die Wunden. Die eine hatte ſich im Schulterblatt verfangen, die andere die linke Bruſt ein wenig geritzt.

„Daß dieſer zweite Stoß meinem Leben kein Ende machte, verdanke ich Euch, Achilleus.“ ſagte der Chevalier; „denn hättet Ihr den Banditen nicht in demſelben Augenblicke beim Kragen gefaßt und hinweggeſchleudert, ſo ſaß er im Herzen feſt. Vielleicht finde ich Gelegenheit, mich bei Euch zu bedanken, wenn Ihr und Signore Antonio den Vorfall verſchweigen könnt. Doch laßt mich jetzt lieber heimkehren, damit ich mich in mein Bett ſtrecken kann; die Wunden ſind ſo unbedeutend und ausgeblutet, daß ein wenig Heftpflaſter Alles wieder in Ordnung bringen wird.“

Da ſich durchaus der Chevalier nicht länger halten ließ, ſo gab ihm Antonio unter der Bedingung nach, daß er und Achilleus ihn in ſeine Wohnung begleiten dürften, damit ihm unterwegs kein Unfall zuſtoßen möchte.

Der Chevalier nahm dieſes Anerbieten dankbar an. Antonio ſteckte ſein Verbindezeug in die Taſche und faßte ihn bei dem einen Arme, während Achilleus ihn bei dem andern Arme nahm, ſo daß er zwiſchen Beiden ſeinen Rückzug noch rüſtig genug anzutreten vermochte.

Fünftes Capitel.

Achilleus traf bei ſeiner Heimkehr ſeinen Diener Thriaki, in ſeinen zottigen Ueberwurf gewickelt, ſchlafend im Hausraume vor ſeiner Stube.

Als ihn Achilleus beim Namen rief, fuhr er aus dem Traume empor und ſchrie: „Zu den Waffen, die Osmanli! die Osmanli!“

„Hier ſind wir ſicher vor ihnen!“ verſetzte lachend Achilleus. „Zünde nur ſchnell die Lampe an, damit es hell wird.“

Thriaki rieb ſich die Augen und entgegnete luſtig: „So wollt' ich doch, daß ich alle Osmanli mit Pulver in die Luft ſprengen könnte, da ſie mir auch im Schlafe keine Ruhe laſſen! Schiffen wir nicht bald wieder heim?“

In dieſem Geſpräche waren ſie in das Zimmer gegangen. Als ſich Achilleus auf das Lager werfen wollte, ſchlug ſich Thriaki plötzlich mit geballter Fauſt vor die Stirn und rief: „Daß mich eine theſſaliſche Hexe in einen Eſel verwandle!“ doch ſpuckte er abergläubiſch dabei aus, um die Bedeutung der Worte unſchädlich zu machen.

„Was haſt du, Thriaki?“ fragte ſchlaftrunken Achilleus.

„Es wartet ein Bote aus einem Pyrgos nicht weit von hier auf Euch ſeit geſtern Abend; er hat einen Brief bei ſich, worauf Euer Name ſteht. Er will durchaus nicht ſagen, wer ihn ſchickt und den Brief Euch nur ſelbſt geben. Er ſitzt halb ſchlafend und halb wachend in der Stube des Thürhüters. Soll er kommen?“

„Hole ihn, damit wir wiſſen, was er will!“

Thriaki ging, und Achilleus ſetzte ſich auf ſein Lager, die Capotta über Kopf und Stirn gezogen.

Nicht lange hatte er ſo geſeſſen und den Schlaf abgewehrt, ſo trat der Bote ein.

Dieſer war ein alter, rüſtiger Bergjäger. Da ihn Achilleus nicht gleich bemerkte, ſo ſchwenkte er ſein grünes Hütel mit dem Gemsbart und der Spielhahnfeder um den Kopf und rief: „Deine Landsleute, der Metaxa mit der großen, ſchwarzledernen Mütze, und der Fehelo mit den pfiffigen Augen grüßen dich aus Roveredo, wenn du der Agley aus Kandi biſt!“

„Gelobt ſei die heilige Jungfrau!“ verſetzte Achilleus, „daß ſie da ſind!“

„Die Archonten! unſere Archonten!“ rief Thriaki und ſprang jubelnd in der Stube herum.

„Haſt du ſie geſehen?“ fragte Achilleus den Boten.

„Im Wirthshaus neben dem Traffick,“ verſetzte der Bote, „ſitzen ſie mit ihren gelben Schuhen, rauchen Taback aus langen Pfeifen und handthieren mit ihren Händen und Zungen, als wenn zehn Wälſche in einem Jeden von ihnen auf einmal ſtäcken.“

Achilleus hatte jetzt den Brief geöffnet und las:

> „Zurückgewieſen von Verona und dem Congreſſe der chriſtlichen Kaiſer und Könige, ſind wir hierher nach Roveredo gegangen. Du triffſt uns in der Locanda zum Phönix. Sobald du dieſe Zeilen geleſen

haſt, eile hierher, damit wir hören, was geſchehen iſt, und beſchließen können, was Noth thut. Wir bringen Zeitung für dich aus Candia. Fehelo und Alle grüßen dich!
Metaxa."

„Ein Pferd! Thriaki! den Schecken vom Roßkamm Pauluccio, den ich vorgeſtern ritt! Metaxa und Fehelo ſind gekommen!"

„Soll ich mir nicht den Rappen mitbeſtellen?" fragte Thriaki.

„Eile nur, guter Junge!" entgegnete Achilleus; „du ſollſt mitreiten, aber bringe die Pferde!"

Thriaki warf ſeine rothe Schiffermütze jubelnd in die Luft, fing ſie wieder und ſtürzte fort.

Während Achilleus den Shawl um das Haupt wickelte und unter dem Halſe zuſammenknüpfte, Piſtolen und Meſſer in den Gürtel ſteckte und dann den zottigen Mantel umwarf, erzählte der Tyroler: „Den Levantinern geht es halt jetzt gerad', wie es uns Tyrolern mit dem Bonaparte gegangen iſt. Da wir aufgeſtanden gegen die Franzoſen und Baiern für unſere alten Gerechtſame und das Haus Oeſterreich, hat es erſt den Großen in Wien gefallen; darnach iſt es ihnen eingefallen, daß wir doch Bauern waren; da iſt der Andreas, der Sandwirth, auf der Baſtei in Mantua erſchoſſen worden. Mit unſern Gerechtſamen war es aber auch aus! Das geht nun einmal nicht an, daß das wilde Volk auf den Feind ſchießt unter eig'nem Commandanten! — Es iſt mir ſchon recht, daß Ihr die türkiſchen Hund' niederſchießt, aber den kaiſerlichen Räthen wird das Alles nit gefallen, und eh' Ihr's merkt, habt Ihr das Genick wieder unter dem Halfter!"

Achilleus lachte und ſagte: „Unſere Klephten ſind beſſere

Diebe, als die Euren! Eure verſtehen ſich nur darauf, Freiheiten zu ſtehlen, unſere ſtehlen gleich die ganze Freiheit den Türken aus der Taſche!“

„Die Kuh mit dem Kalb! das iſt zu grob!“ verſetzte der Tyroler.

„Freilich! Freilich!“ entgegnete Achilleus.

Jetzt wieherten die Pferde vor der Hausthür. Der Bote nahm ſeinen Abſchied und Achilleus eilte hinunter. Thriaki ſaß ſchon auf dem Rappen und hielt den Schecken, welcher vor Ungeduld in die Höhe ſprang.

Achilleus ſchwang ſich hinauf und, wie im Wirbelwinde, galoppirten Beide die Straße hinunter, über die Etſchbrücke, durch die Vorſtadt und die Straße an der rauſchenden Etſch hinauf in die aufqualmenden Nebel des dämmernden Morgens.

In derſelben Zeit ungefähr, wo Achilleus in Roveredo ankam, ſuchte Graf Joſeph den Chevalier auf, um zu erfahren, was ihm zugeſtoßen und warum das Unternehmen mißglückt ſei.

Er traf ihn in der übelſten Laune; denn obſchon die Wunden dem Anſcheine nach ganz unbedeutend waren, ſo brannten ſie ihn doch, wie Feuer. Dazu nagte noch an ſeiner Seele der demüthigende Gedanke, daß gerade der, welchen er für Geld an ſeinen Feind ausliefern wollte, ihm das Leben gerettet hatte.

„Eine brillante Vorſicht!“ ſagte Graf Joſeph zu ihm; „mein Vertrauen zu Eurer Klugheit und Pünktlichkeit wird mit jedem Tage ſtärker. Was helfen mir die endloſen Klatſchereien, welche Eure Spione mir zutragen, wenn gerade bei den wichtigſten Aufträgen Eure Creaturen unzuverläſſig ſind?! Ich begreife Euren Tact nicht, wenn es möglich iſt, daß unter Eurem Corps Leute ſein können, welche, wie Schnappmeſſer, auf die eigene Hand zurückſchlagen und ſie verwunden, wenn man ſie zücken will!“ —

„Wißt Ihr denn ſo genau,“ verſetzte der Chevalier, „ob der Bandit einer von meinen Leuten war? O, ich weiß es, Herr Graf, daß ich Ihnen ſchon längſt überflüſſig bin; man hat ja ſogar ſchon anderwärts um Rath gefragt, wie ich nach dem Congreſſe ſtill zu machen ſei!“

„Menſch!“ rief Joſeph, „ich will nicht fürchten —“

„Daß ich,“ fiel ihm der Chevalier in das Wort, „in der Nacht ſtill gemacht werden ſollte. Das ſind die Früchte meines elenden Handwerks! Gott verdamme die Stunde, wo ich mich, einen franzöſiſchen Officier, an Euch verkauft habe!“ —

„Schämt Ihr Euch nicht,“ entgegnete Graf Joſeph, „über den Verdacht, welchen Ihr gegen mich ausſprecht?“

„Nein!“ verſetzte grimmig der Chevalier.

„So ſchämt Euch,“ fuhr Graf Joſeph fort, „Eurer aufkeimenden Feigheit! Sollte ich ahnen können, daß ich mit den ungeheuren Geldſummen, welche ich Euch bezahlt habe, nur einen Verräther aufgefüttert hätte, bei dem heiligen Nepomuk! Ihr ſolltet nicht mehr das Licht des Tages erblicken. Verkriecht Euch, wohin Ihr wollt, Ihr entrinnt doch nicht meiner Gewalt!“

„Ich ſehe wohl ein,“ verſetzte reſignirt der Chevalier, „daß ich meine Seele dem Teufel verkauft habe; mag er ſie haben!“

„Um Redensarten, welche ich Eurem Wundfieber verzeihe,“ entgegnete Graf Joſeph, „will ich nicht mit Euch rechten; erzählt mir lieber, wie der Hergang war.“

„Sehr einfach!“ — verſetzte der Chevalier, bemüht, Lüge und Wahrheit zuſammenzugießen. „Als ich von Innen an der Hausthür des Spaniers ein Geräuſch wahrzunehmen glaubte, und mich nach dem Schlüſſelloche bückte, um hindurchzuſpähen, erhielt ich von einem Banditen, welcher hinzukam und mich irrthümlich für den Erwarteten nahm, die Dolchſtiche, welche mich zu Boden warfen.

„Die Dunkelheit der Nacht begünſtigte ihn,“ fuhr der Chevalier fort, „daß er gewandt, wie ein Aal, mir entſprungen war. Zugleich entſtand unter unſeren Leuten, welche mich ſtürzen ſahen, der Wahn, daß ich ermordet und Alles verrathen ſei. Wie es mit der Flucht der Leute und Eurer eigenen zuging, kann ich natürlich nicht wiſſen.“

„Habt Ihr,“ fragte Graf Joſeph, „vom vorigen Abend Rapport über den Griechen Achilleus?“

„Alſo doch auf ſeiner Spur!“ dachte der Chevalier bei ſich, und verſetzte dann: „Ich hatte mich den ganzen Nachmittag an ihn geneſtelt, mit ihm eine Spazierfahrt zum Laco di Garda gemacht und befand mich bei unſerer Rückkehr in ſeiner Geſellſchaft bei dem Doctor Antonio. So viel iſt gewiß, daß ſein Hatagan, wenn er mich verwundet hätte, beſſer getroffen haben würde.“

„Seltſam!“ entgegnete Graf Joſeph, „und hat man denn keine Spur von dem Banditen?“

„Zur Zeit noch nicht!“ antwortete der Chevalier: „doch zweifle ich nicht, daß er im Laufe des Tages von meinen Spähern ausgekundſchaftet ſein wird.“

„Da ſich Alles anders verhält, als ich dachte,“ ſagte begütigend Graf Joſeph, „ſo nehmt es nicht übel, wenn ich Euch zu nahe getreten bin! Ein Pflaſter für Eure Wunde werde ich Euch zuſenden. Sobald Ihr irgend

Etwas herausgebracht habt, laßt es mir melden! Schont aber ein anderes Mal beſſer Euer theueres Leben!“ —

Mit dieſen Worten verließ Graf Joſeph den armen Chevalier und begab ſich nach Haus, um noch eine Stunde Schlaf nachzuholen und dann dem Ritter Malavilla und Donna Iſabella ſeine Aufwartung zu machen.

Der Ritter war frühzeitig wieder aufgeſtanden. Er ging unruhig im Zimmer auf und ab; denn das Loos ſeiner einzigen Tochter war allem Anſcheine nach entſchieden.

Die hohen Verhältniſſe, in welche er ſeine Tochter an der Hand ihres zukünftigen Gemahls treten ſah, umnebelten ihm den Verſtand, daß es ihm vor den Augen flimmerte. Mit Kaiſern und Königen ſah er ſich in Verbindung geſetzt und mit dem höchſten Adel verwandt. Hatte doch ſelbſt der alte Hofmarſchall, welchen Graf Joſeph das Fragezeichen hieß, ihn „mon cher cousin!“ genannt. Doch der neue Glanz, welcher ſeiner alten Familie bevorſtand, ſollte ihm hier gar Nichts gelten, ſondern nur die Sache ſeines Königs, welche in dem künftigen Gemahle ſeiner Tochter einen einflußreichen Freund gewann, denn durch dieſe Vermählung mußte dieſer immer an das ſpaniſche Intereſſe ſich geknüpft fühlen.

Da jetzt ein Strahl von der Lampe, über welcher ſein Morgenkaffee ſtand, auf die goldene Doſe fiel, welche er einſt von ſeinem Könige zum Geſchenk erhalten hatte, und in grünlichen und bläulichen Funken die Diamanten des Namenszuges deſſelben ſpielen ließ, ſo nahm er es für einen Schickſalswink und ein Zeichen des unabweisbaren Glückes für ihn und ſeine Tochter. Er legte in Begeiſterung auf die Doſe die drei Finger ſeiner rechten Hand und ſchwur der abſoluten Krone Blut und Leben zu opfern, während er aus Angewohnheit zugleich den Deckel in die Höhe hob und eine Priſe nahm und ſchnupfte.

Dann ergriff er die Handglocke und ſchellte damit.

Nachdem er dreimal die Glocke geſchüttelt hatte, trat ſein alter Diener Pedro mit dem Waſchbecken, Handtuch und Raſirzeug ein.

„Was ſiehſt du mich ſo finſter an, Pedro?“ fragte der Ritter.

„Don Malavilla,“ antwortete der Diener, „hat mich immer, ſeitdem ich zu Eurem Hauſe gehöre, und Ihr wißt, das iſt ſo lange her, als ich alt bin, — „Pedro Caſtellan!“ betitelt, und heute ſchon zweimal ſchlechtweg: „Pedro!“ Da erlaube ich mir nur zu fragen, wodurch ich Don Malavilla's Gnade verloren habe?“

Unter dieſen Worten hatte Pedro ſein Geſchäft begonnen, er hob jedoch das Raſirmeſſer jetzt zurück, um eine Antwort zu erhalten.

„Pedro Caſtellan!“ antwortete der Ritter ernſthaft, „fahre fort in deinem Geſchäft!“

Pedro machte einen Kratzfuß und küßte die Hand des Ritters, dann ging er wieder an ſein Geſchäft und erzählte dabei: „Man ſollte nicht meinen, es geht hier gerade ſo her, wie bei uns. Geſtern war nebenan bei dem hochgelahrten Doctor Antonio eine Geſellſchaft. Beim Nachhauſegehen kommen die Herrſchaften in Zank und im Zank herein in den Hof. Ein franzöſiſcher Major erhielt in der Finſterniß der Nacht zwei Dolchſtiche; ſie ſollen aber nicht gefährlich ſein; der junge Grieche Achilleus, ein rechter Haſe, flüchtete ſich in unſere Capelle zum Muttergottesbilde, wo eben Donna Iſabella noch ihr Abendgebet hielt. Ihr dürft nicht zucken, ſonſt ſchneide ich Euch noch einmal! Duenna

Ines war zugleich mit dort. Sie kann nicht genug rühmen, wie höflich der Hidalgo geweſen ſei und wie er ſich ſo fein entſchuldigt hätte!"

Jetzt war der Ritter vom Meſſer Pedro's befreit, welcher ihm das Waſchbecken hielt und dann das Tuch zum Abtrocknen reichte.

Der Ritter ſchien in ernſte Gedanken verſunken zu ſein; denn während der ganzen Morgentoilette ſprach er zu verſchiedenen Malen: „Hm! Hm!" ohne ein Wort dazu zu ſetzen.

„Don Malavilla," ſagte jetzt Pedro, „ſchaut einmal in den Spiegel! So ritterlich nimmt ſich keins der Bilder aus, welche daheim im Ahnenſaale hängen, als das Eure heute an dieſem Morgen. Das mag wohl daher kommen, weil keiner der ruhmvollen Herren ſo viele Kaiſer und Könige, wie Ihr in voriger Nacht, auf einmal beiſammen geſehen hat."

„Pedro Caſtellan!" rief der Ritter, „hüte deine Zunge und ſprich nicht einfältig über die Vorfahren, welche Löwenmark in ihren Knochen und Blitze in ihren Augen hatten. Haſt du noch nicht das Bild des Silva Malavilla gleich über dem Haupteingange unſeres Burgſaales geſehen mit dem hageren, langen Geſicht und der gerunzelten Stirn, die Hand auf den Kopf einer emporſchauenden Dogge gelegt?"

„Unſeren Mohrenjäger," rief Pedro, „der ein Gelübde gethan, eine Burg zu bauen und darinnen eine Kirche der gnadenreichen Mutter Gottes, wenn er dreihundert Moriſko's erſchlagen haben würde? Und ehe drei Jahre um waren, lagen dreihundert Schädel unter den Grundſteinen, worauf unſere Burg noch heute ſteht."

„So iſt's!" verſetzte der Ritter und ſtrich ſich ſeinen Knebelbart.

„Gleich nebenan iſt ſein Sohn,“ fuhr der Ritter fort, „welcher wochenlang in den Alpuxarren und den toledaniſchen Haiden wilde Schweine erlegte und dann eben ſo tapfer beim Stiergefecht dem Stier das Meſſer in das Herz ſtieß!

„Dann folgt der ſchöne, blonde Alvarez mit den ewig ruhigen Augen, von deſſen Ernſt und Majeſtät man erzählt, daß Niemand ohne zu ſtottern zu ihm habe ſprechen können, ſo ruhig und groß vermochte er die Menſchen anzublicken.“

„Dann kommt Don Perez,“ verſetzte der unterrichtete Diener, „der mit eigener Hand den Stammbaum des Hauſes gemalt hat, welcher aus dem Leibe eines darunterliegenden Königs emporgewachſen iſt, und wo ganz oben mit goldenen Buchſtaben in einem der rothen Blätter Euer Name ſteht.“

„Nicht ſo viele Worte! gehe nun hinunter zu Pater Santello, begrüße ihn in meinem Auftrage und bitte den hochwürdigen Herrn, ſeinen Kaffee auf meinem Zimmer zu trinken, denn ich wäre ſeines Rathes bedürftig.“

Pedro Caſtellan entfernte ſich, der Ritter aber kleidete ſich vollends mit aller Sorgfalt an, als wenn er zu Hofe fahren müßte. Als er den Sandalenſchritt des Paters kommen hörte, nahm er den Hut unter den Arm und ſtellte ſich aufrecht unter die Thür zu ſeinem Cabinet, um ihm von da aus zwei Schritte entgegen zu gehen.

„Der Friede Gottes ſei mit Euch!“ ſagte der eintretende Santello. „Amen!“ entgegnete würdevoll der Ritter, indem er zugleich einen und einen halben Schritt zur Bezeigung ſeiner Ehrfurcht dem geiſtlichen Herrn entgegen that und die Unterredung mit den Worten begann: „Ehrwürdiger Herr Pater, laßt uns zuerſt Platz nehmen, damit wir ruhig über einige hochwichtige Angelegenheiten uns berathen können.

Erlaubt mir zugleich, Euch bedienen zu dürfen, da ich nicht wünſche, daß meine Dienſtleute uns hier ſtören und im Hin- und Hergehen Einiges verkehrt aufſchnappen und unter ſich noch verkehrter wiedererzählen.“

Mit dieſen Worten goß er Kaffee in die bereitſtehende Taſſe, indem er zugleich zu ſprechen fortfuhr: „Und da mein ehrwürdiger Freund zuweilen eine Cigarre nicht verſchmäht, ſo gönne ich mir die Freude, Euch eine von den wenigen anzubieten, welche mein allergnädigſter König und Herr, Ferdinand der Siebente, mit eigener Hand gedreht und mir verehrt hat, als ich die Gnade genoß, mit ihm die erſte Chocolade zu trinken; denn Ihr wißt, daß auf der Erde es keinen geſchickteren Cigarrendreher giebt, als ihn.“

Santello griff mit ſüßverklärtem Geſicht in das Cigarrenkäſtchen, nahm eine davon heraus und hielt ſie dann vor die Augen, als wenn ſich daran Merkmale entdecken ließen, welche ihre königliche Herkunft verrathen könnten.

„Es iſt ein feines, ſammtnes Blättchen,“ ſagte er endlich, „und die kleine Blätternath geht ſo ſchön in einer Linie herunter, daß darin die königliche Majeſtät, welche auch dem Geringſten ſein Recht angedeihen läßt, ſich zu erkennen giebt.“

Jetzt hatten die beiden Spanier ihre Cigarren angezündet und ſchwiegen.

Endlich ergriff der Ritter wieder das Wort und ſagte: „Nicht nur in öffentlichen Geſchäften, welche die Freiheit unſeres allergnädigſten Königs und Herrn betreffen, ſondern auch in den Angelegenheiten meines Hauſes habe ich immer nach dem Beiſpiele der ruhmwürdigſten Könige, welche über Spanien geherrſcht, geiſtlichen Rath mir geholt und befolgt; denn wer muß es ſich nicht ſagen, daß gerade der Prieſter, welcher der Gottheit nicht nur überhaupt ſeiner Heiligkeit nach, ſondern auch täglich bei dem heiligen Sacramente nahe ſteht, auch den richtigſten Blick in die menſchlichen Angelegenheiten haben muß?!“

„Euer Herrlichkeit,“ verſetzte Santello, „hat immer im Wohlgefallen Gottes gewandelt und ihr Tagewerk mit Segen überhäuft.“

„Sein Name ſei geprieſen!“ fuhr der Ritter fort, „ich hatte nie Urſache mein Vertrauen zu bereuen. Insbeſondere habt Ihr mit Eurer Einſicht mir immer den Weg gezeigt, welcher ſich als der rechte auswies. So nehme ich auch jetzt meine Zuflucht zu Eurer Weisheit, wo es ſich hauptſächlich um das Wohl meines Hauſes und meiner Tochter handelt.

„Ihr werdet in der letzteren Zeit häufig bei uns den ehrenwerthen Grafen Joſeph von Rankenſtein geſehen haben. Was ſoll ich reden von ſeiner Herkunft, da er zu einem der angeſehenſten Geſchlechter der größten Monarchie gehört? was von dem Glanze ſeines Hauſes, das mit Burgen, Wäldern und Feldern reich geſegnet iſt? was von ſeinen leiblichen und geiſtigen Vorzügen, von ſeinen gebildeten, ritterlichen Manieren, da Euch das Alles nicht unbekannt iſt; doch davon muß ich reden, daß er ſchon jetzt die Hoffnung und Freude ſeines mächtigen Gönners und Chefs iſt und vielleicht bald eine Stütze nicht nur ſeines Herrn, ſondern auch der übrigen europäiſchen Throne werden wird.

„Das Herz dieſes hohen Jünglings hat die Fürſicht Gottes meiner Tochter zugeneigt, und die fürſtliche Durchlaucht hat geſtern vorläufig, wenigſtens kann ich mir das, was dieſelbe zu mir geſprochen, nicht anders deuten, um ihre Hand für ihn angehalten, und ich konnte darauf nicht anders antworten, als daß ſeine Geſinnung meinem Hauſe zur höchſten Ehre gereiche.

„Dieſen Vormittag werden deſſen Oheim, der Oberhofmarſchall, und er ſelbſt erſcheinen, wie ich vermuthe, um die Verlobung mit ihr zu vollziehen. Inſofern Euch dagegen kein Bedenken beikommen ſollte, bitte ich Euch, einen Notar zu beſtellen, um die Ehepacten aufzuſetzen und rechtskundig zu machen."

„Wie könnte ein anderes Gefühl," entgegnete Santello, „in mir aufkommen, als das einer namenloſen Freude über das Glück Eures Hauſes, welches darüber ſteht, wie ein glänzender Morgenſtern?! Erlaubt mir, meinen Glückwunſch aus der innerſten Seele Euch hierüber abſtatten zu dürfen."

„Wir danken Euch für Eure Theilnahme," verſetzte der Ritter, „denn wir ſind überzeugt, daß kein Menſch ſie aufrichtiger an unſerem Wohle nehmen kann, als Ihr, der Ihr unſer geiſtlicher Hausfreund ſeid und, wie wir hoffen, lebenslänglich bleiben werdet. Doch noch Eins iſt mir an dieſem Morgen auf das Herz gefallen. In voriger Nacht hat hier im Hofe ein Mordanfall ſtattgefunden; ein junger Grieche, den wir hier ſchon geſehen, ſoll ſich in die Capelle geflüchtet haben, wo zufällig unſere fromme Tochter mit Ines ein Nachtgebet gehalten hat. Ich wünſchte hierüber, ehe ich weitere Schritte thue, in das Klare zu kommen."

„Das, was zu wiſſen Noth thut," verſetzte Santello, „habe ich zu erforſchen geſucht. Da ich es jedoch als Gewiſſensrath anvertraut erhalten habe, ſo kann ich mich darüber nicht weiter auslaſſen. Es dürfte aber zum Frieden Eures Hauſes dienen, wenn die Duenna Ines ſo lange, als wir hier in Verona noch verweilen, von Donna Iſabella getrennt und in eine Kloſterpenſion gethan würde.

Iſt es Euch genehm, ſo werde ich dieſe Angelegenheit beſorgen.“

„Hat ſie die Ehre unſeres Hauſes gefährdet?“ fragte beſtürzt der Ritter.

„Ihr könnt in dieſer Hinſicht ganz ruhig ſein,“ entgegnete Santello, „doch forſcht auch nicht weiter nach; denn oft nöthigt uns das, was wir erfahren, zu Schritten, welche wir gern unterließen, wenn wir das Gehörte ungehört machen könnten.“

„Ich vertraue Euch,“ antwortete der Ritter, „und ich werde nur mit Euren Augen ſehen und mit Euren Ohren hören! — Doch nun wünſche ich noch, daß Ihr das Gemüth der Donna Iſabella auf die neue Wendung ihres Schickſals vorbereiten und ihr die Pflichten, welche ſie in kindlicher Ehrfurcht uns ſchuldig iſt, einſchärfen mögt.“

„Ich werde nicht zögern, Euren Wünſchen nachzukommen,“ verſetzte Santello und verließ den Ritter.

Julius Moſen's ſämmtliche Werke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sämmtliche Werke

von

Julius Moſen.

Sechster Band.

Oldenburg.
Verlag von Ferdinand Schmidt.
1863.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Auguſt Grimpe in Hannover.

Der Congreß von Verona.

Zweiter Theil.

Sechstes Buch.

Erſtes Capitel.

In einer geräumigen Stube der Oſteria zum Phönix in Roveredo berathſchlagten ſich die griechiſchen Deputirten Metaxa, Fehelo, der Erzbiſchof Germanos und Georg Mauromichalis mit Achilleus über den Stand ihrer Angelegenheiten bei dem Congreſſe in Verona.

„Fahr' fort, Achilleus!“ ſagte Metaxa und drückte den Kalpack ſich tiefer in die Stirn herein, als ſollte er die Gedanken zuſammenhalten.

„Warum auch unſere Blicke zu fremden Herrſchern erheben?“ fragte Achilleus, „wir ſind ſtark genug, für die Freiheit zu ſterben; und was wollen wir mehr?“

„Für die Freiheit leben!“ verſetzte trocken Fehelo, „und deswegen müſſen wir uns keine Mühe verdrießen laſſen, ſie zu erwerben; wir müſſen nicht müde werden auf den Märkten zu den Völkern, in Paläſten zu Königen zu ſprechen und ihre Hülfe zu ſuchen.“

„Wenn wir nicht ganz allein den eig'nen Kräften vertrauen können,“ verſetzte Achilleus, „dann ſind wir verloren. Ihr hofft auf Rußland und den Schutz, welchen es uns als ſeinen nächſten Glaubensverwandten ſchuldig iſt? Habt Ihr vergeſſen, wie Orlow im Jahre 1770 die Moreoten erſt aufgereizt zur Schilderhebung gegen die Osmanli und ſie dann theilnahmlos in der Noth verlaſſen und der Rache des Siegers preisgegeben hat. Noch wiſſen die Väter von den Schreckniſſen jener blutrothen Tage zu erzählen, wo keine Stadt in Morea der Zerſtörung entgangen und die Bevölkerung theils erwürgt, theils nach Aſien in die Sclaverei geſchleppt worden iſt. So erprobte ſich damals Rußlands Hülfe.

„Dann ließ Rhigas —“

Bei Nennung dieſes Namens legten die Anweſenden die Hand auf das Herz und verneigten ſich — „ſeine Freiheitsgeſänge erſchallen, daß ſie in allen Schluchten, auf allen Bergen und Gefilden, wie auf den Schiffen im Meere ertönten und die Herzen der Hellenen von Neuem zur alten Freiheit erweckten.“

Achilleus recitirte bei dieſer Erinnerung Rhigas' Worte:

„Sparta, Sparta, willſt du ewig
Schlummern in der Todesnacht?
Wache auf, erheb', erheb' dich
Mit Athens verbund'ner Macht!“

und Mauromichalis ſetzte hinzu:

„In Strömen unter unſ'ren Füßen
Rinne das verhaßte Blut!“

Dann erzählte Achilleus weiter: „Ihr wißt, wie er unermüdlich für die Auferſtehung unſeres Volkes gearbeitet hat; wie vermag ich ſeinen Ruhm zu preiſen?! Euch iſt bekannt, wie er von einer Inſel zur andern, von Stadt zu Stadt, von einem Gehöfte zum andern bis hinauf zu den Adlern der Berge geſtiegen iſt, wie er die Biſchöfe, Gelehrten, Archonten, die Schiffsherren, Seecapitaine und die

Capitaine der Klephten zum großen patriotiſchen Bunde vereint hat. Er iſt der Vater unſerer Zukunft!

„Soll ich Euch daran erinnern, wie Oeſterreich ihn in Trieſt gefangen und an die Türken zum Märtyrtode ausgeliefert hat?

„So hat Oeſterreich auf den Nothſchrei der griechiſchen Chriſtenheit geantwortet.“

„Wolltet Ihr meinen, daß ſich die Geſinnung dort geändert hat, ſo denkt nur um einige Monate zurück und an Alexander Ypſilanti. Kaiſer Alexander hat ihn in einem Ukas ſeiner Aemter und Würden und der Rechte eines ruſſiſchen Unterthans für verluſtig erklärt, und Oeſterreich ihn, als er vor ſeinen Drängern über die Grenze floh, auf den Tod gefangen geſetzt.

„Ich habe Euch den öſterreichiſchen Beobachter von den letzten Monaten mitgebracht, damit Ihr ſehen mögt, wie er mit den roßgeſchweiften, plumpen Türken liebäugelt!

„Hofft Ihr auf das eiferſüchtige England, das die Zukunft unſ'rer Marine fürchtet? oder auf Frankreich, das, in ſich ſelbſt uneins, von Neuem ſich in die ſpaniſchen Händel verwickelt?“

„Du denkſt und redeſt,“ verſetzte Germanos, „wie ein Jüngling, der noch nicht den Lauf der Welt kennt. Für den Verſtändigen iſt es hinreichend, zu wiſſen, wo Hülfe zu finden iſt, um unabläſſig darnach zu trachten. Die Wechſelzufälle des Lebens ſind unberechenbar; der heute dein Freund iſt, kann morgen dein Feind ſein, und aus deinem Todfeinde kann dein treueſter Waffenbruder werden. Ein harter Fels in der Wüſte kann plötzlich mitten im Sonnenbrande ſeine Adern öffnen und Menſchen und Thiere und weit umher das Land erquicken. Iſt es nicht genug, daß alle Welt weiß: das Volk der Hellenen hat hülfebittend ſeine Abgeordneten an den Congreß der chriſtlichen Herrſcher geſendet?—

„Ob ſie uns Zutritt geſtatten oder nicht, das iſt ihre Sache. Sie können aber nicht vermeiden, daß von dieſem Augenblicke an, unſere Sache zur Angelegenheit Europa's geworden iſt. Tauſend und aber tauſend hochherzige Männer werden unſere Sache führen und die Maßregeln, welche man gegen uns anwendet, in Zeitungen und Flugblättern beſprechen, bis die öffentliche Meinung, millionenfach ausgeſprochen, die engherzigſte Politik, gerade weil ſie es iſt, zu unſerer Rettung drängen wird.“

„Deshalb, Achilleus,“ fuhr milder Metara fort, „ermüde nicht in deinem Auftrage! Schon jetzt ſtehen die Völker Europa's auf unſ'rer Seite, täglich vermehren ſich die philhelleniſchen Geſellſchaften in Frankreich und Deutſchland, du ſelbſt berichteſt uns, mit welchem Erfolg der Schweizer Eynard und der Deutſche Hoffmann für uns warben. Geld und Waffen ſtrömen uns zu von allen Enden, und kampfgerüſtete Jünglinge aus allen Ländern reihen ſich an unſ're Schaaren. Es iſt an uns, dieſen guten Geiſt immer mehr zu erwecken! Schon jetzt können die Cabinete es nicht mehr wagen, ihren Völkern zu verbieten, uns hülfreiche Hände zu reichen. So mächtig wird dieſer Volkswille anſchwellen, daß die Herrſcher ſich endlich beeilen müſſen, um ſchnell und nachdrücklich zu helfen, ehe dieſe Begeiſterung für unſ're Sache ſich daheim bei ihnen auf die eigenen Angelegenheiten zurückwendet.

„Laßt uns beharrlicher und deshalb klüger ſein, als unſere Widerſacher.“

„Das freie Volk der Hellenen,“ nahm jetzt Fehelo das

Wort, „bezeugt dir ſeinen Dank für deine kluge und beſonnene Unterhandlung in Verona; doch da es ſich nun ergiebt, daß der Congreß uns unſerem Schickſale überlaſſen mag, ſo kannſt du bei geeigneter Gelegenheit beſtimmter auftreten; denn verſchiedene, oft ſelbſt ſich widerſprechende Mittel, gehörig angewendet, fördern dann am Leichteſten zum Ziele, wenn das eine lange vergeblich angewendet iſt. Sprich zu Oeſterreich: wir werfen uns in Rußlands Arme! zu Rußland: ob es nicht mit Oeſterreich zugleich helfen wolle? — zu Frankreich: warum es ſeinen Einfluß im Orient, welchen es doch nur habe durch die alte Schirmherrlichkeit über die Chriſtenheit unter den Osmanli's, aufgeben wolle? und kannſt du drohen, ſo iſt's um ſo beſſer!"

„Erhalte ich Aufträge zur Verhandlung mit Wellington?" fragte Achilleus.

„Nein!" verſetzte Metaxa, „der Charakter des Mannes verbietet es. In London müſſen wir unmittelbar verhandeln mit Canning, welcher den Tories und den mit ihnen befreundeten Monarchen des Continents durch die Sendung Wellingtons nach Verona nur ein Compliment gemacht hat. Dort ſtreiten die Intereſſen der Eiferſucht auf Rußland wider uns, und zur Zeit nur die Bildung und chriſtliche Geſinnung und ein vom Handel noch nicht ganz überwältigter, phantaſtiſcher, abenteuerlicher Nationalzug für uns. Sobald England uns von den Continentalmächten verlaſſen ſieht, wird es verſuchen, uns für ſich zu gewinnen, und an Venedigs und ſeine eigene Herrſchaft auf den joniſchen Inſeln und an die Vermehrung ſeines Einfluſſes nach dieſer Richtung hin denken. Können dort unſere Freunde die Humanität mit dem Staatsintereſſe zur Begünſtigung des helleniſchen Aufſtandes verbinden, ſo haben wir Alles errungen, was wir beabſichtigen. Dann wird von ſelbſt die Eiferſucht der anderen Mächte in Verbindung mit den übrigen Urſachen das Beſte thun. Jetzt können wir kein günſtigeres Reſultat bezwecken, als das, welches wir ſchon haben: unſere Zurückweiſung ohne offenbare Verbindung der Mächte mit den Osmanli's zu unſerer Unterdrückung."

„Nun weiter zu deinem Auftrage!" nahm jetzt Germanos das Wort; „hier iſt die Correſpondenz, welche Capodiſtria als ruſſiſcher Agent mit dem Patriarchen und den einflußreichen Phanarioten gewechſelt hat; hier ein Brief vom Erzbiſchof von Talantion an den Beichtvater des Kaiſers Alexander mit der Bitte, dir bei ihm Gehör zu verſchaffen. Was du dort für die gute Sache ſprechen ſollſt, wird dir deine eigene Klugheit eingeben."

Mit dieſen Worten übergab ihm Germanos ein Portefeuille.

„Im Uebrigen," fuhr Metaxa fort, „ſorge dafür, daß bald nach Beendigung des Congreſſes die Mannſchaft der deutſchen Philhellenen in Marſeille unter deiner Leitung ſich einſchiffe. Die Panagia ſchirme Eure Fahrt!"

„So iſt das Nächſte, was Noth thut," fuhr Metaxa fort, „beſprochen; nun können wir dir freudige Botſchaft mittheilen: die türkiſche Flotte hat ſich vor unſeren Brandern in die Dardanellen geflüchtet. Suli hat ſich unſeren Waffen ergeben. Napoli di Romania iſt erobert; der Hafen von Salonichi iſt blockirt, in den Thälern des Pireus holt kein Osmanli mehr Odem; noch im nächſten Winter muß Theſſalien befreit ſein. Omer Brione iſt geſchlagen und hat ſich nach Bonitza zurückgezogen."

„Und wie ſteht es in Candia?" fragte beſorgt Achilleus.

„Die Paſcha's von Retino, Canea und Candia ſind in den Gebirgen von dem Oberſten Balleſte, deinem Jugendfreunde, geſchlagen und Canea wird belagert.“

„Bringt Ihr mir Nachricht von den Meinen?“ fragte noch dringender Achilleus.

„Gieb dich jetzt zufrieden!“ entgegnete ausweichend Metaxa; „nach Tiſch ſollſt du Alles erfahren! Laß’ uns zuerſt mit Speiſ’ und Trank ſtärken!“

Jetzt brachte Thriaki, welcher ſich die Ehre nicht nehmen ließ, ſeine Landsleute zu bedienen, aus der Küche das gebratene Lamm und die Weinkrüge, und Alle lagerten ſich zum Mahle.

Sie ſchienen jetzt die Sorgen vergeſſen zu haben, während ſie das Mahl mit Erzählungen einzelner Heldenthaten aus dem Freiheitskampfe würzten.

Unter Anderem erzählte Fehelo: wie Ali Paſcha in Janina bei ſeiner Empörung gegen die Pforte die Sulioten gewonnen mit dem Verſprechen, ihnen das befeſtigte Kiapha zu überlaſſen, und Markos Bozzaris beim Angriffe auf das Lager der Osmanli’s ganz allein bis zum Zelte eines ihrer Paſcha’s vorgedrungen und die Wachen, vor ſeinem Anblick wie mit Stumpfſinn geſchlagen, ihn angeſtarrt hätten, als er dem Paſcha die Waffen aus der Hand genommen und triumphirend mitten durch das Lager der Feinde zurückgekehrt ſei. Er ließ den Helden leben.

Metaxa dagegen beluſtigte ſich über den Aberglauben der hochmüthig bornirten Türken und erzählte: unter ihren Schaaren gehe das Gerücht, daß Maurokordato einen franzöſiſchen Zauberer bei ſich führe, dieſer hätte ein Käſtchen, welches er camera obscura nenne; wenn die Osmanli und Albaneſen auf die Hellenen heranzögen, mache er es auf, und plötzlich fielen ſie, ohne zu wiſſen wie, in die

Mauſefalle hinein, der Zauberer ſchlüge den Deckel zu, und Alle wären verſchwunden, man wiſſe nicht wohin.

„Es lebe die Mauſefalle!“ rief er luſtig, und Alle ſtießen lachend mit dem Becher an.

„Seht nur,“ ſagte jetzt Fehelo, „wie tiefſinnig Achilleus dareinſchaut; was für Schatten ſchweben um deine Augen?“

„Mich bekümmert,“ verſetzte dieſer, „das Schickſal der Meinen; denn aus Eurem Stillſchweigen über ſie muß ich ſchließen, daß ſie todt oder unglücklich ſind.“

„Wir müſſen ihm endlich doch das böſe Gerücht erzählen,“ verſetzte Metaxa; „denn es iſt beſſer, das Schlimme ſchnell und auf einmal zu erfahren, als tropfenweiſe es zugezählt zu erhalten.“

„So faſſe dir ein männliches Herz!“ ſprach Germanos. —

„Deine Schweſter Irene hat den freiwilligen Märtyrtod um ihre jungfräuliche Ehre und unſeren Glauben gewählt.“

„Meine ſüße Irene? Irene, meine Schweſter?“ rief Achilleus.

„Bei einer Wallfahrt, welche am Pyrgos des Paſcha von Retino vorüberging, hatte ſie der wollüſtige Tyrann erblickt; er brach mit einigen berittenen Janitſcharen hervor, riß ſie mitten aus dem Zuge heraus und entführte ſie in ſeinen feſten Thurm. Ihre Schönheit machte auf ihn ſo großen Eindruck, daß er ſie zu ſeiner Gemahlin erheben und zum Islam bekehren wollte. Die edle Jungfrau wies jedoch alle Verlockungen, welche er aufbot, ſtandhaft von ſich. Da ſchwur der Tyrann, daß ſie mit dem anbrechenden Tage zur Unterwerfung gezwungen werden ſolle.

„Als ſie jede Hoffnung auf Rettung verloren ſah, wurde ſie ruhig und heiter.

„Sie begehrte in das Bad geführt zu werden und ließ ſich dorthin die koſtbarſten Kleider, Schmuck, Schleier und Myrthenkranz bringen. Dann ſchickte ſie die Sclavinnen hinaus vor die Thüre in den Garten mit dem Befehle, die Brautlieder zu ſingen. Der Paſcha blickte mit Verlangen von ſeinem Altane herunter, wo er auf den weichen Polſtern ſaß und aus ſeiner langen Pfeife Rauchwölkchen dem dämmernden Abend entgegen blies. Plötzlich entſtand im Garten ein unendliches Klagegeſchrei.

„Eins der Mädchen war, da Irene ihnen zu lange blieb, hineingegangen und hatte ſie dort auf dem Teppiche ausgeſtreckt gefunden mit leichenblaſſem Geſicht. Sie hatte ſich den Dolch in die Bruſt geſtoßen. Friede ſei mit ihrer Seele.

„Dein Vater hat ſich mit deiner älteren Schweſter bei dieſer Nachricht nach Ipſara geflüchtet.“

Achilleus hatte ſich während der Erzählung in das Gewand gehüllt, um ſeinen Schmerz vor den Archonten zu verbergen. Nach einer Weile erhob er ſich, reichte wortlos ſeinen Landsleuten die Hand, ging hinunter, wo Thriaki die Pferde vorgeführt hatte, ſchwang ſich auf und ſprengte ſeinem Diener weit voraus, um ungehindert ſeine Thränen um Irene ſtrömen zu laſſen und ſie in unendlicher Wehklage betrauern zu können.

Zweites Capitel.

An demſelben Morgen, wo Achilleus in Roveredo die traurige Nachricht von dem Tode ſeiner Schweſter und der Flucht ſeines Vaters erfuhr, gelangte Graf Joſeph zur höchſten Staffel ſeines Glückes. Er hatte zu einem Gabelfrühſtücke ſeine Freunde, den Hofrath von Gentz und den Fürſten Iwan, eingeladen, um ſeinem Oheim, dem Hofmarſchall, welcher mit ihm zum Ritter Malavilla fahren ſollte, Geſellſchaft zu leiſten. Vor der niedrigen, wohlbeſetzten Tafel auf der chaise longue ſaß der Hofrath, die Serviette mit der Buſennadel auf dem Rocküberſchlage feſtgeſteckt. Zu ſeiner Rechten ſaß der Hofmarſchall, links Fürſt Iwan und ihm gegenüber der Wirth, hinter ſeinem Seſſel ſtand Nepomuk, der reichgallonirte Kammerdiener, ohne nur mit den Augen zu zucken oder ein Glied zu rühren.

Jetzt ging ein Diener mit Deſertgläſern herum und rief: „Peter Simon aus Spanien!“

„Gefällt Ihnen, Herr Hofrath,“ fragte Graf Joſeph, „der ſpaniſche Character?“

„Es iſt ein ſchöner, fanatiſcher Ernſt in ihm, ſein Feuer vermählt ſich gut mit der adeligen Auſter,“ verſetzte der

Hofrath und ſtach die Auſternpaſtete an, welche ihm der Bediente dienſtbefliſſen hereinreichte.

„Drymadera!“ rief jetzt ein anderer Diener und präſentirte die Gläſer.

„Auſtern wirken auf mein Nervenſyſtem,“ flüſterte der Hofmarſchall, „zu excentriſch und machen mir unruhige Nächte.“

„Sie müſſen es nur verſtehen,“ entgegnete der Hofrath, „die Aufregung bis zur ſelbſtquälenden Angſt zu ſteigern, aus welcher allein der Götterfunke des Genuſſes uns noch geboren werden kann. Blaſirt, wie man iſt, muß man raffiniren, wie man durch die Kunſt über die Natur den ironiſchen Triumph feiern kann. Wenn man der Lüge unſerer Exiſtenz ſatt iſt, muß man das Grauen vor ſich ſelbſt dazu gebrauchen, um ſich wenigſtens aus der Lethargie empor zu prickeln, welche denn doch das Entſetzlichſte bleibt.“

Jetzt ging fricaſſirtes Geflügel und Trüffeln in Butter herum.

„Hier haben wir denn ein Bild,“ verſetzte ſpottend der Hofrath „vom deutſchen Reiche, welches erſt zerſtückelt und in der gemeinſchaftlichen Sauce des Bundestages ſchmackhaft geworden iſt.“

Fürſt Iwan entgegnete: „Freund Rumohr bemerkte einſtmals, als wir zuſammen bei dem Fürſten Radziwill ſpeiſten, daß eine wohlſervirte Tafel und vorzüglich ein Dejeuner auf die Geſchmacksnerven denſelben Eindruck machen müſſe, wie eine Beethoven'ſche Symphonie auf das Gehör.“

„Dann,“ erwiederte der Hofrath, „iſt unſer Wirth mehr, als Beethoven; denn dieſes Andante, welches er hier producirt, iſt genialer, als Alles, was ich je in einer gaſtronomiſchen Academie genoſſen habe!“

„Cyperwein!“ rief jetzt der Bediente und präſentirte dem Hofmarſchall den Teller mit den Gläſern; dieſer forderte aber ein Glas mit Waſſer und entſchuldigte ſich bei Gentz mit der Bemerkung, daß ihm der griechiſche Wein zu rebelliſch wäre.

„Gnädiger Onkel,“ entgegnete Graf Joſeph, „Sie ſehen nun ſelbſt, daß die Inſurrection der Griechen in ihrem Wein ſteckt; wenn wir es mit unſerer Sache gut meinen, müſſen wir ihnen den Rebellionsſtoff abzapfen, auch auf die Gefahr hin, daß uns ſelbſt die Revolution zu Kopfe ſteigt.“

„Daß es Gott verhüte!“ rief der Hofmarſchall und fuhr im Schrecken mit der Naſe herum, daß er an die zitternde Majonnese di sturione gerieth, welche der Diener eben herumreichte.

Der Hofmarſchall zuckte vor der durchſichtigen Maſſe, aus welcher der Störkopf ihn ernſthaft anſtarrte, zurück und rief dann verlegen lächelnd: „War es mir doch, als ſähe ich leibhaftig den Kopf ſeiner allerhöchſtſeligen Majeſtät des Königs von Spanien“ —

„Mitten in der weichen Gallert ſeines Hofes!“ ſetzte der Hofrath lächelnd hinzu.

„Schloß Johannisberg!“ rief der nachfolgende Diener und präſentirte den Teller mit gefüllten, grünen Gläſern.

„Nehmen wir heute für Eſſig zum Fiſche!“ verſetzte der Hofrath und holte ſich den duftenden Römer herunter.

„Ich läugne nicht,“ fuhr er fort, „daß ich den Genuß liebe, der, wie eine ſpröde Geliebte, immer vor mir flieht.

„Ich bin Apollo, der die Daphne jagt, welche, ſobald er ſie endlich erreicht, in ſeiner Umarmung ſich in Lorbeer verwandelt. Mein Appetit iſt dahin, nur das Frühſtück hat für mich noch einiges Intereſſe. Mir bleibt faſt Nichts übrig, als in ſtillen Stunden daran zu denken, wie ich mir Geld verſchaffe zu Möbeln, Parfüms und anderen Luxusgegenſtänden, woran ich mich erfreuen kann, ohne aus eigener Kraft etwas dazuthun zu müſſen. Sie ſehen mich an, wie einen Hochverräther? — Wir ſind unter uns und können ſchon vertraulich uns ausſprechen! Was kann der Diplomat mehr verlangen, als das Beſte vom Leben — Macht — Reichthum, ſelbſt die Freiheit als aparten Biſſen?“

Jetzt wurden gebratene Wachteln herumgereicht.

„Meine Freunde,“ rief heiter der Wirth und ließ den Kork von der Champagnerflaſche ſpringen, „beurtheilen Sie nicht zu ſtreng das Allegro, das ein blöder Anfänger componirt hat.“

„Aber welch’ ein Anfang!“ entgegnete der Hofrath, „würdig eines Mozarts, welcher ſchon den künftigen Don Juan, dieſen Tokaier Ausbruch der Muſik, errathen läßt.“

Eine feierliche Ruhe lagerte ſich nun über die kleine Geſellſchaft, als wenn ein Engel mit ausgebreiteten Flügeln durch den Saal ſchwebte, eine Stille, wie in Todtengrüften, wo das bange Ohr Nichts hört, aber doch das Regen und Bewegen des unheimlichen Gaſtmahls unter den Brettern ahndet.

Endlich ergriff Fürſt Iwan wieder das Wort, indem er ſich zu Hofrath Gentz wandte und fragte: „Es iſt Ihnen aber gewiß nicht gleichgültig, in welcher Form wir das Leben zum Genuſſe bringen?“

„In dieſer Frage,“ antwortete der Hofrath, „bezeichnen Sie zugleich die Nothwendigkeit des Ceremoniels und der Erhaltung alter Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten. Was iſt die Sitte und Etiquette anders, als der Verſuch, individuelles Belieben mit den Anſprüchen, welche zugleich Andere darauf haben, in der Geſellſchaft auszugleichen?“

„Herr Hofrath,“ verſetzte der Hofmarſchall, „ſprechen Worte, welche man mit goldenen Lettern auf carariſche Marmortafeln niederſchreiben ſollte! Ich habe die Ehre gehabt, in meinen jüngeren Jahren in Madrid die allerhöchſtſelige Majeſtät der Königin ſpeiſen zu ſehen, und noch heute ſchwebt mir Alles, wie ein himmliſches Bild, vor den Augen. Hinter der Majeſtät ſtanden drei Damen, die Servietten zierlich über die Schulter gelegt. Nur einmal die Königin trinken zu ſehen, iſt ſchon eines Lebens werth. Sobald die Königin das Augenlid nur um eine Linie auf die Pupille herabdrückt, winkt die erſte Dame der zweiten, die zweite der dritten, und dieſe dem Mayordomo und der Mayordomo dem Pagen. Jetzt winkt der Page dem Diener, dieſer flüſtert: „Draußen!“ und beide eilen hinaus zum Schenken. Jetzt kehrt der Page zurück und trägt einen bedeckten, vollen Becher in der Rechten, einen vergoldeten Credenzteller in der Linken, vom Diener begleitet bis an die Thür, vom Mayordomo bis an die Stufen, von der Dame bis zur Königin, wo Beide niederknieen. Nun koſtet die Dame das Getränk ſo, daß ſie einen Tropfen davon in den Deckel ſchüttet und die Lippe ſo ſpitz vordrängt, daß ſie den Tropfen ſchlürfen kann, ohne das Metall des Deckels zu berühren; jetzt erſt trinkt die Königin, die Dame nimmt ihr aus der nachläſſigen Hand den Becher und giebt ihn an den Pagen und dieſer trägt ihn zurück im ſchwebenden Anſtande des Ganymeds.

„Das iſt nur ein Moment aus dieſem wunderbaren Schauſpiel! Sollte man glauben, daß dieſes Ceremoniel im Geringſten Andern läſtig geweſen wäre, ſo würde man nur eine ungeheure Ignoranz verrathen, denn zugleich ſtanden Granden und Ritter angelehnt an die Wände des Zimmers und unterhielten ſich ſcherzend mit den Damen der Königin, ſelbſt die Drei, welche den Tafeldienſt hatten, konnten mit den Augen ihre Verehrer grüßen.“

„Man begreift erſt aus ſolchen Schilderungen,“ verſetzte Graf Joſeph, „daß die Höflinge früher mit Recht ſagen konnten: „Hofdienſt vor Gottesdienſt!“

Hofrath von Gentz erhielt jetzt ein friſches Glas Champagner und weidete ſein Auge an den aus dem Schaume emporſpritzenden Funken.

„Haben Sie die junge Fanny Elsler in Wien je tanzen geſehen?“ fragte er. „Aus keinem ſchwereren Stoffe, als prüſelnder Champagner iſt, kann dieſe leichte Elfe gewoben ſein!“

„O, ich habe ſie geſehen!“ flüſterte Fürſt Iwan. „So nur kann ich mir Ariadne vorſtellen, wenn ſie ihre Dithyramben tanzt.“

„Haben Sie die Veroneſiſche Ariadne geſtern auf dem fürſtlichen Balle geſehen?“ fragte Graf Joſeph.

„Iſt ſie auch zu einer Ariadne,“ entgegnete der Hofrath, „zu junoniſch, ſo iſt in ihr doch Italien in ein Mädchen verwandelt. Sieht man in ihre Augen, ſo glaubt man in jedem eine dunkle Kleopatra zu erblicken; ſie kommt mir vor, wie das Modell eines griechiſchen Künſtlers zu einer Amazone im feuchten Thone, woran man noch überall die warme Hand des Meiſters ſehen kann.“

„Wenn Sie dieſe ſchöne Geſtalt,“ verſetzte Fürſt Iwan, „in verſchiedenen Attitüden lebendiger Bilder ſehen wollen, ſo werde ich mir erlauben, Sie nächſtens zu mir einzuladen. An einem der nächſten Abende wird die Stadt auf

Befehl der Municipalität erleuchtet werden. Mein allergnädigſter Monarch wird geruhen, nachdem er die Beleuchtung in den Hauptſtraßen in Augenſchein genommen hat, bei mir abzuſteigen, wo nur eine kleine Geſellſchaft anweſend ſein wird.

„Seine Majeſtät beſitzt, wie Sie wiſſen, das Bild der ſchönen Veroneſerin, dargeſtellt als ſchlummernde Ariadne, und hat den Wunſch früher ausgeſprochen, das Original in derſelben Stellung zu ſehen. Ich hoffe, Höchſtdieſelben damit überraſchen zu können. Bereits hat mir die ſchöne Francesca die Annahme meiner Einladung zugeſagt.“

„Eure Durchlaucht,“ verſetzte ſchalkhaft der Hofrath, „werden die kaiſerliche Majeſtät zur Dankbarkeit und mich zum Danke verbinden.“

„Ich begreife immer noch nicht,“ warf jetzt der Hofmarſchall dazwiſchen, „was geſtern Nachts auf dem Balle vorgefallen ſein mochte, daß plötzlich auf ein Flüſtern, das durch den Saal ging, die Geſellſchaft auseinander ſtiebte?“

„Es iſt allerdings ſeltſam!“ verſetzte Graf Joſeph: „plötzlich ging, wie Sie ſelbſt, gnädiger Onkel, bemerkt haben, ein Flüſtern umher; ich fragte meinen Nachbar, was es gebe? und erhielt nur zur Antwort: „Pulver im Keller! Verſchwörung! den Congreß in die Luft ſprengen!“ und in ſo kurzer Zeit, als wir hier davon ſprechen, hatten faſt alle Gäſte den Saal verlaſſen. Es iſt nicht zu begreifen, wie ein ſolcher muthwilliger Scherz, — denn etwas anderes konnte die Urſache von dem Vorfalle nicht geweſen ſein — dieſen Einfluß haben mochte!“

„Was Du ſagſt, Neffe!“ entgegnete der Hofmarſchall mit weitoffenen, erſchrockenen Augen.

„Mir iſt das leicht erklärlich,“ verſetzte der Hofrath:

„denn hängt mit der niedern Geſellſchaft die hochariſtokratiſche Welt zuſammen, wie die auf dem Meere ſchwimmende Vallisneria mit dem Grunde nur durch dünne Fädchen, ſo wird jeder ungefähre Wogenſchlag ſie erſchüttern. Ihr einziger Feind iſt der Schreck. Die menſchliche Ariſtokratie gleicht der in der Thierwelt; das edle Roß, welches weder Kanonendonner noch Blut ſcheut, kann ein rieſelndes Blatt in die Flucht jagen; den Löwen, wie man ſagt, ein krähender Hahn! Und wie oft haben die Pariſer Feuilleton's und galliſchen Hähne gleiche Wirkung auf uns geäußert!“

„Es iſt doch wunderbar! ſehr wunderbar, wie mein Neffe bemerkt!“ entgegnete der Hofmarſchall.

„Mein Gott!“ rief Fürſt Iwan, „iſt denn auch ſo eine Verſchwörung etwas ganz Unmögliches? Hat man nicht auf Bonaparte eine Höllenmaſchine losgelaſſen, und erzählt man ſich nicht von den Pulververſchwörungen in Frankreich und England grauſige Dinge genug?“

„Italien und Deutſchland,“ erwiderte der Hofrath, „ſind keine Elektriſirmaſchinen! und wir können noch ohne Schaudern vor dem nächſten Augenblick dieſes delikate Pfirſichgelee genießen.

„Wer wird bei dieſem köſtlichen Stragino di Gongorzola und ſeinen Verwandten aus Dolzera und Grana an gefüllte Bomben denken?“

„Welch' ein göttlicher Novembervormittag!“ rief Fürſt Iwan, als jetzt eben die Sonne einen großen, königlichen Gnadenblick durch das Fenſter herein auf die Geſellſchaft warf und alle ſilbernen und kryſtallenen Gefäße auf dem Tiſche leuchten und blitzen ließ.

„Es wird Zeit,“ verſetzte der Hofrath, „daß ich zu ſeiner

Durchlaucht eile, um ihr den Entwurf zum Ultimatum an die Cortes in Madrid vorzulegen."

„Darf man fragen, welche Töne Sie angeſchlagen haben?" fragte Graf Joſeph.

„Die melancholiſchen der Mundharmonika!" antwortete der Hofrath. „Um zu Völkern zu ſprechen, muß man die Worte, welche man gebraucht, unmerkbar mit dem Molltone alter Balladen anhauchen; ſelbſt wüthige Elephanten bringt man eher mit der Flöte, als mit der Peitſche zur Beſinnung. Unſere Depeſche ſoll vor den franzöſiſchen Bajonetten einhergehen, wie der weinende Genius der ſpaniſchen Nation."

Jetzt erhob ſich die Geſellſchaft, und Fürſt Iwan und Hofrath von Gentz empfahlen und entfernten ſich.

„Nun noch einen Augenblick zur Toilette, dann zu meiner Braut!" ſagte Graf Joſeph zu ſeinem Oheim, welcher mit der Kaffeetaſſe ſich in das Fenſter zurückgezogen hatte; „verzeihen Sie, daß ich Sie auf zwei Augenblicke allein laſſe!"

Indem er Nepomuk, welcher an der Thür ſtand, zurief: „Den Staatswagen vor!" — verſchwand er in das Nebenzimmer.

In dieſer Stunde hatte Iſabella namenloſe Leiden erduldet. Sie lag in der Capelle vor dem Altare auf den Knieen. Santello betete ihr vor, und ſie ſprach ihm die Worte nach, in welchen ihr Herz, wie das Wachs an den angezündeten Kerzen, ſchmolz und ihre Thränen groß und ſchwer über die Wangen herunterrollten. Eben ſagte Santello ihr die letzten Worte vor: „Du ſchmerzensreiche Mutter Gottes, laß' meine Wunden in ſüßen Peinen glühen, wie Roſen, und mich frohlocken über die Dornenkrone, welche mir Gott zur Prüfung meiner Demuth und meines Gehorſams auf die Stirn drückt; laß' mich freudig büßen für die Verlockungen des Fleiſches und der ſündhaften Gedanken! — Sende zu mir herab aus dem Paradieſe die Seele meiner himmliſch verklärten Mutter, daß ſie doppelte Seligkeit empfinde, wenn ſie ſieht, wie ich in kindlicher Ehrfurcht meinem Vater, dem treuen Vormunde, den mir Gott gegeben hat, gehorſam und unterthan bin in allen Dingen!“ —

„Virgo immaculata, oro pro nobis!“

Jetzt ſank Iſabella mit vorgebeugtem Haupte nieder auf die Altarſtufe.

Santello blieb ruhig ſtehen, die Hände über ſie ſegnend ausgeſtreckt, bis der Odem in ihre Bruſt zurückkehrte und ſie wieder die Augen emporhob zu ihm, der jetzt vor ihr ſtand, wie ein grauſamer und doch liebevoller Todesengel.

„Nun haſt du überwunden, fromme Tochter!“ ſprach er gerührt; „der Friede Gottes ſei mit dir, Amen!“

Er hob ſie in die Höhe, indem er weiter ſprach: „Von nun an wird dein Name genannt ſein bei den Seligen! komme nun zu deinem Vater und bringe ihm dein geläutertes und in Gehorſam geprüftes Herz zurück!“

Iſabella folgte ihm zu ihrem Vater, wie ein Lamm zur Schlachtbank. Streng und forſchend blickte der Ritter in ihr bleiches Antlitz. Als ſie ſich beugte und ihm die Hand küßte, hob er freundlich ihr Haupt empor und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn. „Jetzt geh', Iſabella,“ ſagte der Ritter, „in dein Gemach und laß' dich bräutlich ſchmücken, denn ich hoffe, daß dein zukünftiger Herr und Gemahl bald erſcheinen wird! Liebes Kind, du machſt mir heute viele Freude und unſerem Hauſe große Ehre!“ —

„Ihr habt über mich beſchloſſen,“ verſetzte ſie mit brechender Stimme, „und — ich bin ſchon gehorſam!“

Mit dieſen Worten wendete ſie ſich und eilte weinend nach ihrem Zimmer.

Jetzt raſſelte der Wagen des Grafen Joſeph in den Hof und hielt vor dem Hauſe.

Drittes Capitel.

Achilleus hatte ſich bei dem Biſchofe, welcher den ruſſiſchen Kaiſer nach Verona begleitet hatte, anmelden laſſen und war angenommen worden.

Es befand ſich dort Fürſt Iwan.

Der Biſchof ſaß nachläſſig auf dem Divan in einem weichen, mit ſchwarzem Sammt überzogenen Pelze. Zu ſeinen Füßen ſpielte ein Cyperkätzchen. Mit dem reich herabwallenden, ſchwarzen Barte, welcher ſein Geſicht noch bleicher erſcheinen ließ, als es ohnedies ſchon war, machte er auf den erſten Augenblick einen großartigen Eindruck. Doch verminderte ſich dieſer durch den liſtigen, weichlichen Ausdruck der Augen und einen leichten, hämiſchen Zug um den Mund.

Achilleus begrüßte ihn und überreichte ihm, indem er ihm zugleich ehrerbietig die Hand küßte, den Brief, welchen ihm Germanos zur Beſtellung eingehändigt hatte.

Der Biſchof erbrach den Brief und las ihn mit Aufmerkſamkeit durch, dann faltete er ihn wieder zuſammen, legte ihn neben ſich auf den Tiſch und beſchwerte ihn mit der eiſernen Sphinx, welche er zum Briefhalter gebrauchte.

„Mein heiliger Bruder in Chriſto, Neophytos, Erzbiſchof von Talantion,“ begann er jetzt, „hat ſich hier in eine weltliche Sache eingelaſſen, welche ihn in der Seelenpflege ſtören mag. Er unterſchreibt ſich hier als Erzbiſchof und Congreßmitglied. Seine Heiligkeit wird wohl ermeſſen, was Ihr bei den dortigen Verhältniſſen am Zuträglichſten erſcheint. Die Hochwürdenträger der ruſſiſch-griechiſchen Kirche waren ſeit Czar Peter immer der Meinung, daß ſie, den Welthändeln fremd, unter dem Schatten der kaiſerlichen Krone am Beſten gedeihe. Der hochwürdige Biſchof meint nun, die Inſurrection der Griechen gegen die Ungläubigen ſei eine Sache der Chriſtenheit. Ich für meine Perſon halte dafür, daß, wenn dieſe Anſicht richtig ſein ſollte, Seine kaiſerliche Majeſtät auf Ihrem allerhöchſten Standpunkte am Beſten wiſſen wird, ob dieſe Meinung die gehörige ſei.“

„Das ruſſiſche Kaiſerhaus,“ entgegnete Achilleus, „hat im vorigen Jahrhundert die griechiſche Nation unter der Verſicherung des Schutzes ſeiner Glaubensverwandten zu den Waffen gerufen und Hellas hat mit Strömen Blutes dieſen Schutz zu verdienen geſucht. Eure Heiligkeit werden ſich, wie ich hoffen darf, an Orlow, ſeinen Aufruf an die Hellenen und an ſeinen Abzug erinnern.“

„Käme es auf das Herz des Kaiſers an,“ verſetzte Fürſt Iwan, „ſo würde Griechenland gewiß ſo glücklich ſein, unter dem ruſſiſchen Kaiſerhauſe zu ſtehen, aber leider haben ſich auch bei Euch die neumodiſchen Ideen eingeſchlichen, welche unſer Herrſcher nie billigen wird.“

„Doch dürfte Seine Majeſtät,“ entgegnete Achilleus, „ſich an die Verhandlungen Capodiſtria's mit den Häuptern der Hellenen im vorigen Jahre erinnern? Die Ausſichten, welche er uns eröffnet hatte, waren ſo glänzend, daß ganz Hellas dem aus Rußland herbeikommenden Ypſilanti bei ſeinem Aufrufe zur Freiheit und zu den Waffen freudig zujauchzte.“

„Seiner Majeſtät," verſetzte der Biſchof, „ſind dieſe Privatunterredungen fremd geblieben; Sie hat den Erſten, wie den Zweiten, aus Ihrem Rathe entfernt."

„Vielleicht," entgegnete Achilleus, „kommt es nur darauf an, Seine Majeſtät an die beſtimmteren Verhältniſſe zu erinnern, um Sie zu bewegen, das begonnene Werk der Befreiung der Chriſten aus der türkiſchen Schmach und Knechtſchaft zu vollenden."

„Ich zweifle," erwiderte der Biſchof, „ob Seine Majeſtät verkennen möchte, daß die Hellenen keineswegs den Erwartungen Rußlands entſprochen haben. Ich weiß auch nicht, ob von der griechiſchen Regierung irgend eine beſtimmte Bitte zum Throne Seiner Majeſtät gelangt iſt, Höchſtdieſelbe um den Schutz der Oberherrlichkeit anzuflehen. Den Griechen ſcheint der unbeſcheidene Gedanke, eine Republik ſtiften zu wollen, keineswegs fremd zu ſein; gerade durch ſie ſind in Europa die revolutionären Ideen, zu deren Ausrottung wir berufen ſind, erſt recht entzündet worden."

„Hellas," verſetzte Achilleus, „iſt jetzt durchaus nicht im Stande, ſeine Zukunft zu beſtimmen. Auf ſeine eigene Kraft bis jetzt beſchränkt, muß es ſich concentriren, ſo gut es kann. Inwiefern ſich ſein politiſches Daſein nach der Politik der chriſtlichen Mächte modificiren muß, wird nur von dem Einfluſſe abhängen, welchen es ſich durch Hülfsleiſtung verſchaffen kann."

„Was meint denn eigentlich unſer Bruder in Chriſto," fragte der Biſchof, „in ſeinem Schreiben für Schriften, welche der Ueberbringer Seiner Majeſtät zu überreichen habe? Wünſcht er, daß ich Euch Zutritt bei dem Kaiſer verſchaffe, ſo habe ich zugleich Euer Anliegen mit zu verantworten. Ich kann denn doch ſeinen Wunſch erſt in Ueberlegung ziehen, wenn ich von dem Inhalte jener Papiere wenigſtens inſoweit unterrichtet bin, um über die Zuläſſigkeit der Einhändigung derſelben an Seine Majeſtät eine Meinung mir bilden zu können."

Achilleus konnte ſich jedoch nicht entſchließen, die ihm anvertrauten Correſpondenzen Capodiſtria's mit den Phanarioten in Conſtantinopel und den moreotiſchen Häuptlingen näher zu bezeichnen, als Neophytos in ſeinem Briefe an den ruſſiſchen Biſchof gethan hatte. Er entgegnete daher: „Hochwürdiger Herr Biſchof, verzeiht, daß ich nicht mehr darüber ſagen kann, als im Briefe geſchrieben ſteht; das mir eingehändigte Paket iſt mit dem Siegel der Regierung verſiegelt; ich kann mithin über den Inhalt nichts Weiteres mittheilen. So viel iſt mir gewiß, daß dieſe Papiere dem ruſſiſchen Cabinete vom höchſten Intereſſe ſein dürften."

„Ihr ſeid aber im Stande," fragte Fürſt Iwan, „jeden Augenblick dieſes Paquet abgeben zu können?"

„Seine Heiligkeit, der Herr Biſchof," verſetzte Achilleus, „darf jede Stunde zu mir ſchicken, ich bin immer bereit, vor der kaiſerlichen Majeſtät zu erſcheinen."

„Ihr könnt im Vorſaale bei meinem Caplan Eure Adreſſe abgeben," entgegnete der Biſchof; „kann ich etwas in der Sache thun, ſo ſollt Ihr von mir Nachricht erhalten."

Achilleus begab ſich jetzt mit gedrücktem Herzen hinweg; Fürſt Iwan war zurückgeblieben.

„Wie oft," ſagte er, „hat Seine Majeſtät die Schritte bereut, welche zur Inſurrection in Griechenland geſchehen ſind! Dieſe Papiere, welche der junge Grieche in den Händen hat, muß er zurückerhalten, und zugleich müſſen wir verhindern, daß der Grieche bei ihm Zutritt erlangt."

„Ich fürchte nur," verſetzte der Biſchof, „daß der

Grieche ſie nicht gutwillig herausgeben wird, wenn er ſie nicht perſönlich abgeben darf.“

„Bei dem Vernehmen,“ erwiederte der Fürſt, „welches jetzt zwiſchen uns und dem Wiener Cabinete beſteht und bei der religiöſen Stimmung, welcher der fromme Kaiſer jetzt ſo leicht hingegeben iſt, muß durchaus die Zuſammenkunft des jungen Griechen mit ihm hintertrieben werden. Er ſieht darnach aus, um die Mordſcenen von Conſtantinopel, welche mit ſo viel Vorſicht dem Kaiſer verſchwiegen worden ſind, vor ſeine Phantaſie zu führen und ihn für die griechiſche Sache mit einem Schlage zu gewinnen. Wie ſchwer es dem Staatskanzler geworden iſt, den Kaiſer davon abzuziehen, iſt bekannt.“

Der Biſchof lächelte für ſich hin und ſtreichelte die Katze, welche auf ſeinen Schooß und unter ſeinen langen Bart gekrochen war.

„Was iſt da weiter zu thun?“ fragte er endlich phlegmatiſch und liſtig.

„Eure Heiligkeit,“ verſetzte der Fürſt, „dürfen mir Ihr Vertrauen ſchenken und laſſen Sie mich Ihrem Gebete und Ihren Fürbitten empfohlen ſein.“

Mit dieſen Worten verabſchiedete ſich Fürſt Iwan und warf ſich in ſein Cabriolet, welches vor der Thür hielt, um zum Grafen Joſeph zu fahren.

„Meint der Herr Fürſt,“ ſagte jetzt der Erzbiſchof zu ſeinem Kater, welchen er auf dem Schooße behalten hatte, „daß wir ſo einfältig ſind, für ihn immer Kaſtanien zu braten? — Er mag ſich vor dem Schickſale der Günſtlinge in Acht nehmen. Meint er, ich werde ihn halten, wenn er in der kaiſerlichen Gunſt ſtraucheln ſollte? Wer da feſt ſteht, den muß man ſtützen, wer fallen will, dem muß man einen Stoß geben, daß es ſchneller geht! — Mir kommt es vor, als wenn der Fürſt anfinge, die kaiſerliche Gnade unter den Prägeſtock zu bringen. Mag er ſeine Finger in Acht nehmen!“

Während der Biſchof ſo ſeine klugen Gedanken hatte, befand ſich bei dem Grafen Joſeph der verſchmitzte Nicolo.

„Der Dolch, mit dem der Chevalier nur leicht verwundet worden,“ erzählte er, „muß von der Fabrik des alten Giacomo in Neapel ſein; denn nur dieſer verſteht die Klinge ſo zu vergiften, daß die kleinſte Wunde, welche damit beigebracht wird, tödtlich iſt; — der Chevalier und der Doctor Antonio ſind jetzt derſelben Meinung; denn die ganze linke Seite der Bruſt iſt ſchon ſchwarz unterlaufen, und ſtündlich greift das Uebel trotz aller Umſchläge um ſich. Die Blutegel fallen im Augenblicke, wo ſie aufgeſetzt werden, todt ab.“

„Recht zur Unzeit,“ erwiederte Graf Joſeph, „wird mir der Chevalier untüchtig; doch ſind ſeine Geſchäfte zunächſt in deinen Händen gut aufgehoben. Ich kann dich in manchen Stücken ſogar beſſer gebrauchen, als ihn, da du mehr Energie haſt, als er; dir geht Nichts ab, als die rechte Manier, mit vornehmen Leuten Umgang zu gewinnen; doch du biſt noch Anfänger, und bei rechter Aufmerkſamkeit im Dienſte wirſt du ſchon die nöthigen Eigenſchaften auszubilden bemüht ſein. Zuverläſſig biſt du; darauf kann ich mich doch verlaſſen?“

„Ich hoffe,“ verſetzte Nicolo, „in manchem Stücke Euch beſſer zu bedienen, als der Chevalier.“

„Wie ſo?“ fragte der Graf.

„Mir iſt es nur befremdend, daß der junge Grieche und der Arzt Antonio den verwundeten Chevalier heimgebracht haben.“

„Wie hängt das zuſammen?“ fragte argwöhniſch der Graf.

Während Nicolo erwog, daß es ihn nur in unangenehme Händel verwickeln würde, wenn er Bajonna in das Spiel brächte, und darauf bedacht war, die Stelle des Chevaliers bei dem Grafen zu erhalten, entgegnete er: „Das wird der Chevalier am Beſten wiſſen! Soviel iſt gewiß, daß der Chevalier aus unnöthiger Dankbarkeit oder aus ſonſt einer Urſache ihn Eurer Nachforſchung zu entziehen ſucht.“

„Der Schurke!“ murmelte der Graf zwiſchen den Zähnen.

Er ging eine Weile im Zimmer auf und ab, dann ſagte er zu Nicolo: „Warte im Vorzimmer, bis ich dich wieder rufe!“

Nicolo entfernte ſich, Graf Joſeph aber ſetzte ſeinen Spaziergang im Zimmer fort.

„Wie mein böſer Genius,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „tritt mir dieſer Grieche überall in den Weg; ich werde nicht eher ruhig, bis ich ihn weit von meiner Bahn hinweggeſchleudert habe. Es war ihm vergönnt, meiner Rache in der Nacht zu entrinnen; wohl denn! ich verzichte darauf; er ſoll nur weg von hier! Seine Nähe verwirrt mir die Sinne.“

„Der Grieche Achilleus!“ meldete Nepomuk, „den ich auf Befehl Ihrer Excellenz beſtellt, wartet im Vorzimmer.“

„Er mag verziehen,“ verſetzte unwillig der Graf und ſagte dann, als Nepomuk ſich entfernt hatte, wieder zu ſich: „Gut! ich habe ihn beſtellen laſſen; er iſt aber doch da!“

Jetzt trat Hofrath von Gentz herein.

„Wie Leid thut es mir,“ begann er, „heute an dem Tage, wo nur Hymen mit Fackeln und Kränzen Ihnen nahen ſollte, mit einer Geſchäftsſache Sie behelligen zu müſſen. Ich komme eben aus der Canzlei unſeres Fürſten. Ich habe nochmals Gelegenheit gehabt, ihm Ihre Meinung, den Griechen Achilleus zu polizeilicher Haft bringen zu laſſen, vorzutragen. Er iſt jetzt damit ganz einverſtanden, ſobald der Grieche die Weiſung der Cabinete, welche Sie ihm zu ertheilen haben, ſeinen Landsleuten in Roveredo zugeſtellt haben wird. Auch hierin hat Seine Durchlaucht Ihren Vorſchlag genehmigt, den griechiſchen Deputirten durch denſelben Agenten, welcher ihr Memoriale eingereicht hat, die Reſolution darauf mitzutheilen. Der junge Mann wartet ſchon, wie ich geſehen habe, im Vorſaale. Wollen Sie ihn nicht vorkommen laſſen?“

Graf Joſeph zog an der Klingel und ließ Achilleus eintreten.

Achilleus kam herein und begrüßte den Grafen Joſeph, welcher ihn nicht zu bemerken ſchien und noch eine Zeit lang mit Hofrath von Gentz über gleichgültige Dinge ſprach.

Noch nie hatte Achilleus den Druck der Verhältniſſe ſo ſchwer empfunden, wie an dieſem Tage, wo ſeine ſchönſten Wünſche zerrinnen ſollten. Mit welchen ſo ganz anderen Erwartungen hatte er ſich vor einigen Wochen in dieſem Zimmer befunden! Alle Hoffnungen, welche er auf den Congreß in Verona geſetzt hatte, verſchwanden ihm mehr und mehr. Zugleich fühlte ſich ſeine innerſte Seele über die vornehme Mißhandlung empört, welche ihm hier, wie anderwärts, zu Theil wurde.

Nach einer Weile trat er endlich zu dem Grafen Joſeph hin, und da dieſer ihm den Rücken zukehrte und ihn noch nicht bemerken wollte, legte er ihm die Hand auf die Schulter und ſagte: „Wenn der Herr Graf keine Zeit hat, einen Phanarioten und Fürſten zu empfangen, ſo bitte ich, ein anderes Mal mich zu einer gelegneren Stunde einzuladen."

Graf Joſeph maß den Griechen mit großen Augen; dieſer aber ſah ihm ruhig in das Geſicht.

Der Hofrath von Gentz lächelte vor ſich hin.

„Ich wünſche jedoch," verſetzte Graf Joſeph, „weniger Euer Vertrauen zu beſitzen."

„Wär't Ihr eben ſo höflich, als Ihr beſcheiden ſeid," verſetzte Achilleus, „ſo würde es mir nicht Leid thun, bei ernſten Dingen Euch begegnet zu ſein."

Graf Joſeph biß ſich auf die Lippen, ſagte nichts dagegen und übergab ihm ein erbrochenes Schreiben.

„Es iſt," erklärte der Hofrath, „das Memoriale, welches Ihr im Namen einiger Neugriechen bei uns eingereicht habt. Ihr erhaltet es mit der nöthigen Reſolution zurück, um es Euren Committenten noch vor ihrer Wegweiſung aus Roveredo wieder zuſtellen zu können."

Achilleus ſchlug das Schreiben auseinander und fand am Rande mit Bleiſtift die Bemerkung:

> „Iſt Metaxa und Conſorten der wohlmeinende Rath zu ertheilen, ſich ihrer rechtmäßigen Regierung zu unterwerfen!"

Achilleus ſah empor und den beiden Diplomaten in die Augen, um ſeinen Mund zog ſich ein bitteres Lächeln. Er kämpfte mit dem in ihm aufſiedenden Zorne, bis er es über ſich gewann, ruhig die Worte zu ſagen: „Ich appellire im Namen des Volkes der Hellenen gegen die Schmach, welche man ihm anzuſinnen ſich das Anſehen giebt, an das Gericht des gerechten Gottes und empfehle ſeiner Barmherzigkeit unſere Feinde in ihrer Todesnoth!"

Mit dieſen Worten legte Achilleus das Memoriale wieder ſorgfältig in die Falten und entfernte ſich.

Graf Joſeph drehte ſich zu dem Hofrath lachend um und ſagte: „Ich gäbe viel darum, die Declamationen des jungen Barbaren daheim bei ſich mit anhören zu können! Ich geſtehe, daß mir noch nie irgend wer ſo zuwider geweſen iſt, wie dieſer junge Menſch!“

„Und doch,“ entgegnete der Hofrath, „zwingt mir der ruhige Fanatismus für ſeine Sache Achtung ab. Es iſt Etwas in dieſen Naturkindern, welches ihnen immer ein perſönliches Uebergewicht über Civiliſirte verſchafft. Wirklich, Herr Graf, kam es mir vor, als wenn er um einen Kopf höher geweſen wäre als wir, und ich wette doch darauf, daß ich mich getäuſcht habe.“

„Uebermorgen,“ ſagte Graf Joſeph, halb zu dem Hofrathe, halb zu ſich ſelbſt, „ſoll ſein Kopf niedrig genug werden.“

„Faſt dauert es mich,“ entgegnete der Hofrath, „zu wiſſen, daß ſchon die Schlinge der Polizei nach ſeinem Nacken geſchwungen iſt, um ihn herunterzuziehen in die dumpfe, ſchauerliche Nacht der Gefängniſſe und in die Qualen nichtsſagender Verhöre.“

„Sie werden ſentimental!“ verſetzte Graf Joſeph.

„Ach!“ entgegnete der Hofrath, „mir thut die ſchöne Geſundheit des griechiſchen Leibes Leid, welche ihm der Vampyr der Kerkerluft ausſaugen ſoll. Laſſen Sie ihm den Paß viſiren und ſchicken Sie ihn fort, das könnte genügen!“

„Haben Sie mir,“ fragte Graf Joſeph, „nicht ſelbſt die Erlaubniß von Seiner Durchlaucht zur Verhaftung dieſes Menſchen gebracht?“

Der Hofrath zuckte mit den Schultern.

Jetzt ließ ſich Fürſt Iwan anmelden. Er wurde angenommen und erzählte ſeinen beiden Freunden von ſeinem Zuſammentreffen mit Achilleus bei dem ruſſiſchen Biſchof und den Papieren, welche er dem Kaiſer Alexander perſönlich zu überreichen ſuche.

„Sehen Sie,“ ſagte Graf Joſeph zu dem Hofrathe, „welchen gefährlichen Menſchen Sie gegen mich in Schutz genommen haben?“

„Dieſe Papiere,“ fuhr Fürſt Iwan fort, „könnten ſo eigenen Inhalts ſein, daß ſie auf das Gemüth des Kaiſers einen unberechenbaren Eindruck zu machen im Stande ſind. Wer kann wiſſen, wie weit Capodiſtria in ſeinen Verhandlungen mit den Phanarioten gegangen iſt?“

„Darin ſind wir einig,“ entgegnete Graf Joſeph, „daß weder der junge Grieche ſeinen Zweck erreichen, noch die Papiere in die Hände des Kaiſers gelangen dürfen.“

„Wie aber iſt das Alles zu verhindern?“ fragte Fürſt Iwan.

„Meine Gedanken,“ verſetzte der Graf, „werden allmälig von den Geſchäften des Tages müde, laßt uns zuſammen eine Fahrt vor das Thor machen. Sie begleiten mich dann zu dem Ritter Malavilla und meiner ſchönen Braut. Erlauben Sie mir nur zwei Augenblicke, einem meiner Leute einen Auftrag zu ertheilen.“

Er ließ den im Vorſaale harrenden Nicolo herein kommen und ging mit ihm in ſein Cabinet, wo er eine Weile leiſe mit ihm ſprach und ihn dann wieder entließ.

Heiter kam er jetzt zurück, ſtreifte die weißen Glacéhandſchuhe über die Hand und verließ plaudernd mit ſeinen Freunden das Zimmer.

„Sie nennen ſich,“ ſagte der Hofrath beim Einſteigen in den Wagen zum Grafen, „aus zu großer Güte zuweilen meinen Schüler in der Kunſt, das Leben ſich leicht zu machen! — Ich bewundere meinen Meiſter in Ihnen."

Jetzt gab der Kutſcher den Pferden die Zügel und in fröhlichem Geſpräche flog der Alcibiades des Congreſſes mit ſeinen Freunden den Corſo dahin.

Viertes Capitel.

Achilleus hatte Thriaki ausgeſchickt mit dem Auftrage: ſich im Hofe Antonio's irgendwie der Duenna Ines bemerklich zu machen, damit er von ihr Nachricht über ſeine Verlobte erhalten möchte. Schon dämmerte der Abend heran und Thriaki war noch nicht zurückgekehrt.

Zu den Widerwärtigkeiten des Tages, welche Achilleus erlebt hatte, geſellte ſich nun eine Schaar von ahnungsvollen Sorgen um Iſabella. Nach den Begegniſſen der vorigen Nacht mußte er glauben, daß die treue Ines gewiß Gelegenheit geſucht haben würde, ihm von Iſabella Nachricht zu überbringen, da er doch erſt erwarten mußte, welcher Weg zu Mittheilungen an ſie ihm bezeichnet werden würde.

Es hatte aber Niemand im Hauſe während ſeiner Abweſenheit eine Frau, wie er Ines beſchrieb, geſehen, auch ſpäter Thriaki Nichts von ihr bemerkt. Sollte Iſabella Etwas zugeſtoßen ſein? oder gar ein Verräther ihrem ſtrengen Vater ſeine Zuſammenkunft mit ihr in der Capelle und ihre Verlobung voreilig verrathen haben?

„O, wie habe ich mir mein Schickſal verwirrt!“ ſeufzte er. Dann fragte er ſich wieder: „Habe ich auch recht gethan, der ſüßen Stimme der Liebe mein Ohr zu leihen, während ich im harten Dienſte meines Volkes mit den

Geſpenſtern argliſtiger Politik qualvoll mich abringe? Was frage ich, da ich hier zwecklos die Zeit vergeuden mußte und Nichts zum Vortheile meines Vaterlandes errungen habe? Meine Miſſion, ich will es mir nicht leugnen, iſt hier zu Ende. Sie haben mich und mein Volk verhöhnt, und ich muß dies Alles ertragen, ohne die Fauſt zur Vergeltung ballen zu dürfen. Wie ſo groß däuchte ich mich, als ich Arnold ſagen konnte: wer zum Dienſte des Vaterlandes ſein perſönliches Belieben mitbringt, verletzt ſeine heiligſte Pflicht! Freilich gehöre ich mir ſelbſt wieder an, und dir, du geliebte Braut! So will ich denn muthig daran ſein, mit allen Mitteln, welche mir zu Gebote ſtehen, dieſe nahe und ſo eigene Pflicht, welche mich an ſie bindet, zu erfüllen! Eine gute Nachricht von dir, Iſabella, würde heute nach ſo vielen Kümmerniſſen mich erfreuen und erfriſchen. Wenn du wüßteſt, wie meine ganze Seele nach einem Worte von dir dürſtet, du würdeſt gewiß einen Weg gefunden haben, mir es beſtellen zu laſſen. Oder ſollteſt du gar den heiligen Bund bereuen, den du mit mir geſchloſſen haſt? Es iſt nicht möglich! Mag mir Gott einen ſolchen Argwohn verzeihen!"

Jetzt gingen ihm die Gedanken durcheinander, er verhüllte ſich das Haupt und verſank in ein hinbrütendes Träumen.

Bald hörte er die munteren Tritte ſeines Thriaki die Treppe herauf. Er ſprang empor im Augenblicke, wo Thriaki zur Thüre hereinkam. „Thriaki, meine Taube mit dem Oelzweig!" rief er, „bringſt du gute Botſchaft?" —

Thriaki war athemlos; er pochte ſich mit der flachen Hand auf die Bruſt und brachte endlich mit unterbrochenen Worten heraus: „Es iſt ein Iltisneſt, dieſes Verona! man möchte einen Kopf haben, ſo ſchmal, wie eine Ratte, um durch jede Ritze kriechen zu können. Bin ich doch meines Vaters Sohn, aber heute war ich immer noch nicht pfiffig genug."

„Erzähle! Erzähle!" rief ungeduldig Achilleus.

„Ich machte mir ein Geſchäft in Antonio's Hauſe," fuhr Thriaki fort, „um mich dabei zugleich nach Ines zu erkundigen. Daß die gute Alte aus dem Hauſe geſchafft und irgendwo im Verborgenen untergebracht iſt, hatte ich bald heraus."

„O, meine Ahnung!" rief Achilleus.

„Santello, der Pfaffe, hat ſie in einem verſchloſſenen Wagen fortgefahren, welcher leer wieder zurückgekommen iſt. Man war der Meinung, daß ſie eine Liebſchaft ihrer Donna begünſtigt habe und nun dafür büßen müſſe."

„Die Arme! ich bin Schuld an ihrem Unglück!"

„Hört nur weiter! Heute Mittags hat der Graf Joſeph, welchen Ihr ja kennt, bei dem Spanier ſich mehrere Stunden lang verweilt. Dort ſoll viel verhandelt worden ſein; aber man weiß nicht recht was! Auch ein alter, ſchwarzröckiger Notar iſt mit oben geweſen."

„Du mordeſt mich, Thriaki!" rief Achilleus. „Doch nein, redlicher Geſell'! ſchütte dein Tuch mit allen deinen Nachrichten aus!"

„Es ſind Nichts, als Krebſe!" verſetzte Thriaki. „Ich ließ mir nun den Notar beſchreiben und richtig! nach vielem Hin- und Herfragen fand es ſich, daß es Maeſtro Alippi am Domplatze iſt. Ich ging zu ihm, trug ihm eine Zankgeſchichte vor, welche ich geſtern mit unſerem Hauswirthe hatte, und fragte um guten Rath, den ich ihm mit drei Liren bezahlen mußte.

„Dabei erzählte ich ihm, daß ich ſchon Vormittags ihn aufgeſucht, aber nicht gefunden hätte, da er bei dem Spanier geweſen wäre. Er meinte, freilich hätte er viel Geſchäfte. Nun ſtellte ich mich recht ſchwatzhaft an und fragte: ob er Duenna Ines kenne, welche er vielleicht dort geſehen habe? Er wußte aber Nichts von ihr, das ſah ich ihm an. „Ich kenne auch den Herrn Grafen Joſeph, fuhr ich fort, er iſt ein hübſcher Herr, giebt gute Trinkgelder, und wenn ich zu ihm in Dienſt kommen könnte, ſo wäre es mir gar lieb, und mehr Leute würde er doch gebrauchen, als früher, da er ſich doch nun verheirathen wolle.“

„Da mochte der Alte die Schelmerei merken, wurde zornig und ſagte: „Seht doch den Milchbart! will wohl einen alten Praktikus ausforſchen? Schert Euch zu dem und jenem!“ —

„So mußte ich denn von dem alten Advocaten mit langer Naſe abziehen; es geſchah mir ganz recht, wie konnte ich auch daran denken, einen alten Fuchs mit Mäuſen zu fangen.

„Ich ging nun wieder zurück in den Hof, dorthin, wo die Fontaine in die Höhe ſpringt, ſetzte mich ruhig hin und that, als wenn mich in aller Welt Nichts anginge. Als endlich der ſpaniſche Pfaff in der Capelle den Hausleuten den Abendſegen las, zog ich meine Kapuze über den Kopf und recht tief in das Geſicht und ſchnürte mich hinein, wo ich gleich an der kleinen Thür, welche vom Hauſe hineingeht, mich niederkniete, bis die Litanei zu Ende war. Ich ließ den Ritter an mir vorüber und hinausgehen, dann folgte Iſabella. Schnell bückte ich mich, küßte den Saum ihres Gewandes und bat um ein Almoſen im Namen meines Schutzpatron's Achilleus.“

„Du haſt ſie geſehen, du haſt ſie geſprochen? hier haſt du eine Zechine und einen Bruderkuß!“

Thriaki ſchlug die Zechine in den Zipfel ſeines Taſchentuchs, lachte mit den weißen Zähnen und den großen, ſchwarzen Augen und entgegnete: „Sie war ſchön, wie ein weißes Reh mit rothgeweinten Augen! So ſcheu und klug ſtand ſie vor mir, daß ich an die Verſe Cornaro's aus Candia dachte:

„Die Augenwimpern ſchlägt darum gar künſtlich auf das Mädchen,
Und thut, als wär' es ganz erſtaunt, und blickt hinauf zum Himmel.“

„Suche dein Almoſen vor der Hausthür!“ antwortete ſie nach kurzem Beſinnen, das einen halben Augenblick dauerte, und ging vorüber.

„Ei! dacht' ich, das iſt ein kluges Wort, und ſtellte mich vermummt, wie ich war, und gebückt, wie von Alter und Gebrechen, unter die Hausthür an die kleine Treppe, die Ihr kennt.

„Kaum hatte ich mich dort angebracht, ſo flog ein verſiegeltes Billet vom Altan zu mir herunter.

„Ich ſteckte es ſchnell ein.“

„Heraus damit!“ rief Achilleus, „was machſt du für Umſchweiſe in Worten?“

„Alles recht gut!“ verſetzte Thriaki; „ſo klug die Sache angefangen worden, war ſie doch verrathen; denn im Augenblicke, als ich durch das dunkle Thor hinaus auf die Straße entwiſchen wollte, hielten mich zwei Polizeiſchnapphähne bei dem Kragen zurück und befahlen mir, den Zettel herauszugeben. Was war zu machen? Ich entſchloß mich kurz und ſagte: „Wenn es ſo ſein ſoll?“ griff in die Taſche, knitterte darin den Zettel zuſammen und heraus damit in den Mund, und wäre faſt erſtickt an dem trocknen Biſſen.

Da ſtanden die Kerle mit langen Naſen, ſtierten mich an, ſchimpften, wie die Sperlinge, und ließen mich laufen. Nun weiß ich nicht mehr, was ich anfangen ſoll, um Euch heute noch Nachricht von Donna Iſabella und der alten Ines zu bringen! Was meint Ihr, wenn ich mich hinlegte und ſchliefe, vielleicht, daß ich im Traume abläſe, was ich Geſchriebenes im Magen habe?“

„Du wärſt im Stande,“ entgegnete verdrießlich lachend Achilleus, „und verſchlängſt mich ſelbſt, wenn uns daheim der Feind auf den Ferſen wär', nur, um mich nicht in ſeine Hände gerathen zu laſſen!“

„Wie der Wallfiſch den Propheten?“ meinte Thriaki, „aber was ſoll ich jetzt thun?“

„Du mußt wieder nach Roveredo zu den Deputirten reiten und dieſes Schreiben hinausbringen.“

„Und auf Antwort warten?“

„Das wird ſich finden! Iß erſt zu Abend, dann aber thu' einen ſchnellen Ritt!“

„Einen Schluck Eſſig und einen Liebesbrief im Leibe,“ rief Thriaki, „was braucht ein junger Grieche mehr zum Salat?“

Achilleus ſchrieb jetzt einige Zeilen an Metaxa, ſiegelte ſie mit dem zurückerhaltenen Memoriale ein und übergab dann das Paket an Thriaki, welcher ſich unterdeſſen die Schärpe um den Leib feſter zuſammengezogen hatte.

„Nun gute Nacht, Achilleus!“ ſagte er, reichte ihm die Hand und eilte davon; Achilleus aber beſchloß zu Antonio zu gehen, um ſich bei ihm und Franceſca nach Iſabella und Ines zu erkundigen.

Francesca war in dieſen Tagen viel beſchäftigt mit der Anordnung und Zubereitung der Gewänder, welche ſie zur Darſtellung lebender Bilder gebrauchte. Eben waren die Lampen angezündet worden. Vor ihr lagen die verſchiedenſten wollenen und feinleinenen Stoffe aufgerollt.

Antonio war hereingetreten, ohne von ihr bemerkt zu werden. Er ſtand im Schatten an der Thür ſtill und betrachtete ſie. Noch nie war ihm ihre Schönheit ſo in die Augen gefallen, als jetzt, wo ſie das große Stück weißwollenen Zeuges, um den Faltenwurf zu verſuchen, über den Kopf geworfen, um die Schulter und unter der Bruſt ſtraff angezogen und ſich ſo emporgerichtet hatte. Sie wendete ſich jetzt gegen das Licht, daß ihr Geſicht hell angeſtrahlt wurde. Ein ſchmerzlich ſchöner Zug, welchen Antonio ſchon ſeit einiger Zeit um ihre Lippen und Augen bemerkt hatte, ſchien ihn zu fragen: „Biſt du der Arzt, der Herzen heilen kann?“

Jetzt ließ ſie die Arme ſinken, und das Zeug warf ungehindert große, mächtige Falten, vom Haupte über den Rücken und an den Seiten herunter. Als ſie nun, wie in ſchweren Träumen, die Augen ſchloß, erſchien ſie ihm, wie eine Scheintodte, welche eben aus dem Todtenſchlafe erwachen will. Sie ſeufzte tief auf und Antonio machte ein Geräuſch, um ſeine Gegenwart ihr bemerklich zu machen.

Sie fuhr, wie aus einem Traume, empor.

„Francesca?“ fragte mit weicher Stimme Antonio.

Sie ſprang bei dieſen Worten aus der Hülle heraus und flog ihm laut weinend in die Arme.

„Was iſt mit dir, liebe Schweſter?“ fuhr er beſorgt fort und ſtrich mit der flachen Hand ihr die hervorſtürzenden Thränen aus dem Geſichte; „verdiene ich ſo wenig dein Zutrauen, daß du vor mir deinen Kummer verhehlſt?"

„Antonio! Antonio!" rief ſie ſchluchzend.

„Unſere Eltern," entgegnete traurig Antonio, „ſind ſchon längſt heimgegangen, ich habe Niemand mehr auf dieſer Erde für meine Liebe und für meine Sorge, als dich. Franceſca, hat es dir je an mir gefehlt, daß du jetzt dein Gemüth vor mir verſchließeſt?"

„Nein! nein!" verſetzte ſie mit ſchluchzender Stimme; „aber gewiß, du Guter, nie habe ich dir etwas verhehlt, als das, was jedes Menſchenherz mit ſich allein abmachen muß. Wenn ich dir ſage, daß ich bis zum Tode betrübt bin, ſo habe ich doch kein Wort für die Urſache. Glaub' mir, es iſt Nichts, als eine Ahnung. Mir ſteht gewiß eine Krankheit, oder — der Tod bevor."

„Welche Gedanken!" entgegnete Antonio, „welche unglückſeligen Gedanken! Ich kann und darf dir dein Vertrauen nicht abzwingen; aber glaube es mir, unendlich ſchmerzt es mich, daß du zum erſten Male meine dargebotene brüderliche Hand leiſe zurückdrückſt. In deine Seele, die ſonſt ſo ruhig und klar war, iſt Etwas gekommen, das ihr fremd bleiben ſollte. Dein ganzes Weſen hat ſich unter meinen Augen verändert."

„So fremd wäre ich dir geworden?" fragte Franceſca mit zartem Vorwurfe.

„Fremd, ſeitdem die Fremden in Verona ſind!" verſetzte ſtreng Antonio; „dich hat der Glanz der großen Welt geblendet, und nun kommen dir unſere Verhältniſſe, unſer früheres, friedliches, eingeſchränktes Daſein gering dagegen vor. Armes Kind, der äußere Glanz täuſcht dich! Könnteſt du hinter dieſe glänzende Hülle ſehen, du würdeſt nur nacktes

Elend finden. Glück und Frieden gedeiht nur im Schatten des bürgerlichen Lebens, nicht auf den harten, ſteilen Felſenwänden, wo im heißen Sonnenbrande die Königskerzen wachſen und giftige Schlangen ſchimmernd durch den Sand ſich ringeln.

„Noch wähnſt du mit den Verhältniſſen zu ſpielen, in welche du zur großen Welt durch den Grafen Joſeph und unſere ſpaniſchen Gäſte gekommen biſt; aber bald werden ſie dich beherrſchen und dich in das Verderben ziehen. Die Blumen der Kaiſerkrone gedeihen am Beſten auf Gräbern, wo ihre giftige Zwiebel ſich von Leichen nähren kann, und die Menſchen aus der hohen Geſellſchaft, welche du kennen gelernt haſt, ſcheinen dir ſo herrlich zu blühen, weil ſie aus den Gräbern der Geſchichte mit brennenden Farben der Verweſung die Blüthe des Lebens füllen können. Wer nicht zu ihnen gehört, der hüte ſich vor dem Moſchusgeruch, mit welchem ſie ihre kranken Glieder einbalſamiren.

„Man erzählt ſich, daß an gewiſſen Stellen zur Nacht ſchöne Geſpenſter tanzen und mit ſüßen Worten Jünglinge und Mädchen dazu hinzulocken ſuchen, um ihnen das Blut auszuſaugen. Francesca, die Feſte, zu welchen du dich hinziehen läßt, ſind ſolche fürchterliche Tänze und Mahle.“

Francesca hing bei dieſen Worten, wie todt, in ſeinen Armen. Als er aber jetzt fortfuhr: „Und wenn ich je erleben ſollte, daß meine herrliche Francesca Glück, Ruhe und Ehre verlöre —“ ſtieß ſie ihn zornig und erſchrocken mit den Händen von ſich und warf ſich nieder auf die Erde, das Geſicht in die aufgerollten Zeuge verbergend.

Antonio wartete noch eine Weile, als er aber auf ſeine Frage: „Meine ich es denn ſchlimm mit dir?“ keine Antwort erhielt, ſagte er: „So erbarme ſich Gott über uns, denn ich kann dich nur warnen!“ —

Jetzt trat wieder eine Pauſe ein, dann erhob ſich Francesca, reichte ihrem Bruder ruhig die Hand und ſagte: „Ich danke dir, mein Bruder, für deine Warnung! Schenke mir nun auch das Vertrauen: daß ich eher ſterben werde, als eine Unwürdige in deinen Augen ſein!“

„Ich danke dir für dieſen Troſt,“ verſetzte Antonio, „ich vertraue auf die Ehre unſeres Namens, in welcher wir Beide erzogen ſind!“ —

Bei dieſen Worten hörten ſie Jemand kommen, es war Malocchio, welcher mit einem Folianten unter dem Arme und mit den Worten hereintrat: „Hier bringe ich von der Bibliothek die Abbildungen der vornehmſten Kunſtwerke der alten Welt mit den Beſchreibungen dazu.“

„Willkommen, Freund Malocchio,“ rief Francesca, „laß' ſehen, was uns deine Kirchenväter für Coſtüme vorſchreiben!“

Malocchio legte das dicke Buch auf den Tiſch und ſchlug es auf.

„Hier iſt gleich Ariadne! Seht, wie anmuthsvoll in blühenden Formen, epheubekränzt und reich verhüllt, ganz meine Francesca.“

„Hier iſt das wollene Zeug zum Chiton,“ verſetzte ſie und zeigte ihm das ſchöne Tuch, welches ſie dazu genommen hatte.

„Wir nehmen den doriſchen Chiton,“ verſetzte Malocchio, „welcher ohne Aermel durch Spangen auf der Schulter feſtgehalten, an der linken Seite in der Mitte zuſammengenäht und nach Unten offen iſt, ſo daß die beiden Endſpitzen in einander gelegt werden können.

„Um die Hüfte wird, wie es noch jetzt bei den Athenerinnen Sitte iſt, der Gürtel gelegt, ſo daß durch das

Heraufnehmen des Gewandes der antike Bauſch gebildet werden kann. Seht hier das Bild an! Indem das Tuch auf der linken Seite weiter reicht, als auf der rechten, entſteht hier ein Ueberhang und Faltenſchlag, welcher als die größte Zierde der griechiſchen Frauenkleidung betrachtet wurde.“

Antonio hatte ſich während dieſer Unterredung wieder entfernt.

„Wenn Ihr, holde Freundin,“ fuhr Malocchio fort, „noch die Amazonenkönigin Hippolyte darſtellen wollt, ſo bedürfen wir noch das regelmäßig gefaltete, enganliegende Obergewand, den Peplos, welcher mit dem Obertheile quer um die Bruſt gewunden und hier zuſammengeſteckt wird.

„Wir nehmen ſie im Coſtüm der Diana. Hier habe ich eine Zeichnung dazu gemacht. Hippolyte will eben den tödtlichen Pfeil vom ſtraff angezogenen Bogen dem Feinde entgegenſenden, ihre beiden Dienerinnen mit den kleinen Schildern und gezückten Schwertern ſind ihr zur Seite, um mit ihr vorwärts in den Kampf zu eilen.“

„Prächtig! Prächtig!“ rief Franceſca. „Ich küſſe dafür Eure Stirn, hinter welcher ſo viele ſchöne Malergedanken fertig werden!“

„Hier iſt nun Sappho nach einer antiken Gemme,“ fuhr Malocchio fort und ſchlug den Kupferſtich auf. „Sie iſt eben im Begriffe, vom Felſen ſich hinunter in die Fluth zu ſtürzen.“

In dieſem Augenblicke wurde Achilleus angemeldet.

„Er ſoll uns willkommen ſein!“ ſagte Franceſca, ohne die Blicke vom Blatte emporzuheben.

Achilleus trat ein und entſchuldigte ſich, daß er noch Abends vorſpräche.

„Es iſt mir vielmehr recht lieb,“ verſetzte Francesca, „wenn Ihr an unſeren Berathungen mit Antheil nehmen wollt. Wir wollen künftigen Montag Abends den Fremden zeigen, daß die alte claſſiſche Zeit jeden Augenblick wieder lebendig gemacht werden kann!“

„Ihr werdet damit,“ verſetzte Achilleus, „eben ſo wenig Freude anrichten, wie wir mit der neuen Auflage von den Perſerkriegen, welche wir in Griechenland eben veranſtalten.“

„Eure Darſtellungen,“ verſetzte Malocchio, „ſind aber auch zu plaſtiſch und geſchehen nicht einmal, wie unſere, mit ſtillſchweigender polizeilicher Erlaubniß. Ihr gebt Eure Darſtellungen vor einem nachahmungsſüchtigen Völkerpublikum, wir vor dem höchſten Adel; ſeht, welcher Unterſchied!“

„Läſterer!“ rief Francesca, und hielt ihm die Hand auf den Mund.

„Darf ich fragen,“ verſetzte Achilleus, „welche Gegenſtände zur Darſtellung gewählt werden ſollen?“

„Hier! ſeht!“ entgegnete Francesca und deutete auf das Bild der Sappho im Buche.

„Erzähltet Ihr mir nicht,“ fragte Malocchio, „daß Ihr ſelbſt einmal in früheren Jahren den leukadiſchen Felſen beſucht habt?“

„Vor drei Jahren,“ verſetzte Achilleus, landete ich auf meiner Zurückkehr von Ithaka bei der Inſel Santa Maura, um das Cap Ducato, das alte Vorgebirge Leukas, zu beſteigen.

„Eben war die Sonne im Untergange, als ich dort hinaufgelangte, wo die liebeglühende Kythariode ſich hinabſchwang in die donnernde Fluth. Wenige Säulenſchafte ſind nur noch allein vom Tempel Apollo's übrig, wo dort die vom Liebesweh gequälten Herzen Hilfe und Heilung ſuchten. Welche uralte, grauſige, dunkle Geſchichten ſchweben um dieſen Felſen! Die Hülfe, welche der Gott geben konnte, war der Sprung vom Felſen hinunter in das Meer.

„Dorthin kommt auch Zeus, ſo oft er für die kalte, ſtolze Göttin entbrannt iſt und löſcht durch den Sprung in das Meer ſich die Liebesflammen. Nur Apollo wußte um das Geheimniß, bis er es an Kythere verrieth, als ſie lange vergebens ihren Liebling Adonis geſucht und endlich todt im Tempel des erythoniſchen Apollo gefunden hatte. Doch die ſchöne Göttin bebte vor dem Sprunge in die Tiefe zurück, nur nicht Sappho.

„Ihre Liebesſchmerzen und ihre ſchöne Geſtalt verſchlang das herzkühlende, flammenlöſchende Meer, nur nicht die Töne ihres bitterſüßeſten Liedes von der Gewalt der Liebe.

„Dieſer Erinnerung nachhängend, ſtand ich dort oben hoch über dem brandenden Meere auf der heiligen Stelle an der Weſtſeite des Caps, als eben die glühende Sonne vor mir in das kühle Meer tauchte und hinterdrein die fluthende Nacht Alles in Dunkel verſenkte.

„Das iſt, ſchöne Francesca, die Geſchichte vom leukadiſchen Sprunge!“

„Ich danke Euch für Eure Geſchichte,“ verſetzte ſie mit zitternder Stimme, „und für das einzige Mittel gegen unglückliche Liebe. Wie ſo einfach groß ſind dieſe Sagen, ſo fabelhaft und doch ſo proſaiſch wahr. Wohl weiß ſelbſt die Gottheit keinen andern Rath für ein gebrochenes Herz, als einen ſchönen, freiwilligen Tod!“

„Panagia verhüte,“ rief beſtürzt Achilleus, „daß Euch meine Schilderung betrübe!“

„Sie rührt mich nur unendlich,“ verſetzte Francesca und reichte ihm über den Tiſch hinüber die Hand.

Malocchio ging jetzt hinüber zu Antonio, um ihn mit ihrem Vorhaben zu verſöhnen, da er gemerkt hatte, daß Antonio ſich jedesmal, wenn er jetzt zu Francesca kam, verſtimmt zurückzog.

Als Francesca ſich allein mit Achilleus im Zimmer befand, bemerkte ſie, daß er Etwas auf dem Herzen habe, was er zu entdecken hatte und doch vor Verlegenheit nicht dazu kommen konnte.

„Was ſeid Ihr denn ſo ſtumm?“ fragte ſie endlich.

„Schöne Francesca,“ verſetzte er, „Ihr ſeid die Freundin Iſabella's?“ —

Bei dieſen Worten lächelte Francesca verſtohlen für ſich.

„Hat ſie Euch,“ fuhr Achilleus fort, „nie von mir geſprochen?“

„Sehr oft, lieber Freund! Wie kommt Ihr darauf, Euch nach ihr zu erkundigen?“

„Seid nicht zu ſtreng mit mir! denn Ihr könnt es wohl wiſſen, daß ich ſie redlich liebe.“

„Seid Ihr auch ihrer Liebe verſichert?“

„Habt Ihr heute mit ihr geſprochen?“

„Nein! ſeit geſtern Abend habe ich ſie nicht geſehen. Sie kommt ſonſt immer gegen Abend zu mir, nur heute nicht. Sonſt war immer die Thüre drüben, zu welcher von hier aus die Brücke führt, geöffnet, heute blieb ſie verſchloſſen. Es ſcheint, als wünſche man heute drüben keine Beſuche zu machen oder anzunehmen.“

Achilleus ſtarrte betrübt vor ſich auf die Erde.

Nach einer Weile fuhr Francesca fort: „Achilleus, Ihr ahnet nicht, wie lieb Ihr mir geworden ſeid, ſeitdem ich geſehen habe, daß auch Ihr menſchlich empfinden könnt! Von ganzer Seele wünſche ich, daß Ihr glücklich ſein möchtet! Armer Mann, Ihr habt wenig Ausſicht dazu! Wie es mir ſcheint, ſucht Graf Joſeph Iſabella zu gewinnen. Meine Dienſtleute erzählten mir, Ines ſei heute von ihr getrennt und in einem Kloſter irgendwo auf einige Zeit untergebracht worden. Vielleicht komme ich morgen Abend mit Iſabella zuſammen, eher kaum, aber dann ſollt Ihr Nachricht von ihr erhalten.“

Jetzt kam Malocchio heiter zurück, da es ihm gelungen war, Antonio die Auszeichnung, welche ſeinem Hauſe durch die Bevorzugung ſeiner Schweſter in den höchſten Zirkeln zu Theil wurde, blendend vorzuſtellen und dadurch ſein Bedenken zu beſchwichtigen.

„Es iſt nun Alles abgemacht!“ flüſterte er Franceſca zu.

„Das iſt mir ſehr lieb!“ verſetzte ſie, „denn es würde mich immer ſchmerzen, wenn ich irgendwie meinen Bruder betrüben müßte.“

Franceſca erhob ſich jetzt vom Sitze und Malocchio und Achilleus verließen ſie.

Fünftes Capitel.

Fürſt Iwan mochte bereut haben, dem Grafen Joſeph ohne Rückhalt vertraut zu haben, wo die ruſſiſch-griechiſchen Papiere, an deren Wiedererlangung gelegen war, zu ſuchen ſeien.

Ihm war auf der Spazierfahrt eingefallen, welche geheime Mittel ſein Freund beſaß, ohne Umſchweif ſich in den Beſitz derſelben zu ſetzen. Er war daher Abends wieder mit bei Joſeph vorgefahren und nahm nun die Gelegenheit wahr, ihm bemerklich zu machen, daß der Beichtvater darum wiſſe und wie viel werth das Stillſchweigen deſſelben ſei.

Graf Joſeph ſuchte ihn jedoch zu beſchwichtigen mit dem Verſprechen, daß er auf jede Discretion rechnen könne.

Jetzt überbrachte der Kammerdiener einen Brief und meldete, daß ſchon ſeit einigen Stunden eine alte Madame unten warte, um Antwort zu erhalten.

Fürſt Iwan bat den Grafen, als dieſer den Brief bei Seite legen wollte, ſich nicht ſtören zu laſſen und den Brief zu erbrechen.

Während Graf Joſeph jetzt den Brief flüchtig durchlas, wechſelten die Mienen in ſeinem Geſicht zwiſchen übermüthiger und unmuthiger Laune; endlich war er mit dem Briefe zu Ende. Etwas verſtimmt blickte er in die Höhe und ſagte: „Kommt es mir doch vor, als wenn gerade in dieſen Tagen, von welchen ich ſo vieles Glückliche gehofft habe, alle meine früheren Liebesabenteuer ſich in tauſend Mücken verwandelt hätten, um mich zu Tode zu necken. Ich hatte vor einigen Jahren die Bekanntſchaft eines Bürgermädchens aus Grätz gemacht, welches zum erſten Male auf dem Leopoldſtädter Theater in Wien aufgetreten war, und, wenngleich noch in zweiten Rollen, das Publikum durch ihre Anmuth entzückte. Auch ich war unter ihren Bewunderern. Ich beſchloß an einem Abende, wo Regen vom Himmel goß, ſchnell ihre Bekanntſchaft zu machen. Als das Theater ausging, ließ ich meine Equipage am Eingange für die Schauſpieler vorfahren und ſie dem reizenden Clärchen zur Verfügung ſtellen. Bald kam ſie auch mit ihrer Mutter herunter, ich hob Beide in den Wagen und fuhr ſie zu ihrem Logis. Da ſie mich freundlich einluden, bei ihnen ein frugales Abendeſſen einzunehmen, ſo ſchickte ich die Equipage fort und ſtieg mit ihnen in die dritte Etage hinauf, welche ſie inne hatten.

„Wie ſo einfach und doch ſo freundlich war das Stübchen, in welches wir eintraten! An den Fenſtern blühten in Töpfen Balſaminen und Baſilicum, von deſſen feinen Düften das Zimmer durchzogen war.

„Clärchen bat mich, mir die Zeit nicht lang werden zu laſſen, ſie wollte ſchon mit ihrem Anzuge ſchnell machen, und verließ mich auf kurze Zeit mit ihrer Mutter. Ich war ſo im Stübchen allein und hatte Zeit es zu betrachten.

„Ueber dem mit weißem Cattun überzogenen Sopha hing das Bild der heiligen Veronica und gegenüber an dem

Pfeiler zwiſchen den beiden Fenſtern der kleine Spiegel an bunten Bändern mit den dahinter geſteckten Pfauenfedern, umgeben von kleinen, eingerahmten Schattenriſſen.

„In der einen Ecke der Stube ſtand ein offenes Fortepiano, auf dem zurückgeſchlagenen Deckel lag „Adelaide“ von Beethoven. Ueber dem Inſtrumente hing an bunten Schnüren ein kleines Bücherbret, in deſſen einer Abtheilung ihre kleinen Rollenbücher lagen, und in der andern einige Bände von Schiller's und Göthe's Trauerſpielen ſtanden. Das eine Bändchen davon war ſehr abgegriffen und mochte ihr Lieblingsbuch ſein. Ich zog es heraus und fand, daß es Göthe's Egmont war. Die kleine, verliebte Eitelkeit! dachte ich, wie oft mag ſie ſich an die Stelle ihrer Namensſchweſter träumen! Ich entſchloß mich, mit ihr einen Egmontroman zu ſpielen.

Ich ſetzte mich in die Ecke des Sopha's zur großen, grauen Katze, welche auf einem weichen Kiſſen dort ihren Platz hatte, und verſenkte mich abſichtlich in die Ahnungen der ſchönen Stunden, welche mir hier in dieſem Stübchen aufblühen ſollten.

. „Endlich kam Clärchen allein zurück, ihre Mutter war noch in der Küche beſchäftigt, um uns ein kleines Abendeſſen anzurichten.

„Sie erſchien in ihrer reizenden Steyermärkiſchen Tracht und ſagte bei ihrem Eintritte: „Schauen nun Euer Gnaden, was Sie für ein armes Mädchen beſucht haben, aber es iſt mir, als wenn ich nicht mehr recht ich ſelbſt bin, wenn ich nicht wenigſtens Abends wieder mich anziehe, wie daheim bei uns!“

„Ich verſicherte ſie, daß ſie mir nie reizender vorgekommen ſei, wie jetzt, und ich müßte, wenn ich ſie anſähe, immer an das Clärchen im Egmont denken.

„Bei dieſer hingeworfenen Aeußerung flog eine ſchöne Röthe über ihr Geſicht; ich hatte ihre ſchwache Seite gefunden.

„Habe ich mit Egmont, fuhr ich fort, wenigſtens das Eine gemeinſam, daß ich, wie er, ein Graf bin und bald bei Hof lange, ceremonielle Stunden, und auf dem diplomatiſchen Bureau mühevolle Tage zubringen muß, ſo bin ich doch darin nicht ſo glücklich, wie er, daß ich ein holdes Liebchen gefunden hätte, bei dem ich meiner Tagesſorgen quitt werden könnte.“

„Wirklich,“ fragte ſie geſpannt, „Euch hätte noch keine ſchöne, vornehme Dame erobert? Das iſt wohl gar nicht möglich, die ſchönen ungariſchen und böhmiſchen Fürſtinnen und Gräfinnen zu ſehen, ohne ſich in ſie zu verlieben? Wär' ich ein Mannsbild, ſo bräch' jeden Schritt lang das Eis und ich plumpte tief hinein, daß die Donau über mir zuſammenſchlüg'.“ —

„Das Räthſel kann ich dir löſen, holdes Clärchen! verſetzte ich; ich bin auf dem Lande geboren und erzogen, und Landleben vergißt ſich nicht mehr. Nun habe ich mir ſchon in meinen jüngern Jahren eine Liebe geträumt, welche, wie ein Maienblümchen im ſtillen Waldgrunde, mir entgegenblühte.“

„Doch,“ unterbrach ſich jetzt Graf Joſeph, „ich langweile Sie, verehrter Freund, mit einer kindiſchen Liebesgeſchichte, ähnlich ſo vielen tauſend anderen.“

„Nein! gewiß nicht,“ verſetzte Fürſt Iwan, „ich fühle die Muſik davon heraus, obſchon, ich geſtehe es gern, Frauencharactere, wie die göttliche Francesca iſt, mich vor allen hinreißen. Aller Genuß entſteht aus Contraſten, ich ſelbſt bin ein muſikaliſches Gemüth und liebe dagegen das Plaſtiſche. Doch bitte ich Sie, fortzufahren; nur vergönnen Sie mir, dabei an die göttliche Francesca denken zu dürfen.“ —

„Ich ſchilderte ihr nun,“ fuhr der Graf Joſeph fort, „daß der Mann um ſo glücklicher wäre, je mehr er ſeiner Geliebten geben könnte, und wie ich nur deshalb einen Werth auf meinen Stand und Einfluß bei Hofe legte, um Alles einſt meinem Mädchen, wie ein Geſchmeide, ſchenken zu können.

„Sie ſehen, mein Freund, daß ich auch den Diplomaten in der Liebe nicht vergeſſen mochte.“

„Wie ſo gern,“ verſetzte mit weichem und doch tückiſchem Lächeln der Fürſt, „betrügt man in der Liebe, um doch am Ende der Betrogene zu ſein! Die eheliche Liebe iſt die Monotonie der reinen Accorde, erſt der darüber hinausgehende Septimenaccord macht ſie piquant.“

„Um kurz zu ſein,“ fuhr Graf Joſeph fort, „kam ich mit ihr an dieſem Abende ſo weit, daß ſie ganz in die Rolle von Egmont's Clärchen einging, und ich hörte nun einen ganzen Winter durch das Liedchen zum Fortepiano: „Freudvoll und leidvoll!“ — bis ich es wieder überdrüßig hatte, und mit beiden Händen die Gelegenheit ergriff, mit zum Diplomatencongreß nach Carlsbad zu gehen, wo ich mich nach meinen Talenten nützlich zu machen ſuchte.

„Ich vermied es, das Mädchen wieder zu ſehen, und hatte das ganze Abenteuer faſt vergeſſen, bis ich jetzt dieſen Brief von ihr erhalte. Da leſen Sie!“

Fürſt Iwan nahm den dargebotenen Brief und las:

„Kannſt du mich wirklich vergeſſen haben, lieber, guter

Graf? Willſt du gar nicht mehr denken an dein armes Mädchen, das ganz vergangen iſt im Sehnen zu ihrem Egmont? Ich nenne dich immer noch: Du, wie meine liebe, heilige Veronika. Wenn es mir auch ſchlimm geht, ich bete immer in den zwei „Du“ zu dem „Du“, die meine Schutzpatronin iſt, und für das „Du,“ das Joſeph iſt, der mein Egmont war. Aber Ihr beiden „Du“ meint es gar nicht mehr gut mit mir; die Veronika will nicht mehr Fürbitt’ thun und ſchilt mich immer aus, daß ich dir zu gut geweſen bin, und du haſt mir ein Blumenblättchen nach dem andern ausgerupft, daß nun Alles dahin iſt, was ich hatte — die ganze Schönheit, ſo viel davon an mir war; nur meine Augen ſind hell geblieben und nur zu hell, denn ich ſehe viele Dinge, die ich gar nicht ſehen möchte. Heute Nacht um neun Uhr, wenn der Mond kommt, geht es wieder an. Ich wollte dir, gnädiger Graf, eher noch erzählen, wie es mir gegangen iſt. Du hatteſt mich doch beredet, vom Theater abzugehen, weil du nicht wollteſt, daß mich alle die dummen Augen der Andern angaffen ſollten; denn das Clärchen müſſe immer daheim ſein. Das that ich auch; du weißt ja, daß ich deinetwegen nicht einmal mehr mit der Mutter in den Prater ging und nur alle Freitage einmal in die Meſſe in die Stephanskirche, wo du mir immer an der Thür das Weihwaſſer in die Hand tropfen ließeſt. Das kann ich gar nicht vergeſſen, und ich muß immer meine Thränen tropfen laſſen, wie du die Hand vom Weihwaſſer, wenn ich daran denke. Das war auch ſo ſchön, wenn du Nachts im Mantel zu uns geſchlichen kamſt, und ich dir unſer Liedchen vortrommeln konnte auf dem Piano, du weißt es ja! „Freudvoll und leidvoll!“ ſo lange, bis das Freudvoll ganz verſungen war und nur das Leidvoll übrig blieb, daß ſich Einem von ſelber vorſingt und in den Ohren und in dem Herzen und in der Seele hängen bleibt, wie eine Brummfliege mit den Beinchen im Spinnennetze. Ich weiß wohl, du hätteſt mich nicht ſogleich ſitzen laſſen, wenn du nicht mit nach Carlsbad gemußt hätteſt wegen des europäiſchen Gleichgewichts. Aber ein Paar Zeilen hätteſt du ſchon zuweilen an dein Clärchen ſchreiben können, wenn nur dein Name darin geſtanden hätte und: „An mein gutes, dummes Clärchen, abzugeben am Kohlmarkte.“ Ich wartete aber immer vergeblich und dachte oft, daß dich ein ſpaniſcher Alba wohl gar in das Gefängniß geworfen hätte, um dich vor Tagesanbruch hinrichten zu laſſen, wo ich mich ja hätte gar vergiften müſſen. Denk' dir nur! ich wäre gewiß ſchon todt, wenn nicht Brackenburg, ich meine den Fleiſchergeſellen aus Grätz, der draußen in der Neuſtadt in Arbeit ſteht, mich nicht immer mit Liebesanträgen verfolgt hätte. Ich ließ aber nicht von dir, da ließ er doch von mir ab. So gingen nun die Zeiten hin in recht großem Herzeleid. Du hatteſt doch immer Geld an die Mutter gegeben, das wußte ich freilich nicht, dachte auch nicht daran, wovon wir lebten. Da hatte ich mir das Faullenzen angewöhnt, daß es mir ſchwer fiel, mit Nähen und Stricken Alles zu verdienen; denn bei dem Theater wollten ſie mich nicht mehr, da meine Stimme eine ganze halbe Scala in der Höhe verloren hatte und nicht mehr feſt war. Nun dachte ich oft, wenn ich vom frühen Morgen bis ſpät in die Nacht bei meinem Lämpchen ſaß, bis es mir vor dem angegrifſenen Auge blutroth wurde: daß du mich gewiß nicht ſo leiden laſſen würdeſt, wenn du mein Elend wüßteſt! Nach und nach aber wurde mir auch Alles einerlei, — ich war gar nicht mehr ich ſelbſt. Das war die Zeit, wie es ganz finſter in mir geworden war. Ich hab' auch gar nicht mehr gebetet, und ich ſündhaft' Weſen lebte ohne Beichte und Abſolution; ich hatte ja auch vor Arbeit keine Zeit mehr dazu. Da war ich einmal in der Nacht vor Mattigkeit vom Stuhle in die Stube geſunken und konnte mich nicht rühren; es war ein böſer Schlaf, in den ich verfallen war. Da that es plötzlich in mir einen Ruck, und ſeitdem bin ich eine Hellſeherin. So gnädig iſt Gott; denn nur ſo ſollte ich erfahren, daß mein Egmont noch lebt, und ihn vielleicht wiederſehen. Wie mein Zuſtand herumkam, weiß ich nicht; ich ſolle prophezeien können, ſagt mir meine Mutter. Da kam einſtmals ein fremder Herr und brachte uns Reiſegeld hierher nach Verona und einen Brief vom Chevalier Bartolo, der mich hierher verſchrieb. Nun bin ich ſeit einigen Tagen hier und habe dich immer noch nicht geſehen. Aber mein Verdienſt iſt noch gar gering, da ich täglich nur zwei Zwanzigkreuzer bekommen kann; denn ich bin ja nur noch eine Anfängerin in dem Hellſehen und habe es erſt bis zu dem Tiefſchlafe gebracht. Wenn ich aber erſt in den Hochſchlaf komme, dann wird auch meine Gage erhöht. Der Chevalier kommt jetzt auch nicht mehr zu uns, da ihn ein Scorpion geſtochen und er bald ſterben muß. Joſeph, mein ſchöner Graf Egmont, willſt du denn dein armes, gutes Clärchen gar nicht mehr ſehen? Ich bin nicht mehr ſchön, du brauchſt mich auch nicht mehr zu lieben; aber meine Augen, ſagt mir meine Mutter, ſollen immer noch ſchön ſein. Die ſollen dich freundlich anſehen, wenn du hieher kommſt, ehe ſie brechen. Ich habe doch auf dieſer Welt nur eine Liebe, die biſt du, an die will ich mich halten, vielleicht daß mich Gott daran hinaufzieht auf Fürbitte der heiligen Veronica, welche mir den Todesſchweiß mit dem Tüchel von der Stirn abwiſchen will.

Clara Nauerin,
aus Grätz in Steyermark,
Hellſeherin.“

„Die kleine, naive Perſon,“ ſagte jetzt Fürſt Iwan, indem er den Brief zurückgab, „muß ich kennen lernen.“

„Sie meinen doch nicht,“ verſetzte Graf Joſeph, „daß wir ſie beſuchen ſollen?“

„Warum,“ entgegnete der Fürſt, „wollen Sie ſich nicht dieſen Genuß verſchaffen, eine in Molltöne ſich auflöſende Mädchenſeele zu beobachten?

„Sie nennen ſich im Lebensgenuß einen Schüler des Hofraths Gentz, warum wollen Sie den glücklichen Moment, das ſüße Grauen vor ſich und dem Leben ſich zu verſchaffen, vorübergehen laſſen? Und wie modern iſt der ganze Roman mit dem armen Clärchen! es verräth wenig Geſchmack und Kunſtſinn, ihn nicht zu Ende zu leſen. Denken Sie nur: unglückliche Liebe, zur Clairvoyance geſteigert, welche piquante Novelle!“

„Gut denn,“ verſetzte Graf Joſeph, „wir wollen von der Frau, welche unten wartet, uns zu ihr bringen laſſen. Es iſt Nacht, wir brauchen keine Späheraugen zu fürchten. Ich weiß nicht, was mich zu dieſem Abenteuer hinzieht, welchem ich endlich doch lieber aus dem Wege gehen ſollte.“

Mit dieſen Worten begaben ſich beide hinunter und ließen ſich von der Mutter Clärchens zu ihrer abgelegenen Wohnung unterhalb des Caſtells Sanct Peter führen.

Sie kamen dort in ein dunkles Haus, wo ſie eine ſteile Treppe hinanſteigen und über einen engen Corridor und endlich in das Zimmer Clärchens kamen.

Ein Tiſch, auf welchem eine meſſingene Lampe ſtand, und einige gewöhnliche Rohrſtühle waren die einzigen Möbeln darin.

Aus dieſem Zimmer ging eine Thür hinaus in ein kleines Nebengemach. Die Alte nahm die Lampe, leuchtete hinaus und fragte: „Biſt du noch wach, Clara?"

„Iſt es ſchon Zeit zum Schlafengehen?" fragte Clärchen, welches draußen auf dem ärmlichen Lager ſaß.

„Noch nicht, lieb' Clärchen!" entgegnete die Alte. „Komm' doch heraus, es ſind Leute da, welche mit dir reden wollen!"

„Nein! nein!" rief Clärchen kindiſch furchtſam, „es ſind Todte! — Laß' ſie nicht herein, meine gute Mutter, ſprich nur den Segen, ſo gehen ſie wieder fort."

Jetzt trat Fürſt Iwan unter die Thür. Kaum erblickte ihn Clärchen, ſo verhüllte ſie ſich mit der Bettdecke und fing laut an zu jammern.

Ihre Mutter ſetzte ſich zu ihr und ſuchte ſie zu beſchwichtigen.

„Es ekelt mich ſo vor dem dort unter der Thür!" flüſterte Clärchen leiſe unter der Decke. „In ſeinem Kopfe hat er einen Kanker, der ihm die Seele ausgefreſſen hat und aus ſeinen Augenhöhlen mich anſtarrt."

Fürſt Iwan wich zurück und Graf Joſeph trat in die

Thür. Clärchen hatte die Arme über den Kopf geſchlagen und lag ruhig.

„Still! ſtill!“ flüſterte die Alte, „ſie ſchläft ein.“

Graf Joſeph getraute ſich kaum Athem zu holen. Er ſtarrte in die Kammer hinein, wo im Dunkeln Clärchen im Starrkrampfe lag. Er konnte Nichts wahrnehmen, als den weißen Schein von ihrem Lager. Es war ihm, als wenn hier ſein böſes Schickſal im Dunkeln ſäße und über ſein Verderben nachgrüble. Er wollte zurücktreten, aber ſeine Füße waren wie angewachſen, er mußte immer wieder auf den weißen Schimmer im Dunkeln hinſehen, denn es ſchien ihm, als zucke die Finſterniß, wie lebendig, in ſich ſelber, und als müſſe ſich daraus ein geſpenſtiges Ungeheuer gebären; nun gewann es eine Geſtalt und ein Auge ſtarrte ihn an. Er faßte die Hand des hinter ihm ſtehenden Fürſten.

„Nun ſchläft ſie feſt und iſt eiskalt,“ ſagte die Alte. Dieſe Worte und Töne einer menſchlichen Stimme brachten ihn wieder zu ſich.

Sie holte jetzt aus dem Zimmer die Lampe in die Kammer hinein und bat beide Herren näher zu treten.

„Sie können jetzt,“ ſagte ſie, „mit ihr ſprechen, denn das iſt der rechte Hellſehſchlaf; ſchauen Sie nur her, wie die armen Augenliderchen zucken!“

Sie leuchteten jetzt ihr in das Geſicht, und Graf Joſeph hatte im vollen Maße den Genuß des innern Grauens und Entſetzens.

Alles Leben war aus dem Geſichte und den Gliedern des armen Clärchens entwichen, es ſchien vor ihm ein marmornes Bildwerk zu liegen. Nur die Augenlider vibrirten in Einem fort als einziges Kennzeichen, daß ſie keine Leiche war. Doch machte dieſes den Anblick noch entſetzlicher, obgleich ihr Geſicht in dieſem Zuſtande eine eigene, geſpenſtige Schönheit hatte.

„Kennſt du mich?“ flüſterte endlich Graf Joſeph.

„Warum ſollte ich dich nicht kennen?“ ſagte ſie mit feſter, ſchöner Stimme; „ich weiß es ſchon, daß du der arme Falſchmünzer biſt, der gerichtet werden ſoll. Ich habe dich nicht angegeben. Die falſchen Banknoten, welche du mir für baares Geld gegeben, habe ich in ein Käſtchen gethan und in das Waſſer geworfen. Der Italiener hat dich verrathen. Wie ſo ſchauerlich ſiehſt du aus, armer Joſeph, mit dem ſchwarzen Schleier über den Augen! Warum willſt du ihn denn gar nicht wegnehmen?“

„Es iſt eine Betrügerin!“ flüſterte Fürſt Iwan ihm in das Ohr; „merk' auf, ich will ſie einmal fragen.

„Wer bin denn ich, liebes Kind?“

„Wenn ich dich nur recht erkennen könnte!“ verſetzte Clärchen; „du kommſt mir immer vor, wie ein Kanker, der die Violine ſpielt. Fürchteſt du dich denn gar nicht vor dem Winter?“ —

„Es iſt Nichts, als Mediſance!“ flüſterte Fürſt Iwan entrüſtet zu dem Grafen.

„Ich kann Nichts dafür,“ verſetzte Clärchen, welche ihn doch verſtanden hatte, „daß du ſo garſtig ausſiehſt!“

„Du irrſt dich, Clärchen!“ ſagte jetzt Joſeph zu ihr; „das Verbrechen der Falſchmünzerei iſt mir fremd, ich habe auch keinen ſchwarzen Schleier vor den Augen.“

„Ich ſehe es jetzt auch,“ erwiderte ſie; „es iſt nur eine ſchwarze Schrift, welche auf deiner Stirn ſteht; wer ſie doch leſen könnte! Komm' doch her zu mir!“

Graf Joſeph fragte jetzt: „Kennſt du mich denn auch wirklich?“ und ſtrich ihr mit der flachen Hand über das Geſicht. Sie that einen Schrei, fuhr in die Höhe, ſtarrte ihn einen Augenblick an, dann rief ſie: „Joſeph! Joſeph!“ und ſchlug krampfhaft die Arme um ſeinen Nacken. Graf Joſeph wollte ſich losreißen, aber ihre Arme lagen um ihn, wie eine kalte, fürchterliche, rieſenſtarke Schlange. Die Sinne vergingen ihm.

◆

Siebentes Buch.

Erſtes Capitel.

Sonntags den 24. November wagte es endlich die neue Zeit ſich zu vergleichen mit der alten Römerwelt. Das alte Amphitheater ſollte wieder die Bewohner einer Stadt, und die Herrſcher und Repräſentanten Europa's verſammeln und der modernen Bildung Gelegenheit geben, den eigenſten Gehalt ihres innern Lebens in Form und Geſtalt plaſtiſch eben ſo herauszuſtellen, wie einſt die Römerwelt ihren harten, blut- und kampfluſtigen Sinn in den Fechterſpielen zur Anſchauung gebracht hat: denn das Schauſpiel, was allen Zuſchauern gefallen ſoll, muß das Element, was ihnen Allen gemeinſam iſt, in beſtimmten Zügen vor die Seele treten laſſen.

Schon mehrere Tage vorher hatte der Magiſtrat der getreuen Stadt Verona das kleine, bretterne Theater, über welches ſo oft die Luſtſpiele Goldoni's und Kotzebue's gewandert waren, abbrechen, den innern Platz räumen und vierzehn Eingänge öffnen laſſen, wovon einer für die Souveraine und das diplomatiſche Corps beſonders beſtimmt war.

Ueber dem Thore gegen Norden wurden Logen für die höchſten Herrſchaften errichtet. Neben und über dieſen Logen breitete ſich in zwei Flügeln ein Gerüſte aus, auf welchem die übrigen Fürſten, Geſandten und Miniſter ihren Sitz nehmen ſollten.

Dieſen Logen gegenüber befand ſich ein erhöhter Platz, welcher zu den Feſtvorſtellungen beſtimmt war.

Da das Feſtſpiel Mittags beginnen ſollte, ſo wogte ſchon vom früheſten Morgen an die Volksmenge dorthin. Es ſchien, als wenn ein Zauberer mit einem wundermächtigen Worte die Bevölkerung der Stadt und Umgegend in ſeinen Zauberkreis hineinbanne; denn gleich toſenden Strömen quoll das Volk zu dreizehn Eingängen hinein und füllte die Kreiſe des Theaters bis hinauf zur äußerſten, ſteilen Zinne.

Jouy, welcher dort oben mit ſeiner Schreibtafel ſtand, um ſeinen Bericht über das Feſt an den Conſtitutionnel zu machen, ſchrieb nieder:

> „Die Sonne tritt hervor, und in Wolkenmänteln lagern ſich auf den fernen Alpenketten im großen Halbkreiſe die Geiſter der alten Römer und Teutonen als ferne Zuſchauer zu dieſem Feſtſpiele, ich aber blicke von meinem äußerſten Sitze hinunter, wie in einen Blumenkelch, welcher, geformt aus geputzten Menſchen, hier aufblühen will.“

Immer näher rückte die Mittagsſtunde und bereits wimmelte das ungeheuere Bauwerk vom Volke, das die Kreiſe der Stufenſitze eingenommen hatte.

Jouy ſchrieb wieder auf die Pergamenttafel:

> „Sechzigtauſend Menſchen ſind verſammelt und eben ſo viele wogen in den Vorhöfen und auf dem Platze vor der Hauptwache auf und ab.“

Auf dem erhöhten Plane erſchienen jetzt verſchiedene Perſonen, allegoriſch coſtümirt, die Eine als Tapferkeit, die Andere als Friedfertigkeit, welche die Eintracht zu einem Piedeſtale führten und ſie hinaufhoben. Jetzt zog ſich die Eintracht die Kleiderfalten zurecht, und die Friedfertigkeit langte ihr den Pfeilbund zu, welcher in ihrem linken Arme liegen ſollte. Jetzt hatte ſich die Eintracht zurechtgeſtellt.

Nun erſchien ein Mädchen als Hoffnung im grünen Kleide mit zwei roſenrothen Genien, von welchen Einer eine Urne trug und der Andere den Dreifuß.

Sie ſtellten dieſe Gegenſtände vor der Eintracht nieder und ſich dazu.

Jetzt erſchien Plutus, der Gott des Reichthums, mit Fortuna und vielen infernaliſchen Geiſtern, welche goldene und ſilberne Gefäße, Stutzuhren, buntſeidene Stoffe und allerlei Erzeugniſſe lombardiſcher Induſtrie trugen.

Jouy ſchrieb in ſeinen Bericht:

„Alle Gewalten, welche Herrſcher und Völker beglücken, gruppiren ſich; wenn Plutus und Rothſchild, welcher eben drüben im Logengerüſt erſcheint, mich heute einigermaßen in das Auge faſſen, ſo iſt dieſes mein letzter Zeitungsbericht.“

Jetzt war Alles zum Beginnen des Feſtſpieles vorbereitet, man erwartete nur die allerhöchſten Herrſchaften noch.

Jouy ſchrieb weiter:

„Mir und Plutus dauert es zu lange, bis die Mitarbeiter im Volksglücke erſcheinen, er nimmt eben jetzt das große Scepter unter den Arm und eine Priſe Tabak. Er nießt etwas unanſtändig und das Publikum ſchreit tauſendſtimmig: „Zur Geſundheit!“ Gegen dieſen Volkshumor ſetzen ſich alle edlen Gemüther, welche beſorgt ſind, daß ein Sonnenſtäubchen den Spiegel der Ehrfurcht vor den hohen Gäſten trüben möchte. Es entſteht ein tauſendſtimmiges Natterngeziſche, welches nur das Uebel ärger macht."

Vor Schrecken fiel Jouy jetzt die Bleifeder aus der Hand, denn von allen Caſtellen donnerten plötzlich die Kanonen; Peppo, der dicke Schenkwirth von der Strada degli Erbeſti, welcher unter ihm ſaß, fing die Bleifeder auf und reichte ſie ihm wieder zu mit den Worten: „Seid doch ſo gut und ſchreibt auch meine drei Lottonummern auf, da habt Ihr die Zettel! per Bacco! man muß auch den Waiſenkindern auf die Finger ſehen!"

Jouy verſtand nicht recht, was er wollte, er ſollte es erſt ſpäter erfahren.

Jetzt erſchienen in der großen Mittelloge die kaiſerlichen Hoheiten Oeſterreich's und Rußland's; und das Hurrah und Vivat der Zuſchauer übertäubte die Pauken und Trompeten des gegenüber befindlichen Orcheſters.

An dieſe Majeſtäten ſchloſſen ſich andere und zugleich füllten ſich die Plätze, welche für die Diplomaten und hohen Standesperſonen beſtimmt waren.

Zugleich begann auf der Bühne das Feſtſpiel. Chöre von Sängern und Sängerinnen bildeten einen Kreis um die Eintracht mit ihren Glücksgruppen und ſangen eine Cantate auf den Bund der Herrſcher Europa's und auf das Glück der Völker.

Als ſich die Sängerchöre wieder entfernt hatten, erſcholl eine Fanfare. Einer der beiden Waiſenknabengenien griff in die Urne und gab einen Zettel dem Plutus. Dieſer rief mit einer Stentorſtimme: „Sechs und dreißig! drei! neunzehn!" und ſo wieder bei den folgenden Zetteln die darauf befindlichen Nummern.

Unterdeſſen tanzten Jünglinge und Mädchen eine Art Cotillon um die Fortuna herum.

Jouy ſchrieb wieder in ſeinen Bericht:

„So viel ich vom Feſtſpiele verſtehe, bedeutet es eine ſymboliſche Feier der Diplomatie durch das Lottoſpiel. Ich fürchte, der Pöbel bezahlt die Einlage und die Hoffnung, und die Lottopächter haben den Gewinn, wie immer!“

Während des Lottoſpiels hatte Achilleus ſich zum ſüdlichen Thore in das Parterre hineingedrängt.

Seine Augen flogen nach den Logen der Diplomaten und ſuchten Iſabella; denn er hoffte, ſie ganz gewiß wenigſtens hier bei dieſem Feſte zu ſehen, bei welchem alle fremden Herrſchaften verſammelt waren.

Mit brennenden Augen und klopfendem Herzen überblickte er die Herren und Damen in den Mittellogen, aber Iſabella konnte er nicht entdecken.

Nun begann er jede einzelne Perſon in das Auge zu faſſen und Kopf für Kopf durchzuzählen, immer wieder verfing ſich ſein Blick in den ſchimmernden Diamanten, Orden und Bändern. Jetzt hatte er den Grafen Joſeph herausgefunden, welcher neben der blumenmalenden Herzogin ſtand und ſich mit ihr vom fürſtlichen Balle unterhielt. Iſabella konnte er in dieſer Loge nicht erſpähen. Sein Herz wurde leichter. Jetzt erhob ſich dort eine lange, hagere Geſtalt, er erkannte in ihr den Ritter Malavilla. Es ſchien ihm, als richtete er auf ihn ſeinen Operngucker. Achilleus ließ nun ſeine Blicke auf dieſer Loge haften; denn dort mußte Iſabella ſein, wenn ſie zugegen war.

So mit ſich beſchäftigt, bemerkte er nicht, wie die buntſeidene Schärpe, welche er um den Leib geſchlungen hatte, immer lockerer wurde und gewandte Finger bald hier, bald dort nachhalfen, ſo daß ſie über die Hüfte hinunter zu gleiten begann.

Jetzt erſchallte wieder eine Fanfare, und die Tänzer zogen ſich zurück.

Plutus rief eine Terne aus und die drei Nummern liefen, wie ein Evangelium, durch die Verſammlung.

Ein Trabant des Plutus reichte ihm die große, bronzene Uhr, über deren Zifferblatt der Kaiſer Franz mit Alexander und Friedrich Wilhelm ſtand und ihnen die Hände reichte. —

Plutus hielt die Uhr in die Höhe, — und die große, unzählige Volksmenge wurde auf ſeinen Wink todtenſtill. Er benutzte dieſen Moment und ließ die Uhr, welche ein Spielwerk hatte, die Melodie des Liedes: „Den Kaiſer ſegne Gott!“ ſpielen und die Töne verſtärken mit obligater Begleitung einiger Glasharmonika's.

Ein vieltauſendfaches Bravo erſcholl dem Spielwerke.

Jouy ſchrieb weiter:

> „Die Terne hat eine große Uhr gewonnen, hoffentlich iſt das diplomatiſche Corps in Verona der Gewinner; es wäre ihm wenigſtens zu vergönnen, daß es ſich unterrichten könnte, welche Zeit es iſt!“ —

Achilleus merkte Nichts von allen dieſen Vorgängen; er wollte ſich durchaus überzeugen, ob Iſabella vorhanden ſei oder nicht? Er hatte jetzt auch neben der Hauptloge unter den bevorzugten Veroneſer Patriciern Antonio mit Franceſca entdeckt; gleich neben ihr ſaß eine Dame mit verſchleiertem Hute, auf welcher ſeine Blicke hafteten.

Wie er ſo ganz mit Auge und Seele verloren war in das Aufſuchen ſeiner Verlobten, entſtand plötzlich ein Gedränge, daß er ein wenig vorwärts geſchoben wurde und über die Schärpe, welche um ſeine Füße herumgefallen war, hinaustrat. In demſelben Augenblicke hörte er einen Schrei; er drehte ſich um und ſah ſeinen Thriaki, welcher eben einen ſonnenverbrannten, hageren Geſellen bei der Kehle gefaßt hielt und ihm die Schärpe wieder abnahm.

„Hab' Dank, Thriaki!“ ſagte Achilleus, „aber laß' den Schelm laufen!“ Thriaki ließ ihn los, und, wie ein Aal, fuhr der Dieb mit dem Kopfe unter und war verſchwunden.

„Wie kommſt du hierher?“ fragte Achilleus weiter; „ich hatte dich früher von Roveredo zurückerwartet.“

„Die Deputirten,“ verſetzte Thriaki, „konnten lange nicht einig werden, endlich aber wurde ich mit dem Schreiben, das ich auf der Bruſt unter der Jacke trage, an Euch abgefertigt. Wie ich nun hierher zurück und in unſer Quartier kam, hörte ich, daß Ihr zum Schauſpiele gegangen ſeid. Sogleich flog ich hierher und erkannte Euch mitten aus den kleinen Leuten heraus, die Euch nur bis zur Schulter hinangehen. Ich drängte auf Euch zu, und kam gerade noch recht, um die Schärpe zu retten.“

Jetzt war auch die Lottoquaterne gezogen und ein Wettrennen zu Pferde begann.

Es erſchienen römiſche, lombardiſche und deutſche Ritter, Koſacken, Mamelucken und ungariſche Huſaren, die geübteſten Reiter, welche bei der zum Congreſſe anweſenden Bereitergeſellſchaft debütirten. Der ungariſche Huſar ſtach bei dem dritten Umritt den Koſacken aus, und erhielt den erſten Preis, einen prächtigen Sattel, den zweiten Preis, ein Paar ſilberne Sporen, der Koſak.

Jouy ſchrieb wieder nieder:

„Das Schauſpiel iſt bald vorbei. Die Erinnerung daran wird Clio mit chernen Griffeln auf die Tafel der Geſchichte ſchreiben! Ich habe vergeblich auf den Eintritt des Vicomte Montmorency mit ſeinem Wappenherold gewartet. Den erſten Dank aus den Händen der Concordia hat der ſchwarze Juppo von der Bereitergeſellſchaft, welcher bei dieſem Turniere die Ritterſchaft Europa's repräſentirte, gewonnen.“

Unterdeſſen war Achilleus von der verſchleierten Dame bemerkt worden, ſie ſchlug den Schleier zurück, ein freudiger Schreck durchzuckte ihn. Er legte zum Gruße kreuzweis die Arme über die Bruſt, und ſie erhob ſich und beugte ſich vor, als wäre ſie ſo lebhaft von dem Wettrennen intereſſirt.

Sie erſchien ihm ſehr blaß und traurig, oder kam es ihm nur ſo vor, da bereits der Abend hereindämmerte?

Wie that es ihm aber ſo wohl, zu wiſſen, daß auch ſie aus ſo vielen Tauſenden ihn herausgefunden hatte, und daß ſie ſich bei der Anweſenheit einer ſolchen Menge anſehen und mit allen den kleinen Zeichen, welche nur der Liebe verſtändlich ſind, ſich einander bemerklich machen konnten!

Aus dieſen Träumen wurde er geſtört von einem kleinen Mann, welcher jetzt unter dem Arm ſeines Nachbars das Geſicht hervordrängte und mit der Naſe ihn antippte. Achilleus blickte herunter, und der Kleine ſagte: „Ihr hättet auch beſſer gethan, wenn Ihr lieber zu Hauſe Eure Papiere bewachtet!“

Kichernd zog ſich der Kopf zurück, und der Tadler war verſchwunden.

Achilleus war bei dieſen Worten todtbleich geworden;

der Gedanke, daß böſe Hände ihm die wichtigen ruſſiſchen Papiere entwenden könnten, hatte ihn erſchreckt.

„Thriaki,“ rief er, „ſchnell laß' uns Bahn brechen, um hinaus zu kommen!“

„Mir nur immer nach!“ entgegnete dieſer, „es wird Mühe koſten!“

Nun begann Thriaki eine Schulter zwiſchen die hinter ihm ſtehenden Nachbarn hineinzuſchieben, bis Beide ein Weniges wichen und Achilleus weiter ſie trennend nachtrat. So ging es fort bis unter den Eingang und nun unter die Halle, wo das Gedränge noch ärger wurde.

Endlich kamen ſie glücklich hinaus und auf den Platz la Bra. Dort nahm das Drängen ein Ende, und ſie jagten nun in gewaltigen Sprüngen in die öden Gaſſen der Stadt hinein. Jetzt bogen ſie um die Ecke, doch plötzlich prallte Thriaki zurück und flüſterte: „Aus unſerem Stubenfenſter ſah oben Jemand heraus, und, habe ich recht in der Dämmerung geſehen, ein Polizeiſoldat.“

Achilleus trat zurück und ſchlug ſich mit der flachen Hand vor die Stirn. Jetzt zog er ſich, wie ein Wanderer, welcher einen ſchlafenden Tiger erblickt hat, rückwärts tretend zurück wieder in die Hauptſtraße hinaus in den Schatten einer Marquiſe vor einem Conditorladen und fragte hier den nachfolgenden Thriaki: „Haſt du dich gewiß nicht getäuſcht?“

„Bin ich nicht ein Ipſariot und groß geworden auf dem Meere?“ antwortete ſtolz Thriaki; „ich rieche die Veroneſer Polizei eine Meile weit, wenn ich ſie auch nicht geſehen hätte. Doch Ihr ſollt ſichere Auskunft haben; ich kenne hier den Confettiere! Was, uns aufheben? Daß ſie die Peſt anblieſ'!“

Mit dieſen Worten ſchwatzte Thriaki ſeinen Herrn hinein in den Conditorladen, wo nur ein armer Schweizerjunge, welcher dort in der Lehre ſtand, heute zurückgeblieben war.

„Gaſpare,“ rief luſtig Thriaki, „ſchnell leih' mir deine weiße Schürze und Mütze!“

Gaſpare rieb ſich hinter den Ohren und wußte nicht, was er thun ſollte.

„Da iſt meine Jacke zum Unterpfand und die rothe Mütze! und nun her mit deinen Lumpen!“

Gaſpare beſchaute die Jacke, welche ihm Thriaki zuwarf und ſagte: „Macht der Herr dummes Zeug, iſt's ſeine Sache!“ dann band er ſeine Schürze ab und überließ ſie mit der weißen Mütze dem ungeſtümen Thriaki.

Achilleus warf ſich unmuthig, zornig, und voll Gram auf den Divan, welcher in der Ecke ſtand; Thriaki aber eilte hinaus.

„Will nicht Eure Excellenz,“ fragte der Conditorjunge, „meinen Paſteten zuſprechen? ſie ſind immer beſſer, als gar Nichts.“ —

Achilleus ſchüttelte mit den Kopfe,

„Nun ſo ſchenkt mir,“ fuhr der Junge fort, „ein kleines Trinkgeld! mein Herr iſt ein alter, geiziger Teufel, bei dem ich die ganze Zeit nichts Warmes bekomme, als den Abfall von der Pfanne!“

Bei dieſen Worten war der Confettiere hereingetreten. Er wartete, bis Achilleus dem Jungen das Trinkgeld gegeben hatte, dann fuhr er zu, packte den Jungen bei den Haaren, nahm ihm das Geld ab und rief: „Du ſchweizeriſcher Spitzbub' du, willſt hinter meinem Rücken die Leute prellen? wart', ich werde dir das Geld aufheben!“ und ſtieß bei dieſen Worten den heulenden Jungen zur Thür hinaus.

Jetzt kam Thriaki athemlos zurück, warf Schürze und Mütze hin, zog ſeine Jacke wieder an, beſchaute ſich ſein rothes Feſſi und winkte dann Achilleus hinaus vor die Thür.

„Es iſt ſo, wie ich geſagt habe,“ erzählte er draußen, „das ganze Haus wimmelt drüben voll Polizeiſoldaten. Der Hausmann ſteckte mir, daß ſie das Pult erbrochen und alle Papiere in Beſchlag genommen haben. Sie wollen uns alle Beide arretiren. Aber nun, wohin?“

Achilleus ſtand einen Augenblick in Gedanken, dann ſchlug er den Weg zum Hauſe Antonio's ein. Die dunkelnde Nacht verbarg ihn und Thriaki in Schatten und herunterrieſelnden Regenſchauern.

Zweites Capitel.

Clärchen hatte den ganzen Nachmittag auf dem Bette geſeſſen, die Hände um die Kniee geſchlagen und ſtumm an die leere Wand geſtarrt. Lange war ihre Mutter vergebens bemüht, ihr ein Wort abzugewinnen; ſie ſchien nicht zu hören und zu ſehen. Wie in Todesangſt flog ihre Bruſt auf und nieder und nur zuweilen zuckte es um ihre Lippen. In ihren Augen brannte ein wildes Feuer, als müßte ſich darin ihre Seele verkohlen. Sie konnte die Bilder nicht los werden, die in ihr aufſtiegen. Sie ſah Joſeph einen hohen Sprung thun und dann auf Purpur gebettet. Nun kam es ihr wieder vor, als ſähe ſie den Chevalier in Sumpf und Moor verſinken und alle Kräfte aufbieten, ſich zu retten und doch immer tiefer hinunter ſinken. Jetzt ſah ſie ſein in Todesangſt verzerrtes Geſicht und ſein Auge, weit offen und ſtarr zu ihr emporgerichtet. Sie ſchrie laut auf und die Beſinnung war ihr wieder zurückgekehrt.

Sie ſah ihre Mutter vor ſich am Bette knieen, weinen und beten. Verwundert blickte Clärchen um ſich und ſagte endlich: „Habe nur noch eine kleine Weile Geduld, dann bin ich nicht mehr hier, um dich zu quälen! Mutter, wie ſoll ich dir deine Liebe vergelten? Ach, mich hat doch Niemand geliebt, als du!“

„Bleibe nur bei mir,“ ſchluchzte die Mutter, „ich will dich ja gern warten und pflegen. Es wird dir und mir gewiß noch gut gehen. Zur Vergeltung ſo vieler Leiden wird uns Gott gewiß noch ruhige, ſchöne Tage zu leben vergönnen. Wenn du nur wieder reiſen kannſt, dann ziehen wir nach Grätz. Dort waren wir doch am Beſten aufgehoben bei unſeren Vettern und Baſen. Dort nehmen wir Conceſſion zu einem kleinen Traffik und nähren uns als redliche Bürgersleute.“

„Noch einen Monat lang werde ich krank ſein,“ verſetzte Clärchen, „dann bin ich wieder geſund! das hat mir die heilige Veronica geſtern in der Nacht verkündet; ſag’ mir aber doch, wie du geſtern ſo bald das Logis des Grafen Joſeph gefunden haſt? Wo wohnt er denn?“

„Auf der Straße der Porta nuova in dem Hauſe der Conditorei gegenüber!“ entgegnete ihre Mutter; „aber ſchlag’ ihn doch aus den Gedanken! Ich werde nie vergeſſen, wie er dich geſtern von ſich geworfen und die Flucht genommen hat, als müſſe er ſeinem Todfeinde entweichen.“

„Wenn nur der Chevalier nicht ſtirbt!“ erwiederte Clärchen; „denn mir iſt es, als ginge von meiner Herzgrube aus ein Faden, den er ſich um die Hand gewickelt hat und an welchem er mich mit hinunter in das Grab ziehen will. Gute Mutter, wenn du nun zu ihm gingſt und bäteſt ihn recht ſchön, daß er mich freigeben ſolle; es kann ihm doch an meinem Tode Nichts liegen.“

„Der grauſame Menſch!“ verſetzte ihre Mutter, „Sollten wir deshalb ſeinen goldenen Verſprechungen gefolgt ſein, damit du von ihm den Tod haben ſollſt? Wenn wir nur nicht ſo ganz allein wären, ich ginge wohl hin zu ihm und ſpräche ihm in das Gewiſſen, vielleicht thäte es auch ſeiner Seele gut."

„Mir wird hier Niemand etwas thun, auch iſt mir heute beſſer, als an den vorigen Tagen. Gehe nur hin, liebe Mutter, und bringe mir Hoffnung und Troſt zurück."

„Wirſt du dich aber auch nicht fürchten, wenn du hier allein biſt?"

„Nein, ich fürchte mich vor gar Nichts mehr! Wer ſollte mir auch Uebles zufügen wollen? Gieb mir nur die Guitarre her; ich will verſuchen, ob ich noch ſingen kann."

Die Mutter holte ihr die Guitarre und ſagte dann: „So vertreibe dir denn die Zeit, ich will ſo bald als möglich wieder bei dir ſein! Das ſehe ich ſchon ein, daß es gut ſein wird, wenn ich mit dem Chevalier reden kann. Behüte dich Gott unterdeſſen, mein Clärchen!"

Mit dieſen Worten entfernte ſich die Alte, um den Chevalier zu beſuchen.

Clärchen war nun in der Abenddämmerung allein in der Stube; Alles war um ſie her ſtill, wie im Grabe, nur die alte Wanduhr zählte ihr pickend die Minuten ihres Lebens zu. Sie ſtimmte jetzt die Guitarre, welche ihr Joſeph früher geſchenkt hatte. Sie betrachtete dann träumend die Arabesken, welche darauf von Perlmutter eingelegt waren, und fuhr mit dem Zeigefinger ihren und Joſephs Namenzügen nach, welche hinter dem Saitenhalter in einander verſchlungen waren. Sie breitete dann das grüne Band darüber, welches an die Guitarre geknüpft war. Eine große Thräne ſtürzte aus ihrem Auge, als ſie jetzt daran dachte, wie oft ſie ihm zum Claviere oder der Guitarre ein Lied geſungen hatte. Sie that einige Griffe in die Saiten und ſang endlich dazu:

„Die Sonne ſinkt vom Himmel,
Das Herz wird ihr zu ſchwer,
Die Sonn' iſt untergegangen
Hinunter in's tieſe Meer.
  Vom Berge zieht der Nebel
  Herunter in das Land,
  Und aus der Sanduhr ſickert
  Die Stunde und der Sand.
Muß ich allein noch leben
In aller Qual und Pein?
Ach, zög' mich nur die Sonne
Mit in die Fluth hinein.“

Auf einmal ließ ſie die Guitarre aus der Hand ſtürzen und ſprang in die Höhe, wie von einem plötzlichen Gedanken erregt. Haſtig öffnete ſie den Koffer, nahm ein langes, weißes Gewand daraus hervor; nun ſtand ſie wieder ſtill, fuhr mit beiden Händen über die Stirn, dann ſchlug ſie ihren kleinen Toilettenkaſten auf, ſtrählte und ſcheitelte ſich das Haar und band um die Stirne ein goldenes Band, ſo daß die langen Locken, nur um das Haupt gefeſſelt, über die Schulter hinunterrollten, dann legte ſie das weiße Gewand an und einen ſchwarzen Schleier über den Kopf.

So eilte ſie hinaus auf die Straße, durchlief einige Gaſſen und kam ſo auf die Straße der Porta nuova. Bald hatte ſie dort den Palaſt gefunden, wo nach der Angabe ihrer Mutter Graf Joſeph wohnte.

Graf Joſeph war, ſeitdem er zum Schauſpiele in das Amphitheater gefahren war, noch nicht zurück; von allen ſeinen Dienern war nur Nepomuk zurückgeblieben, welcher im Vorſaale ſaß und ſo lange am Trauerſpiele von Grillparzer, „die Ahnfrau“, geleſen hatte, bis er eingeſchlummert war.

Ihm kam es eben vor, als wenn die Vorſaalthüre aufgehe, und die Ahnfrau wandle an ihm vorüber und hinein in das gräfliche Zimmer. „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!“ rief er und ſchauerte in ſich zuſammen.

Er war jetzt munter geworden und zündete die Lampe an, um „die Ahnfrau“ weiter zu leſen.

„Was doch ſo ein Dichtermenſch,“ ſagte er bei ſich, „Einen verrückt machen kann! Hieß' ich nun Jaromir, ſo ſchwür' ich darauf, daß ich die Ahnfrau Bertha geſehen hätte! Ja, meinetwegen auch!“

Jetzt hörte er Wagen rollen. „Dem heiligen Nepomuk ſei Dank,“ ſagte er bei ſich, „daß es wieder lebendig wird in der Stadt!“ und las dann weiter fort.

Unterdeſſen war Achilleus mit Thriaki im Hauſe Antonio's angekommen und hatte ſich in das Studirzimmer begeben, um dort ſeinen Freund zu erwarten.

Da es Nacht geworden war, hatte ihm Giovanni, Antonio's alter Diener, die Lampe angezündet und Thriaki überreichte Achilleus nun verſchiedene couvertirte Schreiben, welche an die Bureau's der Diplomaten des Congreſſes abgegeben werden ſollten.

Metaxa ſchrieb ihm:

> „Was wir erwartet haben, kam nicht unerwartet. Wäre es dir gelungen, eine Audienz bei dem Kaiſer von Rußland zu erhalten, ſo hätteſt du deine Miſſion in Verona beendigt. Da jedoch, allem Anſcheine nach, dein Aufenthalt dort immer gefährlicher wird, ſo entferne dich, ſobald die Gefahr für deine Freiheit drohend werden ſollte. Eynard erwartet dich in Marſeille. In dieſen mit dem Regierungspetſchaft verſiegelten Couverten be-

finden ſich Exemplare der für dich beigelegten Abſchrift von der Unabhängigkeitsurkunde des griechiſchen Volkes. Beſorge ſie an ihre Adreſſen zur Antwort auf die uns mitgetheilte Reſolution. Morgen reiſen wir zurück nach Ancona. Auf Wiederſehen beim Siegesmahle der Freiheit!“

Achilleus faltete die Abſchrift der Urkunde auseinander, ſah nach der Unterſchrift und rief: „Ich grüße deine Unterſchrift, Alexander Maurokordato, Präſident des hohen Rathes von Epidaurus!“

Dann las er mit lauter Stimme:

„Die griechiſche Nation nimmt Himmel und Erde zum Zeugen, daß, ungeachtet des fürchterlichen Joches der Osmanli, ſie noch vorhanden iſt. Die Tyrannen, die durch blutige, auf Ausrottung berechnete Handlungen Geſetz, Recht und Billigkeit mit Füßen getreten, haben die Nation gezwungen, zu ihrer Selbſterhaltung die Waffen zu ergreifen. Nachdem ſie, alleinig durch den Muth ihrer Söhne, der Gewalt ein Ziel geſetzt hat, —“

„Einen Brander her!“ rief Thriaki dazwiſchen, „ich ſprenge den Halbmond vom Himmel herunter!“

„— ſpricht ſie heute vor Gott,“ fuhr Achilleus mit erhobener Stimme zu leſen fort, „und den Menſchen —“

„— und dem ganzen Congreß und allen ſeinen Equipagen!“ ſchaltete Thriaki ein —

„— durch den Mund ihrer Stellvertreter — ihre politiſche Unabhängigkeit aus!“ —

„Bravo!“ rief Antonio, welcher eben zur Thür hereinkam.

„Hurrah hoch!“ rief Thriaki und ſchwenkte ſein rothes Feſſi in die Höhe.

Achilleus reichte Antonio die Hand und ſagte: „Ihr ſeht, daß ich mich hier häuslich niedergelaſſen habe. Laßt mich erſt Thriaki mit dieſen Briefſchaften auf die Poſt ſchicken und dann vernehmt meine Abenteuer.“

„Nur keine Entſchuldigung,“ entgegnete Antonio; „Ihr macht ohnedies ſo wenig Gebrauch von der Gaſtfreundſchaft!“

Achilleus händigte jetzt ſeinem Thriaki die Depeſchen ein, und dieſer eilte mit geflügelten Schritten davon.

„Ihr ſeht ſehr erregt aus,“ ſagte jetzt Antonio und nahm Achilleus beim Handgelenke, um den Puls zu fühlen; „wie heftig und unregelmäßig!“ fuhr er fort. „Ihr müßt Euch zu Bette legen und Thee trinken!“

„Dazu werde ich wohl keine Zeit haben!“ verſetzte Achilleus; „mir iſt die Polizei auf den Ferſen, um mich zu verhaften.“

„Mein Gott!“ rief Antonio, „was habt Ihr verbrochen?“

„Genug!“ entgegnete Achilleus; „ich habe hier und da bei den Diplomaten für die Sache meines Volkes geſprochen.“

„Freilich,“ verſetzte niedergeſchlagen Antonio, „dann ſeid Ihr verloren, wenn ſie Euch finden! Kommt, werft meinen Mantel um; wir müſſen Euch zum Thore hinauspaſchen! Habt Ihr Geld? da hier! es iſt genug für Euch zur Heimreiſe!“

Mit dieſen Worten kramte Antonio in ſeinem Pulte herum und brachte zwei Rollen Ducaten hervor, welche er Achilleus aufdringen wollte.

Dieſer lehnte aber das Anerbieten ab und entgegnete: „Ich trage in meinem Gürtel Baarſchaft und Creditbriefe, und ich bedaure bei dem Einbruche der Polizei in meine Wohnung Nichts, als mein Portefeuille und ein paar feine deutſche Piſtolen, welche ich nicht gern vermiſſe; auch kann ich von Verona noch nicht abreiſen, denn die heiligſten Pflichten, welche ein Menſch haben kann, feſſeln mich hier noch. Wollt Ihr mir ſonſt einen Freundſchaftsdienſt erweiſen, ſo zeigt mir einen Verſteck, wo ich mich einige Tage lang verbergen kann, ohne Euch zu gefährden.“

„Was iſt nicht endlich möglich!“ verſetzte Antonio, „laßt mich einmal über Eure Lage nachdenken!“ Jetzt ging er in der Stube auf und ab und ſah aus, wie ein Mann, welcher ſich über eine ernſte Sache mit ſich ſelbſt berathſchlagt. Achilleus' Auge haftete an ihm, und jede Miene ſeines Geſichts ließ ihn hoffen oder fürchten.

„Vielleicht kann uns dieſer einen Ausweg nennen,“ ſprach Antonio endlich bei ſich. „Ihr erinnert Euch doch,“ wandte er ſich zu Achilleus, „an unſern Chevalier Bartolo, welcher dem Franzoſen Jouy in ſeinem Duelle mit unſerem Arnold ſecundirt hat? Ihr werdet mich nicht verrathen; der Chevalier iſt der Chef einer geheimen Polizei, welche ſich hier Graf Joſeph hält, um bei ſeinem Vorgeſetzten den Allwiſſenden zu ſpielen.“

„Die Schuſte!“ verſetzte Achilleus.

„Und doch kann dieſer Schuſt,“ fuhr Antonio fort, „uns vielleicht nützlicher werden, als der bravſte Mann. Wir müſſen den alten Hallunken gegen den jungen gebrauchen! Ihr habt den Chevalier gegen den Banditen vertheidigt, und doch verdankt Ihr ihm vielleicht eben ſo viel, als er Euch; ihm hat die Rettung nicht viel geholfen; der Dolch, mit welchem ihn der Bandit nur leicht verwundet hat, iſt vergiftet geweſen. Wir haben das Uebel zu ſpät erkannt, er iſt verloren. Ich war eben noch bei ihm. Er weiß gewiß am Beſten, wie Ihr den Nachſtellungen Eurer Feinde entgehen könnt. Kommt, hüllt Euch da in dieſen Mantel! So, gut! Nun kommt und laßt uns im Schatten der Häuſer zu ihm ſchleichen."

Mit dieſen Worten verließen ſie die Stube und ſchlugen den Weg zur Wohnung des Chevaliers ein.

So oft ihnen Menſchen entgegen kamen, flüſterte Antonio ſeinem Schützling zu: „Per Bacco! bückt Euch ein wenig und macht keine ſolche ſchlanke Schritte! Euer Gang verräth Euch, daß Ihr kein Oeſterreicher ſeid!"

„Nun ſind wir ſicher," flüſterte er, als ſie in eine enge, dunkle Gaſſe einbogen, wo der Chevalier ſein Quartier aufgeſchlagen hatte.

Drittes Capitel.

Der Chevalier hatte Santello zu ſich berufen und ihn um Ertheilung des Sterbeſacraments bitten laſſen. Dieſer hatte keinen Anſtand genommen, zu dem Manne zu eilen, welchen er für ſeinen natürlichen Vater halten mußte. Gleich bei ſeinem Eintritte hatte ihn dieſer auch als ſeinen Sohn begrüßt und ihn um Vergebung der Sünden gebeten, welcher er ſich gegen Mutter und Sohn zeihen mußte.

„So wunderbar ſind die Wege Gottes,“ ſagte der prieſterliche Sohn, „auf welchen er die Menſchen aus einander und zu einander und endlich durch Sünde und Reue zur Gnade leitet! Ich preiſe in Anbetung ſeine Gnade und Weisheit!

„Wie liegt auch mir jetzt das Leben mit allen ſeinen Felſenriſſen, Abgründen und Ebenen vor meiner Seele ausgebreitet da, als ſtände ich auf dem Montſerrat der Ewigkeit! Habe Dank, heiliger Jago, der du mit deiner Fürſprache bei Gott mir den Eintritt in den heiligen Prieſterſtand erfleht haſt; denn nun kann ich der lechzenden Seele meines Vaters den Born der Gnade zu trinken geben! So ſei willkommen, du mein verlorener und wiedergefundener Vater! Sieh', dein Sohn beugt ſich auf dich herab und küßt dir deine Stirne!“

Der Chevalier forſchte mit matten, doch freudigen Augen in dem Geſichte ſeines Sohnes herum, dann fühlte er mit zitternden Händen ihn an und ſagte mit brechender Stimme: „Ich ſündhafter Menſch habe einen Sohn? Santello heißt du? — Mein Sohn Santello, und du biſt ein frommer, heiliger Menſch? Nun iſt mir, als wäre ich in dir aller meiner Sünden quitt! — Gott, ich danke dir für das Gefühl der Vaterfreude, das du, Allbarmherziger, dem großen Sünder herabſchütteſt auf ſein Sterbelager!"

„So ſprich denn deine Beichte!" ſagte jetzt mit ſanfter Stimme Santello.

„Es iſt wohl keine Sünde ſo groß und ſchwer," verſetzte der Chevalier, „welche ich nicht begangen hätte; meine Sünden ſind zahllos, und die Minute, welche mir noch zu leben vergönnt iſt, reicht nicht dazu hin, ſie zu beichten; aber mein Gewerbe, das ich ſeit Napoleon's Sturz getrieben habe, aus Noth und Luſt zum Leben, bettet mich auf Degenſpitzen und Bajonnetten! Ich habe mich zum Polizeiſpione gebrauchen laſſen und viele exaltirte Menſchen verrathen an die Gewalt. Nun höre ich ihr Aechzen und Stöhnen aus den Kerkern bei Tag und Nacht! Viele von ihnen ſind heimlich hingerichtet worden, und nun ſtehen ſie dort an der Thür, um meine Seele vor den Richterſtuhl Gottes hinzuzerren."

„Ich bin ein Prieſter und habe Macht zu binden und zu löſen und die böſen Geiſter zu vertreiben von dem Lager der Sterbenden. Begehrſt du die letzte Oelung?"

„Ja!" antwortete der Chevalier mit dumpfer Stimme.

Nun beſprengte Santello das Krankenzimmer mit Weihwaſſer in Form eines Kreuzes. Dann begann er durch Abbetung der Litanei alle Heiligen im Himmel um Beiſtand und Fürbitte bei Gott anzurufen und hielt ſeine Hände auf das Haupt des Kranken, um ihn ſo zu ſegnen und in den Schutz Gottes zu empfehlen. Hierauf ſalbte er ihn mit dem heiligen Oele an Augen, Ohren, Mund, Händen und Füßen, damit ihm alle Sünden verziehen ſein ſollten, welche er mit ſeinen fünf Sinnen begangen hatte.

Jetzt knieete Santello nieder und betete für ſich zu ſeinem eigenen Schutzpatron und empfahl ihm dringend die Seele ſeines Vaters.

Unterdeſſen waren Antonio und Achilleus eingetreten. Sie blieben unter der Thür ſtehen, bis Santello das Gebet vollendet hatte. Auf ſeine Erlaubniß, ſich dem Kranken nähern zu dürfen, traten ſie an das Bett.

Der Chevalier reichte ihnen die Hand und ſagte: „Allmälig wird es mit mir zu Ende gehen; es iſt mir, als wenn mein Blut zu Eis gefröre.“

„Vielleicht,“ verſetzte Antonio, „iſt eine Kriſis im Anzuge, von welcher Eure Rettung abhängt.“

„Auch Ihr beſucht mich, Achilleus?“ fuhr der Chevalier fort, „das habe ich nicht um Euch verdient!“

„Wenn es Euch,“ nahm Antonio wieder das Wort, „nicht zu ſchwer fällt, ein Anliegen, das wir an Euch haben, anzuhören, ſo könntet Ihr vielleicht meinem Freunde einen großen Dienſt erzeigen. Er hat ſich für die griechiſche Sache bei einigen Diplomaten des Congreſſes verwendet und iſt dadurch der Polizei verdächtig geworden.“

„Das iſt nur ein Vorwand,“ verſetzte der Chevalier; „Graf Joſeph ſucht ihn aus Eiferſucht zu erdrücken. Er hat ſein Auge auf die Tochter des ſpaniſchen Agenten geworfen, und der Grieche ſteht ihm bei ſeiner Werbung im Wege. Ja, Ihr,“ wandte ſich der Chevalier zu Achilleus,

„ſeid gewiſſermaßen an meinem Tode Schuld; denn in jener Nacht, wo ich verwundet worden bin, ſollte ich Euch heimlich wegfangen. Der Graf wollte Euch ein lebenslängliches Unterkommen in den Kellern eines ſeiner Jagdſchlöſſer verſchaffen! — Ihr ſteht unter der Obhut guter Geiſter; denn ſonſt wäret Ihr längſt von der Oberwelt verſchwunden."

Achilleus knirſchte vor innerem Ingrimm über dieſen ſchändlichen Plan mit den Zähnen und ſagte bei ſich: „Er ſoll mir Rede ſtehen!"

„Gilt Euch der Rath eines Sterbenden etwas," fuhr der Chevalier fort, „ſo verlaßt noch in dieſer Nacht Verona; denn in jedem Augenblicke wächſt für Euch die Gefahr."

„Ich würde nicht anſtehen," entgegnete Achilleus, „ſogleich den Staub Verona's von meinen Schuhen zu ſchütteln, wenn ich nicht hier noch auf die Entſcheidung einer unendlich wichtigen Sache warten müßte. Wenigſtens muß ich noch morgen hier bleiben. Wißt Ihr mir zu rathen, wie ich mich vor der Polizei ſicher ſtellen kann, welche ausgeſchickt iſt, mich zu verhaften, ſo vergelte es Euch Gott alle Zeit."

„Wenn Ihr mit dem Schickſale hazardiren wollt, ſo geht dort an mein Pult; darinnen werdet Ihr ein Packet kleiner Karten mit einer Chiffer und einem Stempel darauf finden! Dort! Der Schlüſſel ſteckt an!" —

Da Achilleus zögerte, ſo ſuchte Antonio das Packet und fand es.

„Nehmt Euch davon!" ſagte der Chevalier zu Achilleus. „Habt Ihr eine ſolche Karte bei Euch und Ihr werdet verhaftet, ſo laßt es ruhig geſchehen und Euch in das Gefängniß führen; dort aber gebt die Karte an den Stockmeiſter oder Gefängnißwärter ab, und Ihr könnt dann ruhig paſſiren, wohin Ihr wollt.

„Daß dieſes Mittel Euch nur einmal retten kann, verſteht ſich von ſelbſt; denn es muß ſich zu bald aufklären, daß nur ein Mißbrauch mit dieſem geheimen Zeichen ſtattgefunden hat. Benutzt den Augenblick, denn ſpäter kann Euch kein Gott mehr von dem Verderben retten!“

„Ich danke Euch,“ verſetzte Achilleus, „für Eure Güte, und wünſche irgendwie Euch dankbar ſein zu können.“

„Ich bin ſchon belohnt,“ entgegnete der Chevalier, „in dem Gedanken, mit dieſem Amulet einem braven Manne vielleicht genützt zu haben.“

Jetzt ſank der Chevalier matt mit dem Haupte zurück.

Die beiden Freunde entfernten ſich und kehrten wieder in Antonio's Wohnung zurück, um dort weiter zu berathſchlagen, was nun zu thun ſei.

Sie fanden dort Thriaki, welcher zurückgekommen war und ſeinen Herrn erwartete.

Er erzählte, daß er nicht nur zur Poſt die Depeſchen beſtellt, ſondern auch Gelegenheit gefunden habe, mit dem Portier des Hauſes, worin ſie ihr Logis hatten, zu ſprechen. Er habe von ihm erfahren, daß noch jetzt dort zwei Polizeiſoldaten ſich einquartiert hätten und die Nachhauſekunft Achilleus' erwarteten; daß jedoch die Kammer, welche er ſelbſt inne gehabt, ihrer Durchſuchung entgangen ſei. Es wäre auch dem Hausmanne gelungen, die wenigen Sachen daraus ihm herunterzuſchaffen; darunter wären zum Glück noch die ſchönen Piſtolen ſeines Herrn geweſen, welche er zum Ritte nach Roveredo geladen und ſpäter auf ſeine Kammer mitgenommen gehabt, um die Ladung herauszuziehen, welche jedoch noch darin ſtecke.

„Wer weiß, wozu wir ſie gebrauchen können!“ verſetzte Achilleus und zog die Stirne zu gefährlichen Gedanken zuſammen, während er die Gewehre in ſeinen Gürtel zum Hatagan ſteckte.

Jetzt kam ein Bote von Francesca, welcher Achilleus auf ihr Zimmer beſchied, um ihm einige wichtige Mittheilungen zu machen.

Achilleus eilte zu ihr. Sie hieß ihn freundlich willkommen und bat ihn, ſich auf das Tabouret ſetzen. „Denn man muß Euch Männer,“ ſagte ſie, „ein wenig niedrig machen, wenn man Euch recht ordentlich in die Seele ſprechen und dabei in die Augen blicken will.

„Ich habe mein Verſprechen, mit Iſabella von Euch zu reden, gelöſt!“ fuhr ſie fort, „denn ſie hatte mir ſchon früher ihr Vertrauen geſchenkt. Ich ſtehe nun zwiſchen Euch als Mittlerin und Vertraute. Ihr ſcheint gar nicht zu wiſſen, daß Graf Joſeph ernſthaft um ihre Hand angehalten und ſie von dem Ritter zugeſagt erhalten hat?“

„Und wie hat ſich Iſabella erklärt?“ fragte in höchſter Spannung Achilleus.

„Ruhig! Ruhig!“ verſetzte Francesca; „was ſoll das arme Kind erklären? Der Wille ihres Vaters liegt, wie ein eiſernes Joch, über ihrem Nacken. Dieſer iſt für ſie nun einmal ein unumgängliches Gebot.“

„Wenn ſie mich liebte,“ rief Achilleus, „ſie würde den Muth finden, vor ihn hinzutreten und zu bekennen, daß ſie meine Verlobte iſt vor dem Angeſichte der heiligen Panagia! Sie liebt mich nicht, nicht ſo, wie ich glauben konnte, daß ich geliebt werde. Setze ich denn nicht auch Blut und Leben an meine Liebe zu ihr? Heiliger Gott! ſie ſoll ſagen, ob ſie mein iſt! Ich finde bald Gelegenheit, im

Dienſte des Vaterlandes mein Blut zu verſtrömen! Daß ſie mir dieſen Schurken vorziehen würde, dieſen Grafen Joſeph, das hätte ich nie geglaubt! — Einen Wüſtling, einen Hochverräther an der Sache Gottes und der Menſchheit, der gerichtet iſt in ſeinem eigenen, vergifteten Blute!"

„Undankbarer!" entgegnete Francesca, „wie hat meine Freundin dieſe Vorwürfe verdient? — Das arme Kind iſt bis zum Tode gequält, in Angſt und Verzweiflung, gehalten von ihrem Vater und ſeinem Prieſter, wie eine Gefangene, getrennt von ihrer alten Vertrauten, von Ines, eingeſchüchtert mit allen Mitteln, welche die Religion hat, die Gemüther zu zerknirſchen in Gehorſam, und nun noch beſchuldigt gemeiner Geſinnung von dem Manne, um den ſie ſo Vieles und Alles duldet! Grauſame, hartherzige Thiere ſeid Ihr Männer gegen die Frauen! Und auch Ihr, den ich ſelbſt um einen Zoll höher, als die Anderen hielt, ſeid am Ende wie Alle, und um kein Haar beſſer! Hättet Ihr doch, wie Graf Joſeph, gewagt, geradezu den Ritter um die Hand ſeiner Tochter zu bitten, und, hätte er Euch ſie verſagt, ihm den Krieg offen erklärt, ſo hätte Alles ſich anders gewendet!"

„Iſt das meine Schuld?" fragte entrüſtet Achilleus; „habe ich Iſabella ſeit der heiligen Nacht in der Capelle wieder geſehen? War es mir möglich, mit ihr zu ſprechen? Konnte ich wider ihren Willen und ohne Verabredung einen ſolchen Schritt thun?"

„Und nun iſt Alles zu ſpät!" entgegnete Francesca, „Euer Nebenbuhler war flinker, als Ihr."

„Bei Gott," verſetzte düſter Achilleus, „noch nicht flink genug! Zwiſchen Lippe und Kelch liegt noch die Ewigkeit!"

„Ihr habt noch Muth!“ ſagte jetzt freundlicher und milder, doch zugleich auffordernd Franceſca, „und dem Muthigen hilft Gott!“

Mit dieſen Worten überreichte ſie Achilleus einen Brief. Er erbrach und las.

„Wäre es denn möglich, mein Geliebter und Herr, daß ich dir entriſſen werden könnte? Bin ich nicht dein geworden durch das heiligſte Bündniß, welches nur je zwei Menſchen geknüpft haben? — Und nun wäre ich doch die Braut eines Andern, und ſie ſchafften Kleinode herbei, mich zu ſchmücken, und Kränze, um Haus und Altar zu zieren? Bin ich denn wahnſinnig oder verrucht genug, meineidig zu ſein? Ich weiß nicht mehr, wer ich bin; ich weiß nur, daß ich dein gehöre und von dir getrennt werden ſoll, um, wie eine Sclavin, verkauft zu werden! Sage mir nur, du lieber, herziger Mann, iſt denn wirklich die Macht des Vaters über ſein Kind ſo heilig und allgewaltig, daß er es morden darf, nicht mit dem Meſſer, aber doch mit den fürchterlichen Blicken im Auge und den eiskalten Worten? Ich bete Tag und Nacht zur Mutter Gottes und frage ſie, was ich thun ſoll? Santello ſagt: „Sei gehorſam deinem Vater!“ und mein Herz: „Sei treu deiner Liebe!“ Wie ich geſtern zur Nacht ſchlaflos auf meinem Lager ſaß und in das Fenſter mir gegenüber ſtarrte, getheilt zwiſchen Angſt und Gebet, die gefalteten Hände in einander ringend, bis dein Ring, den du mir gegeben haſt, in das Blut drang, hat mir der Himmel ein Zeichen gegeben. Quer über das Fenſter hinüber fuhr plötzlich ein rother Schein, und mitten darin ſah ich einen zückenden Dolch. Weißt du, was das bedeutet? Geliebter, heiliger Mann, ſage mir, was der Dolch bedeutet? — Soll ich ihn, ſoll ich mich ermorden in der Brautnacht? In der Brautnacht? — Denke dir, der Verhaßte ſchleicht auf dem Corridor heran immer näher und näher —“

Hier ſtürzte Achilleus vor krampfhaftem Schmerz in ſeiner Bruſt nieder auf die Kniee, aus ſeinem Geſichte war alle Farbe gewichen, den Brief hielt er in der rechten Hand zitternd empor und rang nach Worten; die Sprache verſagte ihm.

Francesca ſprang erſchrocken herbei und rief ihm in das Ohr: „Achilleus! Hört doch! Beſinnt Euch! Noch iſt nicht Alles verloren!“ Zugleich rieb ſie ihm die Stirne; er verſuchte vergeblich, ſie mit ſeiner linken Hand hinweg zu drücken.

Endlich kam ihm der Odem in heftigen Stößen wieder in die Bruſt; in ſeine Augen flog ein gräßliches Feuer. Er ſprang in die Höhe, ſchüttelte ſich, daß ihm die wilden Locken, wie eine Löwenmähne, um das Geſicht ſchlugen, und lachte, wie ein zum Mord gereizter Menſch, der ſeinen Feind unter ſich wirft, laut auf in Wuth, Haß, Rache und Triumph!

„Menſch!“ rief Francesca, „Fürchterlicher! was ſinnſt du?“

Achilleus aber hörte ſie nicht; er ſetzte ſich zur Lampe, las den Brief zu Ende, legte ihn wieder zuſammen und in ſeine Brieftaſche. Für ſich unheimlich lächelnd, zog er die Piſtolen aus dem Gürtel und unterſuchte Lauf und Schloß.

„Achilleus! was ſinnſt du?“ fragte Francesca wieder.

„Ich ſehe nur nach,“ verſetzte er ruhig, „ob ſie geladen ſind!“ und ſteckte die Piſtolen wieder in den Gürtel. „Ich danke Euch,“ fuhr er fort, „für die Mittheilung dieſer traurigen Botſchaft und für den theuren Brief meiner Iſabella. Iſt es Euch möglich, noch heute mit ihr zu ſprechen, ſo ſagt ihr, daß ich dieſen Abend nicht im Stande geweſen ſei, mit der Feder zu antworten; ich würde aber für ſie handeln."

Mit dieſen Worten ging er zur Thür hinaus und durch das Haus hinweg. Francesca hörte noch von der Straße her ſeine weiten, mächtigen Schritte ſchallen. Sie ſchüttelte das Haupt und ging hinüber zu Iſabella.

Viertes Capitel.

Nepomuk, der Diener des Grafen Joſeph, welcher ihn im Vorzimmer zu erwarten hatte, war ſo ſehr vertieft in die Lectüre des Trauerſpiels, daß er den eintretenden Ritter Malavilla nicht merkte, und auch dann nicht, als dieſer vor ihm ſtand und kopfſchüttelnd auf ihn herabſah. Endlich legte er ihm die Hand auf das Buch, und Nepomuk fuhr erſchrocken empor. Als er jedoch den Ritter ſah, machte er einen Kratzfuß und ſtotterte:

„Die Ahnfrau, gnädiger Herr; eine ſchauerliche Geſchichte, — werden verzeihen — “

„Iſt dein Herr daheim?“

„Iſt noch nicht zurück, ſeit er nach dem Theater gefahren; muß aber bald kommen; wenn Eure Gnaden auf ihn warten wollen?“

Mit dieſen Worten führte er den Ritter in das Zimmer, ſetzte den Armleuchter auf den Tiſch und ſagte, während er ſich wieder entfernte: „Unſer Herr Graf wird gewiß bald zurückkommen; denn gegen Abend wechſelt er immer die Kleider.“

Obgleich ſich jetzt der Ritter im Zimmer allein zu ſein wähnte, ſo hatte er doch einen unſichtbaren Gefährten.

Clärchen hatte ſich hineingeſchlichen und hinter dem Ofenſchirm in die Ecke gekauert. Sie getraute ſich kaum

Odem zu holen, doch ſchlug ihr das Herz faſt hörbar. „Wenn ich doch nur wieder fort wäre, dachte ſie bei ſich, und fuhr in Angſt mit den zitternden Händen ſich über das kalte Geſicht. Bei jedem Geräuſch, das der Ritter machte, fuhr ſie vor Schreck zuſammen. Sie hatte nur gehört, daß es nicht Graf Joſeph ſei, und glaubte, in ein fremdes Logis gerathen zu ſein. Als endlich der Ritter ganz ruhig geworden war, wagte ſie um die Ecke des Schirmes ein wenig vorzublicken; als ſie aber den alten, langen ernſthaften Mann ſah, zog ſie ſich wieder zurück und wickelte ſich tief in den ſchwarzen Schleier, während ſie ihre Hände feſt um die Kniee ſchlang, als wollte ſie ſich in dieſem entſetzlichen Augenblicke an ſich ſelbſt feſthalten.

Nach einer Weile hörte ſie wieder im Vorſaale Jemand ſprechen: es war Graf Joſeph, welcher angekommen war. Es war ihr, als wenn über ſie herunter heißes Waſſer gegoſſen würde.

Graf Joſeph trat jetzt herein, und ſie belauſchte folgendes Geſpräch:

„Welche fröhliche Ueberraſchung, mein Schwiegervater! Tauſendmal willkommen!“

„Lieber Sohn, ich mußte noch zu Ihnen eilen; denn ſchneller, als wir Beide hofften, kommen wir zum Ziele. Allen Heiligen ſei Dank, er hat das Gebet der getreuen ſpaniſchen Herzen gehört! Ich komme eben vom Vicomte Montmorency. Heute hat er endlich die Note erhalten, in welcher von den Mächten des Congreſſes Frankreich die Vollmacht erhält, nach Ermeſſen in die ſpaniſchen Angelegenheiten einzuſchreiten. Ein Bourbon wird den andern retten vor dem hundertköpfigen Drachen der Demagogie! Die heilige Oriflamme wird das ritterliche Frankreich über die

Pyrenäen führen, und die Cherubim mit Flammenſchwertern den Weg bahnen!“

„Obſchon ich,“ verſetzte Graf Joſeph, „vor Anbeginn in dieſe Verhandlungen eingeweiht und vielfach dabei thätig geweſen bin und Ihnen den glücklichen Fortgang derſelben und endlich die glorreiche Beſchlußnahme ſelbſt mitgetheilt habe, ſo überraſcht mich doch das Reſultat, da es fertig vor uns da ſteht. Laſſen Sie ſich und uns Allen Glück wünſchen! Von dieſer Stunde an, wo wir uns die Hände fröhlich reichen, triumphiren die loyale Sache in Spanien und in ihr die Throne Europa's. Jetzt erſt iſt die Revolution vernichtet!“

„Doch wird unſere heilige und gute Sache,“ fuhr Malavilla fort, „noch manches perſönliche Opfer verlangen, und wir, die wir in die erſten Reihen der Kämpfer gehören, müſſen uns dazu immer bereit halten. Vicomte Montmorency reiſt morgen nach Paris zurück und wünſcht, daß ich ihn begleiten möge, damit ich dort die nöthige Depeſche für meinen Herrn und König erhalten kann, um ſie ihm mit Gefahr meines Lebens nach Madrid zu bringen. Dort hat die gute Sache noch viele heimliche, mächtige Anhänger. Mit Gott wird mir meine Miſſion gelingen.“

„Sie wollen uns ſchon morgen verlaſſen? Und Iſabella? — meine Braut?“

„Hierüber müſſen wir eben,“ verſetzte Malavilla, „uns berathen! Bis morgen Nachmittag höchſtens kann ich noch hier verweilen; dann muß ich mit untergelegten Pferden dem Vicomte, welcher Verona ſchon Vormittags verläßt, nacheilen. Alles Gute nimmt einen langſamen Weg und kommt ſchnell zum Ziele. So hören Sie denn meinen Vorſchlag! Sie wiſſen, daß der Prieſter Santello, mein

Bayerische
Staatsbibliothek

Freund und Rathgeber, bei mir iſt. Dieſer meint, daß der Drang der Verhältniſſe uns entſchuldige, wenn er ſogleich morgen Ihrer Verbindung mit meiner Tochter Iſabella die kirchliche Weihe gebe, ſo daß ich bei meiner Abreiſe meine Tochter ſorglos bei ihrem Gemahl zurücklaſſen kann. Auf die übrige Dauer des Congreſſes können Sie mein Quartier beziehen, welches räumlicher iſt, als das Ihrige. So hoffe ich, daß ſich Alles von ſelbſt einrichten wird.“

„Sie machen mich unausſprechlich glücklich, lieber Vater, doch auch zugleich ſchmerzlich betrübt. Während ich meinen heißeſten Wunſch erfüllt ſehen ſoll, träufeln Sie in den Moment des Glückes einen bittern Tropfen Wermuth. Iſt es denn nicht möglich, daß Sie wenigſtens noch morgen den ganzen Tag Ihren vereinigten Kindern ſchenken? Sie ſehen, ich bin beſtürzt von der Fülle des Glückes, welche mich überſchüttet, und klage doch, daß ich es mit Schmerz bezahlen ſoll!“

„So iſt es immer im Leben, mein Sohn! Zwiſchen Schmerz und Thränen blüht die Blume der Freude! Und wer von uns Beiden iſt es, der am Meiſten verliert? Euer Vater! — Ich ziehe nun einſam dahin und laſſe alle meine Wünſche bei Euch zurück; vor mir liegt nur meine ritterliche Pflicht, die mir mit eiſernem Maßſtabe ſelbſt die Empfindungen des Herzens zumißt.“

Clärchen hörte geſpannt Alles mit an, es war ihr, als wollten ſich die Augen ihr aus den Höhlen drängen; der Odem ſtockte in ihrer Bruſt. Ueber ſie kam jetzt ein Fieberfroſt, der ihr die Zähne an einander ſchlug, ſo daß der Ritter aufmerkſam wurde.

„Mein Gott!“ rief er, „es iſt mir, als hörte ich Jemand mit den Zähnen klappern?!“

„Nebenan,“ verſetzte Graf Joſeph, „iſt ein Kaffeehaus, und man hört zuweilen die Carambole aus dem Billardzimmer.“

Clärchen legte ſchnell einen Finger zwiſchen die Zähne, daß das Klappern aufhörte, und der Ritter fuhr fort:

„Sie ſind alſo mit mir einverſtanden, und werden morgen Iſabella zum Altare führen? Es verſteht ſich, daß die Trauung ohne Aufſehen in der Stille in unſerer Hauscapelle Statt findet.“

„Ihr Wille,“ verſetzte Graf Joſeph, „iſt nur mein innigſter Wunſch! Weiß meine Braut davon?“

„Noch nicht!“ entgegnete der Ritter; „ich eile aber zu ihr, um ihr unſeren Beſchluß anzukündigen, und würde Euch bitten, mit mir zu ihr zu kommen, wenn ſie nicht genöthigt wäre, nun noch ſchnell die Vorbereitung für Morgen zu treffen, während ich zugleich die Leute anſtellen muß, den Reiſewagen zu packen. Sie können morgen früh zu guter Zeit Ihre Effecten, welche Sie zur Hand haben wollen, in mein Quartier bringen laſſen, damit ſie es nach meiner Abreiſe gleich als das Ihrige anſehen können. Um elf Uhr Vormittags erwarten wir Sie ſelbſt.“

„Nehmen Sie,“ rief Graf Joſeph, „mein Herz mit zu meiner theuern Braut und ſagen Sie ihr, daß die Stunden, welche noch bis dorthin vergehen müſſen, wo ich ſie ganz mein nennen kann, ſich mit peinlicher Sehnſucht ausfüllen werden.“

Der Ritter umarmte jetzt den Grafen und verabſchiedete ſich von ihm.

Als jedoch der Ritter das Haus verlaſſen hatte, trat Achilleus in den Vorſaal. Kaum war Nepomuk aus dem Geſpenſterſpuk Grillparzer's emporgetaumelt, als Achilleus ſchon die Thür zum Zimmer des Grafen geöffnet hatte und eingetreten war. Nepomuk wollte ihm ſogleich nacheilen, aber ehe er noch die Thüre erreichte, hatte Achilleus inwendig den Schlüſſel umgedreht und abgezogen.

„Ihr ſucht mich mit Schergen, Graf!“ ſprach in gemeſſenem Zorne Achilleus: „hier bin ich! Ihr trachtet nach meiner Freiheit, nach meinem Leben — hier bringe ich mich ſelbſt!“

Graf Joſeph, erſchrocken wie er war, ſuchte ſich zu faſſen und entgegnete:

„Nur ein Mißverſtändniß, ſehr verehrter Freund!“

„Todfeind willſt du ſagen, ehrvergeſſener Schuft!“ rief Achilleus mit feuerſprühenden Augen; dann fuhr er ruhiger fort:

„Die Augenblicke ſind gezählt; ſchon ſchreien deine Diener nach Hülfe! alſo nur drei Worte! Ich will nicht mit dir rechten, daß du die Hand Iſabella's, die vor Gott mein gehört, zu erſchleichen ſuchſt! — Nicht, daß du und deinesgleichen, wie Hetären, mit Eurer Peſt, Eurem Elend und Eurer Schande in ſcheußlicher Umarmung und Moſchusduft die junge Zeit entehren und vergiften wollt, — nicht, daß du um Geld und Titel auch mein Volk, wie das deine, verhandeln willſt; denn du biſt ein Diplomat, — nur dafür ſollſt du mir Rede ſtehen, daß du mir nach der Kehle ſchnappſt, heimtückiſche Creatur! Hier ſtehe ich vor dir gerüſtet in der Nothwehr. Da, greif' zu der Piſtole, dieſe oder dieſe da! Beide ſind geladen! welche du willſt, greif' zu!“ —

Der Graf fuhr in ſich ſelbſt zuſammen und ſuchte ſich mühſam an der Tiſchecke zu halten; ſeine Blicke drehten ſich ängſtlich zu der verſchloſſenen Thür, nach Hülfe forſchend;

dann fuhren ſie in der Stube umher; — aber der Entſetzliche ſtand mordrüſtig vor ihm und ſchlug auf ihn die Piſtole an mit den Worten:

„Ich zähle drei; dann ſchieße ich dich nieder! Einer von uns Beiden!“

Mit bebender Hand griff der Graf nach der Piſtole.

„Eins!“ rief Achilleus; — „zieh' den Hahn auf! Zwei!“

Auf einmal ſtürzte der Schirm am Ofen um, und Clärchen hervor und um den Hals des Grafen Joſeph, ſo daß ſie ihn mit ihrem Leibe deckte, in unarticulirten Tönen aufkreiſchend, wie ein Rebhuhn, daß ein Jagdhund im Neſte überraſcht.

Achilleus ließ die Piſtole ſinken und ſtand einen Augenblick da, wie verſteinert; endlich brach er in lautes Lachen aus und rief:

„Dein Teufel iſt dir getreu! Du ſollſt nicht von einer ehrlichen Kugel ſterben, ſondern lebendig zur Hölle fahren!“

Doch jetzt war auch Nepomuk mit militairiſcher Hülfe angekommen. Auf zwei Kolbenſchläge ſprang die Thür auf. Achilleus drehte ſich, die Piſtole vorhaltend, der Thüre zu; — zugleich wurden die Soldaten ſichtbar. Die Flintenſchlöſſer knitterten, und ſchußfertig ſtarrten ihm die Gewehre entgegen.

„War es ſo gemeint?“ ſagte Achilleus; „auf ſo elende Art vor den Augen des Schuftes ſterben? Hier ſind meine Waffen!“ rief er und legte ſie von ſich. —

Jetzt trat der Officier herein und ſagte:

„Sie ſehen halt, daß hier zu Lande Ordnung iſt; kommen Sie! und machen Sie keine Umſtände nicht!“

Achilleus ſchlug die Arme über die Bruſt zuſammen, und zwei Soldaten hinter ſich, zwei vor ſich, ließ er ſie ruhig abführen und zur Polizei abliefern.

Als ſich die Wache mit Achilleus entfernt hatte, macht ſich Graf Joſeph von Clärchen los, welches, wie todt, z ſeinen Füßen niederſank.

Fünftes Capitel.

Clärchen lag in tiefer Ohnmacht. Graf Joſeph war über die Begebniſſe dieſes Tages bis in das Innerſte der Seele verſtimmt. Nepomuk, welchen er zu Clärchens Mutter geſchickt hatte, um ſie herbeizuholen, kam jetzt mit ihr zurück. Als die Alte Clärchen, wie todt, auf dem Teppich des Zimmers liegen ſah, begann ſie eine unendliche Wehklage.

„Das alſo iſt,“ rief ſie, das Glück, „welches Ihr uns verſprochen habt? — Mein armes, gutes Clärchen! erſt hat er dich um deine Ehre, deine Ruhe und nun um dein Leben gebracht! — Giebt es denn keinen gerechten Gott im Himmel mehr, der uns arme Leute gegen die Großen in Schutz nimmt und ſie vor's Gericht bringt?“

„Nicht unſinnig, Alte! ſie iſt nicht todt, nur ohnmächtig, und ihr iſt hier nichts Uebles widerfahren. Kommt ſie zu ſich, ſo wird ſie dir ſelbſt erzählen, wie ſie hergekommen iſt! Laß' ſie nur ruhen; du ſiehſt, ſie ſchläft. Der Schlummer wird ſie erquicken. Jetzt ſpreche ich mit dir. Ich will dir nicht vorwerfen, wie du ſelbſt aller Zucht und Ehre vergeſſen warſt, als du meine Beſuche mit dem Deckmantel der chriſtlichen Liebe bedeckt und dafür von mir Geld genommen haſt! — Deine Verwünſchungen, die du auf der Zunge haſt, ſind dir ſchon längſt mit Chremnitzer

Ducaten abgekauft. Sie verunſtalten blos dein Geſicht; weiter gehen ſie mich Nichts an!“

„O, du heilige Mutter Gottes,“ ſeufzte die Alte, „ſieh' nur an, wie gottlos er mit uns verfährt!“

„Nun will ich aber endlich,“ fuhr der Graf fort, „Ruhe vor Euch haben! In Euren Verhältniſſen iſt Eure größte Unehre der Mangel. Dieſem kann ich abhelfen!“ Mit dieſen Worten wühlte er in ſeiner Chatouille herum und forderte die Alte auf, zu ihm zu kommen.

Wie ſie einen Blick in das flammende Gold hinein that, ſeufzte ſie ſchwer auf und ſagte: „Wie glücklich ſind die Reichen! hätten wir nur eine Handvoll davon gehabt, wir wären vor allen Miſſethaten bewahrt geweſen!“

„Falte deine Schürze zuſammen! Hier! Hier!“ Mit dieſen Worten warf der Graf ihr drei Hände voll hinein; es ſchauerte ihm ſelbſt inwendig dabei: denn der Gedanke: daß man dem Verſchiedenen auf den Sarg drei Hände voll Erde werfe, fuhr ihm unvermuthet durch den Sinn, ſo daß er unwillkürlich in einer Anwandlung von Aberglauben ihr noch eine vierte Hand voll Ducaten zu den andern hinunterklingen ließ.

„Verſtehe mich aber!“ ſetzte er ſtreng hinzu; „ſobald Ihr reiſen könnt, kehrt Ihr in Eure Heimath nach Grätz zurück und unterſteht Ihr Euch irgendwie mir Uebles nachzureden oder Euch wieder zu mir zu drängen, ſo zittert vor meinem Zorn!“

Die Alte gelobte die tiefſte Verſchwiegenheit an und küßte ihm die gnädige Hand.

Nepomuk hatte unterdeſſen ſich bemüht, Clärchen wieder in das Leben zu bringen. Während er mit Eau de Cologne ihr die Schläfe rieb, war ihm doch zugleich der goldene

Regen nicht entgangen, welcher auf die Mutter Clärchens herunterfiel.

„Nepomuk!“ befahl der Graf, „führe die beiden Damen in ihr Logis zurück, ſobald das Fräulein ſich erholt haben wird!“

„Zu Befehl, Eure Gnaden!“ verſetzte Nepomuk und richtete Clärchen, welche allmälig wieder zu ſich kam, in die Höhe, der Graf aber ging hinaus, ließ ſich ſeinen Mantel umwerfen und ging allein hinweg, um ſich auf die Polizei zu begeben.

Achilleus hatte ihn ſo tief gedemüthigt, daß ſich ſeine Seele krümmte, wie ein Aal, welcher lebendig in Eſſig geworfen, an das Feuer geſetzt iſt. Er glaubte ſich es ſchuldig zu ſein, ſeinem gedemüthigten Feinde, welchen er in Ketten und Banden zu finden hoffte, triumphirend unter die Augen zu treten.

So hatte er noch niemals einen Menſchen gehaßt, wie ihn; und ihn zu zertreten, war ihm im Voraus der ſüßeſte Gedanke, welchen er je gehabt hatte.

Er ging bei ſich alle Mittel durch, welche den Griechen ſo recht langſam zu foltern im Stande ſein könnten. Er mußte vor ſich laut auflachen, als ihm einfiel, morgen zu ſeinem Hochzeitsfeſte den Gefangenen den Abhub ſeiner Tafel ſchicken zu wollen und beſonders an Achilleus eine Flaſche Champagner, um ſie auf Geſundheit des Gebers zu leeren! —

In dieſen Gedanken trat er in das Polizeigebäude.

Ein Polizeiſoldat trat ihn barſch an und ſagte: „Es wird nicht mehr ſpedirt! kommt ein anderes Mal wieder; der Herr Wachtmeiſter hat ſeine Seſſionsſtunde!“ —

„Du kannſt höflicher ſein!“ entgegnete Graf Joſeph und ſchlug den Mantelkragen zurück, daß ſein Geſicht frei und von der Lampe in der Hausflur beſchienen wurde.

„Verzeihen Eure Gnaden,“ ſtotterte der Soldat, „ich hab' Sie halt nit gekannt!“

„Ruf' den Wachtmeiſter!“ befahl Graf Joſeph und hüllte ſich wieder in ſeinen Mantel.

Der Wachtmeiſter kam und fragte unterthänigſt: „Was ſchaffen Eure Gnaden?“

„Hat die Wache nicht vor Kurzem,“ verſetzte er, „den jungen Griechen Achilleus hier abgeliefert?“

„Das ſchon!“

„Er iſt doch geſchloſſen?“

„Geſchloſſen?“

„Mit Ketten!“

„Mit Ketten?“

„Willſt du mein Echo ſein? — Was heißt das?“ fragte ſtreng und geſpannt der Graf.

„Eure Gnaden erlauben, der junge, hübſche Menſch gehört zu der mobilen Garde des Herrn Chevaliers; da hier hat er die Freipaßkarte für Jeden, der ſie vorzeigt, hier abgegeben. Es ſteht ganz richtig darauf eingeſtempelt das Wappen Eurer Gnaden und darüber ſind die drei Zeichen! —“

„Biſt du verrückt?“

„Verrückt?“ antwortete der Wachtmeiſter.

„Du, mein' ich.“

„Ich, Eure Gnaden?“

Graf Joſeph ſtampfte vor Ungeduld mit dem Fuße auf das Pflaſter.

„Verzeihen, — wer Papiergeld ausgiebt, muß es halt auch wieder einnehmen; und es wird denn auch Alles ganz in ſeiner Ordnung ſein, ich habe ganz gethan nach meiner Inſtruction.“

Graf Joſeph zerſchlitzte vor Unmuth das ſeidene Taſchentuch, welches er in der Hand trug, und herrſchte zum Wachtmeiſter: Schweig'! dumm haſt du gehandelt!“

„Dumm? Eure Gnaden haben die Inſtruction gegeben, und ſoll ich nicht darnach thun, ſo haben Sie nur zu befehlen!“

„Es iſt ein Betrug mit dieſer Karte vorgegangen; ſchnell, biete das ganze Perſonal auf, dieſer Grieche iſt das gefährlichſte Subject, was hier in Verona zu finden iſt!“

„Das muß ja ein Hauptſpitzbub' ſein! Verlaſſen ſich darauf Euer Gnaden; — der Menſch wird noch eingefangen, ſobald wir ihn kriegen!“

„Schickt nach Nicolo,“ fuhr der Graf fort, „Nicolo ſoll zu mir kommen! Sobald der Neugrieche eingebracht iſt, rapportirt Ihr mir!“

„Sobald er eingebracht iſt, Euer Gnaden!“

Unwillig begab ſich der Graf hinweg in der Abſicht, zu dem Chevalier zu gehen, um dem Unterſchleife mit der Karte, durch welche Achilleus ſich befreit hatte, auf die Spur zu kommen.

Der fürchterliche Argwohn, daß vielleicht irgend ein einflußreicher Diplomat des Auslandes oder vielleicht gar die Propaganda ebenſo gut, wie er, in Verona eine geheime Polizei beſolde, welche ihm ſeine Plane kreuze, ging ihm durch die Seele.

Als er jetzt um die Straßenecke biegen wollte, hörte er ſeinen Nepomuk mit Clärchen und ihrer Mutter ſprechen. Er zog ſich zurück und langſam an ihnen vorüber; zwiſchen ihrer Mutter und Nepomuk wankte Clärchen. Nepomuk recitirte aus der Ahnfrau:

„Kannſt du mich ſo leiden ſeh'n?
Soll ich hier vor dir vergeh'n?
Laß dich rühren meinen Jammer,
Laß mich ein in deine Kammer.
Hat die Liebe je verwehrt,
Was die Liebe heiß begehrt!"

„Es kommt Alles auf Sie an, gnädiges Fräulein," fuhr er jetzt in Proſa fort. „Ich habe mich nun einmal in Sie verliebt, als Sie ohnmächtig in meinen Armen lagen, gerade wie die Bertha in der Ahnfrau, und wenn Sie wollen, ſo geh' ich zum Herrn Grafen und frage um ſeinen gnädigen Permiß zu meiner Heirath!"

„Nein! Nein!" verſetzte Clärchen, „ich bin ein armes Geſchöpf und nicht werth der Hand eines redlichen Mannes!"

„Nicht ſo gar arm, als Sie vielleicht denken," verſetzte Nepomuk und fuhr mit Grillparzer fort:

„Hat doch keine wilde Bärin
Mich im rauhen Forſt geboren
Und mit Tigermark genähret,
Steht auf meiner offnen Stirn
Doch der heitre Name: Menſch!
Und der Menſch hat keine Grenzen!"

„Sehr viele Ehre für uns, Herr Nepomuk!" nahm Clärchens Mutter das Wort, „beſuchen Sie uns nur, ſo oft es Ihnen gefällt; denn morgen und übermorgen kann mein Clärchen doch noch nicht abreiſen; ſie iſt noch zu ſehr angegriffen!"

„Eure Gnaden," entgegnete Nepomuk, „ſind mein Schutzengel!"

„Meine Bertha, ſei nicht ſtrenger,
Als der ſtrenge Richter, Gott,
Der mit ſeiner Sonne Strahlen
In des Sünders letzten Qualen
Noch vergoldet das Schaffot."

In dieſem Geſpräche kamen ſie an Graf Joſeph vorüber, welcher höhniſch in ſich ſelbſt hineinlachte und ſeinen Weg zum Chevalier fortſetzte.

Jetzt hörte er plötzlich ſchlanke, keke Schritte durch die Quergaſſe einherkommen. Er kehrte ſich um, und in ſtolzer Haltung ſchritt dicht an ihm vorüber über die Hauptſtraße in die andere Gaſſe hinein Achilleus mit Thriaki, welcher ſich zu ihm gefunden hatte.

Joſeph ſtand eine Weile da, wie verſteinert. „Pfui über mich!" ſagte er endlich zu ſich, „daß mich dieſer Grieche ſchon durch ſeine Erſcheinung verblüfft. Konnte ich ihn nicht halten und um Hülfe rufen?" In ſeinen Ohren klang ihm das Echo des Polizeiwachtmeiſters nach: „Sobald wir ihn kriegen!" Er eilte ihm jetzt nach in die zweite Straße, aber er war nicht mehr zu ſehen oder zu hören; Graf Joſeph kehrte wieder um und ſetzte ſeinen Weg fort.

Da es auf den Straßen ganz ſtill geworden war, ſo hörte Joſeph den Wiederhall ſeiner eigenen Schritte. Es kam ihm vor, als wenn Jemand in ſeine Fußtapfen ihm nachträte.

Auf einmal jedoch ſchlichen ſich an ihn zwei Kerle heran.

„Wer iſt Er?" rief der Eine.

„Seine Legitimation!" der Andere.

„Wer ſeid Ihr?" fragte barſch der Graf.

„Hoho! nur höflich!" verſetzte der Eine, „Leute, die Nachts allein auf der Straße gehen und mit ſich disputiren, ſind ganz verdächtige Menſchen! Er iſt ein verdächtiger Menſch!“

„Unverſchämt!“ verſetzte Graf Joſeph und flüſterte dann dem Einen etwas in's Ohr.

„Euer Gnaden!“ entgegnete dieſer, „werden uns nicht übel nehmen, daß wir Sie angehalten, wir ſind auf einen gewiſſen Herrn [illegible] aus, den wir noch nicht haben!“

„Eben ging er über die Straße,“ verſetzte der Graf, „und dort zur Gaſſe hinein! — Beeilt Euch! eine beſondere Belohnung ſollt Ihr haben, wenn Ihr ihn ſtellt!“

„Unterthänige gute Nacht, gnädiger Herr!“ riefen die Beiden und verſchwanden im Dunkel der Gaſſe.

„Iſt es mir doch,“ ſagte jetzt Graf Joſeph zu ſich, indem er ſeinen Weg fortſetzte, „als verhöhnten mich heute die böſen Geiſter meines Schickſals. Es geht mir, wie einem römiſchen Triumphator, hinter dem Triumphwagen ſingen die Cohorten Spottlieder auf ihren Cäſar. Es iſt der natürliche Polterabend, den ich vor meiner Hochzeit haben kann. Bah! man muß der Sache eine ſcherzhafte Seite abgewinnen. Freund Genz würde ſagen: „Wen das Schickſal nicht mehr foppt, dem fehlt Salz und Gewürz zum Braten!“

Mit dieſen und ähnlichen Gedanken hatte er ſich wieder in eine gute Stimmung hineingelogen, als er in das Logis des Chevaliers trat.

Mit trübem, langem Geſicht empfing ihn der aufwartende Diener, ein alter Corporal des Chevaliers.

„Wie befindet ſich dein Herr?“ fragte Joſeph.

„Auf der Retirade!“ verſetzte der Diener; „ſein Torniſter iſt gepackt, und der Tambour ſteht vor der Thür, um Alarm zu trommeln!“

„Iſt keine Hoffnung mehr vorhanden?“

„Zum Avancement in das Himmelreich, wenn ihm der Teufel nicht im Hinterhalte liegt. Tretet nur ein, Herr Graf! und ſeht ſelbſt, was für ein ſpaniſches Geſicht er macht! —“

Als Graf Joſeph eintrat, wehte ihn ein eigener Schauder an; doch trat er an das Lager.

Der Chevalier röchelte aus tiefer Bruſt. Seine Lippen ſchienen heftig zu ſprechen, ohne daß man etwas hören konnte; endlich zuckte er zuſammen, wie von einem Schlage auf die Schulter; er machte die Augen weit auf, und ihre wunderlichen Blicke hefteten ſich in das Geſicht des Grafen.

„Ergieb dich, Spion!“ rief er, ſprang in die Höhe, packte die Hand des Grafen, ſchlug um ſie krampfhaft ſeine Finger und ſtürzte dann mit dem Rufe: „Vive l'empéreur!“ auf das Bett zurück und war todt.

Der Graf war vor Schreck auf ſeine Kniee niedergeſunken und ſuchte mit Anſtrengung, wie Don Juan im letzten Acte, ſeine gefangene Hand aus der kalten, marmornen des Todes zu befreien.

Sechstes Capitel.

In der Wohnung des Ritters Malavilla waren in dieſer Nacht ſeine und Antonio's Diener und Dienerinnen und viele beſonders gedungene Arbeiter beſchäftigt, theils um den Reiſewagen im Hofe zu packen, theils um zugleich zur Vermählung ſeiner Tochter mit dem Grafen die Zimmer und die Capelle zu ſchmücken. Ueberall war der Ritter gegenwärtig, um anzuordnen und anzutreiben. Bald ſtand er unten bei dem Wagen und ſah nach, ob die Koffer wohl verſichert würden, bald in dem großen Zimmer, wo Gardinen an den Fenſtern aufgemacht wurden, bald im Vorhauſe bei den Gärtnern, welche ihre Gewächshäuſer noch gegen Abend geplündert hatten, um Laub und Blumen zu Kränzen herbeizuſchaffen. „Auf der Reiſe muß der Herr ſich nicht ſchämen, ſein eig'ner Diener zu ſein," ſagte er zu Santello, welcher zu ihm in die Küche trat, wo der Koch und ſeine Jungen mit Töpfen und Tiegeln handthierten.

„Ich bringe hier unſere Ines zurück," entgegnete Santello, indem er ſie hinter ſich hervor und zur Thür hereinzog.

Ines machte einen ſteifen Knix und zeigte eine beleidigte Miene.

„Da ſeid Ihr ja wieder, Ines!" rief der Ritter, „ich hoffe, daß Ihr Zeit gehabt, Euch auszuſinnen, wie weit Euer Revier in meinem Hauſe geht, und wo es aufhört.“

Ines machte wieder einen Knix und ſchwieg.

„Kann Sie keine Antwort finden?“ fragte der Ritter.

„Ich bewundere nur,“ verſetzte ſie ſpitz, „wie Don Malavilla ſeit meiner Entfernung ſich ſo gut in der Wirthſchaft eingerichtet hat! Hätte ich gedacht, daß ich ſo bald erſetzt ſein könnte, ich hätte bei den barmherzigen Schweſtern ruhiger ſein können, als ich geweſen bin.“

Sie brach jetzt in ein bitteres Weinen aus und ſchluchzte dazwiſchen: „Wer hätte auch das gedacht, daß man ſo bald überflüſſig ſein und verſtoßen werden könnte, ach, ich erbarmungswürdigſte aller Duennen in den beiden Reichen von Caſtilien und Arragonien!“

„Schon gut, Ines!“ verſetzte der Ritter, „geht nur hinein zu Donna Iſabella und fragt nach ihren Befehlen. Ihr werdet heute noch genug zu thun bekommen.“

Ines begab ſich auf dieſe Weiſung in das Zimmer Iſabellens.

Wie ſie eintrat und Iſabella ſitzen ſah, tief in den Schleier verhüllt, ohne von ihr bemerkt zu werden, begann ſie noch lauter zu weinen und zu wehklagen: „O du grauſamer Don! ſo an ſeinem eigenen Kinde zu handeln! Ja, ich will, ich muß es ihm noch ſagen, daß er ein kieſelherziger Barbar, ein Kindesmörder iſt!“

Iſabella hatte ſie erſt bei dieſer Rede erſtaunt angeſtarrt, jetzt ſprang ſie empor und fiel ihr um den Hals mit den Worten: „Daß ich dich wieder habe, meine Ines, dich zu dieſer Zeit! Nun habe ich doch Jemand, der es vom Herzen gut mit mir meint. Weißt du denn ſchon, daß ich gezwungen werde, dem Grafen Joſeph zum Altar zu folgen? — Weißt du es ſchon?“

„Und Ihr habt Euer Jawort gegeben?“ fragte Ines.

„Das hat Niemand von mir begehrt! denn auf mich kommt Nichts mehr an!“

„Und das könnt Ihr Alles ſo dulden, armes, gutes Kind? Denkt Ihr denn noch an den ſchönen Achilleus? Bekümmert er ſich denn gar nicht mehr um Euch?“

„Ich habe ihn nur einmal aus der Ferne geſehen!“

„Weiß er, in welcher fürchterlichen Lage Ihr ſeid?“

„Vielleicht! Gegen Abend hatte ich Gelegenheit, ihm einige Zeilen zu ſchreiben, welche Francesca an ihn beſtellen wollte. Ach, theure Ines, mir bleibt Nichts mehr übrig, als die Verzweiflung. Meine Gedanken flattern herum, wie Vöglein, die durch das Fenſter in ein Zimmer geflogen und nun darin gefangen ſind. Es iſt nur noch ein Ausweg übrig. Schwöre mir bei der Aſche deines Vaters, Nichts zu verrathen!“

„Bei den Gebeinen aller Heiligen und dem Sarge meines Vaters und ſeiner Aſche!“

„Ich vertraue dir. Mein Entſchluß iſt gefaßt, ſeitdem bin ich ruhig. Mein Vater ſoll ſeinen Willen und Wunſch erfüllt ſehen. Ich habe ihm geſagt, daß ich lieber ſterben würde, als die Gemahlin des Grafen werden.“

„Und was ſagte er?“

„Daß er mich lieber todt ſähe, als ungehorſam; denn es wäre beſſer, daß die Ehre unſeres Hauſes nicht getrübt würde, als daß ich lebe zu ſeiner Schande. Ich will nun das Aeußerſte erwarten. Ich will gehorſam ſein!“

„Und das könntet Ihr Achilleus, dem jungen griechiſchen Fürſten, zu Leid' thun?“

„Mein Vater,“ fuhr Iſabella fort, „ſoll auch ruhig abreiſen; ich will ihm die letzte Freude gönnen.“

„Und dann?“

„Werde ich hoffen, daß Achilleus den Grafen auf Leben und Tod zum Zweikampfe fordert oder ſonſt unſern Feind zwingt auf mich zu verzichten!“

„Iſabella! ſeid Ihr bei Sinnen? Das ſind nichtige Hoffnungen. Mir ſieht der Graf nicht darnach aus, als ob er ſich in die Gefahr begebe, in welcher er umkommen könnte! Habt Ihr keine andere Ausſicht?“

„Die letzte!“ verſetzte Iſabella. „Ich will mich einſperren in der Hochzeitskammer, den Grafen nicht einlaſſen und beten die ganze Nacht durch zu allen Heiligen um Hülfe und Rettung.“

„Und wenn nun die Heiligen ſich nicht erbitten laſſen?“

„Bricht dann der Morgen an, und iſt noch keine Hülfe da, ſo ſtoße ich mir ein Meſſer in das Herz, und Alles iſt vorüber.“

„Heilige Maria, Mutter Gottes!“ rief Ines und ſtürzte nieder auf die Kniee, „ſieh' herab auf dieſes Elend und bitte für ihre arme Seele! — Iſt denn gar keine Hülfe mehr auf Erden?“

„Kennſt du einen andern Ausweg, wie ich den Gehorſam zu meinem Vater mit meiner Freiheit und Liebe vereinigen kann, o wie ſo gern will ich ihn einſchlagen!“

Jetzt kam Franceska herein, Iſabella ſtreckte ihre Hände nach ihr aus, als erwartete ſie von ihr Troſt und Rath.

„Noch iſt Nichts verloren!“ flüſterte ihr Franceska zu. „Darf Ines meine Nachrichten mit anhören?“

„Ines kann ſchweigen,“ verſetzte die Duenna.

„Geliebte Freundin,“ erwiederte Iſabella, „zög're nicht länger mit guter Nachricht, haſt du welche für mich?“

„Achilleus,“ fuhr Franceska fort, „hat den Grafen zum

Rencontre zwingen wollen, und dieſer hat ſich hinter die Polizei geflüchtet, welche jetzt den verwegenen Griechen aufſucht.“

„Schmach über den feigen Grafen!“ rief Iſabella entrüſtet; „doch Achilleus? iſt er gerettet?“

„Er iſt zunächſt in Sicherheit,“ flüſterte Francesca noch leiſer, „er athmet mit dir unter einem Dache.“

„Hier! Achilleus hier?“ rief Iſabella.

„Pſt!“ beſchwichtigte ſie Ines, „ſtill! ſonſt verrathet Ihr ihn.“

„Wir haben ihn oben in dem Raritätencabinete meines Bruders bei unſerem Freunde Arnold verborgen, welcher mit ihm abreiſen will. Er wünſcht Euch noch einmal zu ſehen und zu ſprechen.“

„Gott vergelte dir,“ entgegnete Iſabella, „deine Liebe und Güte, Francesca! Du ſchenkſt mir das Leben. Nun hoffe ich wieder, und doch weiß ich nicht, wie auch er zu helfen im Stande ſein könnte.“

„Verzagt nicht, Donna Iſabella!“ entgegnete Ines, „ſo lange er noch hier iſt, braucht Ihr nicht zu verzweifeln.“

„Wenn und wie,“ fragte Iſabella, „kann ich ihn ſprechen? Ich muß ihn ſehen! — Mein Gott, was fang' ich an?“

„Von ſeinem Verſtecke aus kann er in das Eckfenſter unſeres Hauſes gegenüber ſehen.

Wenn im Hauſe Alles ruhig iſt, und Ihr ihm ſeine Bitte nicht verſagen wollt, ſo ſoll ich eine Lampe an das Fenſter ſtellen. Bei dieſem Zeichen will er hinunter in die Capelle kommen und Euch dort erwarten.“

„Wie aber erhalten wir den Schlüſſel zur Capelle?“ verſetzte Iſabella.

„Laßt das meine Sorge ſein,“ entgegnete Ines, „die Mägde ſind unten beſchäftigt, ſie mit Guirlanden zu ſchmücken, ich will die Arbeit übernehmen und ſo lange damit zu thun haben, bis der Pfaffe und der Ritter ſich niederlegen müſſen, um zu ſchlafen.“

„Welche Angſt befällt mich nun mit einem Male?“ ſeufzte Iſabella, „mir thut das Herz ſo weh! Es iſt wohl ein herbes Leid, dem Freunde ein ewiges Lebewohl ſagen zu müſſen. Doch hinweg, ihr trüben, böſen Gedanken! — Ich will mich freuen auf die letzte Minute, welche mir vergönnt iſt, um ihm noch einmal in die großen, braunen Augen zu ſehen.“

„So will ich denn,“ unterbrach ſie Franceſca, „ſo lange wach bleiben, bis Ines zu mir kommt und mir ſagt, daß ich die Lampe an das Fenſter ſtellen kann.“

„Meine Franceſca!“ rief Iſabella und warf ſich um den Hals ihrer Freundin.

„Du biſt doch glücklich,“ verſetzte Franceſca, „dein Geliebter iſt dir nahe, du wirſt ihn doch ſehen, und an ſeinem Herzen ruhen. Ein Augenblick der vereinigten Liebe wiegt ein ganzes Leben auf. Ich denke mir es ſo ſchön, geliebt, in der ſchönſten Jugend plötzlich zu ſterben, ehe noch das Leben und die Liebe verblichen iſt. Gute Nacht, du Schöne und Liebe!“

Mit dieſen Worten riß ſie ſich von ihr los und floh hinweg.

Jetzt trat der Ritter ein und ſagte: „Sieh', deine Aeuglein ſind ja wieder hell! Das freut mich, mein Täubchen. Du biſt mein gehorſames Töchterchen; nicht wahr?“

„Ihr habt über mich verfügt, mein Vater, und mir bleibt Nichts mehr übrig, als willenlos dem nächſten Tage entgegen zu gehen. Ich wünſche, daß Ihr zufrieden mit mir von Verona ſcheidet, ſo wie ich entſchloſſen bin, ruhig der Sonne Ade zu ſagen.“

„Ich liebe nicht auf Schrauben geſtellte Worte! Ich will, daß Ihr mir fröhlich gehorcht, Donna Iſabella!“

Er ſah ſie jetzt mit verſteinernden Blicken an und ſtand vor ihr hoch aufgerichtet, wie ein ehernes Bild.

„Meinetwegen,“ verſetzte Ines, „ſperrt mich wieder in das Kloſter, oder jagt mich hinaus in die weite Welt; ich ſage Euch doch: es iſt nicht gut gethan, eine Braut vor ihrem Hochzeitstage mit harten Worten zu bekümmern. Ei, Don Malavilla, einem Bräutchen muß man gelind zuſprechen! Ihre Mutter wird ihre Brautthränen ſo gut geweint haben, wie ſie jetzt ſelbſt. Nein, gewiß Herr Ritter, das gehört zum Brautſtand! — Eine Braut hat große Rechte und wer dieſe nicht achtet, der iſt kein Cavalier.“

„Wird ſie ſchweigen, Frau Weisheit?!“ entgegnete der Ritter, doch mehr freundlich, als finſter.

„Schweigen?“ fragte Ines, „hat mich nicht Gott der Herr zu einem Frauenzimmer gemacht, und ich ſoll ſchweigen? Das iſt ja zum Sterben!“

„Meinetwegen! meinetwegen!“ ſagte der Ritter, „erlaubt mir nur, der Jungfer Braut zu befehlen, jetzt zu Bette zu gehen und einen guten Schlaf zu halten, damit ſie morgen früh hübſch munter wieder aufſteht!“

„Zum letzten Male mit dem Kränzchen! Das ſag' ich Euch gleich, Don Malavilla, morgen früh geht erſt das Weinen an, und ich helfe dazu und die Mägde im ganzen Hauſe.“

„Daß Euch die Sündfluth verſchläng'!“

„Gute Nacht, lieber Vater!“ ſagte jetzt Iſabella, küßte ſeine Hand und entfernte ſich in das Schlafzimmer.

„Erlaubt Ihr mir auch,“ verſetzte jetzt Ines, „Euch an das Bett zu erinnern! Wenn Ihr morgen erſt die Hochzeit mitmachen und dann reiſen wollt, ſo wird Euch ein Schlummer dieſe Nacht recht wohl thun; — Ihr ſeid doch gerade auch kein Jüngling mehr.“

„Ihr habt Recht, aber ich muß noch überall zuſehen; denn wo des Herrn Auge nicht iſt —“

„Da hat Ines das ihrige! Ueberlaßt mir nur Alles; jetzt gehe ich in den großen Saal, dann in die Küche, hernach in den Keller und ſpäter in die Capelle, um dort ein Kränzchen aufzuhängen.“

„Ich will mich auf Euch verlaſſen,“ verſetzte der Ritter, „und ſchlafen gehen, aber, — daß Ihr mich früh um fünf Uhr weckt! Habt Ihr mich verſtanden?“

„Um keine Minute früher oder ſpäter,“ entgegnete luſtig Ines, „poche ich an Eure Kammerthür; erſt einmal mit dem Finger und, wenn Ihr nicht hören wollt, mit der Hand! Gute Nacht, Herr Brautvater!“

„Gute Nacht, Schwätzerin!“

Der Ritter entfernte ſich jetzt nach ſeinem Schlafzimmer, und Ines ſprach für ſich: „Schlaf' nur, du grauſamer Wütherich! Wenn meine Bitte im Himmel was gilt, ſo ſoll deine Nachtmütze ein Taubenneſt werden!“

Sie ſchlich nun in das Schlafzimmer Iſabellens, welche angekleidet auf dem Bette ruhte.

„Nur nicht ängſtlich, geliebte Donna!“ flüſterte Ines; „es geht Alles beſſer, als wir denken! Haltet Euch nur ruhig; ich gehe jetzt und ſcheuche die fremden Leute aus dem Hauſe und die unſrigen in das Bett, wenn ſie dann

Alle ruhig ſchlafen, komme ich wieder, um Euch abzurufen.“

Mit dieſen Worten begab ſich Ines wieder fort, Iſabella aber ſeufzte und drückte die Hand auf das pochende Herz.

Nachdem ſie eine Weile ſo gelegen hatte, verſchleierte ihr der Schlummer die Augen. Ihr war es, als müſſe ſie Roſen über ſich werfen, je mehr ſie aber ſpielend über den Kopf zurückwarf, deſto mehr lagen um ſie herum, daß ſie ſich endlich fürchtete, ganz darin begraben zu werden. Nun war es ihr, als ſagte Jemand ihr in das Ohr: „Die arme Schlange!“ Und jetzt ſah ſie einen Adler herunterſchießen, die Roſen ſtoben aus einander und daraus ziſchte eine graue, häßliche Natter empor; doch ſchon hatte ſie der Adler im Genick gepackt und in Todeszuckungen lag der Wurm unter ſeinen Fängen.

In dieſem Traume halb wachgeworden und doch vom Schlaf umſtrickt, hörte ſie jetzt ihren Namen ſich in das Ohr rufen. Sie fuhr empor, und Ines ſtand wieder vor ihr.

„Nun, Gott ſegne Euer ruhiges Gemüth,“ ſagte Ines, „der Liebeskummer läßt Euch doch recht ſanft ſchlafen. Es iſt ſchon ſpät nach Mitternacht, und die Lampe ſteht ſchon ſeit einer Viertelſtunde drüben im Fenſter. Im Hauſe ſind Alle zur Ruhe, und der Pfaff' iſt nicht heimgekommen; er wacht mit Gebeten bei der Leiche des Chevaliers Bartolo!“

Iſabella ſtarrte ſie mit weitoffenen Augen an, als müßte ſie ſich erſt auf ſich ſelbſt beſinnen.

„Und der redliche Achilleus,“ fuhr Ines fort, „iſt ſchon längſt in die Capelle hinuntergegangen; — und Ihr beſinnt Euch wohl noch?“

„Achilleus!“ rief Iſabella, „mein Achilleus, biſt du da?“ Sie küßte den Ring, den ſie von ihm an der Hand trug, erhob ſich ſchnell vom Lager, warf die Mantille über und folgte ihrer Duenna hinunter in die Capelle.

Siebentes Capitel.

Achilleus ſaß wieder auf den Stufen des Altars, aber wie ſo ſehr hatte ſich ſeit der Nacht, wo er hier vor dem Bilde der Panagia ſich mit Iſabella verlobt hatte, Alles geändert! Damals war ſein Leben noch friſch und grün, damals hatte er noch gehofft, den Congreß für ſein wiedererwachendes Vaterland zu gewinnen, damals hatte er das Herz der ſchönen Iſabella errungen, und alle ſeine Wünſche ſchien ein glücklicher Erfolg zu krönen. Wie viel Bitteres hatte er ſeitdem erlebt! An der Schwelle der ſchönen, heiligen Stunde, welche ihn auf ewig mit Iſabella zu verbinden ſchien, hatte der Mord auf ihn gelauert, welchem der Chevalier nun zum Opfer gefallen war, hatte ihn die Nachricht von dem unglücklichen Schickſale ſeiner Schweſter Irene, dann die Reſolution des Congreſſes, welche ſein Volk wieder unter das Henkerbeil des Osmanli beugen wollte, und die Rache des Grafen Joſeph mit der verfolgenden Polizei erwartet, und jetzt ſollte er auf ewig ſeiner Liebe Ade ſagen. So waren alle ſeine Wünſche und Hoffnungen und er ſelbſt an dem Leben geſcheitert. Mit bitterer Schaam mußte er ſich geſtehen, daß ſeine und ſeines Volkes Feinde über ihn triumphirten. Wie zum Hohne ſchienen ihm die Säulen und der Altar der Capelle mit Guirlanden und Blumenkränzen behangen, um ihm ſeine Ohnmacht zu zeigen.

Er lächelte ſchmerzlich bei dem Gedanken, daß er jetzt, wie ein feiger Dieb, im nächtlichen Dunkel herumſchleichen mußte, um ſeinen Feinden zu entgehen, welche er doch ſo tief verachtete.

„Ich bin umſtellt von Netzen, bedrängt von Jägern und Hunden," ſagte er bei ſich ſelbſt, „und muß mich zu Tod hetzen laſſen von der Meute."

Seine Gedanken vergingen ihm, und, wie im anwandelnden Wahnſinne, flüſterte er: „Iſt denn kein Brander da, um den Kapudan Paſcha den mißgünſtigen Göttern in den Schooß zu ſchleudern?"

Er verſank jetzt in ein düſtres Schweigen und bemerkte nicht, daß ſchon lange Iſabella vor ihm ſtand und ihn weinend betrachtete.

Ihr war es, als könne ſie an ſeinem Anblicke nicht ihr Auge ſättigen. Er war ihr in der höchſten Freude ſeines Daſeins nicht ſo ſchön erſchienen, als jetzt in ſeinen ſchmerzensreichen Träumen.

Die Lampe vor dem Muttergottesbilde warf auf ihn einen hellen Schein herab, daß ſeine reichen Locken, wie ein Heiligenſchein, ihm um die Schläfe lagen; und ſo ruhig und regungslos, wie er vor ihr da ſaß, erſchien er ihr in dem weißen Gewande mit den reichen, goldenen Verzierungen, welche hier und da im Lampenſcheine mit flammenden Blumen blitzten, wie ein Heldenbild, das die Phantaſie eines Malers auf die Leinwand gezaubert.

Er hatte den Ellbogen auf das Knie und die Hand unter das Kinn geſtützt und ſah in kummervollem Schweigen noch immer vor ſich hin, als jetzt Iſabella ihm lautſchluchzend in die Arme ſtürzte.

Erſchrocken ſchlang er ſeinen Arm um ſie und rief:

„Wer will dich mir entreißen? Iſabella! du biſt mein, ich halte dich an meiner Bruſt und decke dich mit meinem Leben!“

Da Iſabella vor heftigem Weinen nicht zu Worten kommen konnte, ſo fragte er ſie: „Liebſt du mich wirklich noch?“

„Würde ich dann,“ verſetzte endlich Iſabella, „zu dir kommen in der Nacht? Müßte ich mich nicht ſelbſt verachten, daß ich ſo ſehr alle Rückſichten vergeſſe, wenn ich mir noch ſelbſt angehörte und mich nicht als deine Verlobte betrachtete?“

„Und dennoch,“ entgegnete Achilleus, „willſt du dieſe Hand, an welcher du meinen Ring trägſt, einem Anderen, meinem Todfeinde morgen geben, hier vor demſelben Altare, wo wir uns Treue geſchworen haben, und wo wir jetzt wieder zuſammen ſind?“

„Du willſt mich verkennen!“ rief Iſabella, „und ſo mußt du mich verachten! Wenn du wüßteſt, welche unendliche Qualen ich erdulde, du würdeſt mich wenigſtens bemitleiden.“

„Und doch haſt du dich nicht geweigert, einem Anderen dich verloben zu laſſen, und warſt du nicht mein?“

„Immer foltere mich noch länger!“ verſetzte Iſabella, „kann ich dich nicht auch fragen: warum du nicht deine Braut vor den Nachſtellungen eines Andern retteſt?“

Achilleus ſchlug ſich bei dieſer Frage mit der Fauſt vor die Stirn und rief: „Wohl haſt du Recht, an mir liegt es, dich zu beſchützen! Wie verachte ich mich, dir meine Ohnmacht geſtehen zu müſſen! Wie ich aber auch auf Mittel ſinne, uns zu retten, ſo ſind nur zwei in meine Hand gegeben.“

„Nenne ſie mir, o du theurer Mann!“ unterbrach ihn Iſabella.

„Doch erſt beantworte mir die Frage,“ fuhr Achilleus fort, „wenn du dich ſtreng weigerteſt, dich mit dem Grafen zu vermählen, was würde dir geſchehen?“

„Mein Vater würde mich,“ entgegnete Iſabella, „in das Kloſter verſtoßen, ihm aber würde das Herz brechen; — Achilleus, glaube mir, daß ich Alles bedacht habe, was uns nützlich ſein könnte, — und ich geſtehe dir, daß ein raſcher, freiwilliger Tod mir edler und ſchöner vorkommt, als der langſam heraufgequälte in den öden Mauern eines Kloſters. Ach, lieber Freund, dort kennt man entſetzliche Mittel, den Willen und das Herz zu brechen! Ich hatte daheim eine Freundin, welche in gleicher Lage es vorzog, in das Kloſter zu gehen. Nach Verfluß eines Jahres war es mir vergönnt, ſie dort zu ſprechen. Ich hatte mich darauf gefaßt, ihre Schönheit und Jugend vernichtet zu ſehen, nicht aber darauf, auch ihre Seele verändert zu finden. O dieſes bejammerswürdige Bild! Sie ſah nicht elend aus, ihre Geſtalt war runder und voller geworden, aber ihr Auge war dumm und tückiſch, ihr Antlitz im Stumpfſinn zu einem häßlichen Lächeln verzerrt! — Nein, nein! Achilleus, nur nicht in's Kloſter, lieber in den Tod!“

Bei dieſer Erinnerung und dieſen Gedanken ſchauderte Iſabella in ſich ſelbſt und zitterte heftig, daß Achilleus nur mit Mühe und ſanften Worten ſie beruhigen konnte.

Nach einer Weile fuhr er wieder fort: „So bleiben uns nur zwei Mittel übrig, unter welchen du wählen ſollſt. Das erſte iſt: die Flucht! — wir können noch in dieſer Nacht die Stadt verlaſſen und unſeren Verfolgern einen Vorſprung abgewinnen.“

Iſabella zuckte freudig empor und drückte ihm einen Kuß auf die Stirn, dann ſagte ſie: „Nun ſehe ich, daß du mich wirklich liebſt, da du das Gefährlichſte freudig um mich wagen willſt! Was will ich mehr? — Doch wie gering müßte ich mich anſchlagen, wenn ich deine Freiheit und dein Leben muthwillig auf das Spiel ſetzte! Es iſt ſo reizend zu denken, mit dir zu fliehen, aber die Flucht kann uns nicht gelingen; denn der verhaßte Mann hat durch ſeine Verbindungen große Gewalt weithin über die Länder. Kaum deine eigene Regierung würde uns vor ſeiner Rache ſchützen können. Auch mein Vater iſt geehrt von den Vertrauten der Fürſten der halben Welt; — und ſein Fluch würde uns doch finden, wenn wir auch in dem finſterſten Wald uns verbärgen. Was würdeſt du auch von deinem Weibe denken, wenn dir es ſpäter doch einfiele, daß ſie die heiligſte Pflicht, welche ſie vor dir an ihren Vater geknüpft hat, verletzt hätte? würdeſt du dann ruhig an ihrem Herzen ſchlummern? Würdeſt du deinen eig'nen Vater verleugnen können?“

„Wie du mich zwingſt,“ verſetzte Achilleus, „dich immer inniger zu verehren und zu lieben, ſo machſt du mich immer unglücklicher, da ich dich endlich doch verlieren ſoll. Deine ſüße Schönheit und dein klarer Verſtand, deine Liebe und deine Pflicht ſtehen ſo ſonnenhell vor mir, daß ich vor dir knieen, dich anbeten und bitten möchte: laß' mich zu deinen Füßen ſterben!“

„Wenn du für mich ſterben willſt,“ verſetzte mit gedämpfter Stimme Iſabella, „ſo verſprich mir, im Dienſte des Vaterlandes auf dem Schlachtfelde im Kampfe gegen die Feinde Chriſti und deines Volkes den heiligen Opfertod zu ſuchen!“

„Weib! Geliebte!“ rief Achilleus, „du zeigſt mir den Weg, deiner werth zu werden.“

„Nun ſo nenne mir das letzte Mittel,“ erwiederte Iſabella, „das du zu unſerer Rettung erdacht haſt.“

„Mir iſt, als wenn ich mich jetzt ſchämen müßte, es dir zu nennen, du Heilige!“ entgegnete Achilleus. „Ich dachte daran, morgen am Traualtare den Grafen, nachdem ich ihn vergeblich zum Zweikampfe zu bringen geſucht habe, mit dem Dolche niederzuſtrecken.“

„Nicht ſo entſetzlich, als du meinſt,“ verſetzte Iſabella, „kommt mir die That vor; denn meine ganze Seele empört ſich gegen ſein Daſein. Mir iſt, als kröche in ihm ein widerliches Thier mich an! — Wärſt du geringer, als du biſt, ſo würde ich ſagen: thu' es! — aber dein hohes Leben gehört nicht dir, ſondern deinem Volke in ſeiner gräßlichen Noth; — und dann iſt der Verächtliche nicht werth, daß du dich der Rache an ihm opferſt.“

„Und ſo ſoll ich lieber,“ fragte bitter Achilleus, „dich ihm ruhig überlaſſen?“

„Er ſoll mich doch nicht haben!“ verſetzte ſtolz und entſchloſſen Iſabella; „er ſoll mich nicht berühren dürfen! Wie ich dies vollbringe, das laß' mein Geheimniß ſein; wie du mich ehrſt, will ich daran erkennen, daß du hier nicht weiter in mich dringſt.“

„Du deuteſt mir geheimnißvoll einen Entſchluß an,“ verſetzte Achilleus, „der mich in der innerſten Seele erſchreckt. Ich mag nicht denken, welcher herbe Gedanke in mir aufſteigt.“

„Was quälen wir uns länger,“ unterbrach ihn Iſabella, „dieſe Stunde iſt unſer. Laß' uns noch ihrer uns erfreuen. Sieh', noch halte ich deine klare Hand, noch neigſt du freundlich dein Haupt zu mir herunter, und ich darf mit meinem

Blicke an deinem Antlitz hängen. Ich muß es mir ſo recht lebendig einprägen, um dich wieder aus Millionen herauszufinden, wo und wann es auch ſein mag. Geliebter Mann, ich werde immer um dich ſein. Wenn du in die Schlacht ziehſt, auf dem Meere oder dem Lande, wirſt du dann meiner auch gedenken?“

„Alle meine Gedanken müſſen ewig bei dir ſein!“ verſetzte Achilleus, „aber ich bin zum Tode betrübt.“

„Vergiß den Schmerz des Augenblicks,“ erwiederte Iſabella, „unſere Liebe geht darüber hinaus. Wenn ich geſtorben ſein werde, wird meine Seele immer bei dir ſein! — Wenn du eine Blume am Wege ſiehſt, die dir beſonders in das Auge fällt, ſo denke nur: deine Iſabella blickt daraus dich an; hörſt du eine Nachtigall ſingen, ſo will ich in ihrem Herzen ſitzen und aus ihm dir zurufen: Haſt du mich lieb? — Wenn dich die Sonne erfreut, ſo will ich in ihren Strahlen mich um dich legen, wenn dich der Regen erquickt, dich in Tropfen umſchauern. Wenn über deine kampferhitzte Stirn ein kühles Lüftchen dir fächelt —“

„Du biſt überall bei mir!“ rief Achilleus; „deine Worte ſind, wie Flammen, in welchen mein irdiſches Daſein ſich verzehrt, daß meine geläuterte Seele jubelnd aus Schmerz und Tod ſich emporſchwingt.“

„Und nun, du Geliebter, laß’ uns ſcheiden, denn die Nacht will entweichen! Sieh’ mich nicht an mit ſo kummervollen Augen, unſere Schickſale beſchließen die Heiligen im Himmel. Zerdrücke mich nicht in den Qualen dieſer Stunde, damit ich ruhig bleibe zu meinem letzten Entſchluß. Vergiß nicht, daß du mir geſchworen haſt, dein Leben deinem Volke zu ſchenken; — und nun verlaſſe mich; denn ich will noch für dich beten.“

„Stoße mich nicht von dir!“ verſetzte Achilleus, „ich kann nicht von dir gehen.“

„Doch ſei barmherzig gegen deine unglückliche Braut!“ entgegnete Iſabella. „Warum ſinkſt du auf die Kniee?“

„Gieb mir deinen Segen!“

„Ich küſſe deine Stirn,“ ſagte Iſabella, „und Gott laſſe unter ihr Gedanken reifen, große, mächtige Heldenthaten! Ich küſſe deine Augen, die Sterne deiner Iſabella, welche ihr leuchten durch das Dunkel des Lebens und des Grabes! — Ich küſſe dir deine Wangen, — unſere Schutzheiligen mögen nicht von ihnen die Todesfreudigkeit nehmen, wenn jede andere Lebensfreude dir untergehen ſollte; — und in dieſem Kuſſe vermähle ich dir meine Seele.“

Ihre Lippen glühten zuſammen, bis Iſabella in ſich zuſammenſank und ohnmächtig in ſeinen Armen lag.

In dieſem Augenblicke war es ihm, als wäre die Erde unter ſeinen Füßen entwichen und er flöge mit ihr empor zu dem ewigen Frühling und der himmliſchen Freiheit entgegen.

Doch jetzt ſchlug ſie die Augen auf; ſie ſah ihn eine kurze Weile wieder an, dann verbarg ſie ihr Geſicht auf ſeiner Bruſt. —

Achilleus vermochte kein Wort zu ſprechen, ſo heilig und groß war ihm dieſer Augenblick.

Jetzt löſte ſie ſich aus ſeinen Armen, winkte ihn hinweg und ſank nieder auf die Kniee vor dem Altar.

Achilleus wandte ſich ab, um zu gehen; wie Meſſerſtiche ging es ihm durch ſeine Bruſt; er ſah ſich noch einmal um. Iſabellens Augen flammten, wie Sonnen, empor zu der Panagia, welche ſich freundlich zu ihr herunter zu neigen ſchien. Er ſchlug jetzt die Hände vor ſeine Augen und eilte hinweg; die Kniee brachen ihm, als er die Stufen hinaufſtieg, und als er in die Stube zu Arnold trat, ſtürzte er ſich in unendlichem Schmerze nieder auf den Boden und drückte die Bruſt, in welcher ihm das Herz zerſpringen wollte, auf das Eſtrich.

Achtes Buch.

Erſtes Capitel.

Die wichtigſten Fragen des Congreſſes waren erledigt und die Monarchen rüſteten ſich zum Aufbruche. Hier und da waren ſchon die Reiſewagen vorgefahren, und die Abſchiedsviſiten waren an der Tagesordnung. Der Magiſtrat der getreuen Stadt Verona hatte ſchon zu verſchiedenen Abenden die große Illumination angekündigt, welche den hohen Gäſten zu Ehren Licht in die Nacht bringen ſollte; aber ein heimtückiſcher Regengott, welcher ſich immer gegen Abend einſtellte, hatte bis jetzt das Werk des Lichtes verhindert. Noch nie mochte in Verona ſo viel vom Wetter geſprochen worden ſein, als in dieſen Tagen. Da Perſico erſchien in der Magiſtratsſitzung jeden Morgen mit einem troſtloſeren Geſichte und der wiederholten Nachricht: „Die Wettergläſer und die Staatspapiere fallen ſtündlich!"

„So lange der Veſuv," verſetzte eine andere Magiſtratsperſon, „noch immer nicht aus der Revolution herauskommt, werden wir auch kein beſtändiges Illuminationswetter erwarten können."

„Uebrigens halte ich dafür," wiederholte der Cato des Magiſtrats ſeine geſtrige und vorgeſtrige Meinung, „daß wir doch illuminiren; — die Götter nehmen den guten Willen für die That!"

Seine Meinung war endlich durchgedrungen, unterſtützt von der Todesangſt, in welche der Senat gerieth, als er bereits vom Aufbruche verſchiedener Gäſte hörte.

Man ſah nun in allen Straßen vom frühen Morgen an die unermüdlichen Vorbereitungen zu dem bevorſtehenden glänzenden Abende. Schon erſchienen hier und da die Transparents und auf den Fenſterbrüſtungen die Reihen kleiner, thönerner Lampen, wieder vor den Paläſten die bretternen Geſtelle, welche zur Nacht, wie Portale zum Paradieſe, in tauſend buntfarbigen Sternen flammen ſollten.

Es war kein Menſch ſo gering in Verona, welchem der Congreß nicht ein goldenes Blättchen des Lebens in den Schooß geworfen, und keiner ſo undankbar, welcher nicht dafür ein Lämpchen an ſein Fenſter geſetzt hätte.

Da Perſico ging jetzt mit freudig-ſtolzem Gefühle durch die Hauptſtraßen, ſah hier und da den Arbeitern an den Häuſern zu und freute ſich über den Glanz, welchen die Stadt zur Nacht um ſich verbreiten würde.

So kam er auch an das Quartier des Grafen Joſeph. Mit Schrecken gewahrte er, daß eine Herrſchaft im Auszuge begriffen war. Er fragte die Diener, welche eben ein Gemälde forttrugen: „ob heute ſchon die Excellenz reiſen wolle?“

„Zu dienen,“ entgegnete Nepomuk, „aber nur von einem Bett in das andere. Unſer gnädiger Herr beſchließt den Congreß mit der Hochzeit, und ich heiße Nepomuk und ſpiegle mich daran.“

Da Perſico nahm ſeine Pergamentblättchen aus der Taſche und notirte ſich dieſe Nachricht, um darüber bei dem Magiſtrat zu rathſchlagen, ob die getreue Stadt dem Grafen ein anſtändiges Hochzeitsgeſchenk zu machen habe.

Er ſteckte jetzt das Pergament wieder ein und ſchritt vorüber.

„Nepomuk!“ rief jetzt der Portier heraus, „der gnädige Herr hat zweimal geklingelt!“

Nepomuk ſprang die Treppe hinauf und fragte zur Thüre hinein: „Excellenz befehlen?“

„Da hier!“ ſagte Graf Joſeph, „trag' dieſes Billet zum Hofrath von Gentz, und dieſes an den Fürſten Iwan. Du mußt auf Antwort warten; aber komme ſchleunigſt zurück!“

Nepomuk eilte mit ſeinen Aufträgen davon; Graf Joſeph aber trat in ſeinem feinſten Feſtanzuge, welchen er bereits angelegt hatte, vor den Spiegel. „Ich habe heute,“ verſetzte er mit Ironie über ſich ſelbſt, „eine recht intereſſante Bläſſe. Wie ſo ganz Recht hat Freund Gentz mit ſeiner Behauptung, welche man freilich anderswo auch hört: daß der wahre Genuß nur in der Zurüſtung dazu liege; dieſer ſelbſt aber zuletzt, wie ein nothwendiges Uebel, hingenommen werden müſſe.“

Er ſank jetzt nachläſſig in den Armſtuhl, kreuzte die Beine und beſah die weißen Glacehandſchuhe, indem er die weitere Betrachtung anſtellte:

„Was ich in frohem Uebermuthe erreichen wollte, die Demüthigung der ſtolzen Francesca, und zugleich die Myrthenkrone der ſchönſten jungen Dame, für welche meine Braut anerkannt iſt, wird mir der nächſte Abend gewähren. So reich und ſüß gefüllt iſt mein Lebenskelch, und doch bin ich ſchon wieder ſatt davon, ehe ich meine Lippen damit benetzt habe.

„Doch nein! nur die fürchterlichen Auftritte mit meinem Nebenbuhler und dann mit dem ſterbenden Chevalier haben meine Nerven angegriffen.“

Ein Diener kam jetzt mit einer Flaſche Porto herein, welche er auf den Schenktiſch zu dem einfachen Frühſtück ſtellte, welches dort zugerichtet war.

Joſeph nahm ein Glas, trank es ſchnell aus und ſagte bei ſich: „Ein Surrogat zur Erwärmung des Herzens!“

Nach einer Weile fühlte er in ſeinen Wangen ein ſüßes Feuer; er trat wieder an den Spiegel hin und bemerkte mit Vergnügen, daß ein leichtes, flüchtiges Roth ſich über ſeine Wangen verbreitet hatte.

Jetzt ſchlug er den Deckel vom Etui zurück, welches der Juwelier vor einer Weile überbracht hatte, und ſah den darin befindlichen Brautſchmuck an.

Die großen, dunkeln Saphire blickten ihn an, wie die Augen Iſabella's. „Sie hat wunderſchöne Augen, das iſt wahr, die ſchönſten, welche ich je erblickt habe; ich werde auf den Hofbällen mit ihnen brilliren können. Ja, gewiß, die ganze haute volée kann kein ſo feines Füßchen und kein niedlicheres, roſiges Händchen aufzeigen, wie Donna Iſabella. Recht Schade, daß ihr der esprit fehlt! Daß man doch ſo ſelten eine geiſtreiche Schönheit findet! Doch werde ich genug um die Vorzüge, welche Iſabella beſitzt, beneidet werden. Ein wenig Phlegma iſt in der Ehe wenigſtens bequem. Da ſie nicht der Liebe fähig zu ſein ſcheint, ſo wird ſie nicht meine Flammen vermiſſen. Die Clärchenzeit kann nicht wieder kommen!“

Eben trat Nepomuk ein und brachte ihm die Nachricht, daß die beiden Herren mit Vergnügen ihn zur Trauung begleiten würden und dankbar annähmen, daß er ſie ſelbſt in ſeiner Equipage abholen wolle.

„Iſt Alles in meinem neuen Quartier bei meinem Schwiegervater eingerichtet?“ fragte er.

„Alles ſo hübſch, als es in der kurzen Zeit geſchehen konnte,“ verſetzte Nepomuk.

„So mag der Staatswagen vorfahren,“ befahl Graf Joſeph, „und du wirſt die Schlüſſel zu dieſem Quartiere hier an dich nehmen.“

Wie er nun dem getreuen Nepomuk die Geſchenke, welche er für Iſabella beſtimmt hatte, einhändigte und ihm in das breite, ſervile Geſicht hineinblickte, fiel ihm ein, daß dieſer bei Clärchen ſein Nachfolger im Reiche ſein werde! — Ein höhniſches Lächeln ſchwebte ihm leicht um den Mund, als er die Treppe hinunterging und der treue Livreeknecht immer, wie in beſonderer Abſicht, in ſeine Fußtapfen ihm nachtrat.

Seine Bedienten bildeten aus dem Hauſe heraus bis zum Wagen ein Spalier. Sie prangten in gelben, blau aufgeſchlagenen, reichbetreßten Röcken; kurzen, rothen Beinkleidern, ſeidenen Strümpfen und ſchwarzen Schnallenſchuhen.

Beim Einſteigen ließ er dem Kutſcher wiſſen, daß er erſt beim Hofrath von Gentz und dann beim Fürſten Iwan vorfahren ſolle.

Während der Wagen mit ſeiner Guirlande von gelben Bedienten fortrollte und nur Nepomuk zurückblieb, murrte dieſer für ſich hin:

„Als wenn der Aff' zu lachen hätte, als er mich vorhin ſah! — Schau' du mich an, wie du willſt; es iſt lange noch nicht ausgemacht, ob ich oder du der Narr biſt!“ —

Wie der Wagen um die Straßenecke verſchwunden war, ging er in die Stube ſeines Herrn zurück, ſetzte ſich auf das Sopha zum Frühſtück und ſagte zu ſich: „Wohl bekomm's Euer

Gnaden! Es iſt doch recht wunderbar in der Welt eingerichtet, daß anderen Leuten, als den gnädigen Herren, ein guter Tropfen Wein auch ſchmeckt, ſo gut und beſſer, als ihnen. Es iſt doch eine wunderbare Einrichtung! und mir ſchmeckt's auch!

„Bin's, den jene Häſcher ſuchen,
Bin's, dem alle Lippen fluchen,
Bin's, den jene Wälder kennen,
Bin's, den Mörder Bruder nennen,
Bin der Räuber Jaromir!
Bin's!"

Unterdeſſen hatte Graf Joſeph ſeinen Oheim, den Hofmarſchall, und ſeinen Freund, den Hofrath von Gentz, abgeholt.

„So wollen Sie, werther Graf," begann jetzt im rollenden Wagen der Hofrath Gentz die Unterhaltung, „wirklich heirathen? Ich hätte Ihnen in der That kaum einen ſolchen phantaſtiſchen Muth zugetraut. Ich bewundere Jeden, welcher ſich zum Eheſtande entſchließt; Manche ſollen auch darin glücklich geworden ſein. Wäre ich noch jung, ich machte vielleicht aus Ennui und aus Ueberdruß an der Monotonie des Lebens einen ähnlichen Entrechat."

„Ich glaube, Sie haben über die Ehe zu viel philoſophirt!" verſetzte Graf Joſeph.

„Ich habe eigentlich gar nie daran gedacht," entgegnete der Hofrath, „und ſpreche nur darüber, um Sie zu tröſten.

„Doch, da fällt mir ein, daß unſer Chef Ihnen für die Beibringung der ruſſiſch-griechiſchen Papiere dankt!"

„Ich bin entzückt darüber, daß es es der Polizei gelungen iſt, ihrer habhaft zu werden!" verſetzte Graf Joſeph, „dafür hat ſie ſich noch nicht der Perſon des verdächtigen Griechen bemächtigen können."

„Nichts, als Ennui, hat unſer diplomatiſcher Kleinhandel;" erwiderte der Hofrath; „mir kommt es vor, als trieben wir es, wie ſchlechte Hühnerhunde: wir ſchnappen nach den aufgeſcheuchten Vögeln und denken Wunder, was wir gethan, daß uns der Mund voll Federn hängt. Hier haben Sie wieder eine Probe unſerer Klugheit: wir haben die Rockknöpfe des flinken Geſellen in den Händen, und er denkt in Sicherheit an uns mit unanſtändigen Gedanken. Wir haben Nichts, als Ennui, nach dem Sturze Bonaparte's."

Jetzt hielt der Kutſcher vor der Wohnung des Fürſten Iwan.

Der Fürſt war beſchäftigt mit der Anordnung zu der Abendunterhaltung, welche er ſeinem Souveraine verſchaffen wollte.

Im Hintergrunde des Saales war eine Art Bühne errichtet, welche nur ſehr geringe Tiefe hatte und von einem gemalten Rahmen von allen Seiten umgeben war, ſo daß, wenn Abends der Vorhang bei der Darſtellung aufgezogen würde, das Ganze ausſehen ſollte, wie ein wirkliches, nur lebenglühendes Gemälde.

Malocchio war beſchäftigt, die Beleuchtung ſo zu vertheilen, daß ſie den gewünſchten Effect mache.

Er hatte auf der linken Seite von der Bühne aus eine dreifache Reihe von Glaskugeln emporgerichtet, auf der rechten aber zur Hervorbringung der Reflexlichter eine einfache Schnur Lampen in blauen Glaskugeln.

Die Fenſter waren mit rothen Vorhängen verhüllt und die Lampen zur Probe angezündet. Malocchio hatte verſchiedene Couliſſen gemalt, welche zu den Bildern gewechſelt werden konnten. Jetzt ſah man einen Felſen und wogendes Meer. Fürſt Iwan hatte im Kunſteifer ein weißes Tafeltuch umgeworfen und ſich als Sappho geſtellt, um Malocchio, welcher vor der Scene ſtand, bemerklich zu machen, daß das Licht zu grell ſei.

„Ich denke mir die ſchöne That,“ rief der Fürſt herunter, „im Abenddämmerſcheine, wo ſchon Licht und Schatten in einander verſchwimmen. — Es muß in der Situation,“ fuhr er kühner fort, „eine Art Muſik liegen.“

„Hol' dich der —“ brummte Malocchio vor ſich hin und überſetzte ihm dann die unausgeſprochene Redensart in die Worte: „Ew. Durchlaucht erlauben mir, dieſes Fach, welches meine Kunſt betrifft, ein wenig verſtehen zu dürfen! Es mag wohl muſikaliſch ſein, ſelbſt in Dämmerung und Wehmuth in das Waſſer ſpringen zu wollen; — wenn wir aber den Moment ſehen ſollen, ſo müſſen wir den Waſſerſpringer bitten, uns Licht dazu anzuzünden. Da wir nun überdieß ein Muſikchor haben, welches die Muſik dazu macht, ſo brauchen wir um den muſikaliſchen Eindruck nicht verlegen zu ſein!“

„Ihr müßt nur nicht aus den Augen verlieren,“ fuhr der Fürſt fort, „daß Seine kaiſerliche Majeſtät in der Mitte des Saales und gleich vornan ſitzt.“

„Seine kaiſerliche Majeſtät,“ verſetzte Malocchio, „würde mehr Genuß haben, wenn Allerhöchſtdieſelbe ſich lieber weiter zurückſetzte, damit das Bild in Ihren Augen eben zum Bilde würde; doch haben hier Euer Durchlaucht zu beſtimmen.“

„Da fällt mir eben ein,“ entgegnete wieder der Fürſt, „daß es vielleicht beſſer iſt, wenn Sappho in dem Augenblicke, wo der Vorhang in die Höhe geht, die Arme ſo über den Kopf gerade in die Höhe hielt, und dabei auf einem Fuße ſtände, wie ich jetzt, ſo daß man ſich recht lebhaft denken könnte: jetzt ſpringt ſie!“

„Wollen Sie in dieſer herrlichen Attitüde,“ verſetzte boshaft Malocchio, „ſtehen bleiben, bis ich ſie mir erſt eingeprägt habe?“

„Ich kann nicht länger!“ rief der Fürſt.

„Nur ſo lange, bis ich Sie ordentlich geſehen!“

„Mir ſchlafen die Arme ein!“

„Sie zittern zu ſehr mit dem rechten Fuße.“

„Es geht nicht!“ rief endlich reſignirt der Fürſt und ſtürzte jetzt faſt wirklich in das gemalte Meer.

In dieſem Augenblicke waren der Graf, der Hofmarſchall und der Hofrath hereingetreten und riefen, als ſie den Fürſten vom Felſen herumſtolpern ſahen, lachend ihm zu: „Bravo, Maeſtro!“

Der Fürſt warf ſchnell das weiße Tuch von ſich und eilte herunter. „Sie finden mich in großer Arbeit; doch ich bin glücklich zu Stande. Ich hatte nur dem werthen Malocchio noch einige Ideen anzudeuten; nun bin ich ſo glücklich, Sie, verehrteſter Freund, zu begleiten auf dem roſigen Pfade zum Altar und Torus! Ihre gnädige Nachricht und Aufforderung hat mich faſt erſchreckt; denn ſo nahe hatte ich mir nicht die glückliche Stunde gedacht, welche Ihnen die ſchönſte Dame des Congreſſes in die Arme führen wird.“

„Durchlaucht,“ verſetzte der Hofrath, „man muß das

Glück und den Pudding heiß auftragen und eſſen, ſonſt werden beide unverdaulich.“

„Immer eine geiſtreiche Bemerkung! immer genial!“ rief lächelnd Fürſt Iwan.

Unter dieſen Worten waren ſie vor der Thür bei dem Staatswagen des Grafen angelangt und eingeſtiegen.

„Und ſo werde ich wohl,“ fuhr Fürſt Iwan hier fort, „darauf verzichten müſſen, Sie mit Ihrer gnädigen Braut gegen Mitternacht bei der Darſtellung in meinem Saale zu ſehen?“

„Unſer Freund,“ verſetzte der Hofrath, „liebt, wie alte Bühnenfreunde, das Spiel hinter den Couliſſen.“

„Aber Sie, Herr Hofrath?“ fragte der Fürſt.

„Danke Ihnen,“ entgegnete der Hofrath, „daß Sie mir eine ſchlafloſe Nacht weniger machen wollen; — ich kann den Schlaf nur noch in den Morgenſtunden erhaſchen, wo er matt von den Krankenbetten zurückkommt.“

Jetzt hielt der Wagen im Hofe vor der Wohnung des Ritters Malavilla, welcher in der Hausflur neben Santello an der Spitze ſeiner Dienerſchaft die Gäſte erwartete.

Als der Graf an der Hand ſeines Oheims mit dem Fürſten und dem Hofrath eintrat, ging der Ritter ihm drei Schritte entgegen und bot ihm die Hand, welche ihm Graf Joſeph küßte und dabei ſagte: „Mir fehlen die Worte, meine Rührung und meinen Dank auszudrücken; der Gedanke, daß ich das höchſte Glück meines Lebens Ihrer Huld verdanken ſoll, welche Sie zu meinem Vater, mich zu Ihrem Sohne macht, überwältigt mich!“

„Ich vertraue Ihnen,“ entgegnete der Ritter, „den Juwel meines Hauſes an, mit der Erwartung, daß er als Talisman unſere Häuſer auf ewige Zeiten zum Glücke vereinigen wird!“

„Auch Sie, die Freunde meines Eidams,“ wandte ſich der Ritter zum Fürſten Iwan und Hofrath von Gentz, „heiße ich willkommen, und bitte nur um Entſchuldigung, daß bei dem Drange der Umſtände, welche mich nöthigen, gleich nach der Hochzeit abzureiſen, die Hochzeitsfeier nur einfach und prunklos ſein kann. Doch in einer Zeit, wo mein allergnädigſter König und Herr in harter Gefangenſchaft nach Erlöſung ſchmachtet, würde es mir auch wenig geziemen, geräuſchvolle Feſte zu feiern. Ich hoffe, daß die Zeit kommen wird, wo wir das, was wir heute verſäumen müſſen, nachholen können. Daher meinen größten Dank, daß Sie mein Haus durch Ihre Gegenwart heute ehren wollen! Ich bitte Sie, uns zur Braut zu begleiten!“

Mit dieſen Worten nahm er den Grafen bei der Hand und geleitete die Gäſte durch die Reihe ſeiner Dienerſchaft hinauf in den Saal.

Zweites Capitel.

Achilleus ſaß oben im Raritätencabinette in einem alten, niedrigen Armſtuhle, verhüllt in eine wollene Decke; ein fieberhaftes Fröſteln rieſelte ihm durch alle Glieder. Antonio ſtand beſorgt bei ihm und bat ihn, die Arznei zu nehmen, welche er ihm ſchicken würde; er war jedoch nicht zum Sprechen zu bringen und glich mehr einem marmornen Bilde, als einem lebendigen Menſchen. Er ſtarrte, wie beſinnungslos, vor ſich nieder auf den Boden, als erblickte dort ſein Auge ein furchtbares Zeichen eines Zauberers, das ihn verſteinere.

Thriaki, welcher die Livree eines der Diener aus dem Hauſe Antonio's trug, um in dieſer Verkleidung keinen Verdacht auf ſich zu lenken, wenn er ſich auf die Straße wagen mußte, ſaß zu den Füßen ſeines Herrn und ſtarrte ihm theilnehmend und traurig in das bleiche Geſicht.

Antonio ſtrich Achilleus noch einmal theilnehmend über die kalte Stirn und entfernte ſich dann mit Thriaki.

Arnold war unterdeſſen beſchäftigt, ſeinen Reiſeſack zu packen. Er kniecte auf dem Boden und ordnete die Papiere, welche er um ſich verbreitet hatte. Jetzt fiel ihm das große Sendſchreiben in die Hand, welches er in Jena mit ſeinen Freunden ausgearbeitet hatte, um es den in Verona verſammelten deutſchen Fürſten zu überreichen.

Es war ſehr ſauber auf Velinpapier geſchrieben und in ſchwarz-roth-gelbgeſtreifte Seide eingebunden. Es handelte von der Wiederherſtellung des deutſchen Reiches, welche die ritterliche Jugend Deutſchlands von dem großen Fürſtentage in Verona erwarte.

Es mahnte die Diplomaten mit Donnerworten an den Kaiſer Rothbart im Kyffhäuſer und an die Raben, welche um den Berg flögen. Arnold las es wieder Zeile für Zeile durch, und eine unendliche Wehmuth beſchlich ſeine Seele. Er und ſeine Freunde hatten von dieſem Schreiben eine welterſchütternde Bewegung erwartet, als er damit ſeine Reiſe hierher antrat. Der Sprecher der Burſchenſchaft, die Ausſchußmänner und zwanzig Andere hatten ihm zu Roß bis an die Orla begleitet; dort waren ſie noch einmal in ein kleines Wirthshaus an der Straße eingekehrt und hatten mit einander commercirt. Im Grasgarten unter den mit Früchten ſchwer beladenen Pflaumenbäumen ſtand die lindenhölzerne, weiße Tafel, mit kleinen, tannenen, ausgepichten Krügen beſetzt; ringsherum hatten ſie ſich gelagert bei dem Geſange:

„Brüder! lagert Euch im Kreiſe,
Singt nach unſ'rer Väter Weiſe!“

Er hatte dort im ſchwarzen, altdeutſchen Rocke das letzte Mal präſidirt und mit dem ſchweren Schläger auf die Tafel gepocht und ſein Smollis dem Fiducit zugerufen. Er beſaß noch das rothe Barett und brauchte es freilich nur noch als Schlafmütze, welches damals zuerſt vom

Schläger durchſtochen beim Landesvater den Rundgang mitgemacht. Damals hatte der große Mecklenburger das erſte Mal die Gabe der Rede erhalten, mit welcher er gegen die Philiſter und die Hegeliter zu Felde zog. „Was iſt die Idee, ein Denkendes oder Gedachtes? Gut, ſie iſt ein Gedachtes, alſo nicht Etwas, das abſolut iſt, und ſo ſtrecke ich den Hegel und alle Antichriſten in den Sand!“

Der Mecklenburger war kaum mit brüllendem „Silentium!“ zur Ruhe zu bringen. Er beſchloß dennoch an dieſem Tage die Ausrottung der Philoſophen und die Wiederherſtellung des Lutherthums.

Dort war der Vorturner Schwarz auf die Linde vor dem Hauſe geſtiegen und hatte im Wipfel auf einer Bohnenſtange ſeine rothe Schärpe befeſtigt, daß ſie als Panier der Burſchenfreiheit weithinaus flaggte und in das Land leuchtete.

Arnold gedachte mit beſonderer Wehmuth dieſes Tages; denn ihm fiel zugleich das Anzeichen ein, welches ihm dort das Schickſal als böſe Vorbedeutung mit auf die Fahrt nach Verona gegeben hatte.

Um die Genehmigung des Sendſchreibens an den Congreß von den anweſenden Burſchen zu erhalten, hatte er damals beim Commerce beſchloſſen, es vorzuleſen. Als er kaum mit mächtiger Stimme begonnen: „Hohe Häupter, große Kaiſer, Ihr glorreichen Könige!“ erſchien plötzlich auf der Gartenmauer hinter ihm der ungeheure Ziegenbock des Wirthes mit einem ſo boshaften Meckern, daß, wie mit einem Wetterſchlag, die Tafelgeſellſchaft mit erſchütterndem Lachen ſich im Graſe umherwälzte.

Als ſich Arnold verdrießlich nach dem Ruheſtörer umſah und dieſer das Genick ſteif machte und ihm einen

Zweikampf auf Stoß anbot, brach auch er in ein unbezwingliches Gelächter aus. Der Ernſt des Tages war dahin; zu ſeinem lachenden Herzeleid nahmen er und ſeine Freunde auch von einander endlich mit Meckern Abſchied und weithin aus der Ferne hörte er noch den geiſtreichen Ausſpruch des Bocks von den ritterlichen Burſchen dem Echo der Berge zurufen.

Je weiter er ſich von der Orla entfernt hatte, deſto mehr war ihm das Vertrauen auf die welterſchütternde Wirkung ſeines Sendſchreibens entfallen. Als er aber hier in Verona gehört hatte, daß ſogar der Zuruf des Altvaters Görres confiscirt worden war, und auch er mehr die große Welt kennen gelernt hatte, war er endlich zur Einſicht gekommen, daß weder das alte, noch das junge Deutſchland hier Etwas erlangen werde.

Sein abenteuerlicher Sinn zog ihn jetzt von der verlorenen Sache des Geſammtvaterlandes hinüber zu dem Freiheitskampfe der Hellenen. Achilleus hatte, ſo viel aus ihm herauszubringen geweſen war, beſchloſſen, mit ihm in der nächſten Nacht Verona zu verlaſſen.

„Lebe wohl, du mein grünes, lindenblühendes Vaterland!“ ſagte er für ſich, „träume noch länger, bis du endlich dennoch zum neuen Leben erwachſt!“

Jetzt erſchien Thriaki unter der Thür und winkte ihm. Er ſchob das ſchwarz-rothgelbe Schreiben in den Reiſeſack und ging zu ihm.

„Eben wird unten in der Capelle,“ flüſterte Thriaki, „Iſabella mit dem Grafen Joſeph getraut. Wollt Ihr die Ceremonie mit anſehen?“

Arnold war dazu bereit und ging mit hinunter, wo ſie zur kleinen Thür hinein die heilige Handlung mit anſehen konnten.

Drittes Capitel.

Es war ſchon ſpäter Nachmittag geworden, und noch ſaßen die wenigen Hochzeitsgäſte des Grafen bei der Tafel. Iſabella war von ihrem entſetzlichen Entſchluſſe ſo beſtrickt, daß an ihr Alles, wie ein wehmüthiger Traum, vorüberging. Faſt war es ihr unmöglich, ein Wort zu ſprechen; ein jedes war ihr ſchmerzlich. Ihr kam jedoch bei ihrem Schweigen die Etiquette zu Statten, welche einer Braut ſchweigſames Trauern bei dem Hochzeitsfeſte nachſieht. Sie mochte keinen Biſſen genießen, nur zuweilen befeuchtete ſie ihre brennenden Lippen mit einem Tropfen Wein. Wenn ihr jedoch das Herz in die Höhe ſteigen wollte, drückte ſie unter dem Tafeltuche Francesca, welche neben ihr ſaß, die Hand.

Jetzt erhob ſich der Ritter mit dem Glaſe in der Hand und ſagte: „Ich erlaube mir auf die Rettung meines allergnädigſten Königs und Herrn, Ferdinand des Siebenten, dieſes Glas zu leeren; Gott ſtürze ſeine Feinde und erhebe ihn hoch!“

Alle ſtanden auf und die Gläſer klangen zuſammen.

Dann erhob ſich der Hofmarſchall und ſprach: „Das monarchiſche Princip in Europa, welches die heilige Allianz gegründet und auf dem Congreß zu Aachen befeſtigt hat, lebe hoch!“

„Vor Allen,“ ſchaltete Fürſt Iwan, zu Francesca flüſternd, ein, „Kaiſer Alexander, die Sonne und Wonne dieſer Tage!

„Meine Schweſter, die Marſchallin,“ ſetzte Fürſt Iwan die Unterhaltung mit Francesca fort, „wird ſich die Ehre geben, unſere gnädige Francesca Abends im Wagen abzuholen. Sie haben die verehrte Frau bei dem Balle neulich kennen gelernt, und ſie freut ſich, Sie in ihren Schutz nehmen zu können, wenn der Form wegen davon die Rede ſein mag. Wie ich hoffe, wird der Kaiſer gegen elf Uhr mit ſeinem Hofſtaate bei uns abſteigen. Sie können nicht glauben, mit welchem Enthuſiasmus er von der Erwartung ſpricht, Sie, ſchöne Francesca, wiederzuſehen, und dazu in den verklärteſten Momenten der Kunſt und des Lebens! — Schon zu verſchiedenen Malen habe ich ihn überraſcht, wie er vor dem Bilde „Ariadne auf Naxos“ ſtand in tiefen Gedanken mit dem ſchönſten Ausdrucke der Schwärmerei in ſeinen himmliſch blauen Augen.“

Francesca's Herz wurde weit bei dieſem Lobe ihres Helden. Ihre Phantaſie ſchwelgte ſich in dem Gedanken mächtig empor, den ſchönſten und mächtigſten Herrſcher in Europa und Aſien lieben zu können.

Wie ein Heliotrop, wendete ſich ihre Seele ſeiner Sonne zu.

„Die beiden jungen Fürſtinnen Suſieff,“ fuhr Fürſt Iwan fort, „werden in der Amazonengruppe neben Ihnen Ihre beiden Dienerinnen vorſtellen. Sie können nicht glauben, wie ich mich dieſem Abend entgegenſehne!“

„Mir iſt ſo bange, Durchlaucht,“ entgegnete Francesca,

„wie noch nie, vor dem nächſten Abende; gewiß wird Etwas bei der Vorſtellung verunglücken. Wenn ich mir denke, daß die kaiſerliche Majeſtät und der ganze Hofſtaat die Blicke mir zuwenden, während ich oben ruhig die Muſterung aushalten ſoll, iſt es mir, als müßte ich vor Bangen vergehen."

„Der Triumph, welchen Ihre Erſcheinung im erſten Augenblicke feiern wird," verſetzte der Fürſt, „wo der Vorhang in die Höhe rollt, wird Ihnen den Muth zurückbringen. Sie ſind um den Sieg, welchen Sie über uns Alle und ſelbſt über die größten Schönheiten einer fürſtlichen Damenwelt davon tragen, zu beneiden. Ihr Bild hat ſich ſchon jetzt unſeren Hoheiten ſo unvergeßlich eingeprägt, daß es auf immer verſchmolzen iſt mit der Erinnerung an den Congreß. Doch — Herr Hofrath von Gentz bringt jetzt den Trinkſpruch auf das Brautpaar aus!"

Dieſer ſprach jetzt mit anmuthigen Blicken:

„Wie die Blume in dem Wein,
Und der Schein
In dem hellen Edelſtein,
Um die Ulme ſchlanke Rebe,
Hoch das ſchöne Brautpaar lebe!"

„Graf Joſeph und Iſabella!" riefen die Gäſte durcheinander; Iſabella's Blicke aber verſchleierten ſich und ſie ſank ohnmächtig in die Arme ihrer Freundin.

Dieſer Vorfall ſtörte die Geſellſchaft. Alle waren von ihren Sitzen aufgeſprungen, um der Braut zu Hülfe zu eilen. Graf Joſeph knieete zu ihren Füßen und drückte ſein Geſicht auf ihre Hand, um ſeine verzerrte Miene zu verbergen, denn in ſeiner Bruſt ziſchten quälende Nattern durcheinander.

„Daß ich vielleicht auch noch beneidet werde!“ dachte er bei ſich; „ſie wird mich, ſie kann mich nicht lieben, und ich habe nur den Genuß, ſie doch errungen zu haben. Schöne Iſabella, Sie werden auf mein einſames Jagdſchloß ziehen und dort zu ſich kommen!“

Doch jetzt that Iſabella wieder einen friſchen Odemzug. Sie öffnete ihre Augen, erſchrak und verbarg ihr Geſicht an Francesca's Buſen.

„Der ſchönen Braut,“ flüſterte Hofrath von Gentz zu dem Ritter und dem Grafen, „wird eine Viertelſtunde Ruhe auf ihrem Zimmer wohlthun.“

„Signora Francesca,“ verſetzte Graf Joſeph, „hätte wohl die Gnade, ihr auf kurze Zeit Geſellſchaft zu leiſten?“

Iſabella warf dem Hofrath von Gentz einen dankbaren Blick zu und entfernte ſich, geführt von ihrer Freundin und dem Grafen Joſeph, in ihr Zimmer. Dort verließ ſie der Graf wieder und kehrte zu den Gäſten zurück, welche eben im Begriffe waren, ſich von dem Ritter zu verabſchieden.

„Von uns,“ ſagte Hofrath Gentz zu dem Ritter, „ſollen Sie immer Nachricht in dem Courier und anderen Pariſer Zeitungen unſerer Farbe erhalten. Sorgen Sie dafür, daß auch Ihre Freunde von Ihnen das Nöthige erfahren.“

„Wollen Sie Seiner Durchlaucht,“ verſetzte der Ritter, „für das ungemeine Wohlwollen, welches mir hier in den diplomatiſchen Verhandlungen zu Theil geworden iſt, nochmals meinen Dank ſagen, ſo bin ich dafür Ihnen verbunden.

„Ich laſſe Ihnen hier meinen Eidam zurück und empfehle mich und ihn der ferneren Gunſt unſerer Freunde.“

In ähnlichen Redensarten verabſchiedete ſich der Ritter von den anderen Gäſten.

Als er jetzt mit dem Grafen Joſeph allein zurückgeblieben war, ſagte er zu ihm: „Es bleiben mir nur noch wenige Minuten übrig, um die Familienangelegenheiten mit Ihnen, lieber Sohn, zu beſprechen; folgen Sie mir in meine Stube!“

Auf dieſe Aufforderung ergriff Graf Joſeph den dargebotenen Arm ſeines Schwiegervaters und zog ſich mit ihm auf das Zimmer zurück, welches er von heute an ſelbſt bewohnen ſollte.

Unterdeſſen waren Francesca und die treue Ines bemüht, Iſabella in ihren Leiden Troſt einzuſprechen. Sie lehnte jedoch jedes Hoffnungswort ab und ſagte dabei: „Mich bekümmert nicht mehr meine unglückliche Lage, ſondern nur meine eigene Schwäche, welche mich zuweilen bewältigt bei dem Gedanken an das Unvermeidliche und an den unglücklichen Achilleus. Ich würde gefaßter ſein, wenn er ſchon abgereiſt wäre; denn er ſoll nicht in mein Unglück verwickelt werden. Francesca, ſchicke deinen Bruder zu ihm und laß' ihm ſagen, daß ich bei unſerer Liebe inſtändig ihn bitte, gewiß in nächſter Nacht dieſe troſtloſe Stadt zu verlaſſen; die Angſt um ſeine Sicherheit foltere mich mit entſetzlichen Leiden.“

„Ich zweifle nicht,“ entgegnete Francesca, „daß er, ſo wie ich ihn kenne, ſeine Flucht antreten wird, ſobald er irgend kann. Da er jede Hoffnung auf Eure Hand aufgeben muß, ſo wird es ihn hier nicht länger dulden, oder es iſt von dem gewaltſamen Manne ein Unglück zu fürchten.“

„Nein! nein!“ entgegnete Iſabella, „er wird größer ſein, als der Schmerz, und ſich für ſein Vaterland retten!“

„Ich hatte mich ſeit Jahren,“ verſetzte Ines, „auf den Tag gefreut, wo meine gnädige Donna den Brautkranz tragen würde; nun iſt er da, und keiner iſt ſo unglückſelig, als dieſer. Wo ich ſtehe und gehe, muß ich inwendig beten, daß er glücklich vorübergehe. Eins haben mir Gott und der Ritter ſchon gewährt, daß ich bei Euch bleiben darf und nicht wieder mit dem böſen Pfaffen zurückreiſen muß. Wer mir einmal ein Leid gethan hat, wie er, der kann es mir alle Tage wieder zufügen.“

Jetzt trat Graf Joſeph herein, ging auf Iſabella zu, küßte ihr die Hand und ſagte: „Unſer Vater und Santello ſind eben im Begriffe, abzureiſen; wenn ſich meine Gebieterin ſo wohl fühlte, um eine kleine Fahrt zu überſtehen, ſo wünſchte ich, eine Strecke Weges den Unſrigen das Geleit zu geben; unſere Equipage fährt nach, um uns, wenn wir Abſchied genommen haben, zur Illumination wieder zurückzubringen.“

„Wie Sie befehlen, gnädiger Herr!“ entgegnete Iſabella; „denn ich ſehne mich darnach, am Halſe meines Vaters im Freien mich mit Ihrer Erlaubniß ausweinen zu dürfen.“

„Ich werde in keiner Weiſe,“ verſetzte der Graf, „Ihnen hinderlich ſein, ſich Ihrem kindlichen Gemüthe hinzugeben; es fällt mir ſelbſt ſchwer, von dem edlen Greiſe mich trennen zu müſſen. Er hat mir jedoch verſprechen müſſen, zum nächſten Frühjahr wieder zu kommen und auf unſerm Jagdſchloſſe mit uns zu leben. In einigen Minuten alſo darf ich hoffen, Sie zur Nachtfahrt vorbereitet zu finden?“

„Ich werde ihr den Pelz umgeben,“ verſetzte Ines,

„und das ſchöne Bräutchen ſo verwahren, daß der Herr Graf nicht einmal auf die Nachtluft eiferſüchtig zu ſein braucht."

Als ſich der Graf entfernt hatte, ſagte Francesca: „Ich verlaſſe Euch, aber mit ſchwerem Herzen; noch nie habe ich ſo zaghaft glückliches Wiederſehen gewünſcht!"

Iſabella drückte ſie an ihr Herz und küßte ſie ungeſtüm; dann wandte ſie ſich ab; Ines warf ihr den Pelzmantel um die Schulter, und Francesca eilte hinweg.

Kaum war ſie verſchwunden, als ſich Iſabella ermannte und haſtig zu Ines flüſterte: „Ich bitte dich, gehe hinauf zu Achilleus und ſage ihm, daß ich bei unſerer Liebe ihn bitte, dieſe Nacht noch Verona zu verlaſſen, und, wenn er an meiner Kammerthür, — er wird ſie leicht finden, da ſie gleich die letzte iſt, ehe man auf die ſchwebende Brücke hinaustritt, vorübergeht, — dreimal und an verſchiedenen Stellen zum Zeichen des Abſchiedes anzupochen. Wenn wir wieder zurückkommen, wirſt du mir Nachricht ſagen können, ob er dir verſprochen hat, mir dieſen letzten Wunſch zu erfüllen."

„Um Gotteswillen, was habt Ihr vor?" fragte beſtürzt Ines; „Ihr dürft jetzt Nichts thun ohne meinen Rath; denn dieſer thut Euch jetzt gewiß Noth. Wer im Unglück iſt und ſich allein helfen will, der fängt es immer ſo an, daß er zu Grunde geht. Ich thue Alles für Euch, wenn Ihr verſprecht, Nichts ohne mich zu thun, was es auch ſein ſollte. Ihr laßt mir hier eine ſchöne Angſt zurück."

„Die Pferde ſind angeſpannt!" meldete der eintretende Graf; „der Vater erwartet uns! In unſerer Abweſenheit wird Ines mit Nepomuk die Wirthſchaft und das Abendbrod beſorgen!"

Mit dieſen Worten reichte er Iſabella den Arm und führte ſie hinunter in den Reiſewagen, wo der Ritter noch umringt war von den Leuten des Hauſes und ihnen Abſchiedsaudienz gab.

„So können wir denn,“ ſagte er zu Joſeph und Iſabella, „Verona mit freudiger Hoffnung verlaſſen, wohin wir doch ſo ſorgenvoll gekommen ſind. Wir haben hier viel Freunde gefunden. Doch, ſteigen wir ein!“

Der Ritter, Iſabella und Graf Joſeph nahmen allein das Innere des Reiſewagens ein, die Diener des Ritters ſchwangen ſich auf das Cabriolet und die äußeren Rückſitze.

Santello hatte ſich in den Wagen des Grafen, in welchem das junge Paar wieder zurückkehren wollte, geſetzt, um dem Ritter und den Seinen ungeſtört das Zuſammenſein in der Abſchiedsſtunde zu gönnen.

Er war düſter verſenkt in die Erinnerung an ſeinen todten Vater, den Chevalier, welchen er heute, wo er auch den Grafen mit Iſabella getraut, früh Morgens hatte begraben laſſen.

Jetzt ſchwangen die Kutſcher die Peitſchen, und die Wagen rollten zu dem Hofthore hinaus auf die Straße und in die dämmernde Nacht hinein.

Viertes Capitel.

Die Nacht war angebrochen, und Verona flammte auf, wie ein feuriges Meer. Es ſchien, als wäre der Sternenhimmel aus der dunkeln Novembernacht herabgeſunken auf dieſe Stadt zur Verklärung des Congreſſes.

Immer weiter verbreitete ſich die Beleuchtung über die angrenzenden Hügel mit ihren einzelnen Gehöften und Villen und ringsum auf die Caſtelle, welche, wie feurige Burgen, emporflammten. Welchen Anblick hatte man auf die Stadt von den Etſchbrücken, wo man am Beſten die Symmetrie der Illumination, welche in ihrer Anordnung herrſchte, überſehen und bewundern konnte!

Ein freudiges Brauſen und Wogen erhob ſich von allen Enden mit dem luſtigen Rauſchen des Stromes, welcher, wie ein Spiegel, in unendlichem Lichtglanze durch die Stadt vorüberwogte.

Aus dem Jubelgeſchrei, welches bald hier, bald dort aus den Straßen erſcholl, konnte man errathen, wo die kaiſerlichen Majeſtäten, welche die Umfahrt machten, ſich eben befanden.

Das verwunderte Auge konnte nicht müde werden, ſich zu ſättigen an dem Anblicke des Ganzen, wie der einzelnen Gebäude. Der geſchmackvolle Rathsherr Da Perſico hatte mit den Kunſtfreunden und Künſtlern der Stadt Rath gepflogen, und es war jetzt der ungewöhnliche Effect erreicht, da die Beſitzer der Gebäude ſeinen Wünſchen Gehör gegeben und die Architectur derſelben durch die Lampenreihen bezeichnet hatten, ſo daß jetzt jedes in ſeinen beſonderen Conſtructionen in ein Feenſchloß verwandelt war.

So erhob ſich auch in dieſer Nacht, wie ein verklärter Geiſt, der ſchöne Arco di Gavi, welcher vorlängſt in Ruinen zerfallen und abgebrochen war, auf ſeiner alten Stelle auf dem Corſo mit allen Säulen und denſelben Piedeſtalen, von Holz gebaut und ſo erleuchtet, daß die ſchöne Proportion dieſes Denkmals in Flammenzügen in die Luft gezeichnet zu ſein ſchien.

Vor Allem prangte in Lampen und Blumenguirlanden der Bra-Platz. Das auf allen Außenſeiten beleuchtete Amphitheater, die Kirche der heiligen Agnes und der große Palaſt der Hauptwache hatten dieſen Stadttheil in ein Zaubermärchen verwandelt, in welchem die Menſchen im Traumjubel herumirrten.

„Kaiſer Alexander, hoch!“ erſchall es jetzt aus hunderttauſend Kehlen, und im offenen Wagen, umdrängt von dem Volke, rollte er einher, ſchön und freundlich, mit vielen Verneigungen grüßend und dankend.

So ging der Zug fort bis auf den Platz delle Erbeſi, welcher mit dem Palaſte Maffei, der ihn beherrſcht, und allen daran liegenden prächtigen Kaufgewölben durchgängig mit Wachskerzen erleuchtet war.

Wieder donnerte ein neues Jauchzen von der Porta nuova her; denn Kaiſer Franz war dort ausgeſtiegen und wandelte zu Fuß durch die glänzenden Pyramiden, welche längs der Straße ſtanden, um ſich her ein feſtliches Volk, das ſich in ſeinem Glücke kaum zu faſſen wußte, bis Alles ausbrach in die Melodie des Liedes: „Heil dir im Siegeskranz!“

Dieſer Geſang, welcher ſich von Straße zu Straße verbreitete, ſchwoll endlich an zu einer großen, vieltauſendſtimmigen, gewaltigen Melodie, welche mit Donnertönen Achilleus aus ſeinem Starrſinn erweckte. Antonio und Arnold waren bei ihm.

„Mich hungert!“ war ſein erſtes Wort, „gebt mir Brod und Wein!“

Arnold that bei dieſem Ausrufe einen Freudenſchrei und flog hinaus ſo heftig, daß er die Treppe mehr hinunterfiel, als ſprang, über die Brücke hinüber zu Francesca, welche eben hinuntergehen wollte zum Wagen, wo ſie von der Fürſtin, der Schweſter Iwan's, erwartet wurde, um ſie zum Feſte abzuholen.

„Was wollt Ihr, Freund Arnold?“ rief ſie ihm zu, als er vor ihrer Schönheit erſchrocken zurücktrat.

„Brod und Wein für Achilleus!“

„Bringe Beides hinüber!“ rief Francesca zu ihrer alten Dienerin, welche auf dieſen Befehl ſie verließ.

„Arnold!“ fuhr ſie fort und legte dem blöden Jünglinge beide Hände auf die Schulter, „Ihr wart einſt ſo verwegen, von mir ein reines Roſenblättchen für Euer Stammbuch zu begehren, als Ihr mir das Märchen von dem [illegible] im Walde erzähltet! — denkt Ihr noch daran?“

„Warum nicht?“ verſetzte er und ſah ihr dabei freundlich in die Augen.

„Und Ihr liebt mich immer noch ſo wunderbar eigen?“ fragte ſie.

„Warum wollt Ihr an mir zweifeln?“ entgegnete Arnold.

„Hier haſt du deinen Lohn!“ entgegnete ſie, „den erſten Kuß, welchen ein Mann von mir erhält, zum Lohn für deine reine Liebe!“

Mit dieſen Worten drückte ſie einen feurigen Kuß auf ſeine Lippen, warf ihn dann lachend zurück und eilte hinab zu dem Wagen der Marſchallin.

Fünftes Capitel.

Die hohe Geſellſchaft war bei dem Fürſten Iwan verſammelt. Als ſich der Kaiſer niedergelaſſen hatte, nahmen alle Anweſenden ihre Plätze ein. Es war faſt ſchon Mitternacht angebrochen, und der Lärm auf den Straßen hatte ſich zu einem monotonen Meerrauſchen abgedämpft. Der Vorhang war vor der Bühne noch heruntergelaſſen. Jetzt wurden dahinter die Lichterreihen angezündet, und nun begann eine kriegeriſche Marſchmuſik, welche endlich immer wilder und kampffreudiger wurde. Die Muſik ging fort, als der Vorhang in die Höhe rollte und jetzt in wunderbar magiſcher Beleuchtung, faſt wie ein coloſſales Götterbild, Hippolyte im Begriffe, vom geſpannten Bogen den Pfeil zu ſchnellen, mit vorgebeugtem, helmfunkelnden Haupte, neben ſich die beiden ſchwertzückenden Amazonen, vor den erſtaunten Blicken erſchien. Eine lautloſe Stille trat ein.

Die Geſellſchaft war, wie mit einem Zauberſchlage, in die alte helleniſche Sagenwelt verſetzt, welche hier lebendig geworden zu ſein ſchien.

Mit einer Fanfare fiel der Vorhang.

Noch war einige Minuten Alles ſtill, ſo ſehr hatte dieſes Bild die Zuſchauer in entzücktes Staunen verſetzt.

Als aber jetzt der Kaiſer in die Hände klatſchte und „Bravo!“ rief, fand die Bewunderung ihren Ausdruck in den lauteſten Beifallsbezeigungen.

„Da capo!“ rief man jetzt von allen Seiten.

Der Vorhang ging wieder in die Höhe und Hippolyte ſtand da, mit dem einen Arme eine todtverwundete Amazone umſchlungen, mit der rechten Hand das Schwert dem Feinde entgegenzückend, während ſich die andere Amazone zur Flucht mit über dem Haupte gehaltenem Schilde hinwegzuwenden ſchien.

Hippolyte's ganze Geſtalt ſchien Kampf, Angſt, Zorn und Rache zu athmen. Ihr Antlitz und ihre Augen waren zum Erſchrecken ſchön im gewaltigen Ausdruck.

Der Kaiſer ſprang vom Sitze auf, Alle folgten der Etiquette und dem Beiſpiele und ſtanden hinter ihm, wie erbebend vor dem Zorne der Heldenjungfrau.

„Schöne Hippolyte!“ rief der Kaiſer, „wirf das Schwert hinweg, du beſiegſt ohnedies die Herzen der Männer!“

Der Vorhang rollte herunter.

„Wer nicht einen ſolchen Moment je erlebt hat, wie wir eben jetzt,“ ſagte der Kaiſer zu dem hinter ihm ſtehenden Hofrath von Gentz, „dem fehlt die ſchönſte Note in der Melodie des Lebens.“

„Und nur der,“ entgegnete mit anmuthiger Verneigung der Hofrath, „welcher nicht das Höchſte und Feinſte im Leben genoſſen und die Sehnſucht nach einem unausſprechlichen Ideale des Sinnenreizes empfunden hat, kann einen ſolchen Augenblick, wo Leben und Kunſt ſich vermählen, ſo recht eigen mit allen ſeinen ſüßen Schauern genießen, denn die Schönheit erreicht nur da ihren höchſten Gipfel, wo ſchon die Vernichtung die Hand nach ihr ausſtreckt. Das eben ergriff und erſchütterte uns ſo heftig in dieſem Bilde, daß wir die gewaltige Königin in ihrer vollſten Jugendblüthe und Kraft mitten in der Schlacht und dem Untergange nahe geſchaut haben. Solche Momente ſind nicht für den Augenblick, ſondern zur Ausfüllung der Erinnerung eines ganzen, ſchön verlebten Daſeins, das nur noch des Schlußſteins bedurft hat.“

„Wie ſchön, wahr und doch ſo traurig ſind dieſe Gedanken!“ verſetzte der Kaiſer und wandte ſich wieder zur Bühne um.

Die Muſik begann eben ein Adagio, unter welchem der Vorhang ſich wieder hob.

Die Lampen auf der rechten Seite von der Bühne aus waren in rothe verwandelt, ſo daß ein flammendes Reflexlicht auf Ariadne fiel, welche jetzt in derſelben Stellung und Gewandung, wie auf Malocchio's Bilde, vor den Zuſchauern hier lebendig im Roſenſchimmer des Morgens am wogenden Meere ruhte, leicht und natürlich den einen Arm hinter das träumende Haupt zurückgebogen und die rechte Hand auf den Buſen gelegt, ſchlummerte ſie hier, wie in Seligkeit und Liebe eingewiegt. Wie ſchwarze, zuckende Schlangen, rollten ihre Locken vom geſenkten Haupte ihr über Schulter, Arm und Buſen, und ein leichter, wehmüthiger Zug ſpielte um ihren Mund.

Das Adagio der Muſik ging über in noch ſanftere Melodieen, als wollte ſie die Schlummernde in noch tieferen Schlaf hineinlullen.

Der Kaiſer war in Hinträumen verſunken, ſeine Seele weilte bei dem Bilde in ſeinem Zimmer, dem er ſo oft ſeine innerſten Gefühle als einem ſtummen Zeugen anvertraut hatte.

Der Vorhang war ſchon längſt geſunken, der Kaiſer konnte ſich mit ſeinen Gedanken immer noch nicht zur Geſellſchaft zurückfinden. Endlich ſagte er zum Fürſten Iwan, welcher auf ſeine Mienen gelauſcht hatte: „Rufen Sie uns die ſchöne Francesca!“

Der Fürſt eilte hinter die Scene und kehrte nach einer Weile mit Francesca zurück, welche vor dem Kaiſer ſich ſchweigſam auf die Kniee niederließ; der Kaiſer jedoch erhob ſie und ſteckte ihr den St. Annenorden an. „Schöne Francesca,“ ſagte er bewegt, „tragen Sie zu meinem Andenken dieſes Zeichen der Ehre!“

Francesca küßte mit hervorbrechenden Thränen die Hand des geliebten Kaiſers.

Die ganze Geſellſchaft hatte ſich jetzt huldigend um ſie gedrängt.

Francesca war ſo bewegt, daß ſie keine Silbe auf die vielen ſchönen Worte, mit welchen ſie von Herren und Damen überſchüttet wurde, zu entgegnen wußte.

„Ich werde Sie wiederfinden!“ ſagte endlich zu ihr mit freundlichen Blicken der Kaiſer. Mit einer demüthigen Verneigung entfernte ſie ſich wieder an der Hand des Fürſten Iwan.

Es begann bald darauf eine Muſik, welche die heftigſte, leidenſchaftlichſte Bewegung ausdrückte, jedoch bald in wehmüthige Molltöne hinüberſpielte, unter welchen der Vorhang wieder aufging.

Auf dem Felſen am Meere ſtand die unglückſelige Sappho. Ein langes, weites Gewand hatte ſie über das Haupt geworfen, die Arme hineingewickelt und es um die Schulter feſtgezogen, während ſie die Rechte darunter auf das Herz gedrückt, und in der linken, umwickelten Hand die Zither krampfhaft an die rechte Schulter gedrückt hielt, ſo daß das weite Gewand das Geſicht bis auf die Augen verhüllte und zugleich von allen Seiten herab in reichen, weiten Falten herunterrollte.

Ihre Geſtalt ruhte auf dem rechten, gebogenen Knie, ihr Oberkörper war über den Felſen vorgedrängt, daß er über dem Meere zu ſchweben, und daß ſie im Augenblicke halb zu ſinken, halb hineinzuſtürzen ſchien.

Ein Schreckenslaut entfuhr der Bruſt des Kaiſers; die Muſik riß mitten im Tacte ab, und der Vorhang ſtürzte herunter.

Als ſich der Kaiſer zur Geſellſchaft umwandte, ſtanden Thränen in ſeinen Augen. Er ſprach leiſe einige Worte zu dem Fürſten, welcher ſich ehrerbietig ihm genaht hatte. Dieſer gab dem an der Thür ſtehenden Kammerherrn einen Wink, die Thürflügel gingen auf, und mit einer huldvollen Bewegung des Hauptes verließ der Kaiſer die Geſellſchaft. Dieſe brach zugleich auf und folgte ihm.

In dieſem Augenblicke trat die Schweſter des Fürſten, die Marſchallin Suſeff, zu Francesca in das Ankleidezimmer mit einem Becher in der Hand.

„Es iſt bei uns der Gebrauch,“ ſagte ſie, „daß um Mitternacht ein Kelch auf das Wohl des Kaiſers zuletzt geleert wird!“

Francesca nahm den Kelch, leerte ihn und ſank, wie in ſüßer Ohnmacht, in die Arme der Marſchallin.

Nach einer Weile trat Fürſt Iwan mit ſeinem ſtereotypen, melancholiſchen Lächeln herein und ſagte, wie er die Gruppe erblickte: „Hat ſie getrunken?“ —

„O, du ſchöner Kaiſer!“ flüſterte, wie im Traume, Francesca, Iwan aber und ſeine Schweſter faßten ſie unter den Armen an und führten ſie mühſam hinunter zu dem Wagen.

„Ihr wollt mich morden! — Antonio, hilf!“ — rief im Schlafe Francesca.

„Beruhigen Sie ſich, holdes Kind!“ ſagte Fürſt Iwan, hob ſie in den Wagen hinein und ſetzte ſich dann zu ihr.

Der Livreejäger ſchlug die Kutſchenthür zu, und der Wagen rollte durch die lampenflammenden Straßen Verona's und zum Thore hinaus in die dunkle Nacht; endlich bog der Wagen von der Straße ab und ohngefähr eine Stunde weiter bis zu einer Villa, welche dicht am Ufer der Etſch lag. —

Während dieſer Nachtfahrt hatte ſich Achilleus zur Reiſe gerüſtet.

Eben kam Thriaki flüchtig und leiſe von der Straße zurück und brachte die Nachricht mit, daß ein Regenſchauer durch die Straßen ſtreiſe und alle Lampen auslöſche.

„Iſt der Fiſcher Biaggio beſtellt,“ fragte Achilleus, „welcher uns ſicher auf dem Strome aus der Stadt hinauspaſchen will?“

„Er wartet oberhalb des ponte delle navi,“ verſetzte Thriaki, „am Hinterhauſe unſeres Landsmannes Kruſi, der mit türkiſchen Pfeifenröhren und Meerſchaumköpfen handelt!“

„Finden wir ſein Haus offen zum Durchgange?“

„Er erwartet uns!“

„Iſt unten im Corridor die Thür, welche auf die ſchwebende Brücke hinüber zu Antonio führt, geöffnet, und der Ausgang auf die Straße drüben ſicher?“

„Es iſt Alles in Ordnung!“

„Heda!“ rief jetzt Achilleus Arnold an, welcher ſeit dem Kuſſe, welchen Francesca ihm in heiterem Uebermuthe gegeben hatte, wie von Traumſeligkeit betäubt war und ſchon die halbe Nacht lang auf ſeinem Reiſefelleiſen zum Aufbruche bereit geſeſſen hatte.

Arnold fuhr in die Höhe und fragte dann: „Iſt der Weg ſicher, daß wir fortkommen?“

„Alles ſicher! Freund Arnold, geh' mit Thriaki voraus zum Nachen; ich folge Euch einige Augenblicke ſpäter nach.“

„Ich weiß nicht, was mir für eine Schiffsladung voll Wehmuth und Sentimentalität in den Gliedern liegt,“ verſetzte Arnold; „mir iſt wieder gerade ſo, wie am Tage vorher, ehe mein Freund, der lange Egidi, erſtochen wurde.“

„Keine Unglücksprophezeihungen!“ rief Achilleus und ſpuckte dabei aus, um den böſen Zauber der Worte zu zerſtören.

„Thriaki!“ fuhr er dann fort, „hier belade dich mit unſeren wenigen Habſeligkeiten, welche uns die Polizei noch gelaſſen hat, — und nun Gott befohlen!“

Arnold und Thriaki traten jetzt ihren Weg an und gingen geräuſchlos die Treppe hinunter.

Achilleus war noch zurückgeblieben. Ihm war es, als wenn aus allen Winkeln Stimmen ihm flehend zuriefen: „Verweile!“ — Faſt war es ihm unmöglich, ſich von der Stelle zu entfernen, wo er doch wenigſtens in Iſabella's Nähe war.

Wenn auch ſein Herz im Unwillen ſich gegen ſie empörte, da ſie doch ihrem Vater keinen feſteren Widerſtand geleiſtet und dem Grafen Joſeph ihre Hand gereicht hatte, ſo vertraute er doch wieder auf ihr Wort, mit welchem ſie ihn verſichert hatte, daß der Graf in keiner Weiſe ihr nahen dürfe. „Und doch iſt ſie endlich ein Weib!“ ſprach Achilleus bitter bei ſich.

Nun erinnerte er ſich wieder an den Wunſch Iſabellens, welchen ihm gegen Abend ihre Duenna mitgetheilt hatte: daß er zum Zeichen ſeiner Abreiſe dreimal an die Thür ihrer Stube pochen ſolle. Vergebens ſuchte er bei ſich zu erforſchen, ob ſie durch dieſen Wunſch ihm zu erkennen gegeben, daß ſie ihren Sinn geändert und mit ihm zu fliehen bereit ſei, oder ob er ſonſt einen wichtigen Entſchluß andeute, welchen ſie gefaßt habe?

So irrten ſeine Gedanken ſchweifend herüber und hinüber. Es giebt ſolche Zuſtände im menſchlichen Leben, wo der bedrängte Menſch durchaus rathlos und hülflos iſt und nur auf das Einſchreiten irgend einer himmliſchen oder dämoniſchen Macht hoffen kann.

In ſolchen Augenblicken bleibt dem Menſchen Nichts übrig, als betend ſich hinzuwerfen und den überirdiſchen Gewalten ſein Anliegen zur Entſcheidung anheimzugeben.

Als Achilleus ſeinen zottigen Mantel umgeworfen und das Licht ausgelöſcht hatte, um hinunter zu gehen, war es ihm, als ziehe es ihn unwiderſtehlich auf die Kniee.

Er ſank nieder, und ſeine Worte weckten die ſchlummernden, ſchlangenhaarigen Eumeniden.

Sechstes Capitel.

Francesca ruhte noch betäubt von dem böſen Tranke im Divan auf der Villa, wohin ſie der Fürſt Iwan gebracht hatte. Im Traume hatte ſie die Stellung der ſchlummernden Ariadne angenommen, die eine Hand über das Haupt und die andere auf das Herz gelegt; doch trug ſie jetzt ein wunderbar reiches, flammendes Diamantendiadem auf dem Haupte, einen gleich reichen Schmuck um den Hals und eben ſolche Armſpangen.

Ihr gegenüber ſtand ein großer, runder Spiegel auf einem Geſtelle, welcher ihre Geſtalt prächtig zurückſpiegelte.

Sie ſchien unruhig zu ſchlafen, denn ihre Finger zuckten fieberhaft, bald als wollte ſie Etwas faſſen, bald als ſtieße ſie es wieder von ſich; ihre Augenlider zitterten in Einem fort, und ihr Buſen wogte heftig auf und nieder. Sie ſprach dann und wann ein abgeriſſenes, unverſtändliches Wort im Schlafe. Jetzt machte ſie die Bewegung der pfeilſendenden Amazone im Schlafe. „Er ſtürzt! Er iſt todt!“ rief ſie, ſchrak heftig empor und erwachte.

Sie rieb ſich die Augen, über ihr brannte, von der Decke herabhängend, eine Lampe. Sie war allein, und Alles ihr ſo fremd. Die Hände vor die Stirn gelegt, rief ſie: „Wo bin ich denn?“ Nun fuhr ſie mit der einen Hand über die andere, als wollte ſie davon Etwas herunterſtreifen; — auf einmal war es ihr, als beſänne ſie ſich auf Etwas, was ſie in ſich ſelbſt ſchaudern machte. Jetzt ſtarrte ſie gerade vor ſich aus, und ihre Blicke fielen in den Spiegel vor ihr. Sie ſchrak zurück vor dem Lichte der Juwelen, welche ihr entgegenglitzerten, und vor ſich ſelbſt.

Jetzt hörte ſie draußen vor der Villa einen Wagen fortfahren.

Sie war in die Höhe geſprungen und riß das Diadem von der Stirn, den Schmuck vom Halſe und den Armgelenken und ſchleuderte die funkelnden Steine in das Spiegelglas, daß es in tauſend Scherben klirrend herunterfiel.

Doch nun hörte ſie Jemand kommen; ſchnell verriegelte ſie die eine, dann die andere Thür; als ſie auch die dritte verſchließen wollte, hörte ſie den Strom draußen vorüberbrauſen. Ein plötzlicher Gedanke durchzuckte ſie. Sie riß die Thür auf und ſtand auf dem Altane, unter ſich die reißende, toſende Etſch, ſie drehte jetzt den Schlüſſel im Thürſchloſſe um und war jetzt abgeſchieden vom Hauſe und ſeinen Bewohnern, allein, entſetzt und grübelnd in Zweifeln über ihre Erinnerungen. —

Während dieſer Vorfälle auf der Villa verlebte Graf Joſeph eine böſe Nacht. Schon das zweite Mal an der verſchloſſenen Thür zur Brautkammer abgewieſen, fühlte er ſich ſo infamirt, daß er jetzt in ſeinem Zimmer umher wandelte, wie ein Tiger im eiſernen Menagerie-Käfige. Manchmal ſtand er ſtill und ſtampfte unwillig mit dem Fuße auf das Eſtrich, dann lachte er in Selbſtverſpottung laut auf; nun ſchauderte er wieder in der Erinnerung an die Sterbeſcene bei dem Chevalier. Faſt begann er ſich zu fürchten und hätte gern ſeinen Nepomuk zur Geſellſchaft gerufen, wenn er ſich nicht über die Einſamkeit der Brautnacht geſchämt hätte.

Als wenn alle Schleuſen ſeines Gedächtniſſes in dieſer Nacht geöffnet wären, ſo ſtrömten alle böſen Erinnernngen ſeines Lebens aus der Tiefe ſeiner Seele hervor.

„Sie hatten doch Alle den Tod verdient, dieſe italieniſchen Rebellen!“ grollte er für ſich. „Wer giebt jetzt ihren Geſpenſtern ein Recht, mir Schauer über den Rücken zu jagen? — Was geht mich Griechenland und der junge Grieche an? — Und wieder das Bild Francesca's? als ob ſie zu gut geweſen wäre für das Schickſal von ſo vielen Tauſenden!“

Jetzt hörte er von der Decke herunter einen ſchweren, fallenden Tropfen; er ſtutzte, ging aber dann wieder heftiger im Zimmer auf und ab. „Ich ſollte nicht im Stande ſein,“ fragte er ſich ſelbſt, „den Eigenſinn meiner Frau zu brechen? — Sie kann ſich unterſtehen, mir das zu bieten? — Wohl, hat ſie ſich in dieſer Nacht eingeſchloſſen, ſo ſoll ſie es ferner bleiben; ſie ſoll Niemand ſehen, als mich, ihren Kerkermeiſter, und ich will verflucht ſein, wenn ſie vorher einen freundlichen Blick von mir erhält, bis ſie nicht zerknirſcht und in Reue vor mir niederknieet. Iſt mir es, wie ich hoffe, gelungen, Francesca der Schmach zu überliefern, weil ſie mich in meiner Leidenſchaft zu ihr verhöhnt hat, ſo kann ich dich, Iſabella, auch zu Tode quälen. Ich kenne das ganze Arſenal tödtlicher Seelenqualen.“

Jetzt hörte er wieder den fallenden, tönenden Tropfen, welchen er vorher vernommen hatte.

Er warf ſich auf die Ottomane und wickelte ſich in einen Teppich, um ſich vor dem Froſte zu ſchützen, der ſeine Glieder überrieſelte.

Nachdem er eine Weile geſeſſen hatte, umſtrickte ein unruhiger Schlummer ſeine müden Sinne.

Jetzt kam es ihm im Traume vor, als wenn wieder ein Tropfen von der Decke herunterfiele, aber auf dem Boden nicht zerplätſcherte, ſondern ſich als ein Kügelchen um ſich ſelbſt herumwickelte und immer größer würde; ſeine Augen verfolgten das ruheloſe Spiel; — die Kugel dehnte ſich jetzt in die Länge und ward zu einer Nebelſäule, welche die Geſtalt eines menſchlichen Weſens annahm; — jetzt erkannte er das erdfahle Todtengeſicht des Chevaliers Bartolo.

„Fürchten Sie ſich nicht vor mir, Herr Graf!“ ſagte dieſer endlich, „denn wir ſind, wie Sie ſich beſinnen, ſchon auf dem Congreſſe von Verona geſtorben; es iſt doch wehmüthig, daran zu denken, wie wir damals an dem Uhrzeiger der Zeit rückwärts geſchoben haben, ohne es zu merken, daß wir nur dazu da waren, Alles vorwärts zu bringen. Freude hatten wir ohnedies nicht davon.“

„In welchem Jahre leben wir denn?“ ſtöhnte jetzt Graf Joſeph, da das Geſpenſt des Chevaliers von der Zeit des Congreſſes, wie von einer längſt vergangenen, ſprach.

„Ganz genau,“ verſetzte er, „weiß ich es ſelbſt nicht; denn die Hähne krähen ſo heiſer; — zweimal Zehn darnach!“

„Wiſſen Sie,“ fragte der Graf im Schlafe, „was aus Spanien geworden iſt?“

„Das nenne ich einen Todtenſchlaf,“ verſetzte kopfſchüttelnd der Chevalier; „nicht zu wiſſen, daß dort immer noch Revolution und Conſtitution, vor wie nach, an der Tagesordnung iſt? — Wir haben freilich gedacht, mit ein paar Kanonenſchüſſen die Welt wieder in den Schlaf zu lullen! Haha! mit Kanonenſchüſſen!“

„Und was iſt aus Griechenland geworden?“

„Ein unabhängiges Reich!“

„Und aus Frankreich?“

„Seit der neuen Revolution —“

„Neue Revolution?“ fragte Joſeph.

„Es iſt nicht richtig hier im Hauſe,“ flüſterte geheimnißvoll der Chevalier, „es gehen Geſpenſter um; horch!“ —

Mit dieſen flüſternden Worten wankte das Geſpenſt auf die Thür zu und bückte ſich nieder zum Schlüſſelloch.

Graf Joſeph ſpitzte im Schlafe die Ohren, als müßte er ſelbſt mit aufhorchen. Er hörte jetzt in der That im Corridor vor ſeiner Stubenthür vorbei leichte Schritte; der Geiſt des Chevaliers winkte ihm, und halb wach, halb ſchlafend erhob ſich der Graf von der Ottomane und ging auf die Thür zu. Wie er ſich dem Schemen des Chevaliers genähert hatte, richtete ſich dieſer in die Höhe und blies ihn eiskalt an, daß es ihm durch Mark und Gebein ſchauerte und er zugleich völlig erwachte.

Er blickte ſcheu um ſich, im ganzen Zimmer war Nichts zu ſehen und zu hören, doch draußen im Corridor hörte er jetzt das Geräuſch von Tritten.

Es täuſchte ſein Ohr nicht, denn Achilleus war eben im Begriffe, ſeine Flucht anzutreten.

Nun war es wieder ſtill. Achilleus ſtand jetzt vor der Thür der Brautkammer ſtill und zögerte noch, das verabredete Zeichen zu geben.

Im Augenblicke, wo er den Finger krümmte, um dreimal anzupochen, überſtürzte ihn der Gedanke, daß er vielleicht damit das Zeichen zum Tode der Geliebten geben ſolle! —

Iſabella hatte ihn bemerkt und kniete d'rin auf einem Teppich, mit erhobener Hand, in welcher ein Dolch funkelte, welchen ſie unter die linke, entblößte, jungfräuliche Bruſt in das verzweifelte Herz ſtoßen wollte, ſobald von draußen dreimal an verſchiedenen Stellen angepocht worden.

Sie hatte die Schritte von Oben herunter ſich nähern gehört und wähnte jetzt den Odem des Geliebten von draußen herein zu vernehmen, doch zögerte ſie, eher die Hand gegen ſich zu wenden, als ſie das Zeichen erhalten.

Wie Achilleus noch immer zögerte, das Signal zum Abſchiede zu geben, überkam ſie der Zweifel: ob ſich ihr Ohr vielleicht getäuſcht, oder auch das verabredete Zeichen nicht gehört habe? — Sie näherte ſich der Thür und fragte leiſe durch das Schlüſſelloch: „Wer da?“

Der Graf war in den Corridor hinausgeſchlichen und hielt das Ohr vor ſich hingeneigt. Er hörte jetzt Iſabellens Stimme flüſtern. Eine namenloſe Eiferſucht ging plötzlich, wie ein Peſthauch, über ſeine Seele.

Wie? wenn Achilleus noch in Verona, noch hier wäre, und nicht, wie er, die Thür der Brautkammer verſchloſſen gefunden hätte?

Doch jetzt hatte auch Achilleus die ſchleichenden Fußzehen eines Menſchen längs der Wand her vernommen.

Er öffnete ſchnell die Thür zur ſchwebenden Brücke und war im Begriff, hinüber zu eilen, als mit entſetzlichen Sprüngen der Graf ihn erreicht hatte, an ihm hing, mit ſtöhnender Stimme: „Halt!“ rief und ihn zurück und niederzuzerren ſuchte.

Achilleus ſchüttelte ſich grimmig, wie ein Löwe, an welchem ein Hund ſich eingebiſſen, und riß ſich ſo plötzlich los, daß der Graf zurücktaumelte, an das hölzerne Brückengeländer ſchlug und es, wie ein dürres Rohr, mit der

Wucht ſeines Körpers zerknickte, durchbrach und hinunterſtürzte auf die Pflaſterſteine des Hoſes.

Ein dumpfes Stöhnen erſcholl von Unten, nun war Alles wieder ſtill.

Achilleus wandte ſich ſchaudernd ab und verfolgte den Weg, ohne zurückzublicken.

Neuntes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Hofrath von Gentz ſaß ſchon ſeit zehn Uhr Morgens an ſeinem Arbeitstiſche, um die Circularnote zu ſtiliſiren, welche die Allerhöchſten Monarchen von Oeſtreich, Rußland und Preußen über die Reſultate der Zuſammenkunft in Verona an ihre bei den verſchiedenen Höfen accreditirten Geſandten erlaſſen und als eine Art von Rechenſchaftsbericht veröffentlichen wollten.

Ein luſtiges Feuer im Kamine verbreitete im Zimmer eine behagliche Wärme, welche es um ſo traulicher machte, je ungeſtümer und ſchauerlicher der Regen in Güſſen draußen unaufhörlich herunterſtrömte. Um den unangenehmen, düſteren Morgen gänzlich ignoriren zu können, hatte der Hofrath die Jalouſieen vor den Fenſtern zumachen, die Vorhänge vorziehen und die Wachslichter auf den ſilbernen Armleuchtern anzünden laſſen, ſo daß ſich um ihn die Nacht gemüthlich verlängerte.

Er war erſt vor Kurzem aufgeſtanden, und nur der Wunſch des Fürſten, welcher ihm Befehl war, hatte ihn vermocht an die Arbeit zu gehen.

Er lehnte ſich jetzt in die Eiderdunenkiſſen ſeines Armſtuhles zurück, hüllte ſich tiefer in den grünſeidenen, mit Katzenfellen gefütterten Schlafrock und ſchien zu ſchlafen, während er nur mit Behaglichkeit ſeine, wie Ameiſen, unter einander herumkribbelnden Gedanken belauſchte, welche ſich endlich ordneten und an die Circularnote, welche er in ſauberer Handſchrift niederſchrieb, willfährig in den Worten anſchmiegten:

„So verſchwinden die falſchen Schreckniſſe, die feindſeligen Auslegungen, die finſteren Prophezeiungen, welche Unwiſſenheit oder Treuloſigkeit in Europa verbreitete, um die Meinung der Völker über die reinen und edlen Abſichten der Monarchen irre zu leiten. Kein geheimer Plan, kein Ehrgeiz, keine Berechnung des eigenen Vortheils geſellte ſich zu dem Entſchluſſe, den eine gebieteriſche Nothwendigkeit allein Ihnen im Jahre 1821 vorgeſchrieben hatte."

Jetzt rieſelten die Worte ihm aus der Feder, als drängte ein Zauberſpruch ſie unaufhaltſam hervor auf das feine, goldgeränderte Papier, auf welchem ſich die weiße Hand des Hofraths, wie das naſchende Köpfchen eines Kaninchens, emſig bewegte. Ein ſüßes Lächeln ſpielte um ſeine Lippen, als er die Worte hingoß:

„Die vereinigten Souverains und Cabinete konnten nicht umhin, Ihre Blicke auf zwei ſchwere Verwickelungen zu wenden, deren Fortſchritte Sie ſeit der Zuſammenkunft in Laibach anhaltend beſchäftigt hatten. Eine Begebenheit von großem Gewicht hatte ſich vor dem Schluſſe jener Zuſammenkunft zugetragen. Das, was der Geiſt der Revolution in der weſtlichen Halbinſel begonnen, was er in Italien verſucht hatte, gelang ihm am öſtlichen Ende von Europa. In eben dem Augenblicke, wo die militäriſchen Aufſtände zu Neapel und Turin vor der Annäherung einer regelmäßigen Macht zurückwichen, wurde ein Feuerbrand der Empörung in das ottomaniſche Reich geworfen. Das Zuſammentreffen der Ereigniſſe konnte keinem Zweifel über die Gleichheit ihres Urſprungs Raum laſſen. Der Ausbruch des nämlichen Uebels auf ſo vielen verſchiedenen Punkten und allenthalben, wenn gleich unter wechſelnden Vorwänden, jedoch von denſelben Formen und derſelben Sprache begleitet, verrieth zu unverkennbar den gemeinſchaftlichen Brennpunkt, aus welchem es hervorging."

Während ſo der Hofrath von Gentz vergnüglich beſchäftigt war, ein Blatt der neueſten Geſchichte zu ſchreiben, hatte Todesſchreck und entſetzliche Angſt das Haus Antonio's erfüllt.

Die Leiche des Grafen Joſeph lag noch in der Capelle vor dem Altare, wohin ſie am Morgen gebracht worden war, nachdem Antonio erklärt hatte, daß das Hinterhaupt vom Sturze zerſchmettert und jeder Lebensfunken entflohen ſei.

Das Polizeiperſonal kam jetzt, um dieſen traurigen Vorfall zu Protokoll zu nehmen. Eben trat der Polizeiwachtmeiſter mit zwei Gehülfen oben aus dem alten Gebäude heraus und beſichtigte das zerbrochene Geländer der Brücke.

„'s iſt halt ganz natürlich," ſagte er, „daß ein Menſch, der mit dem Geländer hier durchbricht, auch das Genick bricht; 's iſt gar kein Wunder!"

„Aber wie iſt denn der ſelige Herr Graf," fragte argwöhniſch der Polizeidirector, welcher jetzt unter die Thüre getreten war, „auf die Brücke herausgekommen?"

„'s iſt halt ganz natürlich," verſetzte der Wachtmeiſter, „daß man bei einer Hochzeit einen Schluck über Durſt trinkt; nun ſchau'n Euer Gnaden, da verfehlt man den Weg. Als ich vor'm Jahr noch mit in Neapel ſtand, iſt es meinem Nebenmann, dem Hannſeph, auch ſo gegangen. Er hatte auch in den ſchwarzen Wein zu lange hineingeſchaut, bis ihm der Schwefel in den Kopf, und er, ſtatt in das Bett hinein, zum Fenſter hinausſtieg und hinunterplumpte, ohne wieder aufzuſtehen. Freilich war er nur ein Füſilier und keine Excellenz."

Jetzt zog ſich die Polizei wieder zurück, um die Ausſage Iſabellens aufzunehmen.

Ines ſtand jedoch an der Kammerthür und verſicherte dem Polizeidirector, daß ihre gnädige Frau ein Mal um das andere in Ohnmacht falle, und daß der Schreck ihr die Beſinnung und die Sprache geraubt haben müſſe.

Jetzt kam auch der alte Hofmarſchall aus ihrer Stube heraus und betheuerte daſſelbe, indem er hinzufügte: „daß die gnädige Gräfin auch keinen weiteren Aufſchluß geben könne, da der ſelige Graf in der Nacht nicht bei ihr geweſen ſei, vielmehr auf dem Wege zu ihr die Thür verfehlt haben und ſo auf die Brücke und dort zu ſeinem Unglücke gekommen ſein müſſe!"

Der Polizeidirector ließ ſich bedeuten und verfügte ſich mit ſeinen Leuten zur Todtenſchau in die Capelle.

Noch waren alle Blumen und Blätter in den Kränzen und Guirlanden friſch und duftend, nur der Jüngling, deſſen Hochzeitsfeſt ſie geſchmückt hatten, lag bleich und todt auf derſelben Stelle, wo er geſtern noch in ein weites, reiches Leben keck hinausgeblickt hatte.

Wie ſie Tags vorher fröhlich auf ihn herabgeſchienen hatten, ſo lächelten ſie auch wieder jetzt gleichmüthig auf ſeine Leiche herunter, und mit demſelben ſchmerzlichen Blicke, mit welchem die Mater doloroſa geſtern ihren Lampenſchein in ſeine brennenden Augen, goß ſie auch heute wieder die ſpielenden Lampenſtrahlen über ſein todesſtarres Geſicht.

Da Antonio die Polizei überzeugte, daß keine Verletzungen am Leichname vorhanden, als diejenigen, welche die nothwendige Folge des Aufſchlagens auf das Steinpflaſter des Hofes waren, gab der Director die Erlaubniß zur Beerdigung.

Er folgte jetzt Antonio hinüber in deſſen Arbeitszimmer, wo der Polizeiſchreiber ſein Protokoll aufnehmen ſollte.

Während dieſer das Ergebniß der Beſichtigung an Ort und Stelle zu Papier brachte, zog Antonio den Polizeidirector in das Nebenzimmer.

Da ſein ganzes Ausſehen nicht die Angſt verbarg, welche ihn aufregte, ſo fragte der Polizeidirector argwöhniſch: „Wie kommt Ihr mir vor, Signor Antonio? Kennt Ihr irgend eine Urſache von dem Tode des Grafen, welche außerhalb eines Zufalls liegt, ſo wagt nicht das Geringſte zu verſchweigen, denn früher oder ſpäter kommt es doch an den Tag. Betrachtet mich jetzt als Euren Freund und Rathgeber.“

„Ihr rathet falſch,“ entgegnete Antonio, „wenn Ihr wähnt, daß mich dieſer erſchreckliche Vorfall in meinem Hauſe in dieſe Unruhe verſetzt, denn Niemand hat den Grafen nöthigen können, zur Nacht auf die Brücke zu kommen und mit dem Geländer durchzubrechen. Mich erſchüttert ſein Tod, aber er macht mir keine Unruhe. Meine Angſt hat eine mir näher liegende Urſache; meine Schweſter iſt ſeit geſtern Nacht, wo ſie zu einer Geſellſchaft bei dem ruſſiſchen Fürſten Iwan fuhr, noch nicht wieder zurückgekommen. Vergeblich habe ich ſchon zu verſchiedenen Malen in das Quartier des Fürſten geſchickt, jedoch keine Auskunft erhalten können. — Noch fürchte ich mich, voreilig Lärm zu machen, da die Ehre meines Hauſes dadurch gefährdet werden konnte. Ihr ſeht, in welche furchtbare Lage ich verſetzt bin. Rathet mir, was ich thun ſoll?“

„Wie?“ fragte der Polizeidirector, „war nicht früher der Graf mit Eurer Schweſter bekannt?“

„Was wollt Ihr damit meinen?“ entgegnete Antonio.

„Nichts, als daß Ihr hier ſehr vorſichtig ſein müßt,“ erwiederte der Polizeidirector, „wenn Ihr nicht ihr Verſchwinden mit dem Tode des Grafen in Verbindung und Euch in unabſehbare Verlegenheit bringen wollt. Wenn es nicht den Allerhöchſten Gäſten unſerer Stadt und dieſer im Beſonderen daran liegen müßte, dieſen Unglücksfall, was er auch ſein mag, dem Zufalle zuzuſchreiben, ſo würde ich auf Eure Mittheilung hin die ſtrengſte Unterſuchung eintreten laſſen. Sobald jedoch Eure Schweſter wieder zum Vorſchein kommt, bitte ich mich perſönlich davon in Kenntniß zu ſetzen, damit ſie mir die gehörige Auskunft über ihr Außenbleiben in der Nacht giebt.“

„Ihr gebt mir den Troſt,“ verſetzte Antonio gereizt, „welchen ich von der Polizei erwarten konnte. Ich werde meine Sache ſelbſt in die Hände nehmen. Getraut Ihr Euch nicht, den Fürſten Iwan zu fragen, was die Heimkehr meiner Schweſter, welche er in ſeiner Equipage zum Feſte abgeholt hat, behindert hat, da er doch verbunden geweſen iſt, ſie auch ſicher heim an Ort und Stelle zu bringen, ſo werde ich ſelbſt nach meiner Sache ſehen, und ſo wahr Gott lebt, ich werde ohne Polizei den Weg finden, der mich zur Gerechtigkeit führt.“

„Wie Ihr beliebt!“ verſetzte kurz der Polizeidirector, „nur vergeßt nicht, daß wir eine ſtädtiſche und keine adelige Polizei ſind; wir können bloß unter uns, nicht über uns greifen.“

Jetzt war der Polizeiſchreiber mit ſeinem Protokoll fertig. Der Polizeidirector las es durch und vollzog es. Dann verabſchiedete er ſich mit gelindem Hohnlächeln von Antonio und entfernte ſich mit ſeinen Leuten.

Antonio jedoch ließ ſeinen Wagen vorfahren. Mit pochendem Herzen warf er ſich hinein und fuhr zum Quartier des Fürſten Iwan.

Der Portier, welcher ihn kannte, ließ ihn ungehindert paſſiren, und ſo gelangte er an die Vorſaalthür zum fürſtlichen Quartier. Er zog die Klingel, ein ruſſiſcher Bedienter erſchien und fragte in gebrochenem Franzöſiſch nach ſeinem Begehren. Da ihn Antonio bedeutete, daß er der Arzt Antonio ſei, glaubte der Bediente, ihn zu ſeinem Herrn, welcher dieſen Morgen über Kopfſchmerz geklagt hatte, paſſiren laſſen zu müſſen, indem er voranging, um ihn zu melden, und Antonio nachfolgte.

In demſelben Augenblicke aber, wo der Bediente die Stubenthür öffnete, ſchlüpfte Antonio hinein und ſtand vor dem Fürſten, welcher im Negligee ſchmachtend auf dem Sopha lag und in den Werken Caſanova's las.

„Wo iſt meine Schweſter Franceſca?“ fragte mit feſter, mahnender Stimme Antonio.

Der Fürſt, welcher ihn bis jetzt noch nicht bemerkt und im Buche geblättert hatte, fuhr entſetzt empor, murmelte einige unverſtändliche Worte vor ſich hin und flog dann, wie vom Schrecken Gottes gepeitſcht, hinweg in das Nebenzimmer, wo er ſich einſchloß, noch ehe ihm Antonio folgen konnte.

Antonio hielt ſich mit beiden Händen an der Platte des Tiſches, welcher vor dem Sopha ſtand, feſt, denn ſeine Sinne wollten ihm vergehen in der Ahnung, daß mit ſeiner

Schweſter etwas Entſetzliches vorgefallen ſein müſſe, da der Fürſt auf eine ſo befremdende Weiſe ſich ihm entzogen hatte und die Antwort ſchuldig geblieben war.

Der ruſſiſche Bediente ſtand hinter ihm und zerrte ihn am Aermel, um ihn zum Fortgehen zu bewegen. Jetzt aber fuhr Antonio heftig empor, packte ihn bei der Bruſt und rief: „Gieb Antwort! wo iſt meine Schweſter Francesca geblieben, welche geſtern zur Nacht hier auf dem Privattheater dem Kaiſer Darſtellungen gegeben hat?“

„Nix verſteh!“ erwiederte der Bediente und machte ein unendlich dummes Geſicht.

Antonio ſchleuderte ihn von ſich, daß er weit in das Zimmer hineintaumelte, eilte hinunter und fuhr zum Hofrath von Gentz, von welchem er wußte, daß er in der verwichenen Nacht mit ſeiner Schweſter zuſammen in der Geſellſchaft bei dem Fürſten geweſen war. —

Unterdeſſen ſtieg Nepomuk die dunkle Treppe zum Logis Clärchens hinauf.

Als bei anbrechendem Tage die Leiche des Grafen im Hofe gefunden wurde, hatte er aus treuer Fürſorge für die Verlaſſenſchaft des Verunglückten ſich in das frühere Logis deſſelben begeben, wozu ihm Graf Joſeph Tags zuvor die Schlüſſel gegeben hatte. Er hatte dort eine ſchnelle Durchſicht der Koſtbarkeiten vorgenommen und die werthvollſten und fügbarſten davon für ſo angreifbar erachtet, daß er ſie, in einen kleinen Reiſekoffer verpackt, in ſichere Verwahrung zu bringen ſuchte.

Mit ſcheuen Blicken trat er in das Zimmer, wo nur Clärchens Mutter anweſend war.

„Sind Eure Gnaden,“ fragte er leiſe, „ganz allein, und können wir ungeſtört ſein?“

„Mein Clärchen ſchläft noch,“ verſetzte die kluge Alte, „und wer ſollte zu uns kommen, ſeitdem der Chevalier nicht mehr lebt?“

„Ach, iſt das ein Schickſal auf dieſer Welt!“ fuhr Nepomuk fort; dabei brachte er den kleinen Reiſekoffer unter dem Mantel hervor und legte ihn auf ſeinen Schooß, während er ſich auf den einen Rohrſtuhl an den Tiſch ſeiner künftigen Schwiegermutter gegenüberſetzte.

„Fehlt Ihnen denn Etwas, Herr Nepomuk,“ fragte die Alte, „da Sie ſo traurig, ja ſo recht niedergeſchlagen ſind, als wäre Ihnen Ihr Herr Vetter geſtorben?“

„Sie haben einen recht klugen Ausſpruch gethan, Euer Gnaden,“ verſetzte Nepomuk, „denn mir iſt allerdings Jemand geſtorben, ein Jemand, den wir Beide kennen.“

Bei dieſen Worten begann er ſo zu weinen und zu ſchluchzen, daß er nicht zu Worten kommen konnte. Lange war Clärchens Mutter bemüht, ihn zu ſich zu bringen. Sie wiſchte ihm mit ihrer Schürze die Thränen aus den Augen und pochte ihm mit der flachen Hand in den Nacken, bis er endlich rief:

„Er iſt todt, der letzte Borotin!“ der gnädige Graf Joſeph von Rankenſtein, und mit ihm der ganze Joſephiniſche Zweig!“

„O du heilige, gebenedeite Mutter Gottes!“ rief die Alte; „der gute, liebe, brave Herr! Habe ich denn recht gehört, der Herr Graf?“

„Es iſt eine ſchauerliche That!“ verſetzte Nepomuk geheimnißvoll.

„Eine That?“ fragte erſchrocken die Alte.

„Ja freilich, eine That! Eine fürchterliche That! Eine Schauergeſchichte für das Burgtheater! O, es giebt gräßliche Räthſel in der Natur!“

„Hat er denn nicht,“ fuhr die Alte fort, „die ſpaniſche Prinzeſſin geheirathet? Und iſt geſtern nicht die Hochzeit geweſen? Herr Nepomuk, mir geht Alles im Kopfe um und um.“

„Das iſt ja eben das ungeheure Schickſal!“ flüſterte Nepomuk; „in der Liebesverblendung tappt er den Corridor hinter, verfehlt die Thür zur Brautkammer und drückt dafür die Thür auf, die hinaus in das Freie auf die Brücke geht; dort erſchrickt er über ſeinen Irrthum, ſtürzt mit dem Brückengeländer in den Hof und liegt unten — ſtarr — kalt — todt in der heulenden Stunde der Mitternacht.“

„Hört auf! Hört auf! Herr Nepomuk, oder ich falle in Ohnmacht; meine armen Nerven ſind für ſo eine adelige Begebenheit nicht ſtark genug; erlaubt, daß ich meinen Biſamapfel ſuche!

„Wenn ich daran denke,“ fuhr ſie nach einer Weile fort, indem ſie an dem Biſam roch, „wie der ſelige, nunmehr in Gott zu Tod' gefallene, Herr Graf manchmal Abends bei uns Knödeln und gebackene Hähnerl geſpeiſet hat, ſo muß ich weinen!“

„Ja weinen!“ verſetzte Nepomuk, „denn er hat es um uns verdient. Noch ehe er geſtern zur Hochzeit fuhr, nahm er mich bei Seite, drehte mir, wie er es zu thun gewohnt war, da den obern Knopf an der Livree und ſagte: „Du biſt doch ein kreuzehrlicher Kerl, Nepomuk! Zeit meines Lebens biſt du mir treu geweſen. Ich will gewiß für dich nach meinem Tode ſorgen. Sollt' mir was Menſchliches begegnen, Nepomuk, ſo tröſte mein Clärchen! — Hinter meinem Secretair wirſt du dann ein Felleiſen finden; was darin iſt, ſoll dein ſein! Verkaufe die Koſtbarkeiten an ſichere Juden, damit du nicht in Verdacht kommſt, als hätteſt du das Legat nicht auf rechte Weiſe von mir bekommen; denn es giebt fürchterliche Advocatenkniffe, welche dich chikaniren könnten; verzehre lieber heimlich in der Stille auf mein Wohl dieſe irdiſchen Güter, über deren Beſitz ich dann dort jenſeits erhaben ſein werde! Aber denke an mein Clärchen, Nepomuk!“

„Hat er das geſagt, der grundgute, höchſtſelige Herr Graf?“ fragte mit thränenerſtickter Stimme die Alte; „ach, wenn das Clärchen hört, wie wird ſie Ihnen dieſe Botſchaft belohnen!“

„Unermeßlich!“ rief Nepomuk; „denn wenn Sie das Ihrige zu dem Meinigen thun, und wir Alles zuſammen amalgamiren, ſo ſind wir auch Leute, welche Sonntags nach Schönbrunn im eigenen Planwägelchen fahren können. In dieſem geringen Felleiſen, — ſollte man es meinen? — ſind — aber werdet Ihr auch ſchweigen können?“

„Schwört mir bei allen Heil'gen,
Bei der Sonne hellem Licht,
Bei des Aetna's Gluthenflammen,
Beim Orkan der ſchwülen Nacht
Einen ungeheuern Eid,
Daß Ihr ſtill, verſchwiegen ſeid!“

„Bei der heiligen Eliſabeth und der unbefleckten Empfängniß und allen Nothhelfern!“ rief Clärchens Mutter.

„Ich vertraue Ihnen!“ verſetzte Nepomuk, öffnete das Felleiſen und brachte daraus goldene Doſen, brillantene Schuhſchnallen, Fingerringe mit den koſtbarſten Edelſteinen, eine ſchwere, goldene Taſſe, Buſennadeln mit Sapphiren und Smaragden und einen großen, grünſeidenen Beutel voll Chremnitzer Ducaten heraus.

„Iſt das nicht eine Gnade?“ fragte Nepomuk, „und welch' eine ſeltene Erkenntlichkeit für den treuen Diener ſeines Herrn! Denn Sie wiſſen wohl nicht, daß ich in Wien ſeit Jahren der Verwalter ſeines Palais bin? Und mir hat er immer ſein Vertrauen geſchenkt!“

Die Alte konnte ſich an dem Glanze der Edelſteine nicht ſatt ſehen. Vorzüglich gefiel ihr ein großer Brillantenring.

Nepomuk kniete nieder und überreichte ihr denſelben mit den Worten: „Madame, es liegt Ihr Sohn zu Ihren Füßen und fleht um Clärchens unſchuldsvolle Hand!“

„Stehen Sie auf, Herr Nepomuk!“

„Madame! ſagen Sie lieber: mein Sohn!“

„Mein geliebter Sohn!“

Nepomuk ſprang in die Höhe und umarmte ſeine gerührte Frau Schwiegermutter.

Zweites Capitel.

Hofrath von Gentz machte eben ſeine Toilette, um ſpäter zu ſeinem Chef und Gönner zu fahren. Er ſtand vor dem Spiegel und probirte ſich die neuen Perrücken auf, welche er eben aus Paris erhalten hatte. „Welche ſchreckliche Coiffure," rief er jetzt, „mit den tragiſch emporſträubenden Wirrlocken! Mein Gott, man müßte mich für einen Wahnſinnigen halten, wenn ich damit in der Geſellſchaft erſchiene.

„Jean!" rief er jetzt ſeinen franzöſiſchen Diener, „welche Nummer habe ich auf?"

„Nummer fünf, Euer Excellenz!" entgegnete Jean.

„Sieh' einmal nach, wie ſie der Friſeur in ſeinem Conto beſchreibt."

„Heroiſche Riego-Tour!"

Der Hofrath warf die Perrücke hin und rief: „Iſt der Coiffeur bei Sinnen, uns hierher eine ſpaniſche Revolutionsperrücke zu ſchicken?"

„Es iſt aber die neueſte Pariſer Mode!" entgegnete Jean.

„Streife mir einmal die blonde Tour über!" befahl der Hofrath und betrachtete ſich wieder, nachdem es geſchehen war, im Spiegel.

„Nimm mir ſie wieder ab!“ ſprach er wehmüthig zu Jean, „die blonde Jugend ſteht mir nur noch bei Abendbeleuchtung zu Geſicht, wenn wir mit ein wenig Schminke nachhelfen können.

„Was haſt du da für eine kurzgeſchnittene, rabenſchwarze Tour?“

„Die Imperialtour, welche dringend empfohlen wird wegen des mühſamen Naturellwirbels.“

„Ich werde ſie heute tragen,“ verſetzte der Hofrath, als er fühlte, wie knapp ſie ſich um die Schläfe anſchloß. „Bringe mir dazu die blaßgelbe Weſte und den ſchwarzen Frack.“

Jean brachte die Kleider; aber kaum kamen ſie in die Nähe des Hofraths, ſo rief er: „Welch’ ein abenteuerlicher Tabaksgeruch verbreitet ſich im Zimmer? Schnell ſpritze Alles mit Eau de Levante an; es iſt zum Sterben!“

„Ich dachte mir es gleich, daß Eure Excellenz,“ verſetzte Jean, „den Cigarrengeruch, welcher bei dem Ritter Malavilla alle Zimmer verpeſtet, mit heimbringen würden.“

„Schnell, trage den ſchwarzen Frack hinaus und bringe mir dafür den braunen!“

Jean flog hinaus und kam mit dem befohlenen Kleide zurück, welches ſich der Hofrath am Kamine wärmen und dann anziehen ließ.

„Kannſt du mir nicht die Cravatte etwas nachläſſiger binden?“ fragte er ſeinen Jean, welcher bemüht war, die Schleife zu machen.

„Herr Hofrath,“ verſetzte Jean, „die Jahreszeit, in welcher wir leben, verlangt Alles anliegend und knapp.“

„Gut denn!“ entgegnete der Hofrath; „ſtecke mir nun die Orden an.“

Jean eilte zu der Chiſſoniere und nahm daraus die verſchiedenen Etuis von rothem Saffian, in welchen ſich die Ehrenzeichen befanden.

Nach kurzer Mühe war der Hofrath ſo weit decorirt, als es geſchehen konnte.

Nachdem ihm Jean noch die Ringe an die Finger, die Buſennadel vorgeſteckt und den Hut, Handſchuhe und Mantel zurechtgelegt hatte, befahl er, in einer halben Stunde den Wagen vorfahren zu laſſen.

Jean verließ ihn jetzt, während er ſich wieder zu ſeinem Arbeitstiſche ſetzte, um noch einmal die Circularnote zu leſen. Er verſank dabei in wehmüthige Betrachtungen und ſprach bei ſich: „Was iſt Wahrheit, was nicht? Was ein Verbrechen, was eine Heldenthat? Alles kann liebenswürdig oder abſcheulich erſcheinen, je nachdem die Beleuchtung darauf fällt. Was die Welt heute bis in den Himmel erheben muß, tritt ſie morgen in den Koth, und in Beidem hat ſie Recht. Schön nennt man, was Mode iſt, und die Mode iſt nur die angemeſſene Form, in welcher Menſchen und Begebenheiten ſich nach einem ſtillſchweigenden Uebereinkommen geltend machen mögen. Alles, was dagegen iſt, iſt ebendeshalb ſchlecht, weil es rebelliſch iſt. So iſt der Schein zugleich das Weſen im Leben, und der Schein ſelbſt iſt das unbegreifbare, in reizenden Moden veränderliche Etwas.“

Jean meldete jetzt den Arzt Antonio an. Der Hofrath nahm ihn an, und der Kammerdiener ließ ihn herein.

„Was bringt Ihr mir, Signore Dottore, zum guten Morgen?“ fragte der Hofrath.

„Leider nur Trauriges!“ verſetzte Antonio; „Eure Excellenz war geſtern noch heiter mit dem Grafen Joſeph bei ſeinem Hochzeitsmahle und noch ſpäter mit meiner Schweſter Francesca in der Abendgeſellſchaft bei dem ruſſiſchen Fürſten Iwan zuſammen, und gewiß hätte geſtern Niemand geahnet, daß das furchtbare Geſchick Allen ſo nahe ſtehen könnte.“

„Was iſt geſchehen?“ rief der Hofrath entſetzt; „iſt Eurer ſchönen Schweſter ein Unglück zugeſtoßen? Mein Gott, ſie ſtand geſtern Nachts noch ſo ſchön und herrlich vor uns; und als wir die Geſellſchaft verließen, mußten wir uns ſagen, daß die Erinnerung an ſie ein ganzes Leben lang uns erfreuen müſſe. Ich ſehe ſie noch immer als die zum tödtlichen Sprunge verhüllte Sappho auf dem Felſen ſtehen, vorgebeugt, ſchon über dem Meere ſchwebend, das ſehnſüchtig zu ihr die Arme emporzuſtrecken ſchien; — unmöglich kann ihr nachher noch Etwas widerfahren ſein. Die Geſellſchaft trennte ſich nach der Darſtellung dieſes Bildes.“

„Sie iſt nicht wieder heimgekehrt,“ verſetzte Antonio, „und vergebens habe ich mich ſelbſt bei dem Fürſten Iwan erkundigt; er blieb mir die Auskunft ſchuldig und entfloh vor mir.“

„Das iſt ja eine ganz entſetzliche Geſchichte; — vielleicht iſt die ſchöne Francesca doch wieder zur Nacht heimgekommen und hat erſt am Morgen irgend eine Freundin beſucht. Vielleicht iſt ſie in dieſem Augenblicke, wo Ihr mich beunruhigt, wieder heimgekehrt. Ihr ſeid zu ängſtlich und werdet dem Rufe der ſchönen Signora ſchaden. Ich kann Euch nur ſagen, daß ſie ſich äußerſt wohl in der Geſellſchaft bei dem Fürſten befand, als ich ſie verließ.“

„Herr Rath, verzeiht mir,“ entgegnete Antonio, „wenn ich Euch irgend beſchwerlich falle; aber erwägt, in welche fürchterliche Lage ich verſetzt bin. Als heute früh die Leiche des Grafen im Hofe gefunden worden —

„Leiche?“ rief der Hofrath mit Entſetzen; „Graf Joſeph ermordet?“

„Verunglückt — “

Der Hofrath ſprang auf und in den Winkel zurück, als wäre ein Bandit vor ihm erſchienen. „Verlaßt mich im Augenblicke! Ich rufe um Hülfe! Mörder! Mörder! Demagogen!“ ſchrie er, und Jean trat herein.

„Seine Excellenz,“ verſetzte mit Beſtürzung Antonio, „irrt ſich in mir; ich bin nur ein zum Tode bekümmerter Mann.“

„Entfernt Euch! Dann mag Alles ſich verhalten, wie es will; ich wünſche von gar Nichts weiter zu wiſſen.“

„Wenn Euch nur mein Anblick ängſtigt,“ entgegnete Antonio, „ſo könnt Ihr ruhig leben und ſterben!“

Mit dieſen Worten verließ er den Hofrath.

„Jean!“ ſagte jetzt dieſer mit matter Stimme; „haſt du die fürchterliche Drohung gehört? Was er wohl mit dem ruhig Sterben gemeint hat? Reibe mir doch die Schläfe mit etwas Naphta; ich fühle eine Schwäche in allen Nerven bis zur Ohnmacht. Stelle dir nur vor, Graf Joſeph iſt todt, oder vielleicht ermordet, wenn ich recht gehört habe! Iſt der Wagen vorgefahren?“

„Zu Befehl!“ verſetzte Jean.

„Da wirf mir den Pelz um! Nun noch den Mantel! — Nimm den Fußſack mit hinunter, daß ich mich nicht erkälte; denn auch die Herbſtluft ſcheint ſich hier gegen uns verſchworen zu haben. — Faſt kann ſich kein Mitglied des Congreſſes rühmen, in dieſem Herbſte von der Grippe verſchont geblieben zu ſein.“

So wohl verwahrt gegen die rauhe Witterung, verfügte ſich der Hofrath hinunter und ſtieg unter dem Regenſchirme, welchen Jean über ihn hielt, in den Wagen.

Tief in Pelz und Mantel verhüllt, die Circularnote in der Mappe neben ſich, fuhr Hofrath von Gentz zu ſeinem Fürſten.

Heiter empfangen, legte er ihm zuvörderſt das Concept der Circularnote vor.

„Ich ſetze meinen Namen,“ ſagte freundlich der Fürſt, „unbedingt darunter, ohne die Schrift vorher geleſen zu haben. Sie haben die eigene Gabe, meine Anſichten aus mir herauszufühlen. Leſe ich ſie von Ihnen niedergeſchrieben, ſo kommt es mir vor, als würde ich mir erſt ihres guten Rechtes bewußt. Doch Sie ſehen, erlauben Sie mir die Bemerkung, ſo beſtürzt aus? Iſt Ihnen etwas Unangenehmes begegnet?“

„Euer Durchlaucht kann ich nicht verſchweigen, daß ich auf das Aeußerſte beſtürzt bin. Eben war der Arzt Antonio bei mir und erkundigte ſich nach ſeiner Schweſter, welche geſtern einige Darſtellungen lebender Bilder in der Geſellſchaft bei dem Fürſten Iwan gegeben hat und nicht nach Hauſe zurückgekehrt iſt. Dabei erwähnte er beiläufig, daß Graf Joſeph im Hofe vor dem Quartier des ſpaniſchen Geſandten todt gefunden worden ſei.“

„Die Polizei hat mir den unglücklichen Vorfall melden laſſen,“ verſetzte ruhig der Fürſt. „So ſehr ſein Tod auch zu beklagen iſt, ſo darf man ſich doch nicht verhehlen, daß er anfing, ſich unſicher zu machen. Zur Erreichung ſeiner Privatabſichten ſcheute er ſich nicht, jeden Einfluß, welchen er hatte, zu mißbrauchen. Sein ausgezeichnetes Talent hatte durchaus eine zweckwidrige Richtung genommen. Er hatte den innern Halt verloren und mußte früher oder ſpäter zu Grunde gehen. Des Menſchen Gemüth iſt ſein Schickſal.“

„Wenn man aber an ſo viele öffentliche und heimliche Tödtungen diplomatiſcher Männer denkt,“ erwiderte der

Hofrath, „und wieder hier und dort und überall bald mehr, bald weniger gefährliche Volksaufſtände uns gegenübertreten ſieht, ſo möchte man doch eine über Europa verzweigte Verſchwörung eingeſtehen müſſen. Ich bewundere den Muth Eurer Durchlaucht, mit welchem Sie mitten unter den herumſchwirrenden Banditen ruhig ſtehen und ſie der Gerechtigkeit überliefern oder wenigſtens einſchüchtern, nur beſitze ich ihn nicht.“

„Sie nehmen das Alles zu ſchwierig,“ entgegnete der Fürſt, „und ſehen die Tagesbegebenheiten in zu düſterem Lichte. So lange es Staaten, hat es auch Parteien, Verſchwörungen und Revolutionen gegeben. Die Klügſten und Muthigſten werden immer Herrſcher, die Geiſtesbeſchränkten und Zagen Diener. Daß ſich gegen die herrſchende Partei immer eine andere bildet, iſt der natürliche Lauf der Dinge, welchen man weder ganz aus den Augen ſetzen, noch auch überſchätzen darf; denn man darf nicht vergeſſen, daß der Diplomat ein Feldherr iſt im großen geſchichtlichen Kampfe, in welchem denn freilich auch von beiden Seiten die Kühnſten fallen.“

„Und leider habe ich das Unglück, ſeit dem Befreiungskriege zu dieſen Kühnen zu gehören,“ verſetzte der Hofrath, „und doch erlaube ich mir, zu verſichern, daß ich die rechte Begeiſterung, durch Meuchelmord zu fallen, noch nicht in mir ſpüre.“

„Zu Ihrem Troſte,“ verſetzte der Fürſt, „nehmen Sie das Protokoll, welches die Polizei über den traurigen Vorfall an Ort und Stelle aufgenommen hat, mit nach Hauſe, und Sie werden finden, daß hier nur ein Zufall zu beklagen iſt.“

Der Fürſt übergab ihm das Protokoll und entließ ihn.

Drittes Capitel.

Der ruſſiſche Biſchof ging betend in ſeinem Zimmer auf und ab, als Antonio zu ihm eintrat.

„Worin kann ich Euch dienen?“ fragte der Biſchof; „Euer Haus iſt mir nicht unbekannt; habt Ihr nicht auch eine ſchöne Schweſter, welche Francesca heißt, und deren Bild ein hieſiger Maler als ſchlummernde Ariadne gemalt hat? Seine kaiſerliche Majeſtät hat es für ſeinen Winterpalaſt in St. Petersburg angekauft.“

„Meine Schweſter,“ entgegnete Antonio, „hat von den verſchiedenſten hohen ruſſiſchen Herrſchaften vielfache Auszeichnungen genoſſen.

„Selbſt Seine kaiſerliche Majeſtät hat ihr noch geſtern Abend in der Geſellſchaft bei dem Fürſten Iwan, wie ich vernommen habe, große Ehre erzeigt. Das Alles ermuthigt mich, Eure Heiligkeit zu bitten, mir den Aufenthalt oder das Schickſal meiner Schweſter, welche Fürſt Iwan bis jetzt noch nicht wieder heimgebracht hat, ausmitteln zu helfen. Ich bin genöthigt, mich deshalb unmittelbar an den Kaiſer zu wenden, wenn im Laufe dieſes Tages meine Nachforſchungen noch kein beruhigendes Reſultat geliefert haben ſollten.“

Der Biſchof war von dieſer Erzählung betroffen. Er fragte nach den kleinſten Details des Hergangs vor der Abendgeſellſchaft bei dem Fürſten Iwan und der Zuſammenkunft Antonio's mit ihm an dieſem Vormittage.

„Das iſt Alles ſeltſam, was Ihr mir hier ſagt," verſetzte er endlich, „und ich theile allerdings Eure Meinung, daß ein Unglück ihr widerfahren ſein muß. Wenn Ihr dieſe Angelegenheit, deren Wichtigkeit für Euch und uns am Tage liegt, nicht durch voreilige Schritte verwirren wollt, ſo biete ich gern meine Hand zur Aufklärung.

„Kehrt zunächſt ruhig heim; morgen früh werde ich Euch wieder zu mir beſtellen laſſen, um das, was ich herausbringen werde, Euch mitzutheilen und mit Euch das, was nothwendig ſein ſollte, zu überlegen."

Antonio dankte Seiner Heiligkeit mit den verbindlichſten Worten und entfernte ſich.

Der Biſchof jedoch ließ einen Wagen kommen und fuhr zum Fürſten Iwan. Er wurde angenommen, wie er erwartet hatte. Der Bediente führte ihn zum Fürſten in die Stube, wo dieſer, wie ein Verzweifelnder, ſtöhnend auf dem Teppich lag.

„Stehen Sie auf, Fürſt Iwan!" rief der Biſchof, „gebraucht Ihr Gewiſſen den Zuſpruch der Religion, ſo will ich Ihnen ihre Hülfe bringen!"

Der Fürſt ſchien ihn aber immer noch nicht zu erkennen; er ſtarrte ihn mit gläſernen Augen eine Zeitlang an, dann fing er bitterlich zu weinen und zu klagen an: „Herr Biſchof, Sie ſehen hier den unglücklichſten Menſchen von der Welt! Ich bin krank, ſehr krank, und kann nicht die Stube verlaſſen; ich habe mich ſchon bei Seiner Majeſtät dem Kaiſer entſchuldigen laſſen; der Tod meines Freundes, des Grafen Joſeph, hat mich ſo erſchüttert. Er wohnte zuletzt im Hauſe eines hieſigen Arztes; Antonio heißt er, wie ich glaube. Ja, ja, ſo iſt es! Was wohl ſeine junge Frau beginnen wird? Es iſt viel Unglück dort zuſammen gekommen!"

So ſchwatzte der Fürſt, wie in Todesangſt, Alles durcheinander, bald im Begriffe, ſich dem Biſchofe zu entdecken, bald wieder, Alles zu verſchweigen.

„So ſchnell," verſetzte der Biſchof, „kann ſich das Leid in unſere Freude drängen, um uns zu zeigen, daß wir über das Irdiſche nie das Jenſeits aus den Augen verlieren ſollen."

„Ihre Worte," entgegnete der Fürſt, „ſind himmliſche Accorde für meine ſündige Seele; wo wäre auch hienieden ein Menſch, der ſagen könnte: ich bin ganz rein von aller Sünde? Nicht wahr, Eure Heiligkeit? Sie freilich ſind ein Prieſter und ſtehen von ſelbſt über der Welt und ihrem Dichten und Trachten. Wie glücklich iſt der Menſch, welcher in ſeinem Rapport zur Gottheit von der Nichtigkeit der Dinge nicht geſtört wird! In der Welt giebt es ſo unberechenbare Zufälle, welche man uns in das Gewiſſen ſchiebt, Dinge, welche gar nicht verantwortet werden können, und doch verantwortet werden müſſen. Eure Heiligkeit werden wiſſen, was ich meine."

„Der plötzliche Tod des Grafen," verſetzte der Biſchof, „hat auf Sie, wie ich vermuthe, einen um ſo heftigeren Eindruck gemacht, je fröhlichere Bilder noch Ihre Seele von der verfloſſenen Nacht her umgaukeln mochten?"

„Haben Sie ſchon gehört? Weiß man davon? Ja freilich, der Tod iſt ein entſetzlicher Mahner an die Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge. Wiſſen Sie etwas Genaueres von dem Tode des Grafen?"

„Noch iſt die Nachricht davon in der Stadt nicht ſo verbreitet, wie die Erzählung von dem Feſte, welches Sie Seiner kaiſerlichen Majeſtät gegeben haben. Es wird überall von den lebenden Bildern geſprochen, welche bewundernswerth ſchön geweſen ſein ſollen.“

„O, es war ein ausgezeichneter Genuß!“ rief haſtig der Fürſt, „Seine Majeſtät, ja wir Alle waren davon entzückt. Wirklich ſpricht man davon in anderen Zirkeln?“

Der Biſchof ließ ihn jedoch nicht entrinnen. Er feſſelte ihn immer wieder an die Thatſache, zu deren Erzählung er ihn hinzudrängen bemüht war.

„Darf ich fragen,“ verſetzte er, „welche Darſtellungen beliebt worden ſind?“

„Nur einige Gruppen,“ erwiederte der Fürſt, „brachten wir zur Darſtellung: die Amazonenkönigin Hippolyte mit ihren Schwertjungfrauen in die Schlacht ſich ſtürzend, — die ſchlafende Ariadne und Sappho, wie — ſie — auf dem Felſen ſteht.“

„Die ſchlafende Ariadne?“ fragte wieder der Biſchof; „vielleicht nach dem Bilde, welches Seine Majeſtät hier angekauft hat?“

„Ganz und gar das nämliche Bild und von derſelben Perſon dargeſtellt, welche dem Maler geſeſſen hat. Eben dieſes ſchöne Zuſammentreffen erfreute vorzüglich Seine kaiſerliche Majeſtät, welche noch bei dem Einſteigen in den Wagen mir Ihre allerhöchſte Zufriedenheit zu erkennen gab. Wer möchte auch einem ſo liebenswürdigen Kaiſer nicht gern eine vergnügte Stunde bereiten? Ich darf es geſtehen, daß ich kein anderes Studium habe, als ihm zuweilen eine trübe Wolke von ſeiner erhabenen Stirne zu verſcheuchen; wie glücklich bin ich, wenn es mir gelingt!“

„Es hat alſo,“ fuhr der Biſchof fort, „das lebendige Bild Ariadne's Seiner Majeſtät gefallen?“

„Ganz ungemein!“ entgegnete der Fürſt.

„Ich ſelbſt,“ verſicherte der Biſchof, „bin neugierig, die Darſtellerin kennen zu lernen; es muß eine außerordentliche Schönheit ſein, ſoviel ich vernommen habe.“

„Glauben Sie,“ verſetzte der Fürſt, „daß die Schönheit nicht auch Geſchmackſache iſt? Da hatte ich einen Freund, welchen rothes Haar entzückte; dann habe ich einen Andern gekannt, welcher kurze und dicke Perſonen für ſchön hielt.“

„Ich werde Ihnen,“ entgegnete der Biſchof, wieder zum Ziele einlenkend, „meine Meinung über die ſchöne Veroneſer Ariadne unumwunden ſagen. Ich hoffe, Ihren Geſchmack bewundern zu können. Francesca heißt ſie, wie Sie ſagten?“

Der Fürſt zuckte bei Nennung dieſes Namens zuſammen; der Biſchof aber fuhr fort:

„Durch den Maler Malocchio haben Sie ihre Bekanntſchaft gemacht?“

„Da das Gemälde Seiner Majeſtät ſo ungemein gefiel,“ antwortete der Fürſt, „ſo war es mir allerdings angenehm, ihm die Bekanntſchaft dieſes lebenden Originals zu verſchaffen.“

„Wenn ich nicht irre,“ verſetzte der Biſchof, „begegnete ich ihr geſtern Nachts bei der Illumination; ſie fuhr in Ihrer Equipage, wenigſtens ſaß Ihre Schweſter, die Frau Marſchallin, mit einer mir unbekannten jungen Dame darin“

„Eure Heiligkeit hat ein ſcharfes Auge!“ verſetzte der Fürſt. „Ich ließ ſie zur Geſellſchaft holen, wo ſie uns die Bilder darſtellen wollte.“

„Sie ſind, wie es mir ſcheint,“ fuhr der Biſchof fort,

„Signora Francesca ungemein gefällig geweſen. Es muß ihrer Familie ſchmeicheln, daß Ihre Frau Schweſter ſie in ihren mütterlichen Schutz genommen, zum Feſte abgeholt und ebenſo wieder heimgebracht hat.“

„Wieder heimgebracht?“ — wiederholte fragend Fürſt Iwan.

„Sie fragen mich?“ entgegnete der Biſchof.

Fürſt Iwan zwinkerte mit den Augen, in welchen die Pupille unruhig hin und herfuhr.

„Alſo ich darf Seiner kaiſerlichen Majeſtät,“ fuhr der Biſchof fort, „die Verſicherung geben, daß Ihre Frau Schweſter, die Marſchallin, Signora Francesca wieder in ihre Wohnung gebracht hat? Sie wiſſen, daß bei dem Kaiſer eine galante Nachfrage zuweilen erwartet werden kann. Ich hoffe noch heute zu ihm gerufen zu werden. Alſo ſo ſehr hat ſich Seine kaiſerliche Majeſtät für die reizende Veroneſerin intereſſirt?“

Bei dieſer Frage ſtürzte ſich Fürſt Iwan nieder auf die Kniee und rief: „Ich bin verloren!“

„Vertrauen Sie mir!“ entgegnete der Biſchof; „erzählen Sie mir, was geſchehen iſt!“

Der Fürſt ging an die Thür und verriegelte ſie, um ungeſtört und unbelauſcht dem Biſchofe ſich entdecken zu können.

Der Biſchof hörte mit kaum verhaltenem Unwillen ſeine Erzählung an. Als der Fürſt beendigt hatte, fragte er: „Und nun entſcheiden Eure Heiligkeit, was ich zu thun oder zu unterlaſſen habe, um aus dieſen traurigen Verwickelungen herauszukommen?“

„Sie haben,“ verſetzte der Biſchof, „ein verwegenes Spiel getrieben, und es iſt nicht zu verhüten, daß es Seiner kaiſerlichen Majeſtät bekannt werde. Franceſca's Bruder, der Arzt Antonio, bietet Alles auf, um eine Audienz bei dem Kaiſer zu erlangen."

„Und kann denn," fragte der Fürſt, „dieſer verwegene Menſch nicht unſchädlich gemacht werden?"

„Zu Ihrem Unglücke," verſetzte der Biſchof, „iſt Graf Joſeph geſtorben; er war der Einzige, der Ihnen hier vielleicht helfen konnte, da ihm ein großer Einfluß auf die hieſige Polizei vergönnt war. Wie die Sache liegt, ſcheint es mir gerathen, daß Sie ſich Seiner Majeſtät zu Füßen werfen, und Alles entdecken. Sie haben dann wenigſtens das voraus, daß die Darſtellung des Hergangs von Ihnen ſelbſt auf geeignete Weiſe geſchehen kann."

„Ich Unglücklicher!" rief der Fürſt, „da ich mich als krank dort habe entſchuldigen laſſen, ſo kann ich unmöglich heute bei Seiner Majeſtät erſcheinen. Morgen früh! ja, morgen früh muß ich zum Lever fahren! Morgen früh! Welche lange Nacht iſt noch dazwiſchen!"

„Darf ich fragen," entgegnete der Biſchof, „ob Sie irgend Etwas in Bezug auf den jungen Griechen und die Papiere, welche er in den Händen hatte, gethan haben?"

„Ich habe," verſetzte der Fürſt, „davon dem Grafen Joſeph Mittheilungen gemacht, worauf dieſer polizeilich einſchritt, die Papiere an ſich brachte und den jungen Griechen, ſo viel ich weiß, von hier fortwies."

„Erlauben Sie mir, Herr Fürſt, Ihnen zu bemerken, daß Sie unbeſonnen gehandelt haben. Wiſſen Sie, daß Sie damit hochwichtige diplomatiſche Geheimniſſe verrathen haben? Herr Fürſt, ich muß bemerken, daß Sie hochverrätheriſch an Ihrem Herrn und Kaiſer gehandelt haben. Wie waren Sie befugt, den Abſichten des jungen Griechen in den Weg zu treten? Wiſſen Sie, welche Plane wir in Bezug auf Griechenland haben? Meinen Sie wirklich, daß wir unſere Glaubensbrüder ruhig von den Türken werden abſchlachten und ausrotten laſſen? Wenn ich vorſichtig die Wege prüfte, welche ich mit dem Griechen Achilleus einzuſchlagen hätte, waren Sie berechtigt, ſie mir durch Verrätherei zu kreuzen?“

Der Fürſt warf ſich wieder nieder auf die Erde, umſchlang die Kniee des Biſchofs und rief:

„Heiliger Vater, erbarmen Sie ſich eines ſinnloſen Menſchen! Machen Sie mich nicht unglücklich!“

Der Biſchof bückte ſich jedoch und ſtieß die Hände des Fürſten von ſich zurück, indem er in ſeinen Bart hineinmurmelte: „Schuft!“

Er wandte ſich jetzt ab, ließ den Fürſten liegen und eilte hinunter zu ſeinem Wagen.

Kaum war er fort, ſo ſprang der Fürſt in die Höhe. Seine ganze Geſtalt belebte ſich in Zorn und Wuth. Seine großen, grauen Augen ſtanden weit offen, die Lippen und das Kinn zogen ſich, wie in Todesangſt, zurück, daß die Zähne im Munde unbedeckt blieben, und die Ellbogen ſtemmten ſich in die Hüften, während ihm in den Händen die Daumen zwiſchen den Fingern herumfuhren.

„Ich muß fort von hier! Gleich! Gleich! Nach Frankreich, nach England! In die Arme des freien engliſchen Volks! — Meine Güter in Rußland? Freilich! Freilich! Meine Kinder? Ihre Mutter iſt Ehrendame der Kaiſerin. Sie muß für die Kinder Fußfall thun. Die hieſigen Banquier's reſpectiren meinen Namen; ich gebe Anweiſungen an Stieglitz in Petersburg!“

Jetzt klingelte er. Der Leibeigene trat ein.

„Den Wagen vor, den Wagen, gleich!“ befahl der Fürſt. „Während meines Außenbleibens packt Ihr hier Alles; denn — ja, jeden Augenblick müſſen wir erwarten, daß Seine kaiſerliche Majeſtät von hier abreiſt. Wir müſſen uns dazu halten. Schnell, den Wagen vor!“

Der Leibeigene eilte fort, der Fürſt aber zu ſeinem Bureau, nahm daraus ſein Portefeuille und durchblätterte ſeine Creditbriefe. Sie ſchienen ihn zu tröſten. Haſtig nahm er daraus einige Papiere, legte ſie in ſeine Brieftaſche und verſchloß wieder die anderen.

Jetzt meldete der Leibeigene an, daß der Wagen vor der Thür halte.

Der Fürſt ließ ſich den Mantel umwerfen und eilte hinunter.

Viertes Capitel.

Antonio hatte ſich vom Biſchof nicht beſchwichtigen laſſen, er war nach der Unterredung mit ihm zwar nach Hauſe geeilt, da jedoch dort keine Meldung über Franceſca's Schickſal eingegangen war, ſuchte er zum Podeſta da Perſico, bei welchem er Hausarzt war.

Da Perſico war eben im Begriff ſein Arbeitszimmer zu verlaſſen und zur Familie zu gehen, als Antonio zu ihm eintrat und ihm ſein Anliegen vortrug.

„Nun gebt mir Rath, Freund meines Hauſes!“ rief er. — „Ich beſchwöre Euch bei Eurer Freundſchaft und bei der Ehre unſerer Stadt, ſchafft mir hier Hülfe! Es gilt vielleicht das Leben meiner Schweſter. In Todesnoth ſtreckt ſie vielleicht die Arme nach uns aus und vergeblich ſucht uns ihr irrendes Auge!“

Da Perſico gerieth in die äußerſte Verlegenheit, er ging rathlos im Zimmer auf und nieder.

„Wenn mitten aus der Stadt,“ fuhr Antonio fort, „mitten aus dem Schooße einer alten, vornehmen Familie unter Eurer Amtsführung eine unbeſcholtene Jungfrau geraubt, oder gar entführt oder gemordet werden kann, ohne daß Ihr alle Mittel aufgeboten habt, gegen eine ſolche Frevelthat die Gewalt der Juſtiz geltend zu machen, ſo wird auf Euren Namen der Makel fallen, welcher uns und der Stadt angethan worden iſt.“

„Aber bedenkt, Freund Antonio,“ verſetzte da Perſico, „mit welchen mächtigen Perſonen wir hier zu thun haben! Wir müſſen immer erwägen, daß unſere ſtädtiſchen Behörden nur ſo viel Gewalt und Anſehen haben, als ihnen das Gouvernement geſtattet. Setzt kein Mißtrauen in meinen Eifer, Euch zu dienen, wenn ich nachdenke, ob wir Etwas thun können, was uns zum Ziele zu führen vermag. Die geraden Wege ſind nicht immer die ſicherſten, ſonſt würde ich Euch rathen, Euch ſogleich an den Erzherzog Vice-König zu wenden. Doch werdet Ihr ſelbſt einſehen, daß wir Seine kaiſerliche Hoheit nur dann mit dieſer Privatangelegenheit behelligen dürfen, wenn ſonſt kein anderer Ausweg mehr übrig bleibt.“

Jetzt war der Rathsdiener in das Zimmer getreten, welcher heute die Meldungen bei dem Podeſta zu machen hatte. —

Da Perſico hatte im Geheimen die Hauswirthe in Verona verſtändigen laſſen, ihm es ſogleich anzumelden, wenn eine hohe Herrſchaft im Begriffe ſei, abzureiſen, um entweder etwaige Anſprüche, welche ein Bürger an einen ihrer Untergebenen zu machen hätte, ermitteln oder noch ſeine Aufwartung machen zu können.

Als da Perſico den Rathsdiener erblickte, ließ er ihn vortreten.

„Der Particulier Berluzzi läßt anzeigen,“ rapportirte der Rathsdiener, „daß der ruſſiſche Fürſt Iwan ſeine Rechnungen im Hauſe berichtigen und einpacken läßt, um noch in der Nacht mit Extrapoſtpferden abzureiſen.“

„Bei allen Heiligen!“ rief Antonio, „greift Ihr jetzt nicht ein und ſchafft uns Recht, ſo geſchieht das Unerhörte! Signore Podeſta, laßt mich nicht alle Rückſicht vergeſſen, die ich der Stadt ſchuldig bin! Muß ich allein meinen Weg gehen, ſo nehme ich das Meſſer zum Wegweiſer und das Schaffot zum Ziel. Ich will Gerechtigkeit, und ich habe Muth dazu, und wenn das ganze italieniſche Volk knieend die Fuchtel küßte, ſo oft ein Ausländer ſie ihm um die Ohren ſchwippen läßt!“

„Ihr vergeßt Euch, Signore Antonio, Ihr vergeßt wahrlich, mit wem Ihr ſprecht!“

„Weil es mir ſcheint, als könnte unſere oberſte Magiſtratsperſon vergeſſen, daß ſie uns Gerechtigkeit ſchuldig iſt.“

„Nun, wenn Ihr meint,“ verſetzte beleidigt der Podeſta, „daß Euch mit Befehlen geholfen iſt, ſo gebe ich Euch Vollmacht, ſie zu dictiren.“

„Jeſus Maria!“ rief Antonio, „wie elend iſt ein Italiener daran!“ —

„Schicken wir uns ein wenig in die Zeit,“ entgegnete der Podeſta, „und benutzen wir für den nächſten Augenblick das Nächſte. Der ruſſiſche Fürſt will, wie es ſcheint, entfliehen. Nun kann der Commandant allein Befehl an die Wachen an den Thoren geben, den Fürſten zurückzuhalten, bis die Meldung an den ruſſiſchen Kaiſer über Eure Beſchwerde gemacht iſt. Wollt Ihr aber den ſtrengen Weg der Gerechtigkeit einſchlagen, ſo laßt Euch von einem Advokaten eine ſchriftliche Klage fertigen und gebt ſie zur Regiſtrande, damit ich reſolviren und Bericht darüber nach Wien erſtatten kann mit der Anfrage: ob eine der hohen, fremden Herrſchaften hier zur Verantwortung gezogen werden könne oder nicht? Ihr ſollt Gerechtigkeit haben, ſo viel ich nur zu verſchaffen im Stande bin! Es ſoll mich kein Bürger beſchuldigen können, daß ich ihm die Juſtiz verweigert hätte.“

„Verzeiht, edler Freund!“ verſetzte Antonio, „wenn ich Euch in der Heftigkeit meiner Leiden beleidigt haben ſollte! Ich weiß, daß Ihr mir gewiß den beſten Rath gebt, und nie werde ich vergeſſen, meine Dankbarkeit für die Hülfe in der Noth Euch zu beweiſen; aber, Signore Podeſta, in jedem Augenblicke kann der Fürſt abreiſen!“

„Freilich! Freilich!“ entgegnete der Podeſta. „Laßt uns daher beeilen, daß wir mit dem Commandanten ſprechen, welcher mir ſonſt in manchen Angelegenheiten freundlich zu Willen geweſen iſt und gewiß auch jetzt uns ſeine Hülfe nicht verſagen wird.“

Unter dieſen Worten gingen Beide die Treppe hinunter, um dem Fürſten Iwan den Rückzug abzuſchneiden.

Unterdeſſen war der ruſſiſche Biſchof vom Fürſten Iwan heimgekommen. Hier erwartete ihn ein kaiſerlicher Adjutant, welcher ihm meldete, daß Kaiſer Alexander ihn ſobald, als irgend möglich, zu ſprechen wünſche.

Der Biſchof bat, Seiner Majeſtät ſeinen Gehorſam zu bezeigen, indem er in der nächſten Minute nachfolgen werde.

Als ſich der Adjutant entfernt hatte, warf ſich der Biſchof in ſeinen Armſtuhl und ſchnippte mit den Fingern, bis der Kater kam und ihm ſchnurrend auf den Schoß ſprang.

„Biſt du mir heute böſe, mein kleiner Bonaparte?“ begann er zum Kater zu plaudern, „pfui, mußt du denn die Handſchuhe gleich ausziehen und mir das ganze Fäuſtchen voll Krallen zeigen? — Nicht zu trotzig auf meine

Gunſt, nicht zu trotzig; denn ſieh', Herrengunſt iſt manchmal ein Adler, welcher eine Schildkröte in die Höhe trägt, bis er ſie fallen und auf dem Felſen zerſchmettern läßt; manchmal iſt aber auch der Günſtling ein Igel, welcher ſeine Pflegemutter, die alte, gute Schlange, ſo lange herumſtachelt, bis ſie ihm doch den tödtlichen Stich geben muß. So ſchlimm war nun der gute Iwan nicht, nur naſchhaft und bornirt. Pfui, Bonaparte, hinter dem Rücken des Herrn von ſeinem Teller zu naſchen! — Nun geh', geh'! Ich bin zum Kaiſer beſtellt, — dort wird heute Jemand den Hals brechen! — ich nicht, mein Bonaparte, ich nicht! — Wir bleiben zuſammen.“

Mit dieſen Worten begab ſich der Biſchof auf den Weg zu dem Kaiſer, welcher ihn mit Ungeduld erwartete; denn wieder fühlte er ſich vielfach verletzt und zwar an der empfindlichſten Stelle ſeines Gemüthes.

Er hatte ſich in ſein Cabinet zurückgezogen. Da die Abenddämmerung bereits begann, ſo war das Gemach von Wachskerzen erleuchtet. Er ſaß im Fauteuil, vor ihm auf einem ſchmalen Mahagonitiſch, welcher an beiden Enden zwei Klappen zum Aufſchlagen, wie Ohren, herunterhängen hatte, lagen viele Schriften durcheinander, zwiſchen drin ſtand ein niedlicher, ſilberner Adler, welcher in den Krallen Tinte- und Streuſandfäßchen und Stahlfedern zum Schreiben hielt. Ihm gegenüber, hell von Kerzenlicht beleuchtet, hing Malocchio's Gemälde: Ariadne.

Eben kam der Mond über die Giebel der Häuſer herüber und ſah traulich-mild zu dem nordiſchen Kaiſer herunter, wie ein vielvertrauter Freund.

„Bringſt du mir Grüße aus dem Heimathland, du mein Gedankenfreund?“ fragte ſchwermüthig der Kaiſer; „kannſt du mir ſagen, ob ein Menſch von den vielen Millionen, die du hier unten ſiehſt, glücklich iſt? Nicht wahr, es giebt nicht ſo viel Unglück, nicht ſo viel Bosheit, Verrath und Undankbarkeit in der Welt, als man mir vorſagt? — Du und mein guter Engel, Ihr wißt es, wie ſo gern ich die Völker glücklich gemacht hätte, die Gott meinem Regimente anvertraut hat. Ich hätte ſie nicht ſo lieben ſollen, vielleicht wäre es beſſer für mich und für ſie geweſen. Mein großer Ahn, Peter mit der eiſernen Fauſt, war mehr für ſie geſchaffen; ich wäre in einer Hütte glücklicher geweſen, als auf der Höhe, von wo nicht die Stimme der Liebe und nur der rollende, verderbliche Stein zu den Armen und Bedrängten hinunter gelangt.

„Nicht wahr, mein guter Gott, du verzeihſt mir, daß ich nicht Alle, ach vielleicht nur Wenige beglückt habe? Es war noch nicht Zeit für mich, dort zu herrſchen, oder ſie war vielleicht ſchon längſt vorbei. Ich wäre für ein frommes Volk in alter Zeit ein guter Hirt geweſen, für die entarteten, böswilligen Enkel, welche ſich meine Untergebenen nennen, bin ich zu weich. O wie oft denke ich an dich, großer Friedrich von Preußen, und deinen Ausſpruch: „Ich bin es müde, über Sclaven zu herrſchen!“ —

„Nach mir wird ein Anderer kommen. Tröſtet Euch!“ —

Jetzt trat er wieder an den Tiſch zurück und blätterte in einem aufgeriſſenen Paquet von Briefen und Zetteln verſchiedenen Formates herum. Es waren die Papiere, welche Achilleus entwendet worden waren. Sie enthielten die Zuſchriften, welche die Agenten Rußlands mit verſchiedenen griechiſchen Biſchöfen, den Häuptern der Phanarioten, den Capitain's und andern einflußreichen Hellenen gewechſelt hatten. In einigen dieſer Briefe waren die entſetzlichen

Verfolgungen geſchildert, welche die Hellenen von den Türken zu erdulden hatten, die fürchterlichen Schlächtereien und Schandthaten der Barbaren bei der Entdeckung der Unterhandlungen der Hellenen mit Rußland in Conſtantinopel, auf Scios und Morea. Eine jede Zeile war ein Wehe- und Hülferuf der gequälten Chriſtenheit. Jetzt las der Kaiſer immer weiter, in füchterlichen Bildern drängte ſich Hellas vor ſeine Phantaſie, bis es ihm vorkam, als hätten die böſen Geiſter in einer entſetzlichen Stunde die Gottheit vom Throne geſtürzt und die Schaaren der Engel gebunden und geknebelt und ſchleppten ſie triumphirend und höhnend in die Hölle. Und wie ſie an ihm vorüberzogen, wandten ſich alle Augen der Engel flehend zu ihm, und ihm war es, als könnte er ſie mit einem Worte retten, das er doch nicht auszuſprechen im Stande war.

Kalter Schweiß rieſelte ihm über ſeine Stirn herunter, ſein Herz pochte ſo gewaltig, daß der Stern vor ſeiner Bruſt davon zitterte. Als er aber jetzt die ſcheußliche Ermordung des Patriarchen in Conſtantinopel geleſen hatte, ſprang er entſetzt empor und rief: „Alles dieſes Blut, alle dieſe Thränen auf deine Seele; — ich bin unſchuldig daran!“ — ohne den zu nennen, den er meinte.

Der Kaiſer ging jetzt mit großen Schritten auf und nieder, endlich blieb er vor dem Gemälde an der Wand ſtehen. Wie aus Gewohnheit betrachtete er es, es dauerte jedoch eine Weile, bis er es wirklich erblickte, ſo zerſtreut, oder ſo ſehr war ſeine Seele noch auf die griechiſchen Zuſtände gerichtet.

„Ja, es iſt ein wunderthätiger Zauber in dieſem Bilde,“ verſetzte er endlich, „es iſt wie eine ferne, milde, herzerquickende Muſik. Werde ich dich wohl wiederſehen, ſchöne Francesca?"

In dieſem Augenblicke ſtürzte eine Wachskerze vom Leuchter, welcher neben dem Goldrahmen des Gemäldes befeſtigt war. Der Kaiſer trat, leicht erſchrocken, einen Schritt zurück, die Kerze brannte zu ſeinen Füßen noch ein wenig, dann verlöſchte ſie.

Des Kaiſers alter Diener meldete jetzt den Biſchof an, welcher ſogleich angenommen wurde.

Der Biſchof trat ein, verbeugte ſich tief und ſprach: „Der Friede Gottes ſei mit Czar Alexander!"

„Es geſchehe! Heiliger Vater," verſetzte mild und freundlich der Kaiſer, „ſeid uns willkommen zu dieſer Stunde, wie immer. Ich bedarf Eures Troſtes, ſelbſt Eures chriſtlichen Rathes. Setzt Euch mir gegenüber."

„Kaiſerliche Majeſtät, mein Herr und Gebieter," entgegnete der Biſchof, „häuft auf mein Haupt ſo ſehr Allerhöchſt Ihre Gnade, daß ich ſie, wie eine ſchwere, und doch ſo ſchöne und heilige Schuld, mit hinunter in das Grab nehmen werde."

„Laßt Euch nieder, heiliger Vater," fuhr der Kaiſer fort, „und leiht mir Euer Ohr. Ihr ſeid der fromme Bewahrer meiner eigenſten Seelengeheimniſſe, und Ihr habt nie mein Vertrauen getäuſcht. Es iſt ein erhebender Gedanke, zu wiſſen, daß ein Menſch ſeinem Freunde treu iſt."

Der Biſchof verneigte ſich wieder und der Kaiſer fuhr fort: „Ihr erinnert Euch gewiß noch der gräßlichen Nacht, wo in mein einſames Gemach der Mörder meines Vaters trat und mich zuerſt als Kaiſer begrüßte, dieſer ſchreckliche Bote!"

„Es iſt nicht gut," verſetzte der Biſchof, „in die Todtengrüfte zu ſteigen und das Leichentuch von den in dem Herrn Schlafenden hinwegzuziehen. Eure kaiſerliche Majeſtät laſſe die Gedanken daran mit verhülltem Antlitze vorüberwandeln.“

„Ihr ſprecht fromm und weiſe! Ich trug die kaiſerliche Krone und auf meinen Knieen gelobte ich meinem Gotte ein menſchlich-milder Herrſcher zu ſein. Ich ſuchte Sitte, Kunſt und Wiſſenſchaft zu pflegen, die armen Leibeigenen von der Scholle zu befreien, ich wähnte, wie ein Heiland, den Segen Gottes über eine halbe Welt zu verbreiten. Da trat mir der gewaltige Menſch, Bonaparte, gegenüber; mit ihm war der Sieg in jeder Schlacht, und Herrſcher und Völker fielen vor ihm nieder. Iſt mit ihm auch Gott, oder iſt er nur eine Gottesgeißel, wie Attila und andere, die ihm gleichen in der Geſchichte? fragte ich mich. Dieſer Mann ſtand in Erfurt vor mir und ſprach: „Sei mein Bruder, wir wollen miteinander die Welt beherrſchen, um ſie zu bilden und glücklich zu machen!“ — Er war doch der erſte Menſch, der mich verſtand, ich ſchäme mich nicht zu geſtehen, daß ihm mein Herz entgegenflog.“

„Er ſoll,“ verſetzte der Biſchof behutſam hierauf, „die Kunſt zu täuſchen verſtanden haben, wie Keiner vor ihm. Die Kinder dieſer Welt ſind ſchlauer, als die des Lichts!“

„Er war wohl nicht immer ſchlecht,“ entgegnete der Kaiſer; „ihn hat die Macht verführt. Ein großer Menſch hat große Anfechtungen. Als er aber nicht mehr gut und edel war, und mit Menſchen, wie mit Zahlen, rechnete, welche man wegwiſcht, wenn man ſie nicht mehr braucht, verließ ihn Gott. Was halfen ihm ſein Genie, ſeine Garderegimenter, die Hülfsheere der europäiſchen Nationen und alle ſeine Kanonen und Bajonnete, als er über Rußland's

Grenze zog, um uns zu unterjochen? Gott war mit mir, und heulende Wölfe verfolgten den einſamen Schlitten des fliehenden Welteroberers über die ruſſiſche Grenze.“

„Der Name meines allerhöchſten Herrn,“ verſetzte der Biſchof, „wird mit einem Sternenkranze ewig an dem Himmel prangen, und die ſpäteſten Völker zu ihm emporblicken mit dankbaren Gebeten.“

„Gott allein die Ehre!“ entgegnete der Kaiſer, „ich bin ein Menſch, wie alle meine Brüder ſind! Doch hatte ich gehofft, daß ich mir in den Herzen der Meinen eine treue Stätte erobert hätte, da doch ſelbſt Bonaparte, welcher Niemand liebte, als ſich, ſo viele Treue gefunden hatte. Ich habe nicht einmal ſo viel Anhänglichkeit errungen, daß mich Irgendwer vor den Verſchwörern, welche in Petersburg mir nach Reich und Leben trachteten, hätte warnen mögen.

„Die Welt iſt bös, und die Revolution ſchleicht um Mitternacht umher und findet wohl offene Thüren und Herzen; — und doch verkannte ich das Uebel lange Zeit. Wir wurden verleitet, die Inſurrection der Griechen für die heilige Nothwehr eines chriſtlichen Volkes gegen den Erbfeind der Chriſtenheit zu halten.

„Wir verdanken es erſt dem klugen Staatsmanne des Hauſes Oeſtreich, daß uns der Zuſammenhang aller dieſer Revolutionen gegen Gott und Obrigkeit offenbar geworden iſt. Wir haben einen Blick in die Werkſtätte des böſen Geiſtes dieſes Jahrhunderts gethan. Gott behüte uns davor, daß wir Theilnehmer an dem Werke der Zerſtörung ſein ſollten!“

„Gott hält die Herzen der Herrſcher in ſeiner gnädigen Hand,“ verſetzte der Biſchof, um Etwas zu ſagen, ohne die

Mittheilungen, welche ihm hier gemacht wurden, durch eigene Anſichten, wenn er ſolche haben mochte, zu ſtören.

„Und ſo dankbar wir dem klugen Freunde ſind, daß er uns das Höllengeſpinnſt in unſrer eig'nen Armee entdeckt und uns vor Unglück bewahrt hat, ſo werde ich doch nie die bittre Erfahrung vergeſſen, daß der Diener eines fremden Herrſchers mir das Alles in Laibach entdecken mußte. Das hatte ich nicht um die Meinen verdient.“

„Mein Herz blutet bei den Worten meines allergnädigſten Kaiſers,“ verſetzte der Biſchof, „und doch dürfte bei Prüfung der Verhältniſſe es ſich ergeben, daß nur wenig Verworfene — “

„Ja, das möchte ich auch glauben!“ unterbrach ihn der Kaiſer, „aber wenn immer von Neuem ähnliche Kränkungen ſich wiederholen — “

„Bei Gott und dem heiligen Andreas,“ rief beſtürzt der Biſchof, „ich will nicht fürchten?“

„Es iſt von keiner Verſchwörung gegen mich und meine Regierung die Rede,“ entgegnete der Kaiſer, „aber ſeht, hier wird mir ſoeben die Correſpondenz, welche theilweiſe mit Mißbrauch unſeres Namens mit der hohen Geiſtlichkeit und den Häuptern der Hellenen gewechſelt worden iſt, zugeſendet!

„Mir iſt es unbegreiflich, wie dieſe Schriften, welche nicht hätten geſchrieben werden mögen, in dieſe Hände gekommen ſind. Wir müſſen einen heimlichen, gefährlichen, verſchmitzten Feind in unſrer Nähe haben! Ich möchte darüber Eure Meinung hören.“

„Wunderbar ſind die Wege Gottes!“ verſetzte der Biſchof, „geheiligt ſei ſein Name! Vor wenigen Minuten hat der unglückſelige, leichtfertige Menſch ſich vor mir entlarvt. Ach, welche Schuld ruht auf ſeinem Haupte! Mich wird nur der ſtrengſte Befehl meines Gebieters vermögen, Allerhöchſtdemſelben doppelt, ja zehnfach wehe thun zu müſſen.

„Sehe ich hier dieſe Papiere vor mir liegen, ſo entſetzt ſich meine Seele vor dem Blödſinne des Mannes, der ſie in fremde Hände bringen konnte, erblicke ich aber dort das ſchöne Bild vor mir, ſo ſtürzt ſie mir in Thränen aus meinen Augen.“

Wirklich ſtanden dem Biſchof jetzt Thränen zu Gebote, ſie rollten reichlich über ſeine Wangen herab.

„Ich beſchwöre Euch bei dem allbarmherzigen Gott,“ rief der Kaiſer, „ſteht meine Frage im Zuſammenhange mit dieſem Gemälde?“

„Nicht das!“ entgegnete der Biſchof, „entſchuldigen Eure kaiſerliche Majeſtät, ſollte ich in meinem Kummer mich unrichtig ausgedrückt heben; nur der ungetreue Diener meines allergnädigſten Herrn und Kaiſers, welchen ich nennen muß, ſteht zu Beiden in entſetzlicher Beziehung. Unendliches Mitleid überkommt meine Seele bei dem Gedanken an den Verlorenen!“

„Es beängſtigt mich,“ erwiderte der Kaiſer, „was Ihr zu erzählen Anſtand nehmt, und wünſcht Ihr es ſo, ſo befiehlt Euch hier Euer Kaiſer, ihm Alles zu entdecken, was Ihr wißt.“

„Wird der Befehl meines allergnädigſten Gebieters,“ fragte mit einem leichten, klugen Augenblinzeln der Biſchof, „auch die Verzeihung mit enthalten, wenn meine Worte mit meinen ſchlimmen Erfahrungen das Gemüth der kaiſerlichen Majeſtät kränken müßten?“

„Ich bin gefaßt,“ verſetzte der Kaiſer, „und meine Gnade für Euch iſt unwandelbar.“

Der Biſchof begann ſeine Erzählung. Er mußte zu verſchiedenen Malen inne halten, ſolch einen großen Eindruck machte ſie auf den Kaiſer, ſo behutſam ſie auch vorgetragen wurde. Faſt hätte der kluge Biſchof noch ein mildes Urtheil für den Fürſten ausgewirkt; denn ſchon entfielen dem Kaiſer die Worte: „Wir ſind alle ſchwache Menſchen!“ aber jetzt heftete der Biſchof ſeine Blicke auf das Bild mit der Frage: „Iſt nicht dieſes Bild das Portrait einer lebenden Dame?“

Der Kaiſer ſah ihn eine kurze Weile forſchend an, dann entgegnete er: „Sie ſtammt aus einem edlen Veroneſiſchen Geſchlechte; wir haben die Freude gehabt, ſie perſönlich kennen zu lernen.“

„Eure Majeſtät,“ fragte wieder der Biſchof, „haben ſie noch geſtern Nachts in der Geſellſchaft bei dem Fürſten geſehen?“

„Iſt ihr etwas Widriges begegnet?“ rief der Kaiſer, „ich will nicht fürchten —“

„Sie iſt ſeitdem nicht nach Hauſe gekommen,“ fuhr der Biſchof fort, „und ihr Bruder, der Arzt Antonio, ſucht mit bewundernswürdiger Energie die Urſache davon zu erforſchen. Er war ſelbſt bei mir und bat mich flehend, ihm eine Audienz bei Eurer Majeſtät auszuwirken.“

„Mein Gott und Herr, was iſt ihr widerfahren?“ fragte beſtürzt der Kaiſer.

Der Biſchof erzählte nun ruhig den Hergang, wie ihn der Fürſt ſelbſt erzählt hatte, ohne ein Wort hinzuzuthun oder davon zu nehmen.

Welchen Erfolg die Erzählung hatte, werden wir ſpäter erfahren.

Fünftes Capitel.

Es war eine ſternhelle Herbſtnacht, ein kalter, ſcharfer, trockener Wind fegte den Sand durch die Straßen. Vor der Wohnung des Fürſten hielt der wohl aufgepackte Reiſewagen. Die Pferde waren angeſpannt, und der Poſtillon ſaß ſchon nachläſſig auf dem Kutſchenbocke und hatte über die Schulter zurück das Geſicht auf die Hausthür zugedreht, denn eben erſchien die Herrſchaft, welche er fortfahren ſollte. Er zog das Poſthorn hervor, um es zur Hand zu haben, als eben jetzt der Fürſt, geführt von ſeinem Leibeigenen, herunter auf die letzte Stufe trat und die Bewegung des Poſtillons bemerkte.

„Nicht blaſen, guter Mann!“ bedeutete er ihn.

„Mir auch recht!“ entgegnete der Poſtillon.

„Pawlowski, komm' herein zu mir!“ ſagte der Fürſt jetzt zum Kutſchenfenſter heraus, und der gehorſame Diener ſchwang ſich hinein zu ſeinem Herrn.

Nun rollte der Wagen fort, und Fürſt Iwan ſchöpfte Luft; dann ſagte er zu ſich kleinlaut: „Wäre doch dieſe Nacht vorbei!“

Jetzt lenkte der Wagen auf den Corſo ein, und heller Lichtſchein fiel plötzlich in die Kutſchenfenſter.

„Was iſt das?“ rief der Fürſt, als der Wagen anhielt.

Jetzt ging vorn das Fenſterchen auf, vor welchem der Poſtillon ſaß, und dieſer ſprach herein: „Wir müſſen halten, bis die Leichenproceſſion vorüber iſt!“

Der Fürſt blickte zum Kutſchenfenſter hinaus; eben kam der Zug heran.

„Es iſt ein ſchauerlicher Anblick!“ murmelte der Fürſt vor ſich hin, als er die Todesbrüderſchaft, verhüllt vom Kopf bis auf den Fuß, daß nur die Augen geſpenſtig durch runde Löcher aus den ſpitzen Kapuzen herausſtarrten, mit brennenden Fackeln vorüberziehen ſah.

Jetzt kam auch der Sarg, welcher nach Landesgewohnheit offen getragen wurde, ſo daß die Leiche ſichtbar war.

Mit Mühe konnte der Poſtillon die ſchaudernden Pferde halten; der Fürſt verſuchte es, den Mantel vor das Geſicht zu ſchlagen, um den traurigen Anblick zu vermeiden, und doch konnte er es ſich nicht entſchlagen, wieder hinauszuſehen.

Entſetzt, mit einem Schrei fuhr er zurück, denn eben zog der Sarg am Fenſter vorüber, und darin lag in weißem Todtenkleide die Leiche ſeines Freundes, des Grafen Joſeph.

Der Fürſt zitterte an allen Gliedern. „Joſeph, ade! Joſeph!“ ſtöhnte er in ſich hinein. „Nur nicht ſterben!“ rief er dann wieder, „nur nicht ſterben!“

„Mein Herr wird nicht ſterben!“ tröſtete der Leibeigene, „Pawlowski für ihn ſterben, wenn er ſterben muß. Es iſt aber auch in dem Italien Alles verkehrt, und leuchten ſie die Todten nach Hauſe, die doch nicht mehr ſehen können.“

Da ſein Herr noch immer ſein Geſicht verhüllt hatte, fuhr der Leibeigene fort: „Die Leiche des Grafen iſt nun vorüber, es ziehen nur noch die Geſpenſter mit den Kapuzen heran. Da iſt es doch luſtiger bei uns, wenn ein großer

Herr ſtirbt. Als Ihr hochſeliger Vater begraben wurde, — ja, Sie waren da noch ein kleiner Herr und werden Nichts davon mehr wiſſen, — bekamen wir Alle grüne Röcke und Handſchuhe und Abends war Ball, und ſo iſt das ja überall bei uns.“

Jetzt brachte Pawlowski eine Flaſche Rum hervor, öffnete ſie leiſe und that einen langen, ſeligen Schluck, bis der Leichenzug vorüber war und der Wagen wieder fortrollte.

„Es ging ſchrecklich mit dir zu Ende!“ ſprach für ſich Fürſt Iwan, „wie eine Violinenpaſſage, wenn plötzlich eine Saite ſpringt. Ich wollte, daß ich ſchon dieſe Stadt hinter mir hätte!“

Jetzt kam der Wagen an das Thor von St. Giorgio. Es war verſchloſſen. Der Poſtillon ſtieß in das Horn. Der wachthabende Officier trat an den Wagen und fragte: „Wer paſſirt?“

„Fürſt Iwan!“

„Herr Fürſt wird verzeihen,“ verſetzte der Officier, „es iſt halt Befehl von dem Commandanten da, daß Sie für heute nicht paſſiren ſollen.“

Erſchrocken fuhr der Fürſt mit dem Kopfe zum Fenſter hinaus und verſetzte: „Ich will nicht fürchten, daß man ſich unterſtehen mag, in mir Seine Majeſtät, den Kaiſer von Rußland, meinen allergnädigſten Herrn, zu beleidigen.“

„Herr Fürſt,“ entgegnete der Officier, „es kommt mir da hier weiter gar Nichts zu, als dem Befehl meines Commandanten zu gehorchen.“

„Soll ich umkehren?“ fragte der Poſtillon vorn zum Fenſterchen herein.

Der Fürſt war aber in die Ecke des Wagens zurückgeſunken und ſchwieg.

Da der Poſtillon keine Antwort erhielt, ſo ſchnalzte er mit der Zunge und kehrte lachend wieder um.

Antonio, welcher am Thore den Wagen des Fürſten erwartet hatte, war ein heimlicher Zeuge dieſes Auftritts.

„Entkommen ſollſt du nicht,“ ſprach er für ſich, „bevor du mir nicht Rede geſtanden haſt; und finde ich kein Recht, ſo erwürge ich dich eigenhändig! — Warum nicht?“

Mit dieſen Gedanken kehrte er in ſeine Wohnung zurück. Keiner ſeiner Diener getraute ſich, ihn anzureden, ſo unheimlich, wild und düſter war ſein Geſicht.

Er ging jetzt im Zimmer auf und ab, er fühlte zum erſten Male die Luſt der Rache. Es war ihm doch gelungen, die offenbare Flucht des Fürſten zu verhindern.

„Er ſoll büßen! Die zahme Sitte fällt in Lappen von meinen Gliedern, die angekränkelte Feigheit weicht aus meinen Gliedern, und ich, Francesca, bin dein Bruder und ein Lombarde!“

Er hatte bei dieſen Worten aus einem Etui einen kleinen, feinen Dolch genommen und prüfte die Spitze auf dem Fingernagel.

Unterdeſſen war der ruſſiſche Biſchof vorgefahren. Er trat unangemeldet in das Zimmer und begrüßte Antonio, dann fragte er: „Sind wir hier ganz ungeſtört? Ich bitte Euch, ſchließt die Thüren ab.“

Mit zitternder Hand ſchob Antonio den Riegel an den Thürſchlöſſern vor und kehrte zu dem Biſchof zurück.

„Kommt, ſetzt Euch zu mir,“ ſagte der Biſchof, nachdem er in einem Armſtuhle Platz genommen hatte, und erzählte nun Antonio das Schickſal ſeiner Schweſter bis zu dem Momente, wo Fürſt Iwan plötzlich aus dem Zimmer, wohin er ſie gebracht, und wo er ſie auf einige Augenblicke verlaſſen hatte, das Klirren des von ihr zerſchmetterten Spiegels vernahm.

„Fürſt Iwan war ſogleich," fuhr der Biſchof fort, „nach dem Zimmer geeilt, hatte jedoch die Thür dazu verriegelt gefunden. Er rief ſeinen Leibeigenen Pawlowski, welcher mit einem Beile gewaltſam die Thür öffnete. Als ſie eintraten, fanden ſie das Zimmer leer und die Splitter des Spiegels, vermengt mit dem Brillantenſchmuck, welchen Francesca von ſich geworfen hatte, auf dem Boden. Sie eilten zur zweiten Ausgangsthür, welche gleichfalls von Innen verriegelt war, ſo daß Francesca auf gewöhnlichem Wege das Zimmer nicht verlaſſen haben konnte. Auf jeden Fall glaubte der Fürſt ſie auf dem Altane zu finden, welcher nach dem Strome zu hinausging. Die Thür dazu war von Außen verriegelt. Fürſt Iwan glaubte nun mit vielen beſänftigenden Schmeichelworten ſie verſöhnen und zum Oeffnen der Thür bewegen zu können; als er aber nach einiger Zeit immer noch keine Antwort erhielt, auch mit dem lauſchenden Ohr nicht einmal ein Geräuſch draußen vernahm, welches auf ihre Anweſenheit ſchließen ließ, ſo befahl er ſeinem Pawlowski, auch dieſe Thür aufzuſprengen. Kaum flog ſie aus dem Schloſſe, ſo eilte Fürſt Iwan in Todesangſt hinaus, aber Nichts war zu ſehen oder zu hören, als der vorüberrauſchende Strom mit ſeinen im Mondenſcheine flammenden Wellen. Sie hatte den Todesſprung hinunter in die Tiefe gethan.

„So räthſelhaft," ſetzte der Biſchof hinzu, „wie ich Euch dieſe entſetzliche Begebenheit erzählt habe, ſo unenthüllt laßt ſie bleiben und Euch die Strafe des Unwürdigen genügen."

Antonio konnte vor dem Aufruhr ſeines Innern nicht zu ſich kommen. Er war wie von einem Blitzſtrahl gerührt, alles Leben ſchien in ihm erſtarrt zu ſein, nur ein leiſes Zucken in ſeinen Mundwinkeln und die weiten Augen, mit welchen er ſtarr am Geſicht des Erzählers hing, verriethen, was in ihm vorging.

„Kaum wart Ihr," fuhr der Biſchof fort, „heute von mir gegangen, ſo war ich unabläſſig bemüht, den Thatbeſtand zu ermitteln und den Niederträchtigen zur verdienten Strafe zu bringen. Folgt mir jetzt und ſeht mit eigenen Augen das Urtheil an ihm vollziehen!"

Jetzt kehrten Antonio die erſten warmen Blutſchläge in die Pulſe zurück; der Biſchof ſchritt voran, und Antonio folgte ihm ſchweigend nach.

Unten in der Hausflur wurden ſie von dem Generaladjutanten des Kaiſers und vor dem Hauſe von vier bewaffneten Koſaken erwartet.

Der Biſchof flüſterte noch einige Worte dem Generaladjutanten zu und verabſchiedete ſich von Antonio, welcher ſich jetzt in dieſer Geſellſchaft zu dem Fürſten begab.

Dort angelangt, ließ der Generaladjutant zwei Koſaken unten an der Thür halten, zwei nahm er mit, welche er an der Saalthür auf ſeinen Befehl harren ließ.

Pawlowski wollte zu ſeinem Herrn hineineilen, um ihm den Beſuch anzumelden, der Generaladjutant hielt ihn jedoch am Kragen zurück und überließ ihn der Aufſicht der Koſaken.

Jetzt trat er mit Antonio in das Zimmer zum Fürſten Iwan, welcher hier noch in Reiſekleidern im dumpfen Hinbrüten auf dem Sopha lag.

Als er jetzt die Eintretenden bemerkte, ſprang er entſetzt empor, doch zwang er ſich, freundlich und zuvorkommend ihnen zuzulächeln und harmlos zu erſcheinen, aber die

Muskeln des Geſichts verſagten ihm ſo den Dienſt, daß er es nur zu einem ängſtlichen Grinſen brachte.

„Kennen Sie die Unterſchrift des Kaiſers?“ fragte der Generaladjutant und hielt ihm eine Schrift vor.

Die Augen des Fürſten flunkerten darüber hin, ohne daß ſie einen Buchſtaben ſahen.

„Geben Sie Ihre Orden ab!“

Der Fürſt öffnete auf dieſen Befehl mit Mühe das vor ihm ſtehende Reiſeetui und überreichte die Ehrenzeichen.

„Seine kaiſerliche Majeſtät, zur Strafe deiner Schlechtigkeit und Nichtswürdigkeit und deines Hochverrathes, ſtreicht dich aus allen Claſſen des Adels und der Ehren, und verbannt dich, Iwan, von ſeinem Angeſicht in die ewige Nacht der Bergwerke — nach Sibirien!“

Bei dieſen Worten ſank Iwan weinend nieder auf den Teppich, umſchlang mit zitternden Händen den Fuß des Sopha's und ſchrie: „Gnade! Gnade!“

Der Generaladjutant öffnete jetzt die Thür und ließ die Koſaken eintreten.

„Schleppt ihn hinunter in den Wagen, und wehe Euch, wenn Ihr ihn nicht todt oder lebendig an den Gouverneur von Tobolsk abliefert!“

„Hä!“ meinte tückiſch der eine Koſak, „es iſt nicht der Erſte, den ich nach Sibirien transportirt! es wird auch nicht der Letzte ſein, Herr Generaladjutant!“

„Macht es kurz!“

Jetzt traten die Koſaken zu Iwan, der noch am Boden lag. Nachdem ſie vergeblich verſucht, ſeine Hände von dem Fuße des Sopha's loszumachen, griff der Eine nach ſeinem Stiefel, zog eine Knute heraus, ſchwang ſie mit einer wilden Lache in die Höhe, und, wie ein Wurm, krümmte ſich ſtöhnend der Verbannte, auf den zweiten Hieb ſprang er heulend empor.

In dieſem Augenblicke knebelten ihm die Koſaken die Hände auf den Rücken, und ſchluchzend und zähneklappernd folgte er dem vorausſchreitenden Koſaken, während der Andere hinterdrein ging.

„Und nun, Signore Antonio,“ wandte ſich der Generaladjutant zu ihm, „beſcheinigt mir hier Eure Gegenwart bei der Execution!“

Mit dieſen Worten legte er den kaiſerlichen Befehl auf den Tiſch, nahm eine Feder von dem Schreibzeug, welches darauf ſtand, tauchte ſie ein und überreichte ſie ihm.

Antonio, welchem es war, als quäle ihn nur ein furchtbarer Traum, der ihm die Zunge und alle ſeine Sinne binde, ſchrieb darunter: Vidi Antonio!

Zehntes Buch.

Erſtes Capitel.

Wo kein naturwüchſiger Staat beſteht, welcher ſich ſo zu dem Geiſte der Nation verhält, wie der menſchliche Leib zu ſeiner Seele, welche ihn belebt, da vertritt ſeine Stelle der mechaniſche Polizeiſtaat, welcher keine Staatsbürger kennt, ſondern nur träge Maſſen von nutzbaren Spießbürgern verwaltet nach den Grundſätzen der Stallfütterung, wo Licht und Luft, Futter und Getränke, Lager und Stand, Bewegung und Ruhe den Thieren zugemeſſen wird.

In dieſen Polizeiſtaaten, wo der Bürger ein Verbrechen begeht, wenn er ſich thätig um die allgemeine Wohlfahrt bekümmert, wird jeder Einzelne auf den Standpunkt des Egoismus verſetzt.

Iſt der Menſch ſo von dem idealen Staatsleben verdrängt, welches allein ihn aus der Engherzigkeit erheben kann, ſo bleibt ihm Nichts, als der gemeine, ſinnliche Genuß übrig, welcher durch Geld vermittelt werden kann.

In die größere Menge eines ſolchen Volkes, welches ſich ſeine Seele hat ſtehlen laſſen, fährt nun der Heißhunger nach Amt und Geld, mit welchem ſich die niederträchtigſte Geſinnung von ſelbſt verbindet, wenn auch innerhalb der Schranken der Polizei.

Jede Tugend wird da zum Schein und Deckmantel der

Habſucht. Liebe und Freundſchaft werden Mittel zum materiellen Zwecke, und wo ſie aufhören, dienſtbar zu ſein, treten der grimmigſte Haß, Verläumdung und Verfolgung und alle Kinder der Undankbarkeit ſchamlos an das Licht.

Solche Krankheitszuſtände der Staatsgeſellſchaft charakteriſiren ſich durch Selbſtverachtung und Zerriſſenheit der Gemüther, woran ſich als nächſtfolgendes Glied der Kette — die allgemeine Feigheit ſchlingt.

Die Heilung dieſer Völkerkrankheiten erfolgt in babyloniſchen Gefangenſchaften oder in Revolutionen.

Griechenland und Italien gebrauchten die erſtere, Frankreich und Spanien die letztere Cur.

Will man die Symptome des nervöſen Faulfiebers ganzer Nationen jedoch ſchnell auf einen Blick erkennen, ſo muß man Gelegenheit ſuchen, irgendwie eine ſogenannte vornehme Familie bei der Erbſchaft eines reichen, kinderloſen Seitenverwandten zu belauſchen.

Wirf unter eine Meute Hunde einen Knochen, ſo ſieht dein Auge noch eine friedliche, brüderliche Theilung gegen das Bild, welches dir die Erben eines ſolchen unglücklichen Erblaſſers bieten werden.

Dieſe innere Verworfenheit der allgemeinen Zuſtände tritt jedoch bei den Familien am Schönſten in die Blüthe, welche es über ſich gewonnen haben, um jede Art von Demüthigung im Leben emporzukommen und ſich in ihrer Errungenſchaft zu befeſtigen ſuchen.

Zu dieſen Familien gehörte das Haus von Rankenſtein, deſſen Ahnherr im ſiebenjährigen Kriege die Apothekerwaaren für die kaiſerlichen Lazarethe zu liefern und die Geſchicklichkeit hatte, für jeden koſtbaren Arzneiſtoff ein Surrogat zu erfinden, z. B. Weidenrinde für China. Der Apotheker verdankte es ſeiner Induſtrie, daß er innerhalb weniger Jahre ein reicher Mann geworden war. Da jedoch unverhältnißmäßig viele Patienten bei dem Gebrauche der von ihm gelieferten Medicamente ſtarben, ſo war es nahe daran, daß man ihn zur Unterſuchung und Verantwortung nach Wien beſchied.

Der Apotheker lächelte dazu, reiſte von ſeinem damaligen Aufenthaltsorte, von Brünn nach Wien mit einer ſchweren Caſſette voll Chremnitzer Ducaten und kehrte nach einigen Wochen mit einer leichten Caſſette, worin ſich dafür ein Adelsdiplom für ihn und ſein Geſchlecht und ein Zeugniß ſeines guten Verhaltens bei der Lazarethlieferung befand, in ſeine Apotheke zurück.

Der nunmehrige Herr von Rankenſtein hatte einen Sohn, der Jura ſtudirte und mit dem Wahlſpruch: „Den Hut in der einen Hand vor dem hohen Adel und Beamten und den Fuß auf den Köpfen der Bürger!“ immer mehr in die Höhe ſtieg, bis er kaiſerlicher Rath geworden war und den Grafentitel erlangt hatte.

Der kaiſerliche Rath und Herr Graf hatte drei junge Grafen, der ältere von ihnen war Graf Joſeph, welcher für die diplomatiſche Carriere beſtimmt wurde, der andere Karlmann, welcher ſein Glück, wie ſein Vater, als Juriſt machen ſollte, und der dritte Franciscus, welcher nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin das Freifräulein Eulalia von Storchbein geheirathet hatte.

Sein Vater hatte die neue Familie zu ſich in das Haus genommen, um die weibliche Pflege ſeiner Schwiegertochter in ſeinen alten Tagen zu genießen. Die Frau Gräfin, geborene von Storchbein, jedoch bedurfte der Pflege ſelbſt genug, da ſie trotz der Schwindſucht des Grafen Franciscus nicht aus dem Wochenbette herauskam, ſo daß ſie ihrem Gatten, als er im neunten Jahre ſeiner Verheirathung mit ihr verſtarb, zu den vier Kindern erſter Ehe noch ſechs ſcrophulöſe Grafen und hoffnungsreich emporſchießende Gräfinnen geſchenkt hatte, und jetzt mit allen zehn hochgräflichen Sproſſen ihrem Schwiegervater in die Arme fiel und rief: „O, Sie nur allein ſind jetzt unſer Vater und unſer Schiff auf dem Meere des Lebens!“

Der alte Herr Graf folgte jedoch ſeinem Sohne Franciscus bald nach. In ſeinem Teſtamente hatte er ſeinem älteſten Sohne Joſeph die böhmiſche Herrſchaft, den Kindern ſeines verſtorbenen Sohnes Franciscus das große Rittergut Eulenburg und ſeinem lieben Karlmann ſeine Baarſchaft vermacht.

Der Reſpect vor dem Herrn Bruder und Schwager, dem Diplomaten, hatte bei dem Tode des alten Herrn Grafen den Familienfrieden aufrecht erhalten, obſchon Eulalia und Karlmann ſich für hintangeſetzt hielten.

Es war in der Ordnung, daß der Rechtspraktikant der Vormund der kleinen Neffen und Nichten von der Franciscaniſchen Linie wurde.

Die Frau Gräfin Eulalia war um ſo zufriedener damit, als auch Karlmann Wittwer war und zarten Hoffnungen Raum gab.

Karlmann war zwar nicht ganz abgeneigt, ſich an den Buſen ſeiner Freundin zu flüchten, wenn er aber die Neffen und Nichten, welche Geſchwiſter werden ſollten, zuſammenaddirte, ſo brachte er immer wieder funfzehn heraus, welche ſich auf die Waagſchale des wohlverſtandenen Intereſſe legten und die Schale der Zuneigung zu ſeiner Schwägerin und Freundin in die Höhe ſchnellten.

So ſtand die Lage der Sache, als der k. k. öffentliche Notar Alippi der gräflich Rankenſtein'ſchen Familie den Heimgang des Grafen Joſeph meldete, mit Beifügung des Protocolls über die Obſignation und Conſignation ſeines Nachlaſſes in Verona und der Anfrage über ſein Immobiliarbeſitzthum, auf welches die Ehepacten ſeiner jungen Wittwe beſtimmte Rechte einräumten.

Dieſe Nachricht war für die Familie ein Donnerſchlag.

Karlmann war jetzt das Haupt der gräflich Rankenſtein'ſchen Familie. Da er als ſolches jetzt in ein gewiſſes Verhältniß zu Iſabella kommen mußte, ſo dürfte eine Schilderung ſeines Charakters und Weſens nicht überflüſſig ſein.

Von ſeinem Vater hatte er die Anſprüche auf eine bevorzugte Stellung in der vornehmen Welt geerbt. Da ihm jedoch beſondere Verſtandeskräfte verſagt waren, ſo ſchlug der Familienſtolz in ihm zu Dünkel und Hochmuth aus, welchen er dadurch zur Geltung zu bringen ſuchte, daß er ſeine angeborne Bornirtheit in Bösartigkeit umſetzte. Er war ungemein glücklich, als ſich ihm die Bemerkung aufdrängte, daß man ihn für einen verſchlagenen und gefährlichen Charakter anſehe.

Es machte ſich an ihm das Geſetz geltend, daß die Seele eines von den Idealen abgefallenen Menſchen allmälig zu thieriſchen Atomen ſich zerſetzt, oder, wie man in früherer Zeit ſagte, dem Teufel verfällt.

Karlmann konnte ein ſchlichter und braver Menſch werden; er wollte mehr ſein und ſeine Seele unterſchied ſich kaum mehr von der eines Kameels, welches uns als ein großes, bösartiges Schaf der Wüſte geſchildert wird.

Kaum hatte ſich Karlmann von dieſer Nachricht erholt, als in ihm der pfiffige Gedanke aufſtieg, wenigſtens nachzuſpüren, ob vielleicht mit der Hand der Wittwe ſeines Bruders auch deſſen Nachlaß zu erobern ſei.

„Ich muß hier klug ſein,“ ſprach er zu ſich, „und hinterher ſein, die Chancen zu benutzen.“

Er ſchickte jetzt ſeinen Schreiber auf die Poſt, ließ ſich nach dem Poſtenlauf nach Verona erkundigen und ſchrieb an ſeine Schwägerin, welche mit dem Franciscaniſchen Geſchlechte den Winter über in der Stadt wohnte, folgende Zeilen:

> „Gnädige Freundin!
>
> „Die großen Pflichten, welche ich, da ich nicht nur Ihr Schwager, ſondern auch Vormund der lieben Kleinen meines hochſeligen Bruders Franciscus bin, auf mich genommen zu haben, mir bewußt zu ſein ſchmeicheln darf, nöthigen mich, obſchon ich ihnen mich pflichtſchuldigſt unterziehe, ſofort zur Ermittelung der Anſprüche, welche uns an die Verlaſſenſchaft unſers hochſeligen reſp. Herrn Bruders und Schwagers Joſeph zuſtehen möchten, oder zuſtehen müſſen, wenn die Ehepacten anzugreifen ſein ſollten, nach Verona abzureiſen, zu welchem Behufe ich morgen früh abreiſen und Hochdieſelben mich entſchuldigen werden in der Behinderung perſönlichen Empfehlens.
>
> Karlmann von Rankenſtein.“

Karlmann hatte jedoch nicht darauf gerechnet, daß Eiferſucht ſcharfe Augen hat, und Gräfin Eulalia hatte kaum an die junge Wittwe des hochſeligen Schwagers Joſeph gedacht, als ſie mit einem Satze mitten im Zimmer ſtand und nach ihrer Kammerzofe rief: „Schnell Guſtel, ſag' dem Johann, daß er unſern großen Reiſewagen packen ſoll; — nein! er ſoll erſt Extrapoſtpferde beſtellen; oder nein, die kleinen Herren Grafen ſoll er aus der Lection holen; — wir verreiſen noch Alle heute Mittag."

„Und die kleinen Herren Grafen und Gräfinnen?" fragte das Mädchen.

„Haben Alle im Wagen Platz!" entgegnete die Gräfin.

Die Zofe eilte hinunter in die Bedientenſtube zu Johann, dem ſie Alles Wort für Wort beſtellte.

„Ja, Jungfer!" entgegnete träg der Bediente, „ich kann das Alles auf ein Mal nicht im Kopfe behalten, wie ſoll es da in die Hände und Füße kommen?"

„Lauf' er nur erſt auf die Poſt!"

„Ich laufe ſchon," entgegnete der Bediente und ſchlenderte langſam zur Thür hinaus.

Die Zofe eilte wieder zu ihrer Gebieterin zurück, welche am Wäſchſchrank ſtand und einige Wäſche herauslegte.

„Wir brauchen, da es Winter iſt," meinte ſie zum Mädchen, „für die Kinder nur die nothwendigſte Wäſche, denn neue Wäſche iſt in der Kälte ungeſund.

„Was brauchen wir viele Kleider, wir müſſen ja trauern! In die Kutſchkäſten geht Alles! Guſtel, du und der Leopold, Ihr fahrt zu unſrer Bedienung mit."

„Aber dreizehn Perſonen?"

„Ich will die Kinder nicht von mir laſſen," verſetzte die Gräfin, „ich werde mir vorwerfen laſſen, daß ich keine gute Mutter wäre! Da bin ich zu klug dazu. Ich liebe gewiß meine Stiefkinder, wie meine eigenen! Nicht wahr, Guſtel?"

Mit dieſen und ähnlichen Geſprächen packte die Gräfin aus und ein, dann kam der Bediente zurück und ſchob den Wagen aus dem Hofe. In einer Stunde war er hinten und vorn vollgepackt, hinten darauf im Dienerſitze, von einem einzigen Pelzmantel umſchlungen, ſaßen Leopold und Guſtel, und in der Kutſche ſelbſt die Gräfin Eulalia mit ihren zehn Kindern auf der Fahrt nach Verona. —

Als Karlmann in Verona ankam und im Hotel d'Europe abſtieg, ließ ihn eine fremde Dame zu ſich auf Nr. 7 beſtellen, ohne ihren Namen nennen zu laſſen.

Karlmann beeilte ſich, Toilette zu machen und eilte dann den Corridor entlang, indem ihm der Marqueur vorleuchtete, zur geheimnißvollen Dame.

Als er in das Zimmer eintrat, flog ihm Eulalia mit ihren zehn Kindern in die Arme. —

Zweites Capitel.

Antonio hatte der fürchterliche Strafact am Fürſten Iwan, welchem er beiwohnen mußte, wie ein Wetterſchlag, erſchüttert und ihn wieder zu ſich ſelbſt gebracht. Er konnte nun den Tod ſeiner unglücklichen Schweſter menſchlich mild betrauern; wollte ſich ja in ihm das Herz gegen den Menſchen empören, welchem ihr Verderben zur Laſt fiel, ſo brauchte er nur an den Augenblick zu denken, wo dieſer, aus der menſchlichen Geſellſchaft verſtoßen, wie ein Wurm, ſich unter den Hieben der Knute auf dem Boden krümmte, um wieder an Gerechtigkeit zu glauben. Doch waren ihm nunmehr das väterliche Erbhaus und die Vaterſtadt und alle ſeine Umgebungen und Verhältniſſe ſo ſehr verdüſtert, daß es nur eines geringen Anſtoßes bedurfte, ihn von allen heimathlichen Beziehungen abzulöſen. Wer je ſo recht eigen in ſich die Sehnſucht gefühlt hat, die tauſend Bänder und Binden, mit welchen das herkömmliche Leben Einen umwickelt hat, plötzlich zu zerreißen und von ſich zu ſtreifen und einem neuen, fremden Leben zuzujauchzen, der allein verſteht, was im Herzen Antonio's vorging. Noch fühlte er aber nicht die Kraft, die ſüße Knechtſchaft des Herkommens gegen das Neue und Fremde unbeſehen umzutauſchen. Er war in der Lage eines Jünglings, welchem ſeine Geliebte einen Abſagebrief geſchrieben hat.

Der Verſchmähte hat alle die Pfänder und Briefe von ihr vor ſich ausgebreitet in dem Vorſatze, Alles ihr zurückzuſchicken. Er klagt nicht, weil er die Geliebte verliert, nicht über die Pfänder, welche er ihr zurückſchickt, er weint aber bitter darüber, daß er einſt eine Närrin oder Treuloſe geliebt hat, während er doch um keinen Preis die Erinnerung an die wunderſeligen Stunden ſeines Wahnes ſchwinden laſſen möchte und dennoch in ſeinem Herzen entſchloſſen ſein muß, ſie auszutilgen.

„Verona, du ſchöne Vaterſtadt!“ ſagte er dann zu ſich zuweilen, „und doch wollte ich, daß ich dich längſt geflohen hätte!“

In dieſer Stimmung war es recht heilſam für ihn, daß ihn der Notar Alippi zur Uebernahme der Vormundſchaft über Iſabella bewog; denn Nichts kann ſchneller von Melancholie heilen, als die Nothwendigkeit, mit dem gemeinen Leben wieder anbinden zu müſſen.

An Antonio wurde jetzt ein Brief abgegeben. Kaum hatte er ihn flüchtig durchgeleſen, ſo eilte er hinüber zu Iſabella.

Sie hatte ſich in dieſen Tagen in der ſeelenquälendſten Lage befunden. Vergeblich ſuchte Ines ſie heiter zu plaudern, aber bis jetzt war es ihr nicht gelungen, ſie aus ſich ſelbſt herauszulocken.

Stundenlang konnte ſie an dem Schreibtiſche ſitzen, die Stirn ſchwermuthsvoll in die Hand gelegt, ohne ein Wor zu ſchreiben oder zu ſprechen.

Während ſie ſo theilnahmlos und in ſich erſtarrt zu ſein ſchien, würde man ihr doch Unrecht gethan haben, wenn man dieſen Zuſtand für ein Kennzeichen geiſtiger und leiblicher Abſpannung gehalten hätte.

Noch nie war ihre geſunde Seele ſo thätig geweſen, als jetzt, alle die Schlacken und Erdſchollen, welche das Schickſal in ſie hineingeworfen hatte, wieder hinauszuarbeiten und klar zu werden.

Die zwei Mächte, welche in ihrer Seele ſtritten, waren zunächſt Achilleus und ihr Vater. Zuerſt ſuchte ſie Herr zu werden über die Vorwürfe, welche gegen ihren Vater aufſtiegen, der ſie hartherzig gezwungen, dem Grafen Joſen Joſeph zu dem Altare zu folgen, und ſie ſo bis zum Entſchluſſe, freiwillig zu ſterben, unbarmherzig getrieben hatte, ſo daß ſie nur einem fürchterlichen Zufalle ihr Leben noch verdankte. Sie ging bis in ihre früheſte Kindheit zurück und ſammelte alle die Bilder ihrer Erinnerung, welche ihr das Weſen ihres Vaters vor die Seele ſtellten. Sie läugnete ſich es nicht, daß ſein ganzes Gemüth aufgegangen war in eine wunderbare Anhänglichkeit an die königliche Majeſtät, welche wieder zur Folie einen phantaſtiſchen Familienſtolz hatte. Sie konnte es ſich nicht verhehlen, daß er Alles, auch ſeine Seligkeit, dieſer Idee geopfert haben würde, wie vielmehr ſeine einzige Tochter. Ihre Seele ſtand in dieſer Betrachtung vor ihm, wie vor einer ehernen Statue, welcher ſie in tiefer Verehrung die Füße küßt, ohne vorauszuſetzen, daß das Metall Etwas davon empfinden werde.

Jetzt war es ihr aber, als lege Achilleus die Hand auf ihre Schulter und ſage ihr freundlich: „Du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen und deinem Manne anhangen!“ Sie küßte den Ring, welchen ſie von ihm am Finger trug und fragte in ſich dann wieder beſorgt: „Wirſt du wirklich noch ſo zu mir ſagen? Du gingſt von hier hinweg, ohne zu wiſſen, was ich über mich beſchloſſen hatte, als ich die gezwungene Braut des ungeliebten und doch ſo unglückſeligen Mannes war. Bin ich nicht ſeine Wittwe?“ fragte ſie dann wieder ſchaudernd in ſich. „Ja, vor der Welt gewiß!“ antwortete ſie; „aber er war nie mein Herr und Gemahl; ich wäre ihm doch entronnen! Aber ob Achilleus, der ſtolze Mann, mich noch für ſeine Braut halten wird? — Ich bin verloren!“ ſeufzte ſie dann wieder.

An die Rechte, welche ſich an ihre jungfräuliche Wittwenſchaft durch den Ehevertrag auf den Nachlaß des Grafen Joſeph knüpften, hatte ſie noch nicht eigentlich gedacht, obſchon ihr, auf Antrieb des Notars Alippi, Antonio zum Vormund beſtätigt worden war. Hätte ſie geahnt, welche Hölle ihr aus dieſen Verhältniſſen entgegenbrodelte, ſie würde ſchneller, als geſchehen mochte, ihnen entronnen ſein.

Doch jetzt trat Antonio zu ihr in das Zimmer.

Iſabella ſtreckte ihm die Hand entgegen und ſagte mit weicher Stimme: „Willkommen, Freund und Bruder! — Ach, und Franceſca?“ — Ein Strom von Thränen rollte bei dieſer Erinnerung aus ihren Augen. Antonio hatte ihr zwar nur im Allgemeinen erzählt, daß ſie in der Etſch verunglückt ſei, doch ahnte ihr Herz, daß ihr Tod doch noch eine andere Urſache, als den Zufall, habe. Ueberall, wo noch irgend eine menſchliche Hülfe denkbar war, ragte ihr Muth, wie ein grüner Baum aus einer Ueberſchwemmung, fröhlich empor, nur da, wo gar Nichts übrig blieb, als der Schmerz, brachen ihre Klagen und Thränen unaufhaltſam hervor.

Doch erinnerte ſie ſich jetzt bald, daß ſie dem tieftrauernden Antonio, welcher vor ihr ſtand, jede Rückſicht ſchuldig ſei; ſie drückte entſchloſſen das Taſchentuch tief in die Augen und ſuchte Schmerz und Thränen zu ſtillen.

Nach einer kurzen Weile ſah ſie Antonio mit freiem, mildem Antlitze, wenn auch mit röthlichen, thränenſchimmernden Augen, wieder an.

„Vielleicht macht Euch dieſer Brief Freude, welchen mir Achilleus bei ſeiner Abreiſe von Genf nach Marſeille ſchreibt.“

„Achilleus!“ rief Iſabella und ſtreckte die Hand freudezitternd nach dem Briefe aus, welchen ihr Antonio überreichte.

„Biſt du gerettet, Achilleus?“ fragte ſie wieder; „nun iſt Alles gut, da du deinen Verfolgern entgangen biſt!“

Sie entfaltete den Brief! aber es dauerte eine geraume Zeit, ehe ſie einen Buchſtaben vor Freude erkennen konnte. Sie ſah nur immer auf die Schriftzüge der geliebten Hand, welche ihr ungeleſen ſagten, daß der Geliebte lebe und nach Verona zurückdenke.

Endlich wurde es ihr klar vor der Stirn und in den Augen, und ſie las:

> „Ich bin gerettet, denn bald ſehe ich wieder das lebendige Meer, die gewaltige Mutter der Freiheit, und die ſchwimmenden Häuſer ihrer wilden Söhne, der Matroſen. Ein Engel Gottes hat mich geleitet; ich bin entkommen den Fallſtricken der Feinde, und mein Kerker iſt jetzt ſo hoch, wie der blaue Himmel über mir, und ſo weit, als der friſche Wind weht. Wie Diebe und Mörder, ſtahlen wir uns über die ſardiniſche Grenze herüber in die freie Schweiz und hierher nach Genf. Hier hat mich die Nachricht von der Ankunft meines Vaters und meiner Schweſter Zizina in Marſeille erwartet, welche mich dort empfangen werden. Morgen werde ich mit Arnold

und dem waffenrüſtigen Corps der Philhellenen dorthin abgehen. — Wenn ich an den entſetzlichen Tag vor meiner Flucht von Verona und an die Nacht denke, in der ich dein Haus verließ, ſo erzittert noch feig meine innerſte Seele, wie eine Löwin vor dem Ziſchen der Nattern. Immer deutlicher wird es mir, daß ſich in dieſen Stunden der Nacht Gräßliches erfüllt hat. Es ging ein Todesſchauder durch deine Häuſer. Wer war der Unglückſelige, welcher mich auf der ſchwebenden Brücke über den Hof in das Vorderhaus packen und zu Boden ringen wollte, und zurücktaumelte gegen das Geländer und hinunter ſtürzte auf die Steine? Ich konnte mich nicht um ihn bekümmern. Sollte es der Todfeind geweſen ſein, welchen mein Engel in den Abgrund ſtieß? Und mitten aus dieſen Schreckniſſen tritt das Bild Iſabellens hervor, wie ein milder Mond aus den Wolken der Sturmnacht. Wer doch allwiſſend ſein könnte! Ich werde nicht eher ruhig, bis ich weiß, wie es bei Euch, wie es mit ihr ſteht. Muß ich mir ſagen, daß ſie jene Nacht nicht überlebt hat, doch ſagt mir wieder mein Herz: „Sie lebt!“ Es iſt unmöglich, daß ſie den heiligen Eid, welchen wir uns vor dem Altare in der Capelle geſchworen haben, gebrochen hätte! — Ihr Sinn iſt zu hoch und edel, als daß ich an ihr zweifeln könnte. Und doch, welche tödtliche Ungewißheit, in welcher ich ſchwebe! Ach, ſie kann nicht mehr leben! — So flattern meine Gedanken hin und her, wie die Wimpel der Schiffe, weit hinauslechzend in die Luft und doch gebannt in den engen Raum. Es brennt mein Herz nach einem freien Tode in der Schlacht. Antonio, ich beſchwöre dich, gieb mir ſchnell Nachricht, verhehle mir Nichts, und wenn es tödtlich ſein ſollte! Sollte Iſabella noch leben, ſollte ich ſie noch mein nennen können, dann grüß' ſie mit den wärmſten Worten meiner Liebe, und ſag' ihr, daß ich meine Arme nach ihr ausbreite, und meine Seele mit weiten Adlerflügeln ihr zuſtürzt, wie der helleniſchen Freiheit. Wenn ſie noch mit mir wandelt im Lichte des Tages, dann bitte ſie, dem Flüchtling nur ein Wort zu ſchreiben, damit ich daraus ſehe, daß ſie an mich denkt! Die Briefe treffen mich in Marſeille im Hôtel de deux Lions.

Achilleus."

„Ja, ich lebe! ich bin noch dein!" jauchzte Iſabella empor, „und alles Trauern und jeder Kummer zerrinnt, wie eine Wolkenwand, vor dir, meine Sonne, mein Heiland, mein Gott!"

„Ihr werdet glücklich ſein!" verſetzte Antonio, „da Eure Liebe ſo ſtark und ein guter Gott mit ihr iſt!"

Drittes Capitel.

Als Antonio ſeine Pflegebefohlene verlaſſen hatte, erſchien der Notar Alippi.

„Heute muß ich willkommen ſein, Signora,“ rief Alippi heiter; „denn ich komme, wie ein guter Hausarzt, faſt ſchneller zu Hülfe, als die Krankheit da iſt. Die Krankheiten, welche wir heilen, ſind Proceſſe.“

„Seid lieber allein willkommen,“ verſetzte Iſabella, „ohne Krankheit und ohne Proceß.“

„Beide helfen oft zur wahren Geſundheit, wenn ſie glücklich überſtanden ſind,“ entgegnete Alippi; „ſie reinigen zuweilen von überflüſſigen Säften und Geld. Eine reiche Erbin muß durchaus einen Proceß über ihre Erbſchaft zu führen haben, ſonſt begreift ſie nicht den Werth des Geldes und die Welt, welche oft lange Finger macht. Doch ohne Scherz, meine Gnädige, Ihr müßt Euch nicht ſcheuen, Lebenserfahrungen zu machen. Keine Wiſſenſchaft iſt nützlicher für die poetiſchen Gemüther, welche im blauen Idealhimmel wandeln, als Weltkenntniß.

„Die Sippſchaft des verſtorbenen Grafen Joſeph will ſo gnädig ſein, Euch dieſen Unterricht zu ertheilen. Damit er nicht zu praktiſch wird, will ich Euch ein wenig zur Seite ſtehen. Sonſt geht es Euch, wie dem armen Junker, welcher ſo lange Lection im Reiten nahm, bis er ſein Pferd verkaufen mußte, um den Reitmeiſter für den ertheilten Unterricht zu honoriren.“

„Herr Notar,“ entgegnete Iſabella, „ich verſtehe Euch in der That nicht.“

„Ihr werdet mich bald verſtehen,“ verſetzte der Notar, „wenn ich Euch melde, daß die Verwandten des ſeligen Herrn Grafen Joſeph angekommen ſind, um zu ſondiren, was von der Erbſchaft, welche Euch nach den Ehepacten gehört, Euch abzugewinnen iſt.“

„Da ſei Gott für,“ erwiederte Iſabella, „daß ich ſie im Geringſten ſtören ſollte! Ich will von ihnen Allen Nichts.“

„Sie wollen aber Alles von Euch!“ entgegnete der Notar.

„Ihr könnt doch in der That nicht meinen,“ fuhr Iſabella fort, „daß ich irgendwie auf die Verlaſſenſchaft des Grafen Anſpruch mache?“

„Warum nicht?“

„Weil er mich nie Etwas anging oder angehen ſoll! Nicht lebendig, nicht todt! Gott hat zwiſchen uns entſchieden. In demſelben Augenblicke, als das Klagegeſchrei über den Verunglückten ſich erhob, war ich im Begriff, mir den freiwilligen Tod zu geben.“

Der Notar ſah ſie mit verwunderten Augen an; er verſtand ſie nicht und ging über dieſe Aeußerung hin, indem er mit gedehnter Stimme fortfuhr: „Signora will alſo die Erbſchaft aus hoher, edelherziger Geſinnung ausſchlagen? Was wollt Ihr damit bezwecken?“

„Nichts, in der That Nichts!“ entgegnete Iſabella; „was nicht mein gehört, will ich nicht haben.“

„Dieſe Erbſchaft,“ fuhr etwas hitziger der Notar fort,

„gehört Euch aber laut des Documentes, was ich gültig mit Zeugen errichtet habe, auf ausdrückliches Verlangen des Verſchiedenen.“

„Schont mich, verehrter Freund,“ erwiederte Iſabella, „ich habe Euch ſchon geſagt, daß ich, gezwungen von meinem Vater, dem Grafen Joſeph zum Altare folgte, mit dem Entſchluſſe, mich von ihm in der Brautnacht dadurch zu befreien, daß ich mir ein Meſſer in das Herz ſtieße. Nun hat Gott anders entſchieden. Ich bin ſeine Wittwe nur vor der Welt, doch nicht vor Gott. Ich ſtoße ſein Gedächtniß mit dem, was ihm je gehört hat, von mir.“

„So müßt Ihr zugeben,“ verſetzte der Notar, „daß ſein Nachlaß jetzt ein Gut iſt, welches das Geſchick in Eure Hand gelegt hat, um darüber nach beſtem Gewiſſen zu verfügen. Freilich iſt es bequemer, ſich einer unangenehmen Pflicht zu entziehen, als ſie auf ſich zu nehmen.“

„Wie verſteht Ihr das?“ fragte nach einigem Beſinnen Iſabella.

„Das bürgerliche Daſein, welches uns Alle zuſammenhält,“ verſetzte der Notar, „iſt eine Kette von Rechten und Pflichten, welche uns fortwährend umſchlingt, ſchützt und hält. Wer ſich ſeiner Rechte entäußert, iſt ebenſo im Unrechte, wie der, welcher ſich ſeinen Pflichten entzieht. Es giebt aber kein Recht ohne die damit verbundene Pflicht. Euer Vater hat in der Ausübung ſeiner väterlichen Gewalt Euch wieder neue Rechte und Pflichten zugleich gegeben. So habt Ihr auch das Recht, über den Euch zuſtehenden Nachlaß des Grafen zu verfügen, jedoch nicht ohne die Pflicht, daß dieſe Verfügung eine verſtändige ſei; denn die ſcheinbar edelſte That ohne Verſtand iſt nur ein Unſinn, der ſich am Unſinnigen von ſelbſt rächen muß.“

„Ihr ſeid ſtreng,“ entgegnete Iſabella, „und Ihr verwirrt mich!“

„Ich verlange weiter Nichts von Euch,“ erwiederte der Notar, „als ein wenig Euern Entſchluß aufzuſchieben. Wollen wir die Leute, welchen wir ein ſo ungemeines Geſchenk machen könnten, erſt kennen lernen?“

„Es ſei!“ verſetzte Iſabella.

„Ich eile nun zurück zu meinen Geſchäften,“ fuhr der Notar fort, „auch hat ſich der Bruder des Grafen Joſeph, welcher mit ſeiner Schwägerin hier angekommen iſt, bei mir anmelden laſſen. Es ſcheint, als wolle er mich ſondiren. Ade, meine Gnädige!“

Der dienſtfertige Freund begab ſich hinweg. Iſabella war bei dieſem Geſpräche nur mit halber Seele, denn ihre Gedanken eilten immer hin zu Achilleus; es war ihr, als müſſe ſie ihn fragen, was zu thun ſei? —

Sie ſetzte ſich zum Schreibtiſch, um an ihn zu ſchreiben; nach kurzem Beſinnen warf ſie die Worte auf das Papier:

Achilleus!

„Darf ich mein Achilleus ſagen? Warum gabſt du mir bei deinem Auszuge nicht das Zeichen an der Thüre? Ich knieete vergebens dort und hielt die Hand feſt mit dem ſeidenen Taſchentuche um den Dolchgriff geſchlungen, um dir meine Seele in die Ferne mitzugeben. Nun lebe ich noch im warmen Blute, und meine Seele plätſchert, wie ein Fiſch, darin; ſo wohl iſt ihr im ſchönen Leben, das ſie mit dem geliebten Manne theilt. Antonio hat mich deinen Brief an ihn leſen laſſen. Du liebſt mich noch! Sage, wie ſehr ich dich lieben ſoll, und ich will deine Befehle mit Gedankenſchnelle überfliegen! Du fragſt, wer der Unglückſelige war, der in jener Nacht hinter dir mit dem durchbrechenden Geländer in den Hof hinunter geſtürzt iſt? Du ahneſt recht! — Er iſt es, vor deſſen Andenken mir graut. — Wenn ich mich von hier erlöſt habe, ſo ſoll die Erinnerung an ihn tief hinunterrollen in die Vergangenheit, an die Niemand mehr denkt. Er ſoll verſchwinden vor mir, wie ein böſer Traum vor der hellen Sonne des Tages. Du liebſt mich noch, Achilleus? — Liebſt du mich ewig, wie ich dich? Darf ich dir angehören? Ganz und gar? Darf ich zu dir ſtürzen, dich mit beiden Armen umſchlingen und nie von dir laſſen? Ich habe geleſen, daß die Frauen der Sulioten ſich in die Schaaren der Streiter gemiſcht und die fürchterliche Schlacht bis zum Siege mit durchgekämpft haben; ſollte die Spanierin der Suliotin nachſtehen? Ich will deines Volkes und deiner werth ſein, du ſollſt mich prüfen, ſtreng ohne Mitleid, aber wenn ich die Probe beſtehe, nicht wahr, dann ſagſt du zu mir: „Iſabella, ich bin zufrieden.“ Du wirſt mir doch nicht zürnen, du geliebter Mann, daß ich im Gehorſam zu meinem Vater ſo lange verharrt bin, bis dorthin, wo ich im freiwilligen Tode keine Sünde mehr ſah? Ich konnte dir doch mein Wort nicht anders halten. Und ich bin ganz dein geblieben, und ich bin ſelig, daß ich mir ſagen kann: ich bin deiner in keinem Augenblicke unwerth geworden! Könnte ich doch an deiner Seite in der Schlacht ſtehen, ſiegen und fallen. Sie ſollen uns begraben im freien Hellas und einen Lorbeerbaum und einen Roſenſtrauch auf das Grab pflanzen, daß wir wieder an die Sonne emporwachſen und uns umſchlingen können in ſüßem Wechſeltauſch der Blätter und Blüthen.

Du ſollſt den Helden Kränze zum Triumph, ich will den Bräuten rothe Roſen zur Hochzeit ſchenken! Ich habe kein anderes Wort, als: ich liebe dich! Schreibe mir noch einmal von Marſeille. Sprichſt du: „Komme zu mir, Iſabella!“ ſo bin ich bei dir. Sei mir nicht böſe um die Frage: darf ich die gräfliche Erbſchaft von mir werfen? Erlaubſt du es mir? Schreibe mir deinen Befehl! Antonio ſoll auch an dich ſchreiben. Seine Schweſter, die ſchöne, hochherzige Francesca — iſt verſchwunden. Ich möchte dir immer noch ein Wort zurufen; aber alle ſind enthalten in dem Wunſche: behalte lieb deine

Iſabella.“

Viertes Capitel.

Während Iſabella an Achilleus ſchrieb, hatte es zu verſchiedenen Malen an die Zimmerthür geklopft, Iſabella aber es nicht vernommen.

Nach einer Weile öffnete ſich die Thür, und Karlmann von Rankenſtein ſteckte ſein hageres, lauerndes Geſicht herein.

Als er Iſabella mit Schreiben beſchäftigt ſah, begann er zu hüſteln, um ſich bemerklich zu machen.

Nun ſchob Karlmann ſeine hungrige Geſtalt, ſchwarz vom Frackkragen bis zum Stiefelabſatz, den ſchwarzumflornen Hut unter dem Arm, durch die Thürſpalte ganz herein.

Karlmann war nicht blöde; er lächelte dummdreiſt, blieb ſtehen und nießte.

Iſabella fuhr empor. Als ſie aber den Grafen Karlmann erblickte, ſchauderte ſie vor der abſcheulichen Aehnlichkeit, welche dieſer mit dem Verſtorbenen hatte, und ſeinem verbiſſenen Zuchthausgeſicht mit den lauernden Augen, welche die Blicke zum leichten Schielen verkniffen, heftig zurück.

Die Worte erſtarrten ihr auf der Zunge, ihr war es zu Muthe, wie einem Vogel, welchen eine Klapperſchlange anſtarrt.

Als aber jetzt Karlmann ſich mit einer Verbeugung ihr nähern wollte, ſchrie ſie laut auf.

„Gnädige Frau Gräfin!“ begann Karlmann, „verzeihen Sie, wenn ich Sie erſchreckt habe; ich traf Niemand von Ihrer Dienerſchaft im Vorſaale, doch wagte ich es, hier einzutreten, — und welche Ueberraſchung! ich kann nicht zweifeln, daß ich vor mir meine verwittwete Frau Schwägerin, Iſabella, geborne von Malavilla, ſehe!“

„Sie kennen mich?“ fragte ſcheu Iſabella.

„Mein verſtorbener Bruder,“ verſetzte Karlmann, „hatte das Talent, das Signalement einer Perſon ſo aufnehmen zu können, daß man bei einiger Phantaſie ſie wieder erkennen mußte, wenn man ſie zum erſten Male erblickte. Als er uns ſeine Verlobung mit Ihnen, meine Gnädige, anzeigte, ſchilderte er Sie ſo genau, daß ich jetzt einen Eid darauf ablegen wollte, daß Sie meine gnädige Frau Schwägerin ſind.“

Iſabella fragte jetzt kurz: „Sie ſind alſo ein Bruder des verſtorbenen Grafen?“

„Eure Gnaden,“ entgegnete Karlmann, „werden doch nicht daran zweifeln? Freilich beſitze ich im Augenblicke zum Beweiſe, daß ich der bin, für welchen ich mich ausgebe, nur meine Aufenthaltskarte.“

„Ich zweifle nicht im Geringſten daran!“ verſetzte Iſabella.

„Ja, ich gehöre der gräflichen Familie von Rankenſtein an,“ fuhr hochmüthig und doch mit dem Beſtreben, angenehm erſcheinen zu wollen, Karlmann fort, „und wir dürfen uns ſchmeicheln, zu unſerer Familie Mitglieder zu zählen, welche die höchſten Hofchargen bekleidet haben. Unſer verſtorbener Vater war kaiſerlicher Rath, unſer mütterlicher Oheim — Hofmarſchall, unſer verſtorbener Bruder —

„Mein Vater,“ unterbrach ihn Iſabella, „hat mir davon geſagt.“

„Und ich," fuhr Karlmann fort, „habe ſchon verſchiedene Aemter verwaltet, ſie jedoch wieder aufgegeben, da ich leider zu großes Ehrgefühl habe. Meine Gnädige! Sie können nicht glauben, was es für ein Unglück iſt, zu viel Ehre zu beſitzen! Denken Sie, durch unſere Mutter ſind wir mit den Bourbonen, den größten Kaiſerlichen und Königlichen Majeſtäten Europa's verwandt. Unſere Großmutter war eine natürliche Tochter Louis XIV. Aber wollen wir uns nicht ſetzen, meine Gnädige?"

„Wie Sie belieben!" entgegnete Iſabella.

Karlmann warf ſich auf das Sopha und forderte Iſabella auf, neben ihm Platz zu nehmen; Iſabella aber zog vor, ſtehen zu bleiben.

„O wie glücklich wäre unſer Haus geweſen, Sie die Unſrige nennen zu können! Sie ſind eine Spanierin?"

„Ja!"

„Eine Spanierin; und darf ich fragen, gewiß von ſehr altem Adel? Ja, alter Adel und alte Kronthaler!"

„Ja! Doch was bedeuten Ihre Fragen?"

„Ihr Herr Vater iſt, wie ich höre, wieder zurückgereiſt? Sie ſind ganz allein? Das iſt eine grauſame Lage; haben Sie nie darüber nachgedacht, wie Sie ſich nun zu ſtellen gedenken?"

Als Iſabella ſchwieg, fuhr er fort: „Man glaubte, daß mein Bruder einiges Vermögen beſitze; es ſoll aber ganz und gar geſchmolzen ſein; der Aufwand, welchen ſeine diplomatiſche Carriere verlangte, hat es aufgezehrt. Es iſt entſetzlich, daß er ſo frühzeitig ſterben mußte, ohne ſeine Wittwe noch verſorgt zu haben. Es iſt wirklich gewiſſermaßen Pflicht für die gräflich Rankenſtein'ſche Familie, für ihre liebe Angehörige zu ſorgen. Sie können nicht glauben, wie ſehr ich mich für unſer Haus aufopfere? Wir Rankenſteiner leiden alle an einem zu weichen Herzen. Sie können ganz auf mich rechnen; — ich bin ein Rechtspracticant und bald Doctor juris. Ich werde mich Ihrer annehmen.

„Im Familienrathe haben wir beſchloſſen, Sie zunächſt mit zu uns nach Wien zu führen; denn ſo einſam können Sie unmöglich in der Welt daſtehen; das duldet nicht die Ehre des gräflichen Hauſes, dem Sie nun angehören."

Iſabella fiel jetzt die Unterredung mit dem Notar Alippi ein. „Sollten die Menſchen wirklich ſo ſchlecht ſein, als er ſie mir geſchildert hat?" fragte ſie bei ſich. In dieſen Gedanken beſchloß ſie, vor ſich Alles abſpinnen zu laſſen. Sie entgegnete jetzt lächelnd: „Aber warum ſoll ich nicht lieber in ein Kloſter gehen?"

„Sie werden doch," entgegnete Karlmann, „nicht ſo viele Reize und Schönheiten in die düſter-melancholiſchen Zellen eines Kloſters verbergen und grauſam die Welt von ſich ſtoßen, welche ihre Arme nach Ihnen ausbreitet?"

„Ich bin ein armes, verlaſſenes Weſen!"

„Verlaſſen? Bin ich nicht Ihr Schwager? O laſſen Sie mich dieſe ſchöne Hand küſſen, welche gewiſſermaßen mein gehört, inſofern Sie dieſe meinem Bruder gereicht haben. O der Glückliche! der Beneidenswerthe! Wir haben ein Hausgeſetz, daß freilich nicht auf dem Rechtswege geltend gemacht werden kann: daß die Wittwen unſeres Hauſes, wenn ſie ſich wieder verheirathen wollen, nur wieder einen Rankenſtein'ſchen Abkömmling heirathen müſſen! — Ich bin ein ſolcher Abkömmling, aber wohl nicht in den Augen meiner huldreichen, ſchönen Schwägerin?"

„Wie meinen Sie das?" fragte Iſabella unwillig und empört über den Sinn dieſer Worte, inſoweit ſie ihn ahnte.

Karlmann verſtand jedoch dieſe Frage als eine Bejahung ſeines Antrags, ſank wieder auf die Kniee und rief: „O, der erſte Augenblick, in welchem ich Sie ſehe, entſcheidet über mich! — Mein ſeliger Bruder hat gewählt wie ein Rankenſteiner, und ſtolz bekenne ich mich auch zu ſeinem bon goût! Sie folgen mir nach Wien? Die Rankenſtein'ſchen Ahnen werden in den Wolken über uns ſchweben und ſegnend ihre Hände über uns ausſtrecken! Sie werden? Sie werden —"

„Zudringlich, Herr Graf!"

„O, die Liebe, die Anbetung kennt keine Zeit!" ſagt ein Weltweiſer, und Göthe, einer der größten Weimar'ſchen Dichter: „Doch wer kühn iſt und verwegen!"

„Faſſen Sie ſich, Herr Graf!"

„Alſo kühler muß ich ſein?" dachte jetzt Graf Karlmann für ſich, erhob ſich vom Boden und ſetzte das Geſpräch ſüß lächelnd fort:

„Ich bin ein Träumer, meine Gnädige! und die Empfindung reißt mich hin, wo ich nur huldigen, nur anbeten ſollte. Sie werden in der nächſten Zukunft gar ſehr ritterlichen und juriſtiſchen Schutz bedürfen, glauben Sie es mir, und wie glücklich, wie überaus glücklich würde ich ſein, wenn es mir gelänge, Ihnen ein bezauberndes Lächeln abzugewinnen! Sie dürfen mir nur ein Blanquet zur Vollmacht ausſtellen, um in Ihrem Namen Ihre Angelegenheiten erkennen zu können!"

„Es thut mir leid, Herr Graf, daß ich gar keine Angelegenheiten habe, wo ich Ihrer Rechtskenntniß bedarf."

„O Sie Unſchuldige, Sie kennen die Welt nicht! Hat nicht Ihr Herr Notar für Sie geſorgt und die Ehepacten redigirt?"

„Sie beleidigen! Sie wollen mich beleidigen!"

„Es iſt Nichts ſo hell hienieden, dem nicht auch eine dunkle Seite abzugewinnen ſein ſollte.

„Mein verſtorbener Bruder Franciscus hat eine Wittwe und zehn unmündige Kinder hinterlaſſen, welche Sie bald kennen lernen werden. Sie begreifen, daß die Wittwe und die Kinder, ſelbſt wenn ſie wollten, nicht geradezu dieſe Ehepacten anerkennen können. Es muß mithin zum Proceß kommen. Vorläufig hat die Franciscaniſche Linie ſeine Güter in Beſitz genommen. Während der Dauer des Proceſſes wird ſie die Nutzungen davon beziehen. Für die Franciscaniſche Linie hat der Proceß nicht viel zu bedeuten; ſie beſitzt das ſchöne Fideicommißgut Eulenburg und kann die Nutzungen von den Joſeph'ſchen Gütern zu den Proceßkoſten verwenden; aber Sie ſind eine Ausländerin, müſſen Caution ſtellen, und wie lange meinen Sie, daß ein Proceß bei uns dauern kann? Ich ſelbſt habe einen ſolchen zu Actenſtößen angeſchwollenen Proceß unter meiner Feder, welcher unter Maria Thereſia ſchon blühte, und ich bringe ihn auch nicht zu Ende. Ich bin hier als das Haupt meiner Familie ganz und gar uneigennützig, bis auf die ſchönen, ritterlichen Hoffnungen, welche Ihr Anblick mir eingeflößt hat. Ich darf mir ſchmeicheln, daß ich bekannt bin als ein einflußreicher Freund und ein nicht zu verachtender Feind! Mein Charakter und meine Stellung leiſten dafür Bürgſchaft. Doch ich ziehe mich beſcheiden auf den erſten Wink, den mir Eure Gnaden ertheilen, zurück. Keineswegs will ich das Prädikat „zudringlich", das Ihren ſchönen Lippen, freilich nur im Scherz, entſchlüpft iſt, mit von hinnen nehmen. Soll ich mich zurückziehen, meine Gnädige?"

„Sie können Ihre Frage bejahen!" verſetzte empört und ſtreng Iſabella, „und nehmen Sie mit ſich die Gewißheit, daß mit meinem Willen die Rankenſtein'ſche Familie mir ewig fremd bleiben ſoll. Ich wünſche Ihnen und Ihren Neffen und Nichten alles Gute; nur mich, bitte ich, für keine Ihrer Angehörigen zu betrachten. Leben Sie wohl!"

Karlmanns Naſenſpitze wurde bei dieſer Erklärung ſchneeweiß, während das Geſicht ſich mit Grün und Gelb ſchattirte. Er warf den Kopf in den Nacken und rief:

„Wir werden Ihnen zu begegnen wiſſen! Ich fürchte Sie nicht, wer Sie auch ſein mögen, und werde gewiß der Letzte ſein, Sie als Wittwe meines Bruders anzuerkennen. Sie haben es ausgeſprochen, wir ſind geſchieden; und wie ich mich hier verabſchiede, ſo muß ich im Voraus bemerken, daß ich keineswegs hier dem hohen und niederen Publikum ein Urtheil über meine zukünftige Handlungsweiſe zugeſtehen kann."

„Thun Sie, was Sie nicht laſſen können!" verſetzte lächelnd Iſabella.

„Ich empfehle mich!" ziſchte Karlmann zwiſchen den Zähnen, und warf hinter ſich die Thür heftig in das Schloß, indem er draußen auf Ines ſtieß, welche die Arme in die Seite ſtemmte und ihm zurief:

„Ein Tölpel ſeid Ihr! Wär' der alte Ritter da mit ſeinem Stocke, der ſollte Euch lehren, wer wir ſind!"

Karlmann fuhr jedoch, im Innerſten erboßt, vorüber, bereit zu allen böſen Dingen.

Fünftes Capitel.

Karlmann hatte ſich noch nicht lange entfernt, ſo kam Gräfin Eulalia von Rankenſtein-Storchbein mit ihren zehn Kindern vorgefahren und ließ ſich von Ines zur Viſite bei Iſabella anmelden.

„Draußen unſer Vorſaal,“ erzählte Ines, „ſieht aus, wie ein Haufen Ameiſen; Alles kribbelt ſchwarz und klein durcheinander. Die Gräfin von Raben- oder Rankenſtein, oder was ſie ſonſt für ein Stein iſt, ſteht mit einer ganzen Kleinkinderſchule draußen, Alle kohlſchwarz!“

„Ich werde nicht klug aus deinem Geſchwätze!“ entgegnete Iſabella.

„Ich auch nicht!“ erwiederte Ines; „Horcht nur, wie das draußen pispert und wispert, wie ein Staarenneſt. Das ganze Waiſenhaus mit der Waiſenhausmutter iſt es; ſoll ich ſie hereinlaſſen?“

„Wir müſſen ſehen,“ verſetzte Iſabella, „was die Leute wollen!“

Ines eilte hinaus, und nach einer kurzen Weile trat die Franciscaniſche Linie herein, voran die Gräfin, lang und ſchlank im abgegriffenen, ſchwarzſammtnen Hute mit einem Florſchleier, welcher ſchalkhaft vom Geſichte ein wenig zurück auf die Schulter geſchlagen war, in einem gefärbten, ſchwarzſeidenen Kleide, welches kaum die ſchwarzwollenen Strümpfe und die ein wenig niedergetretenen und mit Bändern befeſtigten Schuhe bedeckte.

Hinter ihr her folgten paarweiſe die kleinen, gleichfalls ſchwarz aufgefärbten Hoffnungen des Rankenſtein'ſchen Geſchlechtes.

Die Frau Gräfin machte eine ſteife Bewegung zur Verneigung, daß der Saum ihres Gewandes beinahe den Boden berührt hätte, und wandte ſich dann mit angenehmem Lächeln und den Worten zu Iſabella:

„Unſere gnädige Frau Schwägerin müßte glauben, daß wir keine Bildung beſäßen, wenn wir bei den traurigen Verhältniſſen, welche für das Gräfliche Rankenſtein'ſche Haus hier eingetreten ſind, nicht herbeiflögen, unſere betrübte Aufwartung und unſere Condolenz zu machen. Wir ſind Tag und Nacht von Wien her unterwegs geweſen, erſt geſtern Abends hier angekommen, und Sie werden entſchuldigen, daß wir jetzt erſt kommen. Meine geliebten Kinderchen waren ſo ungeduldig, der liebenswürdigen Tante ihre gehorſame Aufwartung zu machen, daß ſie ſich kaum anziehen laſſen wollten.“

„Mit wem habe ich die Ehre zu ſprechen?“ fragte ſchüchtern Iſabella.

„Comtesse Eulalie de Rankenstein, née de Storchbein!“

„Sie ſind,“ verſetzte fragend Iſabella, „die Wittwe des Grafen Franciscus von Rankenſtein und haben eine ſo weite Reiſe unternommen, nur um mich zu tröſten? Wie komme ich zu dieſer zarten Aufmerkſamkeit? Sie werden müde ſein, wollen Sie ſich nicht niederlaſſen?“

„Von dieſer gnädigen Erlaubniß,“ verſetzte die Gräfin, „machen wir unterthänigen Gebrauch.“

Indem ſich die Gräfin Eulalia von Rankenſtein niederließ und ſich um ſie herum die kleinen Franciskaner gruppirten, ſchöpfte ſie Odem und überlegte dabei, wie klug ſie es anfangen müſſe, um zu erfahren, ob Iſabella ihr im Herzen ihres Freundes Karlmann gefährlich werden, und ob ihr vielleicht in den Sinn gekommen ſein könne, ſich in Wien niederzulaſſen; denn noch hatte ſie keinen andern Gedanken, als den, welchen die Eiferſucht ihr eingab.

In dieſem Sinne fragte ſie jetzt mit verhehltem Argwohn: „Wenn wir hätten hoffen können, Sie nächſtens bei uns in Wien zu ſehen, welches ſich wohl kaum mit Madrid meſſen kann, da jenes doch bei Weitem klimatiſcher ſituirt iſt, ſo mußte ich freilich die Reiſe zu Ihnen unternehmen, ohne den Thermometer in meinem Orangeriehauſe nach der Witterung zu befragen. Wie glücklich könnten wir uns ſchätzen, wenn wir uns geirrt hätten und Sie künftighin in Wien leben würden, wo wir uns im Winter täglich ſehen und Sie mich im Sommer auf Eulenburg beſuchen könnten!“

„Ich muß darauf verzichten,“ entgegnete Iſabella; „auch habe ich bis jetzt noch nicht gewünſcht, Ihre ſchöne Vaterſtadt kennen zu lernen; doch danke ich Ihnen aufrichtig für Ihre freundliche Einladung.“

„Sie geben uns eine abſchlägliche Antwort?“ verſetzte mit traurigen Mienen die Gräfin, während ihr Herz ſich wunderbar leicht fühlte, „und Sie ahnen nicht, wie wehe Sie uns damit gethan haben? Ich hatte mir ſchon einen Plan entworfen, wie wir zuſammen unſer Leben einrichten wollten; Mittwochs Abends habe ich allwöchentlich den Winter über während der Saiſon meinen Saal offen, ganz nach Pariſer Zuſchnitt, wo ich die geiſtreichſten Männer Wien's zu ſehen gewohnt bin. Neulich erſt verſicherte mir Sapphir, daß er nächſtens erſcheinen werde, um bei mir humoriſtiſche Studien zu machen. Zuweilen laſſe ich auch in meine Geſellſchaft berühmte Reiſende einführen.“

Iſabella begriff von allen dieſen geſchilderten Herrlichkeiten Nichts; die Gräfin fuhr jedoch fort:

„Und wie habe ich mich erſt gefreut, mit Ihnen die ſpaniſchen Dichter zu leſen; zuerſt die Werke der berühmten Louiſtada; — ich habe eine Vorliebe für dieſe Dichterin, weil ſie einen ſolchen ſchönen Namen hat!“ —

„Sie meinen wohl,“ verſetzte betroffen Iſabella, „die Luſiade des Camoens?“

„Ganz recht!“ erwiederte die Gräfin; „aber freilich, mein Spaniſch will noch nicht viel bedeuten.“

„Sie gebrauchen es auch nicht dazu!“ entgegnete lächelnd Iſabella; „denn Camoens iſt ein Portugieſe.“

„Ach ja! ich erinnere mich,“ verſetzte die Gräfin, etwas unſicher und ſpitzig; „unſer ſeliger Joſeph freilich war im Spaniſchen beſſer zu Hauſe, als wir; — und doch,“ fuhr die Frau Gräfin mit Anſpielung auf die Erbſchaftsverhältniſſe fort, „müſſen wir ahnen, daß dem von Rankenſtein'ſchen Hauſe nicht das geringſte, ſichtbare Andenken davon hinterlaſſen ſein ſoll.“

Doch jetzt erhob ſie ihre Augen zu Iſabella, um zu ſehen, welchen Eindruck ihre kluge Rede, wie ſie glaubte, auf dieſelbe gemacht habe; es vergingen ihr aber alle Gedanken, die ſchlimmen und gemeinen, als ſie der verachtende Blick Iſabellens traf, unbeſchreiblich ernſt und zugleich voll Adel und Hoheit, und doch voll Mitleid mit dieſer Erbärmlichkeit.

Doch bald milderte ſich der ſtrenge Ausdruck in Iſabellens Augen und Mienen; ein wehmüthiges Lächeln zog ſich um ihre Lippen. Ohne ein Wort zu entgegnen, wandte ſie ſich zu ihrem Bureau und brachte das Etui mit dem Sapphirſchmucke daraus hervor, welcher ihr vom Grafen Joſeph als Brautgeſchenk eingehändigt worden war.

„Das Einzige,“ ſagte ſie mild zu der unſichern Gräfin, „was ich von Ihrem verſtorbenen Schwager in den Händen habe und deſſen Beſitz mich drückt, da ich es nie mein nennen mochte, iſt dieſer Schmuck. Die einzige Freude, welche Sie mir machen können, iſt die Erfüllung meiner Bitte: zum Andenken an ihn die Juwelen unter Ihre Kinder zu vertheilen, wenn Sie ſich nicht entſchließen könnten, ſie für ſich anzunehmen.“

Mit dieſen Worten überreichte ſie das Etui der Gräfin.

„Ich bin unendlich gerührt,“ verſetzte dieſe, „von Ihrer Zuvorkommenheit und — “ hier ſtockte ihre Rede, denn unter ihren Fingern ſprang faſt unwillkürlich der Deckel des Etui auf, und die prächtigen, tiefdunkeln Sapphire leuchteten, wie flammende Kinderaugen, ihr in das Geſicht.

Die Gräfin ſprang von ihrem Stuhle auf und ſtürzte auf die zurückweichende Iſabella mit den Worten los: „O, meine theure Freundin, welche unausſprechliche Großmuth beweiſen Sie gegen mich oder vielmehr meine verwaiſten Kinder! O das iſt mehr, als Großmuth, es iſt ſpaniſche Großmuth!“

„Sie haben mir nicht zu danken,“ verſetzte Iſabella; „vielmehr danke ich Ihnen, daß Sie mich von dieſen Gegenſtänden befreien.“

„Kommt her, Kinder, Ihr zuerſt, Thereſel und Andreſel,“ rief die Gräfin, „und bedankt Euch bei der gnädigen Tante.“

„Ich gehe nicht zu ihr, Mama!“ erwiederte Andreſel, Karlmann's lebendiges Ebenbild, „ich hab' ja Nichts gekriegt!“

Während die übrigen kleinen Franciscaner auf Iſabella zum Handkuß losgingen, trat Hofrath Gentz ein.

Auf einen hohen Wink hatte er ſich bewogen gefühlt, hierher zu kommen, um ſich nach Iſabella zu erkundigen.

Ines hatte ihn ohne Anmeldung hereingelaſſen.

Als er die dunkle Gruppe, wie eine Wolke, verſammelt ſah, trat er einen Schritt zurück; er hätte ſich gern wieder entfernt, wenn ihn nicht die Frau Gräfin Eulalia bemerkt gehabt hätte.

Mit Erſtaunen und verklärten Augen rief ſie: „Excellenz, Herr Hofrath von Gentz, o, wie bin ich überaus glücklich, Hochdieſelben hier in Verona zu ſehen! Meine Schwägerin erlaubt mir, Sie im Namen unſeres Hauſes willkommen zu heißen.“

Der Hofrath verneigte ſich mit einem unbeſchreibbaren, ſtummen Lächeln um die Mundwinkel gegen die Wiener Gräfin, und jetzt theilnehmend vor Iſabella, indem er ihr die Hand küßte und begann:

„Sie dürfen ſich, ſchöne Freundin, überzeugt halten, daß die hochgeſtellteſten Perſonen des Congreſſes an Ihrem Leide überall den herzlichſten Antheil nehmen. Wenn wir Ihnen irgendwo nützen können, ſo dürfen Sie uns nur mit Ihrem Wunſche vertrauensvoll beehren.“

„Von ganzem Herzen,“ entgegnete Iſabella, „danke ich Ihnen für Ihr ſo gnädiges und freundliches Wohlwollen, das ich insoweit zunächſt dankbar in Anſpruch nehme, als ich gern auf ſicherem Wege einen Brief an meinen Vater ſenden möchte, welcher ihn mit gewöhnlicher Gelegenheit kaum treffen dürfte.“

„Senden Sie mir," verſetzte der Hofrath, „den Brief zu, ich gebe Ihnen mein Wort, daß er Ihrem Herrn Vater zur Hand kommen ſoll."

„Excellenz!" rief jetzt Gräfin Eulalia, welche mit Schrecken bemerkte, daß der Hofrath noch keinen Stuhl hatte, „darf ich Ihnen nicht hier meinen Seſſel anbieten?"

„Mein Platz iſt," erwiederte der Hofrath, „hier zu den Füßen unſerer gnädigen Freundin!" indem er ſich auf das Tabouret vor ihr niederließ.

„Sie haben hier," fuhr der Hofrath mit heimlich neckendem Tone fort, „die ſchöne Bekanntſchaft Ihrer angenehmen Verwandten aus Wien gemacht? Dieſer freundliche Zuſpruch wird für Sie jetzt ein großer Troſt ſein!"

„Excellenz! Das Haus von Rankenſtein," rief die Gräfin, indem ſie auf dem Stuhle eine Art von Knix zu Wege brachte, „iſt für die Theilnahme, welche Sie ihm ſchenken, unterthänigſt verbunden."

„Sie ſind eine recht glückliche Mutter, liebe Gräfin!" verſetzte der Hofrath, „Sie beſchenken die Monarchie mit reichen Hoffnungen."

„Die Franciscaniſche Linie des Hauſes Rankenſtein," rief entzückt die Gräfin, „wird dieſen Moment, wo Eure Excellenz ſo ungemeine Gnade auf uns häufen, als unvergeßlich in ihre Familienannalen niederſchreiben."

Der Hofrath, welchem dieſe Unterhaltung allmälig Spaß machte, wandte ſich jetzt halb zur Gräfin und halb zu ihrem Stiefſöhnchen, dem Andreſel, welcher ſich dicht zu ihm hingeſtellt hatte, und fragte, indem er ihn bei der Hand faßte: „Und Sie ſind der älteſte Ihrer Brüder?"

Andreſel aber verſtand unrecht und ſtieß die Hand des

Hofraths zurück mit den Worten: „Greif' mich nicht an; ich kann dich nicht leiden!“

Wie von einem elektriſchen Funken berührt, ſchnellte die Gräfin von ihrem Sitze auf, ſtürzte mit vorgeſtreckten Händen auf den Hofrath zu und rief: „Sie ſehen meinen Schreck, Excellenz! o, das unglückliche Kind! Laſſen Sie ihn ſein Ungeſchick nicht entgelten, wenn er nach zwanzig Jahren wieder vor Hochdenſelben erſcheinen wird, um ſeine Carriere zu machen!“

„Beruhigen Sie ſich, edle Mutter!“ verſetzte der Hofrath, indem er ihr ironiſch mit gedrückten Augen in das Geſicht blickte: „die Monarchie weiß die Geſinnung, welche dem Rankenſtein'ſchen Geſchlecht angeboren iſt, zu ehren und — zu befördern.

„Doch, gnädige Freundin,“ wandte er ſich zu Iſabella, „meine Zeit iſt mir leider zugemeſſen; erinnern Sie ſich freundlich meiner zu guter Stunde!“

„Ich werde nie,“ entgegnete Iſabella, „Ihre freundliche Theilnahme an meinem Schickſale vergeſſen, und nie Ihr Wohlwollen, das Sie mir am Tage des Abſchiedes von meinem Vater, wo mir mein trauriges Schickſal auf einen Augenblick die Beſinnung raubte, mit ſo zarter Rückſicht bezeigt haben.“

Der Hofrath küßte ihr ſchweigend die Hand, verneigte ſich vor der Frau Gräfin Eulalia und verließ die Geſellſchaft.

Kaum hatte er ſich entfernt, als die Gräfin ſich mit den Worten zu Iſabella wandte: „Erlauben Sie mir, mich gleichfalls zu empfehlen; denn die entſetzliche Scene, welche ich mit dem unglücklichen Knaben erlebt habe, raubt mir die Beſinnung. Wir hoffen, Sie recht bald bei uns zu ſehen, wenn Sie der Adreßkarte, welche ich Ihrer Kammerdame gegeben habe, einige Aufmerkſamkeit ſchenken wollen.“

Mit dieſen Worten entfernte ſich die Gräfin, und hinterher folgten Paar auf Paar die Hoffnungen der k. k. Monarchie.

Vor dem Zimmer mochte jedoch die Gräfin ihrem kleinen Andreas von Rankenſtein eine Lection auf Abſchlag ertheilt haben, welche ihn ſo rührte, daß erſt das Rollen der Gräflich Rankenſtein'ſchen Familienkutſche ſein lautes Weinen verhallen ließ.

Iſabella ſtand noch lange da, verſunken in ſich ſelbſt; ſie fühlte ein namenloſes, bitteres Weh in ihrem Herzen, zum erſten Mal ganz den Schmerz der Weltverachtung.

Sechstes Capitel.

Der Notar Alippi ſaß an ſeinem Arbeitstiſche, faſt zugebaut von Actenſtößen, welche ſich um ihn zu Bergen aufgethürmt hatten. Eben zankte er ſich mit einem Gerichtsboten, welcher einen Sportelzettel für einen ſeiner Clienten überbracht hatte und die Bezahlung forderte.

„Für wen haltet Ihr mich denn,“ eiferte der Notar, „daß ich die Proceſſe meiner Clienten aus meiner Taſche führen ſoll? Habt Ihr nicht Luſt zu warten, bis der Betrag an mich eingeſendet worden iſt, ſo weiß das Gericht, wohin es ſich zu wenden hat.“

„Aber der junge Advokat Fiſſetto verlegt immer die Koſten!“ entgegnete ſchüchtern der Gerichtsbote.

„So wendet Euch an ihn,“ verſetzte barſch der Notar; „wenn da Einer ein Narr iſt, warum ſoll ich auch einer ſein?“

„Eine halbe Lira Botenlohn für mich, das iſt nach der Taxe!“ entgegnete der Gerichtsbote.

„Wer Euch geheißen hat, hierher zu gehen,“ antwortete der Notar, „mag Euch auch das Botenlohn bezahlen. Baſta!“

Unwillig entfernte ſich der Gerichtsbote, indem er etwas von „Filz!“ und „Geizhals!“ in ſich hineinbrummte.

„Ich will auch keinen Kreuzer mehr bezahlen,“ ſprach der Notar bei ſich, „den ich nicht zu zahlen ſchuldig bin. In ſo einem lieben Vaterlande, wie ich eins habe, und wo Alles für Geld feil iſt, muß man Nichts überflüſſig ausgeben.“ Eben ſummirte er eine Liquidation in ſeinem Deſervitenbuch zuſammen und ſprach dabei: „Das ſind dreihundert Liren! Auch gut!

„In einer Stadt,“ philoſophirte der Notar wieder bei ſich, „wo man kein Verdienſt kennt, als das baare, und keine Ehre, als die goldene, da muß man Alles zu Geld machen! — Ich bin ein Kind meiner Zeit, ich kann die Welt nicht anders machen. Baſta!“

Jetzt war Antonio hereingetreten. Kaum hatte ihn der Notar bemerkt, ſo ſprang er mit Geſchäftsfreundlichkeit auf, hieß den Freund willkommen und zog ihn vertraulich zu ſich nieder in das kleine, zweiſitzige Sopha.

„Ich muß Euch heute mit einigen Geſchäften ſtören!“ begann Antonio. Der Notar unterbrach ihn aber mit den Worten: „Geſchäfte ſtören mich nie, und wir können uns ſchon collegialiſch einige Zeit ſchenken; denn der Arzt kurirt den Magen und der Advocat die Börſe, welche freilich nie an Unverdaulichkeit, ſondern nur an dem leidet, was ihr abgeht! Was übrigens unſere Mittel betrifft, welche wir gebrauchen, ſo laufen ſie auf Eins hinaus: Aderlaſſen, Schröpfen und ſo weiter!“

„Seid Ihr doch immer gut aufgelegt!“ verſetzte Antonio; „ich habe freilich ſo viel Trauriges in den letzten Tagen erlebt, daß mir zu Muthe iſt, wie Einem, der aus dem Starrkrampfe wieder in das Leben hineingebürſtet worden iſt.“

„Freilich, Ihr könnt von Unglück erzählen!“ entgegnete der Notar; „durch Euer Haus iſt ein Schickſal gegangen, wie man es kaum in alten Zeiten gekannt hat, wo kein Tag hier verging, welcher nicht von einem Bürgerauflauf, Mord und Zetergeſchrei zu erzählen hatte.“

„Ihr werdet mir glauben,“ fuhr Antonio fort, „daß ich der hieſigen Verhältniſſe herzlich ſatt bin. Seit meine Schweſter eines ſo verhängnißvollen Todes geſtorben, iſt es mir, als rückten die Mauern der Straßen und die Wände meines eigenen Hauſes immer näher zuſammen, um mich zu erdrücken. Kurz und gut! ich gehe von hier hinweg.“

„Uebereilt Euch nicht, werther Freund,“ verſetzte der Notar, „wo Ihr auch hingeht, Ihr nehmt Euch doch überall ſelbſt mit! Was Euch quält und ängſtigt, liegt in Euch.“

„Zum Theil gewiß,“ verſetzte Antonio, „aber nur in ſo fern, als der Einzelne den Einflüſſen der Außenwelt nie ſich gänzlich entziehen kann. Herrſcht die Peſt in einer Stadt, ſo iſt auch die Luft krank, und Niemand iſt ganz geſund, der ſie athmet. Wer der Krankheit ausweichen will, der muß eine andere, geſunde Gegend aufſuchen.

„So will auch ich nicht nur Verona, ſondern auch Italien verlaſſen, denn es iſt doch nur eine Todtengruft, über deren Eingang noch immer die prahleriſchen Worte ſtehen: „Ich harre der Auferſtehung!“

„Ich laſſe mir das Alles nicht zu ſehr zu Herzen gehen,“ entgegnete der Notar. „Es iſt das Schickſal aller geſchichtlichen Völker, daß ſie ſich einmal in ungeheuren Thaten glorificiren und alle Kraft, welche ſie in ſich tragen, verſchwenderiſch ausleben, als müßte ſie ewig vorhalten. Die Folge iſt immer Erſchöpfung, Ohnmacht und Schlaf. Meinetwegen habt Recht, Italien liegt nun ſo ſeine tauſend Jahre im Starrkrampfe; tröſten wir uns! Wenn die Zeit kommt, wo Italien wieder ſich erholt haben wird, modern wir ſchon lange im Grabe. Die kurze Zeit, welche uns zu leben vergönnt iſt, gehört dem materiellen Genuſſe! Ei, ich hätte auch ein großer Republikaner, ein Held, ein Redner und Staatsmann werden können, nun aber bin ich Nichts, als ein alter Advokat, der gerade ſo ſparſam iſt, um kein Verſchwender zu ſein, und wieder ſo freigebig, als Noth thut, um ſich das Leben ſchmackhaft zu machen. Da habt Ihr meinen Glauben! Ich bin ein alter Egoiſt. Baſta!"

„So gebt mir wenigſtens zu," verſetzte Antonio, „daß man hier entweder unbewußt, wie die Maſſe des Volkes, Eures Glaubens ſein, oder eine beſonders organiſirte Gemüthsverfaſſung haben muß, wie die Eure iſt, um ſich wohl zu befinden."

„Zugegeben!" erwiderte der Notar, „aber was folgt daraus?"

„Da ich nun weder ſo, noch anders mehr hier leben mag," fuhr Antonio fort, „ſo werde ich mich von hier hinweg wenden, wo man mich gern vermiſſen mag, und dorthin flüchten, wo ſich wieder ein lebendiges Leben regt, nach Griechenland! — Macht mir keine Einwendung! Ich brauche heftige Bewegung, um das unermeßliche Leiden, was ich in mir trage, herauszuarbeiten. Unſer Leben geht hier in eine Sackgaſſe aus, in der einen Ecke iſt ein Todtenbett für die, welche langſam gehen, und für die, welche laufen und ſpringen, ein Schaffot. Ich ſuche mir mein Schickſal auf dem Schlachtfelde. Unterbrecht mich nicht, wenn Ihr mich zu einer andern Meinung bekehren wollt! Ich frage Euch nur als Geſchäftsfreund: könnt Ihr mir für meine beiden Häuſer in dieſen Tagen einen Käufer ſchaffen, und mein Mobiliarvermögen unter den Hammer bringen? Ich brauche Geld!"

„Wenn Ihr denn nicht anders wollt," verſetzte der Notar, „ſo will ich Euch gern dienen. Das Gouvernement ſucht in der Stadt ein geräumiges Haus, um darin für allerlei Vagabonden und Geſindel eine Arbeitsanſtalt zu begründen. Wenn es Euch recht iſt, ſo komme ich morgen früh mit dem Stadtbaumeiſter, um die Häuſer taxiren zu laſſen; denn das alte, bombenfeſte Gebäude im Hofe iſt, wie zu einem anſtändigen Gefängniſſe gemacht. Unten iſt gleich eine Capelle, wo gepredigt, und oben ſind Säle und Stuben, wo gebeſſert werden kann. Ich zweifle nicht, daß wir mit dem Gouvernement Handels eins werden."

„So muß es kommen," entgegnete Antonio, „damit ich des Heimwehs ledig bin in dem fernen Lande, welches meine neue Heimath werden ſoll. Ich werde Euch morgen früh erwarten."

Mit dieſen Worten brach Antonio auf, der Notar begleitete ihn bis zur Thür, wo der Briefträger ihm entgegentrat und fünf Liren Porto verlangte.

„Ihr macht mich mit dem Poſtporto noch bankrott," ſagte halb im Scherz, halb im Ernſt der Notar, zog jedoch dabei ſeine Börſe und reichte ihm das verlangte Geld.

Der Notar ging zu ſeinem Arbeitstiſche zurück, erbrach die Schreiben und ſprach dann bei ſich, indem er den Tag des Eingangs und das verlegte Porto und Briefträgerlohn darüber verzeichnete: „Es iſt eine Unverſchämtheit von dem Herrn Baron, daß er immer unfrankirte Briefe ſchickt, dafür will ich nächſtens mein Guthaben mittelſt Poſtvorſchuß erheben."

Jetzt ließ ſich der Rechtsprakticant Graf Karlmann von Rankenſtein aus Wien anmelden.

„Wo ein Thier fällt, da ſammeln ſich die Raben!“ ſprach der Notar bei ſich, und dann zu ſeinem Schreiber, welcher auf Antwort harrte: „Führe den Herrn Grafen in das große Zimmer! Ich werde gleich kommen.“

In dieſem Zimmer hielt der Notar ſeine Conferenzen mit Standesperſonen. Es war roſenroth tapeziert und hatte blauſeidene, mit Silbertroddeln verzierte Vorhänge. In Reihe und Glied ſtanden Wiener, gelbüberzogene Mahagoniſtühle, und an den zwei Pfeilern zwiſchen den Fenſtern hohe Spiegel in Geſtelle eingerahmt, welche mit zwei Säulen das Frontiſpice eines griechiſchen Tempels bildeten und mit einem leeren Fronton gekrönt waren. In dieſen Spiegeltempeln beſchauten ſich die ihnen gegenüberhängenden Portraits der Familie. Vom Haupteingange rechts ſtand eine Etagere, deren Hinterwand mit Spiegelglas belegt war und die tauſenderlei kleinen, darin befindlichen Sachen von Silber, Glas und Porzellan vervielfacht erſcheinen ließ. Links vom Eingange ſtand das Sopha, an welchem vergoldete Eierſtäbe und allerlei mathematiſche Figuren angebracht waren.

Graf Karlmann befand ſich jetzt allein in dieſem Zimmer, erſtaunt über die Pracht, welche ihn hier umgab.

„Es iſt ſchön bei uns in Wien,“ dachte er bei ſich, „aber im Geſchmacke thun die Italiener es immer zuvor.“

Jetzt trat zur Seitenthür der Notar herein.

Karlmann begrüßte ihn umſtändlich, und der Notar bat ihn, ſich niederzulaſſen.

„Ich darf vorausſetzen,“ begann Karlmann die Unterredung, „daß Ihr Kammerdiener Ihnen meinen Stand und Namen angemeldet hat.“

Da der Notar eine bejahende Bewegung mit dem Kopfe machte, fuhr Karlmann fort: „Sie hatten die Gewogenheit, unſerem Hauſe den ſchnellen, ſo ganz unerwarteten Tod unſers Bruders, des Grafen Joſeph, freundlichſt und eiligſt anzuzeigen, wofür Ihnen das Gräflich Rankenſtein'ſche Haus dauernd dankbar ſein wird.“

„Es war meine Pflicht,“ wollte der Notar beginnen, Karlmann ließ ihn jedoch nicht zu Wort kommen, indem er fortfuhr: „Dafür aber ſind wir Ihnen beſonders verbunden, daß Sie ſeinen Mobiliarnachlaß hier unter Siegel genommen haben; Alles zeugt von Ihrem Scharfſinn, Menſchlichkeit und juridiſchem Tact!“

„Es war meine Pflicht,“ entgegnete der Notar, „denn die ſonſt zu junge Brautwittwe des Grafen forderte mich dazu auf. Da Sie ſelbſt Juriſt ſind, ſo werden Sie wiſſen, daß wir in ſolchen Fällen nur, wie die Stempel in der Münze, ſind; was uns vorgelegt wird, dem geben wir das nöthige, bekannte Gepräge.“

„Alſo ein ganz ſimpler, juriſtiſcher Handwerker, um ſo beſſer!“ dachte Karlman bei ſich und fuhr in dieſem Tone fort: „Wir können alſo vor der Hand nicht entſcheiden, welche Urſache dieſe, von der angeblichen Braut meines verſtorbenen Bruders herbeigeführte Verſiegelung haben mag. Sie meldeten uns jedoch in Ihrer verehrten Zuſchrift, daß ſogenannte Ehepacten vorhanden ſein ſollen, aus welchen die Nurgedachte auf das Gräflich Rankenſtein'ſche Vermögen Anſprüche zu machen gedenkt.“

Der Notar ſpitzte die Ohren und entgegnete in ſeiner behutſamen Weiſe: „Die fraglichen Ehepacten ſind mir von dem mir perſönlich bekannt gewordenen und zum Ueberfluſſe von hohen Zeugen recognoſcirten Herrn Grafen Joſeph von Rankenſtein Punkt für Punkt in die Feder dictirt und von ihm, von mir und den Zeugen namensunterſchriftlich mit Beidruckung der Siegel vollzogen worden."

„Sie werden mir meine Nachfrage verzeihen," fuhr der Graf Karlmann fort, „wenn Sie erwägen, — wie nicht anders zu erwarten ſteht, — daß unſer Haus dabei gar ſehr intereſſirt ſein muß; würden Sie Anſtand nehmen, mir ohngefähr den Inhalt davon mitzutheilen?"

„Wenn Ihnen eine Abſchrift davon genügt," verſetzte der Notar, „wie ich immer von Inſtrumenten, welche ich zu machen habe, eine ſolche zu meinen Privatacten nehme, ſo will ich Ihnen als meinem Collegen gern geſtatten, die Pacten durchzuleſen."

Er klingelte jetzt mit einer Handglocke, der Schreiber erſchien und brachte auf den Befehl: „Acta Litera F. Nr. 13." dieſes Actenſtück herbei.

Der Notar ſchlug die verlangten Ehepacten auf und überreichte das Protocoll dem geſpannten Grafen.

Während dieſer zu leſen begann, ſteckte der Notar die Hände über einander in die weiten Aermel ſeines Hausrockes und betrachtete lauſchend das Mienenſpiel im Geſichte Karlmanns, welches ohnedieß glauben machen konnte, als leide der Beſitzer an verhaltenem Leibſchneiden.

Doch jetzt war Karlmann mit Leſen fertig, er warf faſt ungeſtüm das Actenſtück auf den Tiſch und rief: „Es iſt uns ſchändlich mitgeſpielt! Sie, Herr Notar, wir Alle ſind die Betrogenen! Die liſtige, ſpaniſche Gaunerin iſt, mit Reſpect vor Ihrem Rechtsgefühle ſei es geſagt, die abgefeimteſte Perſon, welche meinen Bruder und auch Sie hinter das Licht geführt hat! Wie? ihr ſoll das ſchöne, große Gut Weinſtein und der ſämmtliche Mobiliarnachlaß gehören? — Das Haus Rankenſtein kann eine ſolche perfide Verfügung nicht anerkennen.“

„Ei, das wäre?“ ſagte halb fragend und faſt neckend der Notar.

„Faſſen Sie nur die Verhältniſſe in das Auge!“ fuhr eifrig und tieferboſt Karlmann fort; „das bekannte Princip des Gräflichen Hauſes Rankenſtein, in welchem wir alle aufgezogen ſind, verlangt, daß kein Mitglied irgend einen Theil des Rankenſtein'ſchen Vermögens an eine fremde Perſon gelangen laſſen darf, ſei dies durch Erbſchaft, oder ſonſt auf eine rechtliche oder unrechtliche Weiſe.“

„Das finde ich ganz in der Ordnung!“ verſetzte trocken und aufmerkſam der Notar.

„Nun war mein verſtorbener Bruder das Haupt unſerer Familie, und nie hatte er an den Tag gelegt, daß er dem Rankenſtein'ſchen Grundſatze untreu geworden wäre. Und er ſoll jetzt die Unbeſonnenheit begangen haben, einen großen Theil des Rankenſtein'ſchen Vermögens in fremde Hände zu bringen?“

„Und wie ſollte denn der verſtorbene Graf,“ fragte der Notar, „zu einer ſolchen Sinnesänderung gekommen ſein?“

„Er iſt von der Spanierin und ihrem Vater, dem vorgeblichen Ritter de Malavilla,“ fuhr Karlmann fort, „auf die ſchnödeſte Weiſe in das Garn gelockt worden. Welche Mittel eingeſchlagen worden ſind, den armen Bruder zu bethören, wird zu ſeiner Zeit dargethan werden.“

„Das liefe ja auf eine peinliche Anklage hinaus!“ verſetzte ruhig der Notar; „aber ohne Beweis iſt eine ſolche — nun, Sie wiſſen es ja — ſelbſt ein Verbrechen.“

Karlmann verſank jetzt einen Augenblick in ſich ſelbſt und wühlte in dem Sumpfe ſeiner Seele herum, um einen Stein zu finden, welchen er auf Iſabella werfen konnte.

Unbewußt verſetzt ſich die verdorbene Phantaſie ſolcher Chargctere in die Lage der Perſon, welche um irgend einen erreichten Vortheil beneidet und gehaßt wird, und ſtellt ſich vor, wie ſie an ihrer Stelle das in Frage gebrachte Reſultat erreicht haben würde? Bald gebärt auch die Hölle aus ihrer Niedertracht die Verläumdung, wie aus dem Speichel der Hundswuth die Aqua Toſſana.

In einer ſolchen innern Wuth rannte jetzt in Karlmanns Buſen und Kopf die ſcheußliche Phantaſie mit niederhängendem, geifernden Rachen umher, bis ſie ſich ſelbſt erblickte und in giftige, heiſere Worte ausbrach: „Iſt nicht bei Errichtung der Ehepacten Chocolade herumgereicht worden?“

„Der alte Herr Ritter,“ verſetzte phlegmatiſch der Notar, „trank gern Chocolade.“

„Und er und ſeine Tochter,“ rief Karlmann, „verſtanden ſie zu würzen! Mein armer Bruder hat an dieſer Chocalade den Verſtand verloren. Er hat Alles Ihnen in die Feder dictirt, was ihm der Alte eingeblaſen hat, ohne daß Sie es bemerken mochten! Wir wiſſen Alles und Jedes! Sein treuer, redlicher Kammerdiener Nepomuk hat gebeichtet; er iſt bereit, jeden Augenblick zu beſchwören, daß der Ritter ſelbſt in der Küche war, als die Chocolade gebraut wurde.

„Herr College!“ rief der Notar in ſcheinbarem Schauder, „Sie erſchrecken mich! So nahe wären wir dem Verderben geweſen?“

„Seit dem Genuſſe dieſer Chocolade,“ fuhr Karlmann fort, „iſt mein armer Bruder geiſtesſchwach geweſen. Er klagte heftig über Schwindel, ja er trieb ſich Nächte lang auf der Straße umher, wie gleichfalls nachgewieſen werden kann. Dieſe Wirkung des Giftes hatte der Spanier erwartet; nun zog er das Netz um das Opfer zuſammen. Wie ein Lamm, wurde der arme Joſeph zum Altare geſchleppt, wo er ſich mit Iſabella trauen laſſen mußte. Die Nacht darauf — ſtürzte oder wurde er todtgeſtürzt. Iſt das nicht entſetzlich?"

„Und Sie," rief ſcheinbar verwundert der Notar, „kommen kaum von Wien hierher und machen dieſe ungeheure Entdeckung? Aber auf welchem Wege gelang es Ihnen, dieſes Werk der Nacht an das Tageslicht zu bringen?"

„Ich darf mir wohl ſchmeicheln," verſetzte Karlmann, entzückt über ſich ſelbſt, „daß den Mitgliedern des Hauſes Rankenſtein der Scharfſinn angeboren iſt!"

Jetzt hielt es der Notar nicht länger aus; er ſprang auf, umarmte Karlmann und drehte ihn lachend im Kreiſe umher, indem er ausrief: „Freund meiner Seele! ja, Sie ſind ein anderer Daniel! Ihr Verſtand iſt groß, und Sie ſind noch zu größeren Dingen geboren!"

„Bin ich?" fragte Karlmann.

„Sind Sie!" entgegnete der Notar.

Der Notar war aber ſo entzückt durch dieſen Blick, welchen ihn Karlmann in die Gemüthsart des Rankenſtein'ſchen Hauſes hatte thun laſſen, weil er nunmehr ſicher hoffen durfte, Iſabella von ihren ſchwärmeriſchen Ideen, auf den Rankenſtein'ſchen Nachlaß zu verzichten, heilen zu können. Er hielt es jetzt nur noch für nöthig, dieſe mehr als gemeine, dieſe Gräflich Rankenſtein'ſche Geſinnung ihr recht nahe zu rücken und ſie dadurch zur Einſicht zu bringen, daß jede zarte Rückſicht, welche ſie für dieſes Geſchlecht hegen möchte, eine Thorheit ſei. Doch verehrte er auch Iſabella zu ſehr, um Karlmann nicht die Nichtswürdigkeit ſeiner Verläumdung wieder in ſein gemeines Herz zurückzuſchieben.

In dieſer Abſicht fuhr er jetzt fort: „Obſchon ich vor dieſer ſcharfſinnigen Erfindung eines Zuſammenhangs zwiſchen der Errichtung der in Frage ſtehenden Ehepacten und Ihren Vorausſetzungen meinen Reſpect bezeige, ſo werden Sie doch ſelbſt finden, daß damit ihre Gegnerin wohl eingeſchüchtert, jedoch auch ſonſt weiter Nichts gewonnen werden kann."

„Wie ſo?" fragte verwundert Karlmann.

„Weil Graf Joſeph," ſagte lächelnd der Notar, „bis zu ſeinem Hochzeitstage mit ausgezeichnetem Scharfſinn und unermüdlicher Thätigkeit auf dem Bureau ſeines Chefs gearbeitet hat, mithin durch Chocolade nicht um ſeinen Verſtand gekommen ſein konnte!"

„Was Sie ſagen!" rief verwundert Karlmann.

„Weil er zwar raſend in die Tochter des Ritters Malaviſſa verliebt geweſen iſt," fuhr der Notar fort, „nicht aber ſie in ihn."

„Sie erlauben mir, das Gegentheil zu behaupten;" warf Karlmann ein; „denn ein Rankenſtein kann nie ſo ſein Blut und ſein Haus verläugnen, daß er ſich gegen die angeborene raison verlieben würde."

„Weil ferner," fuhr unbarmherzig der Notar fort, „der Ritter Malaviſſa ſeine Tochter zu dieſer Verbindung Kraft ſeiner väterlichen Autorität gezwungen hat!"

„Bah!" warf bornirt und höhniſch Karlmann ein, „eine Komödie, welche alte und junge Narren täuſchen kann, uns aber nicht, uns nicht!"

„Weil endlich,“ ſetzte der Notar hinzu, ohne auf die beleidigenden Aeußerungen Kurlmanns zu hören, „an jenem Morgen vor Errichtung der Ehepacten gar keine Chocolade getrunken worden iſt.“

„Nicht?“ fragte mit langem Geſichte Kurlmann, „alſo Kaffee?“

„Auch nicht!“ entgegnete lachend der Notar.

„Ich wollte ſagen: Wein!“ rief rathend Kurlmann.

„In der That gar Nichts!“ verſicherte der Notar; „und ergo —“ fuhr er fort, „kann ihm auch mit Nichts der Verſtand verwirrt worden ſein, wenn es nicht die Liebe gethan hat. Da Sie nun ſelbſt meinen: einem Rankenſtein könne dieſe Krankheit Nichts anhaben, ſo müſſen Sie ſich ſchon die Mühe geben, Ihren Scharfſinn anzuſtrengen und eine andere Geſchichte zu erfinden!“

„Mein Herr!“ rief beleidigt Kurlmann, „Sie erklären mich für einen Calumnianten? Sie werden mir dafür Rede ſtehen! Ich werde gegen Sie auf Ehrenerklärung und Abbitte denunciren!“

„Nun,“ verſetzte ruhig der Notar, „und damit meinen Sie wirklich die fette Erbſchaftsportion Ihrer jungen Schwägerin abzujagen? Wenn Sie meinen?“

„Mein Zeuge iſt Nepomuk, der Diener meines ſeligen Bruders!“ entgegnete Kurlmann.

„Und Nepomuk,“ verſetzte gleichgültig der Notar, „kann froh ſein, wenn er ungehangen von Verona wegkommt. Doch vor der Hand geht mich ſeine Handthierung wenig an. Wollen Sie, Herr Graf und Collega, ſich überzeugen, daß ich dem Gräflich Rankenſtein'ſchen Hauſe gern diene, wo ich nur kann, ſo will ich Ihnen Gelegenheit geben, das Gemüth Ihrer ſpaniſchen Schwägerin zu Ihrem Zwecke zu bearbeiten, und dazu iſt Ihre Geſchichte wirklich geeignet, und ich will Sie gern unterſtützen, daß ſie einen recht brillanten Eindruck macht.“

„Sie werden,“ rief Karlmann, „an dem Rankenſtein'ſchen Hauſe einen dankbaren Schuldner haben! Sie können glauben, daß ich hier ohne alles eigene Intereſſe handle, und nur der heiligen Pflicht des Vormundes für die Wittwe und Waiſenkinder der Franciscaniſchen Linie dienſtbar bin. Nur wo dieſe Pflicht mich beſeelt, muß ich rückſichtlos, ja — eiſern ſein! Sie verſtehen mich!“

„Wir verſtehen uns!“ verſetzte lächelnd der Notar und ſchüttelte ihm die Hand, indem er fortfuhr:

„Iſt es Ihnen angenehm, ſo werde ich Donna Iſabella bewegen, morgen mit Ihnen und der Franciscaniſchen Linie ſich zu vernehmen; wir können Vormittags um 11 Uhr dort im großen Saale zuſammen kommen. Vielleicht iſt ein Uebereinkommen zu ermitteln! Ich werde auf Befehl Alles getreulich protocolliren.“

Karlmann wollte jetzt einiges Silbergeld unter ein Papier ſchieben, welches auf dem Tiſche lag, indem er flüſterte: „Sie erlauben mir doch?“

„Was machen Sie für Umſtände?“ entgegnete der Notar; „wir haben zwei Stunden lang Conferenz gehalten, und während der Dauer des Congreſſes liquidiren wir in Louisd'ors.“

Karlmann holte zögernd aus der Weſtentaſche einige Goldſtücke hervor, drückte ſie ihm in die Hand und empfahl ſich.

Der Notar begleitete ihn bis an die Thür und ſagte dann für ſich: „Der Schuft! er ſoll wenigſtens ordentlich bezahlen lernen! Er kann froh ſein, daß ich ihn nicht an die Juſtiz ausliefere! Baſta!“

Siebentes Capitel.

Der Notar Alippi hatte Wort gehalten. Er war am folgenden Morgen mit dem Stadtbaumeiſter und ſeinen Gehülfen zu Antonio gekommen, und hatte die Gebäude taxiren laſſen. Da er hier als Unterhändler des Gouvernements handeln konnte, ſo ſchloß er den Kauf mit Antonio ab. Dieſer ließ ſich den Vorſchlag gefallen, die Hälfte des Kaufpreiſes auf den Häuſern zinsbar ſtehen und nur die andere Hälfte in Creditbriefen an die Herren Sieveking und Tandon in Marſeille ſich aushändigen zu laſſen.

„Ich werde die ganze Sache auf meine Kappe nehmen,“ meinte der Notar, „denn ſollten die Herren vom grünen Tiſche mir Bedenklichkeiten machen, ſo trete ich ſelbſt ein und verkaufe dieſe Grundſtücke weiter auf mein eigenes Riſico.“

„Habt herzlichen Dank für Eure Gefälligkeit!“ verſetzte Antonio, „Ihr ſeid ein Ehrenmann, und ich vertraue Euch in allen Dingen. Wollt Ihr mir noch gefällig ſein und ſämmtliche Möbeln und Effecten, welche mir in den beiden Häuſern gehören, zur Auction bringen, ſo habe ich ganz mit Verona abgeſchloſſen. Den Erlös davon bitte ich an den Banquier Eynard in Genf, den Philhellenen, zu ſenden, welcher Gelegenheit finden wird, auf meine Ordre über die Summe zu verfügen."

„So ſchnell wollt Ihr alſo," fragte der Notar, „Eurer Vaterſtadt den Rücken wenden?"

„Was man einmal beſchloſſen hat," verſetzte Antonio, „muß man ſchnell thun! Ich ſehne mich von hier hinweg, wie ein Gefangener aus ſeinem Kerker nach der Freiheit!"

„Ich verſtehe Euch zwar nicht," entgegnete der Notar, „doch gönne ich Jedem ſeine eigene Anſicht, wenn er ſie nur kräftig geltend macht. Doch laßt uns hinüber zu Donna Iſabella gehen, denn wie ich bemerke, ſind die Kutſchen ihrer liebenswürdigen Verwandten aus Wien in den Hof gefahren. Wir müſſen dem armen Kinde beiſtehen gegen die ſchamloſe Habgier ihres Herrn Schwagers Karlmann und ihre eigene Großmuth."

„Ich kann es ihr nicht verdenken," verſetzte Antonio, „wenn ſie ſich den Staub von den Gewändern ſchüttelt."

In dieſem Geſpräche gingen ſie hinüber in den großen Saal, wo die Gräfin Eulalia mit der Franciscaniſchen Linie und an ihrer Seite Karlmann Platz genommen hatten.

Nachdem der Notar und Antonio die Verſammlung begrüßt hatten, lächelte Karlmann ſeinem Collegen vertraulich zu und flüſterte ihm in das Ohr: „Hier ſehen Sie die ſo hart verfolgte Wittwe, meine theure Schwägerin, mit meinen armen Neffen und Nichten! Ich werde ihr gutes Recht zu vertheidigen wiſſen und baue auf Ihren Beiſtand, in der Hoffnung, daß es uns gelingen wird, die der Rankenſtein'ſchen Familie zugedachte Beraubung zu hintertreiben."

„Sie können," verſetzte ironiſch der Notar, „bei Ihrem Geſchäftstact und Ihrer ehrenvollen Geſinnung das Ziel nicht verfehlen; ich kann erwarten, daß Sie den Hergang von der Errichtung der Ehepacten, freilich beſſer motivirt, der Donna Iſabella zum Beſten geben werden. Sie werden wenigſtens die Genugthuung haben, ſie zu kränken. Aber wo bleibt denn Ihre Gegnerin, iſt ſie noch nicht von Ihrem Hierſein unterrichtet?“

„Wir dürfen uns,“ verſetzte die Gräfin Eulalia, „noch nicht ſchmeicheln, die gnädige Donna erblickt zu haben. Wie es ſcheint, hält man einige Aufmerkſamkeit, welche man uns ſchuldig ſein möchte, für überflüſſig.“

Antonio entfernte ſich jetzt, um Iſabella herbeizurufen.

Die Geſellſchaft hatte ſich jetzt wieder niedergelaſſen, der Notar jedoch hinter dem Tiſche Platz genommen, um die bevorſtehende Verhandlung zu Protokoll zu bringen. Er hatte das Actenſtück, in welchem Karlmann geſtern die Ehepacten geleſen hatte, mitgebracht und ſchrieb jetzt die Namen der anweſenden Perſonen auf.

Als er damit fertig war, trat Antonio mit Iſabella herein.

Sie ging durch die Reihe der Rankenſtein'ſchen Familienglieder hindurch, während ſie mit einer leichten Bewegung des Hauptes ſie grüßte.

Sie nahm ohne Aufenthalt das Wort, indem ſie ſich zur Geſellſchaft wandte: „Ich habe den Grafen nicht geliebt; der unbeugſame Wille meines Vaters hat mich gezwungen, ihm meine Hand zu reichen. Gott hat uns geſchieden.“

Nun flüſterte ſie vor ſich einige unverſtändliche Worte, doch ſprach ſie endlich vernehmbar: „Er hätte mich auch nur als Leiche gefunden!“

„Sie werden, Herr Notar,“ verſetzte lächelnd und zutappend Karlmann, „das Alles protokolliren.“

„Bemerkt noch dabei,“ fuhr Iſabella fort, „ich will

Nichts mit ihm gemein haben, wie nicht im Leben, ſo nicht im Tode! Ich entſage —“

„Meine Gnädige!“ rief der Notar; „Ihr wollt das, was Euch gehört, ſo hinwegwerfen?“

„Antonio,“ verſetzte Iſabella, „ich ſtehe hier allein und hülflos; wollt Ihr Euch meiner annehmen?“

„Ich werde Euch nicht verlaſſen!“ erwiederte Antonio, „Eure Freundſchaft iſt ein heiliges Vermächtniß meiner Schweſter.“

„Wir müſſen uns gar ſehr,“ entgegnete Karlmann, „alle und jede Einmiſchung in die Rankenſtein'ſchen Hausangelegenheiten verbitten! Herr Notar, Sie haben von der gnädigen Frau, oder vielmehr Demoiſelle Iſabella das Wort gehört: „ich entſage?“ —

„Die gnädige Gräfin,“ verſetzte lachend der Notar, „wird freilich noch anzugeben haben, welchem Objecte ſie entſagen will; Sie werden aber, da Sie ſelbſt Juriſt ſind, wiſſen, daß man nur auf eine Sache verzichten kann, an welcher uns ein Recht zur Verfügung zuſteht.“

„Ich entſage —“ wollte Iſabella fortfahren; doch Karlmann fuhr triumphirend dazwiſchen: „Ja, Ihr edles Herz entſcheidet hier in dieſer Sache! — Sie haben die Achtung der Rankenſtein'ſchen Linie ſchon bereits gewonnen durch die Herausgabe der Juwelen; wir werden darüber dankbar quittiren; Sie werden jetzt Ihrer Großmuth die Krone aufſetzen.“

„Wir werden Sie,“ ſetzte die Gräfin Eulalia hinzu, „als die Schutzheilige der Franciscaniſchen Linie anbeten.“

In dem Antlitz Iſabellens prägte ſich ein tödtlich verachtender Zug aus. Der Unwille, welcher in ihr aufſtieg, beklemmte ihre Bruſt; ſie wollte fortfahren: „Allem und Jedem, was mich an das Haus Rankenſtein erinnern könnte —“ doch Antonio unterbrach ſie, indem er rief: „Und auch jeder Ueberliſtung und Ränkemacherei, welche den freien Willen gefährden könnte!“

„Wir wiſſen in der That nicht,“ entgegnete gereizt Karlmann, indem er zwiſchen Grün und Gelb ſeine Geſichtsfarbe wechſelte, und ſeine Naſenflügel ſchnaubend zitterten, „wer Euch hier ein Recht einräumt, unſere gnädige Schwägerin in ihrer ſo hochverehrungswürdigen Geſinnung zu ſtören? Ihr ſcheint Euch hier aufzudringen, ohne daß uns klar iſt, in welcher Abſicht? Freilich eine junge Wittwe iſt immer eine angenehme Clientin!“

„Mein Herr,“ rief erzürnt Antonio, „nehmt den Hals auf meiner Treppe in Acht, daß Ihr ihn nicht brecht; ſie iſt ſteil genug!“ —

„Ich will keine Gewaltthat fürchten!“ —

„Warum nicht?“ rief noch heftiger Antonio.

„Entfernen wir uns nicht vom Geſchäfte!“ ſprach jetzt langſam mit ſeiner austönenden Baßſtimme der Notar; „Donna Iſabella weiß, daß ſie frei und unbehindert über das, was ihr nach den Ehepacten zuſteht, verfügen kann. Ihr, meine Gnädige, werdet Euch bedenken und uns dann Eueren Entſchluß eröffnen.“

„Theurer Freund,“ wandte ſich Iſabella begütigend zu Antonio, „laßt mir meinen Willen! Glaubt mir, daß ich mit ganzer Seele vor den ausgeſtreckten, haſtigen Fingern da ſchaudere; aber laßt mich ausſprechen, was mir mein guter Engel auf die Zunge legt.“

„Ja, Herr Graf von Rankenſtein,“ ſprach ſie jetzt zu dieſem, „ich geſtehe, daß ich vor Ihrer Herkunft entſchloſſen war, dieſer Erbſchaft unbedingt zu entſagen; Sie aber und Ihre Frau Schwägerin haben mich gelehrt, was ich zu thun habe; ich danke Ihnen dafür und freue mich, wiederholen zu können: Ich entſage allen Anſprüchen, welche mir den Rechten nach daran zuſtehen könnten!“

„Haben Sie geſchrieben?“ fragte freudetrunken Karlmann den Notar, „und Sie meine Gnädige,“ wandte er ſich zu Iſabella, „ſehen hier meine Schwägerin und ihre zehn unmündigen Kinder! Bedenken Sie, daß auch ich Familienvater bin, ein glücklicher, aber ſorgenvoller Familienvater!“

„Fahren Sie fort!“ ſprach der Notar trocken und unwillig zu Iſabella.

„Ich entſage,“ fuhr Iſabella fort, „dieſen Anſprüchen — zum Beſten des Veroneſer Armenhauſes!“

„Armenhauſes?“ wiederholte mit erſtarrendem Geſichte Karlmann.

„Wie?“ — fragte gedehnt Gräfin Eulalia.

„Alſo zum Beſten des ſtädtiſchen Armenhauſes in Verona!“ wiederholte der Notar und ſchrieb.

„Da Eure Gnaden,“ wandte er ſich dann zu Iſabella, „noch unmündig ſind, ſo fragt es ſich, ob Ihr Vormund beitritt?“

„Ja!“ verſetzte Antonio.

Iſabella reichte Antonio freundlich die Hand, welcher ſie mit Thränen küßte, und verließ die Geſellſchaft.

Karlmann, welcher mit ſtieren Augen und herabhängenden Lippen und Händen, erſtarrt und ſteif, dageſeſſen hatte, ſank jetzt ohnmächtig vom Stuhle. Die Franciscaniſche Linie erhob ein unendliches Wehgeſchrei, Eulalia kniete neben dem Ohnmächtigen, hielt ihn umſchlungen und rief dem vorübereilenden Antonio nach: „Herr Doctor, Hülfe! Hülfe!“

„Brennt eine Feder an,“ entgegnete Antonio, ohne ſich aufzuhalten, „und haltet ſie ihm unter die Naſe! Probatum est.“

Achtes Capitel.

Antonio ſuchte Iſabella in ihrem Zimmer auf. Er fand ſie in Thränen aufgelöſt. Ihr erſchien in dieſem Augenblicke das Leben ſo leer und nichtig und ſie ſich ſelbſt ſo losgeriſſen von dem Zuſammenhange mit demſelben, daß es ihr war, wie Einem, der in der Fremde am Heimweh erkrankt.

Antonio ſetzte ſich zu ihr und ſuchte ihr Troſt einzuſprechen.

„Ich fühle Euren Schmerz," begann er, „denn ich leide ſelbſt daran. Wie oft der einzelne Menſch ſich im hitzigen Fieber verjüngt, ſo ſcheint es der Fall mit den europäiſchen Völkern zu ſein. Man hat in dieſer Zeit nur die Wahl zwiſchen Sumpf und Meer, oder beſſer: zwiſchen ſicherer Sclaverei und gefährlicher Freiheit!"

„Warum iſt denn die Freiheit ſo gefährlich?" fragte Iſabella.

„Weil die Könige lieber über Sclaven herrſchen, als über freie Menſchen regieren wollen. Da Ihr nun ſo einſam in der Welt ſteht und zunächſt Niemand Euch gebieten kann, ſo müßt Ihr Euch ſelbſt entſcheiden!"

„Ich habe entſchieden," verſetzte Iſabella, „doch Ihr?"

„Auch ich!" entgegnete Antonio.

„Darf ich Eure Wahl wiſſen?" fragte Iſabella.

„Ich gehe nach Marſeille," antwortete Antonio, „und ſchiffe mich mit den Philhellenen nach dem Peloponnes ein, um den jungen Helden meine Dienſte als Arzt zu weihen."

„Mit Achilleus?" —

„Ja!"

„Mit Achilleus! und ich und meine Ines?! Ich muß ihn wenigſtens noch einmal ſehen! Noch einmal in ſeine Augen blicken! Antonio, ſeid Ihr nicht mein Vormund, mein Bruder, mein Freund?"

„Wollt Ihr mit Ines unter meinem Schutze nach oder über Marſeille reiſen, ſo bin ich, wenn Ihr wollt, Euer Geleitsmann; bereits ſind meine Häuſer, und in den nächſten Tagen werden meine Effecten an die Meiſtbietenden verkauft, und mein Wagen rollt nach Genua, wo wir nach Marſeille uns einſchiffen."

„Und das könnt Ihr," verſetzte freudig erſchrocken Iſabella, „Alles ſo kalt ſagen, als ob nicht eine neue Erde und ein neuer Himmel in dieſem Entſchluſſe läge?"

„Weil ich nur eine Cur gebrauche," entgegnete Antonio, „welche ich mir für meine kranke Seele verordne. Ich habe hier Alles verloren — Francesca und den Glauben an die Zukunft Italiens. Ich bin hier in einem Leichenhauſe, ich ſterbe eines zwiefachen Todes an dieſer dumpfen Moderluft. Ihr habt in dieſen Tagen einen Blick unter die Hülle gethan, unter welche die Geſellſchaft der alten Staaten ihre verpeſteten Glieder verbirgt. Was iſt dieſer Rankenſtein anders, als eine krebsartige Blatter, welche das verdorbene Blut dieſer Zeit emporjagt und nur mit glühendem Eiſen geheilt werden kann?

„Er wäre von Natur nicht ſchlechter geweſen, als viele

Andere ſind, wenn nicht die allgemeine Verworfenheit in ſeiner Bornirtheit einen ſo fetten Sumpf gefunden hätte. So iſt er ein Prachtexemplar der europäiſchen Staaten-Furunkeln und verdiente in Spiritus aufbewahrt zu werden.“

„Aber kann ſich denn ein ſolcher armer Menſch nicht beſſern?“ fragte mitleidig Iſabella.

„Gott iſt groß! heißt es im Koran,“ verſetzte Antonio und fuhr fort: „Stellt Euch nun, verehrte Freundin, den Staat als einen einzigen beſeelten Leib vor, in welchem viele tauſend Schmarotzer die beſten Säfte gierig an ſich ſögen; meint Ihr nicht, daß ſich ſeine ihm angeborene Heilkraft beſtreben würde, ſie aus ſeinen Adern heraus und dem Meſſer des Arztes entgegenzuwerfen? Seit funfzig Jahren haben auch die europäiſchen Staaten dieſe Heilbeſtrebungen gemacht, und in dieſen Tagen heftig genug in Spanien und Griechenland, ſo daß die Hausärzte dieſer Patienten jetzt zu einer Berathung zuſammen gekommen ſind. Sie ſind darüber einig geworden, daß es zuträglicher ſei, die Patienten zu einem unſterblichen Siechthume zu verurtheilen, als ſie durch Kriſen geſund werden zu laſſen.“

Antonio wollte in ſeinen mediciniſchen Gleichniſſen, in welchen er unerſchöpflich ſein konnte, weiter fortfahren, aber Iſabella unterbrach ihn mit den Worten: „Antonio, ich verſtehe Nichts davon. Ich weiß nur, daß die Verwandten des Grafen Joſeph mir wehe gethan haben. Sprecht nicht mehr davon, denn es widert mich vor ihnen.“

„Alſo wollen wir wenigſtens nicht,“ verſetzte Antonio, „vor dem Mittagstiſche oder kurz nachher davon ſprechen.“

„Nie!“ rief Iſabella, „wenn ich Euch darum bitten darf.“

„Friede ſei mit ihnen,“ entgegnete Antonio, „ſo lange mir es nicht einfällt, Karlmann und die holde née de Storchbein in einer Komödie auf das Theater zu bringen; man wäre es der Menſchheit zur Belehrung ſchuldig. Und nun, Freundin, eile ich hinüber, um Alles zu meiner Abreiſe vorzubereiten, darf ich Euch bitten, daſſelbe zu thun?“

„Antonio,“ rief mit freudeentzücktem Geſichte Iſabella, „Ihr ſeid mein guter Engel! — Ihr führt mich dorthin, wo das Leben, wie das Meer, friſch ſeine donnernden Wogen wälzt, zu dem Manne meiner Liebe, zu Achilleus! — Jeder Stunde wünſche ich Adlerflügel, daß ſie mich hoch und ſchnell hinübertrage zu ihm, den ich von Herzen meine!“

Als ſich jetzt Antonio verabſchiedet hatte, eilte Iſabella in die Nebenſtube, wo ihre treue Ines war, um ihr den Entſchluß zur Reiſe nach Marſeille unter dem Schutze ihres Vormundes mitzutheilen.

Ines, welche um das Schickſal ihrer geliebten Gebieterin ſchwer beſorgt war, kam bei dieſer Nachricht vor Freude außer ſich.

„Noch haben unſere Schutzheiligen im Himmel,“ rief ſie, „helle Augen, um auf uns herabzuſehen! Nun wird Alles gut. Glaubt mir, ich kenne die Menſchen; — die gräfliche Sippſchaft hätte Euch dort zu Tode gemartert, wenn ſie Euch, wie eine Gefangene, mit nach Wien geſchleppt hätte! Und was wäre denn die Liebe, wenn ſie nicht die Gewalt hätte, mit feurigem Schwerte die geliebte Seele aus der giftigen, brennenden Hölle zur andern Seele hinüber zu führen, der ſie angehört?! — Doch nun darf ich kein Wort mehr reden, noch dieſen Vormittag ſollen unſere Koffer gepackt ſein! — Denn, wißt es nur, ich ſehne mich auch gar ſehr aus dieſem alten Hauſe hinweg, wo der Geiſt des alten Chevaliers Bartolo in der Nacht umgeht und durch die Schlüſſellöcher in die Stuben guckt. Er käme auch gar zu gern herein, wenn ich nicht mit Weihwaſſer Kreuze an alle Thüren gemacht hätte.“

„Was du dir nicht Alles einbildeſt!“ verſetzte Iſabella, „mache dich nun an dein Geſchäft, ich will an meinen Vater ſchreiben.“

„Grüßt ihn von mir!“ rief Ines, „und ich laſſe mich ſchön für die Kloſterpenſion bedanken!“

Mit dieſen Worten eilte Ines hinaus; Iſabella ging aber in ihr Zimmer zurück und ſchrieb.

Nachdem ſie den Hergang von dem Tode des Grafen Joſeph gemeldet hatte, beichtete ſie die Geſchichte ihrer Liebe zu Achilleus und fuhr endlich fort: „Meine erſte und heiligſte Pflicht war der Gehorſam gegen meinen Vater. Mit brechendem Herzen und in ärgeren Qualen, als die des Todes ſein können, habe ich ſie zu erfüllen geſucht. Du zogſt deine Hand von mir zurück und verſchenkteſt mich an den ungeliebten Mann. Ruhe ſei ſeiner Aſche! Wenn auch auf entſetzliche Art, doch frei von älteren Pflichten, gehöre ich nun ganz dem Manne an, dem ich mit den heiligſten Eiden verbunden bin. Er iſt nach Marſeille abgereiſt, um ſich dort mit den deutſchen Philhellenen nach dem Peloponnes einzuſchiffen zum heiligen Kampfe für das Kreuz gegen die Heiden und Osmanli. Vielleicht ſchon morgen eile ich dorthin, wohin ich gehöre, an ſeine Seite, an ſein Herz. Und nun kniee ich vor dich hin, ſtrenger und doch geliebter Vater, und bitte nicht um Verzeihung, denn ich habe meine Ehre und meine Pflicht als deine Tochter heilig bewahrt, aber um deinen väterlichen Segen! Ich fühle deine Hand in dieſem Augenblicke auf meiner Stirne liegen und höre dich das väterliche Wort ſprechen: „Gott ſei mit dir, meine Tochter!“ — Könnte ich doch mit heißen Thränen jetzt mein Haupt an deinem Buſen verbergen, dir danken und auch für dich den Schutz Gottes herabflehen!

„Mein zukünftiger Herr und Gebieter wird Wege finden, auf welchen ich dir Nachricht von uns zuſenden kann; wirſt auch du ſo lieb und gut ſein und deiner Tochter ſchreiben, wie es dir geht? Vielleicht iſt der Sieg über die Ungläubigen bald entſchieden, dann fliegen wir auf einem ſchnellen Schiffe nach Cadix und entführen dich Spanien, das noch lange nicht geſund werden wird, in das meerumrauſchte, lorbeergrüne Hellas, in das Vaterland der Götter und Heroen! —

„So lebe wohl, mein geliebter Vater, bis dorthin, wo wir uns glücklich wiederſehen. Wenn auch die Erinnerung an die vergangenen Tage in Verona und die Ungewißheit, welche Looſe das Geſchick in der verſchloſſenen Urne trägt, mein Herz banger klopfen läßt, und mir heiße Thränen über die Wangen rollen, doch hebe ich vertrauungsvoll den Blick nach Oben und ſtärke mich in dem Vorſatze: Alles gemeſſen zu ertragen, was das Geſchick auf mein Haupt legt. Ich will nicht vergeſſen, daß ich die Tochter eines edlen Spaniers und die Braut eines Helden bin! — Ich bete täglich den großen Roſenkranz ab für dein Heil.

Iſabella.“

Neuntes Capitel.

In dieſen Tagen ging der Congreß auseinander. Zu allen Thoren hinaus rollten die Küchen- und Bagagewagen der höchſten Herrſchaften und der Diplomaten.

Es hatte das Anſehen, als wäre eine böſe Krankheit in Verona ausgebrochen, vor welcher Alles ſich flüchte, was fliehen konnte. Zwiſchen dieſen langen Wagenzügen drängten ſich die Frachtwagen der Fuhrleute, beladen von Kiſten, in welchen fremde Kaufleute die verſchiedenſten Waaren nach Verona zu Markt gebracht hatten. Selbſt der Bereiter Juppo mit ſeinen phantaſtiſch aufgeputzten Leuten und Pferden zog auf der Straße nach Venedig zu. Allen voraus war in der Nacht im rieſigen Kaſten der ungeheure Elephant dorthin marſchirt, jetzt folgte ihm die übrige Menagerie, welche ſich während des Congreſſes hatte ſehen laſſen, in den mit eiſernen Käfigen befrachteten Wagen, mit Brummen, Grunzen, Pfeifen und Gekreiſche. Dicht hinterdrein kam ein anderer großer Wagen, welcher nicht zur Menagerie gehörte, vielmehr die Gräfin Eulalia und die Rankenſtein'ſchen Hoffnungen enthielt. Karlmann, welcher handgreifliche Händel mit Nepomuk gehabt hatte, war zurückgeblieben, um ſich auf Koſten ſeines groben Freundes curiren zu laſſen.

Während ſo nach allen Richtungen hin der Auszug von Verona Statt fand, hielt ein wohlbepackter Reiſewagen im Hofe Antonio's.

Er hatte die alten Diener des Hauſes mit nicht unbedeutenden Penſionen an die Summen gewieſen, welche vom Kaufgelde noch auf den Häuſern ungekündigt ſtehen blieben.

Am Schwerſten wurde ihm der Abſchied von der alten Anna. Sie zerfloß in Thränen und rief: „Ich elendes Weib muß ſehen, wie das Haus zu Grunde geht! Erſt ging Francesca und kam nicht wieder, und nun zieht auch Ihr fort, und nie mehr werde ich Euch eine ſchöne Frucht auf den Tiſch vor Euch hinlegen oder Euch einen Trunk Wein aus dem Keller holen! Und nun ſoll gar dieſes Haus, in welchem mich jede Treppenſtufe, jede Thür, jeder Spahn, jeder Säulenſchnörkel kennt, zu einem Aufenthalte für's Lumpengeſindel werden!"

„Tröſte dich, liebe Anna!" ſprach Antonio begütigend zu ihr, „in der Welt iſt Alles dem Wechſel unterworfen. Gott ſchenke dir noch viele Freude in deinen alten Tagen! Habe tauſend Dank, Pflegerin unſerer Kindheit, für deine Liebe und Treue; ich werde ſo oft an dich dankbar denken, als meine Heimath mir vor die Seele tritt. Gedenke auch meiner und der unglücklichen Francesca! Sie hatte dich ſehr lieb."

Als er ſich nun von ihr wandte, ſank ſie nieder auf die Schwelle des Hauſes und verhüllte ſich mit der Schürze laut ſchluchzend das Geſicht.

In dem Saale des alten Hauſes hatten die Auctionatoren bereits ihr Geſchäft begonnen. Eine Menge Leute hatten aus Kaufluſt und Neugierde ſich herbeigedrängt und zogen hinein und heraus, wie es ihnen gefiel. Antonio kannte Viele von ihnen, aber Wenige grüßten ihn flüchtig, Andere thaten, als ob ſie ihn gar nicht bemerkten. Sie hielten ihn für einen bankrotten Mann, welcher das Weite ſuchen müſſe.

Laut ſcholl oben aus dem geöffneten Fenſter heraus die Stimme des Auctionators: „Eine gewirkte Tapete mit den Wappen des alten lombardiſchen Adels, eine kleine Hausapotheke und eine Ofengabel — drei Liren zum Erſten — zum Andern — und zum Letzten!“ — und nun fiel der Hammer.

Jetzt kamen Iſabella und Ines aus der Capelle, wo ſie zur Mutter Gottes um ihren Beiſtand auf der Reiſe gebetet hatten.

Iſabella war ſichtbar angegriffen. Ihr war lebendig vor die Seele getreten, was ſie Alles dort erlebt hatte, die heiligſten und höchſten Freuden und die entſetzlichſten Leiden. Sie hatte dort Honig und Wermuth getrunken.

Schmerzlich bewegt reichte ſie Antonio, welcher ihr Schweigen verſtand und ehrte, die Hand. Er hob ſie und Ines in den Wagen, während oben die Stimme des Auctionators erſcholl: „Eine Zither, ganz gut erhalten, es fehlen die Saiten, eine Schachtel voll Roſenkränze und ein defecter Don Quixote! — Wer bietet darauf?“

Als Antonio jetzt noch Einiges dem Poſtillon zurief, bemerkte er neben ihm den treuen Giovanni, welchen er verabſchiedet hatte.

„Was willſt du da, alter Geſelle?“ fragte Antonio verwundert.

„Ohne Umſtände, Signore Antonio,“ entgegnete trotzig der Alte, „wo Ihr hinzieht, ziehe ich auch mit. Das wäre noch ſchöner, wenn ich meinen jungen Herrn, den mir ſein ſeliger Vater auf das Gewiſſen gelegt hat, allein reiſen laſſen wollte! Ich kenne meine Pflicht ſo gut wie Einer! Ihr werdet mich ſchon gebrauchen.“

Antonio ſprang eine Thräne in das Auge; er entgegnete Giovanni kein Wort und rief dem Poſtillon zu, während er ſich in den Wagen hineinſchwang: „Fahr' zu, Schwager!“

Der Wagen rollte zum Thor hinaus, während die Stimme des Auctionators hinterher ſcholl: „Zum dritten und letzten Mal!“

Zehntes Capitel.

Auf der Brigg Scipio, welche im Haſen von Marſeille vor Anker lag, um das Bataillon deutſcher Philhellenen zur Ueberfahrt nach Hellas aufzunehmen, ſchaukelte ſich oben Thriaki in den Tauen und ſang mit lauter, klingender Stimme ein Freiheitslied von Rhigas in den Wald der vielen hundert Schiffe hinein, welche hier ringsum mit ihren Maſten emporſtarrten. Es lag unfern davon ein ägyptiſches Kauffahrteiſchiff, auf deſſen Verdeck die arabiſchen Matroſen herumlagen, welche er damit zu ärgern gedachte. Sie hatten ihm jedoch den Rücken zugedreht. Dafür hatte er ein deſto theilnehmenderes Publikum an den ſpaniſchen und franzöſiſchen Schiffsleuten, welche ihm von allen Seiten „Bravo!“ zuriefen.

Thriaki war mit Achilleus zum Beſuche auf dem Schiffe, denn ſie wohnten noch in der Stadt zuſammen mit den Philhellenen, mit welchen ſie, begleitet von dem Commerzienrath Hoffmann aus Darmſtadt, von Genf nach Marſeille marſchirt waren.

Die Abfahrt hatte ſich ſchon ſeit einigen Tagen verzögert, da der Capitain einen friſchen Nordweſt abwartete.

Von Zeit zu Zeit kam Achilleus in den Haſen und auf das Schiff, um mit ſeinem Vater, dem Prieſter Athanaſi, und ſeiner Schweſter Zizina, denn Beide waren auf dem Schiffe geblieben, zuſammen zu ſein.

Sie hatten ſich ſo viel zu fragen und zu ſagen, daß ſie kein Ende finden konnten. Beide ſaßen jetzt wieder unten in der Kajüte zuſammen, Athanaſi lauſchte dem Geſpräche ſeiner Kinder, welche von ihren Kindertagen ſprachen.

„Erinnerſt du dich noch,“ fragte Zizina, „wie du mich auf dem Nachen weithinaus auf das Meer ruderteſt und plötzlich ein Gewitter heranzog mit fürchterlichem Windesbrauſen, daß die Wogen berghoch gingen?“

„Wohl erinnere ich mich,“ entgegnete Achilleus, „wie du ſo ängſtlich zu weinen und zu jammern begannſt, als wären wir ſchon verloren.“

„War es nicht gefährlich genug?“ verſetzte Zizina, „lagen wir nicht alle Beide auf dem Boden des Nachens, den wilden Wogen überlaſſen?“

„Gingen ſie nicht brandend auf das Ufer zu?“ fragte lachend Achilleus. „Es iſt mir, als ſpürte ich jetzt noch, wie du meinen Arm damals in der Todesangſt gedrückt haſt.“

„Und wäre denn der Nachen nicht auch am Strande zerſchellt worden,“ entgegnete Zizina, „wenn nicht der Vater mit unſeren Nachbarn uns dort mit eigener Gefahr gerettet hätte? Wüßte nur das Alles von dir deine ſchöne Braut aus Spanien, ſie würde gewiß dir nicht mehr gut ſein. Sprich, Achilleus, wird ſie mich denn auch lieben?“

„Gewiß, wie eine treue Schweſter!“ verſetzte Achilleus.

„Aber wann wird ſie denn zu uns kommen?“ fragte Zizina.

„Unſere Briefe,“ engegnete Athanaſi, „welche wir ihr zur Antwort auf die Zuſchrift an dich geſendet haben, kann ſie noch nicht in den Händen haben. Sollte unſere Brigg in das Meer ſtechen, ehe ſie noch hier iſt, ſo bleibe ich mit Zizina in Marſeille zurück, um ſie zu empfangen, du aber mußt unterdeſſen mit dem Corps der Philhellenen abreiſen. Ihr könnt uns auf Hydra erwarten.“

„Ich weiß nicht,“ verſetzte Achilleus, „warum heute immer in mir die faſt thörichte Hoffnung aufſteigt, daß ſie hier in Marſeille noch eintreffen müſſe, ehe wir ſegelfertig ſind. Ehe ich hierher kam, mußte ich auf dem Fort von Nôtre Dame de la Grace nach allen Schiffen ausſpähen, als hätte ich irgend eins entdecken gekonnt, welches ſie von Italien herüber brächte!“

Jetzt trat der Capitain Petro aus Ipſara herein und rief: „Achilleus, der Wind ſetzt noch in künftiger Nacht günſtig um! Ich ſeh' es am Sonnenuntergang, es macht Nordweſt! Morgen früh bei Tagesanbruch werden die Anker gelichtet. Daß die deutſchen Philhellenen an Bord kommen! Sieh' zu! Zeit verloren, viel verloren!“

Achilleus ſprang bei dieſer Nachricht empor und entgegnete: „Sorge dich nicht! Bei Anbruch des Tages kommen wir Alle an Bord!“

Nach dieſen Worten küßte er ſeinem Vater die Hand, ſeiner Schweſter die Stirn, ſtieg auf das Verdeck, wo ihn Thriaki erwartete, und kehrte mit ihm in die Stadt zurück, um die gute Nachricht den Philhellenen zu überbringen.

Athanaſi und Zizina ſahen vom Borde des Schiffes aus dem Boote nach, auf welchem Achilleus zurückfuhr, bis es zwiſchen den Schiffen verſchwunden war.

Die in Purpurwolken untergehende Sonne warf den letzten Strahl auf den griechiſchen Prieſter, welcher, wie ein

König der Vorzeit, groß und mächtig, mit dem vollen, ſilberglänzenden Bart- und Haupthaar, die Prieſterbinde um die Stirn, in ſeinem langen, weißwollenen Gewande hier auf dem Verdecke ſtand, während ſich ſeine ſchöne Tochter an ſeine Bruſt ſchmiegte.

Ihr Antlitz mit der Senkung der Stirn zur feinen Naſe, den dunkeln, großen Augen in gewölbten Augenhöhlen, mit dem weiten Schnitt der Augenlider, der kurzen, aufgebogenen Oberlippe und dem vollrunden Kinn, erinnerte an die altclaſſiſche Darſtellung der Helene, wie wir ſie aus Vaſengemälden kennen.

Ein weißes Gewand von durchſichtiger Mouſſeline umgab das Haupt und fiel über die Schulter den Rücken hinab, während das lange, faltige Ueberkleid von perſiſchen Shawls ihre ſchlanke Geſtalt verhüllte bis hinab zu den Spitzen der hochbeſohlten Kothurnpantöffelchen von rothem Saffian.

„Sieh' hin, Vater," rief ſie jetzt und deutete mit der lebhaft ausgeſtreckten Hand auf ein Boot hin, welches ſich näherte, „ſieh', zwei Frauen, eine jüngere und eine alte, ſitzen neben einander, und die jüngere erinnert mich an unſere Irene! — Saß ſie nicht ſo ruhig und ſtolz, die Hände kreuzweis über den Schoos gelegt? — Nun kommen ſie näher! — Schade, daß ſie verſchleiert iſt, ſie muß unſerer Irene ähnlich ſein! — Sieh' nur, wie Irene, ſo hat ſie auch den rechten Fuß zurück, und den linken im Sitzen vorgeſchoben! — Wäre Irene noch am Leben, ſie müßte es ſein!"

„Sie erinnert mich ſelbſt an mein heiliges Kind," entgegnete der Greis. „Sie rudern auf uns zu, ſie halten!" flüſterte Zizina; „ſprich mit ihnen, Vater! Sag', ſie ſollen heraufkommen, ich möchte ihr Geſicht ohne Schleier ſehen!"

Das Boot hatte angehalten; der jüngere, vornehme Mann darin rief herüber: „Seid Ihr der Papas Athanaſi, der Vater meines Freundes Achilleus?"

„So biſt Du wohl Antonio?" fragte der Papas dagegen.

„Ich bin Antonio aus Verona."

„Und Iſabella?" rief Zizina.

Mit drei mächtigen Ruderſchlägen flog das Boot heran.

Iſabella ſtieg zuerſt, unterſtützt von Antonio, an Bord, dann folgte Ines und nun Antonio, hinterdrein ſein getreuer Giovanni.

Iſabella lag in den Armen Zizina's, ſie hielten ſich weinend umſchlungen, als hätten ſie ſich ſchon ſeit Jahren gekannt.

Athanaſi drückte Beide an ſeine Bruſt und rief: „Der Herr erhebe ſein Angeſicht auf Euch und gebe Euch ſeinen Frieden! Sei deinem zweiten Vater willkommen, Iſabella, du Erwählte meines Sohnes!"

„Und Ihr, Antonio," wandte er ſich zu ihm, „kommt an mein Herz! Ihr bringt uns große Freude und das neue Glück! —

„Doch hier hält noch Euer Boot! wollt Ihr nicht bei uns bleiben?"

„Für immer!" entgegnete Antonio, „denn ich bin ein Philhellene!"

„Willkommen im Namen des helleniſchen Volkes!" rief der Papas.

„So fahre zurück, Giovanni," befahl Antonio, „grüße unſern Capitain, mach' Alles mit ihm ab und bringe unſer Gepäck hierher an Bord."

Es war dunkel geworden. Petro, der Capitain des

Scipio trat jetzt heran, legte die Hand auf das Herz und begrüßte die Neuangekommenen.

„Wollt Ihr jungen, lieblichen Blumen," wandte er ſich zu Zizina und Iſabella, „nicht der Nachtluft ausweichen und in die Kajüte hinabſteigen? Befehlt meinem Pidi, was Ihr begehrt; — eine Taſſe Kaffee? Pidi, Kaffee und Glühwein in die große Kajüte, ſchnell! Wo ſteckſt du?"

„Hier bin ich ſchon," rief das Pidi.

Jetzt führte er die Geſellſchaft hinab in die geräumige Kajüte, ſah überall nach Ordnung und ſtieg dann wieder hinauf, um Alles zur Abfahrt zurüſten zu laſſen.

Wie jetzt Iſabella die Mantille und das Obergewand abgeworfen hatte und an das Licht trat, fiel ihr die lebhafte Zizina heftig um den Hals und rief: „O du wunderbar Schöne, der glückliche Achilleus! Vater!" rief ſie dann wieder, „ſieh' an deine neue Tochter!" und trat einen Schritt zurück, daß er Iſabella, welche beſchämt und doch lächelnd die Augen niedergeſchlagen hatte, ſehen konnte, dann aber drückte Zizina ſie wieder in die Falten ihres Gewandes und rief: „Nun ſoll dich Niemand früher ſehen, als unſer Achilleus! Sieh', er iſt noch in der Stadt, morgen früh kommt er herüber, dann ſollſt du ihn ſehen!"

„Zizina," ſprach der Papas dazwiſchen, gönne der lieben Iſabella Ruhe. Kommt Beide, ſetzt Euch zu uns auf die Polſter. Seht, das Pidi bringt den Kaffee."

„Ihr wollt mich, frommer Vater," wandte ſich Iſabella zu ihm, „aufnehmen als Eure Tochter? Darf ich Euch gehorſam ſein? Ich will mir alle Mühe geben, Euch zu gefallen. Zizina wird mich ſchon lehren, wie ich Euch dienen muß, um von Euch geliebt zu werden."

„Du haſt, edle Tochter," verſetzte der Papas, „meinem

Sohne dein Herz, deine Seele, deine Ehre vertraut, du willſt mit ihm durch dieſes Leben wandeln, Hand in Hand durch die Tage des Unglücks ſo muthig und freudig, wie durch die Stunden des Glücks, du kommſt um ſeinetwegen von einem fremden Volke herüber zu uns und willſt die Unſere ſein, das Alles ſetzt ein großes, edles, in Gott und der Liebe geheiligtes Herz voraus, du ſollſt das Kleinod unſeres Hauſes ſein! du wirſt jetzt mit mir nach Hydra ſchiffen und dort bei uns wohnen; Achilleus wird mit der griechiſchen Flotte auslaufen gegen die Osmanli! Wirſt du die Sorge um den Fernen ertragen?“

„Ich weiß, er kämpft für den Heiland und Hellas!“ entgegnete Iſabella, „ich werde nicht geringer ſein, als die helleniſchen Jungfrauen ſind.“

„Aber die Zeit des Friedens,“ fuhr Athanaſi fort, „wird kommen und Gott wird es fügen, daß ich zum großen Feſte der Freiheit Euch vermähle vor dem Altare und in Euch die neue Zeit der Wiedergeburt meines Volkes einſegnen kann.“

Iſabella hing an ſeinem Nacken, ihr Haupt war von der Hand des Greiſes, welche auf ihrer Stirne ruhte, leicht zurückgebogen.

„Doch jetzt,“ fuhr der Papas fort, „muß ich dich ganz meiner Zizina überlaſſen. Ich trete Euch die zweite, kleinere Kajüte ab, welche mir vorbehalten war; ich bleibe hier mit Antonio zuſammen.“

„Das Nachteſſen ſchicke uns herein, Vater! Gute Nacht!“ rief Zizina und zog Iſabella hinüber in die kleinere Kajüte, welche ihnen allein gehören ſollte.

Elftes Capitel.

Iſabella und Zizina ſchliefen nur wenig. Bis tief in die Nacht hinein erzählten ſie ſich von ihrem Heimathsleben, von Achilleus, von Spanien und Candia, und von Verona.

„Wenn wir nicht mehr italieniſch ſprechen müſſen," rief zuweilen Zizina lebhaft dazwiſchen, „und du mit mir meine Sprache reden kannſt, wie wollen wir erſt da unſere Herzen gegen einander ſprechen laſſen!"

Wer hier im engen Raume bei dem Lichte der Hängelampe die Beiden, welche hier auf dem Polſter zuſammen ſaßen, hätte belauſchen können, der würde das freundlichſte Bild geſehen haben, was das Auge erblicken kann, — zwei Jungfrauen von den zwei verſchiedenſten und ſchönſten Völkern Europa's, in der erſten Blüthe der Jugend, Hand in Hand, ihre Geſichter zu einander geneigt, Herzen und Seelen zum ſchweſterlichen Bunde tauſchend, einander ſo unähnlich, und doch in Schönheit und Anmuth ſo übereinſtimmend, wie zwei Farben, welche ſich durch den Gegenſatz zu einander hervorheben und uns zugleich entzücken.

Es war ſo heimlich in dieſem engen, abgeſchiedenen Raume, daß ſelbſt das Toſen im Hafen und in der Stadt, welches bis ſpät in die Nacht hineinreichte, nur, wie Waldrauſchen, mit dem an die Seiten des Schiffes anplätſchernden

Gewäſſer in einander floß und, wie ein melodiſches Summen, das Geſpräch der beiden Jungfrauen durchwob.

„Der Freund meines Vaters, Tombaſi, der unſere Flotte commandirt,“ erzählte Zizina, „läßt ein neues Kriegsſchiff auf der Werft von Ipſara bauen. Er will unſern Achilleus, der auf dem Meere groß und tapfer geworden iſt, zum Capitain darüber ſetzen. Sobald wir nach Ipſara kommen, wird das Schiff vom Stapel laufen und zur Flotte ſtoßen. Achilleus ſoll dem Schiffe einen Namen geben und unſer Vater es darauf taufen. Ich weiß nun ſeinen Namen; wie du, „Iſabella!“ wird es heißen. Dann wird die blaue Flagge mit dem weißen Kreuze aufgehißt und wir rufen Alle: „Hurrah!“ — und nun hüpft das Schiff, wie eine Braut, in das Meer, daß das Waſſer hoch über das Verdeck herüberſpritzt. Aber weinen dürfen wir nicht, wenn wir dann von Achilleus Abſchied nehmen, denn die Männer und die wilden Armatolen würden uns verachten.“ —

„Zizina!“ rief Iſabella, „ich habe ſchwere und herbe Stunden erlebt, und überwundenes Unglück macht ein tapferes Herz.“

„Ich will mit dir,“ entgegnete Zizina, „dann täglich auf den Felſen an der Küſte hinaufklettern, dort, wo die Kanone mit dem geflügelten Löwen liegt und in das Meer hinausgähnt, um die Freunde mit Donnern zu grüßen und den Osmanli Kugeln in das Geſicht zu werfen; dorthin ſetzen wir uns und ſchauen durch das Fernrohr, das dort ſteht, hinaus auf das Meer, ob nicht deine tapfere Iſabella mit ihrem Achilleus am Horizonte erſcheint. Da will ich dir großmächtige Geſchichten aus alter Zeit von Miltiades und den Perſerſchlachten und unſerem Miauli, von Leonidas bei den Thermopylen und Marco Bozzaris erzählen, indeß der friſche Meerwind auf den blauen Drachen der Meereswogen donnernd an die Felſenwände heranſauſt; Iſabella, das macht die Seele friſch! — Iſabella, du wirſt ſtärker ſein, als ich, denn deine Augen flammen, wie dunkelblaues St. Elmofeuer auf den Spitzen der Maſten um Mitternacht. Hat dir Achilleus nicht erzählt, daß oben auf der Spitze des Schiffes, auf welchem er iſt, zuweilen eine ſolche Glücksflamme brennt?"

„Wo er iſt," verſetzte Iſabella, „flammt immer mein Glück! — Zizina, halte mich nicht für niedrig geſinnt, wenn ich von dieſer neuen, gewaltigen Welt, welche ſich vor mir aufthut, wie betäubt bin und betroffen hineinſchaue; mein Herz ſpringt ſo hoch empor, daß es mir weh thut! Ihm iſt, wie einem Vogel, der in einem engen, kleinen, dumpfen, ſchmutzigen Käfige lange gefangen geweſen und nun plötzlich gerettet iſt in die blaue Himmelsluft hinaus. Er flattert von Baum zu Baum und übt die matten Schwingen und ſitzt wieder lange ſtille, bis ſo allmälig die Freiheitsluft ihm jeden Blutstropfen wieder friſch gemacht hat; ſchon am nächſten Morgen jubelt er mit den anderen Kameraden hoch empor zum Himmel, hinüber über die Berge und in die freien Wälder! Ich habe ſo lange unter verweichlichten und in der Knechtſchaft erniedrigten Menſchen gelebt, noch erſt vor kurzer Zeit habe ich in Verona einen Blick thun müſſen in die Seelen der Menſchen, welche in dem übrigen Europa leben und Glück und Ehre in Geld und Titeln ſuchen müſſen, Zizina, und Gott hat mich nicht bei ihnen verderben laſſen wollen, er ſandte mir deinen Bruder, und jetzt ſchenkt er mir einen zweiten Vater und dich, meine Schweſter, damit ich die Liebe und die Freiheit, daß ich Gott kennen lernen und in der Seele geſund werden ſollte."

Während ſich die beiden Jungfrauen beſprachen, begann der Wind zwiſchen Weſt und Nord zu wechſeln, und Alles deutete an, daß er ſich zum glücklichen Fahrwind umſetzen würde.

Die Schiffswache ging oben auf dem Verdecke auf und ab; der Steuermann hatte ſich an den Arm des Steuers gelehnt und ſtarrte, halb ſchlafend, halb wachend, in die große, prächtige Cannabiereſtraße hinüber, welche ſich mit ihren dunkeln, großen Häuſermaſſen bis herunter zum Hafen ſenkt. Nur hie und da war in der obern Stadt ein Fenſter matt erleuchtet von einer einſamen Lampe, doch am Hafen glühte heller das mitternächtige Laſter durch einige rothverhangene Fenſter wachend herüber zu den Schiffen, bis wieder der Morgen aufdämmerte und Alles im Hafen und in der Stadt lebendig wurde.

Schon ſtand der Capitain oben auf dem Verdecke und ertheilte rechts und links Befehle. Die ganze Mannſchaft des Schiffes hatte ſich feſtlich geſchmückt, und kaum wurde es Tag, ſo war das Schiff zur Abfahrt bereit.

Jetzt erſcholl der Ruf von allen Seiten: „Die Philhellenen! Die Philhellenen!“ Athanaſi erſchien auf dem Verdecke.

Die große Cannabiereſtraße herunter kam unter Jagdhörnermuſik das Corps der Philhellenen, zuerſt die Compagnie der Elitenjäger, nun eine Compagnie Infanterie, dann eine Compagnie Scharfſchützen, und zuletzt eine Compagnie Artillerie, eine Schaar kampffreudiger deutſcher Jünglinge, begeiſtert bis zum Opfertode. Voran ſchritt Achilleus, prächtig gewaffnet im weißen, mit Gold- und Seidenſtickerei reichverzierten Gewande, die bunte Binde um die Hüfte geſchlungen, von welcher in unzähligen Falten die blendende Fuſtanella bis über die Kniee hinunterfloß, in rothen, geſtickten Schnabelſchuhen, auf dem Haupte den ragenden, ſilbernen Helm, unter welchem hervor die dunkelblonden

Locken im Morgenwinde flatterten und von der Schulter hängend an einer dicken, ſeidenen Schnur das krumme Spathi, den Türkenſäbel.

Neben ihm ging Arnold wetteifernd mit ihm in weiten Turnerſchritten, daß die Jagdbüchſe, welche ihm von der Schulter herabhing, zuſammenklang mit ſeinem Hirſchfänger.

Jetzt kamen ſie im Hafen an. In dieſem Augenblicke erhob die Mannſchaft des Scipio ein Jubelgeſchrei, die Philhellenen ſchwenkten die Fahnen und riefen begeiſtert herüber: „Eleutheria! Eleutheria!“

Jetzt ſtiegen ſie in die Boote, welche bereit ſtanden, ſie an Bord zu bringen. Die Matroſen ruderten das Corps in wenigen Augenblicken heran. Jetzt ſprang Achilleus in das Schiff, Athanaſi ſtreckte ihm die Hand entgegen und rief: „Willkommen mit unſeren Freunden! Aber auch ich habe für Hellas geworben — komm' hinunter in die Kajüte und begrüße auch meine Freunde!“

Athanaſi ging voraus, Achilleus folgte ihm in geſpannter Erwartung ſchnell nach.

Wie er in die Kajüte trat, ſah er neben Zizina eine zweite Verſchleierte ſtehen.

Er erſtickte einen Freudenſchrei, jetzt warf Zizina von dem Antlitze ihrer Freundin den Schleier zurück.

„Iſabella!“ rief Achilleus, „Iſabella!“

Sie lag an ſeinem Herzen und weinte.

Doch jetzt waren die Anker gelichtet, das Steuerruder wurde gewendet, die Spitze des Schiffes legte nach Südoſt um, ein jubelndes Hurrah erſcholl, die Kanonen donnerten das Lebewohl, alle Schiffe im Hafen erwiederten den Gruß mit Kanonen, Drehbaſſen und Büchſen, und in allen Sprachen riefen viele tauſend Stimmen dem davon eilenden Schiffe nach:

„Hoch Griechenland, ſeine Freunde und die Freiheit!“

BIBLIOTHECA
RE - A

Julius Moſen's ſämmtliche Werke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sämmtliche Werke

von

Julius Moſen.

Siebenter Band.

Oldenburg.
Verlag von Ferdinand Schmidt.
1863.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Auguſt Grimpe in Hannover.

Bilder im Mooſe.

Wollen unſere Nachkommen einſt ihre Zeit begreifen lernen, ſo werden ſie es wie wir machen und ſich in die geheimſten Gemüthszuſtände der nächſten Vergangenheit, wie in eine Bergmannsgrube, verſenken müſſen, um aus den wunderſam durch- und übereinander geſchobenen Schichten in der Tiefe die Bildung der Oberfläche ſich zum Verſtändniſſe zu bringen.

Wenn dann auch dieſes Büchlein unter dem Gerülle liegt, welches der erzſuchende Bergmann in die Ecke geworfen hat, und nur ein neugieriger Reiſender im Vorübergehen es aufſchlägt, möchten dann die Abdrücke der ſeltenen Mooſe der Zeit, welcher es angehört, im weichen Novellenſchiefer, recht beſtimmt und eigen ihm in die Augen fallen! Ich habe ihm die Ueberſchrift: Bilder im Mooſe gegeben, denn es ſind ſolche. Wer zur müßigen Stunde das Auge auf einer alten, bemooſten Mauer ruhen läßt, dem werden ſich gar bald die krauſen, ſeltſamen Linien in den wirr durcheinander laufenden Moosflechten zu ſeltſamen Bildern zuſammenſtellen. So ſind auch dieſe Novellen während meines vieljährigen Aufenthaltes in Dresden und zu der Zeit entſtanden, wo das Rokokomoos ſeiner geſellſchaftlichen Zuſtände in der Pflege eiens dreißigjährigen Friedens wieder grün und ſchön wurde. Wie Figuren und Geſtalten aus den älteſten Zeiten im Traume ſich in die gegenwärtigſten Verhältniſſe miſchen und ſich, wie in einem

Elyſium, mit einander behaben, ſo wird ſich auch in geſellſchaftlichen Traumzuſtänden immer Aehnliches begeben: das Allernächſte wird zum Märchen, und das in Zeit und Raum Entfernteſte zur greifbaren Gegenwart. Die Zeit, welche ſich nicht in Thaten ausprägt, verſinkt von ſelbſt in das Chaos der Ewigkeit zurück, und die Wirklichkeit wird ſo dünn, wie ein Gazeſchleier, hinter welchem man die Geiſterwelt ihre Grimaſſen ſchneiden ſieht. Faſt kommt es mir vor, als wenn in der Ferne der erſte Hahnſchrei den Morgen verkündete, und ich werde mich beeilen müſſen, einige dieſer Traumbilder feſtzuhalten, ehe ſie zerrinnen. —

Zu ſolcher Zeit hatte ſich in humoriſtiſcher Verſpottung der damaligen Reſtaurationsverſuche der Pfaffen ein Clubb luſtiger Geſellen gebildet, welche ſich Benedictiner mit demſelben Rechte hießen, wie noch jetzt jedes Caſino in irgend einer Stadt dem luſtigen Benedictinerkloſter auf dem Monte Caſino in Italien dieſe ſeine Bezeichnung verdankt. Unſere klöſterlichen Zuſammenkünfte hielten wir in verſchiedenen Kaffeehäuſern, häufig aber in dem Belvedere auf der Brühl'ſchen Terraſſe. Der renovirte Mönchsorden beſtand aus Künſtlern aller Art, Philoſophen und Dichtern. Jeder beſtrebte ſich irgend einen geiſtigen Genuß der Geſellſchaft zu bereiten. Die Geſellſchaft hat ſich nun längſt aufgelöſt, die fröhlichen Genoſſen ſind zum Theile nach Oſt und Weſt zerſtreut, zum Theile in das Moos des gemeinen Lebens hineinverwachſen, daß ſie kaum mehr ausfindig zu machen ſind. Ich bedauere ſehr, daß ich damals zu unachtſam war, die Ideen, welche dort im Herüber und Hinüber der Rede ſich erzeugten, aufzuzeichnen; es ſind manche davon zu geſchichtlichen Thaten geworden. Nur dieſe Bilder ſind davon übrig geblieben. Der Convent der modernen

Benedictiner fand regelmäßig Sonnabends ſtatt, und weil er ſpät in der Nacht anfing, ſo dämmerte gewöhnlich der Sonntagmorgen heran, ehe der Abt ſein: „Missa est!“ ausſprach.

Da die Erzählungen aus dem traumreichen Weinkelche der Mitternacht hervorwuchſen, ſo wurden dieſe von ſelbſt frühe Sonntagskinder. Ich darf ſie daher unter den Namen ihrer Sonntage wiedererzählen.

Esto mihi.

Der Pianiſt Lißzt hatte ſein Conzert gegeben und die dresdener Welt entzückt. Nachdem die Kritik, welche ſich im Convente gegen den Werth ſeines Spiels ſetzen und ihn den mechaniſchen Beethoven heißen wollte, von dem Enthuſiasmus ſeiner Verehrer niedergedrückt war, verſuchte ſie einen neuen Angriff gegen die Emancipation der Muſik vom Dienſte religiöſer und weltlicher Poeſie und ſetzte ſie mit der Emancipation der Weiber auf eine Stufe. Der Philoſoph behauptete: wo die junge Frau im Hauſe herrſche, da ſei der Mann ein altes Weib, eine Zeit aber, wo die Muſik vorherrſche, käme ihm vor, wie ein Sclavenſchiff, auf deſſen Decke die Sclaven nach der Pfeife des Bootsmanns ihre kettengelähmten Glieder wieder grad' tanzen müßten. Der Verfall der Muſik und der neue Aufſchwung der plaſtiſchen, insbeſondere der dramatiſchen Kunſt deute auf die Geneſung der kranken Zeit. Man wurde endlich darin einig: daß ein jedes Genie einer beſtimmten Kunſt nur der eigenthümlichſte Ausdruck des Gemüthes ſeiner Zeit, mithin von ihr in allen ſeinen Faſern bedingt ſei. Wie ſich ſo eine Zeit in ihrem Kunſtgenie ſelbſt genieße, ſo müſſe die darauf folgende die ihr überlieferten Meiſterwerke als ein- für allemal abgeſchloſſene Thatſachen hinnehmen und mit ihnen ihr einſeitiges Leben zu ergänzen ſuchen. Benedict, ein Novize des Ordens, welcher erſt vor Kurzem aus Wien gekommen war, nahm von dieſem Geſpräche Gelegenheit, dieſe Geſchichte zu erzählen:

Das Königelſenſtück.

Ich hatte auf dem Gewandhauſe in Leipzig zum erſten Male die fünfte große Symphonie, aus C—moll, von Ludwig van Beethoven, gehört. Noch berauſcht von dieſem Strome der Harmonie, welcher durch meine ganze Seele gebrauſt war, eilte ich die Straße hinunter, ohne den Regen zu achten, mit welchem der Monat März lauwarm den nahenden Frühling ankündigte. „Und dieſer große Meiſter der Töne iſt mein Zeitgenoſſe!“ ſprach ich, „und ich ſollte nicht den Troſt haben, die Hand des Lebenden mit Dankſagung zu drücken?“ Mit dieſem Gedanken trat ich in mein einſames Zimmer. „Ein Brief aus Wien!“ rief mein Diener. Ich erkannte an Siegel und Aufſchrift, daß er von meinem reiſeluſtigen Freunde Robert kam, von dem ich lange Nichts gehört hatte. Ich erbrach den Brief und fand darin nur die Worte:

„’S giebt nur eine Kaiſerſtadt,
’S giebt nur ein Wien.“

Johannes, unſer vagabundirender Muſikant, iſt auch da! Komm’ doch!“

Nichts weiter im ganzen Briefe, aber dieſer Zuruf entſchied über mich. Noch war ich jung und freudig, ſchnell und entſchloſſen, noch war ich ein freies Roß, das mit fliegender Mähne Wette läuft mit dem Winde, und neckend die Vögel jagt, und ich gebrauchte meine Freiheit! „Zwei Freunde und Beethoven dazu in Wien!“ rief ich aus, und das Lied weiter trällernd:

„O, das muß prächtig ſein,
Da möcht’ ich hin!“

rollte ich ſchon am dritten Tage darauf im Cabriolette auf dem Eilwagen in das blaue Böhmen hinunter, vor mir im grauen Märzhimmel ſchmetternd die erſte Frühlingslerche, weiter und weiter, bis ich endlich am Kohlmarkte in Wien bei meinen beiden Freunden Abends am Kamin ſaß.

Von wem konnten wir anders ſprechen, als von Beethoven? „Du kennſt ihn, Johannes,“ fragte ich, „ſprich, welchen Eindruck macht er im gewöhnlichen Leben?“

Johannes legte die Hand über ſeine Augen, als wollte er ſich beſinnen, dann ſagte er: „Ja, du ſollteſt ihn geſehen haben, wie noch nicht die harte Hand des Geſchickes ſeine Geſtalt gebeugt, ſein edles Antlitz verdüſtert hatte! Wie ein junger Apollo, frei und ſchön, ſchritt er durch die Straßen hin. Schon ſein Gang verrieth, daß er nur ein fremder Gaſt auf dieſer Erde iſt, ſo leicht und kräftig war er. Seine herrliche, hohe Stirne, über welche das Haar eine wilde Wetterwolke ſchlug, ſein klares, leuchtendes Auge und der ſchöne Mund, ſo unſchuldig und kindlich, das Alles ſprach die göttliche oder dämoniſche Weihe ſeines Geiſtes aus! Jetzt iſt er faſt für Niemand mehr ſichtbar. Einſam und düſter lebt er in ſeiner Klauſe. Man ſagt, er ſei krank!“

„Heute Abend noch,“ ſetzte Robert hinzu, „erwarte ich meinen Freund, den Grafen Joſeph, welchen Beethoven auch jetzt noch zuweilen vorläßt. Dieſer kann dir mehr von ihm erzählen.“

„Und doch, wie glücklich,“ entgegnete ich, „ſollte ein ſolcher Genius ſein, der das innerſte, geheime Seelenleben, den Zuſammenhang des Menſchen mit Gott und der Natur, in ſeiner Kunſt ausſprechen kann, wie überſelig, mit ſeinen Zauberſprüchen die Geiſterwelt in das gemeine Daſein herunterrufen zu können!“

„Von dieſem Glücke,“ verſetzte Johannes, „weiß die ſchwediſche Volksſage, welche den Geiſt der Muſik in der Natur zu einem geſpenſtigen Weſen macht, und ihn den König Elf nennt, nicht viel zu erzählen. Dieſer König Elf ſoll ſich gern bei Waſſerfällen, am Meere oder auf hohen Bergen aufhalten und dort einſam auf ſeiner Harfe wunderbare Weiſen ſpielen. Wer ihm ein Stück ablernt, der ſoll damit allen Weſen gebieten können. Wenigen ſoll dieſes auch gelungen ſein, aber dieſe ſind dennoch immer im Elende geſtorben.“

„Wunderbar! Wunderbar!“ ſprach Robert, wie für ſich; „eben fällt mir da eine Geſchichte ein, die in einer ſchönen Geſellſchaft ein junger Componiſt erzählt hat.

„Ich war kaum dem Knabenalter entwachſen,“ fuhr er fort, „als ich von einem Gönner an einem ſchönen Sommernachmittage zu einer vornehmen Familie mitgenommen wurde, welche nicht weit von hier auf einem Landgute wohnt. Dort ſollte ich den großen Haydn kennen lernen. Wir waren ſchon eine Weile dort, als der herrliche Meiſter mit ſeinem Schüler, welchen er damals hatte, ankam. Beide waren in der Familie als alltägliche Hausfreunde ſehr bekannt. So jung ich war, ſo fiel mir doch das eigenthümliche Weſen des ſchönen Jünglings, welchen Haydn bei ſich hatte, auf.

Es war ſpäter Nachmittag, als Haydn dieſen ſeinen Schüler aufforderte, frei über ein Thema auf dem Flügel zu phantaſiren. Dieſer entgegnete aber faſt unwillig: „Ich hab' nun heut' keine Luſt dazu!“ — „Nun, ſo erzählen Sie eine Geſchichte!“ rief die ſchöne Tochter unſeres Wirths. „Das geht ſchon eher,“ verſetzte dieſer und wendete ſich auf dem Stuhle am Flügel, wo er ſaß, zur Geſellſchaft herum, ſo daß ſein linker Arm auf der Stuhllehne ruhte, und ſprach mit einem phantaſtiſchen Lächeln: „Aber ich weiß nur Muſikantengeſchichten!“ Haydn entgegnete: „Solche erzählſt du ja am Beſten! Luſtig oder traurig, wie du willſt!“

„Unter dieſer Bedingung,“ rief ihm die junge Gräfin zu, „ſollen Sie vom Flügelſpielen dispenſirt ſein!“ Haydn ſchaltete leiſe ein: „Wenn er ſich nur erſt in die muſikaliſche Laune hineinerzählt hat, dann geht er von ſelbſt an's Phantaſiren auf dem Inſtrumente.“

Der Flügelſpieler ſann eine Weile nach, dann ſprach er: „Und aus Schweden iſt meine Geſchichte! Das iſt nun eine geraume Zeit her, daß dort in einem Fiſcherdorfe am Meere, unter einem alten Schloſſe, ein armer Student lebte, welcher in Upſala vier Wochen lang ſtudirt hatte, und nun aus Armuth den Dorfmuſikanten machte und, ich weiß nicht, warum, von den Leuten Punctum Colofonium genannt wurde. Er wohnte die Reihe um bei den Fiſchern, häufig aber auch bei Erichſon, der faſt noch Knabe war, jedoch nach ſeiner Aeltern Tode die älterliche Hütte eigen beſaß. Dafür lehrte ihm Punktum Colofonium die Geige. Aus dem Jungen wurde aber nicht viel; denn im Wirthshauſe, wenn die Fiſcher und Matroſen Tanz hatten, hielt er gar nicht ordentlich Tact. Das Wirthshaus hieß „zum ſcheckigen Seekalb.“ Dort war eine einzige, enge Stube, wo Wirthſchaft und Tanz zuſammen war. Weil für das Orcheſter kein anderer Platz da war, ſo wurde allemal vor dem Tanze ein Tiſch umgelegt und mit ſeinem Geſtell an ein Seil befeſtigt, das oben an der Decke durch einen großen, eiſernen Ring ging. Dahinein wurde Punctum Coloſonium mit der Geige, einem Lichte und einem Kruge Bier geſetzt, dann der Tiſch am Seile in die Höhe gezogen, dieſes ſelbſt aber wieder an einem Haken an der Wand befeſtigt, ſo daß der Geiger oben aus ſeinem ſchwebenden Orcheſter, wie vom Himmel, heruntergeigte.

Hatte er nun die tolle Geſellſchaft, welche nach und nach ſo zahlreich wurde, daß der Tanz nur noch in einem Hin- und Herwogen beſtand, in den Tact hineingegeigt, dann legte er ruhig ſeine Geige weg, ſtopfte ſich eine Pfeife Taback und ſchaute dem Tanze gemüthlich und ruhig zu, ohne daß die Tänzer vor dem eigenen Lärm die Pauſe bemerkten.

Gegen Morgen aber griff Coloſonium wieder zur Geige, that drei kreiſchende Striche, kehrte das Inſtrument um, pochte darauf, und die ganze Geſellſchaft blieb, wie entzaubert, ſtill ſtehen, der Wirth ließ den himmliſchen Muſikanten herunter, welcher jetzt ſein Honorar eincaſſirte, noch ein Gläschen Rum trank und lächelnd in ſeine Herberge heimging.

An einem Sonntage jedoch hatte Punktum Coloſonium Abhaltung im ſcheckigen Seekalb Muſik zu machen. Dafür ſchickte er Erichſon hin. Ehe dieſer aber abzog, ſagte Punctum: „Erichſon, ſei einmal vernünftig und geig’ nur immer das Lied: „Ueber’s Meer, über’s Meer, kommt ein altes

Schiff daher!“ weiter Nichts, hörſt du? Sie ſind einmal daran gewöhnt; Paſſ' auf, daß dir auch Keiner ohne Zahlung fortgeht! Du brauchſt nur während des Tanzes manchmal die Mützen zu zählen, die ſich herumdrehen! Hörſt du?“

Erichſon gab die beſten Verſprechungen und ging fort. Nach Mitternacht wurde jedoch dem Punctum Coloſonium ſo ſchwer zu Gemüthe, ſo traurig und ahnungsvoll, daß er keine Ruhe mehr hatte, ſeine eigene Geige unter den Arm nahm und auf das Wirthshaus ſchlaftrunken zuſteuerte, indem er vor ſich hinbrummte: „Ueber's Meer, über's Meer!“

Aber ſchon von Weitem hörte er, daß Erichſon gar keine rechte Tanzmuſik machte. Wie erſtaunte er erſt, als er in die Tanzſtube ſelbſt hineintrat, und ringsherum die Burſche mit ihren Mädchen am Arm bewegungslos ſtehen und Erichſon zuhören ſah, der eine Variation nach der andern auf ſeine Tanzmelodie aufſpielte.

Lange hielt Punctum Coloſonium nicht an ſich, haſtig machte er das Seil vom Kloben an der Wand los und ließ das Orcheſter mit Erichſon herunterſchweben, indem er ihn anſchrie: „Du heilloſer Junge, daß dich der Fiedelbogen erſchlüge! Da ſtehen die Herren und Damen und werden Nichts bezahlen! Fort mit dir! Und bin ich dir zum Lehrmeiſter nicht gut genug, ſo geh' zum König Elf und geig' mit ihm um die Herrgottsluſt! Das kommt aber Alles her von der Dummheit. Iſt da der Kerl verliebt bis über das vierfach geſtrichene C hinaus, und nun ſoll's die Geige gethan haben! Marſch mit dir, Traumbuch!“

Die Fiſcher lachten hell auf, Erichſon aber ſchlich beſchämt, Thränen im Auge und ſeine Geige unter dem Arme, hinaus in die ſtürmiſche Nacht.

Da nun jetzt Punctum Coloſonium wieder in ſeinem Orcheſter ſaß, die ſieben magnetiſchen Striche gethan und den Tanz, wie ein Mühlwerk, angelaſſen hatte, ſtopfte er ſeine Pfeife und ſah behaglich auf das nichtige Erdengetümmel herunter, bis der Morgen graute, wo er ſeine Geige wieder nahm, ſeine drei Endſtriche that, dann auf die Kehrſeite pochte, und ſo Alles zum Stillſtand und Bezahlen brachte.

Als er aber bei ſeiner Heimkehr Erichſon mit ſeinem vierfach geſtrichenen C, mit ſeiner hohen Liebe weder in der Hütte noch ſonſtwo antraf, ward ihm doch bang um den Knaben.

Mit dem vierfach geſtrichenen C hatte es zwar ſeine Richtigkeit; Punctum Coloſonium wußte es nur zu gut, daß Erichſon oben zu dem Söller der Burg, welche der alte Herr Kanzler aus Upſala als Kammergut beſaß und wo er den Sommer über wohnte, zuweilen gegen Abend mit der Geige hinanſchlich und auf den Saiten ſeinen Bogen melancholiſch, wie ein Rothkehlchen, ſingen ließ, bis das ſchöne Töchterlein des Kanzlers oben zum Fenſter herausſah und herunterrief: „Schönen Dank, Erichſon!" „Er wird noch verrückt darüber!" ſagte Punctum Coloſonium, als Erichſon drei Tage darauf noch nicht daheim war.

Da kam endlich an einem Morgen ſein Nachbar zu ihm geſprungen und rief: „Erichſon iſt wieder da! Kommt! kommt! Unten am Ufer! Ei, was der geigen kann!"

„Daß ihn —!" verſetzte Punctum, und eilte mit hinunter zu dem Strande.

Dort oben auf dem Felſen, an welchem die See grimmig hinaufbrandete, ſaß Erichſon und ſpielte die Violine. In mannichfaltigen Gruppen ſaßen und ſtanden um ihn herum Männer und Greiſe, Frauen und Mädchen, Alt und Jung. Er ſpielte aber in ſo wunderſamer Weiſe, als kämen alle Töne, welche er anklingen ließ, aus einem Herzen, das aufgeſprungen war, wie eine Roſenknospe zur Blüthe.

Das war ein Lachen, ein Weinen, ein Jauchzen und Klagen durcheinander, als wäre die Geige unter ſeiner Hand ein lebendiges, geiſtiges Weſen geworden, das vor Luſt und Schmerz nicht mehr wo aus noch ein wußte!

Kaum hatte Punctum Colofonium die erſten Töne gehört, ſo geberdete er ſich, wie unſinnig, warf ſich auf die Erde und ſchrie: „Ich bin Schuld daran! Er hat ſeine Seele dem König Elf verkauft! Erichſon! ach, armer Erichſon!“ Als das Volk dieſen Ausruf hörte, ſo ſtürzte Alles auf Erichſon ein und ſchrie durcheinander: „Seelenverkäufer, ſchaff' dir deine Seele wieder! Werft ihn in die See!“

Erichſon jedoch flüchtete ſich bis auf die äußerſte Spitze des Felſens, welcher ſo ſteil und abſchüſſig war, daß ſich Niemand hinan getraute. Dort, umbrauſt von dem Meere und dem wüthenden Volke, ſetzte ſich lächelnd der bleiche Junge nieder und fing wieder an zu ſpielen, ſo ſeltſam rührende Weiſen, daß die Männer, Weiber und Kinder wieder ſtill wurden und ſich verwundert anſahen. Von der Meerſeite herauf kamen Seerobben, welche ihre Schwimmtatzen auf die Felſenblöcke legten, und die neugierig ihre Köpfe hoch emporhielten; in einem Halbkreiſe herum, auf- und niederſteigend, ſchwammen, ſchnalzten und tanzten Delphine, aus der Ferne, wie eine Waſſerhoſe, brauſte ein Wallfiſch heran, der vor Luſt hohe Waſſerpalmbäume emporſprühte, oben aber, hoch über dem Felſen und dem Haupte

Erichſon's, drehte ſich, wie ein wunderliches Rad, ein unzählicher Schwarm von Möven und andern Seevögeln.

Nicht lange hatte Erichſon ſo geſpielt, als ſich ein fremder Herr durch das Volk empor bis hinan zu dem höchſten Gipfel, auf welchem Erichſon ſaß, drängte und ihm zurief: „Junge, willſt du dein Glück machen, willſt du mit nach England ſchiffen, ſo ſteig' herunter!“

Erichſon gehorchte, der fremde Herr nahm ihn unter den Arm und zog ihn mit ſich fort. Niemand folgte ihnen.

Seit dieſer Zeit wurde Punctum Colofonium kopfhängeriſch. Niemand brachte ihn mehr dazu, die Violine zu ſpielen, Niemand ſah ihn mehr im Wirthshauſe auf ſeinem himmliſchen Orcheſter. Dafür hatte er ſich an den alten Küſter und Schulmeiſter des Ortes angeſchloſſen, welchem er im Schulhalten beiſtand und Sonntags für ihn in der Kirche die Orgel ſpielte.

Nach und nach wurde ſein früherer, weltlicher Lebenswandel zuſammt dem jungen Erichſon vergeſſen. Von dem Pfarrer, ja ſogar zuweilen von der gnädigen Herrſchaft auf dem Schloſſe ward der geſchmeidige Küſteradjunct, — die Leute ſagten: „Schulmeiſtergeſelle,“ — zu Tiſche eingeladen, und als endlich der alte Küſter ſtarb, war kein Beſſerer da, als er, der die Stelle hätte bekommen können.

Die Tochter des Kanzlers, Helene, war unterdeſſen zur ſchönen Jungfrau erblüht. Viele reiche und mächtige Herren hatten um ſie geworben, bis endlich ein deutſcher Oberſt, der ihre Bekanntſchaft in Upſala gemacht hatte, ihre Hand errang.

An einem ſchönen Juliabend war das ganze Schloß erleuchtet; an langer, prächtiger Tafel, welche mit ſchweren, goldenen und ſilbernen Gefäßen beſetzt war, prangten. viele Herren und Damen, vor Allen aber die ſchöne Braut Helene, und zu ihrer Seite freudig und herrlich der Oberſt, ihr Bräutigam.

Der alte Herr Kanzler war ſo aufgeräumt, wie ihn noch Niemand geſehen hatte.

Nach alter ſchwediſcher Sitte fehlte bei dem Hochzeitsgelage nicht der Küſter. Punctum Colofonium ſaß gar ehrbar an der äußerſten Tafelecke, hier einmal als wahres Schlußzeichen und Punktum; wußte gar ſittſam Meſſer und Gabel zu gebrauchen, und ſteckte ſo kleine Bißchen in den Mund, daß man ihn für ein Eichhörnchen im Großen hätte nehmen können. So ſehr hatte er ſich cultivirt!

Als jetzt der Kanzler ſein Auge bis an den äußerſten Horizont der Tafel — den ehrlichen Punctum ſtreifen ließ, ſchien ihm ein plötzlicher Gedanke durch den Sinn zu fahren. Der kluge Punctum Colofonium hatte es kaum gemerkt, ſo neigte er den Rücken, drehte das feingepuderte Köpfchen, wie ein geſchmeichelter Affe, ſchief, und zog den Beutel ſeines Mundes zu einem ſüßen Lächeln auf. Der Kanzler rief ihm zu: „Was meint Ihr wohl, geſchätzter Küſter, wenn ich Euch ſage, daß ich vor Kurzem Euern Erichſon geſehen habe, zu Upſala im königlichen Schloſſe?!“

Dem Küſter fielen vor Schrecken Meſſer und Gabel aus der Hand. Sprachlos ſtierte er den Kanzler an. Dieſer aber fuhr fort: „Es iſt wunderbar, wie oft in den niedrigſten Verhältniſſen ſich ein Talent entfaltet, das ſpäter die ganze Welt entzückt! An demſelben Abende, wo ich die Freude hatte, am Hofe die Bekanntſchaft meines lieben Schwiegerſohnes zu machen, eröffnete uns unſer gnädigſter Herr und König, daß wir einen Virtuoſen auf der Violine hören würden, welcher nicht nur London und Paris, ſondern auch die großen Städte Hollands und Deutſchlands mit ſeinem Spiele begeiſtert hätte, und nun in ſeine Heimath zurückgekehrt ſei, aus welcher er ſo unbeachtet und unbekannt fortgewandert wäre! Noch hatten wir kaum um ſeinen Namen fragen können, als Ruhe geboten wurde und aus der Nebenhalle hervor ſich die Töne einer Violine vernehmen ließen, ſo melodiſch klingend, und dann wieder ſo ſchneidend und jauchzend, und wieder, wie in vielfachen, glühenden Kreiſen, durcheinander laufend, daß uns faſt der Athem verging. Das war keine menſchliche Muſik! Ich ſah vor ihr manche Geſichter erbleichen und manche Thräne ſich aus den Augen ſtehlen."

„Das war der heilloſe Erichſon!" flüſterte Punctum Coloſonium wehmüthig für ſich. Der Kanzler fuhr fort: „Wie nun das Spiel mit drei plötzlichen Strichen verklungen war" — („Das hat er doch noch von mir!" ſprach leiſe Coloſonium) — „und die Geſellſchaft ſich neugierig in die Halle drängte, ſahen wir im hellen Kerzenlicht einen ſchlanken, bleichen Jüngling ſtehen, welcher mit ſeltſamen, großen, klaren Augen zu uns herüberſchaute.

„Da nahm unſer gnädigſter Herr und König einen Pokal mit Wein, gab ihn meiner Tochter Braut und ſprach ſehr gnädig zu ihr: „Aus den ſchönſten Händen ſoll der Künſtler die freundlichſte Gabe haben!"

Wie aber meine Helene ihm den goldenen Ehrenbecher überreichte und er ſie wie bekannt anredete, erſchrak mein armes Mädchen ſo, daß er ſie mit dem Arme auffangen mußte! — Und als ich ihn ſelbſt erkannte und den Knaben Erichſon nun als einen ſo ſchönen Jüngling und als einen berühmten Künſtler wiederſah, freute ich mich ſelbſt recht herzlich. Ich habe ihn eingeladen, zu uns zu kommen. Kommt er, ſo ſoll ihm viel Gutes von mir geſchehen!

„Die Kunſt und der junge Künſtler ſollen leben!“ — Alle ſtießen mit an, bis auf Punctum Colofonium, welcher that, als wäre ihm die Serviette hinuntergefallen.

Bei dieſen Reden war es faſt Mitternacht geworden. Die junge Braut ſaß wie in tiefen Gedanken da. Während ſie ſo für ſich hinträumte, war es ihr, als hörte ſie aus der Ferne etwas tönen, wie Waſſertropfen, welche auf eine metallene Platte hoch und klingend herabfallen. Jetzt verſchmolzen ſich die Klänge, wie zu einer Melodie, welche töuen mochte, wie die Weiſe bei einem Elfentanze, ſo heimlich ſüßlockend, dann wie Wehklage, Mark und Gebein durchrieſelnd, und wieder wie milde und doch dringende Bitte.

Mit Gewalt ſuchte ſie ſich von dieſen Tönen loszumachen, ſie kamen immer wieder. Es war ihr, als klängen die Strahlen des Mondes, welche durch die gothiſchen, gemalten Fenſter in bunten Farben hereinfielen, ſo wunderſam auf ſie ein und rieſen ihr heimlich in die Seele: „Erichſon iſt da! Dein Erichſon! Der arme, gute Erichſon! Komm' doch, du Süße, du Liebe!“

Immer mächtiger wurden die Töne über ſie, welche um ſie webten und ſich zu einem Netze verſchränkten, das über ihrem Haupt zuſammenſchlug.

Jetzt war es ihr, als ginge die Thür auf — weit — weit, ſo daß ſie hinüberſehen konnte, ganz deutlich auf den mondbeſchienenen Felſen, auf dem ſie Erichſon ſitzen und die Violine ſpielen ſah. Hinter ihm empor ſtieg nebelhaft und gewaltig ein geſpenſterhafter Greis, welcher eine goldene Krone auf dem Haupte trug, mit zwei Sternenaugen zu ihr herüberblickte und ihr mit der Hand winkte.

Da konnte ſie nicht länger widerſtehen. Sie ſtand geräuſchlos von der Tafel auf und verſchwand durch die Thür. Die Geſellſchaft ſah ſich befremdet an. Alles ward im ganzen Saale ſtill.

Jetzt hörte man deutlich aus der Ferne ganz eigene Violintöne, wie Wandervögel rufend, herüberziehen. „Was iſt das?“ rief der Kanzler. Punctum Colofonium ſprang am Ende der Tafel plötzlich auf und rief, wie in Todesangſt: „Das iſt Erichſon mit dem vierfach geſtrichenen C, das iſt das Königelfenſtück, aber rückwärts gegeigt; ich kenne es! da verſpielt er nun gar die Seele! aber er thut's ihr doch an, daß ſie zu ihm muß!“

Auf dieſe Worte ſtürzte jetzt Alles fort, die Braut zu ſuchen. In keinem Zimmer, keiner Kammer, nicht im Schloſſe, nicht im Hofe war ſie zu finden. Da eilte der Bräutigam ſchnell zum Thore hinaus. Kaum hatte er ſich um den hohen Thurm hinumgewendet, ſo ſah er auf dem Felſenkamme, dort, wo er von dem gegenüberſtehenden Felſen am Meere wie gewaltſam abgeriſſen und zurückgedrängt war, und einem Abgrund Raum machte, eine weiße Geſtalt händeringend im Mondſcheine, weit vorgebogen, als zöge ſie eine Geiſterhand hinunter. In Eile hatte er ſie erreicht. Es war Helene, welche ohnmächtig in ſeine Arme ſank.“

Hier brach der Erzähler, Haydn's Schüler, auf einmal ab, drehte ſich zum Flügel um, auf deſſen Claviatur er rückwärts mit der Hand ſchon längſt dann und wann einen Ton angeſchlagen hatte, ſprach kein Wort mehr, ſondern fing vielmehr das bekannte Lied „Adelaide“ an zu ſpielen und zu ſingen, und wie er damit zu Ende war, ließ er ſo ſeltſam die Töne jauchzend und toſend durcheinander lauſen, als hätte er alle aus ihrem irdiſchen Kerker befreit und zöge nun mit ihnen ſiegestrunken hinüber in das große Reich der Harmonie.

Die ſchöne Tochter unſeres Wirths ſagte aber faſt gereizt: „So iſt er nun! Jetzt hat er uns Alle vergeſſen! Ja, er weiß nie, wo er iſt.“

Doch hatte ſich der junge Künſtler auf dem Inſtrumente bald ausgetobt. Wie ſelbſtvergeſſen rief er: „Könnte ich nur ſo ein Königelſenſtück geigen, meinetwegen vorwärts oder rückwärts, zum Leben oder Sterben!“

„Wovon ſchwärmſt du wieder?“ ſagte jetzt Haydn leiſe zu ſeinem wunderlichen Schüler, indem er ihn ſanft auf die Schulter ſchlug. „Ach ſo — von Bremen!“ erwiderte dieſer. „Dieſe Redensart,“ ſchaltete Robert ein, „hatte er nämlich an ſich, wenn er ſich wegen ſeiner Zerſtreutheit entſchuldigen wollte.

Um die Unterhaltung, welche durch das Benehmen des jungen, eigenen Mannes etwas verſtört war, wieder in Gang zu bringen, fragte unſer gütiger Wirth: „Nun, war das ſchon das Ende der Geſchichte?“

„Ja, die geht weiter fort!“ erwiderte der junge Künſtler, drehte ſich auf dem Seſſel um, legte den linken Arm auf die Seſſellehne und fuhr fort: „Nun, der deutſche Oberſt lebte vermuthlich recht glücklich mit ſeiner ſchönen Schwedin in Deutſchland!“ „Aber der arme Erichſon?“ fragte die ſchöne Tochter unſeres Wirths. „Bedauern Sie ihn, meine Gnädige? Ach ja! zu bedauern iſt er wohl! Denn nachdem er in jener Hochzeitnacht ſo ſeltſam geſpielt hatte, konnte er keine Muſik mehr machen. Sobald er nur die Violine zur Hand nahm und mit dem Bogen über die Saiten wegzog, verſchloß ſich ſein Gehör; denken Sie um des Himmels Willen, ein Sohn der Harmonie, und taub!

O, das muß ein Elend ſein! Die ganze Seele voll Melodie, daß ſie vorſpringt bis an die Fingerſpitzen, und taub dazu! Das iſt eine lächerliche und wahnſinnige Geſchichte zugleich! Doch auch dieſes Leid mußte der arme Erichſon auskoſten; er wurde aber darüber ſchwermüthig, melancholiſch, ſagte man. Tage und Nächte lang ſaß er auf dem Lager im väterlichen Erbhauſe, das er noch beſaß, auf ſeinem Schooße die treue Violine, welche er, wie ein Liebhaber ſeine todte Braut, betrachtete.

Weil er nun mürriſch und verſchloſſen war, ſo flohen ihn alle Menſchen um ſo mehr, als das Gerede ging, daß er ein Hexenmeiſter wäre. Die ſind freilich hier, wie in Schweden, ſelten. Er möchte wohl verhungert ſein, wenn ſein alter Diener, welchen er aus Holland mitgebracht hatte, nicht das gewonnene Geld verwaltet und ihn, wie ein Kind, gewartet und gepflegt hätte. Außer dieſem ſeinem Diener war er für Niemand ſichtbar.

So vergingen zehn Jahre. Helene, deren Gemahl unterdeſſen im Kriege gefallen, war um dieſe Zeit mit ihrem kleinen Sohne wieder in ihr Vaterland und auf ihren Stammſitz zu ihrem alten Vater zurückgekehrt. Punctum Colofonium, welcher ſich auf dem Schloſſe bei dem Kanzler dadurch ſehr in Gunſt geſetzt hatte, daß er ihm die Zeit durch Vorleſen aus alten Chroniken vertrieb, war häufig dort.

Da Niemand dort oben von dem unglücklichen Geiger ſprach, ſo hielt auch er es für angemeſſen, von ihm zu ſchweigen, obſchon er ſich zuweilen nach ihm theilnehmend erkundigte, auch manchmal dem alten Diener deſſelben eine fette Gans für ihn zuſtellte; denn Gänſebraten ging dem trefflichen Küſter über Alles, und keinen größern Beweis von Liebe und Freundſchaft kannte er, als eine fette Gans geſchenkt zu erhalten oder zu verſchenken.

Als er einſt auf dem Schloſſe einen ſolchen Braten mitverſpeiſt und dazu gar ſpaniſchen Wein zu trinken bekommen hatte, und nun ſo ſeelenvergnügt in das Dorf herunterſtieg, daß er heimlich durch die Zähne das fidele Liedchen ſummte: „Ueber's Meer, über's Meer kommt ein altes Schiff daher!“ — kam ihm der Diener Erichſon's entgegen und bat ihn, mit zu ſeinem Herrn zu kommen, welcher ihm etwas zu entdecken habe. „Fragt er endlich doch einmal nach mir?“ ſagte der Küſter, „nun, das muß kurz vor ſeinem Tode ſein!“

Indem er ſo vor ſich hinwankte und, von vornehmer Eitelkeit angeſteckt, den Buſenſtreifen vorzupfte, ging er mit hinab zur Hütte des Unglücklichen. Dieſer lag auf Thierfellen am Boden, neben ſich ſeine Violine, welche für ihn verſtummt war.

Gleich bei ſeinem Eintritte ſprach Punctum Colofonium mit all' dem feierlichen Ernſte, welchen er im Amte und Herrendienſte ſich angeeignet hatte: „Nun, Erichſon, willſt du endlich ablaſſen von der verfluchten Kunſt? Du ſiehſt ja ſelbſt, daß dich Gott beſſern will, da er deine Ohren verſchließt, ſobald du Muſik machen willſt! Werde lieber fromm, wie ich es gethan habe! Du kannſt glauben, dem Frommen geht es immer wohl auf dieſer Welt! Sieh' mich nur ſelbſt an! War ich nicht vormals ſo mager, wie du? Jetzt, wenn ich in den Spiegel blicke, kommt mir faſt eine ſündige Eitelkeit an, ſehe ich, wie ich mich abgerundet habe und wohlgefällig geworden bin!“

Erichſon aber entgegnete: „Läſtere nicht auf die Kunſt; denn ſie iſt das zweite Wort, durch welches Gott mit der armen Menſchheit hienieden ſpricht, oder, wenn du lieber willſt, ſein herrliches Gewand, gewoben aus Andacht und Entzücken! Wie ich noch nicht an der heiligen Kunſt geſündigt hatte mit böſer Leidenſchaft, ſtand ich gar nahe vor ſeinem Throne! Und ich weiß auch, daß meine Seele wieder klar werden wird!“

„Aber, lieber Erichſon,“ verſetzte Punctum Colofonium, „wenn du deine Seele verkauft haſt an den König Elf“ — Erichſon ließ ihn nicht ausreden, ſondern rief: „Schweig', du armer Menſch! Was willſt du gegen Den ſagen, auf deſſen Fittige Gott Himmel und Erde gelegt hat, in deſſen Odem Alles lebt, webt und lebendig iſt?!“ — „Und du kennſt ihn?“ — „Ja!“ verſetzte Erichſon, „und das danke ich dir! Und da ich merke, daß meine große Stunde kommt, wo ich eingehen werde, dort, wo die lautere Harmonie iſt, von der wir armen Menſchen in dieſer ſchweren Luft nur einen dumpfen Abklang haben, ſo will ich dir meine Sünde beichten, damit mein Herz frei wird! Vielleicht weißt du noch, daß du mich einſt von der Tanzſtube fortgejagt haſt, mit der Weiſung: ich ſollte zum König Elf gehen! Wie ich nun kindiſch und gläubig war, und ſchon von den Leuten gehört hatte, daß man den König Elf zwingen könne, ſein Zauberſtück Einem zu lehren, wenn man ſich an das Meer ſetze um Mitternacht, und eine Stunde lang sotto ponticello geige in verfluchten Mißtönen, und ich dabei auch an die Tochter des Kanzlers dachte, die ich zu erringen glaubte, wenn ich ein ſo großer Meiſter würde, ſo faßte ich mir ein Herz und that mit der Geige, wie ich gehört hatte. Heute noch gellt mir die Seele von jenen entſetzlichen Tönen, welche ich damals der Violine abzwang; ich aber war wie raſend, ein jeder Ton ward mir zum Todesſchmerz und ging, wie eine ſtumpfe Säge, reißend und zerrend durch alle meine Nerven; aber ich ließ doch nicht nach. Da war es mir endlich, als ſähe ich weit in unermeßlicher Ferne um mich herum einen rauſchenden, klingenden Kometen ſchweifen, der, wie ein Orkan, in immer kleinerm Kreiſe herandonnerte, und endlich einen großen Regenbogenring um mich herumlegte mit ſieben Farben, welche, wie Blitze, durcheinander zuckten. Da ſah auf mich herab plötzlich ein wunderbar ſchönes, majeſtätiſches Angeſicht, und jetzt war es mir, als hörte ich ſprechen: „Armer Wurm, meinſt du die Weltharmonie zerreißen zu können?“ Und nun hörte ich Ton für Ton die göttliche Weiſe, die ich nachher dann und wann mit meinem Spiele wieder zu erhaſchen ſuchte! Ich war von tauſend Seligkeiten trunken! Als dieſe Weiſe mir verklungen war, hörte ich wieder ſprechen: „Kennſt du das Gute, lerne auch das Schlimme! Das erſte befreit, das letzte bindet die Geiſter! Wehe dir, wenn du es ſpielſt!“

„Und nun hörte ich auch das ſchlimme Stück, das ich noch beſſer merkte, als das gute, und das ich nur einmal geſpielt, und — nun nie wieder den Klang der Muſik darnach gehört habe! — So iſt Alles, Alles verloren!“

Jetzt verſank Erichſon wieder in tiefes Nachdenken. Nach einer Weile rang ſich, wie tief aus ſeinem Herzen hervor, leiſe fragend das Wort: „Helene?“

„Ihr Gemahl iſt todt; ſie iſt vor Kurzem mit ihrem kleinen Sohne zu ihrem Vater zurückgekehrt.“

Erichſon nickte mit dem Haupte und ſprach für ſich: „So ſchließt ſich der Ring ab; es konnte nicht anders kommen! Ich werde nicht eher ſterben können, als bis ich das echte Königelfenſtück, an dem ich zeitlebens ſtudirte — mein Requiem — mir doch wieder ausgeſonnen, noch einmal geſpielt, noch einmal gehört habe. Sollte meine Sterbeſtunde ſo austönend hinaufklingen zu dem Schloß, ſo bitte ſie, daß ſie bete für die Ruhe meiner Seele!“

Da Erichſon ſein Geſicht jetzt mit den Händen bedeckte und nicht mehr ſprach, entfernte ſich Punctum Colofonium. Ob er die Bitte des Armen der hohen Frau eröffnet haben mochte, weiß ich nicht, da er in ſeinem ganzen Benehmen gegen das Haus ſeines Gönners, des Kanzlers, gar vorſichtig und diplomatiſch war. Doch ſah man ſeit einiger Zeit öfters Helene mit ihrem kleinen Sohne auf dem Balcone ſtehen und gedankenvoll hinunterblicken auf die Hütte, in welcher der unglückliche Geiger lebte.

So ſaß ſie auch einſt dort oben auf dem Balcone, neben ihr der Kanzler, ihr Vater, und vor ihnen Punctum Colofonium, ein dickes, aufgeſchlagenes Buch in ſeinen Händen, worin er dem Knaben der ſchönen Wittwe Bildniſſe der Nordlandsrecken und wilde Thiere und Drachen zeigte.

Eben neigte ſich die Sonne zum Untergange nach dem Meere, das in gluthrothen, langen Wogen ihr entgegen zu athmen ſchien. Wie durch einen roſenfarbenen Meerhimmel, zogen die Fiſchernachen mit weit aufgeblähten, weißen Segeln, wie Schwäne, dem Ufer zu. Eine große, feierliche Stille hatte ſich über die ganze Natur gelagert.

Da ſchien es, als begönne die Luft in ſich ſelbſt hinein zu ſingen und zu klingen. Alle horchten auf. Wie ein ſüßer, ſelig gewordener Schmerz, wie fromme Pilger, erlöſt von aller Qual der Erde, himmelan zur ewigen Heimath, Hand in Hand, lobpreiſend und ſingend aus dem Erdenthale, wallten die Klänge empor.

Helene weinte unaufhaltſam, Punctum Colofonium aber legte ſeinen Zeigefinger an die Naſe und ſprach zu ſeiner eigenen Genugthuung: „Das iſt das echte Stück, das er ſpielt! Nun wird er ſterben können.“

Der Kanzler ſtand auf, faßte Helenens Hand und ſprach: „Welche Schuld auch Erichſon tragen mag an jenem wunderbaren, ſchrecklichen Einfluß, welchen an jenem Abende ſein Violinſpiel auf dein Gemüth äußerte, ſo laß' uns doch mit ihm verſöhnen, der ſich zur wahren Harmonie zurückgefunden hat und wohl bald dem ewigen Frieden entgegen geht.“

Helene nahm ihr Söhnchen auf den Arm und ſtieg mit ihrem Vater in das Thal hinunter; mit ſich ſelbſt in ſanften Handbewegungen geſticulirend, folgte hinterdrein Punctum Colofonium. Wie ſie ſich ſo der Hütte und der Muſik ſelbſt näherten, war es ihnen, als träten ſie ein in eine große, altgothiſche Kirche, deren Pfeiler kryſtallen und klingend zum Himmel aufſtiegen und oben ſich zuſammenwölbten in eine große, flammende Roſe.

„Ausnehmend ſchöne, präciſe Uebergänge!“ flüſterte Punctum Colofonium für ſich, „kräftig mit langem Bogenzug vorgetragen, in guter, alter Manier! Ich muß nur meine alte Violine wieder einmal vornehmen! O, ich bin noch nicht alle Tage todt!“

Als ſie eintraten in die Hütte, ſahen ſie Erichſon auf ſeinem Lager aufrecht ſitzen und das geliebte Inſtrument ſpielen. Er bemerkte die Eintretenden nicht. Seine Augen waren halb geſchloſſen und wie nach innen gekehrt.

Helene beugte ſich mit dem Kinde zu ihm nieder. Da that er den letzten Strich, legte das Inſtrument neben ſich, ſchlug die Augen auf und blickte in das himmliſche Angeſicht Helenens. Ein kindliches, unſchuldiges, ſeliges Lächeln flog über ſein Antlitz. „Helene!“ rief er, aber wie er die Arme zu ihr emporheben wollte, ſank er auf ſein Lager zurück. Seine Hände falteten ſich, wie zum Gebete, ſeine Augen ſchloſſen ſich; — er war entſchlafen.“ —

„Haydn's junger Freund ſchwieg jetzt. Da auch die Geſellſchaft, mehr oder minder gerührt, das Schweigen nicht unterbrach, that dieſer einige wilde Griffe auf dem Inſtrumente, hörte wieder auf, ſummte einen muſikaliſchen Gedanken, welcher in ihm jetzt aufſteigen mochte, vor ſich hin und verließ, ohne ſich zu verabſchieden, zerſtreut und wie im Traume die Geſellſchaft.

„Der Arme hatte in prophetiſcher Vorahnung faſt ſein eigenes Schickſal erzählt.“

„Darf ich, Robert, deinen Erzähler errathen?“ fragte ich.

„Er war es!“ erwiederte Robert.

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür; der längſt erwartete Graf Joſeph trat langſam und feierlich herein. Mit hervorſtürzenden Thränen rief er: „O, dieſer Schmerz! Heute hat die Erde wieder einen großen Mann verloren. Vor einer Stunde ſtarb — Ludwig van Beethoven!“

Der Abt dankte im Namen des Ordens dem Novizen für ſeine Erzählung und beſchloß mit der Aufforderung, daß jegliches Mitglied bei Vermeidung ſtrenger Buße den Maskenball beſuchen ſolle, welcher im Hôtel de Pologne auf nächſten Dienſtagabend angeſetzt war, die Sitzung.

Die meiſten Brüder verließen den Saal, es waren nur noch vier bis fünf zurückgeblieben, welchen ein junger Franzoſe, Namens Leclerc, ein Gaſt der Geſellſchaft, eine franzöſiſche Carnevalsgeſchichte zu erzählen verſprochen hatte:

Le Bal Beaudouin.

„Mein Vater," begann Leclerc zu erzählen, „iſt ein reicher Seidenhändler in Paris, ich und meine Schweſter Lucie ſind ſeine einzigen Kinder, die Mutter haben wir in den erſten Jahren unſerer Kindheit verloren, der Vater hat ſich nicht wieder verheirathet. Ich wurde im väterlichen Hauſe, meine Schweſter im Kloſter erzogen. Wie es gekommen iſt, weiß ich nicht, doch hatte ein Student der Medicin, Robert Leſailles, Gelegenheit gefunden, ſich ihr bekannt zu machen und einen Liebeshandel mit ihr anzuſpinnen. Ihre Liebe mochte in der ſchönſten Blüthe ſtehen, als mein Vater ſie aus dem Kloſter nahm und mit einem alten, reichen Geſchäftsfreunde verlobte. All' ihr Bitten, ſie nicht zu dieſer Verbindung zu zwingen, all' ihr Jammern, ihr noch Zeit zu gönnen, rührte nicht ſein Herz. „Deine Mutter," war die einzige Antwort, „hatte vor ihrer Verheirathung mit mir gleiche Grillen, und doch ſind wir miteinander glücklich geworden; denn ſieh', liebes Kind, ein Eheſtand, welcher ſich auf Vermögen gründet, iſt ein Haus, das guten Grund hat, es fällt nicht leicht ein." Nach der Faſtenzeit ſollte die Hochzeit ſein. „Wohl denn," ſagte meine Schweſter zu mir, „ſo gehört der Carneval noch mein." Ich mußte ihr verſprechen, heimlich ſie auf den bal Beaudouin zu führen. Es war Aſchermittwoch, und viele Hunderte Eckenſteher liefen gegen Abend auf den Boulevards herum mit transparenten Ankündigungen: „Le bal Beaudouin!“ Ich war einer der Erſten, welche die Kette bei dem Billetverkauſe machten, und konnte ſchon Abends acht Uhr meiner Schweſter Lucie hinter dem Rücken unſeres Vaters die beiden Billete zeigen. Um elf Uhr küßte der Vater Lucie die Stirne, gab mir die Hand zur guten Nacht, und ging zu Bette, wir Beide auch, doch nur um wieder aufzuſtehen, und uns in die Maskencoſtume zu werfen, welche wir in Bereitſchaft hatten, und unter dem Schutze des Portiers aus dem Hauſe zum Balle zu eilen. Als wir dort Arm in Arm ankamen, ſanden wir das Haus bereits von unzähligen, abenteuerlichen Maskenfiguren belagert; denn noch waren die Thüren, welche ſich erſt um Mitternacht öffnen ſollten, verſchloſſen. Noch war es im Theater todtenſtille, ſelbſt das Brauſen der Volksmenge davor glich einem Walde vor dem Sturme mit unheimlichem Flüſtern, ſo daß man die hämmernden Zimmerleute und Tapezierer, welche noch im Saale beſchäftigt waren, wie pickende, pochende Spechte, vernehmen konnte. Zuweilen ſchlich ſich auch ein Ton vom Stimmen der Inſtrumente heraus; Lucie zitterte, wie voll Angſt, an meiner Seite. Jetzt hörten wir von Nôtre Dame die zwölf Schläge der Mitternachtsſtunde metallen, langaustönend und dräuend, wie die zornige Stimme eines Faſtenpredigers, durch die Luft zittern, einen jeden Glockenſchlag begleitete die harrende Volksmenge mit einem hölliſchen, doch noch halbunterdrückten Jubelſchrei, mit dem zwölften Schlage ſprangen die Thüren des Theaters auf, und wie ein Strom geſchmolzenen, flüſſigen Erzes bei einer Feuersbrunſt in ein Baſſin, ſo quoll der tolle Schwarm hinein und platzte dort in einzelne Gruppen im tauſendſtimmigen, wüſten Geſchrei auseinander. Es war eine tauſendgliedrige Maſſe, grölzend, brüllend, wiehernd, ſpringend, kugelnd, bockend, in gräßlichem Gelächter durcheinander, eine Republik der Narrheit, zuſammengewürfelt aus Robert Macaire's, Pierrot's und Pierretten, Polichinelle's, Matroſen, Fiſchermädchen, Hidalgo's, Roſenmädchen, Banditen und Schäferinnen! Die ganze goldene Jugend des Jahres ſtak in dieſen Masken. Bald waren nicht nur der Saal, ſondern auch die Logen, die Corridors, das Foyer gefüllt. Im Hintergrunde des Saales, hinter der Draperie brennendrother Vorhänge ſaß das Orcheſter ſo verborgen, daß man nur den Hexenmeiſter Beaudouin auf ſeinem erhöhten Tritte mit dem Taktirſtocke in der Hand ſtehen ſah. Lucie hatte mich in die Loge gezogen, welche wir ſonſt bei der Oper abonnirt hatten. Dort trafen wir die ſchlanke, ſchwarze Figur eines jungen Mannes, welcher auf der Bruſt einen Todtenkopf von weißem Zeuge aufgenäht trug. Er begrüßte uns und gab ſich zu erkennen. Es war Leſailles, der Geliebte meiner Schweſter. „Nach einer Stunde,“ ſagte er lächelnd, „führe ich Ihnen meine Tänzerin hierher zurück, lieber Bruder!“ und verſchwand mit ihr. In dieſem Augenblicke hob Beaudouin den Taktirſtock, ein gellender Pfeifenruf, ein Trommelwirbel, und im krampfhaftem Zittern ſcheint unten im Saal die Geſellſchaft gebannt zu ſein. Es wickelt ſich aus ihr ein Fandango heraus; es ſind die ſpaniſchen Balletttänzer mit ihren Tänzerinnen bei der großen Oper, Caſtagnetten ſchlagend, auf den Zehenſpitzen pirouettirend, ſich einander bald fliehend, ſich verfolgend, bald ſich wieder vereinigend, hingießend Leib zu Leib, jetzt ſich anſtarrend, wie in tödtlicher Luſt, und nun kommt der groteske Cancan, dieſer wahnſinnige, gliederverdrehende, geſichterſchneidende Tanz

Aller zugleich, durcheinander, ſcheußlich romantiſch in arabeskenartiger Willkührlichkeit der aus der Schlaffheit zu Verzuckungen aufgeſtachelten, ſündhaften Glieder. Die verrückte Muſik ſcheint Glied von Glied zu emancipiren, Alles dreht ſich, wie beſeſſen, im Wirbel herum. — Jetzt fällt ein Kanonenſchuß, Sturmgeläute, wieder ein Kanonenſchuß, lautloſe Stille überall und nun der Ruf einer Stentorſtimme: „Die Hugenottenquadrille!“ Die Galoppade beginnt. Die Muſik wird zu einer teufliſchen Malerei in Tönen; man wähnt die ſtürmenden Glocken und das Geſchrei: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ zu hören — dazwiſchen abgebrochene Sätze aus Pſalmenmelodien, knatternde Flintenſchlöſſer, Gewehrſalven, Triumphgeſchrei der Mörder, das Angſtgeſchrei der Verfolgten, das Winſeln der Sterbenden und immer wieder ein ängſtlich klingendes Horn, als rufe es: „Coligny! Coligny!“ Durch allen dieſen Wirrwarr der Töne hört man die zielenden Schüſſe des eiſernen Gewehres Karl’s IX., welcher aus ſeinem Fenſter unter das Volk ſchießt, begleitet von einem Pickelflötenkichern ſeiner Mutter, Katharina von Medicis. Aus allen dieſen Elementen beſteht die Quadrille; ſie iſt ein getanzter Bürgerkrieg. Wie die Colonnen durcheinander ſtürzen! Selbſt das Gebäude geräth in die Schwingungen des bacchantiſchen Tanzes, der ſich, wie ein Treibrad, um ſich ſelbſt dreht. In dieſem Zauberringe wirbeln ſich die äußerſten Leidenſchaften von ganz Paris, Frankreich’s Zukunft in einem verzerrten Vorſpiele, ſeine glänzendſte Jugend in zerriſſenen Kleidern, es flattern die Locken der Mänaden, ihre Augen haben nur noch einen ſtarren Blick. Die Muſik ſelbſt iſt nur noch ein wüthendes Volksgeheul, ein Orkan im Walde, man hört das Zuſammenbrechen der Bäume; — dort ſtürzt ein

Tänzerpaar, die wüthende Colonne fliegt theils darüber hinweg, theils verwirrt ſie ſich und verwickelt ſich in den Fall. War das nicht Robert Leſailles mit dem Todtenkopfe vor der Bruſt, der Geſellſchafter meiner Schweſter, der wahnſinnige Vortänzer, welcher zuerſt ſtürzte? Ich eile in den Saal hinunter, Beaudouin hat mit einem Taktſchlage die Muſik und die Galoppade beendigt; — mitten im Saale liegt ein todter Menſch — Leſailles, Lucie neben ihm knieend, die kleinen, weißen Fäuſte in die Augenhöhlen gedrückt. Ein Polichinell iſt mit ihm beſchäftigt, er bricht ihm die geſchloſſene Hand auf, ein Fläſchchen rollt auf den Boden, es erhebt ſich ein tauſendſtimmiger Ruf: „Er hat ſich vergiftet." So war es. Mitten im Tanze hatte er die Phiole, welche er vorher zu ſich geſteckt haben mochte, ausgeleert. Ich bemächtigte mich meiner Schweſter und brachte ſie heim. Sie iſt ſeitdem geiſtesabweſend. In einem kurzen, hellen Momente erzählte ſie, daß ſich plötzlich die Hand ihres Tänzers eiskalt angefühlt, ſie jedoch noch einmal mit ihm durch den Saal getanzt habe, bis er ſtarr niedergeſtürzt ſei.

„Mein Vater hat mich auf drei Jahre aus Paris verbannt. Was ſollte mich von dort ſonſt vertreiben? Doch hinweg mit allen trüben Gedanken, noch bin ich jung und die Welt gehört der Jugend!"

Der Sonntagmorgen war angebrochen. Benedict beredete die Freunde zu einem Spaziergang in das Freie. Die Gefilde lagen bereits von Schnee und Eis befreit, nur hier und dort ſah man noch ſchmale, weiße Streifen, wie Kreideſtriche auf einer ſchwarzen Tafel. Die Sonne war über den Wald emporgetreten, und die Flur ſchimmerte mit ihren überreiſten Bäumen und Büſchen, wie das Fenſter eines Juweliergewölbes. Am Himmel hoch oben zog eine Wolkenlämmerheerde vor dem bleichen Geſichte der Sonne einher; die Thäler waren frei vom Nebel, welcher ſich in langen Streifen an den Bergwänden der Hoflößnitz hingelagert hatte. Die Luſt war friſch und erquickend, wie Brunnenwaſſer.

Als die munteren Geſellen die Höhe hinaufſtiegen, und die Ausſicht nach der ſächſiſchen Schweiz ihre Zauber ausbreitete, rief Johannes: „O, wann wird der Morgen der Freiheit in der Welt einſt anbrechen?!“

„So ſeid Ihr,“ verſetzte Benedict, deſſen Augen und Geſicht von Lebensluſt glühten, „ſelbſt die Natur iſt Euch nicht gut genug, um ſie als Gleichniß für eine Idee zu verpuffen. Meinſt du nicht, daß jedes Ding ein Recht hat, für ſich ſelbſt Etwas zu ſein? Muß man denn immer durch die Brille die Welt angucken?“

„Ich kenne dieſe Redensarten,“ entgegnete bitter Johannes, „und alle Variationen auf Goethe's Worte: „Pfui, ein politiſch Lied!“

„Als ob ich,“ entgegnete Benedict, „verkennen wollte, „daß jede erhabene Idee ein Moment der Begeiſterung für den Dichter ſein könnte, nur muß ſie Fleiſch und Blut geworden ſein, um aus ſeinem Gemüthe, wie eine Blume, emporzuwachſen. Meinetwegen beſinge die Freiheit, wie ſie in einer Menſchenthat zur Erſcheinung gekommen iſt, ſinge von der Liebe, wie ſie in einer geliebten Seele ihre Arme um dich breitet, oder vom Frühling, wie er dich aus dem Kelche der Blume anblickt, in den Baumwipfeln flüſtert oder aus der Bruſt der Nachtigall in einer Mondnacht flötet, ſinge alle Töne heraus, nur laß' die fanatiſche Kopfſtimme aus dem Spiele! Doch laß' uns vor allem Freunde bleiben!"

So waren ſie oben auf der Anhöhe angekommen, wo ſie die Linie der neuen Eiſenbahn, wie ſie ſich zur Reſidenz im Thale hinaufzog, mit ihren Blicken verfolgen konnten.

Benedict hatte ein Fernglas bei ſich, er ſchob es zurecht und ſchaute lange hindurch. Bei dem günſtigen Wetter dieſer Tage hatte die Arbeit wieder begonnen. Man ſah Hunderte von Arbeitern an verſchiedenen Stellen beſchäftigt. Hier erblickte man einen Brückenbogen über einen Seitenweg wölben, die Maurer und ihre Handlanger, die auf- und abgehenden Aufſeher, dort weiter zurück die lange Reihe von Schiebkarren, welche die Erde von einer Stelle zur andern ſchafften, da ſtampfende, dort grabende und ſchaufelnde Arbeiter. Man ſieht wohl im Sommer Ameiſen über den Weg in tauſenderlei Beſchäftigungen auf einer Linie durcheinander wimmeln, ein gleiches Bild von lebendiger Beſchäftigung gab hier die Ausſicht auf die Arbeit an der Eiſenbahn.

Benedict ließ endlich das Fernrohr vom Auge ſinken und ſagte: „Hier ſiehſt du einen Gedanken, welcher Raum und Zeit überwindet und Städte, Länder und Völker aneinanderkettet und ſich als gewaltiger, feuerſchnaubender Drache der vorwärtseilenden Zeit vorſpannt, und dennoch iſt er kein politiſches Gedicht in deinem Sinne. Du kannſt mit deinen rhetoriſchen Verſen viel nützen, aber dieſen eiſernen Gedanken überbieten ſie nicht, denn er iſt eine That geworden."

„Mir iſt," entgegnete Johannes, „als lernte ich dich noch verſtehen, obſchon dein ganzes Weſen mir wildfremd iſt." —

„Haſt du denn nie," entgegnete Benedict, „etwas Eigenes erlebt?"

„So will ich dir," erwiderte Johannes, „die heimlichſten Schränke meines Innern aufſchließen!

Die unbekannte Schöne.

„In dem heißen Sommer vorigen Jahres," begann Johannes zu erzählen, „welcher uns, wie mit einem Zauberſchlage, aus dem kühlen Norden unter den Wendekreis verſetzt hatte, gewöhnte ich mich, am frühſten Morgen in das Freie zu wandern, um nach der ſchwülen Nacht in der Morgenkühle die matten Glieder zu erfriſchen. Doch war die Hitze faſt zugleich mit dem Aufgange der Sonne da, ſo daß ich es für räthlich hielt, meine Spaziergänge einzuziehen auf die Fußwege, welche auf der Südſeite der Stadt zwiſchen Gärten und Feldern hinlaufen. Dort, wo die Gärten, wie ein gebogenes Knie, von dem Fußwege abbiegen und einer Wieſe Raum laſſen, hatte ich einen derſelben entdeckt, welcher ſo ſüß verſtohlen im Schatten liegt, daß ich mich nicht enthalten konnte, zuweilen auf den alten, gekrümmten Acazienbaum, welcher außen an der Mauer ſteht und mit ſeinen tiefen Aeſten von ſelbſt den Fuß zum Steigen einladet, hinaufzuklettern und in den Garten hineinzublicken. In der Tiefe deſſelben liegt ein kleines, altes Haus, deſſen Fenſter von grünen Jalouſieen faſt immer verſchloſſen ſind. Ich hatte noch Niemand im Gärtchen geſehen, doch war es ſo ſorglich beſtellt, daß ich an Feerei hätte glauben mögen. Während in der Sonnenhitze rings auf den Fluren alle Gräſer verdorrten, ſchien es, als wenn nur dieſe kleine Stelle wunderbar vor dem Einfluſſe ſchädlicher Witterung behütet wäre. Es blühten darin die ſchönſten Levkoien und Reſedabeete, Nelken und Lilien durcheinander, und verbreiteten weithin die ſüßen Düfte, welche mich zuerſt herbeigelockt hatten. In der Mitte des Gartens befand ſich ein Springbrunnen, welcher mir das Räthſel der Friſche umher erklärlich machte. Als der Monat Auguſt mit täglich ſteigender Sonnenhitze gekommen war, und ich mich in einer Nacht, wie in einem feurigen Ofen, ſchlaflos auf meiner Matratze wälzte, faßte ich den raſchen Entſchluß aufzuſtehen und einen Spaziergang in das Freie zu machen. Faſt ohne Abſicht kam ich wieder in die Gegend dieſer Gärten. Es war ſo klarer Mondenſchein, daß man einen Brief dabei hätte leſen können, doch war die ganze Natur noch eingewiegt in die Nachtruhe, nur die Heimchen zirpten und ſchrillten im eintönigen Chore ihr einſchläferndes Wiegenlied.

Schon von Weitem wehte mir der Reſedaduft des heimlichen Gärtchens entgegen und ſchien mich, wie mit Zaubergewalt, hinüberzuziehen. Als ich an die Akazie gelangte, kam es meinem Ohre vor, als wenn das Plätſchern der Fontaine ſich unregelmäßig vermehrt hätte. Ich ſetzte meinen Fuß in den Bug des Baumes und blickte über die Mauer. Ein Blick, und ich war in die ſchöne Zeit des griechiſchen Heidenthums verſetzt. Denke dir, die keuſche Luna wäre in dieſes verborgene Baſſin zum Bade hineingeſtiegen, die Marmorglieder nur vom Schleier langfluthender Haare und Mondſcheindämmer verhüllt, um ein Bild von jenem Bilde zu haben, das ich dort erblickte.

Als hätte ich eine ſchwere Sünde begangen, ſprang ich vom Baume herunter und irrte traumtrunken in den Feldern umher.

Du wirſt es erklärlich finden, daß ich ſeitdem häufig zur blühenden Acazie wallfahrtete. Nach vielen vergeblichen Gängen glückte es mir, die Zauberin, welche dort ſo heimlich wohnt, wiederzuſehen. Sie ſtand unter der Thür des Hauſes und fütterte die Tauben, welche zu ihren Füßen herumliefen, ja ſich ihr auf Schulter und Arm ſetzten, um aus dem Erbſenkörbchen, das ſie trug, ſelbſt zu picken, wenn die Hand mit dem Wurfe zu lange zögerte.

Ich hatte bald erſpäht, daß dieſes Gartenhaus auf der Vorderſeite in die Gaſſe hineinſtand, ſo daß ich Gelegenheit hatte, mich nach den Bewohnern deſſelben zu erkundigen. Haus und Garten gehören einer alten Frau, welche den Leuten die Karte ſchlägt, aus den Linien der Hand und aus dem Kaffeeſatz wahrſagt. Sie hat zwei Kinder bei ſich, — jenes Mädchen, welches ich im Garten geſehen hatte, und einen Knaben, welcher das Portraitmalen bei dem alten Schuber lernt. Die Alte hütet das Mädchen, wie ein Drache den Schatz; es iſt unmöglich bei ihm Zutritt zu gewinnen. Ich ſuchte und fand jedoch vor Kurzem die Bekanntſchaft mit Cecil, ihrem Bruder; — doch habe ich es noch nicht von ihm erlangen können, ihn bei ſeiner Pflegemutter beſuchen zu dürfen. Ich verſuchte durch Cecil mit ſeiner Schweſter in Briefwechſel zu kommen, er ließ ſich auch erſt zu meinem Liebesboten bereitwillig finden, nahm jedoch kurz darauf ſein Verſprechen wieder zurück und beſchränkte mich auf die mündliche Beſtellung meiner Grüße an ſie. „Sie habe mich geſehen, ſie werde mich kennen lernen!" ich bis jetzt übte, was ſie mir durch Cecil hat wiſſen laſſen."

„Sieh', ſo blüht in deinem Leben," erwiderte Benedict, „ein ſo ſchöner Baum voll Poeſie, daß du nur die Hand auszuſtrecken brauchſt, um die ſchönſten Blüthenſträuße dir zu pflücken."

Unter dieſem Geſpräche kamen ſie durch die Neuſtadt zurück und über die Brücke. Bei dem Georgenthore trennten ſie ſich mit dem Verſprechen, ſich ganz gewiß wieder nächſten Sonnabend im Caſino zuſammenzufinden.

Invocavit.

Der moderne Benedictinerconvent war am Sonnabende wieder vollzählig verſammelt. Die Unterhaltung begann ſich von ſelbſt um den Maskenball in der Faſtnacht zu drehen. Es gab viele kleine Abenteuer zu berichten, Masken zu ſchildern, Scherze zu erzählen, bis ſich endlich ein Streit über die Bedeutung der Carnevalsfreuden für unſere Zeit erhob. Der philoſophiſche Bernhard wollte den Carneval als Reaction der durch das Chriſtenthum unterdrückten ſinnlichen Gemüthswelt angeſehen wiſſen; dagegen machte Johannes geltend, daß die Griechen mitten in ihrem Heidenthume die Dionyſien gefeiert hätten, und daß man mit gleichem Rechte den Wein für einen Rebellen gegen das Chriſtenthum erklären könne; denn durch ihn werde eine innere, unwillkürliche Trunkenheit, durch den Vorſatz, im Carneval toll zu ſein, ein willkürlich äußerlicher Rauſch bewirkt. Dieſes Gleichniß brachte den alten Maler Schuber auf den Vorſchlag, die Bekehrungsgeſchichte eines Trinkers zu erzählen.

Vinctus.

„Die geräumige Feſtſtube im Schöſſerhauſe zu Chorburg,“ begann der Maler, „war feſtlich mit grünen Kränzen und Guirlanden geziert, reichfaltige Vorhänge ſchmückten die Fenſter, an welchen Orangenbäumchen mit glänzendem Laube und ſüßduftenden Blüthen ſtanden. Der Fußboden war ſo glatt gebohnt, daß er im Scheine des Kronleuchters, wie ein gelber Spiegel, ſich ausnahm. Der ausgeheizte Ofen verbreitete eine ſo erquickende Wärme, daß man ſich ſo unter Duft und Blumen in die ſchönſte Sommernacht zurückträumen konnte.

Um die lange Feſttafel herum ſaßen die mit beſonderer Sorgfalt geputzten Gäſte, obenan der Schöſſer Vinetus, der Freudengeber, und ihm zunächſt ſeine näheren Freunde, der Oekonomieinſpector Hahn vom herrſchaftlichen Gute, dann der Diaconus Sittewald, und dieſem zunächſt Doctor Lindenſchmied, der Arzt des Städtchens Chorburg. Ein ſo hohes Feſt war noch kaum in Chorburg gegeben worden; denn heute feierte Vinetus, der ſich gern im Glanze zeigte, das Jubiläum ſeines funfzigjährigen Lebensalters und ſeiner fünfundzwanzigjährigen Amtsführung, und zugleich das Feſt einer fünfundzwanzigjährigen Entſagung und Enthaltung vom Genuſſe des Weins; denn ſo lange hatte er Waſſer und wieder Waſſer getrunken. Welche ſchwere Kämpfe hatte er mit dem Waſſerglaſe in der Hand in dieſer Reihe von Jahren den Ueberredungen zum Weintrinken gegenüber mühſam und ſiegreich geſtritten, welche ſchwere Stunden mit ſeinen eigenen Gelüſten durchgerungen! Aber er war ſtandhaft geblieben. Ein ſolcher langer und ſchwerer Kampf, dieſer fortwährende Sieg verdiente eine Palme, zum Mindeſten einen Antheil am heutigen Jubelfeſte.

Saß nun auch Vinetus groß und klar, wie der Waſſerkönig, mit einem mächtigen Kryſtallglaſe voll ſo reiner Flüſſigkeit heute bei der Tafel, ſo fehlten doch für ſeine

Gäſte nicht die köſtlichſten Weine, welche unter Pech und Kork mit verblichenen und vermooſten Etiketten erſchienen, um von ihren Kometenvätern zu erzählen. Wie der wunderliche Refrain eines däniſchen Volksliedes, ſchlugen durch alle ſeine Geſpräche die ermunternden Worte: „Doctor Lindenſchmied, trink' doch! Diaconus, trink' doch! Inſpector, Wein macht munter, o, ſo lange doch zu!" Blühten aber auch alle ſeine Gäſte roſenroth auf in der ſüßen Gluth des Weins, ſo blieb dennoch das Geſicht Vinetus' weiß, wie eine Waſſerblume, und ſeine Augen, wie klare, blaue Vergißmeinnichte an einer Waſſerquelle.

Nur zuweilen flog ein ſarkaſtiſches Lächeln über ſein Geſicht, wenn er die Verwirrung bemerkte, welche der Dämon des Weins in den Gedankenreihen ſeiner Nachbarn anrichtete; denn auch die Tugend hat ihren Stolz; wer möchte nun gar einer ſolchen, ein Vierteljahrhundert lang geprüften Tugend bei ihrem Jubiläum nicht gern einen kleinen Triumph gönnen? Als aber Lindenſchmied von dem großen Marſchall Ney, bei deſſen Regimente er früher als Wundarzt geweſen war, und der Buttermilch, mit welcher er ihn einſt von einer ſchweren Krankheit curirt haben wollte, und dem ſchrecklichen Tode des großen Mannes zu erzählen anfing, — eine Geſchichte, welche er bei jedem Trinkgelage und immer wieder anders erzählte, Sittewald aber unter bitteren Thränen gegen das Laſter der Trunkenheit lospredigte, gerieth Vinetus in ſeine roſenfarbige Laune und lachte vom Himmel ſeiner Entſagung mit göttlicher Genugthuung ſeiner ſelbſt gar erhaben herunter auf ſeine Tiſch- und Zeitgenoſſen, welche, befangen von Wein und Widerſprüchen, ſo tief unter ihm ſtanden. Das iſt der Lohn der Tugend! Nur der Inſpector Hahn, welcher eine ſo derbe Natur hatte, daß ſie aller Macht des Weines Trotz bot, blieb auch jetzt in ſeinem geiſtigen Gleichgewichte. Um ſo mehr ärgerte ihn der heimliche Triumph des Schöſſers.

Wie einen Stiletſtoß, that er daher an ihn die Frage: „Aber warum trinkſt du keinen Wein?“ Vinetus ſank bei dieſer plötzlichen Anrede ſeufzend in ſeinen Großvaterſtuhl zurück. Der grauſame Inſpector aber fragte wieder: „Heute an deinem Jubelfeſte Waſſer und wieder Waſſer?“

„Quält mich nicht!“ entgegnete kleinlaut Vinetus, „Ihr wißt —“

„Nichts wiſſen wir!“ erwiederte Hahn, der Inſpector.

„Was unterſcheidet den Menſchen vom Thiere?“ fragte Lindenſchmied, und antwortete ſich ſelbſt: „Daß er Wein trinkt! Waſſer iſt Nichts, als dicke Luft, Luft iſt das Element der Vögel, Waſſer das Lebensprincip der Fiſche; ſag' mir nur, was ſoll aus dir nach dieſem Leben werden: ein Fiſch oder Vögel?“

„Alles — Alles,“ entgegnete Vinetus, „nur kein Weindämon! Denkt Ihr denn, ich liebe nicht die wunderlichen Geiſter, die neckiſchen Geſellen in Fäſſern und Flaſchen, denkt Ihr nicht, daß auch meine Seele in Inbrunſt zu ihren luſtigen Gelagen gezogen wird? Sie wiſſen es zu gut, wie ſie uns um unſer bischen göttliches Weſen bringen können! O, was giebt ſich dieſes neidiſche Geſindel für Mühe, uns um dieſes himmliſche Erbe zu bringen und uns hinunterzuziehen zu ihnen! Aber es iſt doch ein Elend, ſo ein Leben, wo man Nichts iſt, als eine Leidenſchaft, nur ein verfluchtes, einſeitiges Gefühl, thieriſch und ungezähmt. Ihr, lieben Freunde, könnt Euch ſchon eher mit den Geiſtern des Weins abgeben; Euch, die Ihr noch zunächſt mit der thieriſchen Natur zuſammenhängt, können ſie eben nicht viel anhaben. So ſtammſt du, Lindenſchmied, von Kleeblumen her, welche in den Leib der Rinder übergingen, bis eine Kuh fertig war, von dieſer Kuh fuhreſt du mittels der Milch in menſchliches Fleiſch und Blut, deshalb haſt du noch heute eine Sympathie zur Buttermilch!“

„Stoß' mich nicht!“ rief der Inſpector zum beleidigten Lindenſchmied. Ein lautes Gelächter entſtand. Als aber Binetus bewies, daß Sittewald eigentlich eine große Kartoffel, und der Inſpector Meerrettig geweſen wäre, und ſich ſo eigentlich in die menſchliche Geſellſchaft hereingenieſt habe, ſchlug ein ſo ausgelaſſenes Gelächter durch die Stube, daß davon der Flügel, welcher in der Ecke ſtand, unwillig zu brummen begann.

„Aber welchem Seethiere,“ fragte der Inſpector, „verdankſt denn du, Binetus, deine Herkunft, du, der du Waſſer ſchluckſt, wie eine Waſſerhoſe über dem Meere?“

„Ich habe es mir vorgenommen,“ entgegnete Binetus, „bei dem ſo merkwürdigen Abſchnitte meines Lebens, den wir heute feiern, gleichſam wie auf einer erſtiegenen Anhöhe, ein wenig zu verweilen und in die Thäler und Schluchten meines Lebens hinabzublicken.

Wie ich noch mit der Studentenmütze auf dem Kopfe und der Mappe unter dem Arme einherwanderte, und meine Augen noch an allen Fenſtern nach ſchönen Mädchengeſichtern herumliefen, lernte ich die liebliche Tochter eines Weinſchenken kennen. Ich erkaufte mir da in einigen Römern Weins tagtäglich die Gelegenheit, ſie zu ſehen und zu ſprechen. Das Mädchen, kaum den Kinderjahren entwachſen, war ſo jungfräulich ſchön und in all' ihrem Weſen ſo beſonders, daß meine ganze Seele in Liebe zu ihr entbrannte. Gar bald bemerkte ich, daß auch ich ihr nicht gleichgültig war.“

„Erzähle mit Umſtändlichkeit deine Krankengeſchichte!" rief der Doctor; — „aus welchen Symptomen ſchloſſeſt du auf Gegenliebe?"

„Wenn ich noch einen halben Römer Wein verlangte," fuhr Vinctus fort, „ſo füllte ſie mir das Glas ſtets bis zum Rande."

„Sehr gut geſchloſſen!" erwiderte der Doctor, „denn nur die Liebe macht die Frauen freigebig." „Dennoch," entgegnete Vinctus, „konnte ich mich keiner weitern Gunſt erfreuen, als eines freundlichen Grußes; ich liebte ſie eben, wie nur ein junger Menſch zum erſten Male und mit ganzer Seele ein weibliches Weſen lieben kann. Wie viele Aufmerkſamkeiten und kleine Ränke mußte ich aufbieten, bis es mir gelang, ihre kleine, weiße Hand in der meinigen auf wenige Minuten zu feſſeln. Noch heute erinnere ich mich, wie ſie an dem Goldfinger einen Ring mit einem großen, koſtbaren Rubine trug, der keiner Fürſtin Schande gemacht hätte. Sie ſagte zuweilen zu mir: „Vinctus, dieſer Ring iſt meine ganze Ausſtattung!" Dieſer war mir überaus koſtbar, da er mir immer Gelegenheit gab, ihn zu bewundern und dabei ihr Flaumenhändchen zu erobern. Nachmittags von zwei bis vier Uhr, wo dort noch keine Gäſte waren, kam ich regelmäßig in die Schenke zu der holdſeligen Aloyſia. So hieß ſie nämlich. Schon war ich mit meinen Trancheen ſo weit vorgerückt, daß ich mich zu ihr auf ihren Fußſchemel hinſetzen und ſtundenlang in den feuerſprühenden Rubin ihres Ringes blicken durfte. Ach, mein Herz glühte, wie er, nur daß es dort noch lebendiger war, aber erſt ſpäter, wie dieſer Rubin, ein verſteinertes Feuer wurde."

„Aber wie ſtand es da mit der Abwartung deiner Collegien?" fragte Sittewald.

„Schlimm genug!“ verſetzte Vinetus. „In einer einſamen Stunde nahm ich einſt die Gelegenheit wahr, ihr mein ganzes Herz zu entdecken und ſie mit furchtſam bebender Stimme zu fragen: ob ſie mich liebe?“

Aloyſia erwiderte: „Darf ich denn einen Menſchen lieben, der tagtäglich im Weinhauſe ſitzt und ſein Geld, ſeinen Verſtand und ſeine Zukunft vertrinkt?“

Dieſe Antwort hatte ich nicht erwartet. Beleidigt entgegnete ich: „Wenn das Alles wahr iſt, was Sie ſagen, ſo iſt es nur für Sie und durch Sie geſchehen!“

„Ach ſo!“ entgegnete ſie erzürnter; „glauben Sie denn, daß ich nur deshalb Sie bei mir leide, weil Sie meinem Vater den Wein abtrinken?“

„Aloyſia! Aloyſia!“ rief ich, „bringe mich nicht außer mir!“

„Gehen Sie! in Gottesnamen gehen Sie!“ erwiderte ſie noch gereizter.

„Glauben Sie, mich beleidigen zu können, weil ich hier in einer Schenkſtube bin? Was denken Sie von mir?“

„Herr Vinetus, ich kann es Ihnen nicht verwehren, hierher zu kommen und Wein zu trinken, ſo viel Sie wollen; aber ich werde gehen, ſobald Sie wiederkommen!“

„Mein Fräulein!“ antwortete ich tief gekränkt, „in dieſe Verlegenheit werde ich Sie nie ſetzen!“ Mit dieſen Worten nahm ich meine Mütze und ging hinweg, um nie wiederzukommen.

„Das war brav und moraliſch gehandelt!“ entgegnete Sittewald; „über das Thema der Selbſtachtung werde ich Sonntag über acht Tage predigen!“

„Um mich zu betäuben,“ fuhr Vinetus fort, „ſtürzte ich mich, wie ein Raſender, in das Studium der Jurisprudenz.

Die ſcharfe Logik der römiſchen Geſetzgebung machte meinen Kopf immer heller und mein Herz immer kälter. Nur zuweilen zuckte es, wie ein tiefer, verhaltener Schmerz, unwillkürlich in mir empor.

Die Straße, wo Aloyſia wohnte, hatte ich von jener Stunde an vermieden. Nach einiger Zeit machte ich mein juridiſches Examen und erhielt die rühmlichſte Cenſur.

Da ich einiges Vermögen hatte, ſo glaubte ich nunmehr, mir zu meiner Niederlaſſung als Advocat den Ort auswählen zu können, der mir am Beſten zuſagte.

In dieſer Abſicht ſtrich ich in den Gegenden umher, bis ich an einem Abende drüben über die Hügel herabkam und vor mir das freundliche Chorburg mit dem alten Wartthurme liegen ſah. Einen unausſprechlich freundlichen und friedlichen Eindruck machte die ganze Gegend auf mich. Eine innere Stimme ſagte mir: „Hier wirſt du glücklich ſein, Vinetus! Hier, abgeſchieden von der großen Welt, in dieſem freundlichen Thale wirſt du Ruhe finden!“

Mein Entſchluß war bald gefaßt. Ich ſtieß meinen Stab in die Erde und blieb hier. Gar bald machte ich Bekanntſchaft mit dem Schöſſer Thus, meinem nachmaligen Schwiegervater. Seine einzige Tochter, die nun jetzt meine liebe Frau iſt, war damals in der ſchönſten Blüthe ihrer Jugend. Obgleich ſie eine beſondere Aehnlichkeit mit Aloyſia hatte, ſo darf ich doch eingeſtehen, daß ſie auf mein Herz, welches nun ganz mit Pandektentiteln und alten und neuen Jahrszahlen, mit dem Edictum perpetuum und dem ganzen prätorianiſchen Rechte, wie eine Vogelſcheuche, ausgeſtopft war, nicht den geringſten Eindruck machte. In meiner jungen Advocatenpraxis lebte ich ſo hin, wie ein

Zugthier, das in eine Gabeldeichſel geſpannt iſt, ohne rechts noch links zu ſehen.

Da erhielt ich einſt gegen Abend durch den Poſtboten ein Packet aus der Univerſitätsſtadt ſchwarz geſiegelt. Ich riß es beſtürzt auf und das Medaillon, das ich bis jetzt auf der Bruſt trage, fiel daraus hervor.“

Hier löſte Vinetus eine Schnur, welche er verborgen unter ſeiner weißſeidenen Weſte trug, und brachte ein Medaillon zum Vorſcheine, welches unter Glas ein Portrait, auf Elfenbein gemalt, zeigte. Der Diakonus wiſchte die Augen aus, zog die Gläſer ſeiner Brille durch das Taſchentuch und hielt, nachdem er den Blick geſchärft hatte, das Bild an das Wachslicht. Alle traten zuſammen und betrachteten es. Es ſtellte das Geſicht eines jungen Mädchens vor. Das Köpfchen war überaus einfach. Die braunen, reichen Haare waren alle zu einer Krone zuſammengeflochten, welche mehr nach dem Hinterhaupte zu abwärts gedrängt war und weder dem ſchlanken Nacken, noch der ſchön gewölbten Stirne ein Löckchen gönnte. Das Geſicht ſelbſt war edel und faſt ſtolz gehalten. Die Augen waren ſanft und dunkel, nur der Mund ſpröde, wie eine noch nicht aufgeblühte Roſenknoſpe.

Vinetus' Freunde waren alle von dieſer einfachen Schönheit hingeriſſen, ſo daß der Doctor ausrief: „Den letzten Groſchen hätte ich in der Schenke bei dieſem Mädchen verzehrt; ich hätte meine Stiefeln auf das Leihhaus getragen und verſetzt!“

„Ich habe noch nie die Gutsherrſchaft übervortheilt,“ rief der Inſpector, „aber das Mädchen hätte mich zu einem Spitzbuben machen können!“

Nur der Diakonus ſeufzte und ſagte: „Ja, die Verführung dieſer Welt iſt groß! Die Beeren an der Schlinge ſind oft ſo verführeriſch, daß auch der Beſte dahinein gerathen kann! Wohl dir, Vinetus, daß du der Tugend treu geblieben biſt! Selbſtüberwindung iſt hart, aber ſie belohnt ſich hundertfach bis in das tauſendſte Glied."

Vinetus entgegnete: „Trink', trink', Diakonus! Ich ſage dir, trink'! und höre zu!" Mit dieſen Worten hing Vinetus das Medaillon wieder um und verbarg es auf ſeiner Bruſt, indem er fortfuhr: „Ihr habt in dieſem Portrait nur einen Schatten von der Schönheit der ſpröden Aloyſia geſehen. Ihr könnt denken, wie ich bei dem Anblicke dieſes Bildes betroffen war. Die alte Leidenſchaft ſtieg wieder in meiner Seele rieſengroß empor; ich ſage Euch, mein Herz ſchlug empor, wie eine Feuerflamme.

Ich nahm endlich den Brief zur Hand und las, was mein Lebelang, wie ein Meſſerſtich, in meiner Bruſt wühlen ſoll. Der Vater der armen Aloyſia ſchrieb an mich:

„Vorgeſtern habe ich meine Tochter Aloyſia begraben laſſen. Seitdem Sie uns nicht mehr beſuchten, war es, als wenn jede Freude von ihr gewichen geweſen wäre. Niemand ahnete die Urſache ihres Kummers, und jetzt wiſſen wir ſie eigentlich noch nicht. Von Woche zu Woche jedoch ſiechte mein Kind mehr und mehr, bis es endlich auf das Krankenlager ſank, um nicht mehr aufzuſtehen. Kurz vor ihrem Tode bat ſie mich, Ihnen, Herr Rechtsconſulent,. dieſes Medaillon zu überſenden, welches ihr Portrait enthält, das ich einſt auf Bitten eines armen Malers fertigen ließ. Um Ihnen zu zeigeu, daß ich in keinerlei Weiſe Vorwürfe weder machen kann noch möchte, füge ich den Preiscourant der von mir friſch bezogenen Weine bei, mit der Bitte, darauf zu reflectiren, indem ich ſtets auf vorgängige Beſtellung mit der prompteſten Lieferung und wie Sie finden werden, mit den billigſten Preiſen zu Dienſten ſtehe.“

Vinetus ſchwieg jetzt, in den Schmerz der Rückerinnerung verſunken; Lindenſchmied aber füllte leiſe die Becher. Nach einer Weile warf Vinetus die Frage auf: „Hat der Menſch Schmerz und Luſt in ſeiner Gewalt?“

Ohne Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Ich brachte nach Empfang dieſes Briefes eine entſetzliche Nacht des Jammers und Leides zu. In der Raſerei des Schmerzes hatte ich mich auf die Dielen der Stube geworfen und wüthete gegen mich ſelbſt bis zum Anbruche des Morgens. Da ſtand ich auf. Meine Seele war bis zur Bewußtloſigkeit verfinſtert. Ich eilte hinaus in die freie Natur und irrte im Walde herum, ohne daß ich die Laſt meines Herzens hätte loswerden können. Ich kehrte wieder in mein Zimmer zurück und warf mich in den Armſtuhl, welcher an meinem Schreibtiſche ſtand. Da fiel mir der unglückliche Preiscourant, welchen mir Aloyſia's Vater mit überſchickt hatte in die Augen, und zugleich brach ich unwillkürlich in ein ſo unaufhaltſames Lachen aus, daß ich es nicht hätte bezwingen können, und wenn es mein Leben gekoſtet hätte. Ich ſchrieb an den ſpeculativen Weinhändler und erhielt nach dem Verlauf einer Woche auf meine Beſtellung eine Lieferung vom edelſten Rheinweine. So oft nun der Schmerz um Aloyſia auftauchen wollte, griff ich zum Glaſe und fand immer ſchon auf dem Boden der zweiten Flaſche eine unendliche Fröhlichkeit.

Als ich einſt ſo bis ſpät in die Nacht hinein geſchwärmt und vor mir einen friſch angefüllten Becher ſtehen hatte, in welchen ich träumend hineinblickte, war es mir auf einmal, als ſähe ich in eine wunderherrliche Landſchaft hinein. Hohe Gebirgswände mit Reben bepflanzt, einen vorüberziehenden, majeſtätiſchen Strom und darauf vorüberſegelnde Schiffe mit lang hinausflatternden Wimpeln erblickte ich da vor mir. Auf den Schiffen ſelbſt ſprangen und ſangen viele ſeltſame Männchen in abenteuerlichen Trachten mit Federhüten, Schärpen und langen Stoßdegen. Einige von ihnen hingen im Takelwerke und ſpielten auf der Laute, andere blieſen auf ſilbernen Hörnern. So flog Schiff an Schiff vorüber. Endlich kam ein viel größeres Schiff, deſſen Bord von Diamanten und Rubinen ſtrahlte, mit vollen Segeln, welche von rother Seide waren, herangeflogen. Auf dem Verdecke aber ſtand Aloyſia in ihrer gewöhnlichen Tracht, ein geſchliffenes Kelchglas mit Wein in beiden Händen emporhaltend. Ich wußte nicht, wie mir geſchah. Unter dem Zujauchzen der wunderlichen Männchen auf den anderen Schiffen, welche jetzt in einem großen Halbkreiſe umher hielten, ſtürzte ich mich in die Fluht. Da verging mein Bewußtſein.

Ihr könnt leicht glauben, daß ich nun erſt recht mich der Zauberei des Weins hingab, zumal wenn es Nacht wurde. Bald verwandelte ſich mein Zimmer in eine blühende Roſenlaube mit ſchmetternden Nachtigallen, aus deren geheimnißvollem Dunkel mir Aloyſia entgegentrat, oder in eine ſonnige Blume vom Cactus grandiflorus, worinnen ich und ſie wiederum zuſammenſaßen, ihre Hand mit dem Rubine in der meinigen ruhend.

Ich erfuhr erſt ſpäter, daß mein Zuſtand zu jener Zeit in der Gegend nicht wenig Aufſehen machte. Es ſchien unerhört zu ſein, daß ein ſo junger, talentvoller Mann, für welchen man mich anſehen wollte, ſich dem Laſter des

Trunkes ſo ganz ergeben hatte, daß man ihn faſt für wahnſinnig halten konnte. Mein nachmaliger Schwiegervater glaubte es endlich ſich ſchuldig zu ſein, mit mir von der Sache zu reden. Eines Tages beſuchte er mich in meiner Behauſung und wußte ſo gewandt mich auszufragen, bis er von mir Alles erfahren, ja ſogar das Bild Aloyſia's geſehen hatte. Er ſagte aber dazu kein Wort, ſondern empfahl ſich."

In dieſem Augenblicke trat Brigitte, die Frau Schöſſerin, herein und präſentirte ſchwarzen Kaffee.

„Ich wähnte," rief ihr Vinetus zu, „dich ſchon längſt im Bette."

„Habe ich doch faſt wieder ausgeſchlafen!" antwortete ſie; „ich hatte aber keine Ruhe mehr, deshalb zog ich mich wieder an, beſorgte Euch Kaffee und bleibe noch ein wenig bei Euch, wenn die Herrſchaften es erlauben."

„So hatte ich," erzählte Vinetus weiter, „einſtmals wieder bei hereinbrechender Nacht dem Becher zugeſprochen, und ſchon fing mein Zimmer an, ſich in ein großes, hellgeſchliffenes Weinglas zu verwandeln, um deſſen Rand herum mark- und herzerſchütternde Melodieen liefen, als führ' ein Rieſenfinger oben am Glaſe ſcharf im Kreiſe herum. Da ſank auf einmal die Geſtalt Aloyſia's vor mir nieder und ſprach mit unendlich betrübtem Geſichte: „Schade, Schade um dich, daß du deinen geſunden Verſtand in Wein erſäufſt!" — Erſchrocken von dieſer Anrede rief ich aus: „Es geſchieht Alles um deinetwegen! Deinetwegen bin ich ſo ſchlecht geworden!" — „Und deinetwegen," erwiderte Aloyſia's Geiſt, „kann ich nicht ruhen im Grabe, da du mich immer wieder zwingſt, dir zu erſcheinen. Vinetus, es wird der Tag kommen, wo wir Beide vor Gottes

Richterſtuhl ſtehen!“ — Ich war zerknirſcht, ich umſchlang ihre Füße und rief: „Fordere Alles von mir, ich gelobe, ich halte mein Angelöbniß!“ — „So ſchwöre mir,“ entgegnete die Erſcheinung, „nie mehr einen Tropfen Wein zu trinken!“ — „Ich ſchwöre es dir, ſo wahr mir Gott helfe!“ — „Amen!“ — ſagte eine dumpfe Stimme. Alles war verſchwunden. Ich ſelbſt lag furchtbar nüchtern auf der Diele. Erſt um Mitternacht raffte ich mich auf, kroch in mein Bett und ſchlief bis ſpät in den andern Tag hinein. Wie ein anderer Menſch ſtand ich auf, und trank ſeitdem nie mehr einen Tropfen Wein! — Daß ich ein vernünftiger Menſch geworden bin, verdanke ich ihr, der holdſeligen Aloyſia. Laßt ſie hoch leben!“ —

„Aloyſia hoch!“ riefen die Gäſte, nur Brigitte ſtieß in alter Eiferſucht nicht mit an, ſondern rief:

„Gott im Himmel, muß ich denn immer von dieſem Weinſchenkenmädchen hören? Ich habe es zwar meinem Vater auf ſeinem Sterbebette verſprochen, dir davon Nichts zu ſagen, aber damit du nur weißt,“ fuhr ſie eifrig fort, — „ich machte an jenem Abende deine Aloyſia; — ich war es, die dich ermahnte, beſſer zu werden und keinen Wein mehr zu trinken.“

„Du?“ fragte Vinetus mit langgezogener Stimme und weit aufgeriſſenen Augen, in welchen ein entſetzlicher Dämon aufzuwachen ſchien, „du? du?“

„Ja!“ entgegnete Brigitte. „Mein Vater hieß mich an einem Abende meinen großen, weißen Schleier über mich werfen und nun mußte ich mit ihm in deine damalige Wohnung gehen und dir die Rede halten, die mich der Vater auswendig hatte lernen laſſen! Ich konnte kaum das Lachen halten, wie du ſo barmherzig dem Weine dich abſchwurſt, und als mein Vater hinter der Thür ſo grauſig: „Amen!“ ſagte, mußte ich fortlaufen, um nicht herauszuplatzen. Sieh’, und das iſt die ganze Geſchichte mit deiner Aloyſia, und nun redeſt du auch nicht mehr davon, nicht wahr, Väterchen?“

Vinetus war aber aufgeſprungen und ſchrie mit gellender Stimme: „So wäre Alles nur ein verfluchter Spaß, ein fünfundzwanzigjähriger, wäſſeriger Spaß?“

„Sei nur gut!“ beſchwichtigte Brigitte. Vinetus aber fuhr fort:

„Und eines ſolchen Spaßes halber keinen Wein und nur Waſſer und wieder Waſſer? — Nach Thibaut’s Syſtem des Pandekten-Rechts §. 147 iſt ein ſolcher Irrthum eſſentiell und macht den Vertrag null und nichtig, und kraft aller Rechtsautoritäten zerreiße ich ihn hiermit! Weg mit deinem ſchwermüthigen Kaffee! Und du — elender Waſſerkrug!“ — Hier nahm er das Waſſerglas und ſchmetterte es an die Wand. „So bin ich frei, und nun — Opitz, dreifach verruchter Opitz!“

„Eure Gnaden befehlen?“ rief Opitz, der Diener, hinter dem Ofen hervor, wo er ſchon, nach ſeinem eigenen Ausdrucke, der fünften Henne den Kragen umgedreht hatte.

„Opitz!“ rief Vinetus mit verſtärkter Stimme, „friſche Gläſer her und dazu den noch nicht angebrochenen Korb mit Johannisberger von 1811!“

„Frau Schöſſerin,“ flüſterte der Diakonus, „Frau Schöſſerin, was haben Sie gethan?“

Brigitte aber lachte und ſagte: „Ja, Väterchen! trink’ nur ein Glas Wein. Ich hätte es mir nun und nimmermehr vergeben, wenn du auch heute zu deinem und meinem Ehrentage nicht ein Glas Wein getrunken hätteſt!“

Schon ſtanden die friſchen Gläſer und ſechs Flaſchen Cabinetswein vom Jahre 1811 auf dem Tiſche. Vinetus bebte vor innigem Verlangen an allen Gliedern. Mit einer unausſprechlichen Gewandtheit entkorkte er die erſte Flaſche. Mit heiliger, inbrünſtiger Andacht füllte er das weite Becherglas und rief dazwiſchen: „Höre ich wieder das Rauſchen und Säuſeln des herrlichen Weins, das an mein Ohr heranſingt, wie das Wehen des Frühlings, wie das heimliche Summen der Bienen im Lindenbaume, wie das Flüſtern des wachſenden Graſes? Sehe ich Euch wieder, Ihr feinen, emporhüpfenden, ſprühenden Funken, Euch lieblichen Geiſter der Freude? Willkommen! Willkommen! Seh' ich auch dich wieder, du lieblicher Perlenkranz, der du mit Silber umfaſſeſt die herrliche, goldgelbe Cactusblume des Weins? — Ich grüße, ich faſſe dich!" Jetzt hielt Vinetus das Becherglas an die Naſe und rief: „Sauge ich wieder ein den Götterduft deiner Roſe, uralter Freudenbringer, Herrſcher Lyäus!" Mit dieſen Worten ſtand er auf, hielt das Glas hoch empor und rief: „Wie ein Bräutigam nach langem Harren endlich aufthut die Kammer der Braut, ſo komme ich zu dir zurück, Aloyſia! Wie ein armer Verbannter nach fünfundzwanzig Jahren endlich wieder einzieht in die Thore ſeiner Vaterſtadt, ſo ſteige ich, Ihr göttlichen Geiſter, wieder zu Euch hinab!" Nun brachte Vinetus den Wein auf die Zunge, ſchlug die Spitze gegen den Gaumen hinauf, verdrehte die Augen und trank nach fünfundzwanzig Jahren wieder den erſten Tropfen Wein! — Ein namenloſes Entzücken ſchien über Vinetus gekommen zu ſein. Er ſchenkte den Gäſten ein und ſtieß mit ihnen an, indem er rief: „Hört Ihr, wie die Weingeiſter unten in dem Keller jubeln, daß ich wieder bei ihnen bin? — O, nun will ich leben, nun will ich erſt leben! — Was ich bis jetzt für Leben hielt, war nur ein Spaß voll Waſſer, Tinte und Papierfetzen! Freunde, von heute, von dieſem Augenblicke an ſoll erſt mein Leben aufblühen, wie eine Aloeſtaude, die ſich erſt ein Jahrhundert lang beſinnt, und dann plötzlich in einer Nacht einen Blüthenwipfel hoch emportreibt, und in einem Augenblick alle Blüthen hineinſtürzt, die ſie von ſo vielen Lenzen her noch nachzuholen hat! Es lebe die wunderbare Blume der Aloe hoch und — nochmals hoch! Schaut an den Wein!! Iſt er nicht klar, wie die Sonne am blauen Himmelszelt? — Trinkt! trinkt! — Schmeckt er nicht ſo recht ſüß und ſäuerlich zugleich, wie ein gutes Gedicht, daß man nicht weiß, ſoll man lachen oder weinen? Trinkt! trinkt! Iſt er nicht ſubtil, leicht, flüchtig, durchdringend, wie ein bräutlicher Kuß? Trinkt! trinkt!“

Doctor Lindenſchmied folgte auf Commando. So oft Vinetus das Wörtchen: „Trinkt!“ rief, ſalutirte er und trank aus.

Der Inſpector, welchen zuweilen das Zipperlein plagte, hatte ſeinen rechten Fuß, wie eine Katze, auf ſeinen Schooß gelegt, indem er ihn ſtreichelte und ſtillſchweigend vorbat, daß er es ja nicht übelnehmen möchte, wenn er heute den Grenzſtein der Mäßigkeit in die Taſche ſtecke. Der Diakonus aber beweinte ſich und die Laſter der Welt und trank nur aus verdammtem Inſtincte, der mit der Moral Nichts gemein hat, mit den Andern bis zum anbrechenden Morgen, wo Vinetus ſein Bett, die Uebrigen ihre Wohnungen ſuchten.

Da Vinetus ſeit dieſer Zeit nach dem königlichen Staatsdienergeſetze ſchon die zweite Verwarnung wegen übermäßigen Genuſſes geiſtiger Getränke erhalten hat, ſo iſt das Schlimmſte vorauszuſetzen; — er aber wird immer glücklich ſein: denn jeder Tag iſt ihm eine Aloyſia, welche ihm den Zauberbecher voll Wein und Entzücken bringt. Arme Brigitte!“

Der Abt gab dem Erzähler im Namen des Convents ſeinen Beifall zu erkennen.

Vinetus hatte die Geſellſchaft in die ausgelaſſenſte Gemüthsſtimmung gebracht. Die Neckerei mit allerlei kleinen Abenteuern auf dem Maskenballe nahm kein Ende, bis endlich der Abt auf den Vorſchlag kam: ſämmtliche Conventmitglieder der Reihe nach zur Generalbeichte aufzufordern. Mit allgemeiner Heiterkeit wurde der Vorſchlag angenommen. Der damalige Protokollführer erinnert ſich nur noch einiger dieſer Beichtbekenntniſſe. Das Loos, welches die Reihenfolge beſtimmt hat, hieß Bernhard beginnen.

Die Gewiſſensfrage.

„Ich habe auf dieſer Redoute einen Spaß erlebt, der mir ſchon auf der vorjährigen Redoute begegnet iſt. Ich erhielt damals den Tag vor dem Maskenfeſt durch die Stadtpoſt ein anonymes Billet zugeſtellt, worin eine blaue Bandſchleiſe lag und die Bitte ausgeſprochen war, dieſe dort auf meiner Bruſt zu tragen, denn daran wolle eine Dame, welche mir zu begegnen wünſche, mich erkennen. Eigentlich hatte ich keine Luſt hinzugehen, da ich an Masken, Tänzen und andern Narrenspoſſen keinen Geſchmack finde; ich hatte mir auch ſchon vorgenommen, an jenem Abende Gegenerinnerungen in einem Rechnungsproceſſe zu ziehen, als aber die Lichter angezündet wurden, überfiel mich eine unbezwingliche Unruhe, welche nicht eher nachließ, bis ich im Domino ſtak und zu dem Stelldichein auf dem Balle pilgerte. Ich eile in das Hotel de Pologne, ſtecke meine blaue Schleife vor die Bruſt, trete in den Saal und — an meinem Arme hängt die ſchönſte Schäferin, welche man ſich denken kann, wenn eine ſchlanke Geſtalt, weißer Nacken, ſeines, rundes Kinn, ſtrahlende Augen aus der ſchwarzen Halbmaske hervor ausreichende Entſcheidungsgründe zu einem Urtheil über die Schönheit einer Dame ſind. Sie verrieth in der Unterhaltung mit mir ſo viel Witz und Geiſt, kannte unſre beſten Dichter, ihre Sprache war ſo gebildet und gewandt, daß ich mich — hum! hum!"

„In ſie verliebte!" ergänzte der Chor der Benedictiner.

„Ich war an dieſem Abende," fuhr Bernhard fort, „faſt ausgetauſcht; ich tanzte nach Jahren zum erſten Mal wieder Schottiſch. Sie tanzte, wie eine Sylphe, und gab ſich ordentlich Mühe, mich im Takte zu erhalten; es gelang ihr wider Erwarten. Während der großen Pauſe ſaßen wir auf der Tribune zuſammen. Ich beſchwor ſie, die neidiſche Maske abzunehmen."

„Geſtehen Sie," fragte die Unbekannte, „ob Sie noch nie, nie geliebt haben?"

Ich verſetzte: „Niemals!"

Bei dieſer Antwort ſtand ſie auf, heftete ſtreng ihren Blick auf mich und ſagte: „Ein Jahr lang haben Sie Zeit, ſich eine beſſere Antwort auszuſinnen. Auf Wiederſehen über's Jahr! Vergeſſen Sie nicht die blaue Schleife mitzubringen."

Mit dieſen Worten war ſie verſchwunden und ich mit meinen Gedanken allein.

„Nun, und entdeckteſt du ſpäter,“ fragte der Abt, „wer die ſchöne Maske war?“

„In der That,“ entgegnete Bernhard, „hatte ich dieſes ſchöne Intermezzo über meinen Acten bald vergeſſen, bis die Faſtnachtsredoute wiederkehrte.“

„Da fielen dir deine Sünden,“ verſetzte Johannes, „auf das Herz, und du flogſt auf dem Fittig der Liebe zum Maskenball.“

„Ich bekenne meine Schwäche,“ fuhr Bernhard fort, „ich hatte auch wieder die blaue Schleife angeſteckt. Ich war noch nicht gar lange im Saale, ſo redete mich eine der ſchönſten Masken, eine arabiſche Prinzeſſin, mit den Worten an: „Willkommen, treuloſer Ritter vom blauen Bande!“ Es war meine Unbekannte. Diesmal wußte ſie mich um den letzten Reſt meines Verſtandes zu bringen. Sie unterhielt ſich ſo traulich mit mir, als hätten wir uns von Jugend auf gekannt; ſie wußte, — Gott weiß woher? — die kleinſten Umſtände meines Lebens. So kam die große Pauſe heran, wir ſaßen wieder auf der Tribüne, wie im vorigen Jahre, ich that dieſelbe Bitte und hörte dieſelbe Frage, ich gab dieſelbe Verſicherung, und ebenſo verſchwand ſie mit derſelben Antwort und blieb vor, wie nach, die ſpröde Unbekannte.

„Nun rathet mir, lieben Brüder,“ fragte jetzt Bernhard mit komiſchem Pathos, „was fange ich an, um aus dieſer ſo geheimnißvollen Geſchichte heraus zu kommen, welche — bedenkt, daß ich ein Geſchäftsmann bin — romantiſch genug iſt, um mich zu ruiniren. So viel iſt gewiß, ein Jahr lang halte ich es nicht mehr aus. Kurz und ſchlimm, ich erlebe die nächſte Redoute in der Spannung, in welcher ich mich befinde, auf keinen Fall. Das unbekannte, grauſame Geſchöpf mag ſich dann nach der blauen Schleife umſehen, mich findet ſie nicht mehr. Nur eine unbedeutende Hoffnung, ſie im Laufe des Jahres zu entdecken, iſt mir geblieben, wenn dies eine Hoffnung iſt. — Sie trug ein Ohrgehänge von Granaten, in Form kleiner Herzchen; am linken Ohr war aus der Mitte des Herzens ein Steinchen verloren. Ich werde nun allen jungen Damen, welchen ich begegne, nach den Ohren ſehen. Wollt Ihr mir ſie ausfinden helfen?"

„Konnteſt du denn auch," fragte der Abt, „auf die Frage der Unbekannten, mit gutem Gewiſſen: „Nein!" antworten?"

„Einige Tändeleien," verſetzte Bernhard, „mit einer kleinen Putzmacherin, der Tochter des verſtorbenen Organiſten in meinem Geburtsorte, können nicht in Betracht kommen. Was Liebe iſt, hat mich erſt die ſchöne Unbekannte gelehrt. Ich glaube nur immer, daß ſie zu den Damen des hieſigen Hofs gehört; ihre Bildung, ihr Anſtand, ihr ganzes, edles, vornehmes Weſen deutet hoch hinauf in Regionen, wo mir ſchwindeln muß."

„Vielleicht," verſetzte Benedict, „blüht dies Veilchen doch zu deinen Füßen. Wie wäre es, mein vortrefflicher Pandektenritter, wenn du einmal nach den Granatenherzchen am Ohre deiner kleinen Landsmännin forſchteſt? Suchet, ſo werdet Ihr finden!"

Ein allgemeines Gelächter erhob ſich, Bernhard aber verſank in allerlei Gedanken.

„Vor Allen," begann jetzt der Abt, „war Freund Benedikt im Dienſte einer dunkeln Damenmaſke! Willſt nun du deine Beichte beginnen?"

„Sie wird lang werden," verſetzte Benedict. „Immerzu!" riefen Viele und die Erzählung begann:

Kinderjahre.

Ich ſtamme aus Niederſachſen. Meine väterliche Familie beſaß dort, aus uralter Zeit her, ein freies Bauerngut, welches der Ivenhof heißt. Sie ſchrieb ſich nach dem Namen der Beſitzung „Ivo von Ivenhof," ohne damit einen Anſpruch auf den Ritteradel zu begründen. Mein Vater war als einziger Sohn ſeiner Aeltern der Erbe davon geworden. Er verliebte ſich in ein armes, adeliges Fräulein, und trotz dem Widerſpruche ſeines künftigen Schwagers verheiratheten ſie ſich miteinander.

Das Land war damals eine franzöſiſche Provinz geworden, welche militairiſch regiert wurde. Der Bruder meiner Mutter hatte franzöſiſche Dienſte genommen und herrſchte mit im Lande in der Eigenſchaft eines Oberſten an der Spitze ſeines Regiments, welches über das Land vertheilt war. Obſchon meine Mutter einem Bauern ſich vermählt hatte, ſo gab ſie doch nicht ihre geſellſchaftlichen Anſprüche auf. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie ein großes Haus auf dem Ivenhof machte. Der Aufwand war groß; vergebens machte mein Vater Vorſtellungen, ihre Antwort war dabei: „Mach' dir nur keine Sorgen, ich will ſchon fertig werden!" Und ſie wurde fertig! In kurzer Zeit war mein Vater bankrott, der Ivenhof wurde verſteigert. Der Leichtſinn meiner Mutter und die drückende Einquartierung franzöſiſcher Offiziere und ganzer Compagnien, womit ihr feindſeliger Bruder meinen Vater überlaſten mochte, hatten uns bald ruinirt. Noch iſt mir der Tag unvergeßlich, wo wir mit einigem Gepäcke den Hof verließen, um in die Stadt zu einer fernen Anverwandten meines Vaters, einer Bürgerswittwe, zu ziehen. Mein Vater hatte die Abenddämmerung abgewartet, um unbemerkt das altväterliche Beſitzthum zu räumen. Die Möbeln, welche aus dem Gantweſen gerettet waren, hatte er auf einen Wagen gepackt. Auf den darüber gelegten Pfühlen ihres Ehebettes ſaß weinend meine Mutter, welche mich auf dem Schooße hatte, gezogen von einem alten, blinden Pferde und einer magern Kuh, den einzigen Stücken aus dem reichen Stalle,- welche uns die Gläubigerſchaft aus Mitleid gelaſſen hatte. Ich erinnere mich lebhaft an den Augenblick, wo wir aus dem Birkenwalde herausfuhren, welcher in der Mitte des Weges nach der Stadt zu lag. Die Sonne neigte ſich zum Untergange. Zugleich hörten wir die kleine, ſcharfklingende Glocke vom Irenhofe den Abend einläuten. Mein Vater, welcher vorn bei den Zugthieren ging, hielt den Wagen an und kniete mitten auf dem Wege ſo ſchmerzvoll ſchluchzend und weinend nieder, daß ſelbſt in mir die Ahnung von dem Elende aufdämmerte, in welches wir hinausgeſtoßen waren.

Meine Mutter ſprang mit mir aus dem Wagen und riß mich hin zu dem Vater, welcher außer ſich gerathen war, und rief einmal um das andere: „Mann, lieber Herzensmann, vergieb mir!“ Er hatte uns an ſich gedrückt, er wollte ſprechen, es quälte ihn in der Bruſt, und wenn es ſich herausgerungen hatte, war es ein Stöhnen. Als wir ſo ſtanden, ſchienen ſich ſelbſt die Thiere am Wagen über unſer Unglück zu härmen; die Kuh brüllte, wie um Hülfe, in die werdende Nacht hinaus, und das blinde Pferd legte auf die Schulter meines Vaters ſeinen Kopf herunter. Als der heftigſte Schmerz meines Vaters gebrochen war, faßte er unſere Hände und ſprach mit häufig herunterrinnenden Thränen: „Barmherziger Gott, dir empfehle ich Weib und Kind, ich kann nicht weiter! Deine Welt iſt ſo weit und reich und deine Gnade ſo groß, laß' ihnen aus meinem Grabe einen grünen Baum wachſen!“ „Was haſt du vor, Gottfried?“ fragte in ſteigender Angſt meine Mutter. „Gott ſegne Euren Eingang und Ausgang!“ rief mein Vater, „und nun komm', liebe Adelheid, und laß' uns zuſammen reden!“

Mit dieſen Worten ſtand er auf, trieb die Thiere an und wir gingen nun mit ihm zuſammen neben dem Wagen her.

„Obſchon ich nur ein Bauer bin“ — wollte er beginnen —, wurde jedoch von meiner Mutter mit den Worten unterbrochen: „Ich ſollte meinen, daß Niemand unſern Namen „von Ivenhof“ antaſten könnte! Steht nicht ſelbſt mit großen Kanzleibuchſtaben auf dem Subhaſtationspatente: Gottfried Ivo von Ivenhof? Du mußt nicht muthwillig wegwerfen, was uns geblieben iſt! Denke nur an unſern Jungen hier! Man weiß nicht, wozu ihm das noch einmal dienen kann! Und geht dein Stammbaum nicht nachweisbar bis in das dreizehnte Jahrhundert zurück?“

„Ja, ich bin der erſte Ivo,“ verſetzte mein Vater, „der den Ivenhof in fremde Hand kommen läßt! — Doch hör' mir zu! Obſchon ich nur auf dem Lande lebe, ſo habe ich doch immer in alten Geſchichtsbüchern geleſen. In dieſen und den Pergamenten, welche auf dem Ivenhoſe von der Väter Zeit her bewahrt ſind, haben wir, ich und viele Andere aus den Höfen umher, gefunden, daß unſer deutſches Volk in uralten Zeiten bei Weitem aus freien Bauern beſtand, welche ihre Schulzen und dieſe wieder ihren Gaugraven und ihre Herzöge und dieſe wieder den König wählten. Als der deutſche König aber Rom erobern wollte, warb er bei den Freibauern Reiter oder Ritter, welchen er dann erobertes Land und Leute zum Sold in Lehn gab. Was im fremden Lande angefangen war, kam nun über das freie Land ſelbſt herein. Aus den zu Rittern verwilderten Bauern bildete ſich ein beſonderer Stand, welcher ſich den Adel nannte, und die Freien aus dem Recht in das Unrecht, und aus der Freiheit in die Hörigkeit brachte. Da kam es, daß nun das untere Volk verdumpfte und ſchlecht wurde, das wirkte aber ebenſo wieder auf die ritterlichen Herren zurück. Auch begann allmälig ein gräulicher Abfall, der Kaiſer wurde ausländiſch und ſeine Großen machten ſich von ihm los. Als nun Bonaparte an das alte deutſche Reich anpochte, fiel es über Nacht ein.“

Mein Vater ſchwieg, meine Mutter war ſtill, und ich konnte Nichts dazu ſagen; denn ich war noch ein kleiner Junge.

„Diesmal ſind die Franzoſen,“ begann mein Vater wieder, „die Herren im Lande, und unter ihren Füßen liegen Könige, Fürſten und Völker; ſie ſcheinen zur Einſicht zu kommen. In Rußland ſind die franzöſiſchen Armeen vernichtet, Rußland und Preußen haben ſich gegen Bonaparte verbündet, und auch wir hier haben Luſt, das Joch abzuſchütteln. Unſer König hat uns durch vertraute Männer zum Landſturm gegen die Franzoſen aufbieten laſſen, und morgen treten wir Bauern hier herum zuſammen.“

Unter dieſem Geſpräche kamen wir in der Stadt bei der Frau Muhme an. Wir krochen in ein Stübchen nach dem Hofe hinaus, wie in ein Gefängniß.

Ich erinnere mich nur noch dunkel daran, wie mein Vater an einem Morgen mit ſeinem Gewehre von uns ging. Gar bald hörten wir mit den Glocken ſtürmen und ſahen auf den Straßen ein Rennen und Laufen von Bewaffneten und Unbewaffneten durcheinander, als wollte der jüngſte Tag anbrechen. Ich war gar bald mit andern wilden Buben mitten darunter und zum Thore hinaus. Es war ein dichter Nebel, welcher Alles in weiße Schleier hüllte, daß man kaum drei Schritte weit vor ſich Etwas erkennen konnte. Wir hörten, daß ſich die Franzoſen aufgemacht hätten, die Stadt wieder zu beſetzen, welche ſie vor Kurzem verlaſſen hatten, um das Quartier zu wechſeln. Dieſe Gelegenheit wollten die Unſern benutzen, ihnen die Wiederkehr wenigſtens zu bezahlen. Der Weg, welcher ſie von Bremen herführte, ging ſtundenweit durch Moräſte. Darauf hin hatte mein Vater, welchen der Landſturm zum Anführer gewählt, ſeinen Plan gemacht. Eine Abtheilung der Bauern ſollte die Straße im Rücken der Franzoſen abgraben, während ſie inmitten der Sümpfe vor ihnen bereits abgeſtochen und von einer aufgeworfenen Schanze durchſchnitten worden war.

Das Feuer auf einer Signalſtange hatte die Kunde vom Anmarſch der Franzoſen gebracht. Mit dem Rufe: „Der Feind! der Feind!“ liefen wir einige Stunden weit hinaus und kamen endlich zu dem Landſturme. Die Franzoſen ſtürmten, das war ein Feuern, ein Schreien, ein Trommelwirbeln und Toſen durcheinander. Ich hatte meinen Vater gefunden; die Bauern hatten faſt ihre Munition verſchoſſen, wir Jungen plünderten die Patrontaſchen der Erſchoſſenen und brachten die Patronen den Lebenden. — Nach einer kurzen Pauſe begann wieder das Stürmen. Der feindliche Anführer — es war der Bruder meiner Mutter — warf mit ſeinem Sturmhaufen Alles vor ſich nieder; — die Bauern wichen. Da erkannte ihn mein Vater. Jetzt waren die Todfeinde aneinander. Die Unſeren ſtürmten wieder vor und warfen die Franzoſen zurück. Keiner von dieſem Corps entkam an dieſem Tage. Unter den Todten wurden meiner Mutter Bruder und mein Vater gefunden.

Doch war der Sieg theuer erkauft; funfzig Männer von den Unſeren waren todt, neun davon waren aus der Stadt, darunter mein Vater. Ich ſehe heute noch die Särge tragen, gefolgt zum Friedhofe von der ganzen Bevölkerung der Stadt. Doch vorüber mit dieſer traurigen Erinnerung! Ich war mit meiner Mutter nun allein. Sie erzog mich mitten unter unſäglichen Entbehrungen doch als Baron. Ihr größtes Vergnügen war es, die kleinen, meſſingenen Sporen glänzend zu machen, welche ſie mir angeſchafft hatte und ich an den Stiefeln trug, obſchon dieſe oft Löcher in den Sohlen hatten. Sie hat es noch erlebt, daß ich von dem Profeſſor unſers Gymnaſiums bei meinem Abgange ein Zeugniß erhielt, worin ich Baron Benedict Ivo von Ivenſtein titulirt war. Daß ſie noch lebte!“ —

Benedict leerte ſein Glas, drehte ſeinen Schnurbart und zeigte der Geſellſchaft ſeine lachenden, weißen Zähne.

„Und wo bleibt die Dame von der Redoute?“ fragte der Abt. — „Gerade dir kann Nichts geſchenkt werden!“ —

„So muß ich eine neue Novelle beginnen,“ verſetzte Benedict. „Sei es denn!“ —

Amor als Hühnerhund.

Ich ſollte eigentlich Theologie ſtudiren, aber in der Ketzergeſchichte erlahmte mein Eifer; dann hörte ich ein Semeſter lang Römiſches Recht, welches ich jedoch bald als damaliger deutſcher Burſche in Verruf that und mich in der Medicin umſah, bis unſer gelehrter Profeſſor uns naiv verſicherte, man wiſſe doch nur ſo viel von dem Begriffe der Krankheit, daß ſie im Unwohlſein eines Menſchen beſtehe. Davon wurde mir ſelbſt unwohl; ich entſchloß mich daher zum Studium der Nationalökonomie, um ſpäter zu erfahren, daß wir weder von Nation, noch von ihrer Oekonomie, und höchſtens von Schulden ſprechen können. Das Forſtweſen gefiel mir noch am Meiſten, weil man dabei viel in den Wäldern ſpazieren gehen kann, eine Beſchäftigung, welche zuweilen ſehr angenehm iſt. Um die Forſtwirthſchaft praktiſch zu erlernen, ging ich auf den Rath meines Gönners, des herzoglichen Forſtraths, zu einem Förſter des Gebirges, mit welchem wir deshalb correſpondirt hatten. Es war Frühlingszeit, als ich dorthin unterwegs war.

Ich ſetzte von dem nächſten Landflecken aus, da in das Gebirge hinein zu dem Forſthauſe nur ein wüſter Weg führte, welcher weniger für Fuhrwerk, als für die Schmiede und Chirurgen erfunden zu ſein ſchien, meine Reiſe zu Fuß fort. Meinen Mantelſack trug ein Bote, welchem Weg und Steg zum Forſthauſe bekannt waren.

Wir hatten damals einen ſo wunderbar freundlichen Frühling, wie er nur ſelten dem nördlichen Deutſchland geſchenkt wird. Der Himmel lag über der Erde vom Morgen bis zur Mitternacht, wie eine große, hellblaue Glasglocke, dann aber ſchauerte ein warmer Regen über die Fluren, daß die Erde am Morgen, wie eine erröthende Braut, ſelig dem Sonnengott entgegenblickte.

Der Fußſteig hatte uns durch blühende Wieſen und ihr ellenhohes Gras an dem Erlenbach hinaufgeführt, bis das auslaufende Waldgebirge uns in ſeine Arme nahm. Die Waldabhänge drängten ſich von beiden Seiten immer enger zuſammen, daß der Fußſteig, als müßte er ſich vor dem Bache flüchten, der ihm überall nachzuſpringen und den Raum ſtreitig zu machen ſchien, ſich bald in den Wald hinein verlor, bald wieder heraus und über einen Steg ſprang und nun jenſeit des Baches fortlief, bis ihn dieſer wieder auf die andere Seite neckend herübertrieb. Oft kletterte aber auch der Pfad ſo ſteil zwiſchen Felſen und Bach, daß ich es nicht verſchmähte, den Stock, welchen mir der voranſchreitende Bote zurückhielt, zu ergreifen, um nicht fehlzutreten.

Wir mochten ſo eine Stunde gegangen ſein, als die Bergwände von beiden Seiten in ſteilen Felſen ſich aufthürmten und ein geräumiges Thor bildeten, durch welches Weg und Bach, wie zwei Wanderer, nebeneinander bequem hindurchzogen.

Als wir in dieſes natürliche Thor kamen, bemerkte ich mit Ueberraſchung, daß hier plötzlich die Bergwände wieder zurückwichen und einer breiten Wieſenſtrecke Raum gaben, während ſie im Hintergrunde den Horizont im hohen Halbkreis mit ihrer düſteren Waldung abſchnitten und davor das freundliche Förſterhaus mit ſeinen Hirſchgeweihen auf den Dachſpitzen und der Feuereſſe mit ihren Rauchwölkchen gaſtlich erſcheinen ließen.

Wir ſtanden ſtill und der Bote ſagte: „Dort ſind wir am Ziele!“

In dieſem Augenblicke rauſchte ein großer, weißer Hühnerhund links aus den Büſchen heraus, ein Schuß und eine aufgeſcheuchte Waldtaube fiel. „Amor, apport!“ rief eine friſche Mädchenſtimme. Ich ſprang vor und auf dem zurückweichenden Felſen ſtand eine ſchöne, kräftige Frauengeſtalt, einen tiroler Männerhut auf dem dunkeln Lockenkopfe, in einer grüntuchenen Jagdjacke und hochgeſchürzt in rothen Juchtenſtiefeln, welche bis über die Knie hinaufgingen. Sie hielt das Gewehr unter dem rechten Arme und reinigte das Schloß, der Rauch des Schießpulvers verzog ſich von ihrem Bilde in kräuſelnden Wölkchen.

Ich ſchwenkte den Hut und grüßte ſie, indem ich, betroffen von ihrer Schönheit, zu ihr hinauf rief: „Können Sie mir nicht ſagen, ob dies der rechte Weg zum Forſthauſe iſt?“

Die Jägerin lachte laut auf und deutete dabei mit Kopfnicken nach dem Hauſe hin, welches uns freilich vor der Naſe dalag.

Da auch hinter mir mein Bote auflachte, wurde ich noch verlegener.

„Vermuthlich ſehe ich,“ fragte ſie, „vor mir den Herrn Baron von Ivenhof, welcher zu uns geſchickt wird, um zu verſuchen, ob der Zollmaßſtab noch an die Baumſtämme paßt? — Mein Vater freut ſich auf Ihre Geſellſchaft.“

„Sie ſind die Tochter des Förſters?“

„Und heiße Victorine; und ſo iſt unſere Bekanntſchaft gemacht.“

Unter dieſen Worten hatte ſie die Taube zu einigen andern, erlegten Vögeln an die Jagdtaſche gereiht, welche, wie eine große Troddel, an ihrer linken Hüfte herunterhingen.

Indem wir auf das Forſthaus zuſchritten, ſagte ich wie für mich: „Die armen Vögel, mitten aus dem Lenz und dem Leben herausgeriſſen!“

Victorine blieb ſtehen, ſtrich ſich mit der flachen Hand über das rothe Geſicht; ein ſüßer, grauſamer Zug hob die eine Hälfte der friſchen Lippe empor, daß die weißen Zähne, wie Perlen, vorblitzten, indem ſie entgegnete: „Freilich, Ihr in den Städten habt Alles ſchon gebraten und laßt es Euch mit gutem Gewiſſen ſchmecken; uns iſt es nicht ſo gut gerathen, wir müſſen Alles erſt todt machen.“

Ich ſchwieg beſchämt, ſie lachte mich aber, ich ſah es ihr an, im Innern aus.

„Dort in dem Oberſtübchen,“ nahm ſie das Wort, „werden Sie wohnen. Es iſt ein wenig eng im Hauſe, ſonſt kann es Ihnen wohl gefallen. Welche Zeit ſtehen Sie früh auf? wollen Sie den Kaffee früh um vier oder um fünf Uhr?“

„Kann ich geweckt werden?“

„Warum nicht? wenn ich früh aufſtehe, will ich im Vorübergehen anpochen.“

Ein leiſer Schauer überſchlich mich bei dem Gedanken, daß ich den Morgenſchlaf, welcher mir ſo wohl behagte, einbüßen ſollte; ich wagte aber nicht zu widerſprechen, um in ihren Augen meine Munterkeit nicht verdächtig zu machen.

„Der Fußknecht geht freilich,“ fuhr ſie jetzt fort, „ſchon um drei Uhr hinaus in den Holzſchlag; Sie können aber um ſechs Uhr mit dem Vater nachgehen.“

Ich hatte alſo noch von Glück zu ſagen, daß ich überhaupt auf Schlaf noch einige Ausſicht hatte.

Wir bemerkten im Vorwärtsſchreiten eine Gruppe von fünf Kindern vor dem Thore der Förſterwohnung zuſammen gelagert. Als ſie uns erblickten, verſteckten ſich die zwei kleinſten Mädchen, wie es ſchien, vor mir und dem Boten, hinter den Fliederbuſch an der Hofwand; das ältere Mädchen, dem Anſcheine nach vierzehn Jahre alt, und die beiden Knaben ſtürzten uns jubelnd und ſchreiend: „Victorine! Victorine!“ entgegen.

„Was ſchaffſt du hier, Anna?“ fragte Victorine; „haſt du den Salat im Garten geſteckt?“

„Ja, ja! und auch die Bohnen!“

„Pfui, Heinrich, du wirſt dich mit Blut beflecken,“ wandte ſie ſich jetzt zu dem einen Knaben; „Gottfried,“ ſprach ſie zu dem andern, „da nimm die Jagdtaſche und das Gewehr! Es ſind meine Geſchwiſter!“ ſagte ſie jetzt freundlich zu mir, „und ich muß die Stelle der Mutter vertreten; wir haben ſie im vorigen Jahre verloren.“ Eine Thräne ſtürzte dabei aus ihren Augen. „Anna, iſt der Vater aus dem Dorfe zurück?“ fragte ſie jetzt ihre Schweſter.

„Der alte General iſt mitgekommen; ſie ſitzen im Hofe unter dem Baume und warten auf dich und das Veſperbrot.“

Mit dieſen Worten traten wir in den geräumigen Hof.

Vor der Hausthür ſtand ein großer, ſchattiger, blühender Birnbaum, darunter ſaßen am runden Tiſche, welcher ſo um den Stamm herumlief, daß dieſer durch ihn hindurchgewachſen ſchien, der Förſter und der General. Sie laſen die Zeitungen, welche der alte General mitgebracht hatte, und rauchten dabei aus langen Pfeifen. Jeder hatte vor ſich ein geſchliffenes Glaskrügel ſtehen mit der Ausſicht auf einen großen, blauen, mit zinnernem Deckel verſehenen Krug und ſeinen weiteren Inhalt. Beide mochten von gleichem Alter und dem ſechzigſten Jahre nahe ſein. Man hätte ſie für Brüder halten können, nur hatte der Förſter eine kräftigere Geſtalt und ſein Geſicht mit den dichtbuſchigten Brauen, unter welchen die dunkeln Augen ſcharf hervorblickten, hatte einen entſchiedeneren Ausdruck, als das des alten Generals, welches ein gedrückteres und gebildeteres Ausſehen hatte.

Kaum erblickten ſie uns, ſo rief der Förſter Victorinen zu: „Welchen Freund haſt du mir mitgebracht?“

„Es iſt unſer Forſtcandidat!“ rief ſie fröhlich.

„Willkommen im Walde!“ verſetzte der Förſter und reichte mir die Hand. Auch der General bewillkommnete mich freundlich, doch ſchien es mir, als wenn ſeine Blicke mit einem Anfluge von Mißtrauen an mir hingen. Ich mußte an ihrer Geſellſchaft Theil nehmen; denn ſchon hatte der Förſter einen Armſtuhl für mich bringen laſſen. Victorine entfernte ſich, um in der Küche die jungen Waldtauben, welche ſie geſchoſſen hatte, für uns zuzubereiten. Unterdeſſen waren wir bald in das heiterſte Geſpräch gekommen; der General war unerſchöpflich in den drolligſten Anecdoten, während ein Staar, welcher auf dem Baum ſein Neſt hatte, mit gellendem Pfeifen und Schmettern unſer Geſpräch und Gelächter zu überbieten ſuchte. Die Sonne war endlich untergegangen und die Lampe angezündet, als Victorine aus der Thür trat in ihrem hellen, einfachen Hauskleide, welches Nacken und Arm frei ließ; ſie ſchien mir aus einer verwegenen Jägerin in ein ſchüchternes Mädchen verwandelt zu ſein. Sie fragte an, ob wir im Zimmer oder hier unter dem Baume ſpeiſen wollten; wir waren für das Letztere geſtimmt; nur bedingte der General, daß ſie uns Geſellſchaft leiſtete. Bald war die Mahlzeit angerichtet, aber das frühere, fröhliche Geſpräch wollte nicht wieder lebendig werden, ich war verſunken in den Anblick des wunderlieblichen Mädchens, deſſen Geſicht im Scheine der Lampe wie eine zarte Centifolie blühte. Auch der alte General ſchien wie von einem Traume befangen; er vermochte den Blick von Victorinen nicht abzuwenden. So ſehr mir der Mann vorhin gefiel, ſo widerwärtig wurde er mir jetzt. Es hatte ſich ein friſcher Wind erhoben, welcher uns einmal um das andere den Tiſch mit einem Blüthenregen überſchüttete. Bereits ſah der Vollmond durch die Baumäſte neugierig herein, als der General vom Tiſche mit den Worten aufbrach: „Unſer junger Freund wird von der Reiſe müde ſein und meine Nichte wird mich zu Hauſe erwarten!“ Zugleich verabſchiedete er ſich vom Förſter, von Victorinen und von mir. Als er uns verlaſſen hatte, führte mich der Förſter in das Zimmer, welches ich jetzt bewohnen ſollte, und wünſchte mir gute Nacht. — Ich warf die Kleider von mir und mich in das Bett. Kaum glaubte ich aber eingeſchlafen zu ſein, als ich in der Morgendämmerung geweckt wurde, um mit dem Förſter in den Wald zu ziehen und meine Arbeit zu beginnen. — Wir blieben wie am erſten, ſo an den folgenden Tagen, vom Morgen bis zum Abend im Walde und hielten gewöhnlich Mittagsraſt bei einem Köhler auf der Waldanhöhe, wo wir unſer Mittagsmahl aus der Jagdtaſche hielten. Am Pfingſtſonntage mußte ich meinen Weg in den Wald allein antreten. Ich war eben tief im Forſte mit der Ausmeſſung einer großen Buche beſchäftigt, als plötzlich der große, weiße Hühnerhund, welcher gewöhnlich nur mit Victorine ging, bei mir ſtand und mich von der Arbeit ablenkte. Jetzt rief die Stimme Victorinens: „Amor, hierher!“ Der Hund ſtürzte in das Dickicht hinein, ich ihm nach, da ſtand ich vor ihr. Sie ſaß unter einer kleinen Fichte tief im Mooſe auf einem Steinblocke, ihr Gewehr hatte ſie quer über den Schooß gelegt. Ich ſetzte mich zu ihr, aber mir ſtockte der Odem; ich konnte kein Wort hervorbringen.

„Warum ſiehſt du denn ſo bleich aus?“ fragte ſie traulich und beſorgt; „iſt dir etwas Schlimmes widerfahren?“ —

„Ja und nein, Victorine!“ verſetzte ich mit kurzen, aufrichtigen Worten; „ich bin eiferſüchtig auf den alten General! Wer iſt er denn eigentlich?“

„Der General von Steinfelden,“ erwiderte Victorine; „er iſt penſionirt und beſitzt die große Herrſchaft Lindeck eine Stunde von hier.“

„Iſt er verheirathet?“ fragte ich.

„Nein!“ verſetzte Victorine, „er lebt als alter Junggeſelle einſam mit ſeiner unverheiratheten Nichte.“

„Victorine!“ ſeufzte ich, und nahm ihre Hand, welche ich an mein Herz drückte, — ihr Haupt ſenkte ſich zu mir, daß mir ihre Locken in das Geſicht hingen, ich ſtreifte ſie zurück, und wir lagen Herz an Herz, Mund an Mund; es war mir in dieſem Augenblicke, als müßte ich ihr ewig angehören. Ich ſah, ich hörte nicht mehr. Doch Amor, der Hühnerhund, welcher ſich auf die Hinterpfoten geſetzt hatte, begann jetzt laut zu heulen; als er aber keine Hülfe ſah, fuhr er bellend zwiſchen uns, daß wir erſchreckt auseinander ſtoben.

„Amor hat Recht!“ verſetzte mit lächelndem, glühenden Geſichte Victorine, „wir müſſen uns trennen! Ade! Ich habe dich lieb, von ganzem Herzen lieb!“ rief ſie und küßte mich noch einmal, dann war ſie in den Büſchen verſchwunden und ich wieder allein, träumend bei den pfeifenden Amſeln im wüſten Walde.

Tags darauf hatten die Holzarbeiter nach einem alten Herkommen mit ihren Frauen und Mädchen Tanz im Förſterhauſe. Die Honoratioren aus der Umgegend waren zugleich zu einem Scheibenſchießen eingeladen. — Es ſchien, als ob eine Wallfahrt nach dem Förſterhauſe ginge, ſo zahlreiche Geſellſchaften ſtellten ſich ein; der verhaßte, alte General war der Erſte, welcher ſich eingefunden hatte. Es waren auch die beſtellten Dorfmuſikanten gekommen und blieſen mit ihren Clarinetten vor dem Hofthore. Die Schützengeſellſchaft, voran der Zieler mit der Königsſcheibe, ordnete ſich zum Zuge. Victorine mit ihrem Gewehr ging mir zur Seite. Wir zogen dreimal um das Gehöft herum, und dann hinüber in den Schießſtand, wo der Förſter den Hut hinhielt und Jedem das Loos ziehen ließ. Mir folgte in der Reihe Victorine. Eine Scheibe zum Probeſchießen wurde aufgeſtellt und das Schießen begann. Ich traf mitten in das Schwarze auf den Nagel. Als die Königsſcheibe nun aufgeſteckt wurde, flüſterte mir Victorine zu: „Triff gut, daß ich mit dir den Königstanz habe.“

Eine tödtliche Viertelſtunde verſtrich; ein Schütze nach dem andern vor mir that ſeinen Schuß, aber das kleine Herz, welches das Figürchen auf der Scheibe als Zielpunkt in den Händen hielt, wurde nicht getroffen. Jetzt wurde meine Nummer gerufen, ich trat vor, aber Victorine ſtand hinter mir und flüſterte: „Laß’ es auf die Frage gelten, ob mein Herz dein gehört!“ — Ein leiſes Zittern kam in meine Hände, die Augen vergingen mir. Victorine bückte ſich hinter mir, nahm das Korn und die Richtung in das Auge und flüſterte wieder: „Es geht ja drüber hinaus!“

„Ich muß Ihnen nur helfen!“ ſagte ſie laut und legte ihr Geſicht mit an den Kolben.

„Ei! ei!“ hörte ich verwunderungsvoll den General hinter mir rufen, „das iſt ja ein angenehmer Unterricht im Schießen, darf ich auch um Lection bitten?“

Da zuckte ich vor Zorn mit der Rechten in den Bügel und der Schuß — fuhr in die blaue Luft hinaus. Ein Hohngelächter erhob ſich ringsum.

„Laß' es gut ſein!“ ſagte leiſe Victorine, „ich war daran Schuld!“ legte ihr Gewehr an die Wange, zielte eine Secunde, der Schuß fiel, Spähne flogen von der Scheibe; der Zieler warf jubelnd ſeine Mütze in die Höhe und rief: „Vivat, die Königin!“ — Der General brachte das ſilberne Pulverhorn an dem goldenen Kettchen, den Preis, und ſchlang es um ihren Hals; ſie ſagte kein Wort dazu, ſondern gab das Gewehr an den Jägerburſchen ab. Mit geſenktem Haupte ging ſie über die Wieſe und in die Wohnung. Ich war beſchämt, ärgerlich und zerſtreut. Das Glück war von mir gewichen; das Schießen war allmälig beendet und der Tanz auf dem Boden über den Ställen im Hintergebäude des Forſthauſes begann. Ich hatte mich von der Geſellſchaft entfernt und hinter das Haus unter den blühenden Fliederbuſch geworfen und verwünſchte mit Thränen dieſen Tag. So begann der Abend heranzudämmern. Auf einmal hörte ich meinen Namen flüſtern, ich ſprang auf, trat unter dem Fliederbuſche hervor und ſah gleich daneben, oben im großen, offenen Boden, in welchem das Heu hinaufgelangt werden mochte, Victorine ſtehen.

„Schämen Sie ſich nicht über Ihre Unart?“ fragte ſie in vorwurfsvollem Tone; „mich den Königstanz mit dem alten General tanzen zu laſſen! — Ich vergebe es nimmermehr!“

„Victorine!“ rief ich, von wilder, heftiger Leidenſchaft entbrannt, „wenn du mich liebſt, ſo weißt du, wie mir zu Muthe iſt!“

„Komm' herauf und ſei wieder fröhlich!“ entgegnete ſie; „warum den ganzen Tag mit Grillen verderben?“

„Komm' lieber herunter zu mir!“ verſetzte ich übermüthig. „So fang' mich!“ rief ſie, und ſprang herab, und ich taumelte mit ihr zu Boden.

„Ei! ei!“ rief es über uns aus, und der General ſteckte ſein Geſicht heraus; „ei, das war ein gefährlicher Sprung!“

Victorine ſtand wieder auf den Füßen und lachte hinauf: „Nicht wahr, Herr General?“ — Sie gab mir den Arm, und ſo zogen wir Beide hinauf auf den Tanzboden und warfen uns in den wildeſten Bauerntanz hinein. Die Muſik ſpielte dazu endlos die luſtige Melodie des Liedes:

„Hab Haſelnüſſ' 'geſſen,
Hab' Haſelnüſſ' g'ſät,
Und hab' manch' ſchönes Dirnel
Auf dem Tanzboden g'dreht.“

Als der Tanz zu Ende war, kam der Förſter mit einem ſtrengen Geſichte auf uns zu, nahm Victorine bei der Hand und mit ſich hinaus. Ich vernahm nur die Worte: „Ich habe mit dir ein recht ernſthaftes Wort zu ſprechen!“

Ich hatte mit untergeſchlagenen Armen an dem Pfeiler in der Mitte gelehnt und ſah gleichgültig dem Tanzen zu, als der General mit dem Hute in der Hand zu mir trat und ſagte: „Morgen feiern wir auf meinem Gute das Kirchweihfeſt, Sie ſind freundlich dazu von mir eingeladen. Victorine wird auch mitkommen.“ So verabſchiedete er ſich.

Nach einer Weile verließ ich die luſtige Geſellſchaft und ging hinab in den Hof. Der große Birnbaum hatte ſeinen Blüthenſchnee in den Hof geſtreut, wo er zertreten im Staube lag. Es war ein Bild meiner Seele. Ich ging hinauf in die Stube und warf mich in das Bett.

Als mir am Morgen der Kaffee gebracht wurde, ließ mich der Förſter fragen: ob ich ihn und ſeine Familie nicht zum Kirchweihfeſte auf das Gut des Generals begleiten wollte?

Ich ſagte zu. Da die Familie, welche den Pfarrer predigen hören wollte, mich erwartete, warf ich mich ſchnell in die Kleider und ging hinab. So ſchön, wie an dieſem Morgen, war mir Victorine noch nie erſchienen. Das friſche Roth ihrer Wangen war ein wenig gebleicht, ihre Augen glänzten, wie thaufriſche Kornblumen, über ihr Antlitz war eine ſüße Wehmuth ausgegoſſen, welche mein Herz ſo beklommen machte, daß ich ihr hätte um den Hals fallen und rufen mögen: „Victorine, ich liebe dich!“

Wir traten die Wallfahrt an und gingen das Thal hinunter, der Förſter ſchritt voran, neben ihm ſein kleiner Sohn mit der Haſelruthe und ihrer Blätterfahne, ich ging hinterdrein mit Victorine und den übrigen Kindern. Da am Wege, den Waldabhang hinauf, unabſehbare Strecken von Maiblumen mit ihren weißen Glöckchen in ſüßen Düften blühten, ſo pflückte ich ihr eine um die andere, wir tauſchten dabei Händedruck und Blick, und wären lange noch nicht mit dem ſüßen Spiele zu Ende gekommen, wenn nicht ihre kleine Schweſter auf einmal laut gefragt hätte: „Warum guckſt du denn Victorinen immer ſo an? ſie hat ja keine ſchwarze Naſe!“

Nach einer Weile bogen wir links hinauf und traten aus dem Walde heraus. In dieſem Augenblicke begann das Glockengeläute in dem Dorfe, welches mit dem ſpitzen Thurme aus den hohen, runden Lindenwipfeln uns begrüßte.

Bei unſerer Ankunft hatte eben die Kirche begonnen; wir ſchloſſen uns den Kirchengängern an, welche in Schaaren heranzogen. Von allen Seiten grüßten die Landleute unſere kleine Geſellſchaft. So traten wir durch das Thor des Kirchhofes, in deſſen Mitte die Kirche ſtand. Es ſchien, als wenn nicht nur die Menſchen in ihrem Sonntagsputze, ſondern auch die Bäume und Büſche in höchſtem Blüthenſchmucke aus dem Dorfe heraufgekommen wären, um hier ihre Andacht zu feiern. Unter ihrem Blüthendache gingen wir über eingeſunkene Leichenſteine hinein in die Kirche. Victorine nahm mit den Kindern unten im Schiffe ihren Platz, ich und der Förſter ſtiegen die Emporkirche hinauf.

Bald hatten meine Blicke Victorinen unten zwiſchen ihren Geſchwiſtern wiedergefunden. Ueber ihr von der Decke herunter hing eine ſtarke, ſeidene Schnur, welche mit großen und kleinen, vergoldeten Kugeln ſich hinuntermaß bis zu dem Ringe, woran ein vielarmiger, phantaſtiſch geſchnörkelter Leuchter befeſtigt war und über ihrem Haupte, wie eine Krone, ſchwebte.

Meine Seele ſchwamm in den Wogen der Choralmuſik, wie ein träumender Schwan im leiſe wogenden See. Jetzt erſchien der Pfarrer auf der Kanzel und hielt eine lange Rede über die Verirrungen des Blutes, aus welchen allein der Glaube uns retten könne. Er trat wieder von der Kanzel herunter, die Kerzen wurden angezündet und der Altardienſt begann.

Ich war jedoch in dieſem Augenblicke ein heimlicher Katholik und knieete im Geiſte vor Victorinen hin und betete in Andacht zu ihren goldenen Augenlidern, welche, wie ſeidene Fäden, die Augen verhüllten. Trug ſie ja doch als Zeichen der Erhörung meinen Maienblumenſtrauß in ihren gefalteten Händen. Die Kerzen auf dem Altar wurden wieder ausgelöſcht, der Küſter ſpielte zum Ausgange auf der Orgel die heitere Melodie des Liedes: „Freuet Euch des Lebens“ und der Gottesdienſt war zu Ende. Die Kirche war jetzt von der erbauten Gemeinde verlaſſen, es ſtanden nur noch unten in der Mitte Victorine mit ihren Geſchwiſtern, zu welchen der alte General und der Förſter traten.

In dieſem Augenblicke überſchlich mein Herz eine tödtliche Eiferſucht, ſo lächerlich ſie mir auch vorkam. Ich ſuchte ſie ſchnell zu unterdrücken und wollte mich zur Geſellſchaft hinunterbegeben, als eben der alte General Victorinen ſeinen Arm bot, der Tod dem jungen Leben.

Jetzt verließen ſie die Kirche. Ich ſehe noch immer dieſe beiden Geſtalten vor mir: der alte, hagere Offizier, den linken Podagrafuß in einem ſaubern Pelzſtiefel, die rechte gelähmte Hand auf einem Krückenſtock, gebeugt und huſtend an der Seite des ſchlanken, blühenden Mädchens, das ich liebte, das mein war. Mit der ſchwer hinter ihnen zurückkreiſchenden Kirchenthür entfuhr mir ein höhniſches Lachen, das mir das Echo in der leeren Kirche wieder hohl zurückgab, wie einen Ruf aus der Todtengruft.

Ich eilte aus der chriſtlichen Kirche hinaus in die heidniſch ſchöne Frühlingsnatur. Wie ich mich draußen an der Kirchhofsmauer hin links auf dem Fußſteige hielt, kam ich in den Buchenwald hinein, welcher ſich über und hinter dem Dorfe hinzog. Dort warf ich mich unter einen der größten Bäume in dieſelbe Lage, welche unglückliche Liebhaber in der Einſamkeit ſo gern annehmen, um ſich wenigſtens ſelbſt intereſſant vorzukommen. Ich hätte damals viel darum gegeben, wenn ich „Werther's Leiden“ bei mir gehabt hätte, um der Mühe überhoben zu ſein, meine Monologe ſelbſt in Worte zu ſetzen. Ich wäre damals gewiß in meinem Grame umgekommen, wenn ſich nicht zwei Göttinnen, Hunger und Langeweile, die großen Schutzmächte aller troſtloſen Seelen, meiner angenommen hätten. Ich ſchlug ſo den Weg in das Dorf ein, wo mitten auf dem Anger der bunteſte Kirchweihlärm durcheinandertoſte. Allein mitten durch das Gekreiſch der Kindertrompeten, der Trommeln und Schnarren fand der ſüße Geruch einer Garküche unter einem grünen Tannenreiſerzelte ſich zu mir. Ich machte nicht viele Umſtände und trat hinein. Eine alte, näſelnde Harfnerin ſaß im Hintergrunde und ſang, begleitet von der Violine eines kleinen, buckeligen Kerls, die ruſſiſch-deutſche Volksballade: „Schöne Minka, ich muß ſcheiden!“ Doch mich beherrſchte das irdiſche Bedürfniß und das Bratenſtück, welches die flinke Kellnerin mir eben gebracht hatte. Meine vornehme Natur war in Gefahr ſich ganz zu vergeſſen, denn bereits hatte ich mir auch einen Krug Bier beſtellt, als ein galonnirter Bedienter auf mich zukam mit einem Empfehle von der Herrſchaft, welche mich ſuchen laſſe. Faſt beſchämt bezahlte ich meine Zeche und folgte ihm. Doch nun galt es nicht zu träumen, ſondern mich wieder auf mich ſelbſt zu beſinnen.

Als der Bediente unterwegs ſtehen blieb und ſagte:

„Dieſer Fußſteig führt durch den Park zum hintern Eingange in das Schloß, der Weg aber, den Berg hinan, gerade durch das vordere Thor in den Hof; — wohin beliebt der gnädige Herr?“ — fand ich Gelegenheit, mich von ihm loszumachen. Ich ſchickte ihn den Berg hinan, mich vorläufig anzumelden, indem ich den einſamen Weg durch den Park einſchlug.

Die Nachmittagsſonne flammte ſo glühend durch die Blätter der Baumwipfel, die vielen Chöre der Vögel ſchmetterten ſo luſtig in ihrem freien Waldgeſange, daß ich bald den ganzen Uebermuth des jungen Lebens wieder durch meine Adern pulſen fühlte. Ich flog faſt, wie ein aufgeſcheuchtes Wild, über die mit gelbem Kieße beworfenen Wege durch die grünen Raſenſtrecken und Gänge dahin, und ſtand auf einmal mitten in einem franzöſiſchen Garten, welcher ſich in den verſchiedenſten mathematiſchen Figuren vor mir wie ein Theater mit grünen Couliſſen von beſchorenen Buſchwänden, Baſſins und Fontainen hinbreitete bis zu der Rampe der Schloßtreppe. Da die Herrſchaft in dem vorderen Saale ſpeiſen mochte, ſo ſah ich hier von der Gartenſeite keine lebende Seele, außer Amor, den Hühnerhund Victorinens, welcher ſich gleich mir einſam herumtrieb und an der verſchloſſenen Faſanerie herumſchnoberte. Er empfing mich hier allein und begleitete mich die Treppe hinauf in die offenſtehende Thür. Ich trat in ein freundlich tapezirtes Gartenzimmer, in welchem auf Geſtellen Blumen in Vaſen umherſtanden; ſonſt war es leer. Ich drückte die hohe, gegenüberſtehende Thür auf und kam in einen alterthümlichen Saal. An der einen Wand ſtanden ſechs verſchiedene Ritter- und Frauenſtatuen auf barock verzierten Tragſteinen. An der langen Wand, den erblindeten Fenſtern mit ihren kleinen, grünen, runden Glasſcheiben in Bleifaſſung gegenüber hingen die in Lebensgröße gemalten Bilder der ſpäteren Ahnen des Hauſes, welche ein freundlicher, ſtattlicher Mann mit einer rieſigen Perrücke und eine Dame im Reifrock mit Wespentaille beſchloß. Zwiſchen den Bildern hingen zerſetzte Fahnen und alte, roſtige Schwerter umher. Uebrigens war der Saal ſauber gehalten und das Eſtrich des Fußbodens glänzte ſpiegelhell. In einer Ecke ſtand eine kleine Treppenleiter, welche bei Abſtäubung der Bilder gebraucht werden mochte. Mich feſſelte das Standbild einer jungen Frau, welches von großer Meiſterſchaft des Künſtlers zeugte. Da ich noch immer Niemand ſah und hörte, ſo ſuchte ich meine Neugierde zu befriedigen und rückte die kleine Treppenleiter hinan, um es in der Nähe zu betrachten. Ich ſtieg hinauf und war erſtaunt über den Adel, welcher ſich in der Figur ausdrückte. Die ritterliche Frau trug ein Kind auf dem linken Arme; die rechte Hand hatte ſie empor gehoben, als wollte ſie das Kind liebkoſen. Wie ich die ſchöne Form dieſer Hand betrachtete, entdeckte ich daran einen goldenen Ring, welcher faſt kaum mehr zu erkennen war. Da aus dem Staube heraus ein kleiner Edelſtein ein mattes Licht warf, ſo verſuchte ich, ihn mit meinem Taſchentuche zu ſäubern; plötzlich aber drehte ſich der Ring und wie von ſelbſt fiel er in meine Hände. Da in mir eine wunderliche Liebhaberei erwachte, den Ring zu behalten, ich ihn aber auch nicht ſtehlen wollte, ſo fand ich einen Tauſch für den ehrlichſten Ausweg. Ich ſteckte der Statue meinen Siegelring, ihren Ring dagegen mir mit ruhigem Gewiſſen an. — Als ich die Treppenleiter wieder an ihren Ort geſtellt hatte, hörte ich in der Ferne einen fröhlichen Lärm.

Ich verließ den Saal, um die Geſellſchaft aufzuſuchen, verirrte mich aber in den regellos anſtoßenden, düſteren Corridoren und kam ſo an eine Ausgangsthür, welche auf die andere Seite des Schloſſes hinaus und in eine Halle und Gartencloſet ging und offen ſtand. Kaum aber warf ich den Blick in die abgeſchloſſene, grüne Einſamkeit hinab, ſo zuckte ich erſchrocken zurück; denn es kam mir vor, als hätte ich einen Blick in ein Feenmärchen gethan. Unter einem blühenden Fliederſtrauche in einem Armſtuhle ſaß, das blonde Haupt ſinnend in die Hand geſtützt, eine Dame vor einem Marmortiſche, auf welchem eine große Kryſtallkugel mit Goldfiſchchen ſtand. Sie trug ein langes, weißes Gewand und ein ſchwarzſeidenes Shawltuch, welches ihr über die Schultern von beiden Seiten lang herabhing, daß die Franſen den Boden berührten. Sie hatte den ſchönſten Frauenarm, welcher nur je einen griechiſchen Künſtler begeiſtern mochte, und um das Handgelenke, auf welches ſie ſich ſtützte, ein Armband in Schlangenform von den größten und koſtbarſten Opalen. Schüchtern drückte ich die Thür wieder in das Schloß; ich erinnerte mich einer Unterhaltung mit Victorinen, wo ſie mir von der menſchenhaſſenden oder unglücklichen Nichte des Generals erzählt hatte.

Ich trat in den Corridor zurück, eilte gerade aus und kam dem fröhlichen Lärm der Geſellſchaft näher. Die Treppe vor mir hinauf ſah ich Diener mit Flaſchenkörben eilen; ich folgte ihnen und gelangte vor den Speiſeſaal. In dem Augenblicke, wo die Saalthür aufging, ſchallte mir eine kräftige Baßſtimme und der Trinkſpruch entgegen: „Es lebe die gnädige Guts- und Gerichtsherrſchaft, der hochgeborene General, Graf Maximilian von Steinfelden, und ſeine wohledle Braut, Victorine Freidank, hoch!!“ — Ich hielt mich feſt am Treppengeländer; um mich herum drehte ſich Alles, wie in ſinnloſem Schwindel. Kaum hatte ich ſo viel Faſſung, mich und meinen Gemüthszuſtand der Geſellſchaft zu entziehen und aus dem Schloſſe hinwegzueilen. Erlaßt mir, die Gefühle eines unglücklichen, zwanzig Jahre alten Liebhabers in Worte zu bringen. Ich hatte, faſt meiner unbewußt, den Weg in das Forſthaus zurück eingeſchlagen. Ich ſchlich langſam und verzweifelnd den Bergabhang hin. Die Abenddämmerung war bereits angebrochen, als ich das Forſthaus in der Thalſchlucht vor mir liegen ſah. Mein ſchweigſamer Kummer ſchien, wie ein zweites Weſen in mir darüber zu brüten, auf welche Weiſe er ſich Luft machen ſollte. Bald ſtieg er mir nach den Augen zu, um als Thräne herauszubrechen, dann ſank er bleiſchwer, wie ein ungeſchickt kletternder Krüppel, mir wieder in die Bruſt zurück. Doch wie ich ein Kind des Glückes bin, ſo war ich es auch dort. Mich überholten zwei junge Geſellen, jodelnd und trällernd, von welchen einer in das leichtfertige Liedchen im Vorüberſchreiten ausbrach:

„Und iſt ſie jetzt dein, ſo bleib' ſie auch dein,
So war ſie doch einmal, ja einmal doch mein.
Ade! Juchhe!“

„So ſei es denn!“ rief ich bei mir, „Ade! Juchhe!“ und drückte mir den Hut feſter in die Stirn.

Im Förſterhauſe begab ich mich auf mein Zimmer, riegelte mich ein, und berieth bei mir, ob es beſſer ſei, zu bleiben oder abzureiſen. Mein Stolz ſiegte, ich blieb, um nur noch eine ſchmählichere Niederlage zu erleben. Welche Zeit in der Nacht die liebenswürdige Braut mit ihrem

Familie zurückgekommen ſein mochte, weiß ich nicht und iſt mir bis heute gleichgültig; nur ſo viel kann ich verſichern, daß ich am frühen Morgen ſchon hinaus in den Wald zog, um eine Strecke davon zu vermeſſen und abzuſchätzen. — Bei dieſer Gelegenheit war ich allmälig in mir ſo ruhig geworden, daß ich mir ſchmeichelte, über dieſe meine erſte Liebe meilenweit hinaus zu ſein. Ich freute mich, bei meiner Rückkehr in das Förſterhaus Victorinen den rieſengroßen Eis-Chimboraſſo meiner männlichen Würde vor die Augen zu ſtellen. Doch er ſchmolz bedeutend zuſammen, als ich ſie wiederſah; denn auch ſie hatte ihre Stellung genommen. — Sie behandelte mich freundlich, doch ruhig und fremd. Niemand fragte mich um die Urſache meines Benehmens auf dem Kirchweihfeſte. So gingen wir vierzehn Tage nebeneinander her. Ich brannte heimlich in verletzter Eitelkeit und verhaltenem Zorn. Gern wäre ich jetzt abgereiſt, nur wollte ich nicht als Beſiegter davonſchleichen; ich mußte ſie noch demüthigen, und wartete nur auf eine Gelegenheit dazu. — Dieſe wurde mir bald gegeben. Als ich eines Nachmittags im Forſte umherſtrich, kam der Köhler zu mir, welcher dort ſeine Meiler hatte, und erſuchte mich, in ſeine Hütte zu kommen, wo Victorine ſchon eine Stunde lang auf mich wartete."

Hier überzog des Erzählers Geſicht eine plötzliche Röthe, dann beſann er ſich und ſagte: „Hier muß ich ſchweigen! Nur das Eine mögen meine Freunde wiſſen, daß Victorine groß und edel aus dieſer Unterhaltung von mir hinwegging und mich in Zerknirſchung zurückließ. Ich verſtehe ſie heute noch nicht, mir iſt es, als wenn der vortreffliche Mann die Liebe eines edlen Weibes am Wenigſten verzeiht, wo es gilt, mit der Liebe zugleich die Ehre zu retten! — Der Moment hat mich verführt, Euch die Geſchichte meiner erſten Liebe zu erzählen, ſei es denn, ſoweit ſie mein gehört und ich darin ſelbſt eine komiſche Figur ſpiele.

„Der Sonnabend,“ fuhr Benedict fort, „welcher dem Sonntage vorherging, an welchem Victorine mit dem alten General verbunden werden ſollte, war der wunderlichſte Tag meines Lebens. Ich fühlte mich unwohl und mochte nicht das Zimmer verlaſſen. Niemand ſchien ſich um mich zu bekümmern, als die alte, halbtaube Hausmagd, welche das Eſſen brachte, und Victorinens Hühnerhund, der treue Amor, welcher es ſtatt meiner verzehrte. Gegen Abend rollte eine Equipage nach der andern an, und das Haus füllte ſich von Verwandten und Freunden der beiden Verlobten, um den Polterabend zu feiern. Ich hatte Victorinen den ganzen Tag nicht geſehen; nur einmal hörte ich ihre Stimme, als ſie unten in der Hausflur ihren Verlobten empfing. Es wurde endlich Nacht und um das Haus Alles ſo ſtille, daß ich zuletzt weiter Nichts hörte, als das Durcheinanderſprechen der Gäſte unter mir.

Meine Glieder waren gelähmt, als hätte ich eben eine tödtliche Krankheit überſtanden, mein Gehör war aber ſo geſchärft — oder bildete ich es mir nur ein? — daß das Summen des Feſtes und das langausathmende, heimliche Rauſchen des Waldes an der Bergwand hin ſich gegenſeitig in Pauſen ablöſte, wie Sätze in einer Symphonie von Beethoven, welche bald von dieſen Inſtrumenten, bald von andern aufgenommen, weitergeſponnen und wieder an andere zur Variation abgegeben werden. Der General und der Förſter ſpielten in dieſem Concerte die Contrabäſſe. Das muſikaliſche Publicum, welches ich allein ausmachte, war davon ſo gerührt, daß es ſeine beiden Augen zuthat und einſchlief.

Ich mochte lange geſchlafen haben, als ich von einem leiſen Pochen an meiner Stubenthür aufwachte. Ich glaubte mich getäuſcht zu haben; denn im ganzen Hauſe war Alles todtſtille geworden. Ich hatte den Abzug der Gäſte und das Feſt dazu verſchlafen. Die Familie mochte längſt zur Nachtruhe gegangen ſein; — auch ich wollte mich wieder dem ſüßen Schlummer nach Mitternacht in die Arme werfen; beinahe wär' es mir geglückt, da kam es mir vor, als hörte ich wieder ein leiſes Pochen an der Thür. Ich lauſchte, hörte aber weiter Nichts; die Stubenuhr ſchlug zwei. Jetzt hörte ich draußen ein leiſes Geräuſch, nun ein herzhaftes Anpochen. „Es iſt Victorine!“ rief mein Herz; das Blut wollte mir das Herz zerſprengen. „Ja, ſie iſt es!“ ſagte ich leiſer, „ſie hat ſich heimlich aus ihrer Kammer geſchlichen und will mir dieſe ſüßſchauerliche Stunde des Abſchiedes gönnen.“ Zugleich ſtand ihr Bild ſo verlockend, ſo reizend, und doch wieder die Sinne ſo beſtrickend und lähmend vor mir, daß ich mich kaum vom Lager zu erheben vermochte.

„Es gilt einen herzhaften Entſchluß!“ ſagte ich bei mir; „ich brauche nur den Thürriegel zurückzuſchieben und eine Welt voll Seligkeit liegt in meinen Armen!“ Eine andere Stimme flüſterte in mir: „Aber welcher Triumph für dich, wenn du dieſer Lockung widerſtehſt! Welche Demüthigung auch für die ſtolze, ſchöne und doch doppelt untreue Victorine!“ „Und nur noch einen Kuß auf ihren ſchönen Mund!“ ſprach der Verſucher in mir, „dann drücke ſie von dir hinweg und ſage: Ade! — Das iſt erſt der wahre Triumph der Moral, den du feiern kannſt!“ — Das warnende Gewiſſen nahm jetzt die Geſtalt meines alten Lehrers in der Kindheit an; ich ſah ſeine eisgraue Geſtalt, ſein bleiches, eingefallenes Geſicht mit den milden, klaren Augen, ich hörte ſeine Stimme und den Spruch, den er mir gegen die Verſuchungen der Welt mitgegeben hatte: „Wie ſollte ich ein ſo großes Uebel thun und gegen meinen Gott ſündigen?“ — Und eine andere theure, heilige Geſtalt ſah ich bei mir ſtehen, welche mir zu ſagen ſchien: „Sie iſt die Braut eines Andern! Haſt du nicht vor dir, ſo habe doch vor ihr Achtung!“

Doch ich ſollte nicht den Triumph erringen, einmal über eine große Verſuchung geſiegt zu haben; ich war ein zu guter Chriſt, um nicht die Sünde für mächtiger, als das Gewiſſen, zu halten. Ich ſtand an der Thür, mein Ohr an die Falze gelehnt. Ich glaubte ſie draußen ängſtlich athmen zu hören. Nun pochte es wieder an, leiſe, aber dringend.

Ich zitterte vor heftigem Froſt im Schauder der ſich ſpannenden Nerven und ſtand, wie eine Säule, mitten im dunklen Zimmer. Da hörte ich es wieder anklopfen. „Wer da?“ rief ich heftig; ein tiefes Stöhnen war die Antwort. Ich eilte zum Schnellfeuerzeug, machte Licht an und wartete jetzt mit dem Leuchter in der Hand an der Schwelle auf ein nochmaliges Anpochen. Es erfolgte; ich öffnete die Thür, trat hinaus und vor mir ſaß, in der Ecke hinter der Thür, — der frierende Amor, Victorinens Hühnerhund. Ich hatte die Thür zurück in das Schloß gedrückt, Amor ſah mich mit ſeinen redlichen, braunen Augen an, und jetzt kratzte er ſich hinter den Ohren und klopfte wieder an die Thür, ebenſo, wie er es vorher gethan und wie ich es vorher gehört hatte.

Ich wich zurück, vernichtet in das Tiefinnerſte der Seele. Ich hatte Alles verloren, ſelbſt das Bewußtſein der Selbſtbeherrſchung, der Tugend; ich war ein laſterhafter, abſcheulicher Menſch geworden, hatte in mir das Bild meiner erſten Liebe und den Glauben an weibliche Ehre tief erniedrigt, — und das Alles um ein Nichts, um einen Hühnerhund, der ſich kratzte. Ein Vieh hatte mich um meine Menſchenwürde gebracht. Schluchzend, wie ein Kind, warf ich mich einige Minuten auf das Lager, bis ich mich ausgeweint hatte, dann aber faßte ich mir ein Herz, ſtand auf, packte meine Effecten in den Reiſekoffer, machte meine Adreſſe darauf, gerichtet in die nächſte Stadt, poste restante, ſchrieb einige Zeilen an den Förſter, worin ich ihm für ſeine freundliche Aufnahme dankte, und Grüße an alle ſeine Kinder beſtellen ließ, und hatte am grauenden Morgen ſchon weit hinter mir das Forſthaus, meine unglückliche Liebe und den ſchönſten und häßlichſten Traum meiner Jugend liegen. Ich habe ſeitdem nie wieder Etwas von Victorinen gehört. Es widerſteht mir auch, mich nach ihr zu erkundigen. Für mich iſt ſie geſtorben. Mich haben nur der Humor und eine Reiſe nach Paris von dem Verrücktwerden gerettet. Das Eine habe ich gelernt, die Menſchen zu nehmen, wie ſie ſind.“

„Und wo blieb abermals die ſchlanke Dame auf der Redoute?“ fragte der Abt durch das luſtige Gelächter der Geſellſchaft hindurch.

„Ja ſo!“ verſetzte Benedict; „möge ſich denn Eure Nachſicht mit der Auskunft begnügen, daß es, wie ich vermuthe, die ſchöne Dame war, welche ich auf Lindeneck im

Gartencloſet vor der Kryſtallkugel mit den Goldfiſchen geſehen habe.“

„Wir danken ihr,“ verſetzte der Abt, „im Namen des Convents; denn ſie gab uns die Veranlaſſung, dir zwei Erzählungen abzugewinnen, welche uns bis jetzt gut unterhalten haben; doch iſt noch nicht Mitternacht vorüber, ich kann die Brüder noch nicht entlaſſen. Wer will uns bis dorthin erbauen?“

„Sei es denn!“ verſetzte Erdmann, der Doctor der Medicin, und holte ein Käſtchen, welches er mitgebracht und in die Zimmerecke geſchoben hatte, wieder hervor. Daneben legte er ſeine Taſchenuhr und ſagte: „Nur noch fünf Minuten vor Zwölf! — Mit dem erſten Schlage der Mitternacht öffnet ſich dieſes Grab, und ein Todter wird auferſtehen!“ — Eine unheimliche Stille trat ein; — jetzt hörte man den erſten Glockenſchlag. Erdmann öffnete das Käſtchen und ſetzte einen Todtenkopf auf die Tafel mit den Worten: „Dies iſt der Anfang und das Ende meiner Geſchichte.“

Helena Vallisneria.

„Nie habe ich einen ſo eigenthümlich geformten Todtenkopf geſehen!“ fuhr Erdmann fort; „wie ſich ſo ſteil das Hinterhaupt emporzieht, und der Vorderkopf ſo breit auf der Wirbellinie auseinanderliegt! Hier in ſchnurgerader Linie herunter das Naſenbein, daß der Mund zurücktritt — und wie friſch ſind die kleinen, weißen Zähne! Es iſt ein Wunder aller Schädel! ein eben ſo großes, daß ich ihn gefunden habe! — Ich fand ihn auf dem Kirchhofe in Oelſnitz, als ihn der Todtengräber aus einer neuen Grube herauswarf. Hier Freunde! Schaut ihn genau an — es iſt ein Meiſterſtück des Schöpfers, wie es ihm nicht jeden Tag aus der Hand rollt!“

Johannes nahm den Schädel und hielt ihn betrachtend empor. Er war im Seſſelſtuhl in ein Halbdunkel zurückgeſunken, ſo daß ſeine großen, flammenden Augen aus einem heiligen Schattendreiecke hervorſchauten. In gelinden, faſt unſichtbaren Zuckungen zogen Gedanken über ſeine Stirne. Sinnend ſchaute er in die Augenhöhlen des Schädels hinein und ſprach endlich:

„O, du beinernes Haus der Gedanken! Wo iſt ſie hin, die räthſelhafte Geiſterwelt, welche in dir durcheinanderrang? Du kleines, wunderbares Gefäß, in welchem ein ganzes Weltall — Himmel und Erde — zuſammenfloß, ſprich, welches Zauberweſen ſaß in deinen Kreiſen, welches dieſen Bann zu vollbringen wußte? Sprich, wo iſt er hin, der allmächtige Gott, der in dir lag zwiſchen Ton und Licht, und ſchuf — Welten und neue Götter, und ſich ſelbſt? — Wo iſt er hin? Was ſtarren mich ſo finſter deine Augenhöhlen an, und was lacht ſo höhniſch dein furchtbares Antlitz, auf welchem ſonſt ein ganzer Geiſterfrühling ſich auswob und blühte und verging? Biſt du nur das Gerüſte eines Luftballons, welchem das Gas ausgegangen, das ihn über Himmel und Erde dahintrieb? — Herrliche, feingewölbte Opferſchale der flehenden, erbarmungswürdigen Menſchheit, was zitterſt du in meiner Hand? Ich ſah einen wahnſinnigen Harfenſpieler, der auf der Zither, deren Saiten zerſprungen waren, in herzzerſchneidenden und in ſtummen Weiſen herumtaſtete — bin ich es nicht ſelbſt? —

„Aber welchem Menſchenweſen du auch eigen warſt — heilig biſt du mir immer, wie ein Behältniß, in welchem Gott ſich ſelbſt offenbart hat! Wie viele ſchöne Traumblumen mit bunten, tiefen Kelchen mögen in dieſem kleinen Gottesgarten geblüht haben! Ja, ich ſehe euch noch, ihr ſchönen, feuchten, ſtrahlenden Augenſterne, ihr weltabſpiegelnden, ja, ich ſehe euch, wie ihr noch ſonnenhell, herz- und ſinnentzückend unter den großen Wimpern ruhet! Es runden ſich wieder zu euch empor die feinen Mädchenwangen, es ſchwellen wieder auf die ſüßen Roſenlippen, es drängt ſich das zarte Oval des Kinnes weich und weiß mit leichtem Grübchen empor! — Nein! ſolch ein Kleinod kann die barmherzige Gottheit nicht vernichten! — Es regt ſich! Was iſt das?“

Mit dieſen Worten ſtürzte ihm der Schädel aus der Hand.

Der Doctor faßte Johannes beim Arme und ſagte: „Habe ich Sie nicht ſchon längſt vor Gemüthsbewegungen gewarnt?“

Johannes antwortete nicht und verbarg ſein Geſicht in den Händen; der Doctor aber hob den Schädel behutſam wieder auf und bedeckte ihn mit ſeinem Tuche.

Hermann nahm das Wort auf und ſprach für ſich hin: „Die Menſchenſeele blüht, wie eine Seelilie, über dem Reiche des Ungeheueren und einer unergründlichen Tiefe, von Luft, Licht und Waſſer emporgetragen und genährt. Lieblich entfaltet ſie vor dem Himmel ihre Blüthe, während unter ihr ſcheußliche Unthiere wühlen und ſich gräulich wälzen. Schauet nicht in die Tiefe; denn unten liegt das Entſetzen! — und die Wurzeln der ſchönen Pflanze treiben oft mitten hindurch!“

„Ich bin nur inſofern deiner Meinung,“ verſetzte Gotthold, „als du von dem Unergründlichen der Menſchenſeele ſprichſt; aber dieſes Unermeßliche, durchklungen von Unſterblichkeitsahnungen und von ſeligen Geiſtergefühlen, iſt mir Bürge, daß eine Pſyche ihre Flügel leiſe in der rohen Hülle ausbildet, um ſich in einen unſterblichen Frühling emporzuſchwingen. — Wohl iſt der Hintergrund unſerer Seele mit wunderlichen Arabeskenbildern überzogen, gleich den Thüren am Taufhauſe zu Florenz; aber wer ſie zu deuten vermag, wird von ihnen auf ein großes Heiligthum, welches ſie verbergen, gläubig ſchließen können. Ja, zur Stunde ſchaut es aus dieſem Hintergrunde vor, wie ein leuchtendes Angeſicht, das uns vom gelobten Lande, in welches wir einſt einziehen werden, prophetiſche Worte zu verkünden ſcheint.

„Was iſt Tod? Johannes! Wenn du einen Strom in die Erde verſinken ſiehſt, wirſt du glauben, daß nunmehr ſeine Gewäſſer nicht mehr vorhanden ſind? Stellen Sie, Doctor, in Gottes Namen dieſen ſchönen Schädel wieder unverhüllt vor uns her! Nicht wahr, Johannes?“

„Uebrigens,“ entgegnete der Doctor, „würde ſich das arme Töpfers-Lenchen nicht eingebildet haben, daß ſo lange nach ſeinem Tode noch von ihm die Rede ſein würde!“

„Wiſſen Sie etwas Näheres um dieſen Schädel?“ verſetzte Bernhard.

„Nichts weiter, als daß dieſer Todtenkopf, wie mir der Todtengräber verſicherte, der Frau eines Töpfers angehört, welche eigentlich eine Prinzeſſin geweſen wäre; aber wie das Alles zuſammenhängen mag, weiß Gott!“

Der alte Maler Schuber hob jetzt den grauen Kopf empor und ſagte: „Die Geſchichte von der braunen Töpfers-Lene weiß ich auswendig, ich habe ſie ſelbſt noch gekannt, ſo gut, wie ich da meine linke Hand vor mir ſehe; Ihr wißt, daß ich in Oelsnitz erzogen bin. Sie war ein braunes, ſchmächtiges Weib mit großen, hellen Augen und rabenſchwarzem Haare. Wie ſie zuerſt ins Städtchen kam, lachte Alles über ſie, und die Straßenjungen liefen ihr nach; aber nachdem ein fremder Herr, welcher ſich zur Sommerzeit im Orte oft wochenlang aufhielt, ſie für die ſchönſte Frau im Lande erklärt, und bei jedem Glaſe Wein, das er getrunken, darauf geflucht und geſchworen, am Ende aber gar vor Liebe zu ihr ſeinen geſunden Verſtand verloren hatte, ſo gab es von der fremden, ſchönen Frau nicht genug zu reden. Das mußte man ihr auch laſſen, daß ſie gerade, wie eine Kerze, war, und wenn man ihr ſo recht in die ſchwarzen Augen guckte, war es Einem, als könnte man gar nicht wieder hinwegſehen.“

„Seht einmal den alten Knaben an,“ rief Gotthold aus, „er hat ſie fürwahr ordentlich angeſchaut, und ich wollte wetten, er war in die hübſche Töpfersfrau ebenfalls zur Ungebühr verſchoſſen.“

„Hm!“ meinte der Alte, „war ich doch damals noch ein alberner Junge, kaum zwölf Jahre alt! Und dann konnte ſie auch gar nicht recht Deutſch reden.“

„O, ſo fahre fort,“ rief der Doctor — „oder fange vielmehr deine Geſchichte zu erzählen an!“

„Draußen vor dem genannten Städtchen,“ begann der alte Maler, „ſieht man noch heute ein verfallenes Häuschen. Dort wohnte vor vielen Jahren ein Töpfer mit ſeinem Sohne. Der war ein ſchlimmer, verwegener Junge, ſo viel man nur von ihm weiß, und that Nichts, als Zitherſpielen. Das verſtand er aber beſſer, als Töpfe zu drehen.

Kaum hatte der alte Vater die Augen zugedrückt, ſo ſchnürte er ſein Bündel, ſchloß die Hütte ab und wanderte in alle Welt. Der Töpferwilm — ſo hieß man ihn nur — war beinahe im Orte verſchollen, wie eine Sommerfliege im Winter, als er auf einmal mit Kutſche und Pferden zurückkam, und eine vornehme Frau mitbrachte. Er kaufte ſich das große, rothe Gebäude am Markte, und lebte da, wie der reiche Mann im Evangelium. Der große Reichthum, welchen der Wilm mitgebracht hatte, war es nicht allein, der die Leute, beſonders die Weiber, verwirrt machte. Die ſchöne, braune Frau war es vorzüglich, welche mit ihren ſonderbaren Gebräuchen den Leuten viel Kopfzerbrechens machte. Um nur Eins zu erzählen! — Der Wilm ließ im Hofe ein Gebäudchen aufführen, das ſo ſchön war, wie keins mehr in dieſer Welt. Das Dach blau angemalt, mit goldenen Knöpfen und Schnörkeln verziert, funkelte in der Sonne, wie ein Altarkelch. In dieſem Gebäude aber war ein einziges Gemach, das noch ſchöner war, obgleich ſich an den Wänden keine Fenſter befanden, ſondern nur ganz oben an der Decke eine runde Oeffnung, daß die Engel im Himmel jede Stunde hineinſchauen und ihre Freude an all' dieſer Herrlichkeit haben konnten. Von einem Maler aus Dresden ließ er dieſes Gemach mit närriſchen Figuren und allerlei Blumen ganz ſchön und bunt ausmalen und vom Schloſſer und Goldſchmiede aus vergoldeten Eiſenſtäben und vielerlei Zierrath eine Thür daran machen. Das ging aber Alles ſo heimlich, daß man ſelbſt von den Bauleuten Nichts, und nur die ganze Geſchichte von den Nachbarsleuten, welche aus den Dachluken auf den Hof hinunter ſahen, und ſonſt hier und da Etwas davon erfahren konnte. Damals ging allgemein das Gerede, der König wolle heimlich in die Stadt kommen und ganz in der Stille beim Wilm, der jetzt auf einmal gar ſehr hoch angeſehen wurde, den Winter über wohnen, um einmal bei einem Kruge Bier von den Regierungsſtrapazen auszuruhen. Deswegen, glaubte man, wäre nun eben das ſchöne Gebäude ganz beſonders gebaut worden. Aber was geſchah? Man ſollte es freilich nicht denken! Eines Tags reiſte der reiche Wilm in das Land. Nach einigen Wochen kam er zurück, und brachte eine große, weiße Kuh — ein ganz ſchönes Stück ſoll es freilich geweſen ſein — mit heim. Die braune Frau ſoll beim Anblick dieſer Kuh außer ſich vor Freude geweſen ſein. Man ſagt, ſie wäre mit Liebkoſungen ihr ſogar um den Hals gefallen. Siehe da! und das war der König, der das ſchöne Gemach im Hofe bekam; und wir wußten nun alle im Städtchen, daß man auch überaus ſchöne Kuhſtälle bauen könne. — Unter den Dienſtleuten, welche Wilm mitgebracht, war auch eine kleine Engländerin, welche ziemlich gut Deutſch ſprach, und mit dem Gaſtwirthsſohne gegenüber einen Liebeshandel angeſponnen hatte. Durch dieſe Mittelsperſon brachte man endlich heraus, daß die braune Frau alle Tage dieſe Kuh ſelbſt waſche und füttere, und ihre vergoldeten Hörner mit Blumen bekränze.

Nun wußten Alle auf einmal, woher Wilm ſo reich geworden war; denn daß dieſe Kuh eine Hexe war, und ihm Geld machen mußte, das war gewiß. Den Sonntag darauf ſtand der Pfarrer auf der Kanzel mit einem blutrothen Geſicht, und predigte, daß ihm die Perrücke wackelte, und, wie das ſonſt immer war, man ſeine Stimme beſſer draußen vor der Stadt, als in der Kirche ſelbſt, verſtehen konnte. In dieſer Strafpredigt aber malte er den Wilm und ſeine Frau ſo kennbar ab, daß man ihn und ſie mit Händen greifen konnte. Ich war damals gerade der Blaſebalgtreter und mit auf dem Chore. Der Pfarrer warnte die ganze Gemeinde vor dem Teufelsſpuk, der in neueſter Zeit zur Strafe unſerer Sünden, im Städtchen durch ein einziges verlorenes Schaf aus unſerer Mitte ſich eingeſchlichen habe. Er drohte mit Krieg und Peſtilenz, wenn noch lange der böſe Geiſt in einer weißen Kuh im Orte angebetet würde; denn das wäre eben das goldene Kalb der abtrünnigen Israeliten in der Wüſte, das ſie mit abgöttiſchen Tänzen und Opfern verehrt, nur daß nunmehr daraus eine ſilberne Kuh geworden wäre!

Das war Oel in das Feuer! — Nach der Kirche verſammelte ſich Alt und Jung vor Wilm's Hauſe. Juch! mit Steinen in die Fenſter hinein, und mit dem Geſchrei: „Teufelsbanner, wo biſt du? Heraus mit dir und der braunen Hexe und der Teufelskuh!“ — Man hörte drinnen im Hauſe laut ſchluchzen und heulen. Auf einmal aber that ſich die Thür auf und Wilm trat heraus. Ich ſehe ihn noch heute. Er hatte die Hände in den Taſchen, und ſah ſo freundlich und ruhig im Geſichte aus. Alle waren todtenſtill, wie ſie ihn ſo vor ſich ſtehen ſahen. Aber auf einmal war ſein Geſicht finſter, als er ſprach: „So bewillkommnet Ihr Euren Spielkameraden, Ihr Freunde? Kam ich deswegen zu Euch zurück, damit ich mit meinem Weibe von Euch gemißhandelt würde? Was wüthet Ihr gegen mich? Hab' ich je Einen unter Euch von meiner Schwelle hinweggewieſen, habe ich je Einen unter Euch mit Wort oder That gekränkt? Trete dieſer vor, damit ich ihn um Verzeihung bitte! Schulkameraden, Freunde und Bekannte meines Vaters, redet! — Ich bin bereit

Rechnung zu halten und auf Ehre zu bezahlen, was ich Euch ſchuldig bin. Ich ſehe Euch in Sonntagsröcken, und mit heiligen Büchern unter den Armen; kommt Ihr nicht vom Hauſe des Friedens und der Bruderliebe, die uns dort gepredigt werden ſoll?"

„Fürwahr!" unterbrach jetzt der Doctor den Erzähler, „ſolche Geſchichten und ſolche Reden hätte man nimmermehr bei dieſem Graukopfe geſucht! Wer dächte, daß ſo ein alter Tannenbaum noch blühen könnte?!"

„Je nun," verſetzte Schuber, „ich habe dieſe Geſchichte tauſendmal erzählen gehört, und wieder erzählt, da findet es ſich von ſelbſt, daß man ſie Wort für Wort auswendig weiß!"

„Weiter! alter Freund, weiter!" rief Erdmann.

„Die Leute waren nach dieſer Anrede," begann wiederum Schuber, „mäuschenſtill geworden, und Alles wie umgewandelt. Wie aber jetzt die junge, braune Frau händeringend und ſchluchzend vortrat, da fingen die Weiber, welche auch dabei waren; alle mit an zu weinen, und den Männern Vorwürfe zu machen. Die ſonſtigen Kameraden Wilm's traten zu ihm, und gaben ihm zur Verſöhnung die Hand. Sie ſagten ihm aufrichtig, wie es gekommen und gegen ihn ein Jeder in Zorn gerathen wäre. Sie baten ihn wegen ſeiner Zauberkuh um Aufklärung.

Hierauf ſprach Wilm: „Liebe Nachbarn und ſonſtigen Freunde, tretet Alle um mich herum, und hört mich an!

„Ich bereue es, daß ich ſeither vielleicht mit Unrecht ein Geheimniß aus meinem Leben und Treiben unter Euch gemacht habe. Böſe Zungen haben dies mißdeutet. Doch von dieſer Stunde an ſei nichts Fremdes zwiſchen mir und Euch! Leiht mir auf kurze Zeit Eure Ohren!

„Die Meiſten von Euch haben mich noch als einen

Knaben unter Euch gekannt. Ihr wißt noch, wie ich blutarm nach meines Vaters Tod in die Fremde zog. Mein Weg ging nach Hamburg. Dort, keinen Heller Geld in der Taſche, aber Hunger im Leibe, und Leichtfertigkeit im Kopfe, ſchlenderte ich mißmuthig durch die Gaſſen. Bald geſellte ſich ein hübſch gekleideter Menſch zu mir, und ich war ganz gerührt von ſeiner Freundſchaft, zumal er mich in eine Herberge führte, und mir auftragen ließ, nach was mir nur gelüſtete. So eine Freundſchaft hatte ich mein Lebtage noch nicht gefunden. Er ſchwur mir ewige Treue und ich ihm; dabei weinten wir, wie zwei Kinder. Ich wußte mir es demnach gar nicht zu erklären, warum die Wirthin mir mit Winken auf meinen Freund immer Zeichen machte. Ich ließ mich dadurch aber nicht in meiner Eßluſt ſtören, und mir ſchmeckte dabei immer ein Glas Punſch beſſer als das andere. Endlich war es Nacht geworden. Da ich aber in meine Herberge zurückkehren wollte, ließ das mein neuer Freund nicht zu, ſondern bat mich vielmehr ſo dringend, noch ein Stündchen zu ſitzen, und dann mit zu ihm in ſeine Wohnung zu kommen, daß ich ihm nicht zu widerſtehen vermochte, vielmehr ſeinen Antrag bei meiner armſeligen Lage gern annahm. Indem ich ſo bei ihm ſitzen blieb, trank er mir fleißig zu, und ich that ihm nicht minder fleißig Beſcheid. So kam es, daß ich ziemlich trunken geworden war, als wir um Mitternacht aufbrachen, um in die Herberge meines Freundes zu gehen. Er bezahlte die Zeche und ſchleppte mich nunmehr von einer verſchollenen Gaſſe zur andern, ſo daß mir das lange Kreuz- und Quergehen faſt befremdend vorkam. Wie wir aber endlich um eine finſtere Ecke herumbogen, da hatte ich auf einmal ein Pflaſter vor dem Munde, daß mir das letzte Wort,

BIBLIOTHECA
REGIA

das ich ſprechen wollte, zur Hälfte darin ſtecken blieb. Zugleich riſſen mich drei bärenfeſte Kerle zu Boden, knebelten mich, und mein inniggeliebter, neuer Freund war ſo gut und half mich mit in einen Kahn ſchleppen. Nun ging es mit ſtarken Ruderſchlägen ſchnell die Elbe hinunter. Ich konnte mich weder rühren noch wenden; denn meine Hände und Füße waren ſo feſt gebunden, daß das Blut darinnen erſtarrte. Was ich in dieſer Stunde gedacht, weiß ich ſelbſt nicht mehr. Mit unausſprechlichen Schmerzen ſuchten meine Augen oben am Himmel unter den Sternen herum, ob ſie nicht vielleicht den lieben Gott anſichtig würden, der mir jetzt allein helfen konnte. Endlich graute der Morgen, und bald ging auch die Sonne auf ſo hell und freundlich, als wären lauter Engel auf der Welt. Da gelangten wir mit dem Kahne an ein großes Schiff. Wie ein Ballen Baumwolle, wurde ich hinauf an Bord gehoben und unten in den Schiffsraum gebracht, wo ich bereits über dreißig Unglücksgefährten antraf, und von ihnen erfuhr, daß wir einem Seelenverkäufer in die Hände gefallen wären. Ich warf mich im Winkel auf mein Stroh und weinte bitterlich, obgleich ich dennoch auch im Herzen froh war, daß mir das Pflaſter vom Munde und wenigſtens von den Füßen die Bande genommen worden waren. In meinem Leben habe ich nie ſo inbrünſtig zu Gott gebetet, wie damals. Er hat ſich auch väterlich meiner ferner angenommen.

„Als wir auf die offene See gekommen waren, ließ man von Stunde zu Stunde je Sechs zu Sechs auf das Verdeck kommen. Bei einer ſolchen Gelegenheit wurde ich auch meines hamburger Freundes gewahr. Er gab ſich mir als einen Korporal der Schiffsmannſchaft zu erkennen, und eröffnete mir, daß ich nunmehr die Ehre habe, ein braver, engländiſcher Soldat zu ſein, und eben im Begriffe wäre, nach Oſtindien zu ſegeln, um dort ruhmvoll gegen die Maratten-Indianer zu ſtreiten. Da er mir eine Flaſche Rum und einen harten Thaler gab, ſo verſöhnte ich mich mit ihm und mit meinem Schickſale. Von den Abenteuern der Seefahrt laßt mich ſchweigen. Genug, daß ich bereits nach einigen Monaten darauf in Oſtindien als ein rothgeſottener Engländer mit gegen die Maratten vorgetrommelt wurde. Bald gab es eine wüthende Schlacht, und ich wüthete mit, wie ein echter Deutſcher, der ſich auf Gehorſam verſteht. Das dauerte aber nicht lange, ſo lag ich ruhig in einem Graben und träumte von allen himmliſchen Heerſchaaren. Als ich wieder aufwachte, befand ich mich in einem hohen, düſteren Gemache auf einer weichen Matratze. Da in den Wänden keine Fenſter waren, ſo fiel nur durch die offene Thür ein ſpärliches Tageslicht herein. Im ganzen Gemache war ſonſt Nichts, als nur ein wüſtes, dreiköpfiges, indianiſches Götzenbild, das aus dem Winkel hervor mich anſtierte, zu erblicken. Ich griff nach meinem Haupte, an welchem ich einen dumpfen Schmerz empfand. Es war feſt verbunden, und ich merkte nun wohl, daß mir ein braver Maratte mit ſeinem Säbel ein Andenken über die ganze Schädelfläche gegeben haben mochte. Nach einiger Zeit kam ein alter, bärtiger Mann zu mir herein, und beugte ſich zu mir herunter. Seine freundlichen Blicke thaten mir inwendig wohl. Ich konnte erſt ſpäter, nachdem ich ein wenig die Landesſprache begriffen hatte, mich mit ihm verſtändigen. Er war ein indiſcher Prieſter und that an mir gleich einem barmherzigen Samariter. Er hatte mich den Tag nach der Schlacht noch lebendig unter den

Todten gefunden, und in ſein Haus aufgenommen. Mit allerlei edlen Salben hat der Heide chriſtlich meine Wunde geheilt, und mich mit Speiſe und Trank erquickt, ſo daß ich bald von meinem Siechthume genas. Eines Morgens aber gab er mir ſeinen Segen, und entließ mich.

„So war ich nun in Gottes freier Welt unter dem glühenden Himmel Indiens allein, und ohne ein menſchlich' Weſen zu wiſſen, das mich gekannt und meiner ſich angenommen hätte.

„Als ich aber ſo betrübt einherſchlich, begegnete ich einer Gauklerbande. Da ich ſie grüßte, hielt ſie an, und die jungen Leute begannen mich aufzuziehen, indem ſie Schalkheit mit mir trieben. Nun hatten aber dieſe Gaukler auch muſikaliſche Inſtrumente bei ſich. Da griff ich nach einer Zither, welche ich zu ſpielen verſtand. Als ich nun das Saitenſpiel in der Hand hatte, fing ich an es zu rühren mit ſolcher Luſt und Freude, als wäre ich wieder daheim im Elſterthale beim Pfingſttanze geweſen. Das gefiel den Leuten über alle Maßen, ſo daß ich bei ihnen bleiben mußte, und bei allerlei Narrenspoſſen, die ſie in den Städten aufführten, mit Zitherſpielen diente.

„Während wir uns einige Zeit in Punah, der Hauptſtadt der Maratten, aufhielten, ging ich einſt mit meinem Zitherſpiele an den fürſtlichen Gärten vorüber. Es war Abend, und die goldenen Sterne ſtrahlten ſo hell, die Luft war ſo lau, und mit tauſendfachen Blumendüften wob und flüſterte es ſo heimlich mild durch alle Baumwipfel und Stauden, daß mir ganz wunderlich zu Sinne ward. Ich ſetzte mich dort auf einen Stein und träumte für mich hin. Da klang eine ferne Stimme aus dem Garten zu mir heran. Das ſang ſo gar ſüß und ſchmelzend, als wollte es mir das Herz aus der Bruſt herauswinden.

Wie ich die Weiſe wegbekommen hatte, ſpielte ich mit meiner Zither darein, als wäre ich dazu beſtellt geweſen. Die Stimme ſchwieg endlich, und ich wollte ſchon traurig fortgehen, als mir der Verſucher in das Ohr raunte: „Wilm! die Gartenmauer iſt nicht gar zu hoch, da hinüber ging es auch noch.“ Ich warf die Zither auf den Rücken, und hob mich hinauf. Aber wie ich da hinunterſchaute, war es mir, als guckte ich mitten in das Paradies hinein. Viele bunte Lämpchen hingen an allen Ecken und Enden, und beſchienen zierlich geſchlängelte Wege, welche ſich durch die Blumenbeete hindurchwanden. Hier und da ſchienen im Lampen- und Mondenſchein bunte Säulchen mit goldenen Pfeilſpitzen. Die Lilien und Roſen mit tauſend andern Blumen wiegten und neigten ſich flüſternd untereinander, als hätten ſie ſich Wunder was zu erzählen gehabt. Mir wurde dabei ſo weich zu Muthe, daß ich auf einmal hätte ſterben mögen. Als ich aber jetzt am äußerſten Ende des Gartens ein kleines, thurmartiges Gebäude, das ganz von Porzellan und Gold zu ſein ſchien,. ſo recht lockend ſchimmern ſah, da glitt ich leiſe die Wand herunter und ſchnürte mich im Schatten der Gebüſche längs der Mauer hin darauf los.

Ich hätte ganz unbemerkt hinangehen können, wenn nur nicht zwei helle Lampen dicht dabei gebrannt hätten. So ſtand ich dort und wußte nicht, was ich thun ſollte, zumal mir eine heimliche Angſt ankam. Aber auf einmal hörte ich die Mädchenſtimme im Wunderhauſe wieder ſo ſchmerzlich ſüß ſingen, daß ich davon wie trunken ward. Die zwei Lampen hingen niedrig, und ich hatte ſie ausgeblaſen, ehe noch mein Herz dreimal gepocht hatte. Niemand hatte es bemerkt, denn der Geſang ging in Einem fort. Schon wollte ich mich hin zur Thür ducken, um vielleicht durch das Schlüſſelloch zu ſpähen, als ſie ſich auf einmal öffnete, und zwei Frauenzimmer daraus hervortraten. Sie ſtanden eine ziemliche Weile da, und ſprachen miteinander. Wären ſie ſtille geweſen, ſo hätten ſie mein Herz pochen hören können. Endlich entfernten ſie ſich und verſchwanden in einem Laubengange. Im Gemache drinnen begann aber die Stimme wiederum zu ſingen. Die Thüre war zur Hälfte offen ſtehen geblieben, ich kroch hinan und blickte hinein. Wie war das da drinnen ſo ſchön gleich einer Weihnachtsſtube, und doch noch überaus ſchöner! Das war aber noch nicht genug; denn mir gegenüber auf rothſammetnen Polſtern lag ein jungfräuliches Weib mit zwei Augen — mit zwei Sternenaugen, die emporgerichtet waren, und mir doch in die Seele hineinguckten. Auf einmal jedoch ſprangen mir Thränen in die Augen, und ſchluchzend, wie ein Kind, legte ich mein brennendes Angeſicht auf die Schwelle. — Aber, lieben Freunde, daß ich Euch beſchreiben könnte, wie nun Alles gekommen iſt! Ewig werde ich dieſer Stunde gedenken, wo ich, der ärmſte Fremdling des Landes, mir das Herz meiner Madhawi, der Schweſter des Fürſten der Maratten, eignete! Wie es kam, daß ihr Haupt an meiner Bruſt lag, wie es kam, daß ſie mein ward, heiß geworben und gewonnen, weiß ich ſelbſt nicht. Seitdem aber kam ich jeden Abend mit Beihülfe ihrer Amme, welche wir in unſer Geheimniß gezogen hatten, zu ihr in den Pavillon des Gartens. Wie wir nun recht erkannt hatten, daß wir nimmermehr von einander laſſen konnten, da beſchloſſen wir, vor dem Zorne des fürſtlichen Bruders zu entfliehen. Ich hatte mich nunmehr auch von den Gauklern, als ſie Punah verließen, mit dankbarem Herzen getrennt, und hielt mich von nun an in einem Hauſe der Vorſtadt verborgen. In einer mondloſen Mitternacht hielt ich auf Verabredung mit zwei muntern, ſchönen Roſſen, welche ich von dem Golde meiner Braut gekauft hatte, an einer verſteckten Thüre des Gartens. Kaum hatte ich das Zeichen gegeben, ſo erſchien meine Madhawi und überbrachte mir einen Theil ihres Vermögens in verſchiedenen ſchweren Käſtchen. Bald waren die Mantelſäcke gepackt und das eine Roß damit beladen, auf das andere aber ſchwang ich mich, und hob mein flüchtiges Kleinod empor zu mir an mein pochendes Herz. Wie ein gehetztes Reh, flog ich mit meiner Beute davon. Bei Tage hielten wir uns in den Wäldern verborgen, zur Nachtzeit aber ſetzten wir unſere Flucht fort, bis wir endlich an eine franzöſiſche Factorei gelangten. Die Europäer nahmen uns gaſtfreundlich auf. Wir wurden ſicher an die Merresküſte gebracht, wo uns ein Kauffahrteiſchiff aufnahm, und uns ſicher nach Marſeille brachte. Dort ließ ſich meine Madhawi taufen, und bekam den Namen Helena India; worauf ſie mein theures Ehegemahl wurde. Die Liebe zur Heimath trieb mich wieder zu Euch, Ihr Freunde! Aber mein armes Weib konnte ſich mit unſerem Klima nicht befreunden. Vorzüglich ſprach ſie mir täglich von einer weißen Kuh, welche ſie daheim gepflegt hatte. Wer mag ſeinem Weibe, das ſelbſt fürſtlichen Stand, Reichthum und ſchöne Heimath — ja, Alles Einem aus Liebe geopfert hat, nicht gern das abgeſchiedene Leben erheitern? Ich ließ demnach ein Gemach, dem ähnlich, in welchem in Indien ihre weiße Kuh ſtand, in meinem Hofe erbauen, und kaufte ihr ein ähnliches Thier im benachbarten Baierlande. Einer unter Euch, Friedhold, hat mir ja ſelbſt den Einkauf beſorgt.“

Die umſtehenden Bürger fuhren jetzt alle auf den alten Friedhold hinein, und hätten ihn beinahe wegen ſeiner Schweigſamkeit gemißhandelt, wenn es Wilm nicht verhindert hätte.

Von nun an lebte Wilm hoch angeſehen in der Stadt, und wurde ein Jahr um das andere Schützenkönig, zumal er jedesmal der ganzen Schützengeſellſchaft drei Fäſſer bamberger Bier dabei zu vertrinken gab. Wen die Noth drückte, der wendete ſich an Wilm; wer Rath bedurfte, der ging zu ihm, und Jedem diente er redlich.

Als aber die ausländiſche Bank, bei welcher er den größten Theil ſeines Vermögens ſtehen hatte, Bankrott machte, und er faſt Alles dabei verlor; wie endlich bald darauf ſein Haus in Feuer aufging, ſo daß ihm Nichts übrig blieb, als Weib und Leid, und das Häuschen ſeines Vaters in der Thongrube, da war die Herrlichkeit mit ihm dahin, und alle Beutel und Hausthüren vor ihm zu! — Ihn kümmerten aber die vornehmen Gevatterſchaften wenig. Ruhig drehte er in ſeiner Hütte auf der Scheibe wieder Töpfe und Schüſſeln, und ſeine Lene trug ſie zum Verkaufe auf den Markt. So nährten ſie ſich redlich und wie brave Handwerksleute. Die junge Frau aber wurde immer trauriger und ſtarb nicht lange nachher im Wochenbette. Den Tag nach ihrer Beerdigung fand man das Töpferhaus verſchloſſen — von Wilm war aber nirgendwo mehr eine Spur zu finden.

„Wenige haben ihn bedauert, Alle aber, denen er Gutes gethan, ihm ſein Schickſal gegönnt! — Das iſt Alles, was ich von Wilm und ſeiner braunen Helene mit der weiſſen Kuh erfahren habe.“ —

„Deine Geſchichte, Alter!“ verſetzte Johannes, „iſt ein neuer Beleg, daß das ganz gemeine Leben dem herrlichſten und heiligſten Gefühle gegenüber immer Recht behält. — Wie wird mir ſo eigen zu Sinn, wenn ich nun dieſen kleinen, ſchönen Schädel aus Indien vor mir ſehe! O du arme Seele des Heimwehs, du zarte, fremde Blume, mußte dich darum die Liebe aus dem heimathlichen Boden reißen, damit du wurzellos im fernen, trüben, harten Norden verkümmern und verwelken ſollteſt?“

„Sie war eine Vallisneria“ — verſetzte der Doctor. „Tief unten auf warmem Meeresgrund blüht die räthſelhafte Blume auf, bis ſie die Allgewalt der Liebe fühlt und ſich von ihrer Wurzel losreißt, emporſteigt zur Oberfläche des Waſſers in das neue Element der Luft, um zur röthlichen Blume, der Geliebten, zu ſchwimmen, ſie zu lieben, und vergehend wiederum zu verſinken.“

Ungeheißen brachte der Wirth jetzt einen Korb alten Rheinwein, welchen er im Keller an einem heimlichen Fleckchen aufgeſpart hatte, herauf. —

Wie könnte ich aber dieſe Stunde genugſam ſchildern, welche hier die Freunde vereinigte zum höchſten menſchlichen Geiſterleben!

Es ſcheint, als wenn zu ſolcher Friſt dann und wann der alliebende Gott Vater ſeine Lieblingskinder auf den Schooß hebe, an ſeine ſchlagende Weltbruſt drücke, und das ſtaunende Weſen auf das Pochen ſeines Herzens lauſchen laſſe! —

Der Doctor aber rief, indem er die Weingläſer von Neuem füllte: „Ich ſehe es mit meinem innern Auge, wie jetzt meine ganze Seele dunkelblau wird gleich dem Himmel in einer warmen, klaren Auguſtusnacht, aus welchem Stern um Stern klingend hervorſpringt! Das aber iſt mir klar, daß ein Weinglas der beſte Operngucker iſt, durch welchen man das Schauſpiel im O, das die Welt bedeutet, und Raum hat in unſerem mit Haut überſpannten, kleinen Schädel, beobachten kann!“

„Nicht in dein egoiſtiſches Schneckenhaus hinein!“ entgegnete Gotthold; „ſtrecke lieber deine geiſtigen Fühlhörner vor, denn es giebt einen gnädigen Regen.“

„Habt Erbarmen mit dem Sünder!“ verſetzte Johannes; „denn ſeht Ihr nicht auch den pythiſchen Gott über ſeinem Haupte die Leier ſtimmen?“ —

So ſaßen mit tiefheiterem Geſpräche die Freunde zuſammen bis zum grauenden Morgen; da aber füllten ſie noch einmal ihre Becher, tranken zum Andenken der Valliſneria Helena, und ſchieden von einander.

Auf dem Heimgange über die Brühl'ſche Terraſſe nahm Bernhard den Arm Benedict's, indem er ihm ſagte: „Trifft ſich das nicht recht eigen, daß ich der Sachwalter der ſchönen Gräfin von Steinfelden bin? Da ſie vor Kurzem hier angekommen iſt, ſo iſt es leicht möglich, daß ſie einen Maskenbeſuch auf der Redoute gemacht hat. Ich habe für ſie das alte Palais, welches ihrer Familie hier gehört, in Stand ſetzen laſſen; in den nächſten Tagen kann ſie es beziehen. Willſt du heute vor Tiſch mit mir das Palais anſehen, ſo hole ich dich gegen 11 Uhr ab.“ Benedict ſagte zu und verabſchiedete ſich von Bernhard, welcher an das granatene Ohrgehänge ſeiner Fee und an den Schlaf dachte.

Der Sonntagvormittag mit ſeinen Glockentönen und Orgelklängen hegte wohl noch die meiſten unſerer Freunde in ihren Betten, als Bernhard und Benedict ſchon wieder auf dem Wege nach dem alten Palais waren. Der junge François Leclerc hatte ſich ihnen angeſchloſſen.

Das Rococopalais.

Als ſich die Freunde dem Gebäude näherten, deutete Leclerc darauf hin mit den Worten: „Da ſehen wir die ganze Perrückenzeit in Stein verwandelt! Man wähnt wirklich Reifröcke und Jeſuiten an den Fenſtern dort, wie Schatten, vorüberſchweben zu ſehen. Würde das Gebäude aufgeputzt, ſo wäre es in der neuſten pariſer Mode."

„Mir macht es keinen heitern Eindruck," verſetzte Benedict, „beſonders das ſchwerfällige Manſarddach, deſſen untere Hälfte ſich ein wenig, wie ein Koffer, herausbaucht, ſo daß das Ganze wie ein Sarg auf einem barock verzierten Katafalk ausſieht; es fehlt nur das Leichentuch darüber mit den ſilbernen Buchſtaben: Heute mir, morgen dir!"

Bei dieſen Worten gelangten ſie in den Hof, welcher vorn mit einem Gitterwerke und links und rechts von den beiden Flügeln des Palais, und in der Tiefe vom Hauptgebäude umſchloſſen war. Dieſes trat in einem mächtigen Pavillon hervor, gekrönt von dem Wappen des Erbauers und zwei poſaunenblaſenden Genien des Ruhmes aus Sandſtein. Ueber dem Haupteingange ſtand in großen, vergoldeten Buchſtaben: Mon plaisir. Vor den untern Zimmern befand ſich eine Galerie von ſtarken Pfeilern, durch deren Mitte zu dem darüber befindlichen Hauptgeſchoſſe eine freie Treppe dergeſtalt emporging, daß eine Stufe nach der andern um eine Stufenbreite eingezogen war, während die Ausgangsthüren in das Erdgeſchoß vom Boden des Schloßhofes aus unmittelbar hineinführten; denn dort waren Küche, Kellerei, Speiſe- und Ausgebekammern und die übrigen Räumlichkeiten, in welche das dienende Leben mit der Bereitung der Genüſſe und Bedürfniſſe für das höhere Daſein in der Beletage vom Baumeiſter verwieſen war.

Das Gebäude war durchgängig von pirnaiſchen Sandſteinen aufgeführt, die Flächen zwiſchen den Fenſtern waren mit Pilaſtern geſchmückt, von welchen ſteinerne Blumenguirlanden herunterhingen. Etwas verwitterte Faune und Satyre trugen paarweiſe die Brüſtungen der Fenſter. Bernhard ſtieg mit den beiden Andern die Stufen der Treppe zum Haupteingange hinan. Als Valerie den großen, meſſingenen Thürklopfer, welcher den Kopf einer Eumenide darſtellte, zum Pochen aufhob, ſagte er lächelnd: „So pochte die Eumenide der Revolution an die Rococozeit an, bis ihre Herrlichkeit in Trümmern ſtürzte.“

Kaspar, der alte Kaſtellan, öffnete. Er hatte ein zartes, altes Geſichtchen, ſein Haupthaar war von Alter und Puder ſchneeweiß. Er trug es hinten zu einem Zöpfchen zuſammengeflochten, welches unter dem Rockkragen ſaß. Man ſah es ihm an, daß er ſonſt, wenn auch hinter dem

Stuhle des gnädigen Herrn, viel ſeine Geſellſchaft um ſich geſehen hatte. Er hatte einen brauntuchenen Leibrock an, welcher ſich vom Leibe aus nach hinten über die Kniekehlen hinunter verjüngte, eine weiße Köperweſte und kurze, ſchwarzmancheſterne Beinkleider, welche die Strümpfe und Schnallenſchuhe in das beſte Licht ſtellten.

Mit dem gewinnenden Lächeln eines Hofmannes ließ er ſie in das Vorhaus treten, indem er ſich noch einmal beſonders vor Bernhard verbeugte mit den Worten: „Sie werden, hoffe ich, Alles in beſter Ordnung finden; die gnädige Gräfin kann nun jede Stunde ihren Einzug halten.“

„Sie ſcheinen,“ ſprach Benedict zu dem Kaſtellan, „ſo gut zu dieſen Umgebungen zu paſſen, daß es mir Leid thun ſollte, wenn Sie hier nicht Ihre ganze Lebenszeit verlebt hätten.“

„Eure Gnaden,“ verſetzte Kaspar, „haben dies richtig bemerkt, denn ich bin hier geboren, erzogen, groß und alt geworden; der Herr war mit ſeinem Knechte!“ Sie traten jetzt in einen hellen, viereckigen Raum, in welchem ſich nicht das Geringſte befand, wollte man einen ſchwerfälligen Kamin nicht als Möbel oder Zierrath zugleich gelten laſſen.

„Dies iſt der Vorſaal vor dem Audienzzimmer,“ ſagte Kaspar; „es iſt mit Abſicht ſo ein wenig öde gehalten, damit die Perſonen, welche bei dem verſtorbenen Grafen und Premierminiſter antichambrirten, ihre Gedanken nicht zerſtreuen, ſondern vielmehr ſie ſammeln konnten. „Denn wer ſich nicht ennuirt,“ ſagte mein hochſeliger Herr Vater, „der hat auch nie rechten Reſpect vor einer Standesperſon; eine ſolche darf ſich nicht mit andern impressions zuſammenbringen laſſen.“

„Und Ihr hochſeliger Vater war?“ fragte Leclerc.

„Nun Se. Excellenz, Graf Curt von Frauendorf, verſtorben iſt, darf ich ihn wohl auch meinen hochſeligen Vater nennen!“ verſetzte Kaspar mit der ihm eigenen Würde, indem er mit der rechten Hand unter den Rockkragen fuhr und das mit ſchwarzſeidenem Bande umwickelte Zöpſchen, wie einen Rattenſchwanz, hervorſpringen ließ.

„Sie ſind alſo,“ fragte Benedict, „ein natürlicher Sohn des ehemaligen Beſitzers dieſes Palais?“

„Und das einzige Kind?“ fragte Leclerc.

„Wir waren ihrer acht!“ entgegnete Kaspar, „mein übriges, natürliches Stiefgeſchwiſter hat ſich nach und nach anderwärts, zum Theil auch in der Erde untergebracht, hier bin ich allein noch übrig, um die alte, gute Zeit allmälig hinſcheiden zu ſehen.“

Bei dieſen Worten hatte Kaspar die Flügelthür zum Saale geöffnet. Dieſer hatte neun Fenſter, über einem jedem befand ſich das Bild einer Muſe mit ihrem Attribut, an den Wandräumen aber, welche die Fenſter von einander ſchieden, immer ein gemalter Rieſe, jeder in einer von dem andern verſchiedenen Wendung des Leibes, wobei der Schicklichkeit hier und dort mit Feigenblättern nachgeholfen war. An der flachen Bogendecke des Saales zwiſchen den von einſchneidenden Halbkreiſen geängſtigten Stuccaturquadraten flogen Genien mit den Attributen der Gerechtigkeit, des Krieges und Friedens umher. In der Mitte des Saales ſtand an einem Tiſche ein mit rothem Plüſch beſchlagener Armſtuhl, deſſen hohe, vergoldete Lehne mit einer kleinen, gräflichen Krone geziert war.

„Hier ſaß der hochſelige Graf,“ erklärte Kaspar, „bei Ertheilung der Audienzen. Ich hatte gewiſſermaßen bei ihm die Verrichtung eines Marſchalls und ließ die Perſonen der Reihe nach, wie ſie aufgeſchrieben waren, herein zu ihm. Ich hätte manchmal für den armen Schlucker reden mögen, ſo ſehr erſchraken Viele vor ſeinem majeſtätiſchen Anblick. Er war ein großer, ſtarker Herr, und hatte ein ſchönes, röthliches Geſicht mit großen, herrſchenden Augen, welche er nach Belieben ſpielen laſſen konnte; je nach Umſtänden vermochte er ſanft und ſchmachtend um ſich zu blicken, aber auch im Zorn die Augen unter den zuſammengezogenen Brauen rollen zu laſſen. Alles war bei ihm Diplomatie.

„Doch hier ſehen Sie ihn ſelbſt abgemalt in Lebensgröße in der Blüthe ſeiner Jahre,“ unterbrach ſich Kaspar und führte ſie in ein anderes Gemach, welches das Cabinet des Miniſters war.

Den Eintretenden gegenüber im ſchweren Goldrahmen hing das Portrait mit den unverkennbaren Zügen, welche die damalige Welt der franzöſiſchen Bildung mehr oder minder gemeinſam hatte. Dieſe feiſten, glatten, lügneriſchen Geſichter mit den falſchen, glänzenden Augen, den wollüſtigen Vampyrlippen, dieſe feinen Manchettenhändchen, wer hat ſie nicht irgendwo, wenigſtens in guten Bildern geſehen, ohne ein herzüberſchleichendes Misbehagen dabei zu empfinden?

„Hier in dieſem Kräpelſtuhle,“ fuhr Kaspar fort, „ſaß ſein geheimer Secretair Schweinichen manche Stunde mit ihm zuſammen, um die Steuerangelegenheit mit ihm zu berathen, denn der Hof gebrauchte viel, und wir Standes halber nicht wenig.

„Der gnädige Herr Graf ſelbſt ſagte wohl in Vertraulichkeit zu mir, — denn ich war ſein Liebling von den Natürlichkeiten, wie er uns nannte —: „Sieh' Er, den Schweichen gebrauche ich, mir die Perlen aus dem Kothe herauszuwühlen, ich kann meine honetten Gedanken nicht daran wenden, den Schweiß der Armuth zu Geld zu machen; aber da man doch einmal Geld haben muß, ſo bedarf man ſolcher ungehangenen Spitzbuben dazu, wie der Schweinichen einer iſt.“

„Hier in der Garderobe,“ fuhr Kaspar fort und führte ſie in ein kleines Gemach, „ſchlief ich; denn hier in dem anſtoßenden Zimmer hatte der Herr Graf ſein Bett, da ich ihm immer zur Hand ſein mußte, wenn er mich in der Nacht rief.

„Hier dieſe Tapetenthür führt eine geheime Treppe hinauf!“ —

Kaspar konnte vor Huſten nicht weiter ſprechen, Leclerc ließ ihn jedoch nicht entſchlüpfen und fragte: „Darf man denn wiſſen, wohin?“

„Als der Herr Graf,“ fuhr Kaspar ausweichend fort, „wegen eingetretenen Podagra's nicht gut mehr die ſteile Geheimtreppe hinaufſteigen konnte, hat er aufrichtig die Sünden des Fleiſches bereut, und in jener Zeit hat er alle ſeine Diener, welche er, wie geſagt, ſeine Natürlichkeiten nannte, außer mir, anderwärts untergebracht; er konnte ſie nicht mehr anſehen, ſo ſehr kränkte ihn ihr Anblick. Nur ich ließ mich nicht fortſchaffen, ich legte mich heulend, wie ein armer Hund, vor ſeine Füße und ſchrie: „Ich will ja auch gar keinen Vater haben, wenn ich nur im Vaterhauſe bleiben darf!“ Nach einer langen Conferenz mit ſeinem Beichtvater, Seiner Hochwürden dem Generalſuperintendenten, ſetzte er mich hier als Kaſtellan und in ſeinem Teſtamente mit dem Befehle ein, daß ich, ſo lange ich lebe, hier auch Koſt und Wohnung haben ſolle.“

Kaſpar führte ſie von hier aus in die Zimmer des anſtoßenden Flügels und ſchnell von dem einen zum andern. Sie waren im beſten Rococcogeſchmack möblirt und äußerſt ſauber gehalten. In einem dieſer Zimmer blieb er auf einen Augenblick vor einem verhangenen Bilde ſtehen.

„Dürfen wir es ſehen?“ fragte Benedict.

„Es iſt,“ verſetzte Kaſpar, „das Portrait der Schweſter meines hochſeligen Herrn, der Frau Gräfin Aurora, vermählte von Steinfelden.“ Bei dieſen Worten hatte er den Vorhang vor dem Bilde aufgezogen; es ſtellte eine junge Dame vor, welche liebreizend genug ausſah.

„Sie ſehen hier,“ ſagte Kaſpar, „eine der ſchönſten Damen, welche einſt hier und am Hofe florirt haben. Sie kam immer drei Monate lang nach der Reſidenz und wohnte bei ihrem Bruder, dem Herrn Grafen, und ich war der Glückliche, welcher ihr immer zum Frühſtücke die Chocolade überbringen mußte. Wie oft lächelte ſie mir zu und ſagte: „Kaſpar, Er iſt ein hübſcher Menſch!“

Bei dieſer Erzählung liefen ihm die Thränen ſtromweiſe über die Wangen. Man ſah es ihm an, daß er gern geſchwiegen hätte, aber ſein Herz war zu voll von ſeinen Erinnerungen, als daß nicht einige davon über ſeine Zunge hätten laufen ſollen, zumal jetzt Bernhard fragte: „Lebte der Graf von Steinfelden auch am Hofe?“

„Von Jugend auf!“ verſetzte Kaſpar; „er war erſt Silberpage, dann funfzehn Jahre lang Kammerjunker, dann Kammerherr und zuletzt Hofmarſchall und Favorit des Allerhöchſtſeligen. Als ſolcher ſorgte er für die Carriere ſeines Bruders, welcher noch lebt und General iſt.“ Benedict verfärbte ſich und knirſchte heimlich mit den Zähnen. „Als damals,“ fuhr Kaſpar fort, „mein Herr, der Graf, in der Gunſt der allerhöchſten Herrſchaft zu wanken begann, wußte Schweinichen eine Mariage zwiſchen der Gräfin Aurora und dem Hofmarſchall zu vermitteln und Alles wieder zurecht zu bringen.

„Der Hofmarſchall war ſchon ein hoher Sechziger, als er ſich mit der Gräfin Aurora vermählte; er war ſonſt ein guter Jäger. Jetzt hätte er gern einen Leibeserben gehabt, aber die Frau Hofmarſchallin ſollte ihn nicht eher mit Hoffnung erfreuen, bis ſie das Bad in Aachen gebraucht hatte, wohin ich ſie auf Befehl meines gnädigen Herrn Vaters begleitete, denn ſie hatte mich dazu erbeten.“

„Und der Herr Hofmarſchall,“ fragte Leclerc, „wurde Vater?“ —

„Vater eines Fräuleins, das ſein einziges Kind blieb, der Gräfin Eliſabeth von Steinfelden, welcher nun dieſes Palais aus der Erbſchaft ihres Oheims angehört.“

Sie kamen jetzt in den Rieſenſaal zurück, dort wurden ſie von dem Director Mehlhoſe erwartet, welcher ihnen mit höflicher Verbeugung entgegen kam. Er war ein kurzer, wohlgenährter Mann von weichen Formen, wie aus Butter gemacht, mit verſchwimmenden, frommen Waſſeraugen, wie man im Schweizerkäſe findet. Er war in ſeines, glänzend-decatirtes Tuch gekleidet, nach der neueſten, jedoch ſittſam gemilderten Mode. Die Brillantnadel, welche vor der Bruſt den weißen Hemdſtreiſen ſchmückte, hatte die Form eines Kreuzes. Er war der Director einer Erziehungsanſtalt für Töchter aus den gebildeten Ständen und Vorſteher einer frommen Geſellſchaft, welche es ſich zur Aufgabe gemacht hatte, das Chriſtenthum unter dem armen Volke zu fördern. Dabei war er ein fleißiger Mitarbeiter an der evangeliſchen Kirchenzeitung. Als Wahrzeichen ſeiner guten Geſinnung trug er den kleinen rothen Adler im Knopfloche, welcher ſich nach der Geſellſchaft des Civilverdienſtordens ſehnte. Nachdem er die Geſellſchaft begrüßt hatte, wandte er ſich beſonders an den Geſchäftsträger der Gräfin von Steinfelden, Freund Bernhard, mit den Worten:

„Sie werden mir verzeihen, daß ich Sie hier aufſuche; ich komme von Ihrem Hauſe, wo ich erfuhr, daß Sie hier zu treffen ſind. Geſtern habe ich Rückſprache mit der gnädigen Gräfin über die Benutzung der im Palais befindlichen Kapelle genommen, mit der Bitte: ſie dem Dienſte des Herrn wiederzugeben und uns und einigen Gläubigen zur Abhaltung von Betſtunden zu überlaſſen. Da die Kapelle einen beſondern Eingang hat und auf dem linken Flügel liegt, wo Niemand wohnt und geſtört wird, ſo hat die gnädige Gräfin ihre Erlaubniß dazu gegeben und mich veranlaßt, Sie davon in Kenntniß zu ſetzen.“

„Die Eigenthümerin,“ verſetzte Bernhard, „kann darüber nach Belieben verfügen.“

„Der gute Kaspar,“ wendete ſich Mehlhoſe zu dieſem, „iſt wohl ſo freundlich, mir die Kapelle einmal zu zeigen?“ —

„Der Herr ſegne Ihren Eingang,“ rief Kaspar, „und ſtärke Sie in Ihrem Vorhaben, die alte, gläubige Zeit wieder herzuſtellen! Ich habe ſie noch mit erlebt! Was war ſonſt für ein Reſpect in den Menſchen vor der Geiſtlichkeit, dem Adel und der Obrigkeit! — Jetzt lacht man darüber! — Wenn ich es wieder erleben ſollte, daß ſich die Leute von Auszeichnung wieder puderten und Zöpfe trügen, wie ich das jeder Zeit gethan habe!“

„Tröſte Er ſich, guter Kaspar!“ verſetzte Mehlhoſe, „mit mir arbeiten viele Tauſende auf dem Acker des Herrn!

— Gott erleuchtet die Gewaltigen und neigt ihr Ohr, und große Dinge werden in der nächſten Zeit geſchehen!“

Das Alles ſprach Mehlhoſe faſt leiſe zu Kaspar, welcher mit ihm den Uebrigen voraus auf die Kapelle zuſchritt.

„Alſo auch eine Kapelle habt Ihr hier?“ fragte jetzt Benedict, an die Seite Kaspar's tretend.

„Sie liegt im Pavillon nach dem Garten hinaus,“ verſetzte Kaspar. „Der hochſelige Herr Graf hielt darauf, daß jeden Abend dem Hausgeſinde darin aus dem Katechismo Luther's und der Bibel vorgeleſen, auch Sonntags darin gepredigt wurde; denn,“ ſagte er einmal bei Tafel, „eher kann ein Fürſt ohne Perrücke Audienz geben, als die Religion bei dem Volke vernachläſſigen; — nur durch ſie hätte er die Phantaſie des Volkes, welche außerdem doch nicht beherrſcht werden könnte, im Zügel.“

„Wohl geſprochen!“ verſetzte Mehlhoſe, „denn wie die Erbſünde Teufels Antheil in jedem Menſchen iſt, ſo iſt auch Jeder in Gefahr, in ihr dem Vater der Empörung und des Aufruhrs anheimzufallen. Ja, meine Herren, wer nicht an die Lehre von der Erbſünde glaubt, der iſt ſchon wegen ſeines Unglaubens ein Rebell!“

Bei dieſem Geſpräche thaten ſie einen Blick in die Kapelle, welche im üppigſten Rococcogeſchmacke verziert war, und wie der Altar mit allen ſeinen Schnörkeln mehr einer großen Allongenperrücke, als einem Heiligthum, ſo war die ganze Kapelle mehr einem Concertſaale, als einem Bethauſe ähnlich.

„Es iſt recht kalt!“ bemerkte Mehlhoſe.

„Das iſt,“ verſetzte Benedict, „eine Wahrheit, welche auch ich zähneklappend bekenne.“

„Dürfte ich,“ fragte Kaspar, „der Geſellſchaft mit einer Taſſe Chocolade in meinem beſcheidenen Stübchen aufwarten?“ Dieſe Einladung wurde von Allen mit Vergnügen angenommen.

Während der höfliche Kaſtellan in der Küche die Chocolade bereitete, leitete Benedict die Unterhaltung auf die Bekehrung der Welt zu dem Chriſtenthume des achtzehnten Jahrhunderts. „Ich ſehe die Erfolge,“ ſagte er unter Anderem, „und begreife nicht das Wunder, welches ſie bewirkt. Sie erinnern ſich, Herr Director, daß wir unſere Bekanntſchaft vor fünf Jahren machten. Damals waren Sie, verzeihen Sie mir den Ausdruck, ein Weltkind, wie man nur irgend eines finden mag, und plötzlich gehörten Sie zu den Frommen.“

Die Bekehrung Sauli.

„Es hält mich Nichts ab,“ verſetzte Mehlhoſe, „Ihnen mitzutheilen, wie aus dem Saulus ein Paulus wurde. Wie Sie ſagen: ich war früher ein Kind dieſer Welt, bis ich vor einigen Jahren die Bekanntſchaft eines der Auserwählten machte. Sie kennen ihn; es iſt Karl von Wandelſtern. Als ich vor einigen Jahren eines Abends bei einem Römer Wein einſam und mißmüthig in einer Weinſtube ſaß, trat er, getrieben vom Geiſte Gottes, zu mir und ſprach: „Ich ſehe es Ihnen an, verehrter Herr, es fehlt Ihnen ein Inhalt!“

„Ich verſtehe Sie nicht!“ entgegnete ich.

Er faßte mich aber ſcharf in das Auge, während er mir ernſt-freundlich die Hand bot, und fragte mit tiefinnerſter Wehmuth: „Fühlen Sie nicht zuweilen in Ihrem Herzen eine Oede, eine namenloſe Leere, daß es Ihnen iſt, als fehle Ihnen ein unerſetzliches Gut?“

„Wer giebt Ihnen dieſen gräßlichen Scharfblick, Sie mir zur Zeit noch unbekannter, aber doch ſchon jetzt verehrter Freund?“ entgegnete ich.

„Noch darf ich vor Ihnen meinen Namen nicht ausſprechen,“ verſetzte er, „aber was Ihnen fehlt, das Ihnen zu nennen, drängt mich mein Geiſt.“ Er beugte ſich jetzt zu mir nieder, faßte mich bei den Händen und ſprach mit flüſternder, und doch entſetzlicher Stimme: „Der Glaube!“

Mich traf dieſes Wort, wie ein Wetterſtrahl, welcher einen tiefen, unermeßlichen Abgrund erleuchtete.

„Hier iſt nicht der Ort dazu,“ fuhr er fort, „mehr darüber zu ſprechen. Zürnen Sie mir nicht, mein Lieber, daß Ihr edles Angeſicht, welches der grundgütige Gott dazu geſchaffen hat, die Schrift der heiligſten Gefühle darauf zu ſchreiben, mich zu Ihnen gezogen hat. Denken Sie über dieſen Augenblick nach, und ſollten Sie ein Bedürfniß fühlen, mit mir mehr über das Wort des Heils zu ſprechen, ſo treffen Sie mich jeden Abend beim Sonnenuntergange auf der Brücke bei dem Crucifixe.“ Mit dieſen Worten verließ er mich. Ich ging tiefſinnig in meine Clauſe und ſperrte mich ein. Die ganze Nacht wandelte ich ruhelos umher und ſtarrte in die Tiefe meiner Seele, wovon mir der Schleier weggezogen war. Die grauenvolle Leere des Abgrunds gähnte mir entgegen, „Ja, er hat Recht,“ rief ich einmal um das andere, „es fehlt mir der Glaube!“

An dieſes Wort klammerte ich mich an, es war mir, als wenn daraus der Heiland mir die rettende Hand bieten wollte. Ich konnte kaum die Zeit erwarten, wo ich meinen ſeltſamen Freund am Crucifixe aufſuchen konnte. Selbſt dieſer Ort des Stelldicheins hatte für mich etwas Tröſtliches. Die Nacht verging, der Tag brach an, langſam ſchlich die Sonne am Himmel herauf, endlich wurde es Mittag. Als ich mich nach Tiſch in mein Zimmer zurückgezogen hatte, überfiel mich, wie ein Geharniſchter, ein bleierner Schlaf, von welchem ich erſt wieder erwachte, als die Sonne ſich zum Untergange neigte. Auf ſo gnädige Weiſe hatte mir mein lieber Vater im Himmel die Stunden des Harrens abgekürzt. Ich eilte auf die Brücke. Schon von Weitem ſah ich den Boten des Herrn ſtehen, den er an mich geſandt hatte.

Als ich auf ihn zukam, trat er mir freundlich entgegen, zog mich bei Seite und ſagte: „Wie danke ich Ihnen, edler Mann, daß Sie gekommen ſind! Sie beſchämen mich unendlich.“ Mich machte dieſe Beſcheidenheit verlegen, er fuhr aber fort: „Ich ſündhafter Menſch begann ſchon zu zweifeln, ob ich in dieſer wüſten Zeit ein offenes Ohr für das Wort des Herrn finden würde, und Sie kommen, um mir zu zeigen, wie kleinmüthig ich im Dienſte meines Herrn und Meiſters bin.“

„Nein!“ rief ich begeiſtert, „zweifeln Sie wenigſtens nicht an mir. Sie haben mir geſtern genannt, was mir fehlt, aber ſprechen Sie, wie erringe ich mir dieſes heilige Gut, den Glauben?“

„Fühlen Sie nicht ein inbrünſtiges Bedürfniß zum Gebete?“ fragte er mich mild und mahnend.

Ich erſchrak bei dieſer Frage, denn wirklich hatte ich ſeit Jahren nicht mein Herz zu Gott gewendet.

„Lehren Sie mich,“ rief ich, „ach, lehren Sie mich wieder beten! Erlauben Sie mir, Sie in Ihre Wohnung zu begleiten; denn wir ſtehen hier auf der Brücke in ſchneidender Zugluft.“

„Des Menſchen Sohn,“ entgegnete mein neuer Freund, „hat nicht, wohin er ſein Haupt lege; ich bin fremd auf dieſer Erde und habe in dieſer großen Stadt noch kein Obdach funden.“

„O, kommen Sie mit mir!“ entgegnete ich, „ewig werde ich die Stunde preiſen, in welcher Sie über meine Schwelle treten. Sie wiſſen vielleicht noch nicht, wer mit Ihnen ſpricht: ich bin Mehlhoſe, Director einer Erziehungsanſtalt, welche von den Töchtern der vornehmſten Familien der Reſidenz beſucht wird. Welche wunderbare Fügung Gottes, wenn Sie mit mir im Weinberge des Herrn arbeiten wollten!“

„Gott will es!“ entgegnete mein neuer Freund und Bruder, „Gott will es! Mit dieſem heiligen Ausrufe, welcher einſt die Chriſtenheit des Abendlandes zum Kreuzzuge nach Paläſtina begeiſtert hat, folge ich Ihnen.“

Unter dieſer Erzählung hatte Kaspar ſeinen Gäſten die Chocolade gebracht. Mehlhoſe fand ſie ganz delicat. „Nach meiner Methode,“ bemerkte der beſcheidene Kaspar, „ließ ſie auch immer die gnädige Gräfin Aurora zubereiten.“

Nach dieſer Unterbrechung fuhr Mehlhoſe in ſeiner Geſchichte fort: „Ich darf wohl bekennen, daß mit dem von Wandelſtern ein guter Geiſt in meine Anſtalt gezogen war. Wir Alle, ich, meine Frau, meine Kinder, alle meine Fräulein lernten ihn verehren und lieben. Der Ruf der echten Frömmigkeit, welcher ſich, wie im heiligen Scheine, um mein Haus legte, vermehrte bald die Zöglinge um die Hälfte, und noch jetzt iſt ihre Anzahl im Steigen. Auch bildete ſich gar bald unter unſerer Leitung der fromme Verein zur Verbreitung des wahren Chriſtenthums im Volke; wir traten in Verkehr mit Berlin und Stuttgart, und der Herr ſegnete allſtündlich unſer Werk. Auch hat der grundgütige Herr meinem Bruder Wandelſtern ſchon jetzt ein Zeichen beſonderer Gnade gegeben, und ihm Herz und Hand einer meiner älteren Schülerinnen, eines verwaiſten, aber mit irdiſchen Gütern reich bedachten Fräuleins, zugewendet. Er iſt jetzt von unſeren Brüdern nach Berlin berufen worden, um auch dort als Geheimer Rath an dem neuen Jeruſalem zu arbeiten in der Eigenſchaft eines Cenſors."

Die Kukuksuhr, welche jetzt die Stunde ſchlug, unterbrach den mittheilſamen Mehlhoſe. „Die Glocke ruft mich," bemerkte er, „zu Seiner Excellenz, dem Miniſter des Cultus, wo ich die Ehre habe, über die von den Ständen beantragte Preßfreiheit meine Stimme abgeben zu dürfen; die Welt iſt von Grund aus verderbt, ſie weiß nicht, was ſie will! Der Herr ſei mit Ihnen."

Mit dieſen Worten eilte er hinweg, auch Bernhard nahm mit Benedict und Leclerc Abſchied vom Kaſtellan, welcher, allein zurückgeblieben, die Drehorgel zurechtſtellte, um ſeinem Dompfaffen, welcher im Käfige am Fenſter hing, den Choral: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!" einzuſtudiren.

Als ſich unſere Freunde wieder auf der Straße befanden, ſagte Bernhard zu ſeinen Begleitern: „So ſind wir nicht nur wieder auf dem Wege zur Zeit Ludwig's XV., ſondern auch ſchon mitten darin. Noch vor Kurzem ſangen die Lerchen von dem Anbruche des Frühlings, aber über Nacht fiel wieder der weiße Puderfroſt auf Feld und Wald, und die ganze Welt iſt in eine gottſelige Pompadour verwandelt."

„Laß' dich davon nicht irren," verſetzte Benedict, „ſolche ſpäte Nachtfröſte bedeuten einen heißen Sommer. Gerade dann, wenn die ganze Natur ſich in Fäulniß aufzulöſen ſcheint, bereitet ſie ſich zum Frühling vor. Solche Menſchen, wie Mehlhoſe, ſind dazu da, die alte Glaubensform in ihren Verzerrungen zur Scheinheiligkeit widrig zu machen und die neue Idee zur That aufzureizen; ſelbſt die Jeſuiten, welche jetzt in Trier den ungenähten Rock aushängen, werden in ſeiner Taſche den Grundriß zur freien, deutſchen Kirche finden. Auf Wiederſehen am Caſinoabende!"

Vor einigen Tagen war das neueſte Werk des Malers Leſſing: „Huß vor dem geiſtlichen Gericht in Konſtanz," zur Ausſtellung angekommen. Das ſchauluſtige Publikum war beſonders davon angeregt worden. Ueber den Werth des Kunſtwerks war man völlig einverſtanden, nur konnte man ſich nicht über die Richtung der neueren Schule und ihre Bedeutung vereinigen. Als Erdmann die Behauptung aufſtellte, daß erſt jetzt die Malerei ihre Aufgabe erkennen lerne und wir einer Zukunft entgegengingen, wo wir erſt eine wahre deutſche Kunſt erhalten würden, fand er gar bald einen großen Anhang, welcher im lauten Tumulte ihm ſeine Zuſtimmung gab.

„Ich bitte den Abt," rief dazwiſchen Benedict, „mir zu zwei Worten Ruhe zu verſchaffen." Die lautſchallende Glocke in der Hand des Angerufenen ſtellte ſie ſogleich her. —

„Sind wir Deutſchen," nahm Benedict das Wort, „nicht in der Kunſt und Poeſie, wie die Juden, und ſchreien nach dem Heilande, während wir ihn ſchon längſt an das Kreuz geſchlagen haben? Das kommt daher, weil alle unſere Ideale noch außerweltlich ſind, wie die Religion, ſo unſere Nationalität mit allen ihren Organen, durch welche ſie ſich verwirklichen müßte; ſo leben wir in einem fortwährenden Traume, welchen wir die große Zukunft des deutſchen Volkes nennen, dort ſchwimmt unſere Flotte, dort weht unſer Reichspanier, dort werden auch die Heilande der Philoſophie, Poeſie und jeder Kunſt geboren werden — die Gegenwart aber, welche wir mit Thaten ausfüllen ſollten, um ſie lebendig zu machen, benutzen wir zum Verträumen. Doch hier ſteht die Malerei der Gegenwart in Frage! Die Malerei wird immer dieſelben Anfänge und Ausgänge, wie die Poeſie, haben. Sie wird zuerſt mythiſch dem Stoffe und epiſch der Ausführung nach im Dienſte des Staats und der Kirche ſein. Dieſe Aufgabe hat ſie in München vollendet, ihren feinſten, mythologiſchen Ausdruck hat ſie dort vielleicht in Kaulbach gefunden. Beginnt der Stoff ſich zu vergeiſtigen, ſo daß der Maler ihn verwenden kann, zum Ausdrucke ſeiner beſtimmten Gemüthsſtimmung, ſo wird die Malerei lyriſch, wie ſie es in Düſſeldorf geworden iſt und ſich in den Meiſten der dort gebildeten Künſtler ausſpricht. Hat endlich die Kunſt die Fertigkeit gewonnen, individuelle Seelenzuſtände darzuſtellen, ſo treibt die Zeit, welche ihr Gemüthsleben in der Kunſt dargeſtellt wiſſen will, den Künſtler aus ſich heraus und zur Darſtellung ihrer innerſten Schmerzen und Wonnen in den Parallelen ähnlicher, geſchichtlicher Zuſtände und Perſonen; ſie iſt dramatiſch geworden, vor Allen in dem Maler Leſſing. Sein Huſſitenprediger und Huß in Konſtanz ſind ſolche Spiegelbilder der gegenwärtigen, innern Geſchichte, die in

Thaten äußerlich zu werden ſucht. Ich könnte nachweiſen, wie moderne Tragödie und Leſſing's Werke nur verſchiedene Strahlen einer und derſelben Sonne ſind. Es haben daher die deutſche Malerei und Poeſie gerade in unſerem Jahrhundert ihre höchſte Spitze erreicht. Die Ideen, welche jetzt noch Ideale der Kunſt ſind, werden gar bald in die thatſächliche Wirklichkeit hineinſinken. Während noch Rafael in Rom malte, brach ſchon die Reformation, und kurz nach Shakſpeare in England die Revolution herein. In ſolchen Zeiten wird die Kunſt real; der Roman und die Genremalerei machen ſich breit. Haben wir Deutſche eine Zukunft, ſo wird ſie von Genies der Thatſachen, nicht aber von Genien der Kunſt und Poeſie erfüllt werden. Da habt Ihr Euren Heilandsglauben!“

Johannes nahm das Wort:

„Unſer Freund Benedict hat uns wohl zu belehren geſucht, daß wir ein Recht haben könnten, uns über die Kunſtwerke der Gegenwart zu freuen; aber nicht ſowohl unſer Traumleben in die Zukunft hinaus, es hindert die Meiſten an der Anerkennung unſerer Zeitgenoſſen vielmehr, das ſcheußlichſte aller Laſter, der Neid. Dieſer entſteht aus dem ſchlechten Bewußtſein, ſelbſt nichts Schönes aus der eigenen, häßlichen Seele hervorbringen zu können. Kaum daß das Publikum ein Werk, ſei es im Theater oder auf der Ausſtellung, mit Beifall begrüßt hat, ſo heulen alle Hunde, als hörten ſie Muſik.“

Die enthuſiaſtiſchen Anhänger Erdmann's ſchwiegen ſtill, dieſer ſelbſt machte einen glücklichen Zurückzug, indem er eine Mappe herbeiholte und die Lithographie, welche der münchener Kunſtverein ſeinen Mitgliedern zugeſendet hatte, zur Anſicht herumgab. Auf dem Blatte war eine Scene aus der Ballade „Der Fiſcher“ von Goethe dargeſtellt.

„Da habt Ihr,“ rief Benedict, „ein doppelt lyriſches Bild, welches eine Ballade in ihrem eigenen Tone wiedergiebt.“

Als Johannes einen Blick darauf geworfen hatte, ſagte er mit freudigem Erſtaunen: „Und was noch mehr iſt, es enthält die zu einem Bilde abgekürzte Lebensgeſchichte des Malers und einen Arabeskenzug aus der meinigen!“

„Dieſer Abend,“ rief der Abt, „ſcheint intereſſant zu werden, ich fordere dich im Namen des Convents auf, uns die Erklärung des Bildes aus dem Leben des Künſtlers zu geben, ſo weit es dir geſtattet iſt.“

Johannes begann:

Das Ondinenbild.

„Wer noch nicht den alten plattdeutſchen Reineke Fuchs in antikem Versmaße geleſen hat, der laſſe ſich ſchnell Göthe's Werke, vollſtändige Ausgabe letzter Hand, den vierzigſten Band, unter des durchlauchtigſten Deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien, Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung 1830, aus der Bibliothek holen; — und wer deutſches, gemüthliches Philiſterleben in das Griechiſche überſetzt ſehen will, der mache ſich auf den Weg nach München! Allda iſt auch eine vergnügliche Schenke, die heißt: Der Finke! Dorthin wallfahrten gegen Abend die jungen Maler, welche in der neuen Reſidenz arbeiten, und wieder andere, die dort arbeiten möchten.

Vor einigen Jahren ſaß dort in der Veſperzeit ein junger Mann mit einem ſonderbaren, aſiatiſchen Geſichte, das ungemein polizeiwidrig ausſah.

Bei dem zweiten Krügel Bier, das er trank, war er ſchon mit den frömmſten Hiſtorienmalern der Geſellſchaft in ein tiefes Geſpräch verwickelt. „Ich begreife nunmehr,“ ſprach er unter Anderm, indem er mit dem Deckel des Krügels klopfte, „wie hier der wahre Tiefſinn, der unendliche Myſticismus der Wiſſenſchaft und Kunſt gedeihen muß. O, wie verſtändlich werden mir nunmehr Schelling und Cornelius! Dieſe ſchwermüthige Durchgeiſtigung alles Daſeins, welches man außer München gar nicht begreifen, kaum ahnen kann, kommt Einem hier von ſelbſt, wie Rheuma und Schnupfen! Iſt denn nicht der Menſch ein Kind der Natur, die ihn fortwährend von Neuem producirt, indem ſie in ihm erſt Leib und Seele gewinnt und dadurch zum Bewußtſein gelangt? Iſt nicht der hauptſächlichſte Weg dazu, daß ſie ſich von ihm in Fleiſch, Gemüſe und Obſt, in Kaffee, Wein und Bier verzehren läßt? Heda, Ihr braven Jünglinge! ſagt ſelbſt: in welchem Nahrungsſtoffe kann die Natur in höherer Vollkommenheit vorhanden ſein, als im flüſſigen Brot — im Bier? In ihm iſt Leib und Geiſt ſo eng verſchwiſtert, daß jedes Krüglein davon die ganze Menſchheit, ja die Welt vorſtellt; es iſt der wahre Mikrokosmus!

„Wie anders würde der deutſche, insbeſondere der baierſche Volkscharakter und danach die Menſchheit ſich gebildet haben ohne dieſe Beihülfe? — „Joſeph! Klipp! Klapp!“ — Daher ſind wir Deutſchen auch das wahre Normalvolk, wovon der baierſche Volksſtamm eben deshalb, weil er die Geſammtcultur in das Brauhaus gedrängt hat, die Quinteſſenz iſt. Mit prophetiſchem Geiſte hat davon ſchon Schiller geſungen:

„D'rum ſammle ſtill und unerſchlafft
Im kleinſten Punkt die höchſte Kraft!"

„Joſeph! Klipp! Klapp!"

„Ihr aber, Ihr Jünger der Kunſt, wie könnt Ihr je glauben, daß ohne den ſtarken Dämon des Bieres der große Meiſter Cornelius je vermocht hätte, die große Märchengeiſterwelt, insbeſondere auch die ſtarken, alten Recken, die Trinker des unendlichen Walhallabieres in ihren ehemaligen Menſchengeſtalten heraufzubeſchwören?"

Die jungen Maler machten wehmüthige Madonnengeſichter, falteten die Hände über die Bierkrüge, wie über heilige Gnadenmittel, und hörten dem Evangelium, das ihnen eben gepredigt wurde, andächtig zu.

Jener fuhr aber fort: „Ich wage überhaupt die Weltgeſchichte abzutheilen in die Zeit des Weines oder die griechiſche und römiſche — oder claſſiſche Zeit; und in die des Bieres, oder in die germaniſche oder romantiſche Zeit! Die erſtere war die republikaniſche, wo Helden, Dichter und Redner, die letztere, wo Ritter und Mönche gediehen.

„O, Ihr ſanftmüthigen Freunde, laßt uns ſtreiten mit aller Macht gegen die neueſte Zeit, welche mit Dampfſchiffen und mit Dampfwagen auf Eiſenbahnen heranſauſt — unſer Panier ſei der Münnich in München über dem Stadtthore! — Nieder mit Dampf und Eiſen! Nieder mit den aufgeklärten Gaslampen!"

„Pereat!" ſchrieen die Kunſtjünger.

„Allemal!" entgegnete der Philoſoph.

Dieſem aber klopfte eine lange, hagere Figur mit magerer Hand auf die Schulter und ſagte: „Du fröhliches Läſtermaul! biſt du hier? — Johannes, biſt du es denn wirklich?“

Dieſer umſpannte die dargebotene Hand des Freundes und entgegnete: „Heinrich! ich grüße dich mit ganzer Seele! So viele Jahre liegen zwiſchen heute und der Nacht, wo ich von dir Abſchied nahm; und doch iſt es mir, als wäre nur ein langer Tag vorüber, und der Abend wäre da, wo auf mich herein das bleiche Mondgeſicht, das bekannte, alte, trauliche Licht wieder ſcheint.“

Ueber Heinrich's Geſicht flog ein Lächeln, wie ein flüchtiger Sonnenſtrahl, der aus den Nebeln über die herbſtliche Erde gleitet. Eine undurchdringliche, ſüße Rauchwolke verhüllte jetzt beide Freunde. Als ſich der Nebel nach Mitternacht verzog, ſah man Beide mit aufgeſtemmten Armen vor einander ſitzen und ſich gegenſeitig anſehen.

„Aber ſag' an, theuere Seele,“ begann jetzt Heinrich zu fragen, „was führt dich hierher nach München? Schon längſt glaubte ich dich verſorgt und aufgehoben mitten unter Acten und begraben in den Armen eines Weibes! Haſt du noch keine Luſt, ordentlich zu werden?“

„Jenes Glück iſt nicht für mich!“ verſetzte Johannes; „ſeitdem ich meine Muſe geſehen und ihre Stimme gehört habe, muß ich, wie ein Leibeigener, dahin gehen, wohin ſie mich ſchickt. So triffſt du mich im Dienſte meiner ſtrengen Dame hier in München!

„Da in meinem Reiſebündel habe ich mein großes Heldengedicht. Ich will Nichts davon ſagen; wenn aber Diamanten nur die verſteinerten Thränen des Erdgeiſtes ſind, ſo ſind dieſe Verſe geronnene Blutstropfen aus meinem Herzen. Es iſt ein Kranz von Rubinen, für den ich jetzt eine Bildſäule, einen Altar oder einen Nagel ſuche, ihn hinanzuhängen; oder ſoll ich ihn auf die Straße werfen? Ich will dieſes Gedicht dem königlichen Dichter weihen.“

„Das iſt recht ſchön und gut!“ entgegnete Heinrich; „aber vor allen Dingen iſt Mitternacht vorbei, wo die Geiſter wieder zur Ruhe eingehen. Gieb mir deinen Reiſeſack und komme mit mir, wenn du mit einem armen Hiſtorienmaler Dach und Fach theilen willſt.“

Ohne weitere Worte zog nunmehr Heinrich ſeinen Freund mit ſich fort und in ſeine Wohnung. Dort wurde die Staffelei, auf welcher ein großes, verhangenes Bild ſtand, behutſam an die Wand gerückt. Bette und Mäntel in die Stube geworfen, und bald lagen die beiden Freunde auf dem harten Lager zuſammen und plauderten ſo lange, bis der ſanfteſte Schlaf auf ihre Augen ſeine Sammethände legte.

Glücklicher Mann, der Umgang hat mit zwei Unſterblichen der Armuth und der Kunſt! Nicht in Paläſten, aber in niedern Hütten werden die Götter geboren! Mitten in der Wildniß ſpringen die Quellen aus der Erde, die Mütter der Ströme, die Ernährerinnen der Meere, werden erzeugt die Stürme und welterſchütternden Gedanken!

In der Wohnung des Malers aber hielt die Armuth ihr Hoflager. Hätten in ſeiner Stube nicht barmherzige Spinnen verſucht die Fenſter zu verhängen, nicht der mitleidige Staub die Rohrſtühle und die unverſchließbare Commode mit weichen Teppichen überworfen gehabt, ſo wäre gar wenig von Luxus zu bemerken geweſen.

In dieſe Armſeligkeit hinein war dennoch die Poeſie der Linien und der Farben, Rafael's Idea, hereingetreten. Ich rede von jenem Bilde auf der Staffelei, welche Heinrich ſchon bei Tagesanbruch zum Aerger des ſchlaftrunkenen Freundes hin und her gerückt hatte, bis das Bild endlich in das beſte Licht, und wenn Johannes vom Lager endlich emporſah, auch zugleich ebenſo vor ſeine Augen hingerückt war. Es war ſchon heller Tag geworden und Heinrich machte einen ſo hölliſchen Lärm mit den Kaffeetaſſen, bis endlich Johannes die faulen Augen aufthat.

Da ſtand das Bild vor ihm. Er fuhr in die Höhe, rieb ſich über Stirn und Augen, als wollte er alle Nachtträume verſcheuchen, er blickte wieder hin, aber immer mächtiger trat das Bild in ſeine innerſte Seele. Unverkennbar war darinnen der Fiſcher von Goethe dargeſtellt, wie ihn eben das Meerweib hinunterlockt in die Fluth:

„Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin“ —

Dieſes Bild iſt vielleicht hier und da einem Leſer dieſer Geſchichte vor die Augen gekommen. Da iſt nicht ängſtlich dem Dichter nachgebetet; der Maler hat mit Linien und Farben die göttliche Ballade noch einmal und ganz eigen gedichtet!

Der Fiſcher, mehr Knabe als Jüngling, ſitzt am Fuße des Felſens am Meere. In der ſchwülen Gewitterluft, welche über ihn hindüſtert, hat er den weiten Mantel von der Schulter zurück und deſſen Ende über den Schooß geworfen gehabt. So mochte er lange geſeſſen haben, bis es endlich auch ſiroccodunkel in ſeiner Seele geworden war; — da hörte er auf einmal ſeltſame Zitherklänge und Liebesworte aus der Ferne herkommen, und endlich eine ſchöne Ondine mit durchſichtigen Nebelſchleiern auf dem Meere herüberſchwimmen. Sie iſt ſchon in der Nähe des Ufers, da wirft ſie Schleier und Lyra zurück, eine weitausgreifende, brandende Woge hebt ihre glänzende Geſtalt hoch in die Höhe und dem erſchrockenen Jünglinge zwiſchen die kräftigen Kniee hinauf. Schon hatte er den einen Fuß zur Flucht und widerſtrebend den linken Arm zurückgehoben, denn dieſer iſt dem Herzen am Nächſten, wo noch einige fromme Bibelſprüche aus der Schule her verweilen mögen, aber da ſtreckt ſich der weiße Undinenarm ſo ſchmächtig aus, ihre rechte Hand faßt plötzlich die Linke des Jünglings, vor dem weichen Drucke ihres Daumens auf den Goldfinger ſinkt dieſe, wie gelähmt, am Felſen herab; — ſo iſt kein Widerſtand auf dieſer Seite, aber wie vielmehr iſt er auf der andern Seite bewältigt! Unter ſeinem rechten Arm hinauf hat die Sirene ihren Arm emporgehoben, ihre Hand unter ſein dunkles Haupthaar auf den Nacken hineingeſchoben, indem ſie da mit dem gekrümmten Zeigefinger feſt eindrückt. Wie könnte der Jüngling aus dieſer Schlinge ſich retten? Hat er noch Blut und Leben, ſo iſt er verloren! — Da ſie emporſchaut, ſo hat ſie das mit Waſſerblumen und Blättern bekränzte Köpfchen, deſſen blonde Locken unter dem Kranze hervor wie Feuerzungen nach Luft lechzen, ganz zurückgebogen; das Geſicht des Jünglings wird von dem Zauberblicke, der jetzt in ſeine Augen zuckt, tief herabgeſenkt. Mir ſcheint es, als blühe um ſeinen Mund die erſte Sünde auf. Welches glühende Schmachten liegt nicht in dem emporſchauenden Antlitz des Waſſerweibes von der Muskel des Auges über die tiefeinſehende Naſe vor bis zu den geſchwellten, aufklaffenden Centiſchale des Mundes, um das ganze, runde Apfelkinn herum und nun am weichen Halſe hinab, der, wie ein zarter Stiel, das lockende Blumengeſicht zu dem Jünglinge emporträgt! Wer möchte ſich wundern, daß der junge Fiſcher mit trunkenem Haupte in dieſen Liebeszauber und in die Wogen hinunterſinkt?

„Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin,
Und ward nicht mehr geſeh'n!"

Dieſes Bild hat aber eine ſo große Bedeutung, weil es ſinnreich die Signatur der ganzen neuen, an die Wolluſt verlorenen Zeit iſt. Der unheimliche Berg iſt wieder aufgethan, und Frau Venus jagt mit ihren ſchönen Teufelinnen über Berg und Thal. In der Hand trägt ſie das elfenbeinerne Horn; todesſüße Klänge ziehen, wie Schwalben, durch die Luft; darüber vergißt die jubelnde Tannhäuſer-Jugend Vater und Mutter, Himmel und Erde, Vaterland und Freunde, und jauchzt ihr hinterdrein dahin in die lachende Verzweiflung, wo der Tod oder gräßliche Heuchelei im Buhlgewande die Arme ihr entgegenbreitet.

Johannes ſagte nach langer Zeit, während er das Bild unverwandt angeſchaut hatte, wie für ſich: „Armer Junge, ſchlaf' wohl!"

„Du magſt dieſes Bild anſehen, wie du willſt; du wirſt aber doch nicht herausfinden, daß es nur eine Signatur auf dem Leinwandſtücke iſt, worinnen meine verlebte, verdorbene und geſtorbene Jugend ſteckt. Johannes, da iſt eine Taſſe Kaffee, laß' ihn nicht kalt werden!"

„Stelle lieber deinen blechernen Topf in Ruhe," erwiderte Johannes, „und erkläre mir das Bild von Grund aus, ich meine mit deinem ganzen Leben!"

„Ach, denke nicht etwa an eine beſonders reizende Geſchichte,“ verſetzte Heinrich; „mein Leben iſt ebenſo eine unſcheinbare Zwiebel, wie tauſend andere; nur mit dem Unterſchiede, daß ich daraus hervor eine Lilienblüthe gelockt habe — ich meine das alberne Bild hier!

„Du kannſt mir glauben, daß Armuth und ein wildes Herz zwei unglückliche Geſpielen der Jugend ſind. Ich habe Beide mein Leben lang noch nicht verarbeiten können. Ein Hirſch, von zwei tollen Hunden gehetzt, iſt nicht ſchlimmer daran, als ich.

„So weit ich zurückdenken kann — bis in den äußerſten Nebelpunkt meiner Knabenzeit hinaus, finde ich nur ein blaſſes, abgemagertes Weib und einen Knaben, welche, nothdürftig in Lumpen gehüllt, mit umgehangenen Leinwandſäckchen durch das Land der Dithmarſchen von Gehöfte zu Gehöfte betteln gehen und ſich gar ſehr vor den Hofhunden fürchten.

„Von einer einzigen Nacht an beginnt die Zeitrechnung meines Bewußtſeins. Meine arme Mutter, erſchöpft und krank, hatte ſich und mich nach Hamburg hineingeſchleppt. Ich ſelber weinte vor Hunger, Müdigkeit und auch vor Schmerz, welchen ich an den aufgeſprungenen Füßen hatte. Ueberdies war es im Spätherbſte und der Abend kalt und ſtürmiſch, dunkel und wild, wie unſer Schickſal. Meine Mutter führte mich lange durch die Straßen, die ihr ſehr bekannt ſchienen, bis wir endlich an ein freundliches Haus gelangten.

„Dort knieete ſie unbemerkt nieder und betete eine ziemliche Weile. Wie ſie aufſtand, ſagte ſie: „Hier, mein Kind, finden wir vielleicht Obdach, Brot und Heimath! Heinrich, ich habe gebetet, daß Gott das Herz des Mannes, der in dieſem Hauſe wohnt, zur Milde bewege! Ich kann ja doch nicht weiter! Dich will ich nicht gleich mit hineinnehmen. Indeſſen ich hineingehe, warte ein Weilchen und bete auch du, daß uns Gott erhöre!“ Mit dieſen Worten faltete ſie meine erſtarrten Hände zum Gebet zuſammen und ging ſodann in das Haus hinein.

„Sie war eine ziemliche Weile darinnen; endlich hörte ich ihre Stimme unter lautem Schluchzen und herzzerſchneidend, wie die eines Menſchen, der in Todesangſt um ſein Leben bittet. Da fing ich an, das Vaterunſer zu beten, und kam nicht über die Worte hinaus: „Unſer täglich Brot gieb uns heute!“ Die übrigen Bitten hatte ich ganz vergeſſen. Als ich nun ſann, wie das Gebet weiter ging und mir endlich beifiel: „Und vergieb uns unſere Schuld!“ da wurde die Hausthür aufgeriſſen, händeringend ſtürzte meine Mutter heraus, hinter ihr drein flog die Thüre gellend wieder in das Schloß und ſchwere Riegel raſſelten inwendig darüber hin.

„Um mich ſchlang meine Mutter ihre zitternden Arme, ihre Schürze um meine nackten Füße und drückte ſich nun mit mir lautlos ſeitwärts der Hausthürſtufen in den Winkel. Ueber mich kam eine ſolche Angſt, daß ich nicht ein Glied rühren konnte. Meine Mutter ſprach auch kein Wort, ihre Thränen aber tropften in Einem fort auf mein Geſicht. Da vergingen mir immer mehr die Sinne, und ein ohnmächtiger Schlaf drückte meinen Kopf an die Bruſt meiner Mutter.

„Ich fing endlich an zu träumen, aber ſo ſchrecklich, ſo qualvoll, daß es ſich nicht ermeſſen läßt. In meine warme Bruſt hinein griff eine Hand von Eis, und eine Stimme ſeufzte: „Laß' mich nur ein Bischen wärmen; ich muß ja ſo erfrieren!“ Da ward es auch in meiner Bruſt kalt und immer kälter; nur mitten drinnen im Herzen zuckte noch ein unauslöſchbares Fünkchen. Wie aber die Eishand auch da hineingreifen wollte, ſo war es mir, als müſſe mir die Bruſt zerſpringen.

„In dieſem Augenblicke wachte ich auf. Auf meiner Bruſt lag die kalte Hand. Ich griff, wie in der Verzweiflung, danach; es war die Hand meiner Mutter. Ich fuhr ihr in das Geſicht, ich fühlte nach ihrem Herzen — Alles kalt und ſtill! Ich rüttelte ſie, gab ihr die beſten Namen; ſie hörte nicht! Wahnſinnig biß ich ihr in die Schulter; ſie rührte ſich nicht! Wie ein wildes Thier, fing ich jetzt zu brüllen an; aber der Sturmwind, der die dunkeln Wolken über die Häuſer jagte, brüllte noch mehr. Endlich gerieth ich in eine grenzenloſe Wuth. Ich faßte den Stein, der unter meinem Haupte gelegen hatte, mit beiden Händen, und warf ihn gegen das Haus, wo uns das Obdach verſagt worden war. Er ſchlug gegen ein Fenſterkreuz ſo gewaltig, daß alle Glastafeln, wie ein Wehſchrei, hineinſprangen.

„Da wurde Lärm im Hauſe. Ich ſchuffte meine todte Mutter hinauf zur Thüre und ſtellte ſie aufrecht. Die Thüre ging auf, ein Mann, welcher in der einen Hand einen Säbel, in der andern ein Licht trug, trat hervor. Wie er aber meine todte Mutter erblickte und ich ihn anſchrie: „Eine Leiche bittet um Einlaß!“ taumelte er ſtöhnend zurück.

„Was weiter vorging in dieſer Nacht, weiß ich nicht; denn jetzt nach dieſer entſetzlichen Ueberreizung meines Weſens trat eine Mattigkeit ein, die mir alle Gedanken raubte. Ich weiß auch nicht, was mit mir vorgenommen wurde.

„Ich erinnere mich nur, daß ich bei zurückgekehrtem Bewußtſein in einem ſchönen, warmen, weichen Bettchen lag, und ein liebliches Engelköpſchen mit blauen Himmelaugen und reichem, blonden Haare, das einfach über der Stirne geſcheitelt war, auf mich herunterblickte, und ein warmes Händchen ſich auf meine Stirn legte. Verwundert ſah ich lange empor in das klare Angeſicht des Mädchens, bis es mich endlich fragte: „Iſt dir nun wieder beſſer? Ich ſagte es ja gleich, daß du nicht ſterben würdeſt, wie deine Mutter, die wir vor drei Wochen haben begraben laſſen.“

„Wo bin ich?“ rief ich aus.

„Sei nur ruhig!“ entgegnete das Mädchen; „ich höre den Vater kommen, der möchte ſonſt zanken!“

„In dieſem Augenblicke trat auch ein hoher, ſtattlicher Mann in das Zimmer mit der Frage: „Elsbeth! wie ſteht's mit dem Jungen?“

„O, Vater! Vater!“ rief das Mädchen, „er macht wieder muntere Augen.“

„So ſcher' dich hinab in deine Küche!“ entgegnete dieſer, und ſetzte ſich auf die Bettpfoſte. Ich ſah ihn lange an, und er mich wieder, bis er endlich ſagte: „Haſt du noch keinen Menſchen geſehen, Junge? Du biſt ein ſchöner Flegel, wirfſt mir die Fenſter ein! Nun, erſchrick nur nicht; ſie ſind wieder gemacht! Es ſoll dir auch nicht nachgetragen werden, weil ich meine Urſache dazu habe. Wenn du einen Beefſteak vertragen kannſt, ſo ſoll dir Elsbeth zwei oder drei Stücke heraufbringen. Ich will ſchon deinen Doctor machen, daß du wieder auf die Beine kommſt! Wenn du aus dem Bette herauswillſt, ſo hängt da gleich an der Wand ein bischen Zeug zum Anziehen.“ Ich wußte nicht, wie mir geſchah; ich ſtammelte ſo Etwas von Dank und Gotteslohn, und andere Bettlerredensarten, welche mir eben beifielen. Er unterbrach mich: „Es ſoll mir lieb ſein, wenn du kein gar. ſo böſer Bettelbube biſt, als ich mir eigentlich gedacht habe. Du ſiehſt ſonſt auch nicht übel aus, hat aber der Patron da noch ein paar Gaunereien hinter den Ohren; — nun — ſo weiß ich auch Rath.“ Bei dieſen Worten lachte er ſelbſtvergnügt und wies mir dabei ein paar Reihen unverwüſtlicher Zähne, indem er eine ganz beſondere Bewegung mit der Hand machte, die ich ſpäter erſt recht verſtehen lernte.

„Meine Jugend bedurfte nur kurze Zeit, um ſich wieder zu erholen. So lange ich noch das Bett hüten mußte, kam die kleine Elsbeth von Stunde zu Stunde zu mir, denn wir waren Beide noch Kinder und plauderten wie die Kinder. Obſchon ich immer nach meiner Mutter und den Verhältniſſen forſchte, in welchen ſie vielleicht zu Elsbeth's Vater geſtanden haben mochte, ſo konnte ich doch weder von ihr, noch auch von ſonſt Jemand etwas erfahren. Doch hatte ich von der kleinen Bethe bald herausgebracht, daß ihr Vater Schiffsbaumeiſter, und ſie ſein einziges Kind wäre.

„An einem Sonntage verließ ich geneſen, angethan mit friſcher Wäſche und getragenen, aber noch hübſchen Kleidern, das Gemach. Von dieſer Zeit an begann ich erſt zu leben. Ich war wie ein Kind im Hauſe und wuchs mit der lieben Elsbeth heran, wie ein Bruder mit ſeiner Schweſter. Ich wurde in die Schule geſchickt, lernte darin ſo viel ich konnte, und wurde ſpäter von meinem Pflegevater zu einem Maurer, welcher ſich mit Stubenausweißen hauptſächlich abgab, in die Lehre, nicht aber aus dem Hauſe gethan, in welchem ich aufgenommen worden war.

„Man hat ein rechtes Elend mit dir!“ ſagte öfters der Schiffsbaumeiſter, „daß du ſo ein ſchwächlicher Kerl biſt. Ich hoffte dich auf der Werft gebrauchen zu können; nun biſt du eine Stubenfliege!“ Ich jedoch hatte mit meinem alten Maurer eine viel größere Noth; war er doch ärgerlich, wie ein ſchnupfiger Mops, Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein! Es giebt Leute, die man prügeln möchte, wenn man ſie nur anſieht. Zu dieſen gehörte mein Lehrmeiſter.

„Als ich ſechszehn Jahre alt wurde, war ich auch ein ſehr tüchtiger Wandanſtreicher — huſch! ruſch! von einer Ecke in die andere, daß die Kalkſuppe meilenweit ſprützte. Ich konnte aber auch accurate Linien mit dem kleinen Pinſel ziehen, ſchwarze, rothe, gelbe, je nach Geſchmack und Belieben; aber wollte ein Liebhaber grüne Natur in die Stube — Weinlaub aus freier Hand, — ſo war ich der Meiſter; denn grünes Laub war mein Element.

„Eine Schwalbe jedoch war an all' meinem Unglück Schuld. Dieſe hatte ein Neſt unter dem Fenſter meiner lieben Elsbeth. Ich ſah manche Stunde ihr zu, wie ſie ein- und ausflog, unermüdlich im Hin- und Herſchießen, an der Dachrinne hin, über des Nachbars Schornſtein, dreimal um den Thurm herum und gleich wieder da bei den Jungen mit einem ganzen Schnabel voll Fliegen und Mücken! Dieſes flatterhafte Thier kam mir gar nicht mehr aus den Gedanken; ſelbſt beim Anſtreichen in der dunkelſten Hausflur dachte ich an die Schwalbe.

„In dieſer Zeit fiel es einem alten Franzoſen, der in Hamburg eine Bijouteriehandlung hatte, beim Ausweißen ſeiner Arbeitsſtube ein, Weinlaub von mir malen zu laſſen, denn in dieſem Artikel war ich, wie ſchon geſagt, berühmt geworden.

„Nachdem Alles recht weiß abgetüncht war, ging ich mit meinen Farbefäſſern und Pinſeln an die Frescomalerei. Ich war eben bei dem Kranze, den ich in der Mitte der Stubendecke zu machen hatte, als mir die verwünſchte Schwalbe einfiel. Ehe der Papſt dreimal vobiscum ſagt, hatte ich mit Rußſchwärze und Bolus das Dingelchen mit dem doppelten Spießſchwanze und dem rothen Unterkehlchen ſo munter in die Mitte hineingemalt, daß ich vor Freude außer mir war. Es war ja das erſte lebendige Weſen, das ich gemalt hatte und ſeinem Original ähnlich!

„Ich hüpfte recht albern in der Stube herum und ſchlug mit den flachen Händen vor Freuden über mein Meiſterwerk auf die Beine, als in dieſem Augenblicke mein Lehrmeiſter hereinkam. Kaum hatte er aber das kleine Ungethüm oben an der Decke erblickt, als er ſich mit untergeſtemmten Armen vor mich hinſtellte, erſt mit der Stirne, dann mit der Naſe, endlich mit dem vorgeſtoßenen Kinne anfing zu wackeln und zu näſeln: „Iſt aber das auch Weinlaub da oben?“ —

„Das iſt eine Schwalbe von hinten!“ ſagte ich trotzig.

„Und das eine von vornen!“ — Mit dieſen Worten hatte ich eine Ohrfeige im Geſichte ſitzen, daß ſie mich heute noch brennt, ſo warm war ſie gebacken.

„Da kam über mich mein jähzorniger Teufel. Kaum hatte ich die angenehme, einſeitige Wärme im Geſicht geſpürt, ſo war auch ſchon dem Meiſter das ganze Faß mit Rußfarbe über den Kopf, wie eine Mütze, geſtülpt, daß der Kerl über und über troff, wie der Speiteufel auf dem Springbrunnen zu Nürnberg. Unter der Thüre ſtand der alte Franzos, der ſich beide Seiten vor Lachen zuhielt, mit der Lorgnette handthierte und in Einem fort ſchrie: „Il faut voir cela de près!“

„Ich jedoch floh hinweg und nach Haus in meine Kammer, wo ich nun Zeit hatte, mein Unglück und mein Vergehen zu überlegen. Alles fiel mir jetzt auf einmal ein, was meine Angſt vermehren mußte — die beſondere Freundſchaft meines Pflegevaters mit meinem begoſſenen Meiſter, alle Ermahnungen und Vorwürfe, die ich faſt täglich bei dem Morgen-, Mittag- und Abendbrot hörte: „daß ein Bettlerbub', wie ich geweſen wäre, gut thun und ſich was gefallen laſſen müſſe!“ ach, und alle die Knüffe und Püffe, die ich von meinem Pflegevater dankbar hinnahm, wie Brezeln, die man in den Kauf bekommt! Aber alle dieſe Gedanken waren wie durchſichtige Perlen über die goldene Schnur meiner Zuneigung zu Elsbeth gereiht.

„Dieſe kam eben jetzt an meiner Kammer vorbei. Wie ſie mich drinnen ſo jämmerlich ſeufzen hörte, ſteckte ſie erſt ihr liebes Angeſicht und zuletzt ſich ſelbſt herein zu mir in die kleine Bodenkammer. Sie redete mir ſo liebreich zu, bis ich ihr mein ganzes Herz entdeckt hatte. Da fing ſie auch mit an zu weinen, bis wir alle Beide ſchluchzten und unter bitteren Thränen — der Himmel weiß, wie das kam! — einander ewige Liebe und Treue zuſchwuren, wobei wir uns küßten und wieder küßten ohne Unterlaß, bis wir auf die Kniee geſunken waren und doch wieder in Einem fort zuſammen weinten, uns wieder in die Arme fielen und küßten, und wenn das Eine: „Ach!“ ſagte, ſo ſeufzte das Andere: „Oh!“ Das war meine erſte, es iſt meine einzige Liebe! Es war die ſchönſte Albernheit in meinem ganzen Leben.

„In jenem Augenblicke waren mir alle Gedanken ſo ganz vergangen, daß ich gar Nichts wußte und fühlte, als nur das Pochen des Herzens meiner Elsbeth; doch kam es mir auf einmal vor, als wenn eine derbe Fauſt in meine Haare griffe. Es hatte eine ziemliche Weile gedauert, und ſchon fühlte ich meinen Kopf ungemein hin und her geſchüttelt, als Elsbeth lautſchreiend ſich mir entwand und entfloh, ich aber ſo an die Wand geworfen wurde, daß mir Hören und Sehen verging. Wie das Rauſchen und Grollen eines fernen Gewitters, ſchlugen die Worte an mein Ohr: „Der Himmelſakkermenter! der Bettelbub'! He! das wär' eine Geſchichte! Du Schwalbenfabrikant! Wiſcht ſein Maul an mein Mädel! Seht einmal die Brut an! Marſch!“ Da weckte mich ein Fußtritt aus meiner Betäubung. Ich ſprang auf und ſah in das feuerrothe Geſicht des Schiffsbaumeiſters. Ich weiß nicht, wie es geſchah, daß mir da ſein Geſicht, wie ein geſottener Krebs, vorkam, und da nun die Wuth gar ſeine Augen herausdrehte, ſo kam ich in einen ſolchen luſtigen Humor, daß ich gerade hinaus an zu lachen fing; er ſprang erſchrocken zurück, ich aber zur Thüre hinaus — und ſoll heute noch wieder kommen.

„Wie ein Wildfang irrte ich jetzt in der Stadt herum. Die nächſte Nacht über ſchlief ich unter den Feuerleitern; am andern Morgen ſuchte ich das Freie. Ich ging längs der Elbe hin, als müſſe ſie meine Reiſegefährtin ſein. Verhungert wie ich war, ſtreifte ich Erlenblätter ab und aß ſie. Bald konnte ich vor Mattigkeit nicht weiter. Ich lagerte mich an den Strom hin in das tiefſte Gras.

„Man muß erſt ganz unglücklich ſein, um zu erkennen, wie ſchön der gewölbte Himmel, das ſtrömende Waſſer, die wehenden Bäume, die ganze Natur iſt! Nur im tiefſten Elende verſteht man ihre Stimme, denn nur mit Dem, welcher ihr ganz angehört, fängt ſie nach und nach zu reden an — wie ein altes, gutes, aber doch wunderliches Mütterchen, das nur in Dämmerſtunden und wenn es ganz ſtill in der Stube iſt, ſeine waldſinnigen Märchen erzählt.

„In meiner Noth kam auch dort eine ſo wunderſame Stimmung über mich, daß ich bald lachte, bald weinte, und im Graſe herumrutſchte; denn das lange Gras mit den gelben Blütentroddeln meinte es ſo gut mit mir, daß ein Halm nach dem andern kam und mit ſeinen kleinen Fingern mir im Geſichte herumgriff. Zugleich ſchmeichelte das Waſſer ſo mild zu mir herauf und hauchte mich ein Mal um das andere ſo lockend an, daß ich Schuhe und Strümpfe von mir warf und die bloßen Füße tief hineinhängen ließ. Wie ich nun ſo in die ſtrömende Fluth und in den Himmel, der ſich darinnen abſpiegelte, ſchaute, bis ich ganz, — wie ſoll ich ſagen? — vom Geiſte des Waſſers betäubt wurde, da wich allmälig aller Gram, aller Kummer aus meiner Bruſt. In mir war nur noch ein Bild übrig, denn Gedanken kann ich es nicht nennen — meine Elsbeth! —

„Mein Angeſicht, das ich in der klaren Fluth ſah, fing an, immer mehr ihre Züge anzunehmen, ich ſah ja ihren Blick, die ſchöne Stirne, die blonden Locken, nun hob ſich eine weiße Schulter — ein jugendlich glühender Leib wob ſich hervor, zwei Arme ſtreckten ſich aus nach mir, ſo daß ich vor Sehnſucht, Luſt und Liebe gewiß hinuntergeſtürzt wäre, wenn nicht der alte Franzoſe mich aus meinem Hinſtarren aufgeſchrieen hätte mit den Worten: „Il faut voir cela de près!“

Heinrich, welcher jetzt ſchwieg, begann ſeine Palette abzukratzen, Johannes aber ging mit übergeſchlagenen Armen in der Stube herum, erſt mit langſamen, dann mit ſchnellen, aber unterbrochenen Schritten. Man ſah es ihm an, daß er mit ſeinem Genius Zwieſprache hielt. Nachdem er ſeine Reiſepelzmütze über die Ohren geſtülpt hatte, gerannen die Ideen zu den Worten: „Was iſt ein Kunſtwerk anders, als ein Aufſchrei des Genius aus dem Kerker des Leibes? Wie der Strahl einer Quelle, deren ruhiger Lauf plötzlich in einen undurchdringlichen Felskeſſel eingeſperrt wird, nun in hohem Strahle emporſprüht zum Himmel, ſo ſpringt die Sehnſucht nach dem ewigen Frieden aus der Bruſt des Dichters und Künſtlers in ihren herrlichſten Werken. Wird nicht endlich alles Große nur von Unglück und Mühſeligkeit geboren? Mußten nicht Halbgötter und Heroen von jeher erdulden unſägliche Leiden? O, ich denke an dich, Cervantes! an den größten Dichter, den nur je die Muttererde unter Lachen und Weinen herzinnig an ihre Bruſt drückte und — verhungern ließ. Lache Keiner über den edlen Junker und den ehrlichen Schildknappen; denn einer von Beiden wird ihm immer zurufen: „Guten Morgen!“ Heinrich, ſieh' mich an; denn auch ich bin ein Dichter und mein Beiname: Don Quixote!“ —

„Wenn du nicht ſo wohlgenährt wäreſt,“ erwiderte Heinrich, „ſo möchteſt du danach ausſehen! Jetzt aber, dächte ich, gingen wir in das alte Hellas, ich meine in die Glyptothek.“ Dieſer Vorſchlag brachte Johannes auf andere Gedanken. Sein Phantaſus ließ die Flügel hängen, und ſo ſchlenderte er mit Heinrich hinaus in die lärmenden Straßen.

Wie eine ſchöne Römerin, die Ovidium Nasonem de arte amandi und den ganzen, unverletzten Decamerone ſtudirt hat und im innerſten Herzen gar viele heiße, dunkle Geſchichten von ſommernächtigen Küſſen und plötzlichen Dolchſtichen verbirgt, nun vor dem Beichtſtuhle knieet und mit verſchloſſenen Augen dem dicken Confeſſore in Räthſeln beichtet und in Räthſeln abſolvirt wird, ſo liegt die Glyptothek vor dem bigotten Monaco ganz fromm und ehrbar, aber dem Liebhaber zeigt ſie gern ihre hellen Augen und ihre herrlichen, helleniſchen Glieder.

Wie beide Freunde ihrer anſichtig wurden, ſagte Heinrich: „Es wäre ein gar ſchönes Leben, wenn du hier bleiben könnteſt — als ein anderer Arioſto oder Taſſo!“ „Meinſt du im Kerker?“ entgegnete Johannes. „Je länger ich hier bin, deſto mehr verliere ich den Muth zu meinem Vorhaben.“ „Dein und mein Schickſal, erwiderte Heinrich, werden ſich bald entſcheiden. Ich hoffe ſchon morgen, wo ich mein Bild auf die Kunſtausſtellung gebe, zu erfahren, ob ich ein Meiſter der Malerkunſt bin und hier zu thun bekommen werde; denn wenn mein Ondinenbild eine unbedingte Anerkennung erhält, ſo bekomme ich nicht nur dazu bald einen Käufer und Geld, ſondern auch Beſtellungen zu neuen Werken, vielleicht wohl gar in der neuen Königsreſidenz.“

„O, Ihr Götter des Schickſals!“ ſprach Johannes, indem ſie Beide eintraten in die Glyptothek, „ſeid zwei Jüngern der Kunſt gnädig und laßt ſie zu gewünſchtem Ziele gelangen!“ — Nun aber ſchwiegen Beide; denn vor ihnen ſtiegen die gewaltigen Frescobilder des Meiſters Cornelius auf. Ihnen vorüber rauſchten faſt vernehmbar die alten, herrlichen Zeiten der Götter und Helden! Ihnen vorüber gingen unvermerkt dort die Stunden des Tages.

In der Glyptothek ſieht man auch einen antiken Meduſenkopf aus Marmor. Dieſer hat im Antlitze ſo etwas räthſelhaft Entſetzliches, daß ihn kein Menſch vergeſſen wird, der ihn geſehen hat. Dieſer Triumph der Sinnlichkeit und Sünde, dieſer unauslöſchliche Hohn, dieſer unverſöhnliche Ingrimm und doch dabei der phyſiſche Schmerz, der eben mit kaltem Schwertſchlag in die Todesangſt hinein und über das ganze Geſicht fährt: und doch die eigenthümliche Schönheit des ganzen Kopfes, — das Alles macht die Sage lebendig vom verſteinernden Schrecken! —

Vor dieſem Geſichte ſtand jetzt Johannes. Er hatte ſeine Stirne in die zuſammengefalteten Hände gepreßt, unter welchen hervor er in dieſe Züge hineinſtierte, als könnte er darinnen die furchtbarſte Tragödie leſen.

„Johannes, was haſt du?“ fragte Heinrich.

„Da ſieh' hin!“ murmelte dieſer, „da ſchaut mich an das Geſicht der ganzen Menſchheit mit allen ſeinen Schmerzen und ſeiner Verzweiflung! Es iſt das böſe Gewiſſen der Weltgeſchichte; o, ich kenne dieſes gottesleugneriſche Geſicht, ich höre das Rauſchen des Flügelroſſes der nächſten Zeit und ich ſehe eine geſchloſſene Hand und ein ausholendes Schwert! — Heinrich! komm' laſſ' uns hinaus; ich muß Oel auf die empörten Wogen meiner Seele ſchütten; ich meine — ein Krügel Bier! Gieb mir Gleichmuthsbier, daß ich wieder zu mir komme!“ — Mit dieſen Worten verließen Beide die Glyptothek.

In München findet man gar bald eine Schenke, darin ein hübſches Goldhäubchen und ein gläſernes Krügel mit zinnernem Deckel. Hat man es erſt ſo weit gebracht, ſo findet ſich wohl auch ein Imbiß.

„Wie ſehr die Phantaſie durch Hunger befördert wird, kann jeder von uns Beiden erfahren,“ fing Johannes zu plaudern an, als er ſchon das dritte Krügel Bier auf die empörten Wogen ſeiner Seele geſchüttet hatte; — „du haſt vor lauter Hunger und Kummer dein Ondinenbild erphantaſirt, und ich habe vor lauter Durſt einen idealiſirten Affenkopf, — denn nach einer neuern Forſchung ſoll das Haupt der Meduſa ein ſolcher ſein — für das böſe Gewiſſen, und wer weiß ſonſt für was angeſehen.

„Aber du armer Schelm ſitzeſt mit deiner Liebesgeſchichte noch immer an der Elbe und der alte Franzoſe ſchreit in Einem fort: „Il faut voir cela de près!“ Hilf dir doch auf die Beine, und ſage mir, wie du endlich ein ſolcher Malermeiſter geworden biſt.“

„Das iſt gar bald geſagt!“ — begann Heinrich zu erzählen. „Wie ich dem luſtigen Patron kaum mein Unglück ausführlich erzählt hatte, nahm er mich lachend mit nach Haus, behielt mich die Nacht über und ſchickte mich am andern Morgen mit einem Louisd'or Reiſegeld, drei Butterſemmeln, einem Fläſchchen Rum und mit einem Empfehlungsbrief un ſeinen très cher ami, einen alten Portraitmaler in Bremen, welcher mir Unterkommen verſchaffen ſollte.

„Ich fand an dieſem einen wunderlichen Kumpan. Das Erſte war, daß er mich ſeine Schuhe wichſen ließ. Wie dieſes geſchehen war, ſagte er: „Gut!“ Dann mußte ich ſeinen Rock ausbürſten. Wie es geſchehen war, ſagte er: „Gut!“ Dann mußte ich Kaffee kochen; ich kochte, ſo gut ich konnte, nämlich die ganzen Bohnen. Der Alte gab auf Alles Acht; verzog keine Miene; wie aber das Waſſer nicht braun werden wollte und ich ihm endlich geſtand, daß ich das Kaffeekochen nicht verſtünde, ſagte er ebenſo gleichgültig: „Schlimm, ſehr ſchlimm!“

„Am andern Tage kam eine niedliche Bürgersfrau zu ihm und bat ihn, ſie zu portraitiren. Er ließ ſie ſetzen, rückte ſie hin und her, gab mir ein Reißbrett und ſchwarze Kreide, deutete mit der Hand auf die Frau und ſetzte ſich wieder an ſeine Staffelei, wo er an einem andern Bilde noch die letzten Striche zu machen hatte. Ich ſah die Frau an, ſie ſah mich an; endlich begann ich doch in halber Verzweiflung mit leiſen Strichen ein Geſicht, welches der Frau ähnlich ſein ſollte, auf das Papier zu bringen; — nach und nach wurde ich kühner und ſtrich nach Herzensluſt darauf zu, ſo daß gar bald ein Mohrengeſicht, welches die Blattern hatte, daraus wurde; denn es blieben nur noch ſchwarze und weiße Flecke übrig. Da ich aber auch um den Mund herum — denn ich hatte das Geſicht im Profil genommen — einen Hintergrund machen wollte, und dorthin ungeſchickte Striche ſetzte, ſo wurden noch Schnurren und Borſten fertig, ſo daß endlich eine rechte Meerkatze daraus wurde.

„Nach einer Weile, wie der Maler mich ſo tüchtig arbeiten hörte, kam er zu mir, nahm mir das Reißbrett ab, ging damit an das Fenſter und ſprach, nachdem er meine Zeichnung lange beſchaut hatte, in tiefem, ernſthaftem Baſſe: „Gut, recht gut!“

„Daß die gute Frau dieſe Zeichnung von ihrem Geſichte nicht zu ſeher bekommen hat, thut mir heute noch Leid; denn war ſie eitel, ſo hätte ſie dadurch von Grund aus curirt werden können.

„Am andern Tage, wo ſie dem alten Maler ſelbſt zu ihrem Portrait ſaß, ließ er mich ihr Geſicht noch einmal zeichnen, immer im Profil, Nachmittags noch einmal, am andern Tage gar dreimal, am darauf folgenden Tage nochmals und immer ſagte er dazu: „Gut!“ Ich hätte davon laufen mögen! Es half mir Alles Nichts; ich mußte immer wieder Stiefeln wichſen, Kleider ausbürſten und dieſelben Geſichter zeichnen, die er eben malte.

„Es wird dich nicht wundern, daß ich nach und nach anfing, mit dem Papier und der Kreide ſparſamer umzugehen, langſamer und ſorgfältiger zu zeichnen, aufzupaſſen, wie der alte Herr ſelbſt den Umriß zu einem Kopfe machte, ein Portrait anlegte, untermalte, die eigenthümlichen Farbentöne in das Geſicht brachte, dieſe zuſammenſtimmte, laſirte, Farbe dämpfte und hob, ſo daß ich allmälig einen dunkeln Begriff vom Malen bekam.

„Je beſſer aber meine Zeichnungen wurden, deſto häufiger ſagte der Alte: „Schlecht!“ oder: „Sehr ſchlecht!“ oder auch: „Miſerabel! ganz miſerabel!“ Ich hätte manchmal vor Wuth heulen mögen; mein Brotherr jedoch blieb ruhig, ernſt und ehern. Ich rang endlich mit einer wahren Verzweiflung nach einem: „Gut!“ aus ſeinem Munde; aber gerade da, wo ich Lob erwartete, ſagte er: „Miſerabel!“ und wo ich nur geſchmiert hatte, wie zum Zeitvertreibe, da kam das erſehnte: „Gut!“ Da mochte der Teufel daraus klug werden! Bei allem Dieſen bekam ich vor dem wunderlichen Manne einen recht innerlichen Reſpect; denn ich muß heute noch bekennen, daß er ein tüchtiger Maler war und in ihm mehr ſtak, als er je gefördert hat.

„Ich nahm mir endlich vor, nachdem ich ſchon nicht geringe Fortſchritte im Zeichnen gemacht hatte, auf meine Weiſe ſeinen Beifall zu erſtürmen. Ich zeichnete mit aller

Andacht aus meiner Phantaſie das Bild der unvergeßlichen Elsbeth. Es war mir nach meiner damaligen Meinung über Alles geglückt. Voll von Entzücken legte ich die Zeichnung vor ihn hin. Er ſah über die Achſel darauf herab, warf die Lippe auf und ſagte vor ſich hin: „'n Ideal! 'n Ideal! ganz miſerabel!“ Da riß ich vor ſeinen Augen aus Wuth das Blatt vom Brette herunter und zerknitterte es zu einem Lappen; der Alte legte da ruhig die Palette und den Rohrſtab hinweg, guckte mich an und brachte einen neuen Ausdruck: „Brav! ganz brav! Heinrich, du biſt ein kreuzbraver Kerl, und du ſollſt auch ein Maler werden! Das Butterbrezelnideal da wird dir ſchon wieder kommen!“

„Weiter war von der Sache nicht die Rede; er hörte jedoch zu malen auf, machte eine reine Palette und ließ mich darauf die Farben nach ihren Schattirungen aufſetzen. Wie dies geſchehen war, ſetzte er ſich an das Fenſter, und ſagte: „Nun male mich; — aber ſchnell!“ Nach einer Stunde ſtand er auf, ſah meine Schmiererei an und ſagte: „Gut! recht gut!“

„Am andern Morgen, wie ich in die Stube trat, war ein anderer Burſche da, der die Stiefeln des Malers putzte. Mein alter Lehrer, ſo werde ich ihn immer nennen, trat auf mich zu. Mit Augen, welche feucht wurden, ſah er mich lange an, bis er endlich ſagte: „Da Er geſtern Nachmittag ein Maler geworden iſt, ſo darf Er mir die Stiefeln nicht mehr putzen; — nun kann ich Ihn freilich auch nicht mehr gebrauchen. Ich habe Ihn rutſchen gelehrt, lern' Er nun auch laufen! Da hat Er ſein Reiſegeld und nun packe Er ſeine Sachen und verſuche ſein Glück! Palette und Farbenblaſen kann Er mitnehmen!

Male Er nur Portraits, ſo viel Er mag, aber behalte Er Alles für ſich, was darüber hinausgeht; mit den Idealen iſt es nun vollends Nichts! Was verſteht das Lumpengeſindel davon, was man eigentlich in ſich hat?! Lieber Heinrich! lebe Er recht wohl und denk' Er auch manchmal zurück an mich, wenn Er in die Welt kommt. Hör' Er! noch Eins: an ſeinen lieben Gott kann Er auch manchmal denken!"

„Bei dieſen Worten ſprangen mir die Thränen aus den Augen; ich wollte reden, aber das Schluchzen hinderte mich daran; der Meiſter ſetzte ſich an ſeine Staffelei und murmelte: „Miſerabel! ganz miſerabel!"

„Heinrich!" rief Johannes, „dein Alter ſoll leben!"

„Von ganzem Herzen! obſchon er todt iſt," entgegnete dieſer. „Ich zog nun mit meinem Ränzel auf dem Rücken zum Thore von Bremen hinaus. Meine Schwalbe von Elsbeth's Fenſter oder eine andere flog eine ganze Stunde weit um mich herum und zwitſcherte in Einem fort! — Da es zur Frühlingszeit und ein ſchöner, heller Morgen war, wurde ich ſo fröhlich, daß ich ein Mal um das andere meinen Hut in die Höhe warf und ihn wieder fing. Wie ein Müllerburſche, zog ich am Strome hin bis dorthin, wo die Aller einmündet, und von da weiter in die blaue Welt hinaus bis in die Gegend von Zell. Ich hatte einmal das Waſſer mit ſeinem Wellenſpiel ſeit jener Träumerei an der Elbe von der Elsbeth lieb gewonnen. Ich ſah nun wieder hinein in die Fluth der Aller, als müßte ſie daraus hervorkommen, oder ein weißer Arm herauslangen.

„Wie ich nun ſo dahinſchlenderte, hörte ich die Worte ſingen:

„Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran!“

„Ich ſtand ſtill und ſagte für mich: „Das iſt doch wahrlich eine wunderliche Geſchichte!“ Als aber gar ein feuchtes Weib die Fluth emporgetheilt haben ſollte, und es zu Worten kam:

„Du ſtiegſt herunter, wie du biſt,
Und würdeſt erſt geſund.“

da konnte ich mich nicht länger halten; ich ſtürzte um den Buſch vor, an dem der Weg ſich plötzlich hinumdrehte, und ſah vor mir auf einem Hühnengrabe zwei wandernde Studenten ſitzen. Der Eine war blond, der Andere ſah mehr einem ſchlanken, braunen Zigeunermädchen ähnlich, als einem vernünftigen Menſchen.“

Johannes lachte laut auf und rief: „Soll das als Beleidigung ziehen? Denkſt du, ich weiß nicht mehr, wie ſo ein verblüffter Malergeſelle mit ſeinem breiten hamburger Maule und ſeiner unäſthetiſchen Stumpfnaſe aus dem Buſche herausgabelte und ganz verdutzt höflich fragte: wer dieſes hübſche Lied gemacht habe, das wir geſungen hätten? und wie wir ſagten: „Da der Göthe!“ du ganz dämiſch fragteſt: „ob das auch ein Maler wäre?“

„Schweig' ſtill!“ rief Heinrich halb entrüſtet; „ich war wahrlich damals ein recht dummer Junge! Aber es iſt häßlich, daß ſich die Leute immer Dummheiten beſſer merken, als etwas Geſcheidtes! Doch werde ich immer daran denken, wie wir zuſammen nach Zell hineinwanderten, wie ich dort zuerſt dein Geſicht malte, und da die langen Haare mir nicht glücken wollten, du mit einer hartborſtigen Bürſte die Details hineintrugſt!“

„Ich ſah nun auch in dieſem Bilde mehr einem geräucherten Spitzbuben, als einem ehrbaren Studenten ähnlich.“

„Du warſt aber dennoch ſo toll,“ fuhr Heinrich fort, „daß du im dortigen Wochenblatte bekannt machteſt, der berühmte Hiſtorien- und Portraitmaler Heinrich H . . n ſei aus England zurückgekommen und werde ſich einige Zeit in Zell aufhalten, um auch hier mit kunſtfertiger Hand ſinnige Verehrer der Kunſt abzukonterfeien — gegen angemeſſenes Honorar! Doch es half, und ich bekam Arbeit. Ich malte freilich helldunkle Correggio's, zuweilen aber gerieth mir auch ein blaſſer, ſchmachtender Guido Reni! Ihr Beiden hattet mich bald verlaſſen. Ich dachte manchmal an dich, als ich an der Schule dort endlich Zeichnenlehrer geworden war, wo ich freilich mehr lernte, als meine Schüler.

„Nachdem ich dort dreihundert Thaler zuſammengeſpart hatte, mußte ich nach Italien reiſen. Du weißt gar nicht, was das heißt, das italieniſche Reiſefieber zu haben! — Es iſt, als wenn jeder Stein auf der Straße Einen ſpöttiſch anſehe, die Naſe rümpfe und inwendig ſage: „Ein Lump! Er iſt noch nicht in Italien geweſen!“ Jede Thüre knarrt Einen an: „Ne — apel!“ Jeder Wagen, der über die Straße fährt, poltert: „Rom! Rom! nach Rom!“ — Da hielt endlich Nichts mehr vor, ich gab meine Stelle auf und pilgerte nach Italien.

„Wie ich unterdeſſen die Zuſammenſtellung verſchiedener Figuren, welche eine Begebenheit oder einen Gedanken oder beides zugleich ausdrücken ſollten, vielfach verſucht hatte, davon kein Wort; denn du willſt doch nur wiſſen, wie die Idee meines Lebens — das Ondinenbild, endlich zur Reife gedieh.“

„Du biſt eine wahre Aaronsblume!“ erwiderte Johannes. „Dein ganzes Weſen trieb empor und ſchloß ſich unmittelbar in einem poetiſchen Gedanken ab, wie jene Pflanze, die ihr Herzblatt zu einem Stengel und oben zu einer weißen, wunderſamen Blume zuſammenrollt. Doch ich will dich nicht in deiner Erzählung ſtören, damit auch du dein letztes Blatt zum Ondinenbilde umſchlagen kannſt.“

„Du kannſt dir leicht vorſtellen,“ fuhr Heinrich fort, „daß jenes Lied von Göthe mit mir überall herumzog und durch meine Seele ſummte, mit mir über die Alpen ging, mit mir im Mittelländiſchen Meer ſchwamm, über den Apennin zog bis in den Vatican, hoch hinauf zum Veſuv, und endlich, wie ein Heimweh, mich überfiel und heimwärts jagte, bis ich an einem Abende, in einen Mantel gehüllt bis an die Augen und in Schwermuth bis über den Kopfwirbel durch die Straßen von Hamburg ſchritt.

„Welcher Zeitraum von Begebenheiten lag zwiſchen jener Nacht, wo ich mit meiner Mutter dorthin gekommen war, und ich ſie dann verloren hatte mitten unter Entſetzen und Wahnſinn! Jener Bettlerknabe, den ein roher Schiffsbaumeiſter aufgenommen, ſpäter deſſen Meiſter Gevatter, der Maurer und Wandanſtreicher, gemishandelt hatte, bis er endlich wieder der Flucht und dem Elende preisgegeben war, dieſer arme Junge war nunmehr freilich ein Mann, aber war er denn auch glücklicher?

„Indem ich nun an den Häuſern längs dem Alſterbaſſin hinſtrich, Allen unbekannt, heimathsfremd, war es Nacht geworden. Da zupfte mich Etwas am Aermel. Vor mir im Mondenſcheine ſtand ein zerlumptes, verhungertes, häßliches Weib, daneben ein Knabe, der nicht beſſer ausſah. Meine Seele entſetzte ſich; es war mir, als ſähe ich wieder vor mir ſtehen meine eigene Mutter und mich ſelbſt, wie vor dreißig Jahren! Ich griff inſtinctmäßig nach der

Börſe und fragte: „Wer biſt du?“ „Ach, Herr!“ wimmerte die Elende, „wir waren nicht immer ſo arme Leute, wie wir jetzt ſind. Mein Vater war ein reicher Schiffsbaumeiſter und ich bin ſeine einzige Tochter. Nun hatte ich eine kleine Liebſchaft mit meinem kleinen Vetter.“ „Deinem Vetter?“ fragte ich. „Das erfuhr ich freilich erſt ſpäter,“ fuhr die Unglückliche fort, „daß er der Sohn einer Schweſter meines Vaters war, welche ſich von einem fremden Herrn hatte verführen laſſen, und mit dieſem Kinde in der Fremde niedergekommen war; denn mein Vater hatte ſie verſtoßen. Später war ſie mit dem Jungen zurückgekommen, aber vor der Thür meines Vaters geſtorben. Das Kind aber — Heinrich hieß der gute Menſch — kam in unſer Haus. Er war ſo gut, aber ſo gar wild, daß ihn mein Vater endlich auch wieder fortjagte. Es war, als wenn mit ihm auch unſer Glück hingeweſen wäre! Mein Vater fing damals in der franzöſiſchen Zeit an mit Schmugglern Gemeinſchaft zu halten; er hatte ein ganzes Schiff dazu ausgerüſtet, — wie es herauskam, wurden wir aus dem Hauſe heraus und in das Elend hineingejagt. Vor Schreck hat den Vater damals der Schlag gerührt; nun iſt er auf einer Seite lahm und todt; da muß ich für ihn und mein Kind betteln. Ein Lootſe hatte mich gefreit. An dem Tage, wo dieſes Kind getauft wurde, haben ihn die Franzoſen, ich weiß nicht weshalb? — todtgeſchoſſen! Er war gar brav und hätte mich gewiß nicht betteln laſſen. Gnädiger Herr! Seien Sie doch ſo barmherzig und ſchenken Sie mir einen Sechsling! Gott ſoll's vergelten mit tauſendfachem Glück und Geſundheit!“

„Ich konnte kaum noch die Worte ſtammeln: „Wie hieß man dich im väterlichen Hauſe?“

„I nun, Elsbeth!“

„Ich hielt an mich, aber mein Herz war gebrochen, viele Thränen drängten ſich aus meinen Augen.“

„Gottes Gnade! Gnädiger Herr, was iſt Ihnen?“ fragte ſie mich beſorgt.

„Es war die Stimme meiner Jugendliebe.

„Ich ergriff ihre Hände und hielt ſie ſo lange, bis ſie warm waren. Sie forſchte im Dunkel der Nacht nach meinem Geſichte; ich erkannte noch ihr mildes Auge. Da that es mir Leid, noch länger an mich zu halten, und ich fragte mit unverſtellter Stimme: „Elsbeth! Meine Elsbeth! Kennſt du mich gar nicht mehr?“

„Da drängte ſie ihr Haupt an meine Seite und fing an laut zu ſchluchzen und zu ſtöhnen: „Gott ſei mit dir, Heinrich! Er hat dich groß gemacht vor den Leuten, das weiß ich, und aber in den Staub gedrückt, das muß ich wiſſen! Und ich danke ihm, daß er mir vergönnt hat, dich noch einmal zu ſehen und dir, Heinrich, tauſend Dank zu ſagen, daß du noch immer ſo gut geblieben biſt!“

„Meine Seele rang im herben Leide; doch mußte ich mich faſſen, um die Jugendgeliebte zu retten aus dem Meeresſtrudel, der ſie vor meine Füße warf. Ich fragte daher, ſo feſt ich konnte: „Elsbeth, wie iſt dir zu helfen?“

„Ach!“ entgegnete ſie, „wenn ich nur vier bis fünf Mark hätte, da könnte ich anfangen, mit Gemüſe zu handeln.“

„Ich hatte damals in meiner Börſe funfzig Friedrichsd'or. Es war der Erlös eines Bildes, das mir der Banquier Donner in Altona, dem ich ſonſt viel verdanke, abgekauft hatte; — es fiel mir ein, daß ich noch einen goldenen Ring mit einem feinen Rubin hatte, den ich verkaufen konnte. Ich drückte ihr daher ohne Umſtände die Börſe in die Hand, küßte ſie auf die Stirne, ſah noch einmal in ihre Augen, küßte auch das Kind und ſo ſchied ich von ihr.

„Am andern Morgen ſaß ich in der verſchloſſenen Poſtkutſche, und ließ mich hierher nach München ſchütteln.

„Jetzt erſt, nachdem Brücke und Steg zwiſchen Traum und Wirklichkeit abgebrochen waren, ſtieg das alte Ondinenbild mit Farbe und Leben in meiner Seele auf. Ohne Ruhe und Raſt habe ich daran gearbeitet; nun iſt es fertig und du haſt es geſehen.“

Beide Freunde, Erzähler und Zuhörer, waren allmälig in einen ſolchen Gemüthszuſtand verfallen, daß ſie bald die Einſamkeit und ihr Quartier ſuchten.

Dürfte ich Euch, meinen Leſern, recht in das Einzelne hinein erzählen, wie bei angebrochener Nacht Heinrich zwiſchen zwei alte Bücher eine Lampe, und darüber einen Topf mit Waſſer ſtellte, bis dieſes anfing zu kochen, wie er Zucker pochte und in die Gläſer warf, endlich darauf langſam das ſiedende Waſſer goß, daß der trefflichſte Grogg fertig wurde, wahrlich ich wollte Euch, wenn Ihr ſonſt ein ehrbares Herz habt, bewegen, daß Ihr hinginget und thätet desgleichen. Wollte ich Euch aber erzählen, wie dieſe Beiden die ganze Nacht lang miteinander ſich beſprachen, gewaltig, wie zwei hohe Waldbäume, in heimlicher Stunde, wenn ſonſt Alles ſchweigt, und wollte ich euch dazu verrathen, daß die Lampe unter dem Waſſertopfe nicht verlöſchte, bis der Morgen über die Dächer hereindämmerte, ſo möchtet Ihr die ehrwürdigen Häupter ſchütteln und Gott danken, daß Ihr alle Nächte ruhig verſchlaft!

„Deshalb ſei nur ſo viel geſagt, daß ſchon am folgenden Tage gegen Mittag ein großes Gedränge vor dem Saale, in welchem die Kunſtausſtellung war, theils von Denjenigen, welche hinein wollten, theils von Denjenigen, welche ſich herausdrängten, gemacht wurde und immer Eins dem Andern zurief: „Den Fiſcher und das Meerweib? Habt Ihr das Bild geſehen?“ Wo ein Kunſtfreund oder ein Künſtler dem Andern begegnete, hörte man auch den Zuruf: „Haſt du das herrliche Bild, den Fiſcher und die Ondine, geſehen?“

Johannes, welcher mitten unter dem Schwarme geweſen war und ſeine Ohren überall hineingehängt hatte, als könnte er des Triumphes ſeines Freundes nicht gewiß genug werden, hätte gern den albernſten Philiſter zum Enthuſiasmus über das Bild mit der Piſtole in der Hand gezwungen. Endlich hatte er genug gehört, um mit voller Fracht in den Hafen zu ſteuern.

Auf dem Heimwege begegnete ihm ein Mädchen, welches Blumenſträußer und Kränze zum Verkaufe hatte. Er warf ihr einen Zwanzigkreuzer in das Körbchen, nahm den ſchönſten Aſternkranz und flog damit nach Haus.

Wie er dort die Stubenthür aufmachte, ſah er den Freund auf dem Strohſacke in der Stube liegen. Schnell drückte er den Kranz ihm auf die Stirne; Heinrich fuhr in die Höhe vor dem Rufe: „Victoria! ſpät blüht dein Ruhm, aber ewig, wie ein Sternenkranz!“

„Haſt du mich doch erſchreckt!“ ſagte langſam mit freundlichem Bräutigamsgeſichte der Maler.

Johannes aber rief im Gefühlsdrange: „Im Finken erwarten dich viele Freunde! Farbenkleckſer und Farbenkleckſer! Komm'! Komm'!“

Da war keine Zeit zum Verweilen. Heinrich, welcher von dem Feuer des Freundes ganz mit hingeriſſen wurde, flog mit ihm durch die Straßen und hin zur Malerſchenke, durch das Billardzimmer hindurch in die hintere Stube, welche voll war von Künſtlergeſichtern mit und ohne Bart.

„Gloria! Gloria in aeternum!“ ſchrieen Heinrich Viele entgegen, Andere drückten ihm die Hände, wieder Andere aber ſaßen da in ſtillem Harme und heimlichem Neide und ſahen vor ſich hin.

„Laßt es gut ſein!“ ſagte endlich Heinrich; — „aber Joſeph, fünf Krügel, für jeden Finger eins!“

„Das wären zehn!“ ſagte der pfiffige Kellner.

Da drängte ſich aus der Menge hervor ein ſehr alter Herr mit einer Lorgnette in der Hand, er ſagte: „Il faut voir cela de près! Mon cher! ick will Sie ſahl für pecheur ſwei undert Ducat!“ Heinrich ſah den Alten lange an; dann nahm er ihn beſonders bewegt bei der Hand und führte ihn in ein Fenſter, wo er ſich lange mit ihm beſprach. Als Beide Arm in Arm zurückkamen, rief der Greis: „Marqueur! hol Sie Sillery ſwölf Bouteillen!“

Ein allgemeiner Jubel entſtand; nur einige Malerjünglinge fanden es anſtößig, in ihrer Mitte einen Franzoſen ſehen zu müſſen; ſie ließen ſich aber doch den Champagner gefallen und verſöhnten ſich mit dem Schickſale.

Jetzt trat ein anderer Künſtler herein. Sein Name kann hier verſchwiegen werden, die neueſten Bildhauerwerke an der Walhalla und dann ſo viele Zeichnungen, nach welchen in der Reſidenz gemalt iſt, verkündigen ihn von ſelbſt genug. Er wandte ſich zu Heinrich mit den Worten: „Vor Kurzem haben Cornelius und ich mit Seiner Majeſtät dem Könige von Ihnen geſprochen, er wünſcht, daß Sie an der Ausführung einiger Ideen und Gemälde in der neuen Reſidenz Theil nehmen möchten.“ Heinrich drückte ihm dankbar die Hand.

Er war ſo überglücklich, daß er kaum mehr einen Gedanken faſſen konnte; — aber wie ſehr wurde er in ſeiner Freude geſtört, als er jetzt ſich umſah und ſeinen Freund in eigener Wildheit emporflammen ſah. Dieſer hielt ein Zeitungsblatt in der Hand.

„Johannes, was haſt du?“ fragte er.

„Nichts oder wenig!“ antwortete dieſer. „Da lies!“

Heinrich ſah auf die Stelle, auf welche Johannes den Zeigefinger hielt. Etwas befangen erwiderte Heinrich: „Laß' dich das nicht ſtören! Seine Majeſtät iſt allerdings durch Zuſendungen ſo vieler Kunſtſachen und Werke ſo überläſtigt worden, daß er wirklich gezwungen wurde, eine Commiſſion zur Prüfung der Werke, welche ihm übergeben werden ſollten, niederzuſetzen!“

„Nie! nie!“ rief Johannes, „ſollte ein Fürſt ſich abſchließen wollen! Er ſoll wie die Sonne ſein, über Alle her mit dem Lichte und der Wärme, über Löwen und Haſen, über Adler und Mäuſe! Schon Homer verkündet: „Die Könige ſtammen von Zeus, von Apollo aber die Sänger! Bin ich nun ein wahrer Dichter, ſo bin ich ihm ebenbürtig; ſo muß ich auch gegen dieſe Commiſſion und ihre Competenz ewig proteſtiren, wie Karl Stuart gegen das Gericht, welches ihn verdammte. Höre ich aber ſtatt der väterlichen Lyra nur das Geklingel einer Narrenmütze über meinem Kopfe — ſo fahre hin, Thorheit!“

Heinrich ſprach Nichts dagegen. Nach einer kurzen Weile ſtahlen ſie ſich nach Haus und auf ihr Lager, wo ein langer, ſüßer Schlummer ihnen Herz und Angeſicht beruhigte.

Am andern Morgen ſchnallte Johannes ſein Reiſeränzel, Heinrich begleitete ihn bis in die Glyptothek, wohin er noch einmal gehen wollte.

Dort eilte er vor das Antlitz der Meduſa hin, die er vorgeſtern ſo ſehr bewundert hatte. Er kniete vor ihr nieder und betete mit eilender Stimme:

„O sancta Medusa! ſieh' mich vor dir liegen im Staube und Abbitte thun für den frevelhaften Irrthum, der mich nach München führte. O du gewaltige Gottheit der Zeit, du Vernichterin! ſieh' gewaltig herab mit deinen glanzloſen Augen auf den Sünder, der dein Amt vergaß und dir nahte mit Lied und Saitenklang!“

Noch einmal warf er ſich dem betrübten Freunde in die Arme; dann aber eilte er hinaus, beſtieg einen Fiaker, welcher in der Nähe hielt und rollte zum Thore hinaus.

So viel dem Herausgeber dieſer Geſchichte bekannt geworden iſt, lebt Heinrich H . . ., der Maler, in München, iſt fromm geworden, malt heilige Madonnenbilder und ſingende Cherubim und Seraphim, Bilder, viel zu fromm für dieſe weltliche Zeit, der Poet aber — — lebt und dichtet anderswo. Have pia anima!“

Auf die Zuhörer hatte dieſe Erzählung einen beſondern Eindruck gemacht; ſie machten es aber, wie jedes Publikum, und vergaßen den Dank dafür über die erhaltene Anregung. Gar bald wurde die Frage verhandelt: woher es komme, daß Dichter und Künſtler faſt nie, oder nur ſelten vom äußern Glück begünſtigt würden. Erdmann ſuchte die Frage in einer Novelle zu beantworten, welche er unter Zuſtimmung des Convents vortrug:

Lebende Bilder.

Wie jeder Menſch ein doppeltes Daſein, einmal innerlich für ſich ſelbſt und dann im äußern bürgerlichen Leben hat, ſo kann auch Jeglicher doppelt glücklich oder ebenſo unglücklich ſein. Das innere Glück wird beſtimmt durch die Harmonie des Gemüthes und des Verſtandes; den Zwieſpalt zwiſchen beiden bezeichnen wir mit dem modernen Worte: Zerriſſenheit. Das äußere Glück, deſſen Gegenſatz Armuth iſt, beſteht in der Wechſelwirkung beſondern Talentes mit den Combinationen der äußern Zufälligkeiten, welche zuſammenaddirt das ſogenannte Glück ausmachen. Erhöht ſich ein ſolches Talent zum Inſtincte, ſo iſt es das Genie zum Glücke.

Wie einem dichteriſchen Genie ſich von ſelbſt die dankbarſten Stoffe, faſt ſchon zum Kunſtwerke geſtaltet, darbieten, ſo dem Glücksgenie die Gelegenheit zum Erwerb und Gewinn. Daher kommt es, daß ein Dichter oder Künſtler ſelten Geld und Gut, und ein Reicher noch ſeltener ein poetiſches Gemüth hat. Beide Genies ſind entweder abgeſagte Feinde oder Freunde; das Letztere, wenn ſich Beide ergänzen, das Erſtere, ſchließen ſich Beide einander aus.

Ein ſolches Glücksgenie war der Buchhändler Allgeier, ein poetiſches und ſchriftſtelleriſches Talent Konrad Dingler, ſein Zeitungsredacteur. Allgeier hatte ſeine Laufbahn als Buchbinder begonnen, war dann Antiquar geworden, hatte darauf in eigenen Verlag Anecdotenbücher, Kalender und Katechismen genommen und ſich dann weiter ausgebreitet, wie eine Linde mit tauſend Aeſten, bis er allmälig jedes

Blättchen an ſeinem Lebensbaume mit Ducatengold belegen konnte. Er war großartig in ſeinen Honoraren, jedoch nur wie ein Lindenbaum nach der Michaelismeſſe, wenn er den Inſtinct in ſich fühlte, daß hinter jedem abfallenden, gelben Blättchen zehn neue in der Knospe der Manuſcripte ihm dafür beſcheert waren.

Oft ſah er kaum den Titel des Manuſcripts an, ſo wußte er ſchon, welchen Gewinn der Verleger damit machen würde. Zuweilen erkannte er ſchon aus der Wendung eines einzigen Satzes, wie der Verfaſſer zum Niveau ſeiner Zeit ſtand. Als das größte Geheimniß ſeines Geſchäftes bewahrte er die Anſicht: daß ein gebildeter, aber mittelmäßiger Schriftſteller von ſelbſt die Gegenwart darſtelle und mit ſeinem Werke von ihr getragen werden müſſe. In den Kriegsjahren verlegte er gern Bücher, in welchen vom Frieden, und in der Friedenszeit andere, in welchen vom zukünftigen Krieg irgendwie gehandelt wurde. Von einem wirklichen Genie der Literatur hielt er nicht eher Etwas, bis die Zeit allmälig die vorausgeeilten Ideen deſſelben zu erreichen begann. Ehe man es ſich verſah, erſchien dann bei Allgeier die Geſammtausgabe, und der unglaubliche Abſatz belohnte immer den glücklichen Griff. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Verlagsbuchhandlung Allgeier durchaus honnet war; denn ohne Ehrenhaftigkeit gedeiht kein Genie, giebt es keinen Ruhm, giebt es kein Glück. Selbſt da, wo Allgeier über die gewöhnlichen Mittel, ein Werk in Schwung zu bringen, hinausging, geſchah es immer nach klingender Uebereinkunft mit dem Verfaſſer, und ohne Jemand zu gefährden. Zur Zeit, wo die romantiſche Schule im Abblühen begriffen war, faßte ſie ſich noch einmal in einem jungen Dichter mächtig zu ihrer Verklärung zuſammen. Er kam mit ſeinem Manuſcripte zu Allgeier. „Hm, junger Freund,“ ſagte einige Tage darauf zu ihm der verſtändige Allgeier, „das poetiſche Gemüth unſeres Publikums iſt, wie ein angefülltes Glas voll Waſſer; es geht kein Tropfen mehr hinein; ich werde es wagen, ihm Ihre Poeſie als Roſenblättchen darauf zu legen. Fließt ein Tropfen daneben, ſo iſt die Speculation verfehlt. Sie bieten mir eine Auflage an, ich honorire Ihnen und drucke gleich drei.“ —

So geſchah es. Die erſte Auflage der Gedichte wurde ausgegeben und von den Sortimentshändlern wieder eingefordert, weil zu große Nachfrage vorhanden ſei; dann wurde das Publikum drei Monate lang auf die zweite Auflage getröſtet; endlich erſchien ſie, — und zur nächſten Oſtermeſſe war ſchon die dritte Auflage nöthig. Allgeier war in ſeiner Weiſe ein kleiner Napoleon. Er wußte die Talente Anderer zu erkennen und zu gebrauchen. Vielleicht wäre er ein großer Regent geworden, wäre er ein Purpurgeborener geweſen. Der einzige Gedanke eines jungen Literaten an ſeiner Tafel, eine Zeitung zu gründen, welche immer ſtreng die Quinteſſenz ihrer Zeit ohne Parteianflug wiedergebe, hatte ihn auf den Gipfel des Glücks gehoben.

Er hatte, wie mit den Schriftſtellern, ſo mit ſeinen Redacteuren der Zeitung Glück, ſo lange die politiſchen Winde nur einigermaßen regelmäßig gingen; bei Wirbelwinden lavirte er, ſo gut er konnte, dem Hafen zu.

Auch jetzt hatte er in Konrad Dingler einen Redacteur an der Spitze, wie er ſich einen beſſern kaum wünſchen mochte. Er war ein Talent für die literariſche Daguerreotypie. Gebildet und fein war ſein Gemüth, wie ein geſchliffenes Metallblatt, welches er nur mit der Redactionsſäure zu überziehen brauchte, um die Portraits der jedesmaligen Zuſtände ſich von ſelbſt fixiren zu laſſen. Allgeier wußte dieſes Talent zu ſchätzen. Er ſuchte ihn auf immer an die Redaction zu feſſeln. Practiſch, wie er war, verſchmähte er nicht das richtige Mittel zum rechten Zwecke zu ergreifen. Er war geſonnen, Dingler in ſeine Familie aufzunehmen und ſo ihr Intereſſe für immer gemeinſam zu machen.

Allgeier hatte ſich auf die erſte Stufe ſeines Glückes an der Hand der jungen Witwe eines Antiquars empor und in den Buchhandel hineingehoben.

Sie hatte ihm ein Kind ihrer erſten Ehe, ein wunderhübſches, blondes Mädchen, zugebracht, welches Luiſe hieß und von ihm väterlich erzogen wurde, ſelbſt nach dem Tode ihrer Mutter, denn dieſe ſtarb bald nach ihrer Verheirathung mit ihm. Allgeier war ein ſchöner Mann und ſtand ſchon damals in der Stadt in gutem Anſehen. Es konnte nicht fehlen, daß ihm überall Thür und Herz in der Frauenwelt offen ſtanden. Er wählte diesmal eine reiche Erbin, obſchon ſie eine arme Braut war; denn ſie war die Nichte einer alten Dame, welche ſie einſt mit beerben, jedoch auch früher Nichts erhalten ſollte. Allgeier ſollte jedoch ebenſowenig, wie Napoleon, ein dauerndes Glück in der Liebe genießen. Auch ſeine zweite Frau ſtarb nach der Geburt eines Mädchens, welches nach ihrem Vornamen Eliſabeth getauft wurde. Um nun zwiſchen den beiden ähnlichen Namen Louiſe und Eliſabeth einen Unterſchied zu machen, wurde die Erſtere Lilly und die Zweite Lieschen gerufen; doch hatte Allgeier in der Gewohnheit, auch beide Namen zu verwechſeln, oder die Eine die große und die Andere die kleine Lilly zu nennen.

Alte, reiche Damen haben immer ihre beſonderen Grillen. Eine ſolche war für Allgeier das Teſtament der Tante, als es nach ihrem Tode eröffnet wurde. Sie hatte darin die kleine Eliſabeth, welche bei ihrem Tode drei Jahre alt war, und einen entfernten Verwandten, den vierzehnjährigen Alfred Hacht, auf gleiche Theile unter der Bedingung zu Erben eingeſetzt, daß der Antheil Eliſabeths hypothekariſch auf Landgütern ſichergeſtellt und ihr Vater davon nur die Zinſen bis zu ihrer einſtigen Verheirathung oder Mündigkeit beziehen, dagegen der Antheil Alfred's zu dem Fond der Buchhandlung genommen und der Eigenthümer dieſes Capitals bis zu dieſem Betrage Compagnon der Buchhandlung werden ſollte. Sie hatte dabei den Wunſch ausgeſprochen, daß Alfred einſt Eliſabeth heirathen und ſo ihr ſchönes Vermögen wieder zuſammenbringen möchte.

Allgeier ließ ſich dieſe Bedingungen, weil er mußte, gefallen, er begründete mit den Mitteln, welche ihm dennoch durch dieſe Erbſchaft zu Gebote geſtellt waren, die „Unparteiiſche Zeitung“ und nahm Alfred zu ſeinem Compagnon an. Er ließ ihn in ſeiner Familie erziehen und gewöhnte die Kinder an ihre einſtige Beſtimmung. Alfred war zwar kein Buchhändlergenie, aber doch ein leidliches Talent. Sein künftiger Schwiegervater gab ſich alle Mühe, ihn zu ſeinem Geſchäft heranzubilden. Freilich hatte Allgeier an ihm, als er heranwuchs, Manches auszuſetzen, was ihm doch wieder heimlich gefiel. Alfred wurde ein junger Cavalier, trieb Muſik, ſprach ſchlecht Deutſch, aber gut Franzöſiſch, ritt eine feine Schule, und hielt ſich gern zu Baronen. Dadurch kam freilich auch in den Salon des alten Buchhändlers der Sonnenſchein des fröhlichen Lebens. Er begann ſogar endlich die Vorliebe Alfred's für

Gemälde zu theilen. Selbſt wenn ein ſolches Kunſtwerk einige Tauſend Gulden koſtete, ſo mißfiel es ihm doch nicht, ſich damit Etwas wiſſen zu können.

Wie es Alfred anfing, außerdem noch große Ehrenausgaben zu machen, ohne je die Summen, welche ihm zur Verfügung ſtanden, aufgehen zu laſſen, blieb ihm lange ein Geheimniß, bis er dahinter kam, daß Alfred Alles im Kleinen wieder einbrachte! „So gleicht Gott Alles wieder aus!“ ſagte Allgeier bei dieſer Bemerkung kopfſchüttelnd zu ſich. Seine Tochter Eliſabeth war von Alfred gerade das Gegentheil. Sie hielt ſich einfach, aber koſtbar, und brauchte immer Taſchengeld, um armen Leuten wohlzuthun.

„Sie paſſen zueinander!“ ſagte Allgeier häufig zu ſich, wenn Alfred von ſeinem Ausgabegeld beſtimmte Summen in der Hauptcaſſe ſich zu gut ſchreiben und Eliſabeth ſich acht Tage und länger vor dem ultimo ihr Taſchengeld vorausgeben ließ. Dagegen wußte ſeine Stieftochter Groß-Lilly gar nicht mit Geld umzugehen; ſie wär' immer bankerott geweſen, wenn Klein-Lilly ſie nicht monatlich gerettet hätte. Beide waren zueinander in mehr als ſchweſterlicher Liebe verbunden. Wie der Buchhandel zwiſchen Allgeier und Alfred, ſo war zwiſchen Beiden Alles gemeinſam, bis in die Zeit, wo endlich jedes Mädchen ihr eigenes Herz fühlt.

Klein-Lilly, die reiche Erbin, war eine reizende, niedliche Brünette mit großen, dunkeln, italieniſchen Augen und, wie ihre Großtante, voll luſtiger Beſonderheiten. Sie hatte einen hellen Verſtand, welcher, wie ein Cherub, vor dem Paradieſe ihres Gemüthes mit dem ſpitzigen Degen des Witzes Wache hielt.

Groß-Lilly, das arme Aſchenbrödel, hatte blondes Haar und blondes Gemüth, Vergißmeinnichtaugen und Roſenwangen. Sie konnte ſtundenlang Alfred zuhören, wenn er auf dem Flügel die modernſten Muſikſtücke einübte. Allgeier that ihr nicht weh, er ließ ſie gewähren und liebte ſeine eigene Tochter, den Springinsfeld, die Klein-Lilly, deſto mehr.

Klein-Lilly hatte, wie geſagt, ihre Eigenheiten, welche ſie alle der Reihe nach ihrem beſtimmten Bräutigam fühlen ließ. An Alfred's Geburtstag hatte ihm Groß-Lilly ein prächtiges Kopfkiſſen geſchenkt, woran ſie ſechs Monate lang bei Tag und Nacht gearbeitet hatte. Sie hatte darauf in grauer Seide und Silber zwei Turteltäubchen unter Roſen geſtickt. Klein-Lilly hatte ſich die Sache leichter gemacht und ihm eine Sparbüchſe mit einem Louisdor und der Aufforderung geſchenkt, einen zweiten dazu hineinzuthun, damit ein Paar daraus werde! —

„Es wird Zeit,“ ſagte Allgeier bei ſich, „daß ich Ordnung im Hauſe mache.“ Eliſabeth's Großtante hatte gewünſcht, daß ſie mit Alfred verheirathet werde, und ſo war dieſe Geſchäftsangelegenheit widerſpruchslos in Ordnung.

Er dachte jedoch dabei zugleich an ſeine Stieftochter, ſeine Groß-Lilly, und beſtimmte ſie — für ſeinen Redacteur Dingler.

„So gewinne ich,“ ſagte er zu ſich, „einen Compagnon, welcher für die intellectuelle Parthie des Geſchäftes, wie der Andere, Alfred, für den materiellen Theil deſſelben paßt. Der geniereiche Redacteur bekommt meine gefühlvolle Stieftochter, wie der Weltmann Alfred meine geiſtreiche Eliſabeth. Sollte ich einmal meine Augen zuthun, ſo bin ich doch noch in den einzelnen Eigenſchaften der Meinen zuſammengenommen wieder ganz da, und von ſelbſt biegt ſich die krumme Linie zum Kreiſe zuſammen!“

Er konnte gar nicht zweifeln, daß Dingler, da er den zehnten Theil des Netto von dem Zeitungsverlag zur Mitgift auswerfen wollte, mit beiden Händen dieſe Parthie ergreifen würde; denn Groß-Lilly war wirklich das ſchönſte Mädchen in der Stadt, wenn man ihr nicht die pikante Klein-Lilly vorziehen wollte. Hing ihre Mitgift mehr oder minder von den Zeitumſtänden ab, ſo konnte dies für Dingler nur ein Sporn mehr ſein, das Geſchäft emporzutreiben.

Es mochte ihm deshalb um ſo weniger ein Bedenken beikommen, als Dingler mit beſonderer Zuvorkommenheit ſich mit Groß-Lilly unterhielt, wenn er ſich im Familienkreiſe befand.

„Vermuthlich,“ ſagte Allgeier zu ſich, „iſt er nur zu ſchüchtern, um ſich auszuſprechen!“

Er hatte ſich in dieſen Beziehungen ſeinem vieljährigen, alten Freunde Joulin mitgetheilt. Dieſer war ein Maler, welcher für die Prachtausgaben der Allgeier'ſchen Autoren die werthvollſten Zeichnungen geliefert hatte. —

Joulin hatte ſeinen Rath im Geiſte ſeiner Kunſt abgegeben. Er war der Meinung, daß die Verlobung der beiden jungen Damen zu Allgeier's Geburtstage den Gäſten bekannt gemacht, und ſo ſelbſt die Verlobten damit überraſcht werden ſollten. Joulin hatte erſt in dieſen Tagen eine Copie oder Wiederholung des ſchönen Gemäldes von Sohn in Düſſeldorf: „Der Abſchied Romeo's von Julie,“ für Freund Allgeier erworben. Es hing jetzt über dem Arbeitstiſche des alten Herrn. Da Joulin gewöhnlich zum Geburtstage Herrn Allgeier's einige lebende Bilder im großen Saale vor der Tafel zur Unterhaltung der Geſellſchaft zu ſtellen gewohnt war, ſo hatte er vorgeſchlagen: den Moment dieſes Gemäldes, wo Romeo Abſchied nimmt, durch Dingler und Louiſe, — und einen Pendant dazu: wie Romeo in der Brautnacht zu Julie kommt, von Alfred und Eliſabeth darſtellen zu laſſen. Beide Scenen ſollten durch eine bewegliche Zwiſchenwand geſchieden, jedoch zugleich nebeneinander geſehen werden.

Im Augenblicke, wo der Vorhang aufging, mochte dann Allgeier die beiden Paare als glücklich Verlobte der Geſellſchaft ankündigen.

Allgeier war auf dieſen Plan lebhaft eingegangen. Eine unſchuldige, ſo bequeme, romantiſche Scene in ſeinem Hauſe zu erleben, wie er doch ſo oft Schwarz auf Weiß hatte drucken laſſen, erwärmte ſeine Phantaſie faſt mehr, als es ſich für einen beſonnenen Geſchäftsmann ziemen mochte.

Der alte Herr feierte den Geburtstag gewöhnlich auf ſeiner Villa, welche eine Meile von der Stadt in einem Garten auf einem Hügel mit einer reizenden Ausſicht in die Umgegend lag. Der Geburtstag fiel in den Mai, wo auch bereits ſeine Familie die Villa bezogen hatte. Er ſelbſt ſcheute die kleine Strapaze nicht, ſich täglich von ſeinen Rappen Vormittags in die Stadt vor das Comptoir und Nachmittags zum Familientiſch wieder hinausrollen zu laſſen. Er nannte dies ſein Amphibienleben im Sommer, wenn er witzig ſein wollte.

Schon ſeit einigen Tagen ſaßen Groß- und Klein-Lilly auf der Villa mit ihren Nähmädchen, um unter der Anleitung Joulin's, welcher jetzt faſt täglich hinauskam, zwei gleiche Juliencoſtume für ſich zu den beiden lebenden Pendantbildern zu verfertigen.

Nicht minder hatten die Kleiderkünſtler für Alfred und Dingler an den zwei gleichen Romeocoſtumen in der Stadt zu arbeiten.

Der königliche Kapellmeiſter hatte im Beethoven'ſchen Style dazu eine Symphonie geſchrieben, in welcher es an Nachtigallengeſchmetter und Lerchenwirbeln nicht fehlte. Er hatte verſprochen, die tüchtigſten Mitglieder ſeiner Kapelle zur Aufführnng mitzubringen. Joulin war zu gleicher Zeit mit den Zimmerleuten im großen Saale thätig, um die Bühne aufzubauen.

Er hielt es diesmal für angemeſſen, hinter der Bühne im Saale einen Zwiſchenraum für die Muſiker zu laſſen, an der Scene aber in ihrer ganzen Breite einige Stufen hinunter in den Saal zu führen, um den Gäſten bei der Ankündigung der doppelten Verlobung den Heraufgang und die Abſtattung der Gratulation bequem zu machen.

Von dem eigentlichen Zwecke dieſer Vorbereitungen wußten Diejenigen, welche in jeder Hinſicht die Hauptrollen ſpielen ſollten, um ſo weniger, je gewiſſer der alte Herr ſeiner Sache war. Konnte er doch über die höchſten geiſtigen Güter, über die Geſammtpoeſie von Deutſchland nach Belieben verfügen, warum nicht über vier Herzen, von welchen zwei überdies einander teſtamentariſch angehörten?

Nur Klein-Lilly hatte dabei ihre eigenen Gedanken. Sie ſtach ſich beim Nähen zu oft in den Finger, daß Blut nachkam, als daß ſie nicht endlich mit dem alten Aberglauben hätte herausgehen und ihrer Schweſter in das Ohr flüſtern ſollen: „Merk' auf, in dieſen Coſtumen bekommen wir viele Küſſe.“

Groß-Lilly wurde roth bis unter die Augen, ſie entgegnete beſtürzt: „Du wohl, denn du biſt halb und halb Braut mit Alfred, nicht aber ich.“

„Wärſt du aufrichtig zu mir,“ verſetzte Klein-Lilly, „ſo könnte es für uns Beide gut ſein.“

Luiſe fiel ihrer Schweſter laut weinend um den Hals und rief: „Ich, ich Undankbare! Zu welchem Schickſal bin ich beſtimmt? — Dich, du geliebte Schweſter, muß ich ſo kränken? Und doch kann ich Nichts dafür! Glaube es mir!

Ach, warum hat Gott gegeben
Mir ein Herz, das liebt und fühlt?
Und ein Herz, gequält vom Leben,
Wird von Erde nur gekühlt!“

„Luiſe, was iſt dir?“ rief Eliſabeth, „du biſt ja außer dir, und wenn du in Verſen ſprichſt, ſo möchte ſich Gott darüber erbarmen.“

„Du mußt mich haſſen, Eliſabeth,“ rief Luiſe, „denn ich — o, ich Unglückliche! liebe — Alfred!“

„Und wirſt du wieder geliebt?“ fragte Eliſabeth.

„Dein Glück,“ fuhr Luiſe fort, „ſoll nicht geſtört werden, am Wenigſten von mir! Ich habe ihm und er hat mir entſagt.“

„Habt Ihr Briefe gewechſelt?“ entgegnete Eliſabeth und ſtreichelte ihr dabei die ſeidenen Haare.

„Weil es einmal ſo gekommen iſt,“ verſetzte Luiſe, „ſo ſollſt du Alles wiſſen. Du mußt mit mir auf meine Stube kommen. Wirſt du mir aber auch Alles verzeihen?“

„Zehntauſendmal im Voraus!“ rief Eliſabeth, „ich habe kein eiferſüchtiges Gemüth. Du weißt es ja, wie ich Euch harmlos miteinander walten ließ. Habe ich doch keine Miene verzogen, wenn Ihr zuſammen am Flügel vierhändig ſpieltet und mein teſtamentariſcher Bräutigam ſein: „Oh!“ und du dein: „Ach!“ ſeufzteſt; habe ich doch gern beide Augen zugemacht, wenn er dir die Hände drückte und dir ſo wehmüthig in die Augen ſah, als wollte er ſich über das Geländer ſeines Frackes hineinſtürzen.“

„Deinen Spott,“ verſetzte Luiſe ſchluchzend, „habe ich reichlich verdient, und mehr noch, deine Verachtung!“

„Sei doch kein Kind,“ erwiederte Eliſabeth, „Ihr habt Euch ja in aller Unſchuld geliebt; — ich müßte eine ſehr unaufmerkſame Leſerin von George Sand geweſen ſein, wenn ich die Rechte der Liebe nicht gegen die Pflicht gelten laſſen wollte! Ich müßte ja doch ganz altmodiſch geworden ſein!“

„Ja, du biſt aufgeklärt!“ rief Luiſe, „ich aber werde immer hinter dir zurückbleiben!“

Unter dieſen Geſprächen waren beide Mädchen in das Zimmer Luiſeus eingetreten..

Sie holte aus dem Bureau ein kleines, niedliches Portefeuille, welches ſie mit ſchwarzem Flor umwunden hatte. Nachdem ſie es aus der Hülle befreit hatte, kam ein papiernes Herz zum Vorſchein, welches als Etiquette mit feinen Oblaten darauf befeſtigt war. Mit zitternden Schriftzügen war darauf das Wort „Entſagung“ geſchrieben. Als ſie es aufſchlug, fielen daraus einige trockene Vergißmeinnichte, welche ihr Jüngling einſt am Bache gepflückt hatte. Sie hob das Sträuschen auf und legte es behutſam zwiſchen die Blättchen. Endlich gab ſie das Portefeuille Eliſabeth, welche es ſich im Armſtuhle bequem gemacht hatte, und warf ſich ſelbſt in die Ecke des Sopha's, indem ſie ſich, wie eine arme Sünderin, das Geſicht verhüllte und den Richterſpruch erwartete.

Eliſabeth las die Billets mit großem Intereſſe. „Man ſollte nicht glauben,“ ſagte ſie ein wenig boshaft bei ſich, „daß ein ſolcher eleganter Spazierſtock noch Roſen treiben könnte; du glücklicher Tannhäuſer!“

Sie fand in dieſen Billets viel Gluth und Feuer.

„Es wundert mich,“ flüſterte ſie lächelnd, „daß er nicht damit das Haus in Brand geſteckt hat!“ — Da las ſie auch eine Kritik über ſich. Alfred hatte geſchrieben:

„Wie unähnlich hat doch die Mutter Natur Dich, o Du Inniggeliebte, und — Eliſabeth erſchaffen; — Dich ſo ſanft und mild, wie ein Nachtigallenherz, — ſie — wie einen elektriſchen Fiſch, von dem man nur nervenzuckende Schläge bekommt.“

„Sehr verbunden, liebenswürdiger Alfred!“ ſprach Eliſabeth bei ſich und biß die ſchmollende Unterlippe ein.

„Dich“ — fuhr der Briefſteller fort — „wie eine ſüßgeſchwellte Centifolie, — ſie, wie eine — betäubende Datura —“

Eliſabeth zerrupfte leiſe das Blatt und ſtreute es um ſich her in die Stube. Sie blätterte weiter. Die Periode der Verzweiflung ſchien jetzt daran zu kommen. Sie las in einem der letzten Blättchen:

„Welches Ungeheuer biſt du, o grauſame Pflicht! — Alſo ſchmiedeſt du mich doch unbarmherzig an die ungeliebte Hand? — Wer rettet mich?“

„O du ausbündig angenehmer Herr Alfred,“ flüſterte Eliſabeth; „wenn Sie hier ein wenig unmännlich ſich benehmen und auf die bequeme Entſagung losſteuern, ſo wird es wohl dem armen — Fiſch vergönnt ſein, Sie ein wenig mit elektriſchen Schlägen zur Beſinnung zu bringen!“

Jetzt hielt Eliſabeth das letzte Billet, welches mit ſeinen Beilagen faſt zum Buche angeſchwollen war, in der Hand. Die Hinderniſſe, welche den beiden Liebenden und ihrer Verbindung im Wege ſtanden, waren darin zu Rieſen angewachſen. „Ja,“ ſchrieb unter Anderm Alfred, „es giebt ein höheres Glück, als die Vereinigung zweier liebenden Herzen — das bitterſüße Entzücken freiwilliger Entſagung! Ewig! — Ewig" —

— „iſt die Feigheit bequem und macht ſich moraliſch breit!" — ſetzte Eliſabeth in Gedanken hinzu.

Sie ſah ſich nach Luiſe um, welche immer noch mit verhülltem Geſichte daſaß. Eliſabeth zog ihr langſam das Tuch vom Geſichte und lachte freundlich auf ſie nieder; Luiſe ſtürzte ihr weinend um den Hals und rief: „So nimm denn Alfred hin! und laſſ' mir meinen Schmerz, aber ſchenke mir dazu deine Verzeihung."

„Wie biſt du doch ſo groß und edel!" verſetzte mit fröhlichem Spotte Eliſabeth; — „wer hätte in aller Welt gedacht, daß wir hier noch einen ſolchen ſchönen, rührenden Entſagungsroman erleben würden? — Aber meinſt du denn wirklich, liebe Luiſe, daß ich der Hand eines ſo edeln, männlichen Geſchöpfes, wie Alfred iſt, werth bin? — Seine Seelengröße würde mich erdrücken! — Befreie mich davon, Luiſe!"

„Du, Eliſabeth, wollteſt zurücktreten?" fragte erbleichend Luiſe.

„Du ſollſt ſehen," verſetzte Eliſabeth, „wie vortrefflich ich mich im Mantel der Entſagung drapiren will! Sprich kein Wort, nur ſei heiter und laſſ' mich das Uebrige beſorgen! — Das ſchönſte von den zehn Geboten iſt das elfte: Laſſ' dich nicht verblüffen! — Wir dürfen uns nur nicht überraſchen laſſen. Es iſt, ſcheint es mir, bei dem Geburtstage des Vaters auf unſere Freiheit abgeſehen. Joulin will zum Verräther an uns werden. Er thut ſo geheimnißvoll. Sie ſollen es ſehen, daß ſie es mit zwei Mädchen zu thun haben! Doch jetzt laſſ' uns wieder an unſere Arbeit gehen; es iſt mir, als nähten wir an unſeren Zwangsjacken. — Laſſ' uns Muth faſſen, und ſei wieder fröhlich!“

Munter hüpften Beide in das Arbeitszimmer zurück, Luiſe von neuer Hoffnung und Eliſabeth von Zuverſicht auf gutes Glück durchdrungen.

Nicht ſo fröhlich war die Stimmung in der Stadt, im Comptoir des alten Herrn. Er hatte eine inhaltsſchwere Unterredung mit Dingler; denn ihre Zeitung hatte trotz aller Vorſicht den Unwillen der Regierung ſich zugezogen. Die Redaction hatte eine ſtrenge Zurechtweiſung vom Miniſterium erhalten, worin die Beſchuldigung ausgeſprochen war, daß ſie die ſchlechte Preſſe nur ſcheinbar bekämpft, dabei aber mit unverhohlener Freude die unehrerbietigſten Artikel aus den verſchiedenſten Zeitungen, wenn auch tadelnd, beſprochen, dennoch eben dadurch ihrer größeren Verbreitung Vorſchub geleiſtet habe. Ein beſonderer Vorhalt war ihr deshalb gemacht, weil ſie ſogar Spottgedichte auf ihre Tendenz aus andern Zeitſchriften in ihre Spalten aufgenommen. Zugleich war aus der Reſidenz ein Regierungsbevollmächtigter mit der Inſtruction zur ſchärfſten Cenſur angelangt.

„Sie ſehen, lieber Freund,“ ſagte der alte Herr, „daß ich mit dieſem Allen nicht recht zufrieden ſein kann.“

„Vergönnen Sie mir,“ verſetzte Dingler, „nur einige Worte zu meiner Entſchuldigung. Mit blutendem Herzen muß ich mich hier verkannt ſehen, wo ich doch über mein Gewiſſen hinaus die ſogenannte gute Preſſe zu vertreten geſucht habe. Während ich den guten Geiſt der Zeitung immer ſtreng im Auge behalten habe, entfaltete der verwegenſte Liberalismus in den Zeitungen, welche aller Orts auftauchten, ſeine

Fahnen und unſere Abonnenten deſertirten zu Hunderten. Mit Ihrer Genehmigung ſuchten wir daher die Punkte heraus, welche eine liberale Beſprechung zuließen als: den Zollverein, die Unbeſtändigkeit des franzöſiſchen Nationalcharakters und den Panſlawismus. Ebenſo waren wir in den Stand der Nothwehr gegen die jungen Zeitungen verſetzt; wir mußten alle Mittel gebrauchen, ihre Tendenz unter dem Namen des ſogenannten beſonnenen Fortſchritts als verwerflich zu bezeichnen. Zugleich galt es, unſern alten, claſſiſchen Verlag gegen die moderne, poetiſche Literatur in Schutz zu nehmen und zwei Fliegen mit Einer Klappe zu ſchlagen. So habe ich in dem verwichenen Halbjahre die Ausartungen der Literatur, beſonders den politiſchen Roman, nach Kräften von einem verunglückten Dramaturgen und mißrathenen Chapon aus der Gentz'ſchen Schule zerlegen laſſen. Ja, leider muß ich es eingeſtehen, daß mir ſelbſt dabei zuweilen mein Metier perfid, faſt ehrlos vorkam. Es iſt ein herbes Schickſal, ein Redacteur bei dieſen Zeitläufen zu ſein."

„Lieber Freund!" ſagte Allgeier begütigend, „Sie laſſen ſich noch zu leicht aufregen; jedes Geſchäft hat ſeine eigene Moral, bei welcher die einzelne Perſönlichkeit nicht in Frage kommen darf. Sie bemerken ganz richtig, daß wir im Stande der Nothwehr waren, eigentlich kommt eine Redaction aus ihm nicht heraus. Zeitungsſchreiber ſind keine Geſchichtsſchreiber. Wir müſſen uns immer zwiſchen der Partei der Bewegung und der Reaction mitten innen halten. Welche gerade die herrſchende iſt, macht ihren Einfluß auf uns geltend. Sache der Klugheit iſt es, immer noch einen Weg zum Rückzug frei zu erhalten, um nicht beſeitigt zu ſein, wird eine andere Idee zur herrſchenden Mode. Wir müſſen jetzt mit Guizot das Zuwarteſyſtem adoptiren. Geben Sie ſtatt aller leitenden Artikel wieder einmal Berichte über Kurdiſtan oder Hindoſtan, über die Marqueſasinſeln und Tahiti, über den Nutzen der Philologie auf gelehrten Schulen, kurz Alles, nur keine wirkliche Politik; denn früher oder ſpäter will man doch wieder Etwas von ſich ſelbſt hören, ſei es im Guten oder im Böſen.“

Dieſe und viele andere gute Rathſchläge ertheilte der alte Herr dem gelehrigen Redacteur. Endlich ließ er dieſen unangenehmen Gegenſtand verklingen; es war, als wenn eine Bremſe durch das Zimmer geſummt hätte.

Er lenkte die Unterhaltung auf die Angelegenheit zurück, welche ihm näher am Herzen lag.

„Ihr jungen Leute wollt mich heute Abend zur Feier meines Geburtstages gewiß mit einem äſthetiſchen Genuſſe überraſchen?“ fragte er unter Anderem, indem er ſich ſtellte, als wüßte er nicht das Geringſte von dem Plane Joulin's.

„Es ſoll nicht an uns liegen,“ verſetzte Dingler mit leichterem Herzen, „mißlänge es, dem König des Feſtes einen heiteren Augenblick zu bereiten.“

„Geſteht es nur,“ fuhr der alte Herr fort, „Ihr coſtumirt Euch; ha! ha! Was hattet Ihr mit Joulin zu ſchaffen? So ein alter Künſtler hat immer närriſche Einfälle. Was wird denn meine blonde Lilly darſtellen? — Sie nimmt ſich in einem phantaſtiſchen Gewande wunderhübſch aus.“

„Sie iſt immer die ſchönſte Erſcheinung im einfachſten Hauskleide, wie im Coſtume,“ verſetzte Dingler, um Herrn Allgeier etwas Angenehmes zu ſagen.

„Sie ſollten,“ entgegnete Allgeier, „Ihr vortreffliches Gemüth kennen, lieber Dingler, um die bekannte Behauptung wahr zu ſinden, daß ein gutes Herz und ein ſchönes Geſicht zuſammengehören, wie Licht und Farbe.“

„Sie ſind ein ſehr glücklicher Vater!“ verſetzte Dingler.

„Laſſen Sie mich geſtehen,“ erwiderte Allgeier ein wenig lauernd, „daß ich vielleicht außer meiner Tochter Eliſabeth nur noch zwei Menſchen vom Herzen liebe; — rathen Sie einmal!“

„Wen anders, als Fräulein Luiſe?“

„Sagen Sie mir doch,“ fuhr Allgeier fort, „wie aber Sie es mir abgewonnen haben? Ich ſchätze Ihr ſchönes, fügſames Talent, Ihre Kenntniſſe, Ihr Benehmen, Ihre Vorſicht, kurz alle dieſe Eigenſchaften, welche dazu gehören, um einen Menſchen glücklich zu machen; doch außerdem beſitzen Sie noch meine wahrhaft väterliche Liebe.“

Dingler war gerührt, eine Thräne trat in ſein Auge. „Sollte der alte Herr,“ fragte er ſich heimlich, „wirklich Etwas von meinem Verhältniſſe zu Eliſabeth ahnen? — Könnte ich wirklich mir ernſthafte Hoffnung auf die Hand ſeiner einzigen Tochter machen?“

Allgeier ſah nur die freudige Beſtürzung ſeines Redacteurs; er reichte ihm die Hand und ſagte freundlich wohlwollend: „Wir bleiben, ſo hoffe ich, für das ganze Leben zuſammen! — Ich betrachte Sie, wie meinen Sohn. Nun, heute Abend mehr! — Ich fahre jetzt hinaus auf die Villa; Sie kommen Nachmittags mit Alfred nach.“

So war der entzückte Redacteur entlaſſen.

So glücklich, wie Dingler, war an dieſem Vormittage vielleicht kein Redacteur irgend einer deutſchen Zeitung. Das Geſpräch mit dem Principale des Geſchäftes hatte die Redactionsdornenkrone mit Baumwolle wattirt, und die Hoffnung auf Eliſabeth, die ſchöne, reiche Erbin, ſie in Roſen aufblühen laſſen.

Hatte er früher nicht ungern die Unparteiiſche Zeitung als die dritte deutſche Großmacht ſchelten gehört, ſo fühlte er ſich ſelbſt jetzt als die erſte auf dem Throne der Liebe, mit der Ausſicht auf die freie Rheinſchifffahrt in das Meer des Eheſtandes.

Die Extreme berühren ſich! Mit dieſem Ausſpruche Napoleon's hatte er ſo oft ſeine leitenden Artikel geziert, heute ſollte er ihn jedoch als eine Wahrheit erleben.

Während er die Glacehandſchuhe anzog, um zu Tiſch zu gehen, und dabei ſeinem Unterredacteur, dem Doctor Sammetſchuh, die nöthigen Anweiſungen ertheilte, überbrachte ihm der Laufburſche, welcher ſein Poſtillon d'amour war, ein zierliches, roſafarbenes Billetchen mit der bekannten goldenen Siegeloblate.

Er trat in das Fenſter, erbrach jenes und las:

„Es iſt eine Verſchwörung im Werke; liebſt du mich, ſo zeige es! — Zweierlei nur kann uns retten — Muth und noch einmal Muth! — Ich werde eine Gegenmine ſpringen laſſen. Auf den Fall, daß ſie fehlſchlagen ſollte, müſſen wir nach Frankreich entfliehen. Meine Juwelen werden uns Mittel geben, uns ſo lange dort zu erhalten, bis wir uns mit dem Vater wieder verſöhnt haben.

„Ich hoffe, daß Du Nachts 12 Uhr einen verſchloſſenen Wagen im Wäldchen hinter der Villa halten läßt. Romeo wird mir eine Strickleiter beſorgen, um von dem Balcon hinunter in ſeine Arme ſteigen zu können. Es wird nicht zu dieſem Aeußerſten kommen, da ich das Mittel beſitze, Alfred zu entlarven. Doch thut man wohl, ſich vorzuſehen. Biſt Du mein Romeo, treu und tapfer, ſo liebe Dich

Deine Julie."

Dingler war über den Inhalt dieſer Zeilen bis zum Tode erſchrocken. Alle Farbe war aus ſeinem Geſichte gewichen. Die wilde Eliſabeth hatte es offenbar auf eine Degenklingenprobe abgeſehen. Sie wollte ſeinen Muth bewährt ſehen. Dingler würde ſchwerlich dieſe Probe beſtanden haben, wär' nicht noch ein wenig [illegible] und jenaiſches Burſchenritterthum mit der nöthigen Abenteuerlichkeit in ſeinem Blute geweſen. Sein Charakter hatte allerdings in der [illegible] [illegible] des Redactionsweſens einige [illegible] der Freiheit [illegible]; doch war er noch elaſtiſch genug, um in dieſes Abenteuer einzugehen.

Als er gegen Abend mit Alfred in die Villa kam und Eliſabeth an ihm mit der Frage vorüberſtrich: „Alles in Ordnung?“ konnte er zu ſeinem großen Glücke darauf mit „Ja!“ antworten. Es wäre auch außerdem um die Liebe Eliſabeth's geſchehen geweſen.

Auf Allgeier's Villa war die vornehmſte Welt aus der Stadt und Umgegend verſammelt; denn der Geburtstag Herrn Allgeier's wurde dort alljährlich mit verſchwenderiſchem Aufwande begangen.

So ſtolz Allgeier auf ſein Bürgerthum war, doch hatte er die kleine Schwäche, darauf zu ſehen, daß es bei den Feſten, welche er gab, nicht an glänzenden Offiziersuniformen und allerlei Ordensträgern fehlte. Er wäre vielleicht von dieſer Eitelkeit geheilt worden, hätte ihn ein Freund darauf aufmerkſam gemacht, daß er ſie mit reichgewordenen Juden theilte.

Heute war er beſonders aufgeräumt; hatte ſich doch ſogar ein hoher Diplomat aus dem Nachbarſtaate bei ſeinem Feſte eingefunden, ſcheinbar zufällig, doch im geheimen Auftrage ſeiner Regierung, bei den drückenden Cenſurverhältniſſen, welchen die Unparteiiſche Zeitung unterworfen worden war, ſie mit allen damit verbundenen finanziellen Vortheilen hinüberzuziehen.

Die Geſellſchaft genoß den Thee im Garten, welcher doppelt blühte mit den bunteſten Blumen und den geputzteſten Frauen und Fräulein.

So war die Abenddämmerung herangekommen. Alfred und Dingler hatten ſich in ihr Ankleidezimmer zurückgezogen, um ſich in ihre Romeocoſtumes zu werfen; denn die beiden jungen Damen des Hauſes waren, wie ihnen gemeldet worden war, beinahe fertig, wenn anders je ein Toilettenmeiſterwerk vollendet werden kann.

Bereits hatten auch der Kapellmeiſter und die Muſiker hinter der kleinen Bühne ihre Stellen eingenommen, als die Geſellſchaft aus dem Garten von Allgeier in den Saal heraufgeführt wurde.

Auf ein Zeichen, welches Joulin mit Zuſammenſchlagen der Hände gab, erhob ſich die Muſik.

Joulin hatte die kleine Bühne ſo eingerichtet, daß die Thüre des Nebenzimmers, welche hinter einem Vorhange von der Scene aus verborgen war, damit in Verbindung ſtand. Dort ſollten die Darſteller ſich treffen. Joulin war von der Aufſtellung der Bilder und den Anordnungen bald hier, bald dort ſo eingenommen, daß er weder ſah noch hörte.

Als ſeine Figuren immer noch nicht zur Thüre herauskommen wollten, ſprang er hinein und rief mit athemloſer Stimme: „Meine Damen, meine Herren, um Gottes Willen, die Muſik geht zu Ende; wir ſind verloren! Alle zu Grunde gerichtet!“

Joulin hatte ſich mit beſonderer Beſtimmtheit ausgeſprochen, daß Alfred und Eliſabeth die eine, und Dingler mit Luiſe die andere Gruppe darſtellen müßten.

Um ſo mehr wunderte ſich Alfred, als ihn in dieſem entſcheidenden Augenblicke Eliſabeth, wo er ihr den Arm bieten wollte, heftig zurückſtieß und ihm zuflüſterte: „Wie unterſtehen Sie ſich, den elektriſchen Fiſch nur anzurühren? Dort blüht Ihre Centifolie! — Hierher, lieber Dingler, zu mir! wenn Sie ſich der armen Datura erbarmen wollen!“

Alfred wollte das Blut im Herzen gefrieren, er ſah ſich verrathen. Es war aber jetzt keine Zeit zu Entſchuldigungen, ſie waren auch überflüſſig, denn ſchon war Eliſabeth mit Dingler Arm in Arm hinaus auf die Scene in den erſten Rahmen und mit ihm nach Joulin's Vorſchrift zum Bilde: „Romeo's Kommen“ zuſammengetreten; Alfred und Luiſen blieb Nichts übrig, als drüben im zweiten Rahmen ſich zu: „Romeo's Gehen“ — denn ſo hatte Joulin beide Bilder benannt — ſo gut als möglich zu gruppiren.

Joulin flog, wie ein Irrlicht, hin und her; ſeine Augen ſahen nur noch die Coſtumes, wie konnte der Künſtler an die Perſonen denken! — Mit einer Trompetenfanfare flog der Vorhang in die Höhe und ein „Hah“ der Ueberraſchung ging durch den Saal. Sie ſollte noch größer werden, denn Allgeier hob ſein Brillenfutteral, aus welchem er die Gläſer eben nehmen wollte, wie einen Commandoſtab, in die Höhe und rief: „Wohl den Aeltern, die Freude an ihren Kindern erleben! Meine hochverehrten Herren und Damen, ich mache Ihnen die Verlobung meiner Töchter, meiner beiden Lilly's, mit Alfred und meinem lieben Dingler bekannt und gebe Ihnen Gelegenheit, den jungen Paaren Glück zu wünſchen.“

Joulin war der Erſte, der in die Scene hereinſprang, er wollte ſprechen, jedoch vergebens, er war zu einer Salzſäule erſtarrt; er ſah den ſchrecklichen plaſtiſchen Irrthum, ohne ihn ändern zu können.

Aber ſchon flogen die Damen der Geſellſchaft glückwünſchend die Stufen herauf und umringten die glücklichen Paare. Im Triumph führten ſie die Verlobten herunter. Alfred und Louiſe lagen zuerſt am Herzen des gütigen Vaters.

„Was? Was?“ rief Allgeier, „du Alfred, und du Louiſe? Hm! Hm!“

Er ſchlug jetzt in innerſter Verzweiflung die Augen auf; hinter dem erſten Paare ſtand das zweite — Dingler und Eliſabeth, welche ihren Vater luſtig anſah und ihm mit den Worten zunickte: „Das hatte ich arrangirt, guter Papa!“

„So! So! Ja, Ja! Freilich!“ —

„Immer unſer humoriſtiſcher, genialer Freund,“ rief der nachbarſtaatliche Diplomat und ſchüttelte ihm die Hand, in der Art vom Jahre 30.

„Ja, man ſieht gleich,“ rief ein alter Lebemann mit Majorsepaulettes, „wer mit romantiſchen Büchern zu thun hat!“

Eliſabeth lag jetzt am Herzen ihres Vaters und flüſterte: „Deine Kinder ſind glücklich, lieber Vater! und nicht wahr, ich brauche nicht mit Dingler nach Paris zu fliehen? Laß' unſere Heimath hier ſein bei dir!“ —

Allgeier war gerührt. „Gott ſegne Euch, meine Kinder!“ mit dieſen Worten fiel ein Stein von ſeinem Herzen. „Gott ſegne meinen Verlag und verdamme die Verlegenheiten mit der ganzen romantiſchen Schule!“ ſetzte er bei ſich hinzu.

Dann wandte er ſich zur Geſellſchaft und ſagte etwas gezwungen heiter, doch laut genug, um von Allen verſtanden zu werden: „Die Abendtafel erwartet uns, darf ich die Herren bitten, ſich ihre Tiſchnachbarinnen zu wählen?“

Zugleich wandte er ſich an die Fürſtin von Dittershoſen, welche bei ihm „Chriſtliche Betrachtungen einer Dame von Staud“ in Verlag gebracht hatte, bot ihr mit ziemlichem Cavalieranſtand den Arm und eröffnete mit ihr den Zug nach dem Speiſeſaale.

Hinter ihm folgten Dingler mit Eliſabeth, welche ihm unterwegs zwiſchen zwei Thüren in das Ohr flüſterte: „So hätte ich, wie einſt Charlotte Stieglitz zu ihrem Heinrich, jetzt mit größerem Rechte zu dir ſagen können: „Halte dich heute zu mir, es iſt mir, als würde mir ein guter Gedanke einfallen!“

„Ich könnte,“ nahm Bernhard das Wort, „keine beſſere Gelegenheit finden, Euch, meinen Brüdern, anzukündigen, daß auch ich mich verlobt habe. Ihr habt zuerſt die Idee in mir geweckt, daß meine geheimnißvolle Unbekannte vielleicht nicht im Glanze des Hofes, vielmehr in einem beſcheidenen Stübchen, wie Egmont es gern beſuchte, zu finden ſei. Schon ſeit Jahren liebte ich ſie, ohne es mir ſelbſt eingeſtanden zu haben; meine Braut iſt die Tochter des verſtorbenen Organiſten in meinem Geburtsorte. Das Granatohrgehänge im linken Ohre mit dem Herzchen, worin ein Steinchen fehlt, wie Ihr wißt, hat ſie mir verrathen.“

„Die Gläſer gefüllt!“ rief der Abt, „und wie heißt deine ſchöne Braut?“ Bernhard flüſterte ihm den Namen zu. Jetzt erhob der Abt das Glas, und im vollen Becherklang hallte es, daß der Saal dröhnte:

„Bernhard und Roſalinde Fingerlein hoch!“

Ehe noch die Geſellſchaft jubelnd aufbrach, theilte Bernhard ſeinem Freunde Benedict mit, daß er von der Gräfin Steinfelden, welche nunmehr ihr Palais bezogen, die Erlaubniß erhalten habe, ihn künftigen Abend in ihren Salon einzuführen. Benedict nahm das Anerbieten ſehr gern an. So ſchieden ſie von einander.

Der Vorleſer.

Bei dem einbrechenden Abende war das Palais der Gräfin von Steinfelden, welches uns bekannt iſt, glänzend erleuchtet. Im Saale war eine zahlreiche Geſellſchaft verſammelt; es war in ihr mehr die excluſive Bildung, als der Hof- und Beamtenadel vertreten, welcher zu jener Zeit Etwas darin ſuchte, die deutſche Bildung und ihre Vertreter von ſich abzuſchließen. Die Zugvögel des hohen Adels aus der Fremde, welche zuweilen auf längere Zeit in dem ſchönen Dresden verweilen, hatten weniger perſönliche Rückſicht zu nehmen, und ſuchten wenigſtens die Langeweile dadurch zu verſcheuchen, daß ſie Leute der Wiſſenſchaft und Kunſt, welche einen Ruf im Auslande hatten, zur Ergötzung der Geſellſchaft, und wenn auch nur als Tafelaufſätze verbrauchten. Heute hatte die Gräfin den Hofrath Doctor

Zindel vermocht, in ihrem Salon ein Shakſpeare'ſches Drama vorzuleſen.

Zindel gehörte zu der Schule der ironiſchen Romantiker, welche darauf ausgingen, ſich in einem ariſtokratiſchen Daſein zum Selbſtgenuſſe zu bringen.

Dazu bedurften ſie einer ergebenen Gemeinde, welche bereit war, ſie mit einem perſönlichen Cultus zu umgeben. Dieſe Ausſtellung der eigenen Perſon zur Verehrung hätte aber ihre großen Unbequemlichkeiten gehabt, wenn ſo ein romantiſches Genie aus eigenen Mitteln ſeine Transfiguration hätte beſtreiten müſſen. Die Romantiker hatten ſich vergebens bemüht, den Kranz der dramatiſchen Poeſie zu erringen. Da ſie es nicht mit den eigenen Kräften vermochten, Leſſing, Goethe und Schiller zu überbieten, ſo nahmen ſie ihre Zuflucht zur Ueberſetzung der dramatiſchen Meiſterwerke fremder Nationen, welche ihnen meiſterhaft gelang. Sie bürgerten Shakeſpeare und Calderon auf der deutſchen Bühne ein und gaben ihr für die nationale eine literaturhiſtoriſche Bedeutung, warfen ſie aber, freilich wider Willen, den Fabrikũberſetzern franzöſiſcher Bluetten in die Arme. So war die Bühne zu Grunde gerichtet; aber aus ihren Ruinen gewannen ſie Steine zur Erbauung ihrer eigenen Kapellen. Wenn eine Kunſt zu Grunde geht, drängt ſich eine Afterkunſt an ihre Stelle, wie wir dies in der Muſik in den Concerten der Pianiſten ſahen, welche vor Kurzem die vornehme Welt bis zur Verzückung elektriſirten. Ein ähnliches Virtuoſenthum hatte Hofrath Zindel für die dramatiſche Poeſie im Vorleſen dramatiſcher Werke entdeckt und ausgebildet. Das Kunſtſtück beſtand darin, daß er die Töne ſeiner Stimme in ſo viele Nuancen zerlegte, als Perſonen in einem Stücke auftraten, und einer jeden den

Antheil davon gab, welcher für ſie paßte, indem er das Thema der Grundſtimmung eines beſtimmten Charakters hervorhob, dagegen die Nuancen deſſelben, welche die ganze Energie des darſtellenden Künſtlers verlangen, unterordnete. Er kehrte daher die Kunſt der Darſtellung um; denn der darſtellende Künſtler ſoll in ſeinem Vortrage das Grundthema ſeiner Rolle nur ahnen, es jedoch nur in den Variationen deſſelben wiedergeben. Bei dieſem Kunſtvorleſen werden jedoch die Rollen wechſelſeitig dazu gebraucht, Licht und Schatten in den Vortrag zu bringen, welche bei der Darſtellung auf der Bühne jeder einzelne Charakter für ſich haben ſoll.

Doch hatte Zindel ſeinen Zweck erreicht. Er war als Vorleſer berühmt, vornehm und alt geworden; denn die vornehme Welt liebt nie die Kunſt, ſondern nur die Künſtelei, welche allein Mode werden kann.

Noch immer wurde Hofrath Zindel zu äſthetiſchen Geſellſchaften der vornehmen Welt eingeladen, und von ſchönen, jungen Damen ließ er ſich gern zum Vorleſen eines älteren Drama's bewegen.

Er las an dieſem Abende beſonders gut. Sein Sprechorgan, welches er auf das Sorgfältigſte ausgebildet hatte, konnte er nicht ſowohl, wie ein muſikaliſches Inſtrument, als vielmehr, wie ein ganzes Orcheſter gebrauchen. Er trug hier den Sturm von Shakeſpeare vor. Bald ſchien ſeine Stimme, wie ein melancholiſcher Bach, trübſinnig murmelnd zwiſchen herunterhängendem Weidengebüſche dahinzuziehen, bald, wie ein ſcherzender Ariel, in den Lüften zu klingen, bald zu grollen, wie das tiefinnere Kochen des Meeres im Sturme, dann alle die verſchiedenſten Töne zuſammenzupreſſen zu dem Ausdrucke der Beſtialität in Kaliban, und ſie wieder auseinanderplatzen zu laſſen zum Matroſengelächter des Trinkulo, und dann wieder zu dem ſüßeſten Geplauder der Liebenden zu verſchmelzen.

So zahlreich die Geſellſchaft im Salon war, ſo ſchien ſie doch nur eine einzige Seele zu ſein, in welcher der Vorleſer, wie in einem ruhigen Teiche, ſein verklärtes Genie ſich abſpiegeln ließ.

Dem Vorleſer zunächſt ſaß der Kammerjunker von Blaſewitz mit der Brille vor den kurzſichtigen Augen, der treueſte Anhänger des Meiſters, welcher unter der Redaction deſſelben italieniſche Novellen überſetzte und ſelbſt lüſterne Taſchenbucherzählungen ſchrieb. Er war darauf abgerichtet, Hofrath Zindel in den geleſenſten Blättern Weihrauch und jedem aufkeimenden Talente Assa foetida zu ſtreuen.

Nannten ihn Spötterzungen Zindel’s Blaſebalg, ſo konnte man ſeinen Nachbar, den Doctor Nebelheim, für den Schlagſchatten anſehen, welchen der alte, große Goethe bei ſeinem Tode mit in das Grab zu nehmen vergeſſen haben mochte. Bis in die kleinſte Nuance, gab er in wechſelnden Zerrbildern ſeinen großen Vorgänger, welcher ihm die Exiſtenz gegeben hatte, wieder.

Hinter ihm in der Ecke ſaß der alte Collegienrath de Lisboa, treuherzig und ehrlich, wie die Volksballade, mit dem ewigen Refrain: „Ach, ein kreuzbraver Mann!“ Er war jedoch im Innern ebenſo unglücklich, wie die meiſten Menſchen dieſer Zeit. War bei Nebelheim Alles Schein ohne Sein, ſo war bei Lisboa Alles Sein ohne Schein. Für die ewig lebendige Welt der Ideale in ſich hatte er nicht das geringſte Wort, nicht das kleinſte Zeichen, ihr einen Ausdruck zu geben. Die Seele einer Lerche war hier in das Gehäuſe einer Schildkröte gebannt. Seit dreißig Jahren arbeitete er an einer Tragödie: „Inez de Caſtro,“ ohne nur eine Scene abſchließen zu können. Zerreiße eine Tragödie in kleine Stücke, wirf ſie durcheinander, ſo haſt du ein Bild von ſeinem Innern. Er fehlte nie bei den Vorleſungen des Hofraths, denn ſie gaben ihm den Eindruck von dem Ausdruck, welcher ihm fehlte.

Vor Benedict Ivo von Ivenhof zerrann die ganze Geſellſchaft zu einer leuchtenden Nebelwolke um die Sonne der Gräfin Eliſabeth von Steinfelden, welche immer noch wunderſchöne Momente hatte, obſchon ihre erſte Jugendblüthe abgeſtreift war. Ihre ſchlanke, hohe Geſtalt ruhte auf der rothblüſchenen Ottomane, ihr Arm auf dem Rollenkiſſen, von welchem große Goldtroddeln bis zum parquettirten Fußboden hinunterhingen. Ihr reiches, blondes Haar quoll in vollen Locken unter dem phantaſtiſchen Barette vor, von welchem ſich eine große, weiße Feder auf die ſchöngeformte Schulter herunterſenkte. Sie trug ein grauſammetnes Gewand mit kurzen Aermeln, und um das Handgelenk und um den ſchlanken Hals den Opalenſchmuck. Während ſich Benedict immer mehr in die heimliche Betrachtung dieſer ſchönen Geſtalt verſenkt hatte, ſchloß die Vorleſung.

Die Geſellſchaft drängte ſich zu dem Leſepultchen des Hofraths, welcher hier den Tribut der Lobeserhebungen und den Dank für die Vorleſung ironiſch lächelnd in Empfang nahm. Der Kammerjunker declamirte im Tone des Vorleſers zu wiederholten Malen Kaliban’s Worte: „Ich will den Fuß dir küſſen! Bitte, ſei mein Gott!“ und alle fanden dieſe Sentenz rieſengroß und anwendbar auf den Hofrath ſelbſt, um deſſen Mund ſich die Schlängelchen des Spottes durcheinander ringelten.

Es wurden Erfriſchungen herumgegeben, welche die Geſellſchaft in verſchiedene Gruppen theilten. Hofrath Zindel blieb mit dem Kammerjunker von Blaſewitz allein. „So iſt das Publikum!“ flüſterte dieſer, „kaum daß Sie und der große Britte eine Stunde lang es gefeſſelt haben, ſtürzt es auch ſchon wieder in ſeine Alltäglichkeit zurück!“ Zindel zuckte mit der linken Schulter und ſchlug das Buch zu.

Unterdeſſen war Benedict mit der Wirthin in das Geſpräch gekommen. „Daß ich Sie, meine Gnädige,“ flüſterte er, „wiederſehen darf, läßt mich meinem guten Sterne von Neuem vertrauen.“

„Sie müſſen mir Nachſicht ſchenken,“ verſetzte die Gräfin, „daß ich mich nicht gleich erinnern kann, ob und wo Sie mir ſchon begegnet ſind.“

„Ich ſah Sie zuerſt,“ erwiderte Benedict, „in einer abgeſchloſſenen, grünen Einſamkeit unter einem blühenden Fliederſtrauche vor einer Cryſtallkugel mit Goldfiſchen.“

Die Gräfin erbleichte ein wenig und entgegnete leiſe: „Welches Räthſel geben Sie mir auf? Wollen Sie es löſen?“

„Vielleicht, meine Gnädige!“

„Jeden Freitag Abends empfange ich hier meine Freunde und Bekannte, und es kommt nur auf Sie, lieber Baron, an, ob Sie ſich dazu rechnen mögen.“

Das Geſpräch wurde durch die aufbrechende Geſellſchaft unterbrochen. Benedict empfahl ſich und kehrte traumtrunken in ſein Quartier zurück.

Er hatte ſich nun völlig überzeugt, daß die Gräfin die Nichte des alten Generals, des Gemahls Victorinens war!

Das Bild ſeiner erſten Jugend brannte wieder glühend warm in ſeiner Seele. Bald nahm er ſich vor, es ganz aus ſeinem Herzen zu tilgen und ſich vorzuſtellen, daß ſie ſchon längſt todt ſei oder nie gelebt habe; bald faßte er wieder den Vorſatz, ſich bei der Gräfin nach ihr zu erkundigen, dann aber wieder Alles dem Zufalle zu überlaſſen.

Mit dem unſichtbar machenden Hexenſpruch:
„Um mich Nacht und vor mir Tag!"
führt der Erzähler den Leſer wieder zurück zu der Gräfin von Steinfelden, nachdem die Geſellſchaft ſich entfernt und ſie ſich in ihr Zimmer zurückgezogen hat.

Vor dem flammenden Kamine ſteht der hohe, breite Schirm, auf welchem der Räuber von Leſſing in bunter Wolle geſtickt iſt. Wir ducken uns dahinter und ſchauen zuweilen lauſchend vor.

Der Boden iſt mit einem dichten, ruſſiſchen Teppiche belegt, daß es uns vorkommen kann, als ſtänden wir auf weichem Mooſe; im Zwiſchenraume der Doppelfenſter uns gegenüber ſehen wir in ein kleines Gewächshaus voll immergrüner und blühender indiſcher Pflanzen, deren ſaftige Blätter ſich von der Aſtrallampe auf dem runden Mahagonitiſche einen matten Dämmerſchein ſtehlen. Hinter dem Tiſche auf dem mit rothem Saffian beſchlagenen Divan ruht halb liegend, halb ſitzend die Gräfin. Sie hat die Augen auf ein Oelgemälde gerichtet, welches an der Wand, der ſchmalen Seite des Divans gegenüber, im goldenen Rahmen hängt und ſie ſelbſt in der erſten Blüthe ihrer Jugend vorſtellt.

Anna, ihr Geſellſchaftsfräulein, ſitzt in einem Armſtuhle und lauſcht über ihre Stickerei herüber zuweilen auf den Blick ihrer Herrin. Um Eliſabeth's feinen Mund ſpielt ein wehmüthiger, bitterer Zug. Jetzt bewegen ſich ihre Lippen und ſie ſpricht leiſe für ſich ſelbſt: „Wohin iſt das heitere, ſechszehnjährige Mädchen gekommen, das ich hier im Bilde ſehe? Iſt es mir doch, als hätte ich es gekannt! Oder ſoll ich lieber fragen, wohin iſt ihre Heiterkeit, ihre Unſchuld? Iſt es möglich, daß der Inhalt des wirklichen Lebens ſo ganz verſchwinden und der Menſch noch leben kann? Anna, mache morgen einen Vorhang vor dieſes Bild!

„Doch warum haſſe ich dieſes Bild der Jugend und Unſchuld?“ fuhr Eliſabeth bei ſich zu ſprechen fort, „jenes Mädchen war ich ſelbſt, ich bin jetzt eine Andere! Und doch ſchlummerte unter dieſen Roſen der Freude und des Friedens — die Luſt und der Hochmuth, welcher grauenvoll ruhig den Mann der Liebe verſtieß, den Mann, der doch treu, wenn auch wild, unbändig, doch ein Mann ganz und gar war und einen Himmel voll Liebe in ſich trug, — unter dieſen Lilien der Milde und Weichheit ſchlummerte der Wahnſinn, der das Pfand dieſer Liebe weit von ſich ſchleuderte in die dunkle Nacht! Nun iſt mir Nichts geblieben, als die Reue, die bodenloſe Reue und die Sehnſucht nach Dem, was ich auf immer verloren habe.“

In ihr rief jetzt eine herzzerſchneidende Stimme: „Mutter! Mutter! Wo iſt dein Kind?“ — Sie verhüllte ſich ſchluchzend das Geſicht; Anna, welche an ſolche Ausbrüche des Gemüthsleidens ihrer Herrin gewöhnt war, kniete leiſe mitweinend zu ihren Füßen.

Nach einer Weile hatte ſich die Leidende wieder gefaßt.

„Laſſ' es gut ſein, liebe Anna,“ flüſterte ſie, „der junge, fremde Baron Benedict Ivo von Ivenhof, welcher mich früher gekannt zu haben ſcheint, hat bei ſeinem Abſchiede an dieſem Abende mir ein Räthſel aufgegeben, das mich unruhig macht.“

„Man ſah es ihm gleich an,“ verſetzte die ſchöndienende Anna, „daß er der guten Geſellſchaft angehörte.“

„Ach, die ſogenannte gute Geſellſchaft!“ entgegnete die Gräfin, „als wenn man in ihr intereſſante Menſchen kennen lernte, Männer ſchon gar nicht. Sie kommt mir immer mehr vor, wie der Hefenſchaum, den ein gährendes Getränk in zarter, weißer Milch von ſich ſtößt. Wir wiſſen uns viel mit dem Anſtande, welcher unſerer Kaſte eigen ſein ſoll, als wenn er weiter ginge, als der Tanzmeiſter und unſere eigene Selbſtgenügſamkeit uns gelehrt hat, und ihre Bildung, als wenn ſie über das bischen ſchlechte Franzöſiſch der Gouvernante und einige Fingerübungen auf dem Clavier hinausginge! Um uns einigermaßen darſtellen zu können, hat man allerdings das kluge Mittel gefunden, das alle unſere Bornirtheiten erträglich erſcheinen läßt: man hat von vornherein es für unanſtändig erklärt, Geiſt und Bildung und überhaupt eine eigene Natur zu verrathen. Wir ſind ſo weit gekommen, daß wir eine gute Geſellſchaft ohne „ennui“ für gemein halten. Der Geiſt Gottes iſt von uns gewichen, wir ſind alt, reif, überreif geworden!“

„Sollten aber,“ verſetzte die beſcheidene Anna, „nicht alle dieſe Formen, in welchen ſich die Geſellſchaft bewegt, erfunden ſein“ —

„Um ſie aus ſich ſelbſt zu ergänzen,“ fing die Gräfin das Wort auf, „und jedes Lebenselement abzuhalten. Mein

Gott, was ſollten wir mit einem genialen Menſchen anfangen, der ſich treu bleiben wollte? Unſere Lakaiennatur ſucht das, was ihr gleicht. Ich hatte das zweifelhafte Glück, die Geſellſchaft der Unſeren in den erſten Reſidenzſtädten Deutſchlands kennen zu lernen, und überall fand ich denſelben, mehr oder minder verſteckten Haß gegen alles Große und Schöne unſerer Tage. Wie kann da viel Heil herauskommen? denn die erzürnte Pallas Athene trägt die Schlange der Gorgo auf dem Schilde und den vernichtenden Speer. — Ich werde mythologiſch, ſeit ich in Berlin die Sitzungen der Akademie beſucht habe!"

„Das verſtehe ich nicht," erwiederte Anna, „und glaube gern meiner gnädigen Gebieterin."

„In dir," verſetzte die Gräfin, „ſteckt eine ganze Schachtel voll Hofmarſchälle; du hätteſt einen guten Geſellſchafter für meinen Oheim, den verſtorbenen General, abgegeben, der ſeine Carriere bis zur Schlacht von Jena machte. Er konnte es lange nicht verſchmerzen, daß ſpäter die ſogenannten Demagogen an die Spitze der Geſchäfte kamen und das Vaterland retteten. Ich befürchte immer, daß er und der Geſandte viel mit dazu beigetragen haben, nach dem Frieden dieſe Männer vom Hofe und aus dem Staatsdienſte wieder zu entfernen, und den Geiſt der Jugend zu zertreten."

Der alte Kaſtellan, unſer Kaspar, trat jetzt unbemerkt herein. Mit verklärten Augen hing er an dem Geſichte der gnädigen Gräfin, die er ja von Jugend auf geliebt hatte. Er machte ſich endlich durch ein leiſes Hüſteln bemerkbar.

„Was bringſt du, Kaspar?" fragte die Gräfin.

„Unſer Rechtsconſulent, Doctor Bernhard, iſt hier und fragt an: ob er noch heute eine wichtige Nachricht mittheilen dürfe, oder morgen damit wieder anfragen.“

„Er möchte ſogleich kommen!“ rief die Gräfin.

Bernhard trat ein; auf einen Wink der Gräfin zog ſich Anna in das Nebenzimmer zurück. „Sie bringen mir Nachricht?“ fragte ſie aufgeregt, „und Hoffnung?“

„Vielleicht,“ verſetzte Bernhard, „nur einen Einfall, der mir in den Sinn kam, als ich vorhin die gnädige Comteſſe verlaſſen hatte.“

„Es ahnet doch Niemand den Auftrag, welchen Sie von mir haben?“

„Keine Seele! wir Sachwalter ſind verſchwiegen, wie der Tod.“

„Ich verlaſſe mich ganz auf Ihr Zartgefühl!“

„Ich habe,“ fuhr Bernhard fort, „die Spur jenes Mannes mit dem Kinde von dem Dorfe bei Karlsbad aus bis hierher verfolgen können; hier iſt er in keinem Gaſthofe abgeſtiegen; wo? iſt nicht ausfindig zu machen. So viel iſt gewiß, daß er von hier ohne Kind wieder abgereiſt iſt. Dieſes iſt mithin hier zu ſuchen. Vor Kurzem entdeckt mir ein Freund ſeine Liebe zu einem geheimnißvollen Mädchen, welches bei einer Kartenſchlägerin, Sibylle Knauthain, erzogen wird.“

„Wenn es das meine wäre! Es muß jetzt ſechzehn Jahre alt ſein! Gottes Segen über Sie, wenn Sie mir meine verlorene Ruhe, mein Glück wieder ſchenken könnten!“

„Jenes Mädchen aber,“ fuhr Bernhard fort, „ſcheint einen Bruder zu haben, welcher ein Maler iſt.“

„Sie iſt es nicht!“ verſetzte tonlos die Gräfin und ſank erbleichend zurück.

„Geben wir nicht alle Hoffnung auf!“ entgegnete Bernhard. „Vielleicht entſchlöſſe ſich der junge Maler, für Sie ein Bild zu malen. Ich könnte ihn ja durch Johannes hierher beſtellen. Bei dieſer Gelegenheit könnten Sie ihn aushorchen! Man darf jetzt am Allerwenigſten vielleicht fruchtloſe Mühe ſcheuen.“

„Ich will mir das noch überlegen!“ verſetzte die Gräfin, „doch danke ich Ihnen für die Mittheilung. Können Sie mir ſagen, wo die Alte wohnt?“

Bernhard nannte ihr die Adreſſe, und verabſchiedete ſich.

Die Gräfin blieb allein mit dem Vorſatze, die Kartenſchlägerin am nächſten Morgen ſelbſt aufzuſuchen.

Frau Sibylle Knauthain.

Frau Sibylle Knauthain wohnte in der Feldgaſſe in einem hinweggeſchobenen Winkel der Stadt in einem kleinen, verſchollenen Gartenhauſe. Sie ſchlug, wie wir wiſſen, für Geld die Karten und heilte auch unter der Hand alle Gebrechen, an welchen die Kunſt der Aerzte geſcheitert war, durch Beſprechung. Doch nur ungern und nur, wenn ſie ſich auf Verſchwiegenheit verlaſſen konnte, verſuchte ſie ihr Glück als Heilkünſtlerin. Sie konnte es nicht verwinden, daß die ärztliche Zunft, freilich nur aus uneigennütziger Fürſorge für das leidende Publikum, ihr vor einigen Jahren vierzehn Tage Polizeiarreſt ausgewirkt hatte.

Freilich erweckte ihr Ausſehen nicht viel Zutrauen. Sie war eine kleine, verbogene, hagere Figur, die Haut ihres Geſichts war ſo ſtraff über die Knochen geſpannt, daß man wenigſtens an Runzeln nicht ihr Alter hätte bemerken können; ihre kleinen, grauen Augen hatten ein ſo lebhaftes Feuer, daß ſie Funken zu ſprühen ſchienen. Eine weiße Backenhaube bedeckte ihr Haar ſo ängſtlich, daß davon keine Spur zu ſehen war; im Uebrigen war ſie ſchwarz gekleidet.

Sie war äußerſt ſauber; mit der Weiße des leinenen

Taſchentüchelchens, welches ſie gewöhnlich in der Hand trug, wetteiferte dieſe ſelbſt.

Ebenſo reinlich war Alles in ihrem Stübchen; Nachts um elf Uhr, wo ſie von Niemand geſtört werden mochte, ging ſie an das Fegen und Scheuern, welches gewöhnlich bis zum anbrechenden Morgen dauerte. Da ſie in der Nacht ſelten, zumal bei zunehmendem Monde, ſchlafen konnte, ſo war dies ihr Zeitvertreib in den langen Nächten.

Das Raſcheln des Sandes und der Bürſte machte auf ſie ohngefähr denſelben Eindruck, welchen anhaltendes Geräuſch auf Singvögel macht; wie dieſe dabei zu ſingen beginnen, ſo fing ebenſo ihre Phantaſie zu klingen und zu bildern an! — Wunderliche Geſchichten kamen ihr vor.

An den Fenſtern der Stube zog ſie narkotiſch riechende Gewächſe: Baldrian, Rosmarin, Muscatblatt, Nachtſchatten und ähnliche Pflanzen.

Ein großer, thönerner Ofen mit kleinen, vertieften, grünen Kacheln nahm die eine Ecke der Stube ein, darüber hing am eiſernen Haken eine ſchwebende Decke aus zuſammengeſtoßenen Bretern, auf welcher ein kleiner Kapuzineraffe, ein Rabe und einige ſprechende Staare ihren Aufenthalt hatten. Unter dem Geſtelle des Ofens befand ſich ein abgerichtetes Meerſchweinchen, welches ſie bei dem Kartenſchlagen gebrauchte.

Die Schickſalslinien der Menſchen, behauptete ſie, ſeien oft ſo verwirrt, daß höchſtens ihr Schweinchen daraus klug werden könne. Zuweilen verriethen aber auch ihre Thiere eine ſo große Abneigung gegen manche Perſonen, daß weder Schweinchen, noch Affe oder Rabe ſich mit ihnen einlaſſen wollten.

An den Wänden umher hingen allerlei Köpfe und Figuren, theils mit Kreide gezeichnet, theils getuſcht, theils in Oel gemalt nach Originalgemälden auf der königlichen Gemäldegallerie. Dieſe waren Studien von Cecil, welcher in demſelben Hauſe im Oberſtübchen wohnte. Er war vor einigen Jahren mit einem Empfehlungsbriefe von ihrer Schweſter Sohn, Heinrich Wildſpur, aus Hamburg gekommen, um hier die Malerei zu lernen. Sibylle hatte ihn ſeitdem, wie ihr eigenes Kind, gewartet und gepflegt; ein ſolches war er damals noch und glich faſt noch jetzt mehr einem Knaben von zwölf Jahren, obſchon er bereits ſechszehn Jahre alt war. Sein zartes, feines Geſicht mit der ſanften Röthe der Wangen, welche leicht in Purpur anflog, mit den großen, braunen Augen, deren ſchüchterner Blick ſich gern mit den Augenwimpern verhüllte, mit der ſcharfgeſchnittenen, zierlichen Naſe und dem faſt zu mädchenhaften Munde gewann leicht alle Herzen. Er trug, wie damals die angehenden Rafaele gewohnt waren, die Haare geſcheitelt und ließ die dunkelblonden Locken frei um die Schultern wallen. Cecil hatte keine hohe Kunſtrichtung, er wollte nur ein Portraitmaler werden, wozu er einiges Talent hatte.

Da er von ſeinem Vater, welcher nach Amerika ausgewandert war, durch einen Hamburger Banquier von Zeit zu Zeit hinlängliche Unterſtützung erhielt, ſo ging es ihm in ſeiner fröhlichen Jugend gut. Er hielt viel auf ſchöne Kleider und hatte eine ziemliche Auswahl von ſammetnen Leibröcken und Mützen.

Sibylle hatte eine große Gewalt über ihn, er mußte Abends immer zu Hauſe bleiben. Es ſchien ihm dieſer Zwang auch nicht ſchwer zu fallen, denn er wußte ſich mit tauſend kleinen Beſchäftigungen die Zeit zu verkürzen. Cecil hatte auch faſt gar keine Bekanntſchaften, zumal Sibylle die Gewohnheit hatte, Jeden, welcher an der Hausthüre nach Cecil fragte, kurz abzuweiſen. Wir wiſſen, daß ſelbſt Johannes, der innigſte Freund Cecil's, keinen Zutritt erlangen konnte.

Ehe er früh Morgens zu ſeinem Lehrer ging, trank er in der Unterſtube mit Sibylle den Kaffee.

Auch heute ſaß der junge Maler wieder dort und plauderte nach dem Frühſtücke mit den beiden Staaren, welche er vom Ofen zu ſich heruntergelockt hatte. Er knieete mehr in dem breiten Armſtuhle, als daß er ſaß, und gab den kleinen, ſchwarzen Schülern Unterricht im Sprechen.

„Wie heißt du?"

„David! David!"

„Und du?"

„Wie du! Wie du!"

„Habt Ihr Euch lieb?"

„Lieb, lieb!" ſchrieen die Vögel und ſchnäbelten ſich. Cecil wollte ſich zum hundertſten Male darüber zu Tode lachen.

Jetzt kam Sibylle, welche auf dem Boden geweſen war und nach dem Wetter geſehen hatte, in die Stube zurück und ſprach halb ſchmollend, halb freundlich: „Du wirſt die armen Vögelchen noch um ihr Bischen aufrichtigen Verſtand bringen, prophezeien können ſie ſo nicht mehr."

Cecil ſprang vom Stuhle auf, ſetzte ſein Barett auf, nahm die Mappe unter den Arm und rief: „Nur noch einen Walzer zum Abſchiede!" Zugleich fing er ein luſtiges Liedchen zu trällern an und drehte ſich im Kreiſe umher, es hüpften das Kapuzineräffchen und der Rabe vom Ofen herunter, das Meerſchweinchen kroch unter dem Ofen hervor, und ſo waren alle Thiere, ſchreiend, kreiſchend, grunzend, pfeifend um ihn herum.

Sibylle wurde ernſthaft böſe; ſie ſchlug mit dem Flederwiſch nach Cecil, welcher zur Thüre hinausflog, und ſtrafte die Thiere mit ſchrillenden Worten, bis ſie ſich verkrochen. So war es wieder ſtill in der Stube. Sibylle wiſchte ſorgſam ihre Brille ab, nahm ein Buch und las darin. Sie mochte aber nicht lange ſo geſeſſen haben, ſo klingelte es an der Hausthüre. Sie ging hinaus, öffnete und kam nach einer Weile mit einer hohen, verſchleierten Dame herein. Es war die Gräfin von Steinfelden.

„Ich habe gehört,“ ſagte dieſe im Hereintreten zu Sibylle, „daß Sie, meine liebe Frau, aus den Karten wahrſagen kann. Da ich nun wirklich ein wenig abergläubig bin, ſo würde Sie mich ſehr verbinden, wenn Sie mich einen Blick in die Zukunft thun laſſen könnte.“

„Es kommt Alles darauf an,“ verſetzte Sibylle, „ob mein Thierchen heute bei Laune iſt.“

Die Gräfin verſtand zwar nicht, was die Alte wollte, es kam ihr aber auch nicht darauf an. Sie hatte ſich auf die Bitte, Platz zu nehmen, im Armſtuhle niedergelaſſen.

Während Sibylle an ihr Geſchäft ging, einen Kreis auf der Diele mit einer Kohle auffriſchte, betrachtete die Gräfin die Zeichnungen und Gemälde an der Wand. „Das ſind ja recht ſaubere Arbeiten!“ ſagte ſie endlich zu Sibylle.

„Ein kleiner Anverwandter von mir,“ verſetzte dieſe, „macht dieſe Sachen. Er will Maler werden und iſt hier auf der Lehre bei dem Profeſſor Schuber.“

„Er kann mir,“ entgegnete die Gräfin, „einige ſeiner Sachen bringen, ich werde ſie ihm gut bezahlen, recht gut;

denn was ich hier ſehe, gefällt mir. Ich wohne in dem Palais links von dem ....n Schlage: er braucht nur nach der Gräfin von Steinfelden zu fragen, dann wird er ſchon berichtet werden.“

„Ich will es ihm ſagen!“ verſetzte kurzhin Sibylle, und fuhr in ihren Vorbereitungen fort.

Nach einer Pauſe fragte die Gräfin wieder: „So lebt Ihr beiden Leute hier allein im Hauſe, wie es ſcheint?“

„Wir vertreiben uns die Zeit,“ erwiderte ablenkend Sibylle, „ſo gut es geht. Nun bin ich im Stande, Sie dürfen aber jetzt nicht wieder ſprechen.“

Nachdem ſie jetzt die Blätter einer deutſchen Karte auf die Peripherie des Kreiſes gelegt hatte, rief ſie: „Paſcha! Paſcha!“ Auf dieſen Ruf kam das Meerſchweinchen unter dem Ofen hervor, und ſtellte ſich ganz manierlich in die Mitte des Kreiſes. Es ſah Sibylle mit ſeinen geſchlitzten, ſchrägen Chineſenaugen ſo verſtändig an, daß es der Gräfin ein leichtes Grauen verurſachte.

„Thu' deine Pflicht!“ gebot Sibylle, und nun ſtieß das Schweinchen mit dem Rüſſel bald hier, bald dort aus dem Kreiſe ein Kartenblatt heraus, während Sibylle ein jedes, wie es folgte, in ihre linke Hand legte. Als ſie alle Blätter hatte, ſagte ſie: „Schönen Dank, Paſcha!“ ſtreichelte das Schweinchen, und ſchickte es wieder unter den Ofen. Nun fragte ſie: „Jakob, von Unten oder Oben?“ „Von Oben!“ rief vernehmlich der Rabe, welcher ſich auf ihre Schulter geſetzt hatte.

„Peter, komm', komm', mein kleiner Peter!“ rief ſie jetzt, und mit einem Schwunge durch die Luft ſtand der kleine Kapuzineraffe auf dem Tiſche und legte die Karten auf. Wie er ſeine Arbeit verrichtet hatte, kletterte er wieder in ſeinen vorigen Aufenthalt über dem Ofen zurück. Sibylle aber begann die Figuren der Karten auszulegen:

> „Die Blätter deuten auf ein Haus, wo Sie Ihr Herz und Ihr Glück verloren haben; in dieſen Tagen iſt aber ein Herr zu Ihnen getreten, durch welchen Sie erfahren werden, was Sie zu erfahren ſuchen, durch ihn werden Sie das Verlorene doppelt wiederfinden.“

In ähnlichen, ungewiſſen Reden fuhr ſie noch lange fort; bald kam es der Gräfin vor, als müſſe Sibylle von ihrem Schickſale etwas Genaueres wiſſen, bald wieder nicht. Endlich war die Alte fertig mit dem Worte: „Und nun bitte ich um einen Pfennig, denn ich darf Nichts umſonſt thun, ſonſt vergeht mir der helle Blick.“

Die Gräfin zog lächelnd die Börſe und verließ wenig befriedigt, wenn auch aufgeregter die Kartenſchlägerin.

„Ade! Ade! lieb! lieb!“ riefen ihr die beiden Staare nach, und der Rabe zwiſchen durch: „Glück und Glas, wie bald bricht das!“

Oculi.

In der Zeit, in welcher dieſe Abenteuer vorfielen, war der energiſche Sinn ſo ſehr aus dem Leben gewichen, daß nur noch theologiſche Streitſätze, oder eine Sängerin, Eiſenbahnactien und Staatspapiere oder friſche Auſtern das Thema der Unterhaltung abgaben. Doch begann ſich in dieſem grünen Schlamme ein neues, aber noch chaotiſches Leben zu regen, welches aus der Lyrik der Kunſt zuerſt nach plaſtiſchen Geſtalten auf der Leinwand des Malers oder auf der Bühne rang. Ein unbehagliches Gefühl, welches mit einem ſolchen Zuſtande verbunden iſt, hatte heute auch die luſtigen Benedictiner ergriffen. Die Lampe der Heiterkeit ſchien an dieſem Abende völlig zu erlöſchen. Dieſe Unluſt hatte auch einen näheren Grund: der Abt war vor die Polizei geladen worden, um Auskunft über die Tendenz der Geſellſchaft zu geben, indem man ihm dort merken ließ, daß man ſie für politiſch gefährlich erachte und ſich vielleicht veranlaßt ſehen werde, ſie nach Analogie verſchiedener geheimer Bundesbeſchlüſſe zu verbieten. Mitten in der troſtloſeſten Pauſe ſagte Robert zu ſeinem Nachbar, der verkehrt auf dem Stuhle ſaß: „Du biſt erſt aus Italien, dem Lande der Banditen- und Liebesgeſchichten zurückgekommen; haſt du denn gar Nichts davon zu erzählen?“ — „Italien iſt unſer Gegenpol," erwiderte Johannes; „ſo wie die Weltherrſchaft ſich faſt immer an Italien oder Deutſchland geknüpft hat. Dieſe Waagſchalen ſind zerbrochen; — was wird hernach kommen?" „Eine Novelle, eine Novelle!" riefen die Andern.

Die italieniſche Novelle.

Johannes fuhr fort:

„Jedes politiſch zertretene Volk iſt ein Treibhaus der Novellen; denn es kann nicht fehlen, daß alle die Maſſen von Leidenſchaften, welche ein großes politiſches Volksleben aufzehrt oder unſchädlich macht, bei einem niedergehaltenen Volke in dem Einzelnen unerhörte Zerſtörungen veranlaſſen müſſen. Schlagt einem Baume die Krone ab, ſo werden viele unnütze Schößlinge am Stumpfe hervorbrechen: unterdrückt ein gebildetes Volk, ſo begünſtigt Ihr — die Novellenpoeſie. Das Leben eines ſolchen Volkes zu ſolcher Zeit gehört darum nicht ſowohl der Geſchichte, als vielmehr der Novellenpoeſie an. Italien aber hat die beſten Novellen, und täglich werden dort herzbrechende und lächerliche zugleich begonnen, verwoben oder fertig gemacht. Dort darf man nur die Augen aufmachen, einen kleinen Vorfall, der ſich eben zeigt, bis in das Einzelne verfolgen, ſo wird man gar bald eine Novelle fertig haben. Eine ſolche will ich jetzt erzählen:

„Ich hatte mir in Rom in einem weitläufigen Hauſe unfern der Tiber und des ponte rotto ein Wohnzimmer gemiethet. Dort ſtand ich eines Morgens auf meinem Balkone und ſah mit unklaren Gefühlen dem Gewühle der Nachen und Marktſchiffe auf dem Tiberſtrome zu. Die tauſend wechſelnden Bilder, welche ſich mir ſowohl auf dem Strome, als auf der Gaſſe zeigten, feſſelten meinen Blick immer mehr. Wie bald ein lärmender Trasteveriner mit ſeiner blauen Sammetjacke, den luſtigen Hut auf der einen Seite, das Maulthier mit überhängenden Gemüſekörben vor ſich hertreibt, braunrothe Gebirgsleute mit wilden Falkenblicken vorüberziehen, dort eine verblühte Sünderin im Namen der unbefleckten Jungfrau, hier eine zerſprungene Glocke in der Hand eines Stummen um Almoſen bittet, ja ſogar die armen Seelen im Fegefeuer durch einen in der Sonnenhitze keuchenden Kapuziner um einige Bajocchi zur Linderung ihres hölliſchen Durſtes aufſchreien, das Alles zieht in meiner Seele jetzt noch einmal vorüber. Zu eben dieſer Zeit war dort unter meinem Balkon ein alter Zitherſpieler getreten, und hatte zu ſingen begonnen:

„Ahi, quanti palpiti,
Quanti sospiri,
Quanti deliri,
Feci per te!“

„O, welches Seufzen,
Ach, welches Sehnen,
O, ſo viel Wähnen
Quält mich um dich!“

Auf einmal hielt er im Geſange inne. Eine Menge Menſchen wogte am Ufer herauf. Aus den heftigen Geberden und dem Schreien des leidenſchaftlichen Volkes hörte man nur deutlich den Ausruf: „O, die Arme! die Arme!“ Ich war geſpannt und legte mich über das Eiſengitter vor, um den Gegenſtand, welcher in der Mitte des Gewühls heraufgebracht wurde, ſogleich zu erkennen. Mein Gott, welches Schauſpiel ſah ich! Auf einem langen, ſchmalen Brete lag ein Frauenleichnam ausgeſtreckt und mit einem Seile feſtgebunden. Zwei Fiſcher trugen die Leiche einher. Jetzt kamen ſie damit unter meinem Balkone an. Unwillkürlich trat mir eine weichliche Thräne in mein junges Auge. Nur eben mußte dieſe Unglückliche im Strome ertrunken und todt herausgezogen worden ſein. Dieſe Leiche mit den anliegenden, naſſen Gewändern, mit aufgelöſtem, tropfendem, rabenſchwarzem Haare, welches faſt bis auf die Erde herabhing, das edle, jugendliche, erloſchene Antlitz mit dem ſchmerzhaft verzogenen und doch jetzt noch ſchönen Munde, dieſe Geſtalt mit unverhülltem, todeskeuſchem Marmorbuſen, unter welchem an den zarten Handgelenken die Arme mit einem Tuche zuſammengebunden waren, damit ſie ſtille liegen möchten; dieſes junge, rührende Todtenbild, welches plötzlich in das glühende Leben furchtbar und doch wieder ſchön hereingeſchleift wurde, machte auf mich den tiefſten Eindruck. Wie ſchon die Volksmenge mit dieſer Leiche längſt vorübergezogen war, ſtand ich noch immer und ſtarrte auf die Straße hinunter, wo die Wogen des Lebens wieder über dieſe Erſcheinung gleichgültig zuſammenſchlugen. Der Spielmann bähte ſich aber immer noch unten in der Sonnenhitze auf dem Platze, wie ein Zwieback, und blähte ſich im eifrigen Geſpräche mit einigen Obſthändlern, welche ihre Körbe mit Limonien und Portugallen auf dem Kopfe trugen und mit untergeſtemmten Armen zuhörten. Er hatte ſeine Zither in die Hand, wie eine Herkuleskeule, gefaßt, und ſchwang ſie kreiſend um den Kopf herum, daß die Saiten in der Luft, wie Glocken, antönten. Ich hatte ihm manchen Paolo für Flugblätter, welche er zugleich mit verkaufte, früherhin zugewendet, und ſo kam es, daß er ſogleich, wie er meiner anſichtig wurde, mit ausgeſtrecktem Halſe mir zurief: „Signore. una stupenda novella!“ Auf meinen Wink kam er zu mir herauf. „Ich weiß ſchon, was Ihr wiſſen wollt,“ ſprach er mit geläufiger Zunge, „erzählen ſoll ich Euch von dieſer jungen Frau! Die Arme! Wenn ſie nur noch lebte! Doch wir müſſen Alle ſterben! Aber ſo jung! und ſo reich! Erzählen ſoll ich Euch, und bin ſo durſtig, wie ein Wetzſtein? Wart Ihr einmal in Orvieto, Herr?“ — Ich nahm aus meinem Eistopfe eine Flaſche d’Orvieto heraus, und ſchenkte ihm ein hohes Glas voll ein. „O,“ rief der Alte unterdeſſen, „das iſt mein Strohmäntelchen aus Orvieto, der kleine, ſüße Bettelmönch! Oh! Oh! — ein alter Est! Est!“ „So ein Enghals,“ entgegnete ich, „iſt gut für einen Weithals.“ Mein Schmarotzer koſtete erſt zwei Tropfen, nun beſann er ſich und machte ſein Geſicht ſo dünn und ſpitz, als wollte er ſich durch ein Nadelöhr fädeln, dann aber drückte er ein Auge zu und ſpann einen ſo langen Goldfaden aus dem Glaſe, als wäre der Wein zu Maccaroni geworden, bis er den letzten Tropfen herausgewickelt hatte. Jetzt aber ſchnalzte er mit der Zunge, wie ein Fechtmeiſter mit der Klinge, welche er mit einigen Schwippchen probirt, und nun begann er zu plaudern:

„Eine ſchöne Donna, die nun ertrunken iſt! Habt Ihr nicht die junge Marcheſa Ponetti an der Piazza Serlupi gekannt? Heilige Maria! was wird Luigi, der Marcheſe, ſagen? Aber mußte er denn auch eine Jüdin zur Frau nehmen? Was meint Ihr, ob ſo ein Biſchen Taufwaſſer den ganzen Heidenſchlamm auf einmal wegwaſchen kann?

Rede ich Ketzerei in meiner Einfalt, ſo iſt es einfältige Ketzerei! Doch Marcheſe Luigi iſt eine brave Excellenz; denn er hat mir viele ſchöne Canzonetten gemacht, welche abgingen, wie friſche Brote und junge Jeſuiter. Kann man aber mit dem Kopfe durch die Wand fahren und eine Taube auf dem Dache, und eine Frau in der Kammer hüten? Habt Ihr noch eine im Glasſchranke geſehen mit der Zitrone in der Hand? Aber die Juden ſind ein abſcheuliches Volk, und will der Teufel einen armen Jungen in das Elend bringen, ſo fährt er in ein hübſches Mädchen — oder gar in ein Judenmädchen. Deshalb ſind auch die Juden verdammt. Wenn nun einmal das arme Volk in Rom Hunger hat und Tauſende den heiligen Vater um Brot anſchreien, da ſind immer Einige da, welche von den Juden im Ghetto reden, und dann geht auch richtig allemal die Judenhetze los. Da vergeht den Leuten unterdeſſen der Appetit. So war es vor zwei Jahren gerade in der heiligen Woche, wo mein Magen knurrte und belferte, wie eine alte Jüdin. Da ging es in der Judenſtadt luſtig her. Da ſchrieen die lumpigen Bartjuden und die gelben Weiber mit ihren Kindern, wie bei der Zerſtörung von Jeruſalem, wo ich aber nicht mit dabei war; denn das geſchah zur Kaiſerzeit. Das römiſche Volk ſang aber das Judenjagdlied. Kennt Ihr es, Signore? Hier habe ich es — ja, da iſt es gleich — es koſtet vier Bajocchi.“ Nun ſang der Spielmann in begeiſterten Trillern:

„Del furor la tromba squilla.
Senti il popol, come strilla!
Vuol vendetta con gli Ebrei,
Con gli Scribi e Farisei.

Dove siete gente sporche,
Son già pronti palchi è forche,
Non vi giovano pianti
A impiccarvi tutti quanti."

Horch, der Wuth Trompete ſchrillet!
Horch das Volk, und wie es brüllet!
Rache will's an den Ebräern,
Schreibern und den Phariſäern.

Schlechtes Volk in Schmutz und Kothe,
Her zum Galgen, zum Schaffote,
Weinen hilft Euch nicht und Bangen,
All' Ihr werdet aufgehangen!

„Hierbei geſchah es," redete er weiter, „daß ſie einen alten Juden herauszerrten auf die Straße. Er hielt in den Händen einen koſtbaren Schmuck ſo feſt, als wäre er an ſeinen dürren Fingern angewachſen geweſen. Da bekam er aber von einem Kupferſchmied einen ſolchen Schlag in ſeinen Bart, daß der Flachs davon und der goldene Schmuck ihm aus der Hand flog. Der Jude ſchrie aber: „Sei der Schmuck verflucht von Mitternacht zu Mitternacht, mag er verderben Jeden, den er zieren ſoll! Verflucht ſei er, wie Teufels Handgeld, wie ein Kuppler und Asmodi!" Da ſtürzte der Alte todt auf die Straße. Wie aber dies geſchehen war, warf ſich ſeine Tochter, welche ſich vorher noch verborgen gehalten hatte, über ihm her und ſchrie, daß die Ziegel von den Dächern hätten fallen mögen. Da aber das Mädchen jung und ſchön war, wollten einige junge Burſche, wie es anfing Nacht zu werden, ſich ihrer bemächtigen. Sie mußten ſich aber den Mund wiſchen; denn dieſer Apfel war nicht für ſie gebraten. Zufällig ging eben Luigi am Ghetto vorüber, und wurde von dem Schreien und Lärmen herbeigelockt. Mit Gewalt machte er ſich Platz durch die Menge. Kaum trat er aber in den Kreis hinein, wo ſie mit dem Mädchen rangen, ſo wich das Volk zurück, da er ein Edelmann iſt. Das Mädchen aber merkte dies kaum, ſo umſchlang ſie ſeine Kniee, hing an ihm, wie ein Seekrebs, und rief: „O Herr! rettet, rettet mich vor dieſen Mördern; bin ich auch nur eine arme Jüdin, ſo erbarmt Euch wenigſtens über eine arme Waiſe!“ „Wir wollen ſie ja nur taufen!“ ſchrie das junge Volk. Luigi aber ſchob dieſe guten Chriſten bei Seite, nahm die Jüdin unter ſeinen weiten Carbonaromantel, und drückte ſich mit ihr zum Ghetto hinaus. Ach, was ſind doch die Edelleute für edle Leute! Er ging aber mit ihr einige Straßen hindurch und gelangte ſo, indem er darüber nachſinnen mochte, wo er ſeine Pflegebefohlene die Nacht über unterbringen könne, bei der Kirche der heiligen Caterina de' Funari an. Die Kirche ſtand noch offen. Da wendete er ſich zu dem Mädchen und ſagte: „Es will ſich nicht ſchicken, daß ich dich ohne Anfrage in meinen Palaſt bringe; denn meine Mutter iſt eine Chriſtin, und du eine Jüdin. Ich will ſie aber bitten, dich eine Nacht über zu behalten, und morgen kannſt du wieder zur Judenſchaft zurückkehren.“ „Ach, mein Vater!“ rief das Mädchen, „mein Vater! ach! er iſt erſchlagen, und nun habe ich auf dieſer Welt Niemand mehr, der ſich meiner annimmt.“ Da ſie das Italieniſche gar zu fremdartig ausſprach, ſo fragte Luigi: „Biſt du eine römiſche Jüdin?“ „Wir ſind erſt geſtern aus Spanien hierher gekommen,“ erwiederte das Mädchen. „Mein Vater war ein Rabbiner in Saragoſſa, und kam hierher, um Iſrael in der Knechtſchaft in Rom zu tröſten. Ach, und nun iſt er erſchlagen! O Gott meiner Väter, und mein Gott!“ „Wie nennt man dich, armes Kind?“ „Ich heiße Lea!“ entgegnete das Mädchen. „O Herr, laßt mich wieder zurück zu meinem Vater, damit ich bei ihm ſterbe!“ Noch mehr gerührt von dieſem Jammer, redete ihr Luigi zu: „Wenn es dir nicht zuwider iſt, in dieſe Kirche einzutreten, ſo will ich wieder in den Ghetto zurückkehren, und für deines Vaters Leiche und dann für dich ſorgen.“ Mit dieſen oder ähnlichen Worten gingen ſie die Stufen hinauf und traten in die Kirche ein. Dort brennt immer die ewige Lampe vor dem Altare. Die Seilerinnung muß das Oel dazu geben. Deshalb war es ein wenig hell in der Kirche; nur Altäre und Bilder, ſonſt war Nichts darinnen, als die Beiden. Luigi führte die Jüdin zu dem Altare, und hieß ſie dort ſich niederſetzen. Das war eine große Sünde, die er auf der heiligen Treppe bei dem Laterane gewiß abknieen mußte. Dort bei dem Altare ſoll die Jüdin den Marcheſe mit ihren großen, ſchwarzen Augen ſo plötzlich angeſehen haben, daß er ſeitdem in Liebe zu ihr entbrennen mußte. Was die Leute oft für wunderliche Augen haben! Hundeaugen, Pferdeaugen, Katzenaugen, Fiſchaugen, Hühneraugen, nur keine Krebsaugen, denn die Krebſe haben ihre Augen, wie hungrige Leute, im Magen; Neunaugen ſind die beſten, Hexenaugen die ſchlimmſten; die Jüdin aber hatte kohlſchwarze Hexenaugen, mit welchen ſie Einem die Liebe anthun konnte. Sieht Euch eine ſolche hübſche Hexe mit ihren böſen Augen an, ſo fahrt nur gleich mit dem Daumen zwiſchen den Zeige- und Mittelfinger, das hilft gegen den Liebeszauber. Aber meine Jüdin, die ich beim Altare gelaſſen habe, wickelte ſich in ihre Tücher, ſetzte ſich am Altare nieder, und blieb allein, während der arme

Luigi, wie ein angeſchoſſener Hirſch, von Straße zu Straße lief. Nach einer halben, oder meinetwegen einer ganzen Stunde kam er zu ſeiner Jüdin zurück, und brachte ihr die Nachricht, daß die Leiche ihres Vaters ſchon auf dem Judenkirchhofe begraben ſei. Bei dieſer Botſchaft ſoll Lea mit der Stirne ſo heftig gegen die Marmorplatte des Altars geſchlagen ſein, daß man heute noch davon den Eindruck ſieht. Das iſt aber nicht wahr, es müßte denn ein Mirakel ſein; Luigi aber hatte große Noth, die ſchöne Lea einigermaßen zu beruhigen. Ein braver Mann hat ſeine Plage mit den wirbelköpfigen Weibern. Ihr ſolltet meine Peppina kennen, die hätt' es noch viel ärger gemacht; denn wie Luigi die Jüdin zu ſeiner Mutter brachte, ſoll ſie ſchon ganz ſittſam vor ihr einen Fußfall gethan, ihr den Saum des Kleides geküßt, und ſehr rührend alſo geſprochen haben: „Großmüthige Marcheſa, edelmüthige, erhabene Patronin, Ihr däucht mir barmherzig zu ſein, wie die Sonne, welche über die wahren Katholiken ſo gut ſcheint, wie über die Ketzer, Juden, Heiden, Mohren und die Türken; und ſo flehe ich auch zu Euch: ſenkt auf mich den Strahl Eurer Gnade, und erquickt mich mit Euerer Huld!“ Mit dieſen Worten nahm der alte, bombaſtiſche Erzähler eine Priſe Schnupftaback, und ſagte: „Hat ſie nicht ſo geſprochen, ſo iſt doch wenigſtens gewiß, daß die Marcheſa zu ihr ſagte: „Du ſollſt eine Chriſtin werden, und Saverio, der fromme Mönch, ſoll dich im Chriſtenthume unterrichten; denn ſonſt fährt deine Seele in die Hölle hinein! Jetzt aber gehe dort in die Kammer und ſchlafe aus!“ Seitdem blieb die ſchöne Jüdin bei der Marcheſa, und wurde Vormittags vom frommen Bruder Saverio, welcher ein Jugendfreund des Marcheſe und von vornehmer Familie war, und

Nachmittags von der Marcheſa ſelbſt im Chriſtenthume unterrichtet, ſo daß Lea bald damit Beſcheid wußte, faſt ſo gut, wie die heilige Jungfrau ſelber. Nun hätte Luigi zwar auch gern der Jüdin vom Chriſtenthume gepredigt, aber ſeine Mutter ſoll ihm immer im Wege geweſen ſein. Als aber die Marcheſa merkte, wie Luigi dennoch immer um die Jüdin herum war, wie die Nabe um die Axe, da legte ſie den Finger an die Naſe, und kam denn allmälig auf den Gedanken, daß ein junger, vornehmer Herr ſich ein Wenig in der Welt umſehen, in fremden Städten was aufgehen laſſen und ſich überhaupt wie ein Edelmann betragen lernen müſſe. Durch Vermittelung ihres Beichtvaters wußte ſie es bald dahin zu bringen, daß Luigi von der päpſtlichen Curie mit einer nothwendigen und ehrenvollen Sendung nach Sicilien beauftragt wurde. Mit trüben und verdrießlichen Mienen nahm der Marcheſe Abſchied, da ihm die Liebe auf dem Nacken herumhanthierte, wie ein Affe im rothen Jäckchen auf einem brummigen Bären. Da er aber die päpſtliche Pfeife hörte, ſo mußte er freilich danach tanzen. Seine Mutter ſagte ihm aber bei dem Abſchiede: „Luigi, bei Allem, was du thuſt, vergiß nicht, daß du ein Marcheſe biſt; habe die goldene Tabatière immer in der Hand; denn ſie ſteht gut zu den weißen Manſchetten! Willſt du bei den Weibern Eroberungen machen, ſo fange bei den alten an; die jungen zickeln von ſelbſt hinterdrein! Und da haſt du auch deine Pillen, die immer bei verdorbenem Magen dir geholfen haben!“ Hier erſtickten Thränen ihre Stimme. Er drückte ſeine Mutter an die Bruſt, und ſah in die Höhe, wo ein weißes Tuch zu dem Fenſter herauswehte. Dort war die ſchöne Lea. Mit weinenden Augen warf er ihr noch einen

Kuß zu; dann aber ſtieg er in den Wagen, und fuhr um die Ecke hinum.

Drei Monate lang hatte er ſchon bei dem Vicekönig in Sicilien ſeine Geſchäfte betrieben, aber immer, wenn eine Schwierigkeit beſiegt war, lag ein anderer Stein im Wege; denn, man ſagt, das Geſchäft wäre nur ein Vorwand geweſen, Luigi von Rom entfernt zu halten. Da ſtak er nun, wie ein Vogel im Käfig; er mochte ſingen, wie er wollte, er kam doch nicht fort. Dabei befand er ſich ſo unwohl, daß er ſich eine Schachtel Pillen um die andere aus Rom kommen ließ, und doch immer krank blieb, da er auf den Magen los curirte, und die Krankheit doch weiter links ſaß! Hätt' er mich gefragt, und das Mittel gegen den böſen Blick gebraucht, ſo wäre er gewiß geſund geworden. Wie er nun ſo in Nichts, als Mißmuth und Krankheit, in Palermo ſich herumwickelte, hatte endlich ein Hofmann Mitleid mit ihm, und ſagte: „Ei nun, Excellenz, wer hält Euch denn hier auf? Euer Geſchäft hat ſich nun ſeit dreihundert Jahren bis auf dieſen Tag hergenullt, und wird ſich bis an das Ende der Welt fortnullen. Dies Geſchäft iſt Nichts, als ein gelindes Mittel, welches unſere Höfe bei jungen Hitzköpfen gebrauchen, die man nicht geradezu aufgeben will. Aber, Freund, wenn Ihr mich verrathet, ſo war ich ein Narr und werde unglücklich!“ Luigi verſprach heilige Verſchwiegenheit, und flog von Palermo hinweg, wie eine Kugel aus der Büchſe, — anhaltender Krankheit wegen. Seine Mutter trank eben in Rom mit ihrem Beichtvater eine Taſſe Chocolade, als Luigi in das Zimmer trat. Vor Schreck fiel ihr das Zuckerbrötchen, das ſie eben in den Mund ſtecken wollte, aus der Hand. — Seht, Herr, ſo genau weiß ich Alles für drei Scudi, und noch mehr, wenn Ihr wollt! Seine erſte Frage war: „Wo iſt Lea?“ „Dieſen Namen hat ſie abgelegt,“ entgegnete die Marcheſa; „ſie iſt getauft und eine der Unſeren geworden, ein gar frommes Kind! Sie heißt jetzt als Chriſtin Katharina.“ „Katharina?“ fragte Luigi; „wo iſt Katharina?“ Der ſchöne Mönch Saverio lächelte freundlich, und ſagte: „Freue dich, Luigi! ſie iſt in einem Kloſter und Novize!“ „In welchem Kloſter? Vielleicht alle quattro fontane?“ „Dem iſt ſo!“ entgegnete Saverio. Ohne Aufenthalt, wie ein Vogel auf eine ſüße Beere, ſo flog Luigi nach dem Kloſter. Er ließ ſich bei der Aebtiſſin anmelden, und um ein Zwiegeſpräch mit der Novize Katharina bitten. „Ihr meint die Schweſter Katharina?“ fragte die Pförtnerin. „Ja! Ja!“ rief Luigi, und mit langweiligen Schritten ſchleppte die wohlbeleibte Geſtalt ſich die Treppe hinauf. Nach einer Weile kam ſie zurück, und führte den ſehnſuchtskranken Luigi in das Sprechzimmer. „Wartet nur ein Weilchen!“ ſprach ſeine Führerin, „die fromme Katharina wird gleich erſcheinen. Seid nur nicht zaghaft, und ſchüttet Euer Herz vor ihr aus, damit ſie Euch tröſten kann, nämlich inſofern Ihr ein geiſtliches Gewerbe an ſie habt!“ Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich. Aber den armen Luigi fing jetzt die Qual der Sehnſucht nach dem Odem. Beide Hände drückte er feſt gegen das Herz, welches ihm die Bruſt zerſprengen wollte. Bald ging er mit großen Schritten im Sprechzimmer auf und ab, bald ſetzte er ſich wieder auf einen dortſtehenden Seſſel, und ſtarrte die Bilder der Heiligen an, welche, wie grüne und rothe Lichtſtreifen, vor ſeinen Augen flammten. „Herr,“ unterbrach ſich jetzt der Erzähler, „habt Ihr je das Liebesfieber gehabt? So wißt Ihr, wie es dem guten Marcheſe jetzt war, wo er ſeine geliebte

Katharina wiederſehen ſollte, und wo er ihr Herz und Hand anzubieten und ſie zu überreden gedachte, die ewige Jungfrauenſchaft mit der zeitlichen Haube zu vertauſchen. Endlich hörte er leichte, leiſe Schritte den Gang her und auf das Zimmer zukommen. Er ſprang in die Höhe. Wie aber die Thüre aufging und die hohe Geſtalt der frommen Katharina weiß verſchleiert hereintrat, war es ihm, als müßte er niederſinken. „O, ſehe ich dich ſo wieder?“ rief er im tiefſten Schmerze aus. „So willſt du mich denn ewig elend ſehen? O Katharina, ſieh’, zu deinen Füßen flehe ich dich an, ſchenke mir dein Herz, und werde ganz die Meinige, ſo wie ich immer dein war von jenem Augenblicke an, da ich zuerſt dein holdes Antlitz ſah in der Kirche deiner Namensſchweſter! O, ſei nicht ſo kalt und ſtumm, und erhöre deinen flehenden Freund!“ — Die verſchleierte Geſtalt fing auf einmal bitterlich zu weinen an, und ſprach faſt flüſternd: „O ſchöner Herr, wie könnt Ihr eine fromme Schweſter ſo in Verſuchung führen?“ Luigi ſprang vor dieſer Stimme entſetzt empor, und rief: „Entſchleiere mir doch dein Angeſicht!“ „So Ihr es denn nicht anders haben wollt!“ entgegnete die Geſtalt, und zeigte dem bebenden Luigi ein uraltes, graues Papageiengeſicht. „Du Katharina?“ rief Luigi. „So heiße ich ſeit fünfundſechzig Jahren; Katharina hieß ich, noch ehe ich mich dem göttlichen Bräutigam verlobte, und Katharina heiße ich auch jetzt noch, und Katharina iſt gar ein ſchöner und frommer Name, junger Herr!“ — „Das weiß Gott! aber iſt keine Novize im Kloſter, welche Katharina heißt?“ „Daß ich nicht wüßte,“ fuhr die Nonne fort, „ich bin hier im Kloſter die einzige Katharina und nicht die unwürdigſte Schweſter.“ „Nun, ſo wollte ich,“ rief Luigi jähzornig aus, „ja ſo wollte ich, daß dein Kloſter und dich Gottes Wetter in die Erde ſchlüge!“ „O du ruchloſer, aus der Hölle entlaufener Bube!“ ſchrie die Alte, „biſt du hergekommen, mit mir dein Geſpötte zu treiben? Warte nur! warte!“ Mit dieſen Worten zog ſie an der Glockenſchnur, welche in der Mitte des Zimmers herunterhing, ſo heftig, als wollte ſie die Todten wecken. Luigi aber hielt es bei dieſen Umſtänden nicht für gut, länger zu warten, und ſprang zur Thüre hinaus. Er hatte von Glück zu ſagen; denn ſchon ſchrie der Schwarm der Nonnen wüthend hinter ihm her, und ſchon flogen Bücher und Näpfe um ſeinen Kopf, als er mit Gewalt das Thor aufriegelte, und hinaus auf die Straße ſtürzte. Puh! das heißt in einen Bienenkorb blaſen. Luigi aber flüchtete ſich durch die Straße der Fleiſchbänke über den ſpaniſchen Platz und den Corſo hinüber durch tauſend Gaſſen und Gäßchen in ſeinen Palaſt. Dort aber ſank er, wie ſterbend, zuſammen. Seine Diener trugen ihn in ein Bett; dort blieb er ruhig liegen bis gegen Mitternacht, wo er zu raſen anfing, und nur von Saverio redete, welcher ſeine Lea in eine graue Kloſterkatze verhext hätte, ſo daß den Leuten angſt und bange wurde. Am ſiebenten Tage legte ſich das Fieber; jetzt aber flehte er zu allen Heiligen, ihn aus dieſem Leben hinwegzunehmen. Das machte der alten Marcheſa das Herz weich. Schon ſtand ihr Frühſtück auf dem Tiſche; ſie ſchob aber das mürbe Kalbscotelette mit der Zitrone und auch das gebratene Hühnchen bei Seite, und aß nur zwei Sardellen mit einem Brotſchnittchen, trank darauf ein Gläschen Liqueur, und verlangte dann nach ihrer Portechaiſe und ihrem Fächer. Luigi aber hatte gegen Abend ſchon zu verſchiedenen Malen nach ſeiner Mutter gefragt, als ſie endlich zurückkam und zu ihm ging. Er ſprach mit matter Stimme: „Theuere Mutter, die du mir Gutes gethan haſt von dem Augenblicke an, wo ich zu meinem Unglücke geboren wurde, theuere Mutter, ich fühle, daß ich nunmehr der Natur den großen Tribut zahlen und ſterben muß! Da ich nun auch gern in den Himmel kommen möchte, ſo laß' mir Saverio rufen, damit er mir die Sterbeſacramente ertheile.“ Ob nun gleich ſeine Mutter vor Thränen kaum reden konnte, ſo ſprach ſie ihm doch Troſt zu. Luigi aber flüſterte mit ſterbender Stimme: „Ach Mutter! meine Zeit iſt gemeſſen!“ Da machte ſich die Marcheſa von ihm los, und zog eine verſchleierte Frauengeſtalt, welche in der halbgeöffneten Thüre ſtand, zu dem Krankenlager hin mit den Worten: „Hier iſt noch Jemand, dem du die Hand zum Abſchiede reichen kannſt!“ Der Jüngling hatte ſich bei dieſen Worten emporgehoben. Die Benedictinernovize ſchlug den Schleier zurück, und mit einem Schrei des Entzückens lag er in ihren Armen. „Die heilige Maria und die heilige Katharina mögen Euch ſegnen, meine Kinder!“ rief die Matrone; „macht einander glücklich, und laßt mich nie bereuen, daß ich Solches für Euch gethan habe!“

Am anderen Morgen war Luigi — ſeht, Signore, die Macht der Liebe! — wieder friſch und geſund, und tanzte und ſang im Hauſe umher, wie ein Vogel im April, wenn er das Neſt baut.“

Der Spielmann ſchwieg jetzt, trank den Reſt des Orvietoweines mit einem wehmüthigen Spitzbubengeſichte aus, und ſprach dann: „Signore, der Wein war gut, und das war die Geſchichte!“

„Weiter Nichts?“ rief ich. „Nein!“ entgegnete er phlegmatiſch, und dehnte ſich dabei unendlich faul, „Nichts, als daß Marcheſe Luigi mit ſeiner jungen Marcheſa ſeit Jahr und Tag verheirathet war. Dieſen Morgen fiſchte aber ein Fiſcher die junge Marcheſa aus dem Strome. Ihre Leiche habt Ihr vorübertragen geſehen.“ „Und wie viel haſt du zu dieſer Geſchichte ihrer Liebe aus eigenen Mitteln hinzugethan?“ „Signore,“ entgegnete der Spielmann, „nur ſo viel Butter, als nöthig war, die Maccaroni ſchmackhaft zu machen!“ „Hat man denn gar keine Muthmaßung, wie es gekommen iſt, daß ſie ertrank?“ fragte ich weiter.

„Muthmaßung? Ja! aber keinen Grund! keinen Grund! Wer weiß, wer weiß! Die Weiber haben hitziges Blut. Da ſolltet Ihr erſt meine Peppina gekannt haben, wie ſie jung war! Genäſchig, wie eine Ziege! Da muß man Fünffingerkraut einreiben! verſteht Ihr mich?“

„Hier iſt ein Scudo für deine Mühe!“ ſagte ich; „du bekommſt noch zwei Scudi, wenn du mir Aufſchluß in dieſer Sache verſchaffen kannſt!“

Der Alte nickte mit dem Kopfe, ſchnippte mit den Fingern und ſchob ſich zur Thüre hinaus.

„O, ich merke,“ entgegnete Robert, „der Marcheſe wurde ihrer überdrüſſig, und das Andere wurde echt italieniſch abgemacht!“

„Falſch gerathen!“

„Nun, heraus mit dem Ende der Geſchichte!“ riefen Alle.

„Nein! Ihr ſollt dieſe Geſchichte eben echt italieniſch genießen. Ihr wißt es vermuthlich, daß eine Art von Leuten ſich in Italien ein Gewerbe daraus macht, dem müßigen Volke auf den Hafendämmen oder auf den öffentlichen Marktplätzen Geſchichten zu erzählen. Wenn aber ihre Erzählung die Neugierde der Menge bis zum Aeußerſten erregt hat, dann läßt der Erzähler die Mütze herumgehen, um die freiwilligen Gaben einzunehmen. Iſt das geſchehen, ſo läuft der Schalk fort, und ſchreit: „Morgen! morgen!“

Vergeblich ſuchen die wilden Männer den Erzähler zu halten; er reißt ſich los, und iſt — verſchwunden. Alſo morgen! Ihr Lieben! Morgen!“

Mit dieſen Worten nahm Johannes ſeine Mütze und empfahl ſich.

Am nächſten Abende waren die Freunde wieder verſammelt, um das Ende der Geſchichte zu vernehmen; nur Johannes fehlte noch. Robert blätterte in den Werken Shakſpeare's, welche auf der Tafel lagen, mechaniſch herum. Er meinte: wie man an großen Strömen Maßſtäbe angebracht hätte, um den Stand des Waſſers zu jeder Stunde zu wiſſen, ſo könnte man den Shakſpeare auch in den Strom der Zeiten ſtellen, und daran den Inhalt einer jeden Epoche abmeſſen. So lange man keine große Leidenſchaft und Charaktere auf der Bühne ſehen möge, könne auch im Volke weder das Eine noch das Andere ſein. „Das iſt ein wunderbares Weſen mit dieſem Shakſpeare!“ entgegnete Schuber, der Maler. „Kommt es mir doch zuweilen vor, als wäre er der leibhaftige Geiſt der Nordſee, der Waſſerneck mit dem rothen Käppchen auf dem Kopfe, der bald mit lautem Gelächter ſich mit den Delphinen herumbalgt, kopfüber, kopfunter auf den Wogen närriſch ſich herumpurzelt, und, wie ein wildes, ausgelaſſenes, nichtsnutziges Kind, den loſen Nymphen Waſſer in das Geſicht ſprudelt, dann aber plötzlich hypochondriſch wird, die langen Haare über das Geſicht hereinhängen läßt, die Fauſt an die Stirne ſtemmt, und melancholiſche, abgeriſſene, geiſterbeſchwörende Worte in die Tiefe hineinſtöhnt, bald aber plötzlich aufſtürmt und wild und toll die Wogen an den Himmel und die naſeweiſen Schiffe, welche ihm in den Weg kommen, an die Felſen wirft, daß Mann und Maus untergehen; dann aber wohl auch gar das Unweſen bereut, und nun mitleidig einen armen Jungen mit höchſteigenen Händen an eine ſchöne Inſel trägt, und ihn dort mit einer ſchönen Fürſtin verheirathet; zuweilen aber auch die Sonntagslaune anzieht, galant und in einem rothen, ariſtokratiſchen Sammetmantel, flammend in Edelſteinen, mit ſchöngekräuſelten Haupt- und Bartlocken über das Meer hinſchreitet, daß die älteſten Nymphen ſehnſüchtig zu ſeinen Füßen aufſeufzen, und dann gar in klaren Julinächten verliebt bis in die kleine Fußzehe mit der Harfe in der Hand hinüber nach Italien ſchmachtet, daß der ganze Himmel mit allen ſeinen Sternen den letzten Schleier von ſich wirft und zu ihm in die Tiefe ſteigt, aber ebenſo erſchrocken wieder entflieht, wenn der böſe Neck Mantel, Krone und Harfe wegwirft, und nun als echter Matroſe ſich in Punſch benebelt, flucht, Witze reißt und viel Dummheiten herausläßt; o wunderlicher Waſſerneck der Nordſee, dein Name ſoll Shakſpeare ſein!" — „O wunderlicher Schuber," rief der Doctor, „dein Name ſoll Novellenfeind ſein! Ich lobe mir aber dieſe luſtigen Amphibien, die ebenſo gut im Waſſer der Reflexion, als auf dem feſten Lande der Begebenheit leben. Ich lobe mir die Binnenländer! Ich lobe mir die Novelle! Und hier kommt eine noch ungedruckt!" Johannes trat eben zur Thüre herein.

„Komm', ſetz' dich her;" ſagte Robert, „und erzähle! Es iſt eine grundſchlechte Novelle, aber erzähle!" „Ich würde mich ſchämen, ein guter Novellendichter zu ſein," entgegnete Johannes. „Ich will Euch auch nur dieſe Geſchichte kunſtlos und der Reihe nach vortragen, wie ſie mir das

Leben ſelbſt erzählt hat.“ Die Freunde horchten auf, und Johannes begann:

„Ich dachte jenen Tag über nur an die Leiche, welche ich am Morgen vorbeitragen geſehen hatte. Tauſend Muthmaßungen warf ich im Kopfe hin und her. Vergebens ſuchte ich vor den Marmorſtatuen im Vaticane die Gedanken, welche, wie leidtragend, hinter der Ertrunkenen einherzogen, wieder fröhlich zu ſtimmen. Jede Venus, jede Diana mit ihren ſchlanken Marmorgliedern wandelte ſich mir zur todten Katharina um. Abends litt es mich ſelbſt in meinem Zimmer nicht; ich mußte hinaus in das Freie. Ich ging über das Capitol hinunter in das Forum; die Stimmen der alten Geſchichte aber, welche ich ſonſt dort faſt aus jedem Steine vernahm, ſchwiegen heute. Am Fuße des Palatins ging ich vorüber bis zum Triumphbogen des Titus. Im hellen Mondenſcheine ſah ich daran noch den ſiebenarmigen Leuchter aus Salomon's Tempel zu Jeruſalem in Marmor ausgehauen. Drüben herauf düſterte das ungeheuere Coloſſeum mit ſeinen Quadern. Eine ganze, heimathloſe Nation, die jüdiſche, arbeitete dieſes Theater unter den Peitſchenhieben der Weltherren empor! Unglückſeliges Volk, das von älteſter Zeit her genannt, faſt kaum ſo lange ſich der Heimath erfreute, bis es ſeinem Jehovah einen Tempel gebaut hatte, und herumgetrieben ward durch die alte und neue Geſchichte bis auf dieſe Stunde. Das große, welterſchütternde Rom durfte ſich mit allen ſeinen Conſuln, Tribünen und Cäſaren lebensmüde zu Grabe legen; aber der Ahasverus lebt noch immer, borgt den Königen Millionen, ſitzt mit ihnen zu Rathe, und ſchachert mit alten Lumpen an den Straßenecken, — aber er bettelt nicht. Und wiederum dachte ich an die arme Lea-Katharina. Ich ging wieder in die neue Stadt hinein, durch Straßen und Gaſſen, und ſtand auf einmal vor der kleinen Kirche der Sta. Caterina de'Funari. Hier war es, wo Luigi das gerettete Judenmädchen damals hinaufgeführt hat. So ſprach ich und ſtieg die Stufen hinan, da auch jetzt die Kirchthüre offen ſtand. Ich trat hinein. Vor dem Altare, wo der düſtere Schatten eines Mönchs zu knieen und zu beten ſchien, ſtand ein Sarg. Ich ging leiſe über die Marmorplatten der Kirche näher hinzu. Eine einzige Lampe hing am Altare herunter und warf einen matten Schein über den Mönch und den offenen Sarg. Eine verhüllte Geſtalt, zuſammengeſunken, hockte mehr neben der Leiche, als daß ſie dort geknieet hätte. Wenn ich nicht ſehr irrte, ſo lag Katharina vor mir. Ihr zartes, junges, erbleichtes Geſicht auf weißen Kiſſen, ihr dunkles Haar mit weißen Bändern aufgebunden, lag die Mitleidswürdige hier dahingeſtreckt, wunderſchön ſelbſt im Tode. Ich konnte mich nicht enthalten, am Pfeiler, in deſſen Schatten ich mich befand, hinzuknieen und für die Ruhe der armen Seele zu beten. — Es war mir in dieſem Augenblicke, als wäre dieſes Weib meine beſte Freundin, ja, meine Schweſter geweſen. Gebe Gott dir einen kurzen, ſanften Schlummer in der Erde! Blumen auf dein Grab! Heitere Träume in deine Seele! Einſt aber nehme dich der Engel der Liebe in ſeine warmen Arme und trage dich empor, eine Glückſelige, zur Wonne der Unſterblichkeit!

In dieſem Augenblicke aber wuchs die düſtere Geſtalt neben dem Sarge hoch empor. Ich ſah ein verzerrtes, verzweifelndes Jünglingsangeſicht. Es mußte Luigi ſein! Jetzt hob er mit der Hand einen blitzenden Dolch emvor, ſeine Augen wetterleuchteten noch mehr. Ich ſprang erſchrocken auf. Bei dem Geräuſche, welches ich verurſacht hatte, verbarg er ſchnell das Meſſer, und ſank am Sarge wieder zuſammen. Der Mönch am Altare ſagte jetzt dumpf und geiſterartig in ſich ſelbſt hinein: „Amen!“ Ich ſchlich mich zur Kirche wieder hinaus.

Könnte ich Euch, Freunde, jetzt beſchreiben, wie mir zu Muthe war! Immer verworrener wurde mir dieſes Räthſel. Das mußte der Marcheſe geweſen ſein! Aber wozu das Zucken des Dolches? Was wollten ſeine blitzenden Augen und die krampfhaft zuſammengepreßten Lippen? Was hieß das Alles? So fragte ich mich ſelbſt und ſuchte mir eine Antwort darauf zu finden. Daß das Andenken der bleichen Frau, der geſtorbenen Lea, blutroth gefärbt werden würde, war mir gewiß.

Ich ſetzte meine ganze Hoffnung, etwas Näheres in dieſer Sache zu erfahren, auf den Spielmann. Nach einigen Tagen kam er wieder zu mir. „Die zwei Scudi ſind verdient, Signore!“ rief er; „aber — verrathet mich nicht; denn es iſt ausgeſprengt worden: die junge Marcheſa ſei aus Unvorſichtigkeit in der Tiber verunglückt. Sie hat ein chriſtliches Begräbniß erhalten; denn die Geiſtlichkeit“ — hier machte er ſein Spitzbubengeſicht und pfiff. Dann fuhr er fort: „Deßhalb darf ich Euch, verehrter Herr, auch nicht den eigenen Hergang der Sache erzählen. Ich bekäm' eine Anſtellung in der Engelsburg.“ Ich legte zwei Scudi auf den Tiſch und fragte: „Willſt du oder nicht?“ Er blinzelte das Geld an, drehte ſich auf einem Abſatze herum und drückte ein Auge zu, dann aber erzählte er:

„Unſere römiſchen Geſchichten haben immer eine ſpaniſche

Wand. Sucht man dahinter, ſo findet man gewiß auch eine Tonſur.

„Ihr wißt, daß der fromme Mönch Saverio ein Jugendfreund des Marcheſe war. Da aber die Liebe keinen Stand verſchont, am Allerwenigſten die armen Mönche, ſo wurde auch der fromme Saverio von ihr angeſteckt. Ich habe Euch ſchon geſagt, daß viele Menſchen, ohne daß ſie es ſelbſt wiſſen, den böſen Blick haben, und damit viel Unheil ſtiften. Wie aber Katharina früher den Marcheſe damit in Feuer geſetzt hatte, ſo geſchah es jetzt auch dem guten Saverio. Vergebens aber lernte er die Sonette des Petrarca auswendig und declamirte ſie der ſchönen Katharina vor, daß eine Feuerzange hätte weinen mögen; Katharina blieb ungerührt. Wie aber der Verſucher dem armen Menſchen immer beizukommen weiß, ſo erſpähete er auch die ſchwächſte Seite im Herzen der ſtrengen Katharina. Als ſie einſt in der Strada de' Condotti an den Gewölben der Goldſchmiede vorüberging, ſoll ſie an dem Fenſter einen goldenen Halsſchmuck mit grünen Edelſteinen geſehen haben. Es ſoll der Schmuck geweſen ſein, der ihrem Vater bei dem Auflaufe zugleich mit dem Leben geraubt worden war. Katharina konnte ſich gar nicht von dem Anblicke dieſes Schmuckes trennen. Es ſoll ihr geweſen ſein, als hätten die grünen, funkelnden Steine ihr alle Sinne betäubt, und ſie mit ſehnſüchtigen Blicken bis in ihren Palaſt verfolgt. Wenn die Weiber ihre Männer zu Etwas verführen wollen, o! wie können ſie da ſchmeicheln und koſen, bis ſie das „Ja" herausgelockt haben. Damit darf mir aber meine Peppina nicht kommen. So oft ſie freundlich wird, bin ich ſchon im Voraus verdrießlich; denn dann will ſie mir auch Etwas ablocken; aber nein! Nichts da! Aber heute ärgert's mich noch, daß ich ihr neulich den Scudo geben mußte, den ich von Euch bekommen habe. Ging es doch dem guten Marcheſe nicht viel beſſer! Mußte er nicht auch die Straße zwiſchen die Beine nehmen, und ſich zu dem Goldſchmied hintrollen? Unterdeſſen war ſchon der Iltis im Taubenſchlag; denn kaum hatte er den Rücken gewendet, ſo kam Saverio zu der jungen Marcheſa. Luigi kehrte jedoch ſehr bald mit betrübtem Geſichte zurück, und erzählte, daß der Goldſchmied dieſen Schmuck nicht unter zehntauſend Scudi verkaufen wolle. „O, meine ſüße Katharina,“ ſprach er zu ihr, „ſo viel Geld kann ich in dieſem Augenblicke nicht ausgeben; denn du weißt, wie viel uns neulich der Carneval gekoſtet hat!“ Katharina war darüber faſt untröſtlich. Sie bat, ſie weinte, ſie herzte und küßte ihren Mann; aber Alles war vergeblich; denn wo kein Geld iſt, da hört das Erbarmen auf. Katharina aber ſchlich ſich jetzt, ſo oft es nur thunlich war, an das Fenſter des Goldſchmieds und liebängelte mit dem Schmucke und ſeinen grünen Katzenaugen. Das wißt Ihr wohl ſelbſt, daß in jedem Edelſteine ein verzauberter Teufel ſteckt. Wie ſie nun dieſe Teufelchen immer anſah, ſo verkehrten ſie ihr auch das Herz im Leibe. Kam ſie wieder nach Hauſe, ſo ſaß ſie wohl ſtundenlang in Gedanken, und wurde ſie plötzlich angeredet, ſo fuhr ſie, wie aus einem Traume, empor. Ihre Wangen erblichen, und ihre Augen wurden von Thränen roth. Das könnt Ihr glauben, Herr! wenn ſich ein Weib einmal Etwas in den Kopf ſetzt, ſo muß es geſchehen, und ſollte darüber die Küche einfallen. Meine Peppina wäre gerade ſo, wenn ich ihr den Zügel ſchießen ließe. Ich kann es mir denken, daß Luigi jetzt oft im Stillen ſeufzen und denken mochte: „Wäre ich doch in Meſſina oder wo der Pfeffer wächſt!" Da er nun weder Rath noch Hülfe wußte, ſo ging er zu ſeinem Freunde, dem Mönch Saverio, und klagte ihm ſeine Noth mit inſtändigen Bitten: ſeine Katharina mit Troſtſprüchen aus der Religion aufzuheitern, oder ihr ſonſt den Kopf zurechtzuſetzen, und ſie tüchtig vorzunehmen. Am anderen Morgen, zur Stunde, wo Luigi gewöhnlich ausgegangen war, kam der Mönch zu Katharina. Sie war ganz allein. Saverio nahm Gelegenheit, mit brennenden Worten von dem ſchönen Schmucke in der Strada de' Condotti zu reden. „Es iſt wahr," ſagte er, „einen ſchönern Schmuck hat ſelbſt nicht eine Königin. Das iſt ein Feuer in dieſen Smaragden, daß man nicht die Augen hinwegwenden kann! Und wie ſchön ſind dieſe Steine gefaßt! Solche Juwelen könnten eine Heilige locken, einmal aus dem Himmel herunter zu gehen! Eine reiche Fürſtin aus England, eine verdammte Ketzerin, hat geſtern darum gefeilſcht." Katharina ſeufzte tief auf. „Ich habe ihn gerettet!" rief der Mönch, und hielt das funkelnde Kleinod vor der erblaſſenden Katharina empor. „O," rief Katharina, „ich wollte gern ſterben, wenn dieſer Schmuck nur ein einziges Mal wieder mein wäre!" „Göttliches Weib! du Inbegriff aller meiner Sehnſucht, erhöre mich, ſo ſoll dieſer Schmuck dein eigen ſein! Ja, er iſt es ſchon!" Katharina war vor Freuden, wie raſend. Bald drückte ſie den Schmuck, bald den Mönch an ihre Bruſt, bis ihr alle Beſinnung verloren ging. Sollte man nicht die Weiber alle zuſammen, und meine Peppina mit, in das Lotto ſetzen, daß man entweder alle zuſammen gewönne und die Auswahl darunter, oder eine Niete hätte? Denk nur, fremder Herr! als Luigi heimkam, fand er den heiligen Saverio in ſittſamer Entfernung von der gebenedeiten Katharina ſitzen, und eine rührende Legende aus einem ſeinen Büchlein vorleſen. Katharina ſelbſt aber ſaß, wie eine verklärte Heilige, mit ſelig niedergeſchlagenen Augen am Fenſter und zeichnete am Kopfe einer büßenden Magdalena. So fromm und ſanft war ihm lange nicht das Geſicht ſeines Weibchens vorgekommen. O, wie glücklich war er! und wie dankte er im Herzen ſeinem frommen Freunde für den geiſtlichen Zuſpruch, der ſo ſichtbar bei ſeiner Katharina angeſchlagen hatte! Er drückte dem Mönche herzlich die Hand, und bat ihn mit den freundlichſten Augen, im Vorleſen fortzufahren, indem er ſelbſt ſich zu ſeiner theuren Katharina ſetzte, und ſie inbrünſtig küßte, wie ein heiliges Gnadenbild; aber Katharina war auch ſo hingegeben, ſo ohne Widerſtand, ihre Stimme ſo flötenweich, daß jeder Ehemann über ſo ein weißes Täubchen entzückt geweſen ſein müßte. Gerade ſo war meine Peppina auch, wenn ſie früherhin was Unrechtes gethan hatte, wie ein Kätzchen, das den Milchtopf zerbrochen. Aber da kam ſie ſchön an! Huſch! huſch! hatte ſie die zehn Gebote im Geſichte, und das ſechste mit dem Daumen der linken Hand.

„Aber nun merkt auf! Während der fromme Saverio vorlas, und Luigi mit dem Ring an der Hand ſeiner Frau ſpielte, trat der Goldſchmied von der Strada de' Condotti herein. Der ſchöne Mönch lachte höhniſch in ſich hinein, die Marcheſa aber wurde todtbleich, oder auch roth, das ſoll mir gleich ſein. Der Goldſchmied wendete ſich aber zum Mönch mit den Worten: „Heiliger Bruder, es iſt gut, daß ich Euch treffe, Ihr werdet mir behülflich ſein, den Handel abzuſchließen;“ dann aber ſprach er zum Marcheſe: „Excellenz! Ihr wollt alſo den ſchönen Schmuck behalten? Ihr thut ſehr wohl; denn etwas Schöneres und

Billigeres findet Ihr nicht ſo bald zuſammen. Per bacco! hätte ich Geld danach, ich behielt' dieſes Kleinod ſelber! Es wäre mir um keine Grafſchaft feil! Das iſt eine Arbeit in Gold und Stein, wie ſie heut' zu Tage gar nicht mehr geliefert werden kann. Benvenuto Cellini hätte die Steine nicht beſſer faſſen können!" — Katharina war mehr todt, als lebend.

Luigi entgegnete: „Verehrter Meiſter, wohl habe ich neulich um Euren, allerdings ſehr koſtbaren Schmuck gefeilſcht; aber ſeitdem habe ich mich anders beſonnen. Meine Katharina mag Nichts mehr davon wiſſen; Ihr aber thut ſehr unrecht, Euch mit Eueren Waaren den Herrſchaften aufdringlich zu machen!"

Der Goldſchmied machte ein zorniges und zugleich mißtrauiſches Geſicht und ſagte: „Nun, ſo gebt mir den Schmuck zurück, und damit ſoll es auch gut ſein!" Katharina ſaß ſtumm und weiß, wie Kalk, im Armſtuhle, ihre Hände zwiſchen die Kniee gepreßt; der Mönch aber ſchien ruhig im Buche fortzuleſen. So hat mir Alles der Goldſchmied Wort für Wort erzählt.

„Ich weiß von keinem Schmucke!" entgegnete Luigi.

„Was?" rief der Goldſchmied; „wenn die Edelleute ſolcher Kniffe ſich nicht ſchämen, was ſoll der Bürger thun? Aber hier" — er wendete ſich zum Mönche — „hier ſitzt mein Gewährsmann! An Euch halte ich mich."

„Da thuſt du auch ſehr recht daran," erwiderte der Mönch ruhig und freundlich, „hätteſt du das längſt gethan, ſo brauchteſt du einen wackern Mann, den Herrn Marcheſe, nicht in Verlegenheit zu ſetzen. Ja, Meiſter! allerdings habe ich mir den Schmuck von dir anvertrauen laſſen, oder vielmehr dich darum gebeten, um denſelben noch einmal der vortrefflichen Marcheſa zu zeigen und vielleicht dennoch einen Handel abzuſchließen; um dieſen Preis iſt er doch zu theuer! Marcheſa wünſcht nunmehr den Schmuck nicht.“

„Thut Nichts! 's thut Nichts!“ verſetzte der Goldſchmied, „nur bitte ich um meinen Schmuck.“

„Katharina ſaß in ſich ſelbſt vertieft. Vergeblich fragte ſie Luigi nach dem Orte der Aufbewahrung des Schmuckes, er erhielt keine Antwort; der Mönch aber ſprach: „Laß' doch! hier im Schranke im dritten Käſtchen links liegt er.“ Luigi zog das Käſtchen heraus, und der Schmuck fand ſich natürlich vor. Die Marcheſa that einen hellen Schrei, als wollte ſich die Seele von dem Leibe trennen. Kopfſchüttelnd gab ihn Luigi, kopfſchüttelnd nahm ihn der Goldſchmied zurück, der ſich nun in Begleitung des tugendſamen Saverio hinwegbegab.

„Theuere Katharina!“ bat Luigi, „o, ſage mir, wie biſt du ſo traurig eines ſolchen Schmuckes wegen? Vielleicht kann ich in den nächſten Monaten eine bedeutende Summe einnehmen; dann, ja dann ſollſt du dennoch dieſen Schmuck bekommen! Wie könnte ich denn mein ſüßes Herz ſo leiden ſehen? Komm', kleiner Narr, und ſei gut!“

„Katharina aber ſtieß ihn von ſich und ſchrie: „Rühr' mich nicht an; ich bin peſtkrank und ausſätzig! ich Elende! ich Verworfene!“ Sie warf ſich auf den Boden, raufte ſich die Haare aus und ſchrie, von heftigen Gewiſſensbiſſen gemartert, dann aber weinte ſie wieder und ſchluchzte; wenn aber Luigi ſie aufzuheitern ſuchte, begann ſie von Neuem zu raſen. Gerade ſo macht es meine Peppina auch, nur daß ich ein Mittel dagegen weiß. Dort aber im Palaſte ward bei einbrechender Nacht das Uebel ſchlimmer; ſie nannte laut den Mönch einen Teufel, ihren Verführer, ſo daß Luigi, wie ein Beſeſſener, aus dem Saale herausſtürzte und zu ſeinen Dienern ſchrie: „Nehmt Euch in Acht, daß ich Euch nicht ſtoße! Hängt mir ein Bret vor die Augen! O Jupiter, warſt du doch auch ein Stier, als die Europa auf dir ritt, und hatteſt Hörner, wie ein Stier!“ Kennt Ihr die ſchöne Statua von dem Heiden Jupiter und der Europa? Steht ſie nicht im Vaticane? An eine ſolche Statua aber dachte der arme Luigi. Aber bald war er ſtill und zog ſich in ſein Betſtübchen zurück, indem er die Thüre hinter ſich zuſchlug und verriegelte. Gegen Mitternacht klopfte Etwas leiſe an ſeine Thüre und winſelte ganz erbärmlich. Luigi aber biß ſich in die Fäuſte und blieb ſtill. Als er am andern Morgen bleich und wüſt herauskam, meldete ihm ein Diener, daß die Marcheſa verſchwunden ſei.

„Wie ſie wiedergefunden worden iſt, habt Ihr ſelbſt geſehen! Seht,“ ſprach nun lachend der alte Spielmann, „jetzt habe ich mein Verſprechen gehalten!“ Ich lohnte ihn, und er ging ſtille fort, da er ſah, wie traurig mich ſeine Geſchichte gemacht hatte.

Ich habe nur noch hinzuzuſetzen:

Einige Wochen darauf erging ich mich mit einem Landsmanne auf dem Monte Pincio in der erſten Frühlingsgrüne unfern der Villa Medici. Hier und da lachten blühende Bäume, wie fröhliche Mädchen, und hoch ſchwang der Lorbeer ſeine goldenen Federbüſche. An den grünen Abhängen krochen muntere Knaben nach Primeln und blauen Träubchen herum. Zu unſerer Linken lag die ganze Stadt Roma mit ihren Paläſten; Kirchen, Klöſtern und tauſend Straßen und Gaſſen hingebreitet, und ſchien ſich ſelbſt, wie ein glückliches Kind, ein Liedchen zu ſummen, das leiſe zu uns herüberwogte. Hoch oben aber im azurnen Himmel jauchzte eine unſichtbare Lerche. Ich war ſo heiter geſtimmt, daß ich allen Menſchen hätte zurufen mögen: „Chriſt iſt erſtanden! und nun iſt Alles gut! Wir Alle ſind wieder Brüder worden!“ Bald wurde ich aber abgekühlt, als ich in einiger Entfernung auf der Stelle, wo man die ganze Piazza del Popolo überſehen kann, zwei langbeinige Engländer mit den Lorgnetten an den Augen ſo eingefroren dort ſtehen ſah, daß mein Herz wieder tief in die Bruſt zurückſank. Mein Begleiter, welcher mir meine Gedanken vom Geſichte abgeleſen haben mochte, ſagte lachend: „Sieh' nur dort dieſe engliſchen Nationalgeſichter mit ſchmaler Naſe, langem Kinn, und dem offenen Munde, in welchem man immer das weiße Gitter der Zähne ſieht, hinter welchem die arme engliſche Sprache eingeſperrt iſt und ſich mißmuthig darinnen herumwälzt, weil ſie kaum mit der Tatze herauslangen darf! Und doch iſt vielleicht kein Volk voll ſo poetiſcher Gedanken, als dieſes!“

„Der Engländer,“ entgegnete ich, „iſt ein verwöhntes Kind der Geſchichte, großartig und launiſch, wie die Nordſee, ſeine Amme, tiefſinnig, wie ſeine Mutter, die einſame, große Inſel, aber auch egoiſtiſch und hartherzig, wie ſein reicher Oheim, der Welthandel, bei dem er auf dem Comptoir arbeitet.“

Indem wir ſolche Gleichniſſe ſchmiedeten, kamen wir weiter vor, wo wir gleichfalls die Piazza unten überſchauen konnten. Dieſer Platz des Volkes, wie er heißt, wird auch zum Rabenſteine gebraucht. Ich ſah dort zu verſchiedenen Malen ein ſolches entſetzliches Schauſpiel der Hinrichtung. Dort ſah ich auch zwei römiſche Carbonari unter der Guillotine Kopf und Leben verlieren. Die beiden Böſewichter ſtarben brav und altrömiſch. Jetzt war der Platz wieder mit neugierigen Gaffern angefüllt, aus ihrer Mitte ragte aber hoch das Gerüſte der Guillotine empor. Wie eine hungrige Natter, züngelte oben das heimtückiſche Beil. Das Getöſe von der Menge wuchs. Der Verbrecher, ein hoher, ſchlanker Mann, ſchritt zwiſchen zwei betenden, vermummten Brüdern des Todes empor zur gräßlichen Bühne. Seine Geſtalt ſchien mir einmal im Leben ſchon vorübergegangen zu ſein. Jetzt trat er zum Blocke, beugte ſich — Alles verging vor meinen Augen — ich wendete mich um, wie ein Schwert fuhr es durch meine Seele, ein dumpfer Schlag fiel, ich fuhr empor. Die Brüder des Todes und das ganze Volk ſchrieen: „Es lebe Maria! Betet! betet für die arme Seele!"

Wie vernichtet, ſtand ich oben. Mir war in dieſem Augenblicke die Welt ſo gleichgültig, ſo ein ſchändliches und erbärmliches Nichts, daß ich ſelbſt hätte ſterben mögen. Der alte Spielmann ging eben an mir vorüber und drückte mir einen Zettel in die Hand. Es war der gedruckte Bericht von der Verurtheilung des Verbrechers.

Erſt wie ich nach Hauſe kam, warf ich einen Blick darauf. Wie erſchrak ich aber, als mir die Worte: „Marcheſe Luigi Ponetti" in die Augen ſprangen. Ja, er war es, der Unglückſelige, der unter dem Beile der Juſtiz den Nacken gebogen hatte! — Es war in dem Berichte kurz erzählt:

Am funfzehnten April dieſes Jahres ſei Luigi in das Benedictinerkloſter zu . . . . . . gekommen, und habe begehrt mit dem frommen Bruder Saverio zu ſprechen. Dieſer wäre gekommen, worauf Beide im Kloſtergarten eine Zeitlang herumgegangen wären. Allda befinde ſich unter anderen Heiligen auch eine kleine, marmorne Statue der heiligen Katharina. Dort angekommen, habe Luigi Ponetti den Mönch niedergeworfen und mit einem Meſſer drei abſolut tödtliche Stiche, zwei durch die Bruſt, und einen in den Schädel hinein verſetzt, ſo daß der unglückliche Saverio auf der Stelle ſein Leben aufgegeben hätte. Die Kloſterbrüder wären erſchrocken herbeigerannt, Luigi aber habe ſich noch mit dem Mordwerkzeuge in der Hand ruhig gefangen gegeben. Seines Verbrechens geſtändig, wäre er in der Hauptverſammlung des Tribunals einſtimmig zum Tode verurtheilt worden.

Einige Tage darauf reiſte ich mit dieſem Schlagſchatten in meiner Seele von Rom ab.

Dies, Ihr Freunde, war die italieniſche Novelle!“

Als ſo Johannes ſeine Geſchichte beendet hatte, trug der Abt darauf an: die von der Polizei verlangten Statuten der Geſellſchaft zu entwerfen, um ſie einreichen zu können. Mit Stimmenmehrheit erklärte ſich die Geſellſchaft dagegen. Doctor Docht, der Philoſoph, welcher ein Journal in der ſogenannten Weiterentwickelung der Hegel’ſchen Philoſophie redigirte und dabei die ärgerlichſten Händel mit dem Cenſor hatte, da dieſer weder das Erlaubte noch Unerlaubte zu verſtehen vermochte, zeichnete ſich dabei als Redner aus. Was die Polizei durch ihre Einmiſchung verhüten wollte, hatte ſie gerade hervorgerufen: politiſche und religiöſe Erörterungen. Docht ging ſo ſcharf heraus, daß er geradezu behauptete, man müſſe dem Volke den Glauben an ein Jenſeitiges und an die Unſterblichkeit der

Seele austreiben, um alle ſeine Wünſche in dem Diesſeits zu concentriren. Da dieſelbe Debatte ſeitdem den weiteſten Kreis im Publikum eingenommen hat, ſo mag ſie dort auch ihre Erledigung finden. Johannes, welcher ſeit einiger Zeit Alles auf die dramatiſche Poeſie bezog, war mit Benedict darüber einverſtanden: daß aus dem Kampf der geſchichtlichen Gegenſätze in der Theorie ſich zunächſt das Ideale davon in dem Drama abſpiegeln müſſe, bis die harte Wirklichkeit dieſe Gegenſätze in die eigene, ſchwielige Hand nehmen werde. Die Geſellſchaft war, als ſie heute auseinander ging, ernſter geſtimmt als je; denn Jeder fühlte, daß ihr harmloſes Novellen- und Idyllenleben ſich dem Ende zuneige.

Unſer Bekannter, Doctor Erdmann, der Arzt, welchem wir die Geſchichte der Helena Vallisneria zum Theil verdanken, hatte an dieſem Abende lebhaft Theil genommen, ſie aber, wie es ſchien, nicht ſehr ſich zu Gemüthe geführt; denn kaum hatte er ſich daheim zu Bette gelegt, ſo lag er auch ſchon im tiefſten Schlafe. Wie er gerade am Süßeſten ſchlief, wurde er vom Läuten der Nachtklingel geweckt und eiligſt zu Doctor Docht gerufen.

Erdmann warf ſich in ſeine Kleider und eilte zu ihm.

Was dem vortrefflichen Docht widerfahren iſt, ſollen wir im nächſten Convent der Benedictiner erfahren.

Laetare.

Docht erzählte den Unfall, welcher ihm zugeſtoßen war, ſo:

Der Scheintodte.

Mir träumte, daß ich im Sterben läge, ich fühlte plötzlich einen Stich im Herzen, der mich lang ausſtreckte, Eiskälte zog über alle meine Gebeine, ich war todt, um mich wogte es, wie ein dunkles, ſchauerliches Meer. Wie aus weiter Ferne, drang zu mir das Weinen und Stöhnen meiner Frau; doch wußte ich, daß ich wirklich todt war. Es war mir, als wäre meine Seele aus dem Leibe herausgetreten, aber doch nicht getrennt von ihm; denn ich konnte meine Leiche ſehen, auch die Hände der Leichenwäſcherin bemerken, ja ſogar allmälig vernehmen, auch ohne eigentlich zu hören, was um mich geſprochen wurde. Ich war gar nicht übel aufgelegt, mit meiner Frau zu zanken, als ſie ſchluchzend ſagte: „Nun hat er mir auch den Glauben an das Jenſeits und auf das Wiederſehen nach dem Tode geraubt, wie will ich nun den Gedanken der ewigen Trennung von ihm ertragen?“ Ich hätte ihr das Alles gern auseinanderſetzen mögen, aber ich hatte ja kein Mittel mehr, mich ihr verſtändlich zu machen. „Schnurren! Nichts, als Schnurren!“ wollte ich ihr zuflüſtern, „aber wie? Ich verſuchte die Kinnbacken meiner Leiche zu rühren, aber es half Alles Nichts: „Wenn ſie nur auf den Einfall kämen,“ dachte ich bei mir, „mich zu galvaniſiren, dann wollte ich ſchon den rechten Moment benutzen, und mich mit Worten bemerklich machen.“ Ich lief, wie eine Spinne, auf dem Gewebe meiner Nerven herum, aber es waren und blieben nur Fäden, nichtsnutziges Zeug. „Ich wollte, daß ſie den Kerl da verbrennen ließen,“ dachte ich, „ſo käm' ich doch von ihm los; oder das Bischen dumpfe, dumme Denken, welches noch übrig iſt, verrauchte!“ Doch in dem chriſtlichen Staate wird die Sache mit Fäulniß abgemacht; meinetwegen auch. Wenn ich dabei nur hätte ſchlafen können; ich wachte in Einem fort. Faſt hätte ich lachen mögen über die ganze Vorſtellung, daß Schlaf und Tod ſo ziemlich auf Eins hinauslaufen ſollten! Dabei hatte ich doch ein unnennbares Grauen vor dem Begrabenwerden. Ich ging noch einmal alle Gefäße in meinem Leibe durch und fand durchaus keine Urſache an einen Scheintod zu glauben; denn die Verweſung begann. Ich hatte eine rechte Freude darüber. Endlich brach der Begräbnißtag heran; es kam mir höchſt ſchnurrig vor, daß mich der Barbier vorher raſirte, und die Leichenfrau mir ein langes, weißes Kleid mit offenem Rücken anzog. „Schöne Würmertoilette das!“ ſeufzte das Ding, das noch immer bald bei, bald in der Leiche das Bewußtſein fortſetzte. So lag ich denn in einem Sarge. Da gelang es mir — ich weiß nicht, wie? — das linke Augenlied ein wenig in die Höhe zu ſchieben! „Pfui, wie das ausſieht!“ ſagte die Leichenfrau und drückte es wieder zu; ich gab mir nun vergebliche Mühe, irgend Etwas anzufangen und anzudeuten, daß ſich die abſolute Idee noch immer in mir zum gemeinen Bewußtſein bringe. Es half Alles Nichts, ich war einmal geſtorben. Ich wurde ungeduldig, als endlich die Nachbarsleute und viele andere Bekannte kamen, um meiner Leiche die letzte Viſite zu machen. Ueber Sie, lieber Doctor, ärgerte ich mich am Meiſten; Sie ſagten zu einem unſerer Freunde, indem Sie mir auf die kalte Naſe tippten: „Nun freue dich, Alter, daß du an dir ſelbſt die Unſterblichkeit der Seele widerlegen kannſt!“ „Daß dich!“ dachte ich, „als wenn ich jetzt klüger wäre, als früher!“ Nun kamen meine Frau und die Kinder und nahmen von mir Abſchied auf ewig. Jetzt aber gerieth das fort und fort glimmende Bewußtſein in eine gräßliche Angſt; denn der Deckel wurde auf den Sarg genagelt. Ich wurde die Treppe hinuntergetragen, auf den Leichenwagen geſetzt, und der Zug ging vorwärts, langſam, langſam dem Kirchhofe zu. „So fahre ich denn zum letzten Male ſpazieren,“ dachte ich; aber die Angſt ſtieg, indem das denkende Ding im Sarge fragte: „Wie, wenn der Leib nur ſcheintodt wäre und ich lebendig begraben würde?“ Wie eine kluge Maus, kroch es bei dieſem Gedanken durch alle Höhlen und Gänge im Leibe umher, und kam auf kein anderes Reſultat, als das: „Der Kerl iſt wirklich todt!“ Der Wagen hielt an. Er war auf dem Kirchhofe angelangt. Nun trat eine lange, lange Pauſe ein. Es mochte der Pfaffe draußen den Leuten eine Rede über meine Tugenden halten. Der Sarg, welcher jetzt in den Seilen über dem Grabe hing, kam in ein Schaukeln; jetzt ſchnurrte es an den Wänden und es war, als ob meine Leiche dabei umgekehrt würde, auf den Rücken oder die Seite. Pumps! ſtand der Sarg auf dem Boden des Grabes feſt. Da ſchlugen und pochten die Erdſchollen von Oben herunter auf den Sargdeckel: es war ſchändlich mit anzuhören. „Eine ſchöne Geſchichte!“ dachte das Ding in mir; „entweder bin ich todt — gut, — ſo will ich auch Nichts mehr von allen dieſen Geſchichten wiſſen, oder meine Seele lebt noch, ſo will ich hinaus an Licht und Luft, und wäre es nur als Geſpenſt!“ In der Furcht, daß ich nun von der Oberwelt ganz geſchieden ſei, war ſelbſt das Rollen der Erdſchollen auf den Sarg herunter, das Klingeln der Schaufeln, welche ſie herabwarfen, noch tröſtlich; hörte ich doch auch zwiſchendurch die Stimmen der Todtengräber, welche ſich vom Mäßigkeitsverein unterhielten, ſoviel ich verſtehen konnte. Doch die dumpfen Klänge der Schaufeln und das Rollen der Erde wurde immer unvernehmlicher, die Stimmen drangen nicht mehr herunter, endlich war es ganz ſtill, wie man ſagt, todtenſtill. So war es vorbei mit der Außenwelt. Nun hatte ich die ſchändlichſte Langeweile. Ich nahm meine Erinnerung und mein Gedächtniß in Anſpruch, es wollte Nichts dabei herauskommen. Selbſt die Gedichte eines Lebendigen, welche ich auswendig weiß, wollten mir nicht mehr gefallen. „Nun, ich kann wohl abwarten, wie dieſes Räthſel ſich löst,“ dachte ich bei mir. Es ſollte mir gelöst werden. In einem fürchterlichen Moment kam es mir vor, als unterhielten ſich zwei denkende Weſen neben an:

„Weißt du, wer hier unten in der Verdammniß liegt?“

„Als er lebte, hieß er Docht!“

„Er iſt zu ſchwer „an ſich und für ſich,“ nun liegt er darin, wie ein Bleiklump; der wird noch froh ſein, wenn er auch nur wieder als Kröte aus ſeinem Schädel in die ſchlechte Endlichkeit hinauskriechen kann.“

„Sahſt du geſtern die Geflügelten auf der Fahrt zum Morgenſtern?"

„Nein! aber heute gelang es Mirabeau wieder, als Kind geboren zu werden."

Da war Alles wieder ſtill; ein ſeltſames Zittern fuhr durch alle meine Nerven; ich hatte geträumt, und, wie ein vom Untergang Geretteter, ſtöhnte ich auf: „Ich lebe noch! ich lebe!" Der Schlaf war da von mir gewichen, alle meine Sinne waren wieder wach, vorzüglich das Gefühl, denn mich fror unſäglich. Bald beſann ich mich, daß ich mich ruhig zu Bett gelegt hatte, ich wollte die Bettdecke von mir heben, und — denk' dir — gräßlich, furchtbar! meine Hände trafen oben an den bretternen Sargdeckel. Alſo hatte ich nicht geträumt, ich war wirklich lebendig begraben! Hülfe! Hülfe! Ich ſchlug mit beiden Fäuſten an die hallenden Breter; da hörte ich die Stimme meiner Frau: „Docht! mein lieber Docht! was iſt dir?"

„Hilf mir aus dem Sarg heraus!"

„Du träumſt! du träumſt!"

„Ich habe ja die Augen offen, ich weiß Alles!"

Da ſah ich Licht, Licht! Licht! Es war das Nachtlicht, mit welchem meine Frau unter das Bett leuchtete, denn im Traume war ich herausgefallen, hatte mich gedreht, war ſo unter das Bett gerathen, und ſo war Alles erklärt. Kinder, ich freue mich, daß ich noch lebe und bei Euch bin! Das wäre ja die niederträchtigſte Geſchichte, wenn man in der ſchlechten Endlichkeit und dazu im Grabe unſterblich bleiben ſollte! Ein Hund hätte es da beſſer, als Unſereiner; puh!"

Docht's Abenteuer hatte die Geſellſchaft ernſthaft geſtimmt. Es ging ihr, wie der ganzen Zeit, von welcher ſie wenigſtens ein blühender Grashalm war. Sie wurde, ohne zu wiſſen, wie? aus dem Novellenleben hinausgerückt. Der Horizont der Zeit hatte ſich mit ſchwülen Wolken bedeckt, aus welchen die Blitze politiſcher und religiöſer Fragen auch in das blödeſte Auge zuckten.

Bereits war man in den ernſthafteſten Streit über die Beweiſe vom Daſein Gottes und der Unſterblichkeit gerathen. Benedict hatte jetzt das Wort. Er behauptete: ſähen wir in jedem einzelnen Naturding ſich eine Idee darſtellen, ſo verhalte ſich die ſichtbare Natur von ſelbſt, wie ein Gedicht zu dem Dichter, der ſich darin ausſpreche und verkläre; daher ſei es ein Wahnſinn, an der ſchaffenden Vernunft vor dem Webebaum der Natur und der Menſchengeſchichte zu zweifeln.

„Das poetiſche Gemüth des Dichters,“ fuhr Johannes fort, „kann von ſeiner Bethätigung nicht getrennt gedacht werden. Es genießt in der immer neuen Schöpfungsthat ſein Bewußtſein, indem es ſich in allen möglichen Gegenſätzen auseinander legt, und Contraſt zu Contraſt, Roſe und Schierling, Fiſch und Schlange, Adler und Taube, Wolf und Schaf hervorgehen läßt, und dann alle Gegenſätze in der Natur in einem Knoten, in der Bruſt des Menſchen zuſammenfaßt, und zu einer neuen Geſtaltung unerbittlich drängt, — zu der Schöpfung des freien Menſchengeiſtes, in welchem Gott ſich ſelbſt gegenüberſteht.“

„Johannes, du wirſt,“ rief Erdmann, „zu hochbeinig, wir armen Dachſe kommen nicht mit fort.“

„In alten Zeiten,“ fuhr Johannes fort, „nannte man einen gottähnlichen Menſchen: Gottesſohn! Das durch die

Größe einer ſolchen Erſcheinung gereizte, niedere Gemüth des Volkes wird einen ſolchen Gottmenſchen ſo oder anders vernichten, um dann in Reue und Entſetzen über den Frevel das Gewand der Fabel zu werfen, und die Leiche als Gott anzubeten."

Bei dieſem offenherzigen Poetenbekenntniß brach ein unermeßlicher Lärm in der Geſellſchaft aus, beſonders fühlten ſich die Maler verletzt, welche in Düſſeldorf in die fromme Sinnesart ihres Meiſters Schadow eingeweiht waren; die Bildhauer hielten es mehr mit dem Poeten.

Der Abt ſchaffte endlich Ruhe, und fragte: „Soll jetzt die Erörterung geſchloſſen ſein?" „Nein! Nein!" rief es von allen Enden.

„Gewiß ſind wir," nahm Herrmann das Wort, „auf den Punkt gerathen, wo wir auch den mythiſchen Theil der Religion für das nehmen, was er iſt, aber es iſt dennoch ſchlimm genug, daß uns Keppler mit ſeinen Weltgeſetzen den ſchönen Himmelsſaal mit den Engeln und Harfen geraubt hat, und wir uns nun mitten in einem Weltmeere befinden, ohne zu wiſſen: wo hinaus? Wir mögen uns ſträuben, wie wir wollen, die Menſchheit bedarf eines anderen religiöſen Hintergrundes! Wir müſſen eine neue Offenbarung von Gott und Unſterblichkeit haben!"

„Es iſt eine recht wunderbare Zeit," verſetzte Benedict, „ſie läßt zunächſt nichts Großes aufkommen, ihr Geiſt zerſprengt noch immer das Gefäß. Der Mann, welcher vielleicht eine ſolche neue Offenbarung entdeckt hat, iſt ſchon geſtorben. In ſeinen nachgelaſſenen Papieren hat man Nichts gefunden, als ein Blatt mit hieroglyphiſch bezeichneten Bildern der Sonne und der Planeten:

„Uranus mit dem Bilde eines Polypen, Saturn mit der Schildkröte, Jupiter mit dem Fiſche, Veſta, Juno, Ceres und Pallas mit Käfern, Mars mit der Eidechſe, die Erde mit einer Robbe, die Venus mit dem Vogel, den Mercur mit dem Hirſche, die Sonne mit einem Gloriengeſichte.“

„Und was ſoll dein myſtiſcher Piloſoph beweiſen?“ fragte Erdmann.

„Ich erinnere mich,“ verſetzte Benedict, „noch eines Geſpräches kurz vor ſeinem Tode, in welchem er behauptete:

„Wenn ſchon auf jeglichem Planeten alle Gattungen der Geſchöpfe unſerer Erdennatur in Individuen angedeutet wären, ſo könne doch nur diejenige beſtimmte Gattung auf jedem einzelnen vorzugsweiſe ausgebildet ſein, in welcher die eigene Natur des Planeten am Beſtimmteſten und Individuellſten ſich ausprägen könne; die Planeten verhielten ſich jedoch, wie die Klaſſen des Thierreichs, zueinander. Ein jeder Planet habe die Natur einer Thierklaſſe an ſich, ſo der Mercur das heiße, brennende, feinorganiſirte, gedrängte, feſte Weſen des Säugethiers; die helle, glänzende Venus mit ihrer ſonnigen, leichten Atmoſphäre als ein himmliſches Reich des Geſanges und Klanges die Natur eines Vogelweſens; die Erde, mehr Waſſer, als Land, wäre eine arme Seerobbe, welche nur den Kopf aus dem Meere herausſtreckt, dieſe arme Undine, deren Kinder wir ſind, mit der ruheloſen Sehnſucht nach einer unſterblichen Seele und einem geflügelten Daſein; dann folge ihr nächſter Verwandter, der Mars, mit dem glitzernden Eidechſenauge in ſeiner trüben, ſchwülen Atmoſphäre, weiter hinter ihm die kleinen, brennenden Käfer, die Aſteroïden, dann der große Schlamm- und Waſſerplanet Jupiter, der buntgeſtreifte Fiſch mit ſeiner ſchnellen Umdrehung, nun weit hinten Saturn mit dem weichen Kern und dem harten Schutzring, dieſe augenloſe Schnecke in dem Schalengehäuſe, während auf dem dunkelgrauen, eiſigen Uranus nur noch ein polypiſches Dämmerleben Statt finden könne! Man könne daher von einem Gemſen-, Vogel-, Robben-, Eidechſen-, Käfer-, Schnecken- und Polypenmenſchen ſprechen, je nachdem man das höchſte Geſchöpf auf dieſem oder jenem Planeten bezeichnen wolle. Betrachte man nun das ganze Sonnenſyſtem als eine einzige Welt und die Klaſſen der Weſen in ihr als Steigerungen zum höheren Leben, „vom Froſch zum Apollo,“ ſo müſſe der Tod des höchſten Geſchöpfes auf einem Planeten, in welchem er ſich ſelbſt zum Bewußtſein gebracht, die Geburtsſtunde für die höhere Weſenreihe im darauf folgenden ſein. Analogieen fänden ſich genug; es gäbe Larven im Waſſer, aus welchen das verklärte Weſen als Käfer zu Licht und Luft ſich emporſchwinge. So wäre unſere Erde der Himmel für die Bewohner des Mars, die Venus aber für die unſterbliche Menſchenſeele.“

Johannes reichte dem Freunde die Hand und legte in einen Druck derſelben ſeine ganze Seele mit den Worten:

„Die Erkenntniß, welche uns den Himmel, Gott und Unſterblichkeit geraubt hat, wird die Menſchheit in einem neuen Glauben erlöſen, welcher zugleich ein Wiſſen iſt, und in ihm werden die Gegenſätze der alten Natur- und der chriſtlichen Religion von ſelbſt in Eins zuſammenfallen. Wie alle Gedanken und Träume der alten orientaliſchen und abendländiſchen Völker endlich ſich im Chriſtenthume zu einer Religion vereinigten, welche die Welt überwand, ſo wird auch der von Chriſtus verheißene Tröſter kommen und mit ihm die Religion der Freiheit und der Freude, der rebenbekränzte Dionyſos der Zukunft.“

So ſchloß der Convent an dieſem Abende mit dem Ernſt, welcher wie ein dumpfes Brauſen dem deichdurchbrechenden Meere vorangeht.

Judica.

Die Benedictiner waren in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntage wieder in ihrem Caſino verſammelt. Dem Doctor Docht war die Conceſſion zur Herausgabe ſeiner Zeitſchrift entzogen worden, weil die Regierung immer beſtimmter das Ziel in das Auge faßte: die Gemüther des Volks von der Politik auf die Religion in ihrer hergebrachten Faſſung zurückzuwenden, während Docht dagegen immer entſchiedener in ſeiner Zeitſchrift den Gedanken hervorkehrte: daß eine Religion, welche kein Diesſeits habe, dem Menſchengeſchlecht Tugend und Freiheit raube. Beide Richtungen, die diplomatiſche, wie die philoſophiſche, hatten ſich gegenſeitig hervorgelockt, gewiß ohne die Ahnung, daß ſie blos dazu dienen würden, einen politiſch-religiöſen Dämon mitten aus dem Volke heraufzubeſchwören. Docht hatte jedoch den Entſchluß gefaßt, die Heimath zu verlaſſen und nach Paris auszuwandern. Da er, um ſich die Sache bequem zu machen, auch das Ideal der Nationalität und des Vaterlandes jetzt im Convente für eine romantiſche Schnurre erklärte, ſo erhob ſich in der Geſellſchaft ein bitterer Streit, welcher ſich nicht eher ſchlichtete, bis der Abt den Convent ſchloß und dadurch Vielen Gelegenheit gab, ſich in die anſtoßenden Zimmer zu entfernen. So zertheilte ſich die Geſellſchaft in verſchiedene Gruppen.

Hermann, Benedict, Johannes und Andere blieben einige Zeitlang ſchweigſam, bis Hermann das Wort ergriff: „Immer näher rückt mir der Gedanke, daß unſer Novellenleben am Ende ſei; die eherne Wirklichkeit wird die Poeſie aufzehren, ehe wir es uns träumen mögen. Laßt uns daher dieſe wenigen, kurzen Stunden noch pflegen, wie Blumen, welche nur um ſo ſchöner, je vergänglicher ſie ſind. Johannes hat auf meine Bitten eine Novelle zur Unterhaltung mitgebracht; er trägt ſie uns wohl vor!“ Da die übrigen Freunde in dieſem Wunſche übereinſtimmten, ſo zog Johannes das Buch aus der Taſche und las vor:

Das Heimweh.

An der voigtländiſch-böhmiſchen Grenze, in einem düſtern Tannicht zieht ſich aus einem Quellbrunnen ein Waſſerfaden durch Moos und Heidelbeergeſträuch hinunter in das Thal, wo er, mit anderen Waſſerfäden verbunden und zu einem reichen Bache angeſchwollen, an dem ſchönen Dorfe Elſter vorüberzieht und von ihm ſeinen Flußnamen annimmt, welchen er zugleich ſeinen Thalgründen ſchenkt, ſo weit er an Dörfern, Schlöſſern und Städten vorübergeht, bis zum Grabe Poniatowsky's bei Leipzig — und ſeinem eigenen hinter Merſeburg in der Saale. Der immergrüne Tannenwald, in deſſen Wurzelarmen die Elſter zuerſt ihre hellen Augen aufgeſchlagen hat, giebt ihr auf ihrer Wanderſchaft in die Niederungen ſo weit das Geleit, als er auf den Hügelketten in ihre Thäler herunterklettern kann.

Selbſt da, wo die rodende Axt den Wald ſtundenweit zurückgedrängt hat, verſchwindet er nicht ganz aus dem Geſichtskreiſe, und ehe man es meint, rückt er wieder über die Hügelrücken zu ſeinem geliebten Kinde herunter.

Dadurch kommt es, daß dieſes kleine Ländchen, welches in alten Zeiten dem jedesmaligen deutſchen Kaiſer gewiſſermaßen als Schatullengut, mehr aber noch ſeinen Voigten angehörte, großentheils aus Wald beſtanden hat, ehe die treuloſe Elſter ſich zur Holzflöße gebrauchen ließ. Doch iſt trotz der vielen Rodungen der Feldbau noch heute im obern Voigtlande von geringem, von größerm Ertrage aber Wieſenbau und Viehzucht, und noch immer finden ſich Bloche für die Sägemühle, Harz für die Pechſiederei, Fichtenrinde für die Rußhütte und auch zartgeädertes Tannenholz für die Geigenmacher im obern Voigtlande; denn noch giebt es meilenlange Waldſtrecken, in deren düſterem Schatten der Kreuzſchnabel ſein geheimnißvolles Lied ſingen kann. Auch findet noch immer dort der Bergmann die reichen Eiſenerzgänge im Schooße der Berge für die Hochöfen in Morgenröthe und Rautenkranz.

Die Menſchen, welche in Berggegenden und an den Quellen der Flüſſe wohnen, hegen in ſich einen wunderbaren Widerſpruch: daheim plagt ſie die Wanderluſt und in der Fremde das Heimweh. Das Eine kann man durch die Fernausſicht von den Bergen hinunter in die Fremde und aus der damit verbundenen Sehnſucht, das Fremde auch kennen zu lernen, vielleicht erklären; zeigt doch oben der Zug der Wolken aus den Wäldern hinunter in die Niederungen, und unten der wanderungsluſtige Strom den Weg aus den Pforten der Thäler hinaus. Doch das Heimweh bleibt unerklärlich, wie die Wanderſchaft der Vögel im Herbſte und ihre Heimkehr im Frühling.

Die Voigtländer halten es aber nach ihrer Art; ſie ſind die ſächſiſchen Tyroler, nur genügſamer, nur regſamer, nur hartnäckiger in Verfolgung ihres Zieles, doch eben ſo bieder, wenn auch derber.

Gemiſcht aus deutſchem und ſlawiſchem Blute, haben ſie das Gute von beiden Arten, wie aus der Kreuzung verſchiedener Völker immer ein drittes und vorzüglicheres Geſchlecht entſteht; denn die Natur nimmt wenig Rückſicht auf die romantiſche Idee vom urſprünglichen, unverfälſchten Blute; Mesalliance iſt eben, was ſie will. Daher mag es kommen, daß ſelbſt ein geſtähltes Herz, welches daheim den Jungfrauen des Landes glücklich Trotz geboten hat, in der Fremde der Liebe anheimfällt.

Dieſelbe Erfahrung hatte ein amerikaniſcher Kaufmann, Arthur Rotham, gemacht, zur Zeit, wo Nordamerika noch unter dem britiſchen Scepter ſich entwickelte. Er hatte eine Reiſe nach Deutſchland unternommen, um ſein bedeutendes Handlungsgeſchäft, welches er in Newyork hatte, durch unmittelbare Verbindungen mit den deutſchen Kaufleuten und Fabrikanten noch mehr zu erweitern, denn er war, wie alle Amerikaner, ein Kind der Speculation. Sein ganzes Gemüth war in ſeine Contobücher aufgegangen.

Er ſtand in dem Vollſaft einer überſeeiſchen Geſundheit, ohne daß ein Funken verächtlicher Schwärmerei durch ſeinen wattirten, von oben bis unten zugeknöpften Rock in ihn hätte eindringen können; daß keine von innen herauskam, dafür ſorgte er ſelbſt. So war er nach Gera gekommen und verweilte dort länger, als er früher gedacht hatte. Seine Handelsfreunde hielten dafür, daß ihn das gute Rindfleiſch gefeſſelt hätte; ſein Aufenthalt hatte aber eine tiefere Urſache; denn ſah ſein Geſicht ſonſt immer aus, wie ein ſchöner, langweiliger Sonntagsnachmittag im Monat Auguſt, welcher gar kein Ende nehmen will, ſo ſchlich ſich jetzt allmälig eine faltige Wolke nach der andern über ſeine Stirne. Vergeblich hatte er ſich zum beſonderen Comfort einen zweiten Stuhl zugelegt, auf welchen er ſeine transatlantiſchen Reiſeſtiefel beim Sitzen legen konnte, vergeblich nahm er eine Cigarre nach der andern aus dem Etui und hüllte ſich in Nebel, die Wolken wollten nicht aus ſeinem Geſichte ſchwinden. Faſt täglich rief er ſeinen Diener John, welcher mit ihm herübergekommen war, und hieß ihn die Koffer zur Abreiſe packen. John war der treueſte Diener von der Welt, nur hielt er auf ſeine chriſtliche Freiheit, welche darin beſtand, daß er im Zimmer und überall den Hut auf dem Kopfe behielt. Er ſtand im Gerede, daß er auch mit ihm, wie in uralter Zeit ein König mit der Krone, zu Bette gehe. Böſe Jungen ſagten ihm nach, er trüge darunter einen Vogel, welcher fortfliege, wenn er ihn lüfte.

Trat der alte John mit ſeinem breitkrämpigen Hute früh an das Bett ſeines Herrn mit der Meldung, daß Alles zur Abreiſe bereit ſei, ſo hieß es immer: „Pack' wieder aus!“ Brummend und kopfſchüttelnd ging John an die immer neue Arbeit.

So vergingen ein Herbſt und ein Winter, Arthur aber blieb in Gera im Gaſthof zum deutſchen Hauſe in ſeinen Gedanken ſitzen.

Er ging wenig aus, nur einen Tag um den andern nach Leimnitz, einem nahen Dorfe, wo ein alter kaiſerlicher Rittmeiſter wohnte, welcher im öſtreichiſchen Erbfolgekriege lahm geworden war und ſich mit ſeinem Dreimaſter und dem mächtigen Haarzopfe dorthin zurückgezogen hatte. Man vergißt ſelten den Ort, wo es Einem wohl geworden iſt, und der Rittmeiſter Lazarus von Theſſenfeld war nicht undankbar. Er hatte bei einem Bauer in Leimnitz in Quartier gelegen und Bekanntſchaft mit deſſen Tochter Thereſia gemacht, und zwar, wie er vorgab, aus Anhänglichkeit an ſeine Kaiſerin, deren Namensſchweſter ſie war. Doch mochte dieſe Anhänglichkeit weiter gegangen ſein, als es ihrem Vater lieb ſein konnte. Eines Morgens ſtand dieſer vor dem Bette des Rittmeiſters mit einer Holzaxt und tippte ihm mit ihrem Schaft auf die Schulter, daß der arme Junker vor Schrecken emporfuhr, als hätte ihn die ganze franzöſiſche Armee überfallen. Der Bauer aber nahm die Axt wagerecht in die Hand und ſagte: „Die Thereſe iſt mein einziges Kind und erbt einmal mein ſchönes Bauergut mit Waldung, Wieſe und Feld, Zu- und Einbehör, wie Alles liegt und ſteht; verſtanden? — Und das Mädel darf mir keine Schande machen, verſtanden? — Und ſollte es anders ſein, ſo habe ich geſtern meine Axt geſchliffen! Was meint der Herr Rittmeiſter zu dieſer Affaire?“ Lazarus von Theſſenfeld machte ein langes, einfältiges Geſicht, während er doch langſam im Kopfe einen guten und klugen Gedanken herumdrehte. Als er ſo bei ſich bedachte, daß die Maria Thereſia freilich keinen adeligen, doch einen kaiſerlichen Namen beſitze und mit der Ausſicht auf die väterliche Erbſchaft überhaupt eine Parthie ſei, fragte er halb verſchmitzt, halb verzagt: „Und wenn ich ſie nun heirathen wollte?“ — „Topp, es gilt!“ rief der Bauer; „Herr Paſtor, liebe Nachbarn, tretet herein! komm', Thereſe, es iſt Alles gut!“ — Und die Gerufenen, welche der kluge Bauer draußen vor der Thür poſtirt hatte, kamen feierlich herein. Der Pfarrer führte Maria Thereſia zu dem Rittmeiſter, welcher im Bette, wie in einer Mauſefalle, ſtak, legte Hand in Hand und verlobte Beide miteinander mit väterlicher und ihrer eigenen Einwillignng.

An demſelben Tage, wo der Rittmeiſter Marſchordre erhielt, fand auch die Hochzeit Statt. Der Abſchied der Neuvermählten war herzbrechend genug; denn der Rittmeiſter zog in den Krieg, die Frau Rittmeiſterin aber mußte bei ihrem Vater zurückbleiben und ihre Niederkunft abwarten.

Sie genas eines Töchterleins, welches Johanna getauft wurde. Da der Rittmeiſter zuletzt aus Eger geſchrieben hatte, ſo wurde ihm dorthin die Nachricht geſendet; der Brief kam aber zurück mit dem Bemerken, daß der Inhaber der Adreſſe irgendwo in der Lombardei ſtationirt ſei. Wir können es zur Schande des Rittmeiſters nicht verſchweigen, daß er bei ſeinen Kriegsabenteuern beinahe die Namensſchweſter ſeiner Kaiſerin vergeſſen hatte, als ihn an der ſpaniſchen Grenze eine Kartätſchenkugel invalid machte und an Leimnitz erinnerte. So kam er mit einem natürlichen und einem künſtlichen Bein, auf welches er freilich nunmehr eine kleine Penſion bezog, nach zehn Jahren zu den Seinen zurück. Sein Schwiegervater war unterdeſſen verſtorben, Maria Thereſia aber ihm treu geblieben, wie er ſelbſt ſeiner Kaiſerin.

Es bedurfte für den invaliden Rittmeiſter nur kurze Zeit, um ihn zum bravſten Ehemann und Vater zu machen. Er wurde mit ſeiner kleinen Tochter Johanna faſt wieder zum Kinde. Sichtbar entwickelte ſich das Mädchen zu einer ſeltenen Schönheit. Von ihrem Vater hatte ſie die ſchönen, ſchwarzen Augen, von ihrer Mutter das reiche, blonde Haar, welches ſie freilich als Standesauszeichnung Sonntags gepudert tragen mußte. In dem rothſammetnen

Corſettchen und gründamaſtenen Reifrock, den weißen Strümpfen mit ſilbergeſtickten Zwickeln und den hohen Stöckelſchuhen mit rothen Abſätzen hätte ſie ſich auch mit jeder adeligen Dame der damaligen Zeit meſſen können, wenn nicht das blühende Geſicht mit den hellen Augen und den friſcheſten aller Lippen das Dorfmädchen verrathen mußte. Sie war der Stolz ihres Vaters, welcher es an keiner Gelegenheit fehlen ließ, ſie zu verhätſcheln; er hatte es ihr zu oft geſagt, daß ſie das ſchönſte Mädchen ſei, warum ſollte ſie es nicht glauben? Und als ſie größer wurde und von den jungen Honoratiorenſöhnen in Gera daſſelbe hörte, warum ſollte ſie nicht davon überzeugt ſein? Das hätte wohl noch hingehen mögen, denn welches Mädchen hält ſich nicht in ſeinem ſechszehnten Jahre vor dem Spiegel für unwiderſtehlich? Viel gefährlicher für ihr Gemüth war es, daß Herr Rittmeiſter Lazarus ihr allen Willen ließ, und ſie, wie früher ihre Mutter, doch mit mehr Recht, ſeine Kaiſerin hieß. Ihre Mutter war mit dieſer Erziehung ganz einverſtanden, zumal er ſie verſicherte, daß ſie ſo ganz adelig ſei.

Er vermied keine Gelegenheit, ſeinen Juwel der Welt zu zeigen, ſo weit ſie vornehm und in Gera zu finden war. Es konnte drüben kein Feſt ohne den Rittmeiſter und ſeine Familie gefeiert werden; kein Jahrmarkt ging vorüber, welchen er mit ihr nicht beſucht hätte. Sein Abſteigequartier war das deutſche Haus am Markte, wo damals öſterreiſch gekocht, ungariſch getrunken wurde. Zu ſolcher Zeit fanden ſich dort zum Frühſtücke die vornehmen Familien aus der Umgegend ein, und nirgend gefiel es dem Rittmeiſter ſo, wie dort in der traulichen Weinſtube, zumal der Wirth es nie verſäumte, ihn unter dem Thorwege mit der Sammetmütze in der Hand und der Anrede: „Hochwohlgeborner Herr Rittmeiſter, Dero unterthäniger Knecht!“ zu bewillkommnen.

An einem Michaelisjahrmarkte ſaß dort in der Honoratiorenſtube der amerikaniſche Handelsherr Arthur Rotham, den rechten Fuß in der linken Hand und ſeine brennende Cigarre in der rechten. Beide Gegenſtände fielen ihm jedoch aus den Händen, als der Rittmeiſter mit Fräulein Johanna hereintrat. Er fühlte, daß ihm in dieſem Augenblicke Etwas widerfahren war, was über alle Bilance hinausging und in Soll und Haben zuſammenfiel. In dieſer Verlegenheit wußte er zuletzt mit ſeinen leeren Händen Nichts anzufangen; bald legte er ſie über das rechte, bald über das linke Knie, bald fuhr er wieder mit der einen oder andern in die Weſte: nur ſeine Augen wußten, wohin ſie blicken ſollten, denn es war ihm unmöglich, von der ſchönen Johanna, welche mit ihren Aeltern gegenüber an der zweiten Tafel ſich niedergelaſſen hatte, einen Blick abzuwenden. Damit wäre er zu Stande gekommen, nur mit ſeinen Händen nicht; in dieſer Verlegenheit hatte, ihm unbewußt, die Linke die Taſchenuhr herausgenommen, die Rechte aber mit dem Uhrſchlüſſel ſie ſo ungeſchickt aufgezogen, daß die Kette zerſprungen war, wie er freilich erſt am andern Morgen bemerkte. Der dienſtfertige Wirth hatte unterdeſſen der rittmeiſterlichen Herrſchaft das Frühſtück ſervirt. So appetitlich, wie Fräulein Johanna, hatte Rotham noch keine Perſon ein gebackenes Huhn eſſen ſehen, ſo, wie ſie, verſtand ja kein Menſch mehr, Meſſer und Gabel zu handhaben. Sie war aber auch mehr, als ſonſt, reizend, ja verführeriſch; denn der Schalk hatte nur zu bald bemerkt, welchen Eindruck ihr Figürchen auf den Fremden gemacht hatte. Wie wußte ſie doch ſo anmuthig ihrem Vater das Kelchglas vollzuſchenken! der Schnee ihrer Händchen wetteiferte mit der weißglänzenden Tiſchwäſche, es war, als wenn ſich blühende Apfelbaumzweige zum alten Schnurbart hinüberneigten; und wie blitzten bei ihrem anmuthigen Lächeln die Zähnchen aus dem Roſenkelche ihrer Lippen vor; — und wenn ſie nun gar den ſchlanken Nacken wendete, daß der Puder von den Locken ein wenig aufſtäubte, und beide Grübchen in den Wangen ſich tiefer bohrten, hätte Notham völlig Schiffbruch gelitten, wenn er nicht zuvor ſchon beide Hände in den Rocktaſchen untergebracht und ſich an ſich ſelbſt, wie um einen Maſt, geklammert gehabt hätte.

Auch der Rittmeiſter hatte endlich die Blicke des Fremden bemerkt; er ſtieß den Stumpf feſter in das Loch auf der Diele, welches er allmälig im Laufe der Jahre hier gebohrt hatte, und fragte den Wirth, welcher die Teller wechſeln ließ und eine Tafel Pfeffernüſſe in einem Deſſertkörbchen auf den Tiſch ſtellte, mit unwilliger Neugierde: „Wer iſt denn der Feuerwerker dort, der uns bombardirt?“

„Euer Gnaden zu dienen,“ verſetzte der Wirth, „ein ſteinreicher Engländer aus New-York, Sir Arthur Notham! — Das obere und das untere Voigtland ſchickt an ihn ſeine Waaren; — er iſt reicher, als ein Millionair, und kann ſich wohl mit den Fürſten von Greiz, Schleiz und Lobenſtein miteinander meſſen!“

„He da!“ entgegnete der Rittmeiſter, „aber wie mit meiner Kaiſerin? Daß ihn das Höllenelement!“ —

„Meinen unterthänigſten Reſpect!“ antwortete der Wirth und ſchob die Sammetmütze auf das linke Ohr.

„Frag' Er einmal,“ befahl der Rittmeiſter, „den Sir Arthur, ob er nicht lieber mit mir ein Glas Tokayer trinken will, ſtatt mich mit ſeiner Ocularinſpection zu incommodiren!“

Der Wirth überbrachte Rotham den Auftrag, und von dieſem Augenblicke an war dieſer — ſo wunderbar iſt die Fügung Gottes —! Hausfreund des Rittmeiſters.

Der Einladung, die Familie in Leimnitz zu beſuchen, ſo oft es ihm ſeine Geſchäfte erlaubten, folgte der erſte Beſuch, dieſem der zweite und endlich knüpfte ſich daran eine ſolche Kette von Beſuchen, daß ſie an keinem Tage abriß.

Doch trotz dieſer Zerſtreuungen begann Arthur's ſonſt ſo taktfeſte Geſundheit, mehr noch ſein Gemüth zu leiden. Das Carmoiſin ſeiner Wangen wollte mit ihnen ſelbſt hinwegſchmelzen, und von dem anmuthigen Doppelkinn, welches, wie ein detachirtes Fort, eine Belagerung herauszufordern geſchienen und ihm ſo wohl gelaſſen hatte, war kaum noch eine Spur vorhanden. Nur ſeine großen, himmelblauen Augen hatten einen gewiſſen ſentimentalen Blick erhalten. Mochte an dieſem krankhaften Zuſtande das europäiſche Klima oder die veränderte Diät in Gera Schuld ſein, er war nicht mehr der Mann, der hierher gekommen.

Hätte man geglaubt, daß er in Johanna verliebt, unglücklich verliebt geweſen wäre, ſo würde man doch daran zweifelhaft geworden ſein, wenn man ſeine Selbſtgeſpräche mit angehört hätte. Die mildeſte Benennung, mit welcher er ſie belegte, war immer noch: „Blutjunges Ding!“ — Freilich hieß ſie, wenn er mit ihr ſprach, dafür ein Mal um das andere: „Lady!“ — was ihr beſonders wohl gefiel.

Plötzlich aber nannte er ſie bei ſich heimlich — auszuſprechen iſt der Frevel nicht, doch leicht niederzuſchreiben — eine ausgeſuchte Närrin! — Sie hatte ihm das Haus verboten, wenn er nicht in einer Perrücke und einem rothdamaſtenen Fracke, wie er damals Mode war, das nächſte Mal erſcheinen würde. Vierundzwanzig Stunden lang trotzte er dem Verhängniß, da ließ er den Schneider und Friſeur kommen. — Tags darauf galt es, die Frage zu beantworten, wer der ausgeſuchteſte Narr war, er oder ſie? Als Arthur mit der rieſenhafteſten Perrücke, welche in Gera aufzutreiben war, und in dem rothdamaſtenen Fracke herauskam, wollte ſich Johanna faſt todtlachen. Sie ſank vor ihm muthwillig auf die Kniee und bat ihn um ein Andenken. Mit tauſend Freuden ſagte er zu, er mußte ſein Ehrenwort darauf geben, ihr den Wunſch zu erfüllen. Mit der heiligſten Betheuerung legte er die Hand auf ſein Herz und ſagte: „Was Sie wollen, Lady Johanna!"

„So gieb mir deine abſcheuliche Perrücke," rief ſie, „damit du wieder einem Menſchen ähnlich wirſt."

Er riß ſie vom Kopfe und ſie flog damit zur Thür hinaus. Eine Weile darauf kam ſeine große Dogge, mit der prächtigen Haarwolke geſchmückt, in das Zimmer.

Notham war beleidigt; ſein empörter Männerſtolz ließ ihn den Beſuch abbrechen und zurück nach Gera eilen.

„John, es wird eingepackt, morgen früh abgereiſt!" rief er dem Diener zu; dieſer ging unverdroſſen an das Werk. Heute hieß Johanna eine kleine Hexe. Damit machte er freilich jede Unbill, die ihm widerfahren war, quitt; er brachte ſich um das tragiſche Mitleid, welches ihm hier vielleicht zu Theil geworden wäre.

Aber auch im Hauſe des Rittmeiſters war heute kein gutes Wetter. Die Frau Rittmeiſterin hatte ſich ein Herz gefaßt und ihren Mann gefragt: was denn aus den Beſuchen des fremden Herrn oder den Unarten ihrer Johanna herauskommen ſolle?

„Will's Gott, eine Heirath!" antwortete der Ritmeiſter.

„Ihr wollt doch nicht," verſetzte die Rittmeiſterin, „das

Mädchen da weit hinaus weggeben, daß man ſie lebenslang nicht mehr wiederſieht? Und wie viele Meilen ſind denn von hier nach Amerika? — Ueber Leipzig liegt es doch ganz beſtimmt hinaus!“

„Aber wenn ſich die beiden Leute nun lieb haben?“ verſetzte der Rittmeiſter, „he, wie dann? Was ſich neckt, liebt ſich! Er iſt ein Mann von Stande, von ſeinem Urgroßvater her iſt er engliſcher Baron.“

„Baron hin, Baron her!“ rief Frau Maria Thereſia, „ich frage nur, wie viele Meilen nach Amerika ſind?“

„Es werden wohl über einige zwanzig ſein!“ verſetzte kleinlaut der Rittmeiſter; „aber Sir Notham iſt eine reiche, ſehr reiche Parthie; und dann wißt Ihr ja, meine Gnädige, daß Fräulein Johanna auch einen Willen hat.“

„Freilich,“ verſetzte Frau Maria Thereſia, „doch ſprecht mit ihr darüber, aber wie ein Mann! Ich habe mich heute über ihre Aufführung geſchämt, ja in das Herz hinein!“

Dieſer Auftrag war für den Rittmeiſter eine große Aufgabe. Er ſah es freilich ein, daß er ein ernſtes Wort mit ſeinem unartigen Mädchen reden mußte, aber es fiel ihm ſchwer, denn Johanna ertrug keinen Widerſpruch.

Um ſeinen alten Muth beiſammen zu haben, zog er ſeine öſtreichiſche Offizieruniform an und ſtülpte ſich den Dreimaſter auf den Kopf. Jetzt ſtampfte er dreimal mit dem hölzernen Beine auf die Diele, womit er Johanna gewöhnlich aus der untern Stube zu ſich nach der oberen rief. Wie ein Wirbelwind, war ſie da.

„Was befiehlt mein geſtrenger Herr Papa?“ fragte Fräulein Johanna und küßte ihm die Hand.

„Man hat mit Ihr zu ſprechen, Fräulein Tochter! Sie iſt — hm! hm!“

„Was? mein Herr Papa?“

„Sie iſt heute wirklich unartig zu Sir Notham geweſen, ja beinahe ungezogen; Sie hat meiner Education keine Ehre gemacht.“

„Nein, lieber Papa!“

„Sir Notham iſt ein Ehrenmann und ſoll als ſolcher behandelt werden.“

„Was habe ich ihm denn gethan?“

„Was hat Sie denn mit ſeiner Perrücke vorgenommen?“

„Pfui über das garſtige Ding! Ich habe ſie ſeiner Dogge aufgebunden; der Hund ſah zum Todtlachen aus.“

„Sieht Sie denn nicht ein, daß Sie den edeln Herrn fortwährend kränkt und beleidigt?“

„Nein, mon cher papa!“

„Warum nicht? — Sie ſtellt ſich dümmer, als Sie iſt! Ach, liebes Kind, komm' Sie mir anders, ich bitte ſehr! Will Sie mit mir ihren Spaß haben? Weiß Sie, daß ich kaiſerlicher Offizier bin? — Weiß Sie, wie man ſich zu benehmen hat?“ —

Der Rittmeiſter war im Geſichte vor Zorn blutroth geworden, ſeine ſchwarzen Augenbrauen, welche ſeltſam von dem weißen Schnurrbart abſtachen, zogen ſich bei der Naſenwurzel zuſammen, als gälte es, in den Feind einzuhauen. Johanna konnte den Zorn ihres Vaters, welchen ſie hier zuerſt auf ſich hereinbrechen ſah, nicht ertragen, ſie fiel ihm um den Hals und rief: „Papa, nur wieder gut ſein! — Ich will ja Alles thun, was Sie wollen! Ich will nicht mehr lachen und immer ernſt ausſehen! — Ja, ich fühle es ſelbſt, daß ich ein unerträgliches Geſchöpf bin, daß ich allen Leuten zuwider ſein muß! — Auch mein Papa verſtößt mich jetzt und nun will ich ganz verzweifeln!“

Der Rittmeiſter merkte nicht, daß ſein Goldkind erſt jetzt recht unartig war; es ſtürzten ihm vielmehr ſelbſt die Thränen aus den Augen, indem er ſagte: „Sprich nur nicht ſo, Jeanette! Wir haben dich ja Alle lieb, ja recht ſehr lieb! — Gräme dich darüber nicht! — Aber ſage mir einmal recht ernſthaft: wie gefällt dir Sir Arthur Rotham? Wenn er dir nicht gefällt, — denn er ſieht es bei uns auf eine Mariage mit dir ab, — ſo wollen wir mit ihm den Verkehr abbrechen.“

„Warum denn, Papa?“ fragte mit ſchalkhaftem Lächeln Johanna; „du meinſt ja ſelbſt, daß er ein Mann für mich ſei. Freilich iſt er nicht allzu jung, aber doch nicht mehr ſo dick, als früher! Ich hatte meine Luſt daran, ihn ein Bischen abzuärgern, da er doch dadurch nur ſchlanker und hübſcher und für das Frauenzimmer umgänglicher wird. Nun habe ich gar Nichts mehr gegen ihn, vielmehr freue ich mich jedesmal darauf, wenn er herüberkommt und mir immer eine kleine Aufmerkſamkeit beweiſt.“

„Und wenn er,“ fragte der Rittmeiſter, „ernſtlich um dich anhalten ſollte?“

„Wenn er hier bei uns künftig für immer bleiben will,“ verſetzte mit niedergeſchlagenen Augen Johanna, „ſo werde ich Alles thun, um der Ordre meines Herrn Papa zu folgen!“

„Du liebes Herzenskind!“ rief der Rittmeiſter, „komm' an mein Herz! ja du biſt die frömmſte und beſte, auch die klügſte Tochter, die es giebt, von hier bis nach Hispania hinein — ſo weit ich gekommen bin.“

Er rief jetzt die Frau Rittmeiſterin herein und theilte ihr den Inhalt ſeiner Unterredung mit; die gute Frau war mit Allem einverſtanden.

Als am andern Morgen der Wagen Notham's mit den Extrapoſtpferden vor dem deutſchen Hauſe hielt und er nur noch einige Zeilen zum Abſchiede an den Rittmeiſter von Thoſſenfeld ſchreiben wollte, jedoch damit, trotz der fünften Cigarre, welche er angebrannt hatte, nicht zu Stande kommen konnte, erhielt er ſelbſt ein Billet aus Leimnitz, das allererſte von der kleinen Hexe. Er erbrach es, aber die Buchſtaben flimmerten vor ſeinen Augen. Endlich las er:

„Mon cher ami!

Papa und Mama ſchicken Ihnen einen Gruß und ich ein Kußhändchen mit einem unterthänigen Knix und der Bitte um barmherzige Verzeihung wegen der häßlichen Perrücke, welche ſich nun zwiſchen uns, wie ein Truthahn, aufpluſtert und uns auseinanderjagen möchte. Den Spaß müſſen wir ihr von Grund aus verderben, wenn Eure amerikaniſche Gnaden mir beiſtehen wollen. Heute Abend kommt der Cantor aus Gera mit ſeinen Töchtern zu uns und wir wollen das kleine Lied ſingen, das Ihnen gefällt, wie Sie mich deſſen verſicherten. Ich werde mir auch Mühe geben, nach Ihrem Recepte eine Bowle Punſch zu verfertigen. Was ſoll nun ein armes Mädchen mehr thun, um einen brummigen Hausfreund wieder gut zu machen? Wiſſen Sie noch was, ſo bitte ich um gnädige Buße.

Jeanette.“

„Wer kann der poſſirlichen Perſon gram ſein?“ ſprach Notham bei ſich und rief dann laut: „Es wird abgeſpannt und abgepackt, John! hörſt du, John?“

„Hab' es gedacht!“ brummte John und ſchritt gravitätiſch hinunter zum Wagen. Notham aber ging ungeachtet des ſchönen Frühlingstages, welcher mit Duft und Farbe über dem Elſterthale lag, bis ſpät Nachmittags in der Stube herum; denn er war daran, einen ernſten Entſchluß zu faſſen. Jetzt kleidete er ſich an, einfach, aber koſtbar, wie er gewohnt war. Dann nahm er ein Etui aus dem Schranke, in welchem ſich ein koſtbarer Juwelenſchmuck befand. Er hatte ihn in Leipzig gekauft, ohne eigentlich zu wiſſen, warum? Vielleicht dachte er dabei an eine andere Speculation, als an die, welche er jetzt damit machen wollte. Er beſtand aus Halsband und Ohrgehängen von großen, prächtigen Diamanten vom reinſten Waſſer. Mit einem Seufzer, welcher halb den Ducaten, die der Schmuck gekoſtet hatte, halb der ſchönen Johanna angehörte, ſchob er das Etui in die Taſche, ſetzte den Hut auf den wohlfriſirten Kopf, nahm das hohe Bambusrohr zur Hand, ſtellte ſich noch einmal vor den Spiegel, um ſeine Zufriedenheit mit ſich ſelbſt zu bezeigen, und ſchritt dann gravitätiſch hinaus auf die Straße.

Die Sonne war eben im Untergehen und die Nachtigallen begannen in den Büſchen umher zu ſchlagen. Notham bemerkte von Allem Nichts, denn ſeine Gedanken ſangen und klangen durcheinander ſo betäubend, daß er ſich ſelbſt nicht mehr kannte. Auch hatte er keine Aufmerkſamkeit auf die ſchlimmen Zeichen oder kleinen Unfälle, welche ihm auf dem Wege nach Leimnitz begegneten. Dreimal fiel ihm das Bambusrohr aus der Hand, er hob es auf und ging weiter; er wurde ſelbſt nicht zurückgeſchreckt, als ein langarmiger Birnbaum bei ſeinem Eintritte in das Dorf über einen Gartenzaun herüberlangte und ihm den Hut vom Kopfe herunterſchlug; er hob ihn auf, ſtäubte ihn ab, behielt ihn jedoch in der Hand, und ging weiter. Vergeblich warnte ihn ein losgeketteter Hofhund, welcher ihn ſo lange bellend umkreiſte, bis ihn ein geſchickter Hieb mit dem Bambusrohr von ſeiner Prophetengabe hergeſtellt hatte.

Die Verliebten haben wunderliche Launen; es war ihm, als er an das Gehöfte des Rittmeiſters kam, unmöglich, den geraden Weg hineinzugehen; — er war in Deutſchland Romantiker geworden, ehe vor ihm einer noch genannt worden war. Es gefiel ihm, um das Gehöfte hinum und durch den daranſtoßenden Obſtgarten zu gehen.

Die Verliebten theilen oft wunderliche Sympathieen; als wenn Johanna von dieſem romantiſchen Anfluge ihres Anbeters gewußt hätte, war ſie in den Garten hinausgeſchlichen und hatte ſich auf die Raſenbank geſetzt, um den Staaren zuzuhören, welche über ihr das Abendlied pfiffen, oder, um die Grashalme vor ihren Füßen zu zählen.

Die Verliebten machen oft eigene Erfahrungen, welche andere Menſchen nicht erleben. Noch ehe Notham durch die kleine Pforte trat, welche in den Obſtgarten führte, blieb er davor ſtehen und Thränen traten in ſeine Augen. Er ſuchte ſich zu faſſen, er hatte aber nicht das geringſte abſolute Bewußtſein mehr; die Thränen nahmen ihren Weg.

So erging es zugleich Johanna, auch ſie weinte ſtill für ſich hin; denn an dieſem ſüßen Frühlingsabende ſchwoll auch ihr Herz vor Sehnſucht, wie eine Blumenknospe, auf, daß es nur eines linden Hauches bedurfte, um es aufblühen zu laſſen.

An Gelegenheit, welche bei der erſten Liebe Alles iſt, ſollte es nicht fehlen. Ihr unbemerkt ſtand ſchon eine Weile Notham vor ihr; jetzt ſank er, von ihrer wunderbaren Schönheit überwältigt, auf das Knie, wie ein Füſilier im erſten Gliede beim Feuern, und flüſterte: „Johanna!" — Mehr hätte er nicht ſagen können, und wenn es auf Schuldig oder Nichtſchuldig vor einer Jury angekommen wäre.

Johanna wußte kein Wort zu entgegnen; ſie hatte beide Hände auf ſeine Schultern gelegt und blickte in ſeine Augen, als wollte ſie in ſeiner Seele leſen. Nun hob er, wie von ſelbſt, ſeinen Arm um ihren Nacken und ein Kuß vereinigte Herz und Herz.

Da trieb ein böſer Dämon den armen Notham, in dieſem Augenblicke Johanna's Herz und ſein Glück zugleich zu vergiften. Er drückte ihr das Etui in die Hand, und bat es zu öffnen.

Die Thräne, welche ſich aus Johanna's Auge drängen wollte, wurde von der Neugierde aufgeſogen; als ihr aber die Diamanten in vielfarbigen Blitzen in die Seele funkelten, begann ſchon das Herzblatt ihrer Liebe zu welken.

Sie konnte ſich nicht ſatt ſehen an den köſtlichen Steinen, faſt wie zum Halbdank rief ſie: „O du prächtiger Notham, komm' doch herein zum Vater und zur Mutter!" Notham war entzückt; Arm in Arm traten Beide in die Wohnſtube, wo der Rittmeiſter und ſeine Frau die Gäſte erwarteten.

„Mädchen! Mädchen!" rief der Rittmeiſter und ſchwang lachend ſeinen Krückenſtock, „was biſt du für ein abſonderliches Weſen! — Da ſeht Ihr es ſelbſt, Sir Arthur, ihr kann man nicht böſe ſein!"

„Vater! Mutter!" ſagte verlegen Notham, „dürfen wir um Euern Segen bitten?"

„Ei, ei!" verſetzte die Mutter, „iſt das eine Art für ein adeliges Fräulein, ſich ohne Vorwiſſen der Aeltern zu verſagen?"

„Still doch!“ verſetzte der Rittmeiſter, „Sir Arthur hat mein Jawort unter der Bedingung, daß er ſich hier bei uns anſäſſig macht, denn Johanna iſt unſer einziges Kind. So ein hübſches Rittergütchen in der Nähe findet ſich ſchon, wo Ihr Euer Neſt bauen könnt.“

„Arthur thut es um mich!“ rief Johanna, „er hat es mir ſchon verſprochen, nicht wahr, du hältſt dein Wort?“

Notham war bei dieſen Worten bleich geworden, er dachte an ſein Handelshaus, ſeine Geſchäfte und an Newyork; er konnte, er wollte das Alles nicht aufgeben, und doch wollte und konnte er nicht nein ſagen; faſt vergingen ihm ſeine Sinne.

Er war aber zweierlei, einmal ein Amerikaner, und ein Handelsherr zugleich; Beides reichte hin, um eine halbe Nothlüge zu ſagen und dabei einen halben Vorſatz zu faſſen, welcher ſie und ihn mit der Liebe ausgleichen ſollte.

„Allerdings,“ ſagte er, „habe ich den Entſchluß gefaßt, mich hier in oder bei Gera niederzulaſſen; es verſteht ſich jedoch wohl von ſelbſt, daß ich erſt in Newyork mein Vermögen aus dem Handel ziehen und baar machen muß. Dazu gebrauche ich einige Zeit, welche ich ſehr abkürzen kann, wenn mir dabei meine Hausfrau das Hausweſen in Ordnung bringen hilft.“

„Arthur! mein Arthur!“ rief Johanna und ſie lag an ſeinem Herzen; „ein Jahr lang will ich mit hinüberziehen, dann führſt du mich wieder hierher zurück, dann bleiben wir immer hier! Du verſprichſt es mir?“

„Mann und Wort!“ rief Notham.

„Alles in Ordnung!“ meinte der Rittmeiſter; „nächſten Sonntag iſt das erſte Aufgebot; und nun, Johanna, mache dich ſchmuck, unterdeſſen ſoll Arthur deine Mutter tröſten, welche ſich ja die Seele ausweint.“

Johanna eilte in ihre Stube und kleidete ſich an; ihr ſtanden prächtige Kleider; ſie wußte es und hatte natürlichen Geſchmack. Als ſie den blitzenden Schmuck angethan hatte und vor dem Spiegel ſtand, wurde es ihr klar, warum ſich der fremde, vornehme Herr ſo viele Mühe um ſie gegeben hatte. Sie ſtieg bei ſich ungemein im Preiſe. Die kindliche Unbefangenheit und kindiſche Laune wiſchte ſich jetzt aus ihrem Gemüthe hinweg, wie Staub von Schmetterlingsflügeln.

Unterdeſſen hatte Rotham ſeine künftige Schwiegermutter zu erheitern geſucht. Er hatte ihr eine Fahrt über das Meer, wie eine Gondelfahrt auf der Elſter, zu ſchildern gewußt. Beinahe hätte ſie ſelbſt Luſt bekommen, ihre Tochter nach Newyork zu begleiten, nur der Gedanke an ihren guten Rittmeiſter, welcher bei ſeiner von den Kriegsſtrapazen zerrütteten Geſundheit der Pflege zu ſehr bedurfte, konnte ſie zurückhalten. Doch mußte ihr Rotham mit Herz und Mund verſprechen, wenigſtens zum nächſten Frühjahr wieder in Gera einzuziehen.

Allmälig fanden ſich auch die Gäſte ein, der Pfarrer und Cantor mit ihren Familien, der Förſter des Fürſten und der Schöſſer mit ſeinen fünf alternden Töchtern.

Johanna aber, das juwelenflammende Mädchen, ſtand oben noch immer vor dem Spiegel, ein ſeltſam geſpanntes Lächeln um ihren Mund und einen wunderlichen, ſtarren Blick in ihren Augen.

Rotham eilte hinauf, um ſie zu rufen; ſie trat ihm unter der Thüre mit der Lampe entgegen; — er ſchrak ein wenig zurück, ſo groß, ſtolz und ſchön ſtand ſie vor ihm. Er fühlte ſich von ſeiner Wahl geſchmeichelt.

Als er mit ihr hinunter zur Geſellſchaft trat, machte Johanna Allen denſelben Eindruck. Sie benahm ſich ſo würdig, wie eine Fürſtin; ihre Freundinnen vergingen vor Bewunderung und Neid.

Sie hatte plötzlich den Tact gefunden, ſich als liebenswürdige Wirthin zu benehmen, ohne ihrer Erſcheinung das Geringſte zu vergeben.

Selbſt gegen ihren Verlobten war ſie gütig und ſtreng zugleich, faſt herablaſſend. Ihr Vater, welcher die große Welt kennen gelernt hatte, unterdrückte kaum ſeine Bewunderung. Nur ihre Mutter fand ſich zu ihr fremd geſtimmt.

Als Notham mit einem ihm gegönnten Handkuß und der Schwarm der Gäſte Abſchied genommen, auch Johanna ſich in ihre Stube zurückgezogen hatte, fragte der Rittmeiſter, während er die Schlafmütze über die Ohren herunterzog, ſeine Maria Thereſia: „Hm, wie hat dir heute unſere Johanna gefallen? Weiß ſie nicht eine Dame zu ſpielen? Heh?“

„Es wird ſchon ſo ſein!“ entgegnete die einfache Frau.

Nach dieſer Unterredung gingen Beide ſchlafen. Notham aber lag drüben in Gera im deutſchen Hauſe am Marktplatz faſt die ganze Nacht durch am offenen Fenſter und ſchaute dem deutſchen Vollmond, dem uralten Träumer, in das Geſicht.

„Ich ſollte meinen,“ ſagte er zum zwanzigſten Male, „daß ich heute ein gutes Geſchäft gemacht hätte!“ und rieb ſich dabei vor Freude die Hände. „Mit dem Comptoirzuſchließen und Wiederkommen mag es ſeine Weile haben. Als wenn das ſo ſchnell abgethan wäre, wie Stiefelausziehen!“ —

Nach Mitternacht begab auch er endlich ſich zur Ruhe und ſchlief bis tief in den nächſten Tag hinein. Als er aufſtand, war es ihm, als hätte er ganz und gar die alte Selbſtzufriedenheit, nur in ſchönerer Form wiedergefunden. Auch das Frühſtück, welches John gebracht hatte, ſchmeckte ihm wieder und faſt beſſer, als früher. Mit einem Worte, Notham fand ſich wieder in ſeinem alten Daſein zurecht; er zweifelte auch keinen Augenblick daran, daß er ſeine ſchöne Verlobte ebenſo darin glücklich unterbringen werde.

„Ja, ja, guter John!“ ſagte er lächelnd zu ſeinem Diener, „über acht oder vierzehn Tage reiſen wir ab.“

John hätte vor Schrecken beinahe die Teller, welche er abräumte, aus der Hand fallen laſſen; denn aus dem friſchen Ton der Worte ſeines Herrn errieth er den baaren, wirklichen Ernſt derſelben.

„Aber wir werden eine Reiſegefährtin haben,“ fuhr Notham fort; „rathe einmal!“

John ſperrte die Augen auf und hörte, was weiter kommen würde.

„Ich will mich verheirathen“

„Euer Vater hat das auch ſo gehalten.“

„Aber wen?“

„Hm?“

„Du wirſt es wohl erfahren!“

„Freilich!“

Mit dieſer Auskunft konnte John das Weitere ſich denken, zumal er ſo gut, wie Einer, um die Urſache der Wallfahrten ſeines Herrn nach Leimnitz wußte, und ſeit dieſem Zwiegeſpräche mit ſeinem Herrn als Brieftäuberich des Tages zwei- auch dreimal hinüber- und herübereilen mußte.

Wie der Rittmeiſter zugeſagt hatte, ſo fand das erſte Aufgebot am nächſten Sonntag ſtatt. Rotham hatte der Familie mitgetheilt, daß er gleich nach der Trauung mit ſeiner Braut abreiſen würde. Er hatte mit einer Einſicht, welche einem erfahrenen Familienvater Ehre gemacht hätte, alle Gegenſtände des einfachſten Bedürfniſſes, worin die Ausſtattung ſeiner Braut beſtehen dürfe, mit ihr beſprochen und der Ordnung nach aufgeſchrieben. Nur in der Leibwäſche wollte er ſie nicht beſchränken, weil er ſelbſt darin den Ueberfluß liebte.

Während ſeine Braut alle Nätherinnen der Stadt in Thätigkeit ſetzte und ſelbſt das Bräutigamshemde nach altem Gebrauche nähte, dabei aber am Wenigſten Zeit für den Austauſch der Gefühle mit ihm hatte, eilte er ſelbſt auf zwei Tage nach Leipzig und kaufte dort einen geräumigen Familienwagen zur Reiſe und die Trauringe ein. Beide Ringe waren ſich gleich, jeder ſtellte das Symbol der Ewigkeit in einer zuſammengeringelten Schlange vor, deren Köpfchen ein Rubin bildete. In den einen Reif ließ er „Arthur,“ und in den andern „Johanna“ graviren. Es gelang ihm auch, einen beſonders herrlichen Seidenſtoff zu dem Brautkleide und einen feinen brüſſeler Schleier aufzutreiben. Dabei vergaß er nicht ein Reiſeneceſſaire für ſich und ſeine Braut. Er hatte auch Geſchenke für ſeine Schwiegerältern ausgewählt, für den Rittmeiſter eine große, emaillirte Spieldoſe zum Schnupftaback, welche bei jedesmaligem Oeffnen den Choral: „Vom Himmel hoch, da komm’ ich her!“ ſpielte und für die Frau Rittmeiſterin ein nürnberger Spinnrädchen von der ſchönſten, zierlichſten Schnörkelarbeit, übermäßig mit Silber und Perlmutter verziert. So hatte er in der möglichſt kurzen Zeit dieſes und ſonſt Alles, was die Schwiegerältern und die Braut erfreuen und was die Reiſe bequem machen konnte, bedacht und beſorgt. Im ſchwerbepackten, neuen Wagen kehrte er nach Gera zurück.

Dort erwarteten ihn in der letzten Woche ſeines Brautſtandes neue Geſchäfte, welchen er ſich auf Bitten ſeiner Braut und ſeiner zukünftigen Schwiegereltern nicht entziehen konnte; denn es verſtand ſich von ſelbſt, daß das Brautpaar bei den adeligen Familien auf den umliegenden Schlöſſern und den Honoratioren der Stadt den Abſchiedsbeſuch machen und ſich recenſiren laſſen mußte.

So war der Sonntag herangerückt, Rotham ſtand mit ſeiner Braut vor dem Altare und auf der Agende in der Hand des Pfarrers lagen die Trauringe. Er ſteckte ihr den Arthurring und ſie ihm den Johannaring an, und Beide ſanken einander an die Bruſt.

Vor der Kirche hielt der Reiſewagen.

Als ſie heraustraten, ſtand John mit den Mänteln und Reiſemützen an der Thüre. Arthur ſchlug den einen um ſeine Braut, hüllte ſich in den andern, ſtreckte ſeinen nachtretenden Schwiegereltern die Hände entgegen und rief: „Verzeiht, daß ich den herben Abſchied kürze! Ade, Schwiegervater! ade, Schwiegermutter! Johanna, nimm Urlaub!“

Vater und Mutter ſtanden wie erſtarrt vor dem Gedanken der ſo ſchnellen Trennung; daß ſie ſo nahe, ſo entſetzlich ſei, hatten ſie doch nicht recht ſich vorgeſtellt, obſchon ſie damit einverſtanden, oder dazu von Rotham überredet worden waren.

Johanna lag, in Schmerz aufgelöſt, in den Armen ihrer Mutter; Rotham gab dem Poſtillon einen Wink, dieſer hob das Horn und ſchmetterte eine luſtige Melodie in den glänzenden Tag hinaus. Johanna wandte ſich, ihr

Vater hielt ihre Hand gefaßt, mit einem Aufſchrei ſtürzte ſie ihm an die Bruſt; denn nun ward ihr Alles klar, ſie liebte nur ihn vor Allen und Niemand ſie ſo, wie er!

Mit zarter Gewalt hob Notham die Halbentſeelte aus den Armen ihres Vaters in den Wagen, er ſprang zu ihr hinein, die Kutſchenthür flog zu, John hinauf in das Cabriolet und, wie im Sturmwind, der Wagen mit ſeiner Beute von hinnen.

Der gute, alte Rittmeiſter hatte mit ſeiner Tochter die Blume ſeines Lebens verloren. Er war bis zum Tode verſtimmt. Er ging auch nicht mehr täglich in die Stadt und zu dem Wirthe in das deutſche Haus, um dort ſeinen Stelzfuß in das Loch, welches er getreten hatte, tiefer hineinzubohren und eine Flaſche Tockayer auszuſtechen, zumal auch ſeine Maria Thereſia ſeit dem jähen Abſchied kränkelte. Vielleicht wäre er gar nicht mehr in die Stadt gekommen, wenn er nicht wenigſtens zweimal wöchentlich auf der Poſt nach Briefen von ſeiner Tochter gefragt hätte, obſchon er wußte, daß keiner dort liegen blieb, denn er belohnte den Brieſtäger jedesmal mit einem Zwanzigkreuzer außer dem Porto dafür. Den erſten Brief erhielt er aus Bremen, wo ſich Notham nach Amerika eingeſchifft hatte, Johanna ſchrieb vergnügt, ſie mußte ſich ganz glücklich fühlen. Im Herbſte darauf kam ein zweiter aus Newyork, in welchem ſie ſich über die dortigen Menſchen, Sitten und Gebräuche luſtig machte. „Sie laufen Alle herum, wie Noten, die mit den fünf Linien nicht zufrieden ſind und dafür einen Strich durch den Kopf bekommen.“ So ſchrieb ſie; unter Anderm erwähnte ſie auch Notham mit den kurzen Worten:

„Ich bin ſein Papagei, den er mit Zuckerwerk füttert und mit dem er ſich Spaßes halber unterhält, wenn er aus ſeinem Comptoir abgeſtanden hereinkommt! Er läßt ſich kratzen und beißen, ich bleibe doch immer ſein Joli!“ Dreimal hatte ſie denſelben Satz geſchrieben: „Im nächſten Frühjahr kommen wir wieder zu Ihnen, mein herzlieber Papa und meine gute Frau Mama! — denn was Rotham verſpricht, das hält er.“ Auch ſchilderte ſie mit der prächtigſten Laune von der Welt eine Geſellſchaft von Sägeböcken und Haubenſtöcken, welche ſie bei ſich geſehen hätte. „Ich habe dir eine Langeweile, die noch über das franzöſiſche ennui hinausgeht. Wenn nicht das Biſſel Muſik wäre, ſtürb' ich daran.“

Einige Tage ſpäter hatte ſie den Brief fortgeſetzt. Sie beſchrieb darin einen Schaukelſtuhl, welchen ihr Rotham angeſchafft habe und worin ſie ſich den ganzen Tag wiege, wie ein Kind; — „denn denken Sie nur, Papa, die Qual! ich darf gar Nichts arbeiten, als nähen, mit der Nähnadel ſoll ich mich durch die lange, lange Zeit durchfechten; eſſen kann ich, ſoviel ich will, und davon werde ich Hamſterbacken bekommen, wie die Leute hier haben. Auch mein Mann iſt ſo ein Bischen Hamſter mit; was der knurrig ſein kann im Hauſe umher! Doch zu mir iſt er immer freundlich, wie Hirſemus mit zerlaſſener Butter und Pfefferkuchen darauf. Wer doch die Mannsleute auskennen lernte! Wenn ich ihn nur draußen in Gera habe, da muß er mir wieder ein Menſch werden. Jetzt will er mich fromm machen, geſtern hat er mich die Pſalmen leſen laſſen, heute kommt das hohe Lied Salomonis d'ran. Hab' ich dir ſchon geſagt, daß ich dem alten Cantor in Gera für die Arien, welche er mich ſingen gelehrt, noch im Grabe danken werde?

Kauf' ihm doch feines, ſchwarzes Tuch zu einem Rock und Sammet zu einer Weſte, bring' es ihm ſelbſt und grüß' ihn ſchönſtens von mir. Die Arie, die wir zuſammen geſungen und wovon wir nur den erſten Vers auftreiben konnten, will ich weiter machen, daß ich Platz darin habe. Da mag Alles drinnen ſein, was mich zu Ihnen zieht, außer Sie und Mama; denn ich muß zu viel weinen, denke ich an meine Aeltern, und da iſt es mit der Reimerei ganz vorbei. Wenn ich doch mein Reimbüchelchen da hätte! Es muß in meinem Puppenſchranke bei den Noten liegen. Schick' mir doch Alles herüber!"

Das war das Weſentlichſte, was in dieſem Briefe ſtand. Der alte Rittmeiſter las ihn ſo oft vor, bis er ihn auswendig wußte. Er beſtellte auch gewiſſenhaft den Auftrag bei dem Cantor. So ſchwer ihm das Schreiben wurde, doch ſaß er täglich in ſeinem Lederpolſter am Pulte und berichtete getreulich ſeinem lieben Kinde über das Weltmeer hinüber von den wichtigen Vorfällen im reußiſchen Voigtlande. Er vergaß ſelbſt dabei nicht, daß der Fuchs ihre Lieblingshenne, die ſchwarze mit der weißen Mütze, geholt habe; nur von der Krankheit ihrer Mutter, welche täglich bedenklicher wurde, ſchrieb er Nichts, um Johanna nicht zu betrüben.

Im März bekam er wieder Nachricht, aber eine ſo ſonderbare, daß er ein Mal über das andere den Kopf ſchüttelte. Sie ſchrieb:

„Grüß' Sie Gott, Herr Vater und Frau Mutter! Da ſchicke ich für Sie und den Cantor das Lied, das Alles ſagt, was ich freilich länger und breiter ſchreiben könnte; denn ich gehe nun Rotham mit Thränen Tag und Nacht an, mich in meine Heimath zu bringen, wie er verſprochen hat. Es müßte keinen Gott mehr im Himmel und kein redliches Herz auf Erden geben, wenn er ſein Wort brechen ſollte. Das Kind, das ſich unter meinem Herzen regt, ſoll, ſo Gott will, kein amerikaniſcher Hamſter werden. Es iſt, als wenn tauſend Hände hinter den Tannenwäldern herüber über das Meer aus den Wolken heruntergriffen und mich in die Heimath zurückzögen. Nun, da haſt du mein Lied und mein Leid! Es geht nach der Melodie des Cantors, ein Vers, wie der andere!

Wo auf hohen Tannenſpitzen,
Die ſo dunkel und ſo grün,
Dröſſeln gern verſtohlen ſitzen,
Weiß und roth die Mooſe blüh'n,
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch ſo gerne!

Wo in's Silber friſcher Wellen
Schaut die Sonne hoch herein,
Spielen heimlich die Forellen
In der Erlen grünem Schein,
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch ſo gerne.

Wo tief unten aus der Erde
Eiſenerz der Bergmann bricht
Und die Zither ſpielt am Heerde
In der kurzen Tagesſchicht,
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch ſo gerne!

Wo die Hirtenfeuer brennen,
Durch den Wald die Heerde zieht,
Wo mich alle Felſen kennen,
Drüber hin die Wolke flieht,
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch ſo gerne!

Wo ſo hell die Glocken ſchallen
Sonntags früh ins Land hinaus,
Alle zu der Kirche wallen,
In der Hand den Blumenſtrauß.
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch ſo gerne!

Doch mein Leid iſt nicht zu ändern;
Zieht das Heimweh mich zurück,
Hält mich doch in fremden Ländern
Unerbittlich das Geſchick!
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch ſo gerne!

Aber ich will mit dem Geſchicke ſchon fertig werden, ehe noch dem armen Vogel die Flügel ganz lahm geworden ſind, daß er nicht mehr den Weg durch die Luft zu ſeinem Neſte machen kann. Jeanette."

Dies war der letzte Brief, welchen der gute, alte Rittmeiſter von ſeiner Tochter leſen ſollte. Als er ihn ſeiner kranken Maria Thereſia vorgeleſen hatte und ſie Nichts darauf ſagte, leuchtete er mit der Lampe in das Bett. Sie lag darin mit gefalteten Händen und einem ſeltſam verklärten Geſichte. Sie war eingeſchlafen, um hier nicht wieder aufzuwachen. Der Rittmeiſter fuhr ihr mit der flachen Hand über das Geſicht; es war marmorkalt. Er warf ſich lautlos über ſie und lag ſo eine Stunde lang faſt ſinnlos, dann ſammelte er ſich zum Gebete, welches endlich zu vernehmbaren Worten ward:

„Barmherziger Gott, hier liegt vor dir ein alter, zerſchoſſener Kriegsknecht und dankt dir für alle Gnade, welche du ihm in Standquartier und Campagne geſchenkt haſt. Ich hatte mit meiner Bravour, die ich zu verſchiedenen

Malen zu beweiſen Gelegenheit hatte, nur meine Pflicht gethan, du aber haſt mir das Alles, ja ſelbſt die Sünde meiner Jugend, zum mérite angerechnet, und mein Lebensglück mit der ſeligen Maria Thereſia ſo recht grundgut an den Hals geworfen, und da ich beinahe an ihr ein Hallunk geworden wäre, mir das Bein wegſchießen laſſen und mich armen Krüppel hierher nach Leimnitz commandirt, um Weib und Kind zu finden und auf meinen Lorbeeren mit gloire und pension auszuruhen. Lieber Gott, mein allmächtiger Commandeur, warum haſt du mich nun den Meinen als Quartiermeiſter nicht vorangehen laſſen? Bedenke ich da in meiner Niedrigkeit, daß bei dir mein Bischen alter Adel und mein Offizierpatent dummes Zeug ſein mögen, wie denn auch dem Hauptmann von Kapernaum nur ſein Glaube half, ſo wirſt du es wohl auch jetzt mit dem Rittmeiſter von Leimnitz gut gemeint haben; denn ich habe wohl noch in meinem alten Mantelſack ein Packetchen alter Sünden, die du mit beſtem Willen mir nicht ganz vergeben kannſt, es müßte denn eine ſo gute, reine Seele, wie meine ſelige Maria Thereſia, mir hinter dem göttlichen Kriegsrecht Pardon auswirken. So gehe denn hin, meine Maria Thereſia, und bitte nur das Eine, daß der alte Rittmeiſter von Leimnitz bei dir ſein darf; denn du haſt doch eine Stätte im Paradies. Kannſt du für mich bei Petrus, der am Beſten weiß, wie es kommt, daß man darein haut, ein Uebriges thun, ſo laſſ' mich im Leben nur noch einmal unſere Johanna ſehen! Und hilft das Alles nicht, ſo mag mich mein Herrgott lieber ein Bischen in die Hölle Ordonnanz reiten laſſen, wenn nur das liebe Kind dabei glücklich wird.“

Nachdem ſich der Rittmeiſter ausgeweint hatte, pochte er Knechte und Mägde auf und ſchickte zur Leichenfrau und zu ſeinen Nachbarn, damit der Eine oder der Andere mit ihm die traurige Nachtwache theile.

So lange die Leiche ſich im Hauſe befand, behielt der alte Rittmeiſter noch ziemlich ſeine Faſſung; nachdem er aber die drei Hände voll Erde auf ihren Sarg geworfen hatte, überkam ihn eine ſo namenloſe Sehnſucht nach ſeiner Tochter, daß er von Tag zu Tag einem ruheloſen Schatten immer ähnlicher wurde. Man hörte ihn bei Tage, wie bei Nacht, mit ſeinem hölzernen Beine treppauf, treppab, hinaus vor das Thor und in das Haus ſtampfen, ohne Jemand Rede zu ſtehen. Nur zuweilen ſagte er, wie im Irrſinn: „Wir müſſen ſie holen, ja, ja!“ — Er war auch nicht im Stande, ihr die Todesnachricht zu melden, ſein Freund, der Cantor, ſchrieb für ihn den Trauerbrief.

In der Zwiſchenzeit war das Verhältniß zwiſchen Notham und Johanna immer geſpannter geworden. Wie er immer mehr den flüchtigen Gedanken der Rückkehr nach Europa aufgab, deſto heftiger drängte ihn Johanna, bis er endlich ungeduldig wurde und ihr einmal und für immer erklärte, daß um ſo weniger daraus werden könne, je mehr ihre hoffnungsreichen Umſtände es ihr verböten.

So ungeſchickt Notham es auch angefangen hatte, ihr die Zurückkehr in die Heimath auszureden, ſo wäre die junge Frau doch noch darüber hinausgekommen, wenn nicht gerade zu dieſer Zeit der Brief mit der Nachricht von dem Tode ihrer Mutter eingetroffen wäre.

Notham hatte ihr Vertrauen verloren; er war zu ſehr mit ſeinen Handelsangelegenheiten und ſeinen Speculationen auf Millionen beſchäftigt, als daß er ſich weiter darum hätte bekümmern ſollen.

Johanna aber ſendete heimlich an ihren Vater einen Brief ab, welcher ſpäter an Notham zurückkam und ihn zu ſpät einen Blick in das Herz ſeiner Frau thun ließ. Sie hatte geſchrieben:

„Die Botſchaft von dem Heimgange meiner Mutter hat mir ein Meſſer in das Herz geſtochen, der Gedanke aber an Dich es dreimal darin umgewendet und den Notham ganz todtgeſtochen. Sein Wortbruch hat mich von ihm geſchieden, und ſo bin ich wieder Dein, ganz Dein, Du herzallerliebſter Vater! Ich will Dein kummerſchweres, graues Haupt in meinen Schooß nehmen und darunter meine Hände legen, daß es warm ruht. Alles iſt mir möglich zu ertragen, nur das Eine nicht, Dich allein und hülflos zu wiſſen in der Welt. Wer ſoll Dich pflegen bei Deinen Leiden, wenn Dir die vielen Wunden brennen, wer Dich führen, wenn Dein armer, hölzerner Fuß ſtrauchelt? Wer ſoll Dir das Kopfkiſſen in der Nacht zurechtlegen, wer bei Dir wachen, wenn Dir unwohl iſt, wer Dir beim Ankleiden behülflich ſein, wer alle die kleinen Dienſte vollbringen, an welche Du gewöhnt biſt, da die Mutter todt iſt und ich mehr, als todt, hier im fremden Krämerlande? Gott wird mir verzeihen, wenn ich Notham in Kummer ſtürze, er kann, wie ich meine, etwas duvon ertragen, denn er iſt ein harter, kalter Mann! — Wenn er mich, wie ein Kind, behandelt, ſo mag er daran denken, daß ich Dein Kind bin und bei Dir ſein will. Vater! Vater! warum haſt Du mir damals meinen Willen gelaſſen, als ich Notham verſprach, ihm hierher zu folgen? —

Heute ſchreibe ich nicht mehr, doch morgen! —“

Tags darauf, Vormittags.

„Vater! Vater! — Was iſt Dir geſchehen? — Gewiß biſt Du krank, oder es ſteht Dir noch ein Unglück bevor. Ich habe in der verwichenen Nacht von Dir einen Traum gehabt, es war mehr eine Todesangſt! — Mir kam es vor, als wenn ein Schacht von oben herunter aus Europa zu uns nach Amerika ging. Eine lange, lange Leiter lief herab, — aber ſie reichte kaum bis über die Mitte herein. Nun ſah ich Dich oben hereinſteigen; Du hielteſt eine Kirchenkerze in der Hand, rückteſt herunter und ſtiegſt behutſam mit dem geſunden und dem hölzernen Fuße von Sproſſe zu Sproſſe, immer tiefer und tiefer bis an das Ende der Leiter; — nun ſtandeſt Du auf der letzten Sproſſe — Du merkteſt es nicht — jetzt hobſt Du wieder den hölzernen Fuß hoch auf, um herunterzutreten und warſt doch noch thurmhoch über mir, ich breitete die Arme aus und ſchrie vor Schreck auf. Da war ich erwacht und lag in Angſtſchweiß gebadet.“

Nachmittags.

„Heute geht ein Holländer mit ſeinem Schiffe „Hirundo“ ab, und mit ihm der Brief. In den nächſten Tagen will ich den armen Notham verlaſſen. Ich habe den Schiffscapitain Simm aus Portsmouth mit Geld gewonnen, ſein Schnellſegler lichtet, ſobald ich an Bord bin, die Anker — von Portsmouth eile ich zu Dir. Vater! Vater! ich werfe mich Dir um den Hals und weine mich todt. — Du kannſt nicht glauben, wie leicht mir iſt, da ich daran bin, in die Heimath zu Dir zu kommen. Nun wird es ſich zeigen, ob Notham mich lieb hat. Sobald ich bei Dir bin, ſchreiben wir ihm, — dann wird er ſchon nachkommen! — Bete für Deine

Jeanette.“

Tags darauf war ſie aus dem Frühſtückszimmer in ihre Stube zurückgekehrt. Rotham war dort noch geblieben, wie gewöhnlich, in einer Zeitung leſend und eine zweite unter dem Arm. Er hatte ſich in ſein Reiſecoſtume geworfen, ohne ihr über ſein Vorhaben Etwas mitgetheilt zu haben.

Sie hatte ſich jetzt auf ihrem Zimmer in den Armſtuhl an's Fenſter geſetzt und ſpielte in Gedanken mit dem kopfwackelnden Chineſen von Porzellan vor ihr, ohne daß ſie auf ihn Acht hatte.

Wer die ſchöne, junge Frau hier in dieſem prächtigen und doch gemüthlichen Zimmer nur auf einen Augenblick geſehen hätte, würde ſie für eine der glücklichſten Frauen gehalten haben.

Bis auf den ſilbernen Griff am Thürſchloſſe war Nichts vergeſſen, was bequem oder reizend war. An der Wand zwiſchen den Fenſtern prangte im goldenen Rococcorahmen der ſilberreine Spiegel, welcher die großen Sonnenblumen und Arabesken des Teppichs am Fußboden, die kleinen Blumentiſche umher, welche in allen Farben blühten und dufteten, und alle die tauſend gefälligen Kleinigkeiten auf den Mahagonigeſtellen in den Ecken, die Alabaſtervaſen, die ciſelirten Silber- und Goldarbeiten, die Paradiesvögelchen, welche an ſeidenen Fäden ſchwebten, und dazwiſchen ſeine ſchöne Herrin abſpiegelte.

Johanna wurde jetzt durch Rotham's Eintritt in das Zimmer aus ihren Gedanken aufgeſchreckt.

„Ich verreiſe auf mehre Tage," nahm er das Wort, „in Geſchäften nach Philadelpia; kann ich Euch dort Etwas beſtellen?"

„Ihr wißt, Rotham," verſetzte ſie, „daß ich nur einen

Wunſch hege, den Ihr mir erfüllen könnt, nicht aber in Newyork, ſondern durch unſere Zurückkehr zu unſerem Vater, der jetzt ſo große Rechte auf mich hat, da er allein iſt."

Nach dieſer Anrede verſuchte Johanna noch einmal, Rotham zu erweichen. Sie begann alle Saiten ſeines Herzens anzuſchlagen, um ihnen einen Ton der zuſagenden Liebe abzugewinnen, aber es prallten alle ihre Worte von ihm ab, wie Hagelkörner von einem Gepanzerten, ohne ihn im Mindeſten zu rühren.

Er wiegte ſich vor ihr bequem im Schaukelſtuhle und blickte mit ruhigen, faſt neugierigen Augen ſie an. Er hatte ſich auf eine ſolche Scene vorbereitet und die Rede, welche er ſeiner Frau halten wollte, in Bereitſchaft.

Johanna hatte mit feinem Gefühl ihn errathen; ſie hielt in beleidigtem Stolze ihre Thränen zurück.

Als ſie mit ihren Bitten zu Ende war, lüftete Rotham ein wenig ſein Halstuch, legte die flachen Hände auf ſeine Kniee und ſprach im Tone eines puritaniſchen Predigers, faſt näſelnd, um deſto würdiger zu erſcheinen:

„Was Ihr da ſagt, läßt ſich Alles gut anhören, es geht ihm nur ein guter Grund ab. Unterbrecht mich nicht, denn ich muß mich weiter darüber auslaſſen. Ihr müßt das Land der Träumerei und Phantaſterei, ich meine damit Deutſchland und zum Theil auch England, nicht verwechſeln mit dem Norden von Amerika; denn hier iſt Alles practiſch, wie es ſich für Männer ſchickt. Hier ſoll, will es Gottes Gnade, erſt ein neues Völkerleben begründet werden; es giebt noch Wälder auszuroden, Sümpfe auszutrocknen, Häuſer und Städte zu bauen und durch Schifffahrt und Handel alle tauſend Fäden mit der alten Welt anzuknüpfen, um mit ihr allmälig in das Gleiche zu kommen. Dazu brauchen wir den klaren Verſtand und die thätige Hand. Wir müſſen wachen und arbeiten, wie ein junges Volk; Ihr drüben ſchlaft und träumt, wie man es dem Alter gönnen kann. Alte Leute haben mancherlei Grillen und drüben werdet Ihr ſchon alt geboren. Dieſe können wir hier nicht gebrauchen; ſind ſie da, ſo müſſen ſie ſich mit einflechten, ohne die Arbeit zu ſtören. Oder ich will mit Euren eigenen Worten dieſes Verhältniß Euch auseinanderſetzen. Ihr habt mir oft geklagt, daß die Menſchen hier kein Gemüth hätten. Da müſſen wir nun erſt zuſehen, was hinter dieſen Worten ſteckt.

„Man umfaßt, wie mir's ſcheint, damit alle niedern Seelenkräfte, welche die Werkzeuge für die höchſte Kraft des Menſchen, für den Verſtand, ſind, um damit zu arbeiten. Da aber dieſe Werkzeuge, wie die Knechte und Mägde in einem Hauſe, lebendig ſind, ſo fangen dieſe, wenn ſie keinen Befehl auszurichten und keine Aufſicht haben, ſehr bald an, ſich unnütz zu machen und das Hausweſen zu zerſtören. In einem ſolchen Falle würdet Ihr ſein, wenn Ihr nicht meine Frau wär't und ich nicht den Verſtand für Euch hätte. Eure Phantaſie, welche Ihr nicht im Zaume halten könnt, malt Euch in müßigen Stunden das Leben in der Heimath nur zu reizend vor, daraus entſteht die Sehnſucht danach; dieſe will ſich gegen meinen Verſtand, welcher hier den Oberbefehl hat, mit Macht geltend machen. Dagegen kann ich denn freilich nur: Nein! ſagen."

Rotham ſchwieg mit wohlgefälligem Lächeln über die gelungene Rede, Johanna aber gab ſich keineswegs gefangen. Indem ſie erwog, daß bei den Anſichten Rotham's das Recht der Empfindung kaum zur Anerkennung zu bringen war, griff ſie ihn plötzlich auf einer Seite an, wo er es am Wenigſten gedacht hätte.

Sie hatte dazu um ſo eher die nöthige Ruhe gewonnen, als ſie den Entſchluß zur Abreiſe oder vielmehr zur Flucht ſchon gefaßt hatte, und nur noch einmal einen Verſuch machte, Notham zur Rückkehr nach Deutſchland zu bewegen, um ſich ſpäter ſagen zu können, daß ſie vor dem letzten Mittel jedes andere verſucht habe.

Mit Eiskälte fragte ſie daher obenhin: „Alſo iſt Euer Handelsweſen nur Verſtandesſache?“

„Ganz gewiß!“

„Und das Gemüth hätte Nichts darein zu reden, wenn es ſpäter merkt, daß es bei einem Vertrage, den Ihr mit einander gemacht habt, beeinträchtigt ſei?“

„Ganz und gar nicht!“

„Und wenn der Verſtand noch mehr daran auszuſetzen hätte?“

„Mann und Wort!“

Jetzt richtete ſich Johanna mit edlem Zorne hoch empor und ſagte mit unterdrückter, gemeſſener, ſeelendurchbohrender Stimme:

„Mann und Wort, du Wortbrüchiger! Was haſt du mir, was meinen Eltern verſprochen, ehe wir zuſagten? Mann und Wort, du verſtändiger Mann? Warum brichſt du uns dein Wort, Amerikaner? — Ich will es dir ſagen: weil die niedere Leidenſchaft, die auch zum Gemüthe gehört, der Eigennutz, der Herr deines Verſtandes geworden iſt!“

Sie faßte ihn bei beiden Schultern und rief: „Mann, beſinne dich auf dich ſelbſt, achte dich ſelbſt und in dir dein Weib, das du mit Füßen trittſt.“

Notham war vor dieſer Wendung der Sache bis in das Innerſte ſeiner Seele erſchrocken; die ſchöne Röthe ſeiner Wangen hatte ſich bis an die Ohren zurückgezogen, ſeine Naſe war kreideweiß geworden, ſeine Augen hingen an den Spitzen ſeiner Stiefel, welche ſich, wie zum Zwiegeſpräch, zueinander bewegten.

Endlich ſprang er empor und ſagte in tödtlicher Verlegenheit, doch trotzig und beleidigend:

„Ich bin hierher gekommen, um auf einige Tage von Euch Abſchied zu nehmen, nicht um mit Euch über Eure Pflichten zu plaidiren.“

Er drehte ſich um und zog die Klingelſchnur; John trat ein.

„Mylady,“ rief er ihm zu, „wünſcht den Herrn Pfarrer Spencer zu ſprechen; er möchte ſeine vortreffliche Predigt über den Text: „Ein Weib ſei unterthan ihrem Manne,“ welche er vor vierzehn Tage gehalten hat, mitbringen und ihr vorleſen!“

John trat ab; Notham ging noch einige Male die Stube auf und ab; denn gar zu gern hätte er ein Wort gefunden, welches ſeine Niederlage ein wenig beſchönigt hätte; es war ihm unmöglich.

„Mylady,“ ſagte er endlich, „lebt wohl! Auf Wiederſehen! Künftigen Sonntag werde ich wieder hier ſein!“

Johanna gab ihm die Hand, ohne ihn anzublicken; er küßte ſie und ging nach der Thür.

Ein weiches Gefühl flog jetzt durch Johanna's Seele; ſie eilte ihm nach und hing weinend, wie ein Kind, an ſeinem Halſe.

„Leb' wohl! leb' wohl, Notham!“ rief ſie, „vergiß mich nicht und verzeihe mir Alles, Alles!“

„Wie ſollte ich nicht?“ verſetzte Notham; „beherrſche nur dein Gemüth und Alles iſt gut!“

Johanna ließ langſam die Arme herabſinken; ſie hörte Notham die Treppe hinunterſteigen, vor der Thüre dem Pferde gebieteriſch zuſprechen; nun ſprengte er die Straße hinauf.

„Es ſollte nicht anders ſein,“ ſprach ſie und ihr Entſchluß war unabänderlich gefaßt.

Notham hatte bei Bruder Jonathan in Philadelphia ſeine Geſchäfte beſchleunigt; eine Unruhe, welche er noch nie gekannt hatte, trieb ihn zurück nach Newyork.

Als er in dem Boote auf dem Fluſſe Raraton hinunterſchwamm, überwältigte den verſtändigen Amerikaner eine unermeßliche Angſt um ſein Weib, ſein Haus, oder um — Gott weiß was!

Auf großen Wellen liefen ſie jetzt in den Hafen von Newyork ein.

Sonſt ſtand er, kam er von Philadelphia hierher zurück, mit untergeſchlagenen Armen auf dem Verdeck, die Bruſt gehoben von Stolz auf die ſchönſte Tochter Altenglands, ſeine Vaterſtadt. Heute war ſein Auge trüb.

Wenn er ſonſt an den grünen Inſeln, welche, wie Schildwachen, vor der Stadt ſtehen, vorüberkam und die täglich wachſende Größe und Pracht von Newyork überſah, nahm er ſeinen Hut herunter, blickte über die Schulter und flüſterte vor ſich hin: „Gott ſegne meinen König Georg den Zweiten!“ Heute unterblieb Gruß und Spruch.

Wenn er ſonſt ſich der ſüdlichen Spitze der Manhattainſel näherte, welche den Hafen in den nördlichen und öſtlichen Fluß theilt und die Stadt Newyork auf ihrem Rücken von Norden meilenweit zwiſchen den beiden Strömungen heranträgt an die See, nickte er immer mit dem Kopfe und ſagte, zum Steuermann Hancock gekehrt: „Es wird, es wird ſchon werden!“

„Mein' es auch,“ entgegnete dieſer.

„Es iſt unſer Neuvenedig!“

„Gott geb' uns ſein Gedeihen!“

Heute lauſchte Hancock vergeblich nach dem alten Geſpräche; Notham blieb ſtumm, düſter hinausblickend nach den Häuſergiebeln von Broadway.

Ebenſo ſchweigſam zahlte er das Fahrgeld im Hafen und bog in die mächtige, ſchnurgerade, von der ſüdlichen Spitze an durch die Stadt laufende Broadway ein; denn faſt in der Mitte auf einem zurückweichenden Grasplatze zwiſchen einzelnen Bäumen ſtand dort ein Haus, von tiefbraunen Jerſey-Quaderſteinen gebaut, von welchen die grünen Jalouſieen ſo ſchön abſtachen.

„Da bin ich endlich!“ ſagte er, und ihm wurde leichter um das Herz, als der Neger Poll, welcher Thürhüter war, ihm, wie ein liebkoſender Hund, entgegenſprang.

„Alles in Ordnung, Poll?“

„Maſſa?“

„Nichts vorgefallen?“

„Weiß Nichts, Maſſa!“

„Lady Patroneß?“

„Sehr fromm! iſt vor drei Abenden in die Kirche gegangen und noch nicht heim.“

„Ha!“

Mit einem krampfhaften Griff hatte Notham den Neger gefaßt und weit hinein in den Grasplatz geſchleudert.

Ihm war es, als hätte er einen Schlag vor den Kopf bekommen.

Plötzlich aber richtete er ſich in die Höhe, bog die Schultern zurück, daß ſie krachten und die Bruſt weit vortrat. Die Unterlippe eingebiſſen, daß Blut unter den Zähnen hervorrieſelte, trat er mit feſten, hallenden Schritten in das Haus.

Seine Hausſclaven hatten ſich in die Winkel umher zuſammengeduckt, ohne ſich zu bewegen, und ihre Augen rollten ihm überall unſtät und ängſtlich entgegen.

„Wo iſt John?“

„Hier!“

Beide ſahen ſich einander lange an. John ließ endlich den Schlüſſelbund klimpern.

„Woher haſt du die Schlüſſel?“

„Von Lady Patroneß!“

„Gieb her!“

Er ſchritt die Treppe hinauf zum Zimmer ſeiner Frau. Er ſchloß es auf; die grünen Jalouſieen lagen vor den Fenſtern. Er ſtieß ſie auf und ſah in den Armen des porzellanen Chineſen einen verſiegelten Brief mit ſeiner Adreſſe liegen.

Lange drehte er ihn in der Hand hin und her; dann warf er ihn unerbrochen auf den Tiſch und ſeinen Hut darüber, als hätte er damit das Unglück, das er nicht fürchtete, ſondern mehr noch wußte, ungeſchehen machen können.

„John!“

„Sir!“

„Bring’ Licht!“

Die Sonne war allerdings im Untergehen, doch war es im Zimmer noch hell genug, um einen Brief zu leſen.

Das Licht kam; er winkte John zum Hinweggehen. So war er wieder allein.

Er lüftete ſich den Rock vor der Bruſt, drückte ſich wieder den Hut in die Stirn, nahm den Brief und fand die Worte:

„Lieber Notham!

Nur wenige Worte; denn zu viel ſind dieſe für ein empfindendes Herz, und noch mehr immer noch zu wenig für den kalten Verſtand.

Meine Pflicht ruft mich zur Pflege an das Krankenbett meines Vaters, der Raum zwiſchen hier und dort kann ſie nicht aufheben. Wenn Du dieſe Zeilen empfängſt, bin ich auf der Fahrt in die Heimath. Im Uebrigen bleibe ich Deine treue und gehorſame

Jeanette."

Wie bei Völkern, welche noch eine Zukunft haben, ſo wirkt bei dem Einzelnen, welcher noch einen Kern in ſich hat, ein heftiger Schlag eines zertrümmernden Schickſals, wie der geſchwungene Hammer eines Erzgießers auf die Lehmform; dieſe zerſpringt, aber aus den Trümmern hervor tritt das höhere, eherne Gebild eines Gottes.

Indem Notham in dieſem Augenblicke ſein ganzes, gegenwärtiges Leben zertrümmert ſah, fühlte er faſt einen höheren Menſchen, als der frühere war, in ihm ſich emporrichten.

Er las die Abſchiedsworte von Johanna noch einmal und ſagte endlich laut: „Sie hat recht gethan! — Nach ihrer Art!" — ſetzte er hinzu, — „möge ſie Gott ſicher zu ihrem Vater hingeleiten und mir auch einſt eine ſolche Tochter ſchenken!"

Bei dieſem Gedanken trat ein anderer an die Hoffnung, welche Johanna unter ihrem Herzen trug, in ſeine Seele, und die Hände vor die Augen gedeckt, ſank er auf ſeine Kniee.

Nachdem er ſeine tiefſten, ſchmerzlichſten Sorgen in Gottes Hand gelegt hatte, ſuchte er den Kummer ſo weit zu beherrſchen, daß er ſeine bürgerliche Ehre zu decken ſuchte.

Er zog ſich in ſeine Stube zurück und ſchrieb die ganze Nacht durch Briefe. Am andern Morgen klingelte er ſeinem John und ſagte:

„Schicke alle Briefe an ihre Adreſſen aus! Alle meine Sklaven ſollen ſich auf die Beine machen. Meine Frau, welche ich zur Pflege ihres todtkranken Vaters über Meer habe reiſen laſſen, hatte keine Zeit, ſich zu verabſchieden.

„Da, hier dieſen Brief zuerſt an Mrs. Auſtin, die Vorſteherin des Frauenvereins zur Beſſerung verwahrloſter Kinder; hier iſt Geld zu einem Dutzend Taſchentücher, welche mit dem Briefe übergeben werden. Dieſer an Maſter Spencer, welcher in der Frauenbetſtunde für ihre glückliche Reiſe beten ſoll; dabei werden fünf Hüte Zucker in ſeine Küche abgegeben! Da, dieſen Brief an ihre Putzmacherin, Mrs. Paulding; die Rechnung wird gleich bezahlt. Hier, hier die andern Briefe! — — Mach' ſchnell!

„Haſt du die Sklaven abgeſendet, dann mache dich ſelbſt auf die Beine und frage im Hafen nach, welche Schiffe in dieſen Tagen nach England oder einer deutſchen Hanſeſtadt ausgelaufen ſind? Hörſt du?“

John entfernte ſich ſo gemeſſen ernſthaft und ſchweigſam, wie er eingetreten war; nur unter der Thüre ſagte er halblaut für ſich: „Sehr wohl!“

Notham ſetzte ſich wieder an das Schreibepult und machte eine dritte Abſchrift von einem Brief an ſeinen Schwiegervater, den K. K. Rittmeiſter Lazarus von Thoſſenfeld in Leimnitz bei Gera in Deutſchland, in welchem er ihn beſchwor, ſofort ihm zu melden, wenn Johanna bei ihm eingetroffen ſei.

Dann ſchrieb er Briefe an ſeine Freunde in den engliſchen und deutſchen Seeſtädten, indem er Aufſchrift und Raum für die Namen ließ, welche alle dahin lauteten:

„Meine Frau hat ſich zwar mit meinem Willen nach Europa eingeſchifft, um ihrem todtkranken Vater töchterliche Pflege zu bringen, hat jedoch im Drang der Abreiſe während meiner Abweſenheit in Philadelphia vergeſſen, das Schiff zu nennen, mit welchem ſie abgereiſt iſt. Ausgelaufen iſt am ..... Capitain ..... Ich bitte, auf Rechnung für mich alle Mittel aufzubieten, ſie ausfindig zu machen und ſicher nach Sachſen zu befördern.

Arthur Notham.“

Nach einer Weile kam John aus dem Hafen zurück mit der Meldung von den nach Europa in den letzten Tagen ausgelaufenen und den zunächſt dorthin abgehenden Schiffen.

Notham füllte die Adreſſen in den Briefen an die befreundeten Häuſer in den verſchiedenſten Seeſtädten mit der Angabe der dorthin abgegangenen Schiffscapitaine und Schiffe aus und ließ ſie und die gleichlautenden Briefe an ſeinen Schwiegervater durch drei verſchiedene Schiffsgelegenheiten der Sicherheit wegen beſtellen.

So hatte er zunächſt Alles gethan, was der Augenblick ihm geboten hatte. Er kleidete ſich nunmehr friſch an und ging, wie gewöhnlich, auf das Comptoir, ließ ſich von ſeinen Buchhaltern Bericht abſtatten und begab ſich dann auf die Börſe.

Wenn nicht die Bleichheit ſeines Geſichts, ſonſt konnte Nichts an ihm ſeine innere Bewegung verrathen.

Die Nachricht von der Abreiſe ſeiner Frau war durch ſeine ausgeſchickten Briefe bereits in der Stadt herum. Er ließ ſich gern den Tadel verſtändiger Männer gefallen, daß er ſeine Frau allein die große Reiſe habe antreten laſſen. Andere ſuchten ihn weiter auszuforſchen, er wußte aber ſo gut zu manövriren, daß alle vorwitzigen Fragen auf den Sand liefen.

Zu Sommersausgang erhielt er von einem Handelsfreunde aus Portsmouth die Nachricht, daß Lady Johanna vor Eintreffen ſeines Briefes mit Capitain Simm eingelaufen, jedoch Tags darauf mit dem Packetboot nach Hamburg abgegangen ſei.

„Gott ſei Dank!“ rief er, „ſo iſt ſie doch allem Vermuthen nach glücklich nach Hamburg gekommen!“

Später erhielt er auch dorther Antwort, jedoch keine andere Auskunft, als daß im Laufe des Frühjahrs und Sommers kein hamburger Schiff geſcheitert ſei.

Der Herbſt kam und ging vorüber, Notham hatte noch keine Nachricht aus Leimnitz erhalten. Die Zeit, wo Johanna's Niederkunft erwartet werden konnte, war längſt verſtrichen. Gegen Weihnachten traf endlich ein Brief aus Gera ein. Er war ſchwarz verſiegelt.

Der dortige Bürgermeiſter ſchrieb ihm:

„Ihr Brief an den ſeligen Herrn Rittmeiſter von Thoſſenfeld iſt bei mir, ſeinem Teſtamentsvollſtrecker, abgegeben worden. Als ſolcher hielt ich mich für berechtigt, ihn zu eröffnen, ſo wie ich es mit dem von Dero Frau Gemahlin einige Tage zuvor angelangten Briefe gethan hatte. Dero Erblaſſer war aber ſchon am . . . Mai . . . .

in Folge eines ſonſt unbedeutenden Sturzes geſtorben; er hatte eine faſt übermächtige Sehnſucht nach ſeiner Tochter, ſo daß ihre Ankunft ihm zu gönnen geweſen wäre. Dero Frau Gemahlin iſt aber bis dato hier nicht eingetroffen, werde aber nicht verfehlen, ſofort davon Meldung zu thun, ſobald die gnädige Frau hier präſent ſein ſollte, wie ich denn gar nicht zweifle, daß ſie ſelbſt einige Zeilen dazu ſchreiben wird. Vorläufig möchte eine Vollmacht auf Antritt und Uebernahme der Erbſchaft, welche Eure Gnaden als Teſtamentserben zuſteht, für Dero Geſchäftsfreund, wozu ich unvorgreiflich den hieſigen Gerichtsdirector Schindler vorſchlage, hierher einzuſenden ſein. Sonſt zur beſondern Inſtruction lege ich die von mir eröffneten Briefe von Dero Frau Gemahlin an Herrn Vater mit bei.“

Sein Auge hatte die Zeilen des Briefes verſchlungen; er ſah nach dem Datum des Briefes; der Teſtamentsvollſtrecker hatte ſich mit ſeiner Nachricht Zeit genommen; Johanna hätte damals längſt ſchon in Leimnitz ſein müſſen, wenn ihr unterwegs kein Unglück zugeſtoßen war. Mit dem Angſtſchrei: „Mein Kind!“ welcher ihm faſt die Bruſt zerſprengte, ſtürzte Rotham in die Arme ſeines alten, treuen Dieners, welcher das Briefpacket gebracht hatte.

Mit Mühe ſchleppte John den Beſinnungsloſen auf das Sopha. Nach einer Weile überfiel Rotham ein Froſt, welcher alle ſeine Glieder ſchüttelte. Vergeblich warf John Matratzen und Teppiche auf ihn, vergeblich ſuchte er ihm Thee einzuflößen, das Zähnklappen und Händezittern hörte nicht auf. Um Mitternacht begann der Kranke zu glühen, das Nervenfieber war ausgebrochen. Kaum gelang es den herbeigerufenen Aerzten, mit heroiſchen Mitteln Rotham's unbändige Natur zu brechen. Vielleicht retteten ſie ihn vom

Tode, ſie hatten aber dabei auch ſeine Lebenskraft für immer gedämpft. Als er das Krankenbett wieder verlaſſen konnte und zum erſten Male am Fenſter ſtand, prangten die Bäume vor dem Hauſe wieder im Schmucke des Laubes und der Blüthen. Der Frühling war zurückgekommen, nur nicht für ſein Herz.

Im Monate Juni war er ſo weit wieder hergeſtellt, daß er ſich wieder um die Angelegenheiten ſeines Hauſes kümmern konnte. Sein Entſchluß war gefaßt. Mit einem londoner Kaufmanne, welcher ſeinen Sohn in Newyork etabliren wollte, ſchloß er einen Kauf über die Häuſer und Waarenlager ab.

Mit den nöthigen Creditbriefen verſehen, ſchiffte er ſich nach Hamburg ein. Dort und überall auf den Straßen und Wegen ſuchte er Nachrichten über Johanna einzuziehen. Obſchon er keine Mühe und kein Geld ſcheute, ſie auszukundſchaften, ſo hatte doch Alles nicht den geringſten Erfolg. Vielleicht wäre er in jetziger Zeit bei geordneteren Verhältniſſen in Deutſchland glücklicher geweſen. So kam er hoffnungslos und trübſinnig in Gera an. Er hatte Niemand bei ſich, als ſeinen John, welcher von Allen, wie ſein Herr, auf den erſten Blick von Niemand wiedererkannt wurde, ſo ſehr hatte ſich dieſer verändert. Notham bezog wieder ſein altes Quartier im deutſchen Hauſe. Seine einzige Beſchäftigung beſtand darin, daß er ſich zum Frühſtücke auf die Stelle an der Tafel, welche früher ſo oft der alte Rittmeiſter eingenommen, und ſeinen Stock in das Loch ſetzte, welches dieſer dort in die Diele getreten hatte, und dann, daß er ebenſo, wie vor Jahren, einen Spaziergang um die Stadt, und nach dem Mittagstiſche ſeinen Weg, wie früher, in das ererbte und verpachtete Gut machte.

Manchmal begleitete ihn dorthin der Cantor aus Gera, der alte Muſiklehrer ſeiner Frau, welcher ihm auf dem alten Claviere in dem ehemaligen Zimmer ſeiner Schwiegerältern die Lieblingslieder der Verſchollenen und darunter ihr Lied vom Heimweh vorſpielte. Abends ſaß er gewöhnlich mit John, welcher nun ganz ſein Freund geworden war, im Zimmer zuſammen bei einer Taſſe Thee und ließ ſich von ihm die Engliſche Zeitung vorleſen. Blieb ſie ja einmal einen Poſttag aus, ſo ſpielten ſie mit dem einen oder andern Bekannten eine Whiſtparthie.

Nichts macht die Zeit kürzer, als Langeweile. So barock dieſe Behauptung klingt, doch iſt ſie wahr. Man gehe nur einige Wochen auf Reiſen, wo man immer etwas Neues erleben muß und faſt jede Stunde mit einer neuen Begebenheit füllt, und vergleiche dann einen gleichen Zeitraum, welchen man daheim in müßigem Hinſchlendern zugebracht hat: — die Wochen der Reiſe mit ihren Erinnerungen werden zu Jahren und die Jahre des Müßiggangs zu Secunden zuſammenrinnen. Der Jugend dehnt ſich ein Jahr unendlich aus, dem Alter, welches keine friſchen Eindrücke mehr in ſich aufnimmt und verarbeitet, beginnt die Zeit immer ſchneller zu laufen.

Als Rotham mit John an einem ſchönen Sommernachmittage von drüben nach Gera zurückkehrte und die Blicke auf die untergehende Sonne richtete, fragte er: „Wie lange iſt es nun ſeit unſerer Zurückkehr nach Gera her?“

„Hm, lange her!“

„Wie oft iſt denn drüben geerntet worden?“

„Siebzehn Mal — ja ja, ſiebzehn Jahre ſind es her!“

„Die Zeit geht ſchnell!“

„Mit Leid und Luſt!“

„Für mich mit Leid, ich gönne dir die Luſt!“

„Sir, theilt Ihr nicht mit mir, mag ich davon auch Nichts haben!“

„Ich denke heute wieder einmal recht lebhaft an meine Frau. Sie geht mir immer ſo ſchlank vor den Augen vorüber und nickt mir ſo freundlich zu, wie in unſern ſchönſten Tagen. Wenn mir doch wer den Weg zu ihrem Grabe zeigen könnte!“

Als er kaum noch dieſe Worte ausgeſprochen hatte, hörten ſie eine kräftige Stimme ſingen:

„Wo auf hohen Tannenſpitzen,
Die ſo dunkel und ſo grün,
Droſſeln gern verſtohlen ſitzen,
Roth und weiß die Mooſe blüh'n,
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch ſo gerne.“

Da verhallte die Stimme und über einen Straßengraben hinüber ſprang ein junger, ſchlanker Mann in Jägertracht und zog mit weiten Schritten den Fußſteig hinunter auf die Stadt zu.

Rotham fühlte von dieſem Liede die zarteſte Saite ſeines Herzens berührt, welche immer noch nachklang, als der junge Wanderer ſchon längſt verſchwunden war.

Langſam und ſchweigend ſetzten ſie ihren Weg fort und kamen in der Abenddämmerung im deutſchen Hauſe an.

Sie traten in die kleine Honoratiorenſtube ein, wo für Beide der Abendtiſch gedeckt war. Da ſie im Sommer Abends dort ſelten Geſellſchaft trafen, ſo kam es ihnen faſt fremd vor, einen Gaſt am Tiſche bei einem Kruge Bier und einem ſpärlichen Eiergerichte zu finden.

Als Notham ſich ſeinem gewohnten Sitze näherte, welchem zunächſt der Gaſt Platz genommen hatte, glaubte er in ihm den jungen Wanderer und Sänger, deſſen Lied ihm ſo nahe anging, wiederzuerkennen.

Er ſetzte ſich zu ihm, John zu ſeiner Linken, ohne daß der Eine oder der Andere ein Wort geſprochen hätte.

Der Wirth brachte Schinken, Salat und Eier und wartete unter der Thüre auf weitere Befehle.

Der dritte Gaſt, welcher weniger ernſt, als trüb, vor ſich hinblickte, drückte jetzt heimlich einen Fingerring an ſeine Lippen.

Notham hatte einen Blick darauf geworfen und ließ ihn erbleichend auf dem Ringe haften. Es war eine zuſammengekrümmte Schlange, deren Kopf ein Rubin bildete, es war der Zwillingsring von dem, welchen er ſelbſt trug.

„Es iſt dein Sohn!“ ſchrie es in ihm mit tauſend Stimmen empor; — „vielleicht auch nur ein Dieb oder ein Mörder!“ flüſterte der Argwohn dagegen. Er ſah ängſtlich forſchend dem Jüngling in das Geſicht, zwei große, dunkle, ehrliche und doch verwunderte Augen blickten ihm entgegen. „In ihm iſt kein Arg!“ ſagte er bei ſich ſelbſt; — „ſollte es auf der Welt nur zwei Ringe derſelben Art geben?“ warf die Klugheit dagegen ein.

Notham konnte dieſen Widerſtreit der Gedanken und Gefühle nicht länger ertragen; — er eilte hinauf in ſein Zimmer, lief darin, wie außer ſich, hin und her und rief ein Mal um das andere: „Wenn er es doch wäre!“

Jetzt ſah er John in der dunkeln Stube ſtehen; er faßte ſeine Hand, beugte ſich an ſein Ohr und ſagte: „Schaff' mir Gewißheit!“

„Worüber?“

„Der junge Mann unten trägt einen Ring, wie ich meiner Frau am Altar gegeben habe, wie ich den zweiten, ganz ähnlichen, noch trage.“

„Seltſam!“

„Wir dürfen uns nicht übereilen.“

„Nein!“

„Was thun wir?“

„Ihn aushorchen!“

„Wenn es mein Sohn wäre!“

„Freilich!“

„Gehe hinunter zu ihm — nein! Beſtelle bei dem Wirthe Tokayer und drei Gläſer!“

„Drei?“

„Und bitte den jungen Menſchen, mit mir einigen Flaſchen den Hals zu brechen; ich wäre ein alter, luſtiger Kumpan aus Amerika!“

„Luſtig, wie geſagt.“

John ging hinunter und kam mit Licht, Wein und Gaſt in wenigen Augenblicken zurück.

Notham muſterte den jungen Geſellen von Kopf zu Fuß; er glaubte nirgend einen ſchönern, kräftigern Jüngling geſehen zu haben. Er gab ihm die Hand, es war ihm, als wenn aus dem Händedruck ein Feuerſtrom ihm nach dem Herzen dränge.

„Guten Abend, Herr!“ ſagte der Fremde, „ich bin Hermann Tannhof, oben von Reichenbach her, und wer ſind Sie? Denn es iſt das Kalte uhd Warme durcheinander, mit Vergunſt geſagt, gegen meine Liebhaberei!“

„Aeltere Leute ſind vorſichtig, deshalb nicht kälter, als jüngere; ich bin aber Notham aus New-York, und der da iſt John, mein Freund und Helfer.“

„Das laſſe ich paſſiren!“ verſetzte Tannhof, „und da Sie aus Amerika ſind, ſo iſt es mir recht lieb, denn dorthin möchte ich und kann dabei allerlei guten Rath gebrauchen.“

„So werden wir viel miteinander zu beſprechen haben,“ entgegnete Rotham; „nehmen wir uns Zeit dazu. Der Wirth hat uns mit einem guten Trunk Wein bedacht, ſetzen Sie ſich zu mir!“

Rotham ſchenkte ein und ſtieß mit Tannhof auf glückliche Bekanntſchaft an.

Tannhof leerte das Glas und rief: „Gott ſegne Jedweden, der ſolchen Wein liebt und giebt!“

Rotham gab John einen Wink und John verſtand ihn zu gut, um dem jungen Gaſt nicht wacker zuzutrinken.

„Warum wollen Sie,“ fragte Rotham dazwiſchen, „nach Amerika auswandern? Gefällt es Ihnen nicht mehr in Ihrer Heimath?“

„Gefallen, ja gefallen thäte es mir hier wohl, aber damit kommt man lange noch nicht aus!“

„Was ſagen denn Ihre Aeltern dazu?“

„Freilich, wenn ſie noch lebten!“

„Sind ſie ſchon lange todt?“

„Ich habe ſie nicht gekannt; ich bin von dem Pfarrer in meinem Dorfe, Günther heißt er, halb und halb erzogen worden.“

In Rotham's Seele wogten Furcht und Hoffnung durcheinander.

„Wiſſen Sie,“ fragte er weiter, „ganz genau, daß Ihr Vater Tannhof hieß?“

„Könnt Ihr Amerikaner alle ſo ausfragen? Ich möchte doch wiſſen, was Ihr hinter mir ſucht?“ verſetzte Tannhof luſtig.

„Nun, ſo erzählen Sie," entgegnete Rotham, „was uns und Sie erheitern kann."

„Mich macht Nichts mehr froh," ſeufzte Tannhof, „denn ich bin ein unglücklicher Menſch!" Er leerte dabei das Glas bis auf den Boden und ſagte: „Aber das Getränk da bleibt freilich etwas Gutes!"

„Ihr Liebchen ſoll leben!" ſagte Rotham und ſtieß an.

„O zehntauſendmal, du liebe Maria!" rief Tannhof mit feuchten Augen und ſtieß an. „Und denken Sie nur," ſprach er mit gelöſter Zunge, „ihretwegen muß ich die Heimath ewig meiden; ich habe es dem Pfarrer verſprochen, nicht eher wiederzukommen, bis ich Maria nach Stand, Ehren und Auskommen heirathen kann — das heißt nun nimmermehr! und Ade, du Berg und Thal! Ich habe eigentlich Nichts gelernt, als das, was ein Junker braucht — ein Bischen Geographie, welche mich auf Amerika gebracht hat, ein Bischen Geſchichte und Matheſis; — nun ja, Leſen, Schreiben und Rechnen verſteht ſich! Werde ich damit in Amerika auskommen?"

„Man gebraucht drüben einen hellen Kopf und eine rege Fauſt!"

„Donnerwetter, die hab' ich und wäre der Pfarrer nicht geweſen, ſo wäre ich jetzt preußiſcher Huſar! Es wird auch das Beſte ſein! Es ärgert mich nur, daß ich als Bürgerlicher kein Offizier werden könnte!"

„Aber wer hat denn dem Pfarrer ſo viel Recht über Sie gegeben?"

„Weiß ich es denn? — Aber freilich, wenn er nicht geweſen wäre, ſie hätten mich aus der alten Burg auf die Straße geſetzt, ehe ich laufen gekonnt!"

„Wie hieß Ihre Mutter?"

„Johanna! Sie war aber nicht aus der Umgegend, ich dächte, von Hamburg her; mein Vater, der ein verſchuldetes Gut beſaß, hat ſie ſo weit hergeholt. Sie ſtarben, wie geſagt, in meiner frühen Jugend kurz hintereinander her, und der Pfarrer hat ſich meiner angenommen, mir allerlei beigebracht, und wer weiß, was er ſonſt gethan hätte, wär' er nicht dahintergekommen, daß wir uns ſo lieb haben, ich Marie, und ſie mich!“

„Johanna?“ fragte Notham bei ſich; mit der innigſten Vaterliebe blickte er Tannhof an; er mußte ſein Sohn ſein. Sein Herz ſchlug ungeduldig dem Augenblick entgegen, wo jeder Zweifel gelöſt war und er ihn mit dem Freudenruf: „Ich bin dein Vater!“ an ſich reißen konnte.

Schon jetzt hielt ihn nur der alte John von einem übereilten Schritte zurück mit der Frage, welche er an Tannhof that: „Wie viel baares Geld habt Ihr denn zu einem guten Anfange drüben?“

„So viel, als ich zur Ueberfahrt gebrauche, bekomme auch wohl, wenn das Gut verkauft iſt, noch ein Stück Geld heraus, das mir der Paſtor hinüberſchicken will.“

„Da habt Ihr wohl ein Bischen übel gewirthſchaftet, da das Gütchen Euch durch die Finger fällt?“

„Wäret Ihr nicht ein alter, gewichſter Mann, ſo möchte ich Euch auf meine Art antworten; fragt Euch aber Jemand darum, ſo ſagt nur: Wenn man vom Vater her ein verſchuldetes Gut bekommt und der Blitz ſchlägt in die Scheuer, daß es wegbrennt, ſo muß man es mit Schulden wieder aufbauen, und ehe man ſich umſieht, gehört Einem nicht mehr der Ziegel auf dem Dache! Freilich, kann man ſein Lebelang ſeine Beine unter fremden Tiſch ſtecken, ſo iſt es keine Kunſt, eine Sparbüchſe zu ſein!“

John verzog das Geſicht, Notham aber lachte über die Abfertigung, wie noch nie.

„Weiß ich nur erſt, wie Ihnen zu helfen iſt,“ wandte ſich Notham zum jungen Tannhof, „ſo kann ich Ihnen vielleicht ſelbſt unter die Arme greifen.“

„Sie ſind wohl ſehr reich?“ fragte Tannhof mit klugem Augenzwinkern.

„Wie viele Thaler könnten Sie in einem Jahre in einzelnen Stücken aufzählen?“

„Ich weiß es nicht.“

„So müſſen wir es einmal verſuchen.“

„Daß dich der Blitz! — Da wäre ein Kauf mit Ihnen zu machen; — es wäre Schade um meine Waldung, wenn ein habſüchtiger Barbier darüber her ſein dürfte! — Ich hatte wohl immer meine Gedanken auf den Pfarrer und dachte, er ſollte mir unter die Arme greifen, wenn ich um Marie bei ihm anhalten würde; denn wir beiden Liebesleute waren miteinander ſchon einig. Wie das neue Gutsgebäude in die Höhe und ausgebaut war und Alles ſo ausſah, als wenn eine junge Frau es ſich ſchon bei mir gefallen laſſen könnte, beſprach ich mich mit Marie. Sie ſollten das herzige Mädel ſehen! — Und wir warteten vorigen Sonntag die Zeit ab, wo die Leute eben die Kirche verlaſſen hatten und der Pfarrer auf den Altar ging, um in der Agende die Stellen einzuzeichnen, die der Cantor Nachmittags in der Betſtunde vorleſen ſollte.

„Diesmal fand er gar kein Ende mit Blättern; er mochte wohl bemerkt haben, daß wir Beide hinter ihm ſtanden, und ſich das Uebrige denken.

„Endlich mußte er ſich doch umkehren. Ich hatte eine ſo hübſche Anrede einſtudirt, als nur eine ſein kann; —

als er aber ſeine großen, hellen Augen auf uns herabſenkte, waren meine Worte ſchlechte Soldaten, ſie wollten nicht marſchiren, wußte er es doch ſo gut, als wir, was uns am Herzen lag.

„Tannhof,“ ſagte er, „daraus kann vor der Hand Nichts werden; ich habe dich und Marie zu lieb, als daß ich Euch in das Unglück ſtürzen ſollte.“

„Wir ſind ganz und immerdar glücklich,“ rief ich, „wenn Marie mit mir Freud’ und Leid theilt!“ „Das ſtellt ſich Alles leicht vor,“ verſetzte er, „aber es iſt doch anders. Hat der Blitz dir in das Gut geſchlagen und es weggebrannt, ſo denke: Gott hat deine Abſicht auf Marie nicht gemocht; denn, laß’ dir es frei herausſagen, obſchon ich dich damit nicht kränken will, eigentlich bleibt dir für Gut und Waldung kaum Holz zu einem Bettelſtabe übrig. Heute machteſt du Hochzeit und führteſt die junge Frau in das Haus, morgen kämen die Gläubiger und jagten Adam und Eva aus dem Paradieſe! — Was nun anfangen?“

„Wir Beide weinten bei dieſem Vorhalt bitterlich, ſanken auf die Kniee und erklärten aufrichtig, daß wir gern hacken und ſpinnen wollten miteinander.

„Der Pfarrer aber ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte: „Es kann nun einmal nicht ſein, ergebt Euch mit Faſſung in dieſe erſte, große Prüfung, welche Gott Euch auferlegt hat.“

„Der Pfarrer dort,“ bemerkte Notham, „ſcheint ein verſtändiger Mann zu ſein!“

„Wenn nun,“ entgegnete Tannhof hitzig, „Alles und Jedes der Verſtand ausmachen und abmachen ſoll, ſo ſehe ich gar nicht ein, wozu der liebe Gott noch da iſt; —

ſo habe ich dem Pfarrer geſagt, und ſeht, Ihr klugen Leute, er erſchrak dabei und lenkte ein.“

Auch Notham war betroffen; ihm trat die letzte Unterredung mit ſeiner verſchollenen Frau in das Gedächtniß; — doch hielt er an ſich, um ſeinen Sohn, wofür er den jungen Gaſt hielt, immer mehr ungeſtört ſich ausſprechen zu laſſen und vielleicht dabei Mittheilungen zu erhalten, welche ihm beſtimmteren Aufſchluß über das geben könnten, was er ſo ſehnlich wünſchte.

Er glaubte um ſo behutſamer ſein zu müſſen, als der junge Gaſt offenbar in dem Glauben ſtand, ein geborner Tannhof zu ſein.

„Wie mich nun,“ fuhr der Erzähler fort, „der Pfarrer anſah, ſo ſah ich ihn wieder an. Ich muß Euch noch ſagen, daß es vorige Sonnabendnacht ſtark gewittert hatte, wie vielleicht hier unten um Gera auch, und der Sonntagvormittag noch in Wolken und Regen ſich herumbalgen mußte. Als jetzt mein Schickſal von einem guten Worte des Pfarrers abhing, brach auf einmal am Himmel die Sonne, wie mit einem Hurrah, durch die Wolken und warf durch das Kirchenfenſter einen breiten Strahl herein auf den Altar, daß der Heiland mit der goldenen Auferſtehungsfahne, die ſilbernen Leuchter und Altargefäße auf dem rothſammetnen Altartuche, oben die Engel mit ihren Flügeln durcheinanderflatterten und ſelbſt Marie mit ihren Thränen, wie eine Roſe mit Thauperlen, funkelte.

„Das mochte Alles zuſammenkommen, um den Pfarrer milder zu ſtimmen. Ich ſah es ihm an und ſagte: „Hochwürdiger Herr Paſtor! Sie hätten mir gewiß Marie zur Frau gegeben vor dem Brande meines Schlößchens und Hofes, nun trat das Unglück ein und trennt uns, kann denn nicht auch einmal das Glück bei mir einſchlagen? — Ich bin jung und geſund, wer weiß, ob es mir nicht einmal begegnet, zugreifen will ich ſchon!“

„Marie umſchlang bei dieſer Anrede die Kniee des Pfarrers, ſie war aber zu verſchämt, um ein Wort dazu zu geben, ſonſt wär' es vielleicht noch beſſer geworden.

„Gebt Euch die Hände, Kinder!“ rief darauf der Pfarrer, „unter der Bedingung, daß Tannhof binnen hier und drei Tagen das Dorf hinter ſich läßt und ſein Glück draußen in der Welt ſucht, ſollt Ihr Euch fünf Jahre lang unverbrüchlich treu bleiben; — iſt Marie aber dreiundzwanzig Jahre alt geworden und du haſt noch kein ordentliches Auskommen für ſie, dann ſoll Eins von dem Andern geſchieden ſein.“

„Damit trennte er uns, ich mußte voran zur Kirche hinausgehen, er aber hielt Marie zurück und hat dort noch viel zu ihr geſprochen, bis ſie wieder Muth gefaßt hat, ſo daß wir nun alle Beide das Beſte hoffen.“

„Wie aber kommen Sie, lieber, junger Freund,“ fragte Notham forſchend, „auf den Gedanken, nach Amerika auszuwandern? Iſt Ihnen vielleicht geſagt worden, daß Sie dort nahe Anverwandte fänden? Oder haben Sie vielleicht meinen Namen Notham einmal gehört? Oder fällt Ihnen ſonſt Etwas ein, was Sie darauf gebracht hat?“

Notham hielt geſpannt den Odem an ſich, aber ein Seufzer entſtieg ſeiner Bruſt, als Tannhof den Kopf ſchüttelte und fortfuhr:

„Da iſt ein Buchdrucker aus Planen, der drüben in Philadelphia ein reicher Mann geworden iſt; und nicht nur dieſer, auch mancher Andere iſt arm hinübergegangen und dort zu Mitteln gekommen. Wo ſollte ich nun weiter hin?“

Rotham ſah den jungen Mann ſchwermüthig an, hin- und hergeworfen zwiſchen Vermuthungen und Wünſchen.

„Als Sie uns heut' Abend vor dem Thore begegneten, fragte er nach einer Weile, „ſangen Sie die Strophe eines mir beſonders theuren Liedes. Darf ich fragen, von wem Sie es gehört haben?"

„Da iſt ein Dorf mit einem verfallenen Schloß, das liegt da droben von Weida her, das Roſen heißt, dort hat es mir ein guter Kamerad vorgeſungen heute Mittag beim Kruge, ehe ich geradenwegs herunter nach Gera ging."

Es blieb Rotham nur das Einzige übrig, den Ring, welchen Tannhof am Finger trug, näher zu prüfen.

„Erlauben Sie mir, junger Freund," fragte er jetzt Tannhof, „Ihren Ring hier mit dem meinen zu vergleichen?"

Tannhof zog den Ring ab und ſagte: „Ich habe mich auch ſchon gefreut, daß ich gerade ſo einen Ring habe, wie Sie, der reiche Herr aus Amerika."

Rotham hatte das Licht an ſich gezogen, indem er den Ring der Flamme näherte und inwendig betrachtete. Es war eine Schrift darin eingegraben, ſeine Hände zitterten, ſeine Augen umwölkten ſich. Er heftete den Blick ſchärfer darauf und las: „Arthur. 17 . .!"

Lange ſtand er da, überſtürzt von allen Wonnen der Vaterfreude, endlich breitete er ſeine Arme aus und rief mit erſtickter Stimme: „Mein Sohn! mein Sohn! mein Sohn!" „Hurrah!" jauchzte John und ſchwenkte ſeinen Hut.

Tannhof hatte jedoch eine andere Meinung; trotz der Berechtigung ſeiner Gefühle, welche er dem Verſtande gegenüber bei dem Pfarrer geltend gemacht hatte, vergönnte er dem Letzteren jetzt den Vortritt.

Er hatte ſich ſchnell genug das, was er hier erfahren hatte, im Kopfe zurecht gelegt, um ſich zu ſagen, daß es ſich hier um ein Geheimniß handle, aus welchem ſein Glück aufblühen könne.

„Das kommt mir Alles zu jäh," verſetzte er, Notham's beide Hände feſthaltend, „um mit mir einig zu ſein. Wollen Sie mich denn auch immer als Ihren Sohn anſehen, wenn ſich auch ergeben ſollte, daß ich es am Ende nicht bin? Oder wenn ich nun eine andere junge Perſon herbrächte und ſagte: „Da ſieh' zu, das iſt vielleicht dein Kind!" — welchen Habdank würde ich dann haben?"

„Yankee!" rief John, „nimm dich in Acht, Bruder Jonathan über dich!"

„Junger Mann," verſetzte Notham beſtürzt, „daß du mein Sohn biſt, muß ich ſo lange glauben, als ich den Ring hier in Händen habe; aber, Gott ſei mein Zeuge, wärſt du es nicht und ſchenkteſt mir das Kind, vielleicht auch die Mutter, du ſollteſt ſein Bruder ſein; ich hätte für Euch Beide genug, um Euch glücklich zu machen!"

„Mann und Wort!"

„Und bei dieſem Ausrufe erkenne ich noch einmal Johanna's Sohn!" verſetzte Notham.

„Den Ring hier," erzählte Tannhof zögernd, „habe ich erſt ſeit vorgeſtern, Marie hat mir ihn bei dem Abſchiede gegeben; es iſt der Trauring ihrer Mutter."

„Sie iſt es!" rief jetzt John; „nun ſind wir auf dem rechten Weg!"

„Sie iſt aber des Pfarrers Tochter?"

„Pflegetochter."

„Wie heißt ihr rechter Vater?"

„Arthur!"

„Mein Gott! mein Gott!“ rief Notham, „es iſt mein Vorname; und ihre Mutter?“

„Weiß nicht; die iſt ſchon lange begraben.“

„Johanna! meine Johanna!“

„Der Pfarrer muß ſie gekannt haben,“ fuhr Tannhof fort, „denn er ſagte einmal, Marie habe die Haare ihrer Mutter.“

„Beſchreibe mir das Kind!“

„Denkt ſie Euch ſo ſchön, als Ihr wollt, ſie iſt immer noch ſchöner! Schlank iſt ſie, wie eine junge Tanne; ihr Geſicht, ja, Ihr ſolltet einmal hineinſehen, wenn ſie lacht! — und die Grübchen auf beiden Seiten werden tiefer und die kleinen, weißen Zähne blitzen um die Wette mit den großen, freundlichen, ſchwarzen Augen! Damit ſie nun erſt recht ſchön iſt, hat ſie blonde Haare; blonde Haare und ſchwarze Augen, als ſollte man erſt recht in ſie vernarrt werden! Und was für wunderliche Einfälle ſie hat!“

„Von wem ſprichſt du?“ fragte Notham mit ſtarrenden Augen, — „du ſchilderſt meine verſtorbene Frau, meine unglückliche Johanna!“

„Nun, da iſt Marie ihre und deine Tochter!“

„Meine Tochter?“ ſprach lächelnd und mit tonloſer Stimme Notham vor ſich hin und faltete die Hände. Bei der Gewißheit, daß er ein Kind beſitze und es glücklich wiederfinden ſolle, zog das Gefühl des Glücks ſo gewaltig in ſein Herz ein, daß es ihm ſo weh that, als müßte es zerſpringen.

„Soll ich den Wagen anſpannen laſſen?“ fragte John.

„Ha!“ rief Notham; „auf die Poſt, Wagen und Pferde vor, und du — ach! es iſt zu viel für einen Menſchen, was mir zu Gemüthe will! und du wäreſt — Mariens

Verlobter? — und ſo am Ende doch noch mein Sohn? Jetzt drücke ich dich erſt recht an mein Herz!"

„Nun kann ich es auch aufrichtig thun," verſetzte Tannhof, „denn es wird ſchon ſo ſein, wie wir Alle denken!"

„Ich kann dir nicht helfen," entgegnete Rotham, „du mußt mit uns zu Marie und ihrem Pflegevater fahren; wir fahren die Nacht durch."

„Da ſind wir morgen Nachmittag bei ihr! Ich kenne die nächſten Wege! — Und wenn Marie Euere Tochter ſein ſollte, — dann könnte ich doch auch zum Pfarrer ſagen: „Da bin ich und das Glück hat bei mir eingeſchlagen!"

„Wie es Gott auch fügt, ſo lange du dieſen Ring beſitzeſt, bin ich dein Vater!"

„So oder ſo!"

Während ſich Rotham und Tannhof auf dieſe Weiſe verſtändigten, kam die Extrapoſt vorgefahren.

Kaum gönnte ſich Rotham Zeit, ſeinen Mantel umzuwerfen; ehe er ſich noch recht beſonnen, rollte der Wagen mit ihnen in die ſchöne, klare Julinacht zum Thore hinaus.

Am andern Nachmittag pochte Jemand an die Studirſtube des Pfarrers Günther; er rief: „Herein!" und Tannhof ſtand verlegen lächelnd vor ihm.

„Du biſt ein wortbrüchiger Menſch!" rief zornig der Pfarrer; „hältſt du ſo dein Gelöbniß, welches du mir vor dem Altare abgelegt haſt?"

„Ja, ich meine ſo!"

„Alſo gilt dir der Frieden eines gutgearteten Mädchens Nichts in der Verblendung deiner Leidenſchaft?"

„Ihr Vater hat es mir nun einmal erlaubt und mich wieder zu Ihnen geſchickt, hochehrwürdiger Herr Paſtor."

„Ihr Vater?"

„Ich denke, Arthur Rotham aus New-York."

„Arthur?"

„Das iſt ſein Vorname, der auch im Ringe ſteht, welchen mir Marie zum Abſchied gegeben hat."

„Wo iſt er?"

„Still! ſtill! Marie weiß noch Nichts davon. Ich habe ihn zum Thore hinein in den Kirchhof zu dem Grabe ihrer Mutter geführt. Dort wünſcht er mit Ihnen zu ſprechen."

„Hat dich Marie ſchon geſehen?"

„Nein, Herr Paſtor!"

„Gottes Schickungen ſeien geprieſen; doch rauben ſie mir vielleicht das Kind meiner Pflege und die Freude meines Alters! Doch führe mich zu dem fremden Mann, damit ich ſeine Anſprüche höre und prüfe!"

Von der Pfarrwohnung führte eine hohe Treppe hinauf in den Kirchhof, in deſſen Mitte die Kirche ſtand.

Der Pfarrer hatte ſeine Amtstracht angelegt und ſchritt feierlich die Stufen hinauf, Tannhof folgte ihm mit der Mütze unter dem Arme nach.

Unfern des Haupteinganges in die Kirche war ein Grab mit einem einfachen, ſteinernen Kreuze und der Aufſchrift: „Aus der Fremde in die Heimath!" Am Kopfende befand ſich eine ſteinerne Bank unter einem breitäſtigen, blühenden Lindenbaum.

Dort ſaß Rotham, da John bei dem Wagen zurückgeblieben war, einſam, verſunken in die Erinnerung an die Vergangenheit. Seine Augen ruhten mit ſo ſchmerzlichem

Ausdrucke auf dem Hügel, als ſollten ſie die Todte auferwecken.

Wie reich und doch ſo arm iſt ein Menſchenherz, da es ſo viele, ſo gewaltige Gefühle nacheinander durchempfinden kann und doch keinen Raum hat, zwei auf einmal in ſich ausklingen zu laſſen.

Wie Notham hier am Grabe ſaß, erfüllte ihn der Schmerz um Johanna ſo mächtig, daß die Hoffnung, ſein und ihr Kind vielleicht in der nächſten Viertelſtunde ſchon an ſein Herz zu drücken, davon zurückgedrängt wurde.

Aus dieſem betäubenden, ſchmerzlichen Hinträumen weckte ihn der Pfarrer, welcher mit Tannhof herangetreten war.

„Selig ſind, die in dem Herrn ruhen!“ ſagte der Pfarrer mit einem Blick auf das Grab.

Notham war aufgeſtanden und reichte ihm die Hand mit den Worten:

„Vielleicht ſtehe ich vor dem Manne, dem ich Alles verdanke, was ein Menſch dem andern jemals ſchuldig ſein kann. Seit achtzehn Jahren von Gottes Hand zu Boden geſchmettert, neigt er ſich in Ihnen erbarmend zu mir nieder. Auch ſelbſt dann, wenn die wunderbare Hoffnung, welche mir die Bruſt erfüllt hat, wieder zerrinnen ſollte, ſchmälert ſich nicht mein Dank; denn ich habe doch mittelbar durch Sie die Bekanntſchaft hier mit Tannhof gemacht, welcher mein Sohn ſein und bleiben will.“

Unter dieſen Worten hatten ſie ſämmtlich auf der ſteinernen Ruhebank bei dem Grabe Platz genommen.

Auf die Bitte des Pfarrers, ihm den Zuſammenhang der Begebenheiten bis zu ſeiner Ankunft hier in dem Kirchhofe mitzutheilen, erzählte Notham in kurzem Abriſſe Das, was wir bereits wiſſen.

Mit der größten Spannung hörte der Pfarrer zu. Als Rotham ſeine Leidensgeſchichte beendet hatte, ſagte er:

„Es waltet kein Zweifel mehr ob, daß dieſes Grab Ihre ſelige Frau in ſich ſchließt. Die Zeit ihrer Ankunft im Orte, oder vielmehr ihres Sterbens trifft mit Ihren Angaben genau zuſammen, rechnet man die Zeit hinzu, welche ſie zu ihrer Herreiſe gebraucht hat. Im Herbſte, nun bald vor achtzehn Jahren, wurde ich in der Nacht hinaus in das Hirtenhaus gerufen mit der Nachricht, daß die Hirtenfrau, welche dort wohnte, bei ihrer Heimkehr aus dem Walde, wo ſie Holz geholt hatte, auf der Straße in der Dunkelheit der Nacht eine Frau in Kindesnöthen gefunden, ſie in ihre Hütte gebracht und dort entbunden habe; das Kind wäre am Leben, die Wöchnerin aber ohne Beſinnung und dem Tode nahe.

„Ich eilte, ſo ſchnell ich konnte, in das Hirtenhaus; die Fremde lag bereits im Verſcheiden. Als ich ihr meine Hand auf die Stirn legte, ſprach ſie das erſte und letzte Wort: „Mein Kind!“

„Ich ließ es ihr zeigen; ein eigenes, glückliches Lächeln ſpielte um ihren Mund, dann ſuchte ſie ſich emporzuheben, um, wie es ſchien, noch Einiges zu ſprechen: aber ſchon fuhr ein Schauer mit Bläſſe über ihr Geſicht, ſie faltete die Hände mühſam zuſammen, ſank todt zurück in die Kiſſen, ich drückte ihr die Augen zu.

„Nachdem ich ihre Seele dem Vater im Himmel empfohlen hatte, wandte ich meine Gedanken zurück auf die nothwendigſten Erörterungen über ihre Herkunft.

„Hatte nun die Verſtorbene in ihren ſchweren Leiden des Augenblicks nicht die Beſinnung gehabt, der Hirtenfrau die nöthigen Mittheilungen zu machen, oder hatte dieſe, eine ſchwachſinnige Frau, nicht recht darauf gemerkt, ſie wußte nur ſich mit Mühe zu erinnern, daß ſie von Meer und Schiff und Noth geſprochen. Da Ihr nun Notham heißt, ſo erklärt ſich Alles von ſelbſt. War ſie auf der Reiſe beraubt oder mittellos geworden, ſie hatte Nichts bei ſich, als die Kleider, welche ſie anhatte. Dieſe waren fein und zeugten von vornehmem Stande.

„Ich zog ihr den Trauring ab, weil häufig darin der Name des andern Gatten zu finden iſt. Es iſt der Ring, welchen Sie bei Tannhof geſehen.“

„Doch das Kind? Wie wurde das Kind erzogen?“

„Da meine Ehe nicht mit Kindern geſegnet war, ſo hielt ich das Kind der Fremden für ein Geſchenk des Himmels. Ich ließ meine Frau rufen, welche Sie kennen lernen werden, und trug ihr bei der Leiche der Unglücklichen meinen Wunſch vor. Sie war mit mir einverſtanden. Das Kind, ein Mädchen, wurde „Marie Arthur“ getauft und von uns bis zu dieſer Stunde erzogen. Gott hat unſere Mühe reichlich belohnt. Mit Dank für die vielen Freuden, welche er uns mit und in ihr gewährt hat, aber auch mit herben Schmerzen über ihren Verluſt geben wir das Kind ihrem Vater zurück mit der Ueberzeugung: daß wir Alles für ſie, unſere Marie, gethan haben, was nur immer ihre leiblichen Eltern für ſie hätten thun können.“

„Edler deutſcher Mann,“ rief Notham, „wir müſſen uns hier das Herz in die Hände faſſen, ſoll es Stand halten in dieſer großen Stunde! Günther, laß' mich ſo bei deinem Namen dich nennen, du biſt mein Bruder für Zeit und Ewigkeit!“

Beide Männer umarmten ſich, verbunden mit einander durch jedes Band, welches zwei Seelen vereinigen kann.

„Und nun, Günther," ſagte Notham, „ſtille auch du deinen Kummer; wir bleiben, ſo lange wir leben, hier zuſammen! Ich werde hier bei unſerm Sohne wohnen!"

„So geh' denn, Tannhof, hinunter zu Marie," unterbrach ihn der Pfarrer, „theile ihr Alles mit, was du gehört haſt; von dir, dem ſie bald auf immer angehören ſoll, mag ſie den Vater zum Brautgeſchenke erhalten!"

Mit drei Sprüngen war Tannhof an der Treppe; wie ein Sturmwind, eilte er hinunter.

Während der Pfarrer von der Erziehung des Kindes, ſeinem vortrefflichen Herzen, ſeiner Liebe zu ſeinen Pflegeältern, und dann von Tannhof, welchen er von Jugend auf kannte und immer mehr lieb gewonnen hatte, ſeinem neuen Freunde und Bruder erzählte, kam auch John herbei. In wenigen Worten theilte ihm Notham die glückliche Löſung ſeines Verhängniſſes mit.

Es verging eine ziemliche Zeit, während ſie auf Johanna's Kind warteten.

So ſchnell Tannhof hinunter in die Pfarre geeilt war, ſo vorſichtig hatte er Marie auf das Wiederfinden ihres Vaters vorbereitet.

„Am Grabe deiner Mutter," ſagte er nach Hin- und Herreden, „ſitzt ein alter Mann und weint. Wer mag es ſein?" —

Marie hing ſich beſtürzt an ihre Pflegemutter.

„Mag er ſein, wer er will!" verſetzte die Paſtorin, „mir ſoll Niemand mein Kind nehmen, das ich mir erzogen habe!" —

„Aber der Herr Pfarrer ſitzt mit ihm zuſammen und ſie haben viel miteinander zu verhandeln."

„Ich möchte doch in aller Welt wiſſen," warf die beſorgte Frau ein, „wer nach beinahe achtzehn Jahren ein Recht auf das Kind haben ſollte, wenn nicht wir?“

„Wenn es nun mein Vater, mein Vater wäre!“ ſchluchzte Marie.

„Ich mußte ihm den Fingerring geben, welchen du mir neulich geſchenkt haſt, weil darin der Vorname des guten, alten Herrn ſteht!“

Marie ſank in die Kniee, raffte ſich aber wieder in die Höhe und rief: „Ich will ihn ſehen!“

„Deshalb bin ich auch hergeſchickt worden, um dich und die gute Pflegemutter hinaufzuführen, denn dort — ja wirſt du dir auch ein Herz faſſen — wenn ich es dir ſage?“

„Es ſpringt mir entzwei!“ ſeufzte ſie mit erſtickter Stimme.

„So laßt uns hinaufgehen!“ verſetzte Tannhof und trat mit Beiden den Weg an.

Er trug Marie mehr, als daß er ſie führte, die Treppe hinan.

„Stütze dich nur feſt auf mich; ſiehſt du den ſchönen, alten Mann, welcher dort neben deinem Pflegevater ſitzt?“

Notham erblickte ſeine Tochter; — er breitete die Arme aus, Marie wankte, von Tannhof geſtützt, näher und ſank in die Arme ihres Vaters Arthur Notham, des Handelsherrn aus Newyork.

Die Sonne war im Untergehen, ein purpurrother Schein breitete ſich über die Gruppe und die Abendglocke begann zu läuten.

Es war ſpät in der Nacht geworden, als Johannes mit dem Vorleſen zu Ende kam.

„Wir können unſerem Freunde,“ nahm Benedict das Wort, „nicht beſſer danken, als mit einem Trinkſpruche, die Gläſer zur Hand und Heil verkündend laßt ſie aneinderklingen: Das deutſche Vaterland und ſeine Zukunft hoch!“ —

In dieſer friſchen, heitern Gemüthsſtimmung trennten ſich an dieſem Abend unſere Freunde; Bernhard, welcher immer noch nicht die Hoffnung aufgegeben hatte, die verlorene Tochter der Gräfin Eliſabeth von Steinfelden aufzufinden, hatte ſich, neuangeregt, an Johannes auf dem Heimwege angeſchloſſen. Behutſam forſchte er, ob dieſer ſeine geheimnißvolle Geliebte noch nicht wiedergeſehen habe?

„Mein junger Freund Cecil,“ verſetzte Johannes, „hat mir verſprochen, mich bei ihr einzuführen, ſobald ſie von ihrer Reiſe zurückgekehrt ſei!“

„Ich möchte ſie wohl auch kennen lernen,“ entgegnete Bernhard, „du brauchſt nicht eiferſüchtig zu ſein, ſeitdem auch ich meine unbekannte Schöne vom Maskenballe entdeckt und mich mit ihr verlobt habe. Es iſt möglich, daß ich ihr etwas höchſt Wichtiges zu verkünden habe, vielleicht auch nicht! Gute Nacht! Auf Wiederſehen im nächſten Convente!“

Palmarum.

Der Abend vor dieſem Sonntage ſollte der letzte Convent der modernen Benedictiner ſein. Mehre Künſtler, welche der Düſſeldorfer Schule angehörten und ſich in ihren romantiſchen Religionsgefühlen durch die Philoſophen gekränkt fühlten, hatten ihren Austritt erklärt, dagegen blieben Docht und ſeine Anhänger von ſelbſt weg, ſeitdem ihr Bewußtſein, daß ſie auf der Höhe der Zeit ſtänden, übermächtig geworden war. Sie waren jetzt in der italieniſchen Weinhandlung: Verderber und Compagnie zu finden, wo ſich der Director Mehlhoſe, dem wir früher im gräflichen Palais begegnet ſind, an ſie geſchloſſen hatte, jetzt einer der eifrigſten Anhänger ihrer Anſichten.

Nur noch einige Freunde waren an dieſem Abende erſchienen, unter dieſen Johannes, Benedict und Hermann.

Um der trüben Gegenwart zu entfliehen, lenkte Benedict das Geſpräch auf Jugenderinnerungen, die in jeder Menſchenſeele einen klaren Stern von dem Himmel der Kindheit zurückhalten, wenn ihre Sonne ſchon längſt untergegangen iſt. Daran ſchloß ſich eine Erzählung, welche Einer der Anweſenden mittheilte:

Iſmael.

Oft wenn die Erdſchollen des Lebens dicht auf mein Haupt herunterrollen, und mir es ſchon iſt, als würde ich, wie ſo viele Andere, in dem dumpfen Grabe dieſer Zeit lebendig begraben, da zerreißt zuweilen die dunkle Nacht des Grabes, wie eine Wolke auf hoher Alpe, und unten weithin in der Ferne, wie ein verlorenes Eiland mitten zwiſchen Eisbergen, liegt meine grüne Heimath und mein Jugendleben da. Dann treten oft längſt vergeſſene, ehrwürdige Greiſe und Männer und ihre Söhne und Töchter mit ihren freundlichen, kameradſchaftlichen Geſichtern mir wiederum ſo lebendig neu entgegen, als läge nur eine lange, öde Nacht zwiſchen heute und ſonſt.

Doch ſind viele Jahre vergangen, ſeitdem ich ihre Geſichter nicht mehr geſehen habe. Viele von ihnen ruhen auf dem kleinen Gottesacker dort an der alten Kirche und ihrem Glockenthurme, der mein älteſter und treueſter Freund iſt, der immer noch zuweilen freundlich über die Berge in meine Träume herübernickt und mit ſeiner milden Glockenſtimme mir zuruft: „Wo bleibſt du denn ſo lange?"

Wie gute Engel, ziehen dieſe Stimmen des Heimwehs mir überall nach, ſie finden mich im Gedränge des Marktes, ſie ſchleichen mir nach in das Theater und klingen oft mit einem einzigen Waldhorntone durch das rauſchendſte Concert, wie aus tiefgrünem Waldesdunkel, zu mir her.

Heimath? — welche Seligkeiten ſchließt nicht das einzige Wort in ſich! Ach, wir Männer der neueſten Zeit haben die Heimath verloren, deshalb ſind wir auch Alle ſo unglücklich! Heimath, Vaterland, Glauben und Frieden —

das Alles iſt dahin! Dafür haben wir ſchöne Worte gefunden, reiben uns die Hände und ſagen: „Unſere Heimath iſt die Welt, unſer Glaube die Freude, und unſer Frieden? — der Kampf!“ Als ob nicht die Heimath das Herz wäre, mit welchem wir die Freuden und die Leiden der ganzen Welt erſt fühlen lernten! Als wenn nicht der Frieden des heimathlichen Lebens die Palme des Kampfes ſein ſollte!

Iſt, wie die Blume, nicht auch der Menſch ein Gewächs der Heimatherde? Wurzelt die Eine mit materiellen Wurzeln in dem Boden und lebt durch ihn und mit ihm, ſo hängt der Andere mit geiſtigen Wurzeln nur um ſo inniger mit ihm zuſammen.

Was Ihr mir auch bieten mögt, ich werde doch nie die fernen Berge und Thäler, nie die Fichtenbäume, die über meiner Wiege gerauſcht haben, nie vergeſſen die Nachbarn meines Vaters und ihre Kinder, meine Spielgenoſſen!

Tauſend Geſchichten, die pflanzenartig dort aufwuchſen und Zeit hatten, ſich mit und an den Menſchen auszuleben und abzurunden, ſtehen in meiner Jugenderinnerung da, wie ſeltſame, glänzende Bilder in einer altgothiſchen Kirche. Geſicht an Geſichter ſchauen ſie aus goldenen und ſilbernen Blumen und Ranken mich gar freundlich an, wie einen alten Bekannten.

Unter dieſen Bildern ſteht obenan der patriarchaliſche Abraham, ein alter Bauer, der einen langen, grauen Bart hatte, und auf dem Kopfe ein Sammetbarett trug.

Er war in der ganzen Umgegend deshalb bekannt, weil er, vorzüglich in ſeinen älteren Tagen, immer oben auf dem Berge an der Straße ſaß und unverwandt nach Oſten ſchaute, als müßte von dorther eine langerſehnte Botſchaft kommen.

Wenn ich von der Schule oder Univerſität in die Ferien und meiner Heimath zuwanderte, und ſchon mitten aus den Bäumen heraus das väterliche Haus erkennen konnte, traf ich auch jedesmal den alten Abraham oben auf dem Berge unter einer uralten, einſamen Fichte ſitzen, vom Alter gekrümmt, in den dürren Händen den langen Stab, die mit langen Wimpern überſchatteten Augen hinausgerichtet auf die nach Oſten zu laufende böhmiſche Straße.

Er hatte jedesmal eine herzliche Freude, wenn er mich ſah, und rief mir, ohne daß ich ihn fragte, immer zu: „Er iſt noch nicht da!“ Dieſe Worte thaten mir in der Seele weh; denn daran hing eine ganze Geſchichte, luſtig und traurig zugleich, wie man will. „Er iſt noch nicht da!“ ſagte ich da für mich und ging vorüber.

Mir haben dieſe Worte etwas ſo wehmüthig Sehnſüchtiges, daß ich ſie heute noch nicht vergeſſen kann, — weder die Worte, noch den, von dem ſie geſagt wurden, noch den alten Abraham, der ſie mir zurief.

Abraham wohnte an einem Hügel, von dem eine reiche Quelle in vielen Wäſſerungsgräben herunterrann und den Raſen ringsumher grün erhielt. Das Wohnhaus lag ſo verborgen hinter hohen Apfel- und Birnbäumen, daß man nur die Feuereſſe und den aufſteigenden Rauch ſehen konnte. Hinter dem Hauſe zog ſich die Strecke ſeiner Felder über den Hügel hinüber und dort thaleinwärts, wo die Wieſen, von einem Erlenbache durchſchnitten, dahingebreitet waren. Gleich an die Wieſen grenzte ſein Fichtenwald, welcher hier und da mit Laubholz untermiſcht war.

Gingen ſo Abraham's Felder und Wieſen in gleichem Zuge fort, ſo machte doch ſein Wald eine Ausnahme, indem in die Mitte deſſelben eine große Haide hineinzüngelte, auf welcher ein altes, halbverfall'nes Häuschen ſtand, welches nebſt dem Grund und Boden des öden Landes früher einem Köhler und jetzt deſſen Tochter, Friederike, angehörte.

Dieſes Mädchen hatte Abraham, als ihr Vater in ihrer früheſten Jugend verſtorben war, aus der Einöde mitleidig zu ſich genommen, indem er öfters ſagte: „Ich habe ein Zicklein im Walde gefunden und ziehe mir es auf!“

Dieſes Mädchen wuchs mit Abraham's Söhnen, von welchen der eine Iſmael, der andere Iſaak hieß, geſchwiſterlich heran.

Nicht ohne Bedeutung hatte Abraham nach dem Vorbilde ſeines Namenspatriarchen ſeine Söhne alſo benannt.

Es hatte ſich nämlich in ſeiner Familie die Sage erhalten, daß ſie vor undenklichen Zeiten in Aſien gewohnt, von den Arabern und mit dieſen von Iſmael, dem Sohne Abraham's und der Magd, abſtammte und nur zufällig nach Deutſchland verſchlagen worden wäre.

Was wahr oder falſch an dieſer Sage iſt, kann dahingeſtellt ſein. Doch mag nur in Deutſchland, wo ſeit Jahrhunderten alles Volksleben todt iſt, und mehr ein Individuen- und Familienleben ſich herausgebildet hat, eine ſolche Sage ſo lange ſich erhalten und ſogar bis in die neueſte Zeit auf das Schickſal der Familie, welcher ſie angehörte, Einfluß haben.

Da Abraham nicht genug von den Oertlichkeiten Paläſtina's und der umliegenden Länder hören konnte, ſo unterhielt er mit meinem Vater, welcher Schullehrer im Dorfe war, einen fortwährenden Verkehr.

Zuweilen kam Abraham in unſer Haus, noch öfter aber ließ er meinen Vater Abends zu ſich auf ein Glas Bier bitten.

Wenn mein Vater dorthin ging, ſo nahm er mich gewöhnlich mit und gab mir Bücher und Landkarten zu tragen. Schon unter der Thüre empfing uns der Patriarch mit der Hand und führte uns in die Stube, welche der ganzen Familie gemeinſam war. Auf dem weißen, ahornen Tiſch lag immer ſchon die große Nürnberger Bibel mit Holzſchnitten aufgeſchlagen.

Während nun Beide die Oertlichkeiten des heiligen Landes, wie ſolche nach und nach in den einzelnen Capiteln der Bibel genannt waren, auf der Landkarte von Paläſtina aufſuchten, ſaß ich gewöhnlich bei Iſmael und Iſaak und der freundlichen Friederike. Iſmael's Seele war tief und geheimnißvoll, wie der See Genezareth, und hatte ebenſo, wie dieſer, zuweilen ſeine gefährlichen Sturmſchauer. Seine Lieblingsneigung war Herumſchweifen in Feld und Wald, wozu ſpäter die Jagd kam, auf welche er den Jäger des Rittergutes häufig begleitete.

So oft ich in ſpäteren Jahren, wo wir Kinder mehr herangewachſen waren, mit meinem Vater Abends in dem Hauſe Abraham's war, hatte Iſmael Etwas mit ſeinem Schießgewehre zu thun oder mit ſonſt einem Geſchäfte, das dieſer ſeiner Neigung entſprach. Bald richtete er ein Tellereiſen zum Fuchsfange vor, bald ſchmolz er Blei über der Kienſpanleuchte, welche einen Theil des Zimmers erleuchtete und goß Poſten, zuweilen ſaß er aber auch ſtill und in ſich gekehrt da und horchte dem Geſpräche unſerer Väter zu.

Es konnte nicht fehlen, daß zuweilen das Geſpräch der Beiden an ihrem Tiſche lauter wurde, zumal wenn mein Vater auf das ſchöne Klima des gelobten Landes, auf den ſüßen, klaren See Genezareth und die herrlichen Städte, welche dort in alter Zeit geblüht hatten, oder den fiſchreichen Jordan, deſſen Name im Ebräiſchen gleichbedeutend iſt mit Rhein, wie mein Vater gern auseinanderſetzte, zu ſprechen kam. Bei ſolcher Gelegenheit fingen die Augen Abraham's feurig zu rollen an und ſeine Arme ſtreckten ſich von ſelbſt aus, indem er rief: „Hör' ich nicht das Rauſchen des Windes, und kommt er nicht über die geſegneten Berge herüber? Hör' ich nicht die Wogen des heiligen Stromes Jordan heranbrauſen? Ich werde dich nicht ſehen, Land meiner Väter! Wenn ich in der Todesſtunde ringen werde nach Auflöſung, wird kein guter Engel kommen und mir die Erde der Heimath von dort, wo der Brunnen des Lebendigen fließt zwiſchen Kades und Bared, auf mein Haupt ſtreuen, daß ich ruhig ſterben kann!“

Bei einem ſolchen Ausrufe fuhr Iſmael immer in die Höhe und ſtand da mit verſchränkten Armen, indem ſein wildes Auge an der Decke der Stube herumſchweifte, als wollte er dort oben den Wegweiſer ſuchen, der ihn zu jener Stelle führte; denn er wußte gar wohl, daß dort zwiſchen Kades und Bared bei dem Brunnen am Wege zu Sur der Engel des Herrn Hagar gefunden, und zu ihr geſprochen hatte: „Hagar, Sarai Magd, wo kommſt du her? und wo willſt du hin?“ und weiter: „du wirſt einen Sohn gebären, deß Namen ſollſt du Iſmael heißen, darum, daß dich der Herr erhört hat! Er wird ein wilder Menſch ſein!“ Und Iſmael der zweite wußte es gar wohl, daß er nur der natürliche Sohn ſeines Vaters Abraham war, der dort am Tiſche ſaß, und daß die Zeit kommen werde, wo auch er das väterliche Haus mit dem Rücken werde anſehen müſſen! Er wußte und glaubte ebenſo feſt, wie ſein Vater Abraham, daß keiner von ihrem Geſchlechte ſelig ſterben konnte, wenn ihm in der Sterbeſtunde nicht eine Handvoll Erde vom gelobten Lande auf das Haupt und die Bruſt geſtreut wurde.

Abraham brachte bei einer ſolchen Unterredung häufig ein ſeltſames Käſtchen von unerkennbarem Metalle und ganz von fremdartigen, eingegrabenen Schriftzügen, bedeckt und mit Henkeln verſehen, durch welche ein Riemen zum Umhängen gezogen war, aus dem Schranke heraus, ſtellte es auf den Tiſch und ſagte mit gerührter Stimme: „O, ich Unglücklicher! Sehen Sie herein, Herr Schulmeiſter! es iſt kein Stäubchen mehr darinnen, das mich erlöſte in meiner Sterbeſtunde. Als ich meinem Vater, da er im Sterben lag, den letzten Reſt der heiligen Erde, welche uns von unſern Vorfahren übermacht worden war, auf das Haupt ſtreute, da ſah er mich noch einmal an, mit einem Blicke, den ich nie vergeſſen werde, und ſprach: „Ach, wie willſt aber du ſterben, Abraham?“ Das iſt es, Herr Schulmeiſter, was die Tage, welche ich noch zu leben habe, mir verkümmert.“

Mein Vater, welcher mit ganzer Seele an Deutſchland hing, das zu jener Zeit wenigſtens dem Namen nach noch ein Reich war, fing da gewöhnlich zu zürnen an und warf die Worte hin: „Er iſt ſonſt ein vernünftiger Mann, Abraham! Er iſt ein gläubiger Chriſt und was noch mehr iſt, Er handelt, wie ein Chriſt, aber bei allem Dem iſt Er ein Narr! — Mag es ſeine Richtigkeit haben, daß Seine Familie aus Paläſtina ſtammt, ſo iſt ſie, wie Er weiß, doch ſeit Jahrhunderten hier mitten in Deutſchland eingebürgert. — Sein Urgroßvater, Sein Großvater, Sein Vater, Er und Seine Kinder ſind hier im Voigtlande geboren und erzogen, ganz ehrliche und brave Voigtländer ſeid Ihr und keine Iſmaeliten! Hier iſt Seine Heimath, hier iſt die Erde, die man uns Allen einſt auf den Leichnam legen wird, und unter welcher wir vielleicht recht gut ruhen werden! Wenn wir bis auf Adam und Eva zurückgehen, ſo ſtammen wir Alle aus Aſien her. Müßte nun jeder Menſch in ſeiner Sterbeſtunde eine Handvoll aſiatiſcher Erde haben, die endlich Koth, wie alle, iſt, ſo müßten wir geradezu halb Aſien auf Transportſchiffen nach Europa herüberſchaffen. Abraham! thu' Er dieſen ſündhaften Aberglauben von Sich und lerne Er Seine wahre Heimath kennen!“

Abraham aber entgegnete einmal: „Wenn ich nicht wenigſtens den Troſt hätte, daß meine Vorfahren einſt vor Gott und Menſchen Etwas gegolten hätten, und müßte ich es hinnehmen, nur ein deutſcher Bauer zu ſein, der ſein Lebtage Nichts von einem Vaterlande, weder in der Stadt auf dem Markte, noch auf der Gerichtsſtube, noch in der Kirche hört, Herr Schulmeiſter, ein Bauer, der im Lande nur dann zu finden iſt, wenn Steuern fällig ſind, müßte ich das hinnehmen, ſo will ich lieber ein eingebildetes Vaterland haben, als ſo eins, das mich nur als einen Prägeſtock zum Geldmachen gebraucht. Zum Vaterlande, dächt' ich, gehörte mehr, als daß wir an einem Orte ſechzig Jahre eſſen, trinken und ſchlafen.“

Das war meinem Vater, welcher freilich ein ähnliches Steckenpferd ritt und viel Rühmens davon machte, ein Mitglied des heiligen, deutſchen, römiſchen Reiches zu ſein, zu viel geſagt.

Wenn das Geſpräch dieſe Wendung genommen hatte, dann griff er gewiß nach ſeinem Hute und rief: „Komm', Juli! Nichts für ungut, Abraham! Gute Nacht!“

Ohne Aufenthalt trotteten wir dann nach Hauſe, indem mein Vater immer noch unterwegs vor ſich hinbrummte:

„Ein alter, hochmüthiger Narr iſt er. Er will einer ſein! Immerhin! Komm', Juli!"

Mein Vater hatte nicht ganz unrecht. Trotz einem Altadeligen war Abraham auch auf ſeine Ahnen, welche er durch das ganze alte Teſtament und die profane Weltgeſchichte hindurchzählte, heimlich ſtolz.

Dieſer Stolz ſchlug auch noch darinnen tiefere Wurzeln, daß ſein Geſchlecht ſich immer nur durch einen männlichen Nachkommen fortgepflanzt hatte. Freilich machte er ſelbſt eine Ausnahme, da er zwei Söhne, neben dem ehelichen Iſaak noch einen außerehelichen, Iſmael, hatte. An den letzteren Umſtand mochte er aber nicht gern erinnert ſein, da er ſich hier ſehr gedemüthigt fühlte.

Ich war, wie geſagt, von früher Kindheit an mit den beiden Söhnen Abraham's und ſeiner Pflegetochter bekannt. Waren meine Lernſtunden beendigt, dann flog ich immer zu ihnen, zumal in der Zeit, wo wir alle noch in den früheren Kinderjahren lebten.

Bei anbrechendem Frühlinge, wo alle Bäche und Quellen überſtrömten, hatten wir am Hügel bei den kleinen Waſſerfällen der Quelle vor Abraham's Hauſe zu ſchaffen. Iſmael und ich waren ſehr geſchickt im Bauen kleiner Waſſermühlen, welche aus einem Stäbchen beſtanden, in das wir kleine Schaufeln von Spänen einſetzten, ſo daß ein ziemliches Mühlenrädchen fertig wurde. Dieſes Rädchen ſetzten wir dergeſtalt in den rinnenden Waſſergraben, daß es mit den beiden Endchen auf zwei in das Land geſtoßenen, hölzernen Gabeln lag und von dem abwärts ſtrömenden Waſſer herumgetrieben wurde.

Iſaak dagegen hatte eine große Geſchicklichkeit, allerlei Hirtenpfeifen aus Weidenruthen zu machen, in welche eben der Saft getreten war, ſo daß ſich nach einigen Schlägen mit dem Meſſerrücken die Rinde da löſte, wo ſie durch Kreiseinſchnitte von der übrigen getrennt war.

Friederike ſuchte aber ringsumher die jungen Butterblumen zuſammen und flocht ſich und jedem von uns daraus einen Kranz.

Wenn das ſprühende Waſſer unſere Mühlen recht freudig überall im Graben drehte, und wir ſaßen oben mit unſern Butterblumenkränzen und blieſen auf unſern Frühlingspfeifen, mit welchen die Lerchen aus dem erſten blauen Frühlingshimmel zuſammenſchmetterten, dann gab es für uns eine endloſe Freude.

Das Kind gebraucht ſo wenige äußerliche Mittel zu ſeinem Glücke, weil ſein inwendiger Poet noch lebendig iſt. Nur die älteren Menſchen, welche in einer verdorbenen Zeit ſelbſt verdorben worden ſind, kennen kein rechtes Glück mehr, weil ſie die Poeſie verloren haben. Hat es ja Menſchen gegeben, deren ganzes Herz nach und nach Speck geworden iſt. Fahret dahin in Eurer Verdammniß!

Ich will die nächſten bunten Blätter der erſten Jugendzeit überſchlagen.

Iſmael war von uns der Aeltere. Er mochte wohl zu der Zeit, von der ich jetzt rede, achtzehn Jahre, Iſaak ſechzehn, Friederike funfzehn Jahre alt geworden ſein, als ſie einſt mit der Schafheerde ihres Pflegevaters im Walde bei dem halbverfallenen Häuschen ihres Vaters hütete.

Dort ſaß ſie am Brunnen unter dem alten, breitäſtigen, dichten Lindenbaume, der ſie vor der warmen Maiſonne beſchützte.

Munter weideten und ſprangen die Lämmer um ſie her, ohne daß ſie hinſah, denn der getreue Spitz kreiſte wachſam um die Heerde herum und ließ zuverſichtlich kein Lamm abirren. Ueber ihr im Baume jagte ſich neckend ein Turteltaubenpaar und badete ſich gurrend in der Sonne.

Sie merkte auf das Alles nicht. In der Hand einen Strauß ſeltener Waldblumen, auf dem Hute ein Tannenreis, an ihre Schulter den Schäferſtab gelehnt, ſaß ſie träumend da.

Sie war nicht betrübt und dennoch rollte aus ihrem blauen Cyanenauge eine große Thräne; ſie war nicht fröhlich, und doch zog um ihren Mund ein wechſelndes Lächeln.

Ueber die Haide hin ſtreckten ſich längere Schatten, ein friſcher Waldhauch regte die Wipfel der Bäume und verbreitete in dem Waldheiligthume einen ſüßen Weihrauchduft; doch Friederike war in ſich ſo verſunken, daß ſie ſelbſt, wie eine Blume, mit blühen half, ohne weiter an Etwas klar zu denken.

In Friederikens Herz hinein blickten ſeit Kurzem zwei ſchwarze, glänzende Augen, die ſie überall hin verfolgten und an denen ſie ſich inwendig nicht ſatt ſehen konnte. In ihre Seele hinein klangen immerfort die Worte: „Ich bin dir gut!“ und in ihrer rechten Hand zuckte noch immer der Händedruck, welchen ihr Iſmael mit auf den Weg gegeben hatte, als er ihr und ihrer Heerde das Hofthor aufmachte.

Es war ihr, als hätte ſie heute zum erſten Mal Iſmael geſehen, oder als wäre von ſeiner Geſtalt plötzlich der Schleier heruntergefallen, durch welchen ſie ihn bis jetzt nur, wie einen Schatten, theilnahmlos erblickt hatte. Noch nie war ſein braunes Geſicht ihr ſo ſchön vorgekommen, als heute, wo er ſie erſt angeblickt und dann verſtohlen geſagt hatte: „Ich bin dir gut!“, noch nie ſo ſchlank und gewandt, als heute, wo er den ſchweren Thorriegel mit einem Rucke zurückwarf.

Während ſie ſo zum erſten Mal recht lebhaft an ihren Spielgenoſſen dachte, kam um das halb verfallene Haus der blonde Iſaak herum. Er hatte die Sonntagsjacke an und das rothſeidene Tüchel um den Hals. Sie bemerkte ihn nicht eher, als bis er vor ihr ſtand und ſagte: „Ei, guten Tag, Friederike!"

Kaum hatte ſie bei dieſen Worten erſchrocken die Augen aufgeſchlagen, ſo rief ſie verwundert: „Und nun gar ſo geputzt?" „Je nun!" antwortete Iſaak, „das ſind Geſchichten! und ich dächte, da brauchte man ſich gar nicht ſo ſehr zu verwundern, wenn ein ordentlicher Menſch etwas Ordentliches anzieht!" „Sieh' doch!" entgegnete Friederike, „was du mir weißmachen willſt! Geh', du biſt doch nicht aufrichtig!"

„Nun, ſo will ich es dir nur ſagen," erwiderte Iſaak kleinlaut und verſchämt, „und du kannſt es auch geradezu wiſſen, daß ich das Tüchel umgethan habe, weil du geſagt haſt, daß es mir gut ſtände, und weil — weil ich dir auch gefallen möchte! und weil ich dich auch heirathen möchte!"

Friederike lachte über dieſen Antrag unaufhaltſam und ſchlug ein Mal um das andere die Hände vor der Bruſt zuſammen, indem ſie rief: „Ach, ich kann nicht mehr lachen, ach, es ſticht mir das Herz ja ab! Iſaak, du gehſt doch nicht etwa gar in das Wirthshaus und trinkſt? Und das Geſicht, das du machſt! Nein! geh'! geh', Iſaak! Du machſt mich bös! und ich rede gewiß kein Wort mehr mit dir, ſo ſchwer es mir auch fallen ſollte! Wenn ich nach Haus komme und dein Vater ſchaut mich an, werde ich mich zu Tode ſchämen müſſen! Geh' nur! Geh' nur! guter Iſaak!“

„Iſaak aber lagerte ſich zu ihren Füßen und ſagte: „Darf doch auch der Spitz zu deinen Füßen ſitzen und gar die Schnauze auf deine Hand legen, und der iſt doch nur ein Hund; weßhalb ſoll nun gerade ich, der ich dich doch lieber habe, nicht bei dir ſein?“

In dieſem Augenblicke fiel ein Schuß mitten in den Lindenwipfel hinein, daß die Blätter herunterſtäubten.

Iſaak und Friederike waren aufgeſprungen, und ſchauten ſich erſchrocken um. Da trat Iſmael aus dem Walde, und kam auf ſie zu. Schon von Weitem rief ihm Friederike zu: „Du garſtiger, häßlicher Iſmael, wie haſt du mich erſchreckt! Konnteſt du uns denn nicht gar todtſchießen?“

Iſmael ſagte erhitzt: „Der Schuß mußte hinaus, denn es konnte ſein, daß ich ſeiner ſpäter nicht mehr Herr war! Friederike!“ Mit dieſem Worte faßte er hart ihre Hände, daß ſie zitternd und erbleichend vor ihm ſtand. „Friederike! ich bin dir herzlich gut, das weißt du, aber wenn du einen Andern, oder den Iſaak lieber haſt, ſo ſage es nur gerade heraus; es iſt doch beſſer, auf einmal und recht ſchnell zu wiſſen, wie man daran iſt!“

Iſaak aber trat ihm entgegen und rief erzürnt: „Großer, ich ſage dir, Friederiken heirathe ich! Da ſteh' davon ab, ſonſt wird es zwiſchen uns Beiden nicht gut!“

Iſmael, ohne jedoch die Hände Friederikens loszulaſſen, wendete den Kopf ſeitwärts und ſprach verächtlich: „Du Kleiner, denkſt wohl, ich ſoll überall dein Knecht ſein und dir nachſtehen, weil du meinſt, du wirſt einmal ein reicher Bauer? Nimm dich in Acht und ſchneid' dich nicht in den Finger, geh' nach Haus und lies die Geſchichte von

Kain und Abel, und merk' dir, was ich ſage: daß, wenn es ſo ſein ſollte, ich gewiß nicht den Abel ſpielen würde!"

Friederike riß ſich hier von Iſmael los und ſchrie: „O, ich Arme, ja, ich will nur gar in das Waſſer ſpringen, ehe Ihr Euch einander ein Leid anthut! Sagt nur dem Vater, wenn ich Abends nicht nach Haus komme, daß Ihr mich in den Waſſerdümpfel gejagt habt!"

Iſmael, welcher ebenſo heftig, als nach ausgebrauſter Hitze weich war, wiſchte zuerſt eine Thräne aus dem Auge. Wie das Iſaak ſah, fing er auch zugleich mit Friederike bitterlich an zu weinen.

Sie reichten ſich alle Drei wortlos die Hände und ſetzten ſich in das lange Haidegras. Keines getraute ſich das Andere anzuſehen, bis endlich Iſmael in die Worte ausbrach: „Ich denke nur, daß Eins von uns Dreien durch dieſe Geſchichte recht unglücklich werden wird. Wenn ich mir es recht überlege, ſo iſt Friederike beſſer daran, wenn ſie einmal einen reichen Bauer, als Elnen bekommt, der gar Nichts hat, wie ich, und der mit dem zufrieden ſein muß, was man ihm gutwillig, wie ein Almoſen, der Schande halber zuwerfen wird! Aber ſieh', Friederike, denke nur, wenn du mich lieb hätteſt, wie könnte ich denn auch von dir laſſen?"

Schon wollte Iſaak ihm entgegnen, als Friederike, welche mit klugen Gedanken lange dageſeſſen hatte, jetzt ſagte: „Da fällt mir ein, daß die Leute im Dorfe bei Heirathsgeſchichten immer zum Pfarrer gehen und ihm die Sache vortragen! Wie wäre es nun, wenn auch wir zu ihm gingen und erzählten ihm, daß wir alle drei uns einander lieb hätten, und daß doch nur Zwei miteinander glücklich ſein könnten?"

„Das war aber klug von dir!“ ſagte Iſaak, und war ganz damit zufrieden. Nur Iſmael ließ ſich lange zureden, bis ihm endlich Friederike in das Ohr ſagte: „Der Pfarrer weiß auch: was Gott zuſammenfügt, ſoll der Menſch nicht ſcheiden!“ „Nun,“ ſagte Iſmael, „morgen iſt Sonntag, da wollen wir nach der Predigt zu ihm gehen!“

So geſchah es wirklich.

Am folgenden Vormittage, als der Pfarrer aus der Kirche zurückkam, und ſeine Tochter ihm eben erzählte, daß der Kalbsbraten gar nicht braun werden wolle, ſie möge feuern ſo arg, als ſie wolle, und daß auch im Garten kein Spargel mehr herausgekommen wäre, da es nicht mehr geregnet hätte, und der Seelenſorger über dieſe Hiobspoſt ohnedies verdrießlich geworden war, pochte Etwas leiſe und beſcheiden an die Thüre. Auf ſeinen Ruf: „Herein!“ that ſich die Thüre auf und Friederike mit Iſmael und Iſaak traten ſchüchtern herein.

„Was wollt Ihr?“ rief ihnen der Pfarrer zu. Da beide Jünglinge vor Verlegenheit nicht zu Worte kommen konnten, ſo fing Friederike erröthend und ſtammelnd an: „Herr Pfarrer, ich werde Ihnen nun bald ein Schüſſelchen Erdbeeren bringen können, ſie haben im Walde ſchon abgeblüht und grün angeſetzt! Ich habe aber dafür ein Schüſſelchen Morgeln!“ Mit dieſen Worten packte ſie das Gefäß, welches ſie im Taſchentuche trug, ſchnell aus und ſtellte es behutſam auf den Schenktiſch. „Sie iſt ein gutes Kind!“ ſagte der Pfarrer.

„Und hier,“ fing Iſmael an, „habe ich Ihnen ein Paar junge Waldtauben geſtern geſchoſſen!“ „Schöndienerei!“ ſagte der Pfarrer, und griff den Tauben unter die Flügel, um das Fett zu prüfen.

Nur Iſaak hatte Nichts bei ſich; denn die kluge Friederike hatte nur Iſmael den Plan mitgetheilt, den Herrn Pfarrer mit einer guten Gabe zu gewinnen, und der gute Junge war ſchon früh um vier Uhr mit der Flinte in den Wald geſchlichen, und war durch Dick und Dünn geſtiegen, bis er endlich die Tauben berückt hatte, welche er nun zum Opfer brachte. Ein Auerhahn war ihm nicht in den Schuß gekommen.

„Und was wollt Ihr nun?“ fragte der Paſtor. „Nehmen Sie Nichts für ungut, hochehrwürdiger Herr Beichtvater,“ ſprach verſchämt das Mädchen, „da Iſmael und Iſaak ſind mir alle Beide gut und wollen mich heirathen!“

„Heirathen?“ fragte der Pfarrer lautlachend; „Gundchen!“ — rief er ſeiner Tochter, — „ſo komm’ nur herein und ſieh’ einmal das Mädel dir an! Sieh’ nur, der Backfiſch will ſchon heirathen! Daß dich! — gieb mir einmal meinen Hut her, ich will mit dem alten Abraham reden, damit er nur weiß, was von ſeiner Erziehung Gutes herauskommt.“

Iſmael ſah zornig darein, aber der Pfarrer fuhr jetzt, indem er den Hut aufſtülpte, ihn hitzig mit den Worten an: „Er Waldſtreicher! will mir wohl noch gar Blicke zuwerfen? Wart’, ich will dir ſchon das Chriſtenthum predigen, ſittenloſe Brut!“

Friederike fing an zu ſchluchzen, der Pfarrer aber eilte zum Hauſe hinaus, das Dorf hinunter, den Hügel hinauf und trat zu Abraham ein, welcher eben in der Bibel von der Austreibung der Hagar und ihres Sohnes las.

Vor ihm ſtand das verhängnißvolle Käſtchen, das er immer ſehen mußte, wenn er recht andächtig die heilige Geſchichte leſen wollte.

Kaum ſah er jedoch den Pfarrer eintreten, ſo ſtand er auf und ging ihm freundlich entgegen.

„Man weiß,“ fing dieſer ſalbungsreich zu predigen an, „daß Gott die Sünde der Väter heimſucht bis in das dritte und vierte Glied! Dieſer Fluch bewährt ſich auch an Ihm, Abraham! Er hat Seine Jugendſünde gut machen wollen, indem Er die Frucht derſelben, Seinen Iſmael, in das Haus aufgenommen hat. Aber ſiehe da! die Hand Gottes weiß den Sünder da am Sicherſten zu finden, wo er ſich am Geborgenſten hält. Ich habe öfters mit Schrecken daran gedacht, welche Freiheiten Er Seinen Kindern, insbeſondere dem Iſmael geſtattet. Da iſt die ſaubere Frucht Seiner Erziehung! Eben kommen Sein Iſmael und Iſaak benebſt dem angenommenen Mädchen Friederike in mein Haus und bringen mir vor: daß ſie ſich einander heirathen möchten! Was ſagt Er dazu, Abraham? Nicht wahr, das iſt ſo etwas Iſmaelitiſches nach Seinem Sinne? Immer erſchrecke Er, immer ſchlage Er die Augen zu Boden, denn die Strafe Seiner Jugendſünde ſteht vor Ihm, wie ein Gewappneter, um Ihn jählings zu verderben!

„Höre Er weiter! Er hat heute in der Kirche gehört, daß man ſelbſt dann ſehr häufig ſündige, wenn man die frühere Sünde wieder gut machen wolle! So iſt es auch mit Ihm; denn Er wird nun ein Theilnehmer aller ferneren Sünden, die Iſmael ſchon durch ſeine Exiſtenz begeht! Ich habe es leider hören müſſen, daß Sein Iſmael allen Mädchen im Dorfe umher den Kopf verwirrt; wo er an einem Hauſe oder Garten vorüberrennt, da dreht gewiß auch ein Gänschen ihm ihren Hals nach! Hat doch der böſe Feind ſogar meiner Tochter, einem Mädchen ganz nach dem Herzen Gottes,. vorigen Donnerstag in der Nacht im

Traume den Namen Iſmael auf die Zunge gelegt, daß ich vor Schreck aus dem Bette herausfuhr und hinüberging, wo ſie ſchlief, um ſie aus ihren argen Träumen zu wecken. Ich habe noch heute davon den Schnupfen und den Huſten! Und deshalb komme ich nun zu Ihm, damit ich Ihm ſage: es iſt nicht beſſer in Seinem Hauſe; denn hier hat er auch Seine alberne Friederike bethört, es iſt nicht beſſer in meinem Hauſe, und es wird nirgend beſſer werden, bis Er dieſes Kind der Sünde, dieſen Baſtard fort und aus dem Hauſe und unter die Soldaten gejagt hat, wo er hin paßt! Ich ſage Amen!“

War nun Abraham ſchon an ſich ſehr reizbar, und hatte er nicht minder ſchon immer in Iſmael einen ewigen Vorwurf einer früheren verwerflichen Neigung vor ſich geſehen, hatte er ſchon öfter ſich die Frage vorgelegt, was er mit Iſmael, der nun erwachſen war, anfangen ſollte, da er nicht Willens war, ſeine Güter zu zerſtückeln, war ihm überdies zuweilen das Beiſpiel Abraham's vor die Augen getreten, der die Magd mit ihrem Sohne verſtoßen hatte, und fand er darinnen eine geheime Mahnung, es auch ſo zu machen, ſo trat dies Alles in verſtärkterem Maße vor ſeine Seele, als jetzt von dem Pfarrer ſo ſchonungslos ſein früherer Fehltritt gerügt wurde.

Er zitterte vor Zorn und Verlegenheit an allen Gliedern.

Als aber jetzt Iſmael trotzig in die Stube trat und ſagte: „Der Herr Paſtor mag nun ſagen, was er will, ſo bleibt es doch dabei!“

„Bei was bleibt es?“ rief ihn Abraham an. „Daß ich Friederiken zu meiner Frau nehme!“ „Ohne meinen Willen?“ fragte Abraham. „Ich hoffe zu Gott, mit Euerm

Willen!“ entgegnete Iſmael. „So habe ich hier Nichts weiter zu ſchaffen!“ murrte der Paſtor, dem eben einfiel, daß der Sonntagsbraten nunmehr braun geworden ſein müſſe und begab ſich fort.

Abraham war in den Armſtuhl zurückgeſunken und ſtarrte lange vor ſich auf den Boden hin, indem er einen Gedanken zu verfolgen ſchien.

Endlich erhob er ſich und ſagte zu Iſmael, der noch immer vor ihm daſtand: „Warte ein wenig, mein Sohn!“

Mit dieſen Worten entfernte er ſich auf einige Minuten und kam dann mit einem ſchweren Geldbeutel zurück. Er zählte dreihundert Goldſtücke auf den Tiſch und ſagte dann: „Iſmael, du ſollſt nicht ſagen, daß ich dich nackt und bloß in die Welt hinausgeſtoßen hätte!“

„Ihr wollt mich doch nicht fortjagen?“ fragte Iſmael beſtürzt. „Doch! doch!“ entgegnete Abraham. „Hier ſtreich’ das Geld ein und da nimm das Käſtchen und häng’ es um!“

In Iſmael’s Augen blitzte es räthſelhaft auf; ihn ergriff ein heiliger Schauer, als ihm ſein Vater den Riemen über die Schulter warf, das Geld in eine Geldkatze ſtreifte, dieſe zuzog und ihm um den Leib ſchnallte.

Abraham ſprach: „So gehe denn hin in das Land unſerer Väter und bringe mir von der heiligen Erde beim Brunnen, der dort fließt zwiſchen Kades und Bared, damit ich ſelig ſterben kann! So kniee nieder, damit ich dich ſegne! Der Engel des Herrn gehe vor dir her mit Palme und Schwert und bahne dir deinen Weg, er behüte deinen Ausgang und Eingang, er führe dich über Berge und Meere dorthin in das Land, wo Gott gewandelt iſt unter den Menſchen, wo er geſprochen hat zu den Erzvätern und den Propheten, dorthin, wo die Engel auf einer Leiter niederſtiegen zu dem ſchlafenden Jakob, dorthin, wo die Erde getrunken hat das rinnende Blut unſers Heilandes!

„Der Herr wird dich erretten vor dem Strick des Jägers und vor der ſchädlichen Peſtilenz. Er wird dich mit ſeinen Fittigen decken; denn er iſt deine Zuverſicht. Er hat ſeinen Engeln befohlen über dir, daß ſie dich behüten auf allen deinen Wegen, daß ſie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein ſtoßeſt. Auf Löwen und Ottern wirſt du gehen und treten auf die jungen Löwen und Drachen!

„Gottes Gnade ſei mit dir und führe dich ſicher in die Heimath zurück, wo ich dir aufbewahren werde die Braut deiner Seele!"

Nun ſchloß er Iſmael an ſeine Bruſt, küßte ihn zu tauſend Malen, dann aber ſagte er: „Nun geh', zieh' dahin, und erbarme dich deines Vaters, damit auch dir Gott gnädig ſei!"

Iſmael war ſo erſchüttert, daß er nicht ſprechen konnte. Er küßte die Hände des Vaters und nahm den Wanderſtab.

Unter der Thüre ſtanden ſchluchzend Iſaak und Friederike. Iſmael drückte die Geliebte zum erſten Male an ſein Herz, er küßte zum erſten Male ihren Mund, indem er mit halberſtickter Stimme ſagte: „Ich komme wieder, Friederike! bleibe mir treu!"

Als er ſich jetzt von ihr losriß, ſtürzte ſie lautſchreiend auf die Kniee und rief: „Wenn du gehſt, ſo bleibe ich nicht einen Augenblick mehr in dieſem Hauſe, und müßte ich betteln gehen durch die ganze Welt!"

Iſmael legte noch einmal ſeine bebende Hand auf ihr Haupt, dann rief er, wie in Todesangſt: „Ich will gehen, aber wehe Euch Allen, wenn Ihr mir nicht dieſes Kleinod bewahrt! Ich will gehen in die Wüſte, Gott wird mich nicht verlaſſen, und ich werde wiederkommen; aber erbarme ſich Gott über Euch, wenn dieſe da mich nicht bei meiner Heimkehr als meine Braut begrüßen kann! Doch nur zehn Jahre, zehn Jahre nur, es iſt eine gute, lange Zeit, ſoll Euch mein Wort binden; dann — dann —“ ſeine Stimme brach hier in den Worten: „dann thut, was Ihr wollt!“

Als er ſich nun hinwegwandte, ſchrieen Alle laut auf. Er aber zog mit langen Schritten die Straße hinaus.

Als am andern Morgen im Hauſe Abraham's alle Hausgenoſſen ſtill an ihre Geſchäfte gingen und nur Friederike mit verweinten Augen ihre Habſeligkeiten zuſammenpackte, fragte Abraham: „Du willſt alſo doch das Haus verlaſſen?“ Friederike erwiederte: „Was würden nunmehr auch die Leute denken, wenn ich mit Iſaak hier bliebe?“ „Wo willſt du aber hin?“ „In die Hütte meines Vaters! Bis ſich für mich eine andere Ausſicht findet, will ich Beeren und Kräuter ſuchen und nach der Stadt tragen. Gott wird mich nicht umkommen laſſen im Walde!“

„Wenn du nicht anders willſt,“ verſetzte Abraham, „ſo kannſt du hinausziehen; aber Noth ſollſt du nicht leiden, auch ſoll der alte Ackerknecht Hans mit dir hinziehen und das wüſte Land urbar machen! Ich gebe dir auch die ſcheckige Kuh, drei Ziegen und neun Schafe mit. Ich will ſchon ſelbſt zuweilen bei dir nach Ordnung ſehen!“ Friederike fiel ihm mit heißer Dankſagung um den Hals.

Eine Stunde darauf fuhr der alte Hans einen Wagen mit allerlei Hausgeräthe über den Berg hinüber, hinterdrein ging Friederike mit geſenktem Haupte und trieb die ſcheckige Kuh, die Ziegen und die Schafe, welche nunmehr ihr gehörten, vor ſich her.

Hans war nun unermüdlich thätig, das kleine Haus im Walde herzuſtellen, Bretter und Schindeln aufzunageln, neue Thürſchwellen zu machen, im Stalle Balken einzuziehen, und war überall zur Hand, ſo daß es im Hauſe gar bald wohnlich wurde.

Dann theilte er die Haide in Acker- und Weideland, und fing an nach Herzensluſt zu graben und zu ackern, während Friederike die Wirthſchaft beſtellte und ihre kleine Heerde abwartete.

So lebten Beide vom erſten Jahre in das zweite hinüber, und ſo fort in ruhiger Reihefolge der Tage.

Friederike hing einer ſtillen Trauer nach und kam mit den Leuten des Dorfes faſt nie zuſammen; deshalb wurde ſie ſpottweiſe in der Umgegend die Waldfee genannt.

Nur Abraham beſuchte ſie zuweilen und half ihrer kleinen Wirthſchaft nach Kräften auf, indem er oft ſagte: „Aus Fahrläſſigkeit habe ich früher hier Alles liegen laſſen, nun bin ich dein Schuldner und muß wieder gut thun!“

Oefters kam auch Iſaak zu ihr. Sie ſchien aber ſeine flehenden, liebenden Blicke nicht zu verſtehen, obſchon ſie gegen ihn ſonſt freundlich war.

Von Iſmael getraute ſich Keines zu reden. Als er aber im dritten Jahre noch nicht wieder da war, geſchah es faſt nach ſtiller Uebereinkunft, daß beinahe an jedem Abende ſowohl Abraham, als auch Iſaak und Friederike oben auf der Anhöhe bei der alten Fichte ſich trafen, wo die böhmiſche Straße nach Oſten hinläuft.

Sie wußten Alle, warum ſie ſo lange hinausſahen, aber Keines ſagte weshalb.

Wenn nun die Nacht hereinbrach, dann ſprach nur Abraham: „Er iſt noch nicht da!“

So war es Jahr aus Jahr ein. Jahr um Jahr verſtrich, aber er war noch nicht da; das zehnte Jahr kam, aber er war immer noch nicht da.

Als die längſte Friſt, welche ſich Iſmael zu ſeiner Heimkehr geſetzt hatte, nun gleichfalls verſtrichen war, wurden die faſt nie unterbrochenen, faſt unwillkürlichen Bewerbungen Iſaak's um die Hand Friederikens immer wärmer und offener.

An einem ſchönen Sommerabende, wo ſie wieder oben bei der Fichte zuſammen waren und hinaus auf die Straße geſchaut hatten, bis es dunkel geworden war, und Abraham endlich mit den Worten aufbrach: „Er iſt immer noch nicht da!“ blieb Iſaak bei Friederike ſtehen, ohne den Vater zu begleiten, wie er ſonſt immer gethan hatte.

Er ſah Friederiken lange ſprachlos an, dann faßte er ihre Hand und ſagte: „Iſmael kommt nicht mehr wieder, und wir harren vergebens! Haſt du noch nie daran gedacht, Friederike, daß auch unſere Jugend hingeht und nicht wiederkommt? Es iſt nicht möglich, daß du allein bleibſt; denn wer ſoll dich warten und pflegen, wenn du krank wirſt? Auch ich kann die Wirthſchaft nicht ohne Gehülfin länger führen. Wenn du nun endlich doch einen Gefährten für den Reſt des Lebens nehmen mußt, ſo ſage mir nur, wer dich lieber haben könnte, als ich, der ich dir von Jugend auf zugethan war? Mit wem könnteſt du auch von unſerem Iſmael reden, ohne daß er es übel aufnähme, da es mir doch eine Herzenserleichterung iſt, von ihm recht viel zu reden, wenn du willſt? Gute Friederike, nimm keinen Fremden zum Mann, und werde du meine Frau!“

Lange hatte Friederike keine Worte, ſondern nur Thränen. Endlich ſagte ſie: „Guter Iſaak, warte nur noch drei Monate lang, iſt er dann immer noch nicht da, dann will ich deine Frau werden, da es nun denn doch nicht anders werden ſoll! Aber bis dahin rede kein Wort davon!“ „O du Gute! du Liebe!“ rief Iſaak aus, „ich will dich halten und pflegen, wie meinen Augapfel! Ich will nicht von dir laſſen mein Lebenlang!“ „Nun ſo gehe deinem Vater nach,“ erwiederte Friederike, „und führe ihn, damit er nicht ſtrauchelt. Er wird zuſehends ſchwach und hinfällig. Gute Nacht!“ So ſchieden die befreundeten Seelen.

Jeden Abend kamen ſie wieder auf die Anhöhe, aber Tag um Tag, Woche um Woche verging, und auch der dritte Monat zog vorüber. Er war aber noch nicht da.

Als der Winter kam, fuhren über den Berg herüber drei große, vollgeladene Wagen, an welchen lange, ſeidene Bänder flatterten. Nun kamen vier ſcheckige, geputzte Kühe mit vergoldeten Hörnern, dann folgte eine Heerde Schafe mit ihrem Leithammel, der eine neue, helle Glocke umhängen hatte. Hinterdrein gingen Abraham, geführt von Iſaak, dem Bräutigam und der bleichen, ſchönen Braut, Friederike. Faſt alle Einwohner des Dorfes waren dabei und trugen Krüge und Kannen voll Bier und Wein. Die jungen Burſche thaten Freudenſchüſſe in die Luft mit großen Piſtolen aus dem Siebenjährigen Kriege, und Alle jauchzten laut auf, daß Berg und Thal erklangen. So feſtlich, wie dieſe Hochzeit, war noch keine im Dorfe gefeiert worden.

Dieſem Feſte hinterdrein erſchien dem jungen Paare ein ruhiger, ſtillheiterer Zug ſeliger Tage. Abraham aber ging immer noch jeden Abend hinaus auf die Anhöhe, verfolgte die Straße mit ſeinen Blicken, bis die Sonne untergegangen war, und ſagte dann, wie immer: „Er iſt noch nicht da!“

So waren wiederum drei Jahre verſtrichen. Abraham war achtzig Jahre alt und ſo ſchwach, daß er das Bett hüten mußte.

Regungslos lag er oft tagelang auf ſeinem Lager, ſo daß die Seinigen oft wähnten, er wäre geſtorben. Wenn ſie ihn aber anriefen, ſo thaten ſich die Wimpern auf, und groß und klar ſchauten, wie zwei Sterne, daraus hervor die lebendigen Augen.

Als der dreizehnte Jahrestag der Auswanderung Iſmael's gekommen war, und der ſchönſte Frühlingshimmel über die blühenden Berge und Thäler mit Lerchengewirbel und Käfergeläute ſich hinüberbreitete, rief Abraham ſeinen Sohn Iſaak an das Bett, und flüſterte: „Ich will noch einmal hinaus auf den Berg!“

Da that Iſaak weiche Betten und Decken auf den leichten Rollwagen, und fuhr darauf den alten Vater hinaus in die Maiſonne. Neben ihm ging ſein holdes Weib mit ihrem Erſtgeborenen, einem freudigen Knaben, welchem ſie den Namen Iſmael gegeben hatten.

Oben angekommen bei der alten Fichte, dort, wo die böhmiſche Straße ſich nach Oſten hinzieht, ließ Abraham ſich auf die untergebreiteten Decken auf die Erde legen und ſchaute mit wunderbaren Augen in die Ferne.

Iſaak und Friederike ſtanden daneben Hand in Hand, und ſahen ſich ſtill freundlich und wehmüthig an. Selbſt ihr kleiner Sohn ſpielte ruhig mit Blumen zu des Großvaters Füßen.

Schon war die Sonne untergangen, es zuckten nur noch hier und da blaſſe, gelbe Wölkchen am Himmel, aber ſchon ſtieg in Oſten ein heller Stern auf.

Da richtete ſich Abraham auf dem Lager plötzlich in die Höhe, daß er ſaß und deutete hinaus auf die Straße.

Alle bemerkten einen rüſtigen Wanderer in der Ferne mit großen Schritten einherſchreiten. Friederike ſchmiegte ſich an Iſaak an.

Immer näher kam die hohe Geſtalt des Wanderers. In der Nachtdämmerung waren ſeine Geſichtszüge nicht zu erkennen, obſchon er jetzt in ihrer Nähe war. Jetzt kam er vollends heran.

Ein hoher, gewaltiger Mann in einem fremden Aufzuge, mit bärtigem, dunkelen Geſichte und freier, offener Stirne, unter welcher altbekannte Augen ſie anleuchteten, ſtand vor ihnen da. Wie er aber ſagte: „Gott grüß' Euch!“ riefen Alle miteinander: „Iſmael! Iſmael!“

„Da bin ich wieder bei Euch!“ ſagte er, „bei Euch nach langer Gefangenſchaft, Sklaverei und argen Leiden, wieder bei Euch, bei dir, herzlieber Vater!“

Bei dieſen Worten kniecte er zu ihm nieder, der ihn mit beiden Armen umſchlang und an ſich zog.

Nach einer Weile richtete ſich Iſmael wieder auf und hielt das bekannte Käſtchen empor mit den Worten: „Habt aber auch Ihr mein Kleinod bewahrt?“ Friederike ſchlang ſich weinend um ſeine Füße, Iſaak aber ergriff ſeine Hand und ſagte: „Bei Gott im Himmel! Zehn Jahre und fünf Monate lang haben wir deiner geharrt; als du auch da noch nicht kamſt, vermochte ich meine theuere Friederike, mir die Hand zu reichen.“

Iſmael fuhr mit der rechten Hand nach dem Herzen und faßte krampfhaft in die Gewänder, als wollte er es erdrücken, indem er die Augen an den Himmel heftete und rief: „Dein Wille geſchehe!“

Dann nahm er am ledernen Riemen das bekannte Käſtchen von der Schulter herunter, welches ihm Abraham mitgegeben hatte, kniete zu ihm, der leiſe betete, nieder auf die Erde und ſagte mit weicher Stimme: „Vater, hier haſt du heilige Erde, gegraben am Brunnen des Lebendigen, der da fließt zwiſchen Kades und Bared, heilige Erde, befeuchtet mit dem Waſſer deſſelben!“

Abraham legte ſeine Hände auf des Sohnes Haupt und ſprach mit feſter Stimme:

„Nach kurzer Friſt wirſt du mit mir ſein dort oben bei den Vätern, bei dem Gotte Abraham's, Iſaak's und Jakob's! Nicht die Erde hat einen Lohn für deine Treue, keine Vergeltung für deinen Gehorſam, für deine Leiden und deine Liebe! Deiner harren aber Gottes Heerſcharen und die Seligkeit, die dir oben bereitet iſt.“

Jetzt nahm Abraham aus dem geöffneten Käſtchen eine Hand voll Erde und ſprach in abgeriſſenen Bibelſtellen weiter:

„Gelobet ſei, der da kommt im Namen des Herrn!

„Meine Seele in ſeine Hände!“ Nun ſtreute er ſich die heilige Erde auf die Bruſt und ſank zurück in die Arme des langen Schlafes.

Iſmael kniete betend neben ihm, dann ſtand er ſchnell auf, reichte ſeinem Bruder und Friederiken die Hand, küßte und ſegnete ihren kleinen Sohn und verſchwand lautweinend im Schatten der Nacht.

„Laßt uns, die letzten, armen, modernen Benedictiner,“ ergriff nach einer Pauſe Hermann das Wort, „nicht ſo traurig von einander ſcheiden! Verſprecht mir vielmehr, mich am erſten, ſchönen Frühlingstage auf dem Weinberge zu beſuchen, wo ich meine frühere Wohnung für den Sommer jetzt wieder beziehen werde. So kommen wir über die Mummerei, welche wir dieſen Winter über hier getrieben, ohne Leichenrede hinweg.“ Wir verſprachen der Einladung zu folgen, welche uns und den Leſer über eine Reihe ſtürmiſcher Apriltage hinüberführt in die ſchönſte Frühlingsnacht vor der Landwohnung unſers Freundes Hermann.

Dort ſaßen wir wieder in der Jasminlaube zuſammen, Johannes hatte ſeinen kleinen Maler Cecil mitgebracht, vor uns ſtand die große Lampe, umflattert von Nachtfaltern auf dem runden Tiſche. Der Mond war eben über dem Gebirge, wie eine Sonnenblume, aufgeblüht. Wir begannen in ein ſchweigendes Hinträumen zu verſinken, als es Robert mit den Worten unterbrach: „Jetzt iſt es Zeit, Johannes, das Tagebuch des Zigeuners vorzuleſen, wie du verſprochen haſt!“

„Dieſes Volk der Zigeuner,“ entgegnete Hermann, „iſt, wie ein orientaliſches Märchen, das weder Plan noch Anfang oder Ende hat und doch immer weiter ſich fortſpinnt; die Zigeuner ſind die Beduinen der Weltgeſchichte.

„Hätten ſie, wie die Juden, einen Nationalgott und eigene Geſetze und Gebräuche, ſo ſchiene es doch möglich, daß die Zigeuner, ſeit uralten Zeiten unter alle Völker der Erde zerſtreut, Zigeuner, wie jene noch Juden, geblieben ſind; ſie aber haben keinen Gott, keinen Glauben, keine beſondern

Sitten und Gebräuche; — für dieſes Alles zielloſe Wanderſchaft."

„Wir ſind," erwiederte Erdmann, „zahme Hausthiere; wie kann der brave, treue Hund an der Kette die ruchloſe Freiheit des Wolfes begreifen?"

„Dieſe polizeiwidrigen Baſtarde der Weltgeſchichte," fuhr Hermann fort, „mit dem doppelten Geburtsſcheine aus Indien und Aegypten, dieſe privilegirten Vagabunden, überall fremd und überall zu Hauſe, ſcheinen nur da zu ſein, um das wüſte Chaos der Völkerwanderung, dieſen Wahnſinn der Natur, im Kleinen immer wieder fortzuſetzen."

Johannes fuhr fort: „Alles iſt nur das große Seelenleben eines poetiſchen Weltgeiſtes, welcher ſich auslebt in dem Gedichte der Weltgeſchichte und lange Völkerperioden in einem Reime zuſammenklingen läßt, wie in der römiſchen Geſchichte, welche mit Romulus beginnt, in Auguſtus ihren Höhepunkt erreicht und mit Romulus Auguſtulus beſchließt."

„Dann," entgegnete Robert, „nähme es mich nicht Wunder, wenn auf einmal der urälteſte, phantaſtiſche Orient als eine verſchleierte Iſis in unſere Mitte hereinträte und uns begrüßte als ihre Jugendgeſpielen."

Die blaue Blume.

Die junge, freundliche Frau unſeres Freundes Hermann trat herein, in den Händen einen Blumentopf, aus welchem eine eigene und ſeltene, blaue Blume blühete, ſtellte ihn vor Johannes hin und ſagte: „Da ſehen Sie, was Schönes aus der ägyptiſchen Blumenzwiebel geworden iſt, welche Sie mir verehrt haben!"

Johannes ſchien beſtürzt und rief: „Es iſt doch unmöglich! Es iſt eine Täuſchung!“ Die Freundin ſah ihn verwundert an. Er aber faßte zart den Kelch der Blume an und neigte ſich, wie mit Rührung, tief zu ihr herab.

Faſt lächelnd ſprach er endlich: „Eine ägyptiſche Blumenzwiebel nannte ich ſie deshalb, weil ſie gefunden wurde in der Hand einer Mumie.“

„Was weiter auch?“ entgegnete Erdmann. „Unſere Freundin hat aus Mißverſtand die ſeltene Zwiebel in die Erde geſetzt, und der Keim, der Jahrtauſende in Aegypten verſchlafen, hat ſich hier in Deutſchland wieder beſonnen und zur Blume entfaltet. Wer kann zu einem Naturgeſetze, wie es in dem Saamen oder der Zwiebel einer Pflanze liegt, ſagen: „So lange und nicht länger darfſt du dich geltend machen!?“ Uebrigens hat man ähnliche Erfahrungen mit antiken Weizenkörnern aus Pompeji gemacht, und ſo hat Robert mit ſeiner Behauptung Recht, daß die ganze Vorzeit zu einem einzigen Geſtern werden kann, deſſen Blumenknoſpe über Nacht aufblüht und jetzt vor uns als eine ſeltene, wunderſchöne, blaue Amaryllis prangt. Doch müſſen wir genauer unterſuchen, wie und wo unſer Freund Johannes dieſe Blumenzwiebel gewonnen hat, ehe wir mit voller Seele uns dieſes zarten Räthſels erfreuen können.“

„Das iſt,“ verſetzte Johannes, „eine lange, märchenhafte Geſchichte, welche dieſe Blume hier umſpinnt.“

Unſere Blumenpflegerin hatte ſich auf das Polſter zu ihrem Herrmann geſetzt und ihr Köpfchen unter ſeinen Arm vorgeſchoben; wir Andern waren zuſammengerückt und Alle geſpannt auf die Geſchichte der Blume, welche, wie ein blaues Märchen, vor uns blühte.

„Zum Oeftern ſchon,“ begann Johannes, „habe ich von meinem Aufenthalte in Niederſachſen und meinen häufigen Fußreiſen an dem Ufer des deutſchen Meeres erzählt. Napoleon war aus Aegypten, wie ein junger Adler, plötzlich zurückgekehrt und hatte in Italien geſiegt; ich aber war dem Lärm der Politik und der Waffen entflohen zu den einſamen Ufern des Meeres. Nachdem ich es zwei Tage lang aus dem Geſichte verloren hatte, trat es unfern der holländiſchen Grenze bei einem Fiſcherdorfe mir in aller ſeiner ungeſtümen Herrlichkeit wieder entgegen.

Der Sturm, welcher ſchon ſeit mehreren Nächten auf dem Meere gewüthet hatte, begann jetzt in der Abenddämmerung ſich wieder zu erheben. Schon wälzten ſich die Wogen, wie große, grimmige Drachen mit weißen Kämmen, dampfend und ſpritzend auf das Ufer heran, wo ich mich hingeworfen hatte im Genuſſe dieſes mächtigen Schauſpiels. Das Brauſen der Wogen, das Vorüberſchwanken der Schiffe am fernen Horizonte, das Geſchrei der ſchrillenden Möven beſtrickte meine Seele, wie mit Zauberſprüchen. In mir wurden wieder lebendig die Sagen der deutſchen Vorzeit, in welchen noch die ſturmwilden Geiſter untergegangener Rieſengeſchlechter umgehen. Aus dem immer heftiger anwachſenden Winde wähnte ich den alten Refrain des däniſchen Liedes: „Schau' dich um, Held Bonned!“ wie in wilder, rathloſer Verzweiflung ſchreien zu hören. Ich war in ein wildes, todtrauriges und doch ſchauerliches Hinbrüten verſunken, als plötzlich ein großer, neufundländer Hund mit ſeiner Naſe mir vor die Bruſt ſtieß und mich ehrlich anbellte. Bald ſtand auch vor mir der Herr des Hundes, ein hoher, ſtarker Greis im ſchwarzen Rocke mit einer Pelzmütze, welche tief in das Geſicht hereingedrückt war. —

„Wer ſeid Ihr?“ rief er mich an, „was habt Ihr hier zu thun? Wollt Ihr Euch wegſpülen laſſen von der Fluth?“

Ich war aufgeſprungen, dankte ihm für die gutgemeinte Warnung und bat ihn, mich auf den Weg zum nächſten Orte zu bringen, wo ich ein Nachtlager bekommen könnte.

„Ihr ſeid ja zwei Meilen vom Wege nach Emden ab,“ entgegnete er. „Hier herum ſind nur Fiſcherdörfer, und da giebt es keine Fremdeneinkehr.“

Wir gingen jetzt vom Strande ab und kamen bald auf einen Knüppeldamm, welcher uns dem Dorfe zuführte, wo mein Begleiter, wie ich ſpäter erfuhr, Pfarrer, Kirchner und Schulmeiſter zugleich war und ſeinen Gehalt in Häringen und andern Fiſchen erhielt.

Es war endlich ganz Nacht geworden. Bei dem heftigen Winde erreichten wir mühſelig ſeine Behauſung, wo er mich gaſtfreundlich aufnehmen wollte. Er wohnte da allein mit ſeiner alten Haushälterin Margarethe, welche uns geſchäftig und zuvorkommend empfing.

Meine gute Aufnahme verdankte ich dem Glücke, daß ich damals noch Student in Göttingen war, wo ſich der Häringspfarrer früherhin auf kurze Zeit aufgehalten hatte.

Bald brachte die Haushälterin eine große, zinnerne Schüſſel voll zarter Makrelen zum Abendeſſen herbei und betheuerte, ſie wolle die einfache Mahlzeit mit einem recht ſtarken Grog nach Tiſch gut machen. Sie hielt Wort. Wir ſaßen gar bald mit irdenen, holländiſchen Tabackspfeifen bei der Kohlenflamme am Kamine, vor uns auf dem Simſe einen Napf voll des beliebten Schiffergetränkes.

Je ruhiger und gemüthlicher wir in der Stube ſaßen, deſto raſender erhob ſich draußen der Sturm. „Das giebt geſegneten Strand!“ meinte der Häringspfarrer, „Schiffswracke und todte Menſchen, wie vorgeſtern, wo wir unſern Seph und die andere Leiche aufhoben.“ „Der gute Seph!“ ſeufzte die Alte, „noch ſo jung und ſchön und morgen ſchon begraben!“ „Wer iſt dieſer Seph?“ fragte ich.

„Er war eigentlich,“ erzählte der Pfarrer, „ein Zigeunerjunge, den ich erzogen habe. Er entlief mir ſpäter und iſt geſtern mit einer andern ſchwarzbraunen Leiche, welche, wie ein Kind, eingewickelt iſt, todt am Strand gefunden worden. Er mochte die Nacht vorher im Schiffbruche zu Grunde gegangen ſein. Morgen will ich beide Leichen auf dem Kirchhofe chriſtlich begraben laſſen. Sie liegen jetzt miteinander in ihren Särgen drüben im Schuppen. Sie ſollen bis zum jüngſten Tage in einem Grabe ruhen.“

„Er war ein ſchöner, brauner Junge,“ begann Margarethe zu plaudern, „mit langem, rabenſchwarzen Haare, wie er es noch jetzt im Tode hat. Seine Augen waren, wie zwei um und um rollende, glühende Kohlen. Er war, wie eine wilde Katze, im Hauſe überall, und doch mußte man ihm gut ſein. Er konnte einen Haſen auslaufen, ja, das konnte er! — und, wenn er wollte, einen Sperling auf dem Dache beſchleichen und abfangen.“

Meine Neugierde war rege gemacht und der Häringspfarrer gab mir gern nähere Auskunft über den Todten, ſoweit er es nur vermochte, indem er erzählte:

„Vor ungefähr zwanzig Jahren fand ich einen ſterbenden Zigeuner unter der Weide am Wege, der am Kirchhofe vorübergeht. Neben ihm wühlte im Sande ein nackter, vierjähriger Junge. Als ich mich dem Sterbenden näherte, faßte er krampfhaft meine Hand und rief, auf das Kind deutend: „Krahli!“ Mit dieſem Worte ſtöhnte er ſein erbärmliches Leben aus. Die Leiche dieſes armen Heiden ward unter dem Weidenbaum eingegraben, den Jungen nahm ich in mein Haus. Ich gab ihm den Namen Joſeph. Die Leute nannten ihn ſpäter nur den ſchwarzen Seph. Der Junge war aber unbändig; doch wurde er ſo lange mit dem Waſchſchwamme von meiner Margarethe und von mir mit der Ruthe heimgeſucht, bis er endlich doch ein wenig zu ſich kam und menſchlich zu werden anfing. Wenn ſich die Leute über die Aufnahme dieſes Kindes in meinem Hauſe aufhielten, ſo fragte ich ſie: ob ſie auch Etwas dagegen haben würden, wenn ihr Pfarrer einen jungen Hund aufzöge, und ob es nicht beſſer wäre, ein armes Kind zu einem Chriſtenmenſchen und für das Himmelreich zu erziehen? Damit ſchlug ich Alle auf den Mund.

„Doch machte uns der Junge unerhörte Noth, ſo gut und gefällig er ſonſt war. Schon in ſeinem zwölften Jahre war er ein fertiger Schreiber und wußte auch Latein. Er begriff Alles wunderbar leicht. Wochenlang konnte er über den Büchern ſitzen, lernen und leſen, und Alles behielt er; aber dann war er plötzlich, wie verdreht, dumm und wild zugleich. Wie ein Beſeſſener, jagte er ſich um das Dorf herum oder an der Meeresküſte, ſtürzte ſich in die brandenden Wogen, wie eine Möve, oder kletterte auf die höchſten Bäume zu den Horſten der Falken, welchen er in ſeinem Weſen faſt ähnlich war. Gegen Abend kam er gewöhnlich ſcheu und wild zur Hofthüre wieder hereingeſchlichen und kroch zuweilen aus Furcht vor Strafe zu dem Hund in die Hütte und übernachtete mit ihm. So wuchs er heran. Als er jedoch älter wurde, ſtand er mir oft wochenlang im Schulhalten bei und begleitete mich dann

Abends mit ſeiner Geige, welche er faſt von ſelbſt gelernt hatte, zu meinem Spiele auf dem Clavier. Er las mir wohl auch vor aus dem in das Deutſche überſetzten Diodor aus Sicilien, welchen ich von meinem Vorgänger in dieſem Pfarramte geerbt, oder aus Bürger's Gedichten, welche ich von Göttingen mitgebracht habe. Je abenteuerlicher eine Geſchichte oder ein Gedicht war, deſto beſſer gefielen ihm Beide. Doch war er auch in den heiligen Schriften wohl bewandert, beſonders im Alten Teſtamente. Sein ausnehmend guter Kopf glich alle Flatterhaftigkeit wieder aus. Meine Hoffnung, in ihm für meine alten Tage einen Gehülfen heranzuziehen, ſchien immer mehr in Erfüllung zu gehen, obſchon dann und wann noch ein toller Teufel in ihn fuhr und draußen in der Irre ihn wieder einen Tag lang herumjagte. Er hatte ein gutes, leichtſinniges Temperament, und er würde vielleicht heute noch mit mir an dieſem Kamine ſitzen, wenn er nicht mit ſeinem Volke wieder zuſammengekommen wäre.

„Er mochte damals ſiebzehn Jahre alt ſein, als ſich das Gerücht verbreitete, daß Zigeuner und Diebesgeſindel in der Gegend umherſtreiften. Schon wollte man von verwegenen Diebſtählen und Räubereien gehört haben. Einige hatten wilde, braune Weiber in den Weidengebüſchen, Andere bei der Windmühle einen fremden, verwegenen Kerl mit einer Flinte geſehen; Andere erzählten, daß im Föhrendickicht, eine Stunde von hier, böhmiſche Muſikanten mit verwilderten Burſchen und Mädchen ſich aufhielten, welche von einem Kirchweihfeſte auf das andere und jetzt nach Holland hineinzögen.

„Mir war dieſes Gerücht um ſo gleichgültiger, als mein Seph ſo wenig, wie die Dorfbewohner, von ſeiner eigentlichen Abſtammung Etwas wußten. Man hielt ihn für das Kind eines am Wege geſtorbenen Bettlers.

„Der Frühling war gekommen und mit ihm die Störche, welche auf einem Wagenrade über dem Dache ihr Neſt hatten. Hatte dieſe Jahreszeit meinen Zögling ſonſt immer auf einige Tage wieder wirr und zum Wildfange gemacht, ſo ſchien er gerade diesmal davon weniger aufgeregt zu werden. Er ſaß ſtill und mild am Pulte und ſchrieb Choräle aus dem Hiller'ſchen Choralbuche ab, ſo ſauber und nett, daß ich mich noch jetzt darüber freue, wenn ich daraus auf der Orgel ſpiele.

„Kurz nach Pfingſten ſaß ich mit ihm ſo recht einträchtig vor dem Hauſe und unterhielt mich mit ihm über den Lauf der gräulichen Revolution in Frankreich und von Bonaparte, der damals anfing, groß zu werden. Neben uns lag ein Laib Brod, von welchem ich dann und wann ein Stück abſchnitt und zum Zeitvertreib den Hund und das Storchmännchen fütterte, welche ſich ſpaßhaft um die Brocken zankten.

„Da trat zu uns ein braungelbes, zerlumptes Weib, ein kleines Kind auf dem Rücken, zwei an den Händen und noch drei hinter ſich her. Ehe die Bettlerin noch Almoſen verlangt hatte, ſchnitt ich ihr die Hälfte vom Brote ab. Wie ich ihr aber das Stück hinreichen wollte, bemerkte ich, daß ſie, zur Salzſäule erſtarrt, vor Seph daſtand und mit ihren ſchwarzen, wilden Augen in ſeinem Geſichte hinausfuhr, bis ſie plötzlich ausrief: „Er iſt es! er iſt es!“

„Ich fuhr auf und hob drohend meine Hand gegen ſie auf, ſie aber ſchlüpfte, wie eine Katze, mit ihren Jungen zum Thore hinaus.

„Ich war verdrießlich über dieſen Auftritt und ging in die Stube zurück, wohin mir Seph folgte. Hier konnte ich mich nicht enthalten, mit allerlei harten Worten auf Zigeuner, Diebe und Bettler loszuziehen. Als jedoch Seph meinte: dieſes freie Leben ſo geradeweg aus der rauhen Hand, wie er es nannte, hätte doch auch ſeine gute Seite; und es frage ſich, ob das Leben in der Stube auch der ewigen Mühe werth ſei, welche es koſte, — ſo warf ich die Bibel, welche ich zufällig in die Hand bekam, aus dummem Zorn ihm an den Kopf mit den Worten: „Eſau, du wüſter Menſch, du biſt auch ſo ein Zigeuner und Galgenvogel!“ Joſeph fuhr bei dieſen Worten zuſammen, wie ein junger Baum vor einem Axtſchlag an die Wurzel, der bis in den Wipfel hinein nachzittert; ich aber nahm Hut und Stock und ging hinaus an den Strand des Meeres, wo ich mich gewöhnlich ſo lange inwendig ausbrauſe, bis ich wieder ganz ruhig bin. Seeluft iſt, wie ein Gottesbeſen, der die Unreinigkeiten aus dem Blute und der Seele wieder hinausfegt.

„Als ich von meinem Strandgang bei angebrochener Nacht wieder heimkam, fand ich Margarethen allein in der Stube. Joſeph war nicht da. Ich getraute mich kaum, nach ihm zu fragen. Endlich fing Margarethe an, ihr Herz zu erleichtern. Sie erzählte, daß Seph bis gegen Abend, ohne ein Wort zu ſprechen, am Fenſter geſtanden und auf die Scheiben getrommelt hätte. Auf einmal hätte er geſtutzt und gelauſcht, als wenn ihm Jemand winke, und bald darauf aus der Stube ſich entfernt. Sie wäre ihm nachgeſchlichen bis an die kleine Hofpforte, dann aber, um ihm nachzuſpähen, auf den Schuppenboden geſchlichen und hätte durch die Dachluke herab ihn bei dem Zigeunerweibe ſtehen geſehen. Das Zigeunerweib hätte Viel geſprochen, doch Manches auch mit fremden, unverſtändlichen Worten, und immer wiederholt: Seph ſei ein Königsſohn, denn nur er habe die Königsnaſe, die Augenbrauen bis in die Schläfe hinein und die zwei Vorderzähne weit auseinander. Er ſtamme vom Könige, mit dem ihr Volk aus Indien nach Aegypten gekommen, wo ſie viele Pferde und Rinder gehabt und glücklich gelebt hätten lange Zeit, bis Pharao, deſſen Tochter der Hirtenkönig geſtohlen, ſie deshalb wieder verjagt hätte. Auf ihnen läge das Blut dieſer Pharaonentochter, welche ihr König Hyckſo aus Rache ermordet und den Leichnam ihrem Vater in den Weg geworfen hätte. Seitdem wären ſie nirgend mehr zu Hauſe, ſondern überall.

„So viel tolles, aberwitziges Zeug erzählte mir Margarethe von dieſem Geſpräche, als wenn es nicht genug Lügen gäbe in der Welt ohne die Zigeuner.“

„Ihr habt noch vergeſſen,“ unterbrach hier Margarethe den Pfarrer, „daß die blaue Blume durch die Thiere durch und wieder da wäre; vor dreitauſend Jahren wäre ſie auch dageweſen.“

„Still! ſtill!“ rief der Pfarrer entrüſtet; „was kommt auf ſolchen Zigeunerſchnickſchnack an? Genug, Joſeph ging mit der Alten bald mit Gelächter, bald ſtill und wie in Gedanken weiter, bis ſie Beide in der Dämmerung verſchwunden waren.

„Daraus ſchloß ich,“ fuhr der Pfarrer fort, „daß Joſeph mit zu den Zigeunern gegangen war. Um ihn nicht zu Schanden werden zu laſſen, zündete ich die Laterne an, denn es war eine dunkle Nacht, und ging dort hinüber, wo das Land ſich ein wenig zu Hügeln erhebt und mit Föhrengebüſch bewachſen iſt; denn da drüben ſollte die Zigeunerbande ſeit einigen Tagen hauſen.

„Schon von Weitem ſah ich über die Büſche feurigen Rauch aufſteigen. Ich ging durch Dick und Dünn darauf zu über Sand und Haide, bis ich am Saum des Buſchholzes ankam. Schon ſchallten mir wildes Gelächter und Muſik von Hackebrettern und Fideln entgegen; ich drängte mich durch die Büſche hindurch bis an die Lichtung im Holze, in deren Mitte ein halbverdorrter Buchenbaum ſtand, und unter deſſen Wurzeln hervor eine Quelle rieſelte.

„Auf dieſem Platze brannte ein großes Feuer, bei welchem alte und junge Weiber brieten und kochten. Kinder rupften Hühner und Gänſe, welche in der Umgegend geſtohlen ſein mochten; auch hingen an Stöcken, welche in das Erdreich geſteckt waren, wie ich ſpäter ſah, abgehäutete Katzen und Hunde. Nicht weit vom Feuer lagen und ſaßen alte Zigeuner, welche Muſik zum Tanze machten, der wüſt und heidniſch, liederlich, unverſchämt und halbnackt von jungen Leuten beiderlei Geſchlechts aufgeführt wurde. Mir war es, als wäre ich unter die Wilden gerathen.

„Schon außer mir vor Zorn, warf ich mir die Bibelverſe im Kopfe zurecht, mit welchen ich dieſes Geſindel zur Ordnung bringen wollte; mir vergingen jedoch alle Gedanken, als ich jetzt meinen Seph im Hintergrunde auf einer Raſenerhöhung, auf welche Pferdedecken gelegt waren, wie auf einem Throne mit einem braunen, in goldenem Gewande flimmernden Mädchen ſitzen ſah, welches eine Zither auf dem Schooße liegen hatte, ohne darauf zu ſpielen, ſondern vielmehr den Arm um Joſeph's Nacken geſchlungen hatte und ihn anlachte mit ihren weißen Zähnen. Da um ſie herum Kienſpanleuchten brannten, ſo konnte ich ſie mir ganz genau betrachten. Das Zigeunermädchen war ein dünnes, feines, zierliches Ding, welches hübſch genug war, einen jungen Menſchen zu verführen, der außer plumpen Dorfdirnen noch nichts Schöneres geſehen hatte.

„Während ich ſo zweifelnd und ſtaunend daſtand, fühlte ich mich plötzlich bei den Armen ergriffen und ebenſo ſchnell meine Hände auf dem Rücken zuſammengebunden. Bei meinem Geſchrei waren Joſeph und das Mädchen aufgeſprungen und ebenſo ſchnell war ich mitten in den Kreis, unter Jubel und Zorngeſchrei der Bande, hineingeſchleppt. Kaum wurde Joſeph meiner anſichtig, ſo fiel er mir um den Hals und rief: „Vater, mein Vater!“ Im Augenblicke hatte er mich auch der Feſſel entledigt und wir ſtanden jetzt einander Auge in Auge gegenüber.

„Joſeph,“ ſagte ich endlich mit wahrhaft väterlicher Rührung zu ihm, „muß ich dich ſo finden? Befolgeſt du ſo die vielen guten Lehren, welche ich dir gegeben habe? Vergiltſt du ſo alle die Liebe, mit der ich dich von der Straße und aus dem Elende weggenommen und zu allem Guten erzogen habe? Muß ich dich jetzt aufſuchen unter Vagabunden und Dieben, bei dem verworfenſten Volke der Welt? Joſeph, mein Joſeph! fühlſt du denn gar keine gute Ader mehr in dir, daß du auf einmal ſchlecht und liederlich werden willſt, wie man eine Hand umdreht?“

„Wie ich ihn ſo anredete, ſchlug er beſchämt die Augen nieder; es regte ſich etwas Gutes in ihm.

„Ich ſprach ihm nun jetzt mit den eindringlichſten Worten zu, ein guter Menſch zu bleiben und mit mir wieder heimzukehren.

„Meine Rede wurde unterbrochen von dem Hallohgeſchrei der ganzen Bande, welche mit Meſſern und Säbeln auf mich einſtürzte. Ich hörte auch Flintenhähne knittern, doch mich wandelte wenig Furcht an. Ich war in meinem Berufe.

„Kaum hatte Joſeph dieſe Gefahr, welche mir drohte, bemerkt, als er ingrimmig mit funkelnden Augen das Geſindel anſchrie: „Halt! Ich ſtrecke Jeden, der uns auf zehn Schritte naht, mit dieſer Piſtole nieder! Weicht zurück! Ich habe mit meinem Pflegevater allein zu verhandeln.“

„Dann wandte er ſich mit ruhigen Worten zu mir und ſprach mild und ſehr niedergeſchlagen: „Sagt mir bei dem Gotte, deſſen Diener Ihr ſeid, war der Mann, welcher begraben liegt unter der Weide bei dem Gottesacker, ein Zigeuner?“

„Ich mußte ihm dieſe Frage bejahen. „Nun, ſo darf ich,“ entgegnete er, „auch nicht dieſes arme Volk verlaſſen, dem ich angehöre und das mir angehört; ſein Schickſal, wie ſein Elend, iſt das meinige. Ich bin verflucht und geſegnet, wie ſie. Hat einſt Moſes in Aegypten ſein verachtetes Volk verlaſſen? Doch war er erzogen im Hauſe des Pharao in aller Weisheit der Aegypter. Was ich thun muß, das liegt geſchrieben in meinem Herzen. Wer anders thut, iſt ein Schuft!“

„Ich erwiderte ihm: „Aber du biſt ein Chriſtenmenſch und willſt dich halten zu den Heiden?“

Er antwortete: „Ehe Moſes und Chriſtus waren, war dieſes arme Volk! Darf ein Menſch Vater und Mutter verleugnen? Ich bin ein Zigeuner!“

„Nun denn,“ entgegnete ich, „thue, was dir recht däucht! Lieber hätte ich dich todt geſehen, als nun verloren vielleicht in alle Ewigkeit. Wärſt du bei mir geblieben, ich hätte dich nach Göttingen auf die hohe Schule gehen laſſen, den letzten Pfennig hätte ich an dich gewendet; denn du hatteſt den Kopf dazu, ein gelehrter und angeſehener Mann zu werden; doch nun?“

„Jetzt hatte das ſchöne Mädchen, welches während dieſes Geſprächs hinter ihm geſtanden hatte, ſich hervorgewagt.

„Wer iſt dieſe Dirne?“ rief ich; „willſt du mit ihr zuſammenleben, wie ein Heide? Dieſe Schande, die du mir anthuſt!“

„Sie iſt meine Braut!“ ſprach Joſeph, „und wollt Ihr, daß kein Aergerniß in Euern Augen geſchieht, ſo gebt uns als Eheleute mit prieſterlichem Segen zuſammen.“

„Ich beſann mich eine Weile; da gab mir der heilige Geiſt ein, ſie miteinander zu trauen, jetzt, hier mitten in der Nacht unter Gottes freiem, offenen Himmel.

„Beide waren vor mir geknieet; die Zigeunerbande hatte um uns einen Kreis geſchloſſen. Es war eine Stille, daß man das Gras flüſtern hörte.

„Ich faltete die Hände und betete mit lauter und vernehmbarer Stimme zu Gott dem Allbarmherzigen und rief ihn an zum Zeugen bei dieſer heiligen Handlung. Dann nahm ich die Hände der Knieenden, vereinigte ſie und ſprach: „Seid Mann und Weib, liebt Euch einander und tragt zuſammen als ein Herz und eine Seele die Leiden und Freuden dieſer Welt. Was Gott zuſammenfügt, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden. Ein guter Engel behüte Euch vor Sünden und Laſtern, er behüte Euern Eingang und Ausgang und gebe Euch ſeinen Frieden!“

„Da erſtickten Thränen meine Stimme; ich wandte mich mit blutendem Herzen ab von dem Paare und entwich in den Wald auf den Weg nach meinem Dorfe.

„Als ich aus dem Walde heraustrat, fühlte ich mich bei der Schulter gefaßt; ich drehte mich faſt erſchrocken um und Joſeph lag lautlos an meiner Bruſt, küßte mich heftig und entfernte ſich dann wieder ebenſo leiſe, als er gekommen war.

„Ich ging ſo ſchwer betrübt nach Hauſe, als wäre mir eben mein einziger Sohn geſtorben. Ich fühlte jetzt erſt, wie gar ſehr ich ihn geliebt hatte.

„Am andern Morgen hörte ich ein Jubeln, ein Singen und Klingen in das Dorf hereinziehen. Ich trat unter das Hofthor. Da kam die ganze Zigeunerbande den Weg herab, tanzend und ſpringend bei dem Getöſe des Tambourins, dem luſtigen Klange der Klarinette und Fidel. Viele waren abenteuerlich geputzt und ſchwenkten grüne Zweige. Voran auf einem großen, weißen Pferde, das mit bunten Bändern und vielen klingenden Glöckchen geziert war, auf einer langen, vielfarbigen Decke, welche über den Rücken des Thieres gebreitet war, ſaß Joſeph, eine rothe Schiffermütze auf dem Kopfe und bekleidet mit einem Treſſenrocke und gelben Saffianſtiefeln, woran große Sporen geſchnallt waren. Vor ſich hatte er ſeine Braut ſitzen, welche mit einem durchſichtigen, blauen Tuche verhüllt war. Ich that nur einen Blick hinaus, denn ich konnte dieſes luſtige Elend nicht mit anſehen; auch ſchämte ich mich vor den Dorfleuten, welche mein Pflegekind nun als Zigeunerkönig wiederſahen.

„Nachmittags hörte ich, daß eine Compagnie fürſtlicher Soldaten durch das Dorf marſchiert wären, um die Zigeunerbande aufzuheben, welche ſchon längſt für vogelfrei erklärt war.

„Ich wußte nicht, wo ich vor Angſt und Noth mein

Haupt hinlegen ſollte. Nach Mitternacht, denn ich konnte nicht ſchlafen, hörte ich aus weiter Ferne ein anhaltendes Schießen. Ich knieete nieder in die Kammer und betete inbrünſtig für die Rettung meines verlorenen Sohnes.

„Bei anbrechendem Morgen kamen die fürſtlichen Fußknechte zurück. Sie hatten den größten Theil der Zigeunerbande eingefangen. Todte und Verwundete wurden auf Bauerwagen, die Uebrigen, welchen die Hände mit Stricken gebunden waren, mit den heulenden und ſchreienden Weibern vorübertransportirt.

„Ich ſchickte in Todesangſt meine Margarethe hinaus, um ſich nach Joſeph zu erkundigen. Sie brachte mir die Nachricht, daß er und ſeine Braut nicht mit unter den Gefangenen wären. Eine Zigeunerin hatte ihr im Vorbeigehen zugeflüſtert, daß Beide davongekommen ſeien.

„Daß er nicht als ein Räuber und Mörder eingefangen war, tröſtete mich in dieſer Zeit. Ich wurde einen Monat darauf noch mehr beruhigt, als ich von ihm aus Amſterdam einen Brief erhielt, obſchon er ihn, wie in Verzweiflung über ſein tauſendjähriges Elend, wie er ſich ausdrückte, geſchrieben hatte. Nur ſo viel ging daraus hervor, daß er in jener Nacht ſeine Braut auf eine entſetzliche Weiſe verloren hatte.

„Später ſchrieb er mir wieder aus Toulon in Frankreich, wo er als franzöſiſcher Soldat mit eingeſchifft werden ſollte. Dieſer Brief war ruhiger. Er beſchrieb mir, wie es ihm in jener ſchrecklichen Nacht ergangen wäre. Selten kann ein Menſch ſoviel in ſo kurzer Zeit erduldet haben.

„Seitdem habe ich Nichts wieder von ihm gehört oder geſehen, bis vorgeſtern, wo er mit einer Leiche, um welche er noch im Tode ſeine Arme geſchlungen hatte, an dem

Strande von den Fiſchern aufgehoben wurde. Er hatte auf dem Meere im Sturme mit dem Schiffe, auf welchem er ſich befand, ſeinen Untergang gefunden.

„Ich eilte auf die Nachricht davon hinab und ließ beide Leichname hierher ſchaffen, um ſie zu beerdigen.

„In ſeiner Bruſttaſche fand ſich ein Tagebuch vor, welches ich ſpäter einmal durchleſen will. Dem Anſcheine nach hat es nur wenig von der Näſſe gelitten. Vielleicht findet ſich darin einige Auskunft über ſein ferneres Schickſal.“

Hiermit ſchloß der redliche Pfarrer ſeine Erzählung. Er theilte mir das Tagebuch und die Briefe, welche er aufbewahrt hatte, zur Durchſicht mit und begab ſich, da es ſchon ſpät in der Nacht geworden war, zur Ruhe.

Ich nahm dieſe Papiere mit in die kleine Schlafſtube, welche mir angewieſen worden war, und fand mich bald ſo von dem Inhalte des Tagebuches beſtrickt, daß ich noch in dieſer Nacht es durchlas.

Von dieſen Papieren habe ich mir mit Erlaubniß des Pfarrers Tags darauf Abſchrift genommen. Da ſie zur Ergänzung dieſer Geſchichte gehört, ſo erlaube ich mir, ſie im Auszug der Geſellſchaft vorzuleſen.

Aus dem Tagebuche:

Auf dem Orient am 7. Juni 1798.

Aegypten! Nach Aegypten, dem uralten Mythenland? Das alſo war es, was mein Schickſal wollte? — Als die Zigeunerinnen in meiner Hochzeitsnacht vor dem Zelte ſangen: der Hyckſo und die Pharaonentochter wären durch die ſchwarzen und weißen Thiere gegangen dreitauſend Jahre und nun kämen ſie wieder zuſammen und zögen nach Aegypten in das große Säulenſchloß! — da hielt ich dieſes Alles für märchenhaften Unſinn; ich halte es jetzt noch dafür. Mein armes, armes Weib! — Sie hieß Vineti Sunge; in der Zigeunerſprache ſoll dies ſo viel bedeuten, wie: blaue Blume. — Horch, die Kanonen donnern! Welches Schauſpiel! Unſere franzöſiſche Flotte mit dreihundert flaggenden Schiffen, mitten darunter, wie ein kaiſerlicher Despot, der Orient mit einhundert und zwanzig Feuerſchlünden, ſegelt an Sicilien vorbei. Der Aetna erbleicht vor Schreck; eine ſchwimmende Stadt zieht vorüber, Frankreich und Bonaparte! Hinweg, Ihr albernen Träume aus Deutſchland!

Am 12. Juni.

Malta iſt erobert. Von den Thürmen herab weht die dreifarbige Fahne.

Am 1. Juli, ½9 Uhr Morgens.

Aegypten! Welcher Name, der einen neuen Welttheil und die uralte, räthſelhafte Weltgeſchichte bedeutet! Drüben aus dem Meere ſteigt hervor Alexandrien mit den Moſcheen und Minarets. Mit uns Cäſar und ſein Glück!

Bonaparte? Was iſt das für ein Menſch? Da ſtand er an der Säule des Pompejus mit untergeſchlagenen Armen, ruhig auf die Stadt deutend, als unſere Diviſion mit „Lebehoch!“ vorüberrückte. Er brauchte nicht zu ſprechen, wir verſtanden ihn und er verſteht uns. Worin beſteht der Zauber, mit welchem er aus uns und der ganzen Welt macht, was er will? In ſeiner Seele hat ſich die Poeſie dieſer Zeit concentrirt.

General Menou pflanzte, aus ſieben Wunden blutend, zuerſt die Fahne auf die Mauer Alexandriens; — von Straße zu Straße wogte der Kampf, von Haus zu Haus. Wer mag dem Gott der neuen Zeit widerſtehen?

Die Gefallenen ſind begraben am Fuße der Pompejusſäule. Es lebe Bonaparte!

Die Marſchordre heißt: Kairo! Die Flotte iſt nach Abukir entſendet.

Auf dem Marſche.

Glühende Sonne, brennender Sand, endloſe Wüſte. Keine Wolke. Kein Baum. Durſt und kein Waſſer; wir tragen Flintenkugeln im Mund. Deſaix, der junge, glühende Held, unermüdlich, unerſchrocken, freundlich zu Allen.

Sonnenaufgang. Halt! mit Donnerruf: „Die Pyramiden von Gizeh.“ Bonaparte zu uns mit dem Zauberſpruch: „Soldaten, dort von dieſen Spitzen herab betrachten Euch vierzig Jahrhunderte!“ Ein freudiger Schauer zuckte durch mein Gebein. Was wollt Ihr mit mir, Ihr uralten Träume?

In Kairo.

Das war die Schlacht bei den Pyramiden. Murad-Bei mit ſeinen ſechstauſend goldſtrahlenden Mamelucken iſt geſchlagen, Tauſende ſind erſchoſſen, zuſammengehauen, in den Nil geſprengt. Welche Beute an Gold und köſtlicher

Waffenrüſtung! Dupuy mit einigen Grenadieren, vor welchen her ein Tambour die Trommel rührte, zog zur Nacht in Kairo ein. Der Schreck bändigte eine halbe Million Einwohner, die ſich verſchloſſen hielten in den Häuſern. Jeder von uns fühlt in ſich Etwas vom Geiſte des Feldherrn.

An mir geht Alles vorüber, wie ein Traum, groß und phantaſtiſch.

Wie oft habe ich mich auf die Erde geworfen und mein brennendes Herz gedrückt in den glühenden Sand, welcher das Märchen meines Schickſals vor vielen tauſend Jahren ausgebrütet hat! Wie iſt mir hier Alles ſo fremd und wieder ſo bekannt, — dieſe unermeßlichen Ebenen mit einzelnen Palmen, dann wieder Ebenen mit Palmen und Nazels und darüber hin der heiße, glühende, wolkenloſe Himmel; — dieſe engen Gaſſen, dieſe Häuſer mit ihren Altanen und den platten Dächern, — dieſe Moſcheen mit den Minarets und ſchlanken Säulchen, — dieſe bunten, ſeltſamen Menſchengeſtalten, ſonnenverbrannte Geſichter mit Knebelbärten, Turbane um glattgeſchorene Köpfe, — dieſe ſcharfe, kreiſchende Kehlſprache, — die hochhalſigen Kameele, dieſe Reiter mit Pantoffeln an den Füßen, — dieſe verhüllten Weiber, welche nur zwei ſchwarze, glühende Augen ſehen laſſen: — und um alles Dieſes her als Rahmen die brennende Wüſte mit Schakals und Sperbern, — das iſt das Morgenland!

Wer bei Gizeh die bis über die Schultern in den Sand begrabene Rieſenphinx geſehen mit ihrem, in die Oede hinausſtarrenden Antlitz, mit dem ewigen, ungelöſten Räthſel der Weltgeſchichte auf der ſteinernen Mohrenlippe, der weiß, was Aegypten iſt. Dieſe Sphinx iſt die verſteinerte Seele dieſes Landes. Wer löſt ihr Räthſel? Vor ihr verſchwindet mein kleines Leid, das ſo kurz währt, wie ein Menſchenleben.

Salahieh am 6. Auguſt.

Wir ſind abgeſchnitten von Frankreich, von Europa und ausgeworfen in einen fremden, feindſeligen Welttheil. Die Flotte iſt zerſtört bei Abukir. Nelſon hat uns zu Grunde gerichtet. Am erſten Auguſt, 5¼ Uhr Nachmittags, begann die furchtbare Seeſchlacht. Der Orient, dieſe ſchwimmende Citadelle, iſt in den Himmel geflogen, wie ein rieſige Rakete, mit Donnergebrüll.

Brueys hat ſich verblutet mit dem Rufe: „Ein franzöſiſcher Admiral bleibt auf ſeinem Poſten!“

Und wir? Uns ſind nur noch das Bajonnet und der Ruhm geblieben.

Kairo.

Der Panther der Steppe, Murad, iſt wieder da. Deſaix, der fröhliche Gott des Gefechtes, ihm entgegen mit den ehernen Colonnen der Revolutionsſoldaten im Schwunge der Begeiſterung zu Thaten der Unſterblichkeit.

An den franzöſiſchen Vierecken und den Spitzen unſerer Bajonnete iſt zerſchellt der Anſturm der Barbaren. Der Mordkampf und Sieg bei Sediman hat entſchieden über Unterägypten. Es iſt erobert.

Welcher Kreislauf der Weltgeſchichte! Vor länger, als dreitauſend Jahren, iſt mein wildes Volk von hier vertrieben worden, und nun ſtehe ich, ſein König, der Zigeunerkönig, in urälteſter Legitimität als Soldat einer republikaniſchen Armee auf den Trümmern einer untergegangenen Welt. Das iſt mehr, als Wahnſinn. O Vineti, meine blaue Blume!

Im October.

Kairo hat ſich gegen uns empört. Volkshaufen wüthen durch alle Gaſſen, unſere Brüder mordend. Dupuy, der Commandant von Kairo, iſt gefallen. General Bon mit uns gegen die Rebellen; — die Imans und Mollahs auf den Minarets zum Aufruhr ſchreiend, Cicaden im reifen Weizen, Hyänengeheul, dazwiſchen der brüllende Hülferuf unſerer Lärmkanonen! Das fanatiſche Volk verſchanzt ſich in der großen Moſchee El-Heazar. Zur Nacht Bonaparte von ſeinem Streifzuge zurück, am Morgen Batterieen auf dem ſtadtbeherrſchenden Gebirgsrücken Mocatam. Durch die Straßen gegen die große Moſchee rücken Grenadiercolonnen vor. Die Batterieen beginnen zu ſpielen, wie lebendige Weſen, tanzen die Kugeln zerſchmetternd auf der Kuppel der Moſchee. Der Himmel dunkelt im Gewitter und begleitet das Krachen der Kanonen mit Donnerſchlägen. Aus der Moſchee hervor im Ausfall das raſende Volk in die Spitzen unſerer Bajonnete; — dann heulend um Gnade flehend. Der Aufruhr iſt geſtillt. Es lebe Bonaparte!

Aegypten iſt ein gemäſtetes Rind, aber von Mitternacht her kommt der Treiber.

Paris iſt in Kairo. Wir haben Spielſäle, Billardzimmer, Leſecabinete, Orcheſter und Bälle mit den entſchleierten Damen Kairos, Kaffeezimmer, Billardzimmer, Reſtaurationen, Abends Feuerwerke und Komödie, alle Beluſtigungen der Pariſer im Tivoli zu Kairo. Wir laſſen Zeitungen drucken, eine Décade égyptienne und den Courrier. Es blühen Manufacturen und Fabriken aller Art unter dem Chef der Aëroſtaten. Wohin ein Franzoſe kommt, da bringt er Paris mit, und hier iſt das uralte Mythenland des Oſiris und der Iſis.

Die Pforte hat uns den Krieg erklärt. Mit ihr iſt England und eine Hölle gegen uns los. Bonaparte rückt mit der Hauptmacht in Eilmärſchen nach Syrien. Davouſt verſtärkt den General Deſaix in Oberägypten. Es ſteigert ſich die Tragödie bis zur Kataſtrophe; jeder Mitſpieler iſt ein Held.

Auf dem Marſche.

Unter den Guiden Davouſt's, auf dem Dromedare fliege ich dem Regimente voran über die glühenden Wüſten. Da drüben iſt das rothe Meer, weiter hinüber Gidda und Mekka; wie weit iſt es noch bis zum Gangesſtrome? Auf der andern Seite zur nächſten Oaſe rechnet man drei Tagereiſen, ſo wieder von Oaſe zu Oaſe, Senaar in Nubien rückt heran, dann Dar-Fur und wieder nach hundert Tagereiſen

Tombuktu. So verſchwinden Zeit und Raum vor dem dahinſchreitenden Kameele, dem Schiffe der Wüſte. Die Völker liegen nicht mehr ſtill, wie beinerne Eſel; ſie fliegen, wie Falken, durcheinander; Weither und Fernhin iſt ihr Name. Ich bin ein Zigeuner!

Alle Steinblöcke am Wege ſind mit Hieroglyphen bedeckt und wollen mit dem Wanderer plaudern, der ihre ſtumme Sprache nicht verſteht. Wißt Ihr, wo Vineti, meine blaue Blume, blüht? — Ihr Geſpenſter der Vorwelt, zur Ruhe! Zur Ruhe auch du mit Hieroglyphen beſchriebenes, wildes Herz!

In der Thebais.

Bei der Gräberſtadt von Gournah haben wir den fürchterlichen Murad vernichtet und blutend zurückgeworfen in die Steppe.

Wir ſtehen im Mittelpunkte der alten Welt: vor Theben, der unermeßlichen Ruinenſtadt, dem Wunder und Räthſel der älteſten und neueſten Zeit. Die franzöſiſchen Gelehrten erwecken ſie vom Tode. Sie bannen die Geſpenſter dieſer Mauern an das Tageslicht der Literatur.

Hier beugt der Nil das Knie gegen Oſten, die Bergketten auf beiden Seiten weichen zurück und zwiſchen ihnen liegt die Ebene von Theben, das Auge Aegyptens. Jenſeits ſind die Wüſten des Typhon.

Hier im Nilthal Leben, ringsumher Tod und Erſtarrung. Das iſt das Vorbild der Religion und Geſchichte Aegyptens.

Aegypten iſt der Nil mit ſeinen Schlammufern; das Andere iſt Felſen und Sand.

Aegypten iſt eine Auſter, welche zwiſchen zwei Schalen an Afrika hängt.

Welch ein breites Thal, darin als Oaſen Dörfer und Karavanſerais mit Palmbaumgruppen und Zuckerrohrpflanzungen und himmelanragenden Tempeltrümmern und Felſen, welche verwandelt ſind in koloſſale Menſchenbilder!

Das iſt das Land meiner Jugendträume! Iſt es meine Heimath? Ich armer, ausgeſtoßener Menſch!

Hier lag die alte, heilige Pharaonenſtadt mit ihren rieſenhaften, gewaltigen Tempeln und Königspaläſten. Ein Chaos unverwüſtlicher, ewigtrittrotzender Trümmer iſt von aller dieſer Herrlichkeit allein noch übrig — ein Räthſel in Steine verwandelt, — ein zerriſſenes Blatt uralter, ſeltſamer Geſchichte, das Niemand vereinigen und leſen kann. —

Im Memnonium.

Da ſitzen in finſterem Ernſte Rieſenwächter am Mumienſarge des alten Aegyptens, vor Schrecken zu Stein erſtarrte, himmelhohe Geſpenſter, welche ihre Schatten werfen bis auf die lybiſche Felſenwand, rings umgeben von umgeſtürzten Götterbildern, Obelisken, Zierrathen, zertrümmerten Gliedern unermeßlich herrlicher Bildſäulen und von Steinblöcken mit ſeltſamen Schriftzeichen.

Nicht mehr begrüßen dieſe Koloſſe mit klingendem Rufe die aufgehende Sonne; ſie trotzen trauernd der Weltvernichtung entgegen.

Hier iſt das Grabmal des Oſymandyas. Ein Granitfels liegt ungeſtaltet am Boden; erſt aus weiter Ferne ſieht man, daß es ein ſteinerner Menſchenkopf, das Haupt des Welteroberers, iſt. Oſymandyas oder Bonaparte?

Geſtorben ſind die grünen und gelben Götter, der Hundskopf und Ibis und der große Affe, — untergegangen ſind die Pharaonen und ihre Mumien werden in den Apotheken zu Pulver gemacht und von den Bauern als Brechmittel gebraucht, — und das ganze alte Aegyptervolk ſchläft in ſeinen Felſenhallen; aber ein armes, vertriebenes, in aller Welt herumirrendes Volk, das älter iſt, als dieſe Uralten, lebt noch, und der Enkel des Hykſo, der Zigeuner, tritt auf das Haupt umgeſtürzter Götter und Könige.

Wer ſagt mir, daß die blaue Blume eine Pharaonentochter geweſen ſei? Vinetti, wo biſt du? Wer trieb dich vor mir her auf dem Meere in jener entſetzlichen Nacht? Ich muß ringen mit meinem Wahnſinn, wie mit einem unermüdlich anſtürmenden Mameluken auf dem feurigen Dongolahengſte.

Karnak.

Wie ein in Melancholie und Wahnſinn verſunkener Menſch dieſelbe Frage, über welche er verrückt geworden iſt, immer wiederholt, ſo Aegypten ſeine Sphinx in Koloſſen, aufgeſtellt zu Alleen, welche zu den Tempeln und Pharaonenpaläſten in Karnak führen.

Groß iſt das Schickſal; denn ich, der Zigeuner, der Sohn des vertriebenen Volkes, ſitze hier und weine über die Weltgeſchichte vor dem Palaſte der Pharaonen. Wie gewaltig wirken dieſe Maſſen in ihrer Einförmigkeit!

Vor den mächtigen Pylonen ſitzen und ſtehen die koloſſalen, ſteinernen Sklaven mit den fanatiſchen, dumpf hinſtarrenden Geſichtern, — in dieſer entſetzlichen Ausdehnung zum Ungeheuern über Maß und Verhältniß hinaus und im ewigen Einerlei hinbrütender Melancholie. Drinnen im Hofe ſtehen umher in langer, einförmiger Trabantenreihe wieder andere ſteinerne, ewige Knechte des königlichen Gebäudes, welche noch nach Jahrtauſenden gehorſam auf dem Nacken den Felſen tragen. Dahinter, welche Hallen thun ſich auf und mitten darin der Feſtſaal, deſſen Decke ein Säulenwald emporträgt, deſſen Wände überall bedeckt ſind mit bunten, abenteuerlichen Göttern und Opferzügen und wunderlichen Verzierungen!

Hier iſt ein ſteinernes und wahrhaftiges Märchen; ein Gedicht, das Ihr mit der Hand angreifen könnt, — glaubt Ihr noch nicht an die Wahrheit der Poeſie?

Hier ſtehe ich ſtundenlang vor einer Seite dieſes Märchenbuches, das nur Wahrheit berichtet, vor dieſer, aus Felſenſtücken emporgebauten und prächtig von unten bis oben hinaus beſchriebenen und vollgezeichneten Wand. Sie iſt überſchüttet mit bunten Bildern. Geſchäftig und zwiſchendurch laufen die Hieroglyphen, welche gern erzählen möchten, wie taubſtumme Menſchen, mit heftigen, zudringlichen Geberden, und ſich doch nicht verſtändlich machen können. Sie begleiten ihren Pharao überall hin, welcher auf dieſen Wänden ein armes Hirtenvolk mit ſeinen Heerden jagt durch Wald und Sumpf und über den Fluß in die Gebirge. Die herumlaufenden Schriftzüge ſind, wie Geiger, welche mit einem in das Fett getauchten Violinbogen über die geſpannten Saiten fahren. Was wollen ſie bedeuten?

Ein grün und blauer Papagei mit einem poſſirlichen Menſchengeſichtchen ſieht mich weinerlich unter dieſen Zeichen an; er möchte ſo gern reden, der freundliche Antiquar, und kann doch nicht. Eine grüne Eidechſe läuft an der Wand herum und ſtudirt emſig dieſe alte Bilderſchrift. Seit drei Tagen gehört ſie zum franzöſiſchen Inſtitute und wird ſehr von unſern gelehrten Damen geliebt. Kleines Thier, gieb dir keine Mühe, ich will dir das Räthſel löſen!

Das uralte Hirtenvolk, welches, ausgeſtoßen von den Brahminen in Indien, durch die Wüſten bis nach Aegypten gezogen war, ehe noch Oſiris hier einen Tempel hatte, dieſes Volk iſt es, welches die Prieſter und ihre Könige hier aus ihrer zweiten Heimath vertrieben haben; dieſes Volk, welches alle Pharaonen, Theben und Memphis und die ganze alte Welt mit ihren Göttern überlebt und wieder nach tauſend Jahren zu dem Streiter Mohammed's, dem Kalifen Omar, geſprochen hat: „Wir ſtammen von Zig und lieben die Pferde, haben keine Häuſer und Städte und ſetzen den Reiſenden keine Zeichen an die Straße; wir ſind die Zigeuner!“ Und wieder nach tauſend Jahren ſteht ein Menſch dieſes Geſchlechtes hier und ſpricht: „Ich bin ein Zigeuner!“ Warum zitterſt du, grüne Eidechſe? Wo weilſt du, blaue Blume, ſchöne Pharaonentochter? — Deshalb ſind wir ſo elend, weil wir die Götter haßten und die Freiheit lieben.

Ueberſieht man aus der Ferne Thal und Felſenkette, ſo kommt es Einem vor, als wenn die Felſen altägyptiſche Gebäude und dieſe wieder Felſen ſeien. Aus den Umriſſen dieſer Berge conſtruiren ſich von ſelbſt dieſe alten Tempel und Paläſte. Die ägyptiſche Kunſt iſt nur die geſteigerte Natur dieſes Landes, aus welcher ſie unmittelbar, wie eine Blume, emporgewachſen iſt.

Noch leben hier dieſelben Menſchen, welche auf den Denkmälern der alten Welt abgebildet ſind — dieſelben Geſtalten, dieſelben Geſichter, ſelbſt in den Waffen und Trachten noch ähnlich ihren Vorfahren. Sie leben jetzt vom Verkaufe der Mumien ihrer Vorältern.

Wenn ich ein Vaterland irgendwo hätte, baarfuß und bettelnd wollte ich dorthin wallfahrten, auf den Knieen durch glühende Steppen rutſchen und mich nähren von Thränen der ſüßeſten Sehnſucht. Ich habe keine Heimath. Soll ich hingehen, wo der Gangesſtrom dahinträumt durch die ſegenſchwangern Fluren, wo die Götter und ihre Prieſter meine Brüder zu Parias und zu Thieren gemacht haben? oder zu den Berbern in der Wüſte? Meer und Wüſte geben dem Menſchen kein Vaterland. Ich bin der unglückſeligſte Menſch!

Was klage ich? Dort, wo mein Vater begraben iſt auf dem Anger, daran der Kirchhof ſtößt, unter dem Weidenbaume in Deutſchland an der Nordſee, dort unter der grünen Weide iſt meine wahre Heimath! Vor mir verſinken

Indien und Aegypten und das Meer von Deutſchland rauſcht herüber mit der Luft über das Grab meines Vaters und ruft: „Mein Sohn, wo biſt du?“

* * *

Ich und meine Kameraden ſtehen oft zuſammen auf dem Vorpoſten bei dem Wachtfeuer in der kühlen Nacht und verfolgen mit unſern Gedanken den Siegeslauf unſerer Brüder in Syrien unter dem Cäſar der neuen Zeit, dem General Bonaparte. Sie haben die Wüſte, welche Afrika von Aſien trennt, durchwandert mit dem Gewehr im Arm und vom Berge Sinai herab die Trommelwirbel der Marſeillaiſe erſchallen laſſen. Sie haben die Feſtungen von Gaza, Jaffa und Kaiffa zerſtört und begrüßen die Engländer und Türken in Acre mit ihren Kugeln.

Wir ſchreiben uns in das Buch der Geſchichte.

* * *

Nicht Menſchen allein können uns überwinden; das Schickſal ſchickt die Peſt, den Fanatismus des Moslem und die Hinterliſt Englands gegen uns. Bonaparte iſt mit unſern Brüdern wieder heimgekehrt nach Kairo.

* * *

Wähnten die Engländer und Türken, der zurückweichende Löwe ſei müde? Die Türken waren gelandet bei Abukir. Gegen jeden Franken ſtanden zwanzig fanatiſche Moslemen in der Feldſchlacht. Bonaparte's ſchwergewaffnete rechte Hand, General Lannes und Murat, der verwegene Reitergeneral, haben mit Säbel und Bajonnet die furchtbare Armee der Moslemen vernichtet.

Dort, wo unſer Orient brüllend ſeine Himmelfahrt hielt, mußte das Volk des Orients verbluten zur Sühne dem Dämon unſerer Waffen.

Die Wagſchalen ſtehen ſich wieder gleich. Deſaix ſagte, als wir die Siegesnachrichten empfingen: „Wir haben uns in Aegypten zu Tode geſiegt.“ Ich fürchte, es iſt ſo.

Auf dem Marſche in der Wüſte.

Unter dem General Friant ſendet uns Deſaix zur Verfolgung des Murad-Bei in die Wüſte. Ich fühle Etwas in mir, das tödtlich iſt.

Findet ein Europäer dieſes Tagebuch, ſo wiſſe er, daß ich einſam in der Wüſte geſtorben bin am ägyptiſchen Fieber. Am fernen Horizont verſchwindet die Escadron meiner Kameraden. Die Bleifeder ſinkt mir vor Mattigkeit aus der Hand.

In einer Höhle.

Sie hatten mich todtkrank zurückgelaſſen in der Wüſte bei ägyptiſchen Hirten, welche mich in ihrer Höhle menſchlich gewartet und gepflegt haben. Seit einigen Tagen bin ich wieder meiner Sinne mächtig. Noch weiß ich nicht, welche Jahreszeit wir haben? Wo unſer Heer ſteht? Was vorgefallen iſt?

Entſetzlich! Erſt iſt Bonaparte zurückgegangen nach Frankreich, nachher iſt Kleber ermordet worden in Kairo, — und dann hat die franzöſiſche Armee capitulirt und Aegypten verlaſſen. — So viele Mühe, Schweiß, Blut und Heldenleichen um dieſen Preis? Und ich allein noch in dieſem fremden, barbariſchen Lande, allein mit der gräßlichen Erinnerung an die Vergangenheit? — Das Stück iſt zu Ende; es blieb zurück als Epilog der Zigeuner.

Der treue Fellah, welcher mich in meiner Krankheit gepflegt hat, vergoß geſtern Thränen bei der Erinnerung an Deſaix. „Er war gut und gerecht! er war unſer Vater!“ rief er immer wieder aus. Ich fühle mich wieder geſund, aber meine Seele iſt krank vor Sehnſucht nach Europa. Ich muß das Grab meines Vaters unter dem grünen Weidenbaume wiederſehen.

Ich wohne in der Gräberſtadt Gournah bei der Thebais in einem Grabgewölbe. Ich wandere mit meinem Fellah in den Felshallen von einer Todtenkammer in die andere; viele davon ſind bewohnt von Hirten und Fiſchern. Welch ein wunderbares, geheimnißvolles Grauſen ergreift mich, wenn ich da um mich herum die alten Aegypter, die Bewohner Thebens, in langen Reihen liegen ſehe in den Kammern und Gaſſen dieſer unterirdiſchen Stadt, wie ſcheintodt. Seit länger, als dreitauſend Jahren, harren ſie hier der Wiederkehr ihrer Seele aus der Wanderſchaft durch die Reihen der Thiere. Sie lügen die Ruhe des Schlafes und die Hoffnung des Aufwachens dem Beſchauer vor, während draußen der Wind von Oſten her in die Löcher, welche nebeneinander an der Felswand die Eingänge bilden, ſpottend, wie auf einer Panflöte, ihnen ein Hirtenlied vorpfeift. Auf den Wänden ihrer Ruheſtätten iſt abgebildet in zierlichen, bunten Bildern ihr Lebenslauf; wie ſie gemeißelt und gezimmert, gewebt und Harfe geſpielt, geheirathet und Kinder gezeugt, Schätze geſammelt haben und geſtorben ſind, — ihr ganzes Leben, als wäre es geſtern geweſen und heute noch! Da ſitzen in den Ecken ihre poſſirlichen, zuſammengekauerten Schutzgeiſterchen mit den jungen Geſichterchen, die wieder etwas Altes, Geſpenſtiſches haben, und tragen in den Händen Blumenſtengel, welche ſich in Haſenköpfchen enden. Dort ringeln ſich gräuliche Schlangen durcheinander; hier beugt ſich ein Mohr abſcheulich über ſich, aus ſeinem Munde im Bogen über den Kopf zurück fährt die Seele aus, welche ſich, noch ehe ſie den Boden berührt, in einen Käfer verwandelt, während ein Kind zwiſchen ſeinen Füßen ſteht.

So haben die alten Aegypter, dieſes Gräber- und Unkenvolk, ihren Glauben und ihr Leben in unvergänglichen Bildern um ſich her geſtellt, um bei dem Wiedererwachen ſogleich ſich wieder auf ihr erſtes Leben zu beſinnen. Selbſt ihre Särge ſind ringsum beſchrieben mit ihrer Lebensgeſchichte; andere haben die Kaufurkunden über ihre Häuſer und Felder in Papyrusrollen unter dem Kinn. Ihr armen Betrogenen! — Ueber Euch ſchreitet hin der plumpe Fuß des Fellah und zertritt Euch in Staub. Es giebt kein Theben und keine Pharaonen mehr, ſelbſt Eure Götter ſind geſtorben, Eure Häuſer ſind Schutt und Eure Aecker Sand — und Euer Glaube an Unſterblichkeit war eine Lüge! Geht zur Ruhe, Ihr armen Geſpenſter, der Tag bricht an!

Ich werde noch aberwitzig in dieſer unterirdiſchen Stadt des Todes bei dem Mumienvolke.

Mein ganzes Daſein zerrinnt zu einem wehmüthigen, phantaſtiſchen Märchen.

Heute fragte mich der Fellah: ob ich das Grab der blauen Blume beſehen wolle? Ich will bei Sinnen bleiben und wenn der Wahnſinn mit Bajonneten anſtürmte gegen meinen Kopf.

Wir ſtiegen durch endloſe Mumienreihen mit der brennenden Fackel, umſchwirrt von Fledermäuſen, durch labyrinthiſche Gänge, Kammern und Hallen bei dem Qualme drückender Hitze, in das Innere des Felſens und auf Wendeltreppen tief hinab auf den Grund, wo wir endlich in einen prachtvollen, unterirdiſchen Saal gelangten. Mein Führer zog mich um eine Säule herum und wir ſtanden in einer kleinen Halle. Jetzt zündete er noch eine Fackel an und das ganze Gemach ward hell. Unzählige Figuren in brennenden Farben liefen an den Wänden herum, aber in der Mitte, in einem ovalen Kreiſe, ſtand die Geſtalt der Pharaonentochter, in ihrer Hand eine blaue Blume. Vergebens bot ich meinen Verſtand auf, um die Phantaſterei meiner Sinne zu beherrſchen; ich ſtrengte mich an, meine Augen der Lüge zu zeihen, es ſtand doch vor mir das unvergeßliche Bild meiner unglücklichen Vineti. Erkannte ich nicht dieſe großen, dunkeln Augen unter der ſchönen, breitgewölbten Stirn, die feingeſchnittene Adlernaſe, den kühnen, edeln Mund mit den ſanftaufquellenden, ſchmachtenden Lippen? Hatte ich nicht dieſe Geſtalt an mein Herz gedrückt? Doch hielt ich mich noch aufrecht. Ich verſtockte mich abſichtlich gegen den Eindruck, welchen dieſes Bild auf mich machte; denn ſchon begannen meine Gedanken ſich zu verwirren. Ich mochte ſchon lange ſtumm und verſunken in Betrachtung dageſtanden haben, als mich der Fellah bei dem Arme faßte, und mich auf den alabaſternen Mumienſarg aufmerkſam machte, welcher unter dieſem Bilde ſtand.

Er hob den Deckel ab. Mit einem lauten Schrei ſtürzte ich mich darüber hin; — es war die Leiche einer Pharaonentochter, — meiner blauen Blume.

Ich will ſie nicht mehr ſehen. Böſe Geiſter bethören oft des Menſchen Seele, um ihn zu verderben; ſie wollen mir meine Vernunft rauben. Bin ich denn ein ſolcher Narr, daß ich ſchon anfange, die uralte Zeit zu verwechſeln mit dem heutigen Tage? Der Fellah hat bemerkt, welchen unſäglichen Eindruck die Mumie der Pharaonentochter auf mich gemacht hat. Ich mußte ihm auf ſeine Frage antworten, daß ſie meiner verſtorbenen Braut ſehr ähnlich wäre. Er lachte geheimnißvoll und ſchweigt ſeitdem. Ich will ſie nicht mehr ſehen und das ſinnenverwirrende Märchen mir aus den Gedanken ſchlagen. Morgen reiſe ich nach Alexandrien. Ich habe die hundert Goldſtücke, welche ich eingenäht bei mir trage, noch gefunden; dieſe ſollen meine Ueberfahrt beſtreiten. Ich will eine Wallfahrt machen zu dem Grabe meines Vaters.

Alexandrien.

Verkleidet, in der Tracht eines europäiſchen Kaufmanns, bin ich hier angekommen. Im Hafen liegt ein hamburger

Kauffahrteiſchiff. Uebermorgen ſchiffe ich mich darauf ein. Wie hat ſich hier Alles verändert! Wie ein heftiges Gewitter, mit Donnerſchlägen und Blitzen iſt Bonaparte vorübergezogen; — Alles iſt ſtill und gewöhnlich, wie ſonſt. Der Türke ſitzt nachläſſig mit untergeſchlagenen Beinen auf dem Teppich vor dem Kaffeehauſe und bläſt aus ſeiner langen Pfeife ein Ringelchen von Tabacksrauch in die blaue Luft, ſieht es verſchwimmen und ſendet ein neues nach. Auch kommen die Kameele wieder mit Waſſerſchläuchen um die Ecke und die Häuſer haben noch platte Dächer und Altane, die Moſcheen Minarets und ſchlanke Säulchen und draußen umher iſt immer noch Wüſte, wo der Schakal heult und der Sperber ſchreit. Wir ſind, wie eine Wolke, vorübergezogen. Ich bin ein feiger Geſelle, denn ich weine, wie ein Weib.

Da kamen wieder über mich die Geiſter der Märchenwelt. Sie laſſen nicht von mir; denn ich bin ihr älteſter Freund, den ſie lieb behalten. Da ſind ſie alle wieder mit ihren wunderlichen, ernſthaften und zugleich poſſirlichen Geſichtern! Geſtern trat plötzlich der treue Fellah aus der Thebais in mein Zimmer, hinterdrein folgten ſeine beiden Knaben und brachten die Mumie, welche mich in Gournah faſt um meinen Verſtand gebracht hatte. Dieſer Bettler ſchenkt mir zum Andenken eine Pharaonentochter. Sie iſt eingewickelt in feine Linnen, welche mit räthſelhaften Zeichen beſchrieben ſind. Sollte darin ſchon mein Schickſal mit verzeichnet ſein? — Sie will mit mir nach Europa auswandern. Das Schickſal iſt meiner mächtig, ich unterliege.

Aegypten, ſinnloſes Nachtgeſpenſt, kehre heim in dein dreitauſendjähriges Grab! Dich ſtört nicht mehr der Wirbel der franzöſiſchen Trommel und der Donner unſerer Kanonen. Träume ruhig fort von Seſoſtris und Pſammetich, von Alexander und von Bonaparte, bis der Sand der Wüſte deine Sphinx und deine Rieſentrümmer gar verſchüttet hat und nur noch der Samum durch die Oede weht!

„Hiermit ſchließt,“ ſprach Johannes, „das Tagebuch des Zigeuners.“

„Aber was iſt aus der ſchönen Vineti geworden,“ fragte unſere Freundin Ottilie, „aus Joſeph's Braut, von welcher er immer ſo räthſelhaft ſpricht?“

„Darüber giebt der Brief, welchen Joſeph aus Toulon bei ſeiner Einſchiffung nach Aegypten an ſeinen Pflegevater geſchrieben hat, uns Auskunft,“ entgegnete Johannes und las weiter vor:

Toulon.

„Vater, Du haſt mich lieb gehabt, auch wenn Du hart gegen mich warſt. Wenn ich unglücklicher Menſch eine Ahnung habe von einer Heimath, ſo haſt Du dieſen Keim in meine Seele gepflanzt, da ich noch gering war, wie ein Thier des Waldes. In Deinem Hauſe war ich glücklich und wäre es geblieben, wenn ich nie erfahren hätte, daß ich das Kind eines uralten Elendes bin. Erinnerſt Du Dich noch des Tages, wo die Zigeunerhorde mit mir und dem fremden Mädchen fortzog durch das Dorf? — Mir ſollte die Blume der Liebe nur ſo lange blühen, bis ſie meine ganze Seele beſtrickt hatte mit ihrer wunderbaren Pracht und ihrem Dufte, um mir dann auf ewig plötzlich wieder zu verſchwinden. Wir wurden in der darauf folgenden Nacht gehetzt, wie die Hirſche, von uniformirten Mördern, von den fürſtlichen Füſiliren. Ich und meine wilden Geſellen vertheidigten uns von Buſch zu Buſch. Welches Heulen und Schreien der Kämpfenden und Sterbenden, der Weiber und Kinder durcheinander! Jetzt waren wir aus den Weidenbüſchen hinaus an das Meer gedrängt. Vineti, meine geliebte Braut, war in einen Fiſcherkahn geſprungen, welcher dort angebunden lag, hatte ihn flott gemacht und rief: „Joſeph! Joſeph! komm' herein!“ In dieſem Augenblicke drangen auch die fürſtlichen Soldknechte auf uns heran mit Spießen und Bajonnetſtößen; zugleich rief Vineti: „Schwimm' nach! Schnell die Hand her!“ Ich ſprang in das Meer und wollte die Ruderſtange, welche mir Vineti entgegenhielt, faſſen, als auf uns neue Schüſſe fielen und Vineti im Nachen zuſammenſtürzte. Ich ſchrie vor Schrecken und ſank unter; doch rang ich mich wieder ſchnell empor; unfern von mir ſchwamm der Nachen ohne Ruder, nur von den Wellen und dem Winde langſam dahingetrieben. Ich ſtrengte alle Kräfte an, ihn zu erreichen, immer mehr wich er von mir ab. So währte der Kampf mit den Wellen eine geraume Zeit und weit hinter mir lag ſchon das Ufer. Wenn ich aufhörte, das Waſſer zu bewegen, ſo hörte ich das Stöhnen der Verwundeten im Kahne ganz vernehmlich. Tauſendmal rief ich, bitter weinend und ſchluchzend, ihren Namen: „Vineti!“ — Das Aechzen im Kahne dauerte fort, aber ihre Geſtalt ſah ich nicht über den Rand des Fahrzeuges ſich erheben. „Es iſt kein Gott im Himmel!“ ſchrie ich, und dann wieder: „Vineti!“ Ich ſtrengte wieder alle meine Kräfte an, den Nachen, in welchem meine Braut, mein wunderbares Mädchen lag, zu erreichen; dieſer trieb jedoch, wie zur Verhöhnung des Unglücks und der Verzweiflung, vor mir her und verſpottete mein Drangſal und meine Mühe. Schon begann ich zu ermüden, denn die Bruſt ſchmerzte von der ungeheuren Anſtrengung, mit welcher ich ſchwamm. Da gerieth ich in eine unſägliche Verzweiflung. Mit einem Fluche, der mir noch heute durch Bein und Mark fährt, bot ich meine letzte Kraft, die Kraft der Raſerei, auf; ſchon tippte ich mit meinen Fingern den immer wieder abgleitenden Nachen; — ſchon erreichte ich mit der einen Hand ſeinen Bord, endlich gelang es mir, auch die andere Hand hinanzubringen, und nun ließ ich mich dahingleiten durch die Fluth, denn faſt waren meine Kräfte gänzlich geſchwunden. Doch rief ich in Einem fort: „Vineti, ich bin da! Lebſt du noch?“ Ich erhielt keine Antwort; ich lauſchte mit allen Sinnen, — ich vernahm auch kein Aechzen oder Athmen mehr. So ließ ich mich dahinſchleppen, ohne Kopf und Bruſt am Rand des Nachens hinauf und mich ſelbſt hineinſchwingen zu können. Meine Kraft nahm immer mehr ab, je heftiger ich weinte und unabläßlich in die öde Nacht und das rauſchende Meer hinausrief: „Vineti, geliebte Vineti!“ Eine ſolche Nacht voll Jammer und Verzweiflung hat noch Niemand erlebt! Es war ein friſcher Wind, der mich und den Kahn immer weiter hinaustrieb auf das Meer. Der Mond war endlich untergegangen, ich erſtarrte faſt zu Stein im Schauer des Morgens; doch ließ ich nicht vom Nachen. Endlich ward Alles morgenhell. Da wagte ich zum letzten Mal meine Kraft aufzubieten und brachte glücklich das Kinn über den Rand des Fahrzeuges. Was ſah ich? Unvergeßlich wird dieſer Anblick in meiner Seele bleiben. Vineti lag bleich und todt auf dem Boden drinnen ausgeſtreckt, — meine Vineti, ſchön, wie ein weißes Marmorbild auf rothem Sammet, meine ermordete Vineti in ihrem Blute. Ein unnennbarer Schmerz durchzuckte meine Seele, jede Beſinnung verging mir, ich ſank zurück in das Meer. Konnt' ich nicht ertrinken? Warum muß ich noch leben? Doch damals war ich wirklich todt, mehr noch als todt: ich war vernichtet.

Einige Tage nach dieſem Vorfalle erwachte ich dennoch wieder auf einem Schiffe, das der bataviſchen Republik angehörte und mich im Meere aufgefiſcht und gerettet hatte, ohne Etwas von einem Nachen und der Leiche darin geſehen zu haben. War etwa Alles nur ein Traum?

Man hat mich zum Soldaten der Republik Frankreich gemacht. Was wollen dieſe Franzoſen? Was bedeutet das, was ſie Freiheit nennen, da ſie doch in dumpfen Städten und Straßen wohnen? Sie ſollten einen Zigeuner nach den Leiden und Freuden der Freiheit fragen! Nach Toulon ging unſer Marſch. Wäre ich ſchon todt! Eine barmherzige Kugel wird die rechte Stelle finden.

Noch weiß Niemand, wohin dieſe Expedition, zu welcher unermeßliche Zurüſtungen gemacht werden, gehen wird. Man flüſtert heimlich: „Nach Aegypten!“ Bei dem Namen dieſes Landes erbebt meine Seele vor den Schauern des Räthſels, welches mein Daſein umſpinnt. Ob ich von dort je wieder zurückkomme? Ich muß, denn ich habe eine unendliche Sehnſucht nach dem Grabe meines Zigeunervaters, welcher mit ſeinem Leibe mir ein Vaterland von drei Ellen lang und tief unter der grünen Weide am Ufer des Deutſchen Meeres gekauft hat. Ein Vaterland! Der Geiſt meines Schickſals muß mich, wenn er

Vernunft hat, wieder heimbringen in mein Vaterland, zu dem Grabe meines Vaters.

Ich grüße Dich zu tauſend Malen.

Joſeph."

„Der Geiſt ſeines Schickſals," fuhr Johannes fort, indem er das Tagebuch und die Briefe des Zigeuners wieder in ſeine Mappe legte, „hatte Sinn und Vernunft: er trug ſeine Leiche mit der Mumie der Pharaonentochter an den Strand des Deutſchen Meeres zu dem Grabe ſeines Vaters.

„Ich war von dieſem abenteuerlichen, traumdurchflochtenen Schickſale des armen Joſeph's wunderbar bewegt. Ich beſchloß noch in der Nacht ſeine Leiche zu ſehen. Ich verließ mein Schlafgemach und ging hinüber zu dem Schuppen, wo die Leiche ſtehen ſollte. Es wachte dabei die Leichenfrau.

„Welch einen wunderbaren Contraſt zeigte mir der Anblick! Neben einer vieltauſendjährigen Mumie lag die Leiche eines jungen, erſt vor wenigen Tagen im Meere verunglückten Soldaten, zwei ſo wunderbar vereinigte Leichen, welche nach den Gebräuchen der evangeliſch-lutheriſchen Kirche von einem einfachen Pfarrer in einem entlegenen Fiſcherdorfe am Strande der Nordſee beerdigt werden ſollten.

„Ich hob die Lampe empor, um das Geſicht der Mumienleiche näher zu betrachten. Es war ganz erhalten und verrieth wirklich noch ſehr ſchöne Züge. Ihre Leichenhülle war rings umſchrieben mit ſeltſamen Figuren und Hieroglyphen; nur an der rechten Seite war das Zeug durchgerieben von den Speichen des Karrens, auf welchem die Leichen vom Strande hierher geſchafft waren. Die eine

Hand der Mumie lag faſt ganz bloß. Indem ich dieſe ergriff und leiſe aufhob, fiel mir die Blumenzwiebel daraus entgegen, welche, wie ein Wunder, jetzt vor uns als blaue Amaryllis blüht.

„Das iſt das Ende von der Geſchichte des armen Zigeuners und ſeiner Vineti Sunge."

Ottilie hatte mit beiden Armen den Blumentopf umſchlungen, in welchem die Amaryllis blühte, und rief mit herabſtürzenden Thränen:

„Blaue Wunderblume, holdſeliges Räthſel, ſchöne Pharaonentochter! ich will dich lieben, wie eine Schweſter, in deiner zarten Farbenhülle, und wenn du mir endlich verblühen mußt, ſo will ich in jeder guten Stunde deiner gedenken, wie des ſchönſten Geheimniſſes, welches mir begegnet iſt in dieſem kurzen und ſo ſchmerzlich ſüßen Leben!"

Robert erwiderte: „Was nicht die menſchliche Zunge auszuſprechen vermag in dem höchſten Drange der Begeiſterung, alle die ſeligſten, geheimnißvollſten Gefühle, die innigſte, unmittelbarſte Erinnerung an die Vergangenheit, das vermag eine Blume in ihrem Zauber der Farbe und des Duftes. So blüht hier in dem zarteſten und vergänglichſten Weſen vor uns die ganze Weltgeſchichte."

„Wohl! Sowie einſt," entgegnete Hermann, „die Lotosblume in Indien Brahma trug, als er über ſich ſelbſt und die Welterſchaffung brütete, ſo blüht in dieſem Blumenkelch das alte Aegypten mit ſeinen Jahrtauſenden, ſeinen Göttern und ſeinem Glauben wieder herein in die gegenwärtigſte Stunde; ſie iſt die Seele der alten Welt!"

Erdmann blickte jetzt in den Kelch der Blume, wie in ein Menſchenauge, hinein und rief: „O, wie tief wurzelſt du unten in der alten Mythenzeit, du blaue Blume der

Sehnſucht und Liebe, und hebſt durch Jahrtauſende herauf dein zartes, vergängliches Blumenhaupt herein in dieſe wildfremde Stunde der neueſten Zeit, indem du ſo in einem einzigen Augenblick unermeßliche Zeiträume zu Duft und Farbe zuſammenrinnen läßt! Du heilige Blume, ſei gegrüßt von uns mit jeglicher Andacht! Was das Vergänglichſte, das iſt das Ewige geworden! Prophetin, wir verſtehen deine ſymboliſche Sprache, in der du das neue Evangelium verkündeſt von dem großen Gott in der Weltgeſchichte, in deſſen Leben und Weben alle Vergangenheit zu einem Geſtern wird, das heute iſt und morgen ſein wird.“

Johannes erwiderte: „Stört auch nicht mit Worten und Gedanken das Märchen, welches aus dieſer Geſchichte mit dem Dufte des Morgenlandes uns anweht! Laßt uns ſeiner erinnern, wie eines ſeligen Traumes, der uns die eigene Kindheit auf einen Augenblick vor die Seele gezaubert hat.“

Bei dieſem Geſpräche war der Mond hoch emporgeſtiegen; die Gewitterwolke, welche mit Wetterleuchten und dumpfen Donnern gedroht, ſchien ſich verziehen zu wollen.

Schon längſt hatten die Gondeln, welche uns in die Stadt zurückbringen ſollten, unten an der Elbe uns erwartet.

Hermann und ſeine holde Genoſſin begleiteten uns durch den Garten, welcher von leuchtenden Johanniskäfern durchſchwirrt war und mit ſeinen Centifolien und Lilien duftete, hinunter an das Ufer.

„Gute Nacht! Glückliches Wiederſehen!“ und ſchon ruderten wir mitten auf dem Strome, deſſen Wellen uns ſchnell hinabtrugen, dem Mondregenbogen entgegen, welcher ſich, wie eine Geiſterbrücke, durch die Juninacht über den Himmel herabzog auf die träumende, weinende Erde.

Der Zufall hatte es gefügt, daß Johannes und Cecil in die zweite und letzte Gondel allein miteinander zu ſitzen gekommen waren. Da dieſe nur einen Ruderer und deshalb langſamere Fahrt hatte, ſo war ſie an die erſte Gondel, welche vorausfuhr, mit einem Seile befeſtigt. Johannes und Cecil ſaßen traumverſunken Hand in Hand, Beide ſchwiegen, jeder in einer andern Gemüthsſtimmung. Johannes blickte unverwandt in die Wolken, welche durch die Bergſchluchten ſich in das Thal hereinzuwälzen ſchienen und den Himmel wieder verdunkelten, um dann mit plötzlichen Blitzſtrahlen Alles umher mit grellem Licht zu überflammen. Cecil aber hing mit Blick und Seele am Geſichte des beſorgten Freundes. Der Wind erhob ſich, die Wellen des Fluſſes ſchienen ängſtlich und unruhig zu werden.

„Gott geleite uns glücklich heim!“ ſagte jetzt Jemand in der erſten Gondel. „Iſt Gefahr zu fürchten?“ fragte Cecil odemſtockend.

„Wir ſuchen jetzt das Ufer zu gewinnen,“ verſetzte Bernhard, „vielleicht gelingt es.“

Jetzt erfolgte ein gräßlicher Blitzſtrahl und ein gewaltiger Donnerſchlag, die Wellen thürmten ſich, mit einem Ruck war das Seil geriſſen, welches beide Gondeln verbunden hatte, und, wie ein Pfeil, flog die erſte unter dem Schrei des Entſetzens Aller hinaus in die Nacht und ließ die zweite mit Johannes und Cecil allein. Cecil hatte ſich ſchluchzend an Johannes' Bruſt geworfen. Die Gondel war von dem Winde und Wellenſtoß auf eine Sandbank gerathen und ſaß feſt. Vergeblich bemühte ſich der Schiffer, das Fahrzeug flott zu machen. Das Wetter wurde immer hefttger, alle Elemente waren im Aufruhr; es ſchien, als wäre Feuer im Strome, das ihn zum Sieden brächte, es jagten ſich Blitz und Donner, Wind und Regenfluth. In dieſem Augenblicke lag über Fluß und Land regenrauſchende Finſterniß, im andern ſtand ſie in vorüberzuckender Feuergluth. Der Schiffer hatte das Steuerſchwert hereingezogen und ſich rathlos auf die Kniee niedergekauert, während die Wellen mit weißen Köpfen das Fahrzeug immer tiefer in den Sand hineinſchoben, daß es ſchien, als müßte der Boden krachend ſich in allen Fugen auseinandertrennen. Cecil hatte krampfhaft Johannes umſchlungen, welcher den Mantel um ihn geſchlagen hatte. Johannes aber wußte nicht, wie ihm widerfahren war, ein Mädchenherz klopfte an ſeiner Bruſt; noch war es ihm, wie im Traume, vergebens fragte er: „Biſt du Cecil, mein Cecil?“ — ohne eine andere Antwort zu erhalten, als vermehrtes Schluchzen. „Wer biſt du?“ ſeufzte er fragend, „darf ich es errathen, war ich ſeither blind? — Du biſt“ — — ein heißer Kuß brannte lange, lange als Antwort auf ſeinen Lippen. Beide hörten nicht mehr das Brauſen des Gewitters und des Stromes, nicht den knirſchenden Sand unter dem Fahrzeuge; die Nebelkappe war gefallen, — Cecil — war Cäcilie! „Verzeihe, verzeihe mir, geliebter Johannes!“ flüſterte ſie, „ich darf es ja nicht verrathen, daß ich ein Mädchen bin. Mein Vater, der jetzt in Nordamerika iſt, wollte es ſo, da ich hier ohne ſeine Aufſicht bei meiner Muhme erzogen werden ſollte! Ich habe es ihr ſo heilig angeloben müſſen, keinem Menſchen mein Geſchlecht zu entdecken, und nun hat mich die Liebe zu dir verrathen! Wirſt du mich unglücklich machen?“ Johannes verſprach ihr das heiligſte Stillſchweigen, ſo lange ihre Muhme und ihr abweſender Vater es für nöthig halten ſollten. „Du kannſt es nicht ermeſſen,“ fuhr Cäcilie fort, „wie ſchwer es mir wurde, dich in der Knabentracht zu täuſchen; denn dein Herz hatte mich längſt erkannt! Und wie komiſch war es, wenn du von meiner geheimnißvollen Schweſter ſchwärmteſt, die ich ja ſelbſt war. Nun ich dich mit ihr bekannt gemacht habe, wirſt du ſie auch wirklich lieben?“ „Wie mein Herz,“ rief Johannes, „und ſo lange ich denken kann!“ „Nun wäre ich glücklich, ewig glücklich,“ verſetzte Cäcilie, „wenn ich jetzt mit dir hier ſterben könnte; — eine einzige, wilde Woge muß uns begraben!“ „So ſchlinge dich feſt an mich,“ verſetzte Johannes, „wie ich meinen Arm um dich, und nun komme der Tod, er findet uns vereint!“ — Aber der Tod hörte ſie nicht, das Gewitter zog ſeitwärts nach den Bergen und der Morgen brach an, welcher die Rettung brachte.

Die ſelige Entdeckung, welche Johannes gemacht hatte, lenkt unſern Blick von ſelbſt auf einen Cirkel an einem der folgenden Abende.

In der Geſellſchaft.

Die Gräfin von Steinfelden ſaß in heller Kerzenbeleuchtung im Kreiſe der Damen und Herren, welche ihren Salon beſucht hatten. Sie gehörten bis auf Benedict unzweifelhaft der höhern Geſellſchaft an.

Der kunſtliebende Graf von Schlei hatte heute ſein Album mit den Landſchaften, welche er ſelbſt gezeichnet hatte, mitgebracht und aufgelegt. Die Damen waren ganz im Kunſtgefühl und Bewunderung zerfloſſen, während er ein Blatt nach dem andern ſüßlächelnd umlegte. Es waren meiſtens freie Phantaſieen mit Motiven aus wirklichen Gegenden, aufgelöſt in irgend einen ſymboliſchen Gedanken, leicht hingeworfen und mit goldenen Linien, welche das Bild hervorheben ſollten, zierlich eingefaßt.

Hier ſah man ein Crucifix bei einem verdorrten Baume, worauf Krähen ſaßen, aus Nebelſchichten ſich hervorheben, zur Andacht auffordernd; auf einem andern Blatte eine Lerche über einem wogenden Kornfelde, in der Ferne ein Dorf, welches mit der Kirchthurmſpitze und einigen Dachrücken aus dem Hintergrunde hervorſchaute; dann wieder eine Winterlandſchaft, angedeutet von einer ſchneebelaſteten Tanne und einem Steinkreuze darunter.

„Ach, wie rührend!“ ſeufzte Fräulein Gabriele.

„O, lieber Graf,“ flüſterte die Generalin von Plankendorf, „wie ſehr ſind Sie um Ihr köſtliches Talent zu beneiden!“

„So alle Empfindungen,“ verſetzte die Frau Kammerjunker von Staudenigel, „auf das Papier hingießen zu können, welche Freude muß das ſein!“

„Nur Ihre gnädige Nachſicht,“ erwiederte der Graf von Schlei, „kann dieſen kleinen, lyriſchen Gedanken, welche ich nur ſo zu meinem eigenen Amuſement vorübergehend hinwerfe, einigen Werth verleihen.“

„Nein, in der That,“ flüſterte Baron von Kräkling,

„auf unſerer weltberühmten Galerie wenigſtens befinden ſich keine Bilder, welche geiſtreicher aufgefaßt wären; wenn Sie den armen Künſtlern Ihren Geiſt geben könnten, was für Meiſterwerke würden wir beſitzen!“

Der alte Collegienrath de Lisboa ſaß neben Benedict und fragte leiſe: „Sind die lyriſchen Naturbilder unſers Grafen von irgendwem in Muſik geſetzt?“

„Die Componiſten,“ verſetzte Benedict, „rächen ſich an den Malern, welche ihnen in das Handwerk greifen, und malen ſelbſt, verſteht ſich mit Tönen. So überſpannt und übergreift ſich Alles, um mit dem Unmöglichen Effect zu machen.“

„Meinen Sie nicht auch, meine Gnädige,“ verſetzte der Kammerjunker von Staudenigel, während er aus Verſehen den Zucker ſtatt in den Thee in den Hut fallen ließ, „daß wir bald in den Stand geſetzt ſein werden, an die Stelle der gemeinen Kunſt eine hoffähige zu ſetzen? Haben wir doch bereits eine ſchöne Auswahl adeliger Dichter und Schriftſteller.“

„Und eben jetzt,“ fiel der Baß der Frau Baronin von Krükling ein, „componirt die Fürſtin Adelgunde, wie ich im Vertrauen ſagen kann, an einer Oper, zu welcher der Fürſt von Eberhoffingen den Text gedichtet hat!“

„Was Sie ſagen, meine Gnädige!“ rief Fräulein Gabriele von Knobelnberg.

„Darf man etwas Näheres wiſſen?“ fragte die Generalin von Plankendorf.

„Es iſt das Erdbeben von Chili!“ verſetzte die Baronin und nahm dabei heimlich eine Priſe St.-Omer. „Sie iſt ganz,“ fuhr ſie nieſend fort, „im Meyerbeer'ſchen Style gehalten, nur ſchwungvoller und kühner! Man hört jetzt im Schloſſe nur noch von Tonmaſſen reden! Vierzig Pauker kommen bei dem Ausbruche des Erdbebens vor.“

„Vierzig Pauker!“ riefen die Generalin und der alte Herr von Knobeinberg.

„Die Kapelle wird bei der Aufführung,“ fuhr die Baronin fort, „von dem Muſikcorps des Garderegiments unterſtützt werden.“

„Bomben und Haubitzen!“ brummte der alte General Plankendorf und ſtrich ſich dabei den Schnurrbart.

Unterdeſſen hatte die Geſellſchaft den Grafen von Schlei, ſein lyriſch-maleriſches Kunſtgenie, das Crucifix im Nebel, die Lerche und das Kornfeld und die beſchneite Tanne vergeſſen, obſchon er vernehmbar ein Blatt und wieder ein Blatt umgeſchlagen hatte.

„Ich darf wohl vorausſetzen,“ ſagte jetzt mit vorgebogenem Kopfe und mit geheimnißvoll lächelnden Lippen die Baronin, „daß meine Mittheilung unter uns bleibt; denn außer dem Theaterintendanten, dem Kapellmeiſter und ſeinen Leuten und dem primo uomo und der prima donna, unſerer genialen Tzſchrotzſchoki, weiß noch Niemand davon. Doch kann ich Ihnen eine Stelle aus der neueſten Oper vorſingen.“

„O, wie würden Sie uns verbinden!“ riefen ſieben Stimmen durcheinander.

„Unſer Schlei, ich weiß es,“ ſagte vertraulich und kokett zu dieſem die ältliche Schöne, „wird mich auf dem Flügel begleiten.“

Auf ihren Wink wurde ihr von Schlei die Notenrolle, welche er als ihr Cavalier mitgebracht hatte, überreicht.

Die Geſellſchaft verfügte ſich mit ihr, welche, wie ein heller Sommermittag, lächelte, in das zweite Zimmer zu dem Flügel.

Benedict war im erſten Zimmer allein zurückgeblieben.

Schon begannen die Töne des Flügels durcheinander zu raſen, plötzlich trat ein Piano ein und die Baronin ſang ein Gebet zur mater dolorosa; dazwiſchen hörte man in den tiefſten Baßnoten die unheimlichen Vorboten des Erdbebens, dann in den höchſten Diſcanttrillern das ängſtliche Geſchrei der Vögel, nun aber die Kirchenglocken läuten, während die wohlbeleibte Sängerin in immer gellenderen Tönen den Himmel um Erbarmen anflehte, der aber immer unbarmherziger in tiefen Noten ſie anbrummte.

Die Zuhörer drängten ſich immer dichter um den Flügel herum. Es entging ihnen nicht der neue, große Moment in dieſer Tonſchöpfung: daß die Begleitung ſich nicht im Geringſten nach dem Geſange genirte, ſondern genial ihren eigenen Gang ging.

Benedict hatte ſich in das Sopha geworfen und ließ dem Erdbeben im Nebenzimmer ſeinen muſikaliſchen Verlauf. Er hing mit gefeſſelten Blicken an dem Portrait der Gräfin.

Bei dieſer Betrachtung überraſchte ihn Eliſabeth, welche doch noch zu zarte Nerven hatte, um nicht von dem tollen Muſiklärm angegriffen zu ſein.

Sie ſtand längſt neben Benedict, ohne von ihm bemerkt zu werden; er war ſo von dem Zauber des Bildes beſtrickt, daß er Nichts mehr außerdem bemerkte.

„Sie träumen!" flüſterte jetzt Eliſabeth dem Erſchrockenden zu; „geben Sie ſich um's Himmelswillen vor den Leuten da drin kein Dementi!"

„Verzeihen Sie mir," verſetzte Benedict, indem er ſich erhob, „ich verglich dieſes Gemälde mit einer Erſcheinung, welche ich in einem alten, ſchönen Schloſſe hatte, an dem Tage, wo mir ein Meſſer durch das Herz ging."

„Sagen Sie mir lieber," verſetzte erbleichend Eliſabeth, „welcher gute oder dunkle Geiſt führt Sie in meine Lebenskreiſe?"

„Ich werde Ihnen recht bald Alles ſagen können!" verſetzte Benedict.

Sie blickte in ſeine Augen, ſie waren klar und ruhig; ein unausſprechlich wohlthuendes Gefühl des Vertrauens und der Sicherheit ging über ihr Herz.

„Laſſen Sie mich," ſagte er bittend, „um Ihre Freundſchaft ringen!"

„Ich werde immer Ihre Freundin ſein!" verſetzte Eliſabeth, „doch dann Vertrauen gegen Vertrauen!" indem ſie erröthete vom Kinn bis zu den Augen.

Benedict ließ ſeinen Blick ſchnell durch das Zimmer ſchweifen, dann hielt er die Hand hin; Eliſabeth's Fingerſpitzen ſanken, wie von ſelbſt, hinein, indem ſie das Geſicht abwendete und plötzlich in dem Grübchen des Zeigefingers ein flüchtiges Glühen einer vorüberhuſchenden Lippe fühlte.

Sie zuckte ein wenig, dann verſchwand ſie in das Muſikzimmer mit einem ſonnenhellen Blick über die weiße Schulter zurück auf den glücklichen Benedict.

Er fühlte es lebendig genug, daß er einen Augenblick erlebt, welchen er für die goldene Locke der Fortuna anſehen konnte; er beſchloß ſie um ſeinen Finger zu ſchlingen.

Unterdeſſen war nebenan das Stückchen vollſtändig ausgebrochen, die Baronin ſchrie nur noch, als möchte ſie in der Brandung der Töne verſinken, welche ihr an die Kehle ſchlugen.

Jetzt ſprang eine Saite des Flügels gellend entzwei, Benedict blickte auf und ſah drin im Muſikzimmer die dicke Baronin, wie einen Löwen vor einem Bäckerladen mit weit aufgeriſſenem Munde, oder wie eine gähnende Boa-Conſtrictor.

Noch bekämpfte er ſein Lachen, aber zu ſeinem Unglücke hörte er jetzt von draußen auf der Gaſſe einen Hund heulend Muſik und Sängerin begleiten, indem Beide, redlich wetteifernd, ſich gegenſeitig zu überbieten ſchienen. Er that noch einen Blick hinein und ſah den alten de Lisboa mit dem Schnupftuche vor dem Geſichte ſitzen, aber daraus hervor die großen Ohren hin- und herwackeln. Benedict eilte hinaus, die Treppe hinunter und brach auf der Gaſſe in ein unendliches Lachen aus, ſo daß er erſt auf ſeinem Zimmer wieder zu ſich kam.

Die ſchwache Stunde.

Benedict blieb tief in die Nacht hinein noch auf. Sein Glück ſchien ihm noch nie ſo nahe geſtanden zu haben, als jetzt. Halb wachend, halb träumend verſenkte er ſich in die Erinnerung an ſeine Jugendjahre und an ſo viele herbe Tage der bitterſten Armuth, welche er mit ſeiner Mutter verlebt hatte. „Wir hatten manchen Tag keinen Biſſen Brod im Hauſe!“ ſprach er für ſich, „und manchmal ging das Mehl im Käſtchen zu Ende, ohne daß wir wußten, woher wieder Rath zu ſchaffen ſei.“ Es fiel ihm der harte Winter ein, wo die Mutter gezwungen war, die Bettſtellen zu zerſpalten und in den Ofen zu ſtecken, ohne daß es gelang, die gefrorenen Fenſter aufzuthauen. Er erinnerte ſich, wie in jenem Winter die Thränen ſeiner Mutter, welche an ſeinem Lager um Erlöſung von dieſem Erdenjammer gebetet hatte, auf der Diele lange, lange Tage als Eisklümpchen lagen. Er ſah ſie noch immer mit ihrem Spinnrädchen, an welchem ſie für ihn und ſich das karge Brod verdiente, am kleinen Blechofen ſitzen und ſich ſelbſt in den Schafpelz gewickelt zu ihren Füßen. Vor ſeiner Seele ſtand jetzt ſo lebendig ihr liebes, abgehärmtes Geſicht, daß er plötzlich auffuhr, ſeine Arme ausbreitete, als wollte er ſie an ſein Herz drücken, und laut rief: „Daß du noch lebteſt und ich dir das, was das harte Leben dir ſchuldig geblieben iſt, tauſendfach zahlen könnte!“ Er drückte nun ſein Geſicht in die Hände und weinte bittere Thränen.

In das Leben eines jeden Menſchen treten ſolche ſchwache Augenblicke, vielleicht um ſo mächtiger, je mehr der Verſtand vorher das Gemüthsleben beeinträchtigt hatte; denn das wahre Glück des Menſchen beſteht im Gleichgewichte Beider.

Auch an Benedict rächte ſich jetzt nun das beleidigte Gemüth, und doch konnte man die Richtung ſeines Daſeins auf das äußere Leben verzeihlich finden. Hatte ihn doch ſchon ſeine Mutter mitten in ihrem Elende gewöhnt, beſtimmte Anſprüche auf äußere Geltung zu machen. War er doch in ein auf niedere Induſtrie herabgedrücktes Volk, wie ein junges Raubthier, geworfen worden. Hatte er doch aus den drückendſten Verhältniſſen ſich herausarbeiten müſſen, und mußte er ſich doch immer wieder eingeſtehen, daß er Alles, was ihm dabei geglückt war, ſeiner Vermeſſenheit bei einem gewiſſen leichten Sinn verdankte. Mit letzterem war er jetzt zu Ende. Dazu kam, daß ſeit einiger Zeit die geſchärfte Cenſur in den deutſchen Bundesſtaaten ihm es faſt unmöglich machte, ferner von dem Honorar leitender Artikel, welche er zeither mit großem Beifall für die geleſenſten Zeitungen geſchrieben hatte, ſeine Bedürfniſſe beſtreiten zu können. Für den Augenblick lebte er vom Schuldenmachen, wobei er ſich, wie mancher Finanzminiſter, tröſtete. Dennoch waren jetzt die alten Wunden ſeiner Seele aufgebrochen, das Unglück ſeiner erſten Liebe zu Victorinen, und die Erinnerung an ſeine arme, verhungerte Mutter.

Als er ſich heimlich ausgeweint hatte, rief er, ſich ermuthigend, aus: „Wohl, ohne Beſitz iſt kein Genuß, ohne Beſitz keine Freiheit, ohne Beſitz keine Macht! Die Gelegenheit, dazu zu gelangen, bietet ſich dar, was will ich aber zögern?“

„Jetzt das Nächſte!“ Mit dieſen Worten und großen Schritten ging er zum Schreibtiſche, um — an die Gräfin Eliſabeth von Steinfelden zu ſchreiben.

Er war in dieſem Briefe ſehr aufrichtig, er ſchilderte ihr jenen Moment auf dem Schloſſe Lindeck, wo er ſie zuerſt in der grünen Einſamkeit vor der Kryſtallvaſe und den ſpielenden Fiſchen geſehen, und den zweiten, wo er Victorine an Eliſabeth's Oheim, den General, verloren ſehen mußte. Ob ihm damals bei dem Verluſte ſeines ſchönen Traumes zugleich und im Voraus die Zukunft mit der glücklichen Wirklichkeit erſchienen ſei, könne nur Eliſabeth entſcheiden. Er ſchrieb warm, aber vorſichtig; es kam Alles darauf an, wie die Empfängerin den Brief leſen wollte. Benedict hatte in dem Herüber und Hinüber der ſich jagenden Gedanken und Empfindungen ſeine Nerven in eine ſolche Unruhe gebracht, daß es ihm unmöglich war, im

Zimmer zu bleiben. Er warf ſeinen Mantel um und eilte hinaus in die Nacht.

Weiter! Weiter!

Es mochte gegen Mitternacht ſein, als Benedict in das Freie trat. Die Laternenwächter eilten umher und ſchraubten die Gasflammen in den Laternen zurück. Der Mond ging auf und ſtand über den böhmiſchen Bergen mit bleichem Geſichte in einer rothen Wolke, wie Huß auf dem Scheiterhaufen. Benedict kam an die katholiſche Kirche, deren Heilige in der Nacht das Innere der Kirche verlaſſen zu haben und auf dem Kirchendache und den Thurmabſätzen mondſüchtig herumzuklettern ſchienen. Die Elbe kroch dunkel mit geheimnißvollem Murmeln unter das Joch der Brücke, auf welcher damals noch das metallene Crucifix emporragte. Benedict ſchritt vorüber, indem er halblaut zu ſich ſelbſt ſagte: „Weiter! weiter!“ — Als wenn die Elbe das rechte Wort, das ſie geſucht, vernommen hätte, ſchien auch ſie mit allen Wellen zu brauſen: „Weiter! weiter!“ und die ſteinernen Heiligen auf dem Kirchendache ſtreckten die Arme aus und deuteten herunter, hinauf, hinüber, als ſprächen auch ſie: „Weiter! weiter!“ Er that einen Blick an ein erleuchtetes Fenſter im Schloſſe über dem Georgenthor und ſprach bei ſich, indem er vorüberſchritt: „Dürfte ich ihm doch ſagen, was ihm fehlt, — ein Freund, der die werdende Zeit und den er ſelbſt verſteht!“ Vor Benedict lag jetzt die Schloßgaſſe mit ihren vorſpringenden Erkern und Altanen, dieſen kleinen Privattheatern der intereſſanteſten

Liebes- und Familienſtücke mit ihren Erinnerungen an die Auguſteiſche Zeit Sachſen's und Polen's.

Die meiſten Fenſter waren dunkel, nur hier brannte in dem oberſten Stockwerk eine Lampe zur Arbeit einer armen Nähterin, und auf der andern Seite, faſt gegenüber, das matte Licht eines armen Candidaten, welcher ſich ſeinen kärglichen Unterhalt mit Stundengeben am Tage und Notenſchreiben zur Nacht zu verdienen ſuchte. Alles war ſtill auf den Straßen, nur zuweilen ſcholl ein Krachen fallender Breter von den Buden und Ständen, welche dort eine Nacht um die andere abgebrochen und wieder aufgebaut werden, um die Leute durch dieſes Krachen in der Nacht an bürgerliche Ruhe zu gewöhnen. Im Dunkel einer ausmündenden Gaſſe ſtand ein Liebespärchen, das Mädchen ſchien zu weinen, ihr Erkorener ihr harte Worte zuzuflüſtern. Weiter! Weiter! Benedict beflügelte immer mehr ſeine Schritte und gelangte bald auf die Promenade mit ihren Platanen und bog dann wieder in die Straßen der Vorſtadt ab. Sein Ohr vernahm jetzt die dumpfen Klänge eines Claviers aus dem Saale einer Reſtauration, dazwiſchen das Klappern der Kugeln eines Billards und die ſchläfrige, franzöſiſch zählende Stimme des Marqueurs. Weiter! Weiter! So kam er an das Palais der Gräfin, er ſtand dort ſtill, Alles war darin ſtill. Er drückte die heiße Stirne an die ſteinerne Thürpfoſte, ſein Herz ſchlug heftig; denn ſo ſehr er ſich es auch zu verhehlen ſuchte, doch liebte er noch immer Victorine, deren Bild ſich immer zwiſchen ihn und Eliſabeth drängte. Weiter! Weiter! Der Mond ſah ſchon über die Bäume des großen Gartens herüber, als er auf die Felder hinausgelangte. In einem Gebüſche ſchlug eine Nachtigall um die Wette mit einer anderen, deren

Stimme aus der Ferne hertönte. Die Gärten waren im Blüthenſchnee der Bäume begraben, welche ſüße Düfte weithin durch die Luft ſtreuten, während ſich ihre Blüthenaugen mit Freudenthränen füllten. Ein weicher Nebel lag weithin über die Flur gebreitet, als müſſe er die Liebesgeheimniſſe von Millionen Weſen verhüllen; nur die Johanniswürmchen hatten ihre Laternchen angezündet und krochen unter den dichten Blättern der Stauden am Wege neugierig umher. Selbſt die Sternenaugen am Himmel ſchienen nur herabzublinzeln, als wollten ſie nur ein Weniges von allen Geheimniſſen dieſer Nacht errathen. Benedict ſchlug die Straße nach Räcknitz ein, welches oben an dem Berge, wie in weiße Tücher eingehüllt, hinter ſeinen blühenden Stauden und Bäumen und umwogt von reichen Aehrenfeldern ſich ausruhte. Ein Hund bellte träg von dort in die Nacht hinaus dem Wanderer entgegen: „Komm'! Komm'!“ Er zog mit der Straße am Dörfchen vorüber und ſtand bald auf der Anhöhe, von welcher er die Stadt mit der Kuppel ihrer Frauenkirche und ihren Häuſermaſſen, wie ein ſteinernes Märchen, unten ſchlafen ſah. Er ſtarrte, in ſeinen Mantel gewickelt, lange hinunter und ſprach endlich für ſich:

„Wie lieblich ruhſt du da, du ſchöne Sachſenſtadt, Lieblingskind deiner Könige von Polen, von welchem ſie Nichts geholt haben, als ein ähnliches Schickſal für ihr Land! Du haſt mit Anſtand den ſchwarzſeidenen Haarbeutel herübergetragen bis zu dieſer Stunde, du warſt immer zu vornehm für deutſche Wiſſenſchaft und Poeſie und dich hat nie eine große Idee begeiſtert! Wie ſchade, wie jammerſchade um dich! Wer einen Schatz heben will, darf nur vorwärts ſchauen, niemals zurück, ſonſt verwandelt der Schatz ſich in Kohlen und Aſche! Weiter! Weiter!“

Aus der Mühle unten jenſeit der Anhöhe krähte ein Hahn dem nahenden Morgen entgegen. Benedict wendete ſich thaleinwärts. Nach einer Weile ſah er unten am Fuße des Berges die Straße herauf eine dunkle Männergeſtalt kommen. Der Wanderer ſchritt ſcharf aus, der Zwiſchenraum zwiſchen ihm und Benedict wurde immer geringer. Jetzt ſchien der Fremde zu ſtutzen; Benedict ſtand ſtill und nöthigte ihn näher zu kommen. Indem ſie aneinander vorübergehen wollten und ſich grüßten, blieb der Fremde plötzlich ſtehen und ſagte: „Verzeihen Sie mir, daß ich Sie noch einmal anſpreche, Ihre Stimme kommt mir bekannt vor! Ich heiße Wildſpur.“

„Wildſpur?“ verſetzte fragend Benedict, „doch nicht Heinrich Wildſpur aus Niederſachſen? mein Jugendkamerad?“

„So biſt du Benedict Ivo von Ivenhof!“ rief Heinrich Wildſpur und ſchloß den Jugendfreund in ſeine Arme; — „und wie kommſt du hierher in der Nacht? Welche wunderbare Begegnung!“

„Ich wohne in Dresden,“ verſetzte Benedict, „und mache nur einen Spaziergang in der Nacht.“

„Und ich,“ erwiderte Wildſpur, „komme von Amerika herüber, um mein Kind abzuholen; es ſoll der alten Welt Ade ſagen!“

„Du biſt verheirathet?“ fragte Benedict, indem er ſich ihm anſchloß. „Die Antwort darauf,“ entgegnete Wildſpur, „iſt eine lange Geſchichte. Unſere Kameradſchaft von Jugend auf giebt dir ein Recht dazu, mein Schickſal zu erfahren. Die einſame Nacht und unſere Begegnung ſchließen dir mein Herz auf. Die Erzählung kürzt uns den Weg ab.“

Siegfried und Chriemhilde.

„Ich bin fünf Jahre älter als du,“ begann Wildſpur, „das iſt ein geringer Altersunterſchied, aber groß genug, um einen Menſchen zur Welt ganz anders zu ſtellen. Mein Vater war, wie du weißt, in der Stadt unſerer Heimath Huf- und Waffenſchmied. Obſchon ich das höhere Gymnaſium beſuchte, ſo ließ er es ſich doch nicht verdrießen, mich auch ſein Handwerk zu lehren. Ich danke ihm noch heute dafür, denn ich lernte dabei meine Glieder gebrauchen und die Kraft meines Leibes ausbilden; ich biege dir noch heute ein Hufeiſen zuſammen. Ich lernte mit Pferden umgehen, und die wildeſten Beſtien mit Blick und Wort bändigen. Vielleicht erinnerſt du dich noch des Aufſtandes gegen die Franzoſen im Frühling 1813 und des Kampfes, worin dein Vater gefallen iſt. Ich war mit dabei, kehrte aber nicht wieder heim, ſondern ging über die Grenze als Freiwilliger zu einem preußiſchen Freicorps. Wir ſtritten wild und ruhmlos und wurden nach dem Frieden aufgelöſt. Die guten Kameraden zerſtreuten ſich in alle Welt. Meine Aeltern waren geſtorben, die Schmiede verkauft und die kleine väterliche Erbſchaft unter den Händen des Gerichts und der Advocaten zu Waſſer geworden. Ich zog nun einige Jahre in der Heimath und den angrenzenden Ländern umher, bis ich nach .....n, der Univerſitätsſtadt kam. Dort traf ich zufällig einen Kameraden von der Freiſchaar, der jetzt den Säbel an den Nagel gehangen hatte und wieder Theologie ſtudirte, welche er bei dem Rufe: „Für Gott, Freiheit, Vaterland!“ verlaſſen hatte. Als ich ihm mittheilte, wie ich meines Vagabundenlebens herzlich ſatt wäre, gab er mir den

Rath, mich zu dem erledigten Amte des Vorfechters auf dem Fechtboden zu melden. Da er und die Burſchenſchaft, welche er mitgeſtiftet hatte, bei meiner Bewerbung um dieſes Amt mir Vorſchub thaten, ſo erhielt ich es. Ich verlebte unter der friſchen, freien Jugend der Studentenwelt zwei der glücklichſten Jahre meines Lebens. Welche Hoffnungen ſchwellten damals unſere Herzen! — Es war, als wenn die Begeiſterung für das Vaterland ſich aus den weiten Kreiſen der deutſchen Völkerſchaften in den engſten ſeiner Jünglinge auf den Univerſitäten zurückgezogen hätte, um ſich in jedem Einzelnen zu einem Ideale zu läutern. Das war unſer Unglück. Wir hatten die Aufmerkſamkeit der Regierungen auf uns gezogen, es erſchienen die Karlsbader Beſchlüſſe und wir waren zu Demagogen erklärt. Wie Hunderte und Tauſende der edelſten Jünglinge in dieſen modernen Hexenproceſſen zu Grunde gerichtet worden ſind, wiſſen wir. Da ich nun Vorfechter und kein Student war, ſo gab man mir, als auch ich verdächtig wurde, einfach meinen Abſchied. Die ganze Burſchenſchaft gab mir das Geleit. Bei unſerem Abſchiede wurde viel geſungen und geweint. Ich ſtand wieder allein in der Welt. Mein Weg ging nach Berlin, wo ich Ausſicht hatte, mich mit Privatunterricht im Fechten durchzubringen. Es gelang mir auch ſo ziemlich. Ich lebte einfach und anſtändig, auch gewann ich einige Freunde unter den Künſtlern, welchen ich mit einiger Eitelkeit wohl den Gefallen that, ihnen zu Heldenfiguren als Modell zu ſtehen. Eines Tages kommt einer dieſer Maler zu mir und erzählt mir, daß er von einem hohen Gönner den Auftrag habe, an einem der nächſten Abende lebende Bilder aus den Nibelungen zur Feier eines Geburtstages zu ſtellen, und wie es ihm an einer Geſtalt fehle, welche Siegfried und daß nur ich ihn vorſtellen könne; die junge Gräfin, die Tochter des Hauſes, werde Chriemhilde ſein. Da er mich dringend bat, die Bitte der Theilnehmer am Feſtſpiele nicht abzuſchlagen, ſo ſagte ich zu. Kaum hatte ich mein Verſprechen dem Maler gegeben, ſo befiel mich eine ſeltſame Spannung aller meiner Nerven, ich gerieth in eine fieberhafte Aufregung, wie ich ſie nie, ſelbſt nicht vor einer Schlacht empfunden hatte. Es war eine Vorahnung von dem Dämon eines böſen Schickſals, das mir bevorſtand; denn an jenem Abende wurde der Würfel meines Lebens geworfen. Die wenigen Tage vor dem Feſte füllte die Beſorgung der Siegfried-Coſtümes aus. Sie waren einfach und koſtbar und ganz dazu gemacht, die Wendung der Glieder vortheilhaft erſcheinen zu laſſen. Als endlich der beſtimmte Abend anbrach, fuhr ich nach dem gräflichen Hotel. Dort wurde ich in ein Ankleidezimmer geführt, wo mich der Maler und der Regiſſeur der königlichen Oper erwarteten, um mich in den Nibelungenhelden zu verwandeln. Bald kamen noch andere Herren an, welche gleichfalls Figuren im Bildercyklus darzuſtellen hatten. Es ging, wie du denken kannſt, in den Ankleidezimmern bunt genug her. Endlich entwirrte ſich doch das Chaos und die ſeltſamen Geſtalten des gewaltigen Gedichtes traten daraus hervor. Die Damen drüben in den abgeſperrten Zimmern gaben jetzt das Zeichen mit der Glocke, welche uns ankündigte, daß auch ſie fertig wären. Als jetzt mein Freund die Figuren der Reihe nach muſterte, blieb er lange bei mir ſtehen, drehte mich bald rechts, bald links, bis er mir endlich in das Ohr flüſterte: „Bei Gott, du biſt Siegfried ſelbſt!“ „Dafür,“ entgegnete ich, „habe ich auch, wie er, einſt den Schmiedehammer und das Schwert geführt.“

„Der Maler verließ uns jetzt, denn das erſte Bild, Chriemhildens Traum, ſollte das Schauſpiel eröffnen. Nach einer Weile verkündete uns das laute Bravorufen, daß das Bilderfeſt begonnen. Mein Herz pochte ſo gewaltig, als müßte es meine Bruſt zerſprengen; aber ſchon kam der Maler, mich ſelbſt hinüber zu holen. Ich hatte den Augenblick darzuſtellen, wo Siegfried den Drachen überwindet. Er führte mich durch eine Tapetenthür auf die kleine Bühne, welche an dem einen Ende des Saales errichtet war. Der Vorhang war niedergelaſſen und trennte mich noch von den Zuſchauern, ich befand mich hier mit dem Maler allein, denn Chriemhilde hatte ſich bereits wieder zurückgezogen. Im Mittelgrunde der Scene ſtand eine hohe, dunkelrothe Wand, davor hing ein zweiter Vorhang mit einem Ausſchnitt in Spitzbogenform, außen für das Auge der Zuſchauer umrahmt von gothiſchen Verzierungen, alſo daß die Bilder, welche geſtellt wurden, wie in einer Blende erſchienen. Zwiſchen dem Rahmen und der Hinterwand befand ſich eine Stufenerhöhung, auf der das Bild erſchien. Rechts vom Zuſchauer war die Beleuchtung von Lampen in hellrothen, links in blauen Gläſern mit zauberhaftem Farbenſpiel.

„Der gemalte Drache wurde herbeigeſchleppt, ich ſetzte den linken Fuß auf ſeinen Rücken und ſtach den Speer in ſeinen mir zugewendeten Feuerrachen. Der Vorhang ging in die Höhe, und ein hundertſtimmiger Jubelruf ſcholl mir entgegen. Ich war, wie verzaubert, es war mir, als wenn ich träumte. Der Vorhang fiel, der Drache wurde weggeſchafft, und die Gräfin als Chriemhilde kam herauf zu mir. Wie ſie mich nun erblickte, zuckte ſie erſchrocken zurück. Doch faßte ſie ſich wieder und trat dann zu mir.

Ich ſprach kein Wort und ſie kein Wort. Mit dem erſten Blick in ihre dunkelblauen Augen fühlte ich, daß ſie mein Schickſal werden ſollte. Sie war märchenhaft ſchön. Auf dem Haupte trug ſie eine phantaſtiſche, mit Rubinen und Perlen beſetzte Krone über dem geſcheitelten, aſchfarbenen Haare, welches in langen, reichen Strähnen über ihren marmornen Nacken hinunterwallte. Sie trug ein, bis über die Hälfte der Hüften enganſchließendes, violettes Gewand, an welches ſich ein langes, weitfaltiges, weißwollenes Schleppgewand anſchloß, nachläſſig vom Gürtel in Spangen gehalten. Ihre Stirn war frei, hoch und klar, das Geſicht ſtreng und gebieteriſch, beſonders der ſcharfgeſchnittene und doch üppige Mund. Doch wie kann man Etwas beſchreiben, was nur zu malen iſt?! Auf Geheiß des Malers reichte ſie mir die Hand. Wir ſtanden da, Blick in Blick gekehrt, mir war es, als wenn ſich mein Geiſt in ſie und ihre Seele ſich in mich in einem leiſen Händedruck ſtürzte. Ich fühlte ihr Blut in der Hand pulſen, welche ich hielt. Mein Herz war ruhig, tödtlich ruhig, wie das eines Soldaten mitten im Gewühl der Schlacht unter dem krachenden, betäubenden Donner der Geſchütze. Der Vorhang war aufgezogen und wieder gefallen, die Wiederholung des Bildes war verlangt worden, es ward wiederholt, und nur jetzt, als die Muſik hinter dem Bilde ſchwieg, wachte die Gräfin wie von einem Traume auf. Der Maler ſagte mir ſpäter, daß wir die Gäſte des Generals, welcher der Oheim der Gräfin war, wunderſam entzückt hätten. Es kam nun Siegfrieds Ermordung am Brunnen, dann die Scene, wo Chriemhilde vor ihrer Thüre am Morgen ſeine Leiche findet, zur Darſtellung. Genug davon! — Das Feſt war zu Ende, ich kehrte mit dem glücklichen Maler nach Hauſe. Meine

Ruhe war von mir gewichen, die Liebe mit allen ihren Qualen hatte mein Herz beſtrickt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Fechtmeiſter, der Proletarier, keine weitere Einladung in das gräfliche Hotel erhielt. Ich aber war nicht geſonnen, Chriemhilde zu vergeſſen.“ Als hier der Erzähler eine Pauſe machte, fragte Benedict, faſt mit mehr als Neugierde: „Darfſt du mir den Namen der Familie nennen?“ „Dieſen ſchenke mir!“ verſetzte Wildſpur, und fuhr zu erzählen fort:

„Dem gräflichen Hotel gegenüber wohnte ein Muſiklehrer, ein Bekannter von mir. Ich beſuche ihn jetzt häufig, und oft hatte ich das Glück, drüben am Fenſter des großen Saales Chriemhilde zu ſehen. Unſere Blicke ſuchten ſich und hingen an einander, bis das Eine oder Andere vom Fenſter zurücktreten mußte; denn auch ich mochte mich dem Muſiklehrer nicht entdecken.

„Eines Tages ſah ich, wie ſie, am Fenſter ſtehend, Jemand zu ſich winkte; es trat die Tochter des Portiers ihres Hotels heran. Während die Gräfin mit ihr ſprach, blickte ſie zuweilen über die Schulter herüber zu mir.

„Ich glaubte den Wink verſtanden zu haben, daher hielt ich ein Billet mit der Frage bereit: „Wo werde ich Chriemhilde wieder begegnen?“ ohne Aufſchrift und Unterſchrift. Ich hatte ſchon früher bemerkt, daß jenes Mädchen öfters gegen Abend ausging. Ich nahm mir vor, ſie einmal an der Straßenecke abzuwarten. Schon am dritten Abende ſah ich das flinke Mädchen aus dem Hotel heraus und längs der Straße hinhuſchen. Ich folgte ihm; es ging in das Theater. Es hatte mich dort gleich erkannt, ich merkte es an ſeinen ſchelmiſchen Blicken, welche mich zuweilen ſtreiften. Bei dem Ausgange vom Theater geſellte ich mich zu dem Mädchen, und unterhielt es von allgemeinen Dingen, denn ich konnte nicht den Muth gewinnen, ihm das Billet anzuvertrauen. Das Mädchen war jedoch weniger ſchüchtern; als wir in die Straße, wo es wohnte, einbogen, ſagte es: „Sie werden mich jetzt verlaſſen müſſen; doch haben Sie mir Etwas an meine Herrſchaft anzuvertrauen, ſo ſollen Sie eine treue Seele in mir kennen lernen.“ Ich gab dem Mädchen, ehe es von mir ging, das Billet. Nun verlebte ich einige peinliche Tage in banger Erwartung einer Antwort. Jeden Abend ſtand ich auf der Lauer. Endlich kam das Mädchen wieder. Im Vorübergehen flüſterte es mir zu: „Nach dem Theater!“ Ich folgte ihm dorthin, und verlor es nicht aus dem Auge. Beim Heimgange war ich wieder an ſeiner Seite. Es eröffnete mir: daß der General auf dem Hofballe wäre, ſeine Nichte aber mit Kopfweh ſich entſchuldigt hätte und mich empfangen würde. So trat ich zum andern Male über die Schwelle dieſes Hotels. In das erſte Stockwerk ging eine Doppeltreppe; wo ihre erſten Abſätze zuſammengingen, war eine kleine Altanſtube vorgebaut, worin diejenigen, welche ſich bei dem General anmelden ließen, gewöhnlich warteten. Dorthinein führte mich das Mädchen, zündete eine kleine Lampe an, welche es hinter einen Schirm ſtellte, damit der Schein davon nicht an das mit einem Vorhange verhüllte Fenſter fiel, und verließ mich, indem es den Finger zum Zeichen der Verſchwiegenheit auf die Lippe legte.

„Hier mußte ich wohl eine Viertelſtunde lang im Aufruhr aller meiner Sinne ausharren, hörbar pochte mir das Herz, eine innere Gewalt ſchien die Schläfe und die Stirne mir zerſprengen zu wollen. Mein Gehör war ſo geſchärft, daß ich das vernahm, was die Vorübergehenden auf der

Straße ſprachen. Mein Odem ging in glühenden Feuerſtößen, bis in die Fingerſpitzen vor pochte der Aufruhr meines Blutes. Jetzt hörte ich leichte, ſchwebende Tritte. „Sie iſt's!“ rief eine Stimme in mir. Es öffnete ſich die Thür, — es war — Chriemhilde. Ich war von dem kleinen Divan aufgeſprungen, meine Glieder verſagten mir den Dienſt, ich ſtürzte vor ihr nieder, faßte ihre Hand und bedeckte ſie mit meinen Thränen. Sie flehte, mich zu mäßigen, und wie ſie ſich zu mir niederbeugte, flammten unſere Seelen im heißen Kuſſe ineinander. Wir blieben bis tief in die Nacht zuſammen und trennten uns nur mit dem küſſeverſiegelten Verſprechen, jede Gelegenheit zu geheimer Zuſammenkunft zu benutzen. Der Winter verging, der Frühling brach an, und wir gehörten zueinander, wie Mann und Weib. Zu der Liebe geſellte ſich aber für mich die Pflicht, ſie aus ihren Verhältniſſen retten zu müſſen. Sie konnte ſich jedoch nicht zu einer Flucht entſcheiden, welche doch ihr Zuſtand nöthig zu machen ſchien. Mit dem heißen Drang im Herzen, ſie zu ihrer, zu unſerer Rettung endlich dennoch zu bewegen, denn jeder Augenblick konnte unſer ſüßes und doch ſo ſorgenvolles Geheimniß verrathen, war ich auf ihre Beſtellung gegen Abend in das Hotel und in das bekannte Zimmer geſchlichen. Kaum war ich dort angelangt, ſo hörte ich den Haupteingang und jetzt die Thür im Hinterhauſe ſchließen. In dieſem Augenblicke flüſterte eine Stimme zu mir herein: „Rette dich, Alles iſt verrathen!“ Geſpornte Schritte einiger Männer kamen herbei und drüben herauf, Andere von oben herunter; es ſchien um mich geſchehen zu ſein. Ich machte ſchnell und behutſam das Fenſter auf, hob mich hinaus, trat auf ein vorſpringendes Geſimſe, und im Nu ſtand ich unten in der Flur, während oben in dem

Zimmer die Thür aufgeriſſen wurde und mehre barſche Stimmen riefen: „Der Hund iſt hinunter!“ Ich eilte nach dem Hinterhaus, dort ſtand die Staatskutſche des Generals, über deren Decke durch ein Fenſter der Schein einer Straßenlaterne hereinfiel, ich kletterte dort hinauf, ſchon hörte ich die Verfolger ſich nähern, mit einem Fauſtſchlag flog das Fenſterkreuz hinaus und ich hinterdrein auf das Pflaſter der dort vorübergehenden Seitenſtraße. Meine Gebeine hatte der Sprung ſo erſchüttert, daß mir einen Augenblick lang die Sinne ſchwinden wollten, ich beherrſchte mich aber und kroch, wie ein Hund, längs der Häuſerwand hin bis zu der nächſten Thür. Dort wohnte ein Schuhmacher, welcher mir bekannt war. Er nahm mich auf und ließ mich in ſeiner Kammer im Bette ausruhen; denn wir Männer aus dem Volke ſind barmherzig zu einander. Er rieb meine Glieder mit Spiritus, gab mir einige Tropfen Arznei aus ſeiner Hausapotheke und überließ mich dann dem Schlummer, in den ich verſank. Es mochte gegen elf Uhr in der Nacht ſein, als ich neugeſtärkt erwachte und Nichts ſpürte, als einen dumpfen Schmerz in den Kniegelenken. Doch auch dieſer wich, als ich einige Schritte in der Kammer auf- und abgegangen war. Jetzt aber überfiel mich die Sorge um die Geliebte meiner Seele, um mein Weib! — Ich riß mich daher von meinem barmherzigen Samariter los, der mich mit Gewalt zurückhalten wollte, nachdem er mir heilige Verſchwiegenheit über den Vorgang angelobt hatte, und hinkte auf einem Umweg nach dem Hauſe des Muſiklehrers, welches; wie du ſchon gehört haſt, dem Palais gegenüber lag. Die Hausthür war noch offen, der Muſiklehrer noch auf. Als ich in das Zimmer trat, lag er im Fenſter und rief: „Was da drüben bei dem General nur vorgehen mag?“

— Ich zog ihn vom Fenſter zurück und ſagte ihm: „Du wirſt gut thun, wenn du dich nicht darum bekümmerſt, ſondern mir die Sorge darüber überlaſſen wirſt! Ich habe nur eine Bitte: leg' dich ruhig in dein Bett und laß' mich hier wachen!“ — „Mein Gott!“ verſetzte er, als er mir in das Geſicht blickte, „wie gräßlich ſiehſt du aus!“ — „Nimm dir auch dies nicht zu Herzen, Alter!“ entgegnete ich. Der Muſiklehrer ging jetzt an einen Wandſchrank, nahm eine Flaſche Wein und ein Glas heraus, und ſagte: „So möge dir dieſes da Geſellſchaft leiſten! Du haſt Recht, um Alles zu wiſſen, frommet nicht; gute Nacht!“ Mit dieſen Worten ging er in ſein Schlafcabinet; ich hatte nun hinlänglich Zeit, das Rennen und Laufen mit den Lichtern drüben im Palais und die beweglichen Schatten an den Fenſtervorhängen zu beobachten. Welche gräßliche, blutige Gedanken gingen in jener Nacht durch meine Seele! ich war nahe daran, die Hand an mich ſelbſt zu legen und dem verhaßten Leben ein Ende zu machen, „Ja,“ grollte ich für mich, „wir Armen ſind die von Gott Verworfenen! Was hilft es mir, daß ich mit meinem heißvergoſſenen Blute in ſo vielen Gefechten und in mancher Schlacht dem Vaterlande gedient habe? nun ich heimgekehrt, werde ich gehetzt, wie ein wildes Thier der Wüſte! Doch es geſchieht mir ſchon recht, warum erhob ich mein Haupt aus dem Schmutze zur Tageshelle empor, ich — ein geborener Sclave!“ — Mitten durch dieſe Gedanken brach wieder die Liebe zu Ihr, wie ein tröſtlicher Lichtſtrahl! Hatte ſie mich doch vor Tauſenden zu ihrem Gatten gewählt! War ſie nur treu, dann blieb ſie ewig mein! Unter dieſen Alleingeſprächen dämmerte der Morgen an; die Flügel des Thores im Palais wurden aufgemacht, und der große, ſchwerbepackte Familienwagen heraus auf die Straße geſchoben; dann brachte der Stallknecht die angeſchirrten Pferde und ſpannte ſie vor. Der Odem ſtockte mir in der Bruſt; endlich wurde eine verſchleierte Dame herausgeführt; ich erkannte Sie! Mit einem Aufſchrei ſank ich am Fenſter nieder; noch hörte ich am Boden das Rollen des fortfahrenden Wagens. Die Thorflügel wurden drüben in das Schloß geworfen, Alles wurde wieder ſtill. Mir war es, als wenn auch zugleich mein Herz zu Eis verhärtet ſtill ſtehen wollte. Ich erhob mich vom Boden und verließ die Wohnung meines Freundes, welche ich nie wieder beſuchte. Einige Tage nachher kam dieſer zu mir und eröffnete mir, daß einem Unbekannten, welcher vorgeblich die Familienehre des Generals beleidigt hätte, nachgeſtellt würde. Ich bat ihn, ſich nach der Tochter des Portiers im Palais zu erkundigen, denn mit dieſer müßte ich irgendwo ſprechen. Er verſprach es, meldete mir jedoch bald darauf, daß ſie mit der Nichte des Generals verreiſt ſei, aber wohin? wiſſe ſelbſt ihr Vater nicht. Mir war das Leben, zumal in Berlin, wo ich das höchſte Glück und Unglück erlebt hatte, verhaßt geworden. Ich griff daher wieder zum Wanderſtabe und zog in die Welt hinaus, ohne zu wiſſen, was ich darin weiter anfangen ſollte. Doch das Leben duldet keinen Müſſiggänger aus dem Volke; mein Geld ging auf die Neige, ich mußte wieder arbeiten, um leben zu können. In einem Wirthshauſe, welches ein Schmied hielt, war ich endlich bankrott. Ich bot dem alten Schmiedemeiſter, der eben ein unbändiges Pferd vergeblich zu beſchlagen ſuchte, meinen Dienſt an. „Er wird auch das wüſte Thier nicht unterkriegen," meinte er höhniſch. Ich aber trat vor das Pferd hin, faßte es in das Auge, bis es zu zittern begann, und nun hieß ich den Schmied ſein Amt verrichten. Dieſer hielt mich für einen Hexenmeiſter, da das Pferd nun ruhig mit ſich ſchalten ließ. Ich war bald mit ihm einig und trat als Geſelle bei ihm in Dienſt. Welch' eine heilende Kraft ſteckt in der Arbeit! Alles Leid, aller Kummer und die dumpfe Verzweiflung ſtoben in Funken aus dem glühenden Eiſen unter dem ſtarken Schlage meines Schmiedehammers hinweg, nur eine ſtille, unauslöſchliche Trauer blieb zurück. Unter harter Arbeit waren mir in dieſer Schmiede zwei Jahre vergangen, ich wußte nicht, wie? Eines Tages hielt dort ein kleiner Planwagen, der Fuhrknecht kam herein und wünſchte, ſeinem Pferde das eine Hufeiſen feſtnageln zu laſſen. Wie ich in der beſten Arbeit war, ſtieg ein Frauenzimmer aus dem Wagen und trat zu mir. Als das Hufeiſen feſtſaß und ich mich aufrichtete, that das Frauenzimmerchen einen Schrei, und auf einen Blick erkannte ich die Vertraute meiner Liebe, Anna, die Tochter des Portiers bei dem General. Ich trat mit ihr bei Seite. Wir Leute aus dem Volke haben ein offenes Herz für einander. Sie vertraute mir bald das unſelig heilige Geheimniß, daß das geliebte Weib heimlich entbunden worden ſei und auf dem Gute des Generals im Gebirge lebe. „Und mein Kind?“ fragte ich herzlich beklommen. „Das Kind iſt,“ verſetzte ſie, „Gott weiß wohin? ausgethan worden! Es wird irgendwo unter fremdem Namen erzogen. Ich habe heilige, theuere Verſchwiegenheit angelobt, Niemand ſoll das Geheimniß auch erfahren, aber Ihr habt ein Recht, ein noch heiligeres darauf! Und dann, wer weiß, wozu Alles gut iſt?“ „Hat die Mutter des Kindes,“ fragte ich wieder, „meiner in Liebe gedacht?“ — „Sie hat,“ — verſetzte das Mädchen, „ſeit der gezwungenen Abreiſe von Berlin Ihren Namen, lieber Wildſpur, nie wieder zu mir ausgeſprochen. Guter Freund, Sie kennen nicht die Frauen vom hohen Stande; ſie können wohl mit Euch Männern aus dem Volke ſündigen, aber Euch lieben — bis über den Stand hinaus, nimmermehr!“ Ich knirſchte mit den Zähnen, doch mußte ich wiſſen, ob ſie Recht hatte. Ich ließ mir von ihr noch einmal den Aufenthalt der vornehmen Frau ſagen, prägte ihn in mein Gedächtniß, und beſchloß zu ihr zu pilgern, um wenigſtens mein Kind zu erhalten. Als Anna auf ihrem Planwagen, welcher ſie vom Gute des Generals, wo ſie bis jetzt geweſen war, in eine andere Gegend und auf eine andere Beſitzung der Familie brachte, davongefahren war, ſchied auch ich von dem alten Schmiede, der mir noch einmal die Hände ſchüttelte, doch kein Wort ſprach; denn Leute ſeiner Art haben keine Worte für Gefühle weicher, milder Art. Am dritten Tage darauf ſtand ich ſchon vor dem einſt ſo heißgeliebten Weibe im Park vor dem Schloſſe, wo ſie, wie ich erkundſchaftet hatte, häufig einſam ſpazieren ging. Sie erſchrak heftig, als ich vor ſie trat, faßte ſich jedoch mit Gewalt und fragte fremd und ſtolz: „Wer iſt Er? Was iſt Sein Begehren?“ „Kennſt du mich nicht mehr?“ rief ich. „Ich will dich,“ verſetzte ſie hart, „wer du auch ſeiſt, nie geſehen haben!“ — Ich bebte vor Wuth und flüſterte ingrimmig: „Wo iſt das Kind? das Kind?“ „Iſt Er wahnſinnig?“ fragte ſie höhniſch. Ich trat ihr jäh nahe und ſagte ihr ein Wort, vor dem ſie, wie vor einem Hammerſchlage, zurücktaumelte. In dieſem Augenblicke kamen zwei Lakaien herbeigerannt; die Gräfin war bei einer Gartenbank niedergeſunken und rief den Dienern zu: „Schafft den verrückten Menſchen fort!“ Sie wollten mich packen, ich aber ſchleuderte ſie weit weg von mir und verließ das gräßliche Weib auf Nimmerwiederſehen! Ich haßte ſie und zertrat jede ſchöne Blume am Wege, als wäre es ein Auge von ihr. Ich war aus dem Parke fortgegangen immer weiter, ohne Ziel, wie der ewige Jude, und irrte nun in den Wäldern umher. Schon einige Tage lang hatte ich von Wurzeln und Beeren gelebt, da kam ich endlich auf einen Fußſteig, auf welchem ein Bote, wie es ſchien, vor mir herſchritt. Ich hatte ihn bald eingeholt; da ich wild genug ausſah, hielt er mich für einen Paſcher von der nahen böhmiſchen Grenze. Ich ließ ihn bei dieſem Wahne. Bald kamen wir zuſammen in ein Geſpräch. Es that meinem Herzen wohl, wieder mit einem Menſchen zu verkehren. Ich blieb daher bei ihm und kehrte mit ihm in einem einſamen Wirthshauſe ein, wo wir einen Krug Bier trinken mochten. Da ich ihn freihielt, wurde er ſehr geſprächig und erzählte mir, daß er einen Brief und einiges Geld in das Grenzdorf bringen müſſe, welches wir bald erreichen würden. Da er mir auf die Frage: woher er komme? das Gut nannte, wo die Gräfin ſich aufhielt, ſo warf ich ihm die Frage ein: „Wie geht es denn dem ausgethanen Kinde?“ Der Bote ſah mich ſtarr an und entgegnete: „Nun da Ihr darum wißt, ſo kümmert mich die Sache weiter auch nicht.“ Er wurde nun um ſo vertraulicher, je gleichgültiger ich mich benahm. So erfuhr ich denn bald, daß ſie das Kind in dem Dorfe, welches ſchon vor uns da lag, heimlich erziehen ließ. Ich begleitete ihn bis zum Hauſe, wo es untergebracht war. Ein herziges Kind ſaß auf der Thürſchwelle und ſpielte mit einem weißen Kaninchen, welches Kraut aus ſeinem Händchen fraß. Wie wir uns ihm näherten, wurde mir das Herz ſo ſchwer, daß ich hätte zuſammenſtürzen mögen. Als der Bote dem Kinde bei ſeinem Eintritt in das Haus die Hand gab, und dabei ſchelmiſch mir zublinzelte: „Das iſt das arme Kind!“ ſank ich auf die Bank neben der Hausthüre nieder und weinte laut in meine vorgehaltenen Hände. Das Kind hatte ſich zwiſchen meine Kniee gedrängt und weinte mit. Wie ich ſeine Händchen fühlte, war es mir, als hätte mich ein Engel Gottes berührt, ich ſtürzte nieder auf meine Kniee, ſchloß das Kird in meine Arme und küßte und ſtreichelte es; — denn es war mein Kind! — Die Leute im Hauſe, welche mich gehört hatten, kamen heraus und drängten ſich fragend an mich. Es war mir unmöglich in dieſem Augenblicke zu ſprechen vor der Bewegung meines Gemüthes. Ich hatte das Kind auf den Arm genommen und ſtand, in ſeinen Anblick verſunken, lautlos da. „Was fragt Ihr denn?“ rief endlich die Bäuerin, die Pflegefrau des Kindes, „Ihr ſeht es ja an der Aehnlichkeit des Mannes, daß er der Vater iſt.“ „Ja, ſo iſt es, Ihr guten Leute,“ verſetzte ich, „doch welchen Geſchlechtsnamen hat es in der Taufe erhalten?“ „Wildſpur iſt der Name ſeines Vaters,“ verſetzte die Bäuerin. „Ja, ſo gehörſt du mein, liebes Kind, auf immerdar!“ rief ich; „da ſeht die Papiere ein, welche den letzten Zweifel Euch nehmen können, habt Ihr noch einen!“ Ich ließ mir jetzt Papier, Dinte und Feder geben und ſchrieb der hartherzigen Mutter des Kindes: daß ich das arme, verſtoßene Weſen an mich genommen, ſie ſelbſt aber dem Gerichte ihres eigenen Gewiſſens übergeben hätte! Dem Briefe fügte ich den Verlobungsring bei, welchen ſie mir gegeben hatte, und händigte ihn dem Boten ein, welcher ſeinen Rückweg wieder antrat. Bei den armen Leuten fand ich weiter keinen

Widerſtand und gutes Wort und Geld öffneten mir die Thür. Das Kind, wohlverwahrt im warmen Kleidchen auf meinem Arm, ſein Lockenköpfchen auf meiner Schulter, befand ich mich bald auf freiem Wege. Im nächſten Städtchen fand ich eine Fuhrgelegenheit hierher nach Dresden. Dieſe nahm ich wahr, mein Kind dorthin zur Schweſter meiner Mutter zu bringen, welche an einen Buchbinder verheirathet und nun verwittwet war. Das gute Weib nahm ſich meines Kindes mütterlich an. Ich ließ es bei ihr, als ich wieder aufbrach, um mein Glück in der neuen Welt zu ſuchen, das mich in der alten geflohen hatte. Funfzehn Jahre ſind nunmehr vergangen, ſeit ich mein Kind nicht geſehen habe! Im nächſten Dorfe hinter uns habe ich Wagen und Pferde zurückgelaſſen; die Thiere bedurften der Ruhe, ich hatte keine und ſo eile ich noch zu Fuße der Stadt zu, welche mein theuerſtes Kleinod birgt."

Unter dieſer Erzählung waren Beide in der Stadt angekommen. Nachdem ſie noch einander ihre Wohnungen bezeichnet hatten, ſchieden ſie von einander.

Ehe dieſe Nacht vorübergeht, möge noch ein Bild vor die Seele des Leſers treten. Wir biegen von dem Fenſter eines Kämmerleins die zarten, ſproſſenden Weinranken mit ihren jungen, noch zwiſchen Blutroth und Grün ſpielenden Blättern zurück und blicken in ein Schlafgemach. Ein mattes Nachtlicht ſteht auf der kleinen Kommode unter dem Spiegel bei einem Blumenſtrauße im Glaſe; und gegenüber befindet ſich ein Bett, welches mit einem buntgeblümten Vorhange verhängt iſt. Dieſer weicht zurück, ein heller Schein fällt auf das ſchlafende Mädchen, welches hier, gleichtig verhüllt, im weißglänzenden Bette liegt, wie eine Roſe, im Schnee, wenn je der Zufall Roſe und Schnee zuſammenbrächte. Das Nachthäubchen hat ſich über die Stirn und das Vorderhaupt zurückgezogen, weiche Locken haben ſich daraus hervorgeſtohlen und ſich auf die ſchöne Schulter gelagert, über dem Buſen ruhen die feinen Hände, wie der Kelch einer purpurrothen Blume, ſind die Lippen geöffnet, daß die Zähnchen, wie große Perlen, hervorſcheinen, der ſüßeſte Schlummer glüht auf dem Geſichte, wie ein anbrechender Sommermorgen. Am Bette ſteht ein hoher, ernſter Mann mit einem alten, grauen Weibe, welches eine hellleuchtende Lampe hinter dem Haupte der Schläferin emporhebt. Die Augen des Mannes füllen ſich mit Thränen, welche plötzlich, wie ſchwere Regentropfen, auf die ſchlummernde Blume herabfallen. Jetzt beugt er ſich und küßt das ſchlafende Mädchen leiſe auf die Stirne, dieſes zuckt ein wenig zuſammen, legt dann das Köpfchen auf die andere Seite und ſchläft weiter. Mit einem Blicke der heiligſten Liebe zieht ſich der Mann zurück, die Alte mit der Lampe folgt, die Vorhänge fallen zu, und das Bild verſchwindet. Alles iſt wieder ſtill im Kämmerlein; einſam ſteht wieder das dämmernde Nachtlicht auf der Kommode und läßt ſeine matten Lichtſchimmer mit den Farben der Blumen im Waſſerglaſe ſpielen. Man hört keinen Laut, kein Geräuſch mehr in der Kammer, man vernimmt nur die Athemzüge der Schläferin hinter den Bettgardinen und das leiſe Trippeln eines Mäuschens oben über der Kammer im Boden, welches durch eine Ritze in der Thüre mit und gelauſcht hat und wieder in ſein warmes Neſtchen zu ſeinen Kleinen eilt, um ihnen dieſe Bilder zu erzählen.

Der Brief.

Gräfin Eliſabeth war ſpät aufgeſtanden. Sie hatte ſeit langer Zeit nicht ſo ſanft geſchlafen, wie in der vergangenen Nacht. Ein ſchöner Traum in lieblichen Dämmerbildern hatte ſie eingewiegt und, wie mit leichten Küſſen, wieder aufgeweckt. Ihr war es vorgekommen, als wenn Benedict fortwährend bemüht geweſen wäre, ſie in Centifolien, welche er behutſam aufeinander legte, neckend einzubauen. Dieſem ſüßen Traumſpiele war ſie noch hingegeben geweſen, als ſchon längſt die Morgenſonne hinter den grünen Vorhängen, welche die Fenſter verhüllten, ihre Flammen ausgoß. Sie ſaß nun in dem ſeidenen, apfelgrünen Morgenmantel bei der Toilette und hinter ihr ſtand Anna, das ſchöne, aſchfarbene Haar zu Strähnen flechtend.

Anna blickte jetzt über ſie hinein in den Spiegel; ein geheimnißvolles Lächeln des Wohlgefallens ging bei dem Anblicke des Spiegelbildes der ſchönen Gebieterin über ihr Geſicht. Eliſabeth bemerkte es und fragte mit einem Anfluge von Coketterie und halbzurückgewendetem Kopfe: „Was meinſt du, liebe Anna?“

„Meine gnädige Gräfin,“ verſetzte Anna, „blühen in der Reſidenz faſt täglich ſchöner auf; die Luft hier thut Ihnen gut.“

„Ich fühle wohl, was du ſagen willſt!“ verſetzte Eliſabeth kleinlaut und fragte dann mit leiſem Zittern der Stimme: „War ich denn wirklich ſo heruntergekommen?“

Anna zuckte ein wenig, ſie half ſich jedoch über die verfängliche Frage mit einer gewiſſen Aufrichtigkeit hinweg, indem ſie ſagte: „Wenn auch die Bläſſe intereſſanter iſt, ſo freue ich mich doch, wenn ich den durchſichtigen, rothen Teint wieder bemerke; es ſtehen Ihnen dann immer die Rubin-Balais ſo gut dazu! Gewiß ſpielte auch neulich der Baron von Ivenhof darauf an, als er im rothen Champagner flüſſige Rubin-Balais zu trinken meinte.“

„Du ſcheinſt dich für den Baron zu intereſſiren?“ fragte leicht und, wie gleichgültig, die Gräfin.

„Er hat,“ verſetzte Anna, „ein Weſen in ſeinen Manieren, welches den Damen gefallen muß; mitten unter allen übrigen Männern behält er etwas Beſonderes, welches ihn auszeichnet. Meine gnädige Gräfin hat mir noch geſtern vor dem Schlafengehen geklagt, wie die Unterhaltung geſtern Abend durch die ſchreckliche Arie aus der neuen Oper zu Grunde gerichtet worden ſei. Man konnte nicht herausfinden, ob die Geſellſchaft ſich langweilte, oder betäubt war. Der Abend dehnte ſich, wie elaſtiſches Gummi, in das Unendliche. Da endlich Alle die Treppe hinunter waren und, wie Fledermäuſe, zur Hausthüre hinausſchwirrten, war es nicht, als ob noch Jemand unſichtbar im Zimmer zurückgeblieben wäre, und mit den Strahlen ſeiner Augen den Abend erleuchtete?“

Anna überließ die Antwort der Gräfin.

„Und nun?“ fragte Eliſabeth nach einer Weile.

„Ich werde mich,“ verſetzte Anna, „ſchwer an die neue Mode gewöhnen, und doch müſſen wir den Knoten des Haares allmälig dem Wirbel nähern. Die kleinen, corpulenten Frauenzimmer können ſich die längliche Mode ſchon gefallen laſſen, aber meine Gräſin, welche hoch iſt, wie — Chriemhilde“ —

Eliſabeth fuhr erbleichend bei dieſem Namen zuſammen; ſie biß ſich auf die Unterlippe und ſah forſchend in das Geſicht ihrer Anna im Spiegel; da dieſes harmlos ausſah, ſo bezwang ſie die aufſteigende Heftigkeit ihres Gemüthes, zumal Anna, welche dennoch abſichtlich ihr dieſen Stich in das Gewiſſen gegeben hatte, ohne Arg zu plaudern fortfuhr:

„Haben Sie geſtern Abend den Kammerjunker von Staudenigel betrachtet? Gott weiß, von welchem Urgroßvater er ſeinen knappen, faltenloſen Frack ohne Aufſchläge und Klappen, von der Bruſt weit abſtehend, aufgetrieben hatte. Erinnern Sie ſich noch an unſer Weißkehlchen mit den ſchwarzen Flügeln und den feinen, feinen Beinchen? Ich ſtand geſtern immer in Angſt, daß unſer Kammerjunkerkehlchen in dem weißen Caſchemirweſtchen anfangen würde, auf Ihre Schulter zu fliegen und ſein melancholiſches Liedchen zu pfeifen.“

„Du kannſt boshaft ſein!“ bemerkte die Gräfin.

„Zum Hausbedarf, meine Gnädige!“ antwortete Anna.

„War keiner unter unſeren Herren, welcher dir gefiel?“

„Ach ja, der hübſche Baron!“

„Welcher Baron?“

„Der heilige Benedict! ora pro nobis!“

„Du biſt unerträglich.“

Anna wußte es beſſer, ſie fuhr plauderhaft fort: „Er ſchwebte als Paradiesvogel zwiſchen vorletzter und letzter Mode!“

Anna trat jetzt bei Seite und ſagte: „Dieſe prächtige Haarfülle!“ Dabei blickte ſie der Gräfin in das Geſicht, um zu ſehen, welchen Eindruck ihre Bemerkungen gemacht hätten. Sie war zufrieden, als die Augen der Gräfin heiter und klar waren.

„Gut! ſehr gut!“ verſetzte die Gräfin und ließ es ungewiß, ob ſie damit die Friſur oder Benedict meinte. Damit war auch Anna zugleich entlaſſen.

Eliſabeth blieb vor dem Spiegel ſitzen und betrachtete darin ſich ſelbſt mit argwöhniſchen Blicken. Es fällt Jedem ſchwer, ſich von der Jugend trennen zu müſſen, wie vielmehr einer Dame, welche alle ihre Gaben, vor allen den Zauber der Schönheit beſeſſen! Doch heute hatte der kryſtallene Freund einen heitern Blick für ſie. „Anna hat Recht,“ ſprach ſie bei ſich, „die Roſen meiner Jugend ſcheinen wieder aufblühen zu wollen. Wenn der Spruch der alten Kartenſchlägerin: daß mir ein Freund das verlorene Glück doppelt zurückbringe, durch Benedict erfüllt würde? — Er ſoll arm ſein, ja, wenn er es wäre, ich könnte ihn reich, vielleicht glücklich machen!“ — Sie erſchrak über dieſes Selbſtgeſtändniß ſo, daß ſie erbleichend ſich vom Spiegel abwandte. Vor ihrer Seele ſtand ein großer, zorniger Mann mit wilden Blicken, ein Kind auf den Armen.

„Heinrich! Heinrich! fürchterlicher Menſch, willſt du nicht aus meinem Gemüthe weichen? O, ich kann nie, nie wieder glücklich werden!“

Nachdem Anna zu verſchiedenen Malen leiſe angepocht hatte, trat ſie endlich herein und ſtand vor der Gräfin mit einem zierlichen Briefe. Die Gräfin blickte auf, nahm den Brief und verabſchiedete Anna mit leichter Handbewegung. Sie betrachtete die Adreſſe und ſagte dabei für ſich: „Wie ſicher und zierlich ſind dieſe Schriftzüge! Nur eine glückliche Hand kann ſo ſchreiben.“ Sie erbrach den Brief, — es war der Brief, den Benedict an ſie, wie eine Frage an das Schickſal, geſchrieben und ſeiner erſten Liebe zu Victorine erwähnt hatte.

Sie konnte die Zeilen kaum zu Ende leſen, ſo trüb wurde ihr Blick; der Brief fiel aus ihrer Hand und auf ihren Schooß, eine große Thräne ſtürzte hinterdrein, als weihe ſie ein Grab, worin die letzte Hoffnung begraben wurde.

Lange ſaß die Gräfin mit gefalteten Händen hier, ihre Augen ſtarrten vor ſich hin. Endlich ſprach ſie mit einem Seufzer aus der Bruſt zu ſich ſelbſt: „Vorüber! auch dieſer Traum, noch ehe er Geſtalt gewonnen, verſchwunden! Wie konnte ich auch ſo verwegen ſein, an eine glückliche Zukunft zu denken? ich, deren Herz von Gram und Reue zerriſſen iſt! — Heinrich, wie bitter biſt du an mir gerächt, wie furchtbar das Kind, dem ich im falſchen Hochmuthe das Mutterherz geraubt! Benedict ſollte mir, wie die Lügenprophetin ſagte, mein Glück doppelt wiederbringen? — Mein Glück, wo könnte es anders ſein, als bei meinem verlorenen Kinde, und“ — wie ſie doppelſinnig hinzuſetzte, „bei ihm? — Wie, wenn das Schickſal mir vergönnte, ſein Glück in einem anderen Sinne zu machen, vielleicht kann er mir doch das meinige dafür wieder geben? Wie er ſich mir entdeckt hat, ſo will ich mich ihm anvertrauen! — Er liebt Victorine noch immer! Ob ſie auch ihn? — Sollte er nicht wiſſen, daß ſie ſchon ſeit zwei Jahren Wittwe iſt? Sie muß hierher kommen!“ —

Schnell und feurig, wie Eliſabeth war, ſetzte ſie ſich an ihren Schreibtiſch und ſchrieb an die verwittwete Generalin Victoriné von Steinfelden. „Es gilt dein, vielleicht auch mein Lebensglück“ — ſchrieb ſie unter Anderem — „bei dem Empfange dieſer Zeilen laß' ſogleich anſpannen und eile in die Arme deiner ſchweſterlichen Freundin!“

Bald war der Brief geſiegelt, adreſſirt und auf die Poſt geſchickt.

In Eliſabeth's Herz kehrte eine Ruhe zurück, wie ſie lange Zeit ſie nicht gefühlt hatte. Es war ihr, als hätte ſie ein gutes Werk gethan.

Das beichtende Tagebuch.

Benedict war in den nächſten Tagen aus Betrübniß zerſtreut; er hatte immer noch keine Einladung oder Antwort von Eliſabeth erhalten, und ohne Weiteres, wie er konnte, ihr ſeine Aufwartung zu machen, war er zu ſtolz. So brachte er mißmuthig Tage und Stunden einſam in ſeiner Wohnung unter Studien und Arbeiten zu. Er hatte ſich vorgenommen, die Geſchichte der modernen Benedictiner zu ſchreiben, wozu er nun ſeine Skizzen machte. Er nahm, um deſto ungeſtörter zu ſein, keine Beſuche an; nur ſeinen Freund Johannes, welcher jetzt gemeldet wurde, wollte er nicht abweiſen. Dieſer flog im feſtlichen Gewand und der heiterſten Aufregung zu ihm herein und drückte ihn an ſein Herz mit den beflügelten Worten: „Heute iſt mein Verlobungstag! Cecil iſt meine Braut! Er war ſelbſt ſeine Schweſter und heißt Cäcilie! Sie hat ſich mir in jener Gewitternacht auf der Elbfahrt entdeckt. Nun iſt auch ihr Vater angekommen, Wildſpur heißt er, — aus Amerika;

er beſitzt dort eine große Stahlwaarenfabrik. Er ſegnet unſern Bund und wir wandern mit ihm in die neue Welt! Er wohnt in Stadt Rom. Nach Rom! Heute gegen Abend iſt dort unſer Verlobungsfeſt; der Benedictinerconvent verſammelt ſich bei ihm! Die Freunde ſind von mir durch den Lohnbedienten zur Tafel geladen; zu dir komme ich ſelbſt! Verſprichſt du zu kommen?“ —

Jetzt fehlte dem Aufgeregten der Odem; Benedict ſagte mit tauſend Glückwünſchen ſeine Gegenwart zu.

Als Johannes davongeeilt war, ſagte Benedict betrübt für ſich: „Alſo doch ein Glücklicher! Das Glück folgt demſelben Geſetze, wie die Liebe: der Abſicht geht es aus dem Wege, und der Unbefangenheit giebt es ſich unbefangen hin. Mein Glück iſt in jener Nacht in dem Forſthauſe geſtorben, wo der gute Hühnerhund Amor mir ſo humoriſtiſch ſein Beileid bezeigt hat!“

Doch ſchon pochte es wieder an ſeiner Stubenthür; — ein Brief — die längſt erſehnte Antwort von Eliſabeth wurde ihm eingehändigt. Er wurde dringend eingeladen, noch dieſen Morgen hinzukommen. Mit einigen Zeilen, welche er dem Bedienten zurückgab, ſagte er zu. In kurzer Zeit war er angekleidet und auf dem Wege zu ihr. In dem Palais angekommen und gemeldet, kam er ſogleich vor.

Er fand Eliſabeth in großer Toilette. Sie empfing ihn mit wechſelnden Stimmungen des Gemüthes, doch lebhaft und aufgeregt. Sie ſprach viel und durch einander. Benedict glaubte zu merken, daß ſie bei ſich ſelbſt Ausflüchte ſuchte, um über einen ſchwierigen Punkt hinauszukommen. Doch rückte ihr der Ernſt immer näher, bis ſie endlich ſagte:

„Lieber Benedict, ſetzen Sie ſich zu mir und hören Sie mich an! Sie haben mir eine Art von Liebeserklärung gethan, welche mir geſchmeichelt hat, obſchon Sie dabei auf eine frühere und, wie es ſcheint, einzige Liebe zurückblicken. Das Vertrauen, welches Sie mir in Ihren Geſtändniſſen ſchenken, möchte ich mit dem meinigen erwidern. Hier in dieſem Tagebuche ruhen meine Geheimniſſe; ſie ſind ſo eigener Art, daß ich mich ganz Ihrer Discretion anheimgebe, ſobald ſie Ihnen bekannt ſind. Es drängt mich, meine ganze Seele Ihnen zu entdecken, aber vorher müſſen Sie mir einen heiligen Eid ſchwören, Nichts davon auf irgend eine Weiſe einem Uneingeweihten zu entdecken.“

Benedict gerieth bei dieſen Worten in die höchſte Spannung; er rief: „Wobei ſoll ich ſchwören?“

„Bei Victorinens Herz!“ verſetzte die Gräfin. Bei dieſen Worten blickte ein ſchöner Frauenkopf durch den getheilten Vorhang aus dem Nebenzimmer hinter dem Rücken Benedict's herein.

„Victorinens Herz?“ fragte Benedict mit niedergeſchlagenen Augen.

„Gilt Ihnen,“ verſetzte Eliſabeth, „Ihre erſte Liebe Nichts mehr?“

„Ich wünſchte wohl,“ entgegnete Benedict, „ſie vergeſſen zu können! — Da ſie an Ihren Oheim, den General, verheirathet iſt, ſo kennen Sie ſelbſt das liebenswürdige Weſen!“ —

Bei dieſen Worten ſchien es, als winkte Eliſabeth irgendwem zu: Benedict wandte ſich um, bemerkte jedoch nichts.

„Ich ſchwöre Ihnen,“ ſagte jetzt Benedict feierlich, „Verſchwiegenheit zu bei Allem, was mich je glücklich und unglücklich gemacht hat.“

„Gut, mein Freund!“ verſetzte Eliſabeth, „hier iſt das Tagebuch, Sie brauchen blos einige mit Einlagen bezeichnete Blätter zu leſen; denn hinter dem kurzen Vergehen folgt die lange, lange Reue. Wenn Sie geleſen haben, dann rathen und helfen Sie mir! — Ich laſſe Sie jetzt auf eine Stunde allein.“ Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich.

Benedict befand ſich nun allein im Zimmer und in der ſeltſamſten Gemüthsſtimmung. Lange hielt er das in grünen Saffian gebundene Tagebuch in der Hand, ohne es zu öffnen. Faſt ſchien es ihm ein Verbrechen, vielleicht tief in den Abgrund eines Frauenherzens hineinzuſchauen. Sie wollte es aber! Mit leiſe zitternder Hand ſchlug er das Buch auf. Die erſten Blätter überflog er ſchnell, ſie enthielten höchſt gleichgültige Mädchengedanken und kleine Ereigniſſe von keiner Bedeutung. Wie aber wurde ihm zu Muthe, als er las: „Heute Abend hat Chriemhilde ihren Siegfried geſehen!“ Es flammte vor ſeinen Augen, als er endlich den Namen: „Heinrich Wildſpur“ las. „Alſo Er!“ — rief Benedict, „wie ſeltſam, wie wunderbar!“ — Er las odemlos weiter. — Es blieb kein Zweifel mehr, Eliſabeth war die ſchöne Gräfin, welche das Standesvorurtheil ſo unglücklich werden ließ. Wie entſetzlich ſchön war ihr Abſchied von Berlin geſchildert, wo ſie noch bei dem Einſteigen in den Wagen den Aufſchrei des geliebten Mannes gegenüber am Fenſter des Nachbarhauſes gehört hatte! Nun trat eine lange Unterbrechung im Tagebuch ein; nur einige kurze, ſchroffe Sätze bezeichneten hier, daß in ihrem Gemüthe ſich der Hochmuth kämpfend gegen „den Mann aus dem Volke“ erhoben hatte. Bald war der Sieg entſchieden, einige gefühlloſe Sätze deuteten es an. „Wie grauſam und abſcheulich!“ flüſterte Benedict für ſich, als er las: „Auch das Herz der Mutter ſoll auf dem Altare der Ehre geopfert ſein! — Man hat das Kind heimlich weggebracht, es ſoll gut aufgehoben ſein! — Später mag es unter fremdem Namen wieder zu mir kommen, wenn es Ihm nicht ähnlich ſieht!" „Und mir giebt das entſetzliche Weib dieſes zu leſen?" fragte voll Entſetzen Benedict. Endlich fand er wieder eine wichtige Stelle: „Menſch, wer hat dir dieſe fürchterliche Macht über mein Gemüth gegeben? Heute ſtand er wieder im Garten vor mir, meine Seele krümmte ſich vor Furcht zu ſeinen Füßen! — Er iſt ein Mann. Ich bin ſtolz darauf, daß er mir auch jetzt nicht gering erſchienen iſt, wo ich mit ihm abgeſchloſſen habe." — Doch bald ſollte dieſes ſtarre Gemüth brechen! Der Brief, in welchem Wildſpur ihr aus dem Dorfe an der böhmiſchen Grenze meldete, daß der verleugnete Mann das treuloſe Weib von der Laſt des ausgeſtoßenen Kindes befreit und es mit ſich genommen habe, hatte, wie ein Blitzſtrahl, ihr Herz getroffen. So wunderbar kreuzen ſich die Widerſprüche in dem Herzen eines Weibes! Auf den folgenden Seiten des Tagebuches waren die grimmigſten Selbſtanklagen und die herzzerſchneidendſten Zeichen der Verzweiflung in einzelnen Sätzen angedeutet. Die Liebe zu dem verlorenen Kinde und ſeinem Vater geißelte ſie mit Feuergluthen in Verzweiflung.

Benedict überflog das Alles mit haſtigen Augen, alle ſeine Fibern zuckten in peinlicher Aufregung. Er las zum erſten Male unmittelbar die geheimſten Memoiren eines weiblichen Gemüthes, das einen Vulkan unter der Eisdecke des Gletſchers verborgen hatte. Der Frauen- und Standesſtolz der Gräfin war endlich ganz der rächenden Natur unterlegen. Das Tagebuch enthielt nun eine lange Reihe von Aufſätzen, in welchen ſich ihr Gemüth in eine auf alles Erdenglück verzichtende Melancholie hineingewiegt hatte. Sie hatte die Nachforſchungen nie ganz aufgegeben und zu dieſem Zwecke die abenteuerlichſten Reiſen ohne Erfolg gemacht.

Auch ihr jetziger Aufenthalt in Dresden hing mit dieſer Hoffnung zuſammen, wie wir wiſſen.

Benedict's Augen hatten ſich bei dem Leſen der letzten Blätter mit Thränen gefüllt; Eliſabeth war ſchon längere Zeit wieder im Zimmer und ſtand hinter ſeinem Stuhle, ohne von ihm bemerkt zu werden. Als er mit dem Buche zu Ende war, ſagte er halblaut zu ſich: „Wie ſchwer haſt du geſündigt, ſchönes Weib, aber wie gräßlich auch deine Schuld gebüßt! Deine Sünde hat dir Gott vergeben, denn nicht umſonſt hat er dir in den Sinn gelegt, dich mir zu entdecken! — Ja, heute noch ſoll das Räthſel deines Geſchickes gelöſt ſein!"

„Benedict! Benedict!" rief jetzt Eliſabeth, welche dieſe Worte gehört hatte, und faßte krampfhaft nach ſeiner dargereichten Hand,

Benedict war aufgeſprungen und geleitete die Zitternde, Halbohnmächtige auf den Divan. Doch bald hatte ſie ſich erholt; ſie ſah mit einem langen, ſchmerzensreichen, hoffnungsvollen Blick ihn an, als hinge an ſeinen Lippen das erlöſende Wort.

„Sie müſſen ſtark ſein," ſagte endlich Benedict, „denn das nächſte Wort zeigt vielleicht das Ende aller Leiden oder den Anfang" —

„Des unendlichen Elendes," — fiel ihm Eliſabeth in das Wort. „Doch ſprich, mein Freund! mein Heiland!"

„Heinrich Wildſpur iſt vor Kurzem hier eingetroffen und verlobt heute ſeine Tochter Cäcilie mit meinem Freund Johannes!"

„Wo iſt Sie? Wo iſt Er? Nichts ſoll ſie mehr von meinem Herzen trennen! Führe mich zu ihnen, mein guter Genius!"

„Bewahren Sie nur jetzt Ruhe! — Ich eile zu Wildſpur, um zu ſehen, wie tief die Kluft noch iſt, welche Euch getrennt hat.“

„Ach, welche gräßliche Minute muß ich noch erleben! Eile! fliege zu ihnen! Schone mich nicht! Ich unterwerfe mich jeder Strafe, nur nicht der Trennung von ihnen.“

„Ich werde in Kurzem wieder hier ſein!“ Mit dieſen Worten eilte Benedict fort. Eliſabeth blieb allein zurück. Sie warf ſich auf die Kniee, um zu beten, aber alle Gedanken vergingen ihr. Sie brachte keine Worte über die Lippen, als: „Heinrich! Cäcilie! Mein Gott! Mein Gott! verlaß' mich nicht!“ — Ihr Herz ſchlug ſo gewaltig, daß es heftig zu ſchmerzen begann. Sie war außer ſich. Jetzt ſetzte ſie ſich vor die Uhr hin; aber eine Minute nach der andern verging, Benedict kam nicht, und zwei Viertelſtunden und noch fünf Minuten waren verſtrichen, Benedict war noch immer nicht da! Sie drückte die Augen zu, ihre Sinne gingen durcheinander in bunter Verwirrung. Jetzt wähnte ſie leiſe Tritte zu hören, und ein kleines, hübſches Mädchen zu ſehen; — denn ſie dachte ſich ihre Tochter noch immer klein — ſie ſchrie auf: „Cäcilie, du biſt mein Kind!“ — Da war die Einbildung wieder zerronnen.

Doch nun hörte ſie in der That die Schritte Benedict's die Treppe herauf, jetzt trat er ein. Auf ſeinem Geſichte war kein Zeichen eines glücklichen Erfolges zu leſen.

„Faſſen Sie ſich, Gräfin!“ ſagte er mit ernſter Stimme, „der trotzige Mann will nicht, daß Sie ihn oder Cäcilie ſehen! „Sie hat keine Mutter, und ich kenne nicht das Weib!“ ſagte er. Sie müſſen jetzt den äußerſten Schritt thun, ſich demüthigen vor dem beleidigten Mann und dem Vater Ihres Kindes!“

„Ich will Alles thun, Alles, was Ihr verlangt, laßt mich nur einmal mein Kind ſehen!“ —

„So faſſen Sie ſich ein feſtes Herz und kommen Sie mit mir! Ein Wagen hält unten vor der Thür. Doch erſt beruhigen Sie ſich, ich werde Sie erwarten!“

Sie ging in das Nebenzimmer an ihre Toilette und blieb länger darin, als bei dieſer Gemüthsbewegung zu erwarten geweſen wäre. Sie hatte doch daran gedacht, auf den Geliebten ihrer Jugend einen guten Eindruck zu machen. Sie hatte ſich die Augen mit Brunnenwaſſer wieder klar gemacht, ihre Mienen beruhigt und ihre Toilette einfacher, aber dabei kleidſam gemacht. So erſchien ſie wieder vor Benedict, welcher ſie hinunter in den Wagen geleitete.

Der Amerikaner.

Heinrich Wildſpur hatte, wie wir wiſſen, ſein Logis im Hotel „Stadt Rom“ auf dem Neumarkt genommen. Seine Tochter Cäcilie war zunächſt bei ſeiner Mutter Schweſter, der alten Sybille, geblieben; ſie beſorgte nach dem Rathe ihres Vaters die nöthigen Einrichtungen für die Ueberſiedelung nach dem neuen Vaterlande ihres Vaters, nach Amerika! — Wildſpur hatte ſich eben angekleidet, um ſeine Tochter zu beſuchen, als Benedict zu ihm hereintrat.

„Wie bald,“ rief ihm Wildſpur entgegen, „wird unſer Zuſammenſein wieder ein Ende haben! Heute Vormittags erhalte ich aus Newyork Briefe, welche meine ſchleunigſte Abreiſe erheiſchen. Johannes, mein künftiger Schwiegerſohn, wird mich mit meiner Tochter begleiten.“

„Und ihre Mutter?“ fragte Benedict, „ſoll ſie ihre Mutter nicht kennen lernen? — Mir kommt es vor, als raubteſt du dem Kinde ein unerſetzliches Gut!“

Wildſpur war aufgeſprungen und ging mit großen Schritten im Zimmer umher, indem er heftig die Worte hervorſtieß: „Wo ſie auch ſein, was auch aus ihr geworden ſein mag, die ſie geboren hat, nie und nimmermehr hat ſie ein Recht auf dieſes Kind!“

„Und wenn auch,“ verſetzte Benedict hartnäckig, „ſo hat das Kind ein Recht auf ſie; und wer hat es dir geſagt, daß ſie das Recht auf ihr Herz ihrem und deinem Kinde verweigern wird?“

„Sie hat es gethan!“ rief Wildſpur, „ihr Hochmuth hat das Kind ausgeſtoßen, uns Beide verleugnet.“

„Nein! Nein!“ rief in dieſem Augenblicke Eliſabeth, welche in der Thüre erſchien und den Schleier zurückſchlug, „ich wollte Euch vor meinem Herzen verleugnen, aber ich habe es nicht vermocht! Gieb mir mein Kind wieder, grauſamer Mann! mein Kind!“

Wildſpur war bei ihrem Erſcheinen das Blut ſo heftig in das Herz getreten, daß er ſich mit Mühe aufrecht erhielt; der ganze, mächtige Gliederbau dieſes herkuliſchen Mannes ſchien in ſich ſelbſt zu erbeben. Alle Farbe war aus ſeinem Geſichte gewichen, ſeine Augen irrten ziellos umher. Er war keines Wortes mächtig, ſo krampfhaft hielten ſich in ihm Liebe und Haß gegen das Weib ſeiner erſten und einzigen Liebe ringend umſchlungen.

Benedict hielt einen Zeugen bei dieſer Zuſammenkunft Beider für überflüſſig und entfernte ſich.

Auch Eliſabeth ſtand, nachdem ſie die erſten Worte hervorgeſtoßen hatte, wie betäubt und ſprachlos vor ihm da. Er ſuchte endlich, ſie mit der Hand hinweg zu winken, ſie verſtand jedoch die Bewegung nicht. Jetzt faßten ſich ihre Augen. Der unentrinnbare Zauber, welchem ſie einſt unterlegen waren und den ſie dann zu brechen geſucht hatten, kam von Neuem allmälig über Beide. Wie ſie ſich ſo anblickten und ihre Mienen ſich wortlos einander alle die Schmerzen der Vergangenheit, durchwoben von glühender Liebe, brennendem Haß, unſäglicher Reue in unvertilgbarer Liebe erzählten, ſchien eine magnetiſche Kraft Eliſabeth vorwärts und dem Manne zuzubeugen. Wildſpur bemerkte es, die Eiskruſte in ſeinem Gemüthe zerſprang und eine Thräne trat ihm in das Auge. Da ſtürzte ihm Eliſabeth lautſchluchzend um den Hals und rief: „Vergieb mir, wie ich dir längſt vergeben habe, und verſtoße mich nicht!“ Schon wollte ſie Wildſpur an ſein Herz drücken, aber der aufgehobene Arm ſank wieder ſchlaff an ſeine Seite herab. Mit halberſtickter Stimme ſagte er:

„Ihr habt Euch geſondert von dem Volke und wollt keine Gemeinheit mit uns haben in den höchſten Gütern der menſchlichen Geſellſchaft, weder in der Ehre, noch in der Freundſchaft oder in der Liebe; Ihr habt Euch losgeriſſen von der Nation und verleugnet Vaterland und Sitte, die bürgerliche Gleichheit in Recht und Pflicht iſt Euch ein Greuel, den Umgang mit uns ſeht Ihr an, wie eine Herablaſſung, wenn Ihr ihn nicht vermeiden könnt, ſelbſt die Verbindung mit uns durch die Ehe haltet Ihr für einen Schandflecken in Euerem Stammbaum! So ſeid Ihr unſittlich von Haus aus; daher kommt es, daß Ihr den Juden gleicht, und auch mächtig ſeid, ſo lange es Euch glückt. Ich ſage mich los von Euch und Euerer Zukunft; denn in ihr wird Gott jede Sünde an der Menſchheit richten. Wie du, Weib meiner erſten Jugendliebe, Mutter meines Kindes, uns Beide deinem Standesvorurtheil aufgeopfert und uns Preis gegeben, ſo haſt du auch das Band zerriſſen, das dich mit uns verknüpft hat! Ich bin jetzt ein freier amerikaniſcher Bürger und bin im Begriffe, mein Kind mit mir dorthinüber zu nehmen, wo ich jedem Könige gleich bin! Du gehörſt der alten Welt an, ſo trage auch ihre Ketten an Händen und Füßen!“

Wildſpur fühlte Eliſabeth immer ſchwerer werden, trotz ſeiner harten Worte hatte er doch den Arm um ihren Leib gelegt, er merkte, daß ſie ohnmächtig geworden war. Er hob und legte ſie in den Armſtuhl. Er rieb ihr die Handgelenke und die Schläfe, ein ſchwerer Seufzer ſtieg aus ihrer Bruſt, der Odem kehrte zurück; doch erwachte ſie nicht, die Ohnmacht ging in einen Schlaf über. Er kniecte neben ihr und hielt ihre Hand. Nach einer Weile ſchien ſie im Traume zu ſprechen; aus den unzuſammenhängenden Worten drang heiß und hell die Liebe zu Wildſpur und ihrem Kinde hervor, wie geſchmolzenes Gold durch die Ritzen eines zerſprungenen Schmelzgefäßes. Wildſpur's Herz war überwältigt; jeder Zug in ihrem milden, ſchönen Geſichte ſagte ihm: daß ſie ſich in Liebe und Reue geläutert habe von allen Vorurtheilen! Er wußte nicht, wie ihm geſchehen war, als er jetzt wieder den erſten Kuß auf ihre ſchöne Stirne gedrückt hatte. So ſchlummerte ſie hier, wie aus dem Schiffbruch gerettet, nach unſäglichen Qualen in dem ſichern Hafen der Liebe, behütet von dem Manne, dem ſie von jeher angehört hatte.

Benedict, welcher ſich bei ihrem Eintritte, wie wir wiſſen, entfernt hatte, war zu Johannes und mit dieſem zu Cäcilie geeilt, welche noch in dem oberen Stübchen bei ihrer Muhme wohnte. Er hatte es für angemeſſen erachtet, durch Beide den Moment zur Entſcheidung zu bringen. Wie wäre der Eindruck zu ſchildern, welchen ſeine Mittheilung, daß die Mutter ſie, ihre Tochter, ſuche, und daß Beide ſich noch heute umarmen ſollten, auf die ſchöne Braut und ihren Verlobten machte?! Wie von demſelben Gedanken ergriffen, eilten Alle hinunter vor die Thüre, ſprangen in den Wagen und rollten nach Stadt Rom. Sie eilten die Treppe hinauf und nach Wildſpur's Zimmer. Er trat den Eintretenden entgegen, drückte gerührt ſeine Tochter an das Herz, küßte ſie und führte die Bebende zu der ſchönen Schläferin. „Meine Mutter!“ rief freudeerſchreckt Cäcilie. Eliſabeth wachte bei dieſem Rufe auf und hatte — ihr Kind gefunden.

Als der erſte Sturm des Entzückens vorüber und Johannes als der Verlobte ihrer Tochter ihr genannt war, nahm ſie Beide bei der Hand und trat vor Wildſpur hin, indem ſie mit der ihr eigenen, wehmüthigen Grazie ſprach: „Nun wage es, Republikaner, mich zu verſtoßen! — denn auch ich bin eine Königin in Euerer Liebe!“

„Eliſabeth?“ fragte Wildſpur freudig erſchreckt.

„Denn ich,“ fuhr ſie fort, „bin die Frau eines freien Bürgers! Wollt Ihr mich mit hinübernehmen?“

„Willkommen! Willkommen!“ rief Heinrich und ſchloß ſie in ſeine Arme.

Während dieſes Alles vorging, war es Nacht geworden und die Gäſte hatten ſich zur Tafel im Saale verſammelt. Eichler, der liebenswürdigſte aller Wirthe, meldete dieſes ihnen an.

„Ich werde zum erſten Male,“ ſagte Eliſabeth mit neckendem Lächeln zu Wildſpur, „das Recht deiner Hausfrau in Anſpruch nehmen; du wirſt mich der Geſellſchaft als ſolche vorſtellen.

„Doch Sie, Freund Benedict, bitte ich, eine Freundin von mir, welche ſeit geſtern Abend zum Beſuche bei mir iſt, hierher zu geleiten. Sie brauchen ſich dort nicht zu beeilen; denn wir warten mit der Tafel nicht auf Euch!“

Von eigenthümlichen Ahnungen bewegt, empfahl ſich Benedict und flog in das Palais der Gräfin. Wen er dort gefunden haben mag? — Es iſt eine reizende Amazonengeſtalt! — Ob wir ſie irgend ſchon in den Bildern im Mooſe geſehen haben? — Wie ſich Beide erblicken, hören wir einen freudigen Ausruf, aber keinen Namen. Beide ſprechen ſo herzig und viel zuſammen, bald lachend, bald unter Thränen; wir brauchten nur das Ohr an das Schlüſſelloch zu legen, ſo verſtänden wir jedes Wort; — doch das wäre unbeſcheiden! — So müſſen wir unſere Neugierde bezwingen bis dorthin, wo es Beiden einfällt, daß ſie in Stadt Rom erwartet werden. Wir eilen in freudiger Aufregung dorthin zurück.

Dort finden wir nun die lange, reiche Tafel, die Meiſten unſerer Caſinofreunde von der Brühl'ſchen Terraſſe, unſere modernen Benedictiner zum ſchönſten und letzten gemeinſamen Feſte verſammelf. In ihrer Mitte ſehen wir Heinrich Wildſpur mit Eliſabeth und Johannes mit dem in eine reizende, ſchöne Braut verwandelten Cecil. Zu Eliſabeth's rechter Hand ſind zwei Stühle noch leer geblieben, für Benedict und die noch unbekannte Freundin. Schon begannen ſich bei dem perlenden Weine die Trinkſprüche zu jagen. Jetzt eben klangen die Becher auf das Wohl der Königin des Feſtes, der anmuthigen Wirthin Eliſabeth, wozu der reimfertige Johannes noch den Spruch gab:

„Ob auch die Zeit aus ihrem Zauberringe
Berauſcht zu Thaten der Vernichtung ſpringe,
Daß dann doch Eins vor Allem übrig bliebe —
Die Poeſie der ewig jungen Liebe!“

In dieſem Augenblicke trat Benedict freudeſtrahlend herein, an ſeinem Arm eine hohe Frauengeſtalt. Wir kennen ſie ſchon; es iſt die junge Wittwe des Generals von Steinfelden, die Beſitzerin des Gutes Lindeck — Victorine. Sie war aufgeblüht zu einer wunderbaren Schönheit, ihre ſchlanke, friſche, mächtige Geſtalt in dem grünſeidenen Gewande, auf den reichen, dunkeln Locken das weiße Sammethütchen, deſſen Straußenfeder die linke Seite ihres hellen Geſichtes ſtreifte, übte auf Alle einen unwiderſtehlichen Zauber aus. Man mochte es Benedict nicht verargen, daß er in ſo gar freudigem Stolze ſie hereinführte. Er war glücklich.

Mit dieſem heitern Sonnenblicke ſei die Bilderſchau im Dresdener Mooſe beſchloſſen. Kommt dieſes Buch einem oder dem anderen Genoſſen aus jener Zeit zu Geſicht, ſo möge es ein Kaleidoſkop ſein, aus deſſen willkürlichen Figuren ihm der ſchönſte Stern entgegenleuchten möge.

Julius Moſen's ſämmtliche Werke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sämmtliche Werke

von

Julius Mosen.

Achter Band.

Oldenburg.
Verlag von Ferdinand Schmidt.
1863.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Studien zur Kunſt der Malerei.

Die Geſchichte der Kunſt iſt zugleich die Geſchichte des Seelenlebens der Menſchheit in ſeinen höchſten Ergebniſſen. Sowie ſich in jeglicher Religion die Gottheit, ſo offenbart ſich die Menſchheit in der Kunſt.

Zur Zeit hat das menſchliche Geſchlecht zwei ſolche Offenbarungen durchlebt.

Die erſte Offenbarung in der Naturreligion durch die Völker der alten Welt, bei welchen in Indien und Aegypten der menſchliche Geiſt noch ganz von den Gewalten der Natur bewältigt und in ſymboliſchen Darſtellungen befangen iſt, bis er erſt ſpäter wagt, die furchtbaren Lenker des menſchlichen Geſchickes in rein menſchlichen Geſtalten zu denken und in den freien Staaten Griechenlands ſo ſehr ſich erhebt, daß er die Götter in die Linien der Schönheit bannt und als ideale menſchliche Weſen mit menſchlichen Leiden und Freuden mitten in das Menſchenleben hereinſtellt.

Von dieſer Ueberwindung der alten Naturreligion handeln die ſchönſten Stellen in den Eumeniden des Aiſchylus.

Als aber die Hellenen ſo ſich ſelbſt zu Göttern des Lebens in Freiheit und Freude emporgeſchwungen hatten, überfiel ſie die Ahnung, daß, wie ſie ſelbſt, auch ihre Götter einſt geſtürzt werden würden.

Das ſcheint das Schickſal der Menſchheit und ihre Aufgabe, daß ſelbſt das Höchſte und Heiligſte von ihr überwunden werden müſſe, damit ein noch höheres Princip zur Herrſchaft gelange in ihr.

Deshalb finden wir die Blüthe einer Kunſtepoche immer da, wo ein Glauben ſeinen Culminationspunkt bereits überſtiegen hat; denn die Kunſt iſt das ſichtbare Ringen der menſchlichen Seele, das Unſichtbare und Ueberirdiſche ſichtbar und irdiſch zu machen uud dergeſtalt zu überwinden.

Nachdem die Menſchheit die erſte große Aufgabe durch die Hellenen gelöſt hatte, konnte ihr erſt die zweite geſtellt werden.

Dieſe zweite Offenbarung der Kunſt iſt die chriſtliche, wo die Gottheit aus der Natur und dem unmittelbaren Verkehre der Menſchen zurückweicht, das Band der Nationen auflöſt und die Geiſter der Menſchen zu einer Gottgemeinſchaft emporreißt, — eine Idee, welche das germaniſche Mittelalter unter Kaiſer und Papſt auszuleben hatte.

Wenn im Alterthume der allgemeine ideale Begriff des Daſeins eines Volkes, eines Volksſtammes oder einer Stadt, das Individuum dagegen nur in Bezug auf dieſe allgemeine Idee eine Bedeutung hatte, mithin dort von ſelbſt die Kunſt dem Ideale ſich zuwenden mußte, ſo hatte die Kunſt, welche aus dem Chriſtenthume erwuchs, zur Aufgabe geradezu das menſchliche, zur Gemeinſchaft mit Gott anringende und dadurch geheiligte Individuum des einzelnen Menſchen. Dort ideale, plaſtiſch dargeſtellte, allgemeine Begriffe, — hier ſeelenbegabte, beſondere Individuen! — Dort vorwaltend marmorne, ſtrenge Gebilde, hier die warme Farbe in Nüancirung der zarteſten Seelenzuſtände! — Dort mehr die ganze menſchliche Geſtalt mit allgemeinem, typiſchem Antlitze; hier Verhüllung der Glieder und der lebendigſte Ausdruck des Geſichtes als eines Spiegels der Seele.

Die Natur hatte, eben weil ſie immer ſtrebt, ſich in äußeren Formen zur Erſcheinung zu bringen, in den Völkern der alten Welt ihr höchſtes Princip — die Schönheit durch die Kunſt errungen.

Kaum war dieſe große Aufgabe durch die Menſchheit gelöſt, als mit den in ſich zerfallenden griechiſchen Staaten in Socrates und Plato ſich die Sehnſucht nach einem neuen, beſeelenden Principe ausſprach, das mit dem Chriſtenthume in die Welt treten ſollte.

In einem bekannten Märchen ſpricht ſich bildlich dieſer Uebergang von der alten zur neuen Zeit am Herrlichſten aus. Es wird uns erzählt, daß unten im Meere in cryſtallenen Schlöſſern wunderſchöne Frauen, Ondinen, fröhlich leben, bis ſie eine unendliche Sehnſucht nach einer unſterblichen Seele empfinden, welche ſie nur erhalten können durch die vertrauteſte Liebe mit einem chriſtlichen Manne. Die ſchönſten Volkslieder feiern das Glück und Unglück der Liebe zwiſchen chriſtlichen Rittern und Meerfrauen.

Als eine ſolche Ondine empfing die zur griechiſchen Schönheit verklärte Menſchheit den heiligen Geiſt des Chriſtenthums.

Obſchon der Septimenaccord in der Muſik eine Diſſonanz iſt, welche das Ohr faſt beleidigt, ſo iſt doch erſt durch ihn möglich geworden, in der Muſik die tiefſten Seelenzuſtände auszudrücken. Als ein ſolcher Septimenaccord trat das Chriſtenthum in die menſchliche Bruſt und hob die einfache Harmonie auf, welche ſich jetzt in Spiritualismus und Senſualismus zerlegte.

Sowie jetzt die Kunſt bald ſpirituell und eben deshalb didaktiſch, bald ſenſuell in einer ſeligen Verſenkung der Seele in die Myſterien des himmliſchen Heiles, die Idee des Chriſtenthums zu löſen ſuchte, bis ſie, wie in Verzweiflung an der Löſung der ihr geſtellten Aufgabe, in ſinnliche, leibliche Luſt hinein und dem Untergange bachantiſch zujauchzte; ſo iſt auch hier in allgemeinen Zügen das Drama dieſer beiden hervorſtehenden Tendenzen in der chriſtlichen Kunſt mit Hindeutung auf die höchſten Glanzpunkte ihrer Entwickelung anzudeuten.

Dieſe höchſte Entwickelung der chriſtlichen Kunſt fand Statt in

Italien.

Das römiſche Volk, welches aus Abenteuerern verſchiedener italiſcher Völker zuſammengefloſſen war, mußte, wie in naturgemäßer Entwickelung, endlich die hauptſächlichſten Nationalitäten der alten Welt auflöſen und romaniſiren.

Dieſe Thatſache ging dem Chriſtenthume voraus, welches das in der Theorie vollendete, was in der Praxis geſchehen war.

Wie die jungen Völker des Nordens und Oſtens mit Aufgebung ihrer Heimath und ihrer Nationalität ſich in das römiſche Reich hereinſtürzten und mit den entarteten Abkömmlingen der alten Völker in Eins zuſammenfloſſen, wurde die romaniſche Völkermaſſe durch germaniſches Blut verjüngt und die germaniſchen Völker dagegen von alter Bildung durchgeiſtet im neuen Glauben an den menſchgewordenen Gott.

Während das weltliche römiſche Kaiſerthum ſich erneute in den deutſchen Königen mit dem alten, materiellen Streden nach der Weltherrſchaft, entwickelte ſich gegenüber das Papſtthum aus der neuen Idee von der inneren und äußeren Einheit der chriſtlichen Kirche, in welcher von ſelbſt eine geiſtige Anwartſchaft auf die Beherrſchung der Welt ſich herausbilden mußte, ſo daß das neue, römiſch-deutſche Reich einen weltlichen und einen irdiſchen Herrſcher erhielt. Der nothwendige Kampf dieſer beiden Gewalten mit einander, welcher aus dem chriſtlichen Dualismus des leiblichen und geiſtigen Lebens hiſtoriſch hervorgehen mußte, gab als Reſultat das geſchichtliche Leben; wie jedoch die bürgerliche Freiheit die Blüthe deſſelben war, ſo hebt ſich wieder als Höchſtes und Letztes daraus hervor die Vollendung der Kunſt in der Erfaſſung und Bewältigung der Geſammtidee des chriſtlichen Mittelalters.

Wie der altägyptiſche Cultus von Tod und Grab ausging, ſo knüpfte ſich auch der chriſtliche an das Leiden und Sterben des Heilandes und ging aus vom Grabe. Ebenſo wie dort die Kunſt ſymboliſch war, ſo begann auch jetzt die chriſtliche in den römiſchen Katakomben mit der Darſtellung von Symbolen.

Theilte ſich in Aegypten die Herrſchaft über das Volk zwiſchen Prieſter und König, ſo zeigt uns das Mittelalter dieſelbe Erſcheinung in Papſt und Kaiſer.

Die Weltgeſchichte ſucht die ihr von Anfang an geſtellte Aufgabe der Verſöhnung des leiblichen und geiſtigen Daſeins immer in höherem Umfange zu löſen. Das iſt ihr ewiges Geſetz, welches ſie zu erfüllen ſucht.

Deshalb wird jede große Weltperiode der anderen, in's Beſondere bei ihrem Beginne, ähnlich ſein, ſo die chriſtliche der ägyptiſchen Kunſt gegenüber.

Gegen das Ende des 1. Jahrtauſends unſerer Zeitrechnung übt ſich wieder die, früher vom Chriſtenthume zurückgewieſene, heidniſche Kunſtfertigkeit, welche ſich allmälig zu chriſtlichen Darſtellungen herübergeläutert hatte, in Ausſchmückung der römiſchen Baſiliken mit Moſaikgemälden. Dieſe Kunſt ſuchte in dieſem Zeitraume das, was über alle Begriffe erhaben iſt, theils noch mit ſymboliſchen Zeichen, wie das Lamm auf dem Throne, theils ſchon in Geſtalten von großen Dimenſionen auszudrücken.

Allmälig weichen die ſymboliſchen Zeichen mehr in die Nebenräume, und Chriſtus mit den Apoſteln füllt den ganzen Raum hinter dem Hauptaltare, die große Niſche der Baſiliken, in rieſigen Geſtalten, Ehrfurcht gebietend, aus.

Eine ewige, heilige Todesruhe iſt in allen Mienen und Gliedern ausgeprägt. Alle dieſe heiligen Bilder in geweihten Räumen machen denſelben Eindruck auf das Gemüth, wie ein ernſter Choral in langgezogenen Orgeltönen. Jede Leidenſchaft, jede Regung des gemeinen Lebens iſt von ſolcher Stätte verbannt.

Es war die Zeit der Furcht, wozu noch der Glaube trat, daß mit der Beendigung des erſten Jahrtauſends das Weltgericht anbrechen werde.

Hatte ſo der menſchliche Geiſt dieſe großartigen, ſtrengen Formen für die Gegenſtände ſeiner Anbetung erfunden, ſo ſchien er jetzt ſelbſt in ihnen zu erſtarren. Sie wurden auf Jahrhunderte unverrückbare Typen, und in ihnen lag gebunden, wie in einem Fruchtkerne, der Keim der zukünftigen Pflanze mit ſeinen beiden Blättchen, faſt noch ganz zuſammengewickelt, — der Dualismus des Mittelalters — die ſpirituelle und ſenſuelle Tendenz.

Noch aber hatten ſich die Factoren der neuen Weltgeſchichte, Papſt und Kaiſer, nicht bis dahin entwickelt, wo ihr Kampf beginnen mußte. An Fortentwickelung der Kunſt war ſo lange nicht zu denken, als das hiſtoriſche Leben des Mittelalters noch nicht ſeinen Mittelpunkt in einem beſtimmten ſocialen Zuſtande geſunden hatte; denn die Kunſt iſt der Culminationspunkt des Lebens.

Mitten im Sturme des langen Kampfes der Päpſte mit den Kaiſern erwuchs als das dieſe beiden Tendenzen neutraliſirende Princip, die Freiheit der vielen italieniſchen, in's Beſondere der lombardiſchen Städte in dem Bündniſſe mit den Päpſten gegen die Gewalt der Kaiſer und ihre Heerzüge.

Wie aber nicht Eins oder das Andere der ſich einander entgegengeſetzten Principien, welche um die Herrſchaft über einen geſchichtlichen Zeitraum mit einander bis zu ihrer gegenſeitigen Vernichtung kämpfen, das Recht auf einſeitige Exiſtenz hat, ſondern beide Principien nur eben da ſind um des Kampfes Willen, welcher das hiſtoriſche Leben als fortlaufendes Product der ſtreitenden Principe ſelbſt iſt, ebenſo wird eine weltgeſchichtliche Periode nur da zum Abſchluß in der Kunſt gelangen, wo dieſer Kampf den engſten Kreis mit der größten Energie beſchreiben und abſchließen, mithin das ganze, weitverbreitete Völkerleben, wie im Fokus eines Brennſpiegels, zuſammendrängen wird zum freibürgerlichen Daſein, welches ſich wieder in der Kunſt zur Verklärung bringt.

War der Kampf der geiſtlichen mit der weltlichen Macht unter Gregor VII. und Heinrich IV. erſt recht ausgebrochen, ſo begann zu gleicher Zeit das heftigſte, republikaniſche Drängen in den Städten Oberitaliens, welche ebenſo wieder als päpſtliche Bundesgenoſſen in den weiten Strudel des Kampfes mit hineingeriſſen wurden.

Nur eine der größeren Städte Italiens ſchien von allen dieſen wilden Kämpfen unberührt zu bleiben. Florenz, ſo glücklich gelegen, nicht zu nahe der Lombardei, welche den erſten Anſturm der Kaiſer zu ertragen hatte, noch auch gar zu nahe dem Sitze der Päpſte in Rom, deren ſanftere Art ebenſo die freie Entwickelung einer Stadt gefährden mußte, ſchien nur ein idylliſches Traumleben zu führen bis zum Jahre 1215, wo die Familien Buondelmonti und Uberti zu Haß und Mord gegen einander aufſtanden und ſpäter als Ghibellinen und Welfen und weiter als Schwarze und Weiße den großen Kampf des Mittelalters unerbittlich auskämpften, hin und hergeſchleudert zwiſchen wilder Demokratie und zügelloſer Ariſtokratie.

Es war daher eine hiſtoriſche Nothwendigkeit, daß aus dieſer in Florenz erfolgten Concentration des Mittelalters auch die höchſte Blüthe der Kunſt ſich entfaltete.

Hatte die Kunſt faſt genau bis zu dieſem Zeitpunkte in Italien wie im Todesſchlafe gelegen, ſo ſchien der byzantiniſche Grieche bis dahin von der Weltgeſchichte als Cuſtode der alten Kunſtfertigkeiten angeſtellt geweſen zu ſein, um dieſelben zur rechten Stunde dem Italiener zu übermachen.

Das byzantiniſche Reich, nicht, wie das abendländiſche, verjüngt durch die jungen, germaniſchen Völker, erſcheint in der ganzen Geſchichte des Mittelalters, wie ein kindiſch gewordener Greis, der mit buntem Spielwerke ſpielt und von den Jahren der Jugend nur die Untugenden übrig behalten hat. —

So todtkalt, wie das ganze Leben der Byzantiner, blieb auch ihre Malerei. Die Geſichter ſchauen aus dem Goldgrunde, grünlich, gelb, ſtumpf und leblos in typiſcher Weiſe heraus, die Geſtalten ſelbſt ſind lang und hager ohne lebendige Bewegung.

Kurz vor Ausbruch der bürgerlichen Unruhen in Florenz wird, wie durch beſondere Fügung, im Jahre 1204 Conſtantinopel durch die Lateiner erobert und geplündert, zugleich werden byzantiniſche Künſtler über Italien verſtreut, welche die alte Kunſtfertigkeit dem zur Freiheit erſtarkten italieniſchen Bürger zubringen.

Schon in den Wandmalereien in Parma vom Jahre 1230 zeigt ſich der neue, wilde Geiſt in heftiger Bewegung und Leidenſchaftlichkeit der Figuren und in kräftigen Farben neben byzantiſcher Schulenſtrenge. Es iſt der Kampf der Jugend mit althergebrachter Form.

Zugleich leben wieder auf alte Philoſophie, Poeſie, und helleniſche, republicaniſche Politik. Der Bildhauer Nicola Piſano eilt zu der alten Kunſt zurück und bildet ihr ſeine Geſtalten nach in der höchſten Vollendung.

Da tritt auch der erſte, große Maler Italiens, Giovanni Cimabue auf, erſt gebannt in byzantiniſche Manier, von der er ſich ſpäter losringt mit Modellirung des Nackten nach der Natur. Die neuerwachte Kunſt ſcheint ſeine Malereien in der Oberkirche des heiligen Franciscus in Aſſiſi in den Medaillons, worinnen Chriſtus, Maria, Johannes der Täufer und Franciscus dargeſtellt ſind, jauchzend mit Blumenranken und kletternden, fröhlichen Genien umgeben zu haben.

Seine Geſichter ſind nicht mehr todt, ſie ſchauen nur noch träumend in die Dämmerung des jungen Tages herein.

Schüchtern, langſam, aber ſicher ſchritt die Kunſt weiter von einem Genie zu dem anderen.

Cimabue findet einen Hirtenknaben, welcher bei ſeiner

Heerde ſitzt und ein Schaf auf einen Stein zeichnet. Cimabue nimmt den Knaben zu ſeinem Schüler an. Dieſer Hirtenknabe, welcher bald ganz Italien entzücken ſollte, war Giotto, geboren im Jahre 1276 zu Vespignano bei Florenz. Sein Freund war Dante.

Gleich dieſem faßte Giotto die Geheimniſſe der Religion ſpirituell, oder didaktiſch-allegoriſch mit der individuellſten Charakteriſtik der dargeſtellten Figuren auf.

Dieſe ſpirituelle Auffaſſung des Himmliſchen und Irdiſchen, wird von Giotto an die hervorſtehende Richtung der toscaniſchen Malerſchule bis auf Michael Angelo, mit welchem ſie ſich abſchließt.

Wie in der Geſchichte der italieniſchen Poeſie Dante die ſpirituelle, die epiſch-didaktiſche Richtung, dagegen Petrarca die ſenſuelle, lyriſche Richtung des Mittelalters darſtellt, ſo beginnt auch zugleich neben Giotto dieſe zweite Linie, die ſenſuelle, durch die chriſtliche Kunſt parallel mit der erſteren ſich hinzuziehen.

Simone di Martino in Siena, Giotto's Zeitgenoſſe, bezeichnet den Anfang dieſer Kunſtrichtung.

Sein bedeutenderes Werk iſt ein Altarbild in Siena, welches aus mehreren, jetzt zerſtreuten, Tafeln beſteht.

Die Figuren, welche er gemalt hat, ſind aufgelöſt in Sehnſucht und Andacht. Dieſe Richtung, welche ſich ganz in das Gefühlsleben vertieft, hat als das Höchſte, was ſie erſtrebte, die göttliche Jungfrau mit dem Kinde darzuſtellen geſucht. Ihr verdanken wir die heiligſten, tiefempfundenſten und innigſten Madonnenbilder.

Wie die didaktiſch-epiſche Seite der italieniſchen Kunſt in Michael Angelo die höchſte Vollendung erreichte, ſo dieſe lyriſche Richtung in dem Dominikanermönch Fra Giovanni Angelico da Fieſole, in Florenz.

Wie dieſer fromme Maler ganz Eins in Leben und Kunſt war, ganz aufgelöſt in Demuth und Frömmigkeit, ſo ſind auch ſeine Gemälde, wie reine Spiegelbilder ſeiner heiligen Seele; — man kann ſagen: er betete in Farben. Wie ihm, ſo iſt ſeinen Bildern, welche ganz Hingebung an das ewige Heil in kindlicher, ſeliger Wehmuth ſind, die Leidenſchaft des Lebens fremd. Seine Werke machen ohngefähr den Eindruck, wie in der Muſik das Miserere von Allegri.

Dieſe Richtung mit ihrer beſtimmten Hinneigung zur Darſtellung der heiligen Mutter mit dem Kinde verbreitete ſich jetzt von Siena und Florenz aus durch ganz Italien, ſo in Bologna in Vitale dalle Madonna, ſo in Padua durch Jacopo d' Avanzi.

Sehr verwandt mit Fra Angelico iſt Gentile da Fabriano. Ihre Werke verhalten ſich zu einander, wie in der deutſchen mittelalterlichen Dichtkunſt Triſtan und Iſolde zu Parcival; während dort, wie bei Gentile, das ritterliche, bunte, fröhliche Hofleben, ſo iſt hier und bei Fra Angelico das geiſtliche Element vorherrſchend.

In ähnlichen Beſtrebungen ſehen wir die Künſtler Venedig's, Verona's, und Mailand's mehr oder minder glücklich.

Waren ſo bis jetzt beide Kunſtrichtungen ganz von der Religion beherrſcht, ſo ſcheint jetzt die Kunſt ihrer ſich zu bemächtigen. Das ägyptiſche Element der mittelalterlichen Kunſt geht in das Helleniſche über.

Wie einſt Perikles die Geſchichte Athens in Befreiung aller geiſtigen und materiellen Intereſſen, ſo brachten jetzt die Mediceer die Republik Florenz zu ihrer höchſten Blüthe im Genuſſe des bürgerlichen Daſeins.

Zugleich mit ihnen ſucht die Kunſt die Feſſeln des religiöſen Cultus abzuwerfen in der Ueberwindung des Allegoriſch-Didaktiſchen, zugleich mit Unterdrückung der wuchernden Gefühlsrichtung mit Begeiſterung für das wirkliche, doch noch durch die Religion getragene, freibürgerliche Leben.

Maſaccio brach zuerſt kühn ſich die Bahn zu dem wahrhaftigen Leben des Menſchen. Hinter ihm liegt alles Symboliſche, Allegoriſirende und alle lyriſche Schwärmerei. Seine Wandgemälde in S. M. del Carmine in Florenz repräſentiren dieſe neue Entwickelung der Kunſt. In die heiligen Geſchichten auf ſeinen Gemälden drängen ſich Gruppen aus der unmittelbarſten Gegenwart in ihrer maleriſchen Tracht als ruhige Zuſchauer herein.

Können wir die früheren Kunſtrichtungen epiſch und lyriſch nennen, ſo iſt mit Maſaccio die Kunſt dramatiſch geworden.

Kurz nach ihm ſchwärmt auf dieſer Bahn, wie ein junger Bacchante, Fra Filippo Lippi in die ſinnlichſte Luſt und Weltlichkeit hinaus. Faſt auf gleicher Bahn ſchreiten Sandro Botticelli und Benozzo Gozzoli, erſterer phantaſtiſch, letzterer mit heiterer Andacht, zur Natur in Scherz und Laune weiter vor.

So auch Domenico Corradi, genannt Domenico Ghirlandajo, der große Meiſter der Kunſt, welcher dieſe neue Richtung zum Ziele führt.

Seine Kunſtwerke ſind die klarſte Abſpieglung des herrlichſten Lebens in ſeiner Vaterſtadt Florenz, voll mächtiger Geſtalten und wunderbar lebendiger Geſichter.

Die Begebenheiten der Heiligen, welche er darſtellt, zieht er ganz in das kräftige, bürgerliche Leben ſeiner Zeit hinein. Seine beſten Gemälde im Chore von S. M. Novella zu Florenz ſind das Leben der Maria und das des Täufers Johannes.

Wenn ſo die chriſtliche Kunſt ſich dem Principe der griechiſchen inſoweit näherte, als ſie, wie jene, die Gegenſtände ihrer Anbetung plaſtiſch in das Leben ſelbſt hineinrückte und die Schönheit der Natur als ein ſelbſtſtändiges Princip in der Malerei gelten ließ, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn ſich die Künſtler jetzt mehr und mehr dem Studium der Antike hinnäherten, zuerſt durch Antonio Pollajuolo und Andrea del Verrocchio, beide Maler und Bildhauer zugleich. Dieſer Verſuch, die Natur im Idealen zu erfaſſen und ſie in dieſer Weiſe zur Darſtellung der Schönheit in religiöſen Vorwürfen geſchmeidig zu machen, welchen ſchon Nicolo Piſano, der Bildhauer, früher mit Erfolg gemacht hatte, zieht ſich, wie ein goldener Faden, an welchen durchſichtige Kugeln gereiht ſind, durch die florentiniſche Kunſt als ein heller Schein hindurch. Dieſer Verſuch wird jetzt von der ſpirituellen Richtung bis zum [illegible] geſteigert in dem großen Vorläufer Michael Angelo's, in Luca Signorelli von Cortona in den Wandgemälden in einer Capelle des Domes in Orvieto, welche das Ende der Welt darſtellen in der Geſchichte des Antichriſts, in der Auferweckung der Todten, mit der Hölle und dem Paradieſe.

Auf der andern Seite wurde in Nachahmung der alten Kunſtwerke die Schule von Padua hervorgerufen durch Franceſco Squarcione, welcher die Kunſt nach alten Statuen, Reliefs und Vaſengemälden zu lehren verſuchte, unter deſſen zahlreichen Schülern, welche ſich über Italien ſpäter verbreiteten, der Vorzüglichſte Andrea Mantegna iſt.

Der Einfluß der Paduaniſchen Schule erſtreckte ſich ſehr bald auf Ferrara, Mailand und Venedig, in letzterer Stadt durch die beiden Viviani, Antonio und Bartolomeo, von welchen der Erſtere ſich auszeichnet durch den Schmelz der Farbe.

Hier in Venedig ſollte nicht der tiefe Gedanke, nicht die Zeichnung, ſondern die Farbe das herrſchende Princip werden, damit die italieniſche Malerkunſt in jeder Richtung hin das Höchſte erreichen möchte.

Dieſes neue Princip kommt in's Beſondere zum Durchbruche in Antonello von Meſſina, welcher in den Niederlanden in der Schule des Johann van Eyck die Behandlung der Oelfarbe erlernt und ſie nach Venedig gebracht haben ſoll.

Wie Paläſte und Kirchen die Einrahmung des venetianiſchen Lebens, klares Meer und ſonnige Luft der Grund ſiud, vor welchem ſich die kräftigen Geſtalten der republicaniſchen Kaufleute bewegen, ſo kommen in klarer Heiterkeit ſchon in den Gemälden Giovanni Bellini's, Antonello's Zeitgenoſſen, alle dieſe Elemente umgeben vou architektoniſchen Verzierungen zum Vorſchein. Seine Schüler waren Giorgione und Tizian.

Wie oft eine einzige Frühlingsnacht alle Blüthenknoſpen, welche eine Reihe warmer Tage bis zum Zerſpringen angeſchwellt hat, plötzlich öffnet, daß bei anbrechendem Morgen die ganze blühende Erde in Glanz und Duft vor Entzücken zittert, ebenſo ſchien es zu dieſer Zeit mit der Kunſt zu ſein.

Hatte zu dieſer Zeit die Kunſt in Venedig den Schmelz der Farbe gefunden, ſowie ſie in Florenz und Oberitalien bis zur objectiven Schönheit und zur Natur, zugleich auch zum Studium der Schönheit durchgedrungen war, ſo wurde auch die ſenſuelle Richtung, erſt in Siena, dann durch da Fieſole in Florenz, ſpäter vorzüglich in Umbrien durch Pietro Antonio di Foligno in Aſſiſi, beſonders durch Nicolo Alunno von Foligno, und endlich durch Pietro Vanucci della Pieve, Perugino genannt, dem Lehrer Raphaels, in Perugia gepflanzt.

Kurz vor und im peloponneſiſchen Kriege, wo die Macht und Herrlichkeit der griechiſchen Freiſtaaten auf ewig zuſammenbrach, und in Sokrates und Plato die Vorahnung des neuen Princips der künftigen Geſchichte ſich ausſprach, gedieh die alte Welt, die Naturſeele durch die Kunſt in idealer, äußerer Schönheit zu ihrer Vollendung. So jetzt der Geiſt des Mittelalters in der Malerkunſt auf dem Wendepunkte, wo ſich das chriſtliche Mittelalter endigte und die neueſte Zeit hereinbrach mit ihren Erfindungen des Schießpulvers und der Buchdruckerei, mit der Entdeckung von Amerika und mit der Reformation.

Wie ſo die Weltgeſchichte mit Abſtreifung der mittelalterlichen Idee eine neue ſuchte, um welche ſie ſich bewegen ſollte, ſchlichtete ſich von ſelbſt der Kampf des Papſtthums mit dem Kaiſerthume. In gleicher Nothwendigkeit der Folge geſchah es, daß in den Städten und an den Höfen Italiens und Deutſchlands und anderer Länder zugleich, und überall das mittelalterliche Leben zur Blüthenkrone der Kunſt emporſchoß.

Es machte ſich jetzt das alte Geſetz geltend, daß die in der Freiheit entſproſſene und herangewachſene Kunſt nach dem Tode dieſer ihrer Mutter hoffähig wird.

Bald ſehen wir jetzt Papſt, Kaiſer und Fürſten als die großen Schutzherrn der Kunſt, zunächſt die Mediceer in Florenz, in der alten, heiligen Kunſtwerkſtätte.

In dieſer Blüthenepoche tritt uns dort zunächſt entgegen Leonardo da Vinci, wunderbar ausgerüſtet mit allen Gaben des Daſeins an Geiſt und Leib.

Bei ſeiner ganzen Erſcheinung und ſeinem Drange, das verſchiedenartigſte menſchliche Wiſſen zu erfaſſen und zu bewältigen, denkt man, wie von ſelbſt, an Göthe, ſowie dieſer auch ſeine Wahlverwandſchaft mit Leonardo in dem Bekenntniß, daß er ſich doch am Meiſten von ihm angezogen fühle, zu ahnen ſchien.

Seiner vorherrſchenden Seelenrichtung nach zart und ſchwärmend, wie Göthe in Werther und Clavigo, und in ſeinen Frauengeſtalten faſt ſentimental, verbindet er dieſe Stimmung der Seele, welche ihn zur umbriſchen Schule hinneigt, mit der Kraft des Gedankens der toskaniſchen Richtung.

Das ganze Leben von dem gemeinſten und verworfenſten bis zu dem edelſten Menſchen und bis zu dem Erhabenen und Göttlichen, handhabte er, wie ein Componiſt ſein Handclavier.

Wie er, ſo erſcheinen ſeine Gemälde und Compoſitionen tief, mild, ſchön und edel! —

Leonardo da Vinci, welcher von Florenz nach Mailand und ſpäter nach Frankreich ging, ſtarb hier in den Armen ſeines Freundes Franz des Erſten.

Bernardino Luini, ſein Schüler, iſt ſeinem Meiſter am Treueſten nachgefolgt.

Zugleich entwickelte ſich in Florenz der gewaltige Genius Michael Angelo Buonarotti, welcher nur

22 Jahre jünger war, als Leonardo da Vinci. Er war Anatom, Architect, Bildhauer und Maler, in jeder Eigenſchaft Meiſter. Wie von einem Dämon erſchaffen, hereingeſtürzt in das Leben, ſind ſeine Geſtalten, die Träger ſowie erhabener Leidenſchaft, ſo des tiefſinnigen, ruhigen Ernſtes. Papſt Julius II. beruft ihn nach Rom; — dort findet er Raum, die ſixtiniſche Capelle an den Wänden und den Decken mit ſeinen Schöpfungen zu beleben, mit den Geſchichten der Geneſis das Spiegelgewölbe, mit den Propheten und Sibyllen die Stichkappen, mit den Ahnen der heiligen Jungfrau die Bögen darunter über den Fenſtern, Alles in einer wunderbaren, architectoniſchen Zuſammenſtimmung. Dieſe rieſige Arbeit war in 3 Jahren vollendet. In ſeinem 60. Jahre malt er auf die Hinterwand dieſer Capelle das jüngſte Gericht — übermächtig, titaniſch in den Gruppen der Verdammniß.

Von ſeinem Sterbelager aus ſah er die Kuppel der Peterskirche, welche er erbaute, emporſteigen. Das ſpirituelle Princip des alten Teſtamentes erfaßte er ſo gewaltig, daß man ſagen könnte, er habe die Geiſter deſſelben, den zornigen, eifrigen Gott und ſeine Propheten gezwungen, in der Kunſt ſich zu verleiblichen. Selbſt ſein Chriſtus in dem jüngſten Gerichte iſt nicht der Heiland der Chriſten, ſondern der junge Jehova, der die ganze, abtrünnige Welt, mit den Gottloſen zugleich Petrus und Paulus zu verdammen ſcheint.

Kann man den Michael das kunſtverklärte alte Teſtament nennen, ſo iſt Raphael das neue Teſtament.

Aber immer noch heben ſich aus dem florentiniſchen Leben herrliche Meiſter der Malerkunſt empor, ſo

Baccio della Porta, als Mönch im Dominikanerkloſter in St. Maria von Florenz Fra Bartolomeo genannt, iſt in ſeiner Milde Leonardo da Vinci ähnlich; das Element der katholiſchen Religion iſt in ſeinen Bildern zu menſchlicher Anmuth und Würde ausgeprägt. Er war der Freund des unglücklichen Savonarola, nach deſſen Hinrichtung er in das Kloſter ging und dort vier Jahre lang hinbrütete in ſeinem Schmerze, bis der junge Raphael freundlich zu ihm ging und ihn wieder zur Kunſt aufrichtete. Er hauchte ſeinen Schmerz und zugleich ſein Leben aus in dem berühmten, Grau in Grau gemalten Altarbilde in Lucca, in der Madonna della Miſericordia, welche fromme Menſchen mit ihrem Mantel vor dem Zorne Gottes ſchützt. Dieſes Bild iſt auch inſofern bedeutend, als hier ſubjectiv gelöſt werden ſoll, was Raphael objectiv hernach gelöſt hat. Iſt in Michael Angelo der Spiritualismus des Chriſtenthums verdammnißfreudig, ſo ſucht hier das ſenſuelle Princip in der Madonna die arme, ſündige Welt der Verdammniß zu entziehen.

Neben ihm hat ſich ſein Freund Mariotto Albertinelli durch die Ausbildung ſeines Stils zum Einfachen und Großartigen und durch die Wärme ſeiner Farbe ausgezeichnet; — ihm zur Seite ſteht der kindliche, phantaſieenreiche Andrea Vanucchi, Andrea del Sarto genannt, mit ſeinen ſchönſten Arbeiten im Vorhofe der Kirche St. Annunciata in Florenz, in der Madonna del Sacco über dem dortigen Kloſterhofe und in ſeinem Oelgemälde in Dresden: das Opfer Abrahams.

Ebenſo begann Ridolfo, der Sohn des Domenico Ghirlandajo, in der Kunſt emporzuſtreben. Sein Freund Raphael ſuchte ihn zu bewegen, in Rom Theil zu nehmen an den Arbeiten im Vaticane. Ridolfo blieb in Florenz und malte nicht mehr.

Es war kurz vor der Reformation, wo die päpſtliche Macht ihren höchſten Glanzpunkt erreicht hatte, zu ebenderſelben Zeit, wo mit dem Mittelalter die Skepſis der neuen Zeit den langen Kampf begann, der bis zu dieſer Stunde fortdauert.

Der Jüngling aber, in welchem die Kunſt des Mittelalters ihre Spitze erreichen ſollte, iſt:

Raphael.

Als Schüler des Pietro in Perugia begann er in der ſchönen, zarten, lyriſchen Stimmung der umbriſchen Schule ſich auszubilden, ſo daß ſein Genius, indem ſpäter in Florenz die toskaniſche Richtung ihn mächtig ergriff, durch dieſe Gegenſätze geſteigert zur Verſchmelzung des ſenſuellen und ſpirituellen Princips, das Höchſte in der italieniſch-chriſtlichen Kunſt zu löſen vermochte.

Als fünf und zwanzigjähriger Jüngling wurde er von dem Papſte Julius II. nach Rom berufen, wo er mit Michael Angelo zuſammen kam, ein Genius zu dem anderen.

Es war, als wenn die durch das Chriſtenthum durchſeelte Natur durch ihn und ſeine Werke ſich erlöſen wollte aus den Feſſeln der Endlichkeit, der Sünde, oder der Strafe und Verdammniß in das ewig ſelige Reich der Idee. Ein wunderbar gnädiges Schickſal hob ihn mit leichter Hand über ſeine Zeitgenoſſen hoch empor zur Verklärung.

Seine großen Freskogemälde an den Wänden und den Decken von drei Zimmern und in einem Saale im Vaticane verherrlichen den Triumph der Kirche.

Die Reihenfolge der Freskogemälde an der gewölbten

Decke der Logen im Vaticane iſt die in Bildern zur Anſchauung gekommene Bibel.

Die Zeichnungen zu den Tapeten enthalten das Leben der Apoſtel.

Wie er in dieſen großen hiſtoriſchen Gemälden alle Richtungen der italieniſchen Kunſt vereinigt, ſo hat er wieder das Höchſte gelöſt in ſeinen Madonnenbildern, vor Allen in der Madonna del Siſto, jetzt auf der Dresdener Gallerie. Wie einſt Phidias in ſeiner Statue den olympiſchen Zeus in höchſter Vollendung darſtellte, ſo hat Raphael die Mutter mit dem Kinde in Linien und Farbe als höchſten Inbegriff der Weiblichkeit zur leiblichen Anſchauung gebracht.

So hatte Raphael das Alles vollendet. Die Religion war einſt, wie in Athen, in die Kunſt aufgegangen; das Wort war in ihr Fleiſch geworden.

Wie auch dort, ſo ſuchte die Kunſt ſich jetzt von ihr zu befreien.

So wie Raphael die religiöſe Richtung der Kunſt beſchließt, ſo beginnt mit ihm die neue Bahn in ſeiner Geſchichte der Pſyche und in der Galathea an den Wänden der Farneſina.

In der Galathea ſcheint Aphrodite, wie vom Schlafe erwacht, als die Undine der alten Welt, welche eine Seele erhalten hat, in neuem, eigenem Daſein auf der Muſchel über das Meer der neuen Zeit entgegenzujubeln.

Doch ſchon nahte der Tod dem jungen Gott der Freude.

In ernſter Vorahnung ſeines Endes malt er die Verklärung Chriſti auf Tabor. Der Heiland ſchwebt hier in Licht und Seligkeit, erhaben über alle Zerriſſenheit, die Beſeſſenheit und alles Elend des niederen Lebens. Dieſes Bild iſt das letzte, welches er gemalt hat, als das höchſte Gedicht, welches nur ein Genius, der ſchon über dem Leben ſteht, empfinden und wiedergeben kann. Dieſes Bild, deſſen tiefe Poeſie und Wahrheit bis jetzt kaum Jemand ahnet, wird erſt in ſpäter Zeit verſtanden werden, wo ſich die Diſſonanzen des Chriſtenthums zur Harmonie auflöſen, wo die Sünde ein Irrthum und das Laſter eine Krankheit und der Tod die Geneſung ſein wird. Dieſes Bild iſt eine gemalte Prophezeihung von dem neuen Weltheiland, in welchem Raphael ihm zuruft das Stichwort: „Licht und Freiheit!“

Als Raphael 37 Jahre alt war, ſtarb er, hinter ſeinem Sarge als Siegespanier ſtand dieſes Bild.

So herrlich hat er das große Werk der Jahrhunderte beendet, und die neue Zeit begonnen.

Sein großer Schüler, Giulio Romano, ſtürzt nach ſeinem Tode, wie ein zügelloſes, ſcheues Roß, in wilder, toller Freiheit dahin. Zu ſeinen kecken, wilden Schöpfungen fand er Raum in Mantua.

Kurz nach Raphaels Tode ward Rom von Carl von Bourbon erobert und geplündert. Die Greuel des Krieges vertrieben die Jünger Raphaels aus Rom und zerſtreuten ſie in alle Gegenden Italiens.

Doch wie jeder Meiſter, welcher das Höchſte in ſeiner Kunſtrichtung erreicht hat, immer ſeine nachſtrebenden Schüler zurückdrücken muß in die Manier, ſo Raphael ſeine Schüler, während die Werke Leonardo da Vinci's von ſelbſt Schüler ihm heranbildeten, welche zur eigenen Meiſterſchaft gelangen ſollten.

Antonio Allegri, von ſeinem Geburtsorte Correggio zubenannt, erhielt ſeine Bildung zuerſt in der Schule des Mantegna, ward jedoch daraus befreit und zu ſich ſelbſt gebracht durch die Werke Leonardo's.

Er iſt der fertiggewordene Senſualiſt, der im Reiche der Farbe zwiſchen Licht und Schatten lacht und weint. Er iſt der unübertroffene Meiſter im Zauberreiche des magiſchen Halbdunkels. Mit wunderbar lebendigem Auge und leichter Hand verfolgt er die leiſeſte Bewegung der ſchönen menſchlichen Glieder und Mienen in ſeinen Darſtellungen.

Er empfindet, wie ein ſchönes, lebhaftes Mädchen, das ſeine Schönheit kennt und damit ein wenig coquettiert. Man könnte ihn vergleichen mit Euripides, ſowie Michael Angelo mit Aeſchylos, Raphael aber mit Sophokles.

Sanguiniſch lebt in ihm die vom ernſten Cultus der Kirche entfeſſelte Kunſt ſich aus.

Das religiöſe Element iſt ſelbſt in ſeinen Gemälden, welche noch dem Cultus geweiht ſind, von der Kunſt ganz überflutet.

Sein beliebtes Frescobild, die Himmelfahrt der Maria, welches die innere Kuppel des Domes in Parma einnimmt, iſt ein Meer von wonnigen Gliedern.

Seine ſchönſten religiöſen Oelgemälde, welche ſich in der Dresdener Gallerie befinden, ſcheinen nicht ſowohl die Andacht, als vielmehr ein reines Wohlgefallen an ſchöner Gliederwendung und holdſeligen Mienen in magiſchem Farbenſpiele zu erwecken. Er ſucht immer zu gefallen, zu rühren und zu entzücken.

Sein recht inneres, eigenes Leben kommt zum Vorſcheine in ſeinen mythologiſchen Compoſitionen, wie in dem Jagdzug der Diana im Saale des Nonnenkloſters von S. Paolo in Parma, und in ſeinen Staffeleibildern, in der Jo, der Danaë und in vielen anderen, welche er, wie im Jubel der fröhlichſten, harmoniſchen, ſinnlichen Luſt, auf die Leinwand hingegoſſen hat.

War ſo in Correggio der Senſualismus noch getragen vom Gemüthlichen, ſo ward jetzt die Kunſt in Venedig einzig angezogen vom ſchönen, leiblichen Daſein. Sie tritt aus dem märchenhaften Dämmerlichte Correggio's in die freundliche Tageshelle des gegenwärtigſten Lebens. Das warme Sonnenlicht iſt die Seele der venetianiſchen Malerkunſt. Verleiblicht iſt dieſe Kunſtrichtung in dem Schmelz der Oelfarbe.

In den beiden großen Schülern Bellini's, Giorgio Barbarelli di Caſtelfranco (Giorgione genannt) und in Tiziano Vecellio kommt dieſes Princip zum Durchbruch und zur höchſten Verklärung.

Wie das politiſche Leben der Republik Venedig kühn, mit einem morgenländiſchen, phantaſtiſchen Anſtrich und doch in ſtrenger Zucht eiſerner Herrſcherkraft, ſo iſt das Leben, welches ſich in den Gemälden Giorgione's ausſpricht, in ſtrenggebändigter Leidenſchaft glühend und phantaſtiſch in venetianiſcher, äußerlicher Pracht.

Sein tüchtigſter Schüler war Sebaſtiano del Piombo, ſein Nachahmer war Jacopo Palma vecchio. Er ſtarb ſehr jung und mußte die Löſung ſeiner großen Aufgabe ſeinem Mitſchüler und Nebenbuhler Tizian überlaſſen; das neidiſche Schickſal reichte ihm die Todtenkrone für den Siegeskranz.

In Tizian hat die Kunſt ſich ganz befreit von den Satzungen der Kirche in der Verklärung des Fleiſches, im bitterlichen Gefühle der Sättigung am Genuſſe des leiblichen Daſeins.

Mit Tizian, dem Freunde Arioſto's, ſchließt ſich in Carl V., deſſen Zeitgenoſſe er iſt, das Mittelalter ab.

In ſeiner Himmelfahrt der Maria, jetzt in der Akademie von Venedig, wird das irdiſch ſchöne Weib vom Sturme emporgetragen in die Arme Gottes.

Dieſe irdiſche Maria iſt die Muſe ſeiner Kunſt.

Den höchſten Triumph des leiblich ſchönen Daſeins in Licht und Farbe hat die venetianiſche Kunſt gefeiert in einem ſeiner Venusbilder in der Tribune der Uffizien in Florenz, wo das göttliche, nackte Weib, vor einem hellen Hintergrunde in klarem Lichte auf weißem Lager in leuchtender Farbe und in ſüßer Genüge ihres Daſeins hingegoſſen, ruht.

Neben Giorgione und Tizian entwickelte ſich unabhängig Giovanni Antonio Regillo da Pordenone, in Compoſition ruhender und ruhiger Geſtalten und in weicher Modellirung des Nackten.

Einer der vorzüglichſten Schüler Tizian's iſt Jacopo Robuſti, Tintoretto genannt, welcher ſich einen eigenen Weg zu bahnen ſuchte. Sein Wahlſpruch: „Die Zeichnung des Angelo, Colorit von Tizian!“ charakteriſirt ſeine Gemälde, ohne daß er den Einen oder den Andern erreicht hat.

Zugleich mit dieſen Nachfolgern Tizian's blühte die Kunſt in Verona in edler, ſelbſt großartiger Copirung des Lebens und der Natur mit tüchtiger Technik. Der Repräſentant dieſer Richtung, welche das geiſtige Element der Religion, ſowie ſelbſt die zum Idealen geſteigerte Sinnlichkeit Preis giebt und ſich nur an die maleriſche Erſcheinung der Gegenwart hält, iſt vor Allen Paolo Cagliari (Paolo Veroneſe).

Da er ſich nach Tizian gebildet hat, ſo kann man ihn deſſen Schüler nennen. Die große, harmoniſche Auffaſſung des Lebens in ſeinen Gemälden, verklärt durch die Pracht der Farbe in den reichen Gewandungen, die Durchſichtigkeit in den Schatten und die Kraft des Lichtes, alle dieſe Elemente zuſammen machen ihn vorzugsweiſe zum Hiſtorienmaler der Wirklichkeit.

Viele ſeiner Werke machen denſelben Eindruck, wie die hiſtoriſchen Feſtſchauſpiele des zu gleicher Zeit lebenden Shakespeare's, ohne daß man an den großen Humor dieſes Dichters denken darf. Seine Gemälde geben die Poeſie der irdiſchen Herrlichkeit wieder. Feſtpompe innerhalb geſchmückter, prachtvoller, architectoniſcher Räume mit Menſchen — italieniſchen Freibürgern im Genuſſe ihres ariſtocratiſchen Daſeins — bringt er mit Vorliebe zur Anſchauung.

Von dieſer Auffaſſung des wirklichen Lebens war nur ein Schritt zur Darſtellung des gemeinen Lebens — zu den Genre-Bildern. Jacopo da Ponte (Baſſano nach ſeiner Vaterſtadt genannt) bezeichnet dieſe Stufe des Verfalls der italieniſchen Kunſt.

Wie mit dem 16. Jahrhunderte das Mittelalter gleich einer reifen, mürben Frucht vom Baume des Lebens abfiel, ſo auch die italieniſche Kunſt.

Mit dem Verfalle derſelben entſteht durch die Vermittelung des ſchnellfertigen Giorgio Vaſari aus Arezzo die erſte Academie. Er iſt zugleich der Geſchichtsſchreiber der italieniſchen Künſtler.

In Florenz, Rom und in Siena ſchien um dieſe Zeit die Kunſt, wie die Flamme einer ausgebrannten Lampe zu verlöſchen, und dennoch zuckte ſie noch einmal hellleuchtend auf, ehe ſie für immer verwehte.

Aus den Stürmen der Reformation hatte der Jeſuitismus das Papſtthum gerettet.

Eine große Reſtaurationsperiode beginnt und mit ihr in der Kunſt die ſogenannte Schule der Eklektiker und die Schule der Naturaliſten.

Suchten die erſteren nach den verſchiedenen älteren Malermeiſtern, wie nach Muſtern zu malen, ſo ſchlugen die letzteren einen neuen Weg ein in frappanter Auffaſſung der Wirklichkeit.

Lodovico Caracci ſucht die Kunſt wiederherzuſtellen mit ſeinen beiden Neffen Agoſtino und Annibale Caracci, mit welchen er in Bologna eine Kunſtakademie errichtete und dort Unterricht ertheilte, wie er noch heute in unſeren Kunſtacademieen ertheilt wird, nach Modellen und Gypsabgüſſen und willkührlichen Kunſtrecepten.

Unter ihnen hebt ſich Annibale hervor, welcher mit Maſſen Wirkung zu machen ſuchte, wie ſpäter Bernini in der Baukunſt.

Aus dieſer Schule ging Domenico Zampieri, genannt Domenichino hervor, in welchem der Geiſt der alten Kunſt in ſchöner, heiterer Auffaſſung der Natur wieder lebendig zu werden ſchien, obſchon er häufig wieder zu effecthaſchenden Schauſtellungen manierirt herabſinkt.

Sein Nebenſchüler war Francesco Albani, deſſen Gemälde freundliche Phantaſieſpiele ſind, ferner Andrea Sacchi, deſſen beſtes Bild der heilige Romuald unter ſeinen Kloſterbrüdern im Vaticane iſt, ohne jedoch mit den alten Meiſtern einen Vergleich aushalten zu können; vor Allen aber Guido Reni, welcher mit allen Eigenſchaften begabt war, welche nur je einen Menſchen zum Künſtler zu ſtempeln vermögen, und dennoch verſagte ihm die Ungunſt ſeiner Zeit die Erreichung des höchſten Zieles. In ſeinen Jugendwerken großartig, ſpäter ſchön und harmoniſch, leidet er an dem Streben nach einem Ideale, welches aus ſeiner Zeit entwichen war.

Doch hat er in ſeinem Deckengemälde im Palaſte Roſpiglioſi in Rom: Aurora und der Sonnengott — vielleicht das Höchſte geleiſtet, was in dieſer Zeit möglich war.

In dieſem Bilde ſcheint das entwichene Ideal, das der Künſtler ſuchte, ihm einen flüchtigen Kuß auf die Stirne gedrückt zu haben.

Neben ihm ſteht Giovanni Franceſco Barbieri, genannt Guercino da Cento, in kräftiger Auffaſſung maleriſcher Momente in ſeinen früheren, und in weicher Anmuth in ſeinen ſpäteren Bildern.

Wie die Schule des Caracci, ſo entſtanden anderwärts ähnliche Kunſtacademieen in gleichen Richtungen; ſo in Mailand und in Rom, wo der idylliſche Federigo Baroccio in zarter, ſchöner Farbe malte. Auf gleiche Weiſe bildete ſich Criſtofano Allori in Florenz, welcher in ſeinem Oelgemälde, Judith mit dem Haupte Holofernes', für immer zu den Meiſtern ſeiner Kunſt gehört.

Es war, als wenn aus Florenz, ihrem Stammhauſe, die italieniſche Kunſt nur ſchwer und ſchmerzlich ſich trennen könnte.

Noch zuletzt bei ihrem Abſchiede wird ſie von treuen Jüngern umdrängt, unter ihnen iſt Carlo Dolce, durch deſſen Beinamen die Weiſe ſeiner Malerei ſich charaktiſirt, hervorſtehend.

Er war der letzte Eklektiker, welcher noch mit Ehre genannt wird.

Länger, als dieſe Schule, erhielt ſich die der Naturaliſten, welche die Leidenſchaft, wie ſie ſich auch zeigen mochte, darzuſtellen ſuchten, ohne Rückſicht auf Muſter alter Bilder.

Sie charakteriſiren das Leben der Italiener, wie es noch heute iſt, aufgelöſt zu Individuen mit heißem Blute, aber ohne irgend einen Haltpunkt in der Religion oder der Geſchichte. Dieſes Leben der individuellen Leidenſchaft brachte Michelangelo Amerighi da Caravaggio in der Kunſt hauptſächlich zur Darſtellung. Wie ſich in der neueren Zeit dieſes Sinnenleben in Neapel concentrirte, ſo wählte auch dort die Kunſt, welche dieſes Leben zur künſtleriſchen Anſchauung brachte, ihren Sitz. Dort lebte der Spanier Giuſeppe Ribera, le Spagnoletto genannt, welcher die Fußſtapfen Caravaggio's verfolgte. Aus dieſer Schule ging der Schlachtenmaler Aniello Falcone und der wilde Salvator Roſa hervor, welcher mit ſeinen Mitſchülern unter dem Namen der Compagnia della Morte mit den Neapolitanern in dem Aufſtande Maſaniello's gegen die ſpaniſche Herrſchaft losbrach und nach deſſen Sturz nach Rom entfloh. Seine Bilder ſind, wie ſein Leben und ſein Charakter, wild und finſter.

Wie das letzte hiſtoriſche Leben in Italien phantaſtiſch in der Empörung Maſaniello's zum letzten Male aufflackerte, und die große, italieniſche Geſchichte des Mittelalters endlich ausläuft in unheimliche Banditengeſchichten, ſo ſchließt auch die Geſchichte der italieniſchen Kunſt ſich ab durch Salvator Roſa in ſeinem Bilde: die Verſchwörung Catilina's und in ſeinen düſteren Landſchaften mit wilden Schluchten und Gebirgen und einſamen, finſteren Räubergruppen.

So ſtarb das hiſtoriſche Leben, zugleich die Kunſt in Italien.

Wir haben geſehen, daß die alte, vorchriſtliche Welt die Gottheit als Offenbarung der in der Natur zur Erſcheinung kommenden Elementarkräfte begriff.

Die Natur, als ein belebtes und im Lebendigen erſcheinendes Weſen gedacht, hat keinen anderen Zweck, als die Erſcheinung ihres zur äußern Form ſich herausbildenden Gemüthes. Demnach würde das plaſtiſche Ideal in der unbedingt vollkommenſten Aufhebung der ſchaffenden Idee in ihrer Form und dieſer wieder in ihrer Idee beſtehen. Da aber zwiſchen der Idee der ſchaffenden Natur und der durch die Materie vermittelten Form immer ein Bruch bleiben muß, welcher die ideale Erſcheinung unmöglich macht, ſo konnte die Natur nur durch den Menſchen in der Kunſt zu ſich ſelbſt erlöſt werden. Dieſe Erlöſung zum Ideale der Schönheit hat ſie bei den alten Griechen gefunden. An ihrem Ziele mußte jedoch der idealen Natur der ihr feindliche Gegenſatz von ſelbſt entgegentreten. Dieſer war das Chriſtenthum, welches die Natur und ihre Vergötterung im Idealen als das teufliſche, ſinnliche Princip zu Boden trat. Mythiſch hat das Chriſtenthum dieſen Sieg in dem Erzengel Michael gefeiert, welcher die zum Satan verfratzte Natur unter ſeine Füße geworfen hat.

So trat mit dem Chriſtenthume der Zwieſpalt zwiſchen dem ſinnlichen und dem geiſtigen Menſchen in die Welt und mit ihm die Sünde in das Bewußtſein der Menſchheit. Thomas a Kempis in der Nachfolge Chriſti iſt am Innigſten auf dieſe Frage im chriſtlichen Sinne eingegangen. Dieſer Kampf ſtellte ſich im Mittelalter äußerlich dar in dem weltlichen Kaiſer und dem geiſtlichen Papſte.

Mit geheimer und öffentlicher Abneigung hatte das ſpirituelle Chriſtenthum in ſeinen erſten Jahrhunderten die ſinnlichſte Kunſt, die plaſtiſche, in ihre Dienſte genommen. Die Kunſt verrichtete auch bei dem altchriſtlichen Dogma daſſelbe Werk, welches ſie in der Naturreligion vollendet hatte. Sie brachte es allmälig zur ſinnlichen Erſcheinung und überwand es, wie Alles überwunden iſt, was aus dem Himmel auf die Erde und in die rollende Geſchichte hineintritt. Es verbanden ſich in der Mitte des zweiten chriſtlichen Jahrtauſends mit der Kunſt ihre alten Lehrerinnen, die griechiſche Poeſie und Philoſophie, welche in ihren ewig neuen Evangelien, Homer und Plato, bei der Eroberung Conſtantinopels durch die Osmanli nach Florenz zu den Mediceern geflüchtet wurden, um von hier aus von Neuem die Menſchheit zu erwärmen und zu begeiſtern.

Florenz war im Mittelalter eine aus Burgen zuſammengerückte Stadt, in welcher ritterliche Familien römiſcher und deutſcher Herkunft hauſten. Solche Städte, — um das oben Geſagte noch einmal hervorzuheben — wo ſich gewaltige Menſchenelemente durcheinander miſchen, ſind, wie ein Brennglas, in welchem ſich alle Strahlen der Sonne zu einem zündenden Punkte zuſammenfaſſen. So in Florenz. Die Kämpfe und Krämpfe des Mittelalters waren hier zuſammengepreßt in den Kreis einer Stadtringmauer. Hier ſteigerten ſich die Gegenſätze des mittelalterlichen Lebens in ununterbrochenen Revolutionsgährungen empor bis zu ihrer Vernichtung und Verklärung in der Poeſie und Kunſt. Wir ſehen dieſelbe Entwickelung in dem Leben der Pflanze: nur dadurch, daß es ſich ſelbſt zu überbieten ſucht, drängt es ſich in eine Knospe zuſammen und verklärt ſich ſterbend in der Blüthe. So die alte Welt in Athen, ſo das Mittelalter in Florenz.

Wie von hier aus helleniſche Kunſt und Wiſſenſchaft, heimlich unterwühlend, den Kampf mit dem mittelalterlichen Geiſte begonnen und als feines Gift die damaligen Weltzuſtände bis in die feinſten Adern durchdrungen haben, davon zeugt der zu gleicher Zeit eingetretene Verfall aller jener Lebensformen. Damals ſchien jegliche Gottheit aus der Welt gewichen zu ſein, in welcher nur noch die ſinnliche Schönheit, verwegene Leidenſchaft, zügelloſe Begier und das mordluſtige Verbrechen allmälig Raum gewannen. Einen tiefen Blick in die Verworrenheit jener geſellſchaftlichen Zuſtände im ſpäteren Verlaufe dieſer Zeit in der feingeſchliffenſten Bildung läßt uns die Geſchichte der Vittoria Accorombona thun, welche Ludwig Tieck in ſeinem bekannten Romane auseinandergelegt hat.

Es ſei mir vergönnt, obige Gedankengänge durch einige Beiſpiele aus dem Dresdener Muſeum zu erläutern und dabei auch auf andere und neuere Richtungen der Malerei einige Streiflichter zu werfen.

Raphael Sanzio von Urbino.

Er war nach Vaſari am Charfreitag 1483 geboren und ſtarb am Charfreitag 1520. Sein Vater war Giovanni Sanzio de' Santi von Urbino, ein Maler von geringer Bedeutung; ſein eigentlicher Lehrer wurde Pietro Perugino. In ſeinem zwanzigſten Jahre verließ er die Schule ſeines Meiſters. Im Jahre 1504 treffen wir Raphael in Florenz, wo die toskaniſche Kunſt ihre höchſte Blüthe eben erreicht. Durch ſie wird Raphael von der Manier ſeines Lehrmeiſters gänzlich befreit. Vier Jahre darauf, 1508, neun Jahre vor dem Augenblick, wo Luther die 95 Theſes und in ihnen die Kriegserklärung gegen Rom anſchlug, wird Raphael an den Hof des prächtigen Papſtes Julius II. berufen, um die Prachtgemächer des Vaticans mit Frescogemälden zu ſchmücken. So ſollte in ihm und ſeiner Kunſt die Allgewalt der römiſchen Kirche ihre höchſte Verklärung in derſelben idealen Form erhalten, in welcher die helleniſche Welt vor ihrem Untergange ihre Erfüllung gefunden hatte.

Wir ſtehen hier vielleicht vor dem gewaltigſten Bilde, welches Raphael geſchaffen hat. Wir ſchlagen davon die zwei Hälften des grünen Vorhanges zurück, und vor uns erſcheint

Madonna di San Siſto.

Aus dem lichtblauen Himmel der Cherubim, welcher uns aus unzähligen Kindergeſichtern anblickt, erſcheint Maria mit dem Jeſusknaben. Zu ihrer Rechten unten knieet der heilige Sixtus in weißer Tunika, darüber ein Pallium von Goldſtoff, neben ihm unten auf dem Proſcenium, welches die Zuſchauer von dem heiligen Schauſpiele trennt, ſteht ſeine Tiara. Zur Linken Maria's knieet die heilige Barbara. Unter der Wolke, auf welcher die ſchwebenden Füße Maria's zu ruhen ſcheinen, vollenden zwei Engelknaben, welche bis unter die aufliegenden Arme zu ſehen ſind, die großartig einfache Compoſition. Erheben wir den Blick zur Mutter

Gottes empor! Wie im heftigen, wolkenzertheilenden Windeswehen, in welchem das blaue Uebergewand über ihr Haupt, wie ein Segel, links herüberweht, trägt ſie in ihren Armen den aufrecht ſitzenden Knaben herunter. Er ſitzt weniger auf ihren Armen, als in dem Gewande, welches ſich zwiſchen ihren Händen zu einem Tragſeſſel ſpannt. Er thront darauf in göttlicher Ruhe, auf das linke Knie den rechten Fuß und um das Fußgelenk die linke Hand gelegt, während er die rechte weder zum Segnen noch zu irgend einer Bewegung gebraucht, ſondern ſie nur an ſich hält. Er erſcheint hier nicht als der Sohn der Mutter, durch welche wir ihm brüderlich nahe geſtellt ſind, ſondern als der Sohn Gottes. Wer iſt ſo rein im Herzen, um den entſetzenden Blick ſeiner Augen ertragen zu können? Es iſt der Blick, mit welchem der junge Gott des fleiſchtödtenden Chriſtenthums mit innerſtem Abſcheu zuerſt die Niedertracht einer in Sündenfluth verſunkenen Welt erblickt. Dieſer Knabe wird ſie einſt richten und verdammen. — Auch Maria trägt den Knaben nicht, wie eine Mutter, ſondern als eine Jungfrau, welche nie die Liebe zu einem Manne gefühlt hat. Sie kennt in der Strenge übermenſchlicher Unſchuld keine Sünde, ſie iſt auch hier keine Vermittlerin der ſündhaften Menſchheit, deren Qualen ſie nicht begreift. Die Verdammniß derſelben wird vor ihr zur Nothwendigkeit. So unerbittlich blicken Mutter und Sohn aus dem Himmel des Gemäldes heraus. Selbſt die heilige Barbara iſt in die Kniee geſunken, knittert beklommen das Gewand zwiſchen den Händen vor der Bruſt und blickt ſeitwärts über die linke Schulter herunter. Zu dieſer Mutter mit dieſem Sohne können nur das ſündenverlaſſene Greiſenalter — der Sixtus — und die unſchuldige

Kindheit — die beiden geflügelten Engelknaben unten — ruhig emporblicken. Das Erdenleben zerdampft unter den Füßen der Gottreinen in ängſtlich durcheinanderqualmenden Nebelwolken.

Dieſes Bild iſt in ſeiner Wirkung ſo gewaltig, weil die helleniſche Kunſt hier auf ihrem Gipfel, ganz von dem aſcetiſchen Geiſte des Chriſtenthums überwältigt, ihr eigenes Geſetz, die Sinnlichkeit, verdammen muß. Dies iſt der alte, fleiſchtödtende Geiſt des Chriſtenthums, welcher hier, nur noch von ſinnlich ſchöner Form umſchrieben, nur noch die feinſte Linie zu durchbrechen braucht, um in den bilderſtürmenden Fanatismus der ebräiſchen Dichter und Propheten des alten Teſtamentes und in den pauliniſchen Geiſt der anbrechenden Reformation überzugehen.

Die Reformation bedurfte zu ihrem Zwecke bloß das gemütherſchütternde Wort der ebräiſchen Bußpſalmen. Sie fand es zunächſt in Savonarola, welcher hier in grimmigem Ernſte dem helleniſchen Leben in Florenz, wie früher Sokrates in Athen der alten Welt, den Krieg ankündigte. Beide hatten Recht im Geiſte der Zukunft und Unrecht dem Gegebenen gegenüber, und Beide erlitten den Tod; Beide hatten darin ein ähnliches Schickſal mit Johannes dem Täufer, welcher, Buße predigend, dem Chriſtenthum voraus und in den Tod ging.

Die Jungfrau Maria, von Holbein.

Bei den germaniſchen Völkern hatte das Chriſtenthum keine zum idealen Bewußtſein in der Kunſt hinauf geſteigerte, ſondern die in ſich phantaſtiſch träumende und in ſich befangene Natur, mithin in ihr kein feindliches Princip vorgefunden. Die Seele der deutſchen Natur glich mehr einem Mädchen, welches zwiſchen Kind und Jungfrau mitten inne ſteht und zuerſt von der Liebe ergriffen dem himmliſchen Bräutigam weinend in die Arme ſinkt. So mußte ſie auch nur ihr Gemüth in der Kunſt abſpiegeln; die Schönheit der Form iſt dabei von keiner weſentlichen Bedeutung, da Alles auf die Empfindung ankommt. Deſto willkürlicher konnte das traumbewegte Gemüth ſich phantaſtiſch zur Erſcheinung bringen. Die deutſche Kunſt hat daher einen ganz andern Anfang und Ausgang, als die italieniſche. So läßt der deutſche Maler in den Portraitgeſtalten ſeiner Lieben, welche täglich um ihn herum ſind, die Figuren des chriſtlichen Himmels in das deutſche Leben befreundet hereintreten.

Einer der größten deutſchen Maler iſt

Hans Holbein, der Jüngere,

in Grünſtadt oder Augsburg 1495 geboren. Mit ſeinem Vater, Hans Holbein dem Aelteren, wendete er ſich in früher Jugend von Augsburg nach Baſel, wo ſich noch jetzt bedeutende Werke von ihm auf dem Rathhauſe befinden. Er war ein weinſeliges Gemüth, welches den Verkehr in Wirthshäuſern liebte und dadurch mit Weib und Kindern in große Armuth gerieth. Aus dieſer Noth befreite ihn Graf Arundel, der britiſche Geſandte in Baſel, welcher ihn mit nach London zu Heinrich VIII. nahm. Holbein erhielt und bewahrte ſich die Gunſt dieſes launenhaften Königs bis zu deſſen Tode. Er ſelbſt ſtarb im Jahre 1554 dort an der Peſt. Der Tod ſchien damals in großen Schwaden die zum Verderben reife Zeit abzumähen. Peſt und Bürgerkrieg waren ſeine Handlanger. Und doch hat das deutſche Gemüth dieſes Entſetzen noch humoriſtiſch und phantaſtiſch verarbeitet. Das Grauenhafte jener Zuſtände geſtaltet ſich ihm zu einem tödtlich foppenden Faſtnachtſpiel — zum Todtentanz. Holbein's Holzſchnitte unter dieſem Namen ſind bekannt. In dem großen Bilde:

Jacob Meyer mit den Seinen vor der
Jungfrau Maria

bändigt ſich dieſer phantaſtiſche Zug des deutſchen Gemüths zu ernſter Anmuth in der Geſtalt Maria's und ruht faſt nur in der phantaſtiſchen Form einer märchenhaften Krone auf ihrem Haupte. Das Bild ſtellt die Familie des Baſeler Bürgermeiſters Jacob Meyer mit den Seinen auf den Knieen vor der heil. Jungfrau mit dem Chriſtkinde dar. Maria erſcheint hier als die Schutzheilige der Familie. Zu ihrer Linken knieet die Mutter mit zwei Töchtern, zu ihrer Rechten der Vater mit zwei Söhnen. Man glaubt, daß der Knabe auf den Armen der Jungfrau das Portrait eines Kindes aus dieſer Familie ſei, welches verſtorben war. Man darf noch einen Schritt weiter gehen und in der Maria ſelbſt das Portrait einer verſtorbenen Tochter des Bürgermeiſters Meyer ſehen. Hat ſie doch die ſprechendſte, wenn auch verklärte Aehnlichkeit mit dem älteren Sohne des Bürgermeiſters, welcher neben dieſem knieet.

Sie erſcheint nicht, wie die ſixtiniſche Madonna, auf Wolken und in himmliſcher Glorie, ſondern auf demſelben

Boden und auf demſelben Teppich, auf welchem die Familie vor ihr knieet und um ihre Fürbitte betet. Die Niſche, in welcher ſie ſteht, wölbt ſich oben in Muſchelform ab, welche in dunkelgoldener Farbe von ſelbſt zur Glorie wird und davor das deutſche, jungfräuliche Antlitz Maria's klar ſich abheben läßt. Es ſcheint für jeden nachbildenden Künſtler, ſei es auf Stein oder Kupfer, eine Unmöglichkeit zu ſein, den holdſeligen Ausdruck dieſes Geſichtes wiederzugewinnen. Es iſt ein unwiderſtehlicher Zauber darauf hingehaucht. Sie trägt eine Krone, welche im Kreiſe aus goldenen, aneinander geſtellten, gleichen Blumenblättern zuſammengeſetzt und mit Perlen verziert iſt; auf jedem Blättchen ſieht man die Figur eines Heiligen angedeutet. Ein Karfunkel ſteht, wie ein Blutstropfen, auf den vorderſten Blättchen über der todesklaren Stirn. Ihre goldenen Haare fluthen unter der Krone zu beiden Seiten einfach herunter, ihre niedergeſchlagenen Augen bedecken ſich mildverſchleiernd mit den weichen Wimpern. Sie trägt ein dunkelgrünes Gewand, welches, um die Armgelenke zurückgeſchlagen, das um die Vorderarme eng anliegende Untergewand und die feinen Manſchetten, welche die ſchönen Hände umgeben, erſcheinen läßt. Um die Hüfte hat ſie eine nachläſſig geſchlungene, rothe, ſchmale Schärpe, welche mit den Enden herabhängt. Das Kind, von ihren Händen getragen, hat ſein Köpfchen auf ſein rechtes Händchen und dieſes auf die linke Schulter der ſchweſterlichen Jungfrau gelegt. Es blickt und ſtreckt ſein linkes Händchen aus nach den Knieenden herunter. Es bedarf nicht der Aufforderung ihres jüngeren Bruders, des friſchen Knaben zu ihren Füßen, ſie anzubeten. Dieſe in der deutſchen Kunſt verklärte Jungfrau wird ewig vor unſerer Seele ſtehen.

Wie die italieniſche Kunſt in der ſixtiniſchen Madonna groß im idealen Geiſte, ſo iſt hier die deutſche tief im innigen Gemüthe zur Erſcheinung gebracht. Auch hier iſt das Irdiſche, doch nicht durch die Strenge, nur durch die Milde des fleiſchgewordenen Chriſtenthums überwunden und geheiligt.

Vielleicht bezeichnet dieſes Bild den Höhepunkt der deutſchen Malerei, wie die ſixtiniſche Madonna den Gipfel der römiſch-chriſtlichen Kunſt.

Antonio Allegri,

von ſeinem Geburtsorte Coreggio genannt, war 1494 geboren und ſtarb 1534.

Er hat ſeine Richtung von den Werken Leonardo's da Vinci erhalten. Begreift man dieſen großen Meiſter und ſeinen herrlichen Schüler Luini, ſo verſteht man auch Coreggio. Ihr Ideal war, wie das Göthiſche, das weibliche. Ich erlaube mir das ſüße Geheimniß in ihren weiblichen Geſichtern, welches deren Lippen in einem zauberiſchen Lächeln umſchwebt, nur in einem Gleichniß anzudeuten. Ein in ſtrenger Kloſteraſcetik erzogenes Mädchen iſt zum erſten Mal in die Welt und auf einen Ball gekommen. Dort hat es den erſten weltlichen Tanz getanzt und das erſte Liebeswort gehört. Oder will man lieber an Shakeſpeare's Julie und ihre Lippen denken, zu welchen das erſte Mal Romeo's Lippen als Pilger gewallfahrtet ſind, ſo wird man das Lächeln der Leonardomädchen verſtehen. Sie ſtehen auf der zarten Linie, wo jenes ſüße Lächeln den Augenblick zwiſchen dem erſten Erröthen und dem erſten Erbleichen ausfüllt.

In Coreggio befreit ſich das weibliche Naturideal ſo weit von der Kirchenſatzung, daß dieſe nur ein Reiz für das lüſterne Begehren mehr wird. Dadurch kommt daſſelbe Element in dieſe Kunſtrichtung, wie es kurz vor Coreggio mit Macchiavelli's Buch vom Fürſten in der Politik, und ſpäter mit Loyola in der chriſtkatholiſchen Kirche ſich feſtſtellte.

Der heilige Sebaſtian.

In goldener Glorie ſitzt Maria auf einer Wolke, über den zurückgezogenen linken den rechten Fuß geſetzt, ſo daß der Schooß dem Knaben Raum giebt, auf dem feſtgeſtemmten Kniee rittlings zu ſitzen. Wie er, ſo reitet ein Engel rechts und ein anderer links, und zwei kleinere ebenſo zu Maria's Füßen auf Wolken. Unten auf der Erde, an den Baum gebunden, ſteht faſt in ähnlicher Stellung, ſüßlächelnd und emporſchmachtend, Sebaſtian. Bis auf das um ſeine Hüften geſchlungene Hemd entkleidet, gab er dem Meiſter Gelegenheit, die lieblichen, ſüß gerundeten Glieder eines Jünglings zu zeigen, welcher kaum das Knabenalter zurückgelegt hat. Ihm gegenüber ſieht man den Peſtheiligen, Rochus, halb liegend, halb ſitzend in gleicher Bewegung der entkleideten Beine in ſüßem Schlummer hingegoſſen; zwiſchen Rochus und Sebaſtian knieend in ähnlicher Beinbewegung den heiligen Gemianus im Pallium von Goldſtoff, darunter eine weiße Tunica, in rothen Stiefelchen, den Kopf wendend und ſchmachtend hinunterblickend, indem er zugleich mit der Rechten empor und mit der Linken herunterdeutet. Zu ſeinen Füßen in der Ecke ſitzt ein halbentkleidetes Mädchen, faſt noch im kindlichen Alter, welches das Nachbild der von Gemian der Mutter Gottes in Modena geweiheten Kirche trägt. Dieſes Gemälde heißt ſcherzweiſe: die Reitſchule. Nur ein proteſtantiſcher Mucker kann vielleicht die feinen, aus dem religiöſen Gemüthe emporprickelnden, heimlichen Entzückungen und Ergießungen dieſes Bildes nachempfinden und das ſüße Krampflächeln in den hinaufgezogenen Mundwinkeln verſtehen. Es iſt die in der Andacht ſchlummernde Sinnlichkeit, welche ſie zur heimlichen Orgie werden läßt! Durch die feine Zeichnung und Wendung der halb verhüllten, halb entkleideten Gliedmaßen von Perſonen in der Entwickelungsperiode des Geſchlechtes ſchleicht ein hermaphroditiſches Lächeln, wie der Glasharmonikaklang einer Kaſtratenſtimme. In dieſem Bilde iſt die Jungfräulichkeit der chriſtlichen Kunſt geknickt. Sie hat nun Nichts mehr mit dem Himmel der Unſchuld zu thun. Doch auch das gefallene Weib richtet ſich unter der ſegnenden Hand der göttlichen Natur wieder empor und wird geheiligt als Mutter des Kindes, in welchem ſie irdiſch fortlebt. Das verlorene Paradies gewinnt ſie wieder in der Mutterfreude. So fallen unſere Blicke in

die heilige Nacht.

In dieſem Gemälde hat die Naturſeele ihre Freiheit von der Aſcetik und ihren Verheißungen des Jenſeits völlig errungen. Sie hat jede Form, welche ihr der Geiſt der Satzung aufgeprägt hatte, von ſich gethan. Sie wirkt hier unmittelbar auf das Gefühl im Augenblick, wo die junge Mutter zuerſt ihr Kind erblickt. Hier prangt die Natur im leuchtenden Kinde im eigenen Lichte. Sie hat hier ganz das chriſtliche, jenſeitige Himmelreich und ſelbſt den irdiſchen Himmel mit ſeiner Sonne entbehren gelernt, ſie iſt ſelig in ſich ſelbſt und zugleich ihre eigene Sonne, in der ſie ſich ſelbſt die Nacht ihres Daſeins erhellt.

Unter den Trümmern einer untergegangenen Zeit liegt auf einer Krippe im Stroh das zarte Neugeborene, von den Armen der Mutter liebend umzirkelt. Die junge Mutter hat ſich tief zu dem Kinde herabgeneigt, ſie kann das ſchöne, lebendige Räthſel nicht faſſen, es iſt zu groß und wunderbar! Ihr eigenes Leben, ihre Liebe ſelbſt liegt außer ihr, vor ihr da in der Geſtalt eines leiblichen Kindes. Das ſüße Ermatten löſt ſich in ihrem Geſichte in ein ſeliges Lächeln auf. Keine Seele iſt jetzt rein genug, der Mutterfreude in die entzückten Augen zu ſehen, ihre Blicke gehören ganz dem neugeborenen Kinde, ſie ſind zu ihm herabgeſenkt, von den Augenlidern ſanft verſchleiert; wie ſie, ſo erblickt ja jede Mutter den Gott, den ſie in ſich trug, in ihrem Kinde Menſch geworden. Können wir doch ſelbſt den Blick von dem roſig leuchtenden Kinde nicht abwenden. Da liegt es ſo hülflos und doch ſo reich an Liebe und in ihr an Hülfe! Das junge Leben empfindet die Nähe der mütterlichen Bruſt; die zarte linke Schulter, das Händchen zwiſchen den Wickelbändern und die roſigen Füßchen haben ſich heraus gebohrt, wie Blumen aus den aufbrechenden Knoſpen. Das Bild heißt mit mehr Recht, als man gewöhnlich meint, „die Nacht.“ Die gebärende Nacht iſt hier zur Mutter Maria geworden und hat den jungen Gott des Tages geboren, welcher von nun an die Welt mit einem neuen Lichte erleuchten wird. Noch blendet es die Hirten, welchen ſich draußen auf den Feldern die Natur zuerſt offenbart, zumeiſt das blinzelnde Mädchen, welches im Körbchen die der Liebe geheiligten Tauben zum Geſchenke gebracht hat. Ein junger Hirte iſt daneben bei der Krippe auf die Kniee niedergeſunken und hat ſein Geſicht herüber zu ſeinem Vater gewendet, welcher im Begriffe iſt, ſich das Umwurffell gegen die Blendung über den Kopf zu ziehen; er gehört der alten Zeit an, welche nicht ſehen will.

Oben über dieſer Gruppe wälzen ſich entzückt die ſchönſten Engelgliedmaßen durch einander und feiern die Auferſtehung des Fleiſches.

Im Durchblicke in das Freie und auf die Gebirge, über welchen der erſte Morgen graut, hält hinter der Krippe Joſeph den Eſel zurück, welcher die Geburt des Kindes im jungen Morgen austrompeten will; denn was kann ein Eſel verſchweigen? —

Magdalena.

Vom Laube faſt verſtecket,
Vom Goldhaar ganz umwallt,
Ruht, auf das Moos geſtrecket,
Des Waldweib's ſchöne Geſtalt.
Es ruht mit gewalt'gen Gliedern,
Und ſingt aus voller Bruſt
In unbekannten Liedern
Von überſel'ger Luſt.
(„Das Waldweib“ von J. Moſen.)

Unter dem Namen der heiligen Magdalena ſehen wir hier ein ſchönes Weib in zauberiſcher Walddämmerung auf das Moos gelagert, über ihre Geſtalt das reiche, dunkelblaue Gewand geworfen, welches zugleich über ihren Kopf gezogen iſt. Darunter quellen die reichen Lockenwogen hervor, in welche die Hand, worauf ſie ihr Köpſchen ſtützt, tief hineingreift. Licht und Schatten ſpielen lieblich durcheinander auf Geſicht, Armen und Buſen, während die verhüllte Geſtalt in das Walddunkel ſich zurücklagert, aus welchem noch im roſigen Lichte die bloßen Füße hervorleuchten. Sie hat ein Buch in dem rechten Arme liegen. Neben dem Buche ſteht die ſilberne Balſambüchſe, aus welcher ſie des Geliebten Füße geſalbt hat. Hier ruht ſie im milden Schatten des grünen Waldes und denkt leſend an den geliebten Freund. — Es iſt die Muſe der romantiſchen Poeſie in der Waldeinſamkeit.

Der heilige Georg.

Wir ſtehen vor der Halle eines fürſtlichen Luſtſchloſſes, deren Oeffnung von Oben, im Halbkreiſe geſehen, von Korbgeflechte und darin von einem reichen Orangenkranz umgeben iſt. Die warme Bläue des italieniſchen Himmels blickt oben durch die Oeffnung im Halbkreiſe und unten durch den offenen Bogen der Halle herein Davon hebt ſich die Geſtalt der Madonna mit dem Kinde roſig ab. Sie iſt hier nicht mehr Königin des Himmels, nur die liebreizende Fürſtin auf Erden mit ihrem Hofſtaate. Hier iſt aller Inhalt in den ſchönen Schein aufgegangen. Der heiterſte Schimmer der Farben muß uns für den verlorenen Geiſt entſchädigen. Selbſt die Sinnlichkeit iſt entſchieden zurückgetreten in das Conventionelle gezierter Stellungen und Mienen und in ſtereotypes Hoflächeln, welches doch nur der ſchönen Königin ſo reizend ſteht. Auf ihrer Linken, welche über ihren Schooß herüberlangt, ruht das Kind, deſſen Leib zugleich ihre Rechte hält. Sie neigt ſich huldvoll zu dem Hofgeiſtlichen, dem Märtyrer Petrus, welcher ſie von ihren

Verehrern, aus dem Bilde herausdeutend, mit zierlichem Lächeln unterhält; das Kind dagegen intereſſirt auf der anderen Seite der heilige Gemianus. Er iſt im Begriff, ein zierliches Kirchenmodell, welches ein himmliſcher Engelpage auf dem Kopfe trägt, in die Hände zu nehmen und das niedliche Spielzeug dem darnach verlangenden Kinde zu überreichen. Die Idee der Kompoſition geht hier aus der Kreuzform im Gegenſpiel ihrer Bewegungen hervor. Der hinter Georg ſtehende Petrus deutet heraus, der auf der anderen Seite vorſtehende Johannes hinein auf Mutter und Kind. In dieſem Hinein und Heraus entſprechen ſich wieder einander Gemianus und Georg, welcher hier in farbenleuchtender Geſtalt mit gedrehten Hüften und Gliedern, den linken Fuß auf den Drachenkopf geſtemmt, vor ſeiner Königin prangt und dem fröhlichen, nackten Knaben Helm und Schwert zum Spiele gewährt.

So hat die ſinnliche Richtung der Kunſt ſich in dieſem Bilde abgedämpft, um noch pikanter zu werden im ſchönen Scheine höfiſch-religiöſen Ceremoniels.

Tiziano Vecellio.

In Venedig überwand die italieniſche Malerei das ſtreng-chriſtliche Element in dem ſchönen, heidniſchen Fleiſche.

Aus dem reichen, üppigen Leben dieſer Republik ariſtokratiſcher Kaufleute, welche zum Papſte ſagten: „Erſt kommt Venedig, dann — Rom!“ — entfaltete ſich die Centifolie der weltlichen Kunſt im ſchönen Schein der Farbe, angeweht von der weichen Luft des Morgenlandes und genährt vom zuſammenſtrömenden Reichthume des Welthandels. Und dennoch gelang es wieder den Künſtlern Venedigs, aus dem Gegenſatze der Sinnlichkeit hervor die Poeſie des Chriſtenthumes, im wirklichen Daſein zur urnatürlichen Erſcheinung verkörpert, aufzufaſſen und darzuſtellen; denn der Künſtler oder Dichter kann keinen Moment rein objectiv wiedergeben, von welchem er ſelbſt noch im Gemüthe tief erregt wird, wie auch der große Schauſpieler Schröder in Hamburg dieſen Gedanken in ſeinem Fache oft und beſtimmt als Lehrſatz aufſtellte.

Der große, vollendete Meiſter Venedig's iſt

Tiziano Verellio,

zu Cadore, an der Grenze von Friaul im Jahre 1477 geboren und 1576 in ſeinem 99. Jahre an der Peſt geſtorben. Arioſt zu Ferrara und Pietro Aretino in Venedig waren ſeine vertrauten Freunde, Papſt Paul III. und Kaiſer Karl V. ſeine großen Verehrer.

Wir ſtehen vor ſeinem Meiſterwerke:

Der Zinsgroſchen.

> „Darum ſage uns, was dünkt dich?
> Iſt es recht, daß man dem Kaiſer Zins
> gebe oder nicht?“
> Ev. Matthäi 22, 17.

Der Meiſter hat hier den Augenblick zwiſchen der Frage des Phariſäers und der Gegenfrage Chriſti: „Weß iſt das Bild und die Ueberſchrift?“ feſtgehalten.

Chriſtus, im Vorübergehen begriffen und von dem fragenden Phariſäer aufgehalten, welcher in liſtiger Unverſchämtheit ihm über den Arm herein die Goldmünze vorhält, hat ſein Haupt ein wenig zurückgewendet. Seine feine Hand mit dem ſchlanken Zeigefinger iſt dem Goldſtück genähert, ohne es zu berühren. Der Phariſäer hat gefragt und lauſcht auf die Antwort. Wir blicken mit ängſtlicher Erwartung in das klare Angeſicht des Heilands, welches in dunkelem, hinunterfließendem Haupthaar ſchwärmeriſch bleich erſcheint.

Es ſind die edelſten Formen und Züge, in welchen das Antlitz des Gottesſohnes uns erſcheinen konnte, und dennoch portraitartig, deshalb faſt unheimlich, da wir gewöhnt ſind, das Göttliche in idealer Form zu denken; hier iſt es mit allen ſeinen Anſprüchen an das wirkliche Daſein uns menſchlich nahe gerückt. Das Wort iſt hier Fleiſch geworden, um es in jedem Blutstropfen zu überwinden und zu vergeiſtigen. Wie mild und doch ſtreng zugleich iſt dieſes Antlitz! So weich auch die Lider ſich auf die Augenſterne ſenken, ſo liegt doch in den edlen Linien eine unnahbare Erhabenheit. In welchen einfachen, edlen Linien ſenkt ſich die Naſe von der klaren Stirne herunter! Dagegen verlängert ſich die Oberlippe über das Ideale hinaus, wie wir dies bei träumeriſchen, zur Schwermuth geneigten Menſchen gewöhnlich finden, und doch iſt in ihrer ſcharfen Zeichnung der geringſte Schein des Weichlichen und Hingebenden vermieden; ebenſo feingefühlt iſt das gelinde Hervortreten der Unterlippe im gezügelten, aber doch möglichen Zorne über die nahegetretene Gemeinheit.

Solche Geſichtszüge verbergen die glühendſte Leidenſchaft, aber beſiegt und verklärt im höchſten Vernunftleben; denn die Leidenſchaft iſt das Roß, von welchem der Genius der Menſchheit dem Ziele brauſend entgegengetragen oder zertreten wird.

Hier ſehen wir nicht den Jeſus, welcher der Menſchheit einen trägen, dumpfen Frieden, ſondern das Schwert des Kampfes gebracht hat. Er konnte der Natur, wie er gethan hat, den Krieg ankündigen, denn er hatte ſie tief in ſeinem Blute überwunden. Nicht er vor ihr, ſie kniet mit aller Herrlichkeit der Welt vor ihm und betet ihn an.

Eben ſo mächtig prägt ſich in ſeinem Gegenſatze, im Phariſäer, die gemeine, thieriſch herrſchende Natur aus. Wie edel ſind auch hier die Geſichtszüge angelegt, aber entadelt durch den Ausdruck der Gemeinheit, von welcher ſie erfüllt ſind. Das hagere Geſicht iſt abgemagert in wüſten Gelüſten, welche ſich nicht an das Tageslicht wagen; der kahl geſchorene Kopf iſt mit kurzen Borſtenhaaren beſetzt, welche in der Sünde grau geworden ſind. Drängt ſich die obere Stirne auch, wie zu einem Gedankengehäuſe gewölbt, hervor, doch fällt ſie ſchwach herab, kneift ſich bei der Naſenwurzel ein und tritt in einem garſtigen Wulſt wieder hervor, als wollte ſie die Scham über die verlorene Menſchenwürde übertrotzen. Die Naſe ſteht frech, wie ein Habichtsſchnabel, hervor und ſcheint den eingekniffenen Mund zu belauern, welcher ſich hinter röthlichem Haargebüſche verbirgt. Der Trotzwulſt der Stirne drückt zugleich die Augenbrauen ſo tief herunter, daß ſich darunter das Auge, wie eine Katze, mit dem falſchen Blicke verbergen kann. Verſchmitzte Runzeln liegen neugierig um die Augen geringelt, wie giftige Schlängelchen, und faſt läuft der tiefe Einſchnitt vom inneren Augenwinkel herunter und zuſammen mit der Schlangenlinie, welche unter dem Naſenflügel einſetzt und ſich um den unheimlichen Mund krümmt. Zur idealen Gemeinheit und Niedertracht in dieſem Geſichte gehört noch das rohe, brutale Ohr, welches der darin hängende, funkelnde Rubin noch gemeiner erſcheinen läßt.

Einen ähnlichen Ausdruck pfiffiger Dummheit in dieſer Vollendung findet man nur zuweilen in dem Geſichte eines Rabuliſten, doch gewöhnlich mit leicht entzündeten Augenrändern.

Lucrezia Borgia vor der heiligen Familie.

Vor der heiligen Familie erſcheint die ſchöne, blonde Giftmiſcherin in ſchwerſeidenem, weißem Gewande, die Fingerſpitzen beider Hände nach höfiſcher Kirchenetiquette zierlich zum Gebete aneinander geneigt. Sie tritt kühn hervor, doch weichen ihre Augen ein wenig ſeitwärts, eines guten Empfanges bei ihrer Aufwartung nicht ganz gewiß.

Ihr Gemahl, Alphons I., Herzog von Ferrara, hat ſich ſcheu hinter ſie zurückgezogen. Er iſt ein blonder, großköpfiger, gebildeter, aber ſchwacher Mann. Seine Linke hat er auf den Arm Lucrezia's gelegt, als wolle er ſie halten, oder als hätte ſie ihm vorher zugeflüſtert: „Halte dich nur an mich, ich will es ſchon abmachen!“

Zwiſchen Lucrezia und der heiligen Gruppe blickt ihr kleiner Sohn, der ſeinem Vater unter dem Namen Herkules II. in der Regierung folgte, zum Jeſusknaben, wie fürbittend, herüber. Auch er hat die Fingerſpitzen nach der Kirchenetiquette zum Gebete aneinander geneigt; denn mit ineinander gefalteten Händen betet das gemeine Volk, welches keiner Indulgenz zum Sündigen bedarf.

Das Jeſuskind hat vor der nahenden, unheiligen Familie mit beiden Händen ſein ſcheues Vögelchen auf die abgekehrte Schulter gerettet; mit dem höchſten Unwillen, welchen ein Kindergeſicht ausdrücken kann, blickt es die Heuchler an.

Selbſt Maria, die Immerfürbittende, hat ihre Augen hinweg und in das Buch gewendet, welches ſie mit der Rechten hält und auf dem Schooße liegen hat. Sie wird die Schrift in dieſer Entfernung kaum erkennen, ſie braucht aber doch wenigſtens nicht das ſündhafte Weib anzuſehen.

Dagegen ſtarrt der heilige Joſeph mit dem tiefſten Ingrimme und herzlichſter Verachtung die Herzogin an.

Wie iſt es möglich, kann man fragen, daß der Künſtler ein beſtelltes Portraitbild ſo auffaſſen und darſtellen konnte?

Tizian konnte, wie jeder große Meiſter, in ſeinen beſten Gemälden nur ſeine Gemüthsſtimmung, welche ihm der Gegenſtand einflößte, zur Darſtellung bringen. Dieſe Gemüthsſtimmung zu verſtehen, iſt nicht die Sache Vieler, am Allerwenigſten der im äußerlichen Scheinleben befangenen Menſchen. Alphons wird ihm das Portraitgemälde bezahlt haben, ohne ſich dabei weiter Etwas zu denken; doch wird es weder ihn, noch ſeine Lucrezia bezaubert haben, ohne daß ſie ſich des Grundes davon bewußt geweſen ſein mögen.

Die Verklärung des Fleiſches.

Auf weißem Lager ruht die ſchöne Geſtalt der Venus im Schatten eines rothen Vorhanges. Zu ihren Füßen an der Brüſtung des Altans, mit dem Rücken ihr und uns zugekehrt, ſitzt ein junger Cavalier. Er dient hier in ſeiner Kleidung und mit ſeinem braunen Geſichte und häßlichen Profil nur zum Gegenſatze der unbekleideten Schönheit. Aus der Gegenwart dieſes bekleideten, jungen Cavaliers will man beweiſen, daß hier nicht an eine Venus, ſondern nur an ein Portrait zu denken ſei. Man vergißt aber dabei, daß dem Meiſter es nur darauf ankommen konnte, durch den Contraſt die Schönheit der unverhüllten Glieder noch ſiegender hervorzuheben. Das Ideal weiblicher Schönheit war ſelbſt noch im Mittelalter die im Venusberge hauſende Frau Venus, vor welcher der Tannhäuſer immerhin die Zither ſpielen konnte, wie auf dieſem Bilde.

Tizian hat durch die Gegenwart des Zitherſpielers noch eine feinere Wirkung hervorgebracht, ſelbſt wenn er ſie nicht beabſichtigt hätte. Man ſieht die unverhüllte Schönheit des Weibes nicht ohne einen Zeugen. Dieſer aber muß ihr den Rücken zukehren und ſich mit dem Lautenſpiel beſchäftigen; er muß nach Noten muſiciren. Dadurch wird die Stimmung, mit welcher man die höchſte, ſinnliche Schönheit betrachtet, von der Begierde gereinigt, welche in der Heimlichkeit ſich entzündet. — Es iſt Mittag, und die Sonne glüht heiß. Die Berge der Landſchaft, auf welche wir aus dem Bilde hinausblicken, glühen in der Sonne, und die Bäume und Büſche werfen tief dunkele Schatten. Es führt ein Weg in die Ferne hinaus. Hier und da ruht oder ſchläft ein Wanderer am Wege unter einem Baume. Die Natur iſt träumend in ſich ſelbſt aufgelöſt. Dieſer höchſte Moment ſinnlichen Lebens im ſüßen Selbſtgenügen erſcheint uns in der Ruhe der unverhüllten Schönheit der Venus auf dem Lager, in welcher jede Diſſonanz in Harmonie aufgelöſt iſt. Hier hat die Schönheit des menſchlichen Leibes, wie eine Blume, nur ſich ſelbſt zur Bedeutung. Hier iſt Nichts mehr, was über das irdiſche Leben hinausgeht, hier iſt die höchſte Blüthe des modernen Heidenthums erſchloſſen. Dieſer muſikaliſche Eindruck, welchen das Gemälde machen ſoll, wird noch beſtimmter durch die Laute und die Flöte, welche hier im Duett klangen, uns nahe gebracht; denn Frau Venus hat, wie wir ſehen, mit der Flötenpfeiſe das Spiel der Laute begleitet. Wir ſehen hier den Augenblick feſtgehalten, wo ſie, von der Muſik überwältigt, auf das Lager zurückgeſunken iſt, auf den linken Arm geſtützt, ſo daß der Ellbogen in das Kiſſen gedrückt iſt und die reizende Hand mit der Flötenpfeiſe zwiſchen dem zweiten und dritten Finger nachläſſig und ſanft herabhängt. Ihre verſchwimmenden, ſchwarzen, feuchtglänzenden Augen gehen träumend ſeitwärts empor. Ihre linke Seite ſinkt ſchwer und weich in das Lager, ſo daß ſich in zarten Conturen die rechte Seite unter der Bruſt einzieht, während ſich die Schenkel bei den Knieen aneinanderſchließen und die Hüfte deſto reizender ſich emporhebt. Der rechte Oberarm ruht zurückgehend an dem Altangeſimſe, der Vorderarm geht herüber und lagert ſich längs der ſchönen Hüfte hinunter, mehr und mehr ſich herüberhebend, bis die ſchöngebogene Hand mit den matt auseinander gehenden Fingern über dem ſich vordrängenden Knie hinlagert. Eine Amorette ſteht vor dem rothen Vorhang hinter ihr und hält einen Kranz von Tauſendſchönchen über ihr perlendurchflochtenes Lockenhaar. Der Perlenſchmuck in dem Ohre und um den weichen Hals und die goldenen Spangen um die Handgelenke zeigen uns, wie zwiſchen Weiß und Gelb die roſige Farbe des Lebens glüht.

Wie mit der höchſten Schönheit zugleich der Schmerz über ihre Vergänglichkeit verſchmilzt, ſo ſpricht auch aus dieſer Lebensfülle eine unwiderſtehliche Wehmuth.

Paolo Cagliari von Verona, genannt Paolo Veronese.

geboren um 1528, geſtorben 1588. Hatte Tizian in der neuen Richtung, welche Giorgione der Kunſt gegeben, die ſchöne, helleniſche Sinnlichkeit aus dem venetianiſchen Leben hervorgehoben, ſo ſtellte Paolo Veroneſe es von der Seite des ſchönen Scheins dar. Er iſt der gewaltige Meiſter in der Pracht der Farbe. Die Erſcheinung der Vornehmen in koſtbaren Gewändern bei feſtlichen Aufzügen und bei der Tafel hat er beſonders gern dargeſtellt. Und dennoch ſchleicht auch hier ein wehmüthiger Zug, die Vorahnung des Unterganges aller italieniſchen Herrlichkeit, darüber hin. Die Dresdener Gallerie beſitzt ſeine vorzüglichſten Werke. Er hat hier ein reiches Bilderbuch aufgeſchlagen.

Die Findung Moſis.

So heißt dieſes Gemälde; es ſtellt aber in der That eine wahre oder erdichtete Begebenheit aus der Zeit des Meiſters im Gewande jener bibliſchen dar. Wir müſſen immer wiederholen, daß die bildende Kunſt keinen höheren Zweck hat, als die Darſtellung ihrer Zeit, ſei es in ihrer unmittelbaren Erſcheinung, oder vermittelt durch mythiſche oder geſchichtliche Parallelen. In keiner Kunſtepoche verfuhren die Künſtler in der letzten Beziehung naiver, als zur Zeit der Blüthe der italieniſchen Malerei unter Giorgione, Tizian und Paolo Veroneſe. Hier ſehen wir eine fürſtliche Jungfrau jener Zeit bei einer Spazierfahrt an der Etſch unſern Verona einen ausgeſetzten Knaben finden.

Es iſt Morgen, die Sonne eben aufgegangen. Die Prinzeſſin war ſpazieren gefahren, begleitet von ihren Frauen, Dienern und Wachen. Wie ſie aus dem Kaſtanienwäldchen herausfährt, hört ſie ein Kind am Ufer wimmern. Sie läßt halten und ſteigt aus. Die beiden Hellebardiere ſind an das Ufer geeilt, unten hält eine Dienerin mit einem der Hellebardiere den Korb, aus welchem bereits der Knabe genommen iſt und der Prinzeſſin gezeigt wird.

Höher auf dem Ufer, an einen Baum gelehnt, ſteht der zweite Hellebardier, welcher ſeinen Weberbaum-Spieß keck auf die Erde geſtemmt hat. Er hat das Geſicht weggewendet, faſt, wie es ſcheint, um die Frau nicht zu ſehen, welche das Kind ausgeſetzt hat und im Hintergrunde in weißem Gewande vorübereilt. Ein Geſellſchaftsfräulein, das jüngſte und friſcheſte, hat bereits den Knaben auf den Armen, während es auf ein Knie niedergeſunken iſt, und hält ihn der Prinzeſſin entgegen. Die alte Amme der Prinzeſſin hat das Tuch auseinandergeſchlagen, in welches er gehüllt war, ſie hält es ſo, daß der Knabe nicht von der rauhen Morgenluft berührt wird; alte Frauen verſtehen, Kinder zu behandeln. Hinter der Alten ſtehen zwei andere Hoffräulein; das nächſte, im rothen Gewande, blickt verſchämt hinweg, das zweite, gleich hinter der Prinzeſſin, neugierig auf den friſchen Buben.

Wie fürſtlich ſteht die Prinzeſſin hier! Sie iſt eine hohe, ſtolze, lombardiſche Blondine mit der Krone auf den weichen Haarflechten, die linke Hand in die Taille gelegt, welche durch den Bauſch des aufgeſchürzten, prächtigen Gewandes mit eingewirkten, großen Blumen noch mehr hervorgehoben wird, den rechten Arm um den Nacken eines Fräuleins gelegt, welches in höfiſcher Gewohnheit ſich unter ihr beugt, um es ihr bequem zu machen, und dabei auf den Knaben deutet. Ein phantaſtiſch geputzter Mohrenzwerg, ein kleiner Mephiſtophiles mit rother Mütze und Hahnenfeder, ſteht zwiſchen zwei aneinander gefeſſelten Windſpielen. Dahinter trägt eine Mohrin das Schoßhündchen. Beide gebrauchte der Maler, um durch den Gegenſatz, welchen ſie in ihrer häßlichen Erſcheinung zu der ſchönen, ſchlanken Fürſtin darſtellen, dieſe noch mehr hervorzuheben. Die Fürſtin ſcheint das Abſonderliche und die Hunde zu lieben, wie es häufig bei vornehmen, kinderloſen Frauen der Fall iſt. Mit dem Knaben iſt ihr geholfen. Sie ſchlägt die Augen faſt ſchwermüthig nieder. Ein ſchmerzlicher Zug ſpielt um ihren ſchönen, ſtolzen Mund. Sollte dieſer Knabe und die Geſchichte ſeiner Ausſetzung zu ihr in beſonderem Bezuge ſtehen? Wir wiſſen es nicht; doch wird ſie den Knaben wie ihr eigenes Kind lieben.

Die Anbetung der heiligen drei Könige aus dem Morgenlande.

Wir ſehen hier die gewaltige Pracht des venetianiſchen Welthandels in königlichen Aufzügen herangeführt. Aus dieſem mächtigen Bilde iſt jede Spur des chriſtlichen Geiſtes entwichen; dafür wird uns die Poeſie fremder Welttheile, wie in Freiligrath's Gedichten, vorgezaubert. Wir müſſen das Bild ganz weltlich, wie es iſt, nehmen und erklären. Die Scene iſt vor einen Palaſt verlegt, bei welchem der Stall mit der Krippe und dem Ochſen und Eſel ſymboliſch angedeutet iſt. Es ſtellt einen Aufzug kaiſerlicher und königlicher Hoheiten vor, welche aus der Levante, aus

Indien und Afrika hierhergekommen ſind, um mit ſchönen Worten und Geſchenken der hohen Dogenfamilie zur Geburt eines Sohnes Glück zu wünſchen. Solche Pracht läßt ſich nicht beſchreiben; man muß die Herrlichkeit vor dem Dogenpalaſte mit anſehen. Dort knieet ein alter, griechiſcher Fürſt huldigend vor der Dogareſſa und küßt den Fuß ihres Erſtgeborenen. Wie königlich wallt von ſeinen Schultern das ſammetne, mit großen, ſchwarzen und weißen Blumen gemuſterte, mit Hermelin gefütterte, reiche Gewand und daran die prächtige, von dem Pagen in blauer Uniform getragene Schleppe! Hinter ihm hält ein zweiter Page in gleicher Livree die Krone. — Iſt das dort nicht der König von Cypern, der würdige, ernſte Herr in ſchwerſeidenem, rothem Dammaſtgewande, mit dem ſilbernen Trinkkruge, welcher vielleicht mit dem feinen Weine ſeiner Inſel oder mit Dukaten gefüllt iſt? Dort kommt der Kaiſer von Marokko in grün- und roth-geſtreiftem, phantaſtiſchem Gewande und mit mohriſchem Turban. Wie ſchwarz er ausſieht! Er trägt ein Goldgefäß; gewiß iſt es mit Diamanten und Rubinen gefüllt! Und wie märchenhaft ſeltſam, wie reich ſein Gefolge, und die Pferde, die Hunde und die oben neugierig herunterguckenden Kameelgeſichter!

Paolo hat ſeine goldene und ſammetne Zeit in dieſem Gemälde und mit ihm die Pracht und den Ruhm ſeines Vaterlandes verewigt.

Das Weinwunder auf der Hochzeit zu Kanaan.

In frommen Familien auf dem Lande hört man vor der Mahlzeit ein Tiſchgebet, welches den Heiland zu Gaſte einladet, mit der Bitte, das zu ſegnen, was er beſcheert hat. Es darf daher nicht befremden, wenn er auch hier, wie einſt bei der Hochzeit zu Kanaan, der Einladung Gehör gegeben und mit ſeiner Mutter bei dem Hochzeitsfeſte einer venetianiſchen Familie erſchienen iſt und die Tafel mit der Fülle des herzerfreuenden Weines geſegnet hat. Haben wir bereits die Geſtalten und Geſichter der Gönner und Freunde unſeres Malers in ſeinen andern Bildern geſehen, ſo befinden wir uns auch hier nur unter guten, alten Bekannten. Es thut unſern Augen und Herzen wohl, einmal kerngeſunde, thatkräftige Menſchen, frei von den Sorgen einer kleinen Zeit, in feſtlicher Stimmung bei dem Nachtiſche, erhöht durch den Genuß vortrefflicher Weine, ruhig zu betrachten.

Wir dürfen uns vorſtellen, daß ein Attaché des byzantiniſchen Geſandten, welchen wir im Aufzuge der Könige aus dem Morgenlande im vorigen Bilde geſehen, ſein Abſteigequartier „alla mezza luna“ unfern des Markusplatzes genommen habe. Gaſtwirthe ſind von jeher mit ſchönen Töchtern geſegnet geweſen, und das Töchterlein des Signore Pancrazio hat das Herz und nun auch die Hand des feurigen Phanarioten gewonnen. Das Hochzeitsfeſt wird in einem offenen Saale gefeiert, welcher den blau und grau gewölkten Sirokkohimmel zum Hintergrunde hat. Braut und Bräutigam ſitzen oben quervor an der Tafel, ihre Geſichter in den Profilen uns zugekehrt. Sie iſt eine klare Blondine, er levantiſch dunkelbraun. Eine ernſte, ſtaatspolizeilich erlaubte Heiterkeit belebt die Geſellſchaft. Es iſt der Augenblick, wo der Wein ſeine Wunder, wenn auch in den Grenzen des Anſtandes, thut. Der dem Wirthe gegenüberſitzende Heiland giebt zum Deſſert ſein Hochzeitsgeſchenk in einer Fülle des ausgeſuchteſten Weines. Das Hotel, in welchem die Scene vor ſich geht, iſt zu prächtig in den marmornen Säulen und Treppen, es ſpringen viel zu viel Kellner auf und zu, als daß zum Hochzeitsfeſte der Wein im Keller für die Tafel gefehlt haben ſollte. Strauß und Bruno Bauer könnten aus einem ſolchen Widerſpruche das ganze Wunder anfechten, wollte man ſich nicht mit Bretſchneider helfen und annehmen, daß es nur an „Lacrymae Christi“ bei dem Deſſert gefehlt habe. Hier iſt dieſer Wein, welcher das Feuer des Veſuv's mit der Gluth der Sonne und ſo Himmel und Hölle vermählt hat. Hier iſt die Hochzeitsgabe des armen Propheten von Nazareth! Sie iſt da in Menge, wie Waſſer, als wäre in dieſem Hotel nicht zum erſten Male das Waſſer zu Wein geworden.

Aber darf auch in einem Polizeiſtaate, wie Venedig, ein Wunder geſchehen? Das Unglück will es, daß der Wirth aus beſonderer Rückſicht den Ober-Mauth-Director zur Hochzeit eingeladen hat. Da ſteht der Douanenteufel in ſchwefelgelbem, rothgeſtreiftem Gewande, die Rockſchöße in den Leibgürtel geſteckt, in Vorahnung der modernen Frackzeit, die linke Hand mit der Kelchſchaale voll unveracciſirten Weines ausſtreckend und mit verteufeltem Geſicht das corpus delicti anſtierend; er wälzt noch im Munde die Weinprobe und das verhängnißvolle Wort: „Contrebande!“ während ſich ſeine Rechte gierig über der Magengegend krümmt. Der Hochzeitsvater blickt ſich in tödtlicher Verlegenheit um, dem Brautpaar iſt jedes Lächeln aus dem Geſichte entwichen, ſelbſt Chriſti Mutter faltet die Hände; zwiſchen ihrem Geſichte und dem des Bräutigams ſchiebt ſich das Profil eines Senators hinein, welcher zwei Finger in der Hand eingeſchlagen hat und drei ausſtreckt mit der

Frage: „Es wird doch in Ordnung ſein?“ Nur um Chriſti Mund ſchwebt ein Lächeln.

Nirgends wird von der Tafel getrunken, ſo weit der ſchreckliche Blick des Zöllners ſchweift; nur dahinten in der Ecke trinken aus einem flachen Teller die wandernden Künſtler und Spaßmacher bei der Hochzeit, der Jongleur und der Hanswurſt, und zwiſchen ihnen zugleich die Sängerin, welche eine große Schüſſel als Schirm vorhält; ebenſo heimlich läßt ſich hinter dem Stuhle der Braut ein luſtiges Mädchen einen Trunk einſchenken. Hinter dem Mauthdirector geht es deſto luſtiger zu. Abgekehrt von ihm, trinkt ſtehend der idealſte Weintrinker in Venedig. Er hat ein geniales, ſcharfgeſchnittenes Geſicht; er iſt ein Dichter oder Künſtler. Er iſt mager und feurig, ſein Naturell iſt mit dem des Weines verwandt. Zwiſchen den beiden Verwandten herrſcht eine Sympathie des Blutes, Einer ſehnt ſich zum Anderen. Während ſeine Lippen die ſüße Fluth aus dem Glaſe einziehen, ſchlürft mit abſolutem Bewußtſein ſeine feine Naſe den in der Fluth ſchwebenden Geiſt Gottes in ſich. Der ſitzende alte Herr unter ihm, an deſſen Schulter er ſich beim Trinken anhält, hat inbrünſtig den großen Weinkrug vor ſich umklammert, ſich den Bart ſtreichend; der Alte ihm gegenüber läßt ſich von einem Marqueur einſchenken; nur der arme Mohr, der Mohammedaner, wirft ſeine Augen zum grauſamen Propheten empor, der den Wein ſeinen Gläubigen verſagt hat. Zwei Diener treten eben mit dem vorderen Ende einer Trage in den Saal: es kommt des Segens neue, unendliche Fülle, voran geht der weitausſchreitende Oberkellner, welcher auf einem Teller Deckel für die Weinſchaalen bringt; denn die Freude ſoll lange dauern und der Wein nicht verduften.

Rubens.

Wenn in der italieniſchen Kunſt der ſtrenge, altchriſtliche Geiſt noch dann und wann, wie im ſchmerzlichen Krampfe, emporzuckte, ſo war es doch nur im Prozeſſe der Auflöſung. Wir ſtanden bei der Krippe in der heiligen Nacht des Allegri und ſahen ſchon dort die Feier eines neuen, weltbezwingenden Principes — die Verherrlichung der Natur in Mutter und Kind, indem hinter dem Schleier des Marienmythus die wiedergeborene Naturſeele uns anblickte. Mit ihr war die Naturwiſſenſchaft, die Naturpoeſie und die Landſchaftsmalerei erwacht. Wir finden hier die Keime der neuen, durch das Chriſtenthum verklärten, Naturreligion. Schon hatte der große Aſtronom Kopernikus die Sturmleiter gegen den mythiſchen Himmel angelegt, auf welcher Keppler, der größte, deutſche Denker, emporkletterte und den tranſcendentalen Himmel zerſchmetterte mit dem Beweiſe, daß die Erde nicht der Mittelpunkt des Weltalls, ſondern nur ein Tropfen im Sternenmeere ſei. Die Keppler'ſchen Weltgeſetze raubten uns Himmel und Hölle, und Sonne und Mond waren nicht mehr zwei große Lichter, welche Engel in der Hand hielten, um in die Krippe des menſchgewordenen Gottes herunter zu leuchten.

Soweit Keppler die realiſtiſche Seite der Natur auf mathematiſche Geſetze begründet hat, iſt er von ſeinen Nachfolgern begriffen und ergänzt worden, wo aber ſein Genius in die dunkle, unermeſſene Ferne und in das Auge Gottes blickt, da ſteht er noch einſam. Freilich deutet er hier mehr an, als er auszuſprechen vermag. Wenn aber in der Wiſſenſchaft die rechte Zeit gekommen iſt, wird auch der Verſtand mit den feinen Werkzeugen der Hegel'ſchen Logik aus dem Chaos der Träume und Anſchauungen eines Novalis die neue Welt an das Tageslicht emporheben. Man wird begreifen, daß die Natur die divina comoedia des Weltgeiſtes iſt, welche freilich auch in ihrer äußern Form ſich nach phyſiſchen und mathematiſchen Geſetzen berechnen läßt. Vor dieſen Ahnungen und Anſchauungen zerbrach das Mittelalter in Trümmer. Wir dürfen uns nicht ſcheuen, in das Chaos, aus welchem ſich die neue Zeit herausbildet, muthig hinabzuſteigen.

Die Hellenen bändigten die chaotiſchen Triebe der Natur durch den Gedanken an die maßgebende Gottheit, für welche ſie keine Geſtalt, nur den Namen „Moiren" hatten; die Römer hielten ſie in Zucht durch das äußerliche, bürgerliche Geſetz: „Verletze Niemand, gieb Jedem, was ihm gebührt, und lebe anſtändig!" Die alte, chriſt-katholiſche Kirche trat ſie dagegen mit Füßen.

Wie die gemißhandelte Naturſeele ſich mit der griechiſchen Philoſophie und Poeſie dagegen verſchwor, wie eine glatte, fürchterliche Schlange den Laokoon des alten Prieſterthumes umſchlang, bis dieſer entſetzt in der Reformation Bilder und Altäre zerſchlug und ſich auf Zeit davon befreite, davon ſpricht ausführlich die Geſchichte des 15. und 16. Jahrhunderts. Der wiedererwachte Geiſt der Natur zerſprengte zuerſt die Bande der feudalen, römiſch-deutſchen Weltherrſchaft. Jede Nation beſann ſich auf ſich ſelbſt. Er drängte in unternehmenden Männern die Ahnung von der zweiten Welthälfte zur Entdeckung. Zugleich entkoppelte er die Leidenſchaften aller Art und hetzte ſie gegeneinander. Dabei kümmerte es ihn nicht, ob ſie unter dem Panier der

Reformation oder den Fahnen der jeſuitiſchen Gewalthaber gegeneinander losgingen. Es war ihm Alles eins, galt es doch nur, freilich wie immer, Kräfte zu entwickeln und im Kampfe zum Bewußtſein zu bringen. Es war ihm hier Alles eins, wenn es nur uneins war. Die proteſtantiſchen Fürſten riſſen ebenſo gut oder übel, wie die katholiſchen, die prieſterliche Gewalt an ſich. Dort gab die Bibel, hier der Papſt den Namen her. Zu jener Zeit wollte eben Niemand mehr gehorchen, aber herrſchen mit allen zügelloſen, unbändigen Leidenſchaften. Herrſcher und Völker wurden dadurch von ſelbſt aufeinander getrieben. Dieſes Verhängniß ſteigerte ſich zwiſchen den Niederländern und Philipp II. zur Kataſtrophe. Dieſes Drama fand ſeinen ſymboliſirenden Spiegel in

Paul Rubens.

Er war mitten in dem heißeſten Kampfe der Niederländer mit Spanien zu Köln am 2. Juni 1577 geboren, wohin ſich ſeine Aeltern aus Antwerpen geflüchtet hatten. Als der Herzog von Parma Antwerpen der ſpaniſchen Herrſchaft wieder unterworfen hatte, kehrte ſein Vater dorthin und zu ſeinem Rathsherrnamt, das er vorher bekleidet hatte, zurück. Der junge, ſchöne Paul wurde zuerſt Page der Gräfin Halain, nach des Vaters Tode aber Maler. Empfohlen von Erzherzog Albert von Oeſterreich, kam er an den Hof des Herzogs von Mantua, des Vicenzo Gonzaga. So fand er Gelegenheit, in Italien, beſonders in Venedig, wo er ſich oft und lange aufhielt, die früheren Meiſter ſeiner Kunſt, beſonders Tizian und Paul von Verona, zu ſtudiren. Er kehrte nach ſieben Jahren in ſeine Heimath zurück, wo er von ſeinem Gönner, dem Erzherzoge, und von ſeiner Liebe zu Eliſabeth Brants, welche er heirathete, ſich feſſeln ließ, ein ſchönes Haus baute und der Bewunderung und Freundſchaft der Großen ſeiner Zeit ſich erfreute. Er war zu verſchiedenen Malen in Madrid, wo er vom Könige mit Ehrenbezeigungen überhäuft und im Jahre 1629 nach England geſchickt wurde, um über den Frieden zu unterhandeln, welchen er auch zu Stande brachte. Carl I. ſchlug ihn dort zum Ritter. Nach ſeiner Zurückkehr vermochte ihn die Infantin Iſabella, zur diplomatiſchen Verhandlung nach Holland zu gehen. In der Zwiſchenzeit verheirathete er ſich nach dem Tode ſeiner erſten Frau mit der ſchönen Helena Formann, welche er oft in ſeinen Gemälden verherrlicht hat. Aber alles dieſes Glück an den Höfen und bei den Frauen bewahrte ihn nicht vor dem Podagra, welches nach langen Peinigungen ihm am 30. Mai 1640 den Tod brachte. Er wurde fürſtlich in Antwerpen in der Kirche von St. Jakob beſtattet.

Die Kunſt, von keinem chriſtlichen Geſammtgeiſte mehr erfüllt, wurde dem Belieben des genialen Künſtlers dienſtbar, keinem mehr, als Rubens, welcher ſich die venetianiſchen Formen zu eigen machte und die Katarakte ſeiner Zeit, wie glühendes Erz, hineinbrauſen ließ.

Blutheißes Leben in höchſtgeſteigerter Leidenſchaft, wo jede Muskel im Uebermuthe und Kampfe des Lebens ihre Kraft fühlt und jede Nerve wild erregt aufzuckt, das iſt der Charakter ſeiner Kunſt. Guido Reni rief, als er ein Gemälde von Rubens ſah: „Er miſcht Blut unter ſeine Farben!" — Er iſt der Shakeſpeare unter den Malern. Beide werden ſelten verſtanden, noch weniger geliebt in matter Zeit, wo der Theekeſſel die Wallungen des Blutes beſorgt.

Ein Kunſtliebhaber thut aber immer gut, ſich wenigſtens ſo anzuſtellen, als verſtehe und liebe er Beide, doch kann er an dem Einen den Schwulſt der Rede und bei dem Anderen den Mißbrauch convexer Linien bei inkorrekter, übereilter Zeichnung tadeln, ohne ſich bloß zu geben, — Glanz, Lebhaftigkeit und Pracht der Farbe in Beiden bewundern, es verſteht ſich, bei Shakeſpeare vergleichsweiſe. So ſind auch Beide groß in den Contraſten der Compoſition, in der Draperie gewichtig und ſchwer, überall aber geiſtvoll, ſelbſt anmuthig und leicht bis zur Mißhandlung der Mittel zur Darſtellung.

In Rubens' Künſtlergemüthe hat ſich jene große Zeit des Umſturzes und des Kampfes in allen ihren Leidenſchaften zur Darſtellung in der Allegorie und Analogie koncentrirt. Er war darin reich, gelehrt und gewandt. Er iſt ſelbſt da allegoriſch, wo er nicht daran gedacht hat. Er iſt der unübertroffene Meiſter der hiſtoriſch-politiſchen Malerei, von welcher freilich unſere Kunſtkenner noch Nichts träumen, obſchon in einer verwandten Kunſt, in der dramatiſchen, daſſelbe Streben, das Volk zu erfreuen, beginnt.

Dresden beſitzt von den Werken Rubens' eine hinlängliche Anzahl, um ihn daraus kennen zu lernen. Der Grundzug jener Zeit war eben vollſaftiges Leben, geſteigert bis zum Frevelmuthe, ſo taumelt es auch hier in einem Gemälde des Meiſters einher als

trunkener Herkules,

welcher von einem Faun und Bacchanten geführt wird. Welche gewaltige Sinnlichkeit in dieſen wein- und blut-glühenden Körperformen! — Welche heidniſche Luſt in jeder Bewegung und Beugung dieſer Leiber! — Dort erſcheinen in der Fülle des flämiſchen Fleiſches die drei Göttinnen vor

Paris mit dem goldenen Apfel,

hier in der

Weinleſe

iſt Alles Genuß im Trinken, Saugen und Säugen; zunächſt tränkt die weintraubenſaugende Tigerin ihre drei nackten Kleinen, dahinter ein alter Satyr mit Trauben und Traubenſaft ſeine Jungen; — Alles iſt Luſt und Leben, aber hier im

Liebesgarten

mit Amoretten-Neckerei anmuthig gemildert.

Es iſt das ſchalkhaft heiterſte Bild eines üppigen, vornehm prächtigen Daſeins. Man geht auf breiten Stufen herunter in einen Garten, an der Seite gießt ein Springbrunnen ſeinen Strahl herunter, weiter hinten ſtreift der Blick an Roſen- und Orangengebüſch in die feuchten Dämmerungen einer geheimnißvollen Höhle, in welche man jedoch nur durch das herkömmliche, ſchwerfällige Rococco - Portal von der offenen Gartenſeite her eingehen kann. Vor dem Portale liegt der Vorhof des Eheſtandes, die Liebſchaft. Da ſtehen, ſitzen und liegen in den anmuthigſten Gruppen durcheinander die fleiſchblühenden Jungfrauen und Frauen der Niederlande. Wir ſehen zwei Abtheilungen, die erſtere bei dem Eingange in den Garten, die andere vor dem Portale zum Eheſtande.

Der erſteren Abtheilung iſt, wie wir merken, von den umherſchwärmenden Amoretten der Krieg erklärt. Je näher ein ſchönes Kind dem Eingange der Höhle des Eheſtandes ſitzt, deſto gefährdeter iſt es. Schon ſchwebt hinter dem

Stuhle der ſchönen Roſamunde ein Amorette und flüſtert ihr ſüßgiftige Schmeichelwörtchen in das Ohr. Sie hat die Hände nachdenkend in den Schooß gelegt und das Geſicht lächelnd herumgedreht, der Amorette hält hinter ſeinem Rücken den Pfeil bereit, ihn ihr in das Herz zu ſtoßen. „Hüte dich, ſchönes Fräulein!“ Zu ihren Füßen ſitzt voll ſchmachtender Liebesfülle Fräulein Ulrike in gelbſeidenem Untergewande und blauem Ueberkleide, ein ſchwarzes, kokettes Hütchen mit feuerrothen Federn auf dem Kopfe, ihren Arm auf Roſamundens Schooß gelegt. Ihr Amorette hat ſich flämiſch auf ihren Schooß gelagert und ſeine diebiſchen Hände unter ihr Uebergewand verborgen. Er macht es ſich ſehr bequem und benimmt ſich unanſtändig gegen die Generaliſſima der ſpröden Damen, gegen die himmelblaue, blonde Adelheid, welche mit einem Grashalmenbündelchen den Amoretten von ſeinem weichen Lager aufſcheuchen will. Sollte er beſtraft werden, wer hält den Flüchtling? Hinter Ulriken ſitzt die gar zu wohlbeleibte, aber äußerſt empfindſame Amalia, auf ihrem Arme das Lieblingshündchen. Sie iſt muſikaliſch. Ihr Amorette ſchwebt neben ihrem Schooßhündchen und begleitet mit Geſang aus einem großen Notenbuche das Zitherſpiel ihres Anbeters, welcher ihr ein Ständchen bringt:

„Liebchen, ich komm' mit der Zither,
Bringe dir ein Ständchen hier,
Ach! in Sturm und Ungewitter
Stürmt noch mehr mein Herz zu dir!“

Schmachtend neigt ſich ihr Kopf, die Augen gehen ihr darin herum, und ihr Buſen wogt der Unendlichkeit entgegen. Laſſen wir ihren Amor walten und wenden wir uns wieder zur Generaliſſima der Spröden. Ihre Nachbarin links iſt Kunigunde, geborene von Tröſtemann. Sie iſt eine heimlich glühende Kohle in rothem Unterkleide und dunkelſchwarzem Obergewande. Dieſe Feſtung iſt ſchwach vertheidigt; Amor giebt ſich auch keine Mühe mit ihr, er hat ſie einem jungen Cavalier überlaſſen, welcher ſich gelagert und dabei den Battiſt-bauſchenden Arm der von Tröſtemann gefaßt hat mit der Einladung, an ſeiner Seite Platz zu nehmen. Ob ſie nachgeben wird? Da ſie mit der Rechten das Oberkleid hinten in die Höhe hält, um den Sammt bei dem Sitzen nicht zu drücken, ſo hoffen wir für den kühnen Werber. — Was hat die ſpröde Adelheid hier nicht Alles zu überwachen! Eben tritt ein anderer, ſchöner, roſiger Cavalier, vielleicht der galante Antoni van Dyk, einen breitkrämpigen Federhut auf den dunkelblonden Locken, in weißem, mit goldenen Knöpfen beſetztem Leibrocke, nachläſſig den rothen Mantel — in der Farbe der brennenden Liebe — umgeworfen, die Stufen zum Garten herunter. Wie cavaliermäßig ruht die behandſchuhte Hand auf dem Griffe des Degens, ſo daß er, wie ein Spieß, mit der Spitze gen Himmel zeigt! Wie ſauber ſitzen ihm die eleganten, elaſtiſch über die Kniee hinaufgezogenen Reitſtiefel! Wie abſonderlich laſſen ſich dazu die rothen Unausſprechlichen! Alle dieſe Kleinigkeiten machen ihn zu dem, was er iſt — zu einem gefährlichen, ſchönen Mann, in ſeiner Erſcheinung gehoben durch den Feuerblick ſeines zuverſichtlichen Auges, eine kühne Adlernaſe und ſieggewohnte Lippen. Wie zierlich führt er die blonde Unſchuld im weiß-atlaſſenen Kleide, das liebliche Käthchen, in den Liebesgarten herein! Aber kaum nimmt die böſe Adelheid den Feind gewahr, ſo hat ſie auch ſchon mit ihrer Linken zurückgelangt, um das holde Käthchen an ſich und von dem gefährlichen Antoni rettend abzuziehen. Sie hat in gleicher Weiſe heute ſchon wenigſtens eine Seele, die dahinter ſtehende Brigitte mit ihrem Sturmhütchen, gerettet.

Wollte Rubens ſeinen Antoni in dieſem jungen Cavalier darſtellen, ſo iſt er in der Scene, welche er neben ihm her und zu ſeinen Füßen ſpielen läßt, zu boshaft.

Ob hier das Heer der Amoretten oder die Sprödigkeit ſiegen wird, ſoll nicht ungewiß bleiben.

Für Antoni iſt uns nicht bange. Der Pfau, der prächtige Vogel des Stolzes, trinkt oben aus der Fontaine der Liebesgöttin, welche den Delphin über den Kopf hält und aus ſeinem Rachen die unendliche Liebesfluth herunterbrauſen läßt. Ueber Antoni und Käthchen plätſchern ihre Amoretten in der Schale und fangen die Waſſerſtrahlen durſtig mit den Händen auf.

Hinter dem Waſſerſchwalle fliegt aber der grimmigſte Amorette mit der Brandfackel in der Hand, zu Adelheid hinuntergerichtet, einher, um dieſes Herz in Brand zu ſtecken. Die Arme! Wie wird ſie ihre Sprödigkeit büßen müſſen! Ueber dieſer Abtheilung ſchwebt außerdem ein Amorette, welcher auf Gerathewohl Pfeile verſchießt, ein Zweiter guckt aus dem Roſenſtrauch vor der Grotte heraus und legt die Finger zum Zeichen des Schweigens auf die Lippen, ein Dritter bläſt in eine Roſe, welche mit dem Aufblühen zaudert.

Die zweite Abtheilung, nahe am Eingange zur kühlen Eheſtqndsgrotte, beſteht aus zwei verlobten Pärchen. Das Eine iſt in das Gras und ſelig in ſich ſelbſt zuſammengeſunken, ein zweites Pärchen, Rubens mit ſeiner ſchönen Helene, beſchließt die Gruppe. Sie kehrt den Rücken und in einer Kopfwendung das Geſicht im Profil, Rubens das volle Geſicht uns zu. Der Amor mit Nachtfalterflügeln drängt ſie zum Niederlagern.

Hier haben wir eine Scene aus den übermüthigen Tagen des Reichthums und der Ueppigkeit, ehe noch der zweiſchneidige Fanatismus das Haus des Jubels mit Entſetzen füllte. Mitten im Umſturze der alten Götterwelt hat Rubens das unwiederbringlich Verlorene in ſchönem Farbenſcheine verewigt. Wir wollen ihm gern den Uebermuth darin verzeihen, da wir ihn doch nie beſitzen werden. —

Am Glücklichſten iſt Rubens jedoch, wo er heftige Leidenſchaften gegen einander gehen laſſen kann, und die aufgeregten Kräfte ſeiner Zeit ſich ihm und durch ſeine Werke uns darſtellen im Jagdkampfe mit reißenden Thieren. In ſeinem ariſtokratiſchen Künſtlergemüthe geſtaltete ſich wohl von ſelbſt der Mordkampf der Parteien in den Niederlanden zu einer todesgefährlichen Jagd zwiſchen der Ariſtokratie der Menſchen und der Demokratie der freien, wilden Thiere. Einen ſolchen Kampf ſehen wir in der

Löwenjagd.

Es iſt ein ſchreckvoll bewegtes Leben im Augenblicke, wo der grimmigſte Löwe über das Kreuz des ſich entſetzt bäumenden Schimmels in einem Satze geſprungen, ſein Gebiß in die Schulter des Sheiks, die linke Pranke in ſein Herz, die rechte in die Stirne hautabſtreifend geſchlagen hat. So eine losgelaſſene Kraft iſt eine gefährliche Katze, wohl mag Philipp II. der Kopf davon wehgethan haben. Zwei Jagdgenoſſen ſind auf ihren Pferden hauend und ſtechend zur Hülfe herangeſprengt. Die Löwin unten, mit dem gräßlichen Wuthausblick hinter dem erſtochenen Tiger, rettet ihr

Jüngſtes, während ihr junger Löwenſohn in der anderen Ecke ſeine erſte Heldenthat vollbracht und einen Jäger zu Boden geworfen hat und noch mordfreudiger zum ungeſchickt herunterſtechenden Reiter emporbrüllt. Das iſt ein Entſetzen unter den Reitern, Pferden und Hunden! Sie werden an dieſe Jagd gedenken.

Dieſes große Gemälde iſt in ſeiner Werkſtatt nach ſeinem Carton von ſeinen Schülern ausgeführt.

Das Gegenbild iſt die

Eberjagd.

Die Scene iſt vor einer Schlucht in einem Eichenwalde, welche von einem ſturmentwurzelten und von einer Seite auf die andere hinübergeſtürzten Baume verſperrt iſt. Durch die Gabeln deſſelben geht die Fahrt des Ebers zu ſeinem Lager hindurch. Ein Pfaffe hat ſich mit ſeinen Bauern dort in den Hinterhalt gelegt. In dieſem Augenblicke wird der Eber von zwei Reitern in raſendem Galopp und von einer tollen Meute Hunden herangehetzt. Die Schlacht zwiſchen Jägern, Hunden und Wild hat zwiſchen den knorrigen Aeſten begonnen. Der wüthende Eber hat zahnzerfetzte Hunde rechts und links um ſich geworfen, ein friſcher hängt an ſeinem Ohre, ein anderer beißt ſich auf ſeinem Rücken ein; aus der Waldecke ſprengen von der Seite herbei noch andere Hunde. Das iſt ein muskelkrampfiges Wühlen und Würgen in Moos und Moor! Man kann hier irre werden in dieſem Durcheinander, was Menſch, was Thier iſt! Vorn ſpringt über einen Giebelaſt ein in Muskelkraft krummbeiniger, löwengleicher Hund, weiter zurück über den Stamm ein ihm ähnliches Menſchenthier, beide blutwild. Trotz des

Schweinehirten, welcher den Mordkampf aus dem Horne anbläſt, und trotz aller Zähne, Spieße und Meſſer würde der Eber ſich doch noch ritterlich durchſchlagen, hätte der Teufel nicht den tückiſchen Pfaffen in der Kaputze herbeigeführt, welcher hier argliſtig hinter der Baumgabel die Einfahrt des Ebers verlegt hat und jetzt dem hereinſtürzenden Thiere den Spieß in den Rachen ſtößt.

Merkur und Argus.

Merkur im Flügelhute ſitzt auf einem Felsblocke, unter ſeinem rechten Beine das verborgene Schwert, welches er im Begriffe iſt hervorzuholen, während ſeine Linke die Flöte hält, mit deren ſüßen Tönen er den Argus eingeſchläfert hat. Dieſer ſinkt traumſchwer am Baumſtamme nieder, dahinter ſteht Jo als ſchöne, flamändiſche Kuh, welche ihrer Entzauberung harrt. Wollen wir in dieſem Bilde eine Allegorie, in Merkur den liſtigen Wilhelm von Oranien und in Argus die ſpaniſche Inquiſition ſehen, welche mit tauſend Augen die flämiſche Freiheit bewacht, ſo iſt es uns unverwehrt; denn im Gemüthe des Dichters und Künſtlers ſpiegelt ſich immer ſeine Zeit ab.

Meleager und Atalante.

Meleager hat den kaledoniſchen Eber, welcher zu ſeinen Füßen im Blute liegt, erlegt und ihm den Kopf abgehauen. Er überreicht ihn der ſchönen Atalante; Amor ſteht in der Mitte, den Fuß auf den Rumpf des Thieres geſetzt, hilft er den Eberkopf halten. So wähnte auch Alba mit Egmont's Haupt zugleich auch den Kopf des bemagogiſchen Ebers in den Niederlanden abgehauen zu haben und ihn ſeiner Hispania auf dem Präſentirteller überreichen zu können; aber dort, wie hier, ſchwebte über dem Blute eine rächende Furie.

Quos ego!

Ein gemaltes Gelegenheitsgedicht auf die Ueberfahrt des Cardinals Ferdinand von Oeſterreich von Spanien nach Italien. Das Schiff des Cardinals ſegelt auf dem hohen Meere. Es wurde von Sturm überfallen, aber im rechten Augenblicke iſt Neptun aus der Tiefe emporgebrauſt; er ſteht auf dem Muſchelwagen, das Viergeſpann der Seepferde davor hebt ſich mit den Köpfen und Hälſen aus der Fluth; ſie ſcheinen aus ihr ſelbſt geformt zu ſein und wieder in das Meergrün und Weißſchaumige zu verfließen; denn ſie ſind auch mehr göttliche Kräfte, als Thiere. Zwiſchen ihnen vorn bläſt Triton mit vollen Backen das Muſchelhorn ſturmübertäubend hinaus. Drei wunderſchöne, blondlockige, niederländiſche Nixen drehen das Waſſerrad am Wagen. Neptun ſelbſt, vom rothen Zorngewande umflattert, in triefendem Haupt- und Barthaar, hält in der Rechten den Dreizack krampfhaft, wie zum Stechen ausholend, als wolle er die Ungeſtalten der geflügelten und ſchlangengeſchwänzten Winde, welche ſich erſchreckt nach Oben zu flüchten ſuchen, mit dem Dreizack in ſeinem Zornrufe: „Daß ich Euch!" harpuniren. Ein heller Sonnenblick fährt im Hintergrunde über das Meer, begrüßt mit Freudenſchüſſen vom Schiffe des Cardinals. —

Doch Ferdinand von Oeſterreich war kein Neptun, welcher auch die politiſchen Stürme mit einem: „Quos ego!“ hätte beſchwichtigen können; ſie gingen ihren wogenwälzenden, gallionenzerſchmetternden Lauf.

So glänzend und reich das Leben des Malers war, ſo iſt es in ſeinen Gemälden in Farben feſtgebannt. Dieſe bleiben ewig jung, er nur konnte dem Alter und den Gewiſſensbiſſen des Podagra nicht entrinnen, welches ſich vorgenommen hatte, die ſüßen Scenen im Liebesgarten und die herzerfreuenden Gelage bei dem Becher, welchen die ſchönſte Nymphe kredenzte, ihn bis auf den Tod abbüßen zu laſſen.

Hier knieet

der heilige Hieronymus,

bereuet die Sünden ſeiner Jugend und entdeckt dabei die bequeme Lehre von der Erbſünde, gegen welche der ſchwache Menſch nun einmal aus ſich ſelbſt Nichts vermag. Der Heilige, noch halb verhüllt von weltlich rothem Tuchfaltenwurf, iſt vor dem Bilde des Mittlers am Kreuze auf die Kniee geſunken, vor ihm und dem Crucifixe liegen ein Todtenkopf und das Beichtbuch, hinter ihm der eingeſchlafene Löwe der Leidenſchaft. Hieronymus befreundet ſich mit dem Jenſeits, denn die Lüſte des Dieſſeits haben das ſündenmürbe Fleiſch verlaſſen; er hat Urſache, ſich nach den himmliſchen Freuden zu ſehnen.

Das jüngſte Gericht.

Es iſt die ausgezeichnete Skizze von dem großen, gewaltig wirkſamen Gemälde in München. Dieſe Skizze hat aber den Reiz des erſten Gedankens voraus, welcher faſt unmittelbar genial, nur wie hingehaucht, in farbigem Schimmer auf uns einwirkt.

Der Meiſter iſt hier, wie immer, gewaltig in der Auffaſſung des leidenſchaftlichen Momentes. Wie früher Michel Angelo, ſo ſtellte ſich Rubens den Untergang der altchriſtlichen Zeit in dem jüngſten Gerichte dar.

Hier iſt es das Gericht des aſiatiſchen Chriſtus über das ſchöne, flämiſche Fleiſch, in welchem ſich Rubens ſelbſt leider zu wohl befunden haben mag. Zur Rechten des Richters, wo Maria Fürbitte thut, kommt es, wenn auch ſchwer, doch in Gnaden empor, zur Linken aber, wo der Fanatismus der ebräiſchen Geſetztafeln waltet, wirft es der Buchſtabe des zornigen, eifrigen Gottes in den Abgrund.

Was für ſchöne Frauenleiber, von Erinnerung und Sünden belaſtet, ſind hier verzweiflungsvoll zuſammengeballt, um von rückſichtsloſen Teufeln in die Hölle geſchleppt zu werden; ach! und kaum wird es Rubens auf der anderen Seite gelingen, ſeine ſchöne Helena in das Paradies zu bringen.

Alles iſt hier großartig, lebendig gruppirt, ſchön in der Bewegung. Das Fleiſch iſt ſelbſt in ſeiner Verdammniß noch reizend und entzückend.

Reich an Genie's iſt die Schule des Paul Rubens; das glänzendſte unter ihnen iſt jedoch

Anton van Dyk,

geboren in Antwerpen 1599. Er genoß den erſten Unterricht bei dem Maler Heinrich van Balen, aber gar bald machte ihn die Bewunderung der Werke Rubens zu deſſen Schüler. Bald erkannten ihn alle ſeine Mitſchüler und die Gehülfen des Meiſters als den Erſten unter ihnen an. Als Rubens an einer Kreuzabnahme für die Kirche Unſerer lieben Frauen in Antwerpen malte, ging er eines Tages gegen Sonnenuntergang aus. Als er den Rücken gekehrt hatte, neckten und jagten ſich die Geſellen. Dabei fiel der Maler Diepenbeke an das Bild und löſchte im Vorüberſtreichen aus, was der Meiſter vorher gemalt hatte. Da kamen Alle auf den Rath des Johann van Hoek, ihres Mitſchülers, überein, daß van Dyk aus der Noth helfen müſſe. Van Dyk ging an die Arbeit, welche ihm auch ſo gut gelang, daß Rubens am anderen Tage geäußert haben ſoll: „Dieſe Partie da iſt mir geſtern nicht am Schlechteſten gelungen!“ — Van Dyk's Talent war aber nicht beſtimmt, in der Manier ſeines Meiſters aufzugehen. Er war auserſehen, die Fürſten und Herren, welche in der Tragödie der damaligen Zeit auftraten, zu portraitiren. In ſeinem wahlverwandten Künſtlergemüthe ſpiegelte die große Welt ſeiner Tage ſich mit allen ihren großen und kleinen Eigenſchaften, ihrer blaſirten, überfeinerten Bildung und allen Anſprüchen, welche ſie geerbt hatte, in ſilberklaren Tönen ab. Um dieſer Neigung zum hiſtoriſchen Portrait nachzugehen, verließ er ſeinen Meiſter. Bei ſeinem Abſchiede gab er Rubens drei Gemälde zum Geſchenk. Rubens ſchenkte ihm dafür eins ſeiner beſten und ſchönſten Pferde. — Van Dyk wollte zunächſt nach Italien gehen, aber ſchon im Dorfe Savelthem bei Brüſſel verliebte er ſich in ein Landmädchen. Er verweilte dort und malte auf einem Bilde in der Figur des heiligen Martin zu

Pferde ſich ſelbſt und auf einem zweiten die heilige Familie, worin er ſeine Geliebte und ihre Eltern verherrlichte, für die Dorfkirche. Von dem Ritter Nanni, welcher zufällig durch das Dorf reiſte, ließ er ſich aus ſeiner Träumerei wecken und ſetzte ſeine Reiſe nach Italien fort. In Genua und in Rom fand er Beſtellungen und Gelegenheit zum Portraitiren hoher Perſonen. In Rom fand er das rohe Weſen ſeiner Landsleute unangenehm, er zog ſich von ihnen vornehm zurück und wurde dafür gehaßt und verfolgt. Zurückgekehrt nach Antwerpen, malte er für die Collegialkirche von Courtai. Rubens ſoll ihm in dieſer Zeit ſeine Tochter zur Frau angeboten, van Dyk ſie aber ausgeſchlagen haben, weil er heimlich in ihre ſchönere Mutter verliebt geweſen ſei. Er folgte vielmehr dem Rufe des Prinzen von Oranien, Friedrich von Naſſau, nach dem Haag, wo er viele Fürſten, die Großen des Hofes, viele Geſandte und die reichſten Kaufleute malte. Darauf ging er nach England, nach kurzer Zeit aber, ohne dort Glück gemacht zu haben, zurück nach den Niederlanden, jedoch bald darauf zum zweiten Male nach England, und jetzt war ſein Glück dort reif, welches ihn mit Gold, Ehren und jeglichem Genuß des damaligen vornehmen Lebens überhäufte. Er wurde Günſtling des damaligen Königs Carl I. und der Großen am Hofe. Nun begann er einen fürſtlichen Haushalt. Vormittags kamen die Standesperſonen zu ihm, welche ſich malen laſſen wollten. In einem großen Saale neben dem Atelier wurden bei ausgezeichneter Muſik Erfriſchungen nnd Leckereien herumgegeben. Nachmittags um 4 Uhr ging es zur Tafel, hernach überließ ſich van Dyk den ausgelaſſenſten, raffinirteſten Vergnügungen. Dieſe Zeit ſeines Lebens charakteriſirt ſich hier in der

Danaë.

Auf den ſchwellenden Polſtern nud Kiſſen eines Ruhebettes ruht in horizontaler Lage Danaë, den goldenen Louisd'or-Regen mit ausgebreiteten Armen und offenen Händen auffangend. Sie ſcheint zu wiſſen, wie koſtbar das Fleiſch iſt, welches der ſchöne Antoni malt. Ihre Duenna hat die Decke hinter ihr emporgezogen, damit kein Tropfen vom goldenen Regen verloren gehe. Amor knieet mit einem habſüchtigen, geizigen Wucher- und Ruffian-Geſichte auf dem Lager zu den Füßen der Schönen und unterſucht die Aechtheit der Goldſtücke auf dem Probirſteine.

Es gab eine Zeit, wo dieſe Danaë die Gottheit der franzöſiſchen Mode an unſern Höfen war. Wir geſtehen ihr gern zu, daß ihre Glieder aus Lilien, Roſen und Veilchen gewoben waren, wir vergeſſen aber auch nicht ihre Eulalienaugen und ihre lebenausſaugenden, völkermordenden Vampyrlippen.

Der arme van Dyk litt Schiffbruch an dieſen Klippen und Scheeren. Vergebens ſuchte ihn der Herzog von Buckingham zu retten durch die Hand der ſchönen Maria Ruthven, der Tochter des Mylord Ruthven, Grafen von Goree. Er ſtarb kurz nach ſeiner Verheirathung mit ihr, 42 Jahre alt. Er liegt begraben zu London in St. Paul. So war es ihm vergönnt, von hinnen zu ſcheiden, ehe die prächtige, große Welt in England, deren künſtleriſche Seele er war, vor der rohen Hand des Puritaners zuſammenſtürzte und das Haupt ſeines königlichen Freundes auf dem Schaffote fiel.

Portrait Carl's I., Königs von England.

Eine tiefe Wehmuth beſchleicht unſer Herz, blicken wir in dies königliche Geſicht. Van Dyk hat es verſtanden, das

Stuartſchickſal hineinzuſchreiben. Dieſer Stuart war der letzte ritterliche, ſelbſtherrliche König auf dem Throne Englands. Mit ſeinem Haupte fiel die Krone der romantiſchen Poeſie von der Stirne Britannia's. Carl I. war der Held des großen Trauerſpiels, welches dort der Dämon der engliſchen Geſchichte im Geiſte Shakeſpeare's ſo grauſam gedichtet, ſo blutig in Scene geſetzt hat. Dieſer dämoniſche Poet hatte ſeinem Vorgänger William die feinſten Handgriffe in der Anlage und Ausführung des Drama's abgeſehen. Zuerſt drängte er die ſtumpfen Gegenſätze, in welchen ſich das gemeine Leben bewegt, in zwei Extreme heraus, in die Parteien des Royalismus und der puritaniſchen Demokratie, ließ ſie in den äußerſten Spitzen in zwei einander entgegengeſetzten Perſonen, in Carl Stuart und Cromwell, ſich empören und ſtellte ſie auf Leben und Tod einander gegenüber. Der unglückliche König hatte die ſchwierigere Rolle zu übernehmen. Cromwell hatte für ſich die Kraft einer großen Zeitidee, Carl nur die eigene Perſönlichkeit, — Cromwell die Energie der Bornirtheit, welche zu jeder großen, politiſchen Rolle gehört, er nur die höfiſch verſchliffene Bildung der alten Zeit, — Cromwell die zermalmende Pferdekraft des religiös-politiſchen Fanatismus, er nur den beliebigen Eigenſinn; — Cromwell die Beharrlichkeit, er den ſchwankenden Calcül machiavelliſtiſcher Politik, — Cromwell für ſich den gewaltigen Pöbel, er nur eine Hand voll Galanteriedegen, gegen ſich aber die ganze neue Zeit und ihr Glück.

So ſteht er hier im Bilde van Dyk's, mit den ſchwermüthig von den Augenlidern halb bedeckten Augenſternen mißtrauiſch ſich umſehend, ob der ſilberbleiche, uns zugekehrte Fürſtenſtern auf ſeinem ſchwarzſeidenen Mantel gehörig reſpektirt werde. Er hat den linken Arm und den Mantel darüber an ſich gezogen, als fühle er ſich nicht recht ſicher. Vor ihm fließt, wie ein Blutſtrom, ein rother, goldgeſtickter Teppich herunter; von einem ähnlichen iſt der Tiſch belegt, auf welchem ſeine Hand, wie in rothem Blute, liegt. Er hat die feine, ariſtokratiſche Hand auf die breite Hutkrämpe gelegt, als wäre er unſchlüſſig, ob er ihn aufſetzen und in das Parlament gehen ſolle, oder nicht. Ein verhängnißvoller Zug ſenkt ſich über ſeine Stirne herab, zieht ſich ſcheu hinter die Augenhöhlen zurück und lächelt dann ſchwermüthig aus den Mundwinkeln, als gälte es dennoch, ein mild-freundliches Fürſtengeſicht zu zeigen.

Unfern davon ſehen wir ſeine Gemahlin

Henriette Maria von Frankreich.

Ihr faſt überzartes Geſicht, im feinſten Silbertone gemalt, mit dem lächelnden Leide um den lieblichen, doch charakterloſen Mund, müßte es uns, ſelbſt wenn wir ihr Schickſal nicht kennten, dennoch verrathen, daß eine ſolche empfindſame Blume wohl im Warmgewächshauſe eines ceremoniell umhegten Hofes gedeihen kann, aber in der ſtürmiſchen Luft einer politiſch aufgeregten Zeit vergehen muß. Wie lieblich kräuſeln ſich die Hyazinthenlocken um die milde Stirne und fallen dann lang und ſchwer zuſammen auf die rechte Schulter! Welche niedliche, elegante Geſtalt! Welche zierliche Bewegung des ſchlanken Händchens im Zurückhalten des weißſeidenen Gewandes! Wie vornehm ſinkt der mildgerundete Arm aus dem mit Spitzen reich garnirten, kurzen Bauſchärmel hervor! Sie trägt in der Hand Monatsroſen. Dieſe blaßrothen Bouquetroſen liebte ſie ſehr, auch auf ihrem kleinen Portraitbilde von Conzales Coques hat ſie dieſe Roſen neben ſich. Solche Roſen ſind auch das Symbol des Hinſterbens in Gram und Harm. Sie trägt einen reichen Perlenſchmuck und ein Kreuz von Diamanten vor der Bruſt. Sie hat ſpäter die Bedeutung von Perle und Kreuz im Leben erfahren. Sie ſteht in einem rothtapezirten Gemache; auf roth-behangenem Tiſche liegt ihre Krone; auch dieſe iſt reich mit Perlen beſetzt und endet in einem Kreuze. —

Bei den Portrait's Carls I. und ſeiner Gemahlin ſehen wir in einem Bilde ihre drei unerwachſenen Kinder zuſammenſtehen:

Karl, Jacob und Henriette

mit ihren eigenſinnig-vornehmen, unglücklichen Prätendentengeſichtern. Die treuen Hündchen neben ihnen ſcheinen ſie für die verlorene Treue des Volkes tröſten zu wollen. Was Chateaubriand von der älteren Linie der Bourbonen ſagt: „An einer langen Reihe königlicher Särge ſteht eine Wiege, welche um Mitleid fleht!“ fällt uns bei dem Anblicke dieſer Kinder ein. England folgte ſpäter der Stimme des Mitleids, die Stuarts der ihres Eigenſinnes. Sie hatten Nichts gelernt und Nichts vergeſſen! Und das Gemüth des Menſchen iſt ſein Schickſal. —

Dieſer feinen, egoiſtiſchen Welt gegenüber ſtellen wir das

Portrait des Mißvergnügten.

Er iſt zu erkennen an dem weißen, herabhängenden Halskragen. Ueber dem Harniſch trägt er das Wehrgehänge, unter den zuſammengezogenen Augenbrauen ſtiert der grauſame Blick uns dunkelbrütend an, auf ſeiner vorquellenden Unterlippe ſitzt der grauſame Zorn, auf ſeinem graubraunen Geſichte zückt die nach Innen bis zum tödtlichen Losſchnellen in ſich zuſammengezogene Leidenſchaft. Zu ſolchen Schriftzügen hatte das Schickſal das Todesurtheil Carl's I. geſchrieben.

Rubens und die aus ſeiner Richtung hervorgegangenen Meiſter brachten ein ariſtokratiſches Gemüth zur Auffaſſung des Lebens mit; ſelbſt Jordans erreicht ſeine Aufgabe nur in der Verſpottung des gemeinen Daſeins; Snyders iſt nur eine geniale Meiſterentwicklung der von Rubens beliebten Darſtellung des Kampfes zwiſchen der Waldfreiheit der Thiere mit der Tyrannei der Menſchen, während van Dyk ganz in die hohe, vornehme Hofwelt aufgeht. Aber auch die andere Seite, das gemeine Volk, fand ſeine Künſtler dort, wo es über die Tyrannei ſiegte, beſonders in der

niederländiſch-holländiſchen Schule,

und urſprünglich in dem Kampfe der neuen Gegenſätze des ebräiſchen Geiſtes in der Reformation und der ſinnlichen Natur in der Menſchencreatur, deſſen Begebenheiten ſich in der Kunſt zur Erſcheinung brachten.

Je zelotiſcher das neue Prieſterthum die Regungen der Natur verneinte, deſto rebelliſcher, wüſter und dämoniſcher trat ſie hervor. Die Natur war zu jener Zeit in ſich ſelbſt krank. Krieg und peſtartige Krankheiten verheerten die Länder, und die Menſchheit raſ'te in gräßlichen Gemüthszuſtänden und wahnſinnigen Traumbildern. Wer die Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts verſtehen will, muß die Geſchichte der Hexenproceſſe leſen. Die Grüfte der Unterwelt ſchienen ſich aufgethan zu haben und ihre Geſpenſter umherzuwandeln. Wer kennt nicht die Geſchichte von den Hexentänzen auf dem Blocksberge? Wer nicht die Sage von Fauſt? Die Natur erſchien jetzt in der Form, die ihr das Chriſtenthum aufgeprägt hatte — als teufliſches Geſpenſt, welches jetzt im Gegenſatze zu dem jenſeitigen Himmelreich die Freuden dieſer Welt verhieß — Macht, Gold und jeglichen Sinnengenuß; und bis in das vorige Jahrhundert hinein arbeiteten Alchymiſten in dieſem Geiſte an der Entdeckung der Goldtinktur.

Die Seelenzuſtände jener Zeit haben, wie Jegliches, was ſich ſelbſt überbietet, ihre komiſche Seite, welche der niedern Komödie ihren Stoff giebt. Ihre erſten Anfänge verlaufen ſich in Italien in die neapolitaniſche Schule bis zu Caravaggio und Salvator Roſa hinauf.

David Teniers, der Jüngere.

Sein Vater gleichen Namens war ein Schüler Rubens und zeichnete ſich durch Bambocciadenbilder aus. Von ihm beſitzt die Dresdener Galerie nur dem Namen nach, nicht aber in der That einige Bilder. Deſto reicher iſt ſie an Gemälden von ſeinem geiſtreichen Sohne.

Um dem Volke näher zu ſein, zog dieſer in das Dorf Perk zwiſchen Antwerpen und Mecheln. Dort ſtudirte er fleißig die geſelligen Zuſtände der Landleute auf Märkten und Gelagen aller Art. Sein Landhaus war der geſellige Mittelpunkt für Gelehrte, Edelleute und Künſtler. Johann von Oeſterreich war ſein Freund. Er ſtarb 1690 als Director der Akademie in Brüſſel.

Er iſt der größte Maler im Silberton und in der kalten Farbe. In ſeinen Bildern herrſcht das weiße, helle Tageslicht. Er arbeitet mit ſo leichter Hand, daß ſeine

Gemälde den Eindruck machen, als wären ſie nur leicht hingeſchrieben in einer klaren, reinen Bilderhandſchrift. Viele ſeiner Bilder ſind in einem Tage gemalt. Bei dieſer Leichtigkeit iſt er vielſeitiger und gediegener, als ſeine Vorgänger und ſeine Mitſtrebenden. Schon die Bilder, welche Dresden von ihm beſitzt, vergönnen uns, in jede Falte der damaligen Volkszuſtände einen Blick zu werfen. Er giebt ſeinen Bildern gern eine Tiefe durch abgetheilte Räumlichkeiten, wodurch zwei beſondere Scenen ſich aufthun, die eine im Vordergrunde, die andere im Hintergrunde.

Petrus im Gefängniſſe.

Das Bild iſt eine Allegorie auf die Verfolgung der Proteſtanten unter Alba in den Niederlanden. Wir ſehen im Hintergrunde in das vergitterte Gefängniß, in welchem zu dem gefangenen Petrus der rettende Engel getreten iſt. Man muß ſich hier, wie bei jedem gemalten Gleichniſſe, das „Wie“ hinzudenken. Im Vordergrunde erblicken wir die wachthabenden Kriegsknechte, welche ſich von Gefechten erzählen. Der Eine, auf der ſchmalen Seite des Tiſches, hat mit Kreide darauf zur Verdeutlichung der Erzählung Linien gezogen, während er die linke Hand feſt aufſtemmt und ſich herunterbeugt. Der Gefängnißwärter, welcher ſich eine Pfeife angezündet, und andere Soldaten, von welchen zwei am Tiſche ſitzen und der Dritte ſteht, hören aufmerkſam zu. Zwei andere haben dieſer Gruppe den Rücken zugewendet, indem ſie ſich am Kaminfeuer wärmen.

Antonius' Verſuchung.

Es iſt ein Traum, wie er nur im Gemüthe der damaligen Zeit ſich bilden konnte, wüſt und ſcheußlich. In einer Höhle, in welche von zwei Seiten Tageslicht hineinfällt, ſitzt der heilige Antonius vor einem Felsblocke. Vor ihm ſteht das Kruzifix, das Gebetbuch liegt dabei, eine verfängliche Mixtur in einer Flaſche, vielleicht von der Art, wie ſie Hoffmann in ſeinem „Elixir des Teufels“ beſchreibt. Hat der Heilige davon getrunken? Ein altes, haſenähnliches Weibchen, die ſymboliſche Wolluſt, ſteht hinter ihm und deutet auf ein ſchönes Weib mit Habichtsfüßen, welche unter dem Gewande hervor ihre Abkunft verrathen. Sie nähert ſich mit einem Zaubertrank in der Hand. Man muß dabei an die Erzählung des Theurgen Nagar aus Indien denken, welcher ausſagt:

„Zuweilen ſteht alsdann mein Schutzgeiſt in der Geſtalt einer unvergleichlich herrlichen Jungfrau vor mir und überreicht mir einen mit dem Trank der Götter angefüllten Becher, welchen mein geiſtiger Menſch ausleert.“ Und dann: „Bald führt er mich durch die Luft auf den heiligen Berg der Verſammlung und zeigt mir die Geſetze und Bewegungen des Himmels, die Natur aller erſchaffenen Weſen und die Wirkungskräfte jedes Dämons.“

Hier iſt dieſelbe Viſion, nur verteufelt und geſpenſtig in verzerrten Traumbildern, welche zwiſchen Tod und Sünde aus dem Moder herausgeilen. Welche entſetzliche Fratzen brodeln hier aus dem uralten Chaos an das Licht der Oberwelt!

Hier krabbelt unter einer blauen Decke ein Thierweſen heran mit augenbelebtem Pferdeſchädel und Wolfstatzen, auf welchem ein Inkubus mit Hundeſchädel und Gänſefuß in einer kleinen, roſafarbenen Kapuze reitet und den Dudelſack bläſt; auf ſeinem Schädel ſitzt verkehrt ein Hühnchen, welches Kopf und Füße aus ſeinem Ei geſteckt hat und ſich unbequem macht. Eine Heerſchaar von offenen Froſch- und Krötenmäulern, welche ein hölliſches Concert macht, drängt auf den heiligen Antonius ein. Zwiſchen ihm und der Verſucherin declamirt ein Froſch von der Emancipation des Fleiſches. Ihm gegenüber ſitzt ein Rabe oder Eſſenkehrer in ſeiner ſchwarzen Amtstracht, einen großen Beſen in den Händen. Ein betrunkener Muſikant, ein unſauberer Galgenvogel, auf dem Kopf eine blaue Mütze und Feder, und mit Vogelfüßen, ſingt unzüchtige Lieder. Seine Frau mit dem Kuhkopf hat ein Exemplar von dem ſaubern Liedchen „gedruckt in dieſem Jahr“ in der Hand. Eine ſchaurige Ungeſtalt, ein Froſchmaul mit Rattenzähnen, hilft bei dieſer Muſik. Ueber dieſer Tollheit oben flattern Vampyre in den barockeſten Geſtalten. Darunter reitet auf dem Paradiesvogel der Poeſie ein geſpenſtiſches Kammergeſchirr mit Vogelbeinen und Iltisſchädel, einen Trichter mit einem Lichte darauf. Eine ritterliche Recenſentenkröte, welche auf einem Häring reitet, ſticht mit ihrer Lanze den Gegner durch die Kehle.

Hinten in der zweiten Abtheilung der Höhle ſitzt der geprüfte Heilige im Gebete, ein Rabe bringt Brod.

Ein Schwein, welches mit dem Rüſſel aus dem Rahmen hervorgrunzt, beſchließt als Epilog das Ganze.

Ich erinnere mit zwei Worten an die Einleitung zu dieſer Kunſtrichtung, wo von der Empörung der verteufelten Naturſeele gegen das Princip, welches ſie verteufelt hat, die Rede iſt.

Dieſe gemeine Natur hat ſich jedoch in Sonntagsputz geworfen auf der

Dorfkirchweih.

Die Scene ſpielt bei einem Wirthshauſe vor dem Dorfe. Vermuthlich heißt ſein Schild: „Zum letzten Heller!“ Eine hohe, bis an das Dach reichende Bretterwand, welche quer über eine Seite des Bildes geht, trennt dieſes Haus von zwei anderen, dahinter ſtehenden Häuſern. Eine andere Bretterwand geht auf der breiten Seite vor, bildet einen zweiten Hofraum und läßt einen Blick in das naheliegende Dorf thun.

Im erſten Hofraume iſt luſtiger Tanz. Auf einer Tonne unter einem Baume ſteht der damalige Strauß oder Lanner, den Oberleib vorgeneigt, als müſſe er in die Tanzmelodie zerfließen. Es iſt, als ſähe man die hohen Töne unter ſeinem Fidelbogen vorprickeln. Unten neben der Tonne ſteht das ſonſt ehrwürdige Greiſenalter an einen Baum angelehnt. Der alte Muſikant ſpitzt das linke Ohr auf die leichtſinnigen Geigenpaſſagen der Jugend und paßt auf das Tempo, wo ſein ernſthaft näſelnder Dudelſack mit moraliſchen Mahnungen eingreifen kann. Dem Muſikanten zunächſt ſitzt auf der Erde ein Pärchen, von Muſik, Bier und Liebe trunken; dahinter jauchzt der Mephiſtopheles des Dorfes grözelnd empor, die Arme juchheiend in die Luft werfend. Zwei Paare ſind zum Doppeltritt-Tanze angetreten. Wie ſind die Vortänzer im Tacte! Alles iſt an ihnen Schwung in Bauerngrazie! Man kann dem Paare ſtundenlang zuſehen. Des Burſchen Linke hält die Rechte der Tänzerin, er hebt den rechten, ſie den linken Fuß im Sprunge empor, während ſie auf den Zehen des rechten Fußes, er auf dem linken Fuße emporhüpft. Das zweite Paar dahinter müht ſich ab, ohne recht in das Geſchick zu kommen. Die dahinter ſtehenden zwei alten Bauern, deren

Kritik jetzt das Liebespärchen unten bei den Muſikanten in Anſpruch nimmt, werden noch Zeit genug finden, ihre äſthetiſchen Bemerkungen über die Kunſt des Tanzes zu machen.

In der Mitte der Scene ſitzt der bärtige Neſtor des Dorfes in Hemdärmeln auf ſeinem Stuhle mit Pfeife und Trinkkrug. Er ſcheidet den Tanzplan von dem inneren Hofe, wo Männer und Frauen bei dem Trinkgelage ſitzen.

Auf dem Wege nach dem Dorfe wandern Andere mit unſichtbaren Haarzöpfen.

Wenn ich ſo verwegen war, auf dieſem Kirchweihfeſte den Teufel mit der Hahnenfeder zu erkennen, ſo ſei es mir vergönnt, Doctor Fauſt in dem kleinen Bilde:

Der Schwarzkünſtler

zu errathen.

Er ſitzt hier in ſeinem hallenartigen Studierzimmer, wie es uns Goethe ſchildert, vor dem großen Fenſter am kleinen Pulte. Vom großen, offenen Bogen, durch welchen wir hineinblicken, hängt eine gläſerne Kugel herab, in welche vermuthlich ein Spiritus familiaris gebannt iſt. Famulus Wagner überreicht dem Schwarzkünſtler eine Papierrolle, vielleicht ſein eigenes Doctordiplom. Ein altes Weib kommt herein; warum ſoll es nicht Martha, die Nachbarin Gretchens, ſein, die Mittelsperſon zwiſchen ihm und ſeiner Liebe? — Wer daran zweifeln will, dem ſei es gegönnt! Ein keifender Hund iſt mit ihr in das Zimmer geſprungen, warum ſoll es nicht Mephiſtopheles in Hundegeſtalt ſein? Oder ſteckt er im Affen, welcher im Vordergrunde mit einem Balle ſpielt? Ich beantworte alle dieſe Fragen in einem anderen Bilde:

Der Hexenritt.

In der vorderen Hälfte der Stube, in welche wir hier ſehen, iſt auf den Dielen ein Zauberkreis gezogen, gebildet von einer Lampe, einem eingeſpießten Meſſer, Todtenkopf, Kryſtallgefäß mit Kräutern, Sanduhr und anderen wunderlichen Gegenſtänden. Die Hexe, vermuthlich Nachbarin Martha, ſitzt auf dem Stuhle vor dem Tiſche, ihr gegenüber ein Vampyr mit Fledermausflügeln.

Eine zweite Scene ſpielt in der hinteren Zimmerabtheilung vor dem Kamin und der Eſſe. Am Simſe iſt eine blutige Bärentatze angenagelt. Unten, zwiſchen Unholden aller Art, von welchen einer die Flöte bläſt, kauert eine zweite Hexe, in der linken Hand ein Buch. Vor ihr ſteht ein nacktes Mädchen, zum Ritt den Beſen zwiſchen den Beinen haltend; die Hexe giebt ihr eben mit der rechten Hand die Hülfe. „Glückliche Reiſe, ſchöne Dame!“ Ein Schwein reitet auf einem Stock voraus in die Eſſe hinein. Fledermäuſe und Phantome flattern im Zimmer umher.

Mit dieſer Auswahl aus den Gemälden Teniers des Jüngeren wollen wir uns begnügen; die übrigen erklären ſich von ſelbſt. Es ſind bunte Lettern aus dem großen Buche der Geheimgeſchichte ſeiner Zeit.

Wie ſich in dem Moder dieſer Zuſtände die uralte Volkspoeſie mit ihren melancholiſchen Märchen und Balladen wieder belebte, davon muß die Literaturgeſchichte berichten. In der Malerei wird dieſe Richtung vertreten von dem großen Meiſter des Helldunkels,

Paul Rembrandt van Ryn.

Er wurde im Jahre 1606 in einer Mühle, wo ſein Vater Müller war, am Niederrhein zwiſchen den Dörfern Koukerk und Leyerdorf geboren. Er ſollte in Leyden lateiniſch lernen, aber ſeine Liebe zur Malerei zog ihn frühzeitig davon ab und in die Lehre zu verſchiedenen Malern. Bald entwickelte ſich ſein eigenthümliches Genie, welchem es am Beſten in der Mühle ſeines Vaters behagte, wo er Jahre lang arbeitete ohne Vorbilder der Kunſt, ohne Kenntniß der Antike, der Mythologie, der Geſchichte, ohne allen Apparat, außer einigen Rüſtungen, Turbanen und der Kleidung eines polniſchen Juden. Seine Frau, ſeine Magd und die Mühlengäſte waren ſeine Modelle. Er liebte die Freiheit und den Umgang mit gemeinen Leuten; mit Bürgermeiſter Six von Amſterdam machte er die einzige Ausnahme, auf deſſen Landhaus er häufig wohnte und in der Radirkunſt arbeitete, in welcher er gleich ausgezeichnet war.

Seine Gemälde können auf die vornehm Gebildeten, welche elegante Linien ſuchen, ebenſowenig Eindruck machen, wie ein Volkslied, deſſen unendliche Gemüthsfülle in den verſchiedenſten Formen erſcheint. Gewöhnlich iſt Rembrandt auch nur der Liebling alter, feiner Kunſtkenner, welche am inneren Feuer alten Rheinwein von Eſſig zu unterſcheiden wiſſen.

In wieſengrünen, bachdurchrauſchten Thälern am Fuße der Berge, von welchen Burgruinen träumeriſch herunter ſchauen, im Schatten der Erlen am Mühlenbache wuchern noch heute gern die helldunklen Märchen unſerer Kindheit.

In einem ſolchen Thale war Rembrandt geboren. Die Galerie beſitzt ein Abbild dieſer Gegend von ihm:

Die Mühle Rembrandt's.

Ein Wieſengrund wird begrenzt auf der einen Seite von einem in breiten Terraſſen ſich abdachenden, mit einzelnen Häuschen beſetzten Bergrücken. Oben hinter einem Dörfchen, welches ſich bis an die Stirn des Berges vorzieht, liegen die Ruinen einer alten Burg. Eine Gewitterwolke qualmt und quirlt glühend weiß dort vorüber. Im Hintergrunde zieht ſich, wie eine Schlange, der Rhein dahin. Im Vordergrunde ſtürzt ſich ein Bächlein herunter, hinter der Mühle in den Schutzteich und von da in die Radſtube über die Räder. Ob das kleine Fenſter mit dem zurückgeſchlagenen Laden, welches uns die Mühle zukehrt, zu des Malers Arbeitsſtube gehört? Wir wollen es glauben und das junge Genie auf einem Spaziergange begleiten.

Wir gehen mit dem Müllerknaben das Thal hinauf an den Hütten vorbei, deren Dachfenſter aus Baumwipfeln hervorblicken, dort hinüber, wo ein Mühlengaſt im Einſpänner gefahren kommt; unſer Weg führt weiter zu dem kleinen Schloßgebäude, wo ein alter, zurückgekommener Edelmann lebt; unfern davon liegt ein Wirthshaus mit dem rothen, gaſtlichen Ziegeldache; wir verfolgen den Weg weiter zu dem kleinen, achteckigen Thurm, von welchem ſo viele ſchauerliche Geſchichten erzählt werden, und wenden uns durch das Gebüſch den Weg hinauf in das Dorf und darüber hinaus zur Burgruine, von welcher erſt recht ſeltſame Märchen unten im Thale umgehen.

Unſer Müllerknabe hat dorthin einen phantaſtiſchen Zug. Wir ſteigen mit ihm über die zerfallene Mauer hinein in die inneren Räume; hier biegen wir Brombeer- und Epheuranken von einem kellerartigen Eingange zurück und ſteigen in das alte Burgverließ. In die dunkele Nacht deſſelben fällt oben durch eine Mauerlücke herein das gebrochene, helle Tageslicht und erhellt immer nur eine Stelle, während alle übrigen Gegenſtände umher in Dämmerung und Nacht zurücktreten.

Welches wunderbare Wechſelſpiel der Beleuchtung, je nachdem einer der Begleitenden in den Lichtſchein tritt oder davon nur hier oder dort, auf der Stirne oder dem Kniee, oder auf der Schulter, oder auf den Händen geſtreift wird, während ſeine übrige Geſtalt in die Dämmerung zurückweicht und die neben ihm Stehenden faſt ganz in dem Dunkel verſchwinden.

Bei dieſem Zauber der Beleuchtung kommt Nichts auf die Umriſſe der Geſtalt an, ein neues Element der Malerei iſt entdeckt — die Poeſie des Helldunkels.

Das märchenſpinnende Gemüth des Jünglings fühlt ſich äußerlich in dieſer Oertlichkeit ſelbſt ausgedrückt, es tritt mit ihr in die Wechſelwirkung und gelangt dadurch zur Darſtellung ſeiner ſelbſt.

Dieß iſt der durchgreifende, neue Eindruck, welchen ſeine Gemälde machen.

Rembrandt iſt das in Helldunkel und Dämmerlicht träumende und traumformende, märchenſelige Gemüth des deutſchen Volkes; und wie der deutſche Gedanke der Reformation in den Niederlanden ſein thatſächliches Leben in den Kämpfen mit den Spaniern, ſo hat in dieſem Maler das deutſche Gemüth ſeinen Ausdruck in der Malerei gefunden.

In ihm iſt der vollkommene Frieden des natürlichen Daſeins zum Abſchluß gekommen. Seine Kunſt drückte keinen Zwieſpalt des Lebens aus, das Gemüth hat ſich in ihr ſelbſt zum Gegenſtande der Darſtellung gemacht, harmoniſch in der Muſik der Farben zwiſchen Licht und Schatten ſich austönend. Wie Rubens gewaltig iſt durch die Auffaſſung und Darſtellung der leidenſchaftlichen Contraſte im äußeren Leben, ſo iſt Rembrandt groß in der muſikaliſchen Harmonie der Farbe.

Sein Gemüth reflectirt nicht die Geſtalten einer Weltbewegung, er iſt ſich ſelbſt genug im ſeligen Frieden der Einſamkeit. Aus ſeiner traumſpinnenden Phantaſie taucht die in ſich ſelbſt lebendige Märchenwelt empor aus der Finſterniß allmälig in die Dämmerung bis zum grünlichen Zwielichte und, wie auf einer Leiter, hinauf zur goldenen Tageshelle, um da in wunderbar herausgerundeten, farbenglühenden Geſtalten zu erſcheinen.

Die äußere Welt hat dem inwendigen Poeten bloß den Anſtoß gegeben, ihn zu ſeiner Selbſtdarſtellung herauszulocken, nicht um ſelbſt von ihm dargeſtellt zu werden; daher machen ſeine Bilder den Eindruck eines immerwährenden Werdens und Sich-Geſtaltens. Wie ſich das deutſche Gemüth in den Volksballaden, in gleicher Weiſe hat es ſich in ſeinen Gemälden ausgeſprochen. Wie es ſich von einem Drange durch ein ſcheinbar zufällig Aeußerliches befreit, in welchem es mit einem Ausrufe, einer Frage, die nicht einmal eine Antwort verlangt, hervorbricht, ſo tritt auch bei Rembrandt gewöhnlich das ſcheinbar Untergeordnete in das helle Licht, während dahinter im Schatten die darin noch deutlich ſichtbare und doch verborgene Hauptgeſtalt geheimnißvoll zurück und doch tief in unſer Gemüth gedrückt wird.

Dieſer Märchen- und Volksliedergeiſt in Rembrandt tritt uns gleich unverkennbar vor die Seele in ſeinem ſchönen Bilde:

Die Rohrdommel.

Wir ſehen eine Rohrdommel, welche an den kreuzweis gebundenen Beinen von einer behandſchuhten Hand in die Höhe gehalten wird; das Köpſchen des Huhns hängt herunter und das Flügelpaar fällt auseinander. Ein heller Lichtſtreif fällt auf den prächtig gemalten Federleib des Huhns und ſtreift dabei die rechte Wange und das Auge ſeines Mörders, des Junkers mit dem rothſammetnen Barrette und der Schwungfeder auf dem Haupte, von welchem dunkelblonde, lange Locken herunter auf die Schulter fallen. Er iſt ein ſchöner Junker, ſein rother Mund zum Küſſen.

Verſuchen wir die Erklärung im Balladentone zu geben:

Die Rohrdommel.

„Rohrdommel, Mädchen, ſonſt biſt du,
Und heut ſo ſtill in trüber Ruh'?“

„„Und fiel heut früh am Strand ein Schuß,
Die Dommel ſchweigt beim Morgengruß.

Ich lief vorbei am Jägerhaus —
Da hielt 'ne Hand die Dommel 'raus.

Der Schuß traf ſie in's Herz hinein; —
Es fiel auf ſie ein heller Schein,

Nicht auf die Hand, die harte Hand,
Ihr Mörder tief im Schatten ſtand.

Eine böſe That kommt an das Licht,
Der Schein ſtreift ihm das Angeſicht. —

Barrett und Rock von rothem Sammt,
Und ſein Geſicht noch ſchöner flammt.

Es wär' um meine Ruh' geſcheh'n,
Hätt' ich ihn länger angeſeh'n.

Der junge Schütze mit ſeinem Wild —
So ſteht vor mir das ſchöne Bild.““

Rembrandt und ſeine Frau an der Tafel.

Er ſchaukelt ſie auf ſeinem Knie; ſeine linke Hand hält ihre Taille umſchlungen. Er iſt feſtlich angethan im braun-rothen Tuchwamms, den Cavalierdegen umgehängt, das ſchwarze Barrett mit der Straußenfeder auf dem Kopfe. Sie trägt ein grünſeidenes Röckchen und eine ſeltene Kette von Amethyſten um den Hals, welche ſie heute zu ihrem 21. Geburtstage von ihm zum Geſchenke bekommen hat. Eine Pfauenpaſtete iſt aufgetragen und ſo vorgerichtet, daß es ausſieht, als ſäße der Pfau auf dem Tiſche, er wirft den bunten Spiegelſchweif ſo in die Höhe, daß er dem Geſichte Rembrandt's zur Folie dient.

Wir ſtellen uns vor, daß gratulirende Nachbarn ſich an der Thür melden. In dieſem Augenblicke werden ſie erſcheinen. Er hebt mit dem Knie die ſtolzfreundlich ſich umſchauende Königin ſeines Herzens und Hauſes im unauslöſchlichen Freudengelächter und das große Flötenglas mit dem prüſelnden Champagner empor: „Vivat hoch, mein kleiner Pfau!“

Rembrandt's Tochter.

Welch' ein roſigblühendes Mädchen! Das ſüße Geſicht rundet ſich aus dem tiefdunklen Hintergrunde im glühendſten Goldtone heraus, uns zugekehrt, liebenswürdig, kindlich, ein wenig rechtshin geſenkt. Sie trägt ein rothes Gewand, von doppeltem, goldenem Gürtel umſchlungen, um den Hals eine Kette von kleinen Korallen mit einer Schnur großer Perlen, woran ein Saphir funkelt, und Perlen im Ohrgehänge. Blonde Haarkräuſel fallen auf die Stirne herab, eine große, reiche Locke ſtiehlt ſich über die rechte Schulter hinunter.

Die Aermel, welche ſich in kleinen Bauſchen endigen, laſſen die vordere Armhälfte unbedeckt. Mit der einen Hand, deren Gelenke goldene Spangen zieren, hält ſie das aufgeheftelte Kleid vor dem züchtig mit dem Schleier verhüllten, ungeſtümen Buſen zuſammen, mit der anderen Hand reicht ſie uns eine rothe Nelke dar. Auf dem Kopfe trägt ſie ein einfaches, ſchwarzſammetnes Mützenhäubchen mit goldverziertem Saume, wo es an der Stirn anliegt. So drückt ſich in dieſem Nelkenmädchen rein, friſch und ſchön die glühende Naturſinnlichkeit aus. Zutraulich blicken uns die graudunklen, freundlichen Augen an, und das ſonnengeliebte Geſicht mit den glühenden Lippen ſcheint zu fragen: „Bin ich nicht friſcher, als dieſe Nelke?"

Du ſchönes Mädchen aus Niederland,
Du gleichſt der Blume in deiner Hand.

Die Geiſtererſcheinung.

In einem dämmerigen, kellerartigen Gemache wird ein Thiereingeweide auf einer Steinplatte verbrannt. Uns quervor kniet Saul, weiter zurück und vor dem Opferfeuer die Hexe. Sie iſt in blutfarbiges Zeug gehüllt. Sie hat die Hände gefaltet und ſpricht mit geſenktem Haupte ihren Zauberſpruch. Samuel's Geiſt iſt emporgeſtiegen und ſchwebt an der Wand hin. Um das lange Haar trägt er die Prieſterbinde. Das bärtige Geſicht iſt lichtſcheu, grauenvoll abgekehrt. Saul hat ſich vor der Erſcheinung herumgewendet. Er drückt entſetzt die Augen zu, denn das Geſpenſt kündigt ihm das Verderben an:

„Morgen wirſt du und deine Söhne mit mir ſein!"

(1. Buch Samuelis c. 28, v. 19).

Die Hochzeit.

Das Motiv zu dieſem Bilde hat der Meiſter aus dem 14. Capitel des Buches der Richter genommen, wo von Simſon und dem Löwen, den er erſchlagen, und von ſeiner Hochzeit die Rede iſt, wobei er das bekannte Räthſel aufgiebt: „Speiſe ging von dem Freſſer und Süßigkeit von dem Starken! Was iſt das?“

Die Scene geht in einer Oertlichkeit vor, wie ungefähr in Auerbach's Keller in Leipzig. Oben von der Straße, durch ein kleines Fenſter herein, fällt in einem Streifen das Tageslicht. Es geht längs über die Tafel hin, läßt die Gefäße ſchimmern und concentrirt ſich auf der Geſtalt der ſchönen Philiſterin. Am oberſten Tafelende auf der breiten, weichgepolſterten Bank iſt Simſon gelagert in ſeiner herkuliſchen Geſtalt mit den langen, bezeichnenden Haaren. Auf ſeinen Ruf, daß er ein Räthſel aufgeben wolle, haben ſich verſchiedene Gäſte und Muſikanten um ihn verſammelt. Er hat ſich zu ſeinen nächſten Zuhörern gewendet und zählt die Punkte, auf welche es ankommt, ihnen an den Fingern her. Vor ihm auf die Banklehne hat ſich ein Philiſter mit dem Arme geſtemmt, das Kinn zwiſchen Daumen und Zeigefinger haltend. Er wird das Räthſel gewiß — nicht errathen. Auch nicht die rothe, vorgeſtreckte Naſe des Harfenſpielers, auch nicht der Dickkopf unter der Federmütze; vielleicht der kluge Horcher im Federhute oder dahinter der Klarinettenbläſer? — Doch was ſpreche ich von Simſon und den Philiſtern? — ſehen wir doch hier nur eine niederländiſche Bauernhochzeit, märchenhaft zur Erſcheinung gebracht.

Simſon iſt ja der reiche Brauer aus der Nähe, ſeine Braut die hübſche Müllerstochter. Sie hat ein allerliebſtes Kuchengeſicht mit ſüßen Roſinenaugen. Es geht hier flott her. Einige Gäſte haben ſich maskirt. Es iſt bunte Reihe gemacht, Pärchen ſitzt an Pärchen beim Mahle. Jedes hält zuſammen, nur das Brautpaar hat ſich von einander gewendet. Wie ſteif muß ſich nach Landesgebrauch die Braut halten! Es iſt ihr Ehrentag, wo ſie zum erſten Male friſirt iſt und zum letzten Male die Krone trägt; ſie iſt wohlbeleibt. — Der Bräutigam muß ſich einen Scherz anderswo ſuchen. Sie darf auch nicht eſſen und trinken, dazu iſt ſie zu jüngferlich; vielleicht hat ſie ſich vorher heimlich zu dieſer Ehrenſtrapaze geſtärkt. Sie hält die Hände feierlich über den Magen gefaltet. Die Gäſte amüſiren ſich nach Herzensluſt; der Schulze vom nächſten Dorfe nöthigt die Brautjungfer zum Trinken; wie ſchamig lächelnd ſie ſich unter ſeinem übergelegten linken Arme hat, während er mit der rechten die Schale ihr vorhält! Sein Nachbar, ein Teufelskerl, der Windmüller, hat ſich als Großtürke maskirt, er macht einen ſchlechten Witz über die Form des Puddings vor ihm. Er und ſein Nachbar wollen ſich darüber krank lachen. Wir mögen Nichts davon hören; thut doch auch die alte Großmutter ihm gegenüber, als ob ſie ſchliefe. Uns zunächſt ſitzt der junge Dorfedelmann. Er hat die ſchöne Schweſter der Braut an Herz und Mund gedrückt, um ihr zu beweiſen, wie ſehr auch er die Freiheit liebt. —

Der Dichter und ſein Werk.

Wir ſehen hier das Bruſtbild eines Mannes in ſchwarzem Barrett und dunkelfarbigem, weitem, verbrämtem Gewande. Er hält in der Linken ein breites Buch, die rechte Hand mit der Schreibfeder darauf. Ein Sonnenlichtſtreifen fällt auf dieſe Hand und das Buch; die übrige Geſtalt tritt in Dämmerung und Schatten zurück. Je länger wir dem Manne in das Geſicht blicken, deſto lebendiger geſtaltet es ſich heraus. Es iſt weich, träumeriſch und die Seele, welche ſich darin abſpiegelt, phantaſtiſch und empfindungsreich. Wie das Bild beleuchtet iſt, drückt ſich darin der melancholiſche Gedanke aus:

Hell leuchten das Buch und die Hand, die es ſchrieb, —
Dahinter der Dichter im Schatten blieb.

So hat ſich in Rembrandt eine ganz neue Seite der Kunſt herausgeſtellt. Es iſt das wundereigenſte Genie, welches ganz auf ſich ſelbſt ruht und aus ſich ſelbſt ſchafft. Jeder andere Meiſter iſt mit einem Andern aus ſeiner oder einer andern Schule zu vergleichen, nur nicht Rembrandt. Es beginnt mit ihm ein ganz neuer Wendepunkt der Malerei, in welchem die Conflicte des religiöſen und hiſtoriſchen Lebens ſich ausgleichen in dem Gemüthe. In der neueren Zeit hat der Maler Leſſing in Düſſeldorf, wenn auch mit anderen Mitteln, denſelben poetiſchen Ausdruck wiedergefunden. Es iſt möglich, daß in dieſer Richtung die deutſche Kunſt einſt ihr höchſtes Ziel erreicht.

Die Schüler Rembrandt's, ſo bedeutend ſie auch ſind, haben den lyriſchen Ausdruck des Gemüthes, in welchem ihr Meiſter ſo mächtig iſt, mit der nur ihm eigenen Energie nicht wiedergewinnen können. Sie leiſtet jedoch das Höchſte in einer Darſtellung, welche man

die idylliſche und novelliſtiſche Malerei

nennen kann. Dieſe Wendung mußte freilich die Kunſt mit dem hiſtoriſchen Leben ſelbſt nehmen. Der innere Stachel der religiöſen und politiſchen Gegenſätze in dem Gemüthe der damaligen Zeit begann ſich deſto mehr abzuſtumpfen, jemehr er in das äußerliche Leben herausgedrängt und abgenutzt worden war. Obſchon Europa noch unter den Füßen der Kämpfenden zitterte, ſo begann ſich doch der Keim des Friedens allmälig zu entwickeln. Holland zumal hatte ſich bereits die Herrſchaft auf dem Meer und mit der, wenn auch noch kämpfenden, Freiheit den Weltmarkt mit allen Quellen des Reichthums geſichert. Das Schauſpiel auf dem Welttheater verläuft ſich in die Novelliſtik, welche dem bürgerlichen Rührſpiele vorausgeht.

Philipp Wouvermann.

Er ward zu Harlem 1620 geboren und iſt 1668 geſtorben. Er iſt vorzugsweiſe der romantiſchen Seite ſeiner vielbewegten Zeit zu Ende des dreißigjährigen Krieges zugeneigt. Jedes ſeiner Bilder iſt eine Novelle. Es gehört keine große Thätigkeit der Phantaſie dazu, um an jedes eine Geſchichte zu knüpfen. Sein Vortrag iſt immer elegant und reizend, die Oertlichkeit, in welcher ſeine Scene ſpielt, iſt ſtets intereſſant und höchſt maleriſch. Kein anderer Künſtler hat ſo, wie er, das Sichgehaben der Cavaliere ſeiner Zeit auf Reiſefahrten, Jagden, in Schlachten, vor Wirthshäuſern, in Marſtällen und vor Schmieden zu ſchildern gewußt. Man kann aus ſeinen Bildern die ganze damalige Welt des Junkerlebens kennen lernen. Wir gerathen bei dem Beſchauen derſelben in eine Stimmung, wie bei der Lectüre von Gil Blas, der Inſel Felſenburg oder des Simpliciſſimus. Er iſt unterhaltend, wie kein anderer Maler. Seine Pferde ſind meiſterhaft gezeichnet und kommen in allen möglichen Stellungen und Wendungen vor. Da er zum Mittelpunkte ſeiner Bilder gern einen Schimmel nimmt, ſo kann man füglich eine willkürliche Geſchichte dazu erfinden, welche den Betrachter, wie an einem Ariadnefaden, durch ſeine Bildergalerie führt.

Hier reitet Junker Hans in rothem Mantel auf dem Schimmel am Nordſeeſtrande in die Welt hinein, dort fragt er eine Wäſcherin um den rechten Weg, bald kommt er zu einer Wiedertäuferpredigt im Freien, auf einem anderen Bilde nimmt er zärtlichen Abſchied von der Wirthstochter, denn er hat ſich von den Kaiſerlichen anwerben laſſen, jetzt ſteht er in

Wallenſtein's Lager.

Da iſt ein luſtiges Marketenderzelt mit wehenden Fahnen, hoch vorn auf der Zeltſtange das grüne Reis, darunter ein Kranz aufgehängt. Vor dem Zelte hat die flinke Markedenterin dem Carabinier zu Pferde ein Gläſel Melnecker eingeſchenkt. Im Vordergrunde ſitzen und knieen Landsknechte und ſpielen. Aber wo iſt Junker Hans? Lachend ſteht er neben ſeinen beiden Pferden, dem Schimmel und dem Braunen, welche aus einer Krippe freſſen, den rechten Arm aufgeſtemmt, in die tolle Lagerwirthſchaft hineinſchauend. Ein Kamerad zeigt ihm den leeren Krug, der Trompeter auf dem Pferde blickt herab zu ihm. Vor dem zweiten, daranſtoßenden Zelte tanzt ein Tiefenbacher mit der Guſtel von Blaſewitz. Und was iſt der Humor von der Sache? Im Vordergrund reitet ein Kind ſein Steckenpferd und ſein Spielkamerad neben ihm läßt ſeine kleine Windmühle im Winde ſich drehen.

Auf einem andern Bilde hält Hans mit einer Reiterabtheilung auf dem Marſche Raſt. Dann finden wir ihn nach manchen Abenteuern wieder im

Gefecht bei den Windmühlen.

Hans iſt zu den Schweden übergegangen. Wir ſehen ihn mit der blauen Binde als Hauptmann wieder auf einem prächtigen, vor dem Gewehrfeuer emporſpringenden Schecken. Der Rappe des feindlichen Führers iſt geſtürzt, dieſer aber ſelbſt, mit dem linken Beine auf feſten Boden tretend, das rechte Knie auf dem gefallenen Pferde, hält unſerem Hans die Piſtole entgegen, welcher zum Todesſtreiche ausholt. Auf dem Hügel ſteht eine Windmühle im Brande und ſegnet mit feurigen Armen das Mordgewühl um ſich her ein. — —

Nach verſchiedenen Wechſelfällen des Krieges wird Hans in die Rheingegenden verſchlagen. Dort lernt er vor einer Schmiede, wo er ſein Pferd beſchlagen läßt, eine ſchöne, reiche Gräfin aus Holland kennen. Eine Zigeunerin hat ihm ja Liebesglück auf dieſer Fahrt aus der Hand geweiſſagt. Ihr Spruch trifft zu. Er bietet ſich der Gräfin als Reiſecavalier an und findet Aufnahme. Sie haben Reiſeabenteuer aller Art zu beſtehen.

Sein Pferd hat die Gewohnheit, vor jedem Wirthshauſe ſtehen zu bleiben, ſein Reiter aber die, ſich einen Krug herauslangen zu laſſen. Wie viel Gelegenheit hat der luſtige Maler, dieſes Anhalten zu ſchildern! Man lernt auf dieſer Fahrt die meiſten romantiſchen Wirthshäuſer jener Gegend kennen. Endlich ſind ſie auf der

Herrſchaft der Gräfin angelangt. Nun geht das luſtige Jagdleben an. Sie liebt die Reiherbeizen. Wie luſtig iſt das Falkenſpiel bei Pauken- und Hörnerſchall! Seine geliebte Adelgunde wird ihn nur intereſſant finden, daß er nebenbei ein Piſtolenduell zu Pferde mit einem Nebenbuhler beſteht.

Mit allen ritterlichen Dienſten gewinnt er die Hand der Gräfin; denn in einer Scene vor dem Schloſſe reitet die gräfliche Hauptmännin mit einem Kinde auf dem treuen Schimmel. Eine vierſpännige Kutſche fährt voraus. — So phantaſtiſch und luſtig geht Alles in dieſen Novellenſcenen durcheinander. Ein kleines, weniger bedeutendes Bild mag die Schau beſchließen.

Die Penſionirten.

Der weſtphäliſche Frieden iſt geſchloſſen. Schimmel und Brauner werden vom Stallknechte an den Zäumen herumgeführt. Der alte Landsknecht erzählt den Leuten von ſeinen Heldenthaten. Weiter zurück oben auf dem Feldraine hält ein Landmann mit Ackern inne, „auf den Rücken des frommen Stiers den Arm aufſtützend.

„Denn der Krieger zäumt ab, der Bauer ſpannt an!“ — —

Wouvermann hat nur einen Fehler; er iſt zu reich! — — Seinen Landsleuten, den Holländern, war er zu romantiſch und zu edelmänniſch in ſeinen Bildern; er mußte für Kunſthändler arbeiten, welche ſeine Werke in das Ausland verkauften. Der Geſchmack war bereits auf das Zierliche im bequemen, gemüthlichen Kleinbürgerlichen gerichtet. Auch war er zu ſchüchtern und blöde, um durch ſeine Perſon ſeine Leiſtungen geltend zu machen, ihm fehlte die Charlatanerie, welche er von berufenen Aerzten hätte lernen können. Er ſtarb in Noth und Sorge vor der Zeit.

Franz von Mieris,

Sohn eines wohlhabenden Goldſchmiedes in Delft, geboren 1635, geſtorben 1681. Er kam bei ſeiner Neigung zum Zeichnen zuerſt zu dem Glasmaler Abraham Toornevliet, einem guten Zeichner, ſpäter zu Gerhard Douw in die Lehre, welchen er bald in correcter Zeichnung, elegantem Vortrag und brillanter Farbe übertraf. Seine Gemälde ſind ſeltene Stücke in jeder Galerie.

Wer die Reize des holländiſchen „Ons begnoegen“ verſtehen lernen will, der hefte den Blick recht lange in ein Bild von Mieris, bis ihn daraus das heimlich „begnoegte“ Angeſicht des holländiſchen Genius anblinzelt. Wie zierlich und geſcheuert, blank geputzt und abgeſtäubt iſt Alles in den Gemächern, in welche hinein uns ein Blick vergönnt iſt, ſelbſt bis auf das „Quispeldorrtje“ und die Gipspfeife! In eine ſolche gemüthliche Heimlichkeit wollen wir hinein blicken. Hier ſitzt

der Trompeter nach der Parade.

Das ſaubere Zimmer iſt erhellt von dem vorderen Fenſter, vor den zwei andern ſind die Gardinen herabgelaſſen. Man ſieht auf dem Tiſche vor dem Fenſter den Bierkrug, das Stundenglas, die irdene Pfeife, Taback, das berühmte Quispeldorrtje und franzöſiſche Spielkarten. Der Inhaber des Zimmers, der Stabstrompeter, iſt von der Parade zurückgekommen. Ueber den zweiten Stuhl hat er ſeinen violetten, mit goldenen Franzen beſetzten Mantel gehängt und den Staatsdegen darangelehnt; in die andere Ecke gegenüber ſeine Trompete und den mit goldenen Knöpfen beſetzten Küraß geſtellt, ſich aber ſelbſt in ſeiner Hausmütze auf den Stuhl dem Fenſter gegenüber an die ſchmale Seite des Tiſches geſetzt, von welchem er ſorgſam den feinen, grünen Teppich zurückgeſtreift hat. Nun raucht er in gemüthlicher Ruhe ſeinen Taback und denkt mit ſtolzem Bewußtſein an die Figur, welche er bei der Parade geſpielt hat. Er hat die rechte Hand, welche noch den Handſchuh trägt, in die Seite und die Linke mit der geliebten Thonpfeife auf den Tiſch geſtemmt. So raucht er, ſo blickt er überſelig heraus. — Wo in der Welt iſt ein bedeutenderer Mann, als er? Er iſt ſich ſeines Werthes bewußt, aber dabei gut, wirklich gut, wenn er gehörig titulirt wird: „Herr Stabstrompeter!" Mit welcher unendlichen Sorgfalt iſt aber auch Alles an und bei ihm zur Erſcheinung gebracht! Selbſt auf der Diele kann man die Holzadern in den Brettern zählen, man ſieht die Fäden an dem Seidenzeuge, die Härchen am Sammt.

Vielleicht würde er gedemüthigt, wüßte er, daß der Maler faſt noch größere Mühe auf den

Keſſelflicker

verwendet hat. — Die Scene iſt vor einer Erbſchenke. Ueber der vorderen Wand und dem Hausthürbogen winkt der Arm des Schenkzeichens heraus. Bei der Hausthür hängen die obrigkeitlich-polizeilichen Verordnungen, auf welche beſonders ſtreng gehalten werden ſoll, z. B.

1) Keſſelflicker und anderes Geſindel werden ſofort arretirt und über die Grenze gebracht.

2) Knaben, welche bei dem Abfangen der Singvögel betroffen werden, haben Ruthenſtrafe zu verbüßen.

Gleich darunter ſitzt aber in ſüßer Gemüthsruhe der kleine Slavonier und Keſſelflicker und ſieht ſeinem Vater und Meiſter zu, welcher der vor ihm ſtehenden Scheuermagd ſein Urtheil über ihren Keſſel abgiebt. Er hält ihn gegen das Licht, ſo daß der Schein davon in ſein Geſicht fällt, als wäre es vom Trinken alkoholiſcher Flüſſigkeiten roth. Hinter der Magd haben zwei Jungen eine Grasmücke oder einen andern Singvogel in der Falle gefangen. Es iſt zu verwundern, daß ſich bei allen den ewig neuen Contraventionen die Polizei noch nicht todtgeärgert hat! —

Der Reichthum der kleinen Meiſterwerke Mieris' iſt ſo groß, daß man ſich Tage lang mit ihnen unterhalten kann.

Bald bemühen wir uns, die Novellenſcene zu errathen, welche zwiſchen dem liebeſchmachtenden Fräulein vor dem Tiſche mit der Laute und dem alten, vermittelnden Weibe hinter ihr ſpielt, — bald möchten wir dem Mädchen in dem mit weißem Pelzwerke beſetzten Kleide bei dem Papagei plaudern helfen, — bald wollen wir wieder dem alten Mütterchen in weißem Häubchen und rother Jacke am hölzernen Tiſche zuſehen, wie ſie in den Blumentopf ſorgſam einen Nelkenſtock pflanzt, bald wünſchen wir ihrem alten Hausherrn, der ſich bei der Tabackspfeife und der hölzernen Bierkanne „begnoegt“ hat, Geſellſchaft zu leiſten.

Mieris weiß mit ſeinen holländiſchen, ſauberen Lebensbildern uns immer von Neuem zu feſſeln. Man kehrt immer wieder zu ihm zurück.

Die Landſchaftsmalerei.

Die Natur erhielt erſt, wie die Undine im Märchen, eine Seele im Kampfe mit dem Geiſte des Chriſtenthums. Sie kam dadurch dem menſchlichen Gemüthe zuerſt, im Gegenüberſtehen zu demſelben, zum Bewußtſein. Ihre Seele, wie ſie ſich in den Gebilden der Gebirge und Flächen, in Pflanzen und Bäumen ausſprach, objectivirte ſich dadurch von ſelbſt in der Kunſt deſto ſiegreicher, je mehr die chriſtliche Transſcendenz darin unterging. So drängt ſich ſchon in die Gemälde der Venetianer die Gegend mächtig herein. Zugleich mit der Abſtumpfung der Konflicte des Gemüthes im pathologiſchen Leben gewann die Naturſeele für die Aeußerung ihrer Träumereien den lyriſch-muſicaliſchen Ausdruck in der Landſchaftsmalerei.

Die Landſchaftsmalerei und die Muſik haben eine gleiche Quelle, — das Traumleben der Natur, wo das Hiſtoriſche untergegangen iſt. In ihren letzten Wurzeln ſind Beide die ſinnlichſten Künſte in der unſchuldigſten Form.

Große Kunſtäſthetiker halten die Landſchaftsmalerei für die Blume des chriſtlichen Kunſtgemüthes; ſie wiſſen nicht, was ſie wollen. Die Seele der romaniſch-italieniſchen Natur jedoch hat Claude Gelée, genannt Lorrain, die hohe, nordiſche Natur Everdingen, die holländiſche Natur Jakob Ruisdael in der Kunſt zur Darſtellung gebracht.

Claude Gelée, genannt Lorrain,

welcher von 1600—1682 lebte.

Wer je in Italien einen Sonnenmorgen auf dem Wege durch das Thal von Fuligno nach Perugia, oder auf einem

Ausfluge von Tivoli aus zur blanduſiſchen Quelle, die Thäler des Teverone hinauf, erlebt hat oder ſich eines Auguſtabends an der Küſte von Sicilien erinnern kann, der kennt Claude Gelée; denn in ſeinen Landſchaften hat die Seele der italieniſchen Landſchaften ihren beſtimmteſten Ausdruck gefunden. Ihr Auge blickt uns daraus tief und klar mit ſonnigem Blicke an. Wunderbare Harmonie bei der größten Beſtimmtheit des Einzelnen herrſcht in ihnen mit claſſiſcher Ruhe. Sie ſind nur mit ſich ſelbſt, mit den ſchönſten, italieniſchen Gegenden zu vergleichen. Der Zauber ihrer Beleuchtung iſt unwiderſtehlich. Das Waſſer, „dieſes Auge der Landſchaft," in ihnen iſt tief, klar und bewegt. Es iſt das feuchte Element ſelbſt. Wir bewundern hier zwei ſeiner vorzüglichſten Gemälde:

Der Morgen.

Ein breitfließender Strom, welcher im Mittelgrunde ſich durch ein graſiges Felſenlager Bahn gebrochen hat und in Waſſerfällen zwiſchen den Blöcken, von welchen der größte mit Buſch und Baum, die andern mit Gras überwachſen ſind, herunterrauſcht, ſchimmert im Scheine der goldenen Vormittagsſonne. Am linken Ufer erblicken wir die Ruinen eines Tempels und dahinter die erſten Häuſer eines italieniſchen Ortes; weiter zurück in der Ferne liegt eine Stadt und eine vorübergehende, altrömiſche Waſſerleitung. Auf dem rechten Ufer zwiſchen reichen, ſchönen Baumgruppen ſieht man Joſeph und Maria mit dem Kinde auf der Flucht. Vorn eilt zu einer Quelle, welche aus einer Röhre herunterfließt, eine Viehheerde. Dort bläſt ein Hirte ſeiner Hirtin auf der Flöte vor, während ein zweites Mädchen, über die Quelle gebückt, aus dem Rohre Waſſer in den Krug laufen läßt. Welcher Himmel, welche Erde! Man ſieht, ja man wähnt das Waſſer rauſchen zu hören. Wie waſſerfriſch, wie erquickend iſt es an dem Fluſſe mit den ſilbergeſäumten Wellen ſelbſt noch bei der begonnenen Hitze des vorrückenden Tages! Eine unendliche, ſüße, ſchwelgende Heiterkeit ruht über dem lachenden Bilde! Es iſt eine Virgil'ſche Ecloge, vor welcher die chriſtliche Mythe in der Ferne entflieht, indem ſie dem alten Pan Raum macht.

Später Nachmittag.

Wir ſtehen an der Küſte von Sicilien und blicken hinaus in das unendliche Meer, deſſen Ferne noch geheimnißvoller wird durch eine dort emporragende Inſel; rechts ſteigen Felſenwände empor, an welchen die Wellen ſich ſpielend zu üben ſcheinen, dahintervor ſieht eine Stadt und oben herein der Gipfel des Aetna. Im Weſten ſinkt die Sonne in das Meer, welches bei ihrem Scheideblicke zu dunkeln beginnt. Am Ufer unter einem Zelte ſcherzen Acis und Galathea mit einander, während Polyphem auf dem Felſen, umgeben von der Heerde, die Flöte bläſt. Weich und warm wogt das Meer, es leuchten die Schlagſchatten der Felſen. Duftig glühen der Himmel und das ſich kräuſelnde Meer.

Man kann bei dem Anblick eines ſolchen Bildes in ein ſüßes, muſikaliſches Dahinträumen gerathen, aus welchem ſcheu, leiſe und lächelnd die ſchaumgeborne Göttin mit den ewig jungen Reizen emportaucht, herz- und ſinnbeſtrickend.

Das iſt die Seele der romaniſchen Welt! — Wieviel düſterer ſpricht ſich die nordiſch-ſcandinaviſche aus in

Aldert von Everdingen.

Er war zu Alcmaer 1621 geboren und ſtarb 1675. Er iſt ausgezeichnet groß als Maler ſtürmender Meere, toſender Waſſerfälle und friedlicher Fichtenwaldungen, von Sonnenlichtern durchſtreift mit Durchblicken in die Ferne. Seine Studien machte er am baltiſchen Meere. Wir finden hier von ihm eins ſeiner größten Bilder:

Der Waſſerfall.

Der Hintergrund iſt geheimnißvoll von Föhrenwald und Felſen geſchloſſen. Ein toſender Waſſerfall hat ſich felſenzerſprengend Bahn gebrochen. Mächtige Blöcke mit zerſplitterten Baumſtämmen ſind mitten im Strudel abgelagert. Der Strom kommt zwiſchen einem Felſen herunter, auf deſſen einer Seite oben ein Blockhaus romantiſch hinausgebaut iſt. Ein ſchwankender Weg geht über eine Kluft, und darauf wandeln Bewohner des Hauſes theils hinüber, theils herüber. Friedlich hat ſich unten auf dem Felſen am Waſſer eine Ziegenheerde gelagert, und oben hinter Ahornbäumen blickt der Thurm mit der Glocke aus dem nahen Dorfe.

Welche Contraſte und welche Poeſie! — es iſt ſcandinaviſches Gemüth!

Näher tritt dem Norddeutſchen der vielleicht größere Landſchaftsmaler

Jacob Ruisdael,

in Harlem 1635 geboren und 1670 geſtorben.

Seine Bilder, die Natur in den Gegenden der Nordſeeküſte und niederdeutſches Gemüth fallen in Eins zuſammen. Ein tiefes, melancholiſches Naturgefühl iſt der Grundton ſeiner Gemälde. Wie ſich dieſes Gemüth gern von der Ferne abzieht, um ſich in ſich ſelbſt zu verſenken, ſo verſchließen ſich auch die Hintergründe in ſeinen Bildern durch Baumpartieen und genügen ſich ſelbſt in träumeriſcher Einſamkeit und im Walddunkel bei dem monotonen Rauſchen der Bäche und Waſſerfälle. Zuweilen leuchtet kaum noch das Tageslicht aus dem wolkenverhüllten Himmel herein in das unheimliche, dunkle Waſſer und die düſtere Waldung. Wer traurig, der iſt bald allein. Dieſe Melancholie ſteigert ſich noch durch die Naturwahrheit jedes Einzelnen im Bilde und durch den kräftigen und friſchen Ton, in welchem die Bilder gehalten ſind.

Bewundert wird vor Allen ſein

Judenkirchhof.

Ein Gewitter zieht wolkenquirlend am Himmel vorüber; die Sonne, hinter Wolken und Bäumen ſich verbergend, ſendet einen ſterbenden Blick auf einen Judenkirchhof bei den Ruinen eines alten Gebäudes. Der Kirchhof wird von einem wilden Waldbache durchſchnitten, welcher über Steinblöcke herunter im Vordergrunde einen Waſſerfall bildet. Ein knorriger Baumſtrunk iſt vom Ufer in die Wellen geſtürzt und ſteht darin mit zwei rieſigen, rauhen Beinen. Der Stamm, von dem ihn der Blitz herabgeſchmettert hat, ſteht weiter zurück über dem Waſſerfalle. Unfern davon ſteht ein zweiter verdorrter Baum, wie von Alter und Gram gebeugt, die dürren Arme zum gewitternächtigen Himmel emporſtreckend. So ſehen wir hier Iſrael und Juda bei einander. In der Mitte des Kirchhofes ſteht ein weißes, ſteinernes Grabmonument, deſſen Vorderſeite vom matten Tageslichte beſtrahlt wird, in weißbläulichem Scheine. Ringsumher iſt Verwüſtung, und Todesruhe nach ihr; nur der ewige Wanderer, der Gießbach, geht dazwiſchen durch, ruhelos, raſtlos.

Die Jagd.

Vor uns liegt ein klarer Spiegel eines breiten, ſeichten Waſſers mit darin und daranſtehenden und ſich ſpiegelnden Bächen und Pflanzen, mitten im Walde. Die Morgenſonne bricht durch die kräuſelnden Wolken, welche man im Waſſerſpiegel vorüberziehen ſieht. Eine Hirſchjagd geht durch Wald und Waſſer hindurch, deren Figuren van der Velde gemalt, jedoch dadurch die Poeſie der Ruysdael'ſchen Waldeinſamkeit geſtört hat. Friedlich zur Tränke hereinſchreitende Rehe würden entſprechender geweſen ſein.

Die einſame Fichte

am rauſchenden Waldbache dieſſeits, eine einſame Hütte jenſeits. Auch hier iſt der Hintergrund abgeſchloſſen. So finden wir hier, wie in allen übrigen Bildern des großen Meiſters das träumeriſch in ſich ſelbſt verſenkte Gemüth in der Waldeinſamkeit. Ihre Poeſie hat nur er ſo ganz empfunden und wiedergegeben. Seine Bilder machen den ſo friſchen und doch träumeriſchen Eindruck eines durch den Wald austönenden Waldhorns, begleitet vom Toſen der Waldbäche, indem obenhin die Wolken ziehen.

In dieſem Sinne wird man alle ſeine übrigen Gemälde verſtehen, welche hier und anderwärts dem Auge begegnen.

So haben wir das Buch mit der Bilderſchrift langer Jahrhunderte durchblättert und aus ihr die wahre Geſchichte geleſen. Novalis beſchreibt eine Viſion, in welcher er vor der Gottheit der Wahrheit die Geſchichte und die Fabel ſtehen ſieht; die Gottheit prüft die Wahrheit derſelben, indem ſie die Blätter, welche von Beiden ihr abwechſelnd gereicht werden, in die Flüſſigkeit einer Urne taucht. Die ſtolze Geſchichte erhält ihre Blätter reingewaſchen wieder zurück, denn kein Wort beſtand die Probe, nur die Schriften der Fabel kommen aus der Urne in farbigglühenden Bilderſchriften wieder heraus; denn dieſe Bilderſchriften ſind die wahre Geſchichte.

Ueber Goethe's Fauſt.

Eine dramaturgiſche Abhandlung.

(1845.)

Wir treten an das geheimnißvollſte Werk hinan, welches nur je gedichtet worden iſt. Die Commentare, welche darüber geſchrieben worden ſind und dennoch Nichts erklären, machen eine Bibliothek aus.

Goethe hat dieſes Werk nicht ſowohl mit künſtleriſchem Bewußtſein, als vielmehr aus ſeinem unmittelbaren Gefühlsleben heraus entſtehen laſſen, ſo daß es faſt zur Erſcheinung gekommen iſt, wie ein Cyklus dialogiſcher Balladen, untermiſcht mit lyriſchen Monologen, welche zuſammen zwar einen Fortſchritt der Handlung haben, jedoch mit Hinweglaſſung der vermittelnden Zwiſchenglieder. Wir wollen jedoch das Gedicht plaſtiſch reproduciren. Soll dem darſtellenden Künſtler die Darſtellung der ihm dabei zugetheilten Rolle gelingen, ſo muß er das Kunſtwerk ſelbſt bis in die feinſte Faſer ſich zum Verſtändniß gebracht haben.

Geſtaltet er ſeine Rolle aus dieſem Verſtändniß heraus, ohne rechts oder links zu ſehen, frei von der Knechtſchaft des Hergebrachten und Ueberlieferten, ſo wird er eben ein freies Kunſtwerk liefern. Wie bringen wir uns aber zum Verſtändniſſe dieſes Werkes? — — Ich meine dadurch, daß wir die Mühe nicht ſcheuen, dieſes Gedicht bis auf das Geſetz zu verfolgen, aus welchem es ſich im Gemüthe des Dichters kryſtalliſirt hat. Der Stoff der Tragödie iſt eine Mythe, und zwar die modernſte. Die Mythe entſteht aber durch eine im Geſammtgemüthe einer Weltperiode vor ſich gehende Auflöſung der wirklichen Geſchichte mit Verflüchtigung der geſchichtlichen Realität in das Ideale, indem ſich aus dieſem eine neue Wirklichkeit, die der Poeſie, herausgeſtaltet. So hat das poetiſche Gemüth im Mittelalter die Weltperiode der Völkerwanderung ihrer realen Begebenheiten entkleidet, jedoch aus der Idee, welche darin ſich herausgelebt hatte, eine neue poetiſche Wirklichkeit — das Nibelungenlied gedichtet.

In dieſem Sinn kann man ſagen: die Weltgeſchichte lebt ein doppeltes Leben, ein gemeinirdiſches und vergängliches in den realen Begebenheiten, und nach dem Verlauf und Abſchluß derſelben, ein freies, ideales Leben in der Poeſie.

Die Mythe iſt daher die Seele der Weltgeſchichte in einer beſtimmten Weltperiode, welche ſich in dem verklärten Leib der Volkspoeſie kryſtalliſirt hat.

Da wir beſtimmte Geſetze in der Weltgeſchichte ſelbſt entdeckt haben, nach welchen ſie ihr Seelenleben in den auf einander folgenden Zeiten und Menſchen herausbildet, ſo begreifen wir leicht, daß ſie ein organiſches Ganzes iſt.

Wir ſehen zugleich ein, daß der poetiſche Geiſt auf einem Höhenpunkte der Geſchichte nicht nur in die Vergangenheit, ſondern auch prophetiſch in die Zukunft blicken muß, da in der Gegenwart zugleich der Auslauf der Vergangenheit und der Beginn der Zukunft enthalten iſt.

Eine ſolche prophetiſche Anſchauung des Eintritts einer neuen, weltumfaſſenden Entwickelung in der Weltgeſchichte auf dem Höhenpunkte einer vollendeten Weltperiode, ſpricht ſich in der alten Welt bei den Hellenen in der Mythe vom Prometheus aus, welcher zur Strafe, daß er Menſchen gebildet und ſie mit himmliſchem Feuer belebt hatte, von den Göttern an den Felſen geſchmiedet, dort den Untergang der alten Götterwelt prophezeite, denn in dem bildenden Prometheus kam den Hellenen ihre eigene Aufgabe: die göttlich ſchaffenden Gewalten der Natur zu ihrer ideal vollendeten Erſcheinung in der Menſchengeſtalt durch die Kunſt zu bringen, — zum Bewußtſein, in welchem die alte Welt ihr Geſetz erfüllt hatte, mithin dem Tode verfallen war. Prometheus iſt der Fauſt der alten Welt. — Inwieſern liegt nun in Goethe's Fauſt ein zu poetiſchen Geſtalten concentrirtes Weltalter? — Kann dieſes ja nur das chriſtliche Mittelalter in ſeiner Selbſtüberwindung ſein, ſo müſſen wir auch dieſes zunächſt zu erkennen ſuchen.

Die Naturreligion in ihrer Verklärung bei den alten Hellenen war eingeſchloſſen in dem Dieſſeits, in der Welt der Endlichkeit, welche ſelbſt ihre Götter in ſich faßte; hinter dieſer Welt walteten die geſtaltloſen Moiren, welche das Bewußtſein der Natur ſelbſt repräſentirten, indem ſie das Maß für jede Erſcheinung, das phyſiſche und moraliſche, gaben.

Da jedes Ueberſchreiten ihres heiligen Maßes ſich an dem Uebertreter von ſelbſt rächte, indem es ihn aus der Welt der Erſcheinung ausſtieß, ſo wurden die Moiren zugleich zu Schickſalsgöttinnen. Ohne dieſen Gedanken feſtzuhalten, verſteht man nicht die alte Tragödie, wie ſie denn auch redlich mißverſtanden iſt, indem man wähnte, daß darin ein blinder Fanatismus walte.

Die Welt der Erſcheinung hat es daher nur mit dem dieſſeitigen Menſchen zu thun, — er iſt ein Wirkliches nur, ſo lange er lebt, hinter dem Tode liegt das weſenloſe Schattenreich.

Dieſe rein ſinnliche Exiſtenz mußte, wie alles Sinnliche, in den Cultus der leiblichen Schönheit aufgehen. Dieſer erhielt ſeine höchſte Vollendung in der Darſtellung der idealen

Schönheit bei den Hellenen. Als dieſes Princip ſich vollendet ausgeſprochen hatte, mußte es von ſelbſt in ſeinen Gegenſatz umſchlagen, welcher das Diesſeits in der Welt der Erſcheinung als das Weſenloſe, und ein Leben nach dem Tode im jenſeitigen Himmelreich — die Unſterblichkeit der Seele — als das Weſentliche erſcheinen ließ. Dieſer Gegenſatz war das Chriſtenthum, vor welchem die alte Welt mit ihren Göttern zu Grunde ging. Der ſinnliche Menſch war nun der ſündige zugleich, denn die Welt der Sinnlichkeit wurde die des Widerſachers Gottes, des Teufels, ſelbſt Frau Venus wurde eine Teufelin, wie die ganze alte Welt und die Natur nur als eine Teufelei betrachtet wurde, von welcher wir durch Chriſti Tod und Kaſteiung des Fleiſches erlöſ't werden konnten. An dieſem Werke der Erlöſung arbeitete das ganze Mittelalter; der Kampf war um ſo entſetzlicher, da jeder Menſch in ſich ſelbſt einen Engel und einen Teufel, den Geiſt der Ueberſinnlichkeit und den Teufel der ſinnlichen Natur, hatte, welche mit einander um das Herz des Menſchen ſtritten. Nachdem das Mittelalter, in ſeinem Glaubensfanatismus ſich ſelbſt überbietend, die europäiſche Clauſur durchbrochen und ſich über Aſien in den Kreuzzügen ergoſſen hatte, wurde es auf ſeinem Höhenpunkt vom Zweifel überraſcht, die Anſpannung des Fanatismus des religiöſen Geiſtes ließ nach und die Creatur im Menſchen begann nach der Rechtmäßigkeit ihrer Unterdrückung zu fragen. Dieſer Wendepunkt der Geſchichte hat ſeine poetiſche Verklärung erhalten durch Leſſing in „Nathan der Weiſe“. Jener humaniſtiſchen Idee kamen gar bald in Florenz bei den Mediceern das neuerweckte Studium der griechiſchen Dichter und Philoſophen zu Hülfe; und ſo begann der Kampf der neuen Zeit, welcher bis zu dieſem Tage fortwährt. —

Dieſer Kampf zwiſchen dem chriſtlichen Geiſte und dem Teufel der Sinnlichkeit ſtellt ſich in der Mythe von Fauſt, und ſo in der vorliegenden Tragödie äußerlich dar. Wir dürfen daher nie vergeſſen, daß die beiden Hauptgeſtalten dieſer Tragödie, Fauſt und Mephiſtopheles, eigentlich nur ein in zwei Hälften zerriſſener Menſch ſind. Mephiſtopheles, welcher ja auch erſt als Pudel erſcheint, ſtellt das gegen den Geiſt und ſeine Ueberſchwänglichkeit gerichtete Menſchenthier in der Bruſt Fauſt's ſelbſt dar. Er wird daher in der äußeren Erſcheinung die Idee einer Doppelgängerei verwirklichen müſſen, wenn auch nüancirt. Sie müſſen wie zwei Brüder erſcheinen, von welchen einer ſich verſenkt hat in den feinſten Geiſtesſpeculationen, der andere aber der materiellen Lebensſeite mit Luſt an ihrer Gemeinheit ſich hingegeben hat. Sie müſſen ſich ſelbſt in Tracht und Manieren ähneln.

Die Darſteller dieſer Rollen müſſen ſich hier mit einander genau verſtändigen. Wenn z. B. Fauſt Roth trägt, muß Mephiſtopheles Orange tragen — wenn jener Weiß, dieſer Aſchgrau. Wo Mephiſtopheles zuerſt als Scholaſticus hinter dem Ofen hervortritt, muß er Fauſt faſt zum Verwechſeln ähnlich ſein. Er iſt hier ſelbſt noch, wie Fauſt, ein ſcholaſtiſcher Philoſoph, welcher über ſich, die Nachtſeite von Fauſt, tiefſinnig reflectirt.

Fauſt und Mephiſtopheles emancipiren ſich gegenſeitig von der ſophiſtiſchen Denkerei im Lebensgenuß.

Wenden wir uns nun zur Tragödie ſelbſt! —

Fauſt iſt mit ſeiner Welt — der mittelalterlich chriſtlichen — mit ihrer Philoſophie, Juriſterei, Medicin und leider auch Theologie ganz zerfallen. Er wollte wiſſen, wo man nur glauben ſoll. Die Ueberſinnlichkeit des Glaubens hatte ihn zur Ueberſinnlichkeit der Speculation geführt, ohne ſeinen Durſt nach Wiſſen ~~zu~~ ſtillen zu können. Die Fittige ſeines Geiſtes ſind in der luftleeren Region der Ueberſinnlichkeit gelähmt, er hat die menſchlichen Kräfte überboten; die ſinnliche Welt macht auf ihn das Geſetz der Schwere geltend und zieht ihn wieder in ihre Atmoſphäre. Der Darſteller muß hier, wo blos Gemüthsſtimmungen ohne hervorſtehende Affecte ſich vortragen, ruhig ſprechen und nur die verſchiedenen Empfindungen anklingen laſſen. Es iſt eine melancholiſche Grübelei, wechſelnd zwiſchen ſchwermüthigem Gram und geheimem Entzücken, welches wieder in nagenden Unmuth umſchlägt und ſich bis zum Selbſtmorde ſteigert.

Die Tragödie beginnt, wo ſich Fauſt, wie ein müder Adler, von der Jagd der ſpeculirenden Gedanken abwendet und darauf reſignirt von den Worten

„Habe nun, ach, Philoſophie“

bis

„Und thu' nicht mehr in Worten kramen.“ Er ſehnt ſich nach dem Erdenleben zuerſt mit ſchwärmeriſcher Sehnſucht nach dem Monde und freier Luft auf den Bergen, — ſeine Phantaſie belebt ihm die Gegend, bald aber und gramvoll merkt er, daß er noch in ſeiner Studirſtube, wie in einem Gefängniſſe, ſtecke. Und nun fragt er: warum? dieſes Warum?, welches die ganze Revolution der neueren Zeit in ſich ſchließt.

Er antwortet ſich ſelbſt:

„Statt der lebendigen Natur
Da Gott die Menſchen ſchuf hinein,
Umgiebt in Rauch und Moder nur
Dich Thiergeripp' und Todtenbein.“

So nähert er ſich immer mehr dem ſinnlich creatürlichen Leben, — zuerſt noch auf dem Wege der Naturwiſſenſchaft, welche ihm mit Magie gleichbedeutend iſt. Er verſenkt ſich in ihr ganz in die Wonne des Makrokosmus, der Natur im Großen und Ganzen. —

„Ha, welche Wonne fließt in dieſem Blick
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen!
Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück
Neu glühend mir durch Nerv und Adern rinnen."

Und doch iſt ihm dieſe Betrachtung der Natur und ihr Wirken von Außen hinein durch das Guckkaſtenglas der Wiſſenſchaft nur ein Schauſpiel. Es drängt ihn, ſelbſt darin zu ſein, das Naturleben ſelbſt mitzufühlen:

„Wo faſſ' ich dich, unendliche Natur,
Euch Brüſte, wo? Ihr Quellen alles Lebens?"

So zieht's ihn von ſelbſt zu der Natur im Erdleben zurück — zum Erdgeiſte —

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!
Du Geiſt der Erde biſt mir näher;
Schon fühl' ich meine Kräfte höher —
Schon glüh' ich, wie von neuem Wein!" —

Da erſcheint ihm der Erdgeiſt, — wie einſt Jupiter der Semele erſchien, — Fauſt kann die Erſcheinung des Geiſtes nicht ertragen, doch ſucht er ſich ihm gleich zu ſtellen — er, der ſinnliche Menſch dem ſinnlichen Weſen. Die Natur hat aber, wie oben gedacht iſt, kein anderes Bewußtſein, als das ihrer Erſcheinung, ſie iſt der in der wechſelnden Form gebundene, mithin unfreie Geiſt, und nur der freie Geiſt kann ſich ſelbſt begreifen im Bewußtſein des Menſchen:

„Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt,
Nicht mir!" —

Der Erdgeiſt verſchwindet und der Geiſt, den Fauſt begreifen kann, weil er ihm als ſeinesgleichen gegenüberſteht, dem er mithin ähnlich iſt,

Famulus Wagner

tritt auf, dieſe im gelehrten Pedantismus ausgetrocknete Natur, oder, wie ihn Fauſt ſelbſt ſchildert, dieſer trockene Schleicher. In Wagner tritt Fauſt gegenüber die verkommene Speculation, die allen Nervenſaft und die Theilnahme am realen Daſein aufgezehrt hat, — mit einem Worte: der in einer Perſon abgeſchloſſene Geiſteszuſtand, welchen er ſelbſt ſchon theoretiſch überſprungen hat und mithin begreifen kann.

Hier muß Fauſt glühend und ſchwungvoll ſprechen, dagegen Wagner näſelnd, — trocken, wie er ſelbſt iſt. Die Contraſte müſſen hier bedeutend hervorgehoben werden. Fauſt beſitzt ja eben den Schwung in Daſein und Rede, den Wagner in der Lehre der Declamation als etwas äußerlich zu Erlernendes ſucht. Da Goethe in dieſer Scene mit Wagner ſich ſelbſt in Fauſt ſubjectiv darſtellt, ſo dürfen wir es wagen, Goethe's Manier und Redeweiſe hier in Fauſt objectiv hinzuſtellen. Wir ſind gewohnt, uns Goethe mit auf dem Rücken liegenden Händen und vortretender Bruſt zu denken; ſo ſtehe hier Fauſt auch dem Famulus gegenüber, zumal bei der Stelle:

„Such' Er den redlichen Gewinn"
— — u. ſ. w.

Wenn ſpäter Mephiſtopheles, den ſchon die Mythe einen Affen Gottes nennt, Fauſt's Weiſe hier und dort nachäffend durchſcheinen läßt, ſo findet er hier einen Anhaltspunkt.

Der Famulus geht und Fauſt iſt wieder allein, nun doppelt allein; — er ſucht einen neuen Inhalt für die verneinte abſtracte Gedankenwelt, welche er nicht finden kann, ſo lange er ſelbſt noch mitten in der Verneinung, in der Auflöſung aller Zuſtände ſteckt, in denen er mit ſeiner Welt befangen iſt. Ihm bleibt daher nur noch die äußerſte Verneinung des Lebens übrig, — der Selbſtmord. Mit tiefſter Wehmuth der verdüſterten Seele geht er über auf die Rede:

„Ich grüße dich, du einzige Phiole“ u. ſ. w.

Er will die Schranken des Lebens aber nicht durchbrechen, um ſich ſelbſt zu vernichten, ſondern eben der unendlichen Freiheit wegen, hinter den Schranken der Endlichkeit:

— — „Ich fühle mich bereit,
Auf neuer Bahn den Aether zu durchdringen
Zu neuen Sphären reiner Thätigkeit,
Dies hohe Leben, dieſe Götterwelt!“

Mit allen Zweifeln iſt er dennoch der Menſch des Jenſeits, — mithin der chriſtliche Menſch. Er ſchaudert vor dem Selbſtmord zurück, obſchon er ſich Muth einſpricht:

„Zu dieſem Schritt ſich heiter zu entſchließen,
Und wär' es mit Gefahr, in Nichts dahinzufließen.“

Eben weil ihm aber der heidniſch-entſchloſſene Muth zum Selbſtmorde mangelt, findet in ihm Raum die Erinnerung an das Leben hinter ihm, und zuletzt an ſeine chriſtliche Jugend, und mit dieſer Erinnerung dringt mit Glockenklang und Chorgeſang das Chriſtenthum am Oſtertage in ſeine Seele:

„Chriſt iſt erſtanden!“

Und nun ſinkt Fauſt zum letzten Mal der alten chriſtlichen Welt an das Herz, wie zum ewigen Abſchiede, bis

Thränen aus ſeinen Augen brechen und der Ausruf aus ſeinem Herzen:

„Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!“

Im Oſterfeſte feiert zugleich die Natur ihr Wiedererwachen mit allen ſinnlichen Einflüſſen, welche ſie auf alle Creaturen hat. Fauſt's Sinnengefühl erſtarkt daran; — der verſuchte Selbſtmord war zwar nicht leiblich, doch geiſtig vollbracht. Er hat in der verhängnißvollen Oſternacht wirklich den alten, chriſtlichen Fauſt umgebracht, die Oſterlieder waren ſeine Grablieder, oder mit anderen Worten: die Verneinung des fleiſchabtödtenden Chriſtenthums gewinnt eine eigene Exiſtenz in dem Erwachen des chaotiſch-thieriſchen Elements in ihm. Er fühlt nun ſelbſt:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt:
Die eine will ſich von der andern trennen,
Die eine hält in derber Liebesluſt
Sich an die Welt mit klammernden Organen,
Die and're hebt gewaltſam ſich vom Duſt
Zu den Gefilden hoher Ahnen.“

Und dieſe Seelen trennen ſich in ihm wirklich, um den Kampf mit einander vor unſeren Augen zu beginnen. Was in dem Theater ſeines Innern vorgeht, ſehen wir im Aeußern: als ein eigenes Weſen kreiſt vor und um ihn die Thierſeele in der Geſtalt eines Pudels, den er an ſich lockt und mit heimnimmt.

Daß der Dichter dieſes Weſen nun mit allen Zuthaten der Mythe vom Teufel aufputzt, der freilich immer der Teufel der Sinnlichkeit bleiben muß (auch ſelbſt ſpäter im zweiten Theile des Fauſt in Verbindung mit der Helena ſteht und im helleniſchen Alterthum ſo gut Beſcheid weiß), verſteht ſich von ſelbſt. Der Darſteller dieſer Rolle muß ſich nicht, wie Seidelmann gethan, vom mythiſchen Teufel irren laſſen; er wird aber auch kein vermittelndes Princip eintreten laſſen, d. h. keinen abgedämpften Teufel, ſondern die perſönlich gewordene Nachtſeite der Seele Fauſt's in derſelben Weiſe zur Erſcheinung bringen, wie der Dichter ſelbſt gethan hat. Es wird ein feiner Cavalier, urſprünglich von choleriſchem Temperament, zum Vorſchein kommen; er muß den Eindruck auf die Seele machen, den eine in ſchönen Bewegungen ſich ringelnde Schlange hervorbringt, welcher ſich jedoch da bis zum Entſetzen ſteigert, wo das Thierweſen gereizt aus den ſchönen Formen in der urſprünglichen Gemüthshäßlichkeit hervorſpringt.

Wir ſehen Fauſt am Oſterabend wieder in ſeinem Studirzimmer. Die wilden Triebe haben ſich erſchöpft. Die Vernunft fängt in ihm wieder an zu ſprechen, die Hoffnung wieder an zu blühen — er ſehnt ſich „nach des Lebens Bächen, ach, nach des Lebens Quelle“ hin. Doch nur auf kurze Zeit!

„Aber, ach! ſchon fühl' ich bei dem beſten Willen
Befriedigung nicht mehr aus dem Buſen quillen.
Aber warum muß der Strom ſo bald verſiegen
Und wir wieder im Durſte liegen?“

Er ſucht dieſe Sehnſucht zu befriedigen im Leſen des neuen Teſtaments, er geht an die Exegeſe des Evangeliſten Johannes. Das gemeinſinnliche Pudelweſen knurrt dagegen an. Bald erkennt der Exeget, daß eine Teufelei hinter dem Pudel ſteckt. Er beſchwört ihn. Das antichriſtliche Element, die creatürliche, ſinnliche Verneinung des Spiritualismus, Fauſt's Doppelgänger — Mephiſtopheles — erſcheint.

Ein ſolches teufliſches Thier trägt jeder Menſch in ſich.

Jemehr es von der Satzung gemißhandelt war, deſto entſchloſſener macht es ſich geltend; denn der Menſch iſt einmal nicht allein Geiſt, ſondern auch Thier. Soll das letztere dem erſteren dienen, ſo muß es eben vernünftig behandelt werden. Reiter und Roß ſind ein Weſen, ſo lange der Reiter es in der Gewalt hat, — will er es mißhandeln, ſo ſind es bald zwei Weſen. Das freigewordene Thierweſen will nur das Schrankenloſe, ſeinen Thierverſtand gebraucht es nur, um alle und jede Schranke zu verſpotten, und alles Höhere in ſeiner Gebundenheit zu verhöhnen, weil dieſes nur in der Form erſcheinen kann, mithin in der Begrenzung, welche es ja ſelbſt überſprungen hat. Sein Princip iſt daher die Verneinung, die Zerſtörung und der Genuß darin. Weil aber das ganze natürliche und geiſtige Daſein ſich im Conflicte von Gegenſätzen bewegt, aus welchen ſich von ſelbſt das Leben emporſteigert, ſo verfällt dieſer verneinende Geiſt wieder dem höheren Weltgeſetze, welches aus der Zerſtörung neues Leben entſtehen läßt, ſo daß mit Gram und Befangenheit Mephiſtopheles geſtehen muß, er ſei:

— — „ein Theil von jener Kraft,
Die ſtets das Böſe will und ſtets das Gute ſchafft.“

Fauſt verſteht dieſe Antwort nicht, das iſt Mephiſtopheles genug, um ſich wieder in ſeinem Elemente geltend zu machen:

„Ich bin der Geiſt, der ſtets verneint!
Und das mit Recht; denn Alles, was entſteht,
Iſt werth, daß es zu Grunde geht.“

Weil das Geſetz- und Schrankenloſe das Chaos ſelbſt iſt, ſo erklärt er ſich für einen Theil davon. Fauſt ſetzt ihm die Vernunft entgegen, aber dieſe mangelt ja dem

Sohne des Chaos, — er hat nur eben den gemeinen Verſtand bis zur Kraft der Zerſtörung.

Mephiſtopheles ſucht ſich lieber davon zu machen. Wie beſchränkt aber die verneinende Unvernunft iſt, zeigt ſich gleich, indem Mephiſtopheles vor dem Pentagramma bei der Thürſchwelle, in welchem ſich die formale Vernunft der Mathematik ausſpricht, zurückweichen muß und nicht eher hinaus kann, bis die Geiſter der ſinnlichen Natur Fauſt in Schlaf gelullt und die herbeigelockte Ratte das Pentagramma zernagt hat. Die Beſchwörung derſelben muß ſich als eine Parodie zu der des Pudels vorher darſtellen in Verhöhnung der dabei von Fauſt zum Beſten gegebenen Manier.

Nun kann Mephiſtopheles entwiſchen. Fauſt erwacht und wähnt geträumt zu haben, — ſo iſt es auch — er hatte ſich nur dualiſtiſch mit dem chaotiſchen Element ſeines eigenen Selbſts unterhalten, welches nur uns, den Zuſchauern, ſich perſönlich und äußerlich dargeſtellt hat, denn Mephiſtopheles iſt einmal und immer die Nachtſeite der menſchlichen, und hier im Beſondern die der Fauſtiſchen Natur.

Während Fauſt ſchlafend zurückbleibt, wiederholt ſich ein Satz der einlullenden Muſik, ſo daß der Darſteller des Mephiſtopheles Zeit zur Umkleidung gewinnt. Er mag unter der Robe des Scholaſticus bereits das Cavaliercoſtüm tragen, damit er bald mit der neuen Maske fertig iſt. Daſſelbe gilt ſpäter von dem Darſteller Fauſt's.

So verſteht es ſich von ſelbſt, daß Mephiſtopheles wieder ungerufen bei Fauſt ſich einfindet, als der aufgeſchmückte Geiſt der Sinnlichkeit, gewiſſermaßen als verzerrtes Spiegelbild von der Figur, welche bald darauf Fauſt ſelbſt macht. Wie denn Mephiſtopheles auch den Rath giebt, welchen Fauſt auch befolgt:

„Im rothen, goldverbrämten Kleide,
Das Mäntelchen von ſtarrer Seide,
Die Hahnenfeder auf dem Hut,
Mit einem langen, ſpitzen Degen,
Und rathe dir nun kurz und gut,
Dergleichen gleichfalls anzulegen.“

Es muß hier Fauſt's Doppelgänger der Vorläufer der ſpätern Erſcheinung deſſelben ſein. Wir dürfen uns von der Tradition der Darſtellung der beiden Charaktere bei anderen Bühnen nicht verführen laſſen, hier, wo mitten aus dem Geiſte des Gedichtes die Darſtellung, wenn auch in neuer Form, verſucht werden ſoll.

Das teufliſche Element des Mephiſtopheles liegt mehr in dem, was er ſpricht, als in einer ſcheußlichen Erſcheinung. Je geformter dieſe iſt, wie bei der Schlange, dem Tiger, deſto wahrer, deſto gefährlicher iſt ſie. Mephiſtopheles erſcheine daher als Hofcavalier — fein, boshaft und immer humoriſtiſch, keck aufgeräumt; denn der Humor räumt eben in der Welt auf. Wie kommt aber Mephiſtopheles zum Humor? —

Vor der Antwort eine andere Frage: was iſt Humor? Dasjenige, was feucht und flüſſig iſt, wie Luft oder Waſſer, iſt Humor im eigentlichen Wortſinn; die Gemüthsart des Menſchen, welche gelaunt iſt, alles Gegenſtändliche in ſeiner Idee zum willkürlichen Verbrauche flüſſig zu machen und in Nichts zu verflüchtigen, um in dieſer ſubjectiven Thätigkeit das eigene Ich und ſeine phantaſtiſche Allmacht, der Welt der Gegenſtände gegenüber, zu genießen, nennt man aber auch Humor. Es iſt eine Taſchenſpielerei der Phantaſie im Dienſte der Gemüthswillkür. Da dies aber immer ein negatives Vergnügen bleibt, ſo erklärt ſich das unheimliche Gefühl, welches damit verbunden iſt, mag es nun in ſüßer Melancholie, oder in Selbſtironie, oder ſonſt mit einem der tauſend Mittel, welche der Humor für ſich gebraucht, ſich darſtellen. Der Humor tritt auch erſt dann in der Literatur ein, wo die feſten Lebensformen einer Weltperiode flüſſig werden, wie alte, metallene Geſchirre in dem Schmelzofen des Bildergießers, um in neue Formen umgegoſſen zu werden.

Um ein Beiſpiel der humoriſtiſchen Operation aus unſerem Gedichte ſelbſt zu geben, verwandelt der Humor des Mephiſtopheles den Tiſch in Auerbach's Keller in ein Weinfaß ganz anſchaulich, denn wenn Holz, wie die Rebe iſt, weiche Früchte, Weintrauben bringen kann, ja ſogar der Ziegenbock aus Fleiſch und Blut harte Hörner, warum nicht umgekehrt der feſte Tiſch die Flüſſigkeit des Weins? Und warum können die Naſen der Weintrinker nicht rothe Weintrauben werden? — So beruht der Humor in der Laune der Willkür des übermüthigen Subjects; — und Mephiſtopheles iſt dieſes immer; er iſt in der That ein luſtiger Teufel bei aller ſeiner Gefährlichkeit. Denn er iſt ja die Luſt an der Verneinung des Daſeins ſelbſt. Je friſcher und genialer der Darſteller dabei zu Werke geht, deſto beſſer wird er dieſen Charakter zur Erſcheinung bringen.

So ſieht jetzt Fauſt ſein anderes Ich vor ſich ſtehen, das Spiegelbild von dem, was er ſelbſt ſein möchte — ein fertiger Weltmann. Fauſt ſehnt ſich nach dem realen Leben und dem ſchnellen Tode auf dem Schlachtfelde, oder nach durchraſtem Tanze in eines Mädchens Armen. Nur ein Reſt von kindlichem Gefühle hat ihn ja in der Oſternacht vom Gifttode abgehalten. Es galt einer Illuſion, und ſo verflucht er eine jede: Ruhm, Weltehre, Beſitz, Glaube, Liebe und Hoffnung und vor Allen die Geduld! So liegt die Welt des Ueberſinnlichen und Idealen vor ſeinen Füßen zertrümmert, die reale, ſinnliche in Mephiſtopheles bietet ſich ihm an: —

„Ich will mich hier zu deinem Dienſt verbinden,
Auf deinen Wink nicht raſten und nicht ruh'n,
Wenn wir uns drüben wiederfinden,
So ſollſt du mir das Gleiche thun."

Das „Wenn" iſt halb das „Wenn" der Bedingung, halb das „Wenn" der Ungewißheit. Denn das Drüben hat Fauſt aufgegeben:

„Aus dieſer Erde quillen meine Freuden,
Und dieſe Sonne ſcheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erſt von ihnen ſcheiden,
Dann mag, was will und kann, geſcheh'n."

Und ſo machen ſie mit einander das Pactum:

„Werd' ich zum Augenblicke ſagen:
„Verweile doch, du biſt ſo ſchön!"
Dann magſt du mich in Feſſeln ſchlagen,
Dann will ich gern zu Grunde geh'n."

Und ſo verſchreibt ſich Fauſt mit ſeinem Blute dem Teufel; denn das Blut iſt ja eben im chriſtlichen Sinne immer des Teufels! Und nun breitet Mephiſtopheles das reiche Leben vor ihm aus:

„Ich ſag' es dir, ein Kerl, der ſpeculirt,
Iſt, wie ein Thier, auf dürrer Heide
Von einem böſen Geiſt im Kreis herumgeführt,
Und ringsumher liegt ſchöne, grüne Weide."

Doch ſchon naht ſich Einer, welcher der Wiſſenſchaft zugedrängt worden iſt, — der Schüler. Er mag derſelbe ſein, den wir als angehenden Wildfang als „erſten Schüler" am Oſtertag den Dienſtmädchen hinterher geſehen haben, nur daß er dort ausgelaſſen einherſchlenderte, hier aber vor dem Profeſſor blöde und linkiſch höflich erſcheint.

Fauſt will ihn nicht ſehen, Mephiſtopheles als deſſen Alterego die Rolle des Profeſſors übernehmen. Fauſt, welcher ihm Rock und Mütze zurückläßt, entfernt ſich. Mephiſtopheles muß nun möglichſt die Maske des Abgegangenen herzuſtellen ſuchen. Mephiſtopheles wird ſich alſo gerade ſo und an die Stelle ſetzen, wo und wie wir Fauſt zu Anfang des Stücks geſehen haben. Die Scene, welche jetzt zwiſchen dem Schüler und Mephiſtopheles beginnt, iſt für den Darſteller am Schwierigſten. Die ganze Scala der humoriſtiſchen Verhöhnung der Wiſſenſchaften, des Studirens, mit einem Worte — des geiſtigen Lebens muß ihm hier in allen Nüancen zu Gebote ſtehen. Sie beginnt füglich, wie ein Pendant zu der erſten Scene zwiſchen Fauſt und Wagner, in einer Nachäffung der Fauſt'ſchen Art und Weiſe, jedoch in carrikirt trockenem Profeſſorenton. Der Schüler beichtet naiv ſeine innere Abneigung vor der kopfzerbrechenden Arbeit in der Wiſſenſchaft, welche ihm bevorſteht. Es iſt die junge, ſinnliche Natur, welche vor der Entſittlichung zurückbebt, wie ein Lamm vor der Schlachtbank. Mephiſtopheles macht ſchalkhaft ihm Muth zur Wiſſenſchaft, indem er ſie mit ſinnlichen Bildern ausſchmückt:

„So wird's Euch an der Weisheit Brüſten
Mit jedem Tage mehr gelüſten."

Darauf geht denn auch ſofort der Schüler ſinnlich ein:

„An ihrem Hals will ich mit Freuden hangen ꝛc."

Der Schüler will nicht nur die Wiſſenſchaft, ſondern auch die Natur erfaſſen.

Mephiſtopheles weiß nun, wie er mit ihm daran iſt; hohnlächelnd fällt er ſchnell ein:

„Da ſeid Ihr auf der rechten Spur —"

er drängt jedoch ſchnell den Teufel, der hier ein Ohr vorgereckt hat, zurück und ſtimmt gleich wieder den Profeſſorenton an:

„Doch müßt Ihr Euch nicht zerſtreuen laſſen."

Der Schüler möchte gern ein wenig Freiheit und Zeitvertreib an ſchönen Sommerfeiertagen mit einhandeln. Mephiſtopheles giebt ihm Ausſicht, daß Ordnung Zeit gewinnen lehre, und nun kommt er auf das Collegium logicum mit der kaum verſteckten Verhöhnung deſſelben, ohne daß der blöde Schüler merken darf, wie er zum Beſten gehabt wird.

„Mir wird von alledem ſo dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum."

Mephiſtopheles geht nun der Metaphyſik zu Leibe mit dem genialen Spott:

„Da ſeht, daß Ihr tiefſinnig faßt,
Was in des Menſchen Hirn nicht paßt" —

nämlich das Ueberſinnliche zu begreifen, wofür das Wort „Transſcendenz" erfunden iſt. — Nun geht es an die Jurisprudenz, dann an die Theologie — um zuletzt bei der Medicin die ganze humoriſtiſche Teufelei los zu laſſen. Hier plätſchert Mepiſtopheles wie ein Fiſch im friſchen Waſſer, die Sinnlichkeit ſtellt ſich verführeriſch in dem Gewande der practiſchen Wiſſenſchaft dar. Der Schüler, welcher ja am Liebſten Natur ſtudiren möchte, findet ſich hier bald zurecht.

Es folgt die Scene mit dem Stammbuchſchreiben. Der Schüler lieſt die Worte „eritis sicut deus etc.", macht das Buch zu, und empfiehlt ſich äußerſt reſpectvoll. Mephiſtopheles hat dem Allen höhniſch lächelnd zugeſehen, nach deſſen Abgange richtet er ſich in die Höhe und ſpricht ihm hinterdrein:

„Folg' nur dem Spruch ꝛc."

Jetzt tritt Fauſt ein — nach Mephiſtopheles Rath gekleidet, wie dieſer ſelbſt, nur mit dem Unterſchiede, daß die Farben und der Schnitt der Kleider bei Mephiſtopheles extravaganter ſind.

So z. B.

	Mephiſtopheles:	Fauſt:
Hut,	ſpitz mit Hahnenfeder	weniger ſpitz mit Reiherfeder,
Bart Haupthaar	braunroth	ſchwarzbraun
Mantel	ſchwarzſeiden	ſchwarzſammet
Beinkleider Weſte	orange	carmoiſin.

Wenn Mephiſtopheles eine gemäßigte Carricatur des Fauſt äußerlich darſtellt, ſo wird er am Angemeſſenſten erſcheinen. Sollte obige Farbenſchattirung nicht beliebt werden, ſo doch eine ähnliche.

Da nun Mephiſtopheles hier den Mantel des Profeſſors umhat, ſo wiederholt ſich das Bild eben in ſeiner Kehrſeite: Mephiſtopheles ſteht in der Geſtalt Fauſt's da und Fauſt kommt als Mephiſtopheles herein — in veredelter Geſtalt. — Während Fauſt aus dem Hintergrunde vorkommt, hat Mephiſtopheles ſeinen Hut aufgeſetzt; wenn ihm Fauſt mit der Frage gegenübertritt: „Wohin ſoll es nun gehen?" — läßt er den Mantel auseinanderfallen, daß ſeine Geſtalt erſcheint, indem er mit dem Finger ſchnippt:

„Wohin es dir gefällt!“

und zum Schluſſe der Scene den Mantel mit um Fauſt ſchlägt, indem Beide davon eilen.

Wenn ich hier die Umkleidung Fauſt's annehme, ſo vermittelt ſich der Sprung, welcher außerdem vom gelehrten Fauſt zum Weltmanne bei der beliebten Acteintheilung ſonſt entſteht, durch die ſchnelle Befolgung des Raths des Mephiſtopheles: ſich ſo, wie er ſelbſt iſt, gleichfalls zu kleiden. — Nun müßte freilich, — was ich verantworten will — Fauſt's Betheuerung bei ſeinem langen Bart hinwegfallen, welcher gleich anfangs nicht zu wörtlich zu nehmen iſt. —

Soll das Umkleiden hier in den Zwiſchenact verlegt werden, ſo fällt das Trauerſpiel, wie gewöhnlich, in zwei ganz verſchiedene Stücke auseinander. Wir müſſen dies vermeiden! Der Einwurf: daß ſich Fauſt erſt nach dem Trunk in der Hexenküche verjüngen ſoll, iſt nicht der Rede werth. Er braucht nur bis dorthin blaß im Geſicht zu ſein, aber darnach lebhaft aufgeſchminkt zu erſcheinen.

Fauſt und Mephiſtopheles haben nun ihren erſten Ausflug in die Welt gemacht. Wir treffen ſie wieder in Auerbach's Keller in Leipzig. Die Kneipſeligkeit der Studenten muß brillant zur Erſcheinung kommen, damit Mephiſtopheles Gelegenheit hat, mit ſeinem teufliſchen Humor hineinzublitzen.

Die Verhöhnung des verſoffenen Freiheitspathos in der alten Studentenwelt, welches nur noch jetzt in den Zweckeſſen nachklingt, muß ſehr hervorgehoben werden, weil der Dichter darauf ausgeht, es in ſeiner ganzen Richtigkeit zu zeigen. Die Darſteller dieſer Rollen haben ſich zu hüten, daß ſie nicht zu roh werden. Daß Studenten guter Leute Kinder ſind, muß nicht vergeſſen werden. Siebel, der Dicke, iſt Stammgaſt in Auerbach's Keller, er fühlt ſich hier ganz zu Hauſe. Er mag allein in einem Armſtuhle ſitzen.

Brander ſei ein angehender Ariſtokrat, fein und geſchniegelt. Froſch iſt Plebejer, er mag kurz und dick und grasgrün gekleidet ſein. Altmayer trägt eine rothe Jacobinermütze; er iſt ein alter, blaſirter, romantiſcher Demagog und Theolog, der hier einen neuen Beweis für die Statthaftigkeit des Wunderglaubens ſammelt. Da vier an einem Tiſche keine hübſche Gruppe bilden, ſo mag gleich der fünfte Stuhl, auf den Froſch ſeine Beine zuerſt gelegt hat, für Mephiſtopheles am Tiſche ſtehen.

Nachdem die Freiheitshelden in Auerbach's Keller in echt deutſcher Weiſe daran geweſen ſind, ſich einander ſelbſt die Naſen abzuſchneiden, und nun ihren Rauſch bis zum Katzenjammer ausſchlafen mögen, begleiten wir Fauſt und Mephiſtopheles in die

Hexenküche,

wo Fauſt den Verjüngungstrank erhalten ſoll. Wie Mephiſtopheles die Thiere erblickt, fühlt er ſich als König unter den Seinen; die Thiere dagegen hüpfen huldigend und Reverenzen machend um ihn herum, er ſelbſt kraut mit Behagen ihnen die Köpfe rechts und links neben ſich:

„Nein, ein Discours, wie dieſer da,
Iſt gerade der, den ich am Liebſten führe!"

Und ſo muß es wie Liebkoſung klingen:

„So ſagt mir doch, verfluchte Puppen,
Was quirlt Ihr in dem Brei herum?“

So geht es fort, bis der Kater den Mephiſtopheles in den Seſſel drängt, wo er mit dem Wedel ſich königlich gehabt.

Nun erblickt Fauſt im Spiegel die Blüthe der Sinnlichkeit — das ſchöne Weib! — Er iſt verzückt. Mephiſtopheles lauſcht mit Wohlbehagen ſeiner Rede, welche noch fortklingt in den Worten, trotz des Spottes darin:

„Natürlich, wenn ein Gott ſich erſt ſechs Tage plagt,
Und ſelbſt am Ende: „Bravo!“ ſagt —
Da muß es was Geſcheites werden.“

Mephiſtopheles winkt den Thieren mit dem Wedel, ſie ſtellen ſich mit Kratzfüßen rechts und links bei ſeinem Stuhle auf, ſo daß die Worte:

„Hier ſitz' ich, wie der König ꝛc.“

von ſelbſt verſtändlich werden — mehr im behaglichen Ernſt, als im Scherz. Jetzt kommt die Hexe, welche erſt gegen die heulenden Thiere, dann gegen Fauſt und Mephiſtopheles loszieht und dem Letzteren Feuerpein anthun will. Hier erhebt ſich Mephiſtopheles in dämoniſcher Wildheit, groß und furchtbar in den Worten:

„Erkennſt du mich? ꝛc.“

wobei die Hexe zitternd ſich mit dem Geſichte auf die Erde wirft, ihm die Füße küſſend; nach den Worten:

„Soll ich mich etwa ſelber nennen?“

erhebt ſie ſich und drängt ſich an ihn mit der Frage:

„Wo ſind denn Eure beiden Raben?“

Worauf Mephiſtopheles wieder in ſeinen Humor verfällt, in dem er fortfährt auch bei der Beſchwörung der Hexe, welche er mit ſeinen Worten durchblitzt; — ſelbſt der Unſinn der Zauberformel iſt ihm noch zu formell, er muß ſpottend dagegen an mit Seitenhieben auf das Ceremonielle des chriſtlichen Cultus, wovon dieſer Hexencultus ein Zerrbild iſt, wie der Trank der Sinnlichkeit, den die Hexe kredenzt und Fauſt trinkt, eine Art hölliſchen Sacramentes, — das Myſterium des Teufelsſabbaths — iſt, ein Trank, der nicht den Geiſt entſündigt, ſondern das Blut zur ſündigſten Sinnlichkeit empört, wie Mephiſtopheles' Worte andeuten:

„Komm' nur geſchwind und laß' dich führen,
Du mußt nothwendig tranſpiriren" u. ſ. w.

und in den Worten, mit welchen er abgeht:

„Du ſiehſt, mit dieſem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe!"

In der folgenden Scene blüht die Blume der noch gottreinen Sinnlichkeit in ungeprüfter Unſchuld — Margarethe auf. Sie kommt aus der Kirche von der Beichte, wo ſie Nichts zu beichten hatte. Sie iſt noch das reine weibliche Weſen vor dem Sündenfall. Sie genügt ſich ſelbſt, wie ſie einmal iſt — als das ſich ſeiner ſelbſt noch nicht bewußte weibliche Weſen.

Es iſt Kirchenausgang. Kirchgänger gehen über die Scene, endlich kommt noch Margarethe; Fauſt folgt ihr nach, mit einem weiteren Schritt ſteht er jetzt an ihrer Seite, und trägt ihr zart und galant ſeinen Arm an. Margarethe lehnt mit aller Sicherheit die Anrede und das Anerbieten Fauſt's ab.

„Bin weder Fräulein, weder ſchön" —

und eben, weil ſie ſich ſo ſicher iſt, ſpricht ſie dieſe Worte kurz und ſicher und, weil ein Mädchen in dieſer noch in ſich gewickelten Natur jede Annäherung, wie eine Sinnpflanze, ſcheuet, — ſpricht ſie den Nachſatz ſchnippiſch hin, indem ſie das Wort „ungeleitet“ betont.

Fauſt iſt Sinnenmenſch geworden; er ſpricht ſchneller, glühender, ſeine Bewegungen ſind elaſtiſcher und freier; erſchien er in der vorhergehenden Scene bleich und zweifelnd, ſo iſt er jetzt blühend und keck.

Die Worte:

„Beim Himmel, dieſes Kind iſt ſchön“ u. ſ. w.

hat er Gretchen, ihr nachſtarrend, wie aus innerm Jauchzen, hervorgeſprochen, Mephiſtopheles iſt ihm nachgeſchlichen, ſo daß dieſer plötzlich, wenn er ſich umdreht, vor ihm ſteht.

Hör', du mußt mir die Dirne ſchaffen.“ —

Wir belauſchen Margarethe gar bald in ihrem Zimmer. Der Bettvorhang, wie die Teppiche, welche über den Tiſch gebreitet ſind, müſſen weiß ſein, Blumen in Gläſern ſtehen darauf, am Fenſter hängt ein Kanarienvogel, an der Hinterwand ein buntes Marienbild mit einem Weihwaſſerkeſſelchen. Margarethe kommt herein, Fauſt's Erſcheinung und keke Anrede iſt nicht ohne Eindruck geblieben: die Neugierde, die alte Schlange vom Paradieſe, regt ſich in ihr:

„Ich gäb' was dr'um, wenn ich nur wüßt',
Wer heut' der Herr geweſen iſt!“

Ihre Monologe ſind noch kurz; ſie hat noch wenig mit ihren Gedanken zu thun. Sie geht ab, und Fauſt und Mephiſtopheles treten in das Zimmer. Fauſt ſoll in ihrem Dunſtkreis ſatt ſich weiden. Mephiſtopheles wähnt ihn ſinnlich für Margarethe zu entflammen und die Begierde nach ihrem Beſitze durch eine allmälige Annäherung an ſie zu ſteigern, Fauſt jedoch beginnt hier in Margarethens Zauberreich die wahre Liebe für ſie zu fühlen, dieſes räthſelhafte Etwas, in welchem die Seele geiſtig und ſinnlich zugleich ſich erſchließt. So erklären ſich Fauſt's Worte:

„Umgiebt mich hier ein Zauberduft?
Mich drang's ſo gerade zu genießen,
Und fühle mich in Liebestraum zerfließen!
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?"
u. ſ. w.

und dann

„fort! fort! Ich kehre nimmermehr!"

Und ſo deutet ſich hier das große Geheimniß an, daß der ganze, d. h. der ſinnlich-geiſtige Menſch nur in der Liebe erlöſt werde. Zu dieſer Erlöſung muß der Geiſt der Sinnlichkeit, Mephiſtopheles, gegen ſeine Abſicht mitwirken, weil er nicht begreifen kann, daß er, wie er ſich auch ſtellen mag, dienſtbar bleiben wird. Es wird Mephiſtopheles unheimlich zu Muthe; ſo erklären ſich die Worte:

„Ich kratz' den Kopf, reib' an den Händen, —
Nun fort! geſchwind! —
Um Euch das ſüße, junge Kind
Nach Herzens Wunſch und Will' zu wenden;
Und Ihr ſeht drein,
Als ſolltet Ihr in den Hörſaal hinein,
Als ſtünden grau leibhaftig vor Euch da
Phyſik und Metaphyſika!
Nur fort!"

Mephiſtopheles hat vorher das Juwelenkäſtchen in den Schrank zum Geſchenk für Margarethe geſtellt. Wie Beide fort ſind, kommt Margarethe mit einer Lampe zurück. Sie findet es ſo ſchwül und dumpſig im Zimmer — vielleicht zugleich in ſich ſelbſt.

„Es wird mir ſo, ich weiß nicht, wie; —
Ich wollt', die Mutter käm' nach Haus.
Mir läuft ein Schauer über'n ganzen Leib —
Bin doch ein thöricht', furchtſam' Weib.“

Die Schlußreime ſind von pſychologiſcher Bedeutung. Das ſüße Gift der Liebe wirkt allmälig immer weiter, es iſt, als hätte eine vergiftete Pfeilſpitze ihr Herz geritzt. — Sie ſingt, während ſie in andeutender Pantomime, z. B. mit Ablegung einiger Bänder und Nadeln, an das Umkleiden vor dem kleinen Spiegel geht, das Lied vom König in Thule, dem „treu bis an das Grab, ſterbend ſeine Buhle einen goldenen Becher gab.“ Nun findet ſie das Juwelenkäſtchen; ſie hält es für ein Pfand, welches bei ihrer Mutter verſetzt worden. Sie putzt ſich mit dem Geſchmeide, und nun lockt dieſe Gelegenheit die Eitelkeit des Weibes und den Neid der Armen gegen die Reichen in ihr hervor. — In ſo kurzer Zeit entwickelt ſich aus dem menſchlichen Gemüthe das Heer der Leidenſchaften bis zur höchſten — der Liebe, in deren Flammen Gretchen, wie ein Phönix, ſich verbrennen ſoll, um ſich faſt vor unſeren Augen zu verklären.

Aber dieſer Schmuck, welcher Gretchen für Fauſt gewinnen ſollte, hatte ein anderes Schickſal. Wir erfahren in der nächſten Scene, welche zwiſchen Fauſt und Mephiſtopheles auf derſelben Straße ſpielt, wo Fauſt Margarethen vorher ſein Geleit angetragen hat, daß ihre Mutter den Schmuck einem Pfaffen für die Kirche geſchenkt habe. Mephiſtopheles iſt außer ſich; denn überall, wo ſeine Wunde berührt wird: mit aller Mühe nicht ſeiner Abſicht, ſondern nur einer fremden Idee dienen zu müſſen, hier aber dem kirchlichen Chriſtenthume, fühlt er ſich in ſeiner tiefſten Ohnmacht; er wüthet gegen die Gitter des Gefängniſſes, in welchem er dennoch eingeſchloſſen iſt. Darum dreht ſich hier das Spiel um: der Spötter wird verſpottet — und von Fauſt, welcher ihm befiehlt, ein anderes Geſchmeide herbeizuſchaffen.

Wie Fauſt einen Gegenſatz in Mephiſtopheles, ſo hat nun auch Margarethe, mit der Fähigkeit zur Liebe, welche die Schlacken des Egoismus und der Gemeinheit und die endliche Perſon ſelbſt verzehrt, in Marthe erhalten, deren Liebe zu ihrem Manne nur ein geſteigerter, ſchlechter Egoismus war, ſie iſt daher nicht beſſer und nicht ſchlechter, als jedes andere weibliche Thier. Sie iſt Gretchen's Nachbarin. Wir blicken in ihr Zimmer und belauſchen ſie in ihrem Selbſtgeſpräche, in welchem ſie klagt, daß ihr Mann in die weite Welt gegangen, und daß er vielleicht gar todt iſt.

— „O Pein! —
Hätt' ich nur einen Todtenſchein!“

Marthe darf kein altes, häßliches Weib ſein. Die Rolle iſt von der Schauſpielerin zu geben, welche die Oberförſterin in den Jägern von Iffland darſtellt. Eine gewiſſe äußerliche Hübſchheit verträgt ſich am Beſten mit der Gemeinheit des Gemüthes. Sie erſcheine ſpäter in der Gartenſcene als eine alternde Coquette, welche jedoch immer noch im Stande iſt, einen Hageſtolz zu feſſeln.

Valentin's Schimpfreden in der Sterbeſcene ſind das, was ſie ſind, ſie geben für die Darſtellung dieſer Figur keinen Anhalt. Und zu dieſer Marthe kommt Margarethe, welche gleich in ihrem Schrein ein anderes Schmuckkäſtchen gefunden, diesmal aber ihrer Mutter es verſchwiegen hat. Marthe räth, den Schmuck nur bei ihr anzulegen:

„Und dann giebt's einen Anlaß, giebt's ein Feſt,
Wo man's ſo nach und nach den Leuten ſehen läßt.“

So giebt Margarethe dem Mephiſtopheles Gelegenheit, in den Kreis ihres Gemüthes heranzutreten. Er kommt zu Marthe unter dem Vorwand, daß er Nachricht von ihrem todten Manne bringe:

„Ihr Mann iſt todt — und läßt Sie grüßen.“

So iſt er immer der Geiſt des Widerſpruches! Er läßt geſchickt Marthe allmälig in ihrer ganzen nichtigen Gemeinheit, in der Blüthe des höchſten, thieriſchen Egoismus erſcheinen. Aber auch Margarethe muß aufgelockert werden:

„Ihr wäret werth, gleich in die Eh' zu treten ꝛc.“

Margarethe.

„Ach nein, das geht jetzt noch nicht an.“

Mephiſtopheles.

„Iſt's nicht ein Mann, ſei's derweil' ein Galan!“

Als er ſpäter an Marthe die Worte gerichtet:

„Ich ſchwör' Euch zu, mit dem Beding
Wechſelt ich ſelbſt mit Euch den Ring!“

iſt er bei dieſer gleich am Ziele:

„Die hielte wohl den Teufel ſelbſt beim Wort.“

So erhält Margarethen's Unſchuld die dunkle Folie, wenn ſie auf die Frage Mephiſtopheles':

„Wie ſteht es denn mit Ihrem Herzen?“

antwortet:

„Was meint der Herr damit?

daß ſelbſt Mephiſtopheles für ſich ausrufen muß:

„Du gut's, unſchuldig's Kind!“

Mephiſtopheles will fort. Marthe gebraucht aber ein Todtenzeugniß des Wochenblättchens wegen. Mephiſtopheles weiß guten Rath: „durch zweier Zeugen Mund wird allerwegs die Wahrheit kund“; denn er braucht Gelegenheit, Fauſt herbeizuziehen:

„Habe noch gar einen feinen Geſellen,
Den will ich Euch vor den Richter ſtellen.
Ich bring' ihn her.“

Und ſo kommt die Beſtellung zum Stelldichein in beſter Form zu Stande.

Marthe.

„Da hinter'm Haus in meinem Garten
Wollen wir den Herrn heut' Abend erwarten.“

So biegen ſich durch die Vermittelung des thieriſchen Elementes, des männlichen in Mephiſtopheles und des weiblichen in Marthe, die beiden Pole — Fauſt und Margarethe zu einander. Aber Fauſt muß erſt falſches Zeugniß über den Tod des Herrn Schwertlein ablegen. Mephiſtopheles will ihn dazu bereden:

„Iſt es das erſte Mal in Eurem Leben,
Daß Ihr falſch' Zeugniß abgelegt?
Habt Ihr von Gott und Welt und was ſich d'rin bewegt“ u. ſ. w.

Doch als er auch die Eide, welche Fauſt Gretchen ſchwören werde, in dieſe Kategorie hereinziehen will, da flammt ihm die Ewigkeit der Liebe in der Endlichkeit entgegen. Mephiſtopheles iſt verwirrt, weil er dies Alles nicht begreift; darum kann er nur trotzig entgegnen:

„Ich hab' doch Recht!“ —

Hier trägt Fauſt einen kurzen Triumph davon, welcher aber in freiwilliger Ergebung zur Niederlage wird:

„Denn du haſt Recht, vorzüglich weil ich muß.“

Es folgt die Gartenſcene, welche in den Parallelen
Mephiſtopheles und Marthe
und
Fauſt und Gretchen ſpielt.

Damit der Garten ein heimliches, trauliches Anſehen bekommt, ſchließt er ſich hinten mit einer Mauer ab, ein blühender Fliederbuſch darf dabei nicht fehlen. Hinter der Mauer: Proſpect auf baumreiche Gärten.

Erſter Vorübergang.

Margarethe ſtudirt am ABC der Liebe. Sie kann nicht begreifen und möchte doch gerne wiſſen, welches Intereſſe Fauſt an ihr hat; denn ſie findet ſich ſelbſt doch ſo einfältig.

Zweiter Vorübergang.

Marthe geht darauf aus, Mephiſtopheles zu feſſeln — ſie redet ihm in das Gewiſſen, ſich zu verheirathen.

„Und ſich, als Hageſtolz u. ſ. w.“

Mephiſtopheles

kehrt dagegen den Spott heraus:

„Mit Grauſen ſeh' ich das von Weitem.“

Dritter Vorübergang.

Fauſt und Margarethe.

Schon lebt Fauſt's Bild in ihrem Herzen. Ihre Seele beginnt ſich um die ſeine zu ranken. Sie zeigt die Furcht, daß er ſcheiden und ſie vergeſſen werde. Fauſt's Frage:

„Ihr ſeid wohl viel allein?“

motivirt ihre Antwort und die reizende, naive Erzählung von ihrer Häuslichkeit und ihrer Familie. Sie hat einen Bruder — Valentin, der Soldat iſt; und ein Schweſterchen, welches ſie erzog, iſt geſtorben.

Wir ſehen in ihr reines Gemüth, wie in einen klaren See.

Hier tritt Gretchen's Gemüthseigenſchaft zum erſten Mal uns beſtimmter entgegen: in lebendigſter Phantaſie das dem Orte und der Zeit nach Ferne als beſtimmte Gegenwart aufzufaſſen. So iſt ſie das perſönlich gewordene Dichtergemüth Goethe's ſelbſt. In keiner ſeiner Figuren iſt ſeine Muſe ſo unmittelbar zur Erſcheinung gekommen. Nur hieraus erklärt ſich die Kerkerſcene, in welcher Margarethe ebenſo bei Sinnen iſt, wie hier, nur daß dieſelbe Gemüthseigenſchaft zur heftigſten Thätigkeit aufgereizt iſt.

Vierter Vorübergang.

Mephiſtopheles und Marthe.

Der Hageſtolz will ſich noch immer nicht bekehren. Marthe rückt ihm näher auf den Leib:

„Sagt g'rad', mein Herr, habt Ihr noch Nichts gefunden?" ꝛc.

Mephiſtopheles will ſie nicht verſtehen; ſeine ausweichenden Reden ſind ſo luſtig, weil Marthe ihn wirklich in Verlegenheit ſetzt. Sie möchte mit Gewalt mit ihm den Segen der zweiten Ehe verſuchen.

Fünfter Vorübergang.

Fauſt und Margarethe.

Fauſt iſt nun ſchon der Vertraute Margarethens geworden; es folgen die Geſtändniſſe.

Fauſt.

„Du kannteſt mich, o kleiner Engel, wieder
Gleich, als ich in den Garten kam?"

Margarethe.

„Saht Ihr es nicht? ich ſchlug die Augen nieder."

Nun fragt Fauſt, ob ſie die Frechheit, mit welcher er ſie neulich bei der Heimkehr vom Dome angeſprochen, verziehen hätte? Und da erfahren wir denn, was wir ſchon wiſſen —

„Ich wußte nicht, was ſich
Zu Eurem Vortheil hier zu regen gleich begonnte,
Allein gewiß, ich war recht bös auf mich,
Daß ich auf Euch nicht böſer werden konnte."

Und ſchon darf Fauſt ſagen:

„Süß' Liebchen!"

Nun kommt das Blätterzupfen von der Sternenblume:

„— Er liebt mich — liebt mich nicht! Er liebt mich!"

Und ſo iſt der Moment da, wo die bis zum Aufſpringen geſchwellte Knospe der Liebe ſelig in ſich ſchaudert bei Fauſt's Frage:

„Verſtehſt du, was das heißt? Er liebt dich!"

Margarethe:

„Mich überläuft's."

Ihre Angſt vor dem überwältigenden Gefühle, welches ſie überſtürzt, drängt ſie zur Flucht mehr vor ſich ſelbſt, wäre dies möglich, als vor Fauſt, welcher ihr nun folgt.

Sechster Vorübergang.

Auch Marthe zieht ſich zurück, nicht weil ſie beſiegt worden, ſondern weil ſie verzweifelt, beſiegt zu werden. Bei den Worten, welche ihr entſchlüpfen:

„Die Nacht bricht an,"

fällt Mephiſtopheles ein Stein von der Bruſt in den Worten:

„Ja und wir wollen fort."

Marthe hüllt ſich in ihre Unſchuld, welche das Gerede der Nachbarn ſcheut. Sie gehen, um Fauſt und Gretchen zu ſuchen.

Wir blicken in ein Gartenhäuschen, welches, wie ein Neſtchen, in das Gebüſch eingebaut iſt, darin und davor ſpielen die neckenden Vögelchen. Das eine — das Weibchen — ſteckt lauſchend darin, es iſt vor dem Männchen entflohen, welches es verfolgt und jetzt herein fliegt, es iſt Fauſt, welcher Margarethe küſſend umſchlingt, es iſt Margarethe, welche den Kuß erwiedert und hinſterbend ſeufzt:

„Beſter Mann! vom Herzen lieb' ich dich!"

Doch ſchon melden ſich vor der Thür die Repräſentanten der thieriſchen Seite der Liebe — Mephiſtopheles und Marthe. So verſtehen wir die Entgegnung Fauſt's:

„Ein Thier!"

Margarethe bleibt allein zurück in Bewunderung der Herrlichkeit des Mannes, wie er ihr in Fauſt erſchienen:

„Du lieber Gott! was ſo ein Mann
Nicht Alles, Alles denken kann;

und im Gefühl ihrer Nichtigkeit:

„Beſchämt nur ſteh' ich vor ihm da,
Und ſag' zu allen Sachen: ja.
Bin doch ein arm', unwiſſend' Kind,
Begreife nicht, was er an mir find't."

Doch auch Fauſt belauſchen wir in einem Monolog. Er hat ſich in die Wald- und Höhleneinſamkeit geflüchtet. Er zaudert und ſchaudert, Margarethe in ſeiner Leidenſchaft zu verderben. Er hat Alles, was die Natur ihm geben kann, aber er fühlt auch mit bitterem Schmerz, daß dem Menſchen nichts Vollkommenes zu Theil wird; er taumelt von Begierde zum Genuß, und im Genuß verſchmachtet er nach Begierde. In dieſem Punkte zeigt ſich, daß das Pactum, welches Fauſt mit Mephiſtopheles gemacht hat, von Mephiſtopheles nie erfüllt werden kann:

„Werd' ich zum Augenblicke ſagen:
„Verweile doch, du biſt ſo ſchön!"
Dann magſt du mich in Feſſeln ſchlagen,
Dann will ich gern zu Grunde geh'n."

Fauſt könnte nur dann ganz zum Thier werden und ſeine Seligkeit verlieren, wenn er wirklich Befriedigung in der Sinnlichkeit finden könnte. Er kann und wird daher leiblich zu Grunde gehen, aber nicht geiſtig. Mephiſtopheles, der Dämon der Sinnlichkeit, muß auch hier das Böſe wollen und das Gute ſchaffen helfen.

Zur Zeit hat aber Mephiſtopheles den Sieg noch nicht aufgegeben. Er malt ihm das Liebesweh Gretchens vor und reizt ihn an, ſich ihr wieder zu nähern, um:

„Das arme, affenjunge Blut
Für ſeine Liebe zu belohnen."

Fauſt durchſchaut ihn, er nennt ihn:

„Schlange! Schlange!"
Mephiſtopheles (für ſich).
„Gelt! daß ich dich fange!"

Da Fauſt darauf ausging, die Leiden und Freuden des creatürlichen Lebens auf ſich zu nehmen, ſo muß er von ſelbſt die Bahn auslaufen, in welche er hineingerathen iſt:

„Was muß geſcheh'n, mag's gleich geſcheh'n!
Mag ihr Geſchick auf mich zuſammenſtürzen
Und ſie mit mir zu Grunde geh'n."

In Gretchen hat ſich unterdeſſen die Liebe zur ſchmerzlichen Sehnſucht nach dem Geliebten geſteigert:

„Meine Ruh' iſt hin ꝛc."

Das ſüße Gift der Liebe hat alle Faſern ihres Daſeins durchdrungen. Sie iſt liebeskrank.

* * *

Da ein ſolches zartes, lyriſches Gedicht, wie dieſer Monolog am Spinnrocken iſt, keinen unruhigen Wechſel der Scene verträgt, ſo ſpielt dieſe am Beſten weiter in dem bekannten Garten bei Marthe, der Nachbarin und Vertrauten Margarethens. Wenn der Waldproſpect vorher aufgezogen wird, ſieht man gleich auf dem Bänkchen vor der Laube Margarethe bei dem Spinnrädchen, das ſie bald wegſetzt, die Hände in den Schooß legt und ihre Gedanken laut werden läßt. Zu Ende des Monologs beugt ſich Mephiſtopheles über ſie herein, während Fauſt in einem Halbkreis herüber und im Vordergrund ihr gegenüber zu ſtehen kommt, ſo daß ſie vor Mephiſtopheles, welcher ſich zurückzieht, aufgeſchreckt, ihrem Fauſt, den ſie zugleich erblickt, in die Arme fliegt. Es entſteht eine kurze Pauſe, dann hebt ſie ſchüchtern an:

„Verſprich mir, Heinrich!"

Sie mag im Augenblicke, wo ſie ihren Fauſt ſieht und ihm zueilt, ausrufen: „Heinrich! Heinrich!" Ich möchte nämlich dadurch einen beſtimmten Refrain mit dem Schluß der Tragödie herſtellen.

Margarethe hat Bedenken wegen der Religion ihres Geliebten. Sie ahnet, daß es mit ſeinem Chriſtenthum nicht weit her iſt, und die Ehe, welche ja allein die Liebe heiligt, iſt auch ein Sacrament der alten chriſt-katholiſchen Kirche. Fauſt weiß nicht, wie er ſich hier aus der Klemme helfen ſoll, bis Margarethe zu weit geht und auch fragt: ob er an Gott glaube? Nun folgt das herrliche Glaubensbekenntniß eines Pantheiſten, und mit Recht erwiedert Margarethe:

„Steht aber doch immer ſchief darum;
Denn du haſt kein Chriſtenthum.“

Sie hält ihm nun die ſchlechte Geſellſchaft, ſeinen Umgang mit Mephiſtopheles vor:

„Es hat mir in meinem Leben
So Nichts einen Stich in's Herz gegeben,
Als des Menſchen widrig' Geſicht.“

Und nun entwickeln ſich alle Schauer, welche das Reine vor dem Unreinen hat. So ſehen wir hier nicht mehr das Gretchen, welches nur demüthig anſtaunend vor dem Geiſte Fauſt's geſtanden hat. Sie ſucht ihn ſchon zu rectificiren. Sie iſt in ihrer eigenſten Seele ſein, und ſo will ſie auch, daß er ihr eigen ſei. Sie iſt vor Gott ſein Weib in der heiligſten Gewiſſensehe. Darum fällt es ihr auch gar nicht auf, daß Fauſt mit ihr allein zu ſein begehrt:

„Ich ließ' dir gern — den Riegel offen,
Doch meine Mutter ſchläft nicht gut“ —

Der Zwang, ihre Liebe geheim zu halten, leitet das Verbrechen ein. Fauſt übergiebt ihr einen Schlaftrunk für ihre Mutter. Sie ſoll nur drei Tropfen davon ihr in den Trank thun, — Margarethe merkt die Doſis nicht, und ihre Mutter iſt, wie wir ſpäter erfahren, nach dieſem Schlaftrunk nicht wieder aufgewacht. So ſcheidet ſie — das Weib von ihrem Manne.

„Seh' ich dich, beſter Mann, nur an,
Weiß nicht, was mich nach deinem Willem treibt;
Ich habe ſchon ſo viel für dich gethan,
Daß mir zu thun faſt Nichts mehr übrig bleibt."

Mephiſtopheles tritt, nachdem ſie weg iſt, erbost herbei, — der Antipode des reinen Weibes. Das fehlte ihm noch, daß es zwiſchen Fauſt und Gretchen zu einer wirklichen, in der Ehe geweihten Liebe käme! Er iſt hier ganz des Teufels, die gereizt emporziſchende Schlange, die zähnefletſchende Hundenatur!

So verſtehen wir die Worte Fauſt's, welche er ihm zuruft:

„Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!"

Die teufliſche Freude zuckt ihm zuletzt, wo er den Aerger überwunden hat, bei der Ausſicht auf die nächſte Nacht in allen Gliedern. Er reibt ſich vergnügt die Hände und ſtößt zwiſchen den Zähnen hervor die ingrimmige Luſt in den Worten:

„Hab' ich doch meine Freude d'ran!"

Bald darnach ſehen wir Gretchen am Brunnen bei anderen Mädchen, welche über ein gefallenes Mädchen Pantoffelgericht halten; Gretchen kann nicht mit richten, ſie fühlt ſich in dem Urtheile über die Andere ſelbſt verurtheilt. —

Dieſe Brunnenſcene, welche zu niederländiſch und dabei ſtörend in den Gang der Geſchichte ſich hereinſchiebt, muß ausfallen. (Die Scene iſt dieſe: Straßenproſpect. Links von den Zuſchauern ein Eckhaus — Gretchens Wohnung. Statt der Thüre iſt unter einem kleinen, vorſpringenden Ziegeldach das Bild der Mater Doloroſa angebracht. Unten von zwei Armen oben, worauf das Dächelchen unmittelbar ruht, ſpringen zwei andere parallel vor, auf deren Enden Säulchen ſtehen, welche dieſe oberen Arme tragen. Auf dieſen unteren, vorſpringenden Tragarmen ſtehen hüben und drüben Blumentöpfe. Ueber dem Heiligenbilde oben iſt ein praktikabeles, gothiſches Fenſter, zu welchem Gretchen ſpäter herausrufen kann. Gegenüber iſt Marthens Haus auch mit einem praktikabelen Fenſter, durch welches heraus dieſe ſpäter Hülfe ruft. Margarethe kommt nach der Verwandlung dieſer Scene um die Ecke ihres Hauſes herum und knieet betend vor dem Bilde nieder, nach deſſen Beendigung ſie wieder um die Ecke verſchwindet. Unter dieſem Bilde concentrirt ſich die Haupthandlung der Scene. Das Ständchen, was Mephiſtopheles hier bringt, wird dadurch zugleich eine Verhöhnung des Gebets und des Heiligen. Unter dieſem Bilde fällt ſpäter Valentin, wie ein Märtyrer vor dem Schutzheiligen der Hausehre, während Gretchen knieend neben ihm ſeinen Fluch gewiſſermaßen als Antwort auf ihr früheres Gebet vernimmt. Ehe Valentin noch ſtirbt, wird die Halbohnmächtige von den umſtehenden Frauen von ihm getrennt, welchen ſie in die Arme ſinkt. Wenn Valentin geendet, ſpringen die Männer zu, welche ihn gleich um die Ecke in das Haus tragen, umdrängt von den Bürgern, welche ihm folgen; die Frauen führen Margarethe hinterdrein. So geht dieſe Scene raſch und maleriſch vor ſich.)

Die durch Fauſt und Gretchen verletzte bürgerliche Ordnung und die darin geſichert geweſene Familienehre der letzteren tritt in ihrem Bruder Valentin auf, um die Kataſtrophe durch ſeinen Opfertod noch mehr zu ſteigern. Er iſt ein friſcher Soldat, ſein einziger Stolz — war ſeine ſchöne Schweſter, mit welcher er vor allen Geſellen ſich Etwas wußte, —

„Und nun! um's Haar ſich auszuraufen
Und an den Wänden hinauf zu laufen!
Mit Stichelreden, Naſenrümpfen
Soll jeder Schurke mich beſchimpfen!“ —

So iſt Valentin der incarnirte Familienegoismus, welcher lediglich ſich in den Seinen liebt, und mithin im Unrecht iſt, welches er mit ſeinem Tode ſühnt. Er tritt auf, um in der großen Tragödie der Leidenſchaften die letzte Scene eines kleinen, bürgerlichen Trauerſpiels zu ſpielen, wovon er der Held iſt.

Er lauert auf Fauſt, den Verführer ſeiner Schweſter, dieſer nahet mit Mephiſtopheles.

In Fauſt herrſcht nun ganz die Nacht des Sinnenlebens; er wühlt ſich hinein, — er iſt wüſt geworden, — ein Heide, aber kein helleniſcher, dem die Moiren Maßhalten lehrten, und ohne Maß fällt die Natur in das Chaos zurück, wie auch zu Ende des Mittelalters die von der Satzung emancipirte Natur in der menſchlichen Geſellſchaft maßlos in das Chaos zurückſank, welches im Wahn der Hexerei und der Hexenproceſſe aufbrodelte.

Fauſt ſteht am Rande des Chaos, welches dort, wie hier, ſeinen Strudel in der Walpurgisnacht hatte, dieſer Schierlingsblüthe der verruchteſten Sinnlichkeit.

Das dämoniſche Sinnenthier — Mephiſtopheles — geilt ihr entgegen. Fauſt aber heftet noch mitten in der Nacht ſeines Gemüthes den Blick an den Polarſtern der Liebe:

„Nicht ein Geſchmeide? Nicht ein Ring,
Meine liebe Buhle damit zu zieren?“

Worauf Mephiſtopheles vieldeutig und mit boshafter Anſpielung auf Thränen antwortet;

„Ich ſah dabei wohl ſo ein Ding,
Als wie eine Art von Perlenſchnüren."

Nun bringt Mephiſtopheles — der Dämon der Sinnlichkeit — Margarethen das Ständchen, er ſingt ein moraliſch' Lied, um ſie gewiſſer zu bethören, oder zur Verzweiflung zu bringen. Valentin tritt vor, es kommt zum Kampfe. Mephiſtopheles lähmt die Hand Valentin's, welcher von Fauſt's Degen fällt. Fauſt und Mephiſtopheles entfliehen. Es entſteht Lärm auf der Straße, die Nachbaren verſammeln ſich um den Verwundeten, dabei ſind Margarethe und Marthe; — Valentin verflucht ſeine Schweſter, welche zu ihm hingekniet iſt und hofft, aller ſeiner Sünden Vergebung zu finden, könnte er noch das kuppleriſche Weib, Marthe, züchtigen. Die tragiſche Verſöhnung iſt das Bewußtſein des ſterbenden Soldaten:

„Ich gehe durch den Todesſchlaf
Zu Gott ein als Soldat und brav."

Die Scene verwandelt ſich in das Innere eines Domes.

Ein Säulengang quer über die Bühne, durch welchen man in das Innere des Doms blickt, läßt die nächſtfolgende Scene wie in einer Vorhalle dazu vor ſich gehen; Kirchengänger ziehen herein. Man kann annehmen, daß die Kirche gefüllt iſt, ſo daß noch Einige in der Vorhalle knieen. Dieſe iſt dunkel; nur das Innere des Doms — der Hintergrund iſt erleuchtet. Zuletzt, wenn ſchon der Geſang begonnen, kommt Margarethe, geführt von Marthe, herein. Dieſe knieet ſich nahe dem Eingange zu nieder, Margarethe mehr einſam vorn. Der böſe Geiſt ſteigt, in einen grauen Schleier verhüllt, hinter ihr aus einer Verſenkung empor.

Amt, Orgel und Geſang: dies ira, dies illa etc. wecken das böſe Gewiſſen Margarethens auf, welches ſichtbar als ihr böſer Geiſt hinter ihr ſteht. Das böſe Gewiſſen iſt die zum Bewußtſein gekommene Schuld in der Vergleichung des paradieſiſchen Zuſtandes der Seele vor derſelben mit ihren gegenwärtigen Folgen, vor welchen alle Illuſion ſchwindet und nur Verzweiflung und Reue übrig bleiben. So hier! — Das böſe Gewiſſen iſt der beginnende Reueact. Da es perſönlich uns vor die Augen geſtellt wird, obſchon es Margarethe ſelbſt iſt, ſo kann es nur als Margarethe, jedoch in dem Zuſtande der Reue, wie wir ſpäter im Gefängniß ſehen, ſichtbar werden, es wird mithin eine weibliche Geſtalt in grauem Büßergewande, jedoch mit verhülltem Geſichte, ſein. Das böſe Gewiſſen (böſe Geiſt) Margarethen's verräth uns hier zuerſt, daß ihre Mutter durch den Schlaftrunk, welchen ſie ihr beigebracht, zur langen Pein hinüberſchlief und daß Margarethe in den hoffnungsloſeſten Zuſtänden ſich befindet.

Aus ihren Worten ſpricht der unſäglichſte Jammer, die entſetzlichſte Verzweiflung.

Die Schlußſcene geſtaltet ſich ſo:

Margarethe will, der Ohnmacht nahe, emporſpringen, zugleich verſinkt der böſe Geiſt; ſie aber fällt mit hinſterbenden Worten: „Nachbarin, Euer Fläſchchen!“ — nach Marthe zu nieder. Während der ganzen Scene ſind ſo Margarethe und der böſe Geiſt den Zuſchauern die Nächſten und ihnen zugekehrt geweſen.

Es folgt die Walpurgisnacht, welche die Grenzen der plaſtiſchen Darſtellung überſchreitet, der eigenſte Zuſammenhang derſelben mit dem Sinnendienſt im maßloſen Gemüthe iſt oben angedeutet worden.

In wunderbarſter Folgerichtigkeit ſchließt ſich daran die barocke Märchenphantaſie „Oberon's und Titania's goldene Hochzeit", wie ſich denn auch, um ein Beiſpiel zu geben, an die wildpathologiſchen Tragödien Shakeſpeare's ſeine Märchendramen reihen, oder aber, wie aus dem ſinnlichen Leben der Wiener Raymund's Zaubermärchen emporwuchſen.

Die menſchliche Natur, welche ſich maßlos den ſinnlichen Leidenſchaften ergeben hat, empfindet den Gegenſchlag des beleidigten, göttlichen Geiſtes in der Verzweiflung. So Margarethe als die zartere, weibliche Natur früher im Dom, hier am trüben Tage Fauſt im freien Felde in der wildeſten Empörung gegen ſeine thieriſch-ſinnliche Natur, ſich ihm darſtellend in Mephiſtopheles, welcher ihm entgegentrotzt.

Mephiſtopheles' viehiſche Ruhe überwältigt den Verzweifelnden; denn die Ruhe an und für ſich behält dem Affecte gegenüber immer Recht!

Die nur mit beſonderer techniſcher Vorrichtung und vielleicht kaum gut darſtellbare Scene, wo Fauſt und Mephiſtopheles auf ſchwarzen Pferden am Rabenſtein vorüberbrauſen, überfliegen wir, — wir ahnen, daß wir in den Kreis treten, welchen Entſetzen und Grauen um den Kerker der Mutter- und Kindesmörderin ziehen. Sie läutert in der Verzweiflung und der Reue bis an die Grenze des Wahnſinns ihre Seele von den Schlacken der Sinnlichkeit.

Da ſtehen wir ſelbſt vor dem Kerker. Fauſt naht mit Schlüſſel und Lampe. Er iſt noch in der Sinnlichkeit, wenn auch in ſchaudernder, befangen. Das Lied, in welchem Margarethens böſes Gewiſſen ſich kund giebt, iſt der Inhalt eines alten Volksmärchens, in welchem eine böſe Mutter ihr Kind umbringt, es kocht und ihren Mann eſſen läßt; des Kindes Schweſterchen ſammelt das Gebein, begräbt es unter einem Baume, daraus wird ein Vogel, welcher vor dem Hauſe auf einem Baume ſingt und als die böſe Mutter ſich naht, einen Mühlſtein herunterfallen läßt, der ſie erſchlägt.

Margarethe war die böſe Mutter, welche ihr Kind umgebracht hat; ſie hat es der Liebe oder vielmehr aus Scham über den Fehltritt der Liebe, mithin auch dem Manne geopfert, ſie hat es ihm ſo gewiſſermaßen zu eſſen gegeben.

Ihre erregte Phantaſie hat ihr ermordetes Kind ebenſo, wie das Märchen gethan, in einen Vogel verwandelt. Sie wähnt ihn ſingen zu hören. Die Worte des Liedes ſingt ſie aufhorchend nach, bis ſie mit Grauen und Angſt ruft:

„Fliege fort, fliege fort!“

Die Darſtellerin muß ihr ſtöhnendes Gewiſſen in dem Liede anklingen laſſen: Fauſt tritt ein; Margarethe wähnt, daß die Henkersknechte kommen, ſie zum Blutgerüſt zu führen. Das doppelte: „Weh! Weh!“ iſt ein Aufſchrei der Creatur, welcher ſich in Todesſchauer auflöſt in den Worten: „Sie kommen!“ und in ſchmerzlicher Reſignation: „Bitterer Tod!“ — Ihre Sinne ſind verrückt, d. h. von dem Außenleben hinweg und nur auf ihre inneren und äußeren

Zuſtände hingeheftet, — wahnſinnig iſt ſie nicht; ſie hat keine fixe Wahnidee, — Alles, was ſie ſpricht, iſt grauenvolle Wahrheit. So fleht ſie den Mann, den ſie für den Henker hält — und dieſer Henker iſt der von ihr verkannte Fauſt — um Erbarmen an, ſo entſetzt ſie ſich darüber, daß ſie ſchon jetzt ſterben ſoll, da es doch noch nicht Morgen iſt. Die Darſtellerin muß hier durchaus wahr ſpielen, d. h. das Flehen der Todesangſt wiedergeben. Auch ihr Jammer, daß ſie noch ſo jung ſei, iſt ein wirklicher, — eine herzinnige Klage, ſie entſchuldigt, wie jeder Verbrecher, auch ihr Vergehen. Wie Fauſt ſie anfaßt, ſteigert ſich ihre Todesangſt in den Worten:

„Faſſe mich nicht ſo gewaltſam an ꝛc.“

Sie hat ja ihn, den Henker, der ihr ein ganz fremder Menſch iſt, nicht beleidigt.

In dieſer Todesangſt ſpiegelt die Phantaſie ihr vor, als ob ihr Kind, welches ſie die Nacht durch in der Einbildung geherzt hat und das nun weg iſt, leben müſſe, denn, daß es ein Waldvögelein geworden, iſt ja ein Märchen, welches die Leute nur auf ſie deuten. Wie ſich jetzt Fauſt auf die Kniee wirft, ſieht ſie in ihm nur einen Menſchen, mit dem ſie beten kann in den Höllenqualen ihres Gewiſſens, welche ſich ihr äußerlich darſtellen als die Hölle unter den Dielen des Kerkers. Nur als Fauſt ſie bei ihrem Namen ruft, beginnt ſie, ſeine Gegenwart zu ahnen: ſie horcht auf, als ob ſie ihn, den Nahen, aus der Ferne höre. — Jetzt ſpringt ſie auf, die Ketten fallen, ihre Worte erklären ſich von ſelbſt. Auf Fauſt's: „Ich bin's!“ ſchlägt ihr: „Du biſt's!“ ſchnell nach! — Sie iſt jedoch in ihm noch immer nicht ganz ſicher, darum die haſtige Bitte: „O ſag' es noch einmal!“ Dann bricht ſie in den vollen Jubel der Errettung, der Freiheit im Wiederſehen aus. Sie iſt ganz in die glückliche Vergangenheit verſenkt, bei dem Anblick des Geliebten verſchwindet ihr alle Noth, alles Gräßliche der Gegenwart, nur er erfüllt ihre Seele. Aber der zur Flucht drängende Fauſt iſt nicht der glücklich liebende Fauſt mehr. Das macht ſie wieder in ſeiner Perſon zweifelhaft. — Nun dunkelt wieder die Nacht ihres Unglückes herauf, die Erinnerung an die gräßlichen Thaten, die geſchehen ſind, wird lebendig. Sie beginnt mit grauenvoll monotoner Stimme:

„Meine Mutter hab' ich umgebracht“ —

ſie ſteigert ſich im Grauen:

„Mein Kind hab' ich ertränkt.“ —

Sie ſchaudert fragend vor der Schuld, welche um ſo ſchwerer wird, da das Kind ihr ja nicht allein, ſondern auch ihm geſchenkt geweſen. Aber auch er trägt eine ſchwere Schuld, er iſt der Mörder ihres Bruders; dieſer Mord wird ihr ebenſo zur Gegenwart, ſie ſchreit auf:

„Ach Gott, was haſt du gethan?“

Er iſt ſo gut des Todes ſchuldig, wie ſie. Fauſt's Worte: „Du bringſt mich um!“ machen es ihr deutlich, daß auch er dem Gericht und dem Tode verfallen iſt; aber er ſoll übrig bleiben und für die Gräber und ihr eigenes Begräbniß ſorgen. Von den Worten:

„Nein, du mußt übrig bleiben“

bis zum troſtloſen:

„Niemand wird ſonſt bei mir liegen“

iſt Alles klarſinnige, ſchmerzliche, gramvolle Bitte. Es iſt ihr letzter Wille. So iſt ſie auch bei klarem Sinne, wo ſie ſich des Glückes ihres Zuſammenſeins mit ihm erinnert; aber es iſt ihr jetzt, als müſſe ſie ſich zu ihm zwingen. Sie iſt die durch Entſetzen und Verzweiflung in der Reue gereinigte Seele, welche ſich ſchaudert vor dem Unreinen. So klar iſt auch das Uebrige, — ſie will Fauſt nicht in das Freie folgen, vielmehr ihr Vergehen durch den Tod ſühnen, ſie kann deshalb nicht mit. Darum iſt es die herzinnerſte Klage:

„O Heinrich, könnt' ich mit!“

weil ſie ihrem Verhängniſſe, wie ſie es weiter ſchildert, nicht entgehen kann; denn ſelbſt wenn ſie mit böſem Gewiſſen in der Fremde betteln wollte, würde ſie doch ergriffen werden. Als aber Fauſt bei ihr zu bleiben verſpricht, will ſie eigentlich ihn fragen: „Kannſt du das Geſchehene ungeſchehen machen?“ aber dieſe Frage geſtaltet ihre Phantaſie zu der gräßlichen Viſion von dem letzten Augenblicke ihres ertrinkenden Kindes und ihrer am Schlaftrunk ſterbenden Mutter.

Der Patriotismus erſchöpft ſich in ihrem Ruf: „Rette! rette!“ — In Schauern und zuckenden Seelenkrämpfen geht ihre Stimmung in monotones Grauen über:

„Wären wir nur den Berg vorbei —“

und ſinkt bis zur Mattigkeit hinſterbend herab in den Worten:

„Es waren glückliche Zeiten.“

Fauſt will ſie jetzt mit Gewalt wegſchleppen, ſie will es nicht dulden. So iſt ſie auch ganz bei klarem Sinne bei den Worten, welche ſie mit gräßlicher Beſtimmtheit ſpricht:

„Tag! Ja, es wird Tag!„

bis

„Stumm liegt die Welt, wie das Grab.“

Wie vorher ihr die Vergangenheit, ſo wird in ihrer aufgeregten Phantaſie die nächſte Zukunft zur Gegenwart. Hier hat ſie vollendet den Bußgang der Reue, der phyſiſche Tod iſt nur noch das Punctum, nur das Zeichen der wirklichen Vollendung des Irdiſchen.

Mephiſtopheles erſcheint unter der Thür.

Margarethe erkennt in ihm den Böſen. „Der! der!" ruft ſie mit Schaudern, aber: „Schick' ihn fort!" mit angſtvoller Bitte, welche ſich fortſetzt: „Was will der an dem heiligen Ort?" — In den Worten: „Er will mich!" ſchaudert ſie vor ihm, dem Dämon der Sinnlichkeit und Sünde zurück. Sie übergiebt, auf die Kniee fallend, ſich dem Gerichte Gottes, ſie tritt von ſelbſt gereinigt in die Schaaren ſeiner Engel, ſich abwendend von Fauſt:

„Heinrich! Mir graut's vor dir!"

Mephiſtopheles.

Sie iſt gerichtet!

Stimmme von Oben *).

Iſt gerettet."

Nun erklären ſich von ſelbſt die Worte:

Mephiſtopheles (zu Fauſt)

„Her zu mir!"

in welchen das Ende der Tragödie liegt, nämlich: der irdiſche Fauſt iſt verloren! Der geiſtige aber iſt gerettet, wie hier ſeine irdiſche Liebe in Margarethe zu Grunde geht, um ſich in die himmliſche zu verklären, in welcher auch er erlöſt werden wird.

Um der Tragödie einen äußeren Abſchluß zu geben, läßt man bei den Theatern hier eine Verklärung Margarethens eintreten. Die gewöhnlichen Mittel dazu ſind: Muſik, Wolken, Weißfeuer und das Abfallen des grauen Gewandes, unter welchem Margarethe ein weißes trägt.

---

*) Dieſe Worte ruft füglich die Schauſpielerin, welche im Dome den böſen Geiſt gegeben hat.

Ein ſolches wunderliches Wunder hebt aber den Eindruck der Kerkerſcene von ſelbſt auf. Niemand glaubt daran, der Zweifel bleibt übrig. Die Tragödie bedarf nur der Gewißheit, daß die Reinigung von der ſchlechten Endlichkeit durch den leiblichen Tod geſichert ſei. Dieſe Gewißheit muß von der Außenwelt uns zukommen, weil an ihr die tragiſche Perſon zu Grunde geht. Dieſe Gewißheit iſt uns Goethe ſchuldig geblieben. Er ſtand ſelbſt im Wahne, daß hier ſeine Tragödie noch nicht zu Ende ſei, um mit einem zweiten Theile zu beweiſen, daß die Tragödie entweder ſchon hier ihr Ende finden, oder ein Fragment bleiben müſſe. Wir ſtimmen der erſteren Anſicht gegen den Dichter ſelbſt bei. Dieſer kann bei einem Werke, welches er aus der unmittelbaren Gefühlswelt herauskryſtalliſiren ließ, ohne mit künſtleriſchem Bewußtſein zu verfahren, keine Stimme haben, wo es zur plaſtiſchen Darſtellung gebracht werden ſoll.

Es iſt ein Cyklus lyriſcher Gedichte, dem Hauptbeſtandtheile nach in dialogiſcher Form, welche eine Geſchichte vor uns abſpinnen. Es mußte daher auch der Charakter der Balladenform der durchgreifende bleiben. Die Ballade, wobei ich nur an die denke, welche, wie die Volks-Ballade, aus dem muſikaliſchen Gemüthe ſich herausbildet, vermeidet gern den draſtiſchen, dramatiſch-plaſtiſchen Schluß, und anticipirt dafür die muſikaliſche Empfindung darüber. Einige Beiſpiele mögen genügen. In „des Knaben Wunderhorn“ befindet ſich die Ballade von der verſchmähten Liebe eines Judenmädchens zu einem Chriſten; die Jüdin ſteht gegen Sonnenuntergang am Meer, um ſich den Tod in den Wellen zu geben. Die Ballade führt uns raſch bis zu dieſem Momente, — jetzt muß das Mädchen hineinſpringen, aber hier ſchiebt die Ballade plötzlich das weiche, muſikaliſche Bild ein:

„Die Sonne iſt untergegangen
Hinunter in's tiefe Meer.“

Wenn ſich kein ſolches Bild einſtellt, ſo begnügt ſich die Ballade auch einfach damit, den Namen des ſeinem Untergange Zueilenden auszurufen, wie in der bekannten Ballade von „Bonved“ im Refrain: „Schau' dich um, Held Bonved!“ oder in der engliſchen Ballade: „Eduard, was iſt dein Schwert ſo roth?“, welche ſich dialogiſch vorträgt und in dem wiederkehrenden: „Oh! Oh!“ und dem Ausruf des Namens: „Eduard!“ unſere Stimmung intonirt. In dieſem Balladentone endigt auch dieſe Tragödie mit dem Ausrufe: „Heinrich! Heinrich!“ welche wir im Chor dem in das Verderben davon eilenden Fauſt nachrufen. —

Wir dürfen daher zunächſt das Dunkel des Kerkers, in welchem ſich dieſe Balladenſcene vorträgt, nicht ſtören, wir müſſen aber auch ein Mittel in der Außenwelt finden, welches den Abſchluß muſikaliſch bezeichnet. Das Nächſte iſt: das Läuten des Armenſünderglöckchens in der Ferne, welches die von Margarethe als Gegenwart aufgefaßte nächſte Zukunft ihrer Hinrichtung real beginnen läßt. Es tritt von ſelbſt nach ihren Worten:

„Stumm liegt die Welt, wie das Grab —“

eine kurze Pauſe ein, noch iſt aber die Welt nicht ſtumm, vorher ſpricht noch ihre eherne Zunge, zuerſt in der Armenſünderglocke. Es motivirt ſich dadurch lebendig der Ausruf Fauſt's:

„O wär' ich nie geboren!“

und zugleich das Hereinſpringen des Mephiſtopheles:

„Auf! oder Ihr ſeid verloren.“

Nach den Worten:

„— Der Morgen dämmert auf —“

ſchweigt das Armenſünderglöckchen, beginnt aber wieder bei Fauſt's Worten:

„Du ſollſt leben!“

und motivirt jetzt weiter Margarethens Gebet:

„Gericht Gottes, dir hab' ich mich übergeben!“

bis

„Lagert Euch um mich her, mich zu bewahren.“

Margarethe bleibt knieen, Fauſt rührt ſie jetzt wieder an, um ſie noch einmal zur Flucht zu bewegen, knieend wendet ſie ſich mit abwehrenden Händen von ihm ab:

„Heinrich! mir graut's vor dir.“

Jetzt beginnt das Armenſünderglöckchen zum dritten Male zu läuten und hält an, bis der Vorhang gefallen iſt. Den Ausruf:

„Heinrich! Heinrich!“

welcher dem von Mephiſtopheles abgeholten Fauſt jammernd nachſchallt, muß Margarethe übernehmen, indem ſie umſinkt. — So befriedigt ſich das tragiſche Gefühl, wie es nur immer durch die Ballade geſchehen kann, deren muſikaliſches Element dieſe Tragödie ſo unmittelbar in unſere Gemüthswelt gerückt hat, jedoch dabei auch auf den Vortheil des plaſtiſchen Abſchluſſes Verzicht leiſten muß.

Das neuere deutſche Drama
und die
deutſchen Theaterzuſtände.

(1846.)

Die dramatiſche Poeſie iſt die poetiſche Verklärung eines gebildeten Volks; ſie iſt der unſterbliche Kranz auf ſeinem Haupte, ſelbſt wenn es aus der Geſchichte verſchwunden iſt oder ſeine politiſche Bedeutung verloren hat. Wie Leuchtthürme aus Sturmwolken, leuchten die Genien der dramatiſchen Poeſie aus dem Dunkel der Vergangenheit in alle Zeiten hinüber. Könnte eine verruchte Hand die Namen: Äſchylus, Sophokles, Euripides und Ariſtophanes aus der Geſchichte der Hellenen, Shakeſpeare aus der engliſchen, Calderon, Lope und ihre Mitſtrebenden aus der ſpaniſchen, Corneille, Racine, Molière und Voltaire aus der franzöſiſchen und die deutſchen großen, dramatiſchen Dichter aus unſerer Geſchichte ſtreichen und ihre Werke vertilgen, ſo wären damit die Zeugniſſe der höchſten Bildung der geſchichtlich großen Nationen vernichtet. Aber nicht nur die Namen der dramatiſchen Dichter, es glänzen auch darin die der Regenten und der Mächtigen, welche ihr Streben gefördert haben; denn jede Weiterentwicklung der dramatiſchen Poeſie bedarf des beſtimmten, äußeren Schutzes gegen den vornehmen und gemeinen Pöbel, der Kunſt und Poeſie immer haßt.

Noch hat aber das deutſche Drama ſeinen Abſchluß nicht erlangt, es ſucht vielmehr einen neuen Weg anzubahnen, um ſeinen Kreis zu vollenden. Es iſt jedoch mehr oder weniger auf heftige Widerſprüche geſtoßen, welche es im Keime zu erſticken drohen. Um dieſen Widerſpruch zu würdigen, kommt es zunächſt auf die Vorfrage an: Iſt die Auffaſſung der Geſchichte in den hiſtoriſchen Dramen der Jetztzeit eine äſthetiſche oder ſittliche Verirrung? Oder iſt vielmehr die neue dramatiſche Schule nur eine nothwendige Weiterentwickelung des Nationalbewußtſeins in der Poeſie, die Frucht des Baumes, deſſen Wurzel — Leſſing, deſſen Stamm — Goethe, deſſen Blüthe — Schiller iſt? Beleuchten wir dieſe Frage!

Die deutſche Bildung hat zu ihrer Unterlage die althelleniſche. Keine Nation iſt tiefer in die Wiſſenſchaft, Kunſt und Poeſie der alten Hellenen eingedrungen, als die deutſche. Wurde dieſer Bildungsproceß durch die Gelehrten eingeleitet, ſo mußte von ſelbſt zuerſt die Bildung mit dem Leben und ſeiner Wirklichkeit auseinanderfallen. Klopſtock ſprach noch von einer Gelehrten-Republik, Goethe und Schiller dichteten noch ihre vollendetſten Werke für die excluſive Bildung. Doch ſtreiften ſchon Beide, beſonders Schiller, mit den Flügelſpitzen ihrer Ideale die wirkliche Welt der deutſchen Nation. Ein Haupt der romantiſchen Schule, welche mit den Wolken der katholiſch-mittelalterlichen Gefühlsphantaſtik die Morgenröthe der helleniſchen Bildung am deutſchen Himmel zu umnebeln drohte, erklärt deshalb auch Schiller für einen Demagogen, und ſelbſt Goethe entging nicht mit ſeinem Egmont der Verdächtigungspolizei. Es giebt große Hoftheater, wo erſt vor einigen Jahren „Tell“ und „Egmont“ ſich wieder auf die von den widrigſten Gemeinheiten der pariſer Sudelköche entheiligte Bühne ſchleichen durften. Doch war die Seele der Dramen Goethe's und Schiller's nur eben das rein Ideale, welches mit dem wirklichen Daſein eigentlich Nichts zu ſchaffen hat. Ihre

Muſe war die helleniſche im barbariſchen Norden, — Iphigenie auf Tauris. Der mit Leſſing gegebene Anfang des deutſchen, dialectiſchen Drama's fand daher in der Weimar'ſchen Schule nur ſeine weitere Ausbreitung, ohne noch aus dem idealen Himmel in das reale Daſein hereinzutreten und es zu durchdringen und zu vergeiſtigen, wie dies die letzte Aufgabe der Kunſt iſt. Daß wir hier nicht bis auf Schröder in Hamburg zurückgehen, entſchuldigt ſich von ſelbſt; denn ſein Theater gab die Ausläufe des engliſchen in das Familiendrama wieder, aus welchem ſich das Leſſing'ſche, das deutſche Drama, erſt ſelbſtſtändig zur helleniſchen Bildung herausarbeitete. So konnte der Irrthum entſtehen, welcher erſt vor Kurzem hier und dort auftauchte, daß das wahre Nationaltheater der Deutſchen in den Familienſtücken zu ſuchen ſei. Doch hatte ebenſo gut, wie die Weimar'ſche Schule, auch dieſes Familiengenre bis in die neueſte Zeit ſeine poetiſchen Vertreter, ſo daß wir immer noch eine Alt-Hamburger und eine Weimar'ſche Schule in der Production, wie in der Darſtellung unterſcheiden können. Doch kehren wir zur alten, romantiſchen Schule zurück, welche auf die Weimar'ſche folgte! Sie verdankte ihre Entſtehung dem Drucke unter der in Napoleon ſiegreichen, franzöſiſchen Revolution. Dieſe wurzelte zunächſt in der Bildung der Geiſter, welche von der Freiheit der alten Welt groß genährt worden waren. Verſuchten dieſe in Frankreich durch eine politiſche, doch in Deutſchland durch eine philoſophiſche und äſthetiſche Revolution das verknöcherte Mittelalter aufzuheben, ſo ſtellen ſich uns von ſelbſt zwei miteinander ringende Gegenſätze vor unſere Augen: der gedankenherrſchende Geiſt der wiedergeborenen, alten Welt und das gefühlsthätige Gemüth des Mittelalters. Das Letztere trat in der Kunſt und Poeſie als die romantiſche Schule auf. Wie es dort darauf ankommt, daß ſich der Einzelne ganz der Staatsgemeine und ihrer idealen Aufgabe hingiebt, ſo hier Alles auf das vom Allgemeinen losgebundene, willkürliche Subject. Findet dieſe Phantaſtik des ſubjectiven Gemüths im Traumleben die freieſte Entwickelung und ihre Blüthe in dem Somnabulismus, ſo dürfen wir die Dramen des Dichters Heinrich von Kleiſt als das höchſte und ſchönſte Ergebniß der romantiſchen Schule erklären.

Wie beſonders ſeit der Mitte des vorigen Jahrzehnts die Poeſie das hiſtoriſche Leben wieder zu durchdringen und ſelbſt dramatiſch zu geſtalten bemüht iſt, bedarf keiner Auseinanderſetzung. Sie iſt immer noch die vom helleniſchen Geiſte mit dem deutſchen Gemüthe erzeugte Tochter.

Es iſt bedeutungsvoll, daß Ludwig Tieck verſchiedene Tragödien althelleniſcher Dichter in Berlin zur Aufführung gebracht hat. Die romantiſche Schule hat damit ihren Kreislauf beſchloſſen; ſie iſt wieder bei der helleniſchen Poeſie, bei der Antigone des Sophokles und der Iphigenie auf Tauris von Goethe angelangt, freilich ohne recht zu ahnen, daß gerade von dieſem Puncte aus die neue Fortbildung des deutſchen Drama's beginnt. Allerdings ſchreiten in dieſen Tagen die althelleniſchen Ideale herunter von ihren Poſtamenten und werden wieder lebendig, und wie ſie mit Leſſing, Goethe und Schiller vom Tode erwacht ſind, ſo verkehren ſie jetzt wieder lebendig mit den wachen Lebendigen in dieſer träumenden Zeit. Wodurch dies Wunder geſchehen iſt? Dadurch, daß die deutſche Philoſophie den großen Gedanken entdeckt hat: Die Weltgeſchichte iſt der Prozeß der Entwickelung des Menſchengeſchlechtes zum Selbſtbewußtſein. In dieſem Gedanken muß ſich jeder Gebildete als thätigen

Theil der Weltgeſchichte und ſich ſelbſt in jeder dialectiſchen Phaſe der verſchiedenſten Perioden durch Vermittelung der Philoſophie und der dramatiſchen Poeſie wieder im organiſchen Zuſammenhang mit der Vergangenheit erkennen lernen.

So iſt die deutſche dramatiſche Poeſie hereingetreten in die wirkliche Geſchichte; ihre Stoffe ſind Parallelen zur Gegenwart in der Vergangenheit, indem das Drama ſelbſt den Zuſchauer, wie den Helden, in dem Conflicte der dialectiſchen Gegenſätze des hiſtoriſchen Lebens von den Schlacken des Endlichen und Schlechten reinigt; es iſt mithin ſo wenig ſtaatsgefährlich, als die Religion ſein ſoll; denn die dramatiſche Poeſie in ihrer höchſten Aufgabe iſt vor Allem die Lehrerin des Göttlichſten im Diesſeits — der Wahrheit in der Schönheit und der Freiheit im Vernunftgeſetze. Iſt das neue hiſtoriſche Drama von der Bildung ausgegangen, ſo bedingt die Beurtheilung deſſelben bei den Intendanzen und Directionen der Theater von ſelbſt, daß dieſe gebildete Männer ſind, um zu wiſſen, um was es ſich handelt.

Es gilt daher die weitere Frage: Haben die Intendanten und Directoren der deutſchen Bühnen dieſe ihre Aufgabe begriffen? Ein kurzes: „Nein!“ iſt darauf die allgemeine Antwort. Sie theilen zur Zeit in den Augen der gebildeten Welt kaum den Rang mit den Principalen der Bereiterbanden auf den Jahrmärkten in der Verfolgung des gleichen Zieles: die frivole Neugierde für die Kaſſe auszubeuten durch das leidige Amuſement des vornehmen und gemeinen Pöbels.

Und doch ſpricht für jene Principale in der rothen Jacke, mit der Carbatſche in der Hand, daß ihre hauptſächlichſten Acteurs Pferde ſind und daß ſie nicht die Tartufferie beſitzen, Anſtalten der höheren poetiſchen Nationalbildung leiten zu wollen.

Man hat viel hin und her gefragt, woran die Schuld von dem Verfalle des deutſchen Theaters liege. Man hat die dramatiſchen Dichter, die Schauſpieler, das Publicum deshalb zur Verantwortung ziehen wollen, während man vergeſſen hat, auf die Urſache des allgemein empfundenen Uebels zurückzugehen. Dennoch braucht man nur die Augen aufzuſchlagen, um zu ſehen, daß ein Theater immer den höchſten Beſtrebungen der dramatiſchen Literatur einen Ausdruck gab und Dichter, Schauſpieler und ſein Publikum heranzog, an deſſen Spitze ein Mann ſtand, der gebildet genug war, um die Aufgabe des Theaters zu verſtehen, und charakterfeſt genug, das Princip deſſelben gegen alle Angriffe zu vertreten. Wir erinnern nur an das Weimar'ſche Theater unter Goethe, an das Hamburger unter Schröder, an das Berliner unter Iffland und zuletzt an das Düſſeldorfer unter Immermann. Sind nunmehr die meiſten deutſchen Theater nur Anſtalten des frivolen Amuſement's und iſt die Bildung von der Scene und aus den Zuſchauerräumen verbannt worden, ſo iſt daran einzig der Mißgriff Schuld, daß man die Adminiſtration und die äſthetiſche Leitung einer Bühne gewöhnlich einem Manne zugleich anvertraute, der vielleicht für die erſtere geeignet war, von der letzteren aber kein Verſtändniß, vielleicht nicht einmal Empfänglichkeit für die Kunſt ſelbſt hatte.

Von den Theatern, deren Pächter auf den Erwerb angewieſen ſind, und von den armen Directionen herumwandernder Geſellſchaften, welche die Schauluſt des Publikums ausbeuten müſſen, kann hier nicht die Rede ſein, ſondern nur von den Theatern, welche, finanziell gedeckt, wirkliche Kunſtinſtute ſein ſollen und können.

Es handelt ſich hier überhaupt nicht von Perſonen, ſondern von allgemeinen Zuſtänden, welche über die Meiſten eine unabweisbare Macht ausüben. Im Staate ſtellt man für jedes Fach öffentlicher Thätigkeit einen Mann an, von dem man erwarten muß, daß er auch Etwas davon verſteht; man beſetzt Gerichtshöfe mit Juriſten, das Finanzfach mit Finanzmännern, man ſtellt an den Kirchen Theologen, an den Schulen Schulmänner, an den Univerſitäten für jedes Fach Gelehrte an, welche ſich beſonders dafür ausgebildet haben, aber nur für das Inſtitut, welches fortwährend Zeugniß ablegen ſoll von der ſittlichen und äſthetiſchen Bildung der Nation, wird bei der Wahl eines Theaterchefs auf Alles eher geſehen, als auf die nöthige, auch oberflächlichſte Vorkenntniß in dem Fache, welchem ſie nunmehr vorſtehen ſollen. Man wähnt bei der Wahl des Intendanten oder Generaldirectors das Möglichſte gethan zu haben, wenn man in ihm einen Mann herausgegriffen hat, welcher Fähigkeiten für die Adminiſtration und perſönliche Autorität zur Handhabung der Disciplinargewalt beſitzt; man macht jedoch dadurch von ſelbſt das Materielle zur Hauptſache bei dem Theater. Man weiß von Theatern zu erzählen, wo der Intendant mit dem Strafgeſetze in der Hand den Proben vorſitzt und doch Schiller's Geburtstag mit der Aufführung des „Weltumſeglers wider Willen" feiert und das Inſtitut in den jammervollſten Trivialitäten zum Spotte der deutſchen, gebildeten Welt macht. In dieſelbe Richtung muß jedoch jeder Theaterchef gerathen, welcher weder von der Kunſt und Literatur Etwas verſteht, noch ſonſt ſich mit ihr vermitteln kann. Doch iſt es natürlich, daß ein ſolcher Chef, da er keine innere Stütze an ſich ſelbſt hat, eine ſolche in Anderen zu erwerben ſucht, ſo daß ſich entweder eine Intendanz-Kamarilla außerhalb des Theaters mit ihren Sympathieen und Antipathieen und ihren daraus hervorgehenden, ſtörenden Einflüſſen auf das Theater, oder innerhalb des Theaters bilden muß. Im letzten Falle ſchafft ſich der Vorſtand der Bühne im Bühnenperſonal Creaturen, welche ihm zur Hand ſind, es verſteht ſich, nach der ſtillſchweigenden Uebereinkunft: „Eine Hand wäſcht die andere.“ Den Theaterintriguen und Zuträgereien iſt nun Thür und Thor offen; wie das Inſtitut in ſeinem Herzen roh und gemein, ſo muß es auch von ſelbſt das Edlere in der Kunſt, das Ideale, haſſen und vertreiben und in ſeinen Leiſtungen das triviale Amuſement zu ſeinem Principe machen. Fehlt es einem ſolchen Chef nicht an der nöthigen Weltklugheit, ſo ſucht er ſich den Vertretern der Literatur gegenüber den Rücken zu decken, entweder durch Ernennung einer ſogenannten Prüfungscommiſſion, welche ihr Urtheil über die eingeſandten Stücke abgiebt, ihm aber dabei immer noch freie Hand läßt, das Stück trotz aller Bevorwortung für die Aufführung deſſelben abzulehnen, oder er muß ein ehrliches und aufrichtiges Bündniß mit der Gemeinheit ſchließen, offen die Kunſt und Literatur verachten und ihr von der ihnen anvertrauten Anſtalt aus den Krieg erklären. Auf jeden Fall ging an dieſen Zuſtänden die Kunſt ſelbſt bei den deutſchen Theatern zu Grunde. Zum Theil hat man dieſe Mißſtände auch eingeſehen und hier und dort Dramaturgen angeſtellt. Hier wird nun Alles darauf ankommen, ob man dem Dramaturgen entſcheidenden Einfluß auf das Repertoire und die Beſetzung der Stücke giebt, ſo daß er dadurch weſentlich die Intereſſen der Kunſt unbedingt unter eigener Verantwortung geltend machen kann; iſt dies nicht der Fall und kann der adminiſtrative Vorſtand das Urtheil deſſelben nach Belieben beſeitigen, ſo bleibt es im Ganzen beim Alten.

Die Frage: welches Verhältniß findet zur Zeit zwiſchen dem Theater und der Weiterentwickelung des hiſtoriſchen Drama's Statt? — verhallt in der Luft. Zwar findet manchmal zur Deckung des angeblichen Credits der Theater oder einem Schauſpieler zu Gefallen oder zur Vertheidigung gegen die Tageskritik die Aufführung eines Drama's von Shakeſpeare, Schiller oder Göthe Statt, aber gewöhnlich mit einer aus allen Flittern hervorgähnenden Faulheit und Unluſt der Darſteller, welche nur ihres Gleichen in der Gemüthsleere der Repertoirefabrikanten und der Blaſirtheit des Publikums findet. Dafür wälzen ſich die Directionen, ihre demoraliſirten Schauſpieler und das entwürdigte Publikum entweder im Unrath der Pariſer Boulevards-Theater oder in den Fabrikaten, welche nach dem Pariſer Recepte zubereitet ſind, behaglich herum.

Mit gewandter Benutzung dieſer kleinen Vergünſtigungen jedoch hat das deutſche Drama im franzöſiſchen Coſtume einige Eroberungen gemacht, zwar nicht in der Darſtellung völkergeſchichtlicher Charactere und Begebenheiten, doch in der Benutzung literaturgeſchichtlicher und biographiſcher Anecdoten, aber auch da noch mit ſchweren Kämpfen, beſonders in Berlin, wo das Theaterelend trotz der vorzüglichſten Talente, über welche man dort gebieten kann, vielleicht am Größten iſt. Schüchtern trat zuerſt Camoëns auf die deutſche Bühne, dann folgten zaudernd Molière, Voltaire, Gottſched und Gellert, Uriel Acoſta, Göthe's Liebesabenteuer in Seſenheim und zuletzt Schiller's Flucht aus Stuttgart. Einige dieſer literaturhiſtoriſchen Stücke hatten bei der Aufführung den größten Erfolg, wozu ſie bei einem

Volke, das der Völkergeſchichte nicht mehr angehört, ſondern nur noch Literaturgeſchichte macht, an ſich die vollſte Berechtigung hatten.

„Ah, Pah!“ höre ich die Herren Intendanten und Generaldirektoren rufen, „nennen Sie, Herr Dramaturg in Oldenburg, uns nur ein einziges ernſtes, hiſtoriſches Drama der ſogenannten neueren Schule, welches einer Aufführung werth wäre!“

„„Recht gern und zwar das Beſte, welches in dieſem Jahre (1846) gedichtet, als Manuſcript gedruckt und bei Ihnen zur Aufführung eingereicht worden iſt.““

„Hat es Handlung? Gute Rollen? Iſt's intereſſant?“ rufen drei Intendanzen auf einmal. „Ja! meine Herren, das Alles! vielleicht bereichert es das Repertoire der Charakterdarſteller mit einer der intereſſanteſten Rollen; laſſen Sie meinetwegen darüber die Herren Döring und Hoppé in Berlin, Kaiſer in Hannover und Grunert in Stuttgart oder ſonſt einen tüchtigen Künſtler in dieſem Fache entſcheiden.“

„Ein hiſtoriſches Drama? doch nicht aus der deutſchen Geſchichte? Es tritt darin doch nicht etwa ein Verwandter des Fürſtenhauſes auf? Greift es vielleicht die Religion und die garantirten Secten, mit Ausnahme der Juden, an? Oder iſt es laſciv ohne hinter die erlaubten, durchſichtigen Zweideutigkeiten die pikanten Heimlichkeiten zu verbergen?“

„Nein, meine Herren, es waltet darin nur der heilige Ernſt der Geſchichte.“

„Giebt es auch Etwas für das Auge? Giebt der Verfaſſer nach dem Vorbilde unſerer Madame Birch-Pfeiffer auch Gelegenheit, ſchöne Decorationen und Kleider zu zeigen?“

„Auch dies, meine Herren!“

„So nennen Sie uns doch endlich den Stern von dieſem Jahre, den unſere Augen nicht entdeckt!“

„Recht gern! Es iſt

Sixtus V.

Hiſtoriſches Drama von Julius Minding.“

Der geſchichtliche Stoff.

Sixtus V., der größte und gewaltigſte, und der letzte den Königen furchtbare Papſt, war von armen Aeltern zu Grotta a Mare in der Mark Ancona zu Anfang des 16. Jahrhunderts geboren. Seines Vaters Bruder, welcher Franciscaner zu Montalto war, erzog ihn zum Mönch ſeines Ordens, in welchen der geniale Jüngling im Jahre 1534 eintrat. Er ſtudirte im Kloſter eifrig die römiſche Literatur, in welcher er ſich zum künftigen Herrſcher ſtählte, Philoſophie und Theologie, welche ſeinen Scharfſinn bildeten. Gar bald lenkte er auf ſich die Augen ſeiner Vorgeſetzten und begann nun eine Stufe nach der andern in der römiſch-katholiſchen Hierarchie zu beſteigen, bis er endlich 1570 unter dem Namen Montalto Cardinal wurde. Es blieb ihm nur noch die dreifache Krone übrig, deren er bedurfte, um ſeine großen Herrſcherplane in That zu verwandeln. Da er, wie kein Anderer, die Politik des Cardinalcollegiums kannte, in welchem ſich die einflußreichſten und mächtigſten Cardinäle bei einer Papſtwahl dadurch einander die Waagſchalen hielten, daß ſie den Aelteſten und Hinfälligſten aus ihrer Mitte gern emporhoben, ſo ſtellte er ſich ihnen als ſolchen dar. Dreizehn Jahre lang ſchien er dem Grabe zuzuwelken, während er ſich zugleich immer mehr von den Regierungsgeſchäften zurückzog. Wie er es vorausberechnet hatte, ſo geſchah es: als Gregor XIII. 1585 geſtorben war, wurde er einſtimmig zum Papſt gewählt.

Wir müſſen jetzt einen Blick in die politiſche Welt hinaus thun, um die Aufgabe ſeines Herrſchergenie's zu begreifen. — Die Satzung des Mittelalters war zuerſt durch die helleniſche Bildung, welche nach der Eroberung Conſtantinopels durch die Türken nach Italien und von da nach Deutſchland und zu den übrigen europäiſchen Völkern gedrungen war und die ſchlummernden Geiſter zur Gedankenfreiheit aufgerüttelt hatte, in ihrer innerſten Seele angegriffen. Eine große Entdeckung in dem Reiche der Naturwiſſenſchaften folgte der andern, während allenthalben Kunſt und Literatur ſich zur Blüthe entfalteten.

Am 3. Auguſt 1492 hatte Columbus Amerika entdeckt, und bald darauf Portugal im Wetteifer mit Spanien ſeine Herrſchaft in Oſtindien und Braſilien begründet. Zugleich hatte ſich der angeregte, forſchende Menſchengeiſt auf die Kritik der politiſchen und religiöſen Zuſtände geworfen, bis er in der Reformation den gewaltigen Kampf um geiſtige Freiheit mit der katholiſchen Hierarchie begann. Zunächſt hatte Karl V. in dem allgemeinen Chaos, jedoch vergebens, verſucht, ſich zum unbeſchränkten, weltlichen Herrn der Chriſtenheit, mit der Gewalt über zwei Erdtheile, zu machen; ſein Plan zerſchellte an den deutſchen Fürſten, welche die Reformation benutzten, um, vom Kaiſer und Papſt losgebunden, zur eigenen Selbſtherrlichkeit zu gelangen, während die Völker zugleich nach unbeſchränkter politiſcher und religiöſer Freiheit trachteten. Es traten jetzt die furchtbarſten Leidenſchaften der Herrſchbegierde auf den Schlauplatz der Politik. Während die proteſtantiſchen Fürſten in Deutſchland mit ihrer Würde die biſchöfliche ihrer Landeskirche verbanden und ihrem Beiſpiel die nordiſchen Könige folgten, begann der König von Frankreich den Einfluß der katholiſchen Kleriſei auf das Volk für die königliche Gewalt im Kampfe mit den großen, proteſtantiſchen Vaſallen auszubeuten, jedoch Philipp II. von Spanien durch die von ihm allein abhängige Inquiſition die königliche Macht zur Despotie über die Leiber und Seelen ſeiner Unterthanen zu ſteigern, bis die Niederlande den gräßlichen Kampf um die alte Freiheit mit ihm aufnahmen.

Minding ſchildert den damaligen Weltzuſtand nahe herangerückt zu Sixtus V. in einem Prolog mit den Worten:

„Groß war die Zeit! Parthenope's Geſild —
Lag in des ſpaniſchen Philipp kalter Hand —
Das kühne Kind von Béarn träumte ſich
Den Erben des Cäſaren! Heinrichs Tochter
Wob jene Flagge, nun des Meeres Herrin,
Indeß das Blut von Niederland und Flandern
Sich kühlend miſchte mit dem heißern Strome,
Den Andaluſiens Gefilde nähren."
u. ſ. w.

Es geht daraus hervor, daß die geiſtliche Macht der weltlichen ſelbſt da dienſtbar geworden, wo die katholiſche Religion den Proteſtanten gegenüber Siegerin war. Es blieb daher der *päpſtlichen* Macht nur der Ausweg übrig, nach eigener weltlicher Gewalt zu ſtreben, in dem Verſuche: ſich in Italien ein großes, unabhängiges Reich zu gründen. Dieſen Schritt wagte Sixtus V. zu thun. Es hatte ſich jedoch in dieſen Conflicten der alten kirchlichen und der neuen fürſtlichen Gewalt eine eigenthümliche dunkle Gewalt herausgebildet, welche mit allen Künſten politiſcher Verſtandesbildung die Obmacht ſowohl über das Oberhaupt der Kirche, als auch über die chriſtlichen Fürſten und Völker zu gewinnen ſuchte; dies war der Orden Loyola's, — die Geſellſchaft Jeſu. Ihre Loſung: ohne Nachgeben die Reſtauration der geiſtlichen Obergewalt! ihr Grundſatz: der Zweck heiligt die Mittel! ihr kühner Gedanke: ihre Waffen in der ſchärfſten, dialectiſchen Verſtandesbildung zu bereiten, und ihre Regel, welche im blinden Gehorſam alle Kräfte ihres Ordens zuſammenband; alle dieſe Momente bildeten in dem Eingeweide der menſchlichen Geſellſchaft einen ſeelenwürgenden, paraſitiſchen Polypen aus, der mit ſeinen Fäden jede Lebensader, jeden Nerv umwickelte.

Wie daher in der Geſchichte jener Tage, ſo treten auch in dieſer Tragödie alle dieſe Gewalten zum Kampfe miteinander auf, ſoweit ſie im Schooße der katholiſchen Chriſtenheit, in Rom ſelbſt Raum gewinnen konnten. Wir ſehen hier in dieſen chaotiſchen Zuſtänden:

1. die gedrückte, nach willkürlicher Freiheit haſchende Volkspartei, an ihrer Spitze den hohen Adel, vertreten von Mathilde, Gräfin von Caſtelferro, und Antonio Marianna, Herrn von Mirandola;
2. das alte, katholiſche, von der Prieſterpolitik abhängig gewordene Kirchenregiment, in Scene geſetzt in den Cardinälen Farneſe, Buoncampagno, Medicis, Alexandrini;
3. den Orden der Geſellſchaft Jeſu in Franz von Toledo, dem General der Jeſuiten, und Tomas Moroſini, Geheimſchreiber der Jeſuiten, und

4. den zur Papſtwürde und unabhängiger, weltlicher Macht emporſteigenden Cardinal Montalto, ſpäter Papſt Sixtus V.

So vorbereitet mag ſich die Tragödie vor uns aufrollen.

Entwickelung des Drama's ſelbſt.

Erſter Aufzug.

Zuerſt treten uns die adeligen Häupter der Volkspartei entgegen: Mathilde und Antonio Marianna.

Mathilde ſteht auf dem Gipfel der claſſiſchen, vom alten Chriſtenthum emancipirten Bildung, wie der Dichter Aufzug 4, Auftr. 6 von Moroſini ſie ſchildern läßt:

„Ich weiß es, kühne Frau,
Wie deine Seele unſ're Satzung ſchmäht,
Ein höher' Wiſſen, eine ſchön're Kirche
Ein freier' Volk, und ſelbſt ein anderer Gott —
Das Alles weiß ich — füllen deinen Geiſt."

Mit dieſem Geiſt ſtachelt ſie den an der politiſchen Wiedergeburt Italiens verzweifelnden und blaſirten Marianna an, ſich an die Spitze des römiſchen Volks zu ſtellen:

„Du, der der ſchönſten Jugend Heldenkraft
In ſelbſterwecktem Unmuth träg verſchlummert,
Geboren, deines Volks Tribun zu ſein
Und jetzt ein Lehnsmann pfäffiſcher Gewalt;
O, laſſ' mich härten deinen edeln Stahl,
Nur ſo laß' Rom nicht untergeh'n!
— — — — — — — — —

Der gekrönte Greis,
In deſſen welker Hand die Inful ſchwankt,
Naht ſeinem Ziele; — — —
Ihm folg' ein And'rer gleicher Schwäche nach,
Ich habe meinen Mann, den Anconeſen."

Und ſchon ſtehen wir

Auftritt 2.

vor dieſem Anconeſen, dem Cardinal Montalto, dem ſcheinbar alten, ſchwachen, gebrochenen Mann, im Augenblicke, wo ihm die Nachricht überbracht wird, daß der Papſt Gregor VIII. geſtorben iſt.

Bote.

„Nicht unerwartet, überraſchend doch
Wird meine Botſchaft Eurem Ohre klingen:
Der Papſt iſt todt!

Sixtus.

— Du ſagſt es?"

Und wie der Bote ihm andeutet, daß das Volk von Rom ihn zum Papſt wünſche, wäre er nicht ſo gar ſiech, verwahrt er ſich unter Anderem dagegen mit den Worten:

„Uns ziemet nur, — ſagt dies dem Volk von Rom, —
In enger Zelle unſ'res Grab's zu harren
Und unſ're ſchwachen Glieder am Altar
Demüthig hinzuwerfen vor dem Höchſten. —
Ich kann nicht weiter ſprechen." —

Doch als der Bote ihn verlaſſen hat, richtet er ſich auf mit der urgewaltigen Energie ſeines Geiſtes:

„Todt, todt! — Zu lange war's, Gregorius!
— — — — — — — — —

Mein iſt der Schlüſſel und ich will ihn halten.“

Aber bald fragt er ſich, zweifelnd an der ſo lange unthätig gehaltenen Kraft ſeines Leibes und Geiſtes:

„Wie aber? Hieltet Sehnen ihr noch aus,
Wenn auch kein Wollen Eure Kräfte ſpannte?
Iſt's noch derſelbe volle Klang der Bruſt,
Des Herrſchers Stimme durch die Welt zu tragen?“

Gar bald findet er die Antwort auf die eigene Frage:

„Hinweg, elender Stecken! Ja, ich fühl's:
Gebt die Tiara mir, ich kann ſie tragen! —
Doch ſtill! nur ſtill!“

Kaum hat er ſich wieder zurecht gerückt, ſo wird er vom Cardinal Farneſe aufgeſucht, welcher gleichfalls nach der Tiara ſtrebt und des Anconeſen Stimme dazu erbitten will. Farneſe ſtützt ſich auf den König von Spanien:

„König Philipp's Gunſt
Habt Ihr gewiß noch nicht vergeſſen. Wär' es,
So denket jetzt an ſie und ſeine Macht,
Die eben erſt mein Neffe Alexander
Durch hohe Kriegsthat neu befeſtig't“

Farneſe's Rival iſt Eſte, doch:

— — Wir haben
Faſt alle Spanier, ſoweit ſie nicht
Ein doppelt' Spiel, wie's König Philipp liebt,
Dem Medicis geſellt hat. Was noch mehr,
Ich habe auch das Wort Buoncampagno's,
Daß er mit ſeiner mächtigen Fraction
Nichts ohne mich verhandeln wolle. Seht,
Wir ſind hinreichend ſtark, um jede Wahl
Zu hindern, doch zur Wahl nicht ſtark genug.“ —

So ſteht die Sache im Cardinalscollegium; nun führt uns der Dichter:

Auftritt 6.

in das Volk ſelbſt hinein. Zuerſt treten uns zwei Banditen und Räuber, Vater und Sohn, entgegen, bereit, ſich freiwillig in das Gefängniß zu ſtellen, um der Amneſtie theilhaft zu werden, welche ſonſt jeder neugewählte Papſt herkömmlich ertheilte. Sie überliefern ſich einem herbeikommenden Sbirren. Während dieſer die Räuber als alte Kameraden behandelt, ſchmäht er die umſtehenden Bürger: „Geſindel und Lumpenpack!“ Das wörtlich und thätlich gereizte Volk will über ihn und die Banditen herfallen, aber der alte Räuber und ſein Sohn retten mit vorgehaltenen Piſtolen ſich mit dem Sbirren, zum Hohn gegen die Geſetze und das Volk, nach dem Gefängniſſe. Zu den Bürgern tritt Marianna, welcher ihre gereizte Stimmung zu ſeinem Zwecke benutzen will und ſie auffordert, mit ihrer Klage zu ihm zu kommen, er wolle ſie zu der ſeinigen machen. Als das Volk ſich verlaufen hat, tritt Sixtus aus dem Hintergrunde vor, im Zwiegeſpräche mit ſeinem Diener, von welchem er geführt wird und auf ſeine Frage den Namen des neuen Volksredners vernimmt:

— „Ich kannt' ihn
Nicht wieder, den Antonio Marianna.“

Iſt ſo das Volk vorgeführt, ſo tritt uns nun der Orden Jeſu in ſeinen beiden Oberen, Toledo und Moroſini, vor die Augen. Toledo fällt ein ſchneidendes Urtheil über den verſtorbenen Gregor XIII. Auf Moroſini's Frage, wo ſich ein Haupt für die Kirche finden werde, das ihnen genüge, meint

Toledo
Irr' ich nicht, ich habe
Den Mann gefunden!
Moroſini.
Wen?
Toledo.
Den Einzigen,
In deſſen Leben ein bewußter Zweck
Bis in die kleinſte Falte des Gedankens
Jedweden Zug beherrſcht und eiſern kettet,
Den einz'gen, großen Helden des Entſchluſſes.
Moroſini.
Wie nennt Ihr ihn?
Toledo.
Sein Nam' iſt ſo geheim,
Als ſein Gedanke. Was ich ſelber ahne
Und ahnend nur begreife, eine Größe,
Bewährt ſeit dreizehn Jahren —
Moroſini.
Ha!

Hier die einfache, große Expoſition des Ganzen, welche uns in ſcharfen Umriſſen die eben erwähnten 4 Potenzen dieſer Zeit in ihren Trägern vor das geiſtige Auge gerückt hat.

Der zweite Aufzug
enthüllt uns die Bewerbungen der Candidaten der Papſtwahl, die tragiſche Schuld des Helden der Tragödie und ſeine dadurch vermittelte Erhebung zur päpſtlichen Würde. Was jetzt die Preſſe für einen Hebel in der Politik abgiebt, das thaten damals die Statuen des ſogenannten Marſorio und Pasquino in Rom, an welche in epigrammatiſcher Frage und Antwort heimlich die leitenden Artikel angeklebt wurden. Den Einfluß dieſes Gebrauches ſucht Montalto (Sixtus) für ſeine Sache geltend zu machen, aber zugleich auch Marianna, welchen er bei dieſem Geſchäfte belauſcht, deſſen Zettel abnimmt und dafür die ſeinigen anheftet.

Am Morgen fragt Marſorio:

„Kannſt du mir einen Candidaten,
Pasquin, zur neuen Papſtwahl rathen?“

und Pasquin antwortet:

„Ach, ihre Zahl iſt Legion.
Seit dreizehn Jahren ſinn' ich ſchon,
Bald ſchien Farneſe mir, bald Eſte,
Bald Medicis der Allerbeſte.
Allein das allzukluge Weſen
Macht mir für unſ're Ruhe bang,
Drum wählt' ich, weil er alt und krank,
Den blöd gewordenen Anconeſen.“

Mit „Hoch Marianna!“ ſtürzt ein Volkshaufen in die Scene, um zu dieſem zu eilen, welcher Gerechtigkeit verſprochen hat.

Wir finden ihn und Mathilde zuſammen, ſich berathend über ihren Revolutionsplan. Mathilde iſt voll ſanguiniſcher Hoffnung für das Gelingen des Planes, Marianna beſorgt und ſchwermüthig. Sie ſtellt ihm ihre Liebe und ihre

Hand zum Preis, wenn er die Fahne des Volksaufruhrs erhebe, ob es gelinge oder nicht.

Marianna.

So nehme ich jetzt über mich das Kreuz,
Dich zu gewinnen, oder wär' es nicht,
In deinem Schau'n den Tod.

Mathilde.

Und ich verlobe
Mich mit dem Retter Rom's.

Jetzt tritt die Deputation der vor dem Palaſte verſammelten Bürger herein. Marianna hält an ſie eine feurige Rede im Stile des Cola Rienzi.

Bürger.

Ihr ſollt Tribun ſein!

Alle.

Ja, Tribun, Tribun!

Marianna will es ſich überlegen, er giebt ihnen acht Tage Zeit, ihre Klage zu ſammeln, und mit der Zeit die Gelegenheit aus der Hand.

Die Cardinäle ſind im Vaticane verſammelt. Sixtus tritt auf im Selbſtgepräche, aus welchem wir erfahren, daß der mächtige Medicis, von dem ſtolzen Marianna geleitet, für ihn ſtimmt; der Cardinal Buoncampagno nähert ſich:

„Hab' ich auch dich, ſeitdem das holde Glück
Den Medicis mir zugeſandt, ſo wag' ich's;
Denn müde ſind ſie ſchon.“ —

Zu ihm geſellt ſich jetzt Buoncampagno; er gewinnt ihn mit kluger Hindeutung, daß wenn Farneſe, welcher jetzt die meiſte Ausſicht zur Wahl habe, das Oberhaupt der Kirche würde, keine Ausſicht für einen Nachfolger vorhanden wäre.

Sixtus iſt wieder allein; ein gewaltig ergreifender Monolog, in welchem er ſich vorhält, wie entſetzlich er dreizehn Jahre lang gerungen und wie furchtbar die Erfolgloſigkeit ſein müſſe, leitet ſeine Verhandlung mit Toledo, dem General der Jeſuiten, ein. Gerade dieſe grauſame Verleugnung ſeiner ſelbſt iſt der Schritt dazu, ihn in die Arme des Jeſuitenordens zu führen.

Vergeblich ſucht Sixtus in dem meiſterhaften Zwiegeſpräche, welches ſie mit einander halten, ſich hinter ſeiner Maske zu verbergen, Toledo läßt es ihn immer deutlicher merken, daß er ihn durchſchaut habe, bis er es ihm offen herausſagt:

„Ihr ſeid bewährt in einer langen Prüfung,
Wir kennen Euer Walten, Wirken, Wollen! —
Jedweder Ort genügt zu einer Beichte,
Vertraut dem heil'gen Siegel, was Ihr ſinnt."

Sixtus entdeckt ſich ihm in einer beichtenden Frage:

„Ehrwürd'ger Herr, wenn um der Kirche Größe,
Wenn um ein neues Licht in dieſem Dunkel
Der Dinge äuß'res Anſeh'n wir verändern,

(d. h. wenn wir durch verſtellte Krankheit das Auge unſerer Rivalen getäuſcht haben —).

Iſt das Todſünde?

Toledo.

Der iſt losgeſprochen,
Der jener hohen Ziele ſich bewußt
Und Zweck und Mittel richtig abgewogen."

Nachdem Sixtus ſich noch mit Toledo verſtändigt:

„Und meint Ihr, daß ein ſtarkes Regiment,

Die Völker bändigend, die Fürſten zügelnd,
Die Ketzerei vertilgend und den Glauben
Heimführend in die Chriſtenheit, vielleicht
Ein würdig' Ziel ſei?"

läßt er ſeine Maske fallen:

„Daran erkenne deine Macht und mein
Vertrau'n. Franz, ich ford're deine Stimme."

Und dieſe Stimme des Jeſuiten, verbunden mit ſeinem Einfluß, giebt im Conclave den Ausſchlag für die Wahl Montalto's unter dem Namen Sixtus V.

Zum Schrecken der Cardinäle tritt jetzt aus der Wolke des Siechthums der neue Papſt, mit dem flammenden Herrſcherſiegel auf der Stirne, hervor und verkündigt ſeine nächſte Abſicht: Macht und Glanz der katholiſchen Kirche wieder herzuſtellen:

„Noch iſt es Zeit, die Heerde zu erretten,
Daß ſie den grimmen Wölfen nicht verfällt!
Das Kaiſerreich durchwühlt von Ketzerei,
Hispanien, das eigenwillig herrſcht,
Abtrünnig England, ungehorſam Frankreich,
In Griechenland des Türken grimmes Schwert,
Der Biſchof ſeinem Sprengel fern. Ich will
Jedwedem wiedergeben ſeinen Platz,
Jedwedem ſeine Ordnung und ſein Recht."

Der dritte Aufzug

führt uns den Kampf Sixtus V. mit der römiſchen Demagogie, mit Marianna und dem Volke vor. Hatte dieſe Partei, welche einen ſchwachen Greis in ihm bei der Wahl zum

Papſte fördern wollte, ſich jetzt bitter enttäuſcht, ſo rafft ſie ſich nunmehr zuſammen, ihn mit einem Schlage zu demüthigen.

Mathilde (zu Marianna).

Noch dieſe Nacht laß' alles Volk berufen,
Sag' ihnen, daß vergebens dein Bemüh'n,
Und daß ſchon morgen die befreite Schaar
Der Räuber ſich auf Rom ergießen würde,
Mord und Zerſtörung durch die Stadt zu tragen,
Wenn nicht die Amneſtie verhindert wird,

und ferner:

Zwing' Eins ihm ab! wär's zum Beweiſe nur,
Daß er gezwungen werden kann. Im Rauſche
Des Augenblicks begründe größ're Macht.

So wird der Straßenaufruhr gegen Sixtus beſchloſſen. Sehen wir, wie der neue Papſt ſich zum Volke ſtellt! Buoncampagno trägt zur Entſcheidung ihm vor, wie es mit den bei jeder Krönung eines Papſtes üblichen Geſchenken an das Volk gehalten werden ſoll. Sixtus genehmigt zwar, daß bei der großen, in Rom herrſchenden Noth Brod und Wein in jedes Bürgerhaus verabreicht werden möchte, doch ſolle kein Geld bei dem Zuge ausgeworfen werden.

Sixtus.

Was weiter?

Buoncampagno.

Ablaß, wie gewöhnlich, Allen —

Sixtus.

Den redlich Reuigen komm' er zu Statten.

Buoncampagno.

Und Amneſtie für jegliches Verbrechen.

— — — — — — —

— — — Voll sind alle Kerker
Von Räubern, Dieben, Mördern, Kirchenschändern.

Sixtus.

Sind sie geständig? — — —
— — — — — — —
So laßt sie
Auf Gottes Gnade zählen. Laßt sie hängen.

Nachdem sich der auf Gegenrede bestimmt zurecht gewiesene Cardinal entfernt hat, enthüllt Sixtus in einem vertraulichen Gespräche mit seinem Kaplan seine eigenen Religionsansichten, welche sich endlich in den Worten zusammenfassen:

„Wo Liebe nur im Dulden sich bewährt,
Da wird der Haß durch seine Thaten herrschen.
Doch tritt sie selber handelnd in die Welt,
Dann übergrünt das edlere Gewächs
Die widerwärt'ge Pflanze.“

Doch bald meldet sich die nächste Gegenwart mit wildem, verworrenem Lärm auf der Straße.

Dort finden wir Marianna umwogt von dem aufgehetzten Volke. Was will es? „Der Papst soll die Räuber und Diebe herausgeben, um sie todt schlagen zu können! und die Steuern soll er erlassen!“ Doch da kommt in hoher Prozession, im Glanze seiner Majestät, Sixtus selbst. Mit durchgreifender Rede beschwichtigt er das Volk, welches vor der Monstranz auf die Kniee fällt; nur Marianna bleibt stehen.

„Sehet hin
Auf Jenen, welchen Gott gezeichnet hat!
Ewige Verbannung trifft, Empörer, dich!
Nie wage, Roma's Pforten dich zu nah'n! —
Ihr aber geht in Ruhe jetzt nach Haus

Und wenn Ihr von des Papſts Gerechtigkeit
Ein Beiſpiel ſehen wollt, das warnend ſpricht,
So geht zum Richtplatz, wo die Räuber hängen.“

Vierter Aufzug.

Wir erfahren in Auftritt 1 aus dem Geſpräch zwiſchen Sixtus und dem Kaplan den ferneren Stand der in Marianna uns vorgeführten Adels- und Volkspartei.

Sixtus.

„Du weißt es ſelbſt, wie dieſe trotzigen
Barone ihre Häupter aufgerichtet;
Wie Marianna, kaum aus dieſer Stadt
Verbannt, die Aufruhrfahne kühn erhob,
Fünf Jahre mir den wilden Krieg geführt:
Condottieri nennt ſich ſolches Volk,
Doch Räuber ſind's — als Räuber laſſ' ſie enden.
— — — — — — — — — — — — — —
Genug — der letzte war er, Marianna —
Der Kühnſte wohl, der Edelſte.“

So giebt Sixtus den Befehl den mit der Waffe in der Hand gefangenen Aufrührer hinzurichten. — —

Sahen wir bis jetzt den Herrſcher nur negativ thätig d. h. als Unterdrücker ſeiner Feinde, ſo gewinnt der Dichter Gelegenheit, ihn auch poſitiv als Beförderer der Kunſt und Wiſſenſchaft zu zeigen. Michel Angelo tritt herein, dem er den Auftrag ertheilt hat, die Peterskuppel zu bauen. Wir erfahren ferner, daß die große Waſſerleitung Aqua felice vollendet ſei. Freilich mußte der Dichter ſich beſcheiden, nur einige der größten Bauwerke dieſes Papſtes, welche noch heute Rom verherrlichen, herbeizuziehen. Sonſt hätte er noch von dem großen Spital an der Tiber, der Aufrichtung des Obelisken vor der Peterskirche und der Triumphſäule Trajan's und Marc Aurel's, von der Stiftung der venetianiſchen Bibliothek, der Gründung der Univerſität in Fermo und anderen ſchönen oder nützlichen Werken und Stiftungen ſprechen laſſen können; denn auch nach dieſer Richtung hin prägte ſich das große Herrſchergenie des Papſtes aus. Rom hat nach ihm keinen größeren geſehen. Michel Angelo's Schmeichelei:

„Zwei ſolcher Päpſte würden den Olymp ſich neu erbau'n"

enthält daher ihre Wahrheit.

Wie Sixtus ſich zu Kaiſer Rudolph II. und Philipp II. geſtellt hat, wird uns deutlich bei der Meldung der Geſandten.

Sixtus.
Wer iſt angemeldet?
Kaplan.
Der Herzog von Savelli, Heil'ger Vater!
Sixtus.
Des Kaiſers Bote — laßt ihn warten. Weiter!
Kaplan.
Der Herzog von Olivarez.
Sixtus.
Wie frech!
Bei Gott! ein kühner Diener König Philipp's!
Ich kenne keinen ſpan'ſchen Abgeſandten —
Und für den Herzog hab' ich keine Zeit.

Es hat ſich auch Torquato Taſſo gemeldet; er wird ſogleich vorgelaſſen und nun tritt in dem Zwiegeſpräche Beider das praktiſche, glückliche Herrſchergenie und das traumreiche, unglückliche Dichtergemüth uns, wie ein unauflösbares Lebensräthſel, entgegen. Vergebens ſucht Sixtus den Dichter in das Gleichgewicht mit ſich und der Welt zu rücken; die beiden geiſtigen Gegenſätze trennen ſich:

Taſſo.
Iſt mir erlaubt, nach Haus zurückzukehren?
Sixtus.
Du biſt dein freier Herr, doch bleibe hier.
Taſſo.
Ich kann nicht bleiben, laſſ' mich zieh'n.
Sixtus.
So geh'!

Nach Taſſo wird Galileo Galilei vorgelaſſen. Sixtus intereſſirt ſich mächtig für die Entdeckung deſſelben: daß ſich die Erde um die Sonne bewege.

Galilei.
Und ſie bewegt ſich dennoch.
Wenn du *der* biſt, als den die Welt dich rühmt,
So ſchütze mich — —
Sixtus.
Dies werd' ich.

So wird Galilei mit der Zuſicherung des päpſtlichen Schutzes entlaſſen.

Haben wir Sixtus als Schutzherrn der Kunſt und Wiſſenſchaft geſehen, ſo ſehen wir ihn auch nach Unterdrückung der Partei des Adels und des Volkes an die Verwirklichung ſeiner politiſchen Plane gehen. Hier aber rächt ſich an ihm die politiſche Schuld; hat er die Jeſuiten als Mittel, ſo haben dieſe ihn als ſolches zu ihrem Zwecke gebrauchen mögen; in dem Augenblicke, wo er ſich ihrer entledigen will, müſſen ſie ihn ſelbſt vernichten. Es kommt nun auf die Energie im Gebrauch der durch den Zweck geheiligten Mittel an. Hier aber wird immer das böſe Princip über das Ideale ſiegen, welches ſeine Dienſte angenommen und dadurch geſchwächt iſt.

Auch jetzt hat Toledo den Plan Sixtus' errathen:

Toledo.

„Ich ſag' es offen: ja, du ſinnſt auf viel
Und ſchon iſt ganz Italien erregt.
Der Spanier, des Glaubens feſte Stütze,
Mißtrauiſch ſieht er Flotte hier und Heer,
Das ihm Neapel zu bedrohen ſcheint;
Venedig grollt —

Sixtus.

Die Thoren lieben's mehr,
Pfahlbürger einer Krämerſtadt zu ſein,
Als eines großen Volkes Flottenführer.

Toledo.

So hüllſt du ſelber das Geheimniß auf.
Du zählſt auf Frankreich, auf den Ketzerkönig,
Des Reiches alte Ordnung umzuſtürzen.
Ein weltlich' Regiment willſt du begründen.
Wir wiſſen es.

Sixtus.

Feine Leute wart Ihr immer.

Toledo.

Und dies Geſetz, das jetzt du vorbereiteſt,
Die Papſtwahl zu verändern —

Jetzt ſieht Sixtus, daß ſein Plan dem Jeſuitengeneral verrathen iſt, welcher von dieſem Augenblicke an ſein abgeſagter Feind werden muß. Er droht ihm:

„Was meint Ihr zu Franzisko de Toledo,
General der Jeſuiten, Fürſt der Kirche,

Des Papſtes beſtem Freunde und Vertrauten,
Am Thore vor der Engelsburg gehängt?!“

Aber Sixtus muß ſelbſt die Entſchloſſenheit zu einem Verbrechen fehlen; er verbannt daher nur Toledo nach Warſchau als Legaten und läßt dieſem einen Augenblick Zeit, die Energie ſeines jeſuitiſchen Grundſatzes zu bethätigen.

So wird die alte Lehre: wer das Böſe zu ſeinem Dienſt gebraucht, verfällt dieſem ſelbſt zum Opfer! auch hier bewahrheitet.

Im folgenden Auftritt ſehen wir bereits Moroſini die um das Schickſal ihres geliebten Marianna bekümmerte Mathilde zum Werkzeuge der jeſuitiſchen Plane für alle Fälle vorbereiten. Doch bald meldet ein Diener, daß ein Eilender Moroſini heimlich zu ſprechen wünſche; Mathilde zieht ſich zurück, der Bote kommt und bringt von Toledo die Nachricht:

„Nach Warſchau ward der Cardinal verſchickt,
Begleitet, wie es hieß, als Ehrenwache
Von einer Schaar Soldaten. Kaum noch blieb
Beim Kleiderwechſel flücht'ge Unterredung
Mit ihm geſtattet. Dies entdeckt' er mir:
Italien ſuche Sixtus zu bezwingen,
Mit Frankreich's, ja vielleicht mit England's Hülfe
Neapel und Venedig zu erobern.
Ein neu' Geſetz, wonach bei ſeinem Leben
Der Papſt ſich ſeines Stuhles Erben wähle,
Soll lange Dauer dieſer Herrſchaft ſichern.

Bereit ſei Alles, Waffen, Flotte, Heer,
Des Handelns letzte Stunde ſei gekommen,
Denn ſchrecklich ſei dem Cardinale ſelbſt,
Weil vom Geheimniß Kenntniß er verrathen,
Von Sixtus mit dem Strang gedroht.“

Wir erfahren zugleich, daß Antonio Marianna in dieſem Augenblicke hingerichtet wird. Der Bote entfernt ſich und Moroſini entſchließt ſich ſchnell:

„Ein Mittel jetzt! Denn ſterben muß er — ſterben!
Ein Werkzeug — ſicher, feſt, verſchwiegen, werthlos,
Das man zerbrechen könnte nach der That.
Was ſinn' ich viel? Es liegt in meiner Hand.“

Er meint damit Mathilde, welche wieder eintritt. Zuerſt weckt Moroſini die alte Liebe zu Marianna in ihrer Bruſt wieder auf in der Erinnerung an die mit ihm gemeinſam verlebte Jugend, dann giebt er ihr Nachricht, daß Marianna gefangen und zum Tod verurtheilt ſei, indem er die bereits vollſtreckte Hinrichtung deſſelben verſchweigt, und ſo vermag er die Verzweifelnde zu dem Entſchluſſe, den von ihr ohnedies gehaßten Sixtus zu vergiften, endlich zu bewegen, da kein anderes Mittel zu Marianna's Rettung vorhanden ſei.

„Du magſt als Chorknab' bei der Meſſe ſtehen,
Und einen Tropfen auf die Hoſtie ſchütten,
Die er verzehren wird. Dich einzuführen,
Iſt meine Sorge.“

So iſt die Kataſtrophe vorbereitet, welche

der fünfte Aufzug

ſchnell genug herbeiführt. Noch einmal ſtellt der Dichter in einer Volksſcene auf dem Platze vor der Peterskirche die

Summe der Thaten und Plane des großen Papſtes zuſammen, um ſo ſchmerzlicher ſein jähes Ende uns in die Seele zu drücken. Doch ſchon kommt Sixtus, mit Gefolge in Prozeſſion vorüberziehend, von der verhängnißvollen Meſſe zurück, das niederknieende Volk wird ihn nur im Sarge wiederſehen. Wir aber begleiten Sixtus und die hinter ihm folgende, als Chorknabe verkleidete Mathilde in die päpſtliche Wohnung. Noch einmal ſonnt er ſich an der nahen Verwirklichung ſeiner Plane; doch ſchon beginnt das Gift zu wirken.

„Wie? das iſt nicht Krankheit!
Krankheit beſiegt mich nicht. Gott, es iſt Gift!“

Gewaltig ringt ſein Geiſt gegen den nahenden Tod, aber vergebens, an. Der herbeigerufene Arzt erklärt ihn für unrettbar verloren. Doch die erſchütternde Scene ſeines Todes iſt nicht in der Skizze wiederzugeben.

Damit aber kein Moment der modernen Tragödie zurückbleibt, läßt der Dichter den Helden aus ſeinem Irrthum ſich zum freien Bewußtſein verklären.

Arzt.
Vergiß dich ſelbſt, ſo wirſt du nimmer ſterben.
Sixtus.
Ja, dies iſt wahr! nun weiß ich, was mir fehlte!
O, wenn ein Größtes einem Menſchenwillen
Gelingen ſoll, ſo mög' er's unbewußt
Empfangen und gebären. — — —
— — — — — — — — — —
Und Stolz und Ehrgeiz, Muth und Leidenſchaft,
Die ungezähmten Thäter großer Thaten,
Sind, wie Saturn, der ſeine Kinder ſchlingt,
Gefräßige Vernichter ihrer ſelbſt.

O jene Hand, die dieſen Streich geführt,
Noch manches große Werk wird ſie erſticken.
Doch Euer Tag kommt auch. Vergebung Allen,
Die ſelbſt vergeben können. — Lebet wohl!

Während Sixtus ſtirbt, treten Toledo und Moroſini herein; Mathilde jubelt:

„Er ſtirbt — er ſtirbt — Antonio iſt gerettet!
Moroſini.
Antonio war gehängt ſchon geſtern Morgen.“

Mathilde ſtürzt zuſammen, Moroſini befiehlt dem Kaplan:

„Den Knaben nehmt in Obhut!
Er ſcheint wahnſinnig. Bringt ihn uns in's Kloſter.
(Der Kaplan führt Mathilde ab. Die beiden Jeſuiten ſtehen vor Sixtus' Leiche.)
Toledo (zu Moroſini).
Der erſte Papſt! Wird das der Letzte ſein?“

Schon aus dieſem Skelett wird der Kenner mit mir einverſtanden ſein, daß dieſes Drama eins der gewaltigſten iſt, welche für dieſes Bühnenjahr erſchienen ſind, vielleicht zunächſt nur als Maßſtab für den Geiſt der deutſchen Bühnendirectionen, von welchen noch keine einzige das Stück zur Darſtellung gebracht hat und zum hinlänglichen Beweis, daß von ihnen zur Zeit der Fortſchritt in der dramatiſchen Literatur und mithin die Nationalehre, ſo weit ſie dadurch bedingt wird, Nichts zu erwarten hat. Doch nicht ungehört ſollen ihre Vorſtände verurtheilt werden. Mögen ſie einen Sprecher wählen! — Hier iſt er ſchon und ſtellt dieſer Tragödie folgende Punkte entgegen:

1) Das Theater ſei da, um das Publikum zu amuſiren, nicht aber mit Tendenzſtücken zu verletzen.
2) Der Held dieſes Stückes ſei ein Papſt und daher den Katholiken auf der Bühne anſtößig.
3) Ueberdies habe dieſer Papſt unter dem Scheine der Kränklichkeit und Gebrechlichkeit die Kardinäle bewogen, ihn zum Papſt zu wählen, er ſei mithin ein Heuchler geweſen; ein Umſtand, welcher einen Katholiken verletze.

Wäre es möglich, daß Bühnenvorſtände, welche wenigſtens Achtung vor der dramatiſchen Kunſt haben ſollten, ſolche Einwände vorbringen könnten? Warum nicht? — Wenden wir uns lieber zur Sache ſelbſt und zu obigen Punkten.

Zu 1.

Das Theater ſchließt das heiligſte Lehramt in ſich, aus welchem heraus es das Verkehrte und Schlechte rügen und dabei den höchſten Ausdruck der Bildung in der jedesmaligen Gegenwart wiedergeben muß. Wo eine Nation den höchſten Kranz der Ehre in der dramatiſchen Poeſie errungen hat, geſchah es unter dem Schutze dieſes Rechtes. Jene Anſicht aber iſt von dieſem Allen die Kehrſeite und ſteht mit der deutſchen Bildung, welche hier zunächſt von Leſſing, Göthe und Schiller vertreten wird, geradezu im Widerſpruche. Ich berufe mich hier der Kürze wegen auf des Letzteren Abhandlung: „Die Schaubühne als eine moraliſche Anſtalt betrachtet,“ welche der Sprecher meiner Gegner in Band 10 von Schiller's ſämmtlichen Werken S. 69 finden kann. Die Bühne hat es mit der Schönheit und Wahrheit und ihrer gegenſeitigen Durchdringung zu thun und dabei nicht zu fragen: „Trifft meine Geißel einen einflußreichen Mann?

iſt wohl meine Wahrheit auch Nervenſchwachen unangenehm?" — Denn die Kunſt der Bühne muß in ihrem Principe eben ſo gut ſouverain ſein, wie der Pfarrer auf der Kanzel. Begiebt ſich ein Bühnenvorſtand dieſes heiligen Rechtes, ſo vertritt er ſie nicht mehr, ſondern zertritt ſie, er raubt ihr die jungfräuliche Ehre und überliefert ſie um Geld dem Amuſement zur Proſtitution. Es entſchuldigt Keinen die Ausflucht, daß es ja ſogar in Berlin nicht anders ſei. Schlimm genug, daß es dort ſo iſt; dafür hat jenes Hoftheater auch ſeit Jahren ſeine Bedeutung in den Augen der gebildeten Welt eingebüßt.

Wollen Sie, meine verehrten Gegner, ſich es leicht machen und die Freiheit der Kunſt nicht vor der zufälligen Anſicht Ihres Herrn vertreten, viel mehr Alles, was vielleicht anſtoßen könnte, durch ſtrenge Handhabung der Cenſur entfernen, ſo können Sie ſich wohl eine vorübergehende Verdrießlichkeit erſparen. Sie haben aber doch den Herrn, der Sie angeſtellt hat, und das Publikum in ſeinen Rechten verletzt, indem Sie ihnen die Möglichkeit des Genuſſes an einem Werke der Bildung geraubt haben. Sie, verehrte Herren der deutſchen Intendanzen, wollen die Tendenzſtücke verbannen? Sie müſſen daher zuerſt Nathan den Weiſen, welcher der Träger des deutſchen Drama's iſt und die Religionsſecten in der Humanität aufhebt, nachdem er ſie in ihren Vertretern poetiſch vernichtet hat, vom Repertoire ſtreichen."

„Steht das wirklich in dem Stück?"

„Ganz gewiß."

„Ja, dann dürfte es auch nicht mehr aufgeführt werden."

„Aber die meiſten dramatiſchen Werke, welche in der deutſchen Literatur zählen, verhandeln den Kampf des Idealen mit bornirten Satzungen und Anſichten, von Marquis

Poſa an bis auf Iphigenie auf Tauris; Sie müſſen daher folgerichtig die größten und ſchönſten Dramen von der Bühne verdrängen.“

„Es bleiben doch noch von den deutſchen Sachen, z. B. der Viehhändler von Oberöſtreich!“

„Freilich! und was noch mehr — die Schmach eines in Haupt und Gliedern entwürdigten Theaters, zumal wenn es nicht, wie vor Kurzem das Hoftheater einer großen Reſidenz die Ehre gehabt hat, auf Allerhöchſten Befehl die Vorſtellung „der Familie“ von Madame Birch-Pfeiffer vor der Hofgeſellſchaft beſonders zu wiederholen, um den Beweis zu liefern, wie man die deutſche Literatur zu ehren verſteht.

„Hier haben Sie, verehrte Herren, den Ausgangspunkt des von Ihrem Princip: „Cenſirtes Amuſement und Kaſſeneinnahme!“ geleiteten Theaters.

„Wenden wir uns, meine collegialiſchen Freunde, zu Ihren ſpeciellen Einwendungen gegen die Darſtellung Sixtus' V.“

Zu 2.

Die Darſtellung eines Papſtes ſei auf der Bühne den Katholiken anſtößig.

„Erlauben Sie mir die Frage: darf ein Papſt nicht auch gemalt werden?“

„Eine überflüſſige Frage, da, wie Sie wiſſen, die Katholiken auch zu dem gemalten Chriſtus beten.“

„Die katholiſche Kirche geſtattet alſo der darſtellenden Kunſt, der Malerei, der Zeichenkunſt und der Bildhauerei und allen ihren Nebenzweigen, den Papſt darzuſtellen, warum meinen Sie, daß der Kunſt der Bühne daſſelbe Recht verſagt ſein ſoll?“

„Man will doch nicht das Hochverehrungswürdige von einer Kunſt dargeſtellt ſehen, welche zugleich ſo viel Poſſenhaftes durch die gleichen Mittel, die Schauſpieler, darſtellt.“

„Beſinnen Sie ſich, verehrte Freunde, würden Sie wohl die „Kreuzabnahme“ von Rubens von ihrem Altare herunterreißen, wenn Sie erfahren, daß derſelbe Meiſter von derſelben Palette und aus denſelben Farbenblaſen die wollüſtigſten Scenen und die lüſternſten Nymphen und Faune gemalt hat?“

„Wenn Sie uns in die Enge treiben wollen, ſo irren Sie ſich, denn mit einem Worte: die katholiſche Kirche duldet einmal keine Darſtellungen heiliger Perſonen auf der Bühne!“

„Verzeihen Sie, meine Freunde, Sie ſcheinen wenig in der Geſchichte der dramatiſchen Literatur und der Bühne zu Hauſe zu ſein; bekanntlich waren in der chriſtlichen Zeit die erſten Schauſpieler und dramatiſchen Dichter vor Allen Mönche und Nonnen, und gerade dort, wo die heilige Inquiſition ihre flammenden Triumphe in dem Angſtgeſchrei der Ketzer auf der Folterbank und in lodernden Scheiterhaufen gefeiert hat, in Spanien, brachten Calderon und Lope nicht nur Heilige und Märtyrer, ſondern ſogar das Geheimniß des Abendmahls, das aus ſeinen Wunden in den Kelch blutende Lamm auf die Bühne! Und Sie wollen den Fanatismus des düſterſten Katholicismus weiter treiben und ſelbſt über die Kunſt, welche Sie als Vorſtände vertreten ſollen, das Verdict ausſprechen?“

„Sagen Sie, was Sie wollen, wir ergeben uns einmal nicht; denn damals war damals.“

„Wie aber, wenn ich Ihnen die Verſicherung gebe, daß ſelbſt noch jetzt in Baiern und Tyrol Gegenſtände aus dem alten und neuen Teſtamente, nicht nur mit Genehmigung, ſondern auch mit Beihülfe katholiſcher Prieſter vor dem Volke aufgeführt werden?"

„Was folgt daraus?"

„Das Eine, daß die Darſtellung des Nachfolgers Petri einem guten Katholiken nicht anſtößig ſein kann."

„Wenn auch; ſo iſt doch noch nicht der Fall vorgekommen, daß ſich ein proteſtantiſcher Fürſt erlaubt hätte, auf ſeinem Hoftheater einen Papſt darſtellen zu laſſen."

„Sie vergeſſen, daß ſchon vor längerer Zeit und zu wiederholten Malen in den Höhenſtaufen-Tragödien Raupach's im Königlichen Schauſpielhauſe zu Berlin Päpſte mit allem Pomp ihrer Umgebung, ja ſelbſt ein ganzes Concil aufgetreten iſt.

Sie ſchweigen? doch auch der letzte Punkt Ihrer Einwendung, meine Herren, ſei beleuchtet!"

Zu 3.

„Sie meinen, ein Papſt werde hier als Heuchler dargeſtellt und dadurch müſſe der katholiſche Glaubensgenoſſe verletzt werden. Dieſe Behauptung widerlegt ſich von ſelbſt aus der vorſtehenden Entwickelung des Drama's: Sixtus V. Zuerſt iſt es geſchichtliche Thatſache, daß Sixtus als Cardinal ſeinen Gegnern und Mitbewerbern um die Tiara gegenüber ſich krank und hinfällig geſtellt und dadurch die Wahl zum Papſt auf ſich gelenkt hat. Mit eben ſo gutem Rechte könnte man einen Feldherrn einen Heuchler nennen, welcher durch einen verſtellten Rückzug dem Feinde eine Niederlage zubereitet und ſich den Sieg zugewendet hat, oder mit noch größerem Rechte könnte man — um ein heiliges Beiſpiel zu gebrauchen — den Schlüſſelträger Petrus, den Ahnherrn der Päpſte, einen Lügner und Heuchler nennen, welcher ſeinen Herrn und Heiland nicht etwa um eines höheren Zweckes Willen, ſondern aus Sorge für ſeine perſönliche Sicherheit verleugnet hat. Wir nehmen jedoch keinen Anſtoß an ſeiner Sünde ſelbſt, wenn wir auf einem Gemälde den leugnenden Apoſtel vor den Knechten und Mägden und hinter ihm den krähenden Hahn ſehen, oder wenn in einem Oratorium, dieſer kirchlichen Oper, ein Sänger in den ſchönſten Cadenzen als Petrus den Heiland verleugnet, oder wenn noch jetzt bei der Aufführung der Paſſionsgeſchichte in katholiſchen Ländern Petrus mit dem Schlüſſel in der Hand ſeine Verleugnung vorbringt. Nehmen wir ſelbſt an, Sixtus habe als Cardinal durch ſeine Verſtellung ſo gut, wie Petrus durch ſeine dreifache Verleugnung des Heilands, geſündigt, ſo ſind doch Beide dadurch noch nicht für Heuchler erklärt; denn, wenn auch Verſtellung eine Untugend, ſo iſt doch Heuchelei ein Laſter, welches im Selbſtgenuſſe die Sünde zur Gewohnheit macht.“

„Aber nach unſerm Glauben,“ entgegnet mir vielleicht ein Katholik, „iſt der Papſt unfehlbar und kann daher keine Sünde begehen.“

„Sie ſind, wie es ſcheint, in dem Dogma Ihrer eigenen Kirche nicht recht zu Hauſe, denn dieſes unterſcheidet genau das Amt von der Perſon, ſo daß zwar der Papſt als Papſt, nicht aber als Menſch, welcher Papſt iſt, unfehlbar iſt. Daher kommt es auch, daß die Maler ſelbſt in katholiſchen Kirchen keinen Anſtand genommen haben, bei der Darſtellung des jüngſten Gerichtes Päpſte und Biſchöfe auf die Seite der Verdammten zu ſtellen, und Dante nimmt in ſeiner divina comedia keinen Anſtand, daſſelbe zu thun, ohne daß dieſe plaſtiſchen und poetiſchen Darſtellungen im Schooße der katholiſchen Kirche Anſtoß erregt hätten.

„Doch wird denn auch wirklich in dieſem Drama dem Papſt der Gebrauch eines zweideutigen Mittels, „der Verſtellung,“ zur Erreichung ſeines Zweckes zur Laſt gelegt? — Nein! ſondern nur dem Kardinale, ehe dieſer Papſt geworden iſt.

„Auch für dieſen Fall haben wir Antecedentien auf der Bühne; auf den meiſten deutſchen Bühnen iſt das hiſtoriſche Drama von Bulwer: „der Staatsminiſter oder: die Tage der Geäſſten“ aufgeführt worden, in welchem bekanntlich der Kardinal Richelieu die Kunſt der Verſtellung bis auf das Aeußerſte treibt.

„Einen geſchichtlich großen Charakter auch geſchichtlich treu im Drama darzuſtellen, iſt für den dramatiſchen Dichter Recht und Pflicht zugleich; mithin durfte auch Sixtus geſchichtlich treu dargeſtellt werden. Ein großer, geſchichtlicher Charakter wird dadurch zu einem tragiſchen, daß er einer Schuld ſich im Streben nach einem idealen Ziele theilhaft macht und ſich in ihren vernichtenden Folgen zum freien Bewußtſein verklärt, mithin liegt der Kern dieſes Drama's geradezu in der Schuld Sixtus', daß er den jeſuitiſchen Grundſatz: der Zweck heiligt das Mittel! einmal thatſächlich bekannt hat und auch deſſen Opfer wird.“

Doch was helfen alle Auseinanderſetzungen bei Gegnern, welche ſich mit Händen und Füßen gegen Wiſſenſchaft und Kunſt und ihre Rechte und Geſetze wehren mit der Abſicht, ſich nicht überzeugen zu laſſen, um nicht für das Ideale kämpfen zu müſſen?! Denn ohne Kampf wird daſſelbe nie in der Welt verwirklicht, denn in ihm erduldet noch immer die Gottheit die Todesqualen der Menſchheit.

Wie lange aber von der deutſchen Bühne die deutſche Kunſt verbannt bleiben ſoll, das wird nur auf die redliche

Beantwortung der Frage ankommen, ob die deutſche Nation den Muth haben wird, ſich, wenn nicht an die Spitze der gebildeten Völker, doch beſcheiden zu den Franzoſen in Sachen der Bildung und der ſie vertretenden Nationalinſtitute zu ſtellen. So lange die deutſche dramatiſche Kunſt keinen Anhalt an einem Theater hat, das dieſelbe Stellung in Deutſchland, wie das théatre français in Frankreich einnimmt, verleugnet das deutſche Volk auch die eigene äſthetiſche Bildung.

Vielleicht wäre das Königliche Schauſpiel in Berlin vor Allen zu dieſer Stellung berufen, dazu gehörte aber der energiſche Entſchluß, es getrennt von der Direction der Oper und des franzöſiſchen Schauſpiels auf eigene Füße zu ſtellen mit dem Grundſatze: nur ältere und neuere deutſche Originalwerke, jedoch in der vollendetſten Form zur Darſtellung zu bringen! Und dann ſtelle man einen Mann an die Spitze, welcher vom Fache iſt und das Inſtitut im Geiſte der deutſchen Bildung vertreten kann. So lange dies nicht dort oder anderwärts geſchieht, müſſen wir den Franzoſen die Ehre gönnen, ein wirkliches, nationales Theater, welches ſeine dramatiſche Literatur als geiſtigen Nationalſchatz zuſammenhält und in ihm den ſchönſten Juwel ſeiner Nationalehre hütet, zu beſitzen. Je leichter aber ſchon längſt ein größerer deutſcher Staat dieſes große Beiſpiel hätte befolgen können, ohne bis jetzt nur den erſten verſuchenden Schritt dazu gethan zu haben, deſto gewiſſer dürfte es ſein, daß die Deutſchen nie aufhören werden, Herder's Vorwurf: „Ihr ſeid Barbaren!“ rechtſchaffen zu verdienen.

* * *

Erinnerungen.

(1848.)

Dicht vom rieſelnden Nebelſchaume der Nordſeeküſte, auf deren Sandfläche jetzt auch meine Hütte ſteht, und mehr noch von wechſelnder Schwermuth umhüllt, welche ja mit langjährigem Siechthum unzertrennlich iſt, und angehaucht vom Sturmodem der in Fieberhitze arbeitenden Geſchichte der deutſchen Revolution, ſucht weithinaus mein erquickungsdurſtiges Auge eine grüne, ruhige, ſonnige Stelle und findet ſie auch in der Erinnerung an meine Jugendtage und die erlendurchzogenen Thäler meiner Heimath. Dort will ich meine wegemüden Glieder in das grüne Gras ſtrecken und eine Weile ausruhen, bis die in der Ferne grollenden Gewitter ſich verzogen oder die alte Welt und mich dazu in ihren Flammen vernichtet haben.

Mit meinen Landsleuten habe ich immer die Anhänglichkeit an die heimathliche Erde des Voigtlands gemeinſam gehabt. Wie es Menſchen giebt, von welchen man, hat man ſie einmal liebgewonnen, nie wieder laſſen kann, ſo geht es uns auch mit Ortſchaften und Gegenden. Es ſind gewöhnlich ſolche, in welchen ſich eine beſtimmte Gemüthsſtimmung ausdrückt. Zu dieſen gehört das voigtländiſche Hügelland an der Abdachung des ſächſiſchen Erzgebirges mit ſeinen Waldeinſamkeiten, in welche gar ſchmale Wieſenthäler, oft nur wie grüne Streifen, mit hier und dort weit, gar weit auseinanderliegenden kleinen verirrten Häuſern ſich hineinverlieren und ſtundenweit den Blick nach ſich ziehen, als müßte dort weit hinten in der Ferne unter den harztropfenden

Tannen, dort, wo die Berge terraſſenartig in dunkler Bläue emporſteigen, irgend ein Geheimniß verborgen ſein, das uns an ſich lockt und ſich uns gern enthüllen möchte. Und wie klar und hell eilen aus dem dunkeln Grunde die plätſchernden Bäche herunter, immer mit ſich ſprechend, wie Kinder, welche Etwas in einem fremden Hauſe beſtellen ſollen und den Auftrag unterwegs ſich ſo oft laut vorſagen, um ihn nicht zu vergeſſen, bis ſie ihn wirklich vergeſſen haben und nun zwecklos weinend am Wege ſtehen.

Obſchon den meiſten Gegenden Voigtlands ein melancholiſch träumender Charakter aufgeprägt iſt, ſo wird ſeine Einförmigkeit doch durch den Wechſel in ſeinen drei Noten von Schwarzwald, Wieſe und Ackerfläche überall gemildert, jenachdem, wie im untern Voigtland Acker und Wieſe, oder wie in den oberen Gegenden Berg und Wald vorherrſchend ſind, oder jenachdem die Straße den Wanderer quer durch über die Hügel und Thäler führt, wobei von ſelbſt jeden Augenblick ſich die Scene verwandelt und Auge und Gemüth beſchäftigt.

Dort, wo die Hügel nach Oſten zu aus dem Elſterthale hinaus in Bergterraſſen zum Erzgebirge ſich erheben wollen, in dem Dorfe Marienei, welches zwiſchen den vier Städten: Schöneck, Markneukirchen, Adorf und Oelsnitz mitten innen liegt, bin ich am achten Juli 1803 geboren worden. Mein Vater war dort Schullehrer. Ich war das erſte Kind, was ihm meine Mutter gebar, und erfreute dieſe meine Eltern mit meiner Ankunft gar ſehr, zumal ſie bereits drei Jahre lang verheirathet waren. Die erſten fremden Menſchen, welche von der Außenwelt mit in den Schickſalskreis meiner erſten Kindheit hineintraten, waren von ſelbſt meine drei Pathen. Obgleich dieſe ſchon vor langen Jahren geſtorben ſind, ſo ſtehen ſie doch noch mit lebendigen Farben in meiner Erinnerung da, voran der Pfarrer des Ortes, Steinmüller, der es mir gewiß ſelbſt in ſeinem Grabe nicht verzeihen würde, vergäß' ich ſeinen Titel: „Herr Magiſter“, der ihm ſo ſtattlich ließ und auf dem er, wie auf ſeinem Poſtament, ſtand. Er war ein großer, ſtattlicher Herr, gut genährt, mit einem doppelten Kinne, welches ſeinem rothen Geſicht unter der großen, weißgepuderten Allongenperrücke eine ungemeine Würde verlieh. Trug er dieſe auch eigentlich nur Sonntags zu dem ſchwarzen Leibrock und kurzen, ſchwarzſammetnen Beinkleidern und den ſchönen Schnallenſchuhen, ſo ſtand ſie doch Werkeltags immer rechts von ſeinem weichgepolſterten Armſtuhl als die Wolke, mit welcher er jeden Augenblick als Jupiter erſcheinen konnte, gefiel es ihm ſo. Ob ſein Glaube orthodox-lutheriſch war, getraue ich mir nicht beſtimmt zu behaupten, nur ſo viel iſt gewiß, daß er die Freuden, welche Küche und Keller ſpenden, durchaus nicht verſchmähte. Er war zur Zeit meiner Geburt zum zweiten Male verheirathet; die gute Frau Magiſterin war ſein Gegenbild in allen Dingen, er eine impoſante Prälatengeſtalt, ſtolz, jovial und zornig, ſie dagegen blaß, ſchmächtig, faſt hager, demüthig und ein wenig grämlich für ſich in der Stille; vielleicht machte dieſer Gegenſatz ihre Ehe um ſo glücklicher, zumal ſie eine wahre Meiſterſchaft im Backen und Kochen beſaß. Wer nicht ſo glücklich geweſen iſt, zu jener Zeit ein Kirchweihfeſt in der Marieneier Pfarre mitzufeiern, der weiß auch nicht, wie fein eine Hühnerpaſtete zubereitet ſein kann, nicht, wie ein Kapaun gebraten ſein ſoll, und hat vielleicht auch noch keinen Streuſelkuchen gegeſſen, der von ſelbſt auf der Zunge ſich zerkrümelt. Ein dankbares Gedächtniß ſei meiner guten

Frau Magiſterin immerdar bewahrt für manche in Zucker eingemachte grüne Pflaume, welche ſie mir in dem ſo wunderſam von tauſend zungenprickelnden Gerüchen duftenden Speiſegewölbe mit dem ſilbernen Löffel aus der Glasbüchſe zum Naſchen aus dem zähen Saft herausholte, wenn ich mit ihrem einzigen Töchterchen — dem Pfarrickchen — recht artig geſpielt hatte, was freilich ſelten der Fall war. So gut und gewürzt auch ihre Küche war, doch halte ich nicht dafür, daß darin die Urſache zum Podagra des Herrn Magiſters, welches ihn oft zur Verzweiflung brachte, zu finden war, vielmehr ging darüber die Meinung verſtändiger Leute dahin auseinander, daß die Weintrinker die Wurzel ſeines Uebels in dem häufigen Genuſſe des Oelsnitzer Doppelbiers ſuchten, welches die Gläſer auf dem Tiſche anpichte, die Biertrinker aber die Schuld daran auf den ſtarken Burgunder ſchoben, welchen freilich mein Herr Pathe für eine beſonders heilſame Arzenei hielt. Dieſer Streit iſt zwiſchen beiden Parteien, ſo viel ich weiß, nie entſchieden worden.

Mein anderer Pathe war der Rector des Gymnaſiums in Plauen; Beide — Lehrer und Anſtalt — lernte ich erſt in meinem vierzehnten Jahre kennen. Später habe ich erfahren, daß dieſe zweite Pathenwahl ein zarter Gruß war, welchen mein Vater der jungen Frau Rectorin von den Bergen hinunter in die Stadt ſandte. Ehe ſich Beide — das Eine dahin, das Andere dorthin — verheirathet hatten, ſollen Beide einander geneigt geweſen ſein, mein Vater ihr aber entſagt haben, weil er ihren Verwandten kein angemeſſenes Loos für ſie zu bieten im Stande geweſen ſei. Wie dem auch ſein mag, ſo hat ſie mich gar wenig geliebt und begünſtigt, als ich ſpäter in ihre Nähe kam, abſchon ſie meinem Vater immer ein freundliches Wohlwollen bewahrt hat.

Das herrſchaftliche Schloß, welches im unteren Theile des Dorfes liegt, beſaß damals ein alter penſionirter Hauptmann von Thoß, der letzte männliche Sproß ſeines Hauſes; er wohnte dort zurückgezogen und einſam mit ſeiner Familie. Dieſe beſtand aus ſeiner einzigen kleinen Tochter, deren Gouvernante er nach dem Tode ſeiner erſten Frau aus Sparſamkeit geheirathet hatte, um den Gehalt zu ſparen, welchen er außerdem an ſie zu bezahlen gehabt hätte. Er gab der Umgegend wegen ſeines Geizes viel zu reden, was ihn jedoch wenig bekümmern mochte. Seinem Geiz kam nur ſein Mißtrauen gleich. So hatte er ſich einſt blaugeblümten Plüſch zu einem Rock gekauft und den Schneidermeiſter bei der Uebergabe des Zeuges verpflichtet, mit dem neuen Rock auch den geringſten Abfall wieder abzuliefern. Als nun der Schneidermeiſter den fertigen Rock und Ueberbleibſel überbrachte, hieß er ihn im Vorſaal warten, während er ſelbſt ſich damit auf ſein Arbeitszimmer zurückzog und dort abſperrte. Dem Schneider mochte die Zeit lang genug werden, denn erſt nach fünf Stunden wurde er hineingerufen. Wie mochte er aber erſchrecken, als ihm der Hauptmann eröffnete, daß er vor der Uebergabe des Zeugs die Muſterblumen und jetzt wieder am neuen Rock und auf dem übrig gebliebenen Zeuge gezählt und gefunden habe, daß er um zwanzig Blumen beſtohlen worden ſei, mit deren Betrag er die Schneiderrechnung für bezahlt erachte. Der Schneider hatte das Unglück, in ſeiner Verantwortung hitzig und ehrenrührig und zur Thüre ohne Bezahlung hinausgeworfen zu werden. — Der Pfarrer, Magiſter Steinmüller, fand den Geiz des Hauptmanns um ſo lächerlicher, je mehr dieſer ſich abkargte, um ſeine Tochter, welche er freilich ungemein liebte, zur reichen Erbin zu machen. Fräulein Wilhelmine von Thoß verrieth aber auch ſchon als Kind die wunderſame, milde Schönheit, mit welcher ſie ſpäter Augen und Herzen erfreuen ſollte. Wie oft die beſondere Eigenſchaft einer Familie, durch welche ſie ſich von andern Geſchlechtern gewöhnlich unterſcheidet, in einem einzigen Sproſſen ſich gewiſſermaßen zur Blüthe bringt, ſo ſchienen auch alle Mütter des Hauſes der Thoſſe ihre Reize und Liebenswürdigkeiten auf ihre letzte Enkelin vererbt zu haben. — Ich mochte vielleicht ein Knabe von fünf Jahren ſein, als ſie an einem ſpäten Nachmittag in unſere Stube trat, wo mich die Mutter, welche in den Garten nahebei gegangen war, allein mit meinem Spielzeuge gelaſſen hatte. Wilhelmine wollte auf die Mutter warten und ſuchte unterdeſſen ſich und mich am Clavier zu unterhalten. Sie ſpielte und ſang mir das Lied von Göthe:

„Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand,
Gebückt in ſich und unbekannt,
Es war ein herziges Veilchen“
u. ſ. w.

Ich hatte ſie ſo oft geſehen, ſie hatte häufig mit mir geſpielt, niemals war ſie bis zu dieſem Augenblick mir als etwas Beſonderes vorgekommen. Wie ſie aber jetzt vor mir da am Clavier ſtand und mit empfindungsvoller, klangreicher Stimme das Lied ſang, fiel ein Strahl der untergehenden Sonne auf ihre hohe, ſchlanke Geſtalt und ließ ihr helles Geſicht in roſiger Gluth leuchten. Sie hatte ein weißes Kleid mit kurzen Aermeln an und trug eine rothe Schleife im dunkelblonden Haar. Ich hing ſtumm mit ſtarren Blicken an der ſchönen Erſcheinung, als ſie aber bei einer Stelle des Liedes ihre blauen Augen aufſchlug, fing ich plötzlich an zu weinen. Sie nahm mich auf und herzte mich, aber vergeblich ſuchte ſie mich zu beſchwichtigen, ich weinte nur deſto heftiger an ihrem Halſe. Erſt nach langem Zureden ihr doch zu ſagen: warum ich ſo weine? ſoll ich geantwortet haben: ſie wäre ſo ſchön geworden, daß ich mich gefürchtet hätte.

Damals aber, als ſie mich als meine Pathe bei der Taufe auf den Armen trug, mochte ſie vierzehn Jahr alt ſein. Mich erfreut noch jetzt der Gedanke, daß mich bei meinem erſten Ausflug in die offene Welt — wenigſtens hundert Schritt weit — von dem Vaterhaus in die Kirche zu dem großen Taufengel mit den ſilbernen Flügeln, welcher das Taufbecken trug, in ihrer Geſtalt die Schönheit in das Leben begleitet hat. Kurz darauf gab ſie der Leiche ihres Vaters das Geleit zu der Familiengruft in derſelben Kirche. Da das Rittergut Weiberlehen war, ſo erbte ſie als das einzige Kind ihres Vaters deſſen geſammten Nachlaß. Sie lebte nun, wie ein anderes Schneewittchen, mit ihrer Stiefmutter allein in ihrem Schloſſe, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe ihre mütterliche Freundin blieb. Meinem Vater, welcher ſie bisher unterrichtet hatte, blieb auch jetzt ihre Erziehung anvertraut. Oft, wenn ſpäter ſeine Erinnerung an ſie ſich in Worte ergoß, nannte er ſie die Blume ſeines Lebens. — Es wacht noch immer in mir ein wehmüthiges Gefühl auf, ſtellt ſich mir das Bild meines Vaters und ſein beengter Wirkungskreis als Schullehrer auf dem Lande, welchen er mit ſeinen reichen Geiſtesgaben weit überragte, vor meine Seele. Seine vielſeitigen Kenntniſſe, welche er faſt ſpielend zu erwerben wußte, ſeine Beleſenheit in der alten und neuen Literatur, geläutert an den kritiſchen Beſprechungen der verſchiedenſten Werke in den Literaturzeitungen, welche er ſich regelmäßig zu verſchaffen wußte, ſelbſt die heiteren geſelligen Eigenſchaften, welche ihn zierten, wurden in dem vereinzelten Leben, an welches er gebunden war, zu Feuerbränden in ſeinem Gemüthe, das ſich darin heimlich verzehrte. Wie oft ſtrich er mir die wilden Haare aus der Stirn, ſah mir lange in die Augen und ſagte nur für ſich: „Mein Gott, laß' es genug an mir ſein und den da nicht auch verroſten!“ Und allerdings zählte meine väterliche Familie in gerader aufſteigender Linie damals fünf bis ſechs Ahnen, von welchen jeder das Schulzepter geführt hatte, und iſt die Familienſage begründet, daß ein Grieche, Namens Moſyn, welcher Profeſſor in Prag geweſen, unſere Familie in das Deutſche überſetzt habe, ſo wäre das mühſelige, bis in die neueſte Zeit ſo gedrückte Lehrfach ſchon vom Stammvater her das Familienſchickſal geweſen, dem auch ich kaum entronnen bin.

Mein Großvater väterlicher Seite war Schullehrer in Arnoldsgrün, einem Dorfe, welches eine Stunde von meinem Geburtsorte gegen Mitternacht hinter dem Walde liegt. So lange ich mich ſeiner erinnere, war er immer unverändert ein rüſtiger alter Mann mit ſpärlichem, weißem Haar, welches ſich unter einer Pelzmütze hervorſtahl, angethan mit einem grauen, altmodiſch bequemen Ueberrock, kurzen, ſchwarztuchenen Beinkleidern und derben, rindsledernen Jagdſtiefeln; wenn er ausging, hing gewöhnlich die Jagdflinte von der Schulter — denn er war ein Jäger mit Leidenſchaft — und die Jagdtaſche an ſeiner Seite. Da zu ſeiner Zeit die Dorfjugend noch ihre Schulferien von Oſtern bis Michaelis — ich fürchte manchmal noch länger — zugemeſſen erhielt, ſo hatte mein Großvater Zeit genug, in den voigtländiſchen Waldungen mit ſeinen Freunden, den Förſtern und Jägern weit und breit, oder auch nach Gelegenheit ohne ſie herumzuſchweiſen. Ob er alle Haſen und Rehe, welche ſeine Flinte erreichte, an die Revierherrn abgeliefert hat, iſt mir unbekannt; ich weiß nur, daß man bei ihm oft Hammelbraten aß, der faſt wie Wildpret ſchmeckte, und daß er ſehr böſe auf ſeine Magd wurde, als einſt hinter ſeiner Wohnung der unvorſichtige Wind Federn von einem Auerhahn herumjagte, welchen der Gutsherr nur für einen adeligen Vogel angeſehen wiſſen wollte. Vor Allem iſt es gewiß, daß ihm wegen ſeiner bewaffneten Waldgängerei Niemand in ſeinem Leben einen Verdruß bei den Gerichten erregt hat; wer hätte es auch wagen ſollen? denn er ſtand allgemein im Gerede, daß er alle guten und böſen Jagdkunſtſtücke und leider mehr wußte, als einem guten Chriſten geziemte. Daß er ſich mit der ſogenannten geheimen Wiſſenſchaft abgab, iſt wohl gewiß. Er beſaß ſelbſt in dieſem Fache eine kleine Bibliothek, welche großentheils aus alten Handſchriften beſtand und in einem ſchwarzen Bücherſchrank in ſeiner oberen Stube wohl verſchloſſen gehalten wurde. Er ſchien die Natur für ein Pandämonium anzuſehen und ſelbſt jeden Stein, jedes Metall, jede Pflanze von ihm mit Sympathieen und Antipathieen beſeelt zu halten. So mußte von ſelbſt die Natur ihn überall mit räthſelreichen Geiſteraugen anblicken. Selten und nur aus eigenem Drang kam er darauf zu ſprechen. Da ich als Knabe einſt mit ihm im Walde war und ihn fragte: ob er wirklich mit den Vögeln ſprechen könne, fragte er mich mit ſeltſamem Lächeln: was er mir für einen Vogel kommen laſſen ſollte? „Einen Nußhacker, Großvater!“ rief ich. „So ſetze dich,“ entgegnete er, „in das Moos und rühre dich nicht,“ und kaum hatte er begonnen, einige gellende Töne auszuſtoßen, ſo antwortete ihm ein Vogel in gleichen Tönen erſt aus weiter Ferne, dann immer näher, bis der bunte Nußhacker endlich, wie ein Pfeil, geſchoſſen kam und dicht über unſeren Köpfen ſeine lachenden Laute ausſtieß. Dann rief er mir einen Raben herbei, und als ich mich vor dem garſtigen Kerl fürchtete, jagte er ihn wieder fort, indem er mit dem Munde den Knall einer Flinte nachmachte. Die größte Freude machte er mir mit einem Finken, welcher ſich mit ihm auf einen Wettgeſang einließ und uns aus dem Walde bis in das Lichte und zu unſerer Wohnung nachfolgte, wo er noch lange auf dem Apfelbaum vor dem Hauſe grölzte. Es verſteht ſich faſt von ſelbſt, daß ein Gebirgsjäger gut zu ſchießen verſteht, doch war der Alte der verwegenſte Meiſter in dieſer Kunſt. So ſoll er einſt in Folge einer übermüthigen Wette mit der Kugelbüchſe auf einige hundert Schritte weit einem Schäfer den Stock, auf welchen dieſer ſich geſtützt, hinweggeſchoſſen haben, daß Beide — der Schäfer unverletzt, der Stock aber zerſplittert, in's Gras fielen. Daß er eine Schwalbe im Fluge herunterſchoß, habe ich ſelbſt geſehen. Es war daher kein Wunder, daß die abergläubigen Leute ihn für einen Hexenmeiſter hielten. Zuweilen machte es ihm Freude, ſie darin zu beſtärken. So ging er einſt bei grauendem Morgen von Hauſe weg zu einer Jagdgeſellſchaft, welche ſich das Stelldichein in irgend einem fernen Waldwinkel geben wollte. Als er ſo einſam ſeinen Weg darauf los ging, fiel es ihm ein, den alten Schuß, welchen er im Flintenlauf hatte, auf eine nahe Gartenthür loszubrennen. Der Zufall wollte nun, daß er bei der Jagd ſelbſt die glücklichſten Schüſſe gethan hatte. Als ſeine Jagdgenoſſen auf dem Heimwege um ihn herum darüber ſcheele

Bemerkungen machten, fiel Einem ein zu ſagen: es würde ihm kaum wundern, wenn Moſen mit ſeinem Gewehr ein Aſtzeichen in der Gartenthür träfe, welche in der Ferne auf dem Berge über eine Viertelſtunde weit zum Vorſchein kam und bereits den Schuß vom Morgen trug, was der gute Geſelle freilich nicht, deſto beſſer mein Großvater wußte, der mit Lachen den Schuß in die Ferne that. Es läßt ſich denken, welche Augen die Geſellſchaft machte, als ſie an die Gartenthüre kam und den Kernſchuß darin ſtecken ſah.

So hatte er einſt mit ſeinem jüngern Sohne, da dieſer noch ein Knabe war, in Schlingen, welche er in die Furche eines Kartoffelfeldes gelegt, einige lebendige Rebhühner gefangen. Der Abend war ſchon angebrochen, als Beide, der Jüngere mit der Jagdbeute im Sack, noch eine halbe Stunde von dem Dorf entfernt, an eine Schenke kamen, wo ganz vorzüglicher Wachholderbranntwein vergläſert wurde. Dieſe Schenke lagerte ſich beſonders bei anbrechender Nacht mit ihren Fenſtern, welche liebesſelig von Ofenwärme und Kienholzbeleuchtung flammten, wie ein unentrinnbarer Zauberdrache, mit hellen Augen an den Weg und verſchlang einen Bauer um den andern, der in die Nähe kam, häufig ſogar meinen Großvater. An dieſem Abend konnte er dort um ſo weniger vorüber kommen, je lauter in der Stube und, wie es ſchien, von Jagdgeſchichten geſprochen wurde. Da es damals nicht der Gebrauch war, Kinder mit in die Schenkſtube zu nehmen, ſo hieß er ſeinen kleinen Sohn mit den Rebhühnern im Sack auf der Bank vor dem Hauſe unter den Fenſtern auf ſein Wiederkommen warten, indem er ſelbſt hineinging, wo plötzlich bei ſeinem Erſcheinen das Geſpräch der anweſenden Gäſte ſtockte. Auf ſein Befremden, welches er darüber zu erkennen gab, entſchloß ſich endlich der wichtigſte Gaſt am Tiſch, der Dorfmüller, zu geſtehen: wie ſie mit einander geſtritten, ob er, mein Großvater, wirklich die Macht über die wilden Thiere habe, daß ſie auf ſeinen Ruf kommen und ſich von ihm todtſchießen oder fangen laſſen müßten? „Das kommt auf die Zeit und den Wind an,“ entgegnete er, „und, leicht möglich, kann ich Euch noch heute eine Probe davon geben, weiß ich erſt, woher die Luft ſtreicht.“ Nachdem er mit dieſen Worten den Kopf zum Schiebfenſter hinausgeſteckt und, wie es ſchien, mit der Nacht geflüſtert hatte, verſicherte er die Geſellſchaft, welcher die Augen im Kopfe groß und ſtarr zu werden begannen, daß heute nur Rebhühner — „Lebendig?!“ — rief der Dorfſchneider halb ungläubig, halb entſetzt dazwiſchen — lebendige Rebhühner, fuhr er unerſchüttert fort, zu haben ſeien. „Jetzt gleich?“ fragte furchtſam der Leineweber am Tiſchende. „Jetzt gleich!“ war die Antwort. Furchtſam ſtießen ſich die Anweſenden mit dem Ellenbogen und der Eine und Andere machte ſich auf ſeinem Sitz mit angezogenen Füßen locker. „Halt!“ ſchrie der dicke Rittergutspächter, „Alles aber ohne ſchwarze Kunſt!“ „Alles Natur!“ entgegnete der Gefürchtete, ſtreckte die Hand zum Fenſter hinaus und rief: „Aufgeſchaut!“ — und ein ganz natürliches Rebhuhn ſchoß mit nicht geringerem Angſtgeſchrei in die Stube, als die Geſellſchaft vor dieſem Teufelsſpuk aus der Stube, voran der Schneider, dann der Windmüller mit dem Leineweber und über ihn hinausſtürzend der dicke Pächter, hinterdrein das ſchallende Gelächter des luſtigen Meiſters in der natürlichen Magie.

Wie er noch in ſeinem Alter das rüſtige Jagdleben gern hatte, ſo war ſeine Jugend um ſo reicher an wilden Abenteuern. Zu Anfang des ſiebenjährigen Kriegs war er

Erzieher der beiden Brüder von Jößnitz auf Freiburg bei Adorf, welche er zur Aufnahme im Cadettenhaus in Dresden vorzubereiten hatte. Beide wurden tüchtige Offiziere in der ſächſiſchen Armee, der Eine Major, der Andere Hauptmann und lebten noch in meine Jugendzeit herein, einſamglücklich als Hageſtolze brüderlich nebeneinander und als tägliche Stammgäſte im Adorfer Geſellſchaftsclubb, mit einander wetteifernd, wer von Beiden die ſchönſten Ringe vom Rauche aus dem Meerſchaumkopfe in die Luft blaſen konnte. Im Uebrigen ſchien ihr Leben ſtill zu ſtehen, wie das zweier nebeneinander im Waldgrund grünender Tannen, welche tief verborgen unter der bemooſten Rinde im weichen Holz ihre Jahresringe machen. Sie blieben immer gute Freunde unſerer Familie und voran ihres alten Lehrers, deſſen Ruhm ſie abwechſelnd zu verkünden nicht müde wurden; dieſer beſchränkte ſich aber auf einen einzigen Vorfall, den ſie ſo häufig in Geſellſchaften zum Beſten gaben, als wenn ihr ganzes Leben damit abgeſchloſſen geweſen wäre. Wie oft hat der Clubb in Adorf dieſe Geſchichte hören müſſen!

„Unſer Präceptor konnte reiten, wie der Teufel!“ begann der Major und blies einen dunkelblauen Tabacksring vor ſich hin. „Das will ich meinen!“ verſetzte der Hauptmann und blickte dabei den Oberpfarrer, der ſich erdreiſtete, ein zweifelhaftes Geſicht zu machen, ſo herausfordernd an, daß dieſer aus Verlegenheit den Schaum aus dem Bierkruge blies. Da der Poſtmeiſter und ſogar der Bürgermeiſter ſich herbeifanden, um den Herren vom Adel, welche gewiſſermaßen, wie die beiden wilden Männer auf dem däniſchen Wappen, die Ehre der Geſellſchaft aufrecht hielten, den nöthigen Beifall zu ſichern, ſo fuhr der Major, indem er ein

Bein über das andere und den Kopf zurück an die Stuhllehne legte, mit der Erzählung fort:

„Trat eines Morgens unſer Präceptor geſtiefelt und geſpornt in unſere Stube und meinte, es wäre hohe Zeit, daß wir tüchtig reiten lernten, unſere alten Ackergäule könnten wir dazu freilich nicht gebrauchen; in Böhmen drüben aber gäb' es Krieg zwiſchen den Preußen und Oeſterreichern, vielleicht fände ſich da Gelegenheit, einen Pferdehandel zu machen, er wolle daher nach Eger reiten, ſich umſchauen und zwei Tage ausbleiben.“

Jetzt kam der Hauptmann an die Erzählung, welche er, während er ſeinen Meerſchaumkopf auf dem Rockärmel polirte, mit gemüthlich ſchnarrender Stimme fortſetzte: „Die zwei Tage vergingen und zwei Wochen und dann Monat auf Monat, aber der Präceptor kam noch immer nicht zurück. Da auch in Eger, wohin wir unſern Jäger nach Kundſchaft von ihm ausgeſchickt hatten, keine Spur von ihm aufzufinden war, ſo hatten wir ihn bereits aufgegeben, als an einem ſchönen Sonntag ein öſterreichiſcher Uhlan auf einem prächtigen Schecken und mit einem braunen Jagdpferde zum Schloßthor hereingeſprengt kam.“

„Und wer war der Uhlan?“ fiel jetzt fragend der Major ein und ſah ſich im Kreiſe der Zuhörer wie nach einer Antwort um. Da aber Jeder im unterthänigen Reſpect ſie an ſich hielt, ſo platzte gewöhnlich der Hauptmann damit heraus: „Unſer Moſen war wieder da! Er hatte als Freiwilliger die Schlacht bei Prag mitgemacht und glücklich die beiden Pferde als Beute mitgebracht. Schon Tags darauf begann unſer Präceptor den Reitunterricht mit uns und ich hoffe, wir ſind keine ſchlechten Reiter geworden.“

„Ein Tauſendſappermenter!“ ſchloß gewöhnlich der Major, zog die dreigehäuſige Sackuhr, an welcher das Petſchaft mit dem Familienwappen baumelte, hielt ſie an's Licht und fragte: „Der Kerl mit den Pferden?“ „Unterthänig aufzuwarten!“ ſagte der Wirth, „er hält unten vor der Thüre.“ „Gute Nacht, meine Herren!“ „Gute Nacht, gnädiger Herr Major, Herr Hauptmann, gute Nacht!“ ſchnarren ein Dutzend Stimmen durcheinander, und unſere alten Freunde verſchwinden, während der Bürgermeiſter dem Schulrector verſichert: „Ganz allerliebſte Herren!“ Unten wiehern die Pferde und eine Weile darauf hört man ſie über den ſchlecht gepflaſterten Marktplatz ſprengen, zwei brave, alte, adelige Herren, noch unberührt vom Odem unſerer neuen Zeit, unbezweifelt und ſicher in ihrem Daſein, zwei Cavaliere mit allen Licht- und Schattenſeiten des frühern Landadels im Voigtlande. Ihnen entgegen dunkelt die Nacht, in welche ſie verſchwinden, und dahinter ihre Familiengruft, wo ſie nunmehr ſchlafen in ihren Särgen und ſich gar wenig um die Frage von der Abſchaffung des Adels, der Titel und Orden kümmern, und ſollten ihre Schemen ſich doch einmal in ihren morſchen Särgen aufrichten, ſo blaſen ſie ſich gewiß Ringe von Rauch zu, der Eine ſagt: „Ja, unſer Präceptor!“ und der Andere: „Ein Tauſendſappermenter!“ Beide aber: „Gute Nacht, meine Herren! Gute Nacht!“ und legen ſich wieder hin und ſchlafen weiter, ungeſtört von der Zeit, welche mit ihren Rattenzähnen ſelbſt das ſteinerne Gewölbe zernagt und mit grünem Moos ihr Wappen oben über dem Eingang dazu auslöſcht.

Als aber beide Brüder damals zu Ende des ſiebenjährigen Kriegs ſtattliche Junker zu werden ſich anſchickten, leſen, ſchreiben und rechnen, vielleicht auch ein wenig Franzöſiſch radebrechen, vor Allem aber tüchtig reiten und mit der Piſtole auf vierzig Schritt in's Schwarze treffen konnten, brachte ſie mein Großvater nach Dresden in das Cadettenhaus, wo ſie ſich auf einige Zeit als Cadetten verpuppen ſollten, um als Lieutenants bei der Armee ihre Schmetterlingsflügel zu entfalten. Der Präceptor dachte noch im ſpäteſten Alter mit Entzücken an jene Dresdener Tage. Er hatte auch alle Urſache dazu, hatte er doch dort den ſonderbarſten Traum ſeines ganzen Lebens. Im alten Hôtel de Saxe in der Pirnaiſchen Gaſſe, welches ſich ſpäter in das Juſtizamthaus und ſeine hin- und herlaufenden Marqueurs in ſtillſitzende Actuars, ſeine Stallknechte in Amtsdiener, ſeine dampfenden Braten in dumpfige Aktenſtöße, ſeine rothen und weißen Weine in große Dintenflaſchen und kleine Dintenfäſſer, ja auch ſogar ſeine Höflichkeit bei Bewillkommuung der freiwilligen Gäſte in grobe Vorladungen bei Vermeidung von fünf Thalern Strafe oder auch der Herbeiholung durch den bewaffneten Amtsdiener verwandelt, jedoch die Fertigkeit, hohe Zeche zu machen, keineswegs vergeſſen hat, dort war mein Großvater damals eingekehrt, wo dieſe ſchaurige Verwandlung noch nicht eingetreten war. Nachdem er ſeine Zöglinge glücklich untergebracht hatte, beſchloß er noch einige Tage auf die Sehenswürdigkeiten der Reſidenz zu verwenden. Müde von vielem Herumwandern hatte er ſich gegen Abend auf ſein Zimmer zurückgezogen, um, in einen Armſtuhl hingeſtreckt, eine Weile zu ſchlummern. Der geſuchte Schlaf aber verwandelte ſich in ein wirres Träumen. Ihm kam es vor, als irrte er durch eine Wildniß in dunkler Nacht, aus welcher in der Ferne eine weinende Mädchenſtimme ihn zu rufen ſchien. Eine unwiderſtehliche Macht trieb ihn vorwärts über die Wurzeln der Bäume, die, wie harte Schlangen, über ſeinen

Pfad krochen, durch die dornigen Brombeerſtauden, welche, wie biſſige Thiere, ihre Stacheln in ſein Blut tauchten und wieder über endloſe Steppen und in Bergſchluchten hinein immer der weinenden Stimme nach. Je weiter er vorwärts kam, deſto ferner erſchallte ſie, ſo daß er ſich vergebens abrang, ſie zu erreichen. Da fiel es ihm ein, denſelben Klagelaut, den er vernahm, mit ſeiner Stimme nachzuahmen. Kaum hatte er das gethan, ſo kam es ihm vor, als nähere ſich der weinende Laut und käme immer näher, nicht aber von Oben, ſondern unten in der Erde, bis er wie vor ſeinen Füßen klang. Wie er, halb im Uebermuth, halb in der Angſt, den Laut nochmals wiederholte, ſenkte ſich plötzlich der Boden unter ihm, ſo daß er wie in einen Schacht fuhr, tief und tiefer hinein in die Finſterniß, aber doch einem lichten Schein entgegen, welcher, wie er bald entdeckte, von einer Bergmannslampe herrührte. Dieſe ſtand auf dem Boden, welchen jetzt ſein Fuß berührte, einige Schritte davon ſtürzte ſich der Schacht wieder in die Tiefe der wehklagenden Stimme nach und eine Leiter ſtieg in ihn zugleich hinein, als wollte auch ſie zu Hülfe kommen. Unwillkürlich ergriff er die Lampe, ſetzte ſie auf den Kopf in den Schnabel ſeines dreieckigen Hutes und ſtieg weiter hinein in die Grube, beherzt und vorſichtig, von Sproſſe zu Sproſſe. Ihn bekümmerte nicht die Muſik der an den erzglitzernden Wänden herunterfallenden Tropfen, nicht das dumpfe Brauſen der unterirdiſchen Ströme, nicht die Salamanderaugen der Kobolde aus den Wandritzen umher, nicht das unheimliche Picken, Schnarren und Pfeifen unſichtbarer Urſache aus heranſtreifenden Nebengängen, er mußte weiter und weiter. Ihn kümmerten auch nicht die rothen Flammenroſen, welche vor ſeinen Augen zu tanzen begannen, nicht die Froſtſchauer, welche mit Spinnenbeinen ihm über den Rücken liefen, muthig ſtieg er und ſtieg er der weinenden Stimme nach, bis er plötzlich im grünen Gewölbe ſtand, das er Vormittags mit allen ſeinen königlichen und kurfürſtlichen Koſtbarkeiten und Raritäten beſehen und angeſtaunt hatte. Aber alle dort vorhandenen Figürchen, verfertigt aus verkrüppelten Rieſenperlen, Gold und Email, liefen auf den Rändern der goldenen Becher und Gefäße umher und ſchrieen: „Zu Hülfe! Zu Hülfe! Der Großmogul will ſeine Prinzeſſin ermorden!“ Selbſt der künſtliche Kirſchkern mit ſeinen hundert Geſichtern rief aus hundert Mäulern zugleich: „Zu Hülfe! Zu Hülfe!“ Bereits ſchleppten auch die Tataren aus dem hinteren Zimmer das große Kurſchwert herbei, deſſen Griff von leuchtenden Diamanten funkelte. Geblendet von der flammenden Goldpracht, dem wimmelnden Leben der Zwerge und dem Hülfegeſchrei umher, ſtand der Träumer einen Augenblick lang erſtaunt, aber im zweiten, als er im Nebenzimmer wieder die klagende Mädchenſtimme vernahm, flog er hin nach der ſcheinbar offenen Thür, rannte jedoch mit der Stirn an eine kryſtallene, durchſichtige Wand an. Wie geſchah ihm aber, als er bei dem erſten Blick in dieſes ſo ſeltſam verſchloſſene Zimmer die ſchöne Oberſteigerstochter aus Freiberg, welche er Vormittags im grünen Gewölbe getroffen, die ihm ſo ſo ſehr gefallen und an der Wirthstafel ihm gegenüber geſeſſen, jetzt dort händeringend und ſchluchzend vor dem gräßlichen Großmogul knieen ſah, der ſchon mit dem ausgeholten Schwerte nach ihrem Nacken zückte.

„Halt!“ rief der Träumer im Todesſchrecken und wachte auf. Aber der bunte Traum ſchien ſich im Wachen fortſetzen zu wollen, denn jetzt hörte er deutlich im anſtoßenden

Zimmer die jammernde Stimme der ſchönen Oberſteigerstochter aus Freiberg ſprechen: „Und ſollte ich auf der Landſtraße baarfuß betteln gehen müſſen, den alten Finanzrath nehme ich doch nicht!“

„Das will ich doch ſehen,“ verſetzte grimmig der Oberſteiger, „wie Sie ſich bei der Sünde gegen das vierte Gebot anſtellen wird! Kurz und gut, der Finanzrath iſt Finanzrath und morgen iſt Ihre Verlobung mit ihm und ich bin Ihr Vater! Für heute Abend, wo Sie ſich in ſeinem Hauſe zur Suppe einfinden ſollte, will ich Sie entſchuldigen; Sie ungezogenes Weſen hat ſich das Geſicht ganz abſcheulich verweint, bleib' Sie zu Hauſe und halte Sie die Thüre verſchloſſen; vor Mitternacht bin ich wieder da! Glück auf!“

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Oberſteiger mit gravitätiſchen Schritten und ging die Hausflur vor und die Treppe hinunter.

Der Präceptor eilte an das Fenſter, um ſich zu vergewiſſern, daß der Tyrann wirklich ſich entferne, und ſah auch bald ſeine grüne Cylindermütze und dann das bekannte Bergmannsleder im Scheine der Straßenlaterne ſteif und unerbittlich vorübertrotzen.

Kehre lieber wieder um, guter Oberſteiger aus Freiberg; es würde dein Herz ſchneller, als deine Taſchenuhr, picken, fiel' dir jetzt plötzlich ein, deine ſilberne Schnupftabacksdoſe im Gaſthofe ſtehen gelaſſen zu haben. Was würdeſt du zurückeilen, die Vergeſſene im Voraus mit den Augen ſuchen, und ſie, händigte ſie der Wirth dir wieder ein, tief in deine Bruſttaſche verſenken und mit vergnügtem Geſicht daran fühlen, ob ſie auch ſicher genug darin ſteckt, und jetzt haſt du doch dein koſtbarſtes Gut, das ſchon manchem Diebe in das Auge geleuchtet hat, dein ſchönes Kind, mit gekränktem, Troſt und Hülfe ſuchendem Herzen allein und unbehütet zurückgelaſſen; du weißt es auch, aber doch ſetzeſt du deinen Weg ruhig fort mit der ſilbernen Doſe in der einen und der pickenden Uhr mit dem ängſtlich vibrirenden Minutenzeiger in der andern Taſche. Geh' du ruhig weiter, guter Oberſteiger aus Freiberg, denn deinem Geſchick: mein Urgroßvater weiblicher Linie zu werden, kannſt du doch nicht entgehen. Glück auf!

Kaum hatte ſich der Präceptor überzeugt, daß die Luft rein war, ſo lag er auch ſchon, bald mit dem Ohr, bald mit dem Auge am Schlüſſelloch jenes Zimmers. Die ſchöne, unglückliche Nachbarin befand ſich dort allein. Als jetzt der Lauſcher den Ausruf zu vernehmen glaubte: „Mein Gott, iſt denn für mich keine Hülfe mehr in der Welt?“ klopfte er leiſe an, es folgte ein leichter Ruf der Ueberraſchung und des Schrecks, dann eine kurze Unterhandlung durch das Schlüſſelloch, endlich knarrte von drüben ein Riegel, welcher an der Thür zurückgeſchoben wurde, dieſe that ſich auf, und die Nachbarin, von dem Lichte der Lampe, welche ſie in der Hand hielt, hell beleuchtet, erſchien mit ihrem weichen, thränenfeuchten Geſicht, wie eine hinter dem Gewitter her aufblühende Roſe. Die Bekanntſchaft, welche Beide bereits gemacht, das Wohlgefallen, welches ſie an einander gefunden hatten, und nun jetzt dazu die Lage, in welcher ſie ſich befanden, Alles zuſammen ließ plötzlich in ihnen die gegenſeitige Liebe aufflammen und mit Thränen und Küſſen beſiegeln. Doch der Drang der Umſtände brachte die beiden Liebenden bald zur Beſinnung. Ihr Vater war mit ihr in Amtsgeſchäften hierher nach Dresden gekommen, wo einer ſeiner höheren Vorgeſetzten, ein alter, abgelebter Finanzrath, ſie kennen gelernt, ſich in ſie verliebt und um ſie angehalten hatte. Ihr Vater, geblendet von Stand und Reichthum, hatte zugeſagt, und morgen Vormittag ſollte die Verlobung ſchon Statt finden, da vielleicht der alte Finanzrath nicht viele Zeit zu verlieren haben mochte. In jenen Tagen hatten die Liebhaber trotz dem Zopfe noch den romantiſchen Muth im Herzen, Etwas für ihre Liebe zu wagen; ſie waren noch nicht ſo polizeilich mürbe gerieben, um mit Anſtand auf die verſagte Hand der Geliebten Verzicht zu leiſten. Der Präceptor war auch gar nicht der Mann dazu, einem ſchönen, wilden Abenteuer auszuweichen. Es wäre ihm die Gelegenheit dazu längſt willkommen geweſen, nun ſtand ſie da vor ihm und er griff mit beiden Händen zu. Er verſicherte mich einſt bei Gelegenheit, daß er dabei ſo wenig Gewiſſensregungen, wie ein Junge, welcher in einen Apfel aus Nachbars Garten beißt, empfunden hätte. Ihm ſchien bei dieſen drängenden Umſtänden Nichts natürlicher, als daß ſich Friederike, ſo hieß ſie, entführen ließe und zwar ohne Zeitverluſt. Sie ließ ſich dazu bereden, die Gelegenheit war günſtig, der Plan bald entworfen. Der Präceptor hatte auf ſeinem Beuteſchecken ſeine Zöglinge hierher begleitet, von welchen ſich auch noch ein Theil ihrer Garderobe in ſeinem Zimmer befand. Aus dieſer wählte er einen vollſtändigen Anzug, mit welchem ſich Friederike, nachdem er ihr aus ihren aufgelöſten Haaren einen ſtattlichen, preußiſchen Zopf geflochten hatte, in einen Junker verwandeln ſollte. Während ſie ſich umkleidete und dann ihre Sachen in den Mantelſack des Präceptors packte, ſchrieb dieſer einige nöthige Worte an die Cadetten und dann auch einige Zeilen zur verſuchten Rechtfertigung an ſeinen künftigen Schwiegerbater, worin er um Verzeihung und ſeinen

Segen bat. Kaum waren die Briefe geſiegelt und überſchrieben, ſo ſtand auch ſchon der neugeſchaffene Junker Friedrich vor ihm, der netteſte Junge von der Welt trotz dem verkehrt auf dem glatten Köpfchen ſitzenden Hut. Nachdem der Präceptor den niedlichen Pagen mit ungezählten Küſſen in ſeine Dienſte genommen hatte, warf er ihm ſeinen Mantel um die Schulter und hieß ihn zur größeren Sicherheit vorausgehen und vor dem Gaſthof warten. Da ſchleicht das verkleidete Mädchen, welches einſt meine Großmutter werden ſollte, mit klopfendem Herzen dieſelbe ſteinerne Treppe hinunter, auf welcher noch in ſpäter Zeit, vielleicht zur Sühnung ihrer Schuld, ihr Enkel als Advokat acht Jahre lang zur Amtsſtube wandern ſollte. Wie tröſtlich wäre es, dieſen Sinn dem Unſinn meines Schickſals unterlegen zu können! Der Präceptor aber ging damals hinunter in die Wirthsſtube, berichtigte die Rechnung, machte ſeine Beſtellungen und hieß ſein Pferd ſatteln, packen und vorführen. Obſchon er ſobald als möglich das Wirthszimmer verlaſſen und ſich, ſpähend, doch dem Anſcheine nach noch auf ſein Pferd wartend, unter das Hausthor geſtellt hatte, ſo konnte er doch auf der freilich ſehr nachtdunkeln Straße die harrende Friederike nicht entdecken. Das Pferd wurde ihm jetzt herbeigeführt, er ſchwang ſich hinauf und ritt langſam und um ſich ſchauend auf den Neumarkt zu, aber Niemand folgte, Niemand rief ihn an, Friederike war nicht da. An der Mündung der Gaſſe hielt er ſtill und ſtieg ab, indem er ſich den Anſchein gab, als müßte er den Sattelgurt feſter ſchnallen. Der Sattel wollte und wollte nicht ſitzen und Friederike nicht kommen. Welch ein angſtvoller Augenblick! Welcher Zufall mochte ſie am Stelldichein verhindern? War ſie in zu großer Eilfertigkeit auf eine falſche Straße gerathen? oder hatte ſie den Schritt, den ſie thun wollte, plötzlich bereut und war ſie zurückgeblieben? oder hatte ſie ihn an einer dunkeln Gaſſenecke erwartet und doch verpaßt? Oder war ſie auf der Gaſſe erkannt und zurückgehalten worden? — Wie viele Möglichkeiten der Verhinderung konnte es geben und aus jeder konnte, wie aus einer Vexirdoſe, ein Teufel mit rother Zunge, verdrehten Augen und einem Zettel, worauf „Verloren“ zu leſen, hervorſpringen. Alle aber fuhren als Nägel in ſein Herz, als wollte das Schickſal daraus das Wahrzeichen auf dem Schild eines Nagelſchmieds machen. Schon war er im Begriff, das Pferd unter irgend einem Vorwand in den Gaſthof zurückzuführen, als er ſeinen Namen flüſtern hörte und Friederike auf ihn zueilte. Auf die Frage der Beſorgniß um die Urſache der Zögerung entſchuldigte ſie ſich damit, daß ſie ihrem Vater Abends immer über den Stuhl vor ſeinem Bett den Schlafrock und die Nachtmütze darauf legen, die Pantoffeln zwiſchen die Stuhlbeine und die geſtopfte Tabackspfeife zur Hand ſtellen müßte, das wäre ihr, als ſie aus dem Hauſe gekommen, auf das Herz gefallen und ſie deshalb wieder hinaufgegangen und hätte ihre Pflicht gethan, das und das viele Weinen und ein Gebet zum Abſchiede hätte ſie ſo lange aufgehalten.

Der Präceptor bekämpfte in ſich die Neigung zu einem zärtlichen Vorhalt und wanderte, um Aufſehen zu vermeiden, mit dem verkleideten Junker Arm in Arm, das Pferd am Zügel hinter ſich herführend, zu dem Thore hinaus und endlich durch die Vorſtadt hinaus in das Freie. Hier hob er den geliebten Flüchtling zu ſich auf das Pferd, welches vor Freude, als wüßte es, daß es zwei liebende Herzen trüge, der friſchen Aprilnacht entgegenwieherte und den friſcheſten Trab einſchlug. Als vor ihnen die dunkeln, ſteilen

Granitwände des Plauen'ſchen Grundes aufſtiegen, aus welchem, den langen Nebelſchleier hinter ſich herziehend, die Weiſeritz herunterſtrudelte und mit jedem Stein in ihrem Wege zankte, rief Friederike ängſtlich aus: „Das iſt ja der Weg nach Freiberg!“ „Auf dem Wege nach deiner Vaterſtadt,“ verſetzte der Präceptor, „werden wir wohl ſchwerlich geſucht, wenn wir verfolgt werden ſollten, und ehe der Morgen graut, reiten wir um Freiberg herum und laſſen die Stadt hinter uns; reut es dich, daß du bei mir biſt und von nun an dein Leben lang?“ Friederike drückte ihr thränennaſſes Geſicht an ſein Herz. So ging die Flucht weiter. Sie hatten die ganze Nacht lang keinen andern Reiſegefährten, als den hellen Mond, welcher ſich neckend erſt hinter die Berge, dann hinter den Blüthenſchnee der Kirſchbäume verſteckte, oder auch hinter ein einſames, dunkles Bauernhaus ſich verkroch, gewiß um dort einem andern Liebespaar zuzulauſchen oder vielleicht nur den heulenden Kettenhund zu ärgern, bis er plötzlich wieder an die beiden Flüchtlinge auf der Straße dachte und nun lange am Himmel ehrbar einherging in einem durchſichtigen Wolkenhäubchen, mit welchem er ſich kokett in jedem Brunnen ſpiegelte.

Wollte hier Einer von den vielen Tauſenden meiner liebenswürdigen Landsleute, welche keine andere Wahrheit, als die der platten Wirklichkeit, gelten laſſen wollen, den Verfaſſer dieſer Erinnerungen mit zweifelſüchtigem Geſicht fragen: erſtens, woher er wiſſe, daß an jenem Abend wirklich der Mond geſchienen? und zweitens: ob der alte Tändler wirklich alle dieſe Narrenspoſſen getrieben habe? ſo könnte derſelbe darauf getroſt ſeinen Großvater als Gewährsmann nennen, er bedarf deſſen aber nicht einmal, da er nur die Pflicht anerkennt, dieſe Geſchichten, wie ſie ſich aus ſeiner

Erinnerung geſtaltet haben, mit den Farbentönen, welche ſie darin tragen, hier in möglicher Treue wiederzugeben.

Nacht und Mond waren aber noch nicht verſchwunden, als die beiden Flüchtlinge bereits Freiberg hinter ſich liegen und die große Landſtraße auf einem zufälligen Seitenwege, welcher höher in das Gebirge führte, verlaſſen hatten. Noch war der Morgen nicht angebrochen, als ſie auch dieſen Weg verloren hatten und ſich mitten in dem dunkeln, wüſten Walde befanden. Sie hatten ſchon längſt vom Pferde abſteigen müſſen, da der Wald immer dichter und die Baumwurzeln auf dem Boden immer knorriger und unſicherer geworden waren. Friederike hatte vor Müdigkeit ſchon lange kein Wort mehr geſprochen, der Präceptor beinahe ſeine Laune verloren und das Pferd trollte mit hängenden Ohren hinterdrein und fuhr nur zuweilen, wie aus dem Traume, in die Höhe, wenn es mit dem Hufe anſtieß. Plötzlich ſchrie Friederike laut auf und zitterte an allen Gliedern, denn vor ihnen ſtand ein feuriger Rieſenmann mit lang herabwallenden Haaren, der ſich jedoch, wie mancher Held dieſer Tage, bei näherer Unterſuchung als faules Holz auswies. Doch hatte der kurze Schrecken das Gute, die Irrfahrer aus ihrem dumpfen Hinträumen zu erwecken. Sie hielten ſtill. Friederike klagte über Froſt und Müdigkeit und der Präceptor fühlte Hunger und Durſt. Sie beſchloſſen daher, hier Raſt zu halten und den Anbruch des Morgens abzuwarten. Sie befanden ſich jetzt in einem Föhrenwalde, deſſen hohe, ſchlanke Baumſtämme auf einem ſanften, ſachten Bergabhang ſtanden. Der Boden war mit kurzem, trockenem Moos gepolſtert und unter dem Ueberwinde zur Waldruhe einladend. Zum guten Glück hatte der Präceptor ein Feuerzeug bei ſich. In kurzer Friſt loderte aus dem dürren

Reiſige, welches bald gefunden war, die geſellige Flamme und wirbelte der phantaſtiſche Rauch mit ſpiegelnden, rothen Feuerfunken in die dunkeln Baumgipfel empor, die mürriſch einander, wie alte Tabacksraucher, die Dampfwolken weiter unter die Naſen blieſen. Friederike war bald wieder glücklich, wie ein Kind, zumal der fürſichtige Präceptor jetzt triumphirend aus den Piſtolenhalftern zwei rieſige Semmelzeilen mit Schinkenſchnitten und eine Flaſche Wein hervorzog. Gelagert an das wärmende Feuer, hielten Beide im tiefen Walde zuſammen ihr erſtes Mahl, jung und ſchön, frei und glücklich, wie die ewigen Götter, und wäre Friederike nicht gar ſo müde geweſen, und, in den Reitermantel gewickelt, bald eingeſchlafen, ſo hätte der Präceptor gern den Morgen herbeigeküßt. So jedoch mußte er ſich die Zeit damit vertreiben, daß er Semmeln mit Wein begoß und ſie dem Schecken zwiſchen die Zähne ſchob, und daß er dann und wann einen dürren Aſt abbrach und in das Feuer warf. Tauſend Gedanken, heitere und leichte, aber auch trübe und ſchwere gingen ihm dabei durch den Sinn; fiel ſein Blick auf das im Scheine des Feuers leuchtende Geſicht ſeiner ſchönen, ſo verwegen gewonnenen Braut, welche hier, das Haupt zurückgelehnt an einem Föhrenſtamm, auf dem Mooſe zwiſchen Anemonen und blühendem Haidekraut, ſeiner Ehre vertrauend, ſicher und ruhig ſchlummerte, ſo ſchlug ihm ſein Herz ſchneller vor Freude über das Glück, ſich von dieſem reizenden Mädchen ſo ganz geliebt zu wiſſen und ſie ſein eigen zu nennen; aber wie die Flamme des Feuers ſchwächer wurde und der Schatten der Nacht wieder ſeine Schleier über das Geſicht der Schläferin deckte, wachte ein Heer mißfarbiger Gedanken in ihm auf und flüſterte ihm athembeklemmende Fragen in die Seele: „Leichtſinniger! meinſt du wirklich dem Zorn ihres ſchwergekränkten Vaters zu entrinnen? Wie, wenn er den Arm der Juſtiz und ihre Häſcher gegen Euch aufbietet, werden ſie Euch nicht finden?" und ein Herr von Kobolden, ſo kam es ihm vor, ſchnarrte aus den bewegten Wipfeln des Waldes die Antwort: „Finden und binden!" Das waren die Stimmen der Furcht, welche er, tapfer wie er war, bald zum Schweigen brachte, indem er bei ſich ausrief: „Sie bleibt am Ende ſeine Tochter!" Er hatte ſich zu ihr, zwiſchen ſie aber vorher das Geſpenſt der Sorge geſetzt, welches ſeine kalte Hand ihm in die Bruſt ſteckte und das Herz mit der Frage zuſammenpreßte: „Haſt du ein Obdach, welches du ihr bieten kannſt?" „Ich habe und ich weiß keins!" mußte er kleinlaut antworten und es fragte ihn wieder: „Womit willſt du ſie ernähren, der du nun Nichts weiter, als ein verabſchiedeter Präceptor, biſt?" Er ſchnippte darauf zur Antwort mit den Fingern, denn er entſann ſich, daß er im Geldbeutel noch das ungeheure Vermögen von ungefähr zwölf Kronenthalern hatte und obendrein noch ein Paar ſilberne Schuhſchnallen und ſogar noch das Pferd beſaß, welches er ohnedies verkaufen mußte, da er für daſſelbe weder Stall noch Futter mehr hatte. „Ja! es muß auch fort!" ſagte er betrübt zu ſich, und dann zum Pferde, welches ſeinen Kopf hängen ließ: „Ja, du mußt auch fort!" Er wurde bei dieſem Gedanken immer trauriger, denn er ſah im Geiſte ſchon den Engel die Flammenruthe binden, womit dieſer ihn mit Eva aus dem Paradieſe der Freiheit austreiben würde. „Wohin ſoll ich aber mich mit ihr zunächſt wenden?" Dieſe Frage ſtellte er an ſich ſelbſt und ſtemmte dabei ſinnend die Ellenbogen auf die Kniee und verbarg das Geſicht in die flachen Hände. Indem er ſo ſeinen Gedanken Gehör gab, trat das Bild eines Jugendgeſpielen, welcher, irre ich nicht, Merz hieß und nunmehr Pfarrer im Bergſtädtchen Schöneck war, ihm vor die Seele. Sie hatten früher, als dieſer noch Student war, manches luſtige Abenteuer zuſammen in dem voigtländiſchen Landſtädtchen beſtanden. Merz hatte ihm jeden Freundſchaftsdienſt auf alle Fälle der Noth zugeſagt. Merz hatte auch, als er den luſtigen Studentenrock aus und den Prieſterrock angezogen, ſein Benehmen zu dem früheren Genoſſen nicht geändert, und zu ſeinem Freunde Merz beſchloß er jetzt zunächſt ſeine Zuflucht zu nehmen. Kaum war er ſo mit ſich einig geworden, als er in der Ferne einen Hahn krähen hörte, dem er wieder ſo luſtig antwortete, daß Friedericke vom Schlafe auffuhr und noch halb im Traume ausrief: „Gleich, Vater, gleich!“ Lachend fing der Präceptor die Schlaftrunkene in ſeinen Armen auf, welche ſich jetzt auf ſich beſann, um, bitterlich weinend, ſich wieder in den Mantel zu verhüllen. Vergebens ſuchte er die Urſache ihres Kummers zu erfragen, — keine Antwort, als Thränen, — vergebens machte er ſie auf die krähenden Hähne aufmerkſam, welche die Nähe menſchlicher Wohnungen verriethen, — keine Antwort, als Schluchzen und Seufzen, vergebens ſuchte er ſie mit der heiligſten Verſicherung ſeiner Liebe und Treue zu tröſten, — keine Antwort, als Stöhnen und neue Thränenfluthen. Allmählich ermüdete der Präceptor in ſeinem Zureden, ein langes Schweigen trat ein und hätten Beide jetzt einander in die Herzen blicken gekonnt, ſo würden Beide ſich mitten in der Reue über den gethanen Schritt ertappt haben, nur mit einigen weſentlichen Verſchiedenheiten in der Art und Weiſe; der Präceptor grollte einfach über die geringe Anerkennung, welche das ungeheure Opfer ſeiner ſchönen Freiheit bei Friedericke zu finden ſchien, was er nur aus einem Mangel wahrer Liebe ſich zu erklären vermochte, während ſie nur dem weiblichen Inſtincte folgte und ein Thränenbad nahm, in welchem ſie ſich von aller Schuld rein wuſch und dabei die Einleitung zu einem langen, ſpröden Schmollen traf, in welchem allmählig ihr jungfräulicher Stolz ſich gegen ihn geltend machte. So waren Beide mit einem Ruck in die Liebesquälereien des Brautſtandes gerathen, welche immer einer glücklichen Ehe vorausgehen, denn die ſtarre Individualität in den Flammen des Schmerzes und Entzückens zu zerſchmelzen, um ſie in neue Formen zu gießen, iſt die Aufgabe der ächten Liebe. Man hat ſich daher nicht zu wundern, wenn ſich Liebende einander mit den wunderlichſten Grillen von der Welt quälen, ſie arbeiten nur, freilich unbewußt, in ihrem Berufe. Es würde vielleicht auch den Männern in der Liebe und Ehe den Frauen gegenüber zu leicht gemacht, deshalb ſind die Launen der letzteren gewiß zum Gleichgewicht des Daſeins nöthig. Wie dem auch ſein mag, ſo ſchauerte damals der Morgen herein über ein junges Paar, welches zu glücklich war, um ſich nicht gar ſehr unglücklich zu fühlen. Schon breitete der Hexentanz des Nebels in wunderlichen, phantaſtiſchen Geſtalten über den Rücken des Berges irr und wirr durcheinander, ſchon ging der Specht ſchreiend an ſeine Arbeit, als ſich Beide entſchloſſen, vom Lager aufzubrechen, um einen Weg in die Welt oder wenigſtens zu einem Dorfe zu ſuchen. Es gelang ihnen auch bald, auf einen Pfad und aus dem Walde hinauszukommen, wo ihnen die aufgehende Sonne in das Geſicht lachte und auch aus ihrem Herzen Wolken und Nebel vertrieb. Wie aber vor ihnen die erſte Lerche im endloſen Wirbel emporſtieg, begann auch der Bräutigam ein luſtiges Lied zu ſingen, in welches

Friederike erſt ſchüchtern, dann immer lauter mit einfiel. Als aber jetzt bei der Wendung des Weges dicht vor ihnen ein Dorf da lag, jubelten ſie ſo laut durch die Gaſſe hinein, daß die Kinder zum Theil in Hemden, alle aber baarfuß aus den Hausthüren ſtürzten und ihnen hinterdrein liefen, ſo ſeltſam kam ihnen dieſe Erſcheinung vor. Freilich mag ihr Aufzug, Beide mit Tannenreiſern auf den Hüten, ſingend am frühen Morgen den Waldweg in das Dorf durch die blühenden Bäume auf dem Schecken einherreitend, wie ein ſchönes, lebendiges Märchen ausgeſehen haben.

Auf ihre Anfrage zurechtgewieſen, kamen ſie an das Wirthshaus, wo ſie einkehrten und ſich einige Stunden lang pflegten, ſo gut es geſchehen konnte. Nachdem auch das Pferd Krippe und Trinkeimer geleert hatte, ſetzten ſie ihren Weg, zuweilen geleitet von einem Boten, fort und gelangten ohne weitere Abenteuer Tags darauf in ſpäter Nachmittagsſtunde auf der Höhe von Schöneck an.

Um Aufſehen im Städtchen zu vermeiden, beſchloſſen ſie hier am Fuße eines Felſens den Abend abzuwarten, indem zugleich der Präceptor die Zeit benutzte, ſeiner Braut die nöthigſten Mittheilungen zu machen. Nachdem er ihr ſeine Verhältniſſe, welche darin beſtanden, daß er eben keine hatte, und ſeine Ausſichten, welche dieſen gleich waren, weitläufig mitgetheilt und was an ihrem Gewichte fehlte, mit Liebesſchwüren zu erſetzen geſucht, machte freilich Friederike Anfangs große Augen, denn er war ihr wie ein junger Cavalier vorgekommen und ihr Glaube, daß wer ein ſchönes, eigenes Reitpferd halte, dazu auch einen Stall bei dem Hauſe, mithin dieſes ſelbſt haben müſſe, war gewiß verzeihlich. Wohl mochte ihr unterwegs durch den Kopf gegangen ſein, wie nett und ſauber ſie als junge

Frau ihr Stübchen ganz ſo, wie ſie es in Freiberg hatte, bis auf das blauſeidene Spiegelband und die niedlichen Porzellanfigürchen auf dem dachsbeinigen Tiſchchen bei dem Ofen, wieder einrichten wollte, und vielleicht mochte ſie daran hauptſächlich gedacht haben, ob es ihrem Stande nicht geziemen werde, Sonntags Pantöffelchen von rothem und Werkeltags von grünem Saffian, immer aber weiße Zwickelſtrümpfe zu tragen? Und nun jetzt? Da lagen die Trümmer ihrer Träume; lange ſaß ſie da und ſah der Abendſonne nach, welche, wie eine ſchwere Roſe, am Horizonte ſtand und immer mehr abblühte, bis ſie endlich ganz verſchwunden war und im Gluthenſchauer unzählige Purpurwölkchen, wie ihre abgefallenen Blätter, über den Himmel flogen.

Jeder Menſch hat einen Augenblick, wo er den höchſten Punkt des ihm beſchiedenen Lebensglücks erreicht und nun wieder bergab wandeln muß, wie in tiefe, dunkle Schluchten hinein. Mag ihn auch noch dann und wann ein heiterer Sonnenſtrahl treffen, ſo iſt es doch nur vorübergehend und ſein Schatten dehnt ſich vor ihm aus; mag noch hie und da eine Blume an ſeinem Wege blühen, ſo blüht ſie doch nicht auf ihm, ſondern vielmehr hinter eiſernen Stacketen, der Wanderer zieht vorüber und gedenkt der Zeit, wo auch ſeine Lebensblumen einmal blühten.

Dieſer Augenblick war dem Präceptor beſcheert, als ihm Friederike mit feuchtem Blick in die Augen ſah und treuherzig ſagte: „Ich bin Dein!“ Mit dieſen Worten war die romantiſche Poeſie ihres Lebens abgeſchloſſen, das gemeine, ſtrenge Leben machte von nun an ſein Recht über ſie geltend.

Es war Nacht geworden, als ſie auf dem treuen Pferde, das ſie knietief durch den fenſteranſpritzenden Koth des Städtchens einhertrug, in den Gaſthof „Zum rothen Ochſen“

gelangten. Sei mir bei der Erinnerung tauſendmal gegrüßt, du Schänke Bukephal, die du ſpäter mich in deine dampfende Halle ſo oft zum Ausruhen gelockt haſt! Noch ſchwebt dein knarrendes, mit jedem Winde kokettirendes Schild mir vor den Augen, unwiderſtehlich, noch ſehe ich den roth und weiß geflammten Marmor der lockend angeſchnittenen Blutwurſt am Schaufenſter liegen, unentrinnbar, und dahinter ihre Schweſter, das lachende, rieſige Schänkmädchen mit dem ſchäumenden Bierkrug, wer kam nach Schöneck und konnte dort vorbeikommen?

Es wird damals dort nicht viel anders geweſen ſein, als zur Zeit meiner erſten Jugend; denn es iſt kaum zu glauben, wie lang ein ſolches Bergſtädtchen ſich im Herkömmlichen erhält, nicht nur in der Unbequemlichkeit der Bauart der Häuſer und der kothigen Straßen und Gaſſen, in welchen der Wind und die Sonne allein die Reinigung beſorgen, ſondern auch in dem altväterlichen Geiſt und Geſinnung der Einwohner, ihrer Sprache, Sitten und Gebräuche. Alle dieſe kleinen Städte ſind, wie ſumpfige Dümpfel, welche außer Zuſammenhang mit dem Streben der Menſchen gekommen ſind. Schöneck war auch in ältern Zeiten noch in der beſondern Lage, daß es große Freiheiten genoß, unter Anderm keine Steuern bezahlte, keine Rekruten zum Militair ſtellte, jede Familie unentgeltlich Holz und Strauchwerk aus dem königlichen Walde zum Bedürfniß erhielt, dagegen aber auf eine beſtimmte Anzahl Häuſer beſchränkt war.

Erwägt man, daß die Gewerbe an den Zunftzwang, die Gerechtſame an Hausſchwellen, die Aemter der Stadt an beſtimmte Familien, aus welchen der Rath ſich ergänzte, gebunden waren, und ſolchergeſtalt die Einwohnerſchaft vor dem Zufluß neuer Anſiedler geſichert war und nur nach [illegible] heirathete, ſo kann man ſich vorſtellen, welch' ein urdeutſches Gemüthsleben in früherer Zeit dort ſich entwickelt hatte. Jetzt iſt es überall anders geworden, vielleicht ſogar „der rothe Ochſenkopf“, welcher auf dem Schilde ſo gemüthlich aus den gekreuzten zwei Beilen hervorſchaute, verſchwunden und der tapfere Ochſenwirth zu ſeinen Vätern verſammelt, der die Ehre Schöneck's einſt ſo ritterlich vertheidigt hat. Tapfer mußten auch die Gaſtwirthe im Voigtlande ſein, denn Schlägereien unter den Gäſten gehörten zur Tagesordnung, zumal in Schöneck beim Ochſenwirth Sonnabends Nachmittags, wenn dort die Bauern aus den benachbarten Dörfern auf der Heimkehr vom Wochenmarkt ſich einen Rauſch getrunken hatten. Fanden ſich dazu noch raufluſtige Bürger, ſo war der Krakehl fertig. Eine Neckerei machte gewöhnlich den Anfang. Eine Scene dieſer Art für hundert!

„Wie war das mit den Ferkeln?“ fragte augenzwinkernd Einer über den Tiſch hinüber. Der Angeredete räusperte ſich und erzählte:

„Vor Zeiten war einmal der wohlweiſe Rath von Schöneck zur Bürgermeiſterswahl beiſammen, die Rathsherren waren übereingekommen, daß derjenige von ihnen, welcher einen Einfall hätte, auch Bürgermeiſter werden ſolle. Einige Minuten lang ſaßen ſie ſchon zuſammen und Keiner hatte einen Einfall, denn da der neue Bürgeimeiſter zum Wahlſchmauſe herkömmlich einen Ochſen ſchlachten laſſen mußte, ſo ließ Jeder dem Andern gern den Vortritt und Alle hielten den Odem an ſich, ſo daß es ihnen ſchwarzgelb vor den Augen wurde. Inzwiſchen fingen die Stadtverordneten an mit Rebellion zu drohen, den Rathsherren ward ſchwül zu Muthe, doch Jeder dachte an ſeinen Ochſen und ſchwieg. In dieſer Noth ging der Senator Fritz, der Dickſte und Frömmſte von ihnen an das offene Fenſter, um Luft zu ſchöpfen, denn gerade ihm, der ſo geſprächig, fiel das Schweigen am Schwerſten. Das wußten die Andern und rückten ihm deshalb an das Fenſter nach. Fritz ſtand aber eine ganze Stunde lang ſtumm am Fenſter und ſah einer Heerde Ferkel zu, welche vor dem Rathhaus in der heißen Sonne in der Pfütze ſpielte. Fritzen gefiel das Schauſpiel ſo, daß er endlich, ſich vergeſſend, in die Worte ausbrach: „Sind wir doch poſſirlich, ſo lange wir jung ſind!“ „Vivat hoch! unſer neuer Bürgermeiſter Fritz!“ rief da, vom heiligen Geiſte erleuchtet, die Verſammlung, ſchrie ſchon der Rathsdiener zum Thore hinaus, jubelten die herbeieilenden Bürger, kreiſchten die Weiber und Kinder, quickten die erſchrocken vor der Urwahl davon flüchtenden Ferkel, und nur Fritze ſagte gerührt: „So nehmt in Gottes Namen Euern Ochſen hin!“ — Unter unauslöſchlichem Gelächter von der linken Seite der Tafel und unter Ziſchen und Fußſcharren von der rechten, wo die Bürger ſaßen, hatte der Bauer ſeine Erzählung geſchloſſen. Da erhob ſich in dem Centrum der Letzteren der vierſchrötige Rathszimmermeiſter und trat, gefolgt von ſeinem Anhang, zu dem Sprecher und zog demſelben eine ſo kräftige Ohrfeige, daß dieſer auf den Boden fiel. Dies war das Signal zur allgemeinen Schlacht. Wuthgeſchrei, im Wurfe ſich entleerende und zerſchmetternde Bierkannen, blutige Köpfe, umgeworfene Bänke und Tiſche, zuſammengebrochene Stühle, Alles durcheinander, Arme und Beine in einem ſich herumwirrenden Knäuel — ein lebendes Bild von Oſtade! — Dies Alles geſchah in einem Augenblicke, der zweite hatte ſchon die ganze Scene geändert, denn unter der Thüre erſchien der Ruheſtifter, unſer Ochſenwirth, die weiße Zipfelmütze thatenluſtig auf das linke Ohr geſchoben, mit der braunrothen Tuchweſte, an welcher jeder Knopf ein angeſehener 20-Kreuzer iſt und Reſpekt verlangt, welchen die mit der Rechten geſchwungene Karbatſche hinlänglich unterſtützt und ſein böhmiſcher Bullenbeißer unwiderſtehlich macht. „Pack an, Harras!", mit dem der Hund auf Befehl ſeines Herrn geheulend dazwiſchenſpringt und einen armen Leineweber, gerade den Unſchuldigſten von Allen, an die Wand würgt, ſtellt die Ruhe im Hauſe her und der Ochſenwirth kann in aller Gemüthlichkeit den Belagerungszuſtand erklären, bis der geſchehene Schaden zu ſeinem Vortheil taxirt und bezahlt iſt ſammt der Bratwurſt, welche der große Harras zur Belohnung ſeiner Tapferkeit erhält und unter der Ofenbank verzehrt. —

Doch der kluge Ochſenwirth hatte nicht nur ſein Unterhaus für das Volk, ſondern auch ſein Oberhaus für die Honoratioren, zu welchen voran der Pfarrer Merz, dann der Stadtſchreiber, der Bürgermeiſter, der Stadtchirurg, der Königliche Förſter und alle ausgezeichneten Perſonen des Ortes gehörten, die berechtigt waren, Haarbeutel oder Zopf zu tragen, aus langen, irdenen Pfeifen zu rauchen und mit „Sie" angeredet zu werden, während jeder Andere ein „Er" war. Wie iſt jene goldene Zeit ſo ganz verſchwunden, wo der dicke Viſitator von Schöneck die ſchönſten Buttermädchen von der Straße auf ſein Zimmer zur Specialunterſuchung kommen laſſen, dagegen die Stadtſchreiber unter irgend einem beliebigen Vorwand die Reichen in Geldbuße nehmen und die Armen in das „Loch" ſchmeißen, der Pfarrer Hoch und Niedrig von der Kanzel herab namentlich ausſchimpfen, der Förſter aber Jeden, der mit einer Flinte im Felde oder im Walde ſich treffen ließ, über den Haufen ſchießen konnte. Damals war noch Gottesfurcht und

Gehorſam unter dem gemeinen Volke, dem man dafür gern ſeine Trägheit, Dummheit und Völlerei nachſehen mochte; denn die rohe Gewalt übt ſich nicht an Thieren und ihresgleichen. Wenigſtens hatten die herrſchenden Kaſten es damals bequem und kaum iſt ihren blaſirten Nachkommen das romantiſche Gelüſt nach dem Regiment mit dem gemüthlichen Stocke zu verdenken. Jene Zeit war für die ſogenannte vornehme Welt das polizeilich umhegte Paradies, nur eben ſo langweilig; doch ſchon ringelte ſich die bunte Schlange der Literatur um den Baum der Erkenntniß und bot ihre Früchte an, doch eben noch nicht in Schöneck, wo man in der Honoratioren-Stube mit Karten um Kupferdreier harmlos Tarock ſpielte. Wie ehrwürdig da die alten Knaben in ihrem Churſachſenthum an ihrem Spieltiſche ſaßen, jeder ein Prachtexemplar ſeiner Gattung! Der Pfarrer Merz, welcher ein klarer Freigeiſt unter ſeinen Collegen war, mochte eben ſein Spiel gemacht haben, als er in das Nebenzimmer herausgerufen wurde, wo ihn der Präceptor erwartete. Friederike hatte ſich bereits auf das Stübchen zurückgezogen, welches ihr der Wirth eingeräumt hatte. Sie hatte ſich kaum wieder in ihrer Mädchentracht zurecht gefunden, als der Präceptor an die Thür klopfte und durch das Schlüſſelloch anfragte, ob er mit ſeinem Freunde, dem Pfarrer Merz, Eintritt erhalten könne? Die Thüre öffnete ſich und dem Pfarrer fiel vor Ueberraſchung die irdene Pfeife aus der Hand, als er Friederike erblickte, indem er ausrief: „Nun begreif' ich Alles!“ Er reichte ihr freundlich die Hand und ſagte: „Mein Freund hat mir Alles mitgetheilt, was ich zu wiſſen brauchte; von heut' an ſeid Ihr bis auf Weiteres meine Gäſte, kommt nur gleich mit hinüber auf die Pfarre, wo ſich das Weitere finden wird.“

So geſchah es denn, daß die Flüchtlinge noch an dieſem Abende unter gaſtfreundlichem Dache geborgen waren, wo Friederike mit der ihr eigenen Anmuth gar bald die junge Frau Pfarrerin für ſich ſo zu gewinnen wußte, daß Beide ſchon am nächſten Morgen mit weißen Schürzen in der Küche am Herde ſtanden.

Unterdeſſen ſaßen die beiden Freunde in der Studirſtube zwiſchen beſtaubten Kirchenvätern und Schweinsleder bei der Kaffeeſchale und Morgenpfeife und hielten Rath. Auf der Flucht durch das Gebirge hatte Friederike dem Präceptor mitgetheilt, daß der Pfarrer Zöphel in Arnoldsgrün, eine Stunde weit von Schöneck entfernt, ihr naher Anverwandter ſei. „Da du die Geiſtlichkeit zum guten Freunde haſt,“ meinte lachend Pfarrer Merz bei dieſer Eröffnung, „ſo kann es dir nicht fehlen. Wenn es dir recht iſt, ſo gehen wir noch dieſen Vormittag zu meinem Amtsbruder hinüber und ſuchen ihn zum Fürſprecher bei deinem künftigen Schwiegervater zu gewinnen; vielleicht fällt auch ihm Etwas ein, wie Euch ein Unterkommen zu verſchaffen iſt; wie ſchwer dies vielleicht im Augenblick halten wird, weißt du am Beſten.“

Doch die Hülfe war näher, als ſie Beide glaubten. In der Kirche zu Schöneck war das Hammerwerk Zwota eingepfarrt, deſſen Beſitzer im Städtchen wohnte. Dieſes Hammerwerk liegt eine Meile von der Pfarrkirche entfernt, tief im unwegſamen Gebirge. Im harten Winter, welcher dort oft ſechs Monat dauert, war nicht nur die Verbindung dorthin, ſondern auch das Chriſtenthum ganz eingefroren; Beide thauten nur erſt im Frühjahr ganz wieder auf, wo auch erſt die Kinder, welche ſich nicht geſcheut hatten, den Winter über auf die Welt zu kommen, zur Taufe nach

Schöneck zum Pfarrer durch die Bergſchlucht herausgebracht wurden.

So ſchlimm es auch mit dem Chriſtenthum dort beſtellt war, ſo hatten doch die Hammerſchmiede zuweilen heftige Anfälle davon, welche zwar ſelten, aber dem Pfarrer Merz immer zur unrechten Zeit kamen. So erinnere ich mich aus meiner Jugend an einen Vorfall, welcher dem Pfarrer, war er für ſeine Herde zuweilen Etwas harthörig, einigermaßen entſchuldigen kann. Der Pfarrer Merz und mein Großvater waren zu uns zur Kirmeß geladen. Die Gäſte ſaßen in der wilden Herbſtnacht, welche mit Schnee und Graupeln an die Fenſter warf und im Schornſtein, wie ein muthwilliges Kind, heulte, bei einer Bowle Punſch und Tarockſpiel beiſammen. Punſch und Spiel machten das Stübchen und das Zuſammenſein ſo traulich, daß Merz in luſtiger Begeiſterung die Citronenpreſſe emporhielt und die Geſellſchaft aufforderte, bei dieſem heiligen Zeichen zu ſchwören, bis zum Morgen beiſammen zu bleiben. Schon hatten Alle die Hände zum Schwur erhoben, als das Maß des Frevels voll war und die Rache mit einer Hammerſchmiedsfauſt an die Hausthüre klopfte. Die Geſellſchaft verſtummte, mein Vater eilte hinaus, öffnete und kam bald mit einem Zwotaer Waldmenſchen zurück. Der Bote meldete, daß ſein Vetter, ein Hammerſchmied, im Sterben liege und nach dem heiligen Abendmahl verlange. Der Pfarrer ſah ſich daher genöthigt, trotz Sturm und Wetter aufzubrechen und der Stalllaterne des Boten zu folgen. Die Nacht war aber ſo wüſt, daß ſich Beide hinter Schöneck im Gebirge verirrten und unter lebensgefährlichen Abenteuern erſt am andern Morgen in Zwota anlangten. Erwägt man, welche Opfer der Pfarrer ſeiner Amtspflicht gebracht hatte, ſo kann man leicht ermeſſen, wie es ihn befremdete, als er an die Hütte des Kranken kam, dieſen auf dem Dach ſitzen zu ſehen, im Begriff den Schaden auszubeſſern, welchen der Sturm in der vorigen Nacht verurſacht hatte. Deſto gemüthsruhiger war der Hammerſchmied, welcher von Oben herunter rief: „Gott ſei Dank, Ew. Hochehrwürden, daß ich mein Leibſchneiden wieder los bin, ſein Sie nur ſo gut und heben Sie mir Ihren Zuſpruch noch recht lange auf!“ — Was der Pfarrer darauf geantwortet, iſt mir nicht bekannt geworden. — Doch jetzt ſollte ein anderer Waldmann aus Zwota dem Pfarrer und meinem Großvater mittelbar aus der Verlegenheit helfen. Während ſie Rath pflegend zuſammenſaßen, kam ein alter Hammerſchmied herein und bat den Pfarrer, ihm ſein Söhnchen zu taufen, welches gleich mit gekommen ſei. Auf die Frage des Pfarres, wo das Kind ſei? bat der Schmied um die Erlaubniß, es herein kommen zu laſſen, und öffnete die Thüre, in welcher ein junger, ſechszehnjähriger Rieſe erſchien mit einem großmächtigen Rehbock über den Schultern, welcher den Pfarrer wegen der ſo lange verſäumten Taufe verſöhnen ſollte. Der Seelſorger war aber außer ſich über dieſes nachträgliche Chriſtenthum der Hammerſchmiede. Als er die Taufe in aller Stille auf der Stube vollbracht und der angehende St. Chriſtoph ſich mit ſeinen Pathen verabſchiedet hatte, ſchlug Freund Merz mit der flachen Hand auf den Tiſch und rief: „Nun weiß ich einen Poſten für dich, Moſen! du gehſt als Hammer-Präceptor und Heidenbekehrer nach Zwota; dein Gehalt wird gering ſein, doch für den Anfang wenigſtens annehmbar!“

So mußte denn das junge Paar, nachdem es der Pfarrer Zöphel in Arnoldsgrün mit ſeinem Vetter, dem

Oberſteiger in Freiberg, verſöhnt und es auch getraut hatte, in die Wildniß hineinpilgern, wo es lange büßen und die Jahre der Verbannung nach den Kindern zählen mußte, welche ſich beeilten, die Waldeinſamkeit zu beleben. Da ſich aber mit dem Kinderſegen weder das Dienſteinkommen, noch das Wild im Walde vermehrte, welches dem Präceptor Fleiſch in die Pfanne liefern mußte, ſo verließ er Zwota, als er an die beſſere Lehrerſtelle in Arnoldsgrün berufen wurde, wo er bis zu ſeinem ſpäten Lebensende blieb.

Ob ich meines Vaters Mutter gekannt habe, iſt mir nicht genau bekannt, da ſie in meiner frühen Jugend verſtorben iſt; nur zuweilen tritt vor meine Seele das Bild einer alten, ſchönen Frau mit hellen, braunen Augen, welche mir ein kleines Bergwerk in einer Cylinderflaſche verehrte. Eine Walze, welche man von Außen drehen konnte, ſetzte die ganze Bergarbeit in Bewegung, ſo daß die kleinen Bergleute zu pochen und zu hämmern, Andere die erzgefüllten Kübel nach Oben zu winden, wieder Andere das Erz auf kleinen Karren fortzuſchaffen begannen. Das Spielwerk machte mir aber nur kurze Zeit lang Vergnügen, da die Oeffnung der Flaſche zugeſchmolzen war und ich das kleine Kunſtwerk nicht zerſtören konnte. Auf jeden Fall weicht das Bild meiner Großmutter hinter den Schleier meiner erſten Kinderkrankheit zurück.

Meine Mutter hatte mit meinem kleinen Bruder Eduard, welcher drei Jahre nach mir geboren wurde, ihren erſten Beſuch bei den Großeltern in Arnoldsgrün gemacht und mich dazu mitgenommen. Es war ein ſchöner Frühlingstag und ich unterwegs über alles Maß munter und ausgelaſſen; aber kaum waren wir bei unſern Großeltern angekommen, ſo überfiel mich eine Müdigkeit und Traurigkeit, daß ich untröſtlich zu weinen begann und nach Haus verlangte. Mein Großvater erkannte bald, daß ein Fieber bei mir in Anzug wäre, und rieth meiner Mutter, mich in einem Kinderwagen heimbringen zu laſſen. Iſt es mir doch, als ſähe ich noch heute dieſe Heimfahrt! Die Mutter mit dem kleinen Bruder auf dem Arm neben dem Wagen, welchen der gute Großvater zog, der dieſen Dienſt keinem Andern abtreten wollte, neben ihm mein treueſter Geſpiele, der Pudel Aſſur, welcher ſich immer nach mir, wie beſorgt, umblickte, dann um den Wagen herumlief, mir die herunter hängende Hand leckte und dann wieder zu dem Großvater zurückrannte, als müſſe er den Wagen mitziehen helfen.

Kaum zu Hauſe angelangt, verfiel ich in die ſeltſamſten Phantaſieen, man zweifelte an meinem Wiederaufkommen; ich ſoll neun Tage lang ohne Bewußtſein gelegen haben, ſo daß ich ſelbſt Vater und Mutter nicht erkannte. Doch war es mir, als ob zuweilen ein Engel an meinem Lager ſäße, der mir bekannt war, ohne mich auf ſeinen Namen beſinnen zu können, deſſen Anblick mir unendlich wohlthat und deſſen Frage: „Wie geht es dir, mein Juli?“ mich noch heute erquickt.

Als das irre Träumen endlich von mir zu weichen begann, hielt ich doch den Glauben an dieſe ſchöne Erſcheinung feſt. Wohl hatte ich gemerkt, daß ſie zuweilen mit der Abendſonne kam, welche in mein Krankenzimmer durch die breiten Bohnenblätter immer auf einige Augenblicke hereinleuchtete, ehe ſie unterging. Als ich an einem Morgen wieder mit ganz klaren Sinuen erwachte, träumte ich doch den ganzen, langen Tag noch abſichtlich dem Engel entgegen, und als die Abendſonne mit goldenen Ringen an der Wand zu ſpielen begann, hörte ich auch ſchon ſeine leiſen Tritte und dann ſeine Stimme, und die helle Geſtalt kam zur Thür herein, trat an mein Lager, beugte ſich herab zu mir und fragte: „Wie geht es dir, mein Juli?“ Und ich erkannte ſie, es war die liebſte Freundin meiner Knabentage, Wilhelmine von Thoß.

Wie neu und ſchön war mir die Welt, als mich die Eltern endlich wieder an die freie Luft in den Blumengarten neben dem Hauſe führten! alle Nervenfaſern in mir ſogen ſich wieder am Leben feſt. Bald hatte ich die Krankheit vergeſſen, nicht aber der alte Feldſcheer und Dorfbarbier Ruttmann, welcher mich mit einem Wunderſäftchen gerettet haben wollte. Dieſer Dorfbarbier war für uns Kinder eine höchſt merkwürdige Perſon. Er hatte als Feldſcheer den Feldzug gegen die Türken im Jahre 1788 mitgemacht; jede Unterhaltung, in welche man ſich mit ihm einließ, ſchloß er mit dem Seufzer: „Ja, bei Lugoſch ging es fürchterlich her!“ Dort hatte er einen türkiſchen Säbelhieb erhalten, welcher ſeiner Laufbahn im Felde ein Ziel ſetzte und ihn wieder zum herumſchweifenden Barbiergeſellen machte. Er war ein herzensguter Mann in einem ſeifengrauen Rocke, war uns Kindern aber furchtbar, wenn er das Raſirmeſſer auf dem Streichriemen abzog und dabei mit blutdürſtigen Blicken von den kehlabſchneidenden Janitſcharen erzählte. Wie lauſchten wir ſeinen Worten, wenn er uns von der großen Donau erzählte, welche als kleiner Bach im Schwarzwalde entſpringe und, immer größer werdend, durch Schwaben und Baiern nach Wien komme und dann weiter durch die blühenden Ebenen Ungarns nach der Türkei gehe. Er war für uns ein Wundermann, der uns den Blick zuerſt in die blaue, ferne Welt mit ihren verſchiedenen Völkern eröffnete, als deren Abgeſandter er vor uns ſtand; unendlich groß wuchs aber unſere Verehrung für ihn, als einmal ein ungariſcher Arzneihändler in das Dorf kam, welcher mit ſeinem Kaſten, von mir und einer Heerde anſtaunender Kinder gefolgt, unſern Wundermann aufſuchte und dann mit ihm in einer wildfremden Sprache ſich unterhielt; ſie kamen uns vor, wie zwei Hexenmeiſter, zumal als der Ungar ſeinen Arzneikaſten öffnete, welcher mit ſeinem Duft das ganze Haus erfüllte, und eine ſchöne, bunte Flaſche nach der andern daraus hervorholte, dabei die ſchwarzen Augen verdrehte und ſeinen ungeheuren Schnurrbart ſtrich.

Doch die wirklichen Kennzeichen von einer großen, wunderbaren Welt, welche hinter unſern Bergen und Wäldern lag, vermehrten ſich. Obſchon mir mein Vater, als ich kaum noch leſen konnte, einige Hefte von Bertuch's ſchönem Bilderbuch vorlegte, die Bilder erklärte und dann auf den Landkarten mir die Länder zeigte, wo die abgebildeten Menſchen und Thiere wohnten, ſo blieb doch Alles noch ein Traum in Bildern. Wir Kinder glaubten erſt an die Wirklichkeit, wenn ſie greifbar vor uns ſtand, dafür verwandelten wir wieder das Wirkliche in ein Märchen.

Ein ſolches begegnete uns, als mein Vater mit mir an einem ſchönen Wintertag einen Gang in das Freie machte, auf der Landſtraße. Berg und Thal lagen unter der weißen Schneedecke, die Bäume ſtarrten bis in ihre feinſte Veräſtelung von Eis und Reif, ja ſelbſt an den Tannen war kaum eine grüne Nadelſpitze zu ſehen. Wie wir ſo fürbaß gingen, erblickten wir in der Ferne eine ſeltſame Gruppe von Menſchen und Thieren, welche aus dem Winternebel, wie aus einer Wolke, hervorzukommen ſchienen; wir beeilten unſere Schritte, und gar bald kam mitten durch den Schnee auf uns zu ein Kameel, mit rothen Decken behangen, auf deſſen Rücken in einer Pelzkapuze ein Affe ſaß; voran ging der Treiber, auf deſſen Rücken eine Trommel hing. So hatte doch Bertuch's Bilderbuch nicht gelogen! es gab wirklich Kameele und Affen in der Welt, nur daß dieſe Beſtien, wie ich ſpäter bemerkte, ſelbſt im lieben Vaterlande gedeihen, wenn auch in anderen Geſtalten. — Doch immer näher wollte mir die Ferne rücken, als ich zuerſt ohne Mühe in der Bibel leſen konnte. Beſonders das alte Teſtament erregte meine Phantaſie und war mir um ſo verſtändlicher, je gleicher ſich die ländlichen Zuſtände der Hirten und Ackersleute auch in den verſchiedenſten Zonen bleiben und je mehr gerade in dieſen Verhältniſſen ſich die ältere jüdiſche Geſchichte entwickelt. Die großartige Einfachheit der Erzählungen darin, welche häufig ſich in die reizendſte Idylle verliert, bringt uns jene ferne Zeit und Gegend, welche ſich in ihnen abſpiegeln, unmittelbar in das Gemüth, welches aus ſeiner eigenen Natur heraus das Naturwahre immer am Lebendigſten erfaſſen wird.

Faſt ſchmucklos tragen ſich dieſe uralten Sagen, wie von ſelbſt, vor. Es iſt Einem, als höre man das unwillkürliche Rauſchen der Wälder oder der Meereswogen in verſtändlichen Worten, welche uns erzählen von den Wundern des Gottes in der Wetterwolke, ſeiner Gnade und ſeinem Zorn und von den Hirtenknaben und Mädchen, die er beſonders liebt und aus harten Prüfungen, welche er ihnen ſelbſt auferlegt, wieder errettet und ſie ſo gnädig ſegnet, daß ihre Nachkommenſchaft ſich mehret, wie der Sand am Meere.

Nur über das Eine konnte ich mich nicht zufrieden geben, daß das alte Teſtament in mehr als einer Stelle den Juden ihre Verbreitung und Herrſchaft über die ganze

Welt verheißt, während ich doch nun immer hören mußte, daß ſie verachtet und verfolgt und auch in unſerm Lande kaum geduldet würden. Meinen Vater plagte ich deshalb mit vielen Fragen, welche er endlich mit der Antwort beſchwichtigte, daß Chriſtus, deſſen Wort die Welt beherrſche, ja auch ein Jude geweſen ſei, ſo daß ſich in ihm und ſeinen Bekennern die alte Verheißung allerdings erfüllt hätte. Damit gab ich mich denn auch zufrieden, doch blieb mir der alte, bärtige Handelsjude Abraham, welcher zuweilen zu uns hauſiren kam, immer ein Gegenſtand ſcheuer Verehrung, zumal ich den Scherz meines Vaters ernſt nahm, daß die Juden vom urälteſten Adel wären, die eigentlichen Barone von Gottes Gnaden, weßhalb ſie ſich auch für das auserwählte Volk Gottes hielten!

Ich kann es nicht ableugnen, daß ich den alten Handelsjuden für den wirklichen Erzvater Abraham hielt, wobei ich nicht im Geringſten durch ſeinen Handel mit Pfennigbändern geſtört wurde, hatte er doch einen langen, grauen Bart und ein langes, ſchwarzes Gewand.

Blieb mir doch noch ſelbſt in den ſpäteren Jahren das Judenthum ein großes, ungelöſtes Räthſel, aus der Vorzeit auf unſere Tage überliefert, wie ein ſich fortzeugender Trotz gegen den Gott der Weltgeſchichte, welcher die ganze alte Welt in Trümmer zerſchlug und in Erdkrume verwandelte, um daraus die chriſtliche Welt des Mittelalters emporſteigen zu laſſen, während ihm das Judenthum, wie ein Kieſel, aus der Hand fortrollte und weiter und weiter immer daſſelbe blieb, als auch das Mittelalter wieder in Trümmer ſtürzte, durch die Reformation und Revolution bis in das Heute herein! Dieſe ſtarre Beharrlichkeit des Judenthums im Alten iſt ſeine ewige, ungeſühnte Schuld, denn untergehen und aus dem Untergang ſich neu zu geſtalten, iſt die Aufgabe jedes Zeitalters und jedes Volks. Weil die Hellenen ſchnell vorübergingen, wie die Jugend, wie die Schönheit und die Poeſie, eben deshalb haben ſie die wahre Unſterblichkeit errungen.

Aber wie Jehova der Gegenſatz iſt von der heitern Götterwelt der Hellenen, ſo verſchieden auch das Schickſal der beiden einander ſo entgegengeſetzten Völker! Achilles ſtarb in der Blüthe ſchöner Heldenjugend, Ahasver, der alte Rebell, ſtirbt nicht! —

Obſchon der alte, unſterbliche Judengott von ſeinem neuplatoniſchen Sohn mediatiſirt worden iſt, ſo ſcheint es doch, als könnte er ſich ſeinen altteſtamentlichen Zorn nicht abgewöhnen.

Einſt war er ſehr nahe hinter mir her. Ich hatte in der Schule die ſüße Angewohnheit, bei ſchönem Wetter lieber draußen herumzulaufen und Schmetterlinge und Vögel zu jagen, als mit der ſchwarzen Rechnentafel zu ſitzen und mich mit Ziffern zu plagen. An einem ſchönen Sommertage war mein Vater genöthigt, einen längern Ausgang zu machen; da ich nun ſchon öfters ſeine Abweſenheit benutzt hatte, die Schulſtube mit dem grünen Walde zu vertauſchen, ſo ſetzte er mir den unſichtbaren, alten Gott zum Wächter, der mich überall ſehen und ſtrafen könne. Aber ich Heidenkind hatte bereits feldflüchtige Gedanken und ſchon den ganzen Tag darauf gewartet, daß mein Vater den Rücken wendete, denn ich hatte im Walde eine Vogelfalle aufgeſtellt, um ein wunderſchönes Rothkehlchen zu fangen, welchem ich ſchon längſt nachgeſchlichen war. Kaum mochte der Vater das Dorf verlaſſen haben, ſo hatten wir, ich und mein Bruder Eduard, die Furcht Gottes und die Schule hinter uns. Obſchon es am ſpäten Nachmittag war, ſo lag doch noch über den Feldern, auf welchen die Sicheln und die Grillen mit einander ſchrillten, eine drückende, ſchwüle Hitze, in deren Gluthen die ganze Erde zu verſchmachten ſchien. Uns kümmerte das Alles nicht, denn unſere Aufmerkſamkeit war auf Wald und Vogelſang gerichtet und vielleicht unſer Herz zwiſchen der Begierde nach dem Beſitz des Rothkehlchens und der Furcht vor dem wohlverdienten Zorn Gottes getheilt. So gelangten wir über den Berg hinaus, zwiſchen den reifen Kornfeldern hindurch in den Wald, der odemlos in ängſtlicher Spannung dazuſtehen und die am Himmel ſich verbreitenden, weißen Wolken zu betrachten ſchien. Glücklich fanden wir die Stelle wieder, wo wir die Falle aufgeſtellt hatten, und ſiehe da! welcher Jubel, der ſchöne Vogel war gefangen; in ihm beſaßen wir die Hoffnung auf die Verzeihung unſrer Schuld bei dem Vater, welcher ſchon längſt einen ſolchen, Fliegen vertilgenden Vogel in der Stube zu beſitzen wünſchte. Aber was half das Alles? Der zornige, eifrige Gott war nicht ſo leicht zu gewinnen; denn kaum hatten wir den Vogel ſicher im Taſchentuch, als ein Wirbelwind mit flammendem Donner durch den Wald fuhr und uns hinausjagte in das Freie, während Knüttel, Aeſte und Baumwipfel uns hinterdrein flogen. Zugleich war es ſo dunkel geworden, als müßte jeden Augenblick die Wolkennacht, welche immer wilder wurde, herunterſtürzen. Wir befanden uns auf freiem Felde, als Tropfen, ſchwer, wie Waſſerkugeln, herunter fielen und auf dem Wege zerſprangen; Donner auf Donner begann zu rollen, ein Blitzſtrahl folgte auf den andern. Vor Angſt und Entſetzen flüchteten wir uns unter einen alten, großen Birnbaum, aber mein Herz ahndete nichts Gutes, denn mir fiel ein, daß der Vater öfters die Hirtenknaben vor dem Untertreten unter Bäume bei Gewittern gewarnt hatte, weil der Blitz da leicht hinein ſchlüge, zugleich überfiel mich die Furcht vor dem Zorne Gottes, unter deſſen Obhut und Aufſicht wir hatten in der Schule bleiben ſollen. Ich ſchlug daher meinem Bruder vor, lieber dem fürchterlichen Regen zu trotzen und weiter zu eilen, als hier die Strafe abzuwarten; wie gut thaten wir daran! denn kaum waren wir auf zwanzig Schritt von dem Baum entfernt, ſo erfolgte ein gräßlicher Wetterſchlag. Wir ſtürzten zu Boden, aber wir waren gerettet, der Baum ſtand in hellen Flammen. So waren wir dem rächenden Blitzſtrahl glücklich entgangen!

Aber auch der Zufall hatte ſich gegen uns und unſren Ungehorſam verſchworen; denn der Vater, welcher, wie wir, vom Unwetter überraſcht, dem Dorfe zueilte, hatte aus der Ferne uns im Scheine des Wetters auf den alten Birnbaum zulaufen und jetzt den dort einſchlagenden Blitzſtrahl geſehen. Kaum hatten wir uns vom Boden wieder aufgerafft, ſo traf ſein Angſtruf, mit welchem er auf uns zueilte, mein Ohr. Wir flogen ihm mit freudigem Aufſchrei: „Vater, das Rothkehlchen, das Rothkehlchen!“ entgegen und an ſeinen Hals. Als aber ſeine Stimme, mit welcher er abwechſelnd unſre Namen ausſprach, vor Weinen zitterte, baten wir ihn, laut ſchluchzend, uns den begangenen Ungehorſam zu vergeben. Der Vater meinte: nicht wieder thun, wäre die beſte Buße!

Dieſer Anſicht ſchien aber der Gott in den Wetterwolken nicht zu ſein. Seine Blitze, welche, wie glühende Schlangen, über unſern Weg fuhren, leuchteten uns in der That heim. Die ganze Nacht lang blieb das Gewitter am Himmel ſtehen und rollte ſeine Donner durch die Wälder. In

Einem fort rauſchten die Regengüſſe herunter und verwandelten jeden Waſſergraben in einen Sturzbach, den tiefen Weg aber, der in das untere Dorf führte, in einen reißenden Strom; es war, als wenn das Dorf in Fluthen und Flammen untergehen ſollte. Mein ſündiges Herz war ganz in Reue aufgelöſt, zumal nach altem, frommem Gebrauch auf dem nahen Kirchthurme von Stunde zu Stunde in Abſätzen die große Glocke geläutet wurde, welche die Inſchrift trug: „Hochzeiten begleite ich, die Todten beweine ich, gefährliche Wetter vertreibe ich!“

Am andern Morgen erfuhren wir, daß der wilde Peter, ein alter Holzhacker, welcher im ſogenannten Buttergrunde wohnte, wahnſinnig geworden war. Schon längſt hatte man ſich nichts Gutes zu ihm verſehen; ſeitdem ſeine Frau geſtorben war, ging er, wie in düſterm Grimme, arbeitsſcheu umher und wich Jedem aus, der ihm in den Weg kam. Niemand vermochte ein freundliches Wort von ihm zu gewinnen, auch kam er nicht mehr in das Dorf, noch viel weniger in die Kirche; man ſagte, daß er bei Tage in ſeiner verſchloſſenen Hütte ſchliefe und des Nachts im Wald umher ginge. Nur ein einziges Mal gelang es meinem Vater, welcher einen Weg zu ſeinem verdüſterten Gemüth ſuchte, ihn zu Haus zu treffen und zum Sprechen zu bringen; ich war zufälligerweiſe mitgegangen. In der Abenddämmerung kamen wir an ſein Haus, die Thüre war geſchloſſen, aber in ſo ſchlechtem Zuſtand, daß ſie von unſerm Pochen aus dem Schloſſe ſprang; wir tappten über eine kleine, finſtere Hausflur uns nach der Stubenthür, welche wir öffneten und in eine kleine, dunkle Stube traten, die mehr der Höhle eines wilden Thieres, als einer menſchlichen Wohnung glich. Auf der Diele in wirrem

Stroh und widerlichen, ſchmutzigen Lumpen ſaß der arme, unglückſelige Menſch mit herabhängenden Haaren, ſtruppigem Bart und erdfahlem Geſichte, das nur von zwei wunderſam brennenden Augen belebt wurde. Mein Vater ging feſten Schrittes auf ihn zu, reichte ihm die Hand und wünſchte ihm einen „guten Abend!“ Um ihn wieder auf geſunden Grund und Boden zu ſtellen, fragte er ihn, ob er nicht zu uns gegen Tagelohn zur Feldarbeit kommen wolle? Lange gab Peter keine Antwort, bis er endlich ausbrach in die Worte: „Ich bin unnütz, ganz unnütz! ich verſtehe auch, Herr Cantor, was Sie meinen, aber es iſt aus mit mir, ganz aus!“

Nun begann eine lange Unterredung zwiſchen Beiden über Gott und Unſterblichkeit, wogegen er die wildeſten Zweifel vorbrachte; ich erinnere mich nicht mehr der Worte, die gewechſelt wurden, aber unvergeßlich iſt mir das Hohngelächter des Gemüthskranken, welches endlich die einzige Antwort blieb auf die an ihn geſtellten Fragen. Dieſe Gemüthskrankheit der Zweifelſucht kommt in den voigtländiſchen Waldgegenden häufig genug vor; ſie beginnt mit Grübeln in der Einſamkeit, Vernachläſſigung der Wirthſchaft, artet endlich in Schwermuth aus und endet mit Tobſucht.

Das furchtbare Gewitter hatte letztere bei Peter zum Ausbruch gebracht; wie ein raſendes Thier hatten die Leute im Dorfe ihn auf den Feldern brüllen gehört; ein entſchloſſener Bauer hatte mit ſeinen Knechten ihn endlich aufgefangen und mit Gewalt heimgebracht. Ruttmann, unſer Dorfchirurg, war gerufen worden und hatte ihm zur Ader gelaſſen; Tags darauf hatte er den Zuſpruch des Pfarrers verlangt, mit welchem er ſich jedoch noch viel weniger, als früher mit meinem Vater, über Gott und Unſterblichkeit verſtändigen konnte, da er nicht von der trocknen Frage abging: „ob der Pfarrer mit oder ohne Abſicht lüge?“

Kaum hatte ſich der Pfarrer von dem Unglücklichen entfernt, ſo hatte Peter heimlich den Verband von der offnen Ader weggenommen und ſich verblutet. Obſchon ſeine Leiche chriſtlich zur Erde beſtattet wurde, ſo hielt es mein guter Pathe, Magiſter Steinmüller, für nöthig, in einer geharniſchten Leichenpredigt den geiſtlichen Bannſtrahl gegen alle zukünftigen Zweifler an Gott und Unſterblichkeit als Stellvertreter des zürnenden Jehova zu ſchleudern. Er ſelbſt ſtand auf der Kanzel mit ſeiner Allongenperrücke, wie die Wetterwolke auf Sinai, während ſeine gewaltige Stimme donnerte, mit welcher er jedoch majeſtätiſch langſam ſprach, daß man gewöhnlich zwiſchen zwei auf einander folgenden Wörtern ein ſchnelles Vaterunſer beten konnte. Dies wirkte aber diesmal um ſo ſchauriger, als man zugleich vom Kirchhof her die ſchrillen Töne der Hauen und der Schaufeln hörte, welche den armen Peter unter die Erde brachten. Da meine elterliche Wohnung unfern der Kirche und dem Gottesacker lag, ſo ſtand ich in jener Zeit gewiſſermaßen zwiſchen den Couliſſen der Scene, wo jedes Drama im Dorfe endlich ſeinen Abſchluß fand. So kann ich mit Recht ſagen, daß ich meine Kinderjahre zwiſchen Gräbern und Leichenſteinen verlebte und nie habe ich mich ſpäter eines tiefen, melancholiſchen Zuges in meinem Gemüth, welcher ſich vielleicht dort anſpann, entäußern können. Mit Begierde gab ich mich den Schauern und ihrem wolluſtvollen Grauſen hin, wenn die Nacht kam und in ihrem Dämmerlicht über den Gräbern ihre Nebel wob, welche die weißen Leichenſteine in Geſpenſter verwandelte und ſeltſam in den alten Hollunderbäumen rings um die Kirche her flüſterte.

Den grauenvollen Genuß, welcher in der Furcht vor dem Geheimnißvollen liegt, habe ich in vollen Zügen genoſſen. Eine innere, dämoniſche Luſt trieb mich zuweilen an, dieſes Phantaſieſpiel zwiſchen Luſt und Entſetzen bis zum Wahnſinn zu ſteigern. So erinnere ich mich lebhaft an einen Herbſtabend; die Sonne war untergegangen und ein weißer, qualmender Nebel jagte abenteuerliche Geſtalten über die Gräber und um die Kirche herum, der Wind hatte ſich erhoben und jagte die gelben, falben Blätter von den Bäumen im Kreiſeltanz umher, an der Gottesackermauer hin unter die Feuerleitern, welche dort lagen und wieder hervor durch den Nebel an die Kirchenthüre und dann wieder weg, wie ruheloſe, verdammte Seelen, mit hinaus über die Mauer in das Dorf. Jetzt rüttelte der Wind an der Kirchenthüre, welche am Tage offen geweſen war; ich hatte ſie auf Geheiß des Vaters verſchließen ſollen, jedoch nur nachläſſig die Klinke in das Schloß geworfen. Mir ſollte einmal im Leben Nichts ungeſtraft hingehen! Heute hatte der Herbſtwind ſich vorgenommen, mir eine Lehre zu geben; er ſtellte ſo lange Verſuche mit der Kirchenthüre an, bis ſie aufſprang und nun begann er damit einen Höllenlärm, als hätte er die Geſpenſter und den Odem aller Pfaffen, die hier auf dem Kirchhof begraben lagen, im Leibe gehabt; bald riß er die Thüre weit auf, fuhr in die Kirche hinein, rumorte in den Kirchenſtühlen umher, ſauſte in die Orgelpfeifen hinein, klapperte an den Fenſtern herum, that einen Aufſchrei und fuhr puſtend zur Thüre wieder hinaus, welche er zugleich dröhnend zuwarf; und nun begann das Spiel wieder von Neuem. Mit Herzpochen ſtand ich am Fenſter und hörte immer ängſtlicher auf die Rüge meiner Nachläſſigkeit; der Vater war nicht zu Hauſe und ich fürchtete mehr ſeinen Spott über meine Feigheit, als ein Scheltwort über halbe Arbeit, welches ich freilich oft zu hören bekam; über dem wurde die Nacht immer dunkler und das Ausſehen des Kirchhofs immer geſpenſtiger; ich entſchloß mich daher, knöpfte die Jacke feſt zu, daß mir der Muth aus der Bruſt nicht zu ſchnell entweiche, drückte die Mütze tief in die Stirne herein, nahm den großen Kirchenthürſchlüſſel und flog hinaus in die Nacht. Kaum war ich aber auf der Mitte des Kirchhofs angekommen, ſo kam der Wind mir entgegen, packte mich, drehte mich um und um und drückte mich an einen Leichenſtein, daß mir der Odem verging; dabei kam es mir vor, als wenn die Todten aus den Gräbern ringsum ſich erhöben, heulend, ſchreiend, pfeifend, ſchrillend, brauſend, jammernd, ſchnarchend, kurz in allen möglichen und abſcheulichen Tönen, aber nach einigen Sekunden ließ mich der Wind wieder los und, ſelbſt laut ſingend, rannte ich auf die Thüre zu, mit mir zu gleicher Zeit aber der teufliſche Wind, welcher die Thüre ſo feſt an die Wand drückte, daß ich ſie mit aller Kraft nicht bewegen konnte. Während ich mich vergebens mit der widerſpenſtigen Thüre unter rollenden Thränen plagte, benahm mir die Furcht faſt die Beſinnung, die lang beherrſchte Phantaſie überwältigte mein Bewußtſein und begann mit mir ihr willkürliches Spiel; vorüber an mir kamen die Todten zur Kirchenthüre herein und zogen mit ihren nachſchleppenden, weißen Gewändern ſeufzend und ſtöhnend in die Kirche hinein; ich wähnte ſelbſt den vor Kurzem verſtorbenen Nachtwächter zu erkennen, welcher tutend hinterdrein kam; nur Peter, der Gottesläugner, lehnte ſich außen an die Thürpfoſte und murmelte vor ſich hin: „Ich bin ewig, ganz ewig!“ — Jetzt begann eben die geſpenſtige Gemeinde in der Kirche ihren nächtlichen Gottesdienſt mit Geſang unter Begleitung der Orgel in unheimlichen, unendlich lang gezogenen Poſaunentönen, bald ganz leiſe, wie heimliches Weinen, und dann wieder anſchwellend zur Gewalt des Donners. Ich ſelbſt war in die Kniee geſunken und rang die Hände, wie im Wahnſinn, mein Haar ſträubte ſich, alle Glieder zitterten mir, meine Augen hatten ſich geſchloſſen. Und doch fiel mir in dieſer Lage die abergläubige Sage ein, daß ein unſchuldiges Kind die Seelen, welche im Grabe nicht ruhen können, zur rechten Stunde mit dem laut geſprochenen Spruch: „Der Herr erhebe ſein Angeſicht und gebe Euch ſeinen Frieden!“ zu erlöſen vermöchte.

Mit dieſen Gedanken ſtand ich plötzlich — ich wußte ſelbſt nicht, wie? — in der Kirche auf den Stufen des Altars. Obſchon ich meine Augen geſchloſſen hatte, ſo ſah doch meine wache Phantaſie die grauenhafte Gemeinde, welche die Kirche anfüllte bis in den fernſten Winkel des Schiffes und der Emporen und mit hohlen Augen und bleichen Leichengeſichten mich anſtarrte. Mein Herz ſtand ſtill in der Bruſt, ich ſetzte zum Sprechen an, aber meine Zunge war gelähmt; mitten in dieſem Ringen mit mir ſelbſt traf mein Ohr ein ſchrillender, wehklagender Laut, wie von einer Glasharmonika, und mit Schrecken hörte ich meine eigene Stimme die Worte ſprechen: „Der Herr erhebe ſein Angeſicht und gebe Euch ſeinen Frieden!“ und zugleich vernahm ich einen donnerähnlichen Knall, dann ward Alles ſtill und ich war wieder bei mir und allein in der Kirche. Ich hatte wenigſtens einen Geiſt durch mein lautes Wort erlöſt, meinen eignen vom Gaukelſpiel der Phantaſie!

Dies iſt vielleicht die eigenthümliche Zauberkraft aller Bannſprüche, mit welcher in alten Zeiten ſo viel Unfug getrieben iſt; denn die wahre Geiſterwelt ruht im menſchlichen Gemüthe; ſie ſucht immer lebendig zu werden durch die zeugende Gewalt der Vernunft und der Phantaſie in Kunſtwerken oder heldenmüthigen Thaten; denn bewußt oder unbewußt iſt die Poeſie die Schöpferin in dem Innern der Natur, wie in der Bruſt des unverfälſchten Menſchenkindes.

Damals freilich war die Phantaſie für mich noch zu übermächtig und faſt vernichtend. Als ich von dieſem geſpenſtigen Abenteuer in der Kirche wieder in die trauliche Stube mich gerettet hatte, erſchracken meine Eltern ſelbſt vor meinem Ausſehen. Vor Froſt bebend, ſchlich ich mich auf Geheiß des Vaters zu Bette, aber ſchon in der Nacht wurde ich ernſthaft krank, genas jedoch bald wieder, vermuthlich durch den Gebrauch des Ruttmann'ſchen Wunderſäftchens.

Nach meiner Wiederherſtellung nahm mich jedoch mein Vater in die Beichte wegen einiger Aeußerungen über jenen Vorfall in der Kirche, welche mir während meiner Krankheit entſchlüpft waren. Mein Vater, ein Mann des klaren Verſtandes und abgeſagter Feind aller Wunder- und Geſpenſtergeſchichten, nahm die Sache ſehr ſtreng und ſuchte mich auf alle Weiſe aufzuklären. Sein Unterricht war in dieſer Beziehung ſehr zweckdienlich; bald hatte er vom Walde faules Holz mitgebracht, das im Finſtern leuchtete, und zur Nacht in unheimliche Winkel gelegt, dann brachte er mir vor dem Anblick des häßlichen Lichtes ein genügendes Grauſen bei und endlich den Muth, die Urſache davon zu ergründen; ein anderes Mal ſtand die Nacht vor dem Fenſter eine lange, weiße Geſtalt, welche ſich dann als eine Bohnenſtange mit übergehängtem Betttuch auswies.

Ich kann nicht leugnen, daß mich dieſe und andere Foppereien heimlich ärgerten, und ich nahm mir vor, mich wieder quitt zu machen; tagelang konnte ich darüber grübeln, bis mir Etwas einfiel. Ich nahm aus den Hühnerneſtern eine Anzahl Eier, machte mit einer Nähnadel eine kaum ſichtbare Oeffnung, durch welche ich lange Pferdehaare mühſam hineinſchob und mit ein wenig Kreide ihren erfolgten Eingang auf der Schale wieder unſichtbar machte. Die behexten Eier wurden wieder an ihre Stelle gebracht, wo ſie die Mutter gar bald abholte, um einen Feſtkuchen damit zu backen. An einem Morgen ſaßen wir in der Schulſtube um den lehrenden Vater herum, als im Nebenzimmer das Eieraufſchlagen begann und ein Ausruf der Verwunderung und des Entſetzens dem andern folgte. Endlich hörten wir deutlich, wie die Mutter lebhaft gegen Hexen und Hexerei loszog. Kaum vernahm der Vater dieſe Ketzerei gegen die geſunde Vernunft, ſo eilte er zur Mutter, welche ihm mit überſtrömenden Augen die abſcheuliche Noth klagte. Befremdet nahm er ein Ei aus dem Korbe, beſah es rundum, fand es heil und reichte es zum Aufſchlagen hin mit der Verſicherung, daß ſie darin keine Hexerei mehr finden würde. Die Mutter nahm das Ei — knacks! — und ein ganz häßliches Haar entwickelte ſich vor ſeinem Blick. Ungeduldig griff er ſelbſt in den Eierkorb, nahm das erſte, beſte Ei, ſchlug es auf und fand daſſelbe Ergebniß; ich hatte mich herbeigeſchlichen und betrachtete die Scene mit großer Selbſtgenugthuung. Wie aber der Vater die Mutter und dieſe wieder den Vater fragend anſah, ohne das Wunder erklären zu können, trat ich vor den Vater als Selbſtverräther mit der Frage hin: „Nun, was ſagt denn dazu deine geſunde Vernunft?“ — „Die ſagt mir,“ war die

Antwort, indem ich mich bei dem Ohr gefaßt fühlte, „daß du frei von Strafe ſein ſollſt, wenn du geſtehſt, wie du dies Schelmenſtück bewerkſtelligt haſt!“ — So löſte ſich mit meinem Geſtändniß unter allgemeinem Gelächter das Räthſel.

Obſchon mein Vater ſich alle Mühe gab, meine Phantaſie zu regeln und das Geheimnißvolle im Menſchenleben mit dem Lichte des Verſtandes zu erleuchten und die phantaſtiſchen Traumgeſtalten zu verſcheuchen, ſo ſchien doch der Zufall immer wieder ſeine Erziehungsmethode zu durchkreuzen.

Einſt hatte er mir erzählt, daß das Dorf ſeinen Namen einem wunderthätigen Marienbilde verdankte, welches in der katholiſchen Zeit hier verehrt wurde. Meine Wißbegierde, was der katholiſche Glaube ſei, war heftig erregt worden; bei ſeinen Erklärungen darüber hatte er unter Anderm mit angeführt: wie Gott die Menſchen nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen habe, ſo ſchaffe der Menſch Gott auch wieder nach dem Menſchenbilde; das fortgeſetzte Streben danach wäre die eigentliche Geſchichte aller Religionen. Die alte Welt hätte ſich die verſchiedenen Offenbarungen der Gottheit in der Natur und in den menſchlichen Ereigniſſen als die Lebensäußerungen verſchiedener Götter vorgeſtellt und ihr göttliches Walten mit ſchönen Märchen umkleidet, ſie ſelbſt aber nach langem Bemühen in den ſchönſten Statuen dargeſtellt. Als ſich die Phantaſie hierin erſchöpft gehabt, habe dieſer alte Glaube von ſelbſt untergehen und ein neuer aufkommen müſſen, der mit der einzigen, unſichtbaren Gottheit der Menſchheit wieder eine neue Aufgabe des Denkens und Dichtens geſtellt habe, dies ſei die chriſtliche Religion, welche vorzüglich in der römiſch-katholiſchen Kirche der Phantaſie einen weiten Spielraum geſtattet habe. In ihr ſeien allmälig die alten Götter gewiſſermaßen wieder lebendig geworden, bis ſie wieder durch die bildende Hand großer Künſtler zur wirklichen Erſcheinung in ſchöner Form gebracht geweſen, wo ſich natürlich daſſelbe Geſetz des Umſturzes der ausgelebten Form, welcher hier durch die Reformation gekommen, wieder geltend gemacht.

Maria, die Mutter des Menſch gewordenen Gottes, ſei von der katholiſchen Kunſt als Inbegriff jeder Holdſeligkeit dargeſtellt worden; ſie ſei in unſerm Dorfe in der katholiſchen Zeit in einem wunderthätigen Bilde, zu welchem große Wallfahrten aus dem benachbarten Böhmen und Baiern gehalten worden ſeien, verehrt worden; vorzüglich hätten Gemüthsleidende bei ihm Hülfe geſucht und wahrſcheinlich auch gefunden, da Nichts ſo gut gegen die Hypochondrie helfe, als eine Gebirgsreiſe; von dieſer Verehrung habe das Dorf ſeinen Namen, welches in damaliger Zeit Marienau genannt worden und ein Marktflecken geweſen ſei. Mit dem Glauben an die wunderthätige Maria ſei auch der Glanz des Ortes verſchwunden.

Dieſe Nachricht beſchäftigte mich gar ſehr. Mit Vorliebe ſuchte ich die Spuren jener alten Zeit auf, aber lange konnte ich weiter Nichts entdecken, als den umgeſtürzten Weihkeſſel vor dem Eingang in die Kirche unter einem alten, großen Weichſelbaume und ein ſteinernes Kreuz unten am Dorfwege; in der Kirche ſelbſt war keine Spur mehr davon zu finden, ſo gründlich war das katholiſche Heidenthum ausgetilgt worden. Doch man braucht nur auf Entdeckung auszugehen, ſo wird man auch das Unerwartete finden. Der Glockenboden über der Kirche mit den hoch hinaufſtrebenden Säulen und Balken, welche ſich in mannigfachem Gewirre ſtützten, hoben und durchkreuzten und hoch hinauf zum Gerippe des Thurms emporbauten und ein dunkeles Labyrinth bildeten, welches durch einfallende Streiflichter nur noch geſpenſtiger wurde, war mein liebſter Aufenthalt und Spielplatz; ſtundenlang konnte ich dort träumend ſitzen und auf das Picken des Perpendikels, das Schnurren der Räder an der großen Kirchenuhr lauſchen, oder auf der Brüſtung des einzigen Fenſters ſitzen, aus welchem man über den Kirchhof in das Dorf und weit in das Gebirgsthal hinunter ſah. Dort arbeitete ich am Liebſten meine Schularbeiten aus und hielt meine erſten, ſelbſtändigen Leſeübungen, zu welchen ſeltſamer Weiſe eine ſehr alte Ueberſetzung des Virgil gehörte, welche ich in der Bibliothek meines Vaters gefunden hatte. Ich erinnere mich nur noch, daß ich lebhafte Partei für den Helden Turnus gegen den frommen Aeneas nahm und viele Thränen bei dem Tode der Dido vergoß. Ich konnte ſchon darüber nicht hinwegkommen, daß die ſchöne Göttin Venus einen ſo langweiligen, bärtigen Sohn haben ſollte. Doch that es ſeinen Dienſt, wie jedes andere Märchen, es beſchäftigte angenehm meine Phantaſie und gab mir eine Vorſtellung von dem alten Götterhimmel, von welchem mir mein Vater erzählt hatte. Freilich floß in meiner Vorſtellung die alte Götterwelt mit der darauf folgenden katholiſchen in Eins zuſammen, da ſie mir Beide gleich ſchön vorkamen. Ich hatte mir aus dieſer Verwirrung der Ideen eine eigene Mythologie gebildet, in welcher ich beſonders den heidniſchen Göttinnen chriſtliche Namen gegeben hatte, unter welchen Maria als Königin des Himmels und der Erde voranſtand; ich war vielleicht damals noch ihr einziger Verehrer in ihrem alten Heiligthume, freilich etwas heidniſch dabei angethan, aber mild, wie die Frauen ſind, verzieh ſie mir eine

Ketzerei der größeren Liebe wegen. So wenig ich mich mit dem alten Jehova und ſeinen Donnerworten befreunden konnte, ja ſelbſt nicht einmal an ſeine Beſſerung und Umwandelung in einen liebenden, verzeihenden Vater im neuen Teſtamente glaubte, ſo ſehr fühlte ich mich zur liebenden Mutter Maria hingezogen und theilte ihre Liebe zu ihrem göttlichen Sohn, welcher für die Armen und Bedrängten im Volke, wenn nicht immer Brot, doch ein Herz voll Troſt und Hoffnung hatte. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß mir kein Winkel im alten Thurmgebäude verborgen blieb, denn ich hatte Neugierde und Zeit genug, Alles zu durchſpähen. An die eine Seite der Kirchenwand war die Sacriſtei angebaut, deren Dachſtuhl in einem rechten Winkel bis in den Glockenboden heraufreichte, welcher hier mit Brettern verſchlagen war. In dieſen Dachboden der Sacriſtei hinein führte kein Zugang, auch war er nicht erleuchtet; doch befand ſich in dieſer Bretterwand ein Aſtloch; Aufforderung genug, zuweilen hineinzublicken. In dem Dach oder in der Wand mochte eine Ritze ſein, durch welche ein gebrochenes Tageslicht ſich hereinſtahl, ohne die Finſterniß erhellen zu können, doch war es meinem Auge, wenn ich recht lange hineingeſchaut hatte, als ſähe es wunderliche Umriſſe von Figuren, welche jedoch bald in Nacht und Dämmerung wieder verſchwanden. Aber einſt hatte der Zufall zur günſtigen Stunde mich dorthin geführt, ich blickte hinüber in den geheimnißvollen Raum, in welchen gerade ein Lichtſtrahl hineinfiel und ſtieß einen Freudenſchrei aus, denn ſichtbar ſtand unten mit der funkelnden Krone im goldenen, wallenden Mantel mit dem Jeſuskinde auf dem Arme die ſchöne Himmelskönigin. Mit odemſtockenden Entzücken lauſchte ich dieſem Schauſpiel, wie der Lichtſtrahl erſt auf die Krone fiel, dann die ſchöne, weiße Stirne herunterglitt, bis einen Augenblick lang die ganze Geſtalt erleuchtet war, dann aber allmälig in das Dunkel wieder zurücktrat und nur ihre rechte Hand mit dem Scepter noch ſichtbar blieb, wie Abſchied winkend, und ſich dann Alles wieder in graue Dämmerung verlor.

Mehrere Tage lang kehrte ich faſt jede Stunde dorthin zurück, aber vergebens war mein Spähen, Alles blieb unten nebelumhüllt. Ich träumte Tag und Nacht von jener Erſcheinung, war in den Lehrſtunden zerſtreut und träumte vor mich hin. Dem Vater fiel endlich mein Weſen auf. Eines Nachmittags wurde ich von ihm in die obere Stube gerufen, wo gewöhnlich die Beichte unſerer Sünden abgehalten wurde, welche nur zu häufig Bußübungen zur Folge hatten; ein Ruf nach der obern Stube war daher für uns Kinder mit Furcht und Zittern gepaart. Dies Mal pochte aber mein Herz gewaltig, denn ich ſollte den hellen Augen und dem unerbittlichen Verſtande des Vaters gegenüber das Unerklärliche und Märchenhafte vertreten; nachdem der Vater alle und jede Wunder in das Reich der weſenloſen Einbildungen verwieſen hatte, ſollte ich jetzt geſtehen, eine Viſion gehabt zu haben, ſo wunderbar, wie nur eine ſein kann. Faſt ſank ich in die Kniee, als ich ſeinen ſchweren, ſichern Tritten hinterdrein die Treppe hinauf zum Inquiſitionstribunal ſchlich. Als ich eine eindringliche Rede über die Verderblichkeit der Träumerei mit angehört hatte, geſtand ich endlich unter lautem Schluchzen, daß mir die heilige Maria leibhaftig auf dem dunkeln Glockenboden erſchienen ſei.

Im erſten Augenblick fuhr mein Vater entſetzt empor und rief: „Alſo ſo weit iſt es ſchon mit dir Unglücksmenſchen gekommen, daß du nicht ein Mal mehr deine wirre

Phantaſie beherrſchen kannſt? Auf dieſem Wege gehſt du ja geradezu in das Narrenhaus!“ — Als er ſich aber einigermaßen wieder beruhigt hatte, fragte er nach den nähern Umſtänden, unter welchen ich die Erſcheinung gehabt hätte; als ich ihm verſichern konnte, daß ich eben mein Morgenbrot auf dem Glockenboden hätte verzehren wollen, als ich durch die Oeffnung in der Bretterwand hinein und dort die ſchöne Geſtalt der Himmelskönigin erblickt hätte, ſchien er doch die Sache einer nähern Unterſuchung werth zu halten. Wir pilgerten daher Beide auf den Glockenboden; da wir aber mit keinem Sonnenſtrahl hineinleuchten konnten, ſo war auch unten Nichts zu ſehen und für den Augenblick ſchien mein Vater Recht zu haben, daß er mich für einen Phantaſten erklärte und mir das große Einmaleins zum Auswendiglernen aufgab; damit glaubte er die Sache abgethan zu haben. Nichts war aber natürlicher, als daß ich meine eigenen Unterſuchungen fortſetzte; denn meinen guten Augen glaubte ich auch vertrauen zu dürfen und noch immer Zeit genug zu haben, mich der Tyrannei des Verſtandes zu unterwerfen, wenn ich mich ja getäuſcht haben ſollte. Wie glücklich war ich daher, als ich an einem Morgen in dem ſeltenen Sonnenſtrahl das Bild wieder ſichtbar werden ſah. Mit Jubelgeſchrei eilte ich zum Vater, welcher noch im Bette lag; mit Mühe brachte ich ihn heraus, bei der wiederholten Verſicherung, daß er ſich nun mit eigenen Augen von der Wahrheit der Erſcheinung überzeugen könnte. Dies Mal ſprang ich leicht die hohe Treppe zum Glockenboden hinauf und mein Vater folgte faſt unmuthig hinterdrein. Schnell eilte ich dort in den dunkeln Winkel und kaum bemerkte ich, daß das Marienbild unten noch in ſchönſter Glorie ſtand, ſo rief ich aus: „Nun überzeuge dich ſelbſt, ob ich ein Phantaſt war oder nicht!“

Mein Vater blickte hinein, trat betroffen zurück, ſah dann wieder hinunter und ſprach endlich halb für ſich: „Das iſt allerdings ſchön! Alſo hierher hat man das wunderthätige Marienbild verborgen? Wie Schade, daß es dort unten vermodern ſoll! vielleicht vergönnt es uns der Pfarrer, das Kunſtwerk zu retten!“ Ich war ganz glücklich bei dieſem Gedanken des Vaters, welcher ſich auch auf mein dringendes Bitten entſchloß, noch an dieſem Vormittag die nöthige Erlaubniß dazu bei dem Pfarrer, Magiſter Steinmüller, auszuwirken.

Wie übel hatte ich daran gethan! Der Vater kehrte vom Pfarrer verdrießlich zurück, Nachmittags aber kamen die Zimmerleute mit Brettern und Nägeln und entzogen meinen Augen auf immer den Anblick des ſchönen Bildes aus der Vorzeit.

Die arme, ſchöne Maria! Hätte ich dafür das Bildniß eines trunkenen Silens entdeckt gehabt, alle Pfarrer in der Umgegend wären entzückt darüber geweſen; die Mutter ihres Heilands aber, zu deſſen Lob ihre Lungenkraft kaum ausreichte, mußte in der Finſterniß bleiben! Vielleicht haben ſie Recht gehabt, denn ihre Kirche haßt das Schöne und die darſtellende Kunſt dazu. Die Religion, die ſie predigen, iſt ja die überſinnliche. Eine Zeit, welche ihren Gott im wirklichen Leben verloren hatte, mußte ihn wieder ſuchen in althebräiſcher Gemüthsaufregung, hinter den Wolken. Ob ſie ihn dort gefunden hat, wer kann es wiſſen? —

Da mir der Schlüſſel zur Kirche immer zu Gebote ſtand und mein Gemüth ſich nur zu gern in die feierliche Stille verſenkte, welche in ihren Räumen herrſchte, ſo verging kein

Tag in den milderen Jahreszeiten, wo ich nicht darin mit mir und meinen Träumen allein geweſen wäre. So wurde die Kirche gewiſſermaßen mein verklärtes Vaterhaus. Ich fand einen unſagbaren Genuß darin, die ſchwere Bibel vom Leſepult über dem Taufengel auf die Stufen des Altars zu ſchleppen und darin die Holzſchnitte zu beſehen und die Geſchichten zu leſen, welche ſie darſtellten, während eine Grabesſtille um mich herrſchte, welche kaum von einer ſummenden Fliege am Fenſter unterbrochen wurde. Oft aber träumte ich müßig vor mich hin und ſah dem Spiele der Sonnenſtäubchen zu, bis allmälig die Sonne unterging und die zunehmende Dunkelheit mich aus dieſen Räumen verſcheuchte. Mit Sehnſucht zählte ich die Tage der Woche, bis der Sonntag kam und der Paſtor-Magiſter auf der Kanzel ſtand; denn während der Predigt hatte ich die Erlaubniß, meine ſchöne Pathe Wilhelmine in ihrer Betſtube zu beſuchen, welche ſo in die Kirche hereingebaut war, daß man an den zu öffnenden Glasfenſtern innerhalb der Kirchengemeinde erſcheinen oder ſich auch zurückziehen konnte tief hinein an das Fenſter, welches ſchon außerhalb der Kirche angebracht war. Dort erzählte mir Wilhelmine zuweilen unvergeßliche Märchen, von welchen das eine hier genügen mag:

„Vor hundert Jahren lebte im Dorfe ein Leinweber, der einen einzigen Sohn hatte, Namens Leonhard; dieſer hatte von Kindheit an einen unbezwingbaren Trieb zur Muſik. Von ſelbſt lernte er auf dem Hackebrett und der Geige ſpielen; eine Melodie, welche er nur einmal gehört, konnte er in immer neuen Veränderungen wieder vorſpielen. So kam es, daß kein ländliches Feſt in der Umgegend gefeiert werden konnte, wobei der junge Leonhard nicht zum Tanz aufſpielen mußte. Er mochte ſechszehn Jahr alt ſein, als er einſt in einer Mainacht von dem Dorfe Wirſchnitz auf dem Heimwege von einer Hochzeit begriffen war und ſich im Walde, welcher ſich zwiſchen beiden Dörfern hereinſtreckt, verirrte. Das Hackebrett am Riemen über die Schulter, ging er weiter und weiter im Walde, ohne einen Ausweg zu finden; immer banger ſchlug ihm das Herz, wie ein Tactmeſſer, in der Bruſt; dagegen wurde der Wald immer ſtiller und ſtiller, nur in langen Pauſen war es ihm, als athmeten die Berge in großen Odemzügen leicht auf, kein Reis regte ſich, Alles lauſchte einem ſeligen Geheimniß, durchwoben von Mondſtrahlen, welche ein phantaſtiſches Spiel mit den Schatten der Büſche und Bäume trieben. Jetzt gelangte Leonhard auf eine freie, raſengrüne Stelle im Walde, in deren Mitte, wie ein Spiegel, ein dunkler Teich lag; todtmüde ſetzte ſich Leonhard dort nieder und ſuchte vergeblich nach Rath in ſeinen Gedanken. Das Beſte ſchien ihm endlich, den Morgen hier abzuwarten. Um ſich die Furcht zu vertreiben, nahm er das Hackebrett herab, legte es auf ſeinen Schooß und begann die ſchönſten Tänze zu ſpielen. Da kam es ihm endlich vor, als wenn eine Nebelkugel ſich mitten auf dem Teiche um ſich ſelbſt drehe, als tanze ſie nach ſeiner Muſik, immer größer werdend, ihm immer mehr ſich nähernd. Wie er ſo recht hinſchaute, blickte ihn aus dem Nebel ein wunderholdes Mädchengeſicht an. Darüber erſchrak er ſo heftig, daß die Muſik von ſelbſt aufhörte. Aber ſchon ſtand die ſchöne Geſtalt neben ihm und ſagte: „Fürchte dich nicht, denn ich meine es gut mit dir und zum Dank für deine Muſik, welche du mir gebracht haſt, will ich dich die ſchönſten Stücke lehren, wie ſie noch kein Menſchenohr vernommen hat.“

Leonhard blickte ſchüchtern empor und ein ſüßes Grauſen ging ihm durch Mark und Bein, denn nie hatte er noch ein ſchöneres Weſen geſehen. Von ihren tiefen, dunkeln Augen, von ihrem lächelnden Munde, von ihrem ganzen bezaubernden Angeſicht konnte er den Blick nicht mehr zurückziehen; ihm war es, als ſtände ihm das Herz ſtill in der Bruſt, es war ihm unmöglich, ein Wort über die Zunge zu bringen. Er wußte ſelbſt nicht, wie ihm geſchah, als die Geſtalt neben ihm ſich niederließ, ihren kühlen, ſchneeweißen Arm ihm um den Nacken legte und ihr Geſicht ihm zuneigte: „So merk' denn auf, was ich dir ſinge!“ und nun ſang ſie ihm wunderbare Lieder, deren Melodie ſich bildete aus den herzinnerſten Schmerzen und Entzückungen, wie ſie nur je eine menſchliche Seele empfunden haben mag.

„Merkſt du auch Alles, mein Herz?“ flüſterte ſie dazwiſchen. Leonhard nickte und der Geſang ging weiter; Melodie reihte ſich an Melodie, bis ihm das Blut in feurigen Gluthen durch alle Adern pulſte und er im langen Kuß ihr hingegeben war.

So dämmerte der Morgen heran. „Nun müſſen wir ſcheiden!“ ſagte ſie. „Wann ſehe ich dich wieder?“ fragte Leonhard. „Nur noch einmal in deinem Leben!“ entgegnete ſie, „und nur in einer Stunde der allerhöchſten Noth, dann kannſt du nach mir rufen. Hier haſt du einen Ring, den du immer tragen ſollſt. Wenn du aus dem Leben ſcheiden und zu mir kommen willſt, ſo drehe den Ring, laß' ihn kreiſen und rufe dreimal: „Onda!“ und ich werde bei dir ſein.“

Mit dieſen Worten ſteckte ſie ihm einen einfachen Ring an, welcher einen ſchönen Rubin in Herzform umſchloſſen hielt.

„Wende dich nun dorthin rechts, ſo wirſt du zu deinem Hauſe kommen; ſchweige aber von mir und unſerer Liebe zu aller Zeit und zu allen Menſchenkindern und bleibe mir treu immerdar, ſonſt muß ich dich verderben!“

Bei dieſen Worten ſtand ſie ſo groß und gewaltig vor ihm da, daß er vor ihr faſt erſchrak, er wußte nicht, ob vor ihren Worten oder ihrer übermenſchlichen Schönheit. Doch ſchon lächelte ſie ihm wieder zu und große Thränen rollten aus ihren dunkeln Augen, indem ſie, wie in holder Scham, flüſterte: „Du weißt nicht, daß wir uns ſchon lange geliebt haben, lange über Menſchengedenken hinaus, ich finde dich eben immer wieder.“ Jetzt ſchlug ſie die beiden weißen Arme in einander und ſagte: „Es iſt genug, ſcheide von mir.“

Leonhard war, wie im Traum, noch einmal ſah er ſie an, wagte aber nicht ſie zu berühren und wankte, die Hände krampfhaft auf das Herz gedrückt, nach der Richtung zu, welche ihm angedeutet war.“ —

So weit hatte mir Wilhelmine erzählt und wir Beide hatten nicht bemerkt, daß die Predigt zu Ende war, ſo daß wir erſchraken bei dem plötzlichen Orgelklang und einfallenden Geſang. Ehe Wilhelmine an das Capellenfenſter zur chriſtlichen Andacht eilte, mußte ſie mir verſprechen, am nächſten Tage das Märchen weiter zu erzählen.

Als ich ſie am nächſten Nachmittag deshalb beſuchen wollte, kam ſie mir ſchon unter dem Schloßthor entgegen mit den Worten: „Wenn du recht artig ſein willſt, will ich dich zu dem Teiche führen, in welchem die ſchöne Onda hauſt!“ — Wir gingen nun miteinander längs dem Bergabhang hinunter zu dem Mühlenbach, dann weiter an der klappernden Mühle vorbei und nach einer kurzen Stunde hinauf zur Stelle, wo vordem ein Jagdſchloß geſtanden; unfern davon war ein reiches Quellwaſſer zu einem Teich angedämmt, worin die Forellen im Sonnenſchein ſpielten.

„Du wunderſt dich,“ — ſagte ſie zu mir — „daß dieſer Teich nicht mehr mitten im Walde liegt; ſieh', ſo müſſen die Wälder der Pflugſchaar weichen!“

Ich ſtaunte aber ein anderes, ſchönes Wunder an, denn tief unten im Waſſer erſchien mir die wunderliebliche Onda, das Spiegelbild Wilhelminens, verklärt in feenhafter Erſcheinung. Als ich ſie darauf aufmerkſam machte, warf ſie muthwillig einen Stein hinein, daß mir das Waſſer in's Geſicht ſpritzte. Wir ſetzten uns endlich und ſie erzählte mir auf meine Bitte weiter:

„Leonhard war ſeit jener Nacht wie umgewandelt; für die Arbeit im Hauſe und im Gewerbe war er unfähig und verloren, kaum gönnte er ſich Zeit zum Schlafen und Eſſen, ſo ſehr nahm ihn die Muſik in Anſpruch. Daher war es ſeinem Vater nicht unlieb, daß er Luſt bekam, mit einer Muſikbande, welche durch das Dorf kam, nach Prag zu wandern. Doch war er nicht lange dort, ſo war er allgemein bekannt durch ſein außerordentliches Talent. Er hatte ſich jetzt die Violine zu ſeinem Lieblingsinſtrument erwählt, auf welchem er ſich in freien Phantaſieen am Meiſten auszeichnete; ſuchte er doch nur in Tönen die Empfindungen wieder zu geben, welche ihm Onda in die muſikaliſche Seele gelegt hatte! Schon ging ein berühmter Name vor ihm her, als er ſich entſchloß, nach Venedig zu dem großen Muſiklehrer Porporino zu wandern, um die letzte techniſche Vollendung ſeines Spiels zu erlangen. Bei dieſem lebte er, faſt wie ein gemeiner Diener, ein Jahr lang und hütete ſich wohl, vor dem wunderlichen Meiſter mit ſeinen Phantaſieen hervorzugehen, dafür übte er ſich deſto fleißiger in allen Regeln und Beiſpielen der alten, italieniſchen Meiſter. Nur in einſamer Nacht ſtieg er an der Ripa dei Schiavoni in eine Gondel und flog hinaus in die Lagunen. War er nun weit entfernt vom Ufer, dann hieß er den Gondelführer langſam hintreiben, nahm ſeine Violine und ließ die glühenden Töne ſeiner Sehnſucht weit hinaus tönen in die milde, dunkle, italieniſche Nacht. Da war es ihm manchmal, als zöge vor ihm einher in lang nachwehenden Schleiern die wunderſame Onda, die Braut ſeiner Seele, ihr mild lächelndes Angeſicht über die Schulter nach ihm zurückgewendet und zuweilen ſich auf den Fußſpitzen erhebend und im Kreiſe ſich um ihn drehend. Oft rief er da: „Nun rudere ſchnell zu!“ Die Ruder griffen weit aus, die Gondel flog, wie ein Vogel, dahin, kam aber der Erſcheinung nicht näher, welche ſich bald in Nebel auflöſte; dann küßte Leonhard ſeufzend ſeinen Zauberring und kehrte zum St. Markus-Platz zurück, um in der nächſten Nacht ſich dennoch wieder in die Lagunen hinaus rudern zu laſſen.

In einer Nacht aber ſollte er nicht unbelauſcht bleiben. Schon war er ganz verſenkt in ſein Spiel, als ihn ſein Gondelführer darauf aufmerkſam machte, daß ſie von einer zweiten Gondel verfolgt würden. Leonhard hieß ihn, die Verfolger herankommen zu laſſen; bald kam auch dieſe Gondel heran, aus welcher die Stimme ſeines Lehrers ihm zurief: „Wer biſt du, Menſch oder Engel, mit deinem wunderbaren, ſinnbetäubenden Spiel, daß ich dir die Hände küſſe? Wiſſe, ich bin Porporino!“

„Und ich,“ rief der Andere, „bin Euer treuer Schüler Leonhard!“ „Oder der Teufel!“ entgegnete Porporino und zornig rauſchte die Gondel vorüber.

Als Leonhard am andern Morgen zu ſeinem Lehrer in das Zimmer trat, ſtand dieſer bereits gepudert im Staatsrock mit Hut und Degen im Zimmer und ſagte zu ihm: „Du haſt mich betrogen, dennoch bleibſt du mein braver Schüler; kniee nieder! mit dieſem Ritterſchlage ſpreche ich dich frei. Was ich dir gelehrt habe, will ich verantworten, was dein guter oder böſer Geiſt daraus macht, das iſt deine Sache. Hier haſt du deinen Lehrbrief und eine Empfehlung an den Miniſter Brühl in Dresden. Wende dich dorthin, wo man einen Virtuoſen auf der Violine ſucht. In Deutſchland brauchſt du keinen Andern zu fürchten. Du wirſt mir den Gefallen thun und meine Schülerin im Geſange, Maria Torelli, welche dort für die italieniſche Oper engagirt iſt, auf der Reiſe begleiten und brüderlich für ſie ſorgen!“

Leonhard konnte ſich über dieſe unvermuthete Wendung ſeines Schickſals lange nicht faſſen. Wie ein Träumender, nahm er Abſchied von der Lagunenſtadt und kaum hatte er einen Blick für die ſchöne Maria, welche mit ihrer Mutter auf der Reiſe ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Einander fremd, wie ſie in Venedig geweſen, kamen ſie in Dresden an; dort erſt ſollten ſie ſich kennen lernen! Schon der Beifall, welchen ſie für ihre Kunſtleiſtungen erhielten, gab ihnen etwas Gemeinſames, ſelbſt abgeſehen davon, daß der Briefwechſel mit Porporino in Venedig einen nähern Umgang Beider herbeiführte, welcher allmälig zur Gewohnheit, ja Zuneigung und Liebe wurde. Sie waren ſtolz aufeinander und konnten es ſein.

Leonhard wäre ganz glücklich geweſen, hätte ihn ſein Gewiſſen nicht immer an Undank gemahnt, obſchon er lange mit ſich darüber im Reinen war, daß Alles nur Phantaſie geweſen, was er in jener Mainacht geſehen und gehört hatte; nur konnte er ſich nicht erklären, wie der Ring mit dem Rubin an ſeine Hand gekommen ſei.

Er hatte ein kleines Singſpiel, Andromeda, componirt. Maria hatte die Titelrolle zu ſingen. Das Theater war zum Zerbrechen voll; die Muſik begann; ſchon die Ouvertüre riß Alles hin. Rauſchender Beifall begrüßte Andromeda, faſt jedes Geſangſtück mußte wiederholt werden und der Beifallsſturm wollte am Schluß kein Ende nehmen; als Componiſt und Sängerin auf den tauſendſtimmigen Hervorruf dankend erſchienen, flüſterte Leonhard ihr zu: „Laß' uns ſo für das ganze Leben vereint bleiben!“

Er begleitete ſie in ihre Wohnung, wo ihre Mutter für Beide einen feſtlichen Empfang bereitet hatte. So ſchön, wie an dieſem Abend, war Maria ihm noch nie erſchienen, ihm war es, als lebte er mitten in einem ſchönen Traum; ſie ſaßen noch ſpät in der Nacht beiſammen, verſenkt in die Erinnerungen an das ſchöne Venedig und in die glänzenden Hoffnungen für die Zukunft. Ihre Mutter war längſt im Armſtuhl entſchlummert, als ſich Leonhard ein Herz faßte und ſie flüſternd fragte: „Maria, kannſt du mich lieben?“ — Nach einigem Zögern entgegnete ſie: „Ich habe dich vom erſten Augenblick unſerer Bekanntſchaft an lieb gehabt, aber doch war es mir immer, als wenn zwiſchen mir und dir eine abwehrende Geſtalt ſtände. Doch liebſt du mich wirklich, ſo will ich dein ſein auf ewig.“ Entzückt von dieſem Geſtändniß wollte Leonhard ihr den Verlobungsring reichen und da er keinen andern trug, als den, welchen ihm Onda angeſteckt hatte, ſo wollt' er dieſen vom Finger ziehen; wie er ihn aber kaum berührt hatte, fuhr ihm ein glühender Stich aus dem Herzen vor bis in den

Finger mit ſo entſetzlichem Schmerz, daß er todtbleich zu Boden ſtürzte, ſeine Augen fielen dabei in einen großen Wandſpiegel und es kam ihm vor, als ſähe er heraus auf ſich ein großes, zürnendes Auge blicken und eine weiße, emporgehobene Hand, welche ihm drohte. Vergebens beſtürmten ihn die jammernden Frauen, ihnen zu ſagen, was ihm widerfahren ſei, er aber rief wiederholt aus: „O, ich Unglückſeliger, ich Unglückſeliger!“ und ſo ſtürzte er endlich fort. Händeringend und wehklagend blieb Maria bei ihrer Mutter zurück. Als er auf ſeinem Zimmer angekommen war und ſich auskleiden wollte, fiel der Ring ihm von dem Finger und rollte leuchtend über die Diele. Vergebens ſuchte ihn Leonhard, wie im wahnſinnigen Eifer, bis zum frühen Morgen, wo er zu ſeinem Schrecken bemerkte, daß der Goldfinger der linken Hand, an welchem der Ring geſteckt hatte, weiß und kalt wie Schnee und lahm geworden war; vergeblich rieb er ihn ſtundenlang, es kam kein Leben wieder hinein. Im Laufe des Tages erhielt er von Maria einen Brief, worin ſie ihm meldete, daß ſie eine Urlaubsreiſe nach Venedig angetreten habe. In ſehr ſchwermüthiger Stimmung deutete ſie an, daß ſie ſich wohl nie wieder ſehen würden, und bat ihn, ſich ihrer zuweilen zu erinnern, als eines Weſens, das einen heiligen Schmerz von nun an in der Seele trage.

So blieb Leonhard mit ſeiner verwundeten Seele und ſeinem ſiechen Leib allein in ſeinem Gartenhaus zurück, welches er vor dem Thore bewohnte. In der erſten Zeit ſeiner Krankheit konnte er wenigſtens ſeine Compoſitionen noch aufſchreiben, aber ſpäter war ihm auch dies nicht mehr möglich, denn die Lähmung umringelte ihn langſam, aber ſicher immer weiter.

Immer mehr verließ ihn die ſonſt ſo heitere Stimmung ſeines Gemüths, aber als ſein Geſchick, wie eine dunkele Wolke, vor ihm ſtand, trat das Bild der ſchönen, grauſamen Onda immer heller in ſeine Seele, und als er leiblich ganz elend geworden war, begann für ihn ein neues, unſagbares Glück; denn in jeder Mitternacht vernahm er erſt aus weiter, weiter Ferne Onda's Geſang, erſt leiſe, dann immer lauter und lauter, bis es ihm vorkam, als ſchwebe die Stimme über ſeinem Gartenhauſe in immer engeren Kreiſen umher und ſinge ihm die bekannten Melodieen aus jener Mainacht im Walde, wo er Onda zuerſt geſehen. Wie oft hob er langſam die gefeſſelten Hände und fragte: „Onda, wirſt du mich bald erlöſen?“ Aber vergebens erwartete er die Antwort. Manchmal kam es ihm im Schlafe vor, als ſtände Onda vor ſeinem Lager und legte beruhigend die waſſerkühle Hand auf ſeine Stirn und oft, wenn er aufwachte, war es ihm, als ſähe er eine weiße Geſtalt ſeinem Blicke entgleiten.

Eine Taube aus der Nachbarſchaft hatte ſich ſo zu ihm gewöhnt, daß ſie in ſein Zimmer kam und zahm zu ſeinen Füßen die Körner auflas. Als an einem Tage die Schwermuth ihn mit Rieſengewalt überfiel und ſeine Seele ſich in Thränengüſſen von ihm löſen wollte, und die Taube zu ſeinen Füßen nach den niederfallenden Zähren pickte, bemerkte er, daß ſie, endlich des Spiels überdrüſſig, einen ſchimmernden Gegenſtand aus der Ritze der Diele hervorbrachte; er ſah genauer hin, — es war der verlorene Ring. Es gelang ihm, ſich auf die Kniee niederzulaſſen, ſeine ſonſt ſo ſchwere Hand ergriff jetzt leicht den Ring, und eingedenk der Weiſung, welche ihm Onda mit demſelben gegeben, ließ er ihn kreiſen, und erlöſungsdurſtig rief er ihren Namen dreimal aus.

Der kreiſende Ring erſchien ihm erſt, wie ein goldenes Kügelchen, dann wuchs er, wie die Scheibe des Mondes, und wuchs und wuchs zu einer großen, ſtrahlenden Sonne; dieſe legte ſich plötzlich auseinander, wie die Blume des Cactus grandiflorus, und er ſah hinein, wie in einen tiefen, grünen Waldesgrund, aus welchem hervor ein ſeltſames Rauſchen ging, wie von einem fernen Gewitterregen. Durch das Rauſchen hindurch vernahm er endlich Zitherklänge, welche näher und näher kamen. Mit einem Male theilte ſich die grüne Dämmerung auseinander, und vor ihm ſtand Onda mit lang herabfluthendem, ſilberſcheinendem Gewande, und entzückt ſchaute er empor in ihr ſchmerzlich lächelndes Geſicht. Sie bog ſich zu ihm nieder und ſagte: „Gieb mir deine Seele, ich will dich führen zu unermeßlichem Entzücken!“

„Nimm ſie hin!“ ſagte Leonhard.

Da legte ſie ihm um den Nacken die weißen, waſſerkühlen Arme und küßte ihm ſeine beiden Augen. Die Sinne vergingen ihm, er ſtürzte zu ihren Füßen nieder. — —

Der Arbeiter im Garten hörte den Fall und eilte herbei. Er fand im Zimmer eine Leiche. — —“

Zu jener Zeit wurden in Marienei noch zwei Kirmeſſen gefeiert, die Eine im Frühjahr an dem alten Wallfahrtstage, die Andere im Herbſt zum Andenken an die Einführung der Reformation. Wir Kinder zogen ſchon der Jahreszeit wegen die Erſte vor. Schon den Sonnabend vorher hatten wir die Erlaubniß, die Kirche mit Kränzen und Guirlanden ſchmücken zu können, wobei die Schulmädchen beſonders thätig waren, wenn auch ich als heranwachſender

Knabe die Decoration leitete. Beſonders nahm ſich der Altar am Sonntag darauf ſehr heiter aus, auf deſſen Rückwand ſich die Glorie des triumphirenden Heilands mit Engelsköpfchen in bunter Holzſchnitzerei emporbaute. Es verſteht ſich, daß nicht nur der Heiland, ſondern auch jedes Engelsköpfchen ſeinen luſtigen Blumenkranz auf dem Haupte trug, und hätten wir das Crucifix auf dem hohen Tragpfeiler in der Mitte der Kirche erreichen können, ſo hätten wir auch die Dornenkrone in Blumen verwandelt, denn nicht nur die Wieſen, ſondern auch die Gärten wurden tapfer von uns ausgeplündert, und an Päonien und blauem Hollunder und Johannisblumen fehlte es nirgends. Ein ſolcher Sonnabend ſollte einmal für mich abenteuerlich, ja ſchrecklich enden. Es war der ſchönſte Maitag, deſſen ich mich nur je erinnern kann. Wir Kinder waren zeitig am Nachmittag mit der Ausſchmückung der Kirche zu Stande gekommen; unterdeſſen hatte der Vater, welcher ein leidenſchaftlicher Angler war und den Bach im langen Wieſengrunde hinter dem Bergrücken in Pacht hatte, das Angelgeräth vorgerichtet, um für die erwarteten Kirmeßgäſte ein Gericht Forellen zu fangen; ich und mein Bruder Eduard wurden dabei zum Tragen des großen Fiſchkruges in Pflicht genommen. Leer war nun der Fiſchkrug ſehr leicht über den Berg hinüber zu tragen, und Jeder von uns Beiden war dazu erbötig; anders geſtaltete ſich aber die Sache beim Bache ſelbſt, wo der Krug ſich mit Waſſer und allmälig mit Fiſchen füllte und bald für uns Knaben ſehr ſchwer wurde. Daher hatte der Vater das Geſetz gegeben, daß wir von einem Wehr zum andern mit dem Tragen des Kruges abwechſeln ſollten, in meiner Gutmüthigkeit aber hatte ich zuweilen früher ihn noch länger getragen;

dies Mal aber war ich von Blumenſuchen und Kränzebinden mehr, als gewöhnlich, müde geworden. Bereits hatte ich den Krug dem Vater, welcher dies Mal beſonders glücklich im Fang der Forellen war, ſchon über zwei Strecken, wo gewechſelt werden ſollte, hinausgetragen; hier aber beſtand ich auf meinem Recht, während Eduard ſich der Uebernahme ſeiner Pflicht weigerte. Trotzig ließ ich nun den Krug ſtehen, mein Bruder aber auch, und ſo zogen wir dann mit leeren Händen dem vorwärts ſchreitenden Vater hinterdrein; plötzlich zog er eine mächtige Forelle mit der Angel heraus. „Schnell den Krug her!“ rief er, aber mächtig brauſte er im Zorn auf, als dieſer fehlte; mit harten Worten wurde ich zurückgejagt, das Gefäß zu den Fiſchen herbeizuholen; heiße, bittere Thränen über das Unrecht ſtürzten mir aus den Augen, verletzt im Innerſten meines Gemüths, ſchleppte ich den Fiſchkrug herbei, unterſtützt von einem harten, keulenförmigen Stock, welchen ich im Waſſer gefunden hatte; aber alle guten Geiſter verließen mich, als mir mein Bruder triumphirend entgegen lachte; mit mühſam unterdrücktem Grimme ſtellte ich ihm den Krug vor die Füße und ſagte ſcheinbar ruhig: „Nun trag' ihn weiter!“ Als er aber auch hier lachend davon ſpringen wollte, verließ mich ganz die Beſinnung, ein blutrother Schein flammte vor meinen Augen, und mit einem Schlag zu Boden geſtreckt, lag er leblos da. Entſetzt ſprang ich davon, und noch aus der Ferne hörte ich den Vater mir nachrufen: „Kain! Kain!“

Wie von Eumeniden gepeitſcht, flüchtete ich mich in den nahen Wald, in meiner Bruſt ein unendliches Grauſen vor mir ſelbſt. Nachdem ich eine ziemliche Strecke gelaufen war, befand ich mich in der tiefſten Waldeinſamkeit; zitternd an allen Gliedern, warf ich mich in das Moos, das Geſicht auf die kühle Erde gedrückt; es war todtenſtill um mich her, und ein leiſes Flüſtern ging durch alle Blumen, als erzählten ſie ſich unter einander von meiner Miſſethat; allmählig jedoch lichteten ſich meine Gedanken ſo weit, daß ich mich fragen konnte, was nun zu thun ſei? Der Entſchluß, das Angeſicht meiner Eltern ewig zu meiden, ſtand in mir feſt; daraus entwickelte ſich der Plan, über die böhmiſche Grenze zu gehen, mich für einen elternloſen Knaben unter angenommenem Namen auszugeben, katholiſch zu werden, in ein Kloſter zu gehen und mit Gottes Hülfe Papſt zu werden. Dieſer Plan hatte meinen ganzen Beifall, einmal konnte ich die furchtbare Schuld büßen, welche auf meiner Seele lag, und doch dabei auch Carriere machen.

Wie ich ſo ſaß, ſann und Gedanken brütete, ſtand plötzlich vor mir ein wildfremdes Mädchen; es mochte einige Jahre älter ſein, als ich, wenigſtens war es größer und ſchlanker; in einem phantaſtiſchen, doch zerlumpten Anzug, faſt dunkelbraun im Geſicht, welches von zwei großen, ſchwarzen Augen belebt war, um das Köpflein geſchlungen trug es ein rothes Tuch, unter welchem hervor rabenſchwarze Haarflechten ſich hervorſtahlen, am linken Arm trug es ein Körbchen voll Kräuter, die es im Wald geſammelt haben mochte. Auf die Frage, warum ich ſo weine, ergoß ſich mein ganzes Herz unter furchtbaren Selbſtanklagen. Als ich dem Mädchen aber meinen Plan mittheilte, ſetzte es ſich theilnehmend zu mir nieder und ſagte: „Armer Junge, du weißt nicht, was das Kloſterleben auf ſich hat und was du dort für niederträchtigen Menſchen in die Hände fallen würdeſt. Nicht genug, daß du, wie ein Vogel im Käfig, eingeſteckt würdeſt, müßteſt du dich zu Dienſten hergeben, von denen du gar keine Vorſtellung haben kannſt. Wir ſind weit in Böhmen und Baiern herumgekommen, aber glaube es mir, keine Sünde iſt ſo groß, welche nicht in den Klöſtern gepflegt wird.“ — Kurz, das Mädchen brachte mir ein ſolches Grauſen vor dem Kloſterleben bei, daß mein Traumſchloß in Nichts zerrann. „Aber was ſoll ich anfangen, ich armer Menſch?“ fragte ich. „Die Welt iſt jetzt für die Soldaten da!“ — entgegnete ſie — „Tambour ſollſt du werden bei der Armee des Kaiſers Napoleon. Wir ſind jetzt auf dem Wege nach Frankreich, bald wird der Krieg wieder losgehen, und dann ziehen wir mit der großen Armee und erobern die Welt!“ — „Wer biſt du, ſchwarzes Mädchen?“ fragte ich. „Mein Vater“, erwiederte ſie, „iſt ein Zigeuner und liegt mit meinen Brüdern draußen vor dem Walde, morgen kommen wir zur Kirmeß in dein Dorf, willſt du mit uns ziehen, ſo mußt du dich einige Tage lang im Walde verborgen halten. Wir wollen uns eine geheime Stelle ausſuchen, wo du vor Wind und Regen geſchützt biſt, und wo ich jeden Abend dich treffen kann, um dir Eſſen zu bringen.“ So vertauſchte ich denn mit leichtem Muthe die Papſtwürde mit der franzöſiſchen Trommel. Während ich der Zigeunerin mit Kräuter ſuchen half, Ehrenpreis und wilden Thymian und Arnikawurzeln, erzählte ſie mir von Frankreich und Napoleon, dem großen Kaiſer, vor welchem die Welt damals auf den Knieen lag. Ich habe ſpäter nie eine ſo fanatiſche Begeiſterung für Napoleon gefunden, als bei dieſem Zigeunermädchen; es wurde nicht müde, mir den Glanz und Waffenruhm ſeiner Armeen zu ſchildern, indem es zwiſchendurch franzöſiſche Marſchmelodien trommelte, pfiff und ſang, und ein Mal um das andere „Vive l'Empereur!“ rief.

Schon war die Sonne untergegangen, als wir aus dem Hochwald hinauskamen und durch die Gebüſche der Gegend zuſchritten, wo ſich die Angehörigen des Mädchens gelagert hatten; ſchon ſahen wir das Feuer glitzern, welches ihren Aufenthalt bezeichnete, als das Mädchen mich ſtill ſtehen hieß und nach kurzem Lauſchen ſagte: „Es ſpricht ein fremder Mann mit den Meinen, laß' uns ſpioniren!“ Wir krochen nun auf der Erde hin, bis wir ganz in die Nähe des Lagers kamen und durch die Zweige des Gebüſches nicht nur die Bande, ſondern zu meinem großen Schrecken meinen Vater erblickten, welcher ſich mit den Zigeunern, vermuthlich über meine Flucht, unterhielt; kaum hatte ich meiner Freundin dieſe Wahrnehmung mitgetheilt, als ſie mich mit den Worten verließ: „Halte dich ſtill, bis ich dir Nachricht gebracht habe.“ Wie pochte mein Herz dem nächſten Augenblick entgegen! Bald kam ſie jedoch zurück und ſagte: „Daheim bei dir ſteht Alles gut, dein Vater ſucht dich auf, ſpringe aber voraus, damit er dich nicht ſchlägt; ich habe ihm geſagt, er würde dich ſchon zu Hauſe finden!“

Mir war es, als wenn ſchwere Ketten von meinen Gliedern gefallen wären, und, wie ein Pfeil, flog ich dem Vaterhauſe zu. Dort angekommen, ſchlich ich mich in den Garten, an das Fenſter, wo ich in die erleuchtete Stube hineinſchauen konnte, und mein erſter Blick traf nicht ſowohl auf Banco's Geiſt, als vielmehr auf das Geſicht meines Bruders, welcher d'rin vor mir da am Tiſche ſaß, tapfer in ein Stück Käſekuchen ſich einbeißend. Weg waren nun alle Gewiſſensqualen und phantaſtiſchen Pläne! Der heimkehrende Vater fand mich ſchon ſchlafend im Bette, wo ich von meinen Thaten ausruhte und zugleich einer fühlbaren

Strafe entging und erſt am andern Morgen eine lange Strafpredigt über das Laſter des Jähzorns zu hören bekam. Das Einzige wurde mir ſchwer, daß ich meinen Bruder wegen des Schlages um Verzeihung bitten mußte, welche er mir auch in aller Würde ſeiner Unſchuld ertheilte.

Nach dieſem düſtern Vorſpiel ſollte der Kirmeßſonntag deſto heiterer ſein; gerade vor den Fenſtern unſerer Wohnung befand ſich ein freier, grüner Platz, gegenüber begrenzt von dem Wirthshauſe, welches, wie ſegnend, an einer langen Stange ſein rothes Bierzeichen herausſtreckte und vom Winde ſchaukeln ließ. In dieſes Wirthshaus ſahen wir vom frühen Morgen an die Krämerleute mit Körben, Schiebkarren, an welche Hunde vorgeſpannt waren, ja ſelbſt einen beladenen Eſel heraufziehen. Welche Wunderdinge hofften wir am Nachmittag zu ſchauen, wo der Markt begann! jetzt riefen uns aber die Glocken in die Kirche, wo die Dorfmuſikanten, wie an hohen Kirchenfeſten, Orgel und Geſang mit Clarinette und Waldhorn begleiteten und die Stimmen der Schuljugend herausforderten, ſie möglichſt zu überſchreien, was jedoch nur dem alten Dorffleiſcher Waller gelang, der eine zerbrochene Naſe hatte, welche er nun beim Geſang als Hautboe gebrauchen konnte.

Wie langweilig predigte an dieſem Tag der Pfarrer! keine Aufmerkſamkeit in der ganzen Kirche, kein Gedanke an das Jenſeits; Alles jubelte der dieſſeitigen Kirmeßfeier entgegen; die Männer ſchnupften unterdeſſen, die Mädchen rochen an ihren Blumenſträußen, die jungen Burſchen, welche unglücklicher Weiſe ihren Kirchenſtand da hatten, wo ſie nicht in das Schiff der Kirche und ſein Haubenperſonal hinunterblicken konnten, zählten die Fliegen, welche in der

Sonne am Fenſter ſurrten. Es war gebräuchlich, daß zum Ausgang des Gottesdienſtes noch ein heiterer Marſch auf der Orgel geſpielt wurde; heute aber jubelte die Jugend danach faſt tanzend zur Kirche hinaus.

Bereits begann auch ſchon die Vorbereitung zum feſtlichen Nachmittag auf dem grünen Dorfplatz. Da wurden Sägeböcke und ausgehobene Thüren herbeigeſchafft, welche darauf gelegt wurden, um mit Pfefferkuchen befrachtet zu werden; ja! es fehlte auch nicht an Glücksbuden, wo um Kleinigkeiten gewürfelt wurde und wo man im glücklichſten Falle etwas Unnützes gewinnen, auf jeden Fall ſeinen Kupferdreier los werden konnte. Aber welches Schauſpiel entwickelte ſich in der großen Bretterbude ſeitwärts vom Wirthshauſe am Stacketenzaune, welche der Mann mit dem Stelzfuß und dem Haarzopf aufgebaut hatte. Wie verlockend blitzte nicht der hölzerne, buntangeſtrichene, ungariſche Huſar auf dem galoppirenden Pferdchen und der franzöſiſche Grenadier oder das Schäfermädchen mit dem baumwollenen Lämmchen! Doch wer könnte dieſe Herrlichkeiten alle ſchildern, war ja Alles bunte Farbe, Silber und Gold!

Der Wundermann hatte uns fortwährend zum ſchauluſtigen Publikum; glücklich diejenigen, welche ſchon ihr Kirmeßgeld in der Taſche hatten und es ſchon jetzt glänzend verwerthen konnten, für mich und meinen Bruder ſchlug die glückliche Stunde erſt Nachmittag, wo mir der Vater, als hätte er meine Unterhaltung mit dem Zigeunermädchen gehört, eine Trommel und für Eduard eine hölzerne Trompete kaufte, um den Marktlärm vor der Thüre möglichſt zu ſteigern, da wir mit unſern Inſtrumenten nicht in das Zimmer durften.

Unterdeſſen waren auch aus den benachbarten Ortſchaften unſere Kirmeßgäſte eingezogen, voran unſer Großvater aus Arnoldsgrün, welcher ſich Mühe gab, mich einen Marſch auf der Trommel ſchlagen zu lehren; dann die Großmutter mütterlicher Seite, aus Oelsnitz, welche ſeit langen Jahren verwittwet war. Den angenehmſten Geſpielen brachte uns jedoch der Feldſcheer Glaſer aus Adorf mit, ſeine kleine, ſchöne Tochter Natalie, mit welcher ich Abends nach dem Clavier tanzen konnte.

Was gab es an dieſem Tage zu lärmen und zu ſchreien, zu hüpfen und zu ſpringen! — Die Eltern gaben uns Freiheit vollauf; die große Schulſtube war ausgeräumt; Alles ſauber geſcheuert, die Fenſter ſpiegelblank, die Wände mit Laubgewinden verziert und in der Mitte ſtand eine Tafel mit dem beſten Weißzeug belegt und darauf ſtanden die ſich immer erneuernden Kuchenpyramiden, der große Stolz meiner Mutter und das Ergötzen der Gäſte; das Werk mochte der Mutter außerordentlich gelungen ſein, denn die Großmutter, welche ſie ſonſt nur „meine Lene“ hieß, nannte ſie heute nicht anders, als „meine Frau Tochter“, ja ſogar die Frau Feldſcheerin, welche ein armes, adliges Fräulein geweſen war, ließ ſich in ihrer Begeiſterung ſo weit hinreißen, daß ſie ein Mal ausrief: „Deliciös, meine Gnädige!“, was lange zum luſtigen Stichwort in unſerer Familie gebraucht wurde. Aber noch hatte die Mutter ihr Haupttreffen nicht geliefert; bei guter Zeit hatte ſie ſich bei der Geſellſchaft entſchuldigt, um dem Mädchen in der Küche beizuſtehen; denn beſtand auch das Kirmeßmahl aus wenigen Gängen, ſo mußten doch gerade dieſe um ſo ſorgfältiger zugerichtet ſein. Kaum neigte ſich die Sonne zum Untergange, ſo wurden die Fenſterläden geſchloſſen, die Lichter angezündet und die Gedecke zurecht gelegt; welche Mühe koſtete es aber, die allerwärts zerſtreuten Gäſte zuſammen zu bringen und welche unendliche Reihe von Complimenten entſpann ſich, ehe ſie ihre Seſſel eingenommen hatten, während die Mutter in Todesangſt in der Küche auf die Entſcheidung harrte.

Nun konnte ſie die treffliche Weinſuppe, dann die blaugeſottenen Forellen mit grüner Peterſilie in den Mäulern und endlich das Meiſterſtück, den ſanft gebräunten, fettträufenden Nierenbraten auf die Tafel bringen laſſen und die Gäſte der Reihe nach zum Weitereſſen nöthigen, welche auch ihr Mögliches an dieſem Abend zu leiſten verſuchten. Doch ſollte erſt beim Nachtiſch, wo die Punſchbowle kam, der rechte Jubel beginnen; der Großvater und die Großmutter aus Oelsnitz, welche den Vorſitz bei Tafel führten, übernahmen das Mundſchenkenamt. Als zum erſten Mal die Gläſer gefüllt waren, erhob ſich der Großvater mit dem Trinkſpruch: „Unſ're Kirmeßmutter hoch!“ Die Dorfmuſikanten, welche auf ſeine Beſtellung vor der Thüre heimlich erſchienen waren, blieſen dazu den Tuſch, woran ſich der Choral ſchloß „Nun danket Alle Gott“, welchen die ganze Tiſchgeſellſchaft andächtig mit ſang. Dies war für uns Kinder das Signal, den Tiſch zu verlaſſen und hinüber in das Pfarrhaus zu ſpringen, wohin wir zu einem Kindertanz eingeladen waren.

Des Pfarrers Bruder, welcher gleichfalls Pfarrer in einem benachbarten Dorfe war, klimperte auf einem alten Clavier einen langweiligen Walzer und es kam dort vor Rückſichten, welche die Paſtorenwürde verlangte, zu keiner beſondern Luſtbarkeit; es ſollte jedoch auf andere Weiſe für unſer Vergnügen geſorgt ſein; denn bald erſchien ein Guckkaſtenmann, welcher die Erlaubniß erhielt, uns durch ſeine

Gläſer in eine Wunderwelt von Paläſten und Kirchen blicken zu laſſen; aber wie ſollte unſer Erſtaunen wachſen, als hinter den großen Städten die Geſchichte Napoleons in neuen Bildern ſich zu entrollen begann! Vorzüglich gefiel er mir bei den Pyramiden in Aegypten, und wieder beim Uebergang über die Alpen, am Wildeſten war das Bild von der Schlacht von Auſterlitz.

Es war für uns Kinder ein prächtiges Schauſpiel, wir erwachten wie aus einem Traum, als der Mann ſeinen Guckkaſten zumachte und wir vom Paſtor die Andeutung erhielten, uns ſelbſt nach Haus zu begeben, indem er jedem ſeiner kleinen Gäſte einen großen, weißen Pfefferkuchen einhändigte und dafür den Handkuß erwartete und erhielt.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

* * *

Georg Venlot.

Eine Novelle mit Arabesken.

1831.

Seinem Freunde

Dr. Auguſt Kluge.

Freund!

Wo Du auch in dieſem Augenblicke verweilen magſt, ob im Räthſellande Aegypten an den Ufern des Nils, ob in jener Weltſtadt am Tiberſtrome, oder ob wieder an Deinem geliebten See in der Schweiz — auf heimathlichem Boden; — Dich ſucht überall dieſes Buch mit ſeinen Märchen, um Dir zu ſagen: daß ich Deiner fortwährend gedenken muß, daß ich die ſchönen Tage, welche wir in großer, weltgeſchichtlicher Rückerinnerung verlebt, daß ich die Stunden, welche wir in heiterer Kunſtanſchauung genoſſen, — daß ich die Augenblicke, welche wir in edelſter Begeiſterung gleich farbigen, duftigen Blumen uns aufblühen geſehen, — daß ich die ſternenhellen Nächte, welche wir unter Italiens Himmel Arm in Arm wachend durchträumt haben, — daß ich alles dieſes, was nur je zwei Menſchenherzen an einander feſſeln kann — gleich einer Reliquie im geweihten Schreine — heilig bewahrt habe.

Ich widme Dir dieſes Buch. Es gehört Dir nicht minder an, als mir ſelbſt; denn Du haſt es ja großentheils mit mir durchlebt! — Was Dir fremd, ſeltſam, unangenehm und unkünſtleriſch in dieſem Bilde erſcheinen möchte, das mag — wenigſtens zum Theil — mein Geſchick, welches ſeit unſerer Trennung mir nicht wenig widerwärtig, und aller Förderung in Kunſt und Wiſſen hinderlich war, mir verantworten helfen. Während Du, ein freier Adler, über Land und See einherzogſt, hielt mich das engſte Leben im engſten Käfige gefangen. Indem Du die ganze Welt ruhig unter Dir ſahſt, und die Fäden der Völkerſchickſale in einem Knoten vereinigt von Deinem Standpunkte herab bemerken mochteſt, lag über mir ſchwer und unüberwindlich der Webebaum einer noch werdenden Geſchichte — und zwar der meines Vaterlandes, und die Wehklage ihrer Stimme betäubte mich. — Dazu kam eigenes Bedrängniß, vielfache Noth und der Mangel am Gemeinſten.

Wenn Du von dieſen Elementen dann und wann die Weltanſchauung, welche gern in dieſem Büchlein liegen möchte, getrübt ſiehſt, ſo entſchuldige mich bei Dir ſelbſt; denn die Zeit und der Geiſt, welche in ihr liegt, beherrſcht einen Jeglichen mehr oder weniger, am Meiſten aber den Dichter. Ihm aber iſt auch kein höheres Ziel geſtellt, als die letzte Idee ſeines Volkes in der Weiſe, welche ihm gegeben iſt, überall zu verklären.

So nimm denn dieſe Blätter freundlich hin! Gedenke meiner und lebe wohl!

Der Verfaſſer.

Einleitung.

Der Tag des blumigen Johannisfeſtes neigte ſich dem Ende zu. Der letzte Strahl der untergehenden Sonne blitzte noch einmal über die Hügel hinüber und ſchien ſich nur ungern von der bräutlich geſchmückten Erde zu trennen. Ueber die Thäler legte ſich ein bläulicher Nebelflor, während ein linder Luftzug das blühende Getreide auf den langhingeſtreckten Feldflächen, und die duftenden Blumen auf den Rainen und Wieſen flüſternd bewegte. Das Geläute aus den umherliegenden Ortſchaften tönte in der Luft mit dem Summen der Käfer zuſammen.

An dieſem Abende, der in Blumen- und Blättergeſäuſel, mit allen ſeinen Blüthenwonnen und Düften zu Träumen und lieblichem Sehnen das Herz lockte, ergingen ſich zwei Jungfrauen, ſtill und freundlich, wie die ſie umgebende Natur, auf einem raſigen Feldwege, welcher ſich hinter dem Städtchen R....r durch die üppigſte Flur hinzog.

Kaum möchte ein glückliches Auge irgendwo zwei ſchönere Frauengeſtalten beiſammen ſehen.

Blühte auch die Eine von ihnen lieblich in friſcher, roſiger Geſundheit, in ſchöner Fülle ſchlanker Glieder, und hob ſich auch zu unſäglicher Anmuth ihr dunkelumlocktes Haupt frei und edel im lieblichen, jungfräulichen Trotze empor, ſo daß ſich faſt kaum ein höherer Liebreiz denken ließ, ſo möchte dennoch ihre Gefährtin neben ihr nicht mißfallen haben. — Es war eine hohe, königliche Geſtalt, zart und etwas bleich ihr Antlitz, nichtsdeſtoweniger aber ihr Mund in heller, friſcher Röthe ausgewoben. In ihren klaren, blauen Augen, welche ſie aus Gewohnheit faſt immer niederſchlug, ſchien ein geheimes, wonniges Träumen zu ſchweben. So leicht hinwandelnd im bläulichen Gewande, ſchien ſie, wie eine Feenerſcheinung, in der Luft zerfließen zu wollen.

Von allen Geſpielinnen, welche mit beſonderer Zuneigung ſich ihr angeſchloſſen hatten, war ihr die heitere Mathilde, welche eben jetzt ihre Gefährtin war, die Theuerſte.

Lina aber ſelbſt war in gewöhnlicher Weiſe in Gedanken, wobei ein leiſes Lächeln um ihren Mund ſpielte, ſchweigſam verſunken.

„Lina, Freundin! hänge doch nicht immer alſo deinen alten Träumen nach!“ ermahnte ſie Mathilde.

„Ich muß dir geſtehen,“ verſetzte Lina, „daß dieſer Frühlingsabend mit aller Macht das Siegel in meiner Seele zu löſen ſucht, worunter das Geheimniß meiner Jugendtage ſchlummert. Wie iſt mir doch? — Ein ſchönes, hohes Schloß, durchſichtig, wie Glas, und ein Garten rings mit großen, ſeltſamen Bäumen und Blumen will ſich in meiner Erinnerung geſtalten! — und dann, Mathilde, fühle ich, wie ſich tief unten in meinem Herzen ein ungemeſſenes Leid zugleich losringen will.“

„Du träumſt wieder einmal!“ erwiderte Mathilde, „doch, ſchaue auf! es wird düſter, laß' uns hineingehen. Unſere Freundinnen werden auf uns warten, und dein Bruder wird vollauf zu thun haben, ihnen die Zeit zu vertreiben. Ich kann es mir denken, wie ſie vor dem Hauſe auf der

Bank neben deiner Pflegemutter ſitzen, die Köpfe zuſammenſtecken, um nichts Heimliches zu flüſtern. Beinahe gram bin ich ihnen, ſo angenehm mir es auch ſonſt iſt, daß ſie uns allein gehen ließen. — „Beſtes Herz,“ ſetzte Mathilde aufgeregter hinzu, „ſo lieb, wie dich, habe ich Niemand mehr!“

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen kamen die beiden Mädchen zwiſchen den Gärten hindurch in die belebte Straße des Städtchens. Erleuchtet waren bereits die ſtillen Gemächer, und die gelben Johannisblumen, womit nach altem Brauche die Fenſter beſteckt waren, gaben den Häuſern ein feſtliches Anſehen. Männer, Frauen und Kinder ſaßen in traulichen Gruppen vor den Hausthüren, um die erquickliche Abendluft zu genießen. Wo nur die Beiden vorüberkamen an den fröhlichen Menſchenſchaaren, wurden ſie freundlich gegrüßt, und manche Matrone ſprach: „Glücklich müſſen die Männer ſein, welche dieſe als Frauen heimführen!“ —

Schon von Weitem kam ihnen die Schaar ihrer Freundinnen entgegen, und zog ſie im fröhlichen Tumulte hinein in die Stube des alten Herrn Meier, Lina’s Pflegevater.

So bequem und behaglich der alte Herr ſich auch in ſeinem Armſtuhle fühlte, ſo ſtand er doch vom Anblick der Schönen verjüngt auf, und begrüßte umſtändlich die Freundinnen ſeiner Lina.

Bald erſchien auch Heinrich, Lina’s Pflegebruder, in ſeinem gewöhnlichen Ernſte; etwas ſpäter Rudolph, Mathildens Bruder, mit noch einem Freunde.

Bald ſaß die Geſellſchaft in munterem Kreiſe um den glänzend gebohnten Tiſch herum. Lina ſtellte darauf porzellanene Blumentöpfe mit friſchen Sträußen, Mutter Meier aber ſetzte geſchäftig und freundlich allerlei Näſchereien und Erfriſchungen dazwiſchen hin.

„Wie ſchön iſt Auge und Zunge bedacht,“ ſprach ſcherzend Mathilde; „aber lieber, düſterer Heinrich, ich weiß es im Voraus, du ſorgſt auch dafür, daß wir ſonſt noch mit Ohr und Seele uns ergötzen! Ich bitte dich, als Geſandtſchafterin der hier verſammelten hohen Häupter, recht ſehr um die Erzählung einer Geſchichte, und wenn es nur ſo ein unglaubliches Märchen, wie neulich wäre, womit du uns einen ganzen Abend unterhalten haſt.“

„Ah! ſieh' den Schalk, da packt er ja ſchon ein Buch aus!“ rief Karoline, Heinrich's Nachbarin.

„Ich habe heute erſt von einem Freunde aus der Hauptſtadt dieſe Sache hier überſchickt erhalten,“ erwiederte Heinrich. „Da ich nun ſelbſt noch nicht darin geleſen habe, ſo kann ich freilich nicht wiſſen, ob ſie eine ſolche ſchöne Geſellſchaft ſchön genug unterhalten kann.“

„Wir machen keine großen Anſprüche, Heinrich!“ verſetzte Mathilde; „und laß' uns nicht länger ſchmachten; denn eine ſolche noch unvorgeleſene Geſchichte hat einen beſonderen Reiz.“

Heinrich ſchlug das Buch auf und begann die Vorleſung. Die Geſellſchaft hörte geſpannt und aufmerkſam zu.

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Maskenball hatte begonnen. Rauſchende Muſik belebte im kerzenhellen Saale die wunderlichſten Figuren und Gruppen. Die Abgeordneten aus allen Irrenanſtalten Europa's ſchienen ſich hier im Feſtputze verſammelt zu haben. Nur in einem anſtoßenden Zimmer, durch deſſen geöffnete Flügelthüren man die ganze bunte Menge bequem überſehen konnte, ſaßen beim Weinglaſe mehrere einfache, ſchwarze Domino's, welche die Läſtigkeit der Maske abgelegt hatten. Es waren mehrere jüngere Doctoren und Studenten.

Ihre ernſthaften Geſichter ſchienen zu bekräftigen: „daß der Deutſche über Alles, und Alles über ihm ſchwer werde." Der Inhalt ihres Geſprächs mochte nicht die Wahrheit dieſes Satzes widerlegen.

„Sagt mir Nichts von dem alten Wahnwitze der Menſchheit," verſetzte der Eine; „es iſt Alles Nichts, als Entſtehen, Leben und Vergehen; und darüber hinaus giebt es Nichts! Thoren ſind es, welche nicht einſehen wollen, daß das Leben nicht Mittel, ſondern Selbſtzweck iſt! Die ſchaffende Flüſſigkeit, welche aus der Materie heraus, als ein ewig Bewegtes und Bewegendes chemiſch operirt, iſt das einzige Lebensprinzip. Die Pflanze, welche von dieſer Naturkraft zu Blatt, Stengel und Blüthe, ja! ſelbſt zum Wachen, Schlafen und Empfinden emporgetrieben wird, und ihre Freude und Wolluſt in Farben und Düften ausſtrömt, lebt daſſelbe Leben, welches, nur in höherer Potenz, der Menſch lebt. Was Ihr Geiſt, Seele, nennt, iſt nur der Nervenſaft, der ſich im Lebensprozeſſe erzeugt und wieder verflüchtigt; ſo wie ein angezündetes Talglicht zu fröhlicher Flamme ſich verwandelt, und in der Entwicklung des Wärme- und Lichtſtoffes lebt, bis Nichts mehr übrig bleibt, als todte Aſche!“ —

Ein hagerer Mann mit einem todtbleichen Geſichte, welches zwei feurige Augen belebten, hörte beſonders aufmerkſam zu. Er hatte ſich bei der Geſellſchaft unter dem Namen Voland, und dem Charakter eines Doctors der Philoſophie eingeführt. Seltſam lächelte er bei den Worten des Redners.

Ein anderer Jüngling mit freiem, klarem Antlitze, auf welchem die freudigſte Geſundheit des Leibes, wie des Geiſtes aufleuchtete, erhob ſich vom Sitze. Wie ein Apollo, mit edlem Zürnen auf der reichumlockten Stirn und den ſchönen Lippen, ſtand er vor den Genoſſen da, und ehe er noch ſprach, ſchien ſeine erhabene Geſtalt Ehrfurcht und Liebe zugleich einzuflößen, und zum Anerkennen des Göttlichen im Menſchen unwiderſtehlich hinzureißen.

„Es iſt unlöblich,“ begann er zu ſprechen, „deuteln zu wollen an der Würde des Menſchengeiſtes! Wehe dem, welcher nicht mehr fühlen kann, wie er das Ebenbild Gottes in ſeiner Bruſt beherberge, der ſich dem trüben Erdgeiſte aufzuopfern unglückſelig beſtrebt iſt. Mir aber ſoll Niemand meinen Glauben antaſten! Ich rufe alle Mächte des Chaos, die Uebelgewillten, herauf: mir dieſes Licht zu rauben! Sie ſollen mit ihrer Klugheit zu Schanden werden an meiner Einfalt!"

„Großſprecherei!" flüſterte der Eine. „Es iſt ein Enthuſiaſt!" verſetzte ein Anderer, „Er hat keine Ahnung von der großen Weltironie," meinte ein Dritter.

Doctor Voland aber trat auf ihn zu, und ſagte: „Sie haben hier ſchöne Geſinnungen geäußert, wodurch Sie mir ſehr werth geworden ſind. Sie heißen Georg Venlot?"

„Ihnen zu dienen, Herr Doctor Voland!"

„Wir müſſen näher mit einander bekannt werden," ſprach der Doctor; „ſind Sie es zufrieden: Du auf Du!" —

„Du auf Du! verſteht ſich," riefen die Andern. Doctor Voland und Georg Venlot ergriffen die Weingläſer, und tranken mit verſchränkten Armen academiſche Brüderſchaft.

Eine Maske trat jetzt herein, nahm Georg Venlot bei Seite, und gab ſich zu erkennen.

„Ah, Stubengenoſſe, willkommen! ich habe ſchon lange auf dich gewartet; was kommſt du erſt ſo ſpät?"

„Mein Maskenanzug blieb ſo lange außen. Warſt du ſchon tüchtig vergnügt?"

„Ziemlich."

„Ein Brief iſt an dich angekommen. Warte! ich habe ihn beigeſteckt. Hier iſt er!" Mit dieſen Worten drückte er Georg den Brief in die Hand. Dieſer trat zu einem Wandleuchter, erbrach ihn, und las:

„Geliebter Sohn!"

„In dem Augenblicke, daß du dieſe Zeilen geleſen haſt, erfülle die inſtändigſte Bitte deines Vaters, und komme heim! Furchtbares Geheimniß habe ich dir zu entdecken; eile! bevor die Verzweiflung deinen armen Vater getödtet hat. — Ich erwarte dich mit Schmerzen! — Gott geleite dich glücklich zu mir, geliebtes Kind!“

„Was iſt dir?“ fragte der Ueberbringer des Briefes, „du erbleichſt ja im ganzen Geſichte!“

„Um Gotteswillen,“ rief Georg, „ich muß in meine Heimath zurück! Ich muß gleich abreiſen! Lebewohl, und grüße die Freunde!“

Mit dieſen Worten ließ er den Erſtaunten ſtehen, und ſtürzte fort.

Nach einer Stunde fuhr Georg ſchon zum Thore hinaus. Munter blies der Poſtillon in jubelnden Klängen auf dem Horne in die Nacht hinein, und im ſchnellſten Fluge auf der Heerſtraße rollte der Wagen dahin der Heimath entgegen.

Zweites Capitel.

Es war Nacht. Die Wohnſtube des ältern Benoit war ſpärlich von einer Lampe erleuchtet. So viel bei dem ſchwachen Lichte ſich erkennen ließ, zeigte Alles ringsum von einer gewiſſen Wohlhabenheit. An der gefirnißten Wand prangten bunte Bilder; über dem weißen, glänzenden Tiſche in der Ecke hing ein ſchöner Spiegel im vielfach geſchnörkelten Rahmen, mit vielen Pfauenfedern beſteckt, und blankes Zinngeſchirr leuchtete in langer Reihe vom Geſimſe herunter. Selbſt an der geringſten Geräthſchaft im Zimmer war eine gewiſſe ſaubere Zierlichkeit, welche auf ein gemächlicheres Leben hindeutete, als man ſonſt bei einem Landmanne zu finden glaubt, nirgends zu verkennen.

Auf dem Bette an dem einen Ende des Gemachs lag der Hausherr; neben ihm ſaß ſeine Ehefrau, welche leiſe vor ſich hinweinte. Nach langem Schweigen begann endlich die Bekümmerte zu ſprechen: „Ich bitte dich herzlich, theurer Mann! theile mir dein Leid mit. Du weißt es ja, wie ich alle Noth eben ſo gern, als unſer Glück, mit dir ſtets getheilt habe! Als wir noch arm waren, oft kein Stückchen Brot miteinander zu eſſen hatten, und ich wohl oft verzagen wollte, warſt du immer ſo froh und heiter! Jetzt aber, da uns Gott überall geſegnet hat, unſere Schreine voll koſtbarer Waare, unſere Käſten voll Geld ſind; jetzt, da uns Nichts mangelt, was zur Leibes Nothdurft und Nahrung gehört, biſt du auf einmal ganz anders, finſter, trüb und niedergeſchlagen geworden! Rede doch, lieber Mann!“ —

„Wo iſt Georg?“ jammerte der Beängſtigte; „wo iſt mein Sohn? Er iſt immer noch nicht da? Mein Gott! Mein Gott! Was wird es ihm helfen, auf der hohen Schule zu ſein, zu lernen, ſeinen Verſtand auszubilden, und tüchtig zu werden? Er kommt nicht, er wird verloren ſein!“

Im Vorhauſe ertönten jetzt kräftige Schritte, die Thür ging auf, und Georg trat herein. „Mein Sohn!“ ſchrie der Kranke auf, und hob ſich vom Lager empor.

„Vater! Mutter!“ rief Georg, und lag in den Armen ſeiner Eltern.

„Laß' ab von mir, frommes Kind! Du mußt mir verzeihen, nicht wahr, Georg?“ ſeufzte der Vater.

Mit dieſen Worten ſtand er auf, nahm die Lampe, faßte Georg beim Arme, und führte ihn mit ſich hinauf in eine Kammer.

Nachdem er die Thüre ſorgfältig verſchloſſen hatte, wandte er ſich zu Georg, und begann mit zitternder Stimme: „Du wirſt dich noch erinnern können, wie wir vor Zeiten ſo arm waren, daß wir kaum uns zu ernähren vermochten. Du warſt damals ein zwölfjähriger Knabe, als die große Theuerung in das Land kam. Schon ging der Winter zu Ende; die Lebensmittel ſtiegen zu unerhörten Preiſen; und wir hungerten.

„Damit Nichts fehlte, um mich auf das Aeußerſte zu treiben, warf heftiges Fieber deine Mutter auf das Krankenlager, ſo daß ich ſtündlich ihrem Tode entgegenſah. In wüſter Angſt rannte ich hinaus an das Ufer des Rheinſtroms, warum? weiß ich ſelbſt nicht. Weinen konnte ich nicht mehr. In ſtiller Verzweiflung ſtand ich dort.

„Wie ich nun alſo gedankenlos hinunter ſtarrte in den brauſenden Wellengang des Stroms, fühlte ich einen leiſen Schlag auf meine Schulter. Ich wandte mich um, und ein langer, freundlicher Mann ſtand vor mir da.

„Ich bin ein Menſchenfreund,“ begann er zu reden, „und ſuche der leidenden Menſchheit zu nützen; denn im Grunde bin ich ſehr mitleidig. Wenn du mir vertrauſt, ſo ſoll noch zur Stunde dein Weib geſund, und du der reichſte Mann im Rheingau ſein.“

„Gnädiger Herr,“ ſprach ich, demüthig meine Mütze unter dem Arme, „können Sie mir helfen, ſo will ich Ihnen ewig dankbar ſein.“

„Ich bin Kaufmann,“ fuhr der Fremde fort; „wenn ich dir helfe, — denn es iſt mein Grundſatz: nie Etwas umſonſt zu thun! — ſo bitte ich mir dafür eine kleine Gegengefälligkeit aus. Siebenmal ſollſt du das größte Netz auswerfen in den Strom, und ſiebenmal, vom Golde des Nibelungenhorts gefüllt, es wieder herausziehen, und zugleich dein ſchönes Weib geſund ſein, wenn du mir nach Verlauf von ſieben Jahren, von der nächſten Mitternacht an gerechnet, dasjenige zu eigen giebſt, was von dem Deinigen bei deiner Heimkehr dir zuerſt in die Augen fallen wird.

„Zweifle nicht,“ redete der Fremde weiter, „an der Erfüllung meines Verſprechens! Ich weiß Vieles und Mancherlei! Alle Schätze, welche das Meer und die Erde verbirgt, kenne ich.“

„Meine Seele war betäubt. Wie im Traume, ſagte ich: „Gnädiger Herr, ich ſtehe Ihnen für dieſe Hülfe mit Allem zu Gebote!“

„Sogleich faßte er mich bei der Hand, ſtach mit einem Stachel oder Meſſer, — ich weiß ſelbſt nicht, was er mit mir vornahm, — ſchnell in meine linke Hand, und ſaugte mit eiskalten Lippen das hervorquellende Blut auf.

„Unfern von dieſer Stelle hing ein Fiſchernetz zufällig an einem Baumaſte zum Trocknen herunter. Er hieß mich es herbeiholen, und kunſtgerecht an eine bezeichnete Stelle am Ufer auswerfen. Mit ſeiner Beihülfe — denn der Zug war ſehr ſchwer, — brachte ich das Netz wieder heraus.

„Als ich es am Lande leerte, fand ich darinnen ſiebenzehn große Beutel voll Goldſtücke.

„Nun, mein Theuerſter,“ ſprach lächelnd der Kaufmann, „wie gefallen dir dieſe Fiſche? Petrus hat nie beſſere gefangen! Noch ſechs ſolche Züge ſtehen dir zu Gebote! Zu gehöriger Zeit werde ich mich übrigens wieder einſtellen!“ Mit dieſen Worten war er, ich weiß nicht, wie? mir aus den Augen.

„Ich Unſinniger aber fiel, wie raſend, über das Gold her, im Gefühle meines Reichthums überglücklich. Das funkelte mir in die Augen und in die Seele! So viel ich von meinem Schatze tragen konnte, nahm ich zu mir; das Andere verſcharrte ich unterdeſſen im Sande, und ging alsdann ſchwerbeladen, taumelnd und träumend auf meine Hütte zu.

„Schrecklich ſollte ich erwachen; denn wie ich um die Felſenecke des Thales herumgehe, kamſt du, mein Georg, mir freudig entgegen geſprungen und ſchrieſt: „Vater, unſere Mutter iſt wieder ganz geſund!"

Mit ängſtlicher Theilnahme hatte bis jetzt Georg dem Vater zugehört, kaum hatte er Odem zu holen gewagt, regungslos ſtand er vor ihm. Wie er aber jetzt mit gepreßter Stimme ſprach: „Und der fremde Kaufmann war ein Seelenkäufer, der Satan, ihm habe ich dich verkauft, ich Elender, und in dieſer Nacht ſind die ſieben Jahre um!" ſtürzte Georg in ſeine Arme, und rief: „Es iſt ja unmöglich, was du ſagſt!"

„Mein armes Kind," jammerte liebkoſend der Elende, „wohl habe ich ſpäter oft daſſelbe gedacht; denn die Noth und der Kummer hatten mich damals, ich weiß es noch genau, halb wahnſinnig gemacht; auch habe ich wenige Jahre nachher, da eine bedeutende Erbſchaft mir zufiel, das ſchändliche Nibelungengold wieder heimgezahlt, und dem Böſen in den Rheinſtrom hinabgeworfen; aber vor drei Tagen in der Abenddämmerung kam der Schreckliche wieder zu mir und heiſchte dich, als die wohlbedungene Waare, zu ſeinem Dienſte."

„Vater, und wie ſollte etwas Böſes an mir Gewalt haben," wendete Georg ein, „wenn ich ſelbſt nichts Böſes in mir trage?"

Drittes Capitel.

Georg ſprach noch viele Worte des Troſtes zu ſeinem unglücklichen Vater, welcher von Herzeleid matt und zerſchlagen endlich auf einen Stuhl zurückgeſunken war. Nach einer Weile bemerkte er, wie ein ſanfter Schlummer über die Augen des Unglücklichen ausgegoſſen war.

Ihm eine ſolche erquickende Ruhe zu gönnen, ging Georg hinunter in das Wohnzimmer. Hier fand er ſeine Mutter am Tiſche ſitzend, und, das Haupt auf den gefalteten Händen über der aufgeſchlagenen Bibel, eingeſchlafen. Ihre Wangen waren noch von Thränen naß.

Er ſuchte ſie aufzuwecken; aber alle ſeine Mühe war vergebens. Wohl öffnete ſie die Augen; aber ſogleich fielen ſie matt wieder zu, und ihr ſchweres Haupt nieder auf ihre Arme.

Er ging in die Nebenſtube; aber auch hier ſchliefen die Dienſtleute einen wahren Todtenſchlaf. All' ſein Rufen, ſein Rütteln blieb erfolglos. Selbſt der ſonſt ſo wachſame Waſſerhund lag jetzt, zu einem Knaul zuſammengerollt, regungslos und fühllos.

Jetzt wurde es ihm unheimlich zu Muthe. Er ſprang hinauf in die Kammer, um ſeinen Vater zu wecken; allein auch hier war ſeine Mühe vergebens.

Er eilte wieder hinab in das Wohnzimmer; aber Alles ſchlief und blieb lebendigtodt und unerweckbar.

So war er denn im geſpenſtiſchen Hauſe das einzige Weſen, welches wachte, während alles Lebendige in betäubendem Schlafe dahingeſtreckt lag.

Nirgends regte ſich der geringſte Laut; nur ſein eig'nes, banges Odemholen, und das dumpfe Picken der Wanduhr, deren Zeiger auf Zwölf zu krochen, drang zu ſeinem lauſchenden Ohre.

Vergeblich beſtrebte er ſich zu beten; namenloſe Angſt raubte ihm die Beſinnung. Er ſchrie einige Male laut auf; Nichts regte ſich, außer dem Uhrperpendikel.

Die Wände ſchienen zuſammenzurücken und ihn erdrücken zu wollen. Vor Entſetzen und Seelenqual ſtürzte er hinaus in die ſtürmiſche Nacht.

Vergebens ſuchte er im Dorfe ein wachendes Weſen anzutreffen; erfolglos pochte er an alle Nachbarshäuſer an; Niemand hörte ihn.

Als müßte er vor ſich ſelbſt entfliehen, flüchtete er ſich hinaus in das Freie. Jetzt erhob ſich auf einmal ein Stürmen und Windesbrauſen, als ſollte die Erde untergehen.

Er raste durch den Sturm mit lautem Geſchrei hindurch, klomm einen ſteilen Fels hinauf; und oben angelangt, bemerkte er, wie tief unten vor ihm der Rheinſtrom brauſte und über die Steinblöcke in wunderlichen Geſtalten ſprang und hüpfte.

Er ſank nieder zur Erde, beſiegt von der Mattigkeit der Glieder und dem Abgrunde vor ihm. „Herr Gott, erbarme dich über mich!“ betete ſeine Seele in heißer Inbrunſt.

„Ich komme ſchon, Freundchen,“ rief eine ſchneidende Stimme von Unten herauf; „ich bin gleich bei dir! fürchte dich nicht! — ſollſt leben bei mir, wie ein Königskind, fürchte dich nicht!“

„Herr Gott, erbarme dich meiner!“ betete immerfort der Jüngling.

„Luſt und Wein, Tanz und Spiel, ſchöne Weiber ſollen dein Herz erfreuen! Ueber Land und Meer ſollſt du mit mir ziehen, mein Söhnchen!“ rief es wiederum von Unten herauf.

Und eine andere Stimme, leiſe, wie ein verſchwimmender Flötenton, drang an das Ohr des bebenden Jünglings: „Ringe muthig, ſei ſtandhaft, bleibe dir treu!“ —

„Ehre und Reichthum, Wiſſenſchaft und Klugheit will ich dir geben, ſpringe herunter zu mir! zu mir! albernes Kind!“ rief die verſuchende Stimme.

„Weiche von mir, Verruchter! heiliger Gott, rette meine arme Seele aus den Garnen des Verſuchers!“ rief Georg.

„Du mußt doch!“ bebte die Stimme, wie ein grollender Donner, auf ihn ein, „du mußt! du biſt mein!“ und ein gewaltiger Stoß ſchleuderte ihn empor, daß er wieder rücklings niederſtürzte.

Aus der Ferne funkelte ein ſtechendes Auge auf ihn zu.

Unermeßliche Schauer und Entſetzen gingen über ſeine Seele.

„Folgſt du mir nicht, ſo muß im Giftſchwaden noch heute dein Vater, auch deine Mutter ſterben. Ueber ihr Leben habe ich Gewalt, denn er gab mir ſein Blut zu koſten. Du aber, Narr! ſollſt frei ſein, — denn dich liebe ich vor allen Menſchengeiſtern, — frei vor dem Himmel, und frei auf der Erde, und ſelbſt dein Herr ſein! — Zu mir! Zu mir!“ — ſprach die Stimme herüber; während immer wieder der verhallende Flötenton ſein Ohr traf: „Georg, weiche nicht, zage nicht, ich bin dir nahe! ich bin immer bei dir!“

Der Rheinſtrom hob ſich ſauſend empor, daß er bis zum Felſen herüberſchlug, auf welchem Georg bebte und betete; der Boden unter ihm begann zu wanken, näher und näher funkelte das furchtbare Auge, welches ihn zu durchbohren und zu ſprechen ſchien: „Ich bin ſo arg nicht! komme mit mir!“

Jetzt ſchienen zwei ungeheure Hände nach ihm herübergreifen zu wollen; vor ſeinen Augen dunkelte es, und während ihm alle Sinne ſchwanden, glaubte er um ſeinen Nacken einen weichen Arm geſchlungen zu fühlen, und vor den brechenden Augen ſchien es ihm, als beuge ein frommes, zartes Jungfrauenangeſicht ſich lieblich leuchtend über ihn her, und wie zum Tode ſank ſein ſchweres Haupt zurück an ein ſchlagendes Herz.

Viertes Capitel.

Georg ſchlief einen tiefen, ſanften Schlaf. In den lieblichſten Gefilden des Traumes ſchwebte ſeine Seele. Er wähnte ſich in einen wunderbaren Zaubergarten verſetzt. Fremde Bäume, mit goldenen Blättern und leuchtenden Blüthenkränzen behangen, aus denen liebliche Lieder drangen, tauſendfarbige Blumen, aus deren Kelchen die Düfte, wie Flämmchen, ſpielten, ſtanden und prangten ringsumher vor der in Glückſeligkeit vergehenden Seele. Feenhafte Geſtalten, ihm wohlbekannte Ideale der Dichter, ſchwebten wahrhaftig und lebendig ihm vorüber.

Jetzt bemerkte er erſt, daß ein himmliſches Weib neben ihm ſtand und ihn mit verklärten Blicken anſah.

Wie leuchtete ſo wunderlieb das Antlitz der Jungfrau im ſüßen, geheimen Erröthen! wie wölbte ſich die in Schnee und Licht verklärte Stirne ſo heilig empor! In welch' wunderſames Scheinen, das um die ganze Geſtaltung gegoſſen war, verſchwebten nicht des Hauptes blonde Locken! Wie lebte ein ewiger, ſchöner Lenz göttlicher Jugend in der holdſeligen Webung aller Glieder, an welche leichtgefaltetes Gewand ſich hingoß! —

Das ſonnige Haupt ein Weniges geneigt, das blaue Himmelsauge, wie verſtohlen, auf ihn entzückend hingewendet, ſchien ſie die entblößten Arme aus dem röthlichen Schleier ihres Gewandes emporheben zu wollen.

Um ihre Lippen ſchwebte es bald wie lächelnder Traum, bald wie ein mildes, beginnendes Wort, bald wie Küſſe ſeliger Geiſter.

„Georg, kennſt du mich?“ flüſterte ſie endlich.

Höher leuchtete der weiße Blüthenglanz ihrer Arme, und ſelig ſank Georg ihr entgegen.

Von Neuem fühlte er um ſeinen Nacken geſchlungen den ſanften Arm und ſein Haupt ruhen an einem ſchlagenden Herzen.

Ihm war es, als müſſe in dieſem Entzücken ſein Sinnen, ſein Denken, all' Träumen und Wähnen, ſeine ganze Seele erſterben.

Zu einem tiefen Seufzer hob ſich ſeine Bruſt empor, indem er von dieſem Traume erwachend, die Augen aufſchlug. Aber über ſein Geſicht herein neigte ſich immer noch das Antlitz der Jungfrau. Umſonſt rang er zu erwachen; aber er war erwacht, und die Jungfrau ſah ihn dennoch an mit ihren klaren Augen, die in wonniger Feuchte glänzten, und ihre Stimme klang zu ihm, wie ein verhallender Flötenton: „Georg, kennſt du mich nicht?“

Er faßte nach ihr; ſie aber wich zurück, und ſprach: „Du biſt noch nicht gerettet! noch nicht mein!“

Indem ihm die Angſt und Pein, das Grauſen und Entſetzen der Nacht vor ſeine Seele trat, zugleich aber auch die holden Bilder ſeines Traums, die leuchtenden Gefilde, und ſelbſt die ſchönſte Jungfrau in der Wirklichkeit vor ihm ſtanden, und dennoch nur wieder ſein Schlummer unter einem ſeidenen Baldachine auf ſchwellenden, grünſammtenen Polſtern als Nächſtes und Wahres, aber auch dieſes wiederum als Unerklärliches ſich ihm aufdrang, ſprach er vor ſich hin: „Laß' mir, mein Gott, dieſen ſchönen Wahnſinn!“

Mit lieblichem Lächeln bemerkte die Jungfrau dieſen Kampf ſeiner Gefühle.

„Bin ich denn nicht der Höllenmacht verloren gegangen?“ fragte er in zagenden Zweifeln. Wie ein zartes Mitleid, wandelte es über das Geſicht der Jungfrau.

„Georg,“ ſprach ſie, „Georg! wie kann das Reine dem Unreinen dienen? Schon vor Jahrtauſenden war ich ja dein!

„Wie oft habe ich um dich geweint! Wie du Knabe warſt, ſpielte ich im Traume ſo oft mit dir! Oft wenn du am Ufer des Stromes, oder auf dem Thurme ſtandeſt, und mit einer dir unerklärlichen Sehnſucht hinaus ſchauteſt in die blaue Ferne, war ich dir unſichtbar zur Seite. Als ich aber ſah, wie der finſtre Wahnwitz des Erdgeiſtes, welchem dein jetziger Vater erlegen iſt, auch dein reines Sein zu ergreifen drohte, da mußte ich dir die Klarheit deiner Seele retten; da flüchtete ich dich herüber in mein Reich, in das Reich der Idee.“

„Und wer biſt du denn, göttliche Jungfrau?“ fragte Georg mit leiſer, gerührter Stimme.

„Ewig dieſelbe,“ verſetzte ſie, „habe ich jetzt auf Erden mancherlei Namen, bald nennen ſie mich Maria, bald Muſa, bald noch anders; du aber nennſt mich Aquilina! denn wie ein Adlerweibchen beſorgt iſt um ſein Junges, ſo iſt es mein Herz um dich, du reines Gemüth, du, der Erdenſöhne Herrlichſter!“

„Aquilina!“ rief Georg begeiſtert, und der Schmerz der erſten Liebe und nie gefühlte Sehnſucht innigen Verlangens glommen in ſeinem Herzen und in ſeinem Antlitze auf. „Aquilina!“ rief er, „mein Herz will vergehen vor den Blicken deiner ſonnigen Augen! — Dein bin ich auf ewig!“

Aquilina bebte vor ihm in Wonneſchauern, und im ſüßen Seelenwehe zuckten leiſe ihre Lippen. Er ſtreckte ſeine Arme aus; ſie ſank hinein, und in einem Kuſſe vermählten ſich zwei Seelen auf immerdar.

Die geängſtigte Jungfrau riß ſich los aus ſeinen Armen. „Du willſt mich unglücklich ſehen, Georg,“ ſeufzte ſie. „Laß' ab von mir! Wer giebt dir ſchon jetzt dieſe Gewalt über mich? Unbändiger, wer lehrte dir dieſen Zauber?“

„Aquilina!“ rief Georg in ſeliger Trunkenheit.

„Nenne mich nicht mehr,“ entgegnete ſie; „denn deine liebende Stimme kränkt mich ſo ſehr! Du mußt mich verlaſſen, denn ſchon jetzt weiß ich nicht, ob das Geſchick nicht hart es ahndet, daß ich dich, den Ungeprüften, an mein Herz zog und in fremde Rechte eingegriffen habe! — Wie der Urgeiſt es will! — Aber jetzt mußt du mich verlaſſen!“

„Ich kann ſterben!“ rief er, „aber dich nie meiden!“ —

„Und doch kannſt du noch nicht bei mir bleiben. Höherem Willen ſind wir Beide unterthan. Du kannſt nicht bei mir weilen; ſo lange du durch all' den Wahn der Menſchheit dich noch nicht zur Klarheit durchgerungen haſt! Du mußt wieder hinabſteigen zu denen, welchen du im Glauben und Irren noch angehörſt. Alle Leiden, alle Verlockungen, welche zu ihren wankelmüthigen und hoffährtigen Herzen verführeriſch ſprechen, ihr ſelbſt geſchaffenes Elend mußt du an deiner Seele reinigend vorübergehen laſſen und daran deine Gotteskraft erproben! Darum ziehe von mir wieder hinunter! Sobald du nur dem Gottthume angehören wirſt, biſt du auf ewig mein, ungetrennt von mir! —"

„Welche drohende Ausſicht eröffneſt du vor mir, Aquilina!"

„Nimm dieſen Ring von mir," fuhr die Holdſelige fort, „daß du dich meiner und der Worte, welche ich zu dir geſprochen, immer erinnern mögeſt! Vor jeglicher Gefahr, welche deinen Leib betreffen könnte, wird er dich bewahren, alle ſchlummernden Geiſteskräfte in dir zum Leben erwecken, aller Sprachen dich mächtig machen, alle Geiſter, welche dir gleich ſind, in Freundſchaft dir zuneigen! Nie wird das Glück ganz von dir weichen, ſo lange du ihn trägſt! Aber mit dieſem Ringe haſt du auch Gewalt über mich! Hüte dich jedoch, mich hinunter zu bannen auf die Erde; dieſer Bann würde mich und dich unglückſelig machen; denn ohne Rückerinnerung an die Göttlichkeit meines Urſprungs würde ich wohl gar vielleicht ein armes Erdenweib, wie jedes andere, werden und auch ſterben müſſen, dich aber vielleicht nie mehr wiederſehen! Darum mißbrauche den Ring nicht dazu, mich zu verderben, dich aber unglücklich zu machen. Ich vertraue dir mein Schickſal, mein Heil, ja! Alles an, mein Freund, mein Geliebter! —"

Mit dieſen Worten ſteckte ſie ihm den Fingerreif mit hellſtrahlendem Edelſteine an.

„Und nun, Georg! bleibe mir treu, bleibe dir ſelbſt treu! lebe wohl, du Theuerſter vor Allen! lebe wohl!“ —

Betäubung auf Betäubung umſtrickte Georg's Sinne. Er ſank vor ihrem Kuſſe nieder. Noch einmal zuckte ein weiches Glühen auf ſeinen Lippen, dann ward er von dem Drucke zweier ſanften Hände, welche auf ſeinem Haupte ruhten, zu mildem, feſtem Schlummer hinabgetaucht. Vergeblich ſuchte er von dieſer Betäubung ſich loszuringen, alle Glieder verſagten ihm den Dienſt, bis dann endlich das letzte Aufglimmen des Denkens ihm entſchwand.

Zweites Buch.

Erſtes Capitel.

Als Georg aufwachte, war es Nacht. Er befand ſich in einem Zimmer, das ihm bekannt ſchien. Er nahm die Lampe, welche vor ihm auf dem Tiſche ſtand, leuchtete umher und bemerkte zu ſeinem Erſtaunen, daß er ſich immer noch in der Wohnung ſeiner Eltern befand; deſſen ungeachtet aber prangte dennoch der räthſelhafte Ring mit dem leuchtenden Steine an ſeiner Hand. Schmerzlich drückte er ihn an ſeine Lippen.

Auf das Geräuſch, welches er verurſachte, kam der alte Hausknecht, ganz ſchwarz gekleidet, mit traurigem Geſichte herein. „Wo ſind meine Eltern?“ rief Georg haſtig.

„Gott ſei gedankt, daß Ihr, junger Herr, doch wieder aufgewacht ſeid!“ verſetzte der Diener. „Wie iſt in ſo kurzer Zeit ſo viel Herzeleid hier eingezogen! Ihr habt alſo während Eurer Fieberphantaſieen nicht bemerkt, wie Vater und Mutter vorgeſtern begraben worden ſind? So ein plötzlicher Tod iſt doch ganz was Unerhörtes.“

„Meine Eltern todt?“ rief Georg erſchrocken.

„Eine ganz beſondere Schlafſucht,“ erzählte der Diener, „war vor drei Tagen des Nachts noch vor dem Bettgehen über uns Alle gekommen, ſo daß wir erſt am anderen Mittage vom Blöken des hungernden Viehes im Stalle aufwachten, Eure Eltern aber todt, und Euch ſchlafend fanden. Im ganzen Hauſe war ein erſtickender Dampf, welcher ſich nach und nach verzog, zu vermerken. Wir vermochten Euch vom Schlafe nicht zu erwecken; und ſo lagt Ihr dieſe ganze Zeit über, wie in lebhaften Träumen; denn Euer Mund verzog ſich immer zum Lächeln. Es war rührend anzuſehen! Nun ſeid Ihr gerettet!" —

Georg war außer ſich. Ohne ein Wort zu ſprechen, ging er, von der jammernden Dienerſchaft des Hauſes umringt, händeringend durch alle Gemächer.

Eine unnennbare, quälende Empfindung des Verwaiſtſeins marterte ſeine Seele.

Mehrere Wochen lang irrte er, ohne einen Entſchluß gewinnen zu können, umher. Faſt jeden Abend ging er hinauf zu dem Kirchhofe, um bei den Gräbern der Lieben ſeinem Leide und Grame nachzuhängen.

Ob er Wahres überall erlebt, oder nur geträumt? oder ob eine himmliſche Gewalt, welche allen Liebreiz in ſich begreife, ihm den wunderbaren Goldreif wahrhaftig gegeben? oder ob nur ſonſt ein Zufall, deſſen er ſich freilich nicht mehr erinnern konnte, ihn an ſeine Hand gebracht habe? Dieſes waren ſeine Zweifel, welche zu löſen er ſich dennoch immer unwillkührlich beſtrebte.

Aber der Name Aquilina klang zu deutlich noch in ſeiner ganzen Seele wieder, als daß er nicht an die Wirklichkeit ihres Daſeins, und die Wahrheit ſeiner Liebe, welche er für ſie fühlte, allzugern hätte glauben ſollen.

Zugleich aber wurde er immer mehr ſich bewußt, wie ihm die Natur alles Daſeienden heller erſchloſſen war, als ſonſt, wie allgewaltige Ahnungen urewiger Wahrheit in ihm ſich deutlicher, als je, emporgehoben hatten, wie endlich ſo Vieles, nach deſſen Erkenntniß er früher ſo oft vergebens gerungen hatte, ſich ihm verdeutlichte; ja! er fand, daß ihm ſelbſt das Verſtändniß von allerlei Sprachen zu Gebote ſtand.

Dieſes Alles erwägend, mußte ſich Georg überzeugt halten, daß kein Wahn, kein Traum, ſondern eine Wahrheit der Inhalt ſeines letztverwichenen, unerklärlichen Geſchickes geweſen ſei.

In dieſer Stimmung beſchloß er, ſich der Vollmacht, welche ihm auf die ganze Welt ausgeſtellt war, zu bedienen und auf langer Reiſe die Kraft ſeiner Seele an den Erfahrungen eines vielbewegten Lebens zu erproben und zu ſtählen.

Mit dieſem Entſchluſſe brachte er ſein Hausweſen in Ordnung und übergab dem alten Diener, deſſen Treue und Rechtſchaffenheit ſich ſtets bewährt hatte, die Verwaltung des väterlichen Erbguts, nahm die vorgefundene Baarſchaft zu ſich, packte ein und nahm von ſeiner Heimath Abſchied, ſich der Leitung des Schickſals überlaſſend. Nach Italien und Griechenland, den Ländern und Zeugen herrlichſter Thaten, zog ihn eine langgenährte Sehnſucht.

Längs des Rheinſtromes, ſeines alten Wiegenliedſängers, zog er hinauf über den Bodenſee, über Chur, bis zur Spitze des St. Bernhardin.

Wie ſo herrlich vor allen Strömen mit durchſichtiger Grüne prangte des Rheines klares Gewäſſer unter den Muſchelhorngletſchern durch den hochſtämmigen Föhrenwald aus dem Schooße des Valrheins vor dem Wandrer heraus, wie ein Mägdlein, das zum Tanze eilt auf die blumige Matte!

Während Georg in wonnigen Schauern entzückt hier ſtand, ſah er einen Wanderer den ſteilen Bergpfad heraufklimmen. Mit kräftigen Schritten kam er näher einher.

Es war ein ſtarker, hochgewachſener Jüngling im einfachen Rocke. Unter ſeinem runden Hute, welcher tief auf die Stirne hineingedrückt war, ſchaute ein leidendes Geſicht, welches in ſeiner kränklichen Bleiche wenig dem rüſtigen Wuchſe der Geſtalt angemeſſen ſchien, mit dunkelbraunen, geiſtreichen Augen hervor.

Mit treuherzigem Gruße geſellte er ſich zu Georg. Sein offenes und zugleich ſchwermüthiges Geſicht, eine anziehende Unterhaltung, welche ſich bald zwiſchen ihnen angeſponnen hatte, und worin der Fremde einen ſeltenen und gebildeten Geiſt verrieth, gewann ihm in kurzer Zeit Georg's beſondere Zuneigung.

Er war ein deutſcher Kaufmannsſohn, welcher theils zur eigenen Erholung, theils auch in Geſchäften ſeines Vaters eine Reiſe durch die Schweiz machte.

Indem die beiden Jünglinge hinüber ſtarrten zu den hohen Felszinnen, und bei dem Gebrauſe ferner Giesbäche und des Rheinſtromes vor ihnen in verſchiedene Betrachtungen verſunken waren, ſagte endlich Heinrich — ſo hieß der Vorname dieſes Reiſenden — zu Georg gewendet: „In dieſen wilden Zerklüftungen der Felſenwände und bei den von Grund aus bis zum Scheitel geſpaltenen Granitſäulen ſieht man deutlich, wie der alte Urgeiſt einſt ſtritt um die Herrſchaft mit der Rieſengewalt der Materie! Welch ein ungeheurer Kampf muß es geweſen ſein, bevor das Geiſtige dem Stoffe unterlag, ſo daß es nur noch in fortwechſelnden Geſtalten hervorträumen, und um die ewig verlorene Freiheit klagen kann! — Steht nicht hier das ganze Alpenland, wie ein Triumphbogen der ſinnlichen Welt, und die Matten von allen Seiten mit ihren Blumen, Bäumen, Sträuchern und allerlei Geſchöpfen, wie ein langes Klagelied in Hieroglyphenſchrift?“ —

„Nicht ſolche finſtere Gedanken,“ verſetzte Georg, „in dieſer friſchen, freudigen, freien Gebirgswelt! Dieſe rauſchenden Bäche, welche in Chryſoprasfunken aus den Herzen der Berge luſtig ſpringen und ſprühen, dieſe ſmaragdgrünen Matten und dieſe diamantnen Kronen der Gletſcher erfüllen meine Seele mit heimlicher Sehnſucht, und kindlich gerührt ſuchet mein Auge nach der Ferne hin das unermeßliche Heil, deſſen Ahnung wir ja Alle in uns tragen!“

Mit ſolchen Worten, mit ſolchen Gedanken verbrüderten ſich nach und nach die Jünglinge; und bald fühlten ſie, wie ein beſonderes Geſchick ſie auf dem St. Bernhardin zuſammengeführt habe, um ſich auf ewig Freunde zu ſein.

Sie beſchloſſen mit einander hinunter zu ſteigen zu den paradieſiſchen Gärten und Seen Italiens.

Rüſtig wanderten ſie nun zuſammen, eines Sinnes, eines Herzens, einer Begeiſterung, durch die üppigen Thäler der ſüdlichen Schweiz hinab in das Ulmen- und Rebenland.

Zweites Capitel.

Wie zwei gewaltige Bergſtröme im engen Thale ſich vereinigen, und nun in einem Guſſe bald wild aufgeregt dahin ſtürzen über Klippen und Felsblöcke und durch ſchauerliche Schluchten brauſend und toſend ziehen, bald wieder ſanft mit den Blumen am Ufer ſpielen, das ganze, klare Bild des Himmels in ſich aufnehmen, während kleine, kräuſelnde Wellen mit dem Mooſe an den Erlenbäumen, mit den Gräſern und Halmen, welche hie und da zum Silbergusſe der Fluth hinunternicken, zögernd, ja! weilend zu flüſtern ſcheinen, — ſo ohngefähr fanden ſich die Seelen beider Freunde bald zu dem gewaltigſten Aufſchwunge kühnſter Ideen, bald zum traulichſten Hinträumen und freundſchaftlichen Plaudern verſchmolzen, ſo daß Jeder in dem Andern nur ſich ſelbſt wieder zu finden glaubte.

Endlich gelangten ſie, berauſcht in Berg- und Lenzesluft, über Chiavenna hinunter zum Comerſee. Kaum waren ſie in Sorrigo angelangt, ſo dingten ſie einen Schiffer, welcher ſie auf ſeiner Barke der lieblichen Mainacht und Como entgegenfahren ſollte.

Sanft trieb die Barke mit ihnen dahin auf der ſmaragdnen Fluth des Sees. Eben neigte ſich die Sonne zum Untergange. Mit fröhlichen Matten, üppig blühenden Bäumen und den weißen Villen, welche, wie Feenſchlöſſer, daraus hervorleuchteten, traten die Hügel heran und wehten ihnen Düfte und Blüthenblätter herüber.

In langgezogenen, ſchmerzlich wollüſtigen Tönen ſchienen ringsumher die Nachtigallen erſterben zu wollen, während in der Ferne glühende Roſen auf den Firnen anglommen.

Allmälig legten ſich die Schleier der Abenddämmerung, einer nach dem andern, über Land und See.

Ein heiliger Sabbath lagerte ſich über die Natur, welche in melancholiſchen Tönen, Düften und verdämmerten Farben dahinträumte.

Heinrich war in ein langes, trübes Schweigen verſunken, während Georg den entblößten Arm, über den Rand der Barke gelehnt, hinein hielt in das warmlaue Bad des Sees.

Jetzt ſtieg der Mond goldgelb, wie eine Sonnenblume, über die öſtlichen Kaſtanienhügel herauf, und gleich weißen Feuerfunken ſprühte unter dem raſchbewegten Ruder die Fluth des Sees empor. Heinrich ſchaute mit thränenerfüllten Augen unabläſſig empor in das milde Mondangeſicht.

Mit klarer, klagender Stimme begann er endlich zu ſingen:

„Ein bleiches Weib da drüben ſteht,
Könnt' es nur einmal weinen,
So lang' die Sterne ſcheinen,
Bis ganz die ſtille Nacht vergeht.

Süß iſt der jungen Küſſe Luſt,
Süß alle Wonnen trinken,
In Seligkeit verſinken
An Liebchens gluterfüllter Bruſt.

Gar ſchön iſt Schlaf, gar ſüß der Tod,
Wenn Röslein iſt geknickt,
Wenn Schand' und Kummer drückt,
Zerſtörten Herzens Pein und Noth.

Gebrochen iſt des Weibes Herz,
Die Ruhe gar verloren,
Die Thräne eingefroren,
Geblieben nur der dumpfe Schmerz.

Drück' zu, die trüben Augen zu,
Laß' Glücklichen das Weinen,
Laß' all' die Sterne ſcheinen,
Geh' armes Weib! geh' heim zur Ruh'!“

Die ſeltſame, traurige Melodie dieſes Geſanges tönte fremdartig durch die ſtille Nacht dahin.

Georg faßte ſeines Freundes Hand und ſprach in milder Theilnahme an dem, ihm unbekannten, Schmerz zu ihm: „Wie hart muß dich die Hand des Schickſals getroffen haben, du Armer, bis dein Leid ausbrechen konnte in die Klage dieſes Liedes!“

Heinrich ruhte an ſeiner Bruſt. — „Freund!“ rief er, „wohin uns auch das Schickſal ſchleudern mag, bleibe meiner eingedenk! Bei dem Odem des Lenzes, der mit ſeinem Balſame uns anweht, bei dem goldenen Sternenhimmel, welcher von Oben herunter und von Unten aus dem See, heraufſchaut, bei Allem, was wir Heiliges und Gemeinſames empfinden, bewahre mir deine Freundſchaft!

„Nachdem ich mein ganzes Lebensheil unwiederbringlich untergegangen glaubte, ging mir es von Neuem in dir, mein Freund, herrlicher, als je, auf; laß' mir dieſen Stern nicht wieder erlöſchen, meinen wiedererrungenen Glauben an Menſchenglück nicht wieder vergehen!

„Was iſt die Liebe des Weibes gegen die Freundſchaft, welche zwei Männerherzen auf ewig verbrüdert?

„Nun aber, auf dem höchſten Punkte meiner Erdenglückſeligkeit, — denn ſchon ſchaut von drüben herauf wieder das alte Leid, — laß' uns von einander ſcheiden, ſcheiden in dem ſeligſten Gefühle meines Daſeins!“ —

„Theurer!“ verſetzte Georg, „was fällt dir bei?“

„Jetzt,“ verſetzte der Begeiſterte, „ſtehſt du vor meiner Seele, wie ein edles, unvergängliches Götterbild! — jetzt laß' uns trennen, damit ich eine große Erinnerung, lebendig ſie feſthaltend und nicht verdunkelt von anderen Eindrücken, mit hinüberrette in mein Leben.

„Wenn du der Wanderung müde und der Ruhe bedürftig biſt, ſo ſuche mich heim! Vielleicht gefällt es dir in meinem ſtillen Thale.“ —

Er hieß den Schiffer landen.

Vergeblich ſuchte Georg den Bewegten zu halten. Die Barke legte an, und Heinrich ſprang an's Land. Georg folgte ihm.

„Lebe wohl!“ ſprach Heinrich aufgeregt, „lebe wohl!“

Zu langer Umarmung wuchſen die trefflichen Jünglinge zuſammen; ſie traten von einander, ſahen ſich an, umarmten ſich wieder, und ſagten ſich ſcheidend ein ſchmerzliches Lebewohl!

Traurig fuhr Georg die Villa des Plinius vorbei hinunter zum weinumrankten Como.

Drittes Capitel.

In der alten Werkſtatt Vulkan's auf dem glühenden Schwefelboden der Solfatara bei Neapel ſtand Georg. An allen Enden ſchoß in Qualm und Dampf das Höllenmineral an.

Aus einer Grotte, welche ſchachtartig in die Unterwelt hineingetrieben ſchien, ſchallte auf einmal eine Stimme: „Verflucht! hier könnte man ehrlicher Weiſe erſticken.“ Ein ſtarkes Huſten erfolgte.

Georg trat hinzu, um den Verwegenen zu ſehen, welcher ſich zu dieſem Schwefelpfuhle hineingewagt — und Doctor Voland mit ſeinem todtenbleichen Geſichte ſprang heraus, indem er große, ſchöngelbe Schwefelzapfen in den Händen hielt.

Sie ſtaunten ſich gegenſeitig an, bis endlich der Doctor ausrief: „Glückskind, willkommen! wir treffen uns zufällig und erwünſcht!“

Er ſtürzte auf ihn zu, und umarmte ihn. „Herzensfreund,“ ſprach er, „was machſt du hier? konnteſt du mir nicht ein Wort davon ſchreiben, daß du eine Reiſe hierher machen wollteſt? wie lieb wäre mir deine Geſellſchaft geweſen!“

Georg fragte: „Aber, Doctor! was treibſt du denn hier mitten in dieſem Qualme der Schwefelhallen?“ —

„Mineralogie!“ verſetzte Boland, „und der Wiſſenſchaft zu Liebe muß man ſchon Etwas wagen! Freund! wundert es dich nicht auch, daß die Engländer dieſe antike Schwefelfabrik nicht ſchon längſt nach Altengland hinüber transportirt haben? Wie würde dieſes Maſchinenvolk die Sache in Gang gebracht haben! Ich möchte Thränen vergießen über all’ die eingeſchwefelten Speculationen, welche hier vergraben ſind! — Salpeter möchte ich weinen, um hier einen Schuß Schießpulver zu machen, damit der erſte „Goddam“, welchem bei ſolchen Gedanken ein wenig anders würde, gleich ein Mittel für ſeinen Spleen zur Hand hätte! — Was geht uns aber dieſes Einmaleins an; freuen wir uns des ſchönen Zuſammentreffens! Wir bleiben doch nunmehr beiſammen?“

„Wenn du mit nach Deutſchland zurückreiſen willſt, ſo iſt es möglich!“ verſetzte Georg.

Boland eiferte: „Wieder zurück zu dem aſchgrauen Norden, wo Schwalben und Koth über die Dächer und verzweifelnde Magiſter mit unglücklichen Manuſcripten durch die Straßen fliegen, rathloſe Räthe als fünftes zu vier Rädern, Obermauthinſpectoren in Harniſch, die Ritter in den Schlafrock, bankrottirte Kaufleute aber über Land, und geſtrenge Gnaden oben hinaus fahren? Nach Deutſchland zu den Frau Gevatterinnen und der Vicegeheimeunterſecretärin, um ganz im Geheimen von der geheimen Liebſchaft der geheimen Räthin unheimlich zu flüſtern? Ich bin gerührt! Thränen treten in meine Augen. Es iſt ein Großes um das Vaterland! — Nein, ſprich, im Ernſte, willſt du wieder hinreiſen? Was willſt du dort thun?“

„Ich werde mir einen Wirkungskreis im Vaterlande wählen, wo ich nützend meine Kräfte gebrauchen, und nach verſchiedener Richtung hin mich ausbilden kann!“ erwiederte Georg.

„Georg!“ fuhr Voland fort, „um die deutſche Hungerkur der niedern Beamtenwelt auszuhalten, fehlt dir die Geduld; und beſäßeſt du auch ſelbſt das nöthige Blei am rechten Flecke, ſo hätteſt du dennoch für das Tabellen- und übrige Schreibunweſen zu viel Feuer im Kopfe; um in den Kreis höherer Staatsbeamten einzutreten, fehlt es dir an Connexion, ſonſt Gevatterſchaft genannt, an Geſchmeidigkeit, ſonſt Kriecherei, einem ſich repräſentirenden Weſen, ſonſt höflicher Weiſe Dünkel geheißen; — um unter dem Joche des Bauernſtandes, bei Sclavenarbeit und Galeerenkoſt für die Erlaubniß zu leben, dich halb todt zu plagen, haſt du zu wenig deutſche Sanftmuth; ein Handwerk aber verſtehſt du nicht, noch dir ſonſt mit Flaſchen und Pulvern Geld zu machen, und um als Dichter für Buchhändlerſold zu ſingen, Tag und Nacht, wie ein geblendeter Finke, biſt du noch nicht unglücklich genug! — Pfarrer aber willſt du doch nicht werden? Dies Herzeleid thuſt du mir nicht an! Nun ſprich, wo paſſeſt du in das Arbeitshaus, Vaterland von dir genannt, hinein? — Armer Thor! Deine große Bruſt wird den Schnürleib der Convenienz nie ertragen:

ſie wird zerſpringen, wie ein junger Baum vor Ueberfülle des Saftes, um langſam zu verbluten, zu verdorren! — O, du Armer! — Mit einem Worte, bleibe bei mir! wir gehen mit einander nach Griechenland! nach Aſien, wo die Leute noch Menſchen, und edel, wie ihre Naſen, erhaben, wie ihre Stirnen, und feurig, wie ihre Augen, ſind! Es iſt Nichts häßlicher, als ein ſlaviſcher Fleiſchknoten ſtatt einer Naſe im Geſichte, ſo eine glückliche Gemüthsanlage dies auch bedeutet. Georg, du gehſt mit mir!“

„Ich will es dir geſtehen, Doctor, meine Baarſchaft reicht nicht hin!“ ſprach Georg niedergeſchlagen.

„Weiter iſt dir Nichts? — Freund, ich bin ein Zahuri, und kein Metall liegt unter der Erde oder im Meere, das ich nicht fühle. Sieh’! ſo bin ich ein natürlicher Schatzgräber. Geronnen oder nicht, glänzend oder nicht, Erde iſt Erde! und ſo wollen wir uns die Kenntniß über die Erde wohlfeil genug mit Erde einkaufen. Wir reiſen mit einander, ſo weit wir eben Luſt haben, und für Uebriges ſorge ich. — Wie wollen wir zuſammen ſehen, lernen und genießen, und weit hinaus über das blaue Meer zu blauen Wundern und in Länder reiſen, an welchen der Schöpfer das Mögliche gethan, in Länder, von welchen Italien mit allen ſeinen Inſelchen, Landzüngelein und Vorhügeln nur ein ſchwaches Nachbild und Marzipankunſtſtück iſt, den Veſuv überall ausgenommen! Nach Indien reiſen wir, wo der Menſch vor Ueberſeligkeit zu Stein erſtarrt, nach Georgien, wo die edelſten Sprößlinge Eva’s zu ſchönſter Wolluſt heranwachſen und, wie übervolle Roſen, aufſchwellen, daß vor dem Ingrimm der Seligkeit man den Leib in Atome zerſprengen möchte! — dann hinauf zu dem gelben Samojeden, der mit der Fiſchotter ſich herumzankt! Pikant muß die Reiſe werden; ohne Brille wollen wir die Menſchheit und die Erde, worauf ſie herumkriecht, ſtudiren! Was wollen wir für Werke ausarbeiten; ich ein mineralogiſches Tagebuch, welches Aufſchlüſſe, ungemeine, geben ſoll, und du Gedichte, welche Füße und Feuer haben! Wir gehen zuſammen, ſchlage ein!“

„Hier haſt du mich, Zahuri!“ rief Georg.

„Morgen reiſen wir nach Malta, Bruder!“ verſetzte der Doctor, „und nun laß' das Leben herankommen; wir wollen es faſſen, wie der Löwe ſeine Beute!“ —

Sie gingen mit einander nach Neapel zurück. Ueber das dunkelblaue, lazurne Meer, über die Inſeln Capri, Iſchia, und über die blaugrünen Küſten von Caſtellamare und Sorrento woben ſich milchbläuliche Düfte; drüber hinaus aber hob ſich der wolkenloſe Himmel in glühender Klarheit empor. Mitten in dieſem Paradieſe lag Parthenope hingeſtreckt mit ihren weißen Rieſengliedern am Meere, um ihre heiße Bruſt an der Seeluft abzukühlen.

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

„Lieben Freunde!" ſprach endlich Heinrich, indem er ſich im Vorleſen dieſer Geſchichte unterbrach, „es iſt mir ganz ſonderbar zu Muthe!"

„Es iſt ein tolles Märchen," verſetzte Rudolph, Mathildens Bruder, „ein Märchen, das an Unwahrſcheinlichkeit ſelbſt ein Märchen übertrifft; es ſcheint mir, als ob die Dichter neuerer Zeit allem Menſchlichen und Verſtändigen den Krieg erklärt hätten. Alles ſoll Ironie ſein, und über aller Ironie werden ſolche Gedichte ſelbſt eine Art von Ironie auf die Dichtkunſt. Ich berufe mich auf das Urtheil unſrer Freundinnen. Stimmen Sie mir nicht bei, ſchöne Lina?"

„Das weiß Gott!" verſetzte das erröthende Mädchen, welches ſtill und, wie leblos, ſeit einiger Zeit dageſeſſen hatte, „mich hat dieſe Geſchichte ſehr ergriffen. Sie iſt mir ſo ſehr bekannt, als müßte ich ſchon oft von ihr gehört haben."

„Das iſt leicht möglich," verſetzte Rudolph; „denn das Gebiet der Kindermärchen iſt das wahre Jagdrevier dieſer Poeten; und ſo geſchieht es, daß wir den einheimiſchen Sperling, vom nächſten Dache weggefangen, wunderlich verſtutzt, mit aufgeleimtem, rothem Tuchkamme, wieder für unſer baares Geld als ein fremdes Wunderhähnchen vom nächſten Charlatan vorgezeigt bekommen. Welche alte Kinderwärterin wüßte nicht vom Blaubart, vom Rübezahl, und anderen wunderbaren Dingen herzlich und kindlich, ja, ſelbſt einfach und verſtändig zu erzählen? und dennoch ereignete ſich erſt vor einigen Jahren das Unheil, daß viele dieſer Kindermärchen toll wurden und, der Kinderſtube entſprungen, in dem Irrenhauſe der Tageliteratur ſich wüſt und wirr herumtrieben.

„Dieſe Verunſtaltung unſerer einfachen, klaren Volksmärchen hat nur allein ihren Grund in der Gemüthszerriſſenheit dieſer neuromantiſchen Dichter. Sie haben den Glauben und ſich ſelbſt verloren, und ſtürmen nun, wie Verzweifelnde, gegen das Eden ihrer Kindheit an, um das ſchändlich Preisgegebene wieder zu erringen. Aber in ihrem convexen Auge können ſich die Geſtalten der alten Wunderwelt nur als Fratzen wieder abſpiegeln.“

„Ob dein Eifer gerecht iſt, oder nicht, will ich nicht beurtheilen,“ entgegnete Heinrich; „ſo viel aber iſt gewiß, daß ich zum Theil dieſe Geſchichte ſelbſt mit erlebt habe.“

Die Geſellſchaft ſah ihn mit großen Augen an. Er aber begann von Neuem vorzuleſen:

„Ueber das gebirgige Armenien herunter gelangten Georg Benlot und Doctor Boland endlich nach Perſien.

Einen ungemeinen Einfluß hatte die lange Reiſe auf Georg geäußert. Männlicher war ſein Geiſt, kräftiger ſein Leib geworden.

Sein Reiſegefährte hatte durch ſeinen kecken Geiſt nach und nach eine gewiſſe Herrſchaft über ihn ſich zu verſchaffen gewußt.

Dieſes Verhältniß war für Georg, inſofern ſein Verſtand ſich immermehr an dem Scharfſinne ſeines Reiſegenoſſen entwickelte, eben ſo vortheilhaft, als es in anderer Rückſicht für das kindliche Empfinden ſeines Gemüths nachtheilig war; denn die Kälte ſeines Freundes, womit er Alles, was der Menſch fromm zu verehren geneigt iſt, auf den Kopf ſtellte, zerſtreute vor Georg's Augen den lieblichen Zaubernebel, welcher ihm ſonſt, das Unheilige, das Gemeine bedeckend, nur Alles gut, hoch und edel erſcheinen ließ, und eben dadurch ſein Herz zu den erhabenſten Gefühlen tüchtig gemacht hatte, und gab ihm dafür Zweifel und Unruhe, Steine ſtatt Brod.

In tiefem Schweigen ſprengten die beiden Reiſenden auf ihren ſchwarzen Roſſen über das Hügelland hinunter in eine weite, ſchöne, grüne Ebene.

Ueppige Blumen blühten rings umher, in langen Reihen prangten die Pomeranzen- und Limonienbäume in ſaftiger Laubesgrüne. Schwärme von Bienen ſummten honigſammelnd durch die blühenden Stauden und Hecken, und unzählige Schwärme zahmer Amſeln hielten ihre Geſänge in dieſen Revieren.

„Gefällt es dir hier, Georg?“ fragte endlich der Doctor; „hörſt du, wie dieſe Vögel uns flehend anfangen, ſie zu braten und zu verſpeiſen? Selbſt die ſaftigen Granaten wollen ein gutes Wort bei uns einlegen, ſie zu vermenſchlichen. Sucht doch Alles in der Welt eben ſo gut, wie eine heirathsluſtige Dirne, ein honettes Unterkommen!

„Man könnte hier, man wüßte nicht, wie, ein Dichter werden; und ſchon fühle ich über mich eine gewiſſe Begeiſterung kommen!“

„Wirſt du ein Dichter," verſetzte Georg, „ſo will ich ein Narr ſein!"

„Du biſt einer," entgegnete Boland; „denn wirklich habe ich mich endlich bekehrt; das Lyriſch-didaktiſche ſagt mir zu; ich habe eben ein herzinniges Lied gemacht!"

„So werde ich irre an dir!" rief Georg; „wirſt du mir es vergönnen, dich als Dichter zu bewundern?"

„Ich fühle," erwiederte Boland, „ſchon in allen meinen Gliedern die Dichtereitelkeit jucken, heraus muß es, wie der Korkſtöpſel vor der fixen Luft; denn das Zerplatzen iſt kein Spaß."

Er hob ſich im Sattel aufrecht empor, und begann vorzutragen:

„Es wuchs des Wurmes Keim
In Gährung und in Leim,
Bis ein Lebend'ges wabbelt,
Im Sonnenſcheine krabbelt.

Wenn es nun recht im Gang,
Fühlt es den Sehnſuchtsdrang,
Nach Oben und nach Unten,
Bis Liebchen es gefunden.

Die Augen thät's verdreh'n,
Und in den Himmel ſeh'n;
Der Gotteshuld gewärtig
Wird neues Leben fertig.

Doch giebt's nicht nur ein Frei'n!
Auch will geſtorben ſein;
Es hofft zum beſſern Leben
So engelhaft zu ſchweben.

Doch wie ein luſt'ger Schmaus,
Iſt auch mein Liebchen aus;
Wie die Natur uns lehret,
Wird Wurm vom Wurm verzehret."

„Du biſt ein Läſterer!“ rief Georg; „und dein Lied iſt abſcheulich.“

„Bedanke mich für gnädige Recenſion!“ verſetzte lachend der Doctor.

Georg blickte forſchend nach der Ferne hin; endlich fragte er: „Zeigen ſich nicht dort Kuppeln von Moſcheen mit unzähligen Minarets?“ —

„Es iſt Schiras,“ verſetzte der Doctor, „wo der Dichter Haſis einſt geſchmachtet, geliebt und prächtig genoſſen hat.“

Bald zogen Schaaren von Reitern, bald Caravanen mit ſchwerbeladenen Kameelen, bald betende Derwiſche an ihnen vorüber.

An einer Menge großer, lieblich verzierter, blühender Gärten vorbei, gelangten ſie endlich in der Stadt und in der beſten Karavanſerei darin an.

Ein geſprächiger Aufwärter hatte bald ihre Pferde verſorgt, und brachte ihnen nunmehr in ihr Gemach Teppiche, Zuckerkuchen, Kaffee und Tabackspfeifen, und hockte ſich zu ihnen, wie ein Kameel, auf ſeine Ferſen hin.

„Ya! Ali,“ ſagte der Doctor vor ſich hin.

„Das iſt ſehr brav von Euch,“ begann munter der Perſer, „daß Ihr nicht zu dem verfluchten Omar gehört; Euch ſoll kein perſiſcher Löwe ein Leid zufügen! — Wißt Ihr was Neues?“ —

„Das wollen wir von Euch wiſſen,“ verſetzte Georg.

„Oh! bei uns giebt es in dieſen Tagen viel zu laufen, zu hören, zu rennen, zu ſehen! Ya, Ali! Ihr ſeid Kinder des Tags, daß Ihr zu dieſer Zeit nach Schiras kommt! Die Weisheit unſers Königs gedenkt die ſchönſte ſeiner Töchter, ſein Buſenkind, zu verfreien.

„Wie viele bewerben ſich um ihre Hand! Armeniſche, türkiſche, arabiſche Prinzen, ja! Fürſten aus allen Weltgegenden ſind hierher gekommen, um dieſe Roſe in ihre Heimath überzupflanzen.

„Denkt nun, welches Licht der Weisheit das Haupt unſeres Königs überſtrahlt hat! Um Keinem von dieſen Fürſten wehe zu thun, und dennoch dem Fürſten Dalla, dem Khan von Kurdiſtan, welchem er vor Allen deswegen wohl will, weil er der trefflichſte Roßtummler und Speerwerfer iſt, ſeine Tochter gewinnen zu laſſen, hat er einen Ferman ausgehen laſſen: daß derjenige, welcher auf des Königs wildeſtem Roſſe dreimal im Kreiſe umherreite, indem er ein vorgeſtecktes Ziel mit dem geſchleuderten Wurfſpieße treffe, ſein Eidam werden ſolle. Nun merkt Euch, der König hat ein edles Roß, welches aber, außer dem Khan von Kurdiſtan, Niemand bändigen und reiten kann, und daß Niemand, außer ihm, beſſere Speerwürfe jemals vollbracht hat; und nun rathet einmal, wer mit dem weißbeſtäubten Barte glücklich Schiras' gazellenaugige, roſenwangige, und ſchneeüberleuchtete Fürſtin als ſeine Braut heimführen wird?

„Morgen aber iſt der Tag des großen Wettkampfes! Das wird eine Herrlichkeit ſein!“

„Freund,“ ſprach der Doctor zu Georg, „hier iſt Gelegenheit, unſer Tagebuch mit dem ſchönſten Abenteuer, welches nur je einem irrenden Ritter widerfahren konnte, zu bereichern! — Du mußt dem edlen Khan von Kurdiſtan die Braut abgewinnen!“

„Das will ich und kann ich nicht!“ verſetzte Georg; „wie ſollte ich mir ſelbſt und meiner Liebe je untreu werden? Hätteſt du je Aquilina geſehen, du würdeſt von einem ſolchen Antrage geſchwiegen haben.“

„Nun," antwortete der Doctor, „iſt doch das Kind gleich außer ſich! und übrigens dürfte eine wirkliche Prinzeſſin, zumal wenn ſie ſchön iſt, immer noch annehmbarer ſein, als eine Traumprinzeſſin; ſo wie eine gebratene Taube, welche ich vor mir wahrhaftig auf dem Teller liegen habe, mir wenigſtens lieber iſt, als eine, von welcher ich träume, und an deren Bruſt die Deviſe: „Friß mich nur nicht!" meinen Hunger nicht ſtillt. Uebrigens iſt es ärgerlich, daß jeder Menſch, in einer Hinſicht wenigſtens, ſeinen Antheil Wahnwitz hat, ſelbſt den verſtändigſten nicht ausgenommen! Daß du aber deine Narrheit an einem Stückchen Metall und Stein, wie dein Ring iſt, ausläſſeſt, wird mich ewig kränken. Wenigſtens hätte ich ſchon längſt verſucht, was denn eigentlich dahinterſteckt. So eine ungewiſſe Lage iſt das Langweiligſte, was ich kenne! Schlimmſten Falles aber würde ſich das hübſche Geſpenſt, nach deinem eigenen Vorgeben, in ein niedliches Menſchenkind verwandeln, mit welchem ſich eher ein verſtändiges Wort reden ließe. Georg! wir wollen uns darüber nicht zanken, aber dieſes Abenteuer laß' nicht hingehen, nur des Spaßes halber nicht. Ich weiß, daß dir in ſolchen Künſten, wie Reiten, Schießen, Schleudern, Fechten und was dem mehr iſt, Niemand gleich kommt. Denkſt du denn, der König würde dir, dem Fremden, ſeine Tochter zum Weibe laſſen? — Wenn du obſiegſt, ſo gilt es nur ein Wort und wir gehen wieder, wohin uns eben der Sinn ſteht!" —

„Wie ſoll ich mich dem Könige vorſtellen? und wird er mir die Mitbewerbung um ſeiner Tochter Hand geſtatten?" verſetzte Georg.

„Laß' dieſes meine Sorge ſein, bedenklicher Menſch," entgegnete Voland; „morgen früh gehe ich als dein Geſandter zu ihm und das Uebrige wird ſich geben.“

So ſchien Alles abgemacht und Georg war, durch einen gewiſſen Hang zu Abenteuern, welchen der Doctor aufzureizen und zu leiten wußte, hingeriſſen, durch eine rückſichtsloſe Herzensgüte, welche zumal Bekannten und Freunden nicht gern zuwider ſein mochte, und durch eine unbedingte Dankbarkeit, welche er der wahrhaft fürſtlichen und zugleich höchſt zarten Großmuth ſeines Gefährten ſchuldig zu ſein glaubte, zu jedem Gegendienſte beſtimmt, jetzt nur ein Vaſall, ein Werkzeug dieſes zweideutigen Menſchen.

Während ſich Beide heimlich über ihren Plan beſprochen hatten, war der alte Perſer wieder abgetreten. Jetzt bekamen ſie neue Geſellſchaft. Ein kleiner, gelber, kahlköpfiger Derwiſch kam herein. Nachdem er viele unverſtändliche Worte vor ſich hergemurmelt hatte, trat er dicht vor den Doctor Voland hin und ſprach: „Ali befiehlt dir durch mich, ſeinen Knecht, mir ſogleich die Summe von tauſend Tomans auszuzahlen! Darum iſt es jetzt Zeit für dich, die Schnuren deines Beutels zu ziehen und freigebig zu ſein! Hädſch! Hädſch!“ — Ein dort gebräuchlicher Laut, durch deſſen widerliche und fortwährende Wiederholung dieſe Leute ſich das geforderte Almoſen zu erpreſſen wiſſen.

„Und wenn ich dir nun Nichts geben mag?“ verſetzte der Doctor. „So bleibe ich hier ſo lange, bis du dennoch tauſend Tomans mir bezahlſt.“ „So bleibe, verrücktes Unthier,“ rief der Doctor, „bis zum jüngſten Tage!“ —

Alsbald hockte der Derwiſch an der Thüre ſich nieder auf ſeine Ferſen und begann mit häßlicher Stimme in Einem fort das „Hädſch! Hädſch!“ abzuſchreien.

Vergeblich bot ihm Georg nach einer Weile ſeinen Geldbeutel an; der Derwiſch aber zeigte auf den Doctor, welcher, ruhig ſeine Pfeife ſchmauchend, ihm gegenüber ſaß, und ſchrie ohne abzuſetzen in Einem fort mit kreiſchender Stimme ſeinen widerlichen Laut.

„Voland!“ ſprach Georg, indem er ſich auf das Lager ſtreckte, „ſchaffe das Ungethüm fort; ich möchte gern ein wenig ſchlafen.“

„Laß' ihn doch!“ entgegnete dieſer; „mich hat lange Zeit Nichts ſo, wie dieſe Creatur, erquickt, dieſes Ebenbild Gottes. Willſt du aber ſchlafen, ſo drücke die Augen zu, der Kerl ſoll aufhören zu ſchreien!“ Sogleich reckte auch Voland ſeine Pfeifenſpitze hinüber zum Derwiſch, machte ihm ein Zeichen vor dem Munde und ſprach:

„Reiß' das Maul nur hin und her,
Schalls und Unſinns ſei es leer!“

Wüthend geberdete ſich der Derwiſch, wie ſehr er aber auch ſeinen Mund aufreißen mochte, ſo konnte er doch keinen Laut mehr von ſich geben.

Georg lachte und ſagte: „Doctor! mit dieſem Kunſtſtücke könnteſt du dich bei manchem Cabinette empfehlen; du biſt ein geborner Miniſter, wenn du die Schreier im Volke ſtets ſo zur Ruhe bringen könnteſt! — Man ſollte aber einen ſolchen Derwiſch nach Deutſchland ſchicken und ſein Lebelang durch alle Städte, Dörfer und Weiler: „Einheit! Einheit!“ ſchreien laſſen; vielleicht brächte die Unvernunft die Leute zur Vernunft!“

„Das wäre zum Ueberfluß,“ verſetzte Voland; „denn wär's mit Schreien abgethan, ſo hätte es dort nicht daran gefehlt.“

Nach einer Weile ſchlief Georg endlich ein. Wie er aber um Mitternacht einmal wieder erwachte und die Augen aufſchlug, ſah er immer noch den Derwiſch an der Thüre kauern, einem chineſichen Pagodenbilde gleich, mit dem Kopfe beſtändig wackelnd und die Augen verdrehend und mit grimmig höhnendem Geſichte Voland ihm immer noch gegenüberſitzend.

Zweites Capitel.

Er ſchlief von Neuem ein und erwachte erſt wieder, als ihn Voland weckte. Im prächtigen, perſiſchen Prachtkleide ſtand er vor ihm da. Einen rothen Mantel, mit feinem Pelz verbrämt, hatte er um ſich geworfen, an ſeinem goldgeſtickten Gürtel hing ein Dolch, deſſen Griff von Diamanten funkelte. Eine ſchwarze Perſermütze, um welche ein bunter Shawl aus Cachemir gewickelt war, ſaß ihm auf dem Kopfe.

„Bin ich ſo würdig, dein Geſandter zu ſein, mein Prinz?“ fragte Voland. „Ich gehe jetzt in den Pallaſt. Hier iſt ein Packet Kleider und noch anderes Zeug, welches du als Fürſt gebrauchſt. Ich ſchnoberte dieſen Morgen ſchon in der ganzen Stadt herum. Bereite dich unterdeſſen vor; denn bald werde ich dich abrufen. Der dumme „Hädſch“ dort kann dir unterdeſſen die Zeit vertreiben!“ Mit dieſen Worten verließ er das Gemach. Kaum aber hatte ſich Georg in die prächtigen Gewänder, welche ihm Voland beſorgt hatte, geworfen und den herrlichen Säbel umgeſchnallt, ſo kam dieſer ſchon wieder zurück und rief: „Hurtig auf's

Pferd! Der König zeigt ſeinen Witz in Galla. Eben zieht der ganze Hofſtaat mit den Heirathscandidaten hinaus auf die große Aue vor der Stadt. Du wirſt dem erleuchteten König dort vorgeſtellt.“ Georg war ganz Feuer und Leben.

Zwölf königliche Officiere hielten vor der Karavanſerei, ihn zu begleiten. Schnell warfen ſich Beide auf ihre Pferde und jagten zum entgegengeſetzten Thore der Stadt hinaus, wo ihnen die gellende Kamunſcha und wirbelnde Trommeln das Feſt verkündeten. Eine unermeßliche Menge blaubärtiger Perſer drängten ſich mit hinaus.

Unfern vor der Stadt ſah man eine Bühne aufgeſchlagen. Sie war überall mit vielfarbigen, hellen Cachemirſhawlen behangen. Vor dieſem Gerüſte befand ſich ein freier, kreisartiger Raum, der ſich, dieſer Bühne gegenüber, in eine weite Bahn eröffnete. Jeden zehnten Schritt ſtand an dieſer Rennbahn ein geharniſchter Soldat, der andrängenden Menge zu wehren. Auf dem höchſten Punkte dieſer Bühne unter ſeidenem Baldachine ſaß der bärtige König in einem mit Goldſchnüren und Perlen abenteuerlich geſtickten Mantel. Eine hohe, mit koſtbarem Geſteine beſetzte Cylinderkrone, über welche eine leichte, mit Diamanten geſchmückte Feder ſich erhob, belaſtete ſein Haupt. Um ihn herum ſaßen in glänzenden Gewändern die Großen des Reichs, hinter ihm ſtanden in Sammt und Seide ſeine Pagen.

Als Georg und Voland, von den königlichen Officieren begleitet, herbeikamen, wich das Volk ehrerbietig zurück.

Der Erzſchatzmeiſter führte ſie zum Könige, der mit gnädigen Blicken den ſchönen, fremden Jüngling muſterte. „Ihr ſeid der Fürſt aus Fantaſienland?“ fragte er huldreich.

„So iſt es, Allergnädigſter!“ antwortete Voland für Georg. „Es ſteht Nichts im Wege,“ verſetzte der König,

„daß der edle Fürſt ſich den übrigen Bewerbern anſchließe.“

Hierauf verneigten ſich Beide und Georg begab ſich hinunter zu den übrigen Freiern, welche am Fuße der Bühne ſtanden.

Jetzt begann auf den Wink des Königs eine ſchmetternde Muſik, während ſechs Reitknechte ein ungeſtümes, faſt unbändiges Roß, deſſen Augen, wie Feuer, leuchteten, herbeigeführt brachten.

Zu gleicher Zeit maß ein Krieger dreihundert Schritte vorwärts ab und ſtellte eine Stange, welche ſich in einem auf der Spitze derſelben angebrachten; ſchwarzen Knopfe endigte, als Ziel zum Speerwurf auf.

Der Prinz von Armenien war der Erſte, welcher ſich dem Roſſe nahte; aber kaum hatte er es bei der Mähne gefaßt, ſo ſchleuderte ihn das wüthende Thier ſo hart an den Boden, daß er beſinnungslos aus der Rennbahn hinweggetragen werden mußte. Nicht beſſer erging es dem Nächſten.

Wiederum erhob ſich die ermuthigende Muſik und ſtolz und hoch ſchritt Oalla, der Khan von Kurdiſtan, in den Kreis vor. Mit einer eigenen, kräftigen Behendigkeit, dem Sprunge eines Löwen vergleichbar, warf er ſich auf das bäumende Roß. Sein Waffenmeiſter überreichte ihm den Speer. Wie ſich das Roß auch geberden mochte, ſo wußte er es doch ſo weit zu bändigen, daß er endlich den Speer wuchten und ſchleudern konnte. Er hatte ſo richtig gezielt, daß er beinahe die ſchwarze Kugel des Ziels getroffen hätte, wenn er nicht zu kurz abgekommen geweſen wäre.

Ein allgemeines Geſchrei des Beifalls erſchallte rings. Er übergab das ſchäumende Roß den Knechten und begab ſich zum Könige auf die Bühne.

Abermals ertönte die Muſik und Georg Venlot ging auf das Roß, welches wüthend Sand und Steine mit den Hufen vorſchlug, ruhig und feſt zu. Er gab ihm mit der flachen Hand einen Schlag auf den Rücken und ſanft, wie ein Lamm, ſtand das edle Thier. Flink warf er ſich in den Sattel und, wie im Tanze, trug es ſeinen Reiter im Kreiſe blitzſchnell herum. Georg wuchtete und warf den Speer. Mitten im Knopfe des Zieles ſtak er feſt. Schnell reichte ihm Voland einen zweiten Speer; Georg ſchleuderte ihn, und den Schaft des zuerſt geworfenen zerſplitternd, ſpaltete der Speer die Kugel auseinander und flog dann noch weit darüber hinaus.

Alles ſchrie verwundert und jauchzend empor; nur Dalla kniff zornig die Lippen ein. Im Triumphe zur linken Hand des Königs zog Georg, da die übrigen Fürſten ſich nunmehr im Voraus für beſiegt erklärten, in die Stadt zurück. Prächtige Zimmer wurden im königlichen Schloſſe ihm zur Wohnung angewieſen.

Er fühlte ſich in peinlicher Verlegenheit. Voland aber tröſtete ihn lachend und ſprach: „Jetzt kommen aſiatiſche Hofkniffe an die Reihe, und ich bin geſpannt, wie dumm oder wie fein wir Beide verabſchiedet werden.“

Drittes Kapitel.

Der König hatte ſeine Räthe um ſich verſammelt. Zornig fuhr er ſie an: „Ich ſollte Euch köpfen laſſen; denn Euer Rath war ſchlimm, und Ihr habt mich und Dalla betrogen! Ein unbekannter Fremdling, der uns Nichts nützen kann, hat nunmehr geſiegt.“

Demüthig hockten auf ihren untergeſchlagenen Ferſen die Betroffenen um den zürnenden Herrn umher und machten lange Geſichter.

Endlich begann der Aelteſte unter ihnen: „Herr, du haſt zu gebieten über unſer Gut und Blut, über Fuß und Haupt; dein Odem macht lebendig und todt! Es ſteht nur in deinem Willen, ob du dem Fremdling die erhabene Schönheit deiner Tochter überlaſſen willſt, oder nicht!“

„Dies iſt eine kluge Rede!“ rief der König; „fahre fort!“

„So laß' denn, Herr und König! die Freier vor dich kommen und geruhe, ihnen zu ſagen: daß nur der den Sonnenabglanz deiner Tochter verdiene, welcher unter ihnen des Schönſten, was ihm eigen ſei, ſich zu rühmen und binnen drei Tagen die Wahrheit ſeiner Rede zu beweiſen vermöchte.“

Dieſer Rathſchlag gefiel dem Könige ungemein. Er ließ die Fürſten, und mit ihnen Georg vor ſich kommen und trug ihnen ſeinen Willen vor.

Alsbald begann der Eine ſeine ſchönen Schlöſſer, der Andere ſein Roß, ein Dritter den Reichthum ſeiner Schatzkammer, und ein Anderer Anderes zu erheben. Nur Georg ſchwieg zu dieſem Allen. Spöttiſch fragte ihn endlich der Perſerkönig, ob er denn gar keines Beſitzes ſich zu rühmen habe. Gleichgültig antwortete Georg: „Ich rühme mich meiner Dame; denn eine ſchönere giebt es in aller Welt nimmermehr.“

„Zittere, Verwegener!“ ſchrie der beleidigte König; „du ſollſt meine Tochter Amaſia ſehen und bekennen, daß, wie die Sonne den Mond an Glanz, nicht minder ihre Schönheit die geprieſene Dame übertrifft.“

Auf ſeinen Befehl ward die Fürſtin in den Saal hereingebracht. Obgleich die zarte Geſtalt verſchleiert war, ſo konnte man dennoch den wonnigen Bau der Glieder erkennen, indem ſie ſich durch die Reihen der Männer hindurchbewegte.

Der König ſchlug den Schleier von ihrem Geſichte zurück.

Wie eine erblühende Roſe, die mitten durch das dunkle Laub herausglüht, war die liebliche Jungfrau anzuſehen. Magdelich ſchien ſie vor holder Scham in ſich zuſammen zu ſinken. Schüchtern ſchlug ſie die feurigen, ſchwarzen Gazellenaugen zu Georg, leiſe erbebend, auf.

Gebieteriſch ſprach der König: „Verräther, bekenne, daß du ein Thor geweſen biſt und entweiche beſchämt von hinnen!“

„Herrlich, wie der Stern der Liebe, lieblich, wie die Orangenblüthe, blühend, wie die Morgenröthe,“ verſetzte Georg, „ſteht die holde Amaſia vor mir; allein was ich behauptete, beruht dennoch in der Wahrheit.“

Der König hieß Amaſia entfernen. „So ſchwöre ich denn beim Barte des Propheten,“ rief er außer ſich, „daß du ſterben ſollſt, noch ehe die Sonne dreimal untergeht, wenn du nicht deine freche Behauptung wahr machſt.“

„Es gilt hier deinen und meinen Ruhm, Aquilina!“ ſprach Georg für ſich; — „könnteſt du mir verzeihen, wenn ich dich erſuchte, meine Ehre zu retten? Gewiß, Geliebte! — du kannſt mir verzeihen!“

„Seht,“ riefen Mehrere umher, „wie der Prahler jetzt beſtürzt iſt!“ „Bekenne, daß deine Dame gegen Amaſia nur eine gemeine Magd iſt," rief der König, „ſo will ich dennoch mit deiner Thorheit Mitleid haben und dich ziehen laſſen!"

Dieſes entſchied über Georg. Er drehte den Ring und flüſterte: „Aquilina!" — Aber kaum hatte er den Bann vollzogen, ſo fuhr ein unbändiger Schmerz durch ſeine Bruſt, als wollte ſein Herz ſich von ihm löſen.

Die Thüre des Saales ging auf und herein kam eine ſchöne, in Gold und Seide gekleidete Jungfrau. Sie trat vor den Thron des Königs hin und verneigte ſich. Kaum vermochte der König ſein Auge von dieſer holden Geſtalt hinwegzuwenden.

„Fremdling!" ſprach er, „wenn dieſe deine Dame iſt, ſo haſt du nicht geprahlt."

„Es iſt nur ihre Botin, abgeſandt, uns von ihrer Ankunft zu benachrichtigen!" entgegnete Georg.

Abermals ging die Thüre auf und eine andere, noch ſchönere Jungfrau kam herein.

Entzückt ſaßen alle die Fürſten umher; der König ſtand, von ihrer Schöne bezaubert, auf, ihr entgegen zu gehen; Georg aber ſprach: „Bemüht Euch nicht, es iſt nur eine Dienerin meiner Dame."

Jetzt ertönte eine Muſik von Flöten und eine verſchleierte Jungfrau kam langſam und wie im Schweben herein. Wie ſie dem Könige gegenüber war, ſchlug ſie die Schleier zurück. Vor dem Glanze ihres Antlitzes, welches zu unſterblichen Wonnen geformt und auf dem ein roſiges Leuchten geheimnißvoll zu ſchweben ſchien, erſchracken alle die Männer umher.

„Verzeihe mir, höchſte der Houris!" ſprach huldigend der König. Seine Augen waren ihm geblendet.

Aquilina aber wandte ſich zu Georg: „Armer!" flüſterte ſie, „alſo mußteſt du mich doch unglücklich machen? Nun muß ich auf ewig von dir ſcheiden! Du haſt gränzenloſes Herzeleid über mich gebracht, und dennoch bedauere ich dich, du Guter! — So lebe denn wohl, geliebter, böſer Mann! Ade, auf ewig!“ Thränen rollten über ihre erbleichenden Wangen.

Georg ſtand beſinnungslos und in ſich ſelbſt vernichtet. Sie drückte ſeine Hände an ihr Herz, und legte ſich im tiefen Seelenleide mit ihrem lockigen Haupte an ſeine Bruſt. Er ſank in die Kniee.

Schmerzlich ſah ſie ihn noch einmal an, faßte ſein Haupt, küßte ſeine Stirne, wandte ſich und wandelte mit ihren Frauen zum Saale hinaus. Der unglückliche Georg ſtürzte ihr vergeblich nach. Er fand nirgends mehr von ihr eine Spur.

Als einziges Denkmal ihrer Liebe und ſeines Vergehens, war ihm nur der Fingerreif, deſſen Stein ſich aber unerklärlich getrübt hatte, und helle Thränen des Leides und der Reue geblieben.

So zog er von Schiras, wohin er im freudigen Stolze den Abend vorher gekommen war, arm, verlaſſen, und an Herz und Geiſt zerrüttet, hinaus. Doctor Voland war nicht bei ihm.

Vergeblich hat er ſich ſpäter bemüht, Ruhe und Frieden zu gewinnen. Einſam und traurig ſteht er in dieſem Leben da. Kein Herz vermag ihn und ſein Leid zu begreifen.

Bei ſeiner Heimkehr zur väterlichen Heimath, erfuhr er, wie ſeine Verwandten mütterlicher Seite ſein Erbgut ſich angemaßt, verkauft, und den Erlös davon unter ſich getheilt hatten.

So brach mit dem Unglücke auch Armuth und Elend über ihn herein. Er ſoll ſich jetzt dürftig und kümmerlich von Romanſchriftſtellerei nähren.

Heinrich ſchlug das Buch zu und ſprach nachdenkend: „So märchenhaft auch das Ganze behandelt iſt, ſo ſpringt dennoch daraus eine ſo ſchneidende Wahrheit hervor, daß ich mich in meiner innerſten Seele davon ergriffen fühle.“

„Ich wüßte nicht, was man Geſcheites in dieſe Geſchichte hineinerklären könnte“, erwiederte Rudolph.

Lina erhob ſich und ſprach in holder Verwirrung: „Welcher Menſch fühlte nicht zur Stunde, wie er einſt ein unnennbares Heil, das durch ſeine Schuld ihm verloren gegangen iſt, beſeſſen habe? Wem hat nicht in ſeiner Seele je eine Blume geblüht, welche auf ewig verſunken ſcheint, und dennoch zuweilen wieder in ſehnſüchtigen Träumen aufblitzt in hellen Farben und ſüßen Düften. Ohne eine ſolche geſteigerte Sehnſucht nach dieſem verlor'nen Heile unſerer Seele, kann ich mir gar kein Dichten denken.“

„Du haſt aus meiner Seele geſprochen, Schweſter!“ verſetzte Heinrich. „Jedem Menſchen wird einmal der reine Blick der Seligkeit, welcher alle Wonneſchauer der Ewigkeit ausſchüttet, in Vorahnung und in der reinſten Stunde jugendlicher Unſchuld zu Theil; aber ein jeglicher muß auch einmal dieſe tiefſte Reinheit ſeiner Seele verlieren, um ſie durch kräftiges Kämpfen wieder herrlicher zu erſtreiten und mit Kraft und Selbſtbewußtſein zu bewahren. Iſt dieſes nicht endlich die Grundidee unſerer Religion? Und iſt nicht endlich dieſe Geſchichte Venlot's nur ein veränderter Mythos vom Sündenfalle?“

„Wer von Euch das Wahre getroffen hat, weiß ich einfältiges Mädchen freilich nicht," verſetzte die fröhliche Mathilde; „ſo viel aber iſt gewiß: wir ſind immerhin dem Dichter Dank ſchuldig, daß uns bei ſeiner Novelle der Abend ſchneller und ſchöner vergangen iſt, als es ſonſt der Fall geweſen wäre!"

Die übrige Geſellſchaft ſtimmte ihr bei. Man brach endlich auf und unter herzlichem Abſchiednehmen und gegenſeitigem Verſprechen, bald wieder zuſammen zu kommen, ging es fröhlich auseinander.

Nur zwei Seelen aus dieſer Geſellſchaft dachten noch fernerhin an dieſe wunderliche Geſchichte.

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Einige Wochen nach dem Johannisfeſte wanderte Heinrich, um das Freie herzhaft zu genießen und mit Frühlingsodem ſeine Bruſt zu füllen, hinaus auf die grünenden Gefilde.

Glühend hatte die Sonne den ganzen Tag lang über der Erde gebrütet. Jetzt aber ſtiegen im Südweſt dunkle Wolkenhaufen herauf und zogen die heiße Sonne, als ein rothes Herz, in ihren Buſen hinein. Nichts wagte ſich auf der weiten Flur zu regen, als nur dann und wann ein ſchüchternes Lüftchen, welches über die Spitzen des Getreides lief, als ſuche es ſich irgendwo in einer Blume zu verſtecken.

Heinrich ſchien von dem Allen Nichts zu bemerken; er zog an dem Saume des Waldes, welcher an die Felder vorſtieß, gedankenvoll hin. Die Geſchichte, welche er neulich vorgeleſen hatte, wollte nicht aus ſeinem Gedächtniſſe verſchwinden. Erinnerte er ſich doch ſo ganz deutlich an den Jüngling, welchen er auf dem St. Bernhardin getroffen, mit welchem er ſich in ſo kurzer Zeit herzlichen Beiſammenſeins zu ewiger Freundſchaft zuſammengelebt hatte;

und dennoch konnte er ſich es nicht erklären, wie dieſe ſchöne Scene ſeines Lebens auf eine ſolche Weiſe in ein ſolches ſonderbares Märchen mit verflochten ſein konnte. —

Seitdem er ſich ſelbſt in dieſer Geſellſchaft fremdartigſter Geſtalten in jenem Buche wiedergefunden hatte, war es ihm, als müßte er an ſeinem wirklichen, einfachen Daſein zweifeln.

So mag es einem Menſchen zu Muthe ſein, der gemächlich in ſeinem Zimmer ſitzt, und zu dem herein jetzt ein Fremder tritt, bei deſſen erſtem Anblick er ſich ſagen muß, daß dieſer ſein beſter Bekannter, ſein Freund, ſein erſter und einziger ſein müſſe, ob er gleich ſich nicht erinnern kann, wo und wie er ihn einſt getroffen habe. Er fragt beſtürzt nach dem Namen des Eintretenden, und freundlich lächelnd nennt der Fremde den eigenen Namen des Fragers, dem zugleich der gegenüberſtehende Spiegel zeigt, wie ſein Selbſt ſich dreimal im Zimmer befinde.

Während Heinrich in ähnlichem Irrgarten des Denkens vergeblich einen Ausweg ſuchte, drang vom nahen Felſen her, an deſſen Fuße die Landſtraße vorüberzog, der Klang einer Laute. Eine kräftige, männliche Stimme begann, ſich im Geſange zu erheben. Er ſtand ſtill, horchte aufmerkſam zu und vernahm folgendes Lied:

„In die Ferne geht mein Sehnen,
Zu den Wolken dringt mein Blick,
Aus dem Auge rinnen Thränen
Um das längſt vergang'ne Glück.

Lüfte, die Ihr in den Bäumen,
Leiſe flüſternd, weiter eilt,
Wißt Ihr wohl von jenen Räumen,
Wo die Allerſchönſte weilt?

Weiden weinen an den Bächen,
Quellen an der Felſenwand,
Klagend ſcheinen ſie zu ſprechen
Von dem wunderbaren Land.

Doch mein Leid, wer kann es theilen?
Luft und Welle darf entflieh'n,
Ueber Erd' und Himmel eilen,
Ich nur langſam weiterzieh'n."

Jetzt ſchwieg der Sänger. Heinrich bog ſich um die Felſenecke herum und ſah unten auf einem Blocke einen Wanderer ſitzen, welcher zu ſeinen Füßen den Reiſeſtab über ſeinem Bündel, und eine Laute, auf welche er nachdenkend das Haupt hinunterbeugte, auf ſeinem Schoße liegen hatte. Noch bedeckten ſein Geſicht die langen, herunterhängenden Locken. Heinrich ging auf ihn zu. Der Fremde ſah empor, und Heinrich glaubte vor Ueberraſchung in die Erde ſinken zu müſſen; denn dieſes war Georg Venlot's Geſicht.

Dieſer ſtand von ſeinem Sitze auf, eine freudige Röthe trat in ſein Geſicht, und er nahte ſich ihm, der noch immer ſprachlos da ſtand, mit der Frage: „Biſt du nicht mein Freund Heinrich Meier?" Und alsbald umarmten ſich die beiden Jünglinge, und ihre Augen glänzten in freudigem Waſſer.

„Willkommen! Willkommen!" jubelte Heinrich; „ſo haſt du dich doch endlich entſchloſſen, mich einmal aufzuſuchen? Wie oft, ja täglich habe ich, ſeitdem wir am Ufer des Comerſees uns trennten, an dich gedacht! Nicht wahr, nun bleibſt du auf lange Zeit bei mir? Glaube mir, Freund! man findet eher die Beruhigung des Gemüths im engen Kreislauf des Lebens, als im Lärme großer Verhältniſſe! Sprich, wo biſt du unterdeſſen herumgewandert? Haſt du deine Wanderluſt endlich geſtillt?“ — Mit ſolchen Fragen und Ausrufungen überſtürzte Heinrich, aufgeregt und erhitzt, ſeinen Freund.

„Von Elend, äußerer und innerer Noth,“ verſetzte dieſer, „gehetzt, wie ein Wild, komme ich über die Berge herüber zu dir! Seit ich dich nicht geſehen — es ſind wohl vier Jahre unterdeſſen vergangen — habe ich beinahe die halbe Welt durchwandert, — Afrika und Aſien vorzüglich.

„Wie ein Gott der Erde, von Vermeſſenheit das ganze Herz voll, hob ich mich weit über alle menſchlichen Verhältniſſe empor; auf einmal brach mein Himmel über mich zuſammen und begrub mich mit ſeinen widerlichen Scherben.

„Als Bettler kam ich wieder heim. Mir gehört nicht einmal der Stein, welchen ich unter mein Haupt lege, um darauf zu ſchlafen. Heinrich! ich bin ganz vernichtet und zertreten. Wenn ich mich nur wenigſtens am Glauben meiner Väter emporrichten könnte! —

„Allenthalben bewarb ich mich in meinem Vaterlande um ein Amt. Ich hatte keine Gönner, keine Empfehlung, als mich ſelbſt, und wurde überall höflich abgewieſen.

„Endlich trat ich in den Sold der Muſe, nachdem ich ihr früher in edelſter Begeiſterung gedient, ja! ſie mein genannt hatte. Was ich lange in mir gehegt und gepflegt, daraus ſuchte ich eine Welt zu bilden und ſie auf einem feſten Knauſe emporzuheben. Es ward ein Trauerſpiel. Wie Alles, ſo tüchtig, als immer möglich, zuſammengeſtellt war, ſandte ich es an die Bühne meines Vaterlandes zur Aufführung. Mir fehlte der Namen; es liegt noch heute dort, während ich beinahe verhungert wäre, wenn ich nicht Gelegenheit gefunden hätte, bei einem Advocaten um Lohn zu ſchreiben.

„Von Neuem begann ein in ſich abgeſchloſſener Kreis von Geſtalten in mir klar hervorzuquellen, zu treiben und mich zu drängen. Mit eigener Luſt und Liebe ward das Gedicht vollendet. Ich hatte es leider in Verſen und Reimen geſchrieben und Sinn für die Muſik des Rhythmus vorausgeſetzt; und dies war ein arger Mißgriff!

„Kein Buchhändler mochte es ſich unterfangen, dieſes Gedicht herauszugeben. Ich konnte es dem Kaufmanne nicht verdenken. So wie das deutſche Volk, als ſolches, ſelbſt ein formloſes iſt, und die einzelnen Staaten Deutſchlands nur zuſammengekehrte Haufen von Individuen ſind, und mithin Jeder von ihnen nur ein Ganzes in der Idee, nicht aber an und für ſich ſelbſt iſt, eben ſo wenig kann auch überhaupt der Deutſche einen Sinn für eine große poetiſche Abgeſchloſſenheit in der Einigung des Stoffes mit der Form gewinnen. So wie ſein ganzes Daſein ein fragmentariſches iſt, ebenſo kann er nur durch die formloſe Maſſe ergriffen werden. — Meine Handſchrift loderte im Feuer auf.

„Ich glaube, meine Naſe war damals um einige Zoll auf einmal länger geworden; ich ſtieß an jeder Ecke damit an. Nun ſagte ich allem Weltruhme ein herzliches Lebewohl und ſchrieb, des Gelderwerbes halber, meine eigene Lebensgeſchichte, in ein Märchen verknetet. Aus Barmherzigkeit nahm dieſe Sache ein Buchhändler mir ab und bezahlte dafür — meine Schulden.

„Nunmehr ſchüttelte ich, ein unglückſeliger Poet, der ſich ohne Beruf zum Altar der Muſe gedrängt hatte, die Erbärmlichkeit dieſer Exiſtenz von mir ab. Als ein Bettler komme ich zu dir, mein Freund! Du weinſt, Heinrich? — bin ich doch endlich bei dir, und ſchaue in deine klaren, frommen, herzigen Augen!“

„Was haſt du Alles ertragen, du Armer!“ verſetzte Heinrich ſehr bewegt. „Warum biſt du nicht früher zu mir gekommen? Du haſt nicht an meine Freundſchaft geglaubt! Jetzt aber, Flüchtling, halte ich dich feſt! An deinen theuer errungenen Erfahrungen mußt du mich belehrend vorüberführen; du mußt bei mir bleiben und Neues fördern, ſo wie es nur immer möglich iſt!“

Sie waren unter dieſen Geſprächen durch das Thor des Städtchens gegangen. Schon dämmerte der Abend heran. Die Donner des nahenden Gewitters begannen zu rollen und der Sturmwind jagte den Staub durch die Straßen, während dann und wann ein ſchwerer Regentropfen herunterfiel. Heinrich's Vater, der weidliche Mann, ſtand freundlich unter der Hausthür und bewillkommnete herzlich den Freund ſeines Sohnes.

Zweites Capitel.

Der alte Herr Meier hatte nahe vei der Stadt ein hübſches Häuschen, welches in der Mitte ſeines geräumigen Gartens lag. Er hatte es für ſeinen Sohn bauen laſſen, in der Abſicht, daß er ſich mit der Zeit ein holdes Weib gewinnen und mit ihr dort in erfreulicher Umgebung, in den ſchönen, nach Sonnenaufgang zu gebauten Zimmern wohnen und ein erquickliches, ruhiges Daſein genießen möchte. Heinrich aber war bis jetzt unbeweibt geblieben und die Hoffnung, daß er ſich zu einer ſolchen gewünſchten Veränderung bequemen möchte, ſchien immer mehr zu verſchwinden. So ſtand dieſes Wohnhaus, die ſchönſten Sommermonate ausgenommen, wo ſich Heinrich manchmal einige Wochen dort aufhielt, faſt immer unbewohnt. In dieſe Wohnung zog dieſer jetzt mit ſeinem Freunde Georg. Die oberen Zimmer räumte er ihm gaſtfrei ein; während er ſelbſt nur das große Zimmer im Erdgeſchoſſe für ſich behielt.

Georg fand mit Allem, was er nur wünſchen konnte, ſein Zimmer ausgeſtattet und verziert. Schöne Kupferſtiche ſchmückten die Wände, lange, geſtickte Vorhänge die Fenſter, und ſelbſt der bunte Teppich auf dem Fußboden gab dem Ganzen ein zierliches Anſehen.

Von den Fenſtern aus konnte er die Ausſicht auf die ſchönen Kornfluren, und von der andern Seite auf das freundliche Städtchen genießen. Nicht minder angenehm war die nächſte Umgebung des Hauſes.

Eine Quelle, welche unter einem in der Ecke des Garten ſtehenden Felſenſtücke hervorquoll, war in einem mit Steinen ſauber ausgelegten Graben an der Einfaſſung der Beete zur Bewäſſerung derſelben hingeleitet, und weckte mit ihrem geſchwätzigen Plätſchern den Geſang der Vögel umher in den Baumwipfeln. —

Bald hatten ſich Georg und Heinrich zuſammen hier eingerichtet. Gewöhnlich ließ Heinrich durch die alte Haushälterin, welche in der Hinterſtube jetzt wohnte, Speiſe und Trank von ſeiner Mutter herausbringen. Welche glückliche Tage der Ruhe und der Freundſchaft gingen den beiden Freunden hier mit heiterem Lächeln vorüber!

Heinrich hatte ſeinen Freund in mancherlei angenehme Beſchäftigungen verwickelt. Einer Menge tüchtiger, munterer Bürgerknaben lehrte er das Zeichnen, in der Schule die Geſchichte des Vaterlandes, dem er bei aller Mißlaunigkeit auf daſſelbe, mit wunderbarer Neigung anhing. Auch im Garten pflanzten die beiden Jünglinge fleißig und warteten der ſeltenen Blumen, welche Heinrich's Vater aus allen Orten und Enden allmälig herbeigeſchafft hatte.

Der ältere Meier wich faſt nicht von Georg's Seite, und Frau Meier klagte nur darüber, daß ſie, mehr an das Haus gebunden, nicht immer um den Liebgewonnenen ſein konnte.

Die einzige trübe Wolke, welche ſich gewitterhaft in dieſer Zeit über Georg heraufzog, bildete ſich aus einem eigenen Verhältniſſe, in welchem er zu Lina, Heinrich's Pflegeſchweſter, zu ſtehen gekommen war.

Lina hatte vom erſten Augenblicke, wo ihr Georg entgegen gekommen war, nicht verhehlen können, daß der Fremdling einen unauslöſchbaren Eindruck auf ſie gemacht habe. Minuten lang konnten ihre blauen, ſchwärmeriſchen Augen an ſeinem Geſichte hängen. Zerſtreut und gedankenvoll ſaß ſie immer in ſeiner Geſellſchaft da; und dennoch wich ſie ihm mit einer wahrhaft ängſtlichen Scheu aus, wenn er ſich ihr freundſchaftlich anzunähern ſuchte. Selten, und nur dann, wenn ſie Georg nicht im Garten vermuthete, ging ſie hinaus zu ihren vielgeliebten Blumenbeeten.

Wie aber auch Georg ſeine Empfindungen zu bekämpfen ſuchte, ſo konnte er es dennoch ſich nicht abläugnen, daß, wenn er je wieder ein Weib lieben könne, Lina die Einzige ſei, welche über ihn Alles vermöchte. Aber er trug ſein wunderbares Traumbild zu treu im Herzen, als daß er je hätte wanken können.

Er hatte ſich angelobt, an die Verrathene und Verlorene ewig allein und liebend zu denken. Daher kam es, daß er, dieſem liebenswürdigen Mädchen gegenüber, ſtarr, kalt und unempfindlich ſchien.

So vermieden ſich in ſeltſamer Verirrung dieſe beiden, für einander geſchaffenen Seelen. Nur an feſtlichen Tagen, wo die übrige Geſellſchaft der jungen Leute häufig in dem Meier'ſchen Hauſe in der Stadt oder bei Heinrich im Garten verſammelt war, trafen die Beiden zuſammen. Alsdann hatte aber Georg mannichfaltige Reiſebegebenheiten oder alte Sagen und neue Geſchichten der muntern Geſellſchaft zu erzählen, ſo daß an ein näheres Bekanntwerden mit der zarten, ſchüchternen Jungfrau nicht zu denken war.

An einem klaren Morgen ſaß Georg mit ſeinem Freunde unten auf der Grasbank im Garten. Er ſpielte gedankenlos auf der Laute.

Lina war herausgekommen, um Levkoi und Reſeda zum duftenden Strauße zu brechen. Wie die ſchlanke Geſtalt des Mädchens, im weißen Gewande, ein blaßrothſeidenes Band um den Leib geſchlungen, mit deſſen langen Enden der Wind ſpielte, durch die Blumenbeete dahinſchwebte, ſuchten ihn auf einmal die lange und ſchwer bekämpften Gefühle, welche ihn zu der Liebenswürdigen hingezogen, zu überwältigen.

Er griff ſtärker in die Saiten und ſang leiſe vor ſich hin:

„Es bricht im Fliederſtrauche
Gleich blauen Flämmchen vor,
Der Duft vom Blüthenrauche
Steigt in der Luft empor.

Zu all' den lichten Räumen
Der ſchönen Lenzesluſt
Stieg gern das alte Träumen
Hervor aus meiner Bruſt.

Wie ſchwer hab' ich gerungen
Mit meines Herzens Leid;
Doch bleibt es unbezwungen
Zu ſolcher Frühlingszeit."

Bevor noch Georg dieſes Liedchen ausgeſungen hatte, war Lina zum Garten hinausgeſchlüpft.

Drittes Capitel.

Heinrich ſaß neben ſeinem Freunde, ſah ſtill und wehmüthig vor ſich hin und zerpflückte eine weiße Moosroſe, welche er in der Hand hielt.

Georg hatte die Laute neben ſich, und ſeinen Arm um des Freundes Nacken gelegt. „Ich errathe," ſprach er, „was dich auf einmal ſo ſtill gemacht hat." „Nein," verſetzte Heinrich, „du haſt gewiß keine Ahnung von dem, was ich gedacht oder geträumt habe; doch möchte ich wiſſen, was du wähnſt." „Mit zwei Silben will ich das Räthſel löſen," entgegnete Georg und flüſterte ihm leiſer in das Ohr: „Lina!"

„Du irrſt," verſetzte Heinrich, „du irrſt ſehr, wenn du glauben ſollteſt, daß ich dieſe himmliſch Reine je zu meinem Weibe begehren möchte. Dennoch aber mag ich dir es nicht läugnen, daß ich das mir wunderbar von Gott beſcheerte Glück, mich durch Lina's Gegenwart von trüber Melancholie gerettet zu ſehen, freudig anerkenne.

„Du willſt fragen, wie das Alles zuſammenhängt? So höre denn die kurze, traurige Geſchichte meines Lebens!

Meine erſte Jugendliebe galt der Tochter eines armen Gärtners. Sie hieß Eliſabeth. Schenke mir die Schilderung aller meiner verliebten Thorheiten, eingebildeter Leiden und ſüßeſter Freuden!

„Das Mädchen hing an mir mit einer Innigkeit der Empfindung, welche kaum ſich träumen läßt. Es lebte nur in mir und ich in ihm. Wir fühlten uns unglücklich, wenn nur ein Tag verging, an welchem wir uns nicht ſehen konnten. In welchen leuchtenden Farben lag damals das Leben um mich her! Unſere Liebe kannte keine Grenzen, und eben deswegen mußten wir zu namenloſem Unglück untergehen; denn der Menſch darf hier nicht glücklich bleiben. Sie gewährte mir Alles; denn ihr ganzes Sein war in ihrer Liebe zu mir aufgegangen. Mein ſchlimmes Gewiſſen aber löſchte in meinem Herzen alles Feuer der Liebe zur armen Eliſabeth aus und gab mir dafür Entſetzen und kalte Reue.

„Ich ſuchte der Qual meiner Seele dadurch zu entgehen, daß ich auf Reiſen ging. Einige Wochen darauf fand ich in einem Briefe, welchen einer meiner Bekannten in Handelsangelegenheit an mich geſchrieben hatte, nebenbei erwähnt: „Die hübſche Eliſabeth hat man im Floßteiche ertrunken gefunden. Sie iſt zwar auf dem Gottesacker in der Stille begraben worden, hat es aber nicht verdient, da es zu beweiſen war, daß ſie ſich ſelbſt den Tod gegeben hat.“

Heinrich ſeufzte tief auf und Thränen badeten ſeine Augen. Nach einer Pauſe fuhr er mit bewegter Stimme fort: „In gedankenloſer Verzweiflung zog ich nun in der Welt umher. Alle Geſchäfte blieben liegen. Ich wußte faſt von mir ſelbſt Nichts, bis ſich endlich in einem Augenblicke, wo ich auf freiem Felde, von welchem der Thauwind des Februars eben den Schnee hinwegſchmolz, bei dem Geläute der Abendglocken in den umherliegenden Dörfern, mein Inneres zu weinendem Schmerz auflöſte.

„Ich ſaß dort auf einem Feldſteine, in meinen Mantel hineingewickelt, die ganze Nacht hindurch. Am Morgen fühlte ich mich wohlthätig ermattet, und eine innige Wehmuth über meine Seele hingebreitet. Ich gewann hierauf einige Haltung und Beſonnenheit, inſoweit dieſes möglich war, und konnte meines Vaters Geſchäfte einigermaßen beendigen.

„Damals traf ich dich, mein Freund! — Deine Freundſchaft hat meine Seele wieder gekräftigt. Ich eilte zurück in meine Heimath, Meinen Eltern habe ich mich entdeckt.

„Ueber ein Jahr verging nunmehr, ohne daß mich ſonderlich Etwas angeregt hätte, wenn es nicht der Gedanke an unſere Freundſchaft war. In unſeren Handlungsgeſchäften war ich thätig, ohne daß ich Freude an der Arbeit verſpürt hätte. Wir hatten damals überhäufte Arbeit zu beſorgen; denn da der Krieg der Deutſchen mit Frankreich immer drohender wurde, ſo ſahen wir uns genöthigt, ſo viel als möglich, unſer Vermögen ſicher unterzubringen.

„In unſerem Städtchen war damals viel Lärm; denn da die Heerſtraße vorüberführt, ſo wimmelte es oft an allen Enden von Auswanderern, welche aus dem, vom feindlichen Heere feindlich beſetzten und behandelten Nachbarlande mit Weib und Kind und der Habe, welche ſie mit fortbringen mochten, durch dieſe Gegend flüchteten.

„Vorzüglich war es an einem Tage, und ſelbſt die ganze Nacht durch lebendig auf der Straße. Die Armen litten oft Mangel am Nöthigſten.

„Am Morgen fuhr mein Vater, den Wagen mit Lebensmitteln vollgepackt, hinaus auf die Straße, um die Dürſtigen, welche etwa vorüberkommen ſollten, damit zu unterſtützen.

„Wie er auf der Anhöhe vor dem Städtchen angelangt war, ſah er an dem ſteinernen Kreuze, welches wenige Schritte von der Straße abwärts ſteht, eine Geſtalt liegen. Er ließ halten, und, in einen rothſammtnen, reich mit Gold geſtickten Mantel gehüllt, lag ein fremdes Mädchen bewußtlos dort in Gluth und Fieberhitze. Mein Vater ließ es in ſeinen Wagen heben und behutſam zu uns hereinfahren. Er ſelbſt war vorausgegangen, uns die Kranke anzuſagen.

„Wir eilten zur Thüre hinaus. Eben kam der Wagen die Straße heruntergefahren. Man hob die Jungfrau aus dem Wagen heraus, und ich wäre faſt, wie von einem electriſchen Schlage, zu Boden geſtürzt; es war oder ſchien meine Eliſabeth zu ſein. So ähnlich, wenn gleich noch ſchöner, iſt ſie der Verſtorbenen.

„Der herbeigerufene Arzt erklärte das Mädchen für höchſt gefährlich krank. Drei Monate lang lag es mit dem Tode kämpfend. Sie phantaſirte, wie es ſchien, beſtändig.

„Freund, denke dir alle die unſäglichen Gefühle, welche damals auf mich einſtürmten! Ich glaubte in mir ſelbſt vergehen zu müſſen. Mehr ein peinigendes Schmerzen, als Liebe flößte mir jedoch die wiedererſtandene Eliſabeth ein.

„Unterdeſſen genas das fremde Mädchen; aber ihr Gedächtniß war ſo geſchwächt, daß die ganze Erinnerung an ihr früheres Leben verſchwunden war. Selbſt die deutſche Mutterſprache hatte ſie beinahe vergeſſen; doch koſtete es ihr nur kurze Zeit, um alle Ausdrücke in derſelben ſich wieder anzueignen. Trotz aller ihrer Anſtrengungen aber konnte ſie ſich weder erinnern, wie ſie in dieſe Gegend und zu uns, noch wo ſie ſonſt hergekommen ſei; ſelbſt von ihren Eltern fand ſie keinen Anklang in ihrem Gedächtniſſe. Sie glaubte nur, daß ihre Umgebungen ſie früherhin Lina genannt hätten.

„Bei dieſem unglücklichen Verhängniſſe grämte ſich Lina ſo ſehr, daß ſie beinahe von Neuem gefährlich krank geworden wäre. Nur durch die zarte Sorgfalt und Behandlung meiner Mutter genas ſie endlich vollkommen.

„Unterdeſſen hatte mein Vater allenthalben rückſichtlich unſerer Pflegebefohlenen Nachfrage gehalten; aber bis jetzt hat er nirgends eine Auskunft erhalten können. Selbſt das koſtbare Geſchmeide, in welchem die Gute einen noch unberechneten Reichthum beſitzt, hat auf keine Spur geführt.

„Einige Monate lang, vorzüglich als endlich die ſchöne Jungfrau, zwar blaß, aber doch vollkommen hergeſtellt, unter uns trat, lag ich im heftigen Zwieſpalte mit mir ſelbſt. Es bebte mein wankelmüthiges Herz, wenn ich ſah, wie ſie ſo kindlich ſich an uns Alle anſchloß, wie ſich ihr feiner, hochgebildeter Geiſt, welcher unſere kleinen Verhältniſſe weit überfliegt, zugleich immer mehr entwickelte. Oft ſchien es mir, als müſſe Eliſabeth verklärt in ihr wieder zur Erde herabgekommen ſein, um die Qual meines Herzens zu ſtillen.

„Dieſer Gedanke trieb mich in einer dunklen Nacht hinunter auf den Friedhof zum Fliederſtrauche in der Ecke, wo Eliſabeth ruht.

„Wie ich dahin kam, ſah ich auf dem Grabe eine Geſtalt ſitzen; wenig erſchrocken nahte ich mich ihr. Wie ein Nebelgebild, unendlich ſchön und lieblich, nicht wie man ſich Geiſtererſcheinungen ſonſt denkt, ſaß Eliſabeth da; deſſen ungeachtet wollten mir meine Sinne jetzt vor dieſer Geiſternähe vergehen.

„Ich warf mich vor ihr nieder, und meine Stimme bebte in den Worten vor: „Darf ich deiner noch liebend gedenken, dir treu bleiben?“

„Ueber ihr mildleuchtendes Geſicht ſchienen ſelige Wonnen zu wandeln, indem ſie ſelbſt in wehenden Nebeln verſchwand.

„Ich habe an ihrem Grabe geſchworen. ſie in Lina als meine Schweſter zu ehren, und dieſe brüderlich zu pflegen. Nun weiß ich zwar wohl, daß dieſe Erſcheinung Eliſabeth's nur ein Wahngebild war; denn ich vermochte, von früher Kindheit an, Bekannte, auf welche ich alle meine Gedanken richtete, in der Finſterniß der Nacht, vor mein äußeres Auge in Nebelgeſtalt hinzuſtellen; aber dennoch kann ich mich nie ganz vom Aberglauben, ſie wahrhaft geſehen zu haben, losmachen.“

Heinrich ſtand auf, faßte Georg's Hand und ſprach gerührt: „Nun, Freund, weißt du Alles, du wirſt mein Vertrauen, wie ein heiliges, unveräußerliches Gut, bewahren.“

Georg umarmte ihn und ſagte: „Du haſt ein Vergehen ſchwer gebüßt, die Treue aber wird dich hinüberretten in die Unſterblichkeit; denn dem Tode entgeht nur ein unſterbliches Gefühl.“

Fünftes Buch.

Erſtes Kapitel.

In der Morgendämmerung des nächſten Sonntags trat Heinrich, völlig angekleidet, einen Stock in der Hand und die Jagdtaſche umgehangen, in Georg's Zimmer. „Guten Morgen!“ rief er munterer, als ſonſt, ſeinem Freunde, welcher eben aufſtand, entgegen; „heute giebt es Waldleben und Waldfreuden! Wirf dich ſchnell in die Kleider, du ſollſt unterdeſſen erfahren, was ich vorhabe.

„Unſere ganze, ſchöne Geſellſchaft, Mathilde an der Spitze, dann Karoline und die übrigen Mädchen haben ſich heimlich beredet, dieſen Nachmittag hinaus in das Jägerhaus zu ziehen, um Milch zu trinken. Ich habe es zufällig herausgebracht.

„Mich hat es ſchon längſt gelüſtet, im Walde einen ſchönen Sommertag zu genießen. Nunmehr habe ich bei den Eltern unſere Waldfahrt angekündiget, eine kleine, kalte Mahlzeit hier in die Jagdtaſche gepackt und nun ziehen wir im Walde nach Herzensluſt herum, und wenden uns am ſpätern Nachmittage in das Waldthal hinunter zum Jägerhauſe, wo wir die muntere Geſellſchaft zuſammen antreffen!“ —

Schnell war Georg angekleidet, und heiter zog er mit Heinrich hinaus in das Freie und Grüne. Eine gelbrothe Lohe ſtand im Oſten an dem Himmel, und mächtig zuckten die Strahlen der Sonne herauf und zündeten die entfliehenden Wolken an.

In der Nähe und Ferne grüßten die Morgenglocken mit den hellſten Klängen dieſes aufſteigende Strahlenmeer und mit voller Bruſt ſchlug im ſäuſelnden Waizenfelde die Wachtel. Flüchtiger Nebel zog durch das Thal auf ſilberweißer Straße des Fluſſes dahin.

Jetzt hob die prächtige Sonnenkugel ſich vollends heraus und vergoldete die Spitzen der Kirchthürme, welche hier und da über die Hügel herüberſchauten. Ein rothes Feuer ſchien glitzernd über die Gerſtenfelder dahin zu laufen, während der Thau, zu einer Freudenthräne zuſammengeronnen, in den Kelch aufblühender Feldröslein hinabträufte.

Entzückt in der allgemeinen Wonne der Natur, zogen die beiden Freunde einen grünen Feldweg hinauf und auf blumigen Rainen in die Laubwaldung hinein.

Ein vielſtimmiger Chor zahlloſer Vögel empfing ſie mit jubelnden Liedern. Das Eichhörnchen jagte ſich freudig mit ſeinen Genoſſen auf den hohen Buchenbäumen herum. Durch das Laub herein wurden mit getheiltem, milderem Sonnenlichte die üppig wuchernden Waldpflanzen übergoſſen und kleine, blaue Schmetterlinge gaukelten munter den Strahlen nach.

Je tiefer die Freunde in den Wald hineinkamen, deſto friedlicher, deſto ſtiller wurde es nun um ſie her. Jetzt hörten ſie nur noch das Geplätſcher einer Quelle auf einem nahen, mitten im Walde gelegenen Wieſenflecke.

„Leiſe aufgetreten!" ermahnte Heinrich. Geräuſchlos gingen ſie auf das Quellengerieſel zu, und alsdann ſich bückend, gewahrten ſie durch das Laub des Gebüſches, wie ein Rudel Rehe, voran das Edelſte und Schlankſte mit vielzackigem Geweihe, hereinſchritt. Mit ſcheuen, dunklen Augen hoben ſie witternd die Köpfe, da ſie aber nichts Unheimliches zu verſpüren ſchienen, grasten ſie umher.

Eben ſo leiſe, wie ſie gekommen waren, zogen ſich, um die Friedlichen nicht zu ſtören, die beiden Freunde wieder zurück, und erſt, nachdem ſie eine gute Strecke weiter im Walde vorgedrungen waren, ſprach Georg: „Wie hat mich doch dieſes Bild des Friedens in dieſer Einſamkeit ſo innig gerührt! Aber iſt es doch hier überall in dieſen gründüſteren Hallen der rieſigen Baumgewächſe ſo herrlich!

„Ueberhaupt hat an einem Sonntage für mich die ganze Natur ein ſchöneres, ja! ein verklärteres Anſehen! Ueber Alles ſcheint mir ein freudiges Feiern ausgebreitet zu ſein. Mit ganz anderen Gefühlen ſtreiche ich dann durch Flur und Wald, ganz anders, als ſonſt, tönen mir die Geſänge und das Zwitſchern der Vögel.

„In dem Worte Sonntag lag von jeher für mich ein unbeſchreiblicher Inbegriff aller Wonne. Ich erinnere mich noch, daß ich als Knabe nur eine allgemeine, feſtſtehende Hoffnung, und zwar blos von einem Sonntage auf den andern hegte. Die ganze Woche war für mich ein einziger Tag. Im hellſten und unerfreulichſten Lichte ſtand mir die Mittwoche, als Mittag, der Sonnabend aber als Sonnenuntergang um ſo deutlicher vor den Augen, je öfter ich an dieſem Tage mit meinem Vater hinausflüchtete in das Freie, bis uns die Abendglocke wieder heimrief. Nun dunkelte der Sonnabend ſtille fort und vom Geſimſe funkelte heimlich ſchon der Sonntag in den blankgeſcheuerten Zinngeſchirren herunter auf mich.

„In heimlicher Freude ſchlüpfte ich in mein Bett, und unter den herzlichſten Gebeten ſchlief ich zu den bunteſten Träumen ein.

„Ehe ich mir es verſah, guckte der Sonntag leuchtend zum kleinen Kammerfenſter herein, zum fröhlichen Beten und Singen den Langſchläfer aufzuwecken.

„Soll ich dir, mein Freund! das heimlich ſüße Grauſen beſchreiben, wenn ich wohlgeputzt darauf in der Kirche ſaß, vor Andacht nicht beten konnte; und wie dann neben mir der Choral in mächtigen Accorden aus der Orgel hervorquoll und durch das Kirchengewölbe hinüber, hinunter und empor brauste, während die Frauen des Dorfes duftende Sträuße von Federnelken und Geſangbücher, worauf zierlich die weißen Taſchentücher zuſammengelegt waren, in den Händen, mit ſittig niedergeſchlagenen Augen zur knarrenden Thür hereinzogen?!

„In meiner kindlichen Träumerei glaubte ich ernſtlich, die vielen Engelsköpfe am Altare müßten nun lebendig ſein, mit zum Geſange einſtimmen und mit ihren goldenen Flügeln im hellen Strahle der Morgenſonne, welche durch die gemalten Kirchenfenſter hereindämmerte, an zu fliegen fangen.

„Stets ſaß ich während des Gottesdienſtes in einem finſtern Winkel, an die Orgelwand mit dem Ohre hingeſchmiegt, um das große Donnern der Töne durch alle meine Nerven beben zu laſſen.

„Wie oft habe ich da in mein vorgehaltenes Taſchentuch Thränen des heiligſten Entzückens vergoſſen!“

„O, die Tage meiner Kindheit!“ rief Heinrich laut, „daß ſie auf ewig dahin ſind!“

„Sie kommen wieder!“ entgegnete Georg; „aber nur auf der Jacobsleiter des Traumes ſteigen ſie herunter zum ſeligen Menſchenherzen.“

Zweites Kapitel.

„Erzähle weiter!“ bat Heinrich, „wie auch fernerhin die Poeſie dein junges Herz erregt hat.

„Mir iſt bei dieſer deiner Erzählung, als wenn ich an einem Weihnachtsmorgen vor Tagesanbruch durch die Ritze eines Fenſterladens hineinblickte in deine hell erleuchtete Kinderſtube, und ſähe die tauſend bunten Sachen, den grünen Paradiesgarten mit den Schäfern und Lämmern und den heiligen drei Königen, aufgeſchmückt, auf dem Tiſche, und darüber den Chriſtbaum, ſchwer von goldenen Aepfeln und Nüſſen und mächtigen Pfefferkuchen, mit ſeinen hundert Wachslichtern funkeln und leuchten, und dich, den Gebieter über alle dieſe Herrlichkeit, unermeßlich reich davor ſtehen. Erzähle weiter, Freund!“

„Du haſt mir,“ verſetzte Georg, „mit dieſer Weihnachtsſchilderung das ſchönſte Kapitel aus jener Zeit zum Voraus weggenommen. Zur Strafe will ich dir nunmehr einige Jahre überſpringen.

„Du findeſt mich wieder unter einem ſchattigen, weißblühenden Hollunderſtrauche, mit einem Buche, das mir viel zu ſchaffen macht, in der Hand.

„Ich muß dir zuvörderſt bemerken, daß ich mit dem Sohne des Cantors, einem meiner tollſten Jugendgenoſſen, in inniger Freundſchaft lebte. Sein Vater hatte eine ziemlich gute Handbibliothek von Ueberſetzungen alter Klaſſiker. Plutarch's Leben berühmter Männer hatte mir mein Freund daraus entlehnt.

„Wie dieſes Buch, ob ich gleich deſſen Verſtändniß nur ahnen konnte, ſich meines ganzen Weſens bemeiſterte, wie ich es las und wieder las, wie endlich Theſeus, deſſen Geſchichte mich am Meiſten feſſelte, in der abenteuerlichſten Tracht in allen meinen Träumen lebte, davon kannſt du dir keine Vorſtellung machen!

„Später kam mir durch denſelben Freund Diodor aus Sicilien in die Hand und Shakeſpeare's Romeo und Julie in der Eſchenburg'ſchen Ueberſetzung, zugleich ein alter Virgil, wo hinter jedem lateiniſchen Satze die deutſche Ueberſetzung folgte.

„Daß alle dieſe Welten nur, wie verworrene Traumbilder, auf den wißbegierigen Knaben einwirkten, brauche ich dir nicht erſt zu geſtehen. Doch hatten dieſe Bücher einen mächtigen Einfluß auf mein Träumen und Denken.

„Eine ungemeſſene Sehnſucht, über die Berge hinüber zu wandern in die weite Welt, beherrſchte mich ganz. Täglich ſtieg ich in jener Zeit heimlich und einſam auf den Kirchthurm hinauf und ſtarrte zu den Schalllöchern ſtundenlang hinaus in das Blaue. Der ſtarke Wind, welcher zuweilen die Glocken neben mir leiſe ertönen ließ, ſchien ſich dem ſchwärmenden Knaben zu verkörpern und in geheimen Liedern mit ihm zu ſprechen von ſonderbaren, geheimen, lockenden Wonnen.

„Was kann ich dir weiter ſagen, als daß die klare Zeit der Kindheit damals von mir gewichen war und ein fremdartiger Geiſt mit allem ſeinen Entzücken und Schauern zu meiner gereizten Seele ſprach?"

Georg und Heinrich kamen jetzt über eine lange Reuthe, auf welcher unzählige gelbe Blumen erblüht waren, hinüber. Gedankenvoll ſchwiegen Beide.

Eine Birkhenne, ihre piſpernden Küchlein um ſich her, ſcharrte am Waldſaume und ſpreitete ihr Gefieder aus, ſich in der Sonnenwärme zu baden, — jetzt gewahrte ſie aber die Wandelnden, lang ſtreckte ſie den Hals empor, ſchaute mit ihren rothen Augen ſchüchtern ſie an und verſchwand, wie ein Blitz, laut kluckend, im Gebüſche mit der flüchtigen Brut.

„Und wie kamſt du denn endlich,“ fragte Heinrich, „wieder zu dir ſelbſt?“

„Erſt nach einer Reihe von Jahren,“ verſetzte Georg, „nachdem ich durch Klopſtock's Meſſiade, ſpäter durch Schiller's Trauerſpiele, von Neuem die Scene im Orgelwinkel vielfach, nur in anderer Weiſe, in mir ſelbſt wiederholt fühlte. Nur erſt durch Goethe's und Shakeſpeare's Werke, beſonders auch endlich durch das Nibelungenlied kam ich wieder auf mich ſelbſt zurück.

„Hiermit haſt du den Abriß meines innern Jugendlebens und meines Verkehrs mit denjenigen Geiſtern, welche bedeutenden Einfluß auf meine Ausbildung ausübten.“

„Du vergißt die neukatholiſch-romantiſche Schule zu erwähnen,“ verſetzte Heinrich.

„Ihre Anſichten,“ entgegnete Georg, „ihre Leiſtungen haben nur in Einzelheiten mich angeſprochen; aber im Ganzen widerſtand mir überall die blaue Blume, dieſes ewige Hineinſchwindeln in das Unausſprechbare. Dieſe Kunſtſehnſüchteleien, dieſe ungeſunden Krämpfe, woran die Meiſten dieſer Neuromantiker leiden, waren mir ſtets unbehaglich. Nur einzelne Werke dieſer neueren Dichter ergötzten mich, aber nur dann, wenn der Stoff ſelbſt über ihre trüben Anſichten, wie bei Schiller, die geſunde Natur der Geſchichte über die gleich krankhafte Schickſalsidee in ſeinem „Wilhelm Tell" geſiegt hat." —

So ſprachen die Freunde noch lange fort im Austauſche mannigfaltiger Anſichten.

Nachdem ſie noch eine Zeit lang in gerader Richtung den Wald durchſchnitten hatten, gelangten ſie hinaus in das Freie, wo ſie eine weite Ausſicht in das Thal hinunter, über die niedrigeren Berge mit ihren Dörfern und Weilern hinüber, genoſſen.

Georg lagerte ſich im Schatten eines Ahorns auf einer Felſenplatte, welche über eine Quelle zum Theil hinüber hing, nahm ſeine Schreibtafel heraus und ſchrieb Einiges nieder, während Heinrich, auf den Rücken gelegt, zum Himmel emporſtarrte, wo flockige Silberwölkchen in mancherlei Bildern gekräuſelt vorüberflogen.

Nach einer Weile ſagte Georg, die Schreibtafel zuſammenlegend: „Ich fühle einen recht muntern Hunger. Schleuß' dein Speiſeſchränkchen auf, Bruder! und rücke mit dem Inhalte heraus; denn, Gott ſei es geklagt! vom Reimen und Träumen wird der Menſch nicht ſatt."

„Das iſt ein braver Gedanke," verſetzte Heinrich, „ein Gedanke, der immer zeitgemäß bleibt!" —

Alsbald brachte er aus ſeiner Jagdtaſche mit unverhohlener Behaglichkeit Tüchtiges und Brauchbares heraus; ſelbſt ein Fläſchchen Wein war nicht dabei vergeſſen.

„Es iſt dennoch etwas Erbauliches," bemerkte Georg, „in der freien Natur und Halbwildniß ein Küchenkunſtſtück thätig zu bewundern und ein zahmes Fläſchchen Wein der Poeſie und dem Durſte zu Ehren auszuſtechen."

Drittes Capitel.

Gemüthlich plaudernd ruhten die Freunde dort von der erſten, großen Hälfte ihres Spazierganges aus. Erquickliche Kühle verbreitete das muntere Gewäſſer der Quelle. Furchtlos badeten ſich vor ihnen im Waſſergraben die bunten Finken und gelben Ammern. Allerlei Käfer mit rothgeſprenkelten, grünen oder blauen und anders gefärbten Flügeldecken ſummten oder liefen über die Blätter und Blumen.

„Dieſe Quelle,“ begann Georg zu ſprechen, „heimelt mich eben ſo an, als wie ſie mich in ihrem Silberblicke an manche froh verlebte Stunde erinnert.“

„Richtig!“ verſetzte Heinrich, „komme auf den Weg, mir noch einige Scenen aus den Jahren deiner Kindheit zu erzählen. Mich freut es innerlich, auf Wieſe und Feld, im Garten oder in der ſtillen Stube mit dir zuſammen zu treffen; denn was du auch aus jenen Zeiten erzählen magſt, ſo iſt es mir dennoch, wie Selbſterlebtes, bekannt und daran erinnert zu werden, thut mir ſehr wohl.“

„Dieſe klare, murmelnde Quelle,“ fuhr Georg fort, „ſcheint mir vom Bache im Thale, welches hinter den Hügeln meines Geburtsortes ſich hinzog, mancherlei Grüße zuzuflüſtern. Dieſer Bach gehörte zum Landgute meines Vaters und goß ſich eine Stunde weiter von uns entfernt in den Rheinſtrom aus. Jeder Dümpfel darinnen, jeder Baum, jede Staude daran, war mir bekannt.

„Mir und noch einigen meiner Jugendgenoſſen ward es oft vergönnt, mit der Angel darin zu fiſchen; denn der Bach war nicht gar tief und wir ſämmtlich rüſtige Knaben.

„Am Liebſten jedoch fingen wir Krebſe, welche wir mit mancherlei Ködern auf die mit Netzen überzogenen Reifchen aus ihren heimlichen Höhlen unter den Erlenwurzeln hervorlockten. Wenn nun von allen Seiten die ſtattlichen Krebſe herankrochen mit ihren fühlenden Schnurren und wir nun am Ufer ſtanden, lauſchten, bis die genäſchigen Scheerenleute fangrecht in der Mitte ſchmauſend um den Köder ſaßen, und nun langſam und vorſichtig die Netzchen herauf an das Ufer hoben, welches Jubeln gab es da! —

„War nun der Torniſter des alten Jägers, welcher als Oberaufſeher uns mitgegeben war, tüchtig vollgefüllt, dann kam erſt die ſchönſte Ergötzlichkeit.

„In einer Krümmung des Baches lag, zwiſchen Weiden und Erlen verſteckt, der heimlichſte Dümpfel, tief genug, um uns bequem baden, und hinlänglich ſicher, um keine Gefahr nehmen zu können. Dorthin ging nun der Zug. Bald herunter waren die Kleider. Spürten wir uns abgekühlt, ſo tauchte ſich um die Wette der Schwarm der kleinen Fiſcher in den flüſſigen Spiegel. Die Spiele und Freuden der Griechenjugend, wie ſie mir Diodor beſchrieben hatte, wollten mir da wieder lebendig werden, wenn ich alſo in tauſendfachen Wendungen die glänzenden Leiber meiner Spielgenoſſen um mich her in den ſprühenden Fluthen des bewegten Waſſers gaukeln und plätſchern ſah. —

„Dieſer Bach und der Kirchthurm in unſerem Dorfe haben meine ſchönſten Stunden geſehen. Dieſe zwei Gegenſtände bleiben fortwährend unverwiſcht in meinem Gedächtniſſe, ſo geringfügig auch für einen Dritten Beides, und ſelbſt meine ganze Jugendgeſchichte ſein mag.

„Alles, was ich je gedichtet habe, geſchah im Gedanken auf dieſem Thurme zum Schalloche hinaus und alle ſchönen Genüſſe, welche mir ſpäter zu Theil geworden ſind, zogen, wie Sonnenſtrahlen, in dieſes Thal oder zu dieſem Thurme, ſich nach einem Punkt hinneigend, zurück.“

Während ſolcher Erzählungen gingen die Stunden des heißeren Mittags vorüber. Die beiden Freunde brachen auf und ſchlugen ſich ſeitwärts zurück nach der Gegend des Jägerhauſes zu. Erſt ſpät am Nachmittage gelangten ſie in das Thal hinunter, wo ſie in der Mitte einer grünen Raſenſtrecke das einſam gelegene Gebäude, unfern eines Teiches, welcher aus dichtem Birken- und Fichtengebüſche hervorblitzte, endlich gewahrten.

Das Thal war von ſteilen Bergwänden, auf welchen mancherlei Beeren, Kräuter und Waldblumen prangten, von zwei Seiten eingeſchloſſen. Auf den Gipfeln umher ſtanden, wie rieſige Wächter, hohe, dunkle Fichten, welche der ganzen Umgebung einen eigenthümlichen Charakter friedlicher Abgeſchloſſenheit aufprägten.

Viertes Capitel.

Wie die Freunde über den Bergabhang herunterkamen, hörten ſie die Töne einer Guitarre, von vielſtimmigem Mädchengeſange begleitet.

„Siehe da!“ rief Heinrich, „unſere Freundinnen haben ſich eingefunden! Siehſt du da drüben am Hügel die fröhliche Geſellſchaft hingelagert?“ Jetzt bemerkte auch Georg die munteren Gruppen.

Lina, Karoline und noch einige Mädchen ſaßen im Graſe und banden Sträuße von Waldblumen; vor ihnen auf einem bankartigen Steine ruhte Mathilde, die Saiten der Guitarre rührend; Heinrich's Mutter und die junge, rüſtige Jägersfrau nebſt einigen anderen Mädchen befanden ſich unſern davon an einem kleinen Tiſche unter einer breitaſtigen Linde im Schatten, Milch und Kuchen vor ſich.

Kaum hatte die Geſellſchaft die Beiden erblickt, ſo flogen ihnen vereinte Stimmen entgegen, woraus ſich nur die Worte: „O, Ihr Verräther!“ und: „Willkommen!“ zu wiederholten Malen hervorhoben

„Es iſt dennoch zu loben,“ redete Mathilde die Herbeikommenden an, „daß Ihr uns dieſe Aufmerkſamkeit ſchenkt; — darum heiße ich Euch im Namen der Uebrigen willkommen! denn ich muß ſchon wieder für die Geſinnung der Uebrigen der Mund ſein.“ „Ueber Euch wilde Waldmenſchen!“ verſetzte Frau Meier; „heute am Sonntage in Alltagskleidern im Walde herumzuſchweifen, das iſt unverzeihlich!“

Von Neuem hatte ſich die Geſellſchaft im Graſe umhergelagert. Die ſchöne, freie Natur hatte Aller Augen zu dem mildeſten Feuer verklärt und die Wangen der Mädchen zu lieblichen Roſen aufgeblüht.

Georg hatte ſich zu Lina's Füßen hingeſetzt; ſeine Augen empor in ihr holdſeliges Antlitz, ſein Haupt ſtreifte an ihren ſchneeigen, ſein gerundeten Arm. Die Blumen an ihrem Buſentuche zitterten von der bewegten Bruſt.

Die ſinnige Karoline nahm jetzt die Guitarre auf und ſprach heimlich lächelnd: „Unſer Dichter wird uns endlich zerſchmelzen, wie es ſcheint.“ Mathilde rief dazwiſchen: „Daß wir endlich von ihm nur noch als letzten Ueberreſt einen Seufzer heimbringen!“ Georg verfärbte ſich bei dieſen Worten und griff ſchnell zur dargebotenen Guitarre. Lina entwich zu ihrer Pflegemntter.

„Singen Sie,“ rief die fröhliche Mathilde, „um den beſten Lohn, der dem Sänger nur anſtehen möchte!“

„Das iſt,“ rief Heinrich, „ein wack'rer Frauenkuß, und hier in dieſem Falle die Reihe herum!“ „Deine alte Heimtücke, du ſcheinheiliger Schalk!“ verſetzte Mathilde, „kannſt du nie vergeſſen; — und dir zum Trotze ſoll der Vorſchlag angenommen werden, wenn der gute Georg ein Lied, ein eigenes und neues, ſingt, das uns Allen gefällt; — aber Allen muß' es gefallen!“ —

„Georg!“ rief Heinrich, „das gehe nicht ein, das iſt eine bekannte Geſchichte, und nicht einmal eine neue Weiberliſt! Dein wohlverdienter Lohn wird dir mit aller Ausflucht vorenthalten werden.“ Georg aber verſetzte: „Ich nehme den Vorſchlag an, und was ich von unſerem Waldgange heute mit hinwegnehme, ſollen Sie hören, ſo wie ich mich Ihrem Willen völlig unterwerfe.“ „Bravo!“ riefen die Mädchen, und triumphirten mit Winken und Blicken über den ruhig im Graſe gelagerten Widerſacher. Georg aber begann zu einfachen Accorden vorzuſagen:

„Mit den Bäumen ſpielt der Wind,
Küßt die Blume ſtill im Mooſe;
Ruhig in des Waldes Schooſe
Lieg' ich hier, ein träumend' Kind.
Ach! herab von allen Zweigen
Will ſich ſel'ger Himmel neigen.

Aus dem fernen Thal empor
Dringt des Waldhorns tröſtend' Hallen
Und des Tones Geiſter wallen
Durch die Waldesnacht hervor.

Gleich als wollten ſie mir ſagen
Von der Kindheit beſſern Tagen.

Und ein Vöglein guckt mich an
Mit den Aeuglein ſchwarz und niedlich,
Hüpft um mich ſo zahm und friedlich,
Pickt an meine Bruſt heran.
Vöglein! laß' das ruh'n im Herzen,
D'rinnen ſchlafen ſchlimme Schmerzen."

Kaum hatte Georg das Lied geendigt, ſo trat Mathilde in gebeugter, bittender Stellung mit flach zuſammengelegten, gehobenen Händen vor ihm hin und ſprach: „O wackerer Minneſänger, laß' deinen Liedermund nicht ſo bald ſchweigen! Sind wir auch keine Fürſtentöchter, ſo bleiben wir doch noch immer Mädchen, welche den Sang und Klang lieben! — Ich bitte dich ja ſo ſehr."

Dabei ſah ſie ihn an mit unwiderſtehlichen Blicken, und wie er freundlich nickte, hockte ſie ſich kinderhaft zu ſeinen Füßen hin und ſchaute mit zutraulichen, unſchuldigen Gluthaugen zu ihm empor.

Georg hatte ſich wieder in das, an ihm bekannte, Hinträumen verloren. Sein Geſicht wurde heller, ſeine Augen weiter, ein eigenthümliches Glänzen ſchien ſich um ſie zu weben.

Man merkte es ihm an, daß ſich die Außenwelt vor ihm mit Dämmerungen verſchleierte und ſich ſeine Sehkraft nach Innen richtete.

Endlich begann er die Saiten in Molltönen anzuſchlagen und aushallen zu laſſen, bis er endlich mit etwas zitternder Stimme in die Worte ausbrach:

„Wenn ſonſt die Knoſpen zerſprangen,
Die Blättlein brachen hervor,
So kam der Hirte gegangen
Am Alpenhang empor.
Das Blättlein kennet den Sonnenſchein;
Wo ſollte der fröhliche Hirte ſein?

Es grünet hell auf dem Berge
Für ſeine Lämmer das Gras;
Es ruft ihn oben die Lerche,
Singt ohne Unterlaß;
Es rauſcht im finſteren Tannenhain;
Wo ſollte mein fröhlicher Knabe ſein?

Und alle Blumen erſprießen,
Es drängt ſich jede herbei,
Den ſchönen Hirten zu grüßen
Im ſehnſuchtswarmen Mai.
Es möchte ſich Alles mit ihm freu'n;
Wo ſollte der muntere Hirte ſein?"

Während der letzten Strophe des Liedes war Lina mit dem Wieſenblumenkranze, welchen die Mädchen geflochten hatten, zu Georg hinangeſchlichen, und drückte ihm nun denſelben, als dieſer Geſang zu Ende war, auf die Stirne.

Im leiſen Schrecken fuhr er, wie er eben noch traumſinnig dageſtanden hatte, empor, und hing mit einem langen Blicke an Lina's Antlitze, welche ſcheu zurückwich.

Sein leicht geröthetes, von Begeiſterung umwobenes, von den in hellem Farbenfeuer leuchtenden Blumen leicht beſchattetes Geſicht gab einen eigenen, rührenden Anblick.

Um ihn herum hatte ſich die Geſellſchaft zur freundlichſten Gruppe vereinigt. Heinrich ſtand vor ihm, die Hände auf dem Rücken zuſammengelegt, die Augen zu Boden geſenkt, als wollte er ſich von Nichts in der Welt den Genuß dieſer Minuten rauben laſſen. Lina, ihren Arm auf Karolinens Schulter gelegt, zugleich an ſie hingeſchmiegt, mit vorwärts leicht emporgehobenem Frühlingsgeſichte, über welches ein ſüßes Räthſel einer ganzen Märchenwelt ſchwebte, hatte ſich ihm gegenübergeſtellt, Mathilde aber ſaß noch immer neben ihm zu ſeinen Füßen. Auch die beiden älteren Frauen hatten ſich herbeigemacht und dem Kreiſe ſich angeſchloſſen.

Als nun der Sänger auf der Laute von Neuem anſchlug, indem er die vorige Tonart wieder aufzunehmen ſchien, aber bald in eine neue überging, nickte Heinrich, wie für ſich, mit dem Kopfe, und ſprach halblaut: „Nun ſchließt er den Kreis mit einem neuen Bilde!" —

Georg's Seele ſchwamm auf den Tönen, welche leiſe und geheimnißvoll, wie wogende Waſſerfluth, oder auch wieder, wie lieblich lockender Feenreigen, anklingen mochten, gleich einem reinen, glänzenden Schwane einher.

Endlich drang ſeine kräftige Stimme im Liede vor:

„Mein Kamerad war ein Knabe,
Der Schlankſte vom ganzen Reich,
Stark mit dem geſchälten Stabe,
Kein Anderer kam ihm gleich.

Wir trieben auf grüne Matten
Des Vaters Heerden zumal;
Dort grasten ſie gern im Schatten
Am Bach' im düſteren Thal.

Im Erlenbuſche verborgen
Von Blättern und ſtaudigem Gras,
Dem Wellengemurmel zu horchen,
Ich ſtundenlang mit ihm ſaß.

Das war ein heimliches Wehen
Tief unten im ſilbernen Bach;
Wir glaubten das zu verſtehen,
Was flüſternd es zu uns ſprach.

Er war ein wackerer Knabe,
So ſüße, herzlich und gut;
Er ruht nun im feuchten Grabe,
Verſchlungen von dieſer Fluth.“

Ein allgemeines: Ah! flüſterte jetzt durch den Kreis. Man ſah ſich gegenſeitig eine Zeit lang an, als erwache ein Jedes aus einem Traume und wundere ſich, in Geſellſchaft Mehrerer ſich nun wieder zu finden.

Nur wahrhaft gefühlvolle Menſchen, welche ſich dem Zauber der Töne und der Dichtung ganz hinzugeben vermögen, können durch ſeine Macht zur Zeit, wie im magnetiſchen Hellſehen, in den wunderbaren Himmel, welcher ja in jeglicher Menſchenſeele verborgen und gebannt liegt, gläubig und ſelig verſetzt werden, um dort den Antheil an der Geiſterglückſeligkeit, welche der Menſchheit ſo gern entgegenfluthet, hinzunehmen und mit den zarten, leiſe wachſenden Flügeln der Pſyche ſich zu erheben in das Unendliche.

Nur ſolche Gemüther können das Gefühl, in welchem ſich dieſe Geſellſchaft ſo traumwohl befand, recht mit Herz und Sinn begreifen.

Georg hatte die Laute in das Gras gelegt. Heinrich ſchüttelte ſeinem Freunde die Hand, und ſprach zu den umſtehenden Mädchen gewendet: „Aber, wie ich glaube, ſollte der Sänger nicht nur mit kalten, feuchten Wieſenblumen abgelohnt werden, ſondern vielmehr mit dem Vergänglichſten und Schönſten zugleich. Mathilde, du haſt gewiſſermaßen den lieblichſten Preis ausgeſetzt, löſe darum dein Wort zuerſt, und ich will dich nach Gebühr loben!“ —

Ein wenig verlegen ſtand eine Weile das fröhliche Mädchen kämpfend mit ſich ſelbſt. Als aber Georg nahte, ſprach es: „Ich ergebe mich dem Willen des Schickſals! Hier! — und lache nicht, Schelm!“ — Mit dieſen Worten gab ſie dem Sänger einen ſchnellen, herzhaften Kuß, und wie er aufgeregt nach einem zweiten haſchte, einen gelinden Schlag auf den Mund.

Heinrich war munterer, als je, geworden. Die ſpröderen Freundinnen hielt er neckiſch dem Freunde entgegen, ſo daß dieſer faſt allenthalben unter dem ergötzlichſten Lachen der ganzen Geſellſchaft ein glücklicher Dichter war.

Nur Lina ſtand noch zögernd in der Ferne. Georg näherte ſich ihr. Tiefe Röthe im jungfräulichen Bangen übergoß ihr Geſicht. Er faßte mit flehenden, innigen Blicken, welche in ihr geſenktes Auge zu dringen begehrten, ihre zitternde Hand. So ſtanden ſie ein Weilchen. „Darf ich bitten?“ flüſterte Georg. Wie in wunderſamer Angſt rief ſie: „Nein! Nein! Laſſen Sie mich!“

Eine große Thräne ſtürzte aus ihrem ſcheuen Auge. Beſtürzt ließ Georg ihre Hand fahren. Die übrigen Mädchen machten ihr ein böſes Geſicht. Die Heiterkeit der Geſellſchaft war geſtört.

Frau Meier mahnte zum Aufbruch. Stillſchweigend ſchlugen die Mädchen ihre Tücher um, und zogen in gleichgültigen Geſprächen, Lina mit ihrer Pflegemutter, Arm in Arm, das Thal hinunter der untergehenden Sonne zu. Georg und Heinrich gingen langſam hinterdrein.

„Weibergrillen!“ ſprach Heinrich verſtimmt vor ſich hin; Georg aber ſchwieg und fühlte ſich beengt.

Die Abendglocke rief die Sonne und die Menſchen heim. So zog die Geſellſchaft auf dem Wieſenfußſteige am Ufer des murmelnden Fluſſes dahin und gelangte bei werdender Dämmerung ſchweigſam im munteren Städtchen an.

Sechstes Buch.

Erſtes Capitel.

Eines Morgens kam Rudolph, feſtlich geputzt, in das Gartenhaus zu unſeren Freunden. Er wurde freundlich bewillkommnet; aber ſo munter der Geſelle auch ſonſt geweſen war, ſo ſchien es doch, als ob er jetzt, mit vielfacher Verlegenheit kämpfend, keine paſſenden Worte finden könnte, um ſein Anliegen über die Zunge zu bringen.

„Ich möchte doch wiſſen,“ begann Heinrich, „was unſerem Freunde das Herz drückt; ſitzt er doch hier, wie eine junge Braut, welche nicht weiß, ſoll ſie zum Zeitvertreib ein Weniges lachen, oder ein rührendes Solo abweinen?“

„Wenn Ihr mir kurze Aufmerkſamkeit ſchenken, und mein Herz erleichtern helfen wollt, ſo wäre es am Beſten, ich erzählte Euch die ganze Geſchichte.“

„Sie haben geduldige Zuhörer und Freunde vor ſich,“ verſetzte Georg.

„Wohlan!“ fing Rudolph an, und verzog den Mund, wie ein Kind, das heimlich ein Stückchen Zucker genaſcht hat; „Gott ſchuf ein Männlein und ein Fräulein, um von Adam und Eva zu beginnen; da ich nun ein Männlein, obendrein Advocat und Notar, übrigens auch bereits dreißig Jahre alt bin, ſo möchte es gerade Zeit ſein“ —

„Den alten Adam aus- und den neuen anzuziehen!“ rief mit herzlichem Lachen Georg.

„Unterbrecht mich nicht,“ fuhr Rudolph fort, „ſonſt laufe ich mit meiner Predigt davon! Mit obigen Gedanken ſaß ich geſtern Abend in unſerem Grasgarten, welcher eben abgemäht war. Ich ließ muſternd in meinen Gedanken die ganze Geſellſchaft unſerer Freundinnen an mir vorübergehen. Je mehr ich erwog, deſto bänglicher wurde mir. In dieſem Augenblicke kam die gute Karoline, meine Schweſter zu beſuchen, oben zum Garten herein. Dich führt mein guter Engel her! ſagte ich für mich.

„Karoline kam zu mir heran; ich ergriff ihre Hand und vermochte ſie, mit genüglichem Sträuben ihrer Seits, ſich neben mich auf die Grasbank zu ſetzen. Nach manchem Hin- und Herreden ſprach ich: „Karoline, eine Neuigkeit; ich werde mich verheirathen!“ „Mit wem?“ fragte ſie verlegen dagegen, und ſtand auf; ich aber warf mich vor ihr nieder und rief verwirrt: „Karoline, ich tauge zwar nicht viel, ſonſt aber bin ich gut, dir aber vor Allem!“ Küſſe und Betheuerungen beſiegelten unſern Bund.

„Damit aber Nichts bei dem Vertrage unſerer Herzen fehlen ſollte, kamen meine Eltern mit Mathilde heraus in den Garten; ich ſtellte ihnen meine Braut vor. Das gab ein ſich freuen und küſſen! —

„Mein Vater, immer raſch, wie ich ſelbſt, war hurtig zurück in die Stube, ſchnell im Sonntagsrocke und brautwerbend, ohne daß wir es wußten, bei Karolinens Eltern, welche bald mit ihm, Freudethränen in den Augen, herüber zu uns kamen.‘

„Seht, Freunde, ſo ward die Verlobung noch geſtern Abend aus dem Stegreiſe gefeiert, und unſere Mütter gaben ihre eigenen Brautringe her, um uns Beide auf ewig zuſammen zu ketten."

Unſere beiden Freunde wünſchten ihm von Herzen Glück; Rudolph aber fuhr fort: „In drei Wochen wird unſere Hochzeit gefeiert, mein Vater ſchreibt ſchon ſeit einigen Stunden an Einladungsbriefen und die Hochzeitbitter rennen und laufen; bei Euch, Ihr Freunde, wollte ich aber ſelbſt der Herold meines Glücks ſein und Euch zu meinem groſſen Feſttage einladen.

„Nun habe ich vor der Hand nur noch den Wunſch: Euch angehenden Hageſtolzen ein gutes Beiſpiel, das Euch zu baldiger Herzens- und Sinnesänderung ermuntern möge, gegeben zu haben."

„Du haſt deine Sache," verſetzte Heinrich, „überall gut gemacht. Unſere Freude wegen deines Glückes, unſern Dank für deine Güte lies auf unſeren Geſichtern! und nun ſtärke dich, du Süßgewordener, mit einem herben Glaſe Burgunder."

Rudolph nahm das dargereichte Glas und ſprach:

„Was kann ſchöner auf Erden ſein,
Als in der Freunde holdem Verein
Einen kräftigen Feuerwein,
Und trautes Weib für ſich allein?"

„Seht den argen Renegaten des Hageſtolzenthums!" erwiederte Georg, „er, früher aller Poeſie abgethan, erlebt nun in ſeinen alten Tagen noch das Unglück, Verſemacher zu werden!"

„Das kränkt mich nicht ſo ſehr," entgegnete Rudolph, indem er Hut und Stock nahm, „als daß ich Euch, Ihr Lieben, jetzt verlaſſen muß; denn auch ein Bräutigam hat ſeine Sorgen!“

„So nimm denn,“ ſprach Heinrich, „zu deinen übrigen Sorgen noch tauſend Grüße und Glückwünſchungen von uns an deine liebe Braut und Doppeleltern mit!“

So ſchied denn der fröhliche Bräutigam munter von den Freunden.

Kurz nachher ward an Heinrich ein Brief überbracht. Nachdem er ihn geleſen, ſagte er zu ſeinem Freunde: „Das wird uns manche vergnügte Stunde machen! Graf Rüderig iſt mit ſeiner Gemahlin wieder auf ſeinem Schloſſe, im benachbarten Ellerhauſen, aus dem Bade zurück angelangt, und meldet mir eben ſeine Ankunft. Du mußt ihn kennen lernen.

„Er iſt ein Edelmann, wie man ſich nur einen ſolchen in der gefälligſten Form denken kann. Er iſt in meinem Alter und erſt ſeit einem Jahre verheirathet. Er iſt im Geſpräche geiſtreich, im Umgange gewandt, übrigens ein Verehrer jeder ſchönen Kunſt.“

„Du malſt mir hier ein wahres Ideal von einem Manne,“ verſetzte Georg, „und machſt mich in der That begierig, eine ſolche vornehme Bekanntſchaft zu machen.“

„Dennoch,“ erwiederte Heinrich, „iſt es leicht möglich, daß ſein Weſen dich wenig anſpricht. Seine bequeme, gemeſſene, kalte und dennoch freundliche Weiſe, in welcher er ſich zu geben gewohnt iſt, zieht eben ſo an, als ſie abſtößt. Wie dem aber auch ſein mag, wahr iſt es, daß er ſeinen unermeßlichen Reichthum nur als Mittel betrachtet, ſich und Anderen das Leben in jeder Richtung hin angenehm zu machen. Vorzüglich liebt er dramatiſche Vorſtellungen. In ſeinem Schloſſe hat er ein Liebhabertheater errichtet und unter Anderen im vorigen Winter ſelbſt mich vermocht, einmal die Rolle eines alten Polterers in einem Luſtſpiele zu übernehmen. Hat der Graf eine Leidenſchaft, ſo iſt es die für die Bühne.

„Ich zweifle nicht, daß er bald ſein altes Steckenpferd wieder in Gang bringen wird, und, ich irre nicht, an dir, meinem poetiſchen Freunde, wird er eine gute Eroberung für das Liebhabertheater machen.

„Ich ſelbſt habe mich nie mit dem Charakter des Grafen völlig ausſöhnen können; er iſt im Grunde ein angenehmer Egoiſt, der uns Alle nur in ſofern zu ſeinen Ergötzlichkeiten, als wir ihm Mittel dazu ſind, hinzu zu ziehen weiß.

„Die Gräfin dagegen iſt eine ſanfte, liebenswürdige Frau, deren Nähe auf Jeden wohlthuend einwirkt."

Auf ſolche Weiſe bemühte ſich Heinrich, ſeinen Freund in allen Verhältniſſen, welche ſie umgaben, vertraulich einzuweihen.

Es war das ſchöne Band edelſter Freundſchaft, welches dieſe zwei wackeren Menſchen verband.

Selten nur geſtattet ein glückliches Geſchick, daß ſich eine ſolche innige Vereinigung zwei ſolcher Seelen verwirkliche; denn faſt nie verläßt der Irrthum und Wahn die Menſchen ſo ſehr, daß der Beſte im Gleichen ſich und das Glück ſeligen Brüderthums völlig erkennen könnte und dieſes edle Gewächs des Himmels zu Blüthen und Früchten unbehindert empor zu pflegen vermöchte.

Zweites Capitel.

Mancherlei hatten in dieſen Tagen die Freunde mit einander zu beſprechen, Vieles zum bevorſtehenden Hochzeitsfeſte Rudolph's und Karolinens anzuordnen, um das glückliche Paar freudig damit zu überraſchen. Feſtſpiele wurden erſonnen und wieder verworfen, Gedichte angefangen und nicht vollendet.

So kam endlich der Feſttag heran.

Wie es Sitte der Gegend war, zogen die Hochzeitsgäſte, mit rothſeidenen Bändern geſchmückt, in ihrer Mitte das Brautpaar, voran ein Chor Muſikanten, auf Clarinetten und Hörnern blaſend, auf die Kirche zu. Im munteren Lärm ſprangen Schaaren von Kindern um den Zug herum, und auf dem Thurme tönten die Glocken den Jubel viel glücklicher Menſchen weit über das Städtchen hinaus in die Luft.

Hand in Hand gingen die Freunde zu Ende des Zuges, zu Erinnerungen an Längſtvergangenes nicht ohne Schwermuth hingeneigt. Gegenſeitiger Händedruck verdolmetſchte ihnen dieſe verhohlenen Gefühle stiller Wehmuth, welche ſo gern den Unglücklichen beim Anblicke allgemeinen Frohſinns neidlos im milden, wohlthuenden Trauern überſchleicht.

Die Trauung war endlich vollzogen und die Brautthräne geweint. Ueber den Himmel flog beim Heimzuge ein leichtes Wölkchen, das im leichten Nebelthau herunterfeuchtete. Der fromme Glaube der Umgegend hielt dieſes für ein Vorzeichen, welches dem jungen Paare Heil und Segen verkünden wollte. —

Auf rothen, mit Wein benetzten Schwingen verflogen ſcherzend die Nachmittagsſtunden.

Lina war in der Mitte ihrer Freundinnen zur lieblichſten Roſe erblüht. Ihre Schönheit, mit der eigenthümlichſten Anmuth verſchwiſtert, bezauberte die ganze Geſellſchaft und die heiligſte Unſchuld, welche im milden Lichte ihre ſanftbewegten Augen, ja! das ganze Antlitz verklärte, riß Männer wie Frauen zu unbedingter Huldigung hin. Dennoch blieb ihr Weſen, ſeines Zaubers ſich unbewußt, wie das eines herzlichen Kindes.

Georg fühlte ſich immer mehr zu ihr hingezogen; ihm war es, als müßte er vor geheimen, ſüßen Schmerzen aufſchreien: „Aquilina! du biſt es ja, zürne nicht mehr dem Wortbrüchigen!“ Dann ſprach wieder ſein Verſtand: „Georg, biſt du ſo wenig der Herrlichen eingedenk, daß du ſie, wenn gleich an ihre irdiſche Schweſter, zum zweiten Mal verrathen willſt? Georg, überſtehe kräftig dieſe Prüfung!“ — Sah er aber wieder hin auf die Holdſelige, ſo vergingen ihm dennoch wieder alle ſchönen Grundſätze, welche er mühſam errungen hatte.

Da man mit dem Feſtmahle noch anſtand, um den Grafen Rüderig, welcher ſeine Anweſenheit zugeſagt hatte, zu erwarten, ſo eilte Georg in die werdende Nacht und in die freie Natur hinaus, um den Kampf in ſich zu ſchlichten und zu beſchwichtigen.

Der Himmel hatte ſich umzogen, kein einziges Sternbild glänzte oben. Er ging ſchnell und kam bald aus dem Städtchen und Häuſern hinaus.

Wie er einſam hinſchlenderte, ſprach er für ſich: „Warum, o! warum mußte ich ihr begegnen? dieſem göttlichen, jungfräulichen Weibe, welches ihr ſo ſeltſam gleicht? Warum muß dieſe ſchwere Prüfung, welche ein ſteinernes Herz kaum beſtehen könnte, meiner leicht erregten Seele auferlegt ſein? Ich will ſtark ſein!“ rief er, „ich will durch jegliche Buße, welche du mir, Aquilina! auferlegſt, deiner und aller deiner Herrlichkeit, welche um dich iſt, wieder mich werth machen! — Und wenn ſie es nun ſelbſt wäre?“ Die Gedanken gingen ihm herüber und hinüber.

Ihm war thränenweich zu Muthe; die verrätheriſche Glath aber, welche in ſeinen Augen brannte, verſagte ihm die Labung der Thränen.

Heftig preßte er den Goldreif, welchen ihm einſt Aquilina gegeben, an ſeine Bruſt, als könnte er dadurch die Zwietracht ſeines Innern erdrücken.

Es war um ihn endlich die Nacht ſo finſter geworden, daß er kaum mehr den Weg erkennen konnte. Er wollte ſchon wieder umkehren, als er auf einmal das Getöſe des Galopps einiger Reiter, welche die Straße von Ellerhauſen herunterkamen, vernahm.

Er blickte auf und ſtarrte ihnen verwundert entgegen; denn die Augen des einen Reiters glänzten durch die düſtere Nacht her, wie zwei feurige Kohlen, und Georg kannte nur Einen, welcher ſolche ſchauerlich prächtige Augen hatte. Die Reiter kamen heran. Der Feueraugige hielt ſogleich das Roß an, und rief: „Georg, biſt du es?“ „So heiße ich,“ entgegnete dieſer, „und du biſt Voland!“ —

„Sie kennen ſich?“ ſprach der zweite Reiter mit wohllautender Stimme. „Es iſt der junge Freund,“ verſetzte Voland, „welcher auf jenem Maskenballe in C… vor vier Jahren Ihre Lebensanſichten ſo gewandt beſtritten hat.“

„Willkommen!“ rief der Graf, — denn dies war der zweite Reiter, — „ſo ſind wir ja alte Univerſitätsfreunde.“

So wurden unter dem nächtlichen Himmel alte Bekanntſchaften munter erneuert.

Der Graf hieß den Diener, welcher ihnen nachgeritten war, abſteigen, und Georg das Pferd vorführen. Wie auf Schwingen des Sturmwindes flog nun die Geſellſchaft in das Städtchen hinein.

Drittes Capitel.

Mit Herzlichkeit und Jubel wurden die Längſterwarteten im Hochzeitshauſe empfangen, und Georg hatte kaum Odem genug, um alle Fragen, wie er mit den Willkommenen zuſammen gekommen ſei, zu beantworten.

Der Graf hatte ſich zu den Eltern des Brautpaars und zu dieſem ſelbſt gewendet, Doctor Boland als einen ſeiner alten Bekannten, welcher jetzt bei ihm auf Beſuch wäre, vorgeſtellt und auf artige Weiſe eingeführt.

Während des langen Tiſchgebetes zog Boland ſeinen ehemaligen Reiſegefährten in das Fenſter und flüſterte ihm Eins um das Andere zu.

Bald waren um die köſtliche Tafel herum die fröhlichen Gäſte verſammelt. Obenan ſaß das Brautpaar, Lina daneben, weiter unten Georg zwiſchen dem Grafen und dem Doctor.

Eine allgemeine Heiterkeit hatte ſich über alle Geſichter ausgegoſſen. Witz und Scherz flog hinüber und herüber.

Vor Allem belebte Doctor Boland mit mancherlei Taſchenſpielereien die Tafelgenoſſen, indem er bald aus einer Weinflaſche vielfarbiges Feuer ſpielen, bald den Apfel unter der Hand der Tiſchnachbarin als Sperling fortfliegen ließ. Ein ausgelaſſenes Gelächter wußte er anzuſchüren und zu unterhalten.

Der Geiſt des Weins regte immer lebhafter die Gemüther an. Ein Trinkſpruch um den andern erklang. Wie einmal die Unterhaltung ebbete, hob Voland das Glas und rief:

„Es leb' des Feuers ſchöne Macht,
Das Feuer, das den Wein gemacht,
Das in dem Buſen Aller bebt;
Der alte Feuergeiſt, er lebt!“

Rings fiel der Chorus ſchallend ein: „Der alte Feuergeiſt lebe! lebe hoch!“ — Und abermals hob er ſich und rief mit beſonderem, ihm eigenen Lächeln:

„Der Schlangenring der Ewigkeit
Soll ſtets um unſ're Herzen ſchweben;
So ſoll auch heut' die Schlange leben!“

„Die Schlange ſoll leben!“ klang es ringsum ſchallend und gellend ſchmetterten die Trompeten und Pauken in langer Fanfare.

„Fräulein Lina,“ flüſterte der Graf zu Georg, „iſt fürwahr das liebenswürdigſte Weib, das ich nur je geſehen habe, dazu gemacht, um einen Mann auf ewig zu feſſeln.“

„Venlot!“ verſetzte auf der andern Seite Voland, „du weißt, ich haſſe die Thorheit, welche man Liebe nennt, ſo ziemlich; aber dennoch will ich gern glauben, daß ein Mann, welcher dieſe Jungfrau die Seinige nennen könnte, wirklich zu beneiden wäre. Wie lieblich ihr Blut durch die zarte Haut ſchimmert! — Es iſt, als wenn der Hauch ihres Odems, vor dem ihr Buſen im leiſen Wogen aufbebt, den ewigen Jüngling Bachus aus dem Olymp herabzaubern könnte, um ſie, eine ſchmachtende Ariadne, zu der Seligkeit ewigen Genuſſes emporzuheben! Tiger müſſen vor ihren Blicken gezähmt ſich hinſchmiegen, um ihr zu dienen.“

Georg fühlte bei dieſen Worten ſein ganzes Blut empört, und nur vergebens ſuchte er dieſes Feuer, welches in ihm brannte, mit Wein abzulöſchen. Immer mehr ging ihm die ruhige Beſinnung verloren, und immer ſchwächer ſprach die warnende Stimme in ſeiner Bruſt zu ihm.

Endlich wurde die Tafel aufgehoben. Man rückte Tiſche und Stühle zur Seite, um Raum zum Tanzen zu gewinnen, während unterdeſſen die Geſellſchaft in zerſtreuten Gruppen im Saale und in den Nebenzimmern plaudernd umherſtand.

Vergeblich hatte Heinrich ſeinen Freund von Boland abzuziehen geſucht; vergeblich regte ſich in Georg ſelbſt der Gedanke, daß doch eigentlich ſein leichtſinniger, ſchwer verbüßter Wortbruch in Perſien, welcher Aquilina vielleicht auf immer von ihm getrennt habe, durch Boland's Einfluß auf ihn verurſacht ſein möchte, umſonſt ſuchten ihn endlich Lina's umflorte Blicke, er ließ ſich dennoch gern von dem, zu vielfarbigen Lichtern des Witzes ausſtrahlenden, Geſpräche deſſelben hinreißen.

Er ſaß mit ihm an einem Tiſche und ließ ſich durch Trinkſprüche fortwährend verleiten, ſich des friſch duftenden Weinglaſes zu bedienen.

„Doctor!“ rief er, „es war dennoch ſchön, wie wir gleich einem Adlerpaare durch die Welt zogen! Daß ich in Perſien, ich werde ewig daran denken! das ſchönſte Kleinod meines Lebens ſo ſchändlich aufgeopfert habe!“ —

„Davon laß' uns heute ſchweigen,“ verſetzte dieſer; „nur der fröhlichen Gegenwart ſei dieſes Glas gebracht! Ich bitte dich, nur heute keine Sentenzen, nur heute keine Abendzeitung! Du biſt ein Narr! habe ich dir längſt geſagt, ein guter zwar, aber doch einer; nicht in der Vergangenheit, nicht im Künftigen, im Gegenwärtigen liegt das Glück. Wär' ich doch ſo jung und ſchön, wie du; ich wüßte dann, wo eine Roſe für mich blühte!“

Eben ſpielte die Muſik zum Tanze auf. Der Graf tanzte den erſten Reigen mit der Braut und führte ſie dann dem Bräutigam mit höflichen Verbeugungen wieder zurück.

Georg flog bereits mit Lina im Tanze den Saal flüchtig und leicht hinunter. „Ein ſchönes Paar,“ flüſterten die Zuſchauer umher, „das ſollte ſich nie trennen!“

Georg war eine Gluth, welche bis in ſeine Fingerſpitzen, mit welchen er die Hand ſeiner Tänzerin hielt, vorzuckte.

Nach geendigtem Reigen trat Heinrich zu ihm und flüſterte ihm zu: „Freund, ich kenne dich heute nicht mehr.“ Georg drückte ihn an ſich und einen feſten Kuß auf ſeine Wange und war ihm, und zu neuem Tanze entflohen.

Viertes Capitel.

Mitternacht kam unbemerkt heran. Kühlung zu genießen, war Georg in den Vorſaal gegangen und hatte ſich in ein Fenſter zurückgezogen. —

Nur ein Gedanke, oder vielmehr nur eine Anſchauung ſtand in ſeiner Seele. Nur dem Bilde Lina's, das ſeine Einbildung fortwährend ihm auch hier vorwob, war ſein ganzes Weſen hingegeben.

Vergebens, gleich einem Ertrinkenden, welcher nach einem ſchwimmenden Halm, um ſich daran empor zu helfen, inſtinktartig greift, ſprach er den Numen: „Aquilina!“ leiſe für ſich aus. Aber ſelbſt die Aehnlichkeit des Namens Lina mit dieſem, ſelbſt wenn ſie jener Ueberirdiſchen auch nicht wunderſam geglichen hätte, bannte den vielfach Aufgereizten und Aufglühenden in Lina's Zauberkreis.

Eben gingen mehrere ältere Damen, unter dieſen Rudolph's Mutter, an ihm vorbei, in die Brautkammer. Die Thüre blieb offen ſtehen. Ihm war es, als ob er in ein kleines Feenreich hineinſchaute.

„Und das hübſche Schlafhäubchen,“ ſprach bewundernd die eine Matrone, „mit den feinen Spitzen!“ „Es ſind welche aus Brüſſel,“ verſetzte die Brautmutter, „ein Handelsfreund hat ſie uns vor einigen Jahren bereits überſchickt.“ — „Wie weiß und ſauber die zwei Betten neben einander ſtehen!“ verſetzte eine Dritte; „Gott wird die guten Kinder ſegnen!“ —

Nachdem die Matronen ſattſam dieſes Heiligthum durchſchaut hatten, ſchlichen ſie ſich wieder davon. Georg ſeufzte im gedankenloſen Hinſtarren tief auf.

Plötzlich ſtand Voland vor ihm. „Freund,“ ſprach er, „zaudere nicht! ſchwärme nicht dem Glücke vorüber, und renne nicht dem Wahnwitze einfältiger Einbildungen nach!“ — Georg drückte ihm im ſtummen Schmerze verhaltener Neigung zu der unwillkührlich Geliebten die kalte Hand.

Voland faßte ihn beim Arme, zog ihn auf die andere

Seite des Saales, öffnete eine Thüre und ſchob ihn hinein; es war das für Karoline beſtimmte Wohnzimmer.

Eine Lampe, deren Schein durch übergedeckten, ſeidenen Schirm gemildert war, verbreitete über die zierlichen Umgebungen ein magiſches Helldunkel.

Lina, welche ſich dorthin, um von langwierigen Tänzen ſich zu erholen, zurückgezogen hatte, ſaß davor. Sie hatte auf ihren mildgerundeten, blendendweißen Arm ihr Haupt geſtützt, die blonden, halbaufgelöſten Locken quollen lieblich über und unter der Hand hervor.

Wie Georg eintrat, bebte ſie auf. Kaum hatte ſie ihn aber erkannt, ſo wich das erſte Erſchrecken einem weichen Lächeln, das um ihren roſig leuchtenden Mund ſchwebte. „Ach, Georg!“ ſprach ſie bewegt, „was kommen Sie jetzt hieher?“

Er faßte ihre Hand, ſie entzog ſie ihm nicht und er bedeckte ſie mit heißen Küſſen und brennenden Thränen. „Um Gotteswillen,“ rief die ſchöne Jungfrau, „ich beſchwöre Sie, entfernen Sie ſich!“ — Sie ſah mit unausſprechlicher Milde in ſein thränenfeuchtes Antlitz.

„Lina, liebſt du mich?“ flüſterte er, ſchlang ſeinen Arm um ihren Nacken, und in brennenden Küſſen ſchmolzen dürſtende Lippen zuſammen.

Von Neuem ſuchte er ihre Hand zu faſſen, da ſah er — und Gewiſſensſchauer packten grimmig ſeine Seele an — den Stein im Ringe, welchen ihm Aquilina gegeben, wie einen Stern, unzählige Strahlen auswerfend, im blendenden Lichte an ſeiner Hand funkeln. „Wehe mir!“ ſchrie er entſetzt, „ach, Aquilina! Aquilina!“ — und ſtürzte mit dieſen Worten zum Gemache hinaus.

Der Doctor ergriff ihn draußen und rief haſtig und leiſe, und wie in heimlich grimmiger Freude: „Herzensjunge, du weißt dich zu benehmen! Herzensfreund!“

„Verruchter!“ ſchrie Georg auf und ſchleuderte ihn mit Rieſengewalt von ſich. Ein leiſes, kaum hörbares Weinen ſchlich ſich wildfremd durch dieſes Getöſe hindurch.

Mehrere Gäſte ſtürzten aus dem Saale heraus und verworrene Stimmen riefen: „Was giebt es? Was war das?“ „Ha! Ha!“ lachte der Doctor, „der Wein wirkt gut, man kann darüber ſtolpern!“ und ging mit der lachenden und jubelnden Menge hinein in den Saal.

Georg war in das Ankleidezimmer geſprungen; er nahm Hut und Mantel und ſchlich betäubt nach Hauſe.

Siebentes Buch.

Erſtes Capitel.

Wie auf eine ſchwüle Sommernacht, welche, vollgeſättigt von elektriſcher Materie, ſich im heimlichen Grollen über den Bergen lange mit ſich ſelbſt beſprochen und dann auf einmal mit ungeheueren Donnerſchlägen und zündenden Blitzen alle Gluth aus ihrem Buſen über die bange Erde geſchüttet hat, oft ein unerfreulicher, trüber Morgen folgt, ſo kam auch jetzt über Georg's Seele ſchmerzliches Mißbehagen und Reue über ſein Vergehen.

Das beißende Gefühl ſeiner Schwäche, das Bewußtſein, alle die Angelobungen, welche er ſich ſelbſt gethan und täglich wiederholt hatte, gebrochen zu haben, der Gedanke, daß er an der heiligſten Gaſtfreundſchaft und an Lina und ihrer unſchuldigen Liebe zugleich ſchändlichen Verrath begangen habe, und die endliche Ueberzeugung, daß er, um den Verſuchungen ſeines eigenen Herzens zu entfliehen, ſeinen Freund, Lina ſelbſt und ſein Aſyl verlaſſen müßte, peinigte ihn ohne Aufhören.

Als jagte ihn ſein eigener Schatten, rannte er im Zimmer ruhelos, ſeufzend und händeringend umher.

Es iſt eigen, daß der edlere Menſch bei Verirrungen, welche der rohere kaum als ſolche anerkennt, eben ſolche Natternbiſſe in ſeiner Seele, wie der gemeinere Verbrecher vielleicht kaum bei der ſchändlichſten Unthat, fühlt.

Wohl konnte er es ſich nicht leugnen, daß ſich ihm in der verſicherten Gegenliebe Lina's, der wunderholden Jungfrau, ein Eden der Seligkeit aufgethan habe, aber nur zu ſehr fühlte er, wie von dieſem Glücke ihn die Geißel ſeines Gewiſſens als einen Unwürdigen hinwegtrieb. So blieb ihm Nichts übrig, als ſtumme Verzweiflung und Selbſtverachtung.

Regte ſich in ihm auch noch die langgenährte Hoffnung, Aquilina, wenn auch nur nach ſeinem Tode, wieder zu finden, ſo floß ihm dennoch unwillkürlich Lina und Aquilina in einem Gedanken zuſammen.

„Bleibe dir ſelbſt treu!“ — dieſe Worte, welche einſt Aquilina zu ihm geſprochen, und ſelbſt das Pfand ihrer Liebe, der Ring mit dem trüben Steine, welcher in ſeinem wunderbaren Aufflammen ihn aus Lina's Armen hinweggeblitzt hatte, entſchied jetzt über ihn.

Trennung, Flucht, büßendes Bereuen waren die Ideen, welche ſich immer mehr ſeiner bemeiſterten und einigermaßen die Pein ſeiner Seele beſchwichtigten.

In dieſer Stimmung ſetzte er ſich hin an das Pult, ergriff die Feder und ſchrieb:

„An Lina!

„Ich muß fliehen, mein Fräulein! Könnte ich es vor mir ſelbſt und den Qualen meines Innern! — Sie fliehen? Ach, daß ich es muß, ich Elender, jedes Mitleids baar und ledig! — dennoch muß ich, denn ich bin zu ſchwach, um dem Liebesbanne, welcher von Ihnen ausgeht, mich hinreißt, mich betäubt, mich Alles vergeſſen läßt, ſelbſt die heiligſte Pflicht, welche mich an eine Ihrer himmliſchen Schweſtern immer binden muß, zu widerſtehen. Unendlich wird meine Liebe, welche jetzt Sünde iſt, zu Ihnen ſein, ich will darnach ringen, daß ſie zur reinſten Bruderliebe ſich verkläre. Daß ich es vermöchte!

„Bittere und dennoch ſüße Thränen brechen aus meinen Augen! Könnte ich ſterben, ſterben zu Ihren Füßen!

„Ich würde lügen, wenn ich wünſchen ſollte, daß Sie je meiner vergäßen, und dennnoch muß ich es wollen! Schwer iſt meine Bruſt belaſtet von argem Leide. Leben Sie glücklich! entziehen Sie nicht alle Huld einem Unglückſeligen. Muß ich es ſagen? — dieſes herbe Wort — leben Sie wohl! ich aber werde, ewig Ihrer gedenkend, ewig mich unglücklich fühlen. Georg Venlot."

Er ſiegelte und überſchrieb den Brief. Unruhig und angegriffen warf er ſich auf das Sopha und drückte ſein Geſicht hinein in die Kiſſen.

Zweites Capitel.

Georg hatte noch nicht lange ſo dort gelegen, ſo klopfte es an ſeine Thür. Er rief: „Herein!", die Thür öffnete ſich, Doctor Voland zeigte ſich und ſtand vor ihm.

„Ich habe nunmehr Langeweile drüben beim Feſte," begann er zu ſprechen, „darum komme ich zu dir, mein Freund!"

„Verruchter!" ſchrie Georg auf, „nenne mich nicht deinen Freund; verhaßt biſt du mir mehr, als ein Peſtgeſchwür, mehr, als die Natter, welche dir gleicht! Warſt du es nicht, der mir früher immer vorſpiegelte, Aquilina wäre nur eine Ausgeburt meiner Phantaſie? warſt du es nicht, der in Perſien meine Eitelkeit, um die Königstochter zu werben, ſo tückiſch zu erregen wußte?“

„Was iſt dir? ich verſtehe dich nicht,“ verſetzte Voland; „ich war nie mit dir in Perſien! — Aquilina? Königstochter? Biſt du krank oder wahnwitzig?“

„Höhniſches Unweſen,“ erwiederte Georg, „laß' mich! Lügengeiſt! Abſchaum der Menſchheit! Ueber mich Verblendeten, der ich dich je zu meinem Geſellen machen konnte!“ —

„Schüttle dich aus!“ verſetzte lächelnd Voland; „du ſiehſt, ich kann mit Freunden Geduld haben, zumal wenn der Wein aus ihnen faſelt!“

„Schrecklich, ſchändlich!“ rief Georg. „Alle die Noth, welche nach meinem Falle mich ängſtigte, die Bettlerarmuth und tauſendfachen Kummer in ihrer Begleitung will ich dir nicht anrechnen, aber ſtehe mir Rede und gieb, du Verſtockter, mir Antwort! Warſt du es nicht, der noch vor wenig Stunden ein ſchönes Gefühl in mir zu einer theuren Freundin ſo niederträchtig zu ſchüren wußte, bis ich von Neuem in meiner Seele an ihr, an Aquilina ſündigte? Schändlicher, warſt du es nicht, der meinen Verſtand an mein Blut verkuppelte?“

„Sticht doch der Romanſchreiber überall vor!“ verſetzte der Doctor. „Was gehen mich deine Liebſchaften an? Hatteſt du nicht ſtets ſelbſt freies Thun und Laſſen? Und habe ich je einen Vortheil von deinen Späßen gehabt, die ich nun verantworten ſoll? Da nun der Wurm ſatt hat, möchte er mir den Ueberfluß in das Geſicht ſpeien! Was kann ich dafür, daß du dieſen Abend ſüße Küſſe genaſcht und überhaupt gemerkt haſt, daß nicht im Streben, ſondern im Genuſſe das Glück liegt? Kann ich dafür, daß deine Befangenheit, die dir freilich natürlich, aber nicht mein Fehler iſt, dich wieder quält? Ueberhaupt, iſt es denn meine Schuld, daß kein Erſchaffener je glücklich ſein und ſich nur einigermaßen ſo fühlen kann in ſeliger Ahnung des Nichtſeins?"

„Satan! Satan!" ſchrie Georg auf, „dies iſt deine Sprache. Verführer meiner Jugend, Satan! ich kenne dich nunmehr; doch an mir haſt du keinen Theil!"

„Scherzeshalber will ich einmal die Rolle des Genannten übernehmen, und nun, was hätteſt du an mir und meinen Dienſten, welche ich dir geleiſtet habe, auszuſetzen?"

„So ſprich," rief Georg, „was drängſt du dich ungerufen an mich? Was willſt du mit mir?"

„So wiſſe und bebe!" ſprach der Sonderbare. „Horch' auf, Menſchenkind! ſo wohlgelaunt, wie jetzt, triffſt du mich ſelten, daß ich dir einen hellen Blick in die Geiſterwelt geſtatten möchte."

Voland's Worte rollten jetzt, wie Donner, oder wie das Hallen von Poſaunen.

Er fuhr fort: „Als im unermeßlichen Irrwahne der Urgeiſt ſich von Neuem ſchaffen wollte, mußte ſich ſein Weſen dreifach trennen, in das unbedingt Ruhende, in das unbedingt Strebende und in das Allverneinende. Die letztere Seele bin ich.

„Der Zweck der Schöpfung ſollte ewig werdende Glückſeligkeit ſein, indem der Geiſt des Strebenden zum Geiſte der unbedingten Ruhe ewig ſich hinüberläutern ſollte.

Aber wie konnte der Schöpfer je das Erſchaffene ſelbſt werden?

„Hierinnen liegt der große Widerſpruch des Daſeienden mit ſich ſelbſt.

„Endloſes Ringen nach Allglückſeligkeit, welche unmöglich iſt, und das Zurückſtürzen der Weſen in endloſe Verzweiflung iſt das Loos des Geſchaffenen.

„In dieſem Punkte brennt die dunkle Wunde der verfehlten Schöpfung.

„Als ich dieſen Fehler nach Jahrtauſend langem Grübeln entdeckte, überkam mich ein unermeßlicher Jammer.

„Still und denkend lag ich dem Schaffer und ſeinem Weltalle gegenüber, ewig frei in der Urnacht des Nichtſeins. Und wie ich ſann und grübelte, fand ich des Räthſels Löſung. Das Problem mußte ſich in entgegengeſetzter Richtung löſen. Im Nichtſein nur iſt Ruhe; alles Seiende ſtrebt ſeiner Natur nach darauf hin.

„Da ſtieg ich auf, den verworrenen Knäuel der Schöpfung zu löſen. Welten ſtürzten vor meinem Fußtritte um, und über Eure Erde goß ſich vor Angſt das Weltmeer.

„Jeder Irrthum muß in ſein Nichts zurückfallen; darum machte ich mir die Aufgabe, bis in die Materie die ſtrebenden, armen, unglücklichen Geiſter zurückzuführen und ſie dann mit der Materie zugleich aufzulöſen."

„Schrecklicher!" ſeufzte Georg, „iſt dir dieſes je möglich geworden, bis zur ſtarren Unempfindlichkeit, bis zum vergehenden Rauche ein denkendes Weſen zurückzubringen?"

„Und warum nicht?" verſetzte Jener. „Haſt du nie davon gehört, wie uralter Mythos, deſſen Myſterien Ihr aber ungläubig im einfältigen Hochmuthe nicht verſtehen wollt, von Menſchen ſpricht, welche in Thiere und Steine verwandelt worden ſind? Haſt du noch nie gehört von meinen Anbetern in Indien, welche ihren Geiſt, ſelbſt das Empfinden ihres Leibes abzutödten ſuchen, um die Glückſeligkeit des Seins zu erlangen?

„Schaue um dich! betet mich nicht faſt die ganze Welt an, indem ſie das Strebende als unſelig, das ruhig Hinſtarrende aber als letztes Ziel hinſtellt? Narr! ſiehſt du nicht die ungemeſſene Menge der Geiſter in meinem Dienſte glücklich, glücklicher wenigſtens, als ſie im alten Wahne, der ſie im ewigen Kreislauf herumwälzte, ſein konnten?

„Ich will blos das Allheil, welches in der Allruhe liegt; dahin muß ich den Schöpfer und das Geſchaffene zurückbringen — zum Ruhepunkte des Nichtſeins.

„Alle Elemente arbeiten in meinem Dienſte, Vernichtung herbeizuführen. Unter und über der Erde toben die Vulcane, vom Nord- und Südpole herein ſchreiten meine Eisrieſen, die Gletſcher, und die Meere freſſen unter und neben ſich. Wie ich bereits im Monde alles Lebende verkalkt, andere Planeten gänzlich zerſprengt habe, und wie ſo endlich Alles zuſammenſtürzen muß in ein glühendes, vernichtendes, ſich ſelbſt verzehrendes Chaos, wirſt du nunmehr begreifen.

„Vergebens hat Er ſich ſelbſt in Menſchengeſtalt für ſeine Schöpfung hinzuopfern geſucht! — er blieb Er, und die Schöpfung und die in Materie eingewickelte Geiſterwelt blieb dennoch, was ſie war — ein Mißgriff.

„Vergeblich hat er ſich, um mich zu vernichten, dreifach getheilt; er blieb Eins und die Schaffung, ſo wie ich, außer ihm.

„Dieſen Weltuntergang und meinen Sieg geſteht er ſelbſt ein in ſeiner Offenbarung, welche er Euch gegeben hat.

„Wenn aber das Strebende in der Vernichtung ſeiner Hülle, der Materie, ſich ausgeglichen hat zwiſchen mir und ihm, dann werde ich und er, wie die zwei Pole einer Stange, welche ganz vom Feuer verzehrt wird, zuſammenfließen in Eins.

„Dieſes und Anderes habe ich deinen Voreltern auf Island geoffenbaret in der Edda.

„Bis dahin iſt Kampf! Mag der Wahn mit der Wahrheit um die Herrſchaft ungezählte Zeiträume hindurch ringen, ſie muß dennoch endlich ſiegen!

„Thor! darum werde dir ſelbſt genug, verneinend ihn und den Wahnwitz ſeiner Schöpfung! Mein Herz iſt voll des Erbarmens mit dir! — Einige dich mit meinem Geiſte!“

Georg ſchrie vor Entſetzen auf: „Gott, mein Gott! wirf dieſes Unweſen von mir hinweg und ſchenke mir deine Kraft gegen daſſelbe!“

Voland ſtand vor ihm großartig und ſchön, doch todtenbleich und furchtbar. Leblos ſchien ſein Geſicht, außer daß nur leiſe Krämpfe um ſeine eingezogenen Lippen hinſpielten und unter der hohen Stirne die Augen, jedoch ſtarr und unbewegt, im grünen Feuer leuchteten.

„Hebe dich von mir, Verſucher!“ rief Georg von Neuem, indem er, wie abwehrend, ſeine Hände vor ſich hinſtreckte.

Mit einem unnennbaren Ausdrucke im Geſichte ſchaute der Furchtbare ihn an. Er wandte ſich. Das Haus erbebte und krachte und er verſchwand.

Drittes Capitel.

„Georg! haſt du den Erdſtoß vernommen?“ Mit dieſen Worten ſtürzte Heinrich, das Nachtlicht in der Hand, herein. Georg lag beſinnungslos auf dem Sopha mit offenen, ſtieren Augen, von ſeiner Stirn perlte kalter Schweiß. Nur mit Mühe brachte Heinrich ihn zu ſich ſelbſt.

„Um Gotteswillen, Georg, du hätteſt hier des Todes ſein können! Wer wird denn weiße Lilien in das Zimmer ſetzen, wenn man ſchlafen will?“ Er riß die Fenſter auf und friſche Morgenluft ſtrömte in das Zimmer. Georg wankte an ſeinem Arme hin. Wie dem von Stürmen und Mühen ermatteten Schiffer der Leuchtthurm an der Küſte des Vaterlandes fröhlich in die Augen fällt, ſo herzerquickend war jetzt für Georg der Anblick des Morgenſterns, welcher in ungewöhnlicher Pracht emporleuchtete.

„Und haſt du wirklich Nichts vom Erdbeben, das mich aus dem Schlafe und aus dem Bette zu dir gejagt, vernommen?“ fragte Heinrich.

„Ich glaube,“ verſetzte Georg, „ich habe den ſchlimmſten Traum, den nur ein Menſch träumen kann, gehabt.“

„Du warſt auch geſtern,“ erwiederte Heinrich, „ſonderlich ausgelaſſen. Ich dachte mir es gleich, daß dir unwohl ſein müſſe, da du dich heimlich nach Hauſe ſtahlſt. Mit dem Doctor habe ich mich ausgeſöhnt; es iſt ein unglaublich tiefſinniger Kopf.“ Georg ſagte kein Wort darauf. Im Fieberſchauer zitterte leiſe ſein ganzer Leib.

Heinrich ſah den Brief, an Lina überſchrieben, auf dem Tiſche liegen. „Was iſt das?“ fragte er. „Freund! ich bitte dich,“ antwortete Georg mit matter Stimme, „nimm dieſen Brief und übergieb ihn heimlich deiner Pflegeſchweſter. Ich bitte dich herzlich darum!" Sein Freund ſah ihn ſchweigend und betroffen an.

„Ja, Herzensfreund," fuhr Georg fort, „ich habe darinnen Abſchied von der Herrlichen genommen; ich muß Euch verlaſſen!" „Du uns verlaſſen?" verſetzte Heinrich, „und warum? Laß' kein Geheimniß obwalten zwiſchen mir und dir! Sei nur halb ſo mein Freund, wie ich der deinige bin!"

Georg ſtürzte in ſeine Arme und rief: „Ach, mein Freund! das Märchen, welches ich herausgegeben habe, iſt nicht erdichtet, es iſt meine wahre Lebensgeſchichte!"

„Bei Gott!" verſetzte Heinrich, „du ſprichſt im Fieber; ich fühle es an deiner heißen Hand, wie krank du biſt."

„Nein! Heinrich," ſprach Georg weiter, „es iſt nicht Phantaſie, es iſt wirklich Geſchehenes, was du geleſen haſt, eben ſo gut ich an Aquilina, an dir, an mir, ach, und an Lina, welcher ich an dem vergangenen Abend meine verbrecheriſche Leidenſchaft für ſie geſtanden habe, ſchmählichen Verrath begangen habe!"

„O, nun ſehe ich," rief Heinrich aus, „wie das Unglück, vor deſſen entferntem Anblicke ſich ſchon unſere Sinne verwirren, von Neuem drohend über uns heraufzieht! — Wir waren zu glücklich unter uns; nun werden unſere Herzen wieder dafür bluten müſſen!"

Auf einmal ſchrie Georg: „Wie wird mir?" und ſank ohnmächtig in ſeines Freundes Arme.

Heinrich brachte den Fieberkranken zu Bette. Von nun an warf ihn die Fiebergluth in ſchrecklichen Phantaſieen ununterbrochen herum. Mehrere Wochen lang rang ſeine gute Natur mit dem Krankheitsſtoffe. Er wußte während dieſer Zeit Nichts von ſich ſelbſt und von ſeiner Umgebung.

In der fünften Woche ſeines Fiebers fiel er endlich gegen Abend in einen ſanften Schlaf. Er dauerte die ganze Nacht hindurch bis zum Mittage des folgenden Tages.

Als er aufwachte, war es ihm, als wäre vor ſeinem geblendeten Auge eben eine weiße Geſtalt vorübergeflohen. Es war Lina! ſagte ihm ſein Herz. Um ſein Bett herum ſaßen ſein Freund Heinrich, deſſen Mutter und der Arzt. Ein leerer Stuhl, welcher ihm zunächſt ſtand, verrieth ihm, daß kurz vorher noch Jemand bei ihm geweſen war.

Er fühlte ſich fieberfrei und doppelt erquickt, wie er ſowohl den herzlichen Antheil, den man an ihm genommen hatte, als nun auch die Freude über ſein Wohlbefinden bei allen den Trefflichen, welche elterlich, brüderlich ihn umſingen, wieder bemerken konnte. —

Sieben Tage nachher konnte er ſchon wieder, wenn auch noch matt, an der Hand ſeines Freundes, welcher weich und mild mit dem tiefen Gefühle herzlichſter Anhänglichkeit ſich zu ihm jetzt, wie zu einer geliebten Braut, hinneigte, wieder hinaus vor das Thor in das Freie wandeln.

Schon ſtanden die Gefilde kahl und aller Frucht beraubt. Die Blätter der Bäume verfärbten ſich und logen mit grellen Todtenfarben den Blüthenlenz nach. Auf dem hohen Kirchendache, um den Glockenthurm herum, ſammelten ſich mit lärmendem Gezwitſcher Schwärme von Schwalben, um in andere Länder zu wandern, wo eine mildere Sonne ſcheint.

Heinrich deutete in die öden Felder hinaus und ſagte: „Sieh', mein Georg, ſo geht denn Alles, nachdem es ſich lange zuvor zum Abſchiede vorbereitet hat, zur Auflöſung heim, um nach kurzer Friſt blühend, ſchmachtend, mit ſüßen Klagen, tauſendfach lebendig wieder empor zu ſteigen.

Ob wir nun auch ſo hinüberwandeln, um endlich zu neuem, kräftigem Sein wieder empor zu leben?" —

Viertes Capitel.

Georg hatte ſeit jenem verhängnißvollen Augenblicke Lina nicht wieder geſehen. Um nach ihr zu fragen, hielt eine beſondere Schüchternheit ihn zurück, ſo gern er auch gewußt hätte, ob Heinrich den Brief an ſie beſtellt habe. Zwar dachte. er auch von Neuem an ſeine Abreiſe, aber theils mußte er ſich ſagen, daß ſeine ſchwach befeſtigte Geſundheit von einer ſolchen Wanderung, dem Verlaſſenſein und dem Elende entgegen, vielleicht auf immer untergraben würde, theils aber fühlte er ſich auch durch die herzliche Pflege, welche ihm von ſeinem Freunde und deſſen Eltern angediehen war, mit neuen Feſſeln der Dankbarkeit und der Freundſchaft an die Trefflichen gebunden.

Wie er ſich nunmehr wieder einigermaßen gekräftiget fühlte, ſchickte Graf Rüderig ſeinen Wagen und ließ ihn zu ſich fahren.

Dieſe Aufmerkſamkeit, ſo wie die freundlichſte Aufnahme, welche er im Schloſſe fand, that ihm jetzt vielfach wohl.

Wenn der Graf ſelbſt ſeinen gebeugten Geiſt unvermerkt durch die gewandteſte und erheiterndſte Unterhaltung wieder aufrichtete und ihn endlich allen Genüſſen der Geſelligkeit wieder zuführte, ſo fand er ſich nicht minder von dem zarten Sinne der Gräfin, welche in ſeiner Bruſt die angenehmſten Empfindungen hervorzuzaubern wußte, wohlthuend angeſprochen.

Doctor Boland, nach dem er ſich einmal ſchüchtern erkundigt hatte, war bereits vor einiger Zeit wieder von Ellerhauſen abgereiſt. Der Graf verſicherte ihm, daß es einer ſeiner älteſten und trefflichſten Bekannten wäre und nur die üble Gewohnheit habe, daß er ſich nirgends lange aufhalten ließe.

So verging einige Zeit, während Georg faſt einen Tag um den andern in Ellerhauſen war. Heinrich's Eltern hatte er zu verſchiedenen Malen in der Stadt beſucht, Lina aber nie dort angetroffen. Außerdem ſchien es, als wenn man mit beſonderer Abſicht ihn nicht an ſie erinnern wollte.

Endlich wagte er es, bei ſeinem Freunde Heinrich ſich nach ihr zu erkundigen.

„Ich will dir keine Vorwürfe machen,“ entgegnete dieſer, „darum muß und will ich von allem Uebrigen ſchweigen und dir nur dasjenige einhändigen, was ich auf deine Nachfrage darum zu überreichen habe.“ Es war ein Brief. Georg erbrach ihn ſchnell und las:

> „Es iſt vorüber! — Meinetwegen Ihren Freund und uns Alle zu verlaſſen, dürfte nun nicht nöthig ſein.
> Lina.“

Georg ſchloß daraus, daß Lina das Abenteuer an jenem Abende zu vergeſſen wünſche, oder, indem ſie ſich beleidigt fühle, ihn bereits ſelbſt der Vergeſſenheit geweiht habe. Er täuſchte ſich.

Möchte dem Erzähler erlaſſen ſein, den düſteren Schleier von Lina's blutendem Herzen, in deſſen zarteſtem Lebenskeime der heimlich tödtende Wurm nagt, hinwegzuziehen! —

Wenn ein holdes Weſen, ausgeſtattet vom zärtlichſten Mutterſinne der Natur mit den tiefſten und ſchönſten Gefühlen, und zugleich geziert mit jeder Anmuth und Schönheit, langſam und grauſam gequält, langſam vergehen muß, und endlich ſelbſt der Tod vor ihm gerührt und zaudernd ſteht, und es, wie im innigen Mitleide, liebkoſt mit gebeindurchrieſelnden Schauern, da muß ſich vor der werdenden Heiligen ſelbſt die Muſe weinend neigen und ihr Antlitz und die trüben Augen verhüllen.

Lina war wie eine halberblühte und eben geknickte Lilie, welche unvermerkt und langſam hinwelkt. Ihr Geſicht hatte der Seelenſchmerz ſeit jener Nacht zu einer ſchönen Bleiche verklärt und eine wunderbare Klarheit in ihren Augen angezündet. Ihre Schmuckringe hatte ſie von ſich gelegt, ehe ſie ihr noch völlig zu weit wurden. Niemand ahnete, daß ein ſtiller Engel, himmelwärts deutend, ihr zur Seite ging. Nur wenn gegen Abend zwei roſige, ſchmale Streifen auf ihren Wangen, nicht von der fröhlichen Geſundheit dort gemalt, ſich entzündeten und am ſpäteren Abende endlich ihr ganzes Antlitz in einer roſigen Gluth, gleich wie das der eiſigen Jungfrau im Alpenlande von der untergehenden Sonne herrlicher angeſtrahlt wird, als von der aufgehenden, purpurn aufleuchtete, wurde nur Mutter Meier immer bedenklicher, obgleich ſie ihr verſicherte, daß ſie ſich ganz wohl fühle.

So gehe denn hin, Märtyrerin der Liebe, ſanfte Dulderin, herrliches Weib! — Deiner wird nie vergeſſen werden, ſo lange dieſe Zeilen leben! — Himmliſche ſind bereit, dir zu dienen, und deine Herrlichkeit dort oben vermißte dich längſt!

Wird dein Herz, dieſes arme, zitternde, dem Leben dennoch immer zugeneigte Kind, dann und wann zu ſchwer, ſo gebe dir dein guter Engel eine kurze, fromme Thräne und langen Troſt; und tritt das Bild des Geliebten, ärgeren Schmerz erregend, in aller ſeiner verlockenden Anmuth vor deine Seele, ſo bedaure den Armen in ſeiner Verblendung, denn er liebt dennoch nur dich, mehr als er ſelbſt denkt.

In den ſchrecklichen Stunden aber, wo dein Herz zuweilen mit ſeinen Schlägen auf einmal aufhört, dann von Neuem ängſtlicher zu pochen beginnt und dich ſo erſchrocken an die Minute mahnt, wo es auf immer ſtille ſtehen wird, richte dein brennendes Auge und deine bebende Seele nach Oben hin, von wo unſichtbar freundliche Engel herunterſteigen, um dich zu tröſten und empor zu richten. —

Warum mußte ihm, Georg, ſo wie faſt allen Anderen, dieſes ſtille Anſchicken zu langem Abſchiede verborgen bleiben? Nicht zum letzten Male ſollte ſich Georg täuſchen.

Achtes Buch.

Erſtes Capitel.

Georg hatte ſich endlich von dem kurzen, aber heftigen Fieberanfalle völlig wieder hergeſtellt. Er fühlte ſich kräftiger, als je, in friſcher Geſundheit aufgeweckt und angeregt.

Der Gedanke, daß Lina ihm abhold geworden ſein müſſe, war ihm gewiſſermaßen lieb, denn nur in ihm konnte er Beruhigung für die Vorwürfe ſeines Gewiſſens finden. Zugleich mochte er die Hoffnung, ſich ihre Zuneigung, aber nur als eine herzlich ſchweſterliche, endlich wieder zu gewinnen, in ſich gern nähren.

So gab er ſich einer halb wahren, halb erlogenen Ruhe, welche ihn wenigſtens für den Augenblick betäubte, willig hin.

Er nahm ſeine geſchichtlichen Arbeiten wieder auf, um einen Stoff zu einem Volkstrauerſpiele, welchen er ſchon längſt bei ſich herumgetragen hatte, immer gediegener auf geſchichtlichen Thatſachen zu begründen.

Während er in dieſer Weiſe mit poetiſchen Planen und Phantaſieen ſich zu beſchäftigen und vor dem innern Zerwürfniſſe ſich zu retten ſuchte, trat der Gedanke an ſeine Abreiſe immer mehr in den Hintergrund zurück.

Der geſellſchaftliche Verkehr mit Lina's Freundinnen, welcher ihm ſo manche angenehme Stunde verſchafft hatte, war theils durch Karolinens Verheirathung mit Rudolph unterbrochen, theils von ihm ſelbſt abſichtlich nicht wieder angeknüpft geworden. Er hörte von den Lieben nur dann und wann Etwas durch Rudolph, welcher ihn und Heinrich auch jetzt noch fleißig beſuchte.

Kurz vor Michaelis hoffte er, ſie Alle, und mit geheimer Scheu, und dennoch mit kaum zu verbergender Sehnſucht, unter ihnen auch Lina endlich wieder zu ſehen. Graf Rüderig und deſſen Gemahlin hatten die beiden Freunde, Lina mit ihren Geſpielinnen und das junge Ehepaar nebſt vielen andern geſelligen Herren und Damen aus der Umgegend zu einem Familienfeſte eingeladen.

Er hatte ſich vorgenommen, mit Heinrich und Lina zugleich hinauszufahren, um gelegentlich eine endliche Verſöhnung mit der Schwergekränkten einzuleiten.

Der Sachwalter aber, welchem er, während der Abweſenheit von ſeiner Heimath, die wegen ſeiner Erbſchaftsangelegenheit zwiſchen ihm und ſeinen Seitenverwandten anhängige Prozeßſache übergeben hatte, reiſte in anderen Aufträgen eben durch dieſes Städtchen und benutzte zugleich dieſe Gelegenheit, ſich mit ihm langathmig zu beſprechen. Georg mußte daher Heinrich mit ſeiner Mutter und Lina allein fahren laſſen und erſt gegen Abend gelang es ihm, ſich von dem Läſtigen loszumachen, und einſam nachzugehen.

Als er dort ankam, fand er die ganze Geſellſchaft um den Grafen verſammelt, welcher den letzten Akt aus Göthe's „Clavigo" vorlas.

Schnell hatten ſeine Augen beim Eintritte, im hellerleuchteten Saale Lina geſucht und gefunden. In zauberhafter Röthe ſchien ihm ihr ſchönes Geſicht mit den feuchten, hellen Augen entgegen.

Kaum vermochte er mit gehöriger Faſſung die gebräuchliche Begrüßung zu geben und zu nehmen. Zu Lina's Seite wies ihm die Gräfin ſeinen Sitz an. Er bat den Grafen, mit dem Vorleſen dieſes Trauerſpieles fortzufahren.

Auf ſeine Verſicherung, daß ihm dieſes Stück durchgängig bekannt und gegenwärtig ſei, fuhr der Graf fort.

Georg ſaß mit gepreßtem Herzen neben Lina. Er konnte es nicht vermeiden, ſie dann und wann heimlich anzublicken. Ihr Haupt war geſenkt, ihre Blicke zu Boden geſchlagen. Seine Seele überflog eine unerklärliche, ahnungsvolle Wehmuth. Hätte er wiſſen können, wie das Schickſal Mariens nicht nur im vorgeleſenen Trauerſpiele ſich entwickelt hatte, ſondern auch eben jetzt mit tückiſcher Hand neben ihm in ein anderes Herz mordend hineingreiſe, ſo hätte er im Jammer vergehen müſſen.

Freundlich verhüllt uns ein gütiges Geſchick die werdenden Schreckniſſe, denn wir ſind ſtärker, das gegebene und nothwendige Uebel, als den Anblick des langſam ſich emporhebenden und heranrückenden Meduſenhauptes des Unglückes zu ertragen.

Mit den Worten: „Er ſtirbt. Rette dich, Bruder!" war das Trauerſpiel und der Vorleſer am Ende.

Zweites Capitel.

Der Geiſt des Schauers hielt noch eine Zeit lang die Sprache der Verſammelten gefeſſelt. Nach einer Weile begann endlich der Graf: „Es ruht ein ungemeiner Zauber in Göthe's Dichtungen, ſelbſt in ſeinen ſchwächeren Werken. Mit welcher Klarheit ſich die Charaktere herauswickeln! Wie anſpruchlos, lebendig und innig iſt ſeine Sprache!“

„Ich muß es geſtehen,“ verſetzte Rudolph, „daß ich von Clavigo, ſo wie überhaupt von Göthe's dramatiſchen Werken mich mehr abgeſtoßen, als angezogen fühle. In einem Trauerſpiele will ich das Erhabene, das Großartige, welches hinreißt, mit einem Worte: Streben, Schuld und ſühnenden Untergang eines Heldenmanns hören und ſehen. Clavigo aber iſt ein zu erbärmlich ſchwacher Menſch, als daß man Antheil an ihm und ſeinem Schickſale nehmen könnte; nur Beaumarchais möchte die einzige Figur ſein, welche dieſes abgeſtandene Stück etwas emporhält.“

Georg rückte während dieſer Rede auf dem Stuhle unruhig hin und her. Kaum hielt Rudolph in ſeiner Rede innen, ſo verſetzte er: „Eingeſtanden, daß Clavigo nicht zu den größten Meiſterwerken dieſes Dichters gehört, ſo iſt dennoch in dieſem Stücke vielleicht das größte Kapitel aus dem Buche der Menſchheit, eben ſo gut, wie in ſeinem „Fauſt“, klar, ergreifend und überall tüchtig verhandelt.“

Der Graf entgegnete lächelnd: „Die Beweiſe bleiben Sie uns gewiß nicht ſchuldig!“ —

„Sie liegen im Stücke,“ fuhr Georg fort. „In Clavigo's Charakter ſchildert ſich der Kampf eines unbeſtimmten Dichtertalentes mit der äußern, beſtimmten, proſaiſchen Welt ab.

Wenn ein Genius, als ſolcher, zum Schöpfer ſeiner eigenen Welt ſich berufen fühlt, ſo muß er in ſeiner eigenen Schöpfung frei, gottähnlich über der niederen Außenwelt zu ſtehen kommen. Zu dieſem Zwecke muß er ſich von jedem Befangniſſe, ſelbſt von der Liebe zum Weibe — inſofern es das Untergehen des einen Selbſtes in einem anderen iſt, mit ſtarkem Herzen losreißen. Zu dem Schaffen eines ſolchen Genius fühlte ſich Clavigo hingedrängt. Er aber iſt ein Unberufener, denn das Talent allein befähigt noch nicht, den Kampf mit dem Gewöhnlichen zu wagen. Clavigo iſt, wie ihn der Dichter durch Carlos ſchildern läßt, Nichts, als unternehmend und biegſam, geiſtvoll und fleißig. In Maria, dem zarten Geſchöpfe mit einem liebenden und beſchränkten Herzen, erſcheint ihm ſeine Muſa, welche ihn zur Liebe und Poeſie begeiſtert. In dieſer Liebe beginnt er ſein geiſtiges Leben und Schaffen. Der Beifall, welcher ſeinem Talente zu Theil wird, betäubt ihn, macht ihn vermeſſen und ſeiner Liebe vergeſſen. Für eitle Erdenzwecke — für den Hofruhm — beginnt er mit der Gemüthswelt einen Kampf, den nur um die Geiſterfreiheit der ächte Genius wagen kann und darf. Dieſes war Clavigo's Frevel und Verderben zugleich.

„Wage Keiner ſich von der mütterlichen Bruſt des gemeinen, engbeſchränkten Lebens loszureißen, wenn er nicht die Kraft fühlt, mit göttlicher Ruhe zu allem Erdenglücke ſagen zu können: „Ich bedarf dich nicht!“ und zu den grimmigſten Seelenleiden der Menſchheit: „Kommt herab auf mich, ich fürchte Euch nicht!“ Denn die Wahrheit heiſcht ein gewaltiges Herz und einen klaren, kräftigen Geiſt. Wehe dem, der die Geſetze der menſchlichen Verhältniſſe als ein Unmündiger überſchreitet; denn ſie wiſſen ſich vielfach zu rächen! Der Vollſtrecker ihrer Rache aber an Clavigo war Beaumarchais.“

„Und wer gewährt einem ſolchen Genius,“ erwiederte die Gräfin, „die Verſicherung, daß er ein ſolches bevorzugtes Weſen ſei und ſeines eingebildeten höheren Zweckes wegen, das Heiligſte des Lebens, Liebe und Treue, und Herzen — edelmüthig genug! — brechen dürfe? Womit vermag ein ſolcher Halbgott alle die Thränen, welche er einem aufgeopferten Mitweſen auspreßt, all' den Kummer verlorener Ruhe, ja! ſelbſt nur eine ſchlafloſe Jammernacht, geſchweige denn ein ganzes vernichtetes Leben, zu vergüten?“ — Georg ſchwieg.

„Wenn eröffnet ſich denn wieder unſer ſchönes Privattheater?“ fragte ein Fräulein den Grafen.

„Es iſt wahr!“ begann dieſer, „wir müſſen uns wieder einzurichten ſuchen. Wenn wir nun gleich mit der Aufführung des Clavigo anfingen? Wir könnten leicht alle Rollen des Stückes beſetzen.“

Dieſer Vorſchlag gefiel faſt allgemein.

„Laßt uns doch einmal die Rollenvertheilung verſuchen,“ fuhr der Graf fort, indem er das Perſonenverzeichniß vorzuleſen begann. „Alſo zuerſt: „Clavigo?“ Herr Benlot.“

„Ich ſtehe zu Dienſt,“ verſetzte dieſer.

„Carlos?“ Wenn ſich ſonſt Niemand zu dieſer Rolle meldet, will ich ſie auf mich nehmen“, bemerkte der Graf.

„Beaumarchais?“

„Dazu möchte ich mich gern entſchließen“, antwortete Rudolph.

„Jetzt aber zu den Damen!“ rief der Graf. „Marie Beaumarchais?“ Nach einer kurzen Pauſe ſprach Lina vom Fenſter her, wohin ſie ſich mit einer Freundin zurückgezogen hatte: „Herr Graf, wenn Sie damit zufrieden ſind, ſo übernehme ich dieſe Rolle; ſie iſt kurz, denn Marie hat faſt nur zu ſterben.“

Nicht minder fanden die übrigen Rollen bereitwillige Abnehmer.

Einſtimmig ward beſchloſſen, am nahen Michaelisfeſte die Bühne mit der Aufführung dieſes Stückes wieder einzuweihen.

Drittes Capitel.

Die Geſellſchaft blieb noch lange im Schloſſe zu Ellerhauſen beiſammen. Schon war es Nachts elf Uhr, als ſie aufbrach. Lina fuhr mit ihrer Pflegemutter wieder in die Stadt zurück; Georg und Heinrich zogen es vor, zu Fuß den Heimweg anzutreten.

Mit ſeinen glitzernden Sternenlichtern wölbte ſich der Himmel rein und klar über die ganze, ſtille Gegend, wie ein unendliches Heiligthum, empor. In den Bäumen blätterte der Wind herum und flüſterte, wie in ſich ſelbſt hinein, unverſtändliche Lieder von alter, untergegangener Herrlichkeit. Der Mond ſtieg eben am Himmel empor, wie ein ernſtes, geiſterbleiches Weib, das nur einmal liebend zur Erde niedergeſtiegen, den ſchönſten Schläfer zu küſſen und in ſeine Träume hinein ein leiſes, wunderbares Wort zu ſagen, um dann ewig von ihm getrennt, im ewigen Schweigen zu trauern. Ueber die Wieſen am Sumpf dahin ſtieg jetzt wallender Nebel; darunter hervor tanzten und ſpielten

Irrlichter, wie Erlkönigs Töchter, und, als die langen Schatten der beiden Wanderer über die Fläche ſich hinüber zu ihnen ſtreckten, ſchienen ſie ſich alle verwundert zu verſammeln, um die ſonderbaren Ankömmlinge betrachten zu wollen.

„Wenn ich hinaufſchaue in den unermeßlichen Himmel,“ begann Heinrich zu ſprechen, „und ſehe die Millionen Sterne, welche faſt eben ſo viel Sonnenſyſteme ſein ſollen, und bedenke dann, daß unſere Erde kaum ein Sonnenſtäubchen in dieſem großen Weltall iſt, und daß endlich der Menſch, dieſes eigenthümliche Geſchöpf, gegen alles Dieſes, ein Nichts iſt, ſo fühle ich in mir eine Troſtloſigkeit, welche nicht ausgeſagt werden kann.

„Ich frage mich dann in der Stille: warum leben wir überhaupt? — Um glücklich zu ſein? Nein; denn nur der Träumende oder Wahnſinnige kann glücklich ſein, nicht aber der Erweckte; denn der Geiſt, welcher die gewaltige, unentwickelte Kraft in ſich fühlt, kann eben deswegen, weil er Befriedigung des in ihn gelegten, immer fortbrennenden Durſtes ſeiner Seele nach Wiſſen nimmermehr findet, weder Ruhe noch Glück, ſondern nur Irrthum, Zweifel, kaum Dämmerlicht der Wahrheit gewinnen, und, überlegt er es wohl, ſich kaum vor der Verzweiflung retten. Aber wenn ſoll dieſes Unheil enden?“ —

Georg ſeufzte tief; denn ihn überlief ein bekannter Fieberſchauer. „Heinrich,“ ſprach er leiſe, „wohin geht jetzt dein Geiſt?“ —

„Das möchte ich eben wiſſen!“ verſetzte dieſer. „Wenn nun endlich die ganze Schöpfung Nichts wäre, als eine in der Materie untergegangene Gottheit, welche, aufringend zur Freiheit, emporſtieße in allerlei Schaffung und immer wieder erfolglos, jammernd, und dennoch fortringend, wieder unterſänke? und wenn nun ſo alles Lebende und Weſende nur Eins, ein ſchreckliches Eins wäre, das, in ſich ſelbſt uneins, in den Beſtrebungen, ſich von einander loszuringen, Alles hervorgebracht hat und noch hervorbringt? und eben alles Fortbeſtehen nur in dieſem Gottkampfe ſeine Urſache hätte? und wenn nun hier auf Erden der Menſchengeiſt der höchſte Punkt wäre, bis zu welchem ſich dieſe Troſtloſigkeit den Sieg über die Materie erränge? und dieſe Sehnſucht nach Vollkommenheit in uns weiter Nichts wäre, als die Uridee der um Freiheit ſtreitenden, bald gänzlich untergehenden, bald aufſteigenden, im ewigen Leide wirkenden Gottheit? Wenn nun dieſes Alles ſo wäre, Freund, Mitgott! mein Mit-Ich, müßten wir da nicht in ſtiller Verzweiflung um uns ſchauen und vor namenloſer Angſt vergehen?“

Georg war heftig ergriffen von den ſonderbaren, verwegenen und ſchrecklichen Phantaſieen ſeines Freundes. — Vergeblich hatte er ſich bemüht, einige Zweifel geltend zu machen, Heinrich's Gedankenſtrom riß ihn unwiderſtehlich hin.

„Denke ſelbſt nach: wie iſt es möglich, daß eine freie Gottheit einen Geiſt, wie den des Menſchen, ſchaffen gekonnt hat, einen Geiſt, welcher, ewigen Heiles werth, in ewiger Unſeligkeit ruhelos, nie, nie ein Letztes, die Allvollkommenheit und in ihr das Urheil, das er doch ahnen muß, finden kann?

„Glaubſt du, der Anachoretenwahn: die Materie, die Sinnlichkeit von ſich abzuwerfen, habe nicht ſeinen Grund in demſelben unſeligen Gefühle?

„Hörſt du nicht die heimlichen, herzzerſchneidenden Töne der Klage durch die ganze Natur hinziehen? Wenn du im Lenze, wo von Neuem das Losringen des Geiſtigen vom rohen Stoffe lebendiger beginnt, aus der Erde Gras und Blumen, aus den Zweigen Knospen und dann Blätter und Blüthen hervorwachſen, überall aber allerlei Gethier ſich im Waſſer, auf der Erde und in der Luft regen und bewegen ſiehſt, und all' dieſes Leben in mancherlei Tönen ſich kund geben hörſt, erfaßt dich da nicht, ſo wie jedem Menſchen es überhaupt geſchehen muß, ein unnennbares Weh, deſſen Ewigkeit ſich fühlen läßt? Ruft es nicht eben ſowohl durch die Kehle der Nachtigall, wie durch das Geheul der Raubthiere mit ſchrecklicher, verſtandloſer Klage, die nur in der Bruſt des Menſchen mehr Bewußtſein gewinnt und in vielen Weiſen von ſeiner Lippe tönt, nach Freiheit empor?

„Schaue in die Augen der Thiere und den ſtummen Schmerz, welcher ſich darinnen ausprägt, und höre auf das Rauſchen des Windes, auf das Gemurmel der Quellen und ſchaue in die Kelche der Blumen hinein und zu dem Himmel empor, oder ſchlage ſelbſt die Geſchichte der Menſchheit auf, ſo wirſt du doch nur überall die klagende Stimme der Gottheit, bald mehr, bald minder, vernehmen! — Fühlſt du nicht das Elend dieſer Gottheit? Fühlſt du es nicht?“

Heinrich wandte ſich, und ſah in das bleiche Geſicht ſeines Freundes. Sie ſtürzten einander in die Arme, Bruſt an Bruſt, Mund an Mund. Thränen funkelten in Georg's Augen. „Weine mir nicht!“ flüſterte Heinrich, „dieſer Schmerz iſt für Thränen zu groß.“

Die beiden Freunde kamen jetzt an das Gartenhaus.

Sie drückten ſich einander die Hände und jeder ging in ſein Zimmer.

Eben ſchlug es auf dem Thurme Zwölf; dann ward die Nacht wieder ſtille und ſtiller und fügte zu den Träumen der Menſchen Schlaf und neue Träume. Ruhig wob ſich der Sternenſchleier am Himmel über der Erde fort, und der Wind ſpielte mit den Blättern in den Bäumen leiſe, leiſer, als wolle auch er einſchlafen, wie ein beſchwichtigtes Kind, in dem Schooße der mütterlichen Nacht.

Viertes Capitel.

Zwei Tage darauf hatten die beiden Freunde vom Grafen Rüderig ihre Rollen überſchickt erhalten. Georg war jetzt faſt fortwährend in Ellerhauſen mit Einrichtung der kleinen Bühne zur Aufführung dieſes Stückes, zugleich mit dem Grafen beſchäftigt. Er hatte kaum Zeit, ſeine langathmige Rolle einzuſtudiren.

In der allgemeinen Probe des Tags vor dem Feſte griff das Spiel wacker zuſammen; die kleine Störung, welche dadurch entſtand, daß Lina ſich hatte entſchuldigen laſſen und die Gräfin ihre Rolle dafür ablas, ungerechnet.

Heinrich's Verſicherungen, daß Lina ganz gewiß zur Aufführung des Stückes erſcheinen und ihre Rolle wohl geben würde, hatten alle Fragen beſchwichtigt.

Nach der Probe zog er ſeinen Freund bei Seite und flüſterte ihm zu, Lina habe die vergangene Nacht ſo untröſtlich an zu weinen begonnen, daß ſie bis zum frühen Morgen nicht zu beruhigen, auch die Urſache von dieſer außerordentlichen Erregung von ihr nicht herauszubringen, deswegen aber auch ihr unmöglich geweſen wäre, mit nach Ellerhauſen zu kommen. Georg wurde von dieſer Nachricht ſehr beſtürzt.

Er ſowohl, als ſein Freund Heinrich, fühlten, wie ein großes Unheil durch den Nebel der Zukunft mit entſetzlichem Auge gleich einer Klapperſchlange ſie anſtiere und wider Willen ſie banne, ſtill zu ſtehen und die Vernichtung in qualvoller Ruhe abzuwarten.

So kam das Michaelisfeſt heran. Es war ein trüber Herbſttag. Dichte Wolken verhüllten die Sonne, ſo wie den ganzen Himmel. Ein ungewöhnlich rauher Wind, der erſte Vorläufer des Winters, verkündete, daß die ſchöne Sommerszeit vorüber war.

Die ganze vornehme Welt der Umgegend hatte ſich im großen Schloßſaale, wo die Bühne errichtet war, beim Einbruch der Nacht verſammelt und Aller Augen waren auf den geheimnißvollen Vorhang, welcher eine Wunderwelt noch zu verbergen ſchien, neugierig gerichtet. Geſpannt ſtanden und ſaßen die Spieler hinter den Couliſſen umher. Lina ſaß, wie in ſich zuſammen geſunken, an einem kleinen Tiſche, und ſtarrte, wie es ſchien, gedankenlos in ihre Rolle hinein. Eine geheime Angſt leitete immer Georg's Blicke auf ſie hin. Verſchiedene Male hatte er mit theilnehmenden Fragen ſich an ſie gewendet, aber mit zitternder Stimme erhielt er nur allgemeine Antworten. Eine gewiſſe Beklommenheit ſchien ihre Worte erſticken zu wollen.

Endlich ſchwieg die Muſik. Der Graf und Georg mußten ſich auf die Bühne begeben, und ſo die Uebrigen, wie nun einen Jeden ſein Stichwort rufen mochte. Sie ſpielten ſämmtlich trefflich. Mit hinreißender Wahrheit gab Georg im dritten Akte die Stelle, wo Clavigo reuig, um Verzeihung und um Mariens Herz und Hand flehend, mit erneuerter Leidenſchaft vor ihr erſcheint, dagegen löſte Lina mit einer ungemeinen Gewandtheit, oder vielmehr mit einer ſo gefühlten Tiefe eines ſchmerzenvollen Glückes dieſe Schwierigkeit ihrer Rolle, daß ſelbſt der Graf hinter den Couliſſen in das Bravogerufe der Zuſchauer mit einſtimmte, die Hereinſtürzende in ſeinen Armen auffing und ihr entzückt die Hände küßte.

Zu Ende des vierten Akts ward endlich hinter der Scene die Leichenbahre, worauf Lina als Maria zu liegen kommen ſollte, herbeigebracht.

Lina kam in einem weißen Leichengewande, auf der todtenbleichen Stirne den Myrthenkranz, aus dem Ankleidezimmer heraus. Sie wankte an Karolinens Arme einher.

Der Graf, ſowie alle Uebrigen waren von dieſer geiſterhaften Erſcheinung betroffen. „Um Gotteswillen, Fräulein!“ flüſterte er ihr zu, „es iſt Ihnen doch wohl?“ „Mir ſcheint es ſo,“ antwortete ſie. Im ſchmerzhaften Lächeln zuckten ihre Lippen.

Georg hob ſie auf ihre Bahre. „Ich danke Ihnen für dieſen letzten Freundſchaftsdienſt, wenn es denn der letzte ſein ſollte,“ ſprach ſie mit halbverhaltener Stimme.

Die Frauen beſteckten ſie mit Kränzen und Sträußen; jetzt nahte Rudolph mit dem Leichentuche, um es über ſie hinzubreiten. Ehe dies noch geſchah, ſah ſie noch einmal empor in Georg's Augen, welcher ſich mit ſchmerzlichen Gefühlen über ſie herabbeugte, und reichte ihm die Hand, ſo wie ihrem Bruder Heinrich, und flüſterte, während ſchon das Leichentuch über ſie hinfiel, noch ihm zu: „Gute Nacht an Vater und Mutter.“

Georg verhüllte ſich das Geſicht; Heinrich ſelbſt fühlte bei dieſen Worten in unermeßlicher Angſt ſein Herz beben.

Es begann der fünfte Akt. Georg ſpielte mit vielem Gefühl. Eine Todtenſtille, welche nur dann und wann von einem Seufzer aus theilnehmender Bruſt unterbrochen wurde, herrſchte unter den Zuſchauern.

Jetzt ſtand die verhüllte Bahre inmitten der Bühne, die Leichenmänner hielten mit Fackeln umher, Beaumarchais und Clavigo aber ſtanden, fechtend über der Leiche Mariens, an den beiden Seiten derſelben. Clavigo ſtürzte verwundet auf die Leiche herab, und mit einem gellenden Schrei des Entſetzens fuhr Georg, wie von einer Natter geſtochen, plötzlich empor, ſtürzte wieder nieder, ſtöhnte, und in unarticulirten Jammertönen zuckte er krampfhaft am Boden.

Rudolph ſtand erſtaunt. Die ganze Verſammlung ſprang auf. Der Graf kam ſchnell herein, hin zur Bahre, ſtrich mit der flachen Hand über Lina's Geſicht, winkte und der Vorhang fiel.

Jammernd ſtürzte Heinrich herbei und ſchrie: „Lina! Lina! Schweſter!“ — Er entfaltete vergebens die ſtarren Hände, er hob vergebens ihr kaltes Haupt empor — ſie war todt. —

Wie die Herrliche wunderbar in dieſer Gegend erſchienen, ſo war ſie nunmehr auch aus dem Leben geſchieden auf eine außerordentliche Art, als wäre ſie ein überirdiſches Weſen, aus dem Reiche der Glückſeligen nur heruntergeſtiegen, um auf kurze Zeit menſchlich unter den Menſchen zu wandeln, alle Erdenwonne und Erdenleid zu empfinden, um alsdann ruhig das Erdengewand wieder abzulegen und heimzugehen im entzückten Aufſchwunge mit dem unendlichen Mitleide für all' die Schmerzen und Qualen, welche das arme Menſchenherz hierunten in der Nacht des Irrthums und der Leidenſchaft drücken und drängen.

Neuntes Buch.

Erſtes Capitel.

Bald war das Schloß von Gäſten leer. Alles entfloh dem Hauſe des Schreckens. Die Gräfin war außer ſich. Georg hatte der Schmerz betäubt; ſeine ganze Mannheit ſchien dem Entſetzen unterlegen zu ſein. In einer finſteren Stube, welche an den Saal ſtieß, von Niemand bemerkt, lag er auf dem Fußboden hingeſtreckt.

Nachdem ſich Heinrich wieder einigermaßen erholt — denn ein faſt ähnlicher ungeheurer Schmerz hatte ihn den jetzigen mehr ertragen gelehrt — ſuchte er ihn auf.

Georg's Schmerz aber blieb bei allen den mehr herausgeweinten, als geſprochenen Worten ſeines Freundes ſtarr und ungeheuer. Als aber Heinrich's Eltern, welche vor Kurzem auf einem Wagen ſchnell herbeigeholt worden waren, nun auch jammernd zu ihm hereinſtürzten, ſo richtete ſich ſein unbewegtes, eiſiges Geſicht, ein Bild unerhörten Jammers, empor.

Da aber Heinrich's Mutter ihm ſchluchzend um den Hals fiel, und ſchrie: „Und wie hat ſie dich geliebt, du lieber, theurer Menſch! Wie gehörte ſie nur dir in der letzten Zeit ihres Lebens ſo ganz an!" da ſank er, wie ein weinendes Kind, ſprachlos an ihre Bruſt und dann in die Arme ſeines Freundes.

Vergeblich bat er, ihn noch einmal zu Lina's Leiche zu führen. Der Graf, welcher jetzt auch herbeigekommen war, geſtattete es nicht. „Man muß ſo wenig, als möglich," ſprach er, „das Antlitz des Todes anſtarren, denn es macht unſer Herz freudlos und leidlos und verſteinert daſſelbe, ſondern vielmehr das Bild des Dahingeſchiedenen in ſeiner ſchönſten Glorie gefühlvoll in ſich bewahren."

Jetzt ſchien auf einmal ein Entſchluß Georg empor richten zu wollen. Noch immer ſprachlos küßte er Heinrich's Eltern, faßte dieſen ſelbſt beim Arme, und in langſamen und weiten Schritten zog er ihn mit zum Schloſſe und zum Dorfe hinaus in entgegengeſetzter Richtung des Städtchens hin.

„Georg," rief endlich Heinrich, „was willſt du? Faſſe dich, ſei ruhig und laß' uns heimgehen!"

„Ich muß fort," entgegnete er mit erſtickter Stimme, „fort! fort! Unglück heftet ſich an meine Ferſe, der ſchlimme Geiſt der Nacht ſtellt meiner Seele nach, und vergebens ſuche ich mich loszuringen. Freund, daß ich ſo von dir ſcheiden muß! begleite mich nur noch eine kleine Weile; denn nur zu bald werde ich mit mir und meinem Leide allein ſein! — Ich habe ſie ermordet, ich bin der Elende, welcher ſie mit vornehmer Weisheit zu Tode gequält hat."

So ſchritten ſie dahin durch die unfreundliche, ſtürmiſche Nacht. Vergeblich ſuchte Heinrich den Unglücklichen zur Rückkehr zu bewegen, nur wenigſtens ſich umzukleiden; denn noch immer befand er ſich in der romantiſchen Theaterkleidung, welche ihn gegen die Kälte nicht zu ſchützen vermochte.

„So geht denn,“ klagte Heinrich, „das letzte Geſtirn am Himmel meines Lebens unter. Um die Seligkeit der Liebe habe ich mich ſelbſt und um den Genuß der Freundſchaft hat mich der Freund betrogen. Nicht du, ich bin der Unglückliche; du wirfſt dich wieder hinaus in die Welt, Glück ſowohl als Unglück giebt dir Zerſtreuung, aber ich, einſam, verlaſſen von dir und Lina, muß im trüben, langen Grame mein Leben hintrauern. So wende dich denn von mir und nimm die Ueberzeugung mit dir, daß du deines Freundes Glück und Frieden mit davon trägſt.“

Georg hing an ſeinem Halſe. „Ich weiß und fühle es wohl,“ fuhr Heinrich fort, „daß es beſſer für dich iſt, du verläſſeſt die Gegend, wo ſo herber Kummer für dich emporwuchs!“

„Ach, nicht das!“ verſetzte Georg; „nein, deswegen, weil ich fühle, daß mir Ruhe nimmermehr im Leben gegönnt iſt, bis ich ſattſam meine Sünden abgebüßt habe, weil ich merke, daß jedes Elend des Lebens mich und die mit mir Verbundenen treffen muß, ſo lange ich zu raſten begehre, muß ich fliehen, mich hinausſtürzen in die Welt und in neue Aengſte. Weil ich mich der Freundſchaft, ja!, ſelbſt der Liebe menſchlich hingab, mußte Lina für mich ein unſchuldiges Opfer wieder heimgehen.“

Endlich ſtanden die beiden Freunde auf der Anhöhe bei dem Kreuze, wo Heinrich's Vater ehemals Lina gefunden hatte.

„Hier laß' uns ſcheiden!“ rief Georg. Sie drückten Bruſt an Bruſt im tiefſten Schmerze feſt an einander, daß ihnen der Odem ſtockte. Das ſchneidende Gefühl ihres Abſchiedes war ſtumm. Endlich verließ Heinrich ſeinen Freund und ging den Berg hinunter. Georg ſtarrte ihm nach, da hörte er ihn in der Ferne vernehmbar ſchluchzen, und noch einmal rief er: „Heinrich!“ ſtürzte dem Weilenden nach und umarmte ihn noch einmal, um ſich dann, vielleicht auf ewig, von ihm zu trennen.

Zweites Capitel.

Mit gepreßtem, gequältem Herzen, in ſchmerzliches Träumen vertieft, hatte endlich Georg die letzte Anhöhe überſtiegen. Mattigkeit verhinderte ihn weiter zu gehen. Er warf ſich in das dürre Gras und ſtarrte verzweiflungsvoll in die dunkle Nacht hin. Sein ganzes, vergangenes Leben rückte in klaren Bildern an ſeinem inneren Auge vorüber, aber die zuletzt im Schooße des friedlichen Thales verlebte Zeit ſtand ſtill und mahnend vor ſeiner Seele. Die Geiſter dieſer Vergangenheit reihten ſich mit rührenden Vorwürfen um ihn her; ſie zeigten ihm all' die Liebe, all' die Freundſchaft, welche er von ſeinen Umgebungen dort genoſſen, und ſchienen ihn zu fragen: „Und warſt du Sündiger aller dieſer Liebe werth?“ Dann führten ſie ſeine Erinnerung in das freundliche Zimmer im Gartenhauſe, beleuchteten mit zauberiſchen Lampen ihm alle Traulichkeiten des Orts, indem ſie an jeden Gegenſtand umher irgend eine kleine Geſchichte geſprächig anzuknüpfen wußten, dann zeigten ſie ihm jene Stube Karolinens, darinnen das wunderholde Bild Lina's auf dem Sopha im roſigen Lichte der Liebe erglühen, dann wandten ſie ſeine Gedanken wo anders hin, hoben einen Schleier auf und deuteten auf ein darunter liegendes Todtengeſicht, indem ſie fragten: „Kennſt du die Gemordete?“

So hing an ſeinem Herzen die Rückerinnerung, wie ein ſtechender Scorpion. Vergebens drückte er ſein Geſicht auf die kalte Erde, vergebens rang er nach Troſt, dieſe Gedanken wichen nicht von ihm. Sie bemächtigten ſich immer mehr ſeiner ganzen Seele.

Er ſetzte ſich wieder auf, ein Glanz von vielen Lichtern traf aus der Ferne her ſein Auge. „Dies iſt ihre Leiche!“ ſprach es in ihm oder neben ihm, zu unterſcheiden vermochte er es nicht. Er ſtarrte den langſam wandelnden Lichtern nach.

„Wie war ſie ſo ſchön,“ begann wieder die Stimme zu ſprechen, „ſo herrlich vor allen Jungfrauen! Wie war ihr Antlitz ſo holdſelig mit dem blauen, leuchtenden Augenhimmel! mit der hohen, zartgewölbten Stirne und dem rothaufglühenden Munde! Und ihre Geſtalt! Und ihr Gang! ihr liebliches Weſen, ihre Anmuth in Allem! Soll ich dir mehr ſagen? Aber ihr Gemüth war nicht das eines Erdenweibes! ſo innig und zart, ſo rein, fromm und kindlich war es, wie das Weſen einer Gottestochter. Wie glücklich mußte der Mann ſein, dem es in aller ſeiner Heiligkeit ſich zuneigte! — Sie iſt ermordet in ihrer Jugend, gleichgültig zertreten, wie eine Blume, in ihrer Schönheit, von ihm, der ihr Liebe heuchelte! doch von dir? von dir?“ —

Georg ſchlug ſich verzweifelnd mit den Fäuſten in das Geſicht. Lange noch ſtierte er hinunter zu dem Lichterzug, welcher ſich jetzt hinter einem Hügel verlor, jetzt wieder empor kam, hinunter ſchwebte, weiter, weiter, bis in die Stadt hinein.

Als er nunmehr verſchwunden war, glaubte Georg Alles, das Allerletzte verloren zu haben, und ſank lautſchluchzend mit dem Haupte zurück auf die kalte Erde.

Vor ihm ſtand auf einmal Doctor Voland. Seine glühenden Augen ruhten ſtechend auf ihm. In Schaudern bebten Georg's Glieder.

„Von Elend zu Elend hingeriſſen," begann Voland zu ſprechen, „vom Irrthume ewig beſtrickt und immer mehr der Selbſterkenntniß, und dadurch der Verzweiflung ſchrecklich hingenähert, bebſt du armer Erdenwurm hier im Staube. Haſt du doch der Stimme deines Gottes gefolgt, beſiegt die Leidenſchaft, die allgewaltige, vor deinen dürſtenden Lippen den Becher ausgeſchüttet, und nun? — Hingegeben ſeligen Liebesgenuß der Pflicht, und nun? Wo iſt ſie hin, die Kraft deiner Seele? Wohin der Frieden deines Herzens? Das ſelige Unſchuldsgefühl? Sieh', armer Unglücklicher, anders kann dir Jener nicht lohnen!

„Da er die Welten und Weſen darauf erſchuf, mußte er zum Geſetze die Nothwendigkeit, welche, über ihn und über Alles gebietend, das Gefühl nicht kennt, erheben. Ihr Arm rollt dich eben ſo gut fort, als den Felſenblock, welcher, den Schwerpunkt verlierend, hinunterſtürzt und im Thale zerſchmettert. Ihr Odem verwandelt deine Vernunft in Thorheit und deine Dummheit in Weisheit; nur die Qual kann ſie drücken in das blutende Herz, aber nicht davon wegnehmen! —

„Nicht Gott fährt im Donnerwetter herauf, ſondern nur die Nothwendigkeit, mit welcher ſich ein chemiſcher Prozeß entwickeln muß. Nicht der, welchen du Gott nennſt, führt den Sommer und den Winter heran, ſondern die unabänderliche Nothwendigkeit. Glaubſt du, Gott wäre ſo allmächtig, um die See zu halten, welche ſich über Euere

Wohnungen ſtürzt und die Mutter ſammt dem Säuglinge ertränkt? Kann er 7 aus 2 + 3 machen? — Thor! worauf haſt du dein Vertrauen geſtellt!“

Georg rang mit ganzer Seele nach Troſt und Erleuchtung von Oben; herüber und hinüber ſchweiften ſeine Gedanken, ängſtlich ſchmachtend und ringend.

„Hilf dir ſelber, ſo iſt dir geholfen!“ fuhr der Doctor fort; „entſage ihm und ſeinen Werken, ſo biſt du frei, wie er. Ich ſehe deine Gedanken. Du fragſt: verdanke ich nicht ihm mein Leben? Dein Leben? dieſes Ergebniß des Zufalls und der Nothwendigkeit. Du fragſt in dir: gab er mir nicht die Wonnen meiner Knabentage? Springt nicht auch der junge Stier wohlbehäglich auf der grünen Wieſe?

„Werde ſelbſt dein Gott!“

„Warum, du entſetzlicher Grübler,“ erwiederte Georg, „drängſt du dich mit den Gedanken deiner Hölle zu mir, der ich dich nicht rufe?“

„Weil ich,“ entgegnete dieſer, „in dir einen ungewöhnlichen Geiſt, welcher, beſſeren Geſchickes werth, mein ganzes Mitleid aufruft, walten und ringen ſehe! — und, weil ich Ihm es nicht gönne, dich ſeiner Unſeligkeit durch Unſeligkeiten zuzuführen!“ —

Georg warf ſich auf die Kniee und betete: „Herr, ich fühle dich mit deinem Heile ſelbſt in meinem Elende. Nicht umſonſt drängt ſich zu dir empor an deine Bruſt mein kindliches Gefühl in Demuth und Anbetung. Ich fühle es, daß deine Züchtigungen ſelbſt zu meinem Heile dienen!“

„Die Ruthe für deine Dummheit!“ ſchaltete Voland ein, „und eine Zuckerdüte hintennach.“

„Befreie mich, mein Gott, von den Fallſtricken des Böſen!“ rief Georg von Neuem empor.

„Biſt du fertig?“

„Ja!“ ſprach Georg geſtärkten Herzens und kräftiger Stimme.

„Ich auch!“ Ein Blitz leuchtete auf, und Voland ſtieg, ein Liedchen pfeifend, den Berg hinunter.

Drittes Capitel.

Georg fühlte ſich jetzt vom Nachtfroſte beinahe erſtarrt. Noch immer war es Nacht, aber der Himmel hatte ſich aufgeklärt, tröſtlich ſchauten all' die Sterne auf ihn herunter, und von dieſem Anblicke fühlte ſich ſeine Seele nach allen dieſen Aengſten wieder erhoben.

Um ſich vor der Kälte zu ſchützen, ging er in den Wald hinein, welcher an dem Fuße des Berges ſich hinzog.

Bald fand er bei einer Klippe zwei große Felſenmaſſen ſo über einander geſchoben, daß ſie eine geräumige Höhle bildeten. Er flüchtete ſich hinein, um den Morgen dort abzuwarten.

Wie es endlich an zu dämmern begann und er ſchon aufbrechen wollte, vernahm er auf einmal mehrere rauhe Männerſtimmen. Er verbarg ſich hinter einem Felsblocke, von wo aus er den freien Raum, welcher ſich vor der Höhle befand, überſchauen konnte.

Drei Männer, in Pelze gehüllt, mit tief in die Geſichter hineingedrückten Mützen, mit Säbeln und Flinten, Meſſern und Piſtolen bis an die Zähne bewaffnet, kamen aus dem Walde heraus, und gerade auf die Höhle, wo er ſich befand, zugeſchritten.

„Wer hätte geglaubt,“ begann jetzt der Eine zu ſprechen, „daß dieſes uralte Männlein ſo lange unter den Meſſerſtichen ſich wehren und leben gekonnt?! — ſeine Siebenmeilenſtiefel ſollen mir gute Dienſte thun!“ „Jetzt,“ rief der Zweite, „laßt uns alle Drei auf den Nebelmantel ſtellen, damit keiner von uns ſich unſichtbar macht, und dann die Theilung beginnen!“

Georg ſtaunte. Ihm war es, als ſtünde er in einem Irrenhauſe, oder, als würde vielmehr ein altes Kindermärchen vor ihm lebendig. „Siebenmeilenſtiefel und Nebelkappe? das ſind ja die wunderbarſten Dinge von der Welt!“ flüſterte er vor ſich hin; „auf jeden Fall aber ſehe ich vor mir Räuber, welche mit einander faſeln und in ihrer Art ſcherzen.“

Der dritte dieſer Räuber, denn dies waren die abenteuerlichen Geſellen wirklich, verſetzte jetzt: „Denkt nach, Kameraden! wer ſpionirte es aus, warum dieſes Kerlchen mit dem Winde um die Wette laufen, und ſich unſichtbar machen konnte, wer war es? Ich! — darum ſeid billig und überlaßt mir den alten Nebelmantel und Ihr behaltet die Stiefel!“ —

„Und ich habe ihn todt gemacht, wie ein Kaninchen, abgewürgt, wie ein Huhn, geſtochen, wie eine bratende Gans!“ erwiderte der Erſte, „und die Stiefel behalte ich allein!“ —

Ein heftiger Streit entſpann ſich unter den Räubern; auf einmal knallten mehrere Schüſſe auf; Georg hörte ein Stöhnen und ſah, wie jetzt zwei derſelben mit Meſſern auf der Erde rangen. Ein heftiger Schrei entfuhr dem Einen.

der Andere ſprang auf, ſtürzte aber bald wieder nieder und begann heftig zu wimmern. Jetzt wurde es ganz ſtill umher.

Unterdeſſen war der Tag mit ſeiner Helle angebrochen. Georg kroch aus ſeinem Verſtecke hervor und näherte ſich dem Kampfplatze. Seine Füße traten in Pfützen vergoſſenen Blutes.

Unfern von einem alten Mantel und ein Paar weiten Stiefeln von grünem Saffian lagen zwei Räuber todt dahingeſtreckt, weiter abwärts ein Dritter, welcher ihm jetzt zurief: „Erbarmt Euch meiner, wer Ihr auch ſeid! und gebt mir einen Tropfen Waſſer zu trinken; ich will Euch dafür ein Geheimniß entdecken, daß Euch glücklich, uns aber zur Beute der Würmer macht.“

Georg nahm einen der Stiefel, eilte hinunter in das nahe Thal, ſchöpfte ihn voll Waſſer und brachte dem ſterbenden Manne dieſen friſchen Trank.

Auf einen Zug leerte der Dürſtende den Stiefel aus und ſtöhnte: „Es iſt der letzte Stiefel, den ich ausgetrunken habe. Dort in der Höhle in der Ecke rechts unter einem großen, mit einem rothen Kreuze bemalten Stein werdet Ihr Geld und Koſtbarkeiten genug finden, um Euch für Eure Mühe bezahlt zu machen! — Ihr könnt Alles mit gutem Gewiſſen annehmen, wenn Ihr ſonſt gewiſſenhaft ſeid, denn die ehemaligen Beſitzer davon ſind abgethan; jener Mantel aber iſt eine Art Nebelkappe und macht unſichtbar, und dieſen Stiefel, woraus Ihr mich getränkt, hat der beſte Schuſter von der ganzen Welt zuſammengenäht.“ Jetzt verſagte dem Todwunden der Odem, er ſtöhnte heftiger und war bald darauf verſchieden.

Als Georg kein Lebenszeichen mehr an den Leichnamen gewahrte, legte er dieſelben in einer Felſenecke übereinander, bedeckte ſie mit Moos, Erde und Baumzweigen und beſtattete, ſo gut er konnte, dieſe ſeine Erblaſſer.

Hierauf begann er ſich der unverhofften und räthſelhaften Erbſchaft, bevor ſie noch unter den Händen der römiſchen Gerechtigkeit und der Rechts- oder vielmehr Sachfreunde den Schmelzungsprozeß überſtanden hatte, mit dem ruhigſten Gewiſſen anzumaßen.

In der Höhle fand er gar bald das kirchliche Symbol des Kreuzes auf dem Steine, welches auch hier, wie anderswo, das Unheilige und Irdiſche unter dem Scheine frommer Demuth bedeckte.

Dies war die angenehmſte Ironie von der Welt; denn der, welcher zuerſt den Witz zufällig einſah, behielt doch immer einen allgemein gültigen oder vielmehr güldigen Satz in der Hand.

Georg konnte nur einen geringen Theil von der Menge des Goldes, welches er fand, mit ſich fortnehmen. Er bedeckte daher das übrige wiederum ſorgfältig mit dem Steine, um gelegentlich wieder zu dieſer Schlafkammer der Fortuna zurückzukehren.

Er that jetzt den angeerbten Mantel um und zog die ſaffianen Stiefel an, welche ihm ſo genau an ſeine Füße paßten, als wären ſie nur für ihn gefertiget worden.

Jetzt ſtand er da, ungefähr wie Einer, der das heimliche Rezept, ſich flugbar zu machen, aufgefunden zu haben glaubt, und nun demgemäß ausgerüſtet, auf dem Kirchthurme, um den erſten Verſuch auf Tod und Leben zu machen, bereit ſteht.

Viertes Capitel.

Georg zögerte nicht lange, er ſchritt aus. Wie flogen vorüber Berg, Wald, Thürme, Brücken und Städte gleich vielfarbigen Blitzen! Er ſtand, ſtarrte und ſtaunte.

Er ſah ſich in einer ganz neuen Gegend, vor ſich eine wohlbekannte, große Stadt. Dort war es, wo er in einer Stube, oder vielmehr in einem Käfige unter dem Dache, wie ein eingeſperrter, hungernder Kanarienvogel, mehr nach Futter geſchrieen, als geſungen hatte. Vorüber! —

Mit wenigen Schritten, welche er zurück that, ſtand er in ſeinem Geburtsorte, unfern des Rheins. Er zog die Stiefel aus und ging, wie ein Büßender, in den Gottesacker hinein. Bald hatte er die Begräbnißſtelle ſeiner Eltern gefunden. Er knieete zwiſchen den beiden Gräbern nieder und drückte wehmüthig ſein Haupt auf den dürren Raſen.

Noch einmal ſchaute er zum Kirchthurme empor, in deſſen Glockenſtuhle er ſo oft geſeſſen, in das Blaue ſtundenlang geſtarrt und ſich in die Ferne hinaus geſehnt hatte.

Wie war doch Alles umher ſo ganz das Alte geblieben, während in ihm Alles, Alles neu geworden war! Selbſt die Raſenbank an der Gottesackermauer, worauf er ſo oft geſeſſen, ſelbſt der große Hollunderſtrauch, unter deſſen überhängenden Aeſten Plutarch die großen Helden der Griechen- und Römerwelt ihm heraufgezaubert hatte, ſtand noch da, wie ehedem, und ſchüttelte jetzt vor Freude, den alten Bekannten in der Nähe zu wiſſen, alle ſeine falben Blätter ab.

Unterdeſſen kam von dem nahen Schulgebäude ein junger, ſtattlicher Mann, mit einem einfachen Schlafrocke angethan, langſam den Kirchweg hinunter. Bald erkannte ihn Georg; es war ſein ehemaliger Jugendgeſpiele, der Sohn ſeines erſten Lehrers.

Er ging auf ihn zu und ſprach: „Wohlgemuth, kennſt du mich noch?“ Aber dieſer prallte mit einem Schrei des Entſetzens zurück, denn die nahe Stimme neben ihm konnte nur die eines Geiſtes ſein, da er keinen Menſchen vor ſich ſah.

Jetzt bemerkte erſt Georg ſeine Uebereilung und die Tugend des Nebelmantels. Er nahm ihn ab und hing ihn über den Arm. „Kennſt du mich noch nicht?“

„Biſt du?“ ſtöhnte Wohlgemuth. „Benlot's Geiſt? Kannſt du nun, wie ſonſt im Leben, auch jetzt nach deinem Tode, keine Ruhe und fröhliche Urſtätt gewinnen?“

„Spaß beiſeite!“ erwiederte Georg, „ich bin gerade noch ein Menſch mit Fleiſch und Bein, wie du, und freue mich, dich endlich einmal wiederzuſehen!“ „Hätteſt mich mit deinem Verſteckens Spielen beinahe zu Tode erſchreckt! Biſt noch immer mein guter Phantaſt! Willkommen! und herein mit dir!“ rief Wohlgemuth.

Er zog Georg mit ſich in ſeine Wohnung. Ein junges, hübſches Weib mit zwei wackeren Knaben kam ihnen freundlich entgegen.

„Nun, Gretchen,“ rief Wohlgemuth, „trag' auf, was du in Küche und Keller haſt! dieſer brave Einarm (denn dieſes ſchien jetzt Georg zu ſein, da er über den andern den Mantel geſchlagen hatte), iſt mein älteſter und beſter Bekannter. Ei, waren wir ſonſt Wildfänge mit einander!“

„Wo iſt dein Vater?“ fragte Georg.

„Der ruht nun ſchon ſeit fünf Jahren in Gott,“ verſetzte dieſer; „ich bin ſein Nachfolger im Amte geworden. Engbegrenzt iſt meine Lebensweiſe; aber, was heut' zu Tage viel ſagen will, — weiß es Gott im Himmel! — ich kann nicht klagen: ich bin arm, aber von Haus aus glücklich.

„Es iſt zwar Sünde, daß ich es denke, meinen Schulkindern möchte ich es auch nicht ſagen: ich bin gewiß noch glücklicher, als ſelbſt Doctor Luther; er hatte zu viel auf ſich.

„Sieh' dich um in dieſer Stube, iſt nicht Alles noch ſo, wie es ſonſt war zu meines Vaters Zeit? Wie wohl thut es, dort am Ofen auf dem Polſter zu ſitzen, die weiße Mütze über die Ohren heruntergezogen, mit der dampfenden Gipspfeiſe, gerade wie er, der Selige, und meine Kinder um mich herum, ſo wie ich und meine Schweſter ſonſt um ihn.

„Dort ſteht auch noch das Bücherbret, das wir ſo oft früher mit einander durchſtöbert haben; aber jetzt ſtehen freilich viele neue Werke dabei, welche ich vom Privatſtundengelde mir erſchwungen habe; denn mit der Zeit muß man doch fortgehen. Kennſt du noch dieſes Buch hier?" Mit dieſen Worten holte er die Ueberſetzung von Virgil's Eclogen herbei. Er fuhr redſelig fort, indem er zwiſchen Daumen und Zeigefinger das Buch vorüberblättern ließ: „Du haſt gar ſo gern darinnen geleſen! Es liegen noch Baumblätter darinnen, welche du als Zeichen eingelegt haſt!" —

Aus dem Buche flatterte jetzt ein Blättchen Papier heraus. Wohlgemuth hob es auf und ſprach mit gedämpfter Stimme: „Ein Gedicht von dir, Georg, auf meine verſtorbene Schweſter! — Ach, wie lieb hatte ich dich, als du damals, wie du ihren Tod in der Stadt hörteſt, ſo liebevoll der kleinen Vollendeten gedachteſt!"

„Es war ein herzlichgutes Mädchen!“ verſetzte Georg, „und hat, wie früher unſere brüderlichſte Liebe, ſo jetzt unſere Rückerinnerung an ſie gewiß verdient!“ —

„Was iſt dies für ein Gedicht, lieber Mann?“ fragte Wohlgemuth's Frau und ſah mit wißbegierigen Augen ihn an.

„Wir können dir es wohl vorleſen!“ erwiederte Wohlgemuth, indem er ihren Leib mit dem einen Arme umſchlang, mit dem anderen aber das Blatt emporhielt, daß auch ſie hineinſchauen konnte.

„Laß' es ſein!“ ſprach Georg; „ich war damals noch jung.“ Wohlgemuth aber las mit recht gerührtem Herzen:

„Wir Kinder wurden verſtändig
Und nannten uns Bräut'gam und Braut,
Wir liebten uns treu und beſtändig
Und haben uns ſelber getraut.

Wir ſaßen ſtille zuſammen
Am Heerde; wir ließen die Gluth
Durch unſere Händchen erflammen,
Durchſichtig im ſtrahlenden Blut.

Wir ſaßen heimlich im Garten,
Die Knospen, die blieſen wir an;
Wir konnten es nimmer erwarten,
Bis ſelber das Blühen begann.

Maikäfer ließen wir fliegen
Als Boten in's Himmelsgezelt,
Die ſummten, ſchnurrten und ſtiegen,
Und haben auch Alles beſtellt.

Doch wie war plötzlich verſtoben
Das Märchen der goldenen Zeit!
Sie wandelt im Himmelsſaal oben,
Ich unten voll Schwermuth und Leid.“

Die junge Frau wiſchte ſich mit ihrem weißen Schürzchen eine große Thräne aus dem Auge und ſah Georg ſo mildfreundlich und dankbar an mit einem tiefen, erquicklichen Blicke, in welchen nur das Weib ſo recht ihre ganze Seele hineinzulegen vermag. Wohlgemuth aber reichte Georg die Hand und ſprach: „Ja, ſo waren wir auch beiſammen! Immer einträchtig, gut und froh! — Aber jetzt ſage mir auch, wie iſt es dir zeither gegangen? Du kommſt gewiß weit her; man ſieht es an deiner närriſchen Tracht! — dich drücken gewiß die Stiefel, da du in Strümpfen gehſt!“

„Das nicht!“ verſetzte Georg; „aber es iſt ein Gelübde von mir, mit den Sohlen dieſer Stiefel nur dann den Boden zu berühren, wenn ich fortgehe,“

„Da kann ich dir helfen!“ erwiederte Wohlgemuth; „ich habe hier ein Paar Ueberzugſchuhe, welche über deine ſchönen Saffianſtiefel paſſen werden.“

Georg ließ ſich den Vorſchlag gefallen, zog die Stiefel an und darüber die Schuhe. Nun konnte er, mit den Stiefeln an den Füßen, in kurzen Schritten auf und abgehen, wie jeder Andere.

Unterdeſſen hatte die freundliche Wirthin den Tiſch gedeckt und ein ländliches Frühſtück vorgerichtet. Es fehlte nicht an Semmeln und Honig, großen Pflaumen und überhaupt an allerlei Obſtſorten; eine Flaſche Kirſchſect, umgeben von blankgeſchliffenen Gläschen, wie der Planet des Jupiters von ſeinen Trabanten, ſtand erfreulich dazwiſchen.

Wie nun Georg das Allgemeinſte ſeiner Schickſale erzählte, das Traurige mit dem Honig, den er aß, verſüßend, und das Fröhliche ſeines Lebens mit Kirſchwaſſer, welches er trank, anfriſchend, bemerkte er endlich, wie die zwei

Knaben ſeines Freundes ſo ſtill und aufmerkſam in einer fernen Ecke zu ihm hinüberlauſchten mit großen, freundlichen, heimlichſcheuen Rehaugen.

„Kommt doch her zu mir, Ihr wackeren Jungen!“ rief Georg. „Wenn du uns Nichts thun willſt!?“ erwiederte der ältere von ihnen. —

„Seid hübſch artig, Ihr Kinder!“ ermahnte die junge Mutter.

Die Knaben nahten ſich, und Georg hob ſie auf ſeinen Schooß, um mit ihnen zu plaudern.

Wie ſahen ſo aufrichtig die hellen Augen der Kinder empor in das Geſicht des kindlichen Mannes!

Herzerhebend wohl iſt der Anblick ſo recht klarer, frommer Kinderaugen, aus welchen noch ein ganzer Maienhimmel herausſchaut, aber unendlich ſchöner und rührender iſt es, wenn unter der Stirn eines Mannes noch die heiligen, lichten Feuer der Kindheit in aller Seelengeſundheit, aus dem Auge ruhig und erhaben ſtrahlen.

Wäre zu dieſer Stunde ein Gemäldekenner in Wohlgemuth's Stube getreten und würde Georg mit den Kindern auf dem Schooße geſehen haben, ſo hätte ein ſolcher wohl glauben mögen, ein Altarbild „von Chriſtus und den Kindlein“, von einem alten Meiſter ausgeführt, wäre hier vor ihm lebendig geworden.

„Vater!“ ſprach zu Wohlgemuth der eine Knabe: „weiß denn auch dieſer da ſo ſchöne Geſchichten, wie du?“

„Ja wohl! noch ſchönere,“ entgegnete dieſer lachend; „bittet Ihr nur darum, vielleicht macht er Euch Etwas vor.“

„Bitte! Bitte!“ riefen die Kinder mit einander. „So geht es,“ meinte die junge Frau, „giebt man ſich einmal mit den Jungen ab, ſo weichen ſie nicht mehr!“

Georg aber zog die Kinder näher an ſich, und ſprach: „Wenn Ihr aufmerken wollt, ſo will ich Euch eine gar hübſche Geſchichte von dem Knaben mit den goldenen Haaren erzählen.“ Die Kleinen getrauten ſich kaum Odem zu holen.

Wohlgemuth hatte ſein Kinn auf die Hand geſtützt und blickte gemächlich herüber. Neben ihm ſtand die glückliche, junge Frau, ihren Arm um ihres Mannes Nacken gelegt, mit ihrem runden, freudigrothen Angeſichte, und lächelte vor innerem Wohlſein, daß ihre kleinen Zähne zwiſchen den etwas aufgeworfenen Lippen ſchalkiſch genug hervorſchimmerten.

Georg begann:

„Es war einmal ein frommer Knabe“ — „Vater, es war einmal ein Knabe!“ riefen die Kinder — „der lief,“ fuhr Georg fort, „immer hinaus in den Wald vor dem Dorfe durch Dick und Dünn und jagte ſich mit den Vögeln und Eichhörnchen herum, wovon er gar ſo gern eins gefangen hätte. Einſtmals ſah er dort auf einem Baume einen Vogel ſitzen, deſſen Federn glänzten ſo hell und ſchön, blau und roth, und auch gelb und grün, daß er ſich gar nicht ſatt daran ſehen konnte. Er wollte ihn endlich fangen, denn das ſchien ihm ein Leichtes, da der Vogel ſo ſehr zahm und kirre that. Aber, wenn er ſchon dicht bei ihm war und nur noch ſein Mützchen darauf zu decken hatte, flog er wieder fort; und ſo ging es von Buſch zu Buſch, und immer weiter, und wenn der Knabe von der Jagd ablaſſen wollte, ſo ſchimmerte der Vogel doppelt ſo ſchön und ſang noch einmal ſo gut, als vorher.

„So kam es, daß ſich der Knabe verirrte. Und als nun endlich der Vogel ganz verſchwunden war, fing er bitterlich an zu weinen.

„Wie der Knabe nun ſo herumlief im Walde, ſah er auf einmal durch die grünen Zweige ein großes Feuer ſchimmern. Er ging darauf zu, und wie er bald daran war, hörte er einen gar feinen, lieblichen Geſang.

„Er ſchlich ſich hinter einen Buſch und lauſchte durch die Blätter vor.

„Zwölf Kinder in glitzernden Gewändern mit flatternden Bändern, Hand in Hand, tanzten um ein Feuer herum, das wie eine große, glühende Kugel anzuſehen war.

„Das eine von den Kindern hatte einen Kranz von Aepfelblüthen auf ſeinem Haupte, von welchem helle Locken ſonnenſtrahlenartig herunterfielen und ſang in Einem fort:

„Maienglöckchen heraus! heraus!
Singt Ihr Vögel im grünen Haus!
Dili! Dili!“

„O, das iſt prächtig!“ unterbrachen die beiden Knaben den Erzähler und ſchlugen ihre Händchen verwundert zuſammen.

Georg fuhr fort:

„Das blitzte und funkelte überall! Mit allen den goldenen und ſilbernen Bändern, mit Blumen und Aehren, auch Edelſteinen geſchmückt, waren dieſe Kinder gar hübſch anzuſehen.

„Als nun der Knabe ſah, wie ſie alle ſehr freundlich thaten, faßte er ſich ein Herz, kroch hervor, nahm ſein Mützchen in die Hand und ſagte: „Grüß' Euch Gott!“ „Schön Dank!“ ſagten die Kinder dagegen, „ei! was machſt denn du hier?“

„Ach!“ ſprach weinend der Knabe, „ich habe mich im Walde verlaufen, und wenn ich nun nicht bald heim komme, ſo wird mein Vater böſe werden.“

„Die ſchönen Kinder hielten mit Tanzen ein und eins von ihnen, im ganz ſchneeweißen Mäntelchen, welches von Diamanten blitzte, fragte: „Ei, mein Kind, wie gefällt dir der Monat December?“

„O,“ antwortete der Knabe, „der bringt das grüne Weihnachtsbäumchen, ſchöne Schlitten und Schnee dazu! dem bin ich gar gut.“ Dem weißen Kinde ſchien dieſe Rede zu gefallen.

„Aber der garſtige April,“ fragte ein anderes Kind in einem buntgeſtreiften Gewande mit ſchelmiſchen Augen, „gefällt dir wohl gar nicht? Heute iſt er ſo, morgen anders!?“

„Der April?“ entgegnete der Knabe, „nun bringt er doch den Klapperſtorch wieder auf das Dach, und ſchenkt der Gluckhenne gelbe Küchelchen, und den Wald- und Wieſenrainen Veilchen und Butterblumen! — Und ſpielt er auch manchmal Verſteckens, ſo macht er es gerade ſo, wie ich und meine Kameraden! den mag ich wohl leiden.“

„So fragten die zwölf Kinder, jedes einzeln nach einem beſonderen Monat, und bei jedem wußte der Knabe etwas Schönes. Da ſchienen die Kinder mit ihm zufrieden zu ſein, und wie ſie an ihm vorbeitanzten, zupfte ihn ein Jedes ein wenig bei den Haaren — aber das that gar nicht weh — und ſagten: „Nun verſtehſt du auch, was die Vögel, die Blumen, die Bäume, ja alle Weſen auf dem Felde und im Walde flüſtern, ſagen und ſingen! Das wird dich wohl immer glücklich machen, denn dieſe wiſſen gar mancherlei zu erzählen! Aber ſtehlen und fluchen darfſt du nimmermehr, ſonſt iſt Alles vorbei! — Grüße Vater und

Mutter von uns!“ — Mit dieſen Worten waren die ſchönen Kinder verſchwunden.

„Wie ſich aber der Knabe umſah, ſtand vor ihm ein weißer Hirſch mit goldenem Geweihe, ſammetnem Sattel und mit rothſeidenen Schnüren gezäumt. Da ſetzte ſich der Junge hinauf und ſagte: „Willſt du mich heimtragen?“ Das ſchöne Thier nickte mit dem Kopfe, und ſo recht gemächlich lief es mit ihm dahin durch den Wald. Da hörte der Knabe eine Nachtigall ſingen:

„Hier ſitz' ich allein, allein,
Nun muß ich traurig ſein,
Im tief — tief — tiefſten Leid
Allezeit!
Bald, ja bald, bald,
Grün wird der Eichenwald.“

Und die Büſche flüſterten heimlich unter einander, und am Bache ſprach die Weide: „Siehſt du den Knaben, lieber Bach?“ — Und es flüſterte aus den Wellen: „Ja, könnt' ich ihm nur nach, nur nach!“ —

„Der weiße Hirſch aber hielt vor dem Dorfe, und kaum war der Knabe abgeſtiegen, ſo floh das flinke Thier wieder in den Wald zurück.

„Als nun der Knabe heimkam, da freute ſich Vater und Mutter ſehr; denn da es ſchon Abend werden wollte, trugen ſie Sorge um ihn, aber bei der Erzählung des Knaben, wie es ihm im Walde ergangen habe, kamen ſie faſt vor Verwunderung außer ſich, und der Vater wollte es gar nicht glauben, bis die Mutter auf einmal ausrief: „Ei, da hat der Junge ja gar goldene Glückshaare auf dem Kopfe!“ — Und wie ſie recht nachſahen, waren es gerade Zwölf. —

„Der Knabe ging nun jeden Tag hinaus in den Garten und ſetzte ſich zu den hellen Blumen auf den Beeten. Da kamen auch bald der bunte Finke, der ſchimmernde Staar und der Plattmönch, ſprachen und ſangen zu ihm, und er verſtand ſie und ſie verſtanden ihn.

„Die wußten gar viel zu erzählen von fremden, ſchönen Ländern, von dunkelbraunen, frommen Menſchen und von tauſend anderen ſchönen Sachen! So kam es denn, daß der Knabe alle Tage klüger und verſtändiger wurde, und zugleich immer ſchöner und größer, und ſeine Eltern ihre Freude an ihm hatten. Er war ganz glücklich.

„Das dauerte mehrere Jahre lang, und der Schulmeiſter ſagte, der Junge wäre der beſte von allen Schülern weit und breit.

„Was zu dieſer Zeit ſeine Eltern anfingen, das glückte ihnen auch, und Niemand in der ganzen Umgegend baute ſo viel Getreide, ſo viel Obſt und hatte ſo ſchönes Vieh im Stall, als eben die Eltern des Knaben.

„Aber dieſer hatte auch noch nie Etwas geſtohlen oder auch nur geflucht.

„Als aber einmal das Kirchweihfeſt im Dorfe war, und er ſchon den Groſchen, welchen ihm der Vater gegeben, in Pfefferkuchen vernaſcht hatte“ — Wohlgemuth's beide Knaben machten große Augen und ſeufzten tief — Georg aber erzählte weiter: „Da nahm er heimlich den Schlüſſel zum Geldkaſten des Vaters und ſtahl ſich einen Kreuzer.

„Kaum hatte er aber das Geld in der Taſche, ſo wußte er ſich vor Angſt nicht zu laſſen, und als nun endlich gar die Fliegen an der Wand ſummten: „Gemauſt! gemauſt!“ konnte er nicht länger in der Stube bleiben und flüchtete ſich hinaus in den Garten.

„Aber alle die Nelken, Lilien, Roſen, ſelbſt die Bohnenblüthen hingen, wie verwelkt, ihre Köpfe und ſchienen heimlich zu weinen.

„Der Finke aber ſetzte ſich auf die Stacketen des Gartenzauns und ſchrie: „Du, du haſt geſtohlen!" „Ja, Sallatſaamen!" rief der Knabe. Da wurde der Finke vor Schaam blutroth und flog fort.

„Ein Spatz guckte aus dem Roſenſtrauche und rief: „Lange Finger gemacht, lange Finger!" — „Langen Schnabel durch's Aſtloch in die Scheune!" entgegnete der Knabe; da wurde der Sperling vor Schrecken aſchgrau und flog auch fort.

„Unfern davon ſaß aber auf dem Apfelbaume ein Plattmönch und hatte Alles mit angehört. Zornig that er ſein ſchwarzes Käppchen auf den Kopf und das graue Mäntelchen um, flog herunter auf das Kreuz des Bohnengeländers und ſprach mit ermahnender Stimme: „Ei! ei! muß ich denn das an dir erleben? Du haſt geſtohlen, ich ſehe dir es an! — einen Kreuzer, einen Kreuzer! beichte!" —

„Ich brauche nicht zu beichten," ſprach verſtockt der Knabe, „ich weiß gar nicht, was Ihr wollt, Ihr dummen Vögel!" —

„Wie heißt das ſiebente Gebot?" fragte verwarnend wieder der Plattmönch.

„Da verwünſchte und verfluchte ſich der ſchlimme Knabe, wenn er geſtohlen hätte.

„Aber auf einmal ſprang eine garſtige Kröte aus ſeiner Taſche, mit dem Gelde im Maule. „Wehe!" ſchrie der Plattmönch. „Wehe! Wehe!" flüſterte und wehte, wimmerte und klagte es durch den Garten, „geſtohlen, gelogen, geflucht, geſchworen! — Wehe! Wehe!" —

„Die zwölf goldenen Haare zerſprangen, wie Glas, auf ſeinem Kopfe, von den Bäumen, Stauden und Blumen jagte ein plötzlicher Sturmwind alle Blätter fort und der ganze Garten war auf einmal eine wüſte Einöde.

Ohnmächtig ſtürzte der Knabe auf die Erde. Er hörte nun keinen Vogel mehr, ſah keine Blume mehr. Alles war dahin.“ —

„Ach!“ ſeufzten die Kinder auf Georg's Schooße und ſprachen kleinlaut: „Wir wollen gewiß fromm bleiben!“ — „Ihr guten Kinder, thut das!“ ſagte Georg, indem er ſie herunterließ.

„Nun, Bruder,“ ſprach Wohlgemuth, „du haſt dich müde geſprochen, iß und trink' doch! — deine bunte Märchengeſchichte hat mir ſelbſt den Kopf warm gemacht. Das iſt noch ſo Etwas aus unſerer Knabenzeit, und ich erinnere mich noch recht wohl daran, wie du dem Geſange der Vögel ſo gerne Worte unterlegteſt und oft ſtundenlang mit den Waldfinken ein Wettpfeifen hielteſt, daß oft ſelbſt erwachſene Leute ſtehen blieben und dir und den Vögeln zuhörten. Weißt du noch, wie wir im Mühlengrunde Zeiſigſteller waren, und einmal der Lockvogel einen Schwarm nicht anſingen wollte, du aber endlich vor Eifer dich unter die Stange hockteſt und ſo richtig zu locken anfingſt, daß der ganze Schwarm auf die Leimruthen herunterſtieß?“ —

„Es waren ſchöne Zeiten,“ entgegnete gedankenvoll Georg, „und ich bedauere den Menſchen, welcher ſich ſeiner Kindheit ſchämt und zu vornehm geworden iſt, das alte Bilderbuch dann und wann aufzuſchlagen und mit gerührtem Herzen darinnen zu blättern. Iſt doch alles Große und Gute, alles Verfehlte und Schlimme an uns, ja unſer ganzes Schickſal, wie die Wahrheit in der Fabel, auch ſchon auf dieſen Blättern zu leſen.

„Wir ſollten wohl häufiger, als es geſchieht, über dieſe unſere Welt der traumſeligen Kindheit nachdenken, denn gar oft liegt noch dort eine große Aufgabe, welche wir noch mannhaft zu löſen haben, für uns aufgezeichnet, ſoll nicht endlich der Greis vor dem Richterſtuhle ſeiner Kindheit beſchämt und vernichtet ſtehen."

„Und wir ſind noch immer glückliche Kinder!" ſprach die junge Frau gerührt zu Wohlgemuth. — „Wohl biſt du mein, und dieſer mein Jugendfreund dazu!" — ſprach dieſer. Beide faßten Georg's Hände, indem Wohlgemuth bittend ſprach: „Bleibe bei uns, ſo lange du willſt! Schreibe Bücher in meiner oberen Stube, ſo ſchön und lang du willſt, und ſinge mit der Grasmücke, welche vor dem Fenſter draußen im Hollunderbuſche neben ihrem Neſte ſitzt, um die Wette! — Bleibe bei uns!" —

So wollte ſich noch einmal das beſchränktere Menſchenſein warm und innig, wie eine Mutter, welcher der Sohn von langer Reiſe heimgekehrt iſt, an ſeine Bruſt legen.

Er ſchüttelte lächelnd mit dem Kopfe. Er ließ ſich Papier, Tinte und Feder geben und ſchrieb einige grüßende Zeilen an Heinrich Meier.

Wie er eben den Brief ſiegelte und überſchrieb, ſtürzte ein Schwarm alter Weiber in die Stube, und vielfache Stimmen ſchrieen: „So iſt Er der kleine Benlot? wie iſt Er unterdeſſen ſo hübſch geworden! wenn Ihn ſeine ſelige Mutter ſo ſehen könnte, die gute Frau! Ach, was konnte die für gute Kiſte backen!"

„Es iſt ſchon gut, Ihr Weiber!" ſagte Wohlgemuth beſchwichtigend, Georg aber machte Anſtalt zum Fortwandern.

Dringend bat ihn die angenehme Wirthin, ihrem Manne zu willfahren. Als er aber endlich betheuerte, daß er eine ſchöne, junge Braut irgendwo aufſuchen müſſe, ſo ließ man ihn gewähren. Er nahm Abſchied.

Zehntes Buch.

Erſtes Capitel.

Ein berühmter Arzt in London machte einſt an einem Matroſen, welcher ſich ihm zu beliebigen Operationen, einer verlorenen Wette gemäß, bei lebendigem Leibe verkauft hatte, das Experiment, wie lange ein Menſch bei unterbundenen Adern leben könnte.

Der Arzt machte fürwahr ſeine Sache brav. Glied um Glied verwelkte und wurde abgenommen, aber der Menſch blieb unverwüſtlich geſund und munter, trank ſein Ale, aß ſein Beafſteak, rauchte ſeinen Tabak und ſpielte mit den aufwartenden Perſonen Mariage.

So war es endlich noch zu verwundern, daß er eines Morgens gar nicht wieder aufſtand, nachdem ihm ſein Brot- und Leibherr des Abends zuvor ganz meiſterhaft die Halspulsader unterbunden hatte.

Dann war auch vor Kurzem ein Koch in Paris, welcher die Erfahrung machte, daß der Menſch nicht ſowohl der Speiſe ſelbſt, als vielmehr nur des Dampfes davon zu ſeiner Unterhaltung benöthiget ſei. Für einen Sous ließ er arme Handarbeiter aus St. Antoine in ſeiner Küche um den Heerd herumſitzen und die Dämpfe von den geſchmorten Braten und köſtlichen Brühen, welche für die Koſtgänger aus höheren Ständen gehörten, behaglich riechen und einziehen. Eine Erfindung, welche um ſo mehr allgemeinere Anwendung in einem wohlgeordneten Staate verdiente, je harmloſer eine gute, väterlich geſinnte Regierung alsdann die Unter- und Beigegebenen in die erwerbende und verzehrende Klaſſe eintheilen könnte.

Es iſt eine ewige Schande für unſer erfindungsreiches Deutſchland, daß ein Pariſer Koch durch die Löſung dieſes Problems unſere größten Staatsmänner überflügelt hat.

Wie leicht iſt es nunmehr, vermittelſt einer wohl eingerichteten Küche, worinnen für die Offiziere gekocht würde, ein großes ſtehendes Heer auf den Beinen zu erhalten! Philoſophen und Dichter aber dürften nur erſt jetzt durch dieſe Ernährungsmethode ganz beſonders ätheriſch ausgebildet werden. Und wie würde nicht durch dieſen Fortſchritt in der Cultur der deutſche Bauernſtand bedacht werden können, welcher bei gehörig eingerichteten Gemeindedampföſen nur noch herzugeben brauchte.

Unſer Zeitalter geht mit Rieſenſchritten vorwärts! Das Wohlbefinden Aller iſt kein leerer Traum mehr!

Von dieſem berühmten Arzte in London, dem Küchengenius in Paris, von Rumforter Suppe, den Mauth- und Abgabenſyſtemen in dem ehemaligen Deutſchlande unterhielt ſich eine bunte Geſellſchaft, aus allen Weltgegenden während der Leipziger Michaelismeſſe zuſammengeſchneit und nun jetzt Abends zuſammengeballt an der table d'hôte im Hôtel de Russie. Die angeſchnittenen, braunen Braten und italieniſchen Sallate nebſt einem Regimente Tirailleurweinflaſchen, welche ruhelos die Tafel beplänkelten, ſchienen eben nicht zu beweiſen, daß man hier blos vom Geruche lebe.

In dieſem Augenblicke trat ein abenteuerlicher Fremder, welcher keinem Volke und keiner Zeit anzugehören ſchien, zur Thüre herein. Sein vielfach geſchlitztes Oberkleid, enganliegende Beinkleider, ſeltſam geſchnürte Saffianſtiefel ſchienen längſt vergangenen Jahrhunderten anzugehören.

Bei ſeiner fremdartigen Erſcheinung waren auf einmal alle Geſichter mechaniſch, wie auf ein gegebenes Kommandowort, auf ihn hingeſchraubt.

Ein grün beſchürzter Marqueur ging auf ihn zu, indem er durch eine weiße Serviette einen porzellanen Teller drehte und fragte: „Steht Ihnen zu Befehl?“

Auf die Antwort des Fremden, daß er zuvörderſt ein Zimmer ſich angewieſen wünſche, zog ſich der Marqueur längs der Tafel hin, um bei dieſem Falle, wo allerdings das Anſehen des Hotels durch die Tracht des Fremden ein wenig gefährdet erſcheinen mochte, den Haus- und Tafelherrn, welcher geſprächig zwiſchen ſeinen Gäſten ſaß, ſelbſt entſcheiden zu laſſen.

Der Wirth hatte den Ankömmling bereits fixirt, und ſprach gelaſſen halb für ſich, halb zum lauſchenden Grünſchurz: „Nummer Zwölf!“ —

Mit artigem Lächeln, wie es einem gebildeten Leipziger wohl anſtehen mag, kehrte der Marqueur zurück, zündete ein Licht an, und bat den Fremden mitzukommen.

Während nun der Mann aus dem Mittelalter die gebohnte, ſaubere Treppe hinangeht, mag der Leſer mit Recht über die Höflichkeit der Leipziger Gaſtwirthe, welche den einfachen, beſtaubten Fußgänger, wie den Inhaber prächtiger Equipagen gleich freundlich aufzunehmen gewohnt ſind, ſich ein Weniges verwundern.

Als aber der ſchnellfüßige Marqueur wieder in die

Wirthsſtube zurückkehrte, rief es von allen Seiten: „Karl! Karl! wer iſt der Fremde? woher? aus Griechenland? aus Polen? aus Jena?“

Karl zuckte mit den Schultern, nahm das große Fremdenbuch unter den Arm nebſt der Leipziger Zeitung und dem Tageblatte, vergaß nicht, eine Flaſche Wein nebſt Zubehör mitzunehmen, und flüſterte, rückwärts zur Thüre ſich hinausſchiebend: „Gleich zu dienen, meine Herren!“ —

Und die wißbegierigen Gäſte ſaßen und ſprachen wieder vom berühmten Arzte in London, vom Koche in Paris und dem geſegneten Deutſchland mit ſeinen Schlagbäumen.

Der freundliche Marqueur kam zurück, trat an die Tafel und zeigte das Fremdenbuch vor. Da fand man denn mit Verwunderung, daß der Fremde nur Georg Venlot hieß, ſeinen Charakter als „ſanftmüthig“ bezeichnet, die übrigen Rubriken aber mit „ungewiß“ ausgefüllt hatte.

Die Gäſte fuhren in ihren unterhaltenden Geſprächen fort, während Georg einſam und trübſinnig in ſeinem Stübchen ſaß, das Haupt in die Ecke des Sopha's gedrückt.

So war denn Georg in Leipzig. Nachdem er einige Gläſer Wein getrunken hatte, brach er endlich in die Worte aus: „Und ſollte ich darüber zu Grunde gehen, dich, Aquilina, muß ich wiederfinden! ſollte ich auch die Welt durchſtreichen bis in das letzte Indien. Ohne dich bin ich immerdar elend mit der brennenden, ängſtigenden Sehnſucht und Qual meines Herzens! — Nicht umſonſt riß die Wunderwelt vor mir ihre Thore auf, nicht umſonſt wurde mir das Außerordentliche gewährt! — Nicht umſonſt iſt mir Raum und Zeit dienſtbar geworden! Sie, die ewig Geliebte, werde ich, muß ich mir wieder erringen!“

In eigenthümlicher Ideenverwechſelung trat ihm Lina's bleiches Bild vor die Seele. „Lina! Lina!“ rief er, und krampfte die Hände zuſammen. Ihm ſchmerzte das Haupt.

Aufgeregt ſchritt jetzt Georg in der Stube auf und ab, bis ſich endlich der Sturm in ſeinem Innern ein wenig beſänftigte.

Mechaniſch griff er zum Tageblatte der Stadt Leipzig und las mit Aufmerkſamkeit die verſchiedenen Anzeigen, wie z. B.: „Heute Abend iſt Feuerwerk zum Beſten der dürftigen Abgebrannten zu ...“ u. ſ. w. „Ja!“ rief er und lächelte wehmüthig vor ſich hin, „noch lebt in Sachſen ein edler, menſchenfreundlicher Geiſt.“

Indeſſen Georg alſo ſeine Gedanken, wie die Schreibfeder eines wetterwendiſchen Schriftſtellers, bald hierher, bald dorthin planlos kreuzen ließ, hörte er dann und wann aus der Nachbarſtube herüber ein herzliches Seufzen flüſtern.

Sein erſter Gedanke war, daß ein Kranker ſich dort befinden müſſe. Als er aber deutlich drüben den wehmüthigen Ausruf hörte: „Mein Gott und Herr!“ fing er an zu glauben, daß dem Fremden im Nebenzimmer ein plötzliches Uebelbefinden zugeſtoßen ſein müſſe.

Vom Mitleide ergriffen, trat er zur Thür, durch welche es aus ſeinem Zimmer hinüberzugehen ſchien. Er legte die Hand auf die Klinke des Schloſſes, und verſuchte, ob ſie zu öffnen ſei. Die Thür ſprang auf.

Zweites Capitel.

Wer je irgendwo Gelegenheit gefunden hat, Gemälde vom Dominikaner Johann von Fieſole zu ſehen, wird gewiß auf die einfachen, aſcetiſch-frommen Geſichter ſeiner Heiligen um ſo länger ſeine Blicke geheftet haben, je ſeltener ſolche eigenthümlich charakteriſtiſche Phyſiognomieen heutzutage ſich dem aufmerkſamen Beobachter zeigen mögen. Ein ähnliches Geſicht, eine ähnliche Geſtalt zeigte ſich aber jetzt dem Eintretenden.

„Verzeihen Sie, mein Herr!“ redete Georg dieſen Fremden an, „ich glaubte Sie um Hülfe rufen zu hören; vermuthlich habe ich mich getäuſcht, was mir ſehr angenehm ſein würde!“

Der fremde Herr, welcher bei Georg's Eintritte etwas erſchrocken ſich von ſeinem Sitze erhoben hatte, faßte ſich bei dieſer höflichen Anrede bald und entgegnete mit ſehr ſanfter Stimme: „Ich danke Ihnen ſehr für Ihren menſchenfreundlichen Sinn, mit welchem Sie ſich mir nähern, obgleich mir ſonſt nichts leiblich Widerwärtiges zugeſtoßen iſt. Doch iſt es mir angenehm, die Bekanntſchaft mit einem lieben Stubennachbar zu machen. Beliebt es Ihnen ſonſt, mir auf ein Stündchen Geſellſchaft zu leiſten, ſo bitte ich Sie, Platz zu nehmen.“

Georg ſchloß aus dieſer milden, ja mehr als gewöhnlich oratoriſchen Anrede, ſo wie aus der ganzen Weiſe, in welcher der Fremde ihm erſchien, daß er einen evangeliſchen Prediger vor ſich habe.

„Sie ſind ein Gelehrter?“ fragte der Fremde.

„Ich habe früher ſtudirt und heiße Venlot,“ entgegnete Georg.

„Wohl ſieht man ſich in allen Enden um die Wahrheit um," fuhr der Fremde fort, indem er die weißen, mageren Hände auf ſeine Kniee legte, „aber ſelten hat mir Einer geſagt: „Siehe da, ich habe gefunden!" Aber was in unendlicher Ferne zu erjagen geſucht wird, das liegt gar nahe am Wege und ruft: „Wanderer, woher? Wanderer, wohin?"

Georg wurde aufmerkſam. Jener ſprach weiter:

„Gott war einſt Geſetz für alles Geſchaffene. Der Menſch in ſeiner Reinheit kannte keinen andern, als Gottes Willen. Als aber der Menſch ſelbſt ſein Gott ſein wollte, geſchah der Sündenfall. Seitdem iſt der Menſch ein anderer geworden; denn der Riß in ſeiner Seele dauert fort. So kam es, daß der Menſch vom Anbeginn mehr Teufel, als Engel iſt. Um der Sünde Sühnung Willen erſchien unter uns der Gottmenſch, um uns vor uns ſelbſt zu retten in den Schooß des ewigen Vaters. Alſo iſt des Chriſtenthums Grundſtein die Sünde, reuevoller Glaube an den Weltheiland die Strebepfeiler und des Gewölbes Schlußſtein — die Verſöhnung. Das iſt die Wahrheit, die verkannte, und dennoch ewig triumphirende! Das iſt die Wahrheit, welche uns vom Lügengeiſte erlöſt!" —

Georg war aufgeſtanden und ſprach, wie für ſich: „Ueber dieſes Geſpenſt der Erbſünde, das vampyrartig das beſte Blut von jeher geſaugt hat! muß es denn ewig leben? Weſſen erſtes Gefühl wäre Schadenfreude, ſähe er einen nackten Wandler zur harten Winterszeit? Haſſen oder lieben wir Vater und Mutter von Kindesbeinen an? Fühlt nicht der Menſch, wie ihn ſchon hier der Odem der Glückſeligkeit ringsum anweht?

„Verkümmert mir nicht mit finſteren Zauberſprüchen den freudigen Lenz, welcher alle Saiten der Seele zum Wonnegefühl anſtimmt! — Hängt mir nicht den düſteren Traumſchleier über die blauen Himmelsräume, aus welchen noch immer das Paradies in ſeiner uralten Pracht herabtaucht zur Zeit und Stunde ſelbſt dem verworfenſten Gemüthe!"

Georg ſchwieg. Der Fremde lächelte wehmüthig und mitleidig vor ſich hin. Georg reichte ihm die Hand und ſagte: „Lebe Jeder ſeiner Anſicht, ſeinem Glauben! aus verſchiedenen Klängen entſteht endlich Harmonie! Darf ich um Ihren Namen bitten?" —

Der Fremde antwortete ausweichend: „Ich bin der Verfaſſer des Werkchens über die Lehre von der Sünde und vom Verſöhner."

Jetzt rief der Wächter auf der Straße zehn Uhr aus, Georg empfahl ſich und ging auf ſein Zimmer zurück.

Drittes Capitel.

Georg befand ſich mit Tagesanbruch ſchon wieder auf ſeiner Pilgerfahrt. In den Nebelmantel gehüllt, die Ueberſchuhe am Riemen über die Schulter geworfen, maß er ſieben Meilen um ſieben Meilen weg.

Rechts und links rannten Land und Stadt, Berg und Thal, Feld und Wald, Fluß und See, wie die Bilder in einem Guckkaſten, deſſen Walzen ruhelos gedreht werden, an ihm vorüber.

Die hohen Gletſcher der Schweiz ſtiegen jetzt, wie Geiſtergeſtalten, leuchtend vor ſeinen Blicken aus der Erde empor.

Vergebens bemühte ſich ein Lämmergeier, mit ihm zu fliegen, nach wenigen Secunden ſank der Luftcorſar ermattet auf eine Felſenſpitze nieder.

Das Getön von Glocken und verworrene Klänge des Kuhreigens ſchwammen dann und wann leiſe und ſchnell an ſeine Ohren, wie Mückengeſumme.

„Das war die Schweiz!“ rief er für ſich und ſtand auf einem Berge ſtill.

Zu ſeinen Füßen dehnte ſich der Lago maggiore zwiſchen den Hügeln mit ſeinem tiefblauen Spiegel aus. Entzückt ſchaute er hinab auf Isola bella und madre und in die duftigen Landſchaften hinaus, welche zum See heraufblickten mit Schlöſſern und Dörfern.

Unfern winkte von Arona herauf die Rieſenbildſäule des Borromeo mit weit ausgeſtreckter Hand, wie zur Begrüßung des Pilgrims.

„Italia! Italia, daß ich dich wiederſehe!“ ſprach Georg und ſchritt von Neuem aus. Mailand mit ſeinem weißen Dome zog vorüber; er ſtand am Tyrrheniſchen Meere.

Kaum vermochte Georg die ſchnell auf ihn einſtürzende Welt der Erſcheinungen zu ertragen.

„Aquilina,“ ſprach er für ſich, „Aquilina! aber wo finde ich dich? Bin ich nur ein lächerlicher Spielball des Wunderbaren und des Zufalls, oder hat dieſes Alles Zweck und finde ich ſie?“ —

Mit über einander geſchränkten Armen ging er an der Kette der Apenninen vorüber.

Wie eine liebliche Nymphe im vielfarbigen Gewande, daſs groſsfaltig im Winde zu flattern ſchien, flog ihm die ſchöne Toſscana vorüber. —

Wem wird daſs Herz nicht voll und weit, hört er den Namen: „Rom“? Wer denkt nicht dabei an daſs alte Forum, um welcheſs ſich Jahrhunderte lang die Weltgeſchichte, wie um eine ſtählerne Achſe, gedreht hat? und an den Dom Sanct Peter's mit ſeinem Vaticane, in welchem daſs Kreuz deſs alten Schwertgriffſs noch alſs wunderthätiger Taliſsman die Welt von Neuem einſt gebannt hielt? Rom? — welcher Zauber ſcheint nicht ſchon in dieſem Worte zu liegen?

Georg ſaß dort gedankenvoll vor dem Volkſsthore und zog die Ueberſchuhe an. Eine ungezählte Volkſsmenge wogte auf der Strada di Ripetta dahin. Abenteuerliche Trachten! — Hier zogen mit rothen Mänteln und weißen, ſpitzigen Filzhüten die düſteren Männer der Abruzzen, dort in blauen Jacken die munteren Gärtner auſs naheliegenden Weilern, vor ihnen die rüſtigen Mädchen auſs Albano mit Madonnengeſichtern, die Häupter mit weißen Tüchern leicht verhüllt, in freien, ſchwebenden Dianenſchritten.

Die ganze Menge der Menſchen zog auf den Dom St. Peter's zu. Georg folgte den bunten Menſchenwogen.

Ueber den von Säulenkreiſen umzingelten Vorhof der Kirche mit ſeiner himmelanragenden, ägyptiſchen Spitzſäule und ſeinen Springbrunnen, welche gewaltſam ihre Waſſerſtrahlen emporſprühten, wandelte Georg über die mit Blumen beſtreute, majeſtätiſche Treppe empor zur Kirche, in angenehme Rückerinnerungen vertieft.

Wie oft hatte ihn früher dieſer Weg zu den Denkmälern alter und neuer Kunſt im Vaticane geführt! — zu den Werken deſs Titanenſohneſs Michael Angelo, zu den

Gemälden des göttlichen Jünglings Raphael, — zur ganzen Götterwelt des ſchönſten Himmels! —

Georg aber trat jetzt in die gold- und marmorſtrahlende Kirche hinein.

Mit rothſeidenen Teppichen waren alle die hohen Pfeiler behangen, tauſend und aber tauſend Lampen brannten um den Hochaltar herum angezündet und Blumenguirlanden prangten von Säule zu Säule gezogen. Weihrauchwolken lagen ſüß betäubend auf der ganzen Gemeinde, während ferne Orgeltöne geiſterhaft das unermeßliche Gewölbe durchwebten. Wie leuchtende Johanniskäfer, ſchienen vor den Seitenaltären Meſſe leſende Prieſter aus der Menge heraus.

Bei dem Hochaltare auf ſammetnen Stühlen ſaßen in mächtigen Prachtgewändern blau beſtrumpfte Cardinäle mit brennendrothen Mützchen auf ſchneeweißen Köpfen, und Biſchöfe mit ihrer ſpitzigen, golddurchwobenen Mitra.

Die Kirche feierte eben einen gewonnenen Proceß.

Es wurde ein wunderthätiger Kapuziner, welcher vor einigen Jahrhunderten bereits verſchieden war, canoniſirt. Der Teufelsadvocat war angebrachter Maßen abgewieſen worden.

Die Wunderthaten des Mönchs waren in großen Bildern ausgehängt. Dort konnte der Gläubige ſehen mehr, als er ſich träumen mochte.

Aus einem Büchelchen, worauf das bärtige Bildniß des neuen Heiligen in Holzſchnitt erbaulich zu ſehen, ſeine Wunderthaten zu leſen und die Gebete um ſeine Vermittelung bei verſchiedenen Angelegenheiten zu finden waren, betete die fromme Menge, auf die Kniee dahin geſtreckt.

Wohlgenährte, freundliche Kapuziner in ihren braunen Kutten und leicht hingleitenden Sandalen wandelten wohlbehäglich durch die Menge einher in dem angenehmen Bewußtſein der Ehre, welche ihrem Orden durch dieſe Anerkennung eines Glaubenshelden aus ihrer Mitte widerfahren war.

Georg ſtand an eine Säule gelehnt. Er fühlte einen Schlag auf ſeine Schulter, und Pater Roſſi, welchen er bei ſeinem früheren Aufenthalte in Rom kennen gelernt hatte, gab ſich ihm zu erkennen.

„So ſehe ich Euch doch wieder," rief er, „nach langer Zeit und auf dieſer heiligen Stelle? — aber verändert vom Kopf bis auf die Füße! — Gewiß habt Ihr, vortrefflicher Freund, große Seelenleiden unterdeſſen ertragen! — Warum ſucht Ihr auch nicht Eueren Frieden im Schooße der Kirche?" —

„Wie wollt Ihr mir Frieden mit mir ſelbſt verſchaffen?" fragte zweifelnd Georg.

„Wir haben Gewalt, die Sünden von Euch abzuwaſchen!" verſetzte der Römer; „die heilige Kirche hat einen unermeßlichen Ueberfluß an ſündenlöſchenden Werken, an dem Blute der Märtyrer, an den Büßungen heiliger Männer und Frauen, über welche ſie zu verfügen die Macht hat zu Gunſten der Gläubigen. Doch Ihr, mein Freund, ſtoßt die rettende Hand mit den Gnadenmitteln nicht von Euch!"

„Pater Roſſi," ſprach Georg, „behaltet mich lieb und lebt wohl!" —

Erzürnt wandte ſich der Prieſter von dem Aufgegebenen; — Georg aber verließ die prächtige Wohnung der Heiligen und die alte Stadt der Welt.

Viertes Capitel.

Wie der heilige Gangesſtrom aus den wüſten und unfruchtbaren Felſen von Serenegar ſich gierig hinunterſtürzt in das glückſelige Hindoſtan, ſo eilte auch Georg über die eiſigen Häupter des Himalayagebirges nach Ruhe dürſtend herunter in das alte Märchenland und Mutterhaus der Menſchheit. —

„Indien! du ſtiller Zaubergarten mit deinen dunkelfarbigen Kindern," ſprach Georg für ſich, indem er die Augen rings umher kreiſen ließ, „ja! bei dir finde ich gewiß, was mein brennendes Herz geſucht hat — wenn nicht Sie, die hohe, ſchöne Geiſtesbraut, doch Ruhe — Frieden — Vergeſſen! Hier — wo die Gottheit in den weichen Thon des Landes ihre Ferſe gedrückt hat, wo das Herz der Erde pulſet, hier will ich mein müdes Haupt hinlegen, und ſchlafen — ſchlafen! — Hier, wo die weiſen Braminen in ſtiller Betrachtung dem großen Weltgeheimniſſe lauſchen, hier ſchlage ruhig, du mein unbändiges Herz!" —

Georg band ſeine Schuhe an den Füßen feſt, und wandelte längs des Gangesſtrandes dahin im werdenden Morgen.

Die ſchlanken, hohen, ſchattigen Kokosbäume, mit Palmen und ſaftigem Grün ihre Gipfel geziert, mit großen Früchten geſchmückt, Himmel und Erde entzückend, ſchwankten und ſäuſelten, von kühlenden Lüftchen umzittert, in ſanften, fortwährenden Bewegungen, und ſchienen ſich an die Ufer des Stromes zu drängen, ihre Füße in der ſegengeſchwängerten Fluth zu baden. An den Stämmen hinauf und durch die leichten Fächer ihrer Wipfel ſchwangen ſich kletternd braune, flinke Aeffchen mit klugen Diebsgeſichtern oder ſaßen lauſchend in den grünen Wipfelhäuſern und ſteckten flüſternd die Köpfchen zuſammen, als raunten ſie unter einander von uranfänglichen Geſchichten.

Der Vogel Boulboul ſaß in den Büſchen des Nagakeſar und ſang in ſchmelzenden Weiſen, als ſpräche die Gottheit dieſes Eilandes ſelige Worte durch ſeine liederreiche Kehle. Es ſchien, als wiegte ſich die all'um blühende Lotosblume träumeriſch in dieſen Melodieen, leicht, wie der Frühlingsodem, mit ihren röthlichen, ſchimmernden Lilienkelchen, welche der Mondſtrahl in der Nacht heimlich angezündet hatte, und beſtreute mit ihrem Blüthenſtaube, geängſtigt von dem anbrechenden Tage, das brütende Weibchen des purpurroth gefiederten Flamingo's, im Neſte unter ihrem Laubbuſche.

Georg ſtand, wie ein freudezitterndes Kind, in der Mitte dieſes Paradieſes. Nicht länger vermochte er ſich auf den Füßen zu erhalten; er lagerte ſich ruhebedürftig unter einen blühenden Amra, der von der Madhawiwinde, wie ein Bräutigam von ſeiner Geliebten, umſchlungen, und von ihren Blumen, wie mit glühendrothen Küſſen, bedeckt war. Dort lag der unſtäte Waller unter Duft und Blüthen begraben. Durch alle ſeine Fibern ſtrömte ein bewegendes, drängendes, neues Leben.

Es war ihm, als erwache er von einem langen Schlafe. Aquilina's Bild erblich vor dieſer äußeren Gluth in ihm mehr und mehr. „Es iſt ſchlimm,“ ſprach er, „wenn mein vergangenes Leben und alles Andere nur ein Zauberſpuk geweſen wäre — ein recht langer, ſeltſamer Traum, ein Traum!“ —

Unfern von ſeinem Ruheorte bemerkte er jetzt eine Hütte, halb hinter dichtlaubigen Platanen verborgen. Eine ſchlanke, weiße Geſtalt trat eben daraus hervor. Sie näherte ſich dem Raſenplatze, auf welchem er ſich befand und rief mit heller, ſanfter Stimme den Taubenpfauen, welche aus den Büſchen auf ſie zuſchwirrten.

Es war ein Hindumädchen. Ein einziges, blendendweißes Stück Zeug war um den zarten Leib geſchlungen, zog ſich von da über die rechte zur linken Seite, den Buſen leicht bedeckend, hinauf, und diente endlich zur Schärpe, womit es über den Hüften feſtgeſchlungen war.

Leicht und hoch, die Arme nackt, und geziert mit Armbändern von den Faſern der Waſſerlilienſtengel, die röthlichen Füße bloß, über die dunklen, geflochtenen Haare einen Kranz von verſchiedenen Blumen, kam die Jungfrau einher.

Sie bemerkte nicht den Lauſcher in ſeinem Nebelmantel. Sie fütterte vor ihm mit Körnern aus ihrem Körbchen, welches ſie trug, die Taubenpfauen, welche zahm auf die Würfe des Futters bald harrten, bald wieder die geſtreuten Körner auflaſen.

Ein anziehenderes Bild hatte Georg noch nicht geſehen. Die kleinen Pfaue girrten und ſchimmerten um ſie herum mit ihrem azurnen Gefieder und ſchlugen Räder mit ihrem violet und gelb marmorirten Schweife.

Wie eine Fee in ihrem Wunderreiche, ſtand ſie da, umgeben von ihrer ganzen Herrlichkeit. Ihr dunkles Antlitz mit den großen Feueraugen, der ganze Guß ihrer edel ausgeprägten Formen, ſelbſt die einfachen, lieblichen Wendungen ihrer Gliedmaßen, welche ſchlummernde Wolluſt heimlich umwob, zeugten von überſchwänglicher Milde, womit der Gott des Landes die Tochter der Einſamkeit ausgeſtattet hatte.

Georg getraute ſich kaum zu athmen; im glühenden Sinnen wurden alle Gefäße ſeines Herzens weiter.

„Fliehe!“ ſprach ſeine innere Seele, „fliehe, daß du dich retteſt!“ — Er aber floh nicht.

„Aquilina!“ ſchien ein Vogel aus blauer Luft herabzurufen, „Aquilina!“ — Er ſprang auf und ging einige Schritte.

Am nächſten Zweige fütterte ein grünes Papageienweibchen ſeine Jungen, während das Männchen mit altklugen Augen unfern davon ſaß und die Worte, welche ihm vielleicht ein Bramine einſt gelehrt hatte, hervorſtieß: „Groß iſt Koma, und ſeine Wonne — ſüß — ſüß die Liebe!“ —

„Was plauderſt du wieder, Smara?“ rief das lauſchende Mädchen, „haſt du den raſtloſen Gott mit ſeinen Blumenpfeilen geſehen?“ — „Smara! Smara!“ lockte es mit ſchmeichelnder Stimme. Der Papagei drehte den glänzenden Hals, zupfte ſich an der rothen Bruſt und ſchrie: „Koma! Koma!“

„So komm’ doch, Närrchen! komm’!“ ſchmeichelte liſtig das Mädchen, indem es die Fingerſpitzen der ausgeſtreckten Hand leiſe und zweigartig bewegte.

Der Vogel hüpfte von Baum zu Baum herüber zu dem Mädchen, bis er endlich auf ſeiner Schulter ſaß.

Der Vogel ließ ſich von der Vertrauten in die Hand nehmen, duckte ſein Häuptchen, welches ſie kraute, an ihren Buſen hin und blähte behäglich ſein buntes Gefieder aus.

Das Papageienweibchen, als wäre es eiferſüchtig, ſchoß jetzt ſchnell herüber vom Neſte und hackte giftig auf das gekirrte Männchen los. Aber das loſe Mädchen faßte es auch und koſte: „Ei, Herzchen! ich will deinem Männchen kein Leid, ſondern Euch Beiden Etwas zu gute thun.“ — Mit dem Zuckerbröckchen, welches es aus dem Körbchen nahm, beſchwichtigte es fütternd das zahme Pärchen, indem das glückliche Weſen auf den Raſen knieete, um die unruhigen Thierchen in ſeinem faltigen Gewande einzuhegen.

„Könnt Ihr mir nicht ſagen,“ flüſterte ſie ihren Pfleglingen zu, „warum es mir im rechten Auge zuckt? — ſagt mir, was bedeutet das Gutes?“

„Koma! Koma!“ ſchrien die beiden Papageien zu gleicher Zeit.

„Koma!“ ſagte lächelnd das Mädchen und wiegte traurig das bekränzte Haupt; „ach, mir iſt dieſer Gott nicht hold geſinnt; denn mein Herz gehört nicht dem Manne der Liebe, wenn ich einen ſolchen fände. Ich muß Euch nun bald verlaſſen!“ —

Alſo unterredete ſich das Mädchen mit den Papageien, als hätten dieſe ihre jungfräuliche Sehnſucht verſtehen können.

Georg aber ſtand und vermochte kein Auge von dem Mädchen zu verwenden. Es war ihm, als wenn die Erde unter ſeinen Füßen vor Wonne zitterte.

Er that einen Schritt, und noch einen, ging zögernd noch einige Schritte vorwärts, und ſtand vor dem ſchönſten Kinde der Natur.

Mit unſicheren Händen nahm er den Nebelmantel von ſeinen Schultern. Die Papageien flatterten kreiſchend auf, und kaum hatte das Mädchen die Augen emporgeſchlagen, ſo fiel es auch hin auf ſein Antlitz, die Hände vor die Stirne geſchlagen.

„Herziges Mädchen!“ ſprach Georg, „fürchte dich nicht vor mir! Ich bin nicht hier, um dir ein Leid zuzufügen. Laß' mich dein geliebtes Antlitz und deine Sonnenaugen ſehen!“

Sie aber hob ihr Haupt nur um ein Weniges und betete mit zitternder, eilender Stimme:

„Rettender, immerdarſchaffender, erhaltender, wiederbelebender, wandelnder, großer Wiſchnu! erbarme dich über mich, deine beängſtigte Magd, und handle mit mir nach deiner Barmherzigkeit, da du nun zum zehnten Male heruntergeſtiegen biſt, ein Menſch gewordener!“ —

Georg ſprach: „Faſſe dich, frommes Mädchen! ich bin deiner Verehrung nicht werth.“

Die Jungfrau aber ließ ſich nicht ſtören und fuhr fort: „Du weißt es ja, allmächtiger Schöpfer und Allwalter, wie ich dich als Kriſchna, der du einſt auf den Matten von Agra mit den neun Milchmädchen, den ſeligen Geſchöpfen, getanzt haſt, immerdar verehrt habe.“

„Ich bitte dich, holdes, wahngläubiges Kind, laß' ab!“ bat Georg, „und ſtehe auf.“ Sie ließ ſich von ihm emporheben.

Wie ſie nun ſo vor ihm ſtand und in ſein Antlitz ſah, da bebte ſie vor Wonne und große Thränen blitzten aus ihren Augen.

Er faßte ihre Hand, da ſank ſie plötzlich zuſammen und an ſeine Bruſt; der Kranz fiel ihr von der Stirne und die langen Haare wallten um ſie, wie ein wehender Schleier.

Georg hob ihr Haupt, es ſank zurück. Ihre Augen glommen verlöſchend, gebrochen und wie ſterbend. Er ſuchte ſehnend ihre Lippen. Das Mädchen brach in ein unnennbares Weinen aus.

Der lauſchende Papagei aber ſaß auf dem Amrabaume und ſchrie: „Koma! Koma!“ —

Fünftes Capitel.

In ſtiller Hütte auf baſtgeflochtenen Teppichen ſaßen zwei glückliche Menſchen.

Georg hielt einen Becher, aus der Schale der Kokosnuß kunſtreich geformt, das Mädchen neben ihm, welches aus einem Kruge ihm Kokoswein einſchenkte. Sein Haupt hatte er mit Blumen bekränzt, ſein Bart träufte von duftendem Oele, ſowie ſeine bloßen Füße, welche ihm die Hindu mit Roſenwaſſer gebadet und mit ſelbſt bereiteten Specereien geſalbt hatte.

Er trank und reichte dem Mädchen die Schale hin mit den Worten: „Maya!“ — ſo hieß das Mädchen — „trink mit mir und ſei nicht gar ſo ſtill.“ Maya trank und ihre Lippen nahten den ſeinigen, indem ſie flehend emporſah.

„Maya!“ fuhr Georg fort, „ſage mir, lebſt du denn ganz allein in dieſer ſchönen Wüſte?“ —

„Ach nein!“ ſprach Maya, plötzlich verdüſtert; „ich habe noch einen Vater, welcher aber geſtern nach Jagrenat in den Tempel, um dort anzubeten, gegangen iſt. Am nächſten Abend wird er wieder heimkehren, um mich übermorgen dorthin zum großen Bramafeſte zu geleiten. Morgen iſt es vielleicht zum letzten Male, daß ich in dieſem heiligen Haine wandle unter meinen Bäumen und Blumen und bei allen den lieben Thieren, welche ich mir gezähmt habe; denn mein Vater will mich dem Dienſte der Götter als Dewadaſſi am Bramafeſte weihen laſſen. So muß ich mich auch von dir trennen, mein einziges Gut, und werde dich nie, nie wiederſehen; denn aus dem Tempel darf ich als Dienerin des Heiligthums dann nicht mehr entweichen! Ich Unglückliche, beſtimmt jeglichem Weib zu ſein, der meiner begehren mag!" —

Sie ſchwieg, und unendlicher Schmerz erfaßte ihre Seele. Georg zog mitleidig das arme Mädchen an ſich.

Nachſinnend ſprach ſie nach einer Weile: „Neulich ſtand ich dort am heiligen Strome und verfolgte mit meinen Augen die leiſe dahin gleitenden Wellen. Auf einmal hörte ich Springfluth rauſchen und brauſen, und eine große Woge fuhr der Strömung entgegen, blitzſchnell mir vorüber im Ganges hinauf, als ſuche ſie mit ſchmerzlichem Schluchzen die Quelle wieder, aus welcher ſie hervorgefloſſen war. Mein Vater hatte ſchon oft dieſes wunderbare Walten im Fluſſe geſehen, mir widerfuhr es aber zum erſten Mal. O, du Mann meines Herzens! obgleich ſo der Strom meines Lebens, ſich von dir immer weiter entfernend, fremde Thäler durchſchneiden muß, ſo wird trotz dem ſehnſüchtig-ungeſtüm mein ganzes Sinnen ewig zu dir zurückſtrömen! bis mein Herz, wie die aufrühreriſche Welle, ganz gebrochen ſein wird! — Sieh', ſchöner Sohn der Fremde, ſo wird es mit mir ſein!" — Georg rang nach Faſſung; ſeine Seele war getheilt, wie das Meer um eine Inſel. —

Endlich erhob ſich Maya und ſagte: „Mein Unglück und mein Glück ſoll mich nicht des heiligen Büßers im Walde vergeſſen machen, den ich täglich um dieſe Stunde mit heiligem Waſſer aus dem Ganges tränke. — Komm' mit mir! vielleicht prophezeit er uns, denn ihm iſt die Gabe der Weiſſagung zugetheilt.“ —

Georg erhob ſich mit dem Mädchen, beſchuhte wiederum doppelt ſeine Füße, nahm ſeinen Mantel unter den Arm und ging niedergeſchlagen, mit ſich ſelbſt zerfallen, an ihrer Seite.

Er ſchöpfte ihr mit dem Kruge das heilige Waſſer und wandelte dann mit dem traum- und leidvollen Kinde durch die ſchattigen Gänge des Palmenwaldes, längs des Ufers dahin, bis es endlich ſtillſtand.

„Siehſt du den heiligen Büßer dort?“ flüſterte Maya ihm zu. Er bemerkte Nichts. Als er aber genauer hinblickte, erſchrak er in ſeiner Seele.

Von Schlinggewächſen faſt ganz umwachſen, wie ein alternder Thurm von Epheu, umbaut bis an die Bruſt von Termitenhauſen, und ſeine Schultern verborgen von Vogelneſtern, ſtand der Büßende.

Hätten nicht zwei große, leuchtende Augen zum Himmel empor geglüht, unregſam in ſich ſelbſt, wie der Agatſtein, welcher in ſich ſelbſt wächſt in heimlichen Bergadern, ſo würde ſelbſt ein ſpähendes Auge ihn nicht entdeckt haben.

Maya neigte ſich ehrfurchtsvoll und ſprach: „Dein Segen ſei mir!“ „Ewiglich!“ entgegnete langſam und dumpf gleich dem entfernten Brauſen des Meeres ſeine Stimme; — „ewiglich! obgleich du dem wandelbaren Kama deine Kniee gebeugt haſt!“ —

Maya ſeufzte und ſprach kein Wort dagegen. Sie hob den Krug empor, er öffnete den Mund, ohne das Haupt zu bewegen, und ſie ließ den Strahl des Waſſers, ihn tränkend, hinunterfallen.

Als er alſo getrunken hatte, führte Mana den erſtaunten Georg vor ihn hin und flehte zum Büßer: „Sage ihm, ſage uns etwas Gutes!“ —

Die Gluth ſeines Auges ruhte jetzt auf Georg's Geſicht und unmerklich tönte es aus dem wenig geöffneten Munde, leiſe und dennoch ſchrecklich hörbar hervor: „Thor, nicht betäubſt du mit Sinnenfrohn deines Geiſtes Stimme! Haſt du vergeſſen die Einzige, welcher du ewig angehören ſollteſt?“

Georg war vor dieſer Allwiſſenheit in ſich ſelbſt vernichtet; er wankte, Mana hielt ihn aufrecht, endlich fragte er: „Und du kennſt ſie, heiliger Büßer, und wo ſie iſt, die dreifach Verrathene? Wehe mir!“

„Wehe dir!“ — ſprach wiederum der Büßer — „wie kannſt du ſie finden, die Selige, mit unſeligen Begierden, die Königin der Geiſter mit dem Herzen voll Erde? Finde dich ſelbſt, ſo wirſt du ſie finden; wo dir der Nebel vom Auge fällt, wird ſie, die du ſucheſt von Kindesbeinen an, auch ſein! — Mana, Dewadaſſi! halte ihn nicht auf in ſeinem Wege! Nimm Abſchied!“

Das Mädchen ſank in ſeine Arme und ſagte ſtandhafter, als es ſich hätte ahnen laſſen: „Alles Gute ſei mit dir und denke der armen Magd, wenn es dir wohlgeht!“ — Es riß ſich los von ihm und entfloh.

Der Einſiedler ſprach: „Sie kennt ihr Loos, folge dem deinigen!“ —

Roland ſtand, wie eine aufſteigende Wetterwolke, in der Ferne, von Georg angeſehen, finſter und ſchreckhaft.

Elftes Buch.

Erſtes Capitel.

Es war wieder Winter. In einer Weinſtube zu Berlin ſaß Georg, das gedankenſchwere Haupt auf ſeine Hand geſtützt. Ungenoſſen verduftete der Wein vor ihm.

Ohne daß er es bemerkte, war er der Gegenſtand der Neugierde für die anweſende Menge geworden. Sein ſeltſames Aeußere, das romantiſche, ſpaniſche, abgetragene Gewand, der ſtattliche Schmuck ſeines Kinns, die langen, blonden Haare, welche geſcheitelt über ſeine Schultern herabfielen, mußten allerdings die Aufmerkſamkeit, beſonders in dem an Waffenröcke gewöhnten Berlin, gewaltig rege machen.

Ein junger, feiner Mann, dem Ausſehen nach ein Offizier im Civilrocke, konnte es ſich vorzüglich nicht erklären, wie bei der Wachſamkeit der Berliner Polizei dieſe allzu abenteuerliche Figur in die Stadt hereingekommen ſei.

Nachdem dieſer ſich beim Weinſchenken fruchtlos über den fremden Gaſt erkundigt hatte, wandte er ſich ſelbſt an ihn.

„Sie ſcheinen ſich nicht zu amüſiren,“ ſprach er Georg an, „da Sie ſo ernſt hier ſitzen? Sie ſind gewiß aus Göttingen? oder ſonſt wo her?“

„Sie ſcheinen es errathen zu haben!“ entgegnete Georg etwas mißlauniſch, indem mehr Bitterkeit in ſeiner Stimme, als in den Worten ſelbſt lag.

Der junge Mann aber ließ ſich dadurch nicht ſtören, und fuhr fort: „Sie ſind ein Schriftſteller? In dieſem Falle könnte ich Ihnen, wenn Sie ſonſt hier Protection ſuchen, beiräthig und beithätig ſein; denn ich maße mir es an, ſelbſt zuweilen Verſuche meiner Muſe drucken zu laſſen. Haben Sie meine „Lindenblüthen“ geſehen und geleſen? — Müſſen Sie mir aber nicht geſtehen, daß Tieck in Dresden unbeſtritten der größte Novelliſt iſt?“ —

Georg ſeufzte in ſeiner Seele über die unendliche Rhetorik des Dichters; vergeblich ſuchte er es ſich zu erklären, wie und woran dieſer es ihm angemerkt habe, wie auch er einſt überſchwängliche Verſe gemacht habe. Die Aufklärung hierüber erfolgte einigermaßen.

Der Dichter wiſchte ſeine Brille ab und rief: „Einen Becher Moſelwein!“ — Mit ritterlichem, biderbem Weſen, welches jetzt aus ihm gleich einer poſſirlichen Puppe aus einer franzöſiſchen Vexirdoſe herausſprang, warf er ſich auf den Stuhl, faßte mit ſeiner zarten Fauſt des Weinglaſes dünne Taille und ſprach: „Es lebe das Mittelalter! — Ja, wer ſo glücklich wäre, wie Sie, mein Herr!“ fuhr der Ritterliche fort, indem er ſein feines Schnurrbärtchen kräuſelte, „und dürfte auch nach Außen hin ſich als Apoſtel des Deutſchthums bekennen! Es muß aber unſere Zeit wieder aufblühen mit kräftigem Ritterweſen und ſüßem Minnethum! Nicht vergebens haben unſere Dichter die Harfe ergriffen, nicht vergebens de la Motte Fouqué geſungen!“ —

Da Georg ſchwieg, ſo glaubte er dieſen Mitttelalterlich-angethanen in Uebereinſtimmung mit ſich, und fuhr fort, und zwar nicht ohne Begeiſterung: „Dieſe unheilbringenden Beſtrebungen des Bürgerthums, die Bevorzugungen der Stände auszugleichen! Wer mag es läugnen, daß ein Adel in der ganzen Natur, ſelbſt unter Pflanzen und Thieren ſich ausprägt? — Die himmelanſtrebende Eiche und der niedrige Wachholderſtrauch gehören beiderſeits zum Baumgeſchlecht, aber ſind ſie ebenbürtig? — Das gemeine, grobgegliederte Fuhrmannspferd und das edle, mühſam gepflegte, aus bevorzugter Race herſtammende, arabiſche Roß, obwohl von einer Thierart, ſind ſie der Herkunft nach gleichblütig? — Und ſollte bei der menſchlichen Geſellſchaft es anders ſein? Vergeblich ſucht man eine ſolche Bevorzugung in ihr zu vernichten. In Frankreich iſt bereits dieſe Revolutionsidee vom Adel und der Geiſtlichkeit beſiegt, und auch wir haben ſchon wieder unſere Turniere. Nur der Minneſänger“ — ſetzte der hoffnungsvolle Schriftſteller, um den merkbar werdenden Unwillen Georg's abzuleiten, noch hinzu — „gehört keiner Menſchenklaſſe an; ſeine Welt iſt nicht dieſe. Und Sie, Verehrteſter, ſind gewiß, irre ich mich ſonſt nicht, ein ſolcher geiſterfüllter Sänger?“ —

Georg wußte nicht, was er ſagen ſollte. Ihm brannte vor Zorn das Herz im Leibe. Er ſuchte dieſe Aufwallung zu bekämpfen, und erwiderte lächelnd: „Ich wandere umher in der Welt, um das eigentliche Wunderbare zu entdecken; ich meine nämlich das wirkliche Land der Poeſie, wo alle Straßen mit Ducaten gepflaſtert, die Häuſer aus Marzipan gebaut und mit Nürnberger Pfefferkuchen gedeckt ſind, wo die Leute in Sonetten und Stanzen ſprechen und ſingen, endlich ſelbſt die Gimpel in goldenen Käfigen vor den Fenſtern hängen und Choräle rührend abpfeifen, mit einem Worte: wo es ſich noch verlohnte, Poet zu ſein. Man hat mich in die Mark gewieſen, und es fehlt nicht viel, ſo glaube ich, an Ort und Stelle zu ſein. Können Sie mir vielleicht in dieſer Hinſicht Beſcheid ſagen?“ —

Der Ritterliche fühlte ſich beleidigt, ſo friedliebend er auch ſonſt war. „Mein Herr!“ verſetzte er mit ſchwacher Ironie, „wenden Sie ſich an unſeren Philoſophen Hegel. Seine Gedanken gehen in das Unermeßliche und er weiß über Alles Auskunft zu geben. Da es aber überhaupt ſcheint, als ob ein ausgezeichneter Witz in Ihrem Barte ſtecke, ſo möchte ich doch wiſſen, wo Sie dieſe Tour gekauft haben?“

Georg legte den Kopf wieder in ſeine Hand und entgegnete ſo freundlich, als es möglich war: „Ich habe meinen Bart erhalten, wo Sie ſich Witz holen können, von der Mutter Natur; doch gebe ich Ihnen zu, daß mein rauhes Kinn eben ſowohl eines glatten Meſſers, als Ihre glatte Wange einer rauhen Hand bedürfte.“ —

Ein ſchallendes Gelächter erhob ſich unter den Anweſenden, der Erzürnte aber nahm ſeinen Hut und entfernte ſich, weil es eben Zeit war, in das Theater zu gehen. —

Es giebt nichts ſo Ungereimtes, was nicht zur Stunde von einem Menſchen gedacht oder unternommen worden wäre, zumal in einer großen Stadt, wie Berlin iſt.

Georg, in der verlaſſenſten Lage, ſeine Bruſt voll tiefen Leides, ſaß hier, wie ein Schiffbrüchiger an einem wüſten Eilande, geneigt, auch dem ſchwächſten Schimmer der Hoffnung, irgend Etwas von Aquilinens Wunderland zu erfahren, treuherzig, wie ein Rheinländer, nachzugehen.

Wie im Unglücke der Menſch abergläubig gern von dem Zufälligſten, was ihm in den Weg kommt, Hülfe erwartet, ſo ſtand auch jetzt der geprieſene Name „Hegel" vor ſeiner Seele, und unwillkührlich trieb es ihn an, bei dieſem trefflichen Philoſophen Rath zu ſuchen.

Wie auch ſeine ganze Beſonnenheit ihm den Unſinn eines ſolchen Unterfangens vorſtellen mochte, ſo ſpiegelte ihm dennoch die träumeriſche Hoffnung alle die außerordentlichen Ereigniſſe ſeines Lebens vor, indem ſie zu fragen ſchien: „Und wäre es denn bei dieſem Allen das Wunderbarſte, wenn ein hochverſtändiger Mann dir den Weg zur Erfüllung deiner Wünſche jetzt zeigte? Was willſt du ſonſt thun?" —

Um in dieſer verwickelten Lage doch Etwas, und mochte es ſelbſt eine Thorheit ſein, — denn es iſt immer beſſer, etwas Albernes, als gar Nichts zu thun — vor der Hand wenigſtens zu unternehmen, beſchloß er endlich, dem Profeſſor Hegel ſeine Aufwartung zu machen.

Zweites Capitel.

Von einem Knaben des Weinſchenken ließ ſich Georg zur Wohnung des Philoſophen geleiten.

Der Diener, welcher ihn anmeldete, öffnete ihm ſogleich eine Thüre, und ſchüchtern trat er in das Zimmer hinein.

Der Profeſſor ſaß am Fenſter, rings umſtellt von Büchern jeglichen Formates, und war über ein Blatt Papier, auf welches er mit einer Bleifeder zu ſchreiben ſchien, ſinnend gebückt, wie Atlas, der die Welt auf ſeinen Schultern trägt.

Nach einer ziemlichen Friſt fragte Profeſſor Hegel, ohne aufzublicken: „Sie ſind?“

„Georg Venlot, ein Privatgelehrter.“

„Sie wünſchen?“

„Ruhe! — Nicht der Erde, nicht dem Himmel, nicht mir ſelbſt angehörend, irre ich umher in der Welt, um in das Land der Glückſeligkeit, in welchem ich einſt Alles gefunden habe, wieder einzugehen. Vergebens war bis jetzt mein Bemühen, mein Beten, mein Hoffen. Der Verzweiflung war ich nahe, als ein glücklicher Zufall Ihren allverehrten Namen in mein Ohr tönen ließ. Ich hielt es für eine Weiſung des Himmels, mich an Sie zu wenden.“

Der Profeſſor ſtand vor ihm und ſchaute ihn an mit ſeinen klaren Augen, „vor welchen die ganze Welt durchſichtig liegt“, und ſprach nach einer Weile: „Ich verſtehe Sie noch nicht, wollen Sie ſich beſtimmter ausdrücken?“

Georg ſeufzte und antwortete beklommen:

„Sie werden mich gewiß für ſinnlos halten, wenn ich Ihnen ſage, daß ich einſt die herrliche Aquilina oder Maria, ja fürwahr die Idee des Erhabenſten und Schönſten wahrhaft erſchaut und in ewiger Liebe und Inbrunſt mich mit ihr vereinigt hatte, bis ich ſie durch meine vielfache Schuld vielleicht auf immer verloren habe. Werden Sie mein Retter, zeigen Sie mir den Weg zu ihr zurück.“

Der Profeſſor ſann und entgegnete, nicht ohne ein gewiſſes Mitleid, welches auf ſeinem Geſichte und in ſeinen Worten lag:

„Was Sie begehren, ſuchen Sie vergeblich! — Die geiſtige Wirklichkeit hat ſich Ihnen in die Aeußerlichkeit des gemeinen Naturdaſeins umgeſetzt. Zerbrechen Sie die Schale der ſchlechten Endlichkeit; denn nur aus der Vernichtung derſelben hebt ſich der Kern empor, aus welchem die wahre Wirklichkeit ſich entfalten muß. Schauen Sie mit dem Geiſte das, was als die eigentliche Weſenheit des Geiſtes ſich nur im reinen Gedanken als eigentlich Wirkliches faſſen läßt."

Georg erwiderte: „O nein! Es hat ſich mir ja jenes himmliſche Weib in unermeßlicher Schönheit nach Außen hin geoffenbaret, mich zu ſich gezogen und eigen gemacht!" —

„Alſo ein Kunſtideal!" verſetzte der Profeſſor und fuhr mit der Hand über die gedankenſchwere Stirne. „Sprengen Sie getroſt die Hülle der durch die Phantaſie geſchaffenen Endlichkeit der Idee; denn nur aus der Vernichtung des Endlichen ſteigt der Phönix unendlicher Wahrheit, aus ſich ſelbſt wiedergeboren, ſtrahlenhell empor! Nur im unbedingten Sein vermag der Geiſt ſich ſelbſt zu erfaſſen." —

„Alſo gäbe es nichts Großes und Heiliges außer mir ſelbſt?" verſetzte Georg ſehr bewegt, „alſo wäre ſelbſt jeglicher Religionsglaube eine Täuſchung?" Er war bei dieſen ſeinen Worten bleich geworden.

„Verſtehen Sie mich recht!" entgegnete der Profeſſor. „Nur der Gedanke, welcher ſich im Kampfe der Weltgeſchichte als ihre Grundwahrheit zum wahren, unbedingten Sein emporringt, befreit den Geiſt zu ſich ſelbſt. Die Seligkeit des Glaubens aber iſt nur der Embryo, aus welchem ſich die Seligkeit des Wiſſens entwickeln muß. Sie ſind, wie überhaupt unſere ganze Zeit, mit dem Glauben zerfallen; wagen Sie daher den letzten Schritt zur vollſtändigen Selbſtbefreiung!"

Wie aufgelöſt in ſich ſelbſt, ſtand Georg, bis er in die Worte ausbrach: „O, dieſe ſchreckliche Einſamkeit und Allgenügſamkeit. Mein Herz bedarf mehr! Glaube und Wahrheit, warum ſollen ſie ſich feindſelig gegenüberſtehen?“ —

Der Profeſſor zuckte mit den Schultern und ließ ſich wieder auf ſeinen Seſſel nieder.

„Mein Vater war ein guter Mann,“ begann nach kurzem Sinnen und wie im Traume Georg zu ſprechen, „und ich erinnere mich, daß er eine gute Violine hatte, auf welcher er wohl zu ſpielen verſtand. Wie ein Kind iſt — ich hätte gar ſo gerne gewußt, wo die Harmonie im Inſtrumente — und es war ein tüchtiges Werk — endlich verborgen ſein müßte. Zu gelegener Zeit war ich mit einem Meſſer darüber her und zerſchnitt ſie in kleine Stückchen, — die Harmonie aber ließ ſich ſo eigentlich nicht finden. Ich war endlich überzeugt, daß ſie blos in meiner Vorſtellung exiſtirte; mein Vater aber war damit nicht zufrieden, denn, wie geſagt, er wußte den Violinbogen tüchtig zu gebrauchen.“

Georg hätte noch lange zu erzählen gehabt, aber da er bemerkte, daß ſein Verweilen mißfälliger, als ſein Weggehen, ſein dürfte, ſo empfahl er ſich ſo höflich, als er nur immer konnte. —

Drittes Capitel.

Als Georg über den Altenmarkt zu Dresden ging, kamen zwei Herren, welche durchaus in elegantes Krähenſchwarz gekleidet waren, ſo daß nur eine wenig aufgeregte

Phantaſie dazu gehörte, ſie für Gnomen und Tintengeiſter zu halten, ihm vorüber.

Dieſe Beiden ſprachen heftig genug mit einander, um ihre Unterredung verſtehen zu können. „Mein Trauerſpiel ſo herunter zu machen, Freund! — ſo nichtswürdig!“ ſchrie der Eine und ballte die Fauſt empor in die Luft.

„Wir wollen ihn wieder heruntermachen, und tüchtig!“ — entgegnete der Andere. „Genofeva, Octavian, den Phantaſus — Nichts will ich mehr verſchonen! — Er ſoll die längſte Zeit fünf Louisd'or für einen Bogen bekommen haben!“ —

„Ach, Deutſchland!“ ſeufzte Georg — „iſt das dein Salz, mit dem du ſalzen ſollſt? — Dieſes Gewürm — Gott verdamm' es!“ murmelte er in den Bart hinein.

Eine freundliche Bürgersfrau, welche ihm entgegenkam, befragte er jetzt um die Wohnung des Hofraths Tieck.

„Dort rechter Hand,“ ſprach ſie, „im rothen Eckhauſe, eine Treppe hoch, vorn heraus!“ und entfernte ſich mit höflichem Knix.

„Ich will ihn ſprechen!“ ſagte Georg bei ſich ſelbſt, „und ich will ihm auch mein Leid klagen, vielleicht weiß er mir die erwünſchteſte Antwort zu ſagen.“

Er trat in das bezeichnete Haus ein.

Auf der Treppe begegnete er einem angenehmen Mädchen im grünſeidenen Gewande. Wie es den ſonderbaren Mann erblickte, erſchrack es nicht wenig, doch wußte es ſich bald zu faſſen. Georg fragte, ſo zierlich er es vermochte, ob der Herr Hofrath zu Hauſe wäre? — Das Mädchen führte ihn zuvorkommend und höflich den Hausraum vor und ließ ihn in ein Zimmer eintreten, indem es ſich empfahl.

Ein nicht großer Herr mit einem geiſtreichen Geſichte, über welches tauſend Schalkheiten einſt gelaufen zu ſein ſchienen, ſtand in der Mitte des Zimmers ſo recht wie ein Geiſterbeſchwörer.

Georg fragte: „Habe ich die Ehre mit Herrn Hofrath Tieck zu ſprechen?“

„Der bin ich! Laſſen Sie ſich nieder!“ — Der Hofrath ſetzte ſich bequem in einen Armſtuhl; Georg aber nahm einen Sitz ihm gegenüber ein.

„Ich heiße Venlot,“ begann er, „und hatte mich früher gänzlich der Muſe gewidmet. Wie oft und lange habe ich gewünſcht, mich einem Manne zu nähern, welchem die ganze gebildete Welt Bewunderung zollt.“

Der Hofrath ſchien aufmerkſamer zu werden, indem er die Beine übereinander ſchlug und ſich an die Stuhllehne mit dem Kopfe zurücklegte.

„Bei Ihnen hoffe ich Rath und Troſt zu finden“ — wollte Georg fortfahren, allein der Hofrath unterbrach ihn mit den Worten:

„Ich will Ihnen aufrichtig meine Meinung ſagen, indem ich ſelbſt vorausſetze, daß ein Dichtergenius in Ihnen lebt. Wollen wir zunächſt einen Standpunkt gewinnen, von welchem aus wir einen Ueberblick über deutſches Leben und Kunſt gewinnen können! — Das deutſche Reich, mit ihm uralte Gewohnheiten, altes Adel- und Patrizierthum mit aufgeſtülpter, franzöſiſcher Perrücke, lateiniſche Gelehrſamkeit und Pedanterie war ungeſtüm genug gebrochen worden. Kräftige Männer — wer denkt nicht an Leſſing? — hatten bereits die ſcheintodte Poeſie zu erwecken geſucht, aber kaum ſchlug ſie die Augen auf, ſo begann ſie an ſchwacher Empfindelei wieder hinzukränkeln. Ironie nur konnte helfen und retten. Unerhörte Kraftäußerungen laſſen überall im Leben, wie in der Kunſt — denn Eins geht aus dem Anderen hervor! — Außerordentliches hoffen. Was wurde gewonnen? — Wir haben kein Volksleben, keinen Volksglauben, keine Volksfeſte, keine Volksſitte, ſondern dafür — Verwiſchung jeglicher Individualität aller Stände, ſelbſt der Geſichter, der Charaktere, der Häuſer, der Trachten, mit einem Worte: allgemeine Verflachung jeglicher Gepräge! — Wer kann in einer ſolchen, mit weißem Kalke abgetünchten Zeit noch an ein Volkstheater denken? —

„Die einzig denkbare Poeſie läßt ſich nur noch im Lohkaſten der Ironie zu etwaiger Blüthe als exotiſches Gewächs emportreiben, ſowie wohl auch endlich das ironiſche Bewußtſein überhaupt, worinnen Alles untergehen muß, damit man ſich allein und ganz genieße, — des Lebens Letztes iſt.

„Es iſt nicht anders!“ fuhr der Hofrath fort, indem er eine kleine Wolke des Unwillens mit flacher Hand von der Stirne ſtrich. „Wahr iſt es: die Kunſt wollte Möglichſtes thun, das deutſche Leben zu durchdringen, allein das Schlimmſte war nur, daß gar kein deutſches Leben da war, weder in der Kirche noch auf den Rathhäuſern und Märkten der Städte, weder in den Hütten, noch in den Paläſten! —

„Und wie vereinſamt ſteht jetzt ſchon dieſe kurze Kunſtepoche Deutſchland's da, — ſchön und grün zwar, aber wunderbar, wie eine Oaſe in ſchrecklicher Sandwüſte.

„Selbſt die Malerkunſt, zwiefach erweckt, einmal durch das Studium der Antike — zur Zeit Winkelmann's, — dann wiederum durch ein zauberartiges Emporbannen der tiefgläubigen Kunſt des Mittelalters, ſteht im Allgemeinen recht fremd der fremden Zeit mit ihren Werken gegenüber!

„Wenn Sie, mein junger Freund! ſo recht im jetzigen Zeitſinne vor die Meiſterwerke eines Cornelius treten, fühlen Sie nicht alsdann eine Art Geiſterſchauer, ohngefähr als ſtände eine auferſtandene Leiche vor Ihnen?“ —

„O, ich habe dieſe Zeit ausgeſchmeckt!“ ſeufzte Georg. „Auch geſtehe ich es ein, daß ich eben gekommen bin, Sie zu fragen: wo und wie ich, der Welt entflohen, eingehen mag in das ewigklare Wunderreich der Muſe? — Sie halten mich gewiß nicht für wahnſinnig, wenn ich Ihnen eingeſtehe, daß die Fee Aquilina, die Muſe — oder nennen Sie die Herrliche, wie Sie mögen — einſt mein, und ich bei ihr in dem Reiche aller ſchönen Wunder war, — bei ihr im cryſtallenen Schloſſe! — Herr Hofrath, Sie laſſen Ihren Zerbino doch endlich in das Land des guten Geſchmacks kommen! Es wird kein anderes Reich ſein, als was ich ſelbſt ſuche. Zeigen Sie mir, ein begeiſterter Seher, den Weg dahin zurück!“

Verwundert verſetzte der Hofrath: „Sie ſcheinen in einem ſonderbaren Irrthume zu ſchweben. So wenig das Spiegelbild materiell vorhanden iſt, eben ſo wenig kann auch eine eigenthümliche Abſpiegelung des Dichtergemüthes in der Wirklichkeit gegeben ſein.“

„Sie glauben alſo nicht“ — rief Georg — „an die Wahrheit der Welten, welche Sie ſchaffen? Nicht an den Prophetengeiſt in Ihrer Bruſt? — Nicht an die Allwiſſenheit, wovon eine große Ahnung in der Dichterſeele liegt?“

Beinahe hätte der Hofrath bei dieſem komiſchen Jammer laut auflachen mögen.

„Und dennoch,“ fuhr Georg in wunderlicher Begeiſterung fort, „habe ich hier die Siebenmeilenſtiefel an, worüber Sie ja faſt ſelbſt ein Buch geſchrieben haben! Uebrigens — nebenbei bemerkt — iſt Ihre Behauptung: als wären ſie bereits um einige Meilen nach und nach abgelaufen, grundfalſch. Sie haben noch immer die alte Tugend! — Sie können dieſen Irrthum füglich bei der neuen Herausgabe Ihres „Phantaſus“ berichtigen!“ —

„Ich bin Ihnen“ — verſetzte freundlich der Hofrath — „für dieſe Mittheilung ſehr verbunden!“ —

„Ich bin ſehr unglücklich, Herr Hofrath!“ rief mit gerührter Stimme Georg, „wenn ich unverrichteter Sache von Ihnen ſcheiden muß. Haben Sie denn nie, nie von der wunderbaren Fee Aquilina Etwas gehört? Und wiſſen Sie Nichts darum, — wen ſoll, wen kann ich noch irgendwo fragen? — Alles Heilige, Ahnbare hat ſich in mancherlei Sagen dem deutſchen Volke geoffenbaret, und ſollte Niemand von dieſer Herrlichkeit wiſſen?“

Um ſich den ſcheinbar halbwahnſinnigen Menſchen vom Halſe zu bringen, verſetzte der Hofrath: „Wenden Sie ſich doch an Jacob oder Wilhelm Grimm in Göttingen! Ueber Volksſagen und allerlei Wunderbares können Sie dort die ſicherſte Nachricht erhalten.“

Unter Verſicherung herzlichen Dankes für die Weiſung entfernte ſich Georg.

Zwölftes Buch.

Erſtes Capitel.

Auf einer Anhöhe, dicht an der Heerſtraße, unter einer mächtigen Eiche, welche in ihrer weißangereiften Veräſtelung, wie mit tauſend Händen und Fingern, hinaus in das Blaue zu greifen ſchien, ſtand Georg in trübes Hinbrüten verſunken. Leiſe bebten ſeine Lippen und krampfhaft waren ſeine Hände auf der Bruſt zuſammengepreßt.

„Ich bin wahnwitzig!“ — ſtöhnte er vor ſich hin; „denn außerdem müßte doch Irgendwer mich verſtehen und begreifen. Vermag doch weder Philoſophie noch Poeſie mir des Lebens Räthſel zu löſen! O, wie iſt es nur möglich, daß ich mich rette vor dem Irrwahne? — Iſt alles das, was mich bis jetzt mit Schmerz und Luſt erfüllt, mit Qualen und Wonnen durch mein Herz ſich gewoben hat, nur ein Irrthum, ſo bin ich auf ewig verloren; denn polypenartig iſt mein ganzes Weſen davon durchwachſen! — Wehe mir! dem Unſinne ganz anheim fallen? Nichts ſein, als ein Tollhäusler? — O, du bebende Menſchheit in meiner Bruſt, was iſt es mit dir? — biſt du todtkrank oder fortwährend geneſend? — Mein Gott! Mein Gott!“

Er ſchwieg wieder. Unausſprechbare Gedanken blühten traumartig, blumenhaft in ſeiner Seele auf, vergingen und wuchſen in wunderlichen Arabeskenverſchlingungen durcheinander. — Alſo ſtarb und lebte und webte wieder im Nervengeflechte die Seele in fortwährender Zeugung ihrer ſelbſt.

O du ſchmerzdurchzucktes, gramumdüſtertes Dichterhaupt! die Wunderwelt, welche in dir lebt, kann kein Wahnſinn ſein! und wäre es Wahnſinn, ſo müßte ſelbſt die Gottheit ſich weinend aus den Wolken über dich herabbeugen vor herzzerſchneidendem Mitleide! —

Es iſt kein Trug, was in dir ſich emporhebt in unermeßlicher Fülle, ſelbſt noch unentwickelt, gottähnlich.

Sowie im geſäeten Blumenkerne die Pflanze ſich geheimnißvoll und heimlich regt und dehnt, ſich an Licht und Luft drängt und ihre Kraft ſich fort und fort entwickelt, bis ſie endlich zur leuchtenden, duftenden Blumenkrone emporſchießt — ein vollkommenes, herrliches Gewächs — ſo muß auch dieſes Räthſel in der Menſchenſeele mit ſeinem Drängen und Treiben endlich vortreten in die Farben des Tages — zur ſeligen Wahrheit.

Nicht die brennenden Augen zu Boden geſenkt, verzagender, träumender Mann! — Vertraue dir ſelbſt und gehe ruhig dem rothen Faden nach, welchen die Vorſehung — eine milde Ariadne — dir in die Hände gegeben und an deinem Wege hingeſpannt hat! —

Aber in Georg's Herz wollte die Ruhe nicht kommen! — Er ſtand und wurde trüber und trüber. —

Ein Waldtaubenpaar, wunderſam zahm, girrte zu ſeinen Füßen und ſuchte im niedergetretenen Schnee vergebens nach Futter. Wie es kommen mochte? — Ihm wurde, da er dieſe harmloſen Geſchöpfe vor ſich ſah, ſo weich um das Herz, daß eine Thräne hinunterfiel in den Schnee;

vergeblich fuhren die Tauben danach — es war nur eine Menſchenthräne, kein Körnchen werth.

Wie ſo oft vermag ein geringfügiger Gegenſtand unſerer nächſten Umgebung das herbſte Leid aus unſerem Herzen und von der Stirne zu jagen! —

Wie ein Kind bei neuem Spielzeuge frühere Leiden und Freuden vergißt, ſo wurde auch Georg, indem er dem Laufen, Flattern, Suchen und Picken der blauen Täubchen zu ſeinen Füßen zuſah, unvermerkt wieder in das äußere Leben herausgelockt.

Noch mehr geſchah dies durch einen Landprediger, welcher eben jetzt, breitſchultrig, mit einem feſten Knotenſtocke in der Hand, die Straße einhergeſchritten kam. Die Tauben flatterten verſchüchtert davon.

Wie er herankam, blieb er ſtehen, warf den Kopf zurück — wie Leute zu thun pflegen, welche Andern gern eine gewiſſe ehrerbietige Scheu einflößen möchten — und ſprach mit geſetzter, wohlgeründeter Stimme: „Guten Tag, mein Herr!“ —

Nach erfolgtem höflichen Gegengruß, nahm der Landprediger das Wort auf, indem er den Ueberrock über den weidlichen Leichnam feſter knöpfte: „Wenn es im Winter nicht ſo kalt wäre, oder wenigſtens das Filialpredigen ausgeſetzt würde, ſo möchte er immer noch zu ertragen ſein!“ —

„Sie ſind Prediger?“ verſetzte fragend Georg und ſchritt neben ihm rüſtig einher. „Es muß ein großes Gefühl ſein, den Glauben des Chriſtenthums zu verkündigen der heilbedürftigen Menſchheit!“ —

Der Prediger ſah Georg mit einem ſcharfen Blicke an, und ſagte in ſo innerer Zufriedenheit mit ſich ſelbſt: „Glauben? Ueberzeugung iſt das wahre Wort. Wovon ſich die

Vernunft keine klare Vorſtellung machen kann, das iſt ein Irrthum. Die Bibel enthält viel Brauchbares; aber man hat redlich zu thun, um ſie rein zu fegen von der Spreu. Die Offenbarung haben wir — Gott und Röhr in Weimar ſei gedankt! — glücklich todtgemacht! — Wir machen Alles begreiflich, wie es einem Vernünftigen anſteht! — Allein nichts deſto weniger anerkennen wir dennoch in dem Manne von Nazareth „den richtigen Tact für Edles und Würdiges, den trefflichen Witz, die oratoriſche Darſtellungsweiſe, — welche er freilich nur den Rabbinern abgelernt hat.“ Zu leugnen ſteht freilich nicht, daß er lediglich „ein Product ſeines Zeitalters iſt.“ Seine Ausſage: „daß er Gottes Sohn ſei,“ iſt ebenſo eine Redensart, welche wir ihm ſeiner Verdienſte halber zu Gute halten müſſen. —“

Georg hatte bis jetzt das eigene Glück genoſſen, kaum von Weitem einen ſolchen neumodiſchen Prediger, wie ſie vor einiger Zeit, gleich Sperlingen, im proteſtantiſchen Deutſchland herumflogen, kennen zu lernen.

Was Wunder daher, wenn er jetzt mit etwas verwunderlichen Augen einen ſolchen theologiſchen Sansculotte anſchaute. Volltönender und hitziger, als er ſonſt zu reden pflegte, ſprach er zu dem Pfarrherrn, welcher eben mit zurückgeworfenem Kopfe und aufgeblaſenen Naſenlöchern auf dem Wege ſtehen blieb:

„Die Welt iſt alſo nur ſo groß, als Eure Schneckenhörner reichen? Ihr glaubt alſo an Nichts, außer an die Untrüglichkeit Eures Maulwurfsblicks? Hochehrwürdiger! mich wundert es nur, daß du noch einen Darm im Leibe haſt, der du ſo reinweg auspurgirt biſt. Begreifſt du mit deiner göttlichen Vernunft die Kraft, welche die hundertblätterige Roſe mit Düften und Morgenroth füllt? Begreifſt du das Geheimniß deiner unſterblichen Seele, — das Wunder deiner eigenen Entſtehung und deiner Geburt? — O, der vermeſſene Wurm, der nach der Schneiderselle den Unendlichen, Unerforſchlichen ausmeſſen will!“

Georg ſtand vor dem Erſtaunten hoch aufgerichtet und hatte ihm die drei erſten Finger ſeiner rechten Hand auf die Bruſt gelegt, als hätte er dieſe ſeine Worte ihm in das Herz drücken wollen. Er aber fuhr fort:

„Verzeiht, mein Herr! wenn Ihr keine beſeligendere Wahrheit dem Menſchen zu geben wiſſet, ſo ſchweiget lieber; denn er lebt ſeliger ſelbſt im Dämmerlichte des Wahns auf den bunten Auen der Märchenwelt, als auf Eueren äthiopiſchen Sandwüſten! Laßt ihm ſeine Träume vom harfendurchklungenen Himmel und den lobpreiſenden Engelſchaaren darinnen! — Laßt ihm den Weltheiland, den Dornengekrönten, mit ſeinen blutroth ſtrahlenden Wunden! — vor Allem aber die allerbarmende Gottheit, welche ſich fort und fort der armen, bedrängten Menſchheit in unergründlichen Wundern offenbaret.“

Georg ſchwieg jetzt; der Pfarrherr ſprang einige Schritte zurück und ſprach nach einer Weile erſchrocken genug: „Aha! ſo Einer?“ — Mit dieſen Worten entfernte er ſich, den Knotenſtock unter dem Arme, indem er einen Seitenweg, welcher zu ſeiner Behauſung führen mochte, mit haſtigen Schritten einſchlug.

Zweites Capitel.

Georg ließ ſich in Göttingen zu dem Profeſſor Jacob Grimm geleiten. Ein ernſter Mann mit einer freien, offenen Stirn trat ihm wohlwollend entgegen. Georg erzählte ihm das Weſentliche ſeiner Schickſale.

„Das iſt ja die unglaublichſte Geſchichte!“ rief verwundert Jacob Grimm; „aber Ihr ehrliches Geſicht und Ihr bewegtes Weſen möchten gern glauben machen, daß ſo Etwas geſchehen könne. Junger Freund! ich glaube nur, daß Sie ſich eine fixe Idee in den Kopf geſetzt haben. Es wäre traurig, wenn Ihr edler Geiſt alſo untergehen ſollte!“ —

In dieſem Augenblicke trat Jacob’s Bruder, der treffliche Wilhelm, herein.

Eine eigene Herzlichkeit lag in den Worten, in den Blicken, in dem ganzen, theilnehmenden Weſen dieſer Brüder.

Nachdem Wilhelm Grimm in das Geſpräch mit eingeweiht war, ſagte er: „Wohl giebt es Mancherlei, das wir nicht begreifen können, und doch da iſt! Aehnliche Gedanken, wie es eine ſolche Wunderwelt geben möchte, ſtreiften einſtmals meinem Geiſte vorüber. Uebrigens erinnere ich mich, von einer Fee Aquilina vor längerer Zeit Etwas vernommen zu haben.“

Georg drückte die Hand des ſinnigen Mannes und rief: „Ja, Sie glauben noch an das wirkliche Daſein eines höheren Geiſterreiches! bei Ihnen, ſonſt nirgends, finde ich Rath, ſo wie mein trauriges Schickſal nur bei Ihnen Theilnahme erregt.“

Wilhelm Grimm ging nachdenkend eine Weile das Zimmer auf und ab, bis er in die Worte ausbrach: „Ich kann Ihnen, Herr Benlot, mit Nichts dienen, als mit einem Märchenanklange.

„Mir ward von einem Wallfiſchfänger erzählt, daß im äußerſten Norden, wo die Erde, alter Cometennatur getreu, noch im eigenen Lichte leuchtet, wo die Wunder des Magnets ausſtrömen, mitten zwiſchen ungeheueren Eisbergen ein grünes Eiland läge. Dort wohne ein uraltes Weib in einer Clauſe. Wenn aus irgend einer Himmelsgegend ein Wind daſelbſt angelangt wäre, ſo nähme er menſchliche Geſtalt an und kehre in dieſer Herberge ein, um von langer Reiſe auf kurze Zeit dort auszuruhen. Dort, meinte der Wallfiſchfänger, könne man Alles erfahren, was es nur Geheimes auf der ganzen Welt gäbe."

„So eine Art überirdiſcher Salon!" ſchaltete Jacob ein. „Auch wollen hoch oben vom Norden her," fuhr Wilhelm fort, „verwegene Seehundsjäger ein Waldhorn mächtig klingen und räthſelhafte Stimmen gehört haben.

„Lieber Benlot," ſetzte er hinzu, „das iſt Alles, was ich weiß! Machen Sie daraus, was Sie wollen. Uebrigens aber würde ich an Ihrer Stelle mit feſtem, treuem Auge einer Wiſſenſchaft herzhaft in das Angeſicht ſchauen, damit ſich der Geiſt der Märchenwelt, welcher wohl ſinnverwirrend werden kann, zuſammt Ihrer regen Einbildungskraft, ſo viel als möglich durch den Geiſt des Forſchens beruhigte."

Georg's Geſicht war freudig verklärt. Seinem Schickſal gemäß genöthigt, an das Unbegreiflichſte zu glauben, war er überzeugt, daß ſich nur dort am letzten Markſteine der Erde ſein Schickſal gänzlich entwickeln würde.

Er nahm von den wackeren Brüdern Abſchied, hing die Ueberſchuhe über den Arm, warf den Nebelmantel um ſich und ſchritt nordwärts vor.

In Gedanken verſunken, ging er eine Weile vorwärts.

Er ſtand jetzt an den Ufern der Nordſee und ſtarrte hinaus in den ſchäumenden Wogenbraus. In heimlichen Schmerzen zuckte ihm das Herz. Das Vaterland galt es zu verlaſſen. Welchem Deutſchen läge nicht das theuere, uralte Vaterland zunächſt mit an der Seele! —

„Weiß Gott!“ rief er, „Vaterland, wie ſo gerne hätte ich dir mein Herzblut hingegeben, wenn du es nur gewollt hätteſt! Weiß es Gott! für dich wäre ich gern in die Schlacht, in den Tod, freudig, wie zum Traualtare, geſchritten, ob du mich gleich haſt um Brod betteln laſſen! —

„Und jetzt muß ich nun von dir ſcheiden, dich nicht mehr zu ſehen! Vaterland! Deutſchland! Ich werde dich nicht mehr wiederſehen, nicht deine Küſten, nicht deine Berge mit den leuchtenden Eiskronen, nicht deine wonnigen, ſchattenkühlen Thäler, und nicht mehr all' die theueren Seelen, welche dein ſind und die du beherbergſt! Fahre wohl, mein Herz! ſei glücklich, frommes Heldenland! Auf Nimmerwiederſehen!“ —

Er weinte jetzt, wie ein Kind, und ſaß noch lange da und ſah hinaus auf die See, wo die Schifflein vorüberſchwankten im Winternebel mit grauen Segeln gleich Geiſtergeſtalten, von Möven, welche mit heiſerem Kreiſchen ſich um die Maſtbäume drehten, begleitet. Dort ſaß er lange und ſprach mit der heimlich wilden Brandung, welche gewaltig toſte in wüſter Klippeneinſamkeit.

Endlich ſtand Georg auf, wandte ſich noch einmal zurück, hob einen rundgedrehten Stein am Ufer auf, ſah ihn recht lange an und barg ihn in dem Gewande auf ſeiner Bruſt.

Hoch über ihm kreiſte ein Adler; noch einmal wandte er ſich zurück und rief mit ſchmerzerſtickter Stimme: „Gehe glücklicher Zeit und ſtets deinem Heile entgegen, Vaterland! Ade! Ade!“

Der Adler zog ſchnurgerade über die See vor ihm hin, als wolle er ihm den Weg zeigen. Er ſchritt aus. Unter ſeinen Füßen wurden die Wogen der ſtürmiſchen Nordſee zu grünſammetnen Teppichen. Island hob ſich empor.

Als er an dem Hekla vorüberzog, ſah er Voland über dem Krater des Vulkans ſtehen. Mit entſetzlicher Stimme rief dieſer herüber: „Eile nur! eile nur, Thor! ruhelos! ruhelos!“

Island und der Hekla mit ſeinem Donnern verſchwand.

Drittes Capitel.

Georg verlor ſich in alte Träume und eilte immer nordwärts vor. In ſich gekehrt, bemerkte er nicht, wie ihm allmälig die Sonne ganz verſchwand und die Polarnacht um ihn her dunkelte.

Als aber jetzt ſchneidender Froſt ſeine Glieder durchdrang, blickte er empor. Er befand ſich auf einem unermeßlichen Eisgebirge, ringsum funkelten im weißen Sternenlichte große, geborſtene Eisblöcke ſmaragdhell auf. Moſchusſtiere und Rennthiere ſah er pfeilſchnell über die Eisfelder dahingleiten.

Ein weißer Bär, welcher ihn nicht ſah, aber doch ausgewittert hatte, ſprang grimmig um ihn herum, that jetzt einen heftigen Satz neben ihm vorbei und ſtürzte in einen Spalt des Eisberges zwiſchen den zackigen Wänden hinab. Schaurig ſcholl das Stöhnen des Thieres aus der Tiefe empor durch dieſe Einöde dahin.

„Hier ſtehe ich nun,“ ſprach für ſich Georg, „und wie ich ahne, beinahe am äußerſten Ende der Erde; — aber wo finde ich dich, Aquilina? — Wo liegt dein wunderbares Land? Oder lebſt du unter den Menſchen? Wer kann mir davon ein Wort ſagen?“ —

Er ſah jetzt den Himmel von einem plötzlichen, weißen Scheine übergoſſen. Am Horizonte ſtiegen diamantene Lichtſäulen ziſchend und rollend hervor.

Flockiger Zitterſchein flackerte überall wunderbar auf gleich bewegten, klingenden Engelsſchwingen. Ueber ihm hob ſich, funkelnd in Rubinen und Sapphiren, eine ungeheure Domkuppel empor, welche ſich in einen ſprühenden Strahlenkranz endigte. In dieſe heilige Kirche herein blitzten die Sterne gleich hellen Engelsaugen.

Georg ſchrie vor Entzücken auf: „Nun habe ich deine Heimath gefunden, Aquilina!“ — Er ſtürzte nieder auf die Eisſcholle und hob zu dankendem Gebete ſeine erſtarrten Hände empor.

Immer herrlicher leuchtete der Himmel in unermeßlicher Pracht auf und die entzückendſten Farbenſcheine jagten ſich über die Schnee- und Eisfläche, wie tanzende Elfenkinder.

Georg ſtürzte ſich dem Strahlenmeere entgegen, aber wie er auch dahinflog, ſo erreichte er dennoch nicht die Schwelle dieſes Tempels.

Schon konnte er faſt kaum mehr Odem holen, und der Hauch ſeines Mundes ſei, zu Eis gefroren, vor ihm nieder.

Wie ein Schattenſpiel verlöſchte jetzt die Erſcheinung und die klare, ſtille Nacht trat wieder hervor. Georg taumelte zurück. Er eilte, in mildere Gegend zu kommen.

Bald erblickte er in der Ferne ein menſchliches Weſen. Wie ſo wohl that dies ſeinem vielfach getäuſchten Herzen!

Er zog die Ueberſchuhe über ſeine Stiefel, und eilte auf die Geſtalt, welche auf flüchtigen Schneeſchuhen einherſchwebte, rufend zu.

Es war ein grönländiſcher Jäger, in Rennthierfelle gekleidet, Kopf und Geſicht mit einer Pelzmütze verhüllt.

Georg that, wie er zu ihm gelangt war, ſeinen Nebelmantel von ſich. Der Grönländer ſtürzte beinahe vor Schreck zu Boden. Endlich gelang es Georg doch, den Bebenden aufzurichten und ihn zu überzeugen, wie auch er ein Menſch ſei. Der Mann war außer ſich vor Freude.

Georg fragte ihn hierauf: „Was war dies jetzt für ein Glänzen und Scheinen, für ein Rollen und Ziſchen?" „Das war ja unſer Nordlicht!" verſetzte der Grönländer.

„Nur ein Nordlicht!" flüſterte ſchmerzvoll Georg. Der Jäger ging mit ihm zurück in ſeine Wohnung, welche ſich halb über, halb unter der Erde befand. Ein kleines, dickes Weib mit gelbem Geſichte, aus dem ſchwarze, geſchlitzte Aeuglein vorblitzten, empfing ihn mit freundlichen Geberden.

So ärmlich und elend auch die Wohnung dieſer Menſchen war, ſo gefiel ſie dennoch jetzt dem ermüdeten und frierenden Georg mehr, als ſonſt das prächtigſte Gemach eines Fürſten mit bequemen Polſtern und unbequemen Gebräuchen.

Gaſtfrei ſetzten ihm dieſe Leute gedörrte Fiſche und Brod, aus Mehl und geriebener Birkenrinde gebacken, in reichlichen Trachten vor. Nie hatte ihm eine Speiſe zuvor alſo gemundet, wie die Gaſtlichkeit der Menſchen mehr erquickt.

Wie er ſich jetzt geſättiget hatte, brachte der Grönländer eine Flaſche Branntwein und eine Tabackspfeife herbei.

Nichts war Georg ſonſt widerlicher, als Beides. Die Kälte aber ſtumpft den Geſchmack ab und der menſchliche Leib bedarf ſolcher heftigen Reizmittel dagegen.

Er fand den ſcharfen Trank angenehm. Er nahm die Pfeife zur Hand und las auf dem porzellanenen Kopfe mit roth eingebrannten Zügen geſchrieben: Es blühe Deutſchland! — Wie wohl thaten ſeinem Auge dieſe deutſchen Schriftzüge! — Wie reizend kam ihm dieſe ſchlechte, ſo weit in die Einöde verirrte Pfeife vor! ja! ſie ſchien ihm durch dieſen frommen Wunſch, welchen ſie hier unverſtanden an ihrer Stirne trug, einem edlen Genius zu gleichen, welchen ſeine Umgebung und ſeine Zeit nicht verſteht und nur zum Dampfmachen gebrauchen kann.

„Es blühe Deutſchland!“ ſprach er wehmüthig vor ſich hin, ſtreckte ſich auf das weiche Mooslager, welches ihm die Leute zubereitet hatten, deckte ſich mit warmen Bärenfellen zu und ſchlief allmälig und ſanft ein.

Nachdem er völlig durch Speiſe und Trank, durch Ruhe und Schlaf ſich geſtärkt fühlte, brach er nach einigen Stunden wieder auf. Er nahm Abſchied von den armen und frommen Menſchen, welche an ihm, dem Fremdlinge, Barderpflicht geübt hatten, und trat wieder hinaus in die freie, eiserſtarrte Natur.

Viertes Capitel.

Faſt gedankenlos und wie in Verzweiflung drang Georg mit geflügelten Schritten dem Nordpole zu.

Faſt nur auf Augenblicke verweilte er, indem er einen kleinen Compaß herausbrachte, mit ſchnellen, ſcharfen Blicken an den Himmel und dann wieder zurück auf die kleine, zitternde Nadel ſah. Sobald er über ſeine Reiſelinie wieder einig war, ſprang er gleich einem gereizten Löwen empor und flog dahin über die unermeßlichen, gräßlichen Eisgefilde.

Grimmig ſchüttelte ihn der Froſt, dann aber machte er ihm die Glieder faſt fühllos und leckte vampyrartig das Blut durch die Haut vor. Dennoch ſtrebte er vorwärts, wie von einem rettenden Zauber getragen.

Nach einer Weile aber färbte ſich die tiefe Nachtbläue des Himmels in eine lichtgelbe, ſtetige Lohe um; ſein Fuß wandelte nicht mehr über Eisfelder, ſondern über zornigtoſende, entſetzliche Waſſerſtrudel, in welche zu verſinken die Schnelligkeit ſeiner Bewegung nicht Raum gab. Aber auch dieſe ewige Quelle des Weltmeeres wurde weiterhin ruhiger, und Heere von Wallfiſchen lagen und ſpielten in den durchſichtigen Fluthen und blieſen funkelnde, weiße Waſſerſtrahlen fröhlich durch ihre Naſenlöcher empor.

Der ganze Himmel ſtand jetzt blendendweiß, feuerhell, aber ohne Sonne und ohne Sterne allum. Eine allbelebende Luft, welche aber oft wunderſam in ſich ſelbſt in hellen Funken aufkniſterte, umwehte allmälig den verwegenen Wanderer. Wie eine froſterſtarrte Pflanze im friſchen Frühlingsthaue ihre Blättlein wieder fröhlich emporrichtet, ſo fühlte ſich nunmehr auch Georg von milderem Himmelsodem erquickt und geneſen.

Ohne Zögern eilte er aber vorwärts. Seinen Blicken zeigte ſich jetzt ein Land, prangend in weißem Frühlingsſcheine.

Wer nie auf dem Meere eine längere Reiſe gemacht, wer nicht die große, gewaltige Abgeſchloſſenheit von der lebendigen Welt gefühlt, und noch nicht Tage lang ſchwankend auf dem trüglichſten Elemente nur den Himmel über ſich und des Himmels Trugbild — das Meer mit ſeinen leichenbegierigen Ungeheuern — unter ſich geſehen, wem die furchtbaren, hungrigen Zungen der Sturmwoge noch nicht den Leib geleckt, und wem die düſtere Wolkenſturmgluth noch nicht in das Auge geleuchtet hat, der kann die Wonne des Seefahrers nicht ermeſſen, wenn es vom Maſtkorbe herunterſchallt: „Land! Land!“ —

Dieſes Gefühl aber ſchlug, wie mit Blitzſtrahlen, durch Georg's freudebebende Seele.

Er ſtand jetzt mit ſeinen Füßen auf der treuen Erde. Er warf die Ueberſchuhe an ſeine Füße und, aller Gefahren auf einmal vergeſſend, ſchritt er hinein in dieſes Märchenland.

Schaaren ſchneeweißer Vögel ſchwärmten rings durch nie geſehene, hohe, farbenloſe Pflanzenbäume. Mächtige, fromme Thiere, elephantenähnlich, ſchritten bedächtig einher und grasten in den Stauden. Mannshohe Blumengewächſe mit bleichen, großen Blüthen, ohne Blatt und Stengel, gleich Herbſtzeitloſen, trieben aus der Erde hervor.

Georg wanderte ſinnend und forſchend, fröhlich erſtaunt und dennoch innig von unbekannter Urſache gerührt, einher, der Löſung des Räthſels ſeines Lebens immer mehr entgegen.

Nicht länger vermochte er endlich dem Drange ſeiner Gefühle zu widerſtehen. Still und ruhig, wie es ihm nur ſonſt möglich war in ſeinen Kinderjahren, betete er, auf die Erde hinknieend, zu dem Vater aller Weſen, dankerfüllt in frommer Begeiſterung empor. Immer lauterer wurde ſein Herz, klarer und beſtimmter, als je, trat in ihm ſein eigentliches Sein und Weſen, welches von der langen Irrfahrt des Lebens mit Blumen und Erdſchollen zugleich überworfen und bedeckt war, aus der Kruſte gleich einer friſchen Blume aus zerſprengter, ſtarrer Hülle wonnenerfüllt hervor.

Nur erſt jetzt ſpürte er ganz die Kraft des Gebetes an ſich und in ſich. Kräftig und heiter ſtand er auf, wie in ſich ſelbſt verklärt. Nur erſt jetzt glaubte er ſich ganz anzugehören, ſowie ſich ihm die feſteſte Ueberzeugung in ſeine Seele drückte, daß er nunmehr bald eingehen werde zur Behauſung Aquilina's.

Nach kurzer Friſt befand er ſich endlich vor einer himmelanragenden Felswand, welche, gleich einer Spiegelplatte, durchaus rein und hell polirt war.

Er ſah ſich um, ob ſich irgend ein Ausgang zeige; aber während er alſo forſchte, bemerkte er ein großes Thor von leuchtendem, bläulichem Stahle faſt in der Mitte dieſer unermeßlichen Granitwand.

Er drückte die Hände an ſeine Bruſt, welche unruhig zu pochen beginnen wollte, und trat vor das Thor hin. An einer Kette hing ein großer Hammer herunter. Er nahm ihn und ſchlug dreimal feſt an das dröhnende Thor.

Alsbald ſprangen nach Innen zu die gewaltigen Thorflügel donnernd auf.

Dreizehntes Buch.

Erſtes Capitel.

Unter dem hohen Bogen des Felſenthores ſtand ein Rieſenweib, ſibyllenartig anzuſehen. Ueber ihren Scheitel wallten reiche, ſilberglänzende Haare, welche unter dem Kinne zuſammengebunden waren, lang herunter bis auf die Füße, welche mit eiſernen Schuhen angethan waren, und umhüllten die urkräftige Geſtalt ſo ganz, daß man kaum das graue, faltige Gewand noch bemerken konnte. Aber trotz dieſem eigenthümlichſten, geiſterartigen Anſehen konnte ihre Geſtalt kein Grauen oder ſonſt Furcht einflößen, denn das Geſicht des Weibes war fürwahr, ſo bleich es auch war, erhaben und ſchön zugleich zu nennen; wie es denn überhaupt nichts Ehrwürdigeres geben kann, als ein edles, unverzerrtes Antlitz einer Greiſin, obgleich nur ſelten ein ſolcher Anblick gewährt ſein mag. Schon Vater Logau ſingt davon:

> „Ein altes Weib, das ſchön iſt, vereinet ſelt'ne Gaben;
> Auch ſchweben über ſolche beſtändig weiße Raben."

Mit ſeinem elfenbeinweißen Antlitze, auf welchem nur wenige, weiche Fältchen zu ſehen waren, blickte rührend freundlich aus hellen, blauen Augen das Weib den Ankömmling an.

Wie Georg dieſes Weib, welches mehrere Kopflängen höher, als er, emporragte, ob es gleich leicht gebückt da ſtand, vor ſich ſah, war es ihm, als ſtände er vor der Urmutter des Menſchengeſchlechtes. In kindlicher Ehrfurcht ſchaute er empor in ihr mildes Mondengeſicht.

Das Weib fragte ihn mit ſanfter, aber dennoch kräftiger Stimme: „Was ſucheſt du hier, wunderliches Menſchenkind? hier, wo vor dir noch kein Menſch dieſer Zeit ſtand?“

„Mutter,“ verſetzte Georg, „ich wünſchte zu meiner Braut, der ſchönen Aquilina, zu gelangen!“

„Verwegenes Kind! was träumſt du?“ verſetzte die Greiſin. „Sie, die Königin aller Menſchengeiſter, willſt du dir erſtreiten? — Zu Ihr willſt du wandern? Große Wunder geſchehen jetzt freilich dem Menſchengeſchlechte; darum könnte es wohl auch ſein, daß du zu Ihr gelangteſt! Tritt in mein Haus, du kühner Geſelle! — Vielleicht weiß einer meiner Söhne dir Auskunft zu geben, wenn du ſo lange hier harren willſt, bis einer von ſeiner Weltreiſe zurückkommt!“ —

„Ja, gönne mir, ehrwürdige Mutter,“ bat Georg, „ſo lange Herberge und nimm mich auf, als wäre ich dein Kind!“ —

„So komme mit mir!“ entgegnete das Weib, faßte ihn bei der Hand, und führte ihn mit hinein in ihre Wohnung.

Wie das Thor des Felſens, ſo war auch der ganze Saal, in welchen Georg alsbald eintrat, aus ſpiegelhellem, fleckenloſem Stahle gebaut und auf gleiche Säulen geſtützt. Eine große, runde Tafel, um welche dreiunddreißig Sitze ſtanden — Alles von gleichem Metalle kunſtreich geformt —

befand ſich in der Mitte der großen Halle. Oben von der Decke, an welcher ſonderbar verſchlungene Kreiſe und Zeichen zu ſehen waren, hing ein vielfarbiger Ring herunter, in welchem eine große, weiße Eule ſaß. Aus den leuchtenden Augenrädern des Vogels ſtrömte ein blendendes Licht, welches den ganzen Saal erhellte. Auf der Tafel ſelbſt aber lag ein großes, aufgeſchlagenes Buch, worin viele Zeichen in mannigfaltigen, blendenden Farben Georg in die Augen ſchimmerten.

Das Weib ſetzte ſich hin und las darinnen. Es ſchien, als bekümmere ſie ſich wenig mehr um ihren Gaſt. Georg aber ſelbſt hatte Muſe genug, ſich alles dieſes Geheimnißvolle genau zu betrachten, ob er gleich den Sinn davon nicht zu finden vermochte.

Ein dumpfes Brüllen ſcholl jetzt von draußen her. „Was iſt das?“ rief Georg. „Es wird der Weſt ſein!“ verſetzte die Altmutter.

Näher heran kam das unheimliche Getöſe; jetzt pochte es heftig an das Thor. Die Alte rief: „Wer draußen?“

„Der Tiger aus Weſt!“ verſetzte die Stimme.

Durch das offene Thor herein ſchritt im rothen Mantel, mit Hermelin verbrämt, eine unterſetzte Geſtalt, auf deren Haupte eine rothe Flammenkrone brannte. Ein Tiger und ein Löwe zogen mit ihm herein.

Mit ſtechenden, klaren, grauen Augen ſtierte der Mann finſter vor ſich hin. Seine ſchmalen Lippen, über welchen eine Adlersnaſe trotzig ſaß, waren eingekniffen. Die tiefen Einſchnitte, welche von der Stirne herunter ſich zwiſchen den beiden Augenbrauen hineinſenkten, machten das Geſicht widerlich hart. —

Die Arme übereinander geſchlagen, ging er im Gemache auf und ab. Endlich wandte er ſich zum Weibe, welches ſich um ihn wenig zu bekümmern ſchien und im Buche fortlas, und ſprach kurz und abgebrochen vor ſich hin: „Du haſt Geſellſchaft? Wer iſt es? Woher?“

„Ich heiße Georg Verlot,“ erwiederte Georg, unangenehm von dieſen harten Fragen berührt, „und komme, hier oben nach Aquilinens Behauſung zu fragen.“

„So? Nichts weiter? Ich weiß Nichts von ihr!“

Wiederum ſchritt der Unfreundliche im Zimmer auf und ab.

„Was macht dein Bruder, der Samum?“ fragte endlich die Alte, indem ſie vom Buche aufſah.

„Eh! qu'importe mon frère?“

„Du kommſt aus Spanien?“

„Wohl!“

„Wünſcheſt du Etwas zu eſſen?“

„Ich weiß zu fordern! Nein!“

Der Weſt warf ſich in ſeinen Stahlſtuhl, ſeine Augen an den Boden geheftet, rechts und links die ſchnurrenden Katzenthiere neben ſich.

Nach einer Weile fragte mit etwas gedämpfter Stimme der Gewalthaber: „Was ſteht auf dem nächſten Blatte der Weltgeſchichte?“

„Viel Blut, und der Untergang derer, welche dir ähnlich ſind!“ — verſetzte die Sibylle.

„Nein!“ rief dieſer zornig dagegen. „Nein! — Ich erſchlage das Schickſal, ehe es noch Odem geholt hat.“

„Haſt du wieder?“

„Ich habe.“

„Thor! Thor! — du ſäeſt Salz aus in's Meer und pflügeſt in der Luft, dort giebt es keine Frucht und hier keine Furchen! Thor! — Und was haſt du mit dem Schiffe gethan, worauf die Mohrenſclaven ſich befanden, welche ſich gegen ihre Dränger empört und ſie über Bord geworfen hatten?“

„Ich ließ ſie auf einer Sandbank einander vor Hunger ſelbſt ſchlachten und verzehren, und ihren Durſt zu ſtillen, eigenes Blut trinken!“ —

„Das waren deine Thaten?“

„Nein, — nicht genug! Grimmig haßte ich eine Stadt ſeit langer Zeit, weil ſie ſich und das Land gegen den Herrſcher, welcher darüber gebot, empört hat. Vergebens ſendete dieſer gegen die Tollen ſeine Legionen; — die Empörer vernichteten das ſchöne Heer in ihrer Wuth. Vergebens ſann ich lange auf Mittel, die Frevler zu züchtigen. Endlich aber fand ich Rath. Neulich zog ich ſehr müde über Aegypten einher. Um auszuruhen, ließ ich mich eben am Fuße einer Pyramide nieder. Vor meinem Nahen ſtäubte der Sand ellentief aus einander; mitten in der Sandgrube aber ſah ich ein längliches, vielſeitig geſchliffenes Kryſtallgefäß herausblitzen. Ich nahm es in die Hand und bemerkte, wie ich hineinblickte, darinnen in einem gelben Wölkchen ein ganz kleines, nacktes, abſcheuliches Männlein ſchwimmen. Ich hielt das Gefäß an mein Ohr; denn es ſchien drinnen ſich eine Stimme vernehmen zu laſſen, — und der Kryſtall ſchrillte und klang: „Laſſ’ heraus! heraus! ich bin die arme Peſt!“ — Schnell ſteckte ich den Kryſtall zu mir, ſtieg auf und eilte zur Stadt der Empörer zurück. Hoch oben ſtand ich alsbald über den Verlorenen.

„Ich warf den Kryſtall mit Gewalt hinunter auf den Markt der Stadt, daß dieſes Glas klingend, wie ein Hohngelächter, in Stäubchen zerſprang. Alsbald erhob ſich das gelbe, nackte Männlein und ſprang einem Kinde, welches dort ſein Spiel trieb, an den Hals und erwürgte es — und ward um Kindeslänge höher; und wie es wieder einen Menſchen umbrachte, ſo wurde es wieder um eine Menſchenlänge höher. Das griff um ſich heimlich, furchtbar, ſtill, mordluſtig und unerſättlich. Es erwürgte Jung und Alt, Groß und Klein, und wurde immer rieſiger und immer entſetzlicher. Mit tauſend Händen griff es nach Opfern, mit tauſend Augen ſah es ſich um nach neuen Opfern. Grimmig zuckte das falbe Leuchten des blutſaugenden Krötengeſichts.

„Endlich ragte das Geſpenſt über alle Dachgiebel der Stadt und über ihre Thürme empor, und ſein Giftodem ging in Strömen aus durch das ganze Land. Gleich einer hungrigen, wüthigen Rieſenſchlange hing es von Oben herunter über die hingeſtreckten Leichen, über die Sterbenden, welche lagen und ächzten, und über alle Menſchen, welche jammernd emporſchauten zum vergifteten, ehernen Himmel. Ich hoffe, daß ihr Trotz gebeugt, ihre Kraft gebrochen, und ihr Freiheitsſchwindel dahin iſt! — Mich aber ſchauderte ſelbſt bei dem Anblicke des Würgers, und ich machte einen Luſtritt zu dir heim!“ —

„Thor! — der du nur ein ſchlechtes Werkzeug der Vorſehung biſt! — Armſeliges Gift, das in der Hand des Arztes Arzenei wird! — Nicht dir und deinem Sinnen, ſondern dem größeren Herrn, der dich gebraucht nach ſeiner Abſicht, mußt du — ein ſtörriger Knecht — ſo gut dienen, wie der ſtarke Stier dem Pflüger, welcher ihn unter dem Joche zur Arbeit treibt!“

Düſter ſchwieg der Entſetzliche und nagte an ſeinen Lippen.

Ein Neger kam nicht lange nachher ſchnell hereingeſtürzt, und zu den Füßen des Gewaltigen hinknieend, überreichte er ihm einen Brief.

Kaum hatte dieſer einen Blick in das Schreiben geworfen, ſo ſprang er auf, ſtampfte zornig auf den Boden, daß die metallenen Fugen krachten, und ſchrie: „Unerhört! Was ſind dies für Zeiten! — Neger, meine Pferde!“ —

Mit dieſem Ausrufe ging er, indem er den bebenden Sclaven vor ſich herſtieß, mit gewaltigen Schritten zur Thür hinaus, und brüllend und heulend folgten Tiger und Löwe.

Das Weib aber ſprach für ſich ſelbſt:

„So gehet Jeglicher dahin in ſeinem Sinne! Was der Betrogene meint, das geſchieht nicht, und was er nicht will, kommt über ihn, wie ein Dieb in der Nacht. Der Arge ſchmiedet Waffen Tag und Nacht, und hat viel Bosheit im Herzen, — aber der Herr geht einher, ſchlägt ihn mit dem eigenen Vorſatze und den eigenen Waffen und der eigenen Thorheit. Er zieht ihm einen Ring durch die Naſe und ſetzt ſeinen Feind ihm auf den Nacken, daß er diene und gehorche dem Zügel und den Sporen deſſen, den er zu vertilgen gewillt war.“

„Höre ich nicht ein Waldhorn aus der Ferne hertönen?“ fragte jetzt Georg; „was iſt das? Donnert es? Wie das brauſt! Hörſt du, Altmutter, das wunderbare Schmettern? Wie es immer mehr wächſt! Mir iſt es, als wenn die Erde vor dieſer Zaubermuſik zu hüpfen beginnt! — Was war dies für ein langgezogener, unermeßlich herrlicher Klang? Die Erde geht unter.“ Mit dieſen Worten wankte er auf das Weib zu und faßte es ängſtlich bei der Hand, denn der Boden unter ihren Füßen zitterte wirklich.

Das Weib aber ſprach gelaſſen: „Es iſt nur mein Sohn Nord!“ —

Zweites Capitel.

Die räthſelhafte, donnernde Muſik ſchwieg, und ein Rieſenjüngling mit einem ungeheuren Waldhorn unter dem Arm ſchritt herein.

Roth und freundlich war ſein Geſicht anzuſehen. Die großen, hellen, blauen Augen und das reiche, gelbe Haar, welches ungelockt um ſeinen Nacken herunterhing, ließen den Nordmann nicht in ihm verkennen.

Ein ſchwarzes Barett auf dem Haupte, ein großes Bärenfell leicht umgeſchlagen, daß die röthlich weiße Bruſt unbedeckt blieb, übrigens aber in wollenem, ungefärbtem Gewande, ſtand er ſtattlich da vor den Beiden.

„Nun, Mutter Hertha,“ redete er mit heller, klangreicher Stimme die Greiſin an, „hat dich meine Muſik vom Schlafe aufgeweckt, da du ſo ernſt mich anſiehſt?“

Herzlich ſchüttelte er ihre Hand mit dieſen Worten, dann aber wendete er ſich zu Georg mit den Worten: „Und wie kommſt denn du, neudeutſcher Milchbart, in dieſes Revier? Es iſt mir lieb, daß ich hier Geſellſchaft treffe; denn immer draußen in die Nacht einſam hinein zu blaſen, wird am Ende ein verteufelt langweiliger Spaß; doch bleibt es ein kräftiges, freudiges Schwimmen und Turnen über Berg und Meer hinüber.“

Er rückte ſich den ſtärkſten Stuhl zurecht an der Stahltafel und hieß die Beiden zu ſich ſetzen.

„Mutter!“ fuhr der rieſige Waldhorniſt fort, „ich habe bei meiner Fahrt an mich und dich gedacht.“

Mit dieſer Rede brachte er unter ſeinem Bärenfelle einen mächtigen Torniſter hervor und fuhr wohlgelaunt fort, während er auspackte: „Hier iſt ein Fäßchen Jamaika-Rum, aus der Nordſee eben aufgefiſcht — und hier ein geräuchertes Schwein und eingepökelte Gänſe aus Mecklenburg. Punctum!

„Nun, Altmutter! mache auch ein Feuer und koche einen braven Punſch! Zucker wird der Afrikaner noch hier haben.“

„Biſt du doch immer der alte, luſtige Knabe,“ verſetzte die Greiſin, — „wie vor tauſend Jahren, ſo heute.“

„Nun, Jungherr!“ ſprach der muntere Nordmann zu Georg, „was machſt du ſo große Augen? — Dir kommt es wohl hier oben etwas wunderlich vor? Tauſend Donner! ich will nicht glauben, daß du ſo ein geheimer Schnüffelhund biſt, ſonſt wollte ich —; doch nein!“ fuhr er, ſich begütigend, fort, „ein ſolches ehrliches Geſicht gehört nur einem braven Jungen an. Nimm mir es nicht übel, aber neugierig wäre ich doch, zu wiſſen, was du hier bei der alten Mutter zu ſchaffen haſt?“ —

„Ich ſuche das Land der Aquilina — die allſchöne Fee, welcher ich mich geweiht habe!“ verſetzte Georg.

„Zu ihr willſt du?“ entgegnete der Nordmann; „es iſt ſchon lange her, daß ich ſie nicht geſehen habe! Aber minneſt du ſie ſo recht treu von ganzer Seele, ſo muß es dir gelingen, die Braut dir zu erſtreiten; denn echtem, frommem Minnethume iſt das Unglaubliche möglich. — Ich würde dich gern zu ihr geleiten, wenn mein Weg je zu ihrem Schloſſe führen ſollte.“

Die alte Mutter brachte jetzt zwei große, ſilberne Becher und einen gewaltigen Punſchnapf herbeigetragen. Lieblich duftete das edle Nordlandsgetränk durch das Gemach.

Der Nordmann koſtete, nickte mit dem Kopfe und rief: „Sehr gut! ganz gut! Mutter, ich ſage es ja immer, daß du dich darauf verſtehſt!“ Er ſchenkte ein; dann hob er ſeinen dampfenden Becher und rief:

„Das herrliche Kleinod Europa's, der Brunnen, aus welchem ſich die Zeit verjüngt hat, das Heldenland, das Land der Deutſchen, das immer hochherzig und tapfer, immer unglücklich durch innere Zerſpaltung, mit Ruhm und Blut bedeckt, nun dort liegt, hingeworfen, wie ein edles, aber zerbrochenes Gefäß, dieſes Land eines Volkes, mit dem ich in ſo manche Schlacht gezogen bin, mit dem ich einſt die Welt erſtürmt habe, ſoll von Neuem leben!“ —

Wunderbar bewegt war der Nordmann bei dieſen Worten, Thränen fielen in ſeinen Becher, er leerte ihn haſtig, ſtand auf und ſchritt einige Male heftig auf und ab; dann nahm er ſein mächtiges Waldhorn, öffnete das Thor, und blies hinaus mit ſeinen Donnertönen die Melodie des Liedes: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott.“

Die ganze Halle erbebte; die Wände krachten vor den erſchütternden Tönen. Heftig fiel ihm die alte Mutter in die Arme und rief: „Ich bitte dich, Sohn, laß' ab! ſonſt ſtürzt uns das Stahlhaus über den Kopf zuſammen.“

Der Waldhorniſt ſetzte ab, wandte ſich mit gerührtem und lächelndem Geſicht zurück in die Halle und ſagte wie für ſich: „Ich bin am Ende doch nur ein weichherziger, und dann zuweilen auch ein rauher und toller Narr!“ —

Georg war von den Tönen betäubt zu Boden geſunken. „Junge!“ ſprach der Nordmann, indem er ihn emporrichtete, „deine Vorfahren hatten mehr Mark in ihren Gebeinen!“

„Herr,“ entgegnete Georg, den Händedruck des Recken kräftig erwidernd: „wenn du aber auch einen Windesbraus hineinbläſeſt in das Horn, ſo muß in ſolcher Nähe, wenn ſelbſt Eiſenbalken zerberſten möchten, ein jeder Erdenmenſch betäubt werden. Dieſes Waldhorn muß übrigens ein tüchtiger Meiſter verfertiget haben.“

„Ich habe es mir,“ verſetzte der Recke, „in Neukirchen von Zöbiſch und Schuſter bauen laſſen. Sie arbeiteten über Jahresfriſt daran; ich bin aber nunmehr auch ziemlich damit zufrieden. Das Mundſtück ſitzt mir nur etwas unbequem. Komm', braver Kumpan, und laß' uns noch eins trinken!“ —

„Ich trinke nicht gern Punſch,“ erwiederte Georg.

„Wein, wenn man ihn haben kann,“ entgegnete der Nordmann, „hat freilich ein beſſeres und ächteres Feuer; — aber wenn man von der Kälte draußen herein kommt, ſo iſt auch dieſes Getränke nicht zu verachten. Da, iß etwas Schinken dazu!“ —

„Mutter!“ rief er zur Alten, welche wieder im Buche las, „iſt noch Etwas von Xeres da?“

„Biſt du noch nicht zufrieden, wilder Geſelle?“ erwiderte ſie nicht übelgelaunt, und brachte einen verſchloſſenen Krug und andere Trinkbecher. Der Nordmann ſchenkte ein, es war der trefflichſte alte Xereswein!

Der Nordmann trank ſehr, und ein röthliches Feuer begann in ſeinen Augen zu ſchimmern. Nach einiger Zeit verfiel er aber in ein trübes Nachſinnen. Man merkte es ihm an, daß ein heimliches Leid in ihm ſich regte.

Endlich ſchaute er Georg an mit einem langen, fragenden Blicke, und ſprach nach einer Weile: „Glaubſt du nicht auch, daß der deutſche Adler wieder verjüngt von ſeinem Horſte emporſteigen wird?

„Glaubſt du nicht auch, daß der alte Ritter mit der waffengeſtählten Hand wieder am jungen Freiheitsmorgen in Reihe und Glied in die Weltgeſchichte hineintreten wird? — Empor! empor, Scheinleiche!“ —

So ſchrie der Rieſenſohn und ſchlug mit der Fauſt auf die Tiſchplatte, daß Funken davon hinwegſtoben.

„Kind! Kind!“ rief die alte Mutter vom Herde her, „haſt du wieder deine alte Wuth? Aenderſt doch Nichts! — deine Zeit iſt aus.“

Der Nordmann ſtürzte mit ſeinem ſchweren Haupte nieder auf die ſennigen, übereinander gelegten Arme und ſchwieg.

Georg's Herz blutete. Ein altes Weh — die Vaterlandsliebe überfiel ihn.

Der Nordmann aber hob das trübgewordene Geſicht wieder empor und erzählte in ſcheinbar gleichgültigem Tone: „In den caucaſiſchen Gebirgen ſah ich vor Kurzem zwei mordſchnaubende Wölfe und ein bebendes Schaf in ihrer Mitte. Die Todesangſt ließ das duldende Thier ruhig zwiſchen den Würgern einhertrotten. Es getraute ſich nicht einmal zu blöken. In heimlicher Felſenſchlucht hielten die Wölfe mit Rennen und Treiben ein. Du willſt das Ende von der Fabel wiſſen? — Ach mein Deutſchland! mein Deutſchland!“

„Kind! Kind!“ rief die alte Mutter vom Herde her, „ſei ruhig! Was geſchehen ſoll, geſchieht. Fiel doch auch der hörnerne Siegfried am Brunnen und konnteſt den Mordſtich nicht aufhalten.“

Der Nordmann ſchwieg, aber in ſeiner Bruſt arbeitete es hörbar.

„Trink' Söhnchen!“ ermunterte die alte Mutter, „und erzähle von anderen Geſchichten — Etwas von der Hunnenſchlacht bei Merſeburg.“

Seine Augen blitzten in ſchlachtluſtigem Feuer. Der wilde Sohn ſetzte ſich aufrecht empor und ballte die Fauſt. Er trank und erzählte, trank wieder und ſagte von Heinrich dem Finkler und ſeinen Mannen! —

Aber auch Georg trank und erzählte, und ſang alte Lieder.

„Bruder,“ ſprach endlich der Nordmann, „ſchildere mir einmal, was die Leute, welche von der Nordſee bis zum Rheine wohnen, dazu ſagen, daß ihre Herrlichkeit ſo ganz dahin iſt, aber gleichnißweiſe, wie die Väter zu ſagen gewohnt waren.“

Georg ſann und ſprach in gemeſſenem Tone:

„Es ſteht ſchlimm mit alten Leuten.
Wo biſt du, mein Eduard?
Wo biſt du, mein trauter Uli?
Ich ſitz' hier ſo ganz allein,
Meine Augen ſind erblindet,
Sehe nicht, ob's Tag, ob's Nacht iſt.
Es ſteht arg mit alten Leuten.
Taucht nicht eine fremde Hand
Meine in das heil'ge Waſſer,
So ſteh' in geweihter Kirche
Ungeweihet ich allein.
Eduard, ſtelle dich zur Rechten,
Uli, ſtell' dich mir zur Linken!
Höret mich, Ihr theuren Söhne!
Immer ärger wird die Welt,
Und das alte Heil geht unter.
Theure Söhne, liebe Kinder!

Herzlich ſehn' ich mich zu ſcheiden.
Habe mich in dieſen Tagen
Bitterlich und hart betrübt.
Ihr ſchweigt ſtille?
Es hat mich zu Tod gefreſſen
Hier in meiner alten Bruſt,
Daß das alte deutſche Reich
Iſt zerſchnitten, wie ein Band,
Iſt zerbrochen, wie ein Stab.
Es ſteht arg mit alten Leuten,
Haben wunderliche Grillen.
Uli, knie' zu meiner Rechten,
Eduard zu meiner Linken.
Draußen iſt der Lenz gegangen,
Herbſtwind fähret durch die Bäume
Und ſagt an die Sterbezeit.
Warum weint Ihr?
O, vergönnt mir doch den Schlaf
Und die kühle, liebe Ruhe.
Geb' dir Gott, mein herzig' Kind,
Eduard, Eduard, viele Gnade!
Du biſt ſanft, wie eine Taube,
Ein unſchuldig reines Lamm;
Gebe Gott dir allen Segen!
Du warſt mir in meinem Alter
Eine Blume aus dem Frühling;
Gott beſcheer' dir ſchöne Tage,
Beſſ're Zeiten, als die meinen.
Und mein Uli? Weine nicht,
Du viel kecker Herzensknabe,
Du viel wack'rer, junger Held!
Du warſt mir ein ſtarker Stab
In den ſchwachen, alten Tagen;
Gott geb' dir ſein größtes Heil —
Auf dem Blachfeld ſchönen Tod! —
  Alſo ſprach der alte Held,
  Neigt' das Haupt nur ein klein wenig,
  Und der wack're Degen war
  Heimgegangen zu den Vätern.“

Der Nordmann war während dieſer Erzählung bald aufgeſtanden, bald hatte er ſich wieder geſetzt, aber immer ſchaute er unverwandten Blicks Georg an. Als aber dieſer mit dieſer Kunde zu Ende gekommen war, rief er: „Es klang in dieſer Weiſe etwas Fremdes an, aber wenn Allen da drunten es alſo um das Herz iſt, ſo will ich mich beſſerer Zeiten getröſten.“

Auf einmal hörte man jetzt vor dem Saale ein Roß hell aufwiehern.

„Ah, mein Nebelroß will weiter!“ ſagte der Nordmann, wickelte ſich in ſein Bärenfell, ergriff das Waldhorn, ſchüttelte Georg die Hand und ſprach: „Fahre wohl! — Ich werde mich noch oft an dich erinnern!“ —

„Lebe wohl, Mutter!“ rief er dem Weibe, welches im Buche las, noch unter der Thüre zu. Es hob den Kopf empor, und rief ihm nach: „Kind! Kind! nicht zu wild, und ſchone mir die Schiffe und die Häuſer!“ —

Aber noch ehe die Alte ihre Warnung beendet hatte, hörte man ihn ſchon draußen auf ſeinem ſchnaubenden Roſſe hinüberreiten. Das Waldhorn begann wiederum zu klingen, und aus der Ferne tönten noch lange allmälig verhallend die heimlichen Donnerklänge herüber.

In der wunderbarſten Stimmung befand ſich nun Georg wiederum mit der alten Einſiedlerin allein.

Wie ſo unerklärlich hatte ſich bis jetzt ſein Schickſal entwickelt; und dennoch hatte er immer noch kein Weſen gefunden, welches ihm ſichere Kunde von dem Lande der Herrlichen hätte geben können! —

Ermüdet ſaß er an der Tafel. Er legte ſein müdes Haupt auf ſeine Arme. Liebliche Traumbilder gaukelten vor ſeinen Sinnen, bis ihn ein recht wohlthuender Schlaf umfing.

Drittes Capitel.

Eine kurze Zeit erſt mochte Georg geſchlafen haben, als ein ſonderbares Klingen, welches die ganze Luft ſelbſt im Saale in zitternde Bewegung brachte, ſich zu ſeinem Ohre ſtahl und ihn aufweckte.

Er horchte auf. Auf ihn her drang ein herzentzückendes Tönen in langgezogenen, anſchwellenden Accorden ſo wunderlieblich, als ſängen aus der Ferne herüber in unermeßlichen Wonnen die Chöre der Engelſchaaren. Es war ihm, als müßte die ganze Welt vor Entzücken vergehen.

Wie ſo alle dieſe Harmonieen bald faſt unhörbar in den leiſeſten Tönen nur zu flüſtern ſchienen, bald aber wieder aufquollen zu den höchſten Jubellauten, wollte ſein Herz vor dieſen geheimnißvollen Geiſterſtimmen brechen. Ihm war es, als müſſe er nun auf ewig hinüberſchlummern in dieſe ſelige Tonwelt.

Er ſprang auf, breitete ſeine Arme aus, und rief außer ſich: „Ich komme ſchon! ich komme!“ Die Einſiedlerin aber erhob ſich und rief ihm zu: „Laß' dich nicht täuſchen; es iſt nur die Windharfe des Meiſter Oſt, welcher über das Meer herüberzieht. Er wird bald ſelbſt hier ſein.“ —

Kaum hatte ſie noch ausgeſprochen, ſo trat ein hoher Mann in blauem, morgenländiſchem Gewande, eine goldſtrahlende Harfe unter dem Arme, zum Thore herein in die Halle.

Auf ſeiner hohen Stirne ſchien ein heller Stern zu ſtrahlen. Eine eigene Klarheit und Ruhe goß ſich über ſein edles Antlitz. In großen Locken fiel ſein Haupthaar um den Nacken und ein ſchöner, brauner Bart auf ſeine Bruſt herab.

„Ich habe dich zeither jeden Morgen erwartet,“ ſprach die Greiſin; „ſchon neun Tage lang biſt du nicht gekommen!“

„Ich ging langſamer, als gewöhnlich,“ verſetzte der Harfner, „über die Erde. Der Jammer, welchen ich, wie eine düſtere Decke, wie eine ſternenloſe Nacht, über die arme Menſchheit gebreitet ſah, machte mein Herz ſo ſchwer, daß ich kaum weiter vorwärts gehen konnte. Nur langſam ſchlich ich über die Berge und Thäler herüber, und ſo habe ich Zeit gehabt, manche glühende Stirne zu kühlen! — Du haſt unterdeſſen einen Fremdling bei dir aufgenommen — einen Sterblichen?“ —

Die Sibylle antwortete: „Der alte Traum und Wandergeiſt läßt nimmermehr von den Deutſchen ganz ab. Dieſer hier will in's Land der Aquilina, und bei uns [illegible] den Weg dahin nachfragen.“

„Aquilina? die ewige Muſa der Genien unter den Menſchen?“ erwiderte der Harfner. „Erſt geſtern zog ich an ihrem Schloſſe vorüber. Gern wollte ich ihn dahin geleiten, wenn es mir geſtattet wäre, auf demſelben Wege heimzukehren. Warte doch, junger Träumer!“ ſprach er zu Georg gewendet, „bis der Sirocco hier anlangt. Der führt dich, wenn der Launige ſonſt mag, geradewegs hin; denn dem magnetiſchen Gegenpole zunächſt wohnt die Herrliche!“

„Wie danke ich dir, Meiſter, für dieſe Nachricht!“ rief Georg. „Du belebſt mit deiner Kunde von Neuem meinen ſterbenden Geiſt.“

„Aber — du ſehnendes, ſchmachtendes Menſchenkind!“ verſetzte der Harfner, „viele kräftige Geiſter wagten den hohen Gang zu ihr; aber faſt nicht Einer hat die Prüfungen des Erdenlebens, welche bei jedem Schritte nach Vorwärts den Strebenden umlagern, alſo beſtanden, daß er ſeinen ſterblichen Theil, den Leib, zugleich mit in die Unſterblichkeit hinüberflüchtete. Wie ſo Viele ſanken matt und verzweifelnd vor der vermehrten Laſt, welche ſich über ihrem Haupte emporhäufte, in die Kniee! Gehört noch irgend dein Weſen dem Irdiſchen an, ſo wirſt du vergeblich dich abmühen, zu ihrer Herrlichkeit einzugehen; denn nur ungern läßt der Erdgeiſt vom Genius ab und tauſendfältig ſind ſeine Lockungen! —

„Komm', Freund, und laß' uns vor der Halle im bleichen Blumengarten ein wenig luſtwandeln." Er nahm ſeine Harfe und ging mit dem träumenden Jünglinge hinaus.

All' die Blätterblumen, all' die Fächerbäume neigten ſich vor dem Meiſter, in deſſen Harfe leiſe Stimmen zu ſingen begannen.

„Seit all' den Jahrtauſenden, daß ich über die Erde hinwandle," ſprach der Harfner, „bemerke ich dennoch, wie durch die Nacht des Irrthums der Geiſt der Menſchheit ſich immermehr zur Klarheit des Selbſtbewußtſeins trotz allem Kummer, den Aengſten und Thränen emporringt! Nur auf kurze Zeit möchte ich manchmal an mir ſelbſt und an dem Treiben und zielloſen Thun der Menſchheit irre werden. Wie ſo groß und herrlich iſt es aber, die Unendlichkeit zu denken! — Wie nun die ganze große Seele der Menſchheit nur Ein Selbſtbewußtſein endlich werden muß, ſo wird ſie, ſo muß ſie auch, ewiger Freiheit immer mehr hingenähert, immer weiter emporringen, bis ſo endlich die ganze Schöpfung, Geiſtgeworden, ſich mit dem Urgeiſte einigend in unverwechſlicher Seligkeit des allerhöchſten Bewußtſeins in nie geſagter, nie ausgedachter Glorie auftauchen kann! — Wie iſt die allerhöchſte Wahrheit ſo herzdurchzückend und allbeſeligend!" —

So gingen die Beiden, wie Lehrer und Schüler, zuſammen. Dieſe Rede aber war für Georg wie eine Freundin, welche er früher oft aus der Ferne wieder erblickt und nur erſt jetzt mit aller ihrer Innigkeit vor ſich ſtehen ſah. Dennoch konnte er nicht ſagen, ob er ſich wohl oder wehe von ihr berührt fand: denn des Menſchen Herz bleibt ein ewiges Räthſel! —

„Es wird Zeit, daß ich ſcheide!" ſprach endlich der Harfner zu Georg. Seine Augen fingen ſonnig an zu leuchten und ſein Gewand ſich in Luft und Blau zu verwandeln.

Er reichte dem ſtaunenden Georg die Hand zum Abſchiede und ſprach: „Ich ſehe dich einſt wieder."

Jetzt erhob er die ſtrahlende Harfe, die Luft ſauſte hinein, ein geheimnißvoller Strom von Tönen drang mächtig hallend hervor.

Eine lichte Silberwolke ſchien den Tonmeiſter emporzuheben und hinwegzunehmen.

Noch aus der Ferne her glaubte Georg ſein leuchtendes Geſicht mit den großen, dunkelblauen Augen ſich zugewendet zu ſehen. Er ſtarrte lange nach, bis ihm der letzte Schimmer dieſer Geſtalt und das letzte, ſchwache Tönen der Harfe verſchwand.

Alles, was er vom Meiſter aus Oſten vernommen hatte, bei ſich erwägend, glaubte er Himmel und Erde ſich auf einmal näher gerückt, und fühlte über ſich eine unnennbare Ruhe kommen.

In dieſer Stimmung kehrte er zur Halle zurück.

Viertes Capitel.

Unter dem ſchimmernden Thore ſtand Georg vor der Greiſin. Sie erzählte ihm von vielen Wundern und dem geheimen Walten der Kräfte in der Erde und von allerlei Weisheit unter dem Himmel. Georg war ganz in ihre Worte verſunken, auf einmal rief es neben ihnen: „Evviva Gesù!“

Georg ſah ſich erſchrocken um, und ein langer, hagerer Mann in ſchwarzem Talare, mit einem eckigen Geſichte, das in Aſchgrau und Gelb widerlich wechſelte und mit blitzenden Augen Georg muſterte, ſtand lächelnd und in gebückter Stellung hier.

„Ich habe dich, Georg Venlot!“ begann dieſer zu ſprechen, „ſchon zu verſchiedenen Malen geſehen: einmal in Unteritalien in gefährlicher, dann in Berlin in langweiliger und früherhin als einen Knaben auf einem Dorfkirchthurme in gar feiner Geſellſchaft.“

„Da du,“ entgegnete Georg, „mich und mein Schickſal zu kennen ſcheinſt, ſo darf ich dich gewiß bitten, mir den Weg dahin zu zeigen, wo Sie, wo Aquilina wohnt.“

Wie eine Natter, hob er ſeinen Kopf mit röthlich ſchillernden Augen empor und ſprach: „Wenn du dich getrauteſt, mit mir gleichen Schritt zu halten, ſo kannſt du mir Geſellſchaft leiſten. Bis vor die Schwelle ihres Schloſſes geht mein Gebiet, und bis dahin möchte ich dieſes Mal mich wohl ergehen. Morgen gegen Abend dürften wir dort anlangen. Allein ich mache etwas weite Schritte und unterwegs mag ich mich nicht gern aufhalten. Daher laſſe ich dir die Art und Weiſe, wie du mit mir fortkommen willſt, ganz anheim geſtellt.“ Sein Geſicht zog ſich wohlrend dieſer Worte zu tauſend Fältchen zuſammen, wie das einer Schildkröte.

Georg wußte ſich vor Freude kaum zu faſſen. Das dunkelgrauſige Angeſicht des Sirocco ſchien ſich ihm gleich einem zur Roſe aufblühenden Diſtelkopfe zu verklären, indem er in die Täuſchung eines Kindes verfiel, welches die Schlange für einen bunten, lebendigen Ring und bewegliches Spielwerk zu halten geneigt iſt.

Sie waren während dieſer Unterhaltung in den Saal hineingetreten. Finſter zog ſich Sirocco in einen Winkel zurück, brachte eine Flöte heraus, ſchraubte ſie zuſammen und fing an zu blaſen in hirnverwirrenden Melodieen ſo ſchwermuthſchaurig und dann wieder ſo ſchneidend hell, wie im Höllentriumphe.

Jetzt bebten die Töne, wie zum Reihentanz der Elfenkinder. Die grünen Tage ferner Zeiten ſchmachteten zu Georg herüber und flehten ihn wimmernd an: „Uns nicht verlaſſen! uns nicht verlaſſen! komme wieder zu uns herunter, wieder zu unſeren Quellen, Thälern und Bergen, zu den rauſchenden Tannenzweigen!“ Lachende Nixen mit funkelnden, blauen Augen und mit brennend wunden Lippen ſchauten ſehnſüchtig und weich in ſein Geſicht, weinten vor Schmerz und Wolluſt und lachten und kicherten dann wieder, wie liebeswahnſinnig, in den Tönen der Höllenflöte empor.

All' die Fluren, welche ihn einſt entzückt mit ihren blühenden Apfelbäumen und ſummenden Bienen, alle die Kornfelder, im Blüthenrauche duftend, mit ihren blauen Blumenſternen, alle die im Silberthaue und Morgenrothe ſchwimmenden Wieſen des Lenzes mit ihren rieſelnden Quellen und Bächen, zauberte der Klang der Zauberflöte zu ihm heran. Weiße, zarte Hände ſchienen heraufzulangen und träumeriſch bittende Augen zu ihm emporzublicken.

Nach einer Weile ſteckte Sirocco ruhig ſeine Flöte wieder ein. Die Einſiedlerin fragte ihn, ob er Himbeerſaft oder Limonade wünſche?

„Bereite mir eine tüchtige Limonade zu,“ erwiederte er, „denn ich bin matt und mich dürſtet ſehr.“ Die Alte beſorgte den Trank.

„Wie iſt dir, Venlot?“ fragte er dieſen mit ſpähenden Augen. „Wie Einem,“ verſetzte Georg, „der gern ſchlafen möchte; übrigens biſt du der wackerſte Flötenſpieler, den ich je gehört habe.“

„So?“ meinte Sirocco; „wie die Welt doch klug wird! ſonſt wurde Alles raſend vor dem Klange meiner Flöte, ja! ſelbſt Ratten und Mäuſe ſprangen tanzend hinterdrein — jetzt aber findet man die Sache erträglich und Schlaf und Verdauung befördernd! Die Menſchheit wird immer langweiliger, trocken, wie ein Hauskalender, unbehaglich, wie ein Nebelſchauer, und klug, wie eine Rechenmaſchine, oder ich bin ſelbſt nur noch ein abgetragener und verſchoſſener Komödiant!“

Er rührte mißmuthig mit einem hölzernen Löffel das mit Zitronenſaft und Zucker verſetzte Waſſer und ſchlürfte in kurzen, koſtenden Zügen den kühlen Trank.

Als ſich endlich Georg ſchlaftrunken zur Ruhe begeben wollte, kicherte er: „Lege dich immer nieder, gefühlvoller Reiſegefährte! Wenn es Zeit zur Abreiſe ſein wird, will ich dich ermuntern.“

Fünftes Capitel.

Noch lag Georg im ſanften Schlafe, als ihn Sirocco aufweckte. Erſchrocken ſchlug er die Augen auf. Sirocco ſtand vor ihm ganz verändert.

Mit einem feinen, ſchwarzen Fracke, weißer Weſte, grauſeidenen Beinkleidern, weißen Strümpfen und Schnallenſchuhen war er zierlich angethan. Seine ſchneeweißen, langfingrigen Hände ſaßen in feinen Manſchettenneſtern. Gleich einer geöffneten Muſchel ſtanden zwei Buſenſtreiſe mit einem goldenen, durchſtochenen Herzen auf ſeiner Bruſt. Das Krötengrau ſeines Geſichts kroch unter angeſchminkten Roſen hin, während ſein Haupthaar im angepuderten Blüthenweiß ſtand.

Georg ſah ihn betroffen an. „Es wird Zeit, daß wir uns aufmachen, denn der Weg iſt weit!“ ſprach Sirocco. — „Was ſtarrſt du mich ſo an? Habe ich doch nur meine Wetterhoſen an! —

„Ade! liebes Mütterchen,“ ſprach er flüſternd zur leſenden Sibylle, „und vergiß mich nicht!“ —

„Gehe nur! Gehe nur! — und führe deinen Gefährten ſicher zum Ziele ſeiner Wallfahrt!“ —

Auch Georg nahte ſich ihr.

„Erhabene, mächtige, weiſe Mutter,“ ſprach er, „zürne nicht dem armen Menſchen, welcher in das Allerheiligſte deiner Wohnung drang, von dem Sporn ſeiner Sehnſucht getrieben! — In Dank und Demuth beugt ſich mein Herz vor dir.“

Gleich einer weißen Regenſäule ſtand die Rieſin vor ihm emporgerichtet und ſprach: „Du biſt fromm und kühn und dein Stern will dir wohl! — Hochbegnadigt biſt du vor vielen Menſchengeiſtern. Hüte dich vor dem Hochmuthe, der ſich ſelbſt genug iſt, denn der Sturz und das Elend treten ihm nach! — Reiſe glücklich!“

Das Thor ſtand weit offen, ſo daß man in die unermeßlichſte Ferne ſehen konnte.

„Kind! nun ſtrecke deine Füße aus und hüpfe mir nach!“ ſprach mit heiſerem, höhniſchem Lachen Sirocco zu Georg: „ſiehſt du dort fern, fernhin das weiße Wölkchen?“

„Wohl!“

„Es iſt eine Bergſpitze! Dort triffſt du mich!“ Und mit einem Schwarme Raben, welcher ihm kreiſchend hinterdrein flog, fuhr Sirocco dahin über Berg und Thal.

Von ſich warf jetzt Georg ſeine Ueberſchuhe, that den Mantel um und ſchritt auf das bezeichnete Gebirge zu. Bald hörte er vor ſich die Flöte des Sirocco ſchreckhaft gellen und doch wieder ſo lieblich und lockend, daß ihm thränenweich zu Sinn wurde.

Die Flüſſe und Seen zerriſſen vor freudigem Erſchrecken bei dieſen Klängen ihre eiſigen Gewänder und goſſen ihre Fluthen toſend über die lauſchenden Auen. Die fröhlichen Waſſergeiſter tanzten kreiſelartig in langen Nebelmänteln durch die Thäler. Die ganze Natur riß wiedererwachend das weiße Leichentuch von ihrem Geſichte und blickte mit froherſtaunten Augen empor.

Aber alles dieſes Tönen, Ringen, Jammern und Jubeln wurde endlich nur eine weiche, traurige Stimme, welche Georg nachrief: „Du willſt nicht bei mir bleiben, und habe es doch ſo gut mit dir gemeint? Böſer Knabe, ſo gut mit dir gemeint!“

Oben auf dem bezeichneten Berge angelangt, ſetzte er ſich hin auf ein Felſenſtück und ſchaute ſchwermuthsvoll und traumſelig dem einherwandelnden Flötenſpieler entgegen.

„Wo ſteckſt du denn? Venlot! Venlot!“ rief es herüber zu ihm. „Ha! Ha! alberner Geſelle, wo biſt du denn?“

„Hie da!“ rief er hinunter.

„Du?“

„Hie da!“ Georg that ſeinen Mantel von ſich und Sirocco ſprang herauf zu ihm.

„Was biſt du für ein wunderbarer Menſch!“ rief er erſchöpft. „Was iſt das, daß du ſchneller laufen kannſt, als ich? Was iſt das, daß du neben mir und vor mir einherwandelſt, ohne daß ich dich ſehe? — Siehſt du dort die ferne Bergſpitze? Dort triffſt du mich wieder.“

Sirocco zog mit dieſen Worten ſchnell vorüber. Georg that wieder ſeinen Mantel um und ſchritt auf das bezeichnete Gebirge zu

Bald hatte er den wunderlichen Flötenſpieler, welcher rings um ſich her aus dem Boden Schneeglöckchen und Veilchen und aus den ſtarren Bäumen ſchwellende Knoſpen lockte, mit ſeinen Siebenmeilenſtiefeln wieder eingeholt. Blaue Blitze ziſchten und kniſterten über das Geſicht des Erdfahlen, und im furchtbaren Farbenprisma glommen ſeine Augen.

Georg hatte ihn endlich weit hinter ſich zurückgelaſſen. Auf dem jenſeitigen Gebirgsgipfel angelangt, ſah er ſeinen Reiſegefährten in einer Wetterwolke, aus deren Mitte ſein graues Geſicht hervorſtach, flüchtig herüberkommen.

„Venlot! Venlot! wo biſt du?“ rief es grollend.

„Hie da!“

„Voraus? Wohl!“

Georg öffnete den Mantel und Sirocco ſtand vor ihm mit ſeiner Flöte. Er rief: „Ich muß es dir laſſen, laufen kannſt du auf eine merkwürdige Weiſe. Du könnteſt von London einen eben aus dem Tiegel gehobenen Pudding noch ſo heiß nach Peking bringen, daß der erſte, beſte Chineſe ſich den Mund daran verbrennen könnte. Ich wünſchte, du bliebſt im Thale der Erde, dem du angehörſt! Hörſt du nicht den Weheruf, der aus der Bruſt deiner Mutter ſchallt? Unten auf Ceylon ſitzt ſie und weint und ſchluchzt ohne Unterlaß. Bleibe bei ihr und lege dich wieder an ihr bewegtes Herz. Wie ich eben herüberging, ſagte ſie mir in das Ohr, in Schmerzen vergehend, wie du ihr Liebling vor Allen biſt. Sie will dich wiegen und herzen dein Lebelang in ihren Armen und tränken mit ihrer ſüßeſten Milch! — Doch mich bannt dein Ring, den du am Finger trägſt, dir zu dienen! Entſcheide!“

„Zeige mir Aquilina's Behauſung!“ ſprach Georg entſchloſſen. „O, was wird dies für Lärm geben,“ erwiderte Sirocco, „wenn du ſo mit zwei fleiſchlichen Füßen dort in die poetiſche Geſellſchaft hineinſpringſt! Blicke auf! Siehſt du in der Ferne den Nebelpunkt? Laß' uns einmal dorthin um die Wette laufen!“

Mit dieſen Worten war der Schnelle auf und davon, Georg, in ſeinen Mantel gewickelt, ihm nach.

„Wo ſteckſt du?“ rief Sirocco, hinter ſich ſehend. „Hie da!“ antwortete auf der entgegengeſetzten Seite Georg. „Das verſtehe ich nicht!“ murmelte der Düſtere vor ſich hin und ſchritt langſam herüber.

Wie er bei Georg angekommen war, ſprach er ermattet: „Nun iſt es mir unmöglich, weiter mit dir zu gehen; drei Tage lang muß ich hier im Sonnenſcheine liegen, bis ich mich wieder erhole. Erblickſt du nach Nordoſt hin den weißen Glanz? Es iſt Aquilina's Wunderſchloß. Ich aber will noch aus der Ferne dir mein ſchönſtes Flötenſtück nachblaſen."

„Ich danke dir, Sirocco!" rief in bebender Freude Georg und flog, in ſeinem Nebelmantel verborgen, auf das leuchtende Kryſtallſchloß zu.

Sechstes Capitel.

Das lockende Flötengetön durchzuckte Georg's Nerven mit allen Wonneſchauern der Erde. Farbigglänzende Ringe und Schlingen ſchien es um ſeine Füße zu werfen; eine ſchreckliche Gewalt ihn zurückzuziehen. Ein wildes, verzehrendes Leid warf ihn zu Boden. Er raffte ſich wieder empor.

Ueber ihm ſchwebte fortwährend eine Lerche mit ängſtlichem, ſchmerzentzücktem Frühlingsgeſange. Todesſchweiß träufte von ſeiner Stirne. In unendlicher Angſt erreichte er endlich das Bereich des Schloſſes.

Zitronenvögel und tauſend andere bunte Schmetterlinge gaukelten vor ihm einher. Himmelhohe Roſenlauben blühten in Lenz und Wonne ihm entgegen. Er that von ſich die Zauberſtiefel und betrat mit entblößten Füßen das heilige Land ſeiner Sehnſucht. Inbrünſtig weinend warf er ſich nieder und küßte den Boden dieſer ſeiner ewigen Heimath.

Unerkannt ſchritt er in ſeinem Nebelmantel durch all' die tönenden Hallen in die Wohnung der Herrlichkeit und Seligkeit.

Nachdem er durch mehrere Gemächer gegangen war, ſah er endlich auf einem goldſtrahlenden Seſſelthrone die Heißerſehnte ſitzen. Im ſternengeſtickten, blauen Schleiergewande, mit blutglühendem Roſenkranze, um welchen Nachtigallenklänge zu zittern ſchienen, das milde Haupt bekränzt, war ſie wunderherrlich zu ſchauen! Unausſprechlich fühlte er ſich vor den Wonnen ihres Anblickes in Wohl und Wehe beklemmt; denn, ach! vor ihm ſaß dennoch nur die verklärte Lina, und doch Aquilina ſelbſt in ewiger Urſchöne. Er wagte es noch nicht, den Nebelmantel von ſich zu thun.

Mehrere himmliſche Jungfrauen, welche ihr dienten, ſtanden umher. Die Eine von ihnen ſprach zu Aquilina: „Du biſt immer noch traurig? Warum gingſt du auch hinunter in die trüben Thäler?“

„Ich werde immer trauern müſſen!“ ſprach im verhallenden Flötentone ihr purpurleuchtender Mund. „Ob er mich gleich durch ſeinen Wortbruch zum Erdenleben hinabgebannt hat, daß ich, meines Selbſtes unbewußt, von Neuem für ihn menſch[illegible]hlen und leiden mußte, wenn er endlich in arger [illegible]dung mein liebendes Herz gebrochen, und mich dem [illegible]chentode hingegeben hat, ſo muß ich ihn dennoch, d[illegible] ewig lieben.“

Ohne daß ſie es merkte, war zu ihrer Seite Georg in die Kniee geſunken und badete ſein Auge in Thränen.

Eine Jungfrau brachte jetzt eine mächtige, durchſichtig goldene Weintraube herein. „Herrin!“ ſprach ſie, „die kleinen Feuergenien haben mit ihren diamantenen Eimerlein die Beeren übervoll vom flüſſigen Feuer gegoſſen; ich mußte ſie brechen, ſollte nicht der köſtliche Saft verderben.“

„O, wehe mir!“ rief Aquilina, „ſo iſt die Traube, nachdem ſie Jahrhunderte lang gereift hat, dennoch nicht zum neuen Unſterblichkeitstranke für ihn, den Einzigen beſtimmt? So wird ein anderes Jahrhundert zu ſchmerzlichem Sehnen beginnen.“ Georg's Gedanken vergingen in Entzücken und Wehmuth.

Während Aquilina in einen Kelch, welchen eine rothglühende Schlange aus Karfunkeln umſchloß, den Saft der Traube hineindrückte, ließ Georg den Ring, welchen er einſt von ihr erhalten hatte, vor ihren Füßen hinkreiſeln.

„Ach!“ rief ſie, „er giebt mir das Zeichen, daß er von Neuem als Menſch ſterben muß.“ Sie ſtellte den Becher neben ſich und weinte bitterlich.

Georg, noch immer in ſeinen Nebelmantel verhüllt, nahm den Becher, trank ihn aus und ſetzte ihn umgeſtürzt an ſeine Stelle. Er fühlte eine Gotteskraft durch Seele und Leib beben.

Die Jungfrauen waren vor dem leeren Becher erſchrocken zurückgebebt und hatten ſich in ihre Schleier gehüllt.

„Laßt mich jetzt allein mit meinem Leide!“ jammerte Aquilina. „Wann wird nun je die Stunde meines Heils nahen?“

Die Jungfrauen verließen die trauernde Herrin. Auf die Lehne des Thronſeſſels den elfenbeinglänzenden Arm geſtützt, ſaß ſie, das edle Haupt mit verſchloſſenen Augen zu ſchmerzlichen Träumen geneigt.

Der entzückte Jüngling ſchlug ſeinen Arm um ihren Nacken und küßte ihren lieblichen Mund. Sie fuhr erſchrocken empor, aber er hatte ſich wieder verhüllt. „O, wie ich träume!“ flüſterte ſie, neigte wiederum ihr Haupt und ſchien die Augen zu ſchließen. Indem ſie aber heimlich durch die langen Wimpern vorblickte, bemerkte ſie, wie der Geliebte den Mantel zurückſchlug, lieblich, liebend und ſichtbar vor ihr ſtand, den Arm um ſie legte und wiederum ſeinen Mund zum verrätheriſchen Kuſſe neigte.

Schnell ſchlang ſie ihre Arme um ſeinen Leib und rief: „Georg, wie ſchlimm haſt du gethan! Georg, in unſterblicher Jugend und Liebe biſt du mein!“

Der Nebelmantel war zu Boden gefallen und die zwei göttlichen Geſtalten umfingen ſich im Entzücken ewiger Liebeswonnen.

Um ſie herum kreiſte in Orgeldonnertönen und mit ſiebenfarbig zuckenden Blitzſtrahlen das Weltall.

Druckfehler-Verzeichniß.

I. Band.

S. 276 Zeile 3 v. O. lies tragen ſtatt trugen.

III. Band.

S. 122 Vers 8 v. U. lies dein ſtatt mein.
S. 138 Vers 5 v. U. lies dir ſtatt die.
S. 139 Vers 4 v. U. lies Hacht ſtatt Hecht.
S. 149 Vers 7 v. O. lies birgt ſtatt bringt.
S. 158 Zeile 4 v. O. lies Szabolts ſtatt Zoltan.
S. 170 Vers 4 v. U. lies Merſeburg ſtatt Magdeburg.
S. 188 Vers 13 v. U. lies von ſich! ſtatt von ſich?
S. 198 Vers 8 v. U. lies es ſtatt es es.
S. 215 Vers 8 v. O. lies Zeugen ſtatt Zeuge.
S. 274 Vers 9 v. O. lies Scherz ſtatt Schmerz.
S. 286 Zeile 12 v. O. lies Marzo ſtatt Marco,
ebenſo S. 290 Vers 5 v. U.

IV. Band.

S. 89 Vers 7 v. U. lies mit ſtatt mich.
S. 91 Vers 4 v. U. lies ſpröd' ſtatt ſpät.
S. 131 Vers 8 v. U. lies ſeinen ſtatt ihren.
S. 193 Vers 2 v. U. lies vorüber! ſtatt vorüber?
S. 206 Vers 11 v. U. lies Mars ſtatt Mark.
S. 398 Vers 2 v. U. lies dafür ſtatt dafür dafür.

VI. Band.

S. 260 Zeile 1 v. O. lies Saphir ſtatt Sapphir.

VII. Band.

S. 63 Zeile 8 v. U. lies Ivenhof ſtatt Ivenſtein.

S. 353 Zeile 5 v. U. lies herumfuhr ſtatt hinausfuhr.

VIII. Band.

S. 60 Zeile 3 v. O. lies an ſtatt von.

S. 82 Zeile 8 v. O. lies Weiterentwickelung ſtatt Meiſterentwickelung.

S. 85 Zeile 3 v. O. iſt zwiſchen dabei und eine einzuſchieben: unſern davon ſteht

S. 162 Zeile 15 v. O. lies Paroxismus ſtatt Patriotismus.

S. 410 Z. 3 v. O. lies werden ſtatt werde.